HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182 — 365, Literarische Anzeiger Nr. XV — XXVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1845.

Digitized by Google

~~29,179~~
BP362.1 (1845/2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

1876, Oct. 23.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 182. — 1. Juli 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

1. Zünfte, Gewerbefreiheit, gewerbliche Vereine. Im Allgemeinen betrachtet und vergleichsweise zusammengestellt durch O. L. Risch. Berlin, Springer. 1843. Gr. 8. 17½ Ngr.
2. Über Industrialismus und Armuth. Von G. Sueder us. Charlottenburg, Bauer. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Das Fabrik- und Maschinenwesen oder der Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf die physischen, sittlichen, politischen und wirthschaftlichen Zustände des Völkerlebens. Schaffhausen, Brodtmann. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die socialen Interessen fangen allmälig an, auch in Deutschland den politischen den Rang abzulaufen. Was lange verborgen war, worüber man sich lange täuschte, das kann nicht mehr verborgen bleiben, das nimmt ein allgemeines Interesse in Anspruch. Daß auch in Deutschland sich große sociale Gebrechen aufweisen lassen, daß auch in Deutschland eine große Noth, ein künstlich erzeugter Pauperismus stattfindet, darüber braucht jetzt nicht mehr gestritten zu werden, der verzweiflungsvolle Act in Schlesien hat Alle, auch die Widerstrebenden, belehrt, in der Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 28. Oct. 1844 ist die „geistige und leibliche Noth der Hand- und Fabrikarbeiter" anerkannt worden. Zugleich hat die sociale Bewegung in Preußen, welche sich an diese Cabinetsordre knüpfte, an deren Spitze sich der Centralverein stellte und die sich in den Organisationsbestrebungen der verschiedenen Localvereine über ganz Deutschland verbreitete, mannichfache und verschiedenartige Aufklärung darüber verschafft, daß dasselbe Übel, von dem die sociale Ordnung Englands und Frankreichs mächtig bedroht wird, auch in Deutschland um sich gegriffen. Nicht darüber, ob dieses Übel wirklich bei uns vorhanden, nur darüber, ob es in demselben Maße wie in Frankreich und England vorhanden, kann noch gestritten werden. Eine so weitschichtige, räumliche Verbreitung, wie es dieselbe in Frankreich und England gefunden, kann freilich bei uns nicht aufgewiesen werden, es gibt in unserm Vaterlande noch große Landstrecken, wo sich zwar hier und da Armuth, aber nirgend die künstlich erzeugte Armuth, der Pauperismus, erblicken läßt; aber da, wo er, einmal hervorgerufen, das Leben der untern Volksclassen erfaßt, möchte er sich wol in einer ebenso schrecklichen Gestalt wie je in England und Frankreich zeigen. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, würde ein Vergleich zwischen den Nothzuständen französischer oder englischer und deutscher Fabrikdistricte nothwendig sein, wir überlassen indessen Jedem die eigene Prüfung und verweisen auf ein reiches Material für dieselbe, nämlich auf die bekannte Schrift, in welcher Schneer die Lebenszustände der schlesischen Weber schildert. Dabei ist noch besonders zu bemerken, daß Schneer nicht nur nicht auf dem Standpunkte des Communismus, sondern vielmehr auf dem Standpunkte der Regierung steht und daß es also durchaus nicht möglich ist, seinen Schilderungen Extravaganzen und Übertreibungen vorzuwerfen.

Das Hervortreten der Massenarmuth, des Pauperismus, hat die Gesellschaft beunruhigt. Sie wagt es nicht mehr, sich über die Folgen des immer weiter sich verbreitenden Übels zu täuschen. Daß Abhülfe noththut, das fühlt Jeder, die Bureaukratie nicht minder als die Fabrikanten. Über das Wie gehen die Ansichten weit auseinander und ein heftiger Kampf über dasselbe bewegt die Gegenwart. Es ist dieser Bewegung mannichfach der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch nichts Anderes hervorgerufen sei als durch die Furcht, einen privilegirten Besitzzustand aufgeben und einer brutalen Gewalt weichen zu müssen. Im Einzelnen mag dieser Grund mannichfaltig vorhanden sein, der berechtigte Egoismus mag sich einem Egoismus, der Rechte verlangt, entgegensetzen und mit Mißtrauen gegen die Hinterlist kämpfen, der Druck mag den Gegendruck hervorrufen; im Allgemeinen aber läßt es sich nicht verkennen, daß dieser großen Bewegung mehr oder minder das Gefühl oder das Bewußtsein zum Grunde liegt,

Digitized by Google

daß die Gesellschaft für Alles, was sich in ihr entwickelt und was nur in ihr vorgehen mag, eine solidarische Verantwortlichkeit zu tragen hat. Sie erkannte diese solidarische Verantwortlichkeit bereits an, als das Princip der Wohlthätigkeit noch ausgereichen vermochte; unbewußt beanspruchte der Arme es, welcher mit demüthiger Gebehrde am Wege um ein Almosen bat und vielleicht ebenso unbewußt anerkannte Derjenige es, welcher ihm mitleidig eine Gabe zuwandte. Das Mittelalter suchte diese solidarische Verantwortlichkeit durch die Privatwohlthätigkeit im Allgemeinen und in seinem gegliederten Corporationswesen insbesondere anzuerkennen und zu befriedigen. Seitdem seine Gegensätze zusammenschlugen und die Staatsidee immer lebendiger wurde, übernahm der Staat durch die Errichtung seiner Armenanstalten, Krankenhäuser u. s. w. eben dieselbe Verantwortlichkeit. Nachdem nun aber die politische Construction des Staats unzureichend geworden für alle die weitauslaufenden Fluctuationen des Lebens, hat sich der Begriff der „Gesellschaft" und mit dieser Gesellschaft zu gleicher Zeit die solidarische Verantwortlichkeit derselben entwickelt. Bald mehr, bald minder bewußtvoll macht diese solidarische Verantwortlichkeit sich jetzt überall geltend und eben dadurch, daß das Bewußtsein derselben kein Geheimniß der privilegirten Classen geblieben, sondern das Gefühl derselben auch in die untersten Schichten des Volks herabdringt, beginnen die socialen Zustände der Gegenwart einen so drohenden Charakter anzunehmen. Die Masse beansprucht die Rechte, welche der Philanthropismus der Gattung schon lange zuerkannt hat, deren Ausübung der Masse aber immer, zum Vortheil privilegirter Sphären, versagt geblieben. Die Armuth steht dem Reichthume nicht mehr als ein schroffer Zufall gegenüber, die eine wird als die Folge des andern erkannt, die Verwahrlosung, die Entsittlichung wird nicht mehr als die Schuld des Einzelnen betrachtet, sie beruft sich auf Zustände, für welche die ganze Gesellschaft solidarisch eingetreten, und wenn diese Gesellschaft auch noch immer jene alte Criminaljustiz anwendet, welche das Verbrechen ganz und gar dem Einzelindividuum zuschiebt und die Gesellschaft als das absolut Sittliche und Gerechte betrachtet, so haben sich doch in ihrem innern Bunen schon vielfache Bedenken gegen die Gerechtigkeit eines solchen Standpunkts geltend gemacht und das Bewußtsein der solidarischen Verantwortlichkeit des Ganzen für das Einzelne beginnt eine immer breitere und tiefere Ausdehnung zu erhalten. Wenn es sich bei der entsittlichten Masse fürs Erste in der schrecklichen Entblößung geltend macht, mit welcher sie den privilegirten Existenzen ihre elenden Zustände zeigt, darin, daß an die Stelle der Demuth und Bitte theilweise die Frechheit und die ungestüme Foderung getreten, so beweisen auch die privilegirten Existenzen dasselbe Bewußtsein dadurch, daß sie sich bemühen, die furchtbare Verantwortlichkeit, an der sie alle Theil haben, durch die verschiedenartigsten Mittel und Wege zu lindern; und wenn auch die Furcht, in ihren Privilegien durch die Gewalt der Masse gestört zu werden, dieselben zur Eile antreibt, so wird sich doch das eigentliche Motiv für die ganze große sociale Bewegung nur durch ein allgemeines Bewußtsein von der solidarischen Verantwortlichkeit unserer ganzen Gesellschaft für alle ihre besondern Entwicklungen richtig und gründlich erkennen lassen. Freilich haben die privilegirten Existenzen die Beanspruchung einer absoluten Sittlichkeit, den Massen gegenüber, noch immer nicht realiter aufgegeben, sie machen dieselbe noch immer, sei es nun in der Gesetzgebung, sei es in der Criminaljustiz, sei es in der Art und Weise, wie sie die „Massen sittlich heben wollen", geltend, aber daran scheitern sie auch mit ihrem Bemühen, die Frage zu lösen und das Übel zu heben. So stellte sich z. B. der berliner Localverein, während der Centralverein nichts weiter wollte als „durch die Kraft des moralischen Einflusses und die zur Förderung desselben zu treffenden Einrichtungen den sittlichen und wirthschaftlichen Zustand der arbeitenden Classen allmälig heben", von vornherein den radicalen Zweck, „nicht sowol das vorhandene Elend zu beschwichtigen als das Entstehen der Noth zu verhüten". Er mußte also davon überzeugt sein, daß ihm den entsittlichten Massen gegenüber die ganze Kraft der Sittlichkeit zu Gebote stehen würde, und wenn er auch das Princip einer solidarischen Verantwortlichkeit anerkennen mochte, so blieb er doch weit entfernt davon, einzugestehen, daß er ebenso wenig wie die „arbeitenden Classen" eine absolute Sittlichkeit beanspruchen könne. Im Gegentheil, er setzte eine solche in sich voraus und blieb in dieser Täuschung, welche den meisten privilegirten Existenzen innewohnt, fortwährend befangen. Wenn sie auch fühlen, daß der Gesellschaft eine solidarische Verantwortlichkeit obliegt, so mögen sie doch nicht zugeben, daß die Entsittlichung eines Volks nicht auf gewisse Classen beschränkt werden kann, sondern daß sie eben das ganze Volk trifft und sich in allen Lebensäußerungen desselben geltend macht, und wenn sie auch mit der größten Humanität und mit der innigsten Theilnahme die Elendszustände der Masse betrachten, so können sie doch von der Täuschung, daß ihnen eine höhere Sittlichkeit innewohne, nicht zurückkommen. Sie suchen sich der rohen Masse gegenüber fortwährend als die berufenen Repräsentanten der Gattung zu betrachten.

Die solidarische Verantwortlichkeit, welche der Gesellschaft eine so furchtbare Last aufbürdet und ihr die Verderbniß, die Verwahrlosung ganzer Classen aufwälzt, gibt aber zu gleicher Zeit neben ihren Schrecken auch eine große Beruhigung. Nicht unsere Generation trägt die Schuld der Zustände, in denen sie sich bewegen muß, die Anlage zu ihnen war da, ehe Die geboren, welche sie jetzt beherrschen oder jetzt unter ihnen leuchen. Wie sie sich historisch entwickelt haben, so ist ihre radicale Lösung auch der Geschichte zu überlassen. Der Einzelne bekämpft sie vergebens und mit Unrecht werden dem einzelnen, dem besondern Stande, Vorwürfe gemacht, welche nur das Princip treffen können. Die Entsittlichung des Fabrikarbeiters und das Verbrechen, welches vielleicht

Digitized by Google

aus derſelben hervorgeht, iſt zu bedauern, aber Verachtung verdient es nicht. Aber nicht minder einſeitig iſt es, wenn einzelne Fabrikbeſitzer für das Elend verantwortlich gemacht werden, welches der Induſtrialismus hervorbringt. Sind ſie dem Princip deſſelben nicht ebenſo unterthan wie ihre geringſten Arbeiter? Können ſie ſich den Schwingungen eines Princips entziehen, welches durch die Geſchichte zu einer Macht geworden? Was verlangſt du, bleiche Geſtalt? Erhöhung des Lohnes! Aber dein Herr, er kann ſie nicht gewähren, er kann deinen Hunger nicht ſtillen, er muß vielleicht hundert Hände plötzlich entlaſſen — oder das Princip, deſſen Sklave er nicht minder wie du iſt, es ſchlägt ihn zu Boden und zieht im Triumphe weiter! Was iſt gewonnen mit einem Aufſtande einer Schar von Arbeitern, mit einer Zertrümmerung von Maſchinen? Kann der Induſtrialismus, welcher die Gegenwart nach allen Seiten hin umklammert, vernichtet werden? Was die Geſchichte geboren hat, mag die Geſchichte auch löſen. Nur ihrer Macht vertrauen wir und weder den Localvereinbewegungen in Preußen, noch den Phantaſien eines conſtruirenden Socialismus und Communismus in Frankreich, wie ſie z. B. von Cabet in ſeiner „Voyage en Ibérie“ mit ihrem ganzen Romanticismus zum Vorſchein gekommen.

Aber ſchon dadurch, daß der Abgrund, welcher ſich allmälig vor der europäiſchen Geſellſchaft aufgethan, nicht mehr verdeckt, ſondern offen als ein ſolcher bezeichnet wird, iſt für die Löſung der großen Frage ein bedeutendes Moment geworden. Früher wurde die Beſprechung ſolcher Gegenſtände, wenn ſie ſich hier und da auch noch ſo ſchrecklich geltend machten, abſichtlich vermieden, man ſchämte ſich, eine innere Schwäche, eine innere Desorganiſirung zu bekennen und dies beſonders da, wo man viel von dem „Wealth of nations“ hielt und die Armuth alſo auf jede Art vertuſcht werden mußte. Dadurch wurde das Übel natürlich nur ſchlimmer.

Vor allem Übrigen aber kann nie genug daran erinnert werden, daß die Maſſenarmuth, wie ſie ſich heutzutage unſern Blicken zeigt, ganz weſentlich zu unterſcheiden iſt von der gewöhnlichen Armuth; denn der Pauperismus ſoll nicht die aus gewöhnlichen Urſachen abgeleitete Armuth bezeichnen, ſondern die erkünſtelte, die in den neuern Verhältniſſen der Zeit unvermeidlich beſtagte Noth einer Menge von Individuen in jedem Staate, wo dieſe neuern Verhältniſſe — freie Concurrenz, Induſtrialismus — ſich entwickelt haben. Die bloße Armuth kann entweder nicht arbeiten oder ſie will nicht arbeiten, das allmälig hervorgerufene Proletariat dagegen hat ebenſo wol Arbeitsfähigkeit als Arbeitswillen, aber es fehlt ihm die Gelegenheit, es fehlen ihm die Mittel, ſeine Arbeitsfähigkeit und ſeinen Arbeitswillen geltend zu machen.

Wollen wir die Entwickelung kennen lernen, welche der Induſtrialismus mit ſeinen beiden nothwendigen Folgen, freie Concurrenz und Proletariat, durchgemacht hat, ſo kann ein Blick auf Englands Zuſtände genügen, ſowie ſpäter auf diejenigen Frankreichs, denn bei uns iſt die Frage noch allzu wenig offen behandelt, als daß wir ſie durch eine bloße Betrachtung unſerer Zuſtände vollkommen begreifen könnten.

Seit der Regierung Eliſabeth's machte das Syſtem des Induſtrialismus ſich in England immer mehr und mehr geltend und es beruhte weſentlich auf dem Princip einer möglichſt großen, ungemeſſenen, gewerblichen Production. Seine Waffe wurde der nationale Egoismus, die nationale Selbſtſucht; um die Nation zu heben, um die Nation zu der erſten und der mächtigſten der Welt zu machen, galt es, Alles, was dem einmal angenommenen Princip in den Weg trat, zu unterdrücken, zu vernichten und den übrigen Nationen keine andere Wahl als die zwiſchen Vernichtung und unbedingter Anſchließung an das Syſtem der bevorzugten Nation zu geſtatten. Demzufolge wurde der Fremde ſo weit irgend möglich von dem Gewinne des Verkehrs mit England, alſo auch von dem Gewinne der Production der Arbeit, die dem Verkehre zum Grunde lag, ausgeſchloſſen, und alle Völker der Erde ſollten in ihren Ländern dem engliſchen Handel, alſo der Production der engliſchen Arbeit, größere Vortheile gewähren als allen übrigen Nationen. Dazu ſollte der allgemeine Nationalverkehr ſo weit wie möglich beſchränkt werden, damit England immer mehr in den ausſchließlichen Beſitz des Welthandels gelange und in demſelben ein ſicheres Abſatzmittel für ungemeſſene Production finde.

Vielleicht hatten ſich ſchon, wie Sueberus bemerkt, die unvermeidlichen Folgen des eingeſchlagenen Productionſyſtems in England hier und da gezeigt, oder ein genialer Blick in die Zukunft hatte der großen Königin geweiſſagt, daß Armuth aus dieſem Syſteme neben dem Reichthum entſtehen müſſe. Genug, ſie erfand von vornherein zugleich den Zwang, welcher der unbeabſichtigten Folge ihres Syſtems entgegenwirken ſollte. Sie proclamirte den Grundſatz, daß jede Perſon im Staate, die ſich ſelbſt nicht ernähret, vom Staate, oder was gleich viel gilt, von der Gemeinde ernährt werden ſoll. Sie ſprach damit die ſolidariſche Verantwortlichkeit des Ganzen für das Einzelne aus. Somit war das Ganze in Ordnung und im eigenen Lande ſtand vor der Hand dem Princip nichts im Wege, ſich immer weiter und weiter zu entfalten, ſo lange es nämlich möglich war, durch immer künſtlichere Verwickelungen daſſelbe zu realiſiren, d. h. ſo lange es nicht mit den überall zum Bewußtſein kommenden Anſprüchen der Menſchheit in gar zu ſchroffen Gegenſatz gerieth. Dieſer Gegenſatz iſt nun einmal hervorgebrochen und, über kurz oder lang noch ſchneidender ſich kundgebend, wird er dem unnatürlichen Streben einen übernatürlichen Damm entgegenſtellen.

In der Verfolgung des einmal angenommenen Princips und bei einſeitiger Rückſicht auf das Staatsvermögen konnte man nun in der Wahl der Mittel, um andern Staaten den Rang abzulaufen, eben nicht allzu wählériſch ſein. Alle Kunſtgriffe galten und die Verträge, die Handelsbündniſſe können eine lange Periode

Digitized by Google

hinburch die Politik jenes Zeitalters am deutlichsten charakterisiren.

Führten die Handelsbündnisse nicht zum Ziel, so war man bereit zum Kriege; denn für die ungemessene Production, wie sie im Wesen des Industrialismus begründet liegt, mußte auf jede Art und Weise ein Absatzkanal gewonnen werden.

Die Kriege, welche England seit 1680 geführt hat, sind, obgleich es an verschiedenen Vorwänden niemals fehlte, im Grunde nichts Anderes als Handelskriege gewesen und sie haben, wie Sueberus anführt, die ungeheuere Summe von drei Milliarden gekostet! 3000 Millionen Pfund Sterling! 21,000 Millionen Thaler!

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch ein englisches Urtheil über Freiligrath.

Das Urtheil, welches das „Athenaeum“ über Freiligrath's „Glaubensbekenntniß“ und bei dieser Gelegenheit über die neuere politische Poesie der Deutschen im Allgemeinen gefällt (vergl. Nr. 9 d. Bl.), hat zu unserer Genugthuung auch von englischer Seite die gebührende Zurechtweisung erfahren. Eine Beurtheilung der Freiligrath'schen Dichtungen und insbesondere seines „Glaubensbekenntnisses“ in dem „Foreign quarterly review“, welche zugleich einige sehr gelungene metrische Uebertragungen dieser Poesien, unter andern den „Löwenritt“ mittheilt, spricht sich gegen jene Angriffe, nachdem es die bekannten Entscheidungsgründe des Obercensurgerichts in Berlin in Bezug auf das Verbot des Abdrucks des Gedichtes „Freiheit und Recht“ und der poetischen Bearbeitung des Burns'schen „A man's a man for a' that“ wörtlich angeführt, wie folgt aus: „Und im Angesicht dieser schreienden Zeugnisse (damning evidences) ist es möglich, daß hie und da ein griesgrämelnder Engländer sich das Ansehen gibt, als bedauere er, daß der Dichter auf die gemeine Arena des politischen Kampfes niedergestiegen! Als wäre Freiheit nicht der Lebensodem aller wahren Dichtkunst, oder als vermochte man einen geeigneteren Schildträger zur Vertheidigung der Würde und des Daseins dieser edlen Kunst zu finden als den Dichter selbst. Sperrt euern Dichter in einen Käfig, in einen goldenen, wenn es euch beliebt, gebt ihm einen Hofsenfer zum Singmaitre und verbietet ihm seine angeborenen Klänge gen Himmel zu wirbeln, wozu ihn die eigenen tonreichen Gaben befähigen, und dann ergötzt euch so viel ihr könnt an seinen Leistungen. Gehorcht er, so werdet ihr nur possenhafte entstellte Töne erhalten, geeignet das Ohr eines Sybariten zu kitzeln, worein sich aber jeder mannhafte Zuhörer voll Ekel abwenden wird. Wer dem Himmel sei Dank, der wahre Dichter wird nicht, kann nicht gehorchen; seine Stimme wird man sich entrüstet erheben hören, Verwahrung einlegend, warnend, zürnend, oder sie wird sich für immer zum Schweigen verdammen. »Die Dichtkunst«, hat Jemand gesagt, »dürfe nicht zu gemeinen Zwecken sich erniedrigen«; aber ist es ein gemeiner Zweck, das gewaltige Herz eines ganzen Volks wachzurufen, in die gestaltlose Masse einer Volksgesinnung eine lebende Seele, in die unumterschiedenen Tausende des Wehs einer Nation eine Stimme zu legen, beschwingte Worte hinaussprudeln, welche des Gewaltherrn Ohr durchdringen, seiner dreifachen Leibschar, der Pracht, der Gewohnheit und des Machtanspruchs Trotz bieten sollen? Welche Befugnisse wären zu groß für einen Zweck gleich diesem, oder welche Mitgabe kann der Vaterlandsfreund zu kostbar erachten, um sie seinem leidtragenden Vaterland zu gewähren? »Gröbere Waffen können für solchen Kampf hinreichen«; aber Waffen müssen von starken Armen geschwungen werden, und Arme sind nichts ohne Herzen. Kein großer Dichter von Homer herab ist jemals für die gesellschaftlichen und bürgerlichen Interessen seiner Zeit gleichgültig geblieben, nicht Wenige haben ihre erhabensten Eingebungen aus dem Kampfgetümmel Recht und Macht, der vor ihren Augen schwankte, geschöpft. Es ist wahr, daß Deutschland kläglich von einem Haufen politischer Dichterlinge, fast geworbener Zeitungsschreiber, die Bände voll Zeitungsdiatriben und leitender Journalartikel in Reimen schreiben, überzogen worden ist; aber diese Leute verkennen ihren Beruf, die Dichtkunst verstößt sie, der Mann, den sie zu ihrem eigenen Sohn auserlesen, wird seinem erhabenen Beruf keine Schande machen, welches Feld er auch immer, um denselben auszuüben, sich erwählen möge. Laßt uns denn vertrauensvoll mit dem Genius verfahren; unbefähbet kann er in seinem eigenen durchstrahlenden Lichte wandeln und braucht nicht der ihm vorgeblasenen Pfenniglerie kritischer kleinlicher Schulmeisterei.“ Am Schlusse sei hier noch bemerkt, daß der Kritiker des „Foreign quarterly review“ Freiligrath gleichfalls gegen den Vorwurf des Plagiats in Schutz nimmt, daß er seinen „Löwenritt“ dem „Thelion and giraffe“ des englischen Dichters Pringle nachgebildet haben soll. Er meint, die Erzählung des im Hinterhalt auf die Giraffe lauernden Löwen, der dann auf ihrem Rücken den Ritt beginnt, sei weder eine deutsche noch englische Erfindung; die Sache komme in der Wirklichkeit vor, und wie Pringle dieselbe aus dem Munde eines Häuptlings der wilden Stämme in Südafrika vernommen, so liege auch kein Grund vor, in die Versicherung Freiligrath's Zweifel zu setzen, daß er den Stoff zu seinem herrlichen Gedicht einer kurzen Bemerkung eines Reisenden in jenen Landstrichen verdanke. Der englische Kritiker theilt zur Vergleichung das Pringle'sche Gedicht gleichfalls mit. 12.

Literarische Anzeige.

Neue medicinische Werke.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind neu erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende, bearbeitet von Dr. *L. Roehmann*. Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. *L. Posner*. Erster Band: **Acute Krankheiten.** Gr. 12. 1845. Geh. 2 Thlr.

Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von Dr. *A. Moser*. Gr. 12. 1845. Geh. 2 Thlr.

Vorstehende Werke bilden die erste bis dritte Abtheilung einer **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten**, unter der Redaction von Dr. A. Moser.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 183. — 2. Juli 1845.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Napoleon sah es deutlich ein, wie allein durch die Hemmung des Absatzes für das englische Productionssystem die schon gefährdete und dem Bankrott völlig ähnliche Lage des englischen Staats ihrem Falle am schnellsten und sichersten herbeigeführt werden konnte. Das Continentalsystem Frankreichs mit Verfügungen, wie aus den Decreten von Trianon, Berlin und Mailand hervorgingen, bewies, daß der Kampf der beiden Nationen in der Handelspolitik seine eigentliche Wurzel habe.

Nur ein scheinbarer Stillstand ist in diesem Kampfe zu suchen, ein Friede ist bei seinen Principien vollkommen unmöglich. Und dieser scheinbare Stillstand ist nur dadurch errungen, daß England den Franzosen einen Theil seiner ungemessenen Ansprüche einstweilen zugestanden hat. Die Eroberung der Welt im Sinne der Production und des Absatzes haben sie beide einstweilen unter sich getheilt — Frankreich hat den Absatz nach Afrika erhalten, damit England in dem reichen Asien frei schalten könne. Aber die immer wiederkehrenden Versuche Frankreichs im Ocean und seine schon höchst bedrohliche Dampfschiffahrtsflotte, zu deren Bemannung es keiner geborenen Seeleute bedarf, beweisen, wie fürchterlich der Kampf Frankreichs gegen England gerüstet steht, um das Interesse eines immer wachsenden Absatzes für eine immer vorwärts gesagte Industrie zu behaupten.

Hätte nun eine dieser beiden Mächte, gesetzt den Fall, ihr äußerstes Ziel, die ganze Erde als Markt für ihre Production zu erobern, wirklich erreicht — was dann weiter? Das Princip der ungemessenen Production würde auch dadurch nicht gestillt werden können. Und was wäre alsdann zu beginnen?

Wenn gutmüthige Phantasien hier und da von einem ewigen Frieden träumen, so kann wol nichts utopischer sein. Das Princip, dem die Welt unterthan worden, bedarf unerbittlich des Kriegs. Wie der Krieg eine nothwendige Bedingung ist, eine Production, die auf unermeßlichen Fortschritt hinausgeht und also unablässig vergrößerte oder vermehrte Märkte begehrt, so ist wiederum eine solche Production eine ebenso nothwendige Bedingung für den fernen Eroberungskrieg. Beide bedingen sich gegenseitig. Daß aber ein solcher Zustand den Keim seiner eigenen Auflösung in sich trägt, kann ebenfalls nicht verkannt werden. Nur der mächtigste Hebel, die politische Gewohnheit des englischen Volks, welches von Kindheit an mit eiserner Strenge zum Gehorsam und zur Verehrung der bestehenden Gesetze erzogen wird, konnte bis jetzt den Staat gegen eine Umwälzung schützen, welche jedoch unvermeidlich einmal und zwar dann eintreten muß, wenn das Elend sich über die ganze Masse dermaßen verbreitet hat, daß die Mehrzahl, sich bewußt werdend ihres gemeinschaftlichen Eingeschlossenseins in die Kategorie der blos materiellen Bewegung, dem unwiderstehlichen Drange folgt, die Rechte wiederzuerobern, deren Behauptung das Naturgebot der Selbsterhaltung von ihnen heischt.

Dies ist die politische Entwickelung des Industrialismus und zu solchen Consequenzen muß er, wenn das Princip unaufhaltsam weiterrückt, nothwendig führen. Ungeachtet seines stolzen Unabhängigkeitsgefühls, welches England bei jeder Gelegenheit zeigt, kann kein Staat abhängiger von außen sein als England, denn es ist der vollkommene Fabrikstaat. Nur durch die Befriedigung seiner ungemessenen Production ist die Ruhe in seinem Innern möglich, seine Flotten durchkreuzen alle Meere, seine Verbindungen reichen in jede Weltgegend selbst bis zu den uncivilisirtesten Barbaren, aber wahrlich nicht diplomatischen und philanthropischen Prunkes wegen, sondern nothgedrungen, um den immer im Mutterlande drohenden Sturm zu beschwören. Die Politik eines Fabrikstaats kann unmöglich eine dem Rechte entsprechende Politik sein, der Vortheil, der Egoismus muß überwiegen.

Blicken wir nun aber auf die innere Entwickelung des Fabriksystems in seiner vollen Ausdehnung, zu der es allerdings in Deutschland noch nicht gelangen konnte, so sehen wir, wie es die ungleichste Gütervertheilung von der Welt nach sich gezogen hat. Während die Fabrikherren im fürstlichsten Luxus leben, sinkt die Mehrzahl des Volks in Abhängigkeit, in Mangel und Noth. Die in den Händen Weniger zusammengepreßten Reichthümer schaffen eine Geldaristokratie, die der Ruhe und Ord-

Digitized by Google

nung des Staats im höchsten Grade gefährlich werden kann; in den Besitz dieser Geldaristokratie wird die Landesvertretung kommen, in ihren Besitz die große Masse des Grundeigenthums.

In seiner vollen Höhe kann sich das Maschinen- und Fabriksystem in keiner Art und Weise mit den bestehenden Staatsorganismen ausgleichen. Wie ein Fabrikstaat nach aussen des Kriegs bedarf, so kann er ihn auch im eigenen Innern unmöglich verhüten. Wenn der Absatz nach aussen stockt, wenn unzählige Arbeitskräfte müssig werden, wenn der Luxus dem frierenden Elend kalt und unmittelbar ins Angesicht schaut, wenn die Mittel des Staats, zu helfen und zu lindern, nicht weiter ausreichen, dann kann die Folge nicht weiter zweifelhaft bleiben. Die Grausamkeiten, die Brutalitäten, welche nicht selten bei den gemeinschaftlichen Arbeiterverweigerungen in England zum Vorschein gekommen sind, und auch die Verzweiflungsscenen in Schlesien, mögen den Menschenfreund mit ernstem Nachdenken erfüllen.

Eine Menge Arbeitskräfte, eine Arbeitsfähigkeit, wovon die Gesellschaft keinen Gebrauch macht, eine früher durchaus unbekannte Erscheinung, das ist die Folge des Industrialismus und des eng mit ihm zusammenhängenden Princips der freien Concurrenz. Dadurch hat sich der Begriff des Proletariats im Gegensatze zu einer bloßen Armuth gebildet. Seit der französischen Revolution begann das Princip der freien Concurrenz seinen Weitlauf. England suchte sich auf einem Mittelwege zu behaupten, Frankreich und Holland begannen die Gewerbefreiheit in der weitesten Ausdehnung durchzuführen. Die Revolution stürzte den Feudal- und Privilegienstaat; die Gegensätze, an denen das Mittelalter sich abgequält hatte, schlugen ineinander, sie hörten auf zu bestehen. Wenn sich früher ein Jeder in einer bestimmten Peripherie bewegen mußte, über die er nicht hinausgehen konnte und innerhalb welcher Alles so angelegt war, daß er seine Existenz darin finden konnte, so waren nun mit einem Male alle die Schranken gefallen und Alles war ein großer Kreis geworden, wo jede Kraft freien Spielraum haben sollte. Die Revolution machte zwar das Princip einer abstracten, politischen Freiheit geltend, früher gefesselte Kräfte nahmen einen mächtigen Aufschwung und die Industrie entwickelte sich ungeheuer, Fähigkeiten die früher verdorben und verkommen waren, Capitalien die früher brach gelegen, Arbeitskräfte die sonst ganz und ausschließlich auf die Bebauung des Bodens hingewiesen, breiteten sich überall hinaus; aber an dem Princip der Gleichheit, von dem eine dunkle unbestimmte Ahnung die ganze Revolution durchflog, scheiterte sie mit ihren Illusionen. Sie führte die Freiheit des Volks im Munde und es gelang ihr nichts Anderes als das Bürgerthum an die Stelle der gestürzten Feudalität zu setzen. Jeder sollte frei sein, Jeder sollte thun können, was nicht mit den Gesetzen des Staats im Widerspruch war, die Concurrenz sollte für Alle sein, Jeder sollte mitconcurriren in der großen industriellen Arena mit bloßer Arbeitsfähigkeit? Nein, nur das Capital gibt den Eintritt, und wer sich nicht in den Besitz von Capitalien setzen kann, der bleibt immer und immer ausgeschlossen aus dem goldenen Garten, wo dem Capitalisten die goldenen Früchte dicht vor der Nase hängen und er sie nur abzubeißen braucht. Mit andern Worten ist unter dem Principe der freien Concurrenz eben nichts Anderes als die Herrschaft der Capitalien zu verstehen, die Capitalisten sind die Edelherren, die Arbeiter sind der große Troß. Der Troß hat keinen Antheil an den Siegen des Ritters, an seinen Börsentriumphen, aber diese Siege werden durch die Tausende und Abertausende von Mitconcurrenten immer zweifelhaft gemacht oder wenigstens sehr erschwert. Die größte Wohlfeilheit allein kann den Ausschlag geben und die Mitbewerber zu Boden strecken. Je größer das Capital, je leichter der Sieg; je niedriger der Productionspreis, desto größer die Wohlfeilheit und also ebenfalls um so leichter der Sieg. So dringt das Princip der freien Concurrenz von der Börse in die Hütte des elenden Fabrikarbeiters. Eines Princips willen wird sein Arbeitslohn, von dem er kaum noch leben kann, heruntergesetzt, eines Princips willen wird die Zahl der Arbeiter vermindert, Maschinen treten vielfach an ihre Stelle und der Verlust ihrer Stellen, sei er durch eine Handelsconjectur oder durch Maschinenersatz herbeigeführt, wird gewöhnlich von um so traurigern Folgen begleitet, da die Einseitigkeit der Beschäftigung die eine Geschicklichkeit auf Kosten aller übrigen ausgebildet hat und es ihnen nicht leicht möglich macht, den Übergang von einer Beschäftigung zur andern zu finden. Wenn wir oben bereits gesehen haben, wie das Princip der Concurrenz die Nationen ergriff und den steten Kampf der Einen gegen die Andern immer hervorrief, um fremde Fabrikate immer weiter zu verdrängen und für die eigene Industrieproduction einen immer ausgedehntern Markt zu finden, so sehen wir dieses ebenso grausame als allmächtige Princip durch die Stufe der Capitalisten, wo das größere Capital das kleine unterdrückt, sich bis dahin, in jenes Volkseelend, hinabverweigen, wo die bloße Arbeitskraft ganz willenlos der Macht des über ihm schwebenden Capitals, sei es so groß oder so klein wie es will, nothwendigerweise verfallen muß.

Hören wir nun einmal, was Ludwig Buhl in seiner Broschüre: „Andeutungen über die Noth der arbeitenden Classen", über die Ausbildung dieses Princips in Frankreich sagt:

> Vor der Revolution waren es 80,000 adelige Familien in Frankreich, welche den größten Theil der ländlichen Bevölkerung außer der Abhängigkeit, in der dieser von der Krone stand, noch einer zweiten Abhängigkeit unterworfen, welche demselben, außer den Leistungen, zu denen er gegen die Krone verpflichtet war, noch besondere Leistungen auferlegten, welche mit einem Worte eine Zwischenmacht zwischen der Staatsmacht und einem großen Theile der Bevölkerung bildeten und letztere beunruhigten und in Unfreiheit erhielten. Die Revolution vernichtete den privilegirten Grundbesitz, befreite die ländliche Bevölkerung und brachte durch Einziehung der Güter der Geistlichkeit und der Emigranten eine ungeheure Masse von Land in Circulation. Aber die Revolution brach nur die Macht des

Adels, um ein neues Privilegium, das Privilegium des Vermögens, an dessen Stelle zu setzen. Und dieses lastet mit furchtbarer, erdrückender Schwere auf dem Lande. Jetzt sind es 200,000 begüterte Familien, in deren Händen die Herrschaft concentrirt ist. Diese machen die Gesetze, berathen das Budget, bestimmen die Vertheilung der Abgaben, verfügen also über die Kräfte des Landes, und die Erfahrung zeigt, daß sie das gerade nicht zu ihrem eigenen Nachtheil thun. Es ist in Frankreich dahin gekommen, daß keine Maßregel von allgemeinem Interesse mehr durchgesetzt werden kann, wenn sie mit dem Interesse der großen Fabrikanten und Capitalisten collidirt. Diesen zu Liebe muß die große Masse der Bevölkerung, welche in den Kammern keine Vertretung hat, nicht nur ungeheure Steuern an den Staat bezahlen, deren Verwendung weniger ihr, als den Herrschenden zugute kommt, sondern sie wird auch von denselben noch mit einer außerordentlichen Steuer belegt, welche für die Erhaltung der künstlichen Industriezweige nöthig ist. Die Deputirten sind Besitzer von Minen, Eisenhämmern u. s. w., und da diese keine Concurrenz mit dem Auslande ertragen können, so müssen die Erzeugnisse desselben durch furchtbare Schutz- oder Prohibitivzölle abgehalten werden, und der Landbauer, der jetzt seinen Pflug um so theurer bezahlen muß, mag sich damit trösten, daß er französisches Eisen verbraucht; die Deputirten sind große Landbesitzer und Viehzüchter, sie müssen also ihre Producte so hoch wie möglich zu verwerthen suchen, und wenn durch die von ihnen auf die Viehein fuhr gelegten furchtbaren Zölle das Fleisch auch ungemeinen vertheuert wird, so kann sich ja auch hier wiederum der Arme für den seltenen Genuß damit trösten, daß er nur das Fleisch von französischen Ochsen ißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Emancipirte. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 3 Thlr.

Man hat über den Verfall, über das Inhaltsleere der neuern Romandichtungen insofern oft mit Recht geklagt, als die meisten Romanschriftsteller mit ihren Dichtungen vom Leben und dessen tiefern Bewegungen fern hielten, da sie nicht dessen Gestaltungen und Entwickelungen zum Inhalt ihrer Werke machten, sondern beziehungslose Erfindungen, deren Pointe der allbekannte Ausgang des Heirathens oder Nichtheirathens blieb, ein Interesse, welches für den Leser ganz bedeutungslos sein muß, wenn in dem Romane nicht allgemeinere, wichtigere Lebenselemente dargestellt und verarbeitet werden. Zwar hat man diesen Vorwurf mit der Entgegnung zurückweisen wollen, daß die gesammten Verhältnisse unsers Vaterlands für den Roman wenig günstig wären; aber dieser Vorwand ist durchaus nichtig, da unser Volks- und Familienleben keineswegs so arm ist, um nicht, wenn sie richtig aufgefaßt und dargestellt werden, das Material zu einer guten Kunstdichtung zu liefern, wie dies z. B. Auerbach in seinen „Dorfgeschichten“ bereits gelungen ist. Namentlich bietet die die in ihre Letzten aufgeregte Neuzeit eine reichen Stoff dar; ich erinnere nur an die Untersuchung Deutschlands und seine Befreiung, an die bewaggegliehen Umtriebe, an die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Zunftzwanges, an das deutsche Studentenleben, an die politischen, religiösen und socialen Gegensätze und Kämpfes denn in solchen stürmischen Zeiten reifen auch Charaktere, tauchen tief eingreifende Fragen auf, bieten sich scharfe Contraste und Beziehungen dar, welche der Dichter nur in dem Spiegel seiner Dichtung aufzufassen und abzurunden hat, um sie als lebensvolle, ergreifende, gehalt- und bedeutungsvolle Schöpfungen unter das Volk wandern zu lassen. Leider übersetzen wir lieber fremde Werke, als daß wir unsere Zeit und unser Volk studirten und künstlerisch darstellten.

Der Verf. der „Emancipirten“ hat daher schon durch die Wahl seines Stoffes viel vor andern Romandichtern voraus, indem er sich die Conflicte der Standes- und Glaubensunterschiede zur Aufgabe seiner Darstellung gemacht hat. Obschon ich ihm mit diesen Worten nicht den Vorwurf der Tendenz unterschieden will, von dem sich jedes Kunstwerk frei zu halten hat, so kann doch kein Dichter umhin, in den Personen seiner Dichtung sein eigenes Ideal zu verkörpern und sich die Welt so zu schaffen oder sie so aufzufassen, wie er sie für gut und zweckmäßig hält. Auch darf die Kritik von ihm verlangen, daß seine Dichtung einen bestimmten Zweck und in diesem ihre ideelle Einheit hat, welches in vorliegendem Roman eben jene genannten gesellschaftlichen Verhältnisse sind. Was die Wissenschaft theoretisch ermittelt, was das schaffende Leben in mehr oder weniger dunklem Drange erstrebt, das soll der Dichter mit klarem Bewußtsein und in der scharfen Begrenzung eines bestimmten Lebenskreises und besonderer Personen darstellen, um in ihnen den idealen Gehalt gegebener Verhältnisse zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen.

Ehe Rec. zur Kritik der Weltauffassung des Verf. übergeht, welche das Fundament und Ferment des ganzen Kunstbaues ist, theilt er den Stoff des Romans in möglichster Kürze mit. Ein Hr. v. Serre will Blanka, seine Tochter erster Ehe, die er mit einer reichen Bürgerstochter geschlossen hat, mit dem reichen verwittweten Grafen Rhoden verheirathen, weggegen sich das Mädchen gewaltig sträubt, weil sie demekratisch und freisinnig, er aber adelstolz und pietistisch gesinnt ist. Eine Vertraute hat sie in der gleichgesinnten Ramsell Stein, der Gouvernante ihrer kleinen Stiefschwester, und Blanka findet sie bei dem Consistorialrath Dell, welcher, angefeindet wegen seiner freien theologischen Richtung, sein Amt aufgegeben hat und zu Thalheim philanthropischen Zwecken lebt. Frau v. Serre, Blanka's herrschsüchtige, auf Adelsblut stolze Stiefmutter drängt ihren Ehherrn, den sie durchaus beherrscht, zur Verheirathung der Tochter an Rhoden, mit dem diese ohne Wissen und Willen verlobt und auf ziemlich freche Weise von der Mutter verkuppelt wird, ja getraut werden soll, als eine wichtige Entdeckung Dell's den ganzen Plan vernichtet. In Dell's Hause lebt nämlich ein Mädchen von ungewisser Herkunft, die aber pietistisch durch Vermittelung eines Juden bekannt wird und zugleich die bodenlose Verderbenheit Rhoden's beweist. Diese hatte auf der Universität ein Bürgermädchen verführt, sich trüglicherweise mit ihr auf einer Studentenstube durch einen als Priester gekleideten Theologen trauen lassen und sie kurz darauf entlernt, worauf sie in Elend starb und eine Tochter Marie hinterließ, die nach mannigfachen Schicksalen in Dell's Haus kam. Außerdem hatte Rhoden noch einen seiner Freunde dessen reiche Frau abspänstig gemacht, sie geheirathet und hernach so schlecht behandelt, daß sie sich aus Verzweiflung das Leben nahm, worauf der Herr Graf ein Frommer wurde und häufig Bestunden hielt. Dell zwingt den Grafen, als er eben seinen Bräutigamsschmuck anlegt, durch vorgelegte Documente zur Entsagung auf Blanka's Hand und zur Auszahlung von 15,000 Thlr. an seine Tochter Marie. So wie nun Hr. v. Serre den Brief Rhoden's empfängt, rührt ihn der Schlag, sodaß ihm ein Freund Dell's, der jüdische Arzt Berel, das Leben nur so lange fristen kann, daß er seiner Tochter einen begangenen Betrug beichten kann, worauf er stirbt und Blanka den Juden heirathet u. s. w.

Was die Ausführung anlangt, so sind die Charaktere gut gezeichnet und consequent festgehalten, nur scheinen sie mir zu grell und einseitig aufgefaßt. Die faden Unterhaltungen des hohen Adels sind trefflich bei Alten und Jungen persiflirt, auch ist den hohen Herrschaften ihre eigene Caricatur beigegeben in dem plumpen Gutsbesitzer Holy und dessen einfältiger Frau, die sich in die vornehme Welt eindrängen wollen und die niederträchtige Behandlung, die sie hierbei erfahren, vor allem Hochmuth nicht merken. Die Unverschämtheit und Frömmelei Rhoden's sind ergreifend geschildert, aber durchaus unverständlich ist es mir geblieben, warum Rhoden und v. Serre solche Schandthaten begangen haben sollen, da ja der Schluß des

Digitized by Google

Romans, die Nichtverheirathung Blanka's an Rhoden, gewiß einfacher und natürlicher herbeigeführt werden konnte, und endlich sieht die Herausgabe der 15,000 Thlr. an Marie doch wie Prellerei aus. Die Darstellung selbst ist einfach, warm, frisch, in den Ausdrücken scharf bezeichnend und erhält den Leser in lebhafter Spannung; die Raisonnements endlich sind geistreich und treffend.

So sehr ich diese Einzelheiten nur loben konnte, so kann ich mich mit dem ideellen Gehalt des ganzen Romans nicht für befriedigt erklären; denn die Widersprüche ist nicht Akt des freien Willens, sondern Ergebniß zufälliger Umstände, der Entdeckung von Marie's Abkunft und Serre's Tod. Die Gegensätze sind also blos äußerlich aneinander gebracht und für einen besondern Fall äußerlich vermittelt in der Verheirathung eines adeligen Fräuleins mit einem Juden. Moses bringt kein Opfer und Blanka im Grunde auch nicht, denn von mütterlicher Seite ist sie so bürgerlicher Abkunft. Za selbst der Begriff der Emancipation ist zu eng gefaßt, da er in unserm Roman blos als ein Losmachen von den Standes- und Glaubensunterschieden gefaßt wird, mithin die weitere Bedeutung des Wortes, die Stellung des Weibes zum Manne, ganz außer Acht gelassen wird. Blanka heirathet und nimmt nun dieselbe untergeordnete Stellung zu ihrem Manne ein, zu welcher bis jetzt die Frauen verurtheilt sind, die wehrlos dem Schicksal des Mannes unterworfen werden. George Sand führt ihre Emancipationsromane ganz anders durch, denn sie läßt ihre Helden unter Kämpfen und Drangsalen sich naht und nach von Vorurtheilen loswingen, läßt den alten Adeligen völlig ins bürgerliche Leben durch freie That eintreten und entwickelt durch tiefe, psychologische Motive die Charaktere, während unser Verf. sie auf den ersten Seiten als fertig vorführt. Und dies ist der zweite Tadel, den ich dem Verf. machen muß, weil er dadurch seinen Personen das warme Herz, der ganzen Handlung den frischen Hauch des bewegten Lebens genommen hat und seinen ganzen Roman in eine Reihe netter, aber zusammenhangsloser Genrebilder zerfallen läßt.

Zum Schluß sühle ich mich jedoch gedrungen zu gestehen, daß ich trotz der gemachten Ausstellungen von dem Talent des Hrn. Verf. große Erwartungen hege; denn da er viel Menschenkenntniß, einen scharfen Blick, vortreffliche Erfindungs- und Darstellungsgabe gezeigt hat, so wird er gewiß im socialen Roman noch Tüchtiges leisten, wenhalb er die strenge Kritik nicht als Entmuthigung, sondern als Ermuthigung annehmen mag und seiner „Emancipirten" ein jahrelanges, wohlgefallendes Publicum zu wünschen ist. **F. Körner.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Buffon's Charakteristik von Flourens.

Seitdem Flourens als glücklicher Concurrent Victor Hugo's in den Schoos der französischen Akademie aufgenommen worden ist, hat er es sich angelegen sein lassen, seine Rechtsansprüche an den Namen eines Akademikers, die zur Zeit seiner Aufnahme vielfach und zum Theil mit einiger Erbitterung bestritten wurden, mehr und mehr geltend zu machen. Während er bis dahin sich mehr innerhalb der Schranken der rein wissenschaftlichen Darstellung gehalten hatte, fing er nun mehr allgemein interessante Gegenstände zu behandeln an, bei denen er die Vorzüge seines treinen, gefälligen und mannichfaltigen Stils in ein besseres Licht konnte treten lassen. Man muß gestehen, daß manche seiner Schriften, in denen er irgend einen Theil seiner Wissenschaft auf eine populaire Weise gestaltet, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Gehalte, auch rein literarischen Werth haben. Besonders zu erwähnen in dieser Beziehung ist ein Werkchen von mäßigem Umfange, in dem die unsterblichen Verdienste Cuvier's gewürdigt werden. An diese Schrift reiht sich eine ähnliche Arbeit von Flourens über Buffon an, welche vor kurzem unter dem Titel „Buffon. Histoire de ses idées et de ses travaux" erschienen ist. Buffon, der bei großem Scharfblick, bei tiefen Kenntnissen bekanntlich ein eminentes stilistisches Talent besaß, würde noch jetzt mehr studirt werden, wenn er im Stande gewesen wäre, sich ein bestimmtes System zu schaffen oder einem gegebenen Systeme sich zu fügen. Was ihm allein fehlte, war die gehörige wissenschaftliche Methode. Die Abneigung gegen dieselbe ging so weit, daß er sagte: „Ne serait-il pas plus simple, plus naturel et plus vrai de dire qu'un âne est un, et un chat un chat, que de vouloir, sans savoir pourquoi, qu'un âne soit un cheval, et un chat un loup-cervier?" Am unbestreitbarsten ist sein Verdienst im historischen und beschreibenden Theile seines Werkes. Flourens weiß alle Seiten und Richtungen von Buffon's Talent ins gehörige Licht zu setzen. Jedoch wir müssen uns einer wissenschaftlichen Würdigung vorliegender Schrift enthalten; aber so viel wollen wir wenigstens noch bemerken, daß am Schlusse eine Übersicht der verschiedenen Ausgaben von den Werken Buffon's und eine kurze biographische Notiz gegeben wird. Letztere wird von einigen bisher ungedruckten Briefen geschlossen, welche nur von untergeordnetem Belang sind. An stilistischer Beziehung verdient die Arbeit von Flourens das unbedingteste Lob.

Trügerisches Glück in Paris.

Von Zeit zu Zeit läßt der treffliche Depping seine Warnungsstimme schallen, um junge Leute, die mit mäßigem Reisegelde, aber mit glänzenden Hoffnungen sich nach Paris aufmachen wollen, von diesem gefährlichen Gange abzuhalten. Mit brennenden Farben schildert er ihnen die Beschwerden und Hindernisse, denen sie sich aussetzen, wenn sie dort ihr Glück machen wollen; aber besonnungeachtet machen sich immer wieder neue Hoffnungsjäger auf, die in Paris ihr trügerisches Glück nachjagen wollen. Wenn so schon vom Auslande her Paris ein verlockender Magnet ist, wie unwiderstehlich muß für Frankreich selber die Anziehungskraft sein, mit der Alle, welche ihr Glück versuchen oder irgend eine Carrière machen wollen, von dieser Stadt angelockt werden. Hier sind reiche Warnen, kein Abreden. Paris ist und bleibt eine Grube, die viele Talente, viele tüchtige Kräfte verschlungen. Wer das Unglück kennt, dem viele von Denen, die guten Muthes Jahr aus Jahr ein nach der Hauptstadt pilgern, zum Theil aufgesetzt sind, dem wird die Darstellung, welche wir in einem kleinen Romane aus weiblicher Feder erhalten („Aliane faire fortune à Paris! par l'auteur du Mariage au point de vue chrétien"), nicht übertrieben vorkommen. Möchte Mad. de Gasparin — so heißt die Verf. — diesen Warnungsspiegel nicht vergebens aufgestellt haben!

Luther's „Tischreden" ins Französische übersetzt.

Die Authentizität der kernhaften und zuweilen etwas derben „Tischreden", welche Luther beigelegt werden, ist wol nicht so ohne Weiteres anzunehmen, und es ist wol mehr als wahrscheinlich, daß nur ein geringer Theil der Äußerungen, die darin niedergelegt sind, dem großen wittenberger Reformator zugeschrieben werden können. Diejenigen nämlich, welche einzelne treffliche Schlagwörter, hier und da glückliche Gedanken und der Umstand, daß sie im hohen Grade die Farbe ihrer Zeit an sich tragen, diesen apokryphischen Productionen ein unzweifelhaftes Interesse. Den charakteristischen Zügen, die ihnen einverleibt sind, verdanken diese „Tischreden" eine französische Bearbeitung. Dieselbe ist vor kurzem unter dem Titel „Les propos de table de Martin Luther, traduits par *Gustave Brunet*" erschienen. Der Verf. sucht diese Reden, vielleicht nur um ihnen ein höheres Interesse zu verleihen, unbedingt Luther zu reinvindiciren. Wenn wir damit auch nicht ganz übereinstimmen, so ist es doch anzuerkennen, daß der Verf., ein Katholik, seiner Arbeit sich mit Fleiß und Geschick entledigt hat, wenn auch hin und wieder seinem Stile eine größere Leichtigkeit zu wünschen wäre. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 184. — 3. Juli 1845.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Haben wir uns somit die allgemeinen Standpunkte vergegenwärtigt, so werden wir unsere weitern Betrachtungen wol am besten an die drei einzelnen Schriften knüpfen können, deren Titel wir diesem Aufsatze vorangestellt haben.

Die erste, die Schrift des berliner Stadtraths Risch, hat durch die neue preußische Gewerbeordnung ihre Erledigung gefunden. Hr. Risch hat sich in seinen Schriften gegen die preußische Seehandlung als ein eifriger Vertreter aller der Interessen zu erkennen gegeben, welche das Bürgerthum zu den seinigen gemacht hat, und als ein solcher erscheint er denn auch in dieser Broschüre. Er ist ein Vertheidiger der Gewerbefreiheit, insofern sie eben mit den Interessen des Bürgerthums zusammenschlägt; er hat Bedenken gegen sie, wo sie diese bürgerlichen Interessen im Verlaufe ihrer neuesten Entwickelung einigermaßen geschwächt hat. Seine Vorschläge können uns nicht weiter interessiren, die neue Gewerbeordnung hat dieselben vollkommen erledigt, nur das Princip, von welchem aus der Vertreter der Bourgeoisie die Gewerbefreiheit betrachtet, verdient noch ein allgemeineres Interesse. Das Bürgerthum kann nicht deutlicher vor seinen eigenen Consequenzen erschrecken, als es hier in der Broschüre des berliner Stadtraths geschehen ist. Auf dem Boden der preußischen Gewerbefreiheit haben sich die verschiedenartigsten Interessen des Bürgerthums zu vielfach durcheinander gestochten, als daß sie diesen Boden wieder aufgeben könnten, sie wünschten ihn eben nur, wie wir an Hrn. Risch nachweisen werden, für sich etwas besonders gesichert. Das Edict vom 2. Nov. 1810 wegen Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer im preußischen Staat stellte den Grundsatz auf, daß die Berechtigung zum Betriebe eines jeden Gewerbes nur allein durch die Lösung eines Gewerbescheines von der Regierung erlangt werden könne. Durch einen solchen Gewerbeschein erhielt der Inhaber das Recht, das darin bezeichnete Gewerbe während des Kalenderjahrs, wofür er ausgestellt war, im ganzen Umfange des Staats zu betreiben, ohne daß Jemandem ein Widerspruchsrecht dagegen gestattet gewesen wäre, oder ohne daß Ansprüche auf Entschädigung wegen bisher bestandener ausschließlicher Gewerbsberechtigungen gegen den Inhaber eines Gewerbescheins hätten geltend gemacht werden können. Demnach wurden alle durch zünftiges Meisterrecht, besondere Bewilligungen, persönliche und dingliche Privilegien erworbenen Berechtigungen zum Gewerbebetriebe wesentlich für ungültig erklärt, und nicht nur der Gewerbsbetrieb einzig und allein von der Lösung eines Gewerbscheins abhängig gemacht, sondern auch mit Ausnahme weniger genau bestimmter Fälle jedem selbständigen und unbescholtenen Einwohner des Staats der gesuchte Gewerbschein ertheilt, ohne nach irgend einer andern Begründung seines Gesuchs zu fragen. Durch das Gesetz wegen Entrichtung einer Gewerbesteuer vom 30. Mai 1820 sollte hierin eine Änderung eintreten; dasselbe verpflichtete Jeden, der ein neues Gewerbe anfangen oder das betriebene aufgeben wollte, dem Vorstande der Ortsgemeinde davon Anzeige zu machen. Die Frage, ob der beabsichtigte Gewerbebetrieb zulässig sei, sollte nur nach der bestehenden Gewerbeverfassung beurtheilt werden und die Bezahlung der Gewerbesteuer allein noch kein Recht auf Betreibung des Gewerbes geben. Die Vorsteher der Gemeinden und der Ortsobrigkeiten überhaupt bedurften daher jetzt neben dem neuen Gewerbsteuergesetz auch polizeilicher Vorschriften über die Berechtigung zum Gewerbbetriebe, da die bestehenden unzureichend waren. Diesem Mangel konnte nur, wie Buhl sagt, durch ein allgemeines Gewerbepolizeigesetz abgeholfen werden, welches indeß 25 Jahre auf sich warten ließ.

Das Princip der Gewerbefreiheit, dessen Anerkennung von Seiten des Staats, den verälteten, lebensleeren Zunfteinrichtungen gegenüber, vor 35 Jahren gewiß ein großer, unberechenbarer Fortschritt und Gewinn für das Ganze war, hat nun im Laufe dieses Zeitraums seine Früchte getragen. Es war gewissermaßen der liberalste Standpunkt, zu dem das Bürgerthum gelangen konnte. „Jeder kann Alles unternehmen", das war der liberale Wahlspruch des Bürgerthums; sein Vorbehalt war natürlich: wenn er die materiellen und geistigen Mittel dazu besitzt. Im Laufe der Entwickelung dieses Princips hat die Entfesselung der Kräfte und der Wettkampf natürlich zur Überproduction und zum Eindringen der Fabrikation in die Handwerke führen müssen. Ein

Digitized by Google

großer Unternehmungsgeist, gehoben durch die freie Concurrenz, mußte zu Unternehmungen verleiten, denen eine natürliche Grundlage fehlte, oder bei denen doch die Mittel nicht auf die Dauer ausreichten und denen also durch die Macht größerer Capitalien der Untergang bevorstand. Damit mußten denn auch Arbeiter, denen es anfangs nicht an Arbeit gefehlt hatte, die, auf ihre Arbeitskraft vertrauend, sich ein Familienleben eingerichtet hatten, brotlos werden und verschiedene Fabrikationszweige, die früher in hoher Blüte gestanden, gingen entweder ganz ein oder mußten doch ihren Kreis beschränken. Diejenigen, denen die Gelegenheit zur Arbeit gelassen, mußten sich vielfach eine immer tiefer drückende Herabsetzung des Lohns gefallen lassen, am allerfurchtbarsten aber wüthete die Macht der großen Capitalien in dem kleinen Handwerkerstande, dem es überall an Kraft und Mitteln fehlte, der großen Concurrenz zu begegnen und sein Geschäft zu einem fabrikmäßigen Betrieb zu erheben. Einige hoben sich zu Reichthümern, die meisten sanken von der Stufe des kleinen Mittelstandes zum Proletariat herab und häufig vergebens suchten sie einen solchen unglückseligen Zustand zu verdecken. Es war also das Princip der Gewerbefreiheit für die Menge eine Ursache neuer Abhängigkeit geworden und bei dem großen Einflusse solcher Zustände konnte der Staat nicht umhin, das Princip der Gewerbefreiheit einer neuen Kritik zu unterwerfen.

Während nun die Frage in Preußen an der Tagesordnung war, ob die Gewerbefreiheit beizubehalten oder aufzugeben und was etwa an ihre Stelle zu setzen sei, ließ Hr. Risch seine Broschüre erscheinen. Wir haben Hrn. Risch schon oben als einen Vertreter des preußischen Bürgerthums bezeichnet, aber wir nehmen diesen Ausdruck nicht in seiner allgemeinsten Bedeutung, sondern vielmehr in einer engsten. Der Standpunkt dieses Bürgerthums macht noch eine Opposition gegen die bureaukratische Staatsverfassung, nach unten sieht er mit Mistrauen und Besorgniß auf das keimende Proletariat und er verlangt Stütze, Sicherung gegen dasselbe. Nach oben zu bekämpft er alle Privilegien — eben weil sie dort seinem Interesse entgegen sind, z. B. die Seehandlung —, nach unten nimmt er sie verschieden in Anspruch, weil er sie der verarmten Menge gegenüber bedarf. Dieses Bürgerthum kann das Princip der Gewerbefreiheit unmöglich fallen lassen, es bedarf derselben durchaus zur Entwickelung seiner Kräfte und seiner freien Bewegung.

So zeigt sich denn auch Hr. Risch in den beiden ersten Abſätzen seiner Schrift als Vertheidiger der Gewerbefreiheit. Er stellt den großen Nutzen dar, welchen die Gewerbefreiheit, nämlich für das Bürgerthum, mit sich bringt, indem er alle die kleinen Plackereien schildert, womit das Zunftwesen sich dem Unternehmungsvermögen des Bürgerthums gegenüberstellt, und die exclusive Stellung desselben betrachtet; natürlich vergißt er es, auf die exclusiven Stellung hinzuweisen, welche innerhalb einer unbeschränkten Gewerbefreiheit das Capital der bloßen Arbeitskraft und Gewerbskenntniß gegenüber einnimmt. Hr. Risch erklärt sich entschieden gegen alle Zwangs- und Exclusivrechte, solche Rechte hemmen nur das Streben des Bürgerthums. „Es hieße in die alte Barbarei zurückkehren", ruft er aus, „wenn die Gewerbefreiheit, dieser für die ganze Bevölkerung erworbene Schatz (allerdings ein Schatz für das Bürgerthum, aber für die große Menge sehr illusorisch), wieder dahin gegeben werden sollte. Sie fodert mit Recht eine Aufhebung aller im Zunftwesen liegenden Bestimmungen, welche einen Zwang oder Bann mit sich führen." Daß das liberale Bürgerthum gegen alle Zwangs- und Bannrechte als eine Beeinträchtigung seiner Interessen ankämpft, ist ganz folgerecht und die Regierung ist demselben durch die neue Gewerbeordnung, welche dieselben aufhebt, willfährig geworden.

Allein in den beiden letzten Abschnitten wird Hr. Risch nun plötzlich aus einem Vertheidiger der Gewerbefreiheit ein Gegner derselben; aber ganz natürlich, wenn man den Standpunkt des Bürgerthums im Auge behält. Wenn das Bürgerthum nach oben freie Hand haben muß, so sieht es sich doch durch den unaufhörlichen Andrang von unten, wie ihn die Gewerbefreiheit gestattet, in seinen Interessen gefährdet, da bedarf es der Schranken und er ruft um solche die Regierung an. Wie die Freiheit der alten Staaten die Freiheit Weniger auf dem Rücken vieler Sklaven war, so möchte das Bürgerthum im Besitze der Gewerbefreiheit bleiben, mit Abwendung des Proletariats von ihr. Indem Hr. Risch mit Schrecken das stete Andrängen von unten gegen die Interessen des Bürgerthums sieht, ist die erst noch so lebhaft vertheidigte Gewerbefreiheit plötzlich ein durch und durch verderbtes, unmoralisches Institut geworden. Dieses Drängen von unten gegen das Bürgerthum muß aufgehoben werden, man muß die Bettler fortjagen, damit der reiche Mann ruhig verdauen kann. Hr. Risch ruft, indem er das Interesse des Bürgerthums gefährdet sieht, die Zünfte, welche er zuerst im Interesse desselben angriff, für dasselbe zu Hülfe. Ja, er geht so weit in seiner Angst um das Bürgerthum, daß er nicht ansteht, die Geschichte zu corrumpiren, indem er behauptet: „Corporative Verbindungen legten den Grundstein, das Fundament der spätern Staatsformen und zwar konnten aus ihnen nur monarchische Herrscherreiche hervorgehen, sowie denn überhaupt Corporationen ihrem Wesen nach die Grundlagen wohlgeregelter Monarchien sind und es stets bleiben werden." Also die Monarchie wäre die Consequenz des Corporativstaats? Wahrhaftig? Entstanden die Monarchien also, indem sie das Princip des Feudal- und Corporativstaats zu seiner formellen Consequenz führten, entstanden sie nicht vielmehr, indem sie es mit Gewalt überwanden und das neue Princip des Absolutismus an dessen Stelle setzten? Ist etwa Richelieu ein Freund der Feudalherren und der zünftigen Städte gewesen? Hat er ihre Rechte nicht vielmehr gebrochen, um die Totalität des Absolutismus hervorzurufen? Aber Hr. Risch hat kein Auge für die Consequenzen der all-

Digitized by Google

gemeinen Entwickelung, sondern nur für die besondern Interessen seines Bürgerthums. Oben verwirft er alle Zwangs- und Bannrechte im Interesse seines Bürgerthums, aber später, indem er seine bangenden Blicke nach den untern Sphären der Gesellschaft richtet, gelangt er im Gegensatze dazu zu folgendem Bekenntniß: „In politischer Hinsicht würden die alten Zunftverfassungen, ohne alle mildernde Bestimmung, selbst mit den Exclusiv- und Zwangsrechten, sofern dies selbst zulässig, am weitesten führen!“ Herrlich! Vortrefflich! Hr. Risch denkt, mag die Menge da draußen brüllen, bleibt das Bürgerthum nur im Besitze und wäre es am Ende auch um den Preis, die liberale Illusion aufzugeben, sich mit Adel und Absolutismus zu verständigen über die Theilung der Welt und das Mittelalter neu werden zu lassen. Ganz consequent seinem Standpunkte behauptet der Verf.: „Der Mensch als solcher bedeutet noch nichts im Staate“, aber dessenungeachtet sucht die moderne Freiheit ihr Wesen darin, daß sie sich auf Alle erstrecken und schon Jedem deshalb ein Recht auf die Freiheit geben will, weil er ein Mensch ist. Davon darf natürlich das „Bürgerthum“ nichts wissen wollen. Indem der Verf. non fortwährend nach einem Rettungsanker für das Bürgerthum auf den ungestümen Wogen der besitzlosen Classe sucht, kann er seine Lieblingsneigung zu einer Art von neuen Zünften nicht verbergen, sie sollen auch den frevelhaften Geist des Proletariats bändigen, sie sollen Conservatoren des Christenthums sein. Gehorsam ist sein drittes Wort. Während die Gewerbefreiheit unmoralisch geworden — den unsittlichen Einfluß, welchen die falsche Stellung des Capitals zur bloßen Arbeitskraft ausübt, beachtet der Verf. natürlich nicht —, ist er ganz voll von der Moralität und von der politischen Gesinnung der Gesellenverbindungen!!

Durch solche Einrichtungen der Zünfte und Innungen gewöhnte sich und muß sich die Jugend an gute Sitten und Gehorsam gewöhnen, was in Ländern sehr übel vermißt wird, wo dergleichen nicht bestehen oder wo, wie in Berlin, die Freiheit der Gewerbe jedes moralische Band zu lösen und jede Verbindung zur Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung allmälig zu untergraben anfängt. Kann man von dem in Ungebundenheit aufgewachsenen Handwerker strenge Sitten und Gehorsam gegen Vorgesetzte erwarten? Im Allgemeinen gewiß nicht, weil aber kann man einen solchen wohlthätigen Einfluß auf die ganze bürgerliche Gesellschaft da erwarten, wo Sittlichkeit erweckt und erhalten werden soll. In solchen Verbindungen, in solchen Sittenverhältnissen (!!), der einzig sichern Grundlage der Bürgertugenden und damit der Stärke des Staats, muß ein kraftvolles, tüchtiges, fleißiges Volk erzogen werden, voll Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande, voll Ehrfurcht gegen die Religion und die Gesetze. Man muß es gesehen haben, von welcher Begeisterung diese Gesellenverbindungen bei der Thronbesteigung unsers geliebten Königs ergriffen waren, welche moralische Kraftanstrengungen (physische durch Geschrei und Gelärm wäre wahrscheinlicher) sie bei dieser Gelegenheit an den Tag legten. Sie legten den Beweis ab, bis zu welcher Höhe sich in moralischer Beziehung die Zünfte und Innungen erheben können und dies selbst zu einer Zeit, wo die Gewerbefreiheit in dieser Beziehung jedem regen Wirken hemmend entgegentritt und jede moralische Entwickelung und Thätigkeit lähmt.

Wir wollen hier nicht auf die Entstellung des Verf. Rücksicht nehmen, als ob nur die „Gesellenverbindungen“ bei der Thronbesteigung „moralische Kraftäußerungen“ an den Tag gelegt und alle übrigen Preußen himmelhoch an Patriotismus überstrahlt hätten; wir wollen nicht die Unkunde des Verf. aufdecken, indem er in Gesellenverbindungen „die Grundlage der Bürgertugenden und damit der Stärke des Staats“ sehen will, in diesen Gesellenverbindungen, deren gemeine Brutalität nicht blos das Auge des Staats, der Policei auf sich zog, sondern auch den Abscheu der ganzen Gesellschaft erregte, die inmitten eines gesetzlichen Zustands das Recht der gemeinsten Gewalt geltend machen wollten, die eine geheime Justiz übten, deren Zweck es war, Meister und Publicum nach ihrem Belieben zu brandschatzen, die über ganze Städte den Verruf aussprachen und ganz Norddeutschland mit einer Kette der empörendsten Handwerksboycottirungen überzogen und die der Verf. als „Grundlage aller Bürgertugenden“ anempfiehlt; es ist nur sein Standpunkt, mit dem wir es zu schaffen haben, der Standpunkt des exclusiven Bürgerthums. Daß dieser Standpunkt durchaus unfähig ist, an einer freien Entwickelung unserer socialen und politischen Zustände Theil zu nehmen und sie herbeizuführen, stellt sich wol klar heraus. Hr. Risch mag nun gegen die Seehandlung, bald für, bald gegen die Gewerbefreiheit kämpfen, der Standpunkt ist und bleibt immer derselbe. Wenige sollen auf Kosten des Ganzen bevorzugt sein, mit der Freiheit wird ein illusorisches Spiel getrieben und wie es diesem Bürgerthume in Frankreich gelungen ist, die Folgen der Revolution an sich zu ketten und die Rechte, die Interessen des Volks seinem besondern Zwecke und Egoismus dienstbar zu machen, so hat es auch in Deutschland ganz denselben Charakter, und mit einer Art von jesuitischem Talente weiß es bald in der Rüstung des Liberalismus, bald mit dem Schilde des Servilismus, bald mit beiden zugleich auf dem Wahlplatz der Gegenwart zu erscheinen, wo so viel Blut und Schweiß rinnt und so viele Thränen fließen.

Der Standpunkt der preußischen Regierung ist diesem Standpunkte gegenüber von Ernst, Würde und sittlichem Gehalte. Ein solcher Standpunkt kann am allerwenigsten berechtigt sein, ihr liberale Concessionen abzudringen und ihr Vorwürfe zu machen. Die Regierung ist es sich bewußt, daß sie auf die Weiterbildung des Ganzen Rücksicht zu nehmen hat, dieses Bürgerthum will nur seinen Vortheil auf Kosten alles Übrigen. Hr. Risch ist ein lebendes Beispiel davon geworden, sowol in seiner Auffassung der Seehandlungs- als der Gewerbefreiheitsfrage. Natürlich fehlte es ihm nicht an Acclamationen von Seiten seiner nicht geringen Partei. Erfreulich ist es aber, daß die Regierung sich bei der neuen Gewerbeverordnung durchaus nicht hat verleiten lassen, den Vortheil dieser Partei über den des Ganzen zu setzen. Sie hat vielmehr dem wichtigsten Principe Folge gegeben. Sie hat sogar die unbemittelte Arbeitskraft gegen die Macht der Capitalien in Schutz genommen. Zu einer Entwickelung der Privilegien, auf denen

Digitized by Google

die neue Gewerbeordnung berufft, müssen wir freilich auf eine andere Gelegenheit warten, da uns dieselbe hier zu weit führen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwölf Gedichte unserer Zeit gewidmet von Friedrich Siegmund. Leipzig, Köhler. 1845. 9. 6 Ngr.

Die Freiheitsgedichte und Gesinnungslieder, welche heutzutage gang und gäbe sind, haben alle den großen Fehler, daß sie jeder bestimmten individuellen Veranlassung entbehren. So wie Das, was sie aussprechen, durchaus allgemeine Gedanken sind, so stehen sie auch nicht mit irgend einem besondern Erlebnisse des Dichters in Verbindung. Sie werden aus dem Blauen heraus und in das Blaue hinein gedichtet. Die Begeisterung für die Freiheit ist aber einmal da; solange der Athem und der Reim ausdauern, wird dieselbe immer wieder zu neuen Gedichten ausgesponnen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Gedichte ganz das Nämliche besagen und nur in andern Phrasen sich bewegen.

Der Dichter hat seine Individualität an einen sogenannten Volks- oder Zeitgeist entäußert, er ist nur noch allgemeiner Mensch, wie dies gegenwärtig modern ist. Mit dem Aufgeben der Persönlichkeit mußte auch jede Eigenthümlichkeit abgestreift werden; der Quell der Dichtung ist nicht mehr die Brust des Poeten, sondern das Dogma einer Partei. Nur etwa noch für neue Bilder und Ideenthen ist der Originalität Spielraum gegeben, ein Spielraum, der in der Regel bis zum Übermaß und aller gesunden Ästhetik zum Hohne benutzt wird.

Es ist aber dabei eine recht wunderliche Erscheinung, daß diese Sänger, die so gar viel Rühmens von ihrer Gesinnung machen, dieser da gerade gänzlich entbehren, wo sie ihnen am nöthigsten ist. Sie haben keine Ahnung von alle Schmerzen und Freuden der ganzen Menschheit — lauter die Strade — ziehen durch dasselbe und werden von ihm aufs äußerinnigste mitempfunden, aber wohrlich man könnte ihnen das Alles gern erlassen, wenn sie mehr Herz für die Poesie bewiesen. Sie mögen überzeugt sein, daß der echte Poet um seiner selbst willen mehr werth ist als sie um all des Trefflichen willen, das sie in ihren Dichtungen etwa ausstramen. Und dieses Treffliche? Ist es denn wirklich Das, was es scheint? Man kann nämlich darüber einig sein, daß an den heutigen Freiheitsliedern des Poetischen gar wenig ist, aber dieselbe noch an eine gewisse politische Wirkung derselben glauben und sie damit rechtfertigen oder entschuldigen wollen. Aber dieser Glaube ist ein sehr irriger. Denn die bloße Freiheit, die immer und immer wieder angesungen wird, ist etwas viel zu Allgemeines und Unbestimmtes, als daß sie zum Ziele eines reellen Strebens gemacht werden könnte. Der Mensch muß etwas Bestimmtes wollen, um wirklich zu wollen. Man kann schwärmen für die Freiheit an sich, für sie handeln und wirken sicherlich niemals. Die Schwärmerei ist vielmehr ein bester Deckmantel der Trägheit. Gerade die meisten Menschen begnügen sich damit, in eine gewisse Exaltation versetzt zu sein und meinen, in dieser ihrer Begeisterungsfähigkeit schon Alles erreicht zu haben. Sie kommen sich wunder wie groß vor, wenn sie die Phrasen sich angeeignet haben, Phrasen, die immer etwas entschieden; sie sind versohnt mit der Weltlage und der Wirklichkeit des Lebens, wenn sie ihre eigene kleine Eitelkeit damit befriedigen können, daß sie in jenen unklaren Allgemeinheiten eine höchste Theorie erfaßt zu haben glauben. Sie verlangen kaum mehr als von Vernunft, Licht und Freiheit zu träumen. Und wenn nun solches Traumleben in den vielen neuen politischen Liedern immer nur wieder neue Nahrung erhält, muß es da nicht zuletzt fast unmöglich werden, die Menschen für ein wirkliches Schaffen innerhalb der Schranken des Gegebenen und Vorhandenen zu gewinnen? Wir Deutschen haben sicherlich am wenigsten Grund, die faule Schwärmerei noch besonders zu pflegen.

Friedrich Siegmund gehört zu diesen ebenso unpraktischen als unpoetischen Zeitdichtern und ist deswegen nicht einmal einer der besten. Vielleicht liegt es daran, daß die betreffende aber gültige Phrase schon von den Andern arg ausgebeutet worden. Die vorliegenden zwölf Gedichte bieten wenigstens mit gar geringen Ausnahmen, zu denen etwa das letzte gerechnet werden darf, nur Fades und Triviales. Auf allbekannte Weise und in längst gebräuchlicher Manier wird in ihnen das freie Wort gefeiert, werden die Gegner des Fortschritts besehdet, wird dieses und jenes Stichwort besungen und wieder besungen. Dazu ist auch der Versbau nicht immer der geschickteste. Verstöße wie in:

⏑ — ⏑
Und voll Pietät Denkmäler bauen —

und andere ähnliche, sind bei der hohen Ausbildung, welche die poetische Form bis auf die Gegenwart erfahren hat, geradezu unverzeihlich. 56.

Notiz.

Merkwürdige Lücke in Goethe's „Briefwechsel mit Zelter".

Goethe verfuhr bei der Redaction des mit Zelter geführten Briefwechsels, welcher in Berlin in sechs Bänden erschien, mit der Strenge und Gewissenhaftigkeit eines Archivars. Er selbst schaltete sorgfältig die gegenseitigen Antworten chronologisch ein, und hielt darüber mit dem Freunde die sorgfältigste Controle. Auch wurde über dieses auf solche Weise entstehende Werk eine gerichtliche Acte aufgesetzt, welcher der pecuniäre Ertrag davon Zelter und den Seinigen zugesichert wurde. Höchst auffallend muß daher die offenbare Lücke sein, welche nach der Meldung des Todes von Goethe's einzigem Sohne in Rom wahrzunehmen ist. Am 23. Febr. 1831 schrieb nämlich Goethe an Zelter (Brief 780, S. 158):

„Freundlich theilnehmend zu gedenken!

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht befänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er auch nur mit einer sieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater vor seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht gibt es Gelegenheit, in künftigen Tagen aus seinen Reiseblättern das Gedächtniß dieses eigenen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen. Und so führt Gröber vorwärts!"

Daß Zelter die Meldung dieses schmerzlichsten Verlustes mit Stillschweigen sollte hingenommen haben, ist um so unwahrscheinlicher, da Goethe ähnliche Trauerpossen von Zelter nie ohne gemessene Erwiederung empfing. Und so gedenkt auch Goethe in seiner nächstfolgenden Zuschrift vom 9. März 1831 allerdings Zelter's „lieben Briefs vom 5. März". Dieser wichtige Brief, den der Leser um Alles in der Welt nicht wird missen wollen, ist leider nirgend zu finden, und hier finden wir die einzige merkwürdige Ausnahme von der Genauigkeit, welche Goethe sich zur strengen Pflicht bei der Redaction dieser Correspondenz gemacht hat. Ein Aufschluß darüber würde gewiß allen Freunden des großen Briefstellers höchst willkommen sein. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 185. — 4. Juli 1845.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Die zweite Schrift beschäftigt sich allgemein mit den Zuständen des Industrialismus und der Armuth, mit den Quellen der letztern und den Mitteln ihr abzuhelfen. Der Verf. bekennt sich sogleich als Gegner des Communismus und will in ihm nichts Anderes sehen als „die alte noch immer wiederkehrende Idee einer Gleichheit, die nie errungen werden kann oder soll, weil, wenn sie möglich wäre, die menschliche Entwickelung durch sie nur ins Stocken gerathen müßte". Die „Freiheit des Menschen im Staate" wird von dem Verf. behauptet, aber er macht nicht recht deutlich, was er unter dieser Freiheit versteht. Daß er mit dem gewöhnlichen politischen Freiheitsbegriffe nicht einverstanden, geht aus den Worten hervor: „Es muß als ein Glaubensartikel angenommen werden, daß politische Freiheit ohne Freiheit der menschlichen Arbeit nichts für das Wohl der Staatsbürger zu leisten vermag." Aber der Verf. glaubt, den Menschen durch „Belehrung" zu dieser Freiheit fähig zu machen, als ob es dazu nicht vor allen Dingen erst der Institutionen bedürfte. Der Verf. bekennt sich indessen auch zu einer Gleichheit; er meint aber, wir müssen es gleich voraus sagen, daß wir die Gleichheit der Staatsbürger keineswegs in der Übereinstimmung ihrer äußern Verhältnisse suchen. Worin sucht der Verf. denn eine Gleichheit? Wir lassen ihn selbst reden:

Die für alle seine Glieder erreichbare Gleichheit, welche der Staat indessen denselben wol noch nirgend gewährt hat, besteht in der Anstrebung und Auffassung seines höhern Zwecks, welches allen seinen Gliedern schlechthin das Gemeinschaftliche ist, unter wie verschiedenen äußern Verhältnissen sie auch leben mögen. Wenn der Staat nicht nur theoretisch, sondern auch in seiner ganzen Gesetzgebung und Verwaltung sich faßt als das Institut der Entfaltung und Ausbildung aller menschlichen Anlagen und Fähigkeiten, dann hat er die Bedingung erfüllt, alle seine Bürger bei der vollständigsten Verschiedenheit ihrer Stände und Berufsarten zum Genuß der wahren Gleichheit gelangen zu lassen.

Ob eine solche Betrachtung, eine solche Erklärung des Staats und der Gleichheit, die er geben soll, wol über die theoretische und pedantische Auffassung des Studengelehrten hinausgeht? Ob sie wol im Leben selbst wurzelt und deshalb auch Früchte für das Leben tragen kann? Wir glauben das schwerlich. Der Verf. macht sich über den Communismus lustig, weil er „unpraktisch" sei. Ist etwa der Staat und die Gleichheit, welche er proclamirt, praktisch? In der That, eine Abstraction, ein Phantasiren über die Staatsidee und über Das, was sie sein könnte und sein sollte, genügt nicht mehr, wir haben nicht mehr blos Philosopheme, wir haben Zustände vor uns, wir haben es nicht blos mehr mit Denkern, wir haben es mit einer schreienden Noth zu thun, die allmälig nicht mehr bittet, sondern fodert. Die Gleichheit des Verf. ist eine „innere", eine transscendentale. Der Mensch ist frei geboren, ist frei, und wäre er in Ketten geboren. Dem, der sich dieser „innern" Gleichheit bewußt, ist die „Verschiedenheit der äußern Verhältnisse der Menschen ganz gleichgültig". Der Proletarier verhungert auf verfaultem Stroh, aber was schadet es? Er ist es sich bewußt, dem reichen Banquier gleich zu sein. Der Besitz hat für den „Innerlich-Gleichen" allen überirdischen Reiz verloren und „es ist also alle Veranlassung zur Unzufriedenheit und Unruhe in dieser Beziehung verloren". Und wie soll nun diese „innere Gleichheit" erworben werden? Durch „Erziehung, durch die Gewöhnung in feste, allseitig ihn umgebende, aus Nationalität, allgemeiner Sittlichkeit, Religion entsprungene Lebensformen". Und wie soll diese „Erziehung" beschaffen sein? Der Verf. hält die Schulen für unzureichend, die „Erziehung kann nirgend anderswo begründet werden als in der Familie." Er sagt: „Hat aber die Gesetzgebung überall die Pflege und Hebung der älterlichen Autorität, die Neigung zur Pietät im ursprünglichen Sinne, die Pflege des patriarchalischen Verhältnisses der Familie, welches die Grundlage aller gesellschaftlichen Verhältnisse bleibt, entschieden ins Auge gefaßt?" Hiermit hat man die allgemeinen Ansichten des Verf. in nuce!

Jene „innere Gleichheit", wovon der Verf. alles Heil erwartet und mit welcher er glaubt, die Massenarmuth beschwören zu können, hat in der That schon lange bestanden; denn das Christenthum enthält das Princip dieser innern Gleichheit, welche von den Gegensätzen und Ungleichheiten dieser Welt absieht und da sagt, wir sind

Digitized by Google

allumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Je mehr aber diese innere Gleichheit zur Geltung kommt und von der Welt absieht, desto mehr ist den Ungleichheiten der Welt Raum gegeben. Das Princip der innern christlichen Gleichheit hat nun seit 1800 Jahren die Welt durchdrungen, nebenbei aber hat sich die weltliche Ungleichheit immer weiter entwickelt und sie ist zu jenen furchtbaren Gestaltungen gelangt, welche jetzt mehr als jemals unsere Aufmerksamkeit erregen. Dem „christlichen Staate" ist es nicht gelungen, die Massenarmuth aufzuheben, den Pöbel zu absorbiren; er hat sich in ihm entwickelt, seine Gleichheit ist eben nur eine Gleichheit vom Drüben, vom Jenseit. Der Verf. bekennt selbst, daß die Gleichheit des christlichen Staats von „offenbar bevorrechtigten Individuen und Ständen hervorgehoben werde". Das heutige Christenthum, sagt er, wird offenbar in den wohlhabendern bevorzugten Classen besonders gepflegt und man dürfte hieraus den Schluß ziehen, daß zur Aneignung des Christenthums ein gewisser Grad von Wohlhabenheit nöthig sei, wie also der Staat, indem er die Wohlhabenheit einer Classe durch Nichtbeachtung ihres gleichen Anspruchs verkümmert, ihr auch die für die Aneignung des Christenthums günstigere Lage verschließe.

Die innere Gleichheit, welche der Verf. im Sinne hat, soll, als der communistischen Gleichheit entgegengesetzt, vom Staate ausgehen und durch die Erziehung, durch das Familienleben entwickelt werden, sie soll dadurch entstehen, daß der Staat sich nicht nur theoretisch, sondern auch in seiner ganzen Gesetzgebung und Verwaltung faßt als das Institut der Entfaltung und Ausbildung aller menschlichen Anlagen und Fähigkeiten. Der Communismus glaubt nicht, daß seine Gleichheit weder durch den Staat, noch bei den bestehenden Familien- und Eigenthumszuständen erreicht werden könne, er faßt den „Staat nicht als das Institut der Entfaltung und Ausbildung aller menschlichen Anlagen und Fähigkeiten", die Gesellschaft verdrängt bei ihm den Staat. Der Verf. gehört zu Denen, welche an den Staat Ansprüche machen, die er niemals befriedigen kann. Es scheine, als ob er über jene abstracte Staatsidee, welche sich in der „Rheinischen Zeitung" geltend machte, nicht habe hinauskommen können und dieselbe nun auf die socialen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, anwende. Die „innere Gleichheit" des Staats, wie der Verf. ihn verlangt, ist eben nichts Anderes als ein ziemlich verwirrtes Spielen mit philosophischen Begriffen, und es fällt der Realität gegenüber in sein Nichts zusammen.

Sehen wir nun von den Grundansichten des Verf. ab, so nimmt er doch in der Behauptung, daß man bisher nur die Armen und nicht die Armuth beachtet habe, und daß der Armuth durch die Art und Weise der gegenwärtig Armen durchaus nicht abgeholfen werden könne, den ganz richtigen Standpunkt ein. Wenn er auch glaubt, durch eine „innere Gleichheit" helfen zu können, so sieht er doch ein, daß jedenfalls etwas geschehen müsse, damit die Armuth schwinde. Dies geschieht aber nicht, wenn die öffentliche Wohlthätigkeit wie in England durch unermeßliche und doch immer steigende Hülfsleistungen die Unentbehrlichkeit derselben unablässig hervorbringt, um dann am Ende wie dort die Unzulänglichkeit auch solcher Aufopferungen durch eine Art von Fallissement zu proclamiren. Die Umarbeitung der Armengesetze war ein solches Fallissement, durch welches man gleichsam erklärte, daß die Versorgung aller Armen im Staate ein unhaltbares Princip sei.

Der Verf. beginnt nun, die Ursachen der Armuth zu prüfen. Er nimmt zehn solche Ursachen an. Eine solche Schematisirung ist uns in Wahrheit ziemlich wunderbar vorgekommen. Die Armuth ist so complicirt, daß man wol sagen kann: hier ist eine Ursache der Armuth; aber niemals: die Armuth hat so und so viele Ursachen und keine weiter. Die fünf ersten Ursachen gehen nach dem Verf. aus dem Princip des Industrialismus hervor, die fünf letzten haben dann noch besondere Gründe.

Eine Entwickelung und Darstellung des industriellen Princips haben wir bereits oben geliefert, wir können also mit Anhalt an den Verf. unmittelbar auf die besondern Folgen eingehen, welche er nothwendigerweise hervortreibt. Die erste ist die irrthümliche Ansicht von der Bedeutung des Reichthums, und der Verf. meint, daß ein durchweg „heidnischer Begriff" von dem eigentlichen Wesen des Reichthums bis jetzt in den staatswissenschaftlichen Ansichten zu finden sei. Die Anhänger des Mercantilsystems waren der ganz materiellen Ansicht, daß aller Reichthum in der Anhäufung der edlen Metalle bestehe. Die Ökonomisten dagegen, als Gegner jener, nicht ohne poetische Naturanschauung, behaupteten, es sei ein Geschenk der schöpferischen Natur; aber sie blieben in Bezug auf das Wesen des Reichthums ganz so materiell wie die Mercantilisten. Als in England zuerst die Ansicht auftam, daß die Arbeit „Vater" und die Erde „Mutter des Reichthums" sei und Adam Smith die Lehre von der Arbeit oder Production als zugehender Macht des Reichthums aufstellte, blieb doch auch hier der Standpunkt derselbe, nur in so weit hatte sich die Anerkennung der Arbeit als Mittel des Reichthums erweitert, daß man unter demselben alle sichtbaren Gegenstände, die einen Tauschwerth haben, zusammenfaßte, während die beiden frühern Ansichten sich auf Geld und Naturprodukte beschränkt hatten. Aus der analytischen Darstellung des Adam Smith, die seine Nachfolger als Glaubenslehre annahmen, verbreitete sich die Ansicht, daß es keinen andern Reichthum gebe als der in angehäuften materiellen Gütern liege. Der Industrialismus kennt keinen andern Reichthum als den materiellen, als den klingenden, er hat kein Auge für den Geist und das Geistige. Der Verf. vertritt ihm gegenüber den „Reichthum des Gemüths", den „Reichthum des Geistes". Lassen wir ihn sich selbst erklären:

Sobald man zugesteht, daß die Beschaffung der leiblichen Bedürfnisse und also auch der materiellen Güter nur Bedingung der höhern und geistigen Güter ist, so hat man auch

Digitized by Google

zugestanden, daß der materielle Reichthum nur den mittelbaren Werth hat, sich mit dem niedern Leben, mit seinen unabweislichen Ansprüchen so weit abzufinden, daß das höhere Leben hervorgerufen werden kann. Je allgemeiner das Streben danach im Volke gewerkt wird, desto mehr geistigen, d. h. wahren Reichthum besitzt der Staat; und umgekehrt, je weniger die Verhältnisse im Staat der Art sind, daß man sich allgemein nach Befriedigung der Bedürfnisse des animalischen Lebens seiner eigentlichen Bestimmung unmittelbar zuwenden kann, desto mehr Armuth ist in dem Staate.

Die Ansicht des Verf. vom Reichthum ist also derjenigen des Industrialismus entschieden entgegengesetzt. Der Industrialismus verwirft den Geist nicht schlechterdings als solchen, er läßt ihn im Gegentheil gelten, insofern er seinem Materialismus dienstbar ist; der Verf. dagegen stellt eine Theorie vom Geiste, vom „geistigen Reichthume" auf, welcher den materiellen auch nicht schlechterdings verwirft, aber ihn eben nur „als Bedingung der höhern Güter" anerkennen will und ihm ohne Bezug auf den „geistigen" allen Werth abspricht. Der „ideale Reichthum" des Verf., wenn er Nationalreichthum werden will, muß sich aber „zugleich mit dem geläuterten Begriffe der Persönlichkeit über alle Individuen im Staate verbreiten". Da aber die Möglichkeit dieser Verbreitung die allgemeine Wohlhabenheit und die in ihr begründete Freiheit voraussetzt, so muß der „geistige" Nationalreichthum die allgemeine Wohlhabenheit zu seiner Basis haben.

Daß man bei der Aufstellung des industrialistischen Systems den Geist nicht schlechterdings ausgeschlossen, bekennt der Verf. selbst. Der Industrialismus anerkennt, daß der menschliche Geist zur Hervorbringung des Reichthums mitwirke, indem er die Arbeit als Quelle des Reichthums angibt; allein obschon die Arbeit hoch von ihm geschätzt wird und sie in ihrem ganzen Umfange nicht ohne Entfaltung des Geistes denkbar ist, so faßte man doch diese nothwendige Entfaltung nicht als das „Wesentliche" auf, weil man ja eben nur die Vermehrung des materiellen Reichthums als Zweck gefaßt hatte, ob man ihn auch nicht unumwunden aussprach.

Der Verf. bleibt uns indeß den Nachweis schuldig, wie sein „geistiger Reichthum" an die Stelle des materiellen Reichthums gesetzt werden und also diese Ursache der Armuth aufgehoben werden könne. Soll das etwa auch durch die „Erziehung", durch die „Familie" und dadurch geschehen, daß der „Staat sich als das Institut der Entfaltung aller menschlichen Anlagen und Fähigkeiten faßt", und ist eine solche vom Verf. projectirte Lösung den Zuständen der Gegenwart gegenüber etwa „praktischer" als der Communismus?

Die zweite Ursache der Armuth sucht der Verf. in der „Unbekanntschaft mit dem Wesen der menschlichen Arbeit und der Geringschätzung ihrer Würde". Die Arbeit soll „geistig" aufgefaßt werden, denn „in ihrem Wesen, nicht in der Form ist das heilige Element der Arbeit". Anfangs war dem Verf. die Arbeit eine „Bedingung zur Erwerbung der höhern Güter", jetzt wird die Arbeit ihm an sich selbst „eine Lust"; denn „dieser göttliche Trieb geht aus dem naturstrommen Gemüthe hervor; indem wir ihm genügen, fühlen wir uns im Dienste Gottes, und wir arbeiten Alle, bewußt oder unbewußt, für den Zweck, das Ewige, Unwandelbare gelten zu machen im zeitlichen Wandelbaren". So wenig nun dieses „göttliche Wesen" der Arbeit auch im Allgemeinen anerkannt wird, so laßet der Mangel dieser Anerkennung auf dem Landmanne und Handwerker doch darum so schwer nicht, weil er, mag er nun Knecht oder Gutsherr, Lehrling, Gesell oder Meister sein, in seiner Arbeit wenigstens „zum Genusse ihres Zusammenhanges mit der Gesammtheit" kommt. Allein anders verhält sich das in der Arbeitssphäre der Fabriken und Manufacturen, und es ist beachtenswerth, wie der Verf. von seinem „geistigen Standpunkte" aus diese Arbeitssphäre, welche unserer Gegenwart so viel zu thun macht, betrachtet. Hören wir ihn:

> Daß diese Sphäre in lebendiger Wechselwirkung mit der sogenannten höhern Arbeit, mit der Wissenschaft, steht, können wir nicht leugnen, ist sie doch aus der Verbindung der Naturwissenschaft mit dem Gewerbsbetrieb hervorgegangen und müssen wir doch anerkennen, wie bedeutende Fortschritte die Naturwissenschaften gerade in dieser Verbindung gemacht haben. Aber nur der Fabrikherr, sein Chymiker und Mechaniker werden sich des Zusammenhangs ihrer Arbeit mit der Gesammtarbeit bewußt und also der Würde ihrer Arbeit froh. Die große Masse der eigentlichen Arbeiter ist gleich den Galeerensklaven an eine einfache bis zu ihrem Tode endlos wiederkehrende Verrichtung geschmiedet, deren Verhältniß zur Totalität sie nicht begreift. Hier ist also in Wahrheit bittere Armuth (nämlich nach dem Verf. macht nicht der materielle Nothstand, sondern das Nichtbegreifen der Würde der Arbeit die rechte Armuth aus), Armuth in und bei der Arbeit, völliger Mangel des Bewußtseins im Arbeiter von seinem Antheil an der gemeinsamen Aufgabe, bei rathloser und zugleich sehr einseitiger Kraftanstrengung. Diese Armuth ist kein geringerer Vorwurf für die Staaten als das physische Elend, welches die Arbeitslosigkeit erzeugt; auch wirkt sie verderblicher noch auf das Gemüth als diese. Zum Automat herabgewürdigt, in seiner Berufsthätigkeit die rege Einwirkung des Geistes nur gelegentlich in den Maschinen, die sich eben zwischen seiner Arbeit und dem lebenden Organismus der Gesammtarbeit stellen, wird der unglückliche Fabrikarbeiter leicht mit den Maschinen zugleich Alles, was ihm als Geist und Wissenschaft erscheint, hassen. Die Arbeit nur kennend in ihrer niedrigen Bedeutung des Erwerbs und ausgeschlossen von dem Genusse ihrer humanen Würde, muß er mit Neid auf seinen Fabrikherrn hinblicken, auf alle die materiellen Genüsse, welche derselbe durch seinen Gewinn sich leicht gewähren kann; er muß natürlich darauf verfallen, den ganzen Betrag dieses spärlichen Erwerbs auf die ihm nur immer dafür mögliche Aneignung augenblicklicher materieller Genüsse zu verwenden, um wenigstens durch sie nach seinem Vermeinen am Genusse des menschlichen Daseins froh zu werden, sollte ihm das auch nur im verwüstenden Rausche gelingen.

Wenn die Begründung einer neuen und gesteigerten Sklaverei dem Industrialismus zum Vorwurf gemacht wird, so trifft derselbe nicht allein die Adam Smith'sche Expostition und das von den Nachfolgern darauf gebaute System. Das neue Verfahren, die Menschen als Sklaven zu benutzen, ist überall aufgekommen, sobald das Kaufen der Sklaven abgeschafft war. Nur daß die Feudalverhältnisse mitunter ein Glied in der Kette wur-

Digitized by Google

den. Aber mit auffallender Härte und Consequenz wurde diese Art von Entmenschung in das spätere System der Arbeit, in das sogenannte Factoriesystem aufgenommen, und darum mag ihr vollständiges Emporkommen auch der Lehre dieses Systems zugeschrieben werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cypressenblätter. Von Ottar Baldur. Berlin, Ende. 1845. 8. 1 Thlr.

Das Büchelchen führt das Zeichen der Cypresse und ist auch von entsprechendem düsterm Charakter. Todesahnungen, Todestrost, Todesdenkmale, Todeswünsche begegnen Einem auf jeder Seite. Wenn man so liest in der kleinen Schrift, wird Einem zu Sinne, als wenn man auf einem Kirchhof wandelte, von wo nicht eine Aussicht in das Land der Lebendigen frei geblieben ist, wo man nicht einen Lon aus der lebendvollen Welt mehr hört. Wenn wir den Hrn. Verf. richtig verstanden haben, so enthält sein Buch keine Dichtung, keine Phantasiemalerei, sondern Erzählung von Thatsachen; Worte, die auf dem Kirchhof gesprochen sind, niedergeschrieben aus frischester Erinnerung. Und eben in dieser Unmittelbarkeit der Erinnerung und des Erlebnisses liegt der Werth dieser Blätter für den Verf. und für seine Freunde. Der Verf. äußert an mehren Stellen, daß ihm für sein Leben keine Hoffnung übrig geblieben sei; also wird ihm auch literarischer Ruhm längst gleichgültig geworden sein, und es genügt seinem bescheidenen Sinne gewiß, wenn sein Büchelchen in Freundeshrn verwandte Töne anklingen läßt. Und Freunde hat der Verf., denn er bekennt in den Einleitungsworten einen lebendigen und frischen Patriotismus. Der Verf. ist ein Preuße, mit Stolz nennt er sich so, mit Stolz nennt er Friedrich Wilhelm III. seinen König und spricht die Hoffnung aus, daß er einst im Himmel zu seinen braven Kameraden und zu seinem guten König Friedrich Wilhelm III. kommen werde. Man findet vielleicht auf der Erde kein Volk, welches so viel wahre Anhänglichkeit an Könige hat wie das deutsche; der Deutsche liebt nicht nur sein Vaterland, er liebt auch den Vater seines Landes. Man kann behaupten, daß diese Liebe die schönste ist, die sich denken läßt, weil sie die einzige ist, die nichts von Eifersucht weiß. Unser Verf. gibt sich als einen echten preußischen Patrioten kund; so empfehlen wir allen Gleichgesinnten sein Werk angelegentlichst. 25.

Bibliographie.

Abfertigung des Herrn Dr. Harnisch über einige Irrthümer und Unwahrheiten in seinem „Standpunkte rc." von dem Landschullehrer zu H..., im Regierungsbezirk Merseburg. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Adalay. Ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart vom Verfasser des Toni (Aaron Bilney). Manheim, Bassermann. 8. 2 Thlr.

Adolfholm, E., Konfessionelle Zustände. Betrachtungen, welche die Ausstellungen des heiligen Rockes zu Trier, J. Ronge's Brief und die Schneidemühler Gemeinde hervorgerufen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 16. 10 Ngr.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Ister und 2ter Band. Jena, Frommann. Gr. 8. 4 Thlr.

Bertholdi, H., Die erste deutsch-katholische Gemeinde zu Danzig. Danzig, Homann. 8. 3 Ngr.

Beschorner, J. H., Praktische Anleitung zur Verwaltung von Untergerichten, insbesondere Patrimonialgerichten. Dresden, Arnold. Gr. 8. 27 Ngr.

Beste, B., Dr. Martin Luther's Glaubenslehre aus und in den Quellen dargestellt. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Fliegende Blätter. Zur Erinnerung für Katholiken, zur Beherzigung für Nicht-Katholiken. I. Die Sakramente der Taufe und der Buße. Ablaß. Beichte. Beichtspiegel. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Blum, P. A., Predigt über das Verhältniß der Sete, welche sich deutsch-katholische Kirche nennt, zu der Einen wahren katholischen Kirche. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Bodemer, H., über die Zustände der arbeitenden Classen. Vortrag in der Versammlung deutscher Gewerbtreibender am 16. April 1845 gehalten. Grimma, Verlagscomptoir. 5 Ngr.

Die deutsch-katholischen Deputirten in Halle. Ein Gedenkblatt an die Zeier vom 27. März 1845, den zum leipziger Concil entsandten deutsch-katholischen Deputirten zu Ehren in Halle veranstaltet. Nebst der hallenschen Adresse an sämmtliche freie katholische Gemeinden und Katholiken Deutschlands. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Elbstrom, von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung in die Nordsee, malerisch, topographisch und historisch dargestellt. Treu nach der Natur gezeichnet und lithographirt von C. W. Arndt und J. Bürger, herausgegeben von C. G. Cremmler, mit Text von C. G. W. Männich. 1ste Section: Von seinem Ursprunge bis Dresden. Mit 82 lithographirten Kunstblättern. Dresden, Arnold. Gr. qu. 4. 9 Thlr. 17 Ngr.

Fernau, F., Gedichte. Regensburg, Manz. Kl. 8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Die Freiheits-Apostel in der Kirche, oder wes ist von der Politik Derer zu halten, die da wähnen den Staat zu schützen, wenn sie die Kirche preisgeben? Eine Meinung, vornämlich geführt auf protestantische Stimmen, wie die eines Johannes v. Müller, Herder, Goethe, Lord Russel, Ancillon u. A. m. Berlin, Hofmann und Comp. Gr. 8. 3½ Ngr.

Friedrich, H. A., über den Zwiespalt, den der gegenwärtig in der katholischen Kirche geführte Streit nothwendig auch auf die protestantische Kirche üben muß. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 5 Ngr.

Georgi, K. A., Die wahre Einigung. Eröffnungsrede bei der am 28. März 1845 zu Dresden gehaltenen öffentlichen Berathung einer Petition um Gewährung einer freiern Verfassung der evangelischen Kirche Sachsens. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Entwurf zu einer Petition an das königlich sächsische hohe Ministerium des Cultus rc. um Gewährung einer freiern Verfassung der evangelischen Landeskirche. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Petition einer Anzahl evangelischer Glaubensgenossen in Dresden um Gewährung einer freien Verfassung der evangelischen Kirche Sachsens. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Ngr.

Geschichte und Beschreibung des alten und neuen Königl. Opernhauses zu Berlin. Eine Skizze von L. W. Berlin, Schneider. 1844. Gr. 16. 2½ Ngr.

Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der beiderseitigen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart. Redacteur M. Heß. 1ster Jahrgang in 12 Heften. Elberfeld, Bädeker. Lex.-8. 2 Thlr.

Grimm, C. L. W., Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte mit Bezug auf Dav. Friedr. Strauß und Bruno Bauer und die durch dieselben angeregten Streitigkeiten. Jena, Hochhausen. 8. 22½ Ngr.

Hofmann, F. G., Katharina von Bora oder Dr. Martin Luther als Gatte und Vater. Ein Beitrag zur Geschichte der Priesterehe sowie des ehelichen und häuslichen Lebens des großen Reformators, nach den Quellen bearbeitet. Mit dem Bildnisse der Katharina von Bora. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zahn, J. G., Gonst und Zeitl. Lebensbilder aus der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Volksbuch für Stadt und Land. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 186. — 5. Juli 1845.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Als einen sehr wesentlichen Grund des Pauperismus hat man immer die Theilung der Arbeit angegeben. Auch der Verf. anerkennt denselben im hohen Grade. Diese Theilung der Arbeit ist eine immer größere geworden, eine je höhere Culturstufe die Menschheit erstieg. Die Verzweigungen der Arbeit sind ebenso mannichfaltig geworden als die Stoffe der Natur selbst zusammt den Umgestaltungen, deren diese Stoffe fähig sind. Wenn über dieser Arbeitstheilung auch im Ganzen die Associationsidee hinschwebt, das Bewußtsein, daß der Mensch nur dadurch, daß er sich einem Arbeitszweige ganz besonders widmet, für das Ganze folgerichtig etwas zu erwerben vermag und daß er, wenn jeder Mensch sich jedem möglichen Zweige der Arbeit hingeben wollte, entweder nur Unbedeutendes oder auch nichts leisten würde, so wird dieses Bewußtsein doch nur in einem sehr kleinen Theile der Arbeitenden lebendig und die meisten derselben nehmen eine fast atomistische Stellung ein. Der Verf. nimmt zwei Kategorien der Arbeitstheilung an: diejenige, welche die geistige Arbeit von der körperlichen scheidet, und diejenige, wonach die materiellen Beschäftigungen nicht nur classenweise vertheilt werden, sondern auch eine und dieselbe materielle Beschäftigung für sich nach den unzähligen Behandlungen und Gestaltungen ihrer Gegenstände, nach den einzelnen Handgriffen sogar, in ebenso viele Theile zerfällt. Wir haben es hier vorzüglich mit der mechanischen Arbeit zu thun, sie ist der ausbehndarsten Theilung fähig, je größer die Theilung wird, je reichlicher wird der Ertrag, aber je schneller bedingt sie auch geistige Armuth und physisches Elend einer großen Mengen. Den Beweis liefert der Industrialismus und am schrecklichsten da, wo er am ausgedehntesten ist, in England. Je weiter er die Theilung gebracht hat, um so mehr hat er eine große Menge Menschen auf ganz einfache, ganz gleichartige Operationen beschränkt, häufig auf einen einzigen Handgriff mit unveränderlich gleichförmiger Anwendung des Wollens und der körperlichen Bewegung. Nun ist aber die ununterbrochene Einförmigkeit der Menschennatur etwas Fremdes. Mitten in dem vollen Reichthum der Mannichfaltigkeit ist der Mensch mit der Fähigkeit gestellt, ihn ganz zu umfassen, und nun soll er bei der Theilung der Arbeit seine ganze Thätigkeit maschinenartig einem einzigen Moment seiner Kraft und Fähigkeit zuwenden, ununterbrochen nur denselben Eindruck empfangen und immer dieselbe Äußerung seines Willens, immer dieselbe einseitige Bewegung seines Körpers vollziehen. Und zwar von früher Kindheit bis zum Greisenalter. Da muß die geistige Spannung des Gemüths in ihm erschlaffen, seine Gestalt muß verkrüppeln, der Mensch in ihm ersterben, noch ehe er zum Bewußtsein gelangt.

Die Geistesarmuth Derjenigen, die einer solchen Arbeitstheilung unerbittlich verfallen, ist nun nicht leicht erklärlich, aber nicht minder auch das materielle Elend derselben. Durch diese Arbeitstheilung wird es bewirkt, daß, sobald durch Veränderung der jedesmaligen Verhältnisse die einseitig entwickelte Geschicklichkeit eines Arbeiters nicht mehr gebraucht wird, er sich sogleich verlassen sieht, ohne nun die Fertigkeit zu besitzen, sich sogleich einer andern Thätigkeit zuzuwenden, und er ist nun auch ohne Nahrung für seinen Leib, wie er schon vorher aller geistigen, sittlichen Nahrung entbehrte. Da gibt es aber noch eine Menge Leute, die sich etwas auf ihren praktischen Verstand zugute thun und das Elend der Proletarier damit abweisen: Warum beharren diese Leute bei einer Beschäftigung, die ihnen kaum das Leben fristet? Warum ergreifen sie keinen andern Arbeitszweig? Warum werden die Kinder der elenden schlesischen faß alle wiederum Weber, trotz der schlechten Aussicht für die Handwebere!? Diese sogenannten Praktiker sind die rechten Unpraktischen unserer Zeit. Sie wollen oder sie können es nicht sehen, daß die Proletarier schon von früher Jugend auf in eine ganz einseitige Entwickelung ihrer Geschicklichkeit hineingezwungen werden und daß es ihnen, da alle übrigen Kräfte ganz unentwickelt bleiben, meistens ganz unmöglich wird, einen andern Lebensberuf zu erwählen als denjenigen, wobei sie von Jugend auf gefroren und gehungert haben. Es findet hier, als eine Folge der vom Industrialismus ausgebeuteten Arbeitstheilung, eine vollkommene, eine physische und eine geistige Entmenschung statt, und hier ist das wahrhafte Proletariat zu suchen. Hier blüht

Digitized by Google

es, hier ist eine proles ohne alle menschliche Würde. Schauder mag den Staatsmann durchzucken, wenn er seine statistischen Tabellen durchläuft und darin einen Zuwachs solcher Bevölkerung findet; denn sie kann nicht anders als sich zu alledem, was Staat und Gesellschaft bis jetzt ausgebildet haben, in einem entschiedenen Widerspruche und Gegensatze verhalten.

Der Verf. will, daß die Theilung der Gewerbethätigkeit immerhin, so viel sie nur will, fortgesetzt werden möge, aber „es soll dabei nicht die ganze Zeit des Arbeiters in Anspruch genommen werden, damit er Muße behalte, seine Stellung als Mensch durch Antheil an der menschlichen Bildung einzunehmen und zu behaupten". Aber wie das ermöglicht werden solle, sagt er nicht.

Als eine vierte Ursache der Massenarmuth betrachtet der Verf. das vom Industrialismus geltend gemachte Princip der ungemessenen Production. Dieses Princip ist aber im Wesen des Industrialismus begründet, und wenn wir gleichfalls zugeben, daß es ein großes Erzeugungsmittel des Proletariats geworden, so meinen wir doch, daß man es nicht mit moralischen und christlichen Sentenzen bekämpfen könne, wie der Verf. es will. Es ist eben thatsächlich. Zurückgehen können wir nicht, die alte Staatswirthschaft kann nicht wieder geltend gemacht werden. Der Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft ist gefährlich; es sammeln sich überall Kräfte an, die keinen natürlichen Abfluß finden, und finden sie keine Verwendung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, so werden sie sich gegen dieselbe kehren müssen. Aber wir glauben, daß die Geschichte diesen Conflict, sei es nun wie es sei, lösen wird, und daß es unmöglich ist, wie der Verf. es will, ihn durch Moralitätsprincipien aufzuheben. Der Verf. nimmt eine abstracte Sittlichkeit an, welche er, als über den Bedingungen aller Zeiten stehend, betrachtet und von der er glaubt alles Heil erwarten zu können, durch sie will er retten aus den Conflicten der Zeit. Aber er vergißt, daß die Sittlichkeit nicht immer die eine und dieselbe geblieben, sondern daß sie durchaus nach den Richtungen der Zeit bestimmt wird. Die Sittlichkeit des alten Römers bestand eben darin, für die Größe Roms zu wirken und diesem allgemeinen Zwecke seine besondern Zwecke unterzuordnen; die Sittlichkeit des Christen bewies sich darin, wie er für sein Jenseit alle Marter duldete; die sittliche Tugend des Mittelalters läßt sich als „Ehre" bezeichnen, und wenn man nun mit Recht unsere Zeit ganz besonders als ökonomisch und industriell bezeichnen darf, so läßt sich ferner auch nicht leugnen, daß der allgemeine Sittlichkeitsbegriff der Gegenwart sich auf diese vorherrschende Richtung begründet. Deshalb ist die Armuth ein Laster, sogar ein Verbrechen, und die Sittlichkeit unserer Zeit sucht sich mehr und mehr mit dem Gelde zu identificiren und im Auffammeln und Erzeugen von Tauschwerthen ihre besondern Stützpunkte zu suchen.

Der Verf. legt das Maß einer abstracten und theilweise christlichen Sittlichkeit an die industriellen Zustände unserer Zeit, aber mit diesem Maße kann man sie nicht richtig messen und unmöglich zu einem sichern Resultate gelangen. Wie sehr der Verf. fehl und irre geht, beweist er ganz besonders da, wo er die Ursachen der Armuth entwickeln will, die nicht aus dem Industrialismus hervorgegangen sind, sondern besondere Quellen haben. Da gilt ihm der „Mangel an Religiosität in unserm Zeitalter" als eine ganz besondere Quelle. „Aller Egoismus ist Irreligiosität." Die „Übereinstimmung mit dem Gottheitwillen" soll den Menschen in seinem innersten Bewußtsein befriedigen und deshalb (!) „muß sich auch bei der Arbeit ein Zustand der Wohlhabenheit ergeben, wenn ihr auch der Stolz des Reichthums und ästhetischer Farbenglanz abginge". Weil die Religion jenen erhabenen Instinct entwickele, der das Wohlergehen Aller sucht, wie das eigene, darum ist, nach dem Verf., der Mangel an dieser allein wahren Religion der wesentlichste und letzte Grund aller Armuth; allein wir bemerken noch einmal, daß der transscendentale Standpunkt, welchen der Verf. hier einnimmt, durchaus nicht auf die praktischen Zustände der Gegenwart angewandt werden könne. Wenn der Verf. behauptet, wo das Christenthum blühte, räumte es die Armuth hinweg, so ist diese Antwort, wenn wir sie nicht geradeswegs als unwahr bezeichnen wollen, doch sehr problematisch. Die Zustände der allerchristlichsten Länder widerlegen den Verf., das ganze Mittelalter war durchfressen von der „Armuth", wenn auch nicht gerade vom „Pauperismus", und sie begann im Bauernkriege sich gegen die gesellschaftliche Ordnung zu kehren. Das Christenthum, indem es einerseits von den Interessen der Welt absah und andererseits sich wieder auf eine hierarchische, privilegirte Gewalt über die Interessen der Welt stützte, ist keineswegs im Stande gewesen, wie der Verf. unthistorisch zu behaupten wagt, den Grund der Armuth aufzuheben, weil es den idealen Reichthum unter die Völker verbreitete!

Wir können die weitern Entwickelungen und die Projecte des Verf. mit Fug und Recht übergehen; sie beruhen alle auf einer abstracten Sittlichkeitstheorie und wir können ihnen keine Berechtigung für die thatsächliche Berarbeitung und Lösung einer großen Frage zugestehen. Sie haben alle die Perspective des Studengelehrten. Blicken wir auf die Art und Weise, wie sich Franzosen selbst vom christlichen Standpunkte aus, z. B. Lamennais, an dieser großen Bewegung bethätigen, so treten die Bemühungen des Verf. noch viel weiter zurück, und wir mögen sie nur darin und dahin anerkennen, daß die sociale Frage uns Deutschen noch neu ist und daß wir noch manchen schulpedantischen Wulst und manche philosophische Grille, welche uns von der Wirklichkeit trennt, abzustreifen haben, bevor wir an den Kern der Frage gelangen.

Die dritte der oben genannten Schriften gibt mehr eine Zusammenstellung als selbstständige Ansichten, sie bekommt aber gerade dadurch einigen Werth. Der Verf. citirt Sismondi, Hauffez und Mohl gegen das Fabrik- und Maschinenwesen, dagegen Brougham für

Digitized by Google

daſſelbe und es iſt nicht unintereſſant, eine ſolche Zuſammenſtellung zu leſen und gegenſeitig abzuwägen. Mohl in Tübingen, dieſer bekannte ſtaatswiſſenſchaftliche Schriftſteller, dem Communismus durchaus nicht zugethan, kann deſſenungeachtet nicht umhin, die Reſultate in ihrer ſchrecklichſten Geſtaltung anzuerkennen, welche die gegenwärtigen Maſchinen- und Fabrikzuſtände auf den ſittlichen, politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand der Völker üben. Er ſchließt folgendermaßen:

„In ſicherer Deutſchland, namentlich durch ſeinen Zollverein, auf der Bahn der großen Induſtrie Fortſchritte machen wird, deſto gewiſſer ſteht auch ihm eine Anſteckung bevor, von der ſich vielleicht ſchon die erſten unzweideutigen Folgen zeigen. Man mache ſich doch ja in dieſer Hinſicht keine Illuſionen. Wenn es einer aufrichtigen und genauen Unterſuchung nicht gelingt, wirkſame Vorbeugungs- und Heilmittel aufzufinden, ſo iſt für den Wohlſtand und für die Ruhe von Europa eine Gefahr zu befürchten, wie ſie z. B. das römiſche Reich durch den Sklavenkrieg, Haiti durch den Negeraufſtand, Deutſchland durch die empörten Bauern zu Anfang des 16. Jahrhunderts kennen lernte. Wer will denn aber der Civiſation und dem Eigenthume für den Sieg ſtehen? Und, wenn er es thun würde, welchen Sieg hätte ſolche Maßregeln gegen die Wiederholung des gräßlichen Verſuchs! Europa ſteht freilich in mehr als einer Beziehung an einem gährenden Abgrunde, allein um ſo nothwendiger iſt es, daß man ſich um die Schließung wenigſtens eines derſelben bemühe. Schwerlich dürfte dem Throne und dem praktiſchen Staatsmann eine wichtigere, ſchwerlich aber auch eine ſchwierigere geſtellt werden können.

Wollen wir dem Einfluſſe des Maſchinen- und Fabrikweſens einige Aufmerkſamkeit zuwenden, ſo werden wir drei Rubriken annehmen können: den Einfluß deſſelben auf den wirthſchaftlichen Zuſtand der producirenden Claſſen überhaupt, den Einfluß deſſelben auf den Staat, dieſen in ſeiner Geſammtheit betrachtet, und den Einfluß deſſelben auf das Befinden der Gewerbegenoſſen untereinander.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Blick auf die religiöſe Bewegung in Frankreich und einige darauf bezügliche neuere Schriften.

Die religiöſe Aufregung, welche jetzt faſt ganz Europa ergriffen und die verſchiedenen Parteien gegeneinander bewaffnet hat, trägt einen von den kirchlichen Streitigkeiten früherer Zeiten ſehr verſchiedenen Charakter. Wenn damals die katholiſche Kirche einerſeits in ihrem eigenen Schooſe ſpecielle Streitfragen und auf dem unangefochtenen Boden des Chriſtenthums einzelne Dogmen discutirte, und andererſeits kühn gemacht durch das Bewußtſein ihrer Kraft in offenem Kampfe mit Königen und Kaiſern die eigentliche Blüte ihrer Zwecke, die Prätenſion auf weltliche Macht, rückſichtslos darlegte, ſo hat der Kampf ſich nach und nach verallgemeinert, d. h. vereinfacht, und heute kämpft die ganze chriſtliche Kirche nur noch für ihre von allen Seiten hart bedrohte Exiſtenz. Nicht körperliche Waffen, Gewaltmaßregeln, wie man ſie z. B. in Polen, Irland, der Schweiz gegen den Katholicismus anwendet, ſind ihr gefährlich — über ſolche hat ſie ſtets triumphirt —, ſondern der allmälig herangewachſene kritiſche Geiſt iſt ihr natürlicher Feind, und dieſer hat in ſeiner rieſenhaften, unaufhaltſam zunehmenden Ausdehnung bereits auch die Marken des Chriſtenthums in ſich aufgenommen, ſo ſchon die Grenzen aller Offenbarungsreligion erfaßt. Deutſchland iſt ſeine Wiege. Die Grundſätze jener allgemeinen Oppoſition, welche, von einem Standpunkte außerhalb der Kirche, Kant begonnen, Hegel fortgeſetzt, Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach vollendet, Max Stirner auf die Spitze getrieben; und der ſpeculiren, innerhalb der Kirche, welche einerſeits von Ronge und Czerski, andererſeits von Bislicenus und Uhlich vertreten wird, ſind in ihren Hauptmomenten auch über den Rhein gedrungen und haben hier den ſeit Napoleon faſt entſchlafenen Geiſt der Encyklopädiſten wieder erweckt. Die Gefahr iſt groß; denn die Heide, welche dieſer einmal in Bewegung geſetzte Geiſtesſturm führt, reichen, wie die große Revolution gezeigt hat, weiter als bis Rom. Daher die ſchwierige Stellung des „erſten Bürgers von Frankreich", welcher zugleich den Titel eines „älteſten Sohnes der katholiſchen Kirche" zu rechtfertigen hat und doch unmöglich dem jungen Volksgeiſte und dem alten Geiſte der Kirche zugleich genügen kann.

In dieſem Kampfe, welcher die Grundſäulen des päpſtlichen Stuhls umzuſtürzen droht, ſchließt ſich den Jeſuiten, der alten Leibgarde des heiligen Vaters, die ganze höhere Geiſtlichkeit Frankreichs zur Vertheidigung deſſelben an. Die pragmatiſche Sanction von 1269 und Boſſuet's „Quatuor propositiones cleri gallicani" von 1682, jene zwiſchen der römiſchen und der galikaniſchen Kirche errichteten gewaltigen Bollwerke, ſinken in dieſer Zeit gemeinſchaftlicher Gefahr nieder, der ganze Klerus — mit Ausnahme der niedern, wie in Deutſchland mehr dem Volke angehörigen Geiſtlichkeit — macht Front gegen den Staat und bekämpft den modernen Geiſt ſeiner Bewaffnung mit allen erlaubten und unerlaubten Waffen. Die Kreuzesfahne wußte als Schlachtpanier doch irgend ein Motto tragen. Man wählte die Liberté d'enseignement, welche im Sinne der Geiſtlichkeit eigentlich nichts Anderes heißt als „Ausſchließliche Berechtigung des Klerus zur Bearbeitung der Jugend für ſeine Zwecke". Was iſt über dieſes Thema ſeit mehreren Jahren nicht geſchrieben und von den Kanzeln, Katheder und Kanzeln herab geſprochen worden! Selbſt vor den Schranken der Aſſiſen kam der Gegenſtand zur Sprache. Es wurde nämlich ſchon im Mai 1844 Hr. Veuillot, Redacteur und Chef des „Univers religieux", und Hr. Barrier, Gerant deſſelben, vor dem Seine-Aſſiſenhofe angeklagt: 1) wegen Aufforderung zum Ungehorſam gegen die Geſetze; 2) wegen Anſchreibung der den Geſetzen ſchuldigen Reſpects; 3) wegen Belobung ſolcher Handlungen, die von dem Strafgeſetze als Verbrechen oder Vergehen bezeichnet ſind. Die Belege zu den beiden erſten Anklagepunkten waren mehre Artikel des beſagten Journals, welche im Intereſſe des Klerus hierher bezügliche Maßregeln der Regierung ſehr heftig angegriffen hatten; der letzte Punkt ſtützte ſich, wie die Anklageacte des Miniſteriums belagt, auf eine Broſchüre, „Liberté de l'enseignement" betitelt, von der mehre Fragmente in drei Nummern des „Univers religieux" abgedruckt werden. Dieſe Broſchüre enthielt unter andern Gehäſſigen den „arrangirten" Compte-rendu des bekannten Proceſſes des Abbé Combalot und Briefe der Biſchöfe von Chalons und Valence, die den Abbé wegen ſeiner Beurtheilung als zu einem Siege des Katholicismus beglückwünſchen. Der Biſchof von Valence eitirt in ſeinem Briefe die Stelle aus dem Evangelium: „Cum iniquis reputatus est" und fügt hinzu, daß die ungerechte Beurtheilung des Abbé wegen der großen und heiligen Sache der Religion demſelben eine Märtyrerähnlichkeit mit Chriſtus gebe und daß der heilige Geiſt ihn dieſerhalb ohne Zweifel in ſeinen Kerker umſchweben werde. Die Herren Veuillot und Barrier wurden jeder zu einem Monat Gefängniß und zu 300 Francs Geldſtrafe verurtheilt. Die Sache machte viel Aufſehen und wurde in der periodiſchen Preſſe ſowol als in Flugſchriften von beiden Seiten nicht ohne Leidenſchaft beſprochen. Seitdem erſchienen unzählige Broſchüren und Bücher, welche den Gegenſtand des Streits von allen Seiten beleuchteten. Hier mögen nur die Titel derjenigen Platz finden, welche ihrer Zeit am meiſten beachtet wurden, wie: „Autel et Trône. De l'enseignement libre et gratuit", von C. du Fayel; ferner: „De l'organisation de la liberté d'enseignement", von Faure; dann: „Des com-

Digitized by Google

pagnies religieuses et de la publicité de l'instruction publique", von G. v. Molinari; Briefe an die Deputirten von André Jacoby, betitelt: „De la liberté de l'Eglise, à propos de la liberté d'enseignement"; außerdem ein „Mémoire sur l'instruction publique et sur la liberté d'enseignement", von Blabour und „Dialogues sur la liberté de l'enseignement." Dieses letzte Buch ist in Lyon erschienen, wo überhaupt in der neuesten Zeit eine Menge von anonymen Schriften über diesen Gegenstand publicirt wird. Man schreibt sie den Jesuiten zu, der Rue Bala beſonders zu. Beſonderes Aufſehen machte darunter ein Band, welcher den Titel trägt: „Le ministre de l'instruction publique aux prises avec la liberté de l'enseignement, ou réflexions sur l'exposé des motifs du projet de loi de M. Villemain à la chambre des députés, par un ancien vicaire-général." Par ordre supérieur." Der ancien vicaire-général iſt kein Anderer als der Abbé Castel, Domherr in Lyon, wie ſein Freund und Mitſtreiter Hr. Desgarets. Im J. 1837 machte Hr. Castel einen vergeblichen Verſuch, durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Lyon als Profeſſor der Theologie in die Univerſität einzutreten. Dieſelbe Anſtalt, deren Mitglied zu werden er damals ſo eifrig ſtrebte, ſtellt er nun, da ſie ihn zurückgewieſen, als eine Schule der Peſtilenz dar, ſchleudert gegen ihre theologiſche Facultät die Drohung des Bannfluchs und nennt die Prieſter, welche mit ihr im Einverſtändniß lehren, „wahre Schismatiker". Die drei Hauptabtheilungen ſeines Buches ſind betitelt: „Suppositions de M. Villemain"; „Equivoques de M. Villemain"; und „Faux sens donné par M. Villemain à la liberté d'enseignement". Im Allgemeinen enthält es eine Wiederholung und Ausführung aller der alten Declamationen gegen die Univerſität. Ein Punkt nur iſt neu. Hr. Castel verleugnet die alte Dynaſtie: er bequemt ſich den Ideen der neuen Zeit und erkennt ihr Werk, um das Verderbliche der Kirche zu benutzen, an. „Wenn Frankreich", ſagt er, „nicht ohne Grund einen Ahren umgeſtürzt und eine große Revolution hervorgebracht haben will, ſo muß es anerkennen, daß es den Zweck hatte, ſich von einem gehäſſigen Monopol zu befreien und den Unterricht frei zu machen." Wo wiſſen die frommen Väter ſich in Allen zu finden und mit bewunderungswerther Geſchmeidigkeit als gute Fechter ſelbſt aus dem lebensgefährlichen Stoße des Gegners Nutzen zu ziehen. Ebenſo wenig wie Hr. Villemain iſt auch Hr. Thiers den perſönlichen Angriffen der Geiſtlichkeit entgangen. In der Deputirtenkammer war er bekanntlich Berichterſtatter der mit Prüfung dieſer wichtigen Frage beauftragten Commiſſion, welche ſich durch ihn, in ſcharfen und ſehr beſonders abgedruckten und überall verbreiteten Rapport energiſch zu Gunſten der Univerſität erklärte. In Folge deſſen nun ſchrieb Hr. Dominique des Brandons gegen ihn eine Art von Pasquill unter dem Titel: „Les Masques, ou ce que c'est qu'un révolutionnaire, expliqués au discours et au rapport de M. Thiers contre la liberté de l'enseignement", in welchem er beißenden Spott, Schmähungen und Verunglimpfungen in reichem Maße über ihn ausgießt. War Hr. Thiers in der Deputirtenkammer die Zielſcheibe der ſpitzigen geiſtlichen Pfeile, ſo wurde dies in der Pairskammer Hr. Victor Cousin, vor deſſen blankgeſchliffenem Schilde ſo manche perfide Breſchüre machtlos abprallte. Suchte man doch ſogar die öffentliche Meinung gegen ihn einzunehmen, indem man ſeine Religioſität überhaupt vor dem hierin noch ſehr ſchwachen franzöſiſchen Volke verdächtigte. Zu dieſem Zwecke überſetzte der Abbé Tourneur, ein Prieſter aus der Diöceſe von Reims, Vincent Gioberti's Buch über Cousin aus dem Italieniſchen und betitelte es „Considérations sur les doctrines religieuses de Victor Cousin". Hr. Gatien Arnoult fügte demſelben eine ſogenannte methodiſche Auseinanderſetzung des Couſin'ſchen Syſtems bei, in welcher böswillige Entſtellung und wirkliches bornirtes Miſsverſtehen der Couſin'ſchen Ideen miteinander um den Preis ringen. Couſin's treffliche Reden im Palais Luxemburg, in denen der greiſe Verfechter der Freiheit des Gedankens und der Forſchung mit jugendlichem Feuer eine Woche hindurch ganz allein die Culen der Finſterniß bekämpfte und ſie mit einem außerordentlichen Aufwande von Geiſtes- und Körperkraft endlich in die Flucht ſchlug, ſind unter dem Titel „Défense de l'université et de la philosophie. Discours prononcés à la chambre des pairs dans la discussion de la loi sur l'instruction secondaire" beſonders abgedruckt erſchienen. Der Hauptgegner Couſin's in der Pairskammer war der bekannte Graf Montalembert, der Verfaſſer des „Saint Anselme", der „Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringe" (1207—31) und mehrer anderer heiliger Schriften, der eifrige, leidenſchaftliche Vorkämpfer der ultramontanen Partei, der geliebte Sohn der Jeſuiten. Als dieſer ſein ſogenanntes katholiſches Manifeſt an die franzöſiſche Cheilenheit erlaſſen hatte, trat der gerade, kernige Dupin (ſouller ferré) gegen ihn in die Schranken und ſchrieb eine „Réfutation des assertions de M. le comte de Montalembert dans son manifeste catholique". Dieſe und eine andere Schrift: „Manuel du droit public ecclésiastique français", in welchen Dupin die Anmaßungen der römiſchen Curie und ihrer Champions in ſeiner derben Weiſe, wie mit Fußtritten ſeiner nägelbeſchlagenen Schuhe, zurückwies, veranlaßte den Cardinal Erzbiſchof von Lyon, v. Bonald, zu ſeinem ſeitdem ſo vielfach beſprochenen Mandement. Das Aufſehen, welches es machte, die Erörterungen, welche es hervorrief, geben ſeinen es charakteriſirenden und ſeinen ganzen Inhalt kurz zuſammenfaſſenden Schlußworten hier einen Platz. Sie lauten: „Unter Anrufung des heiligen Namens Gottes haben wir verdammt und verdammen wir die genannten beiden Schriften als Doctrinen enthaltend, die geeignet ſind, die wahrhaften Freiheiten der Kirche zu zerſtören und an ihre Stelle ſchimpfliche Knechtſchaft zu ſetzen, Maximen zu accreditiren, welche den alten Kanons und den in der franzöſiſchen Kirche angenommenen Grundſätzen zuwider ſind, welche dahin trachten, den dem heiligen apoſtoliſchen Stuhle ſchuldigen Reſpect zu vermindern, in die Kirche den Preßbyterianismus einzuführen, die legitime Ausübung der kirchlichen Jurisdiction zu ſtören, das Schisma und die Ketzerei zu begünſtigen, alle falſche, ketzeriſche Vorſchläge enthaltend und in Folge durch die dogmatiſche Bulle auetorem fidei unſers heiligen Vaters des Papſtes Pius VI. verdammten Irrthümer zu erneuern ſtrebend. Wir verbieten allen Geiſtlichen unſerer Diöcele, dieſe Bücher zu leſen oder zu beſitzen, wir verbieten ihnen, die Lecture derſelben anzurathen, wir verbieten gleichfalls den Profeſſoren der Theologie und des kanoniſchen Rechts, dieſe Bücher in die Hände ihrer Zöglinge zu geben und ihre Doctrinen anders zu beſprechen, als um ſie zu widerlegen und zu beſtreiten. Wir richten daſſelbe Verbot an alle Profeſſoren der theologiſchen Facultät der Univerſität."

(Die Fortſetzung folgt.)

Literariſche Notiz.

Ueberraſchend für Jeden, der, mit der engliſchen Literatur bekannt, die Geſchichte der Kämpfe zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter, das Lieblingsthema ſo vieler berühmten Dichter, Novelliſten und Hiſtoriker ausgeſchrieben, die weiße und rothe Roſe Blatt um Blatt bis auf den Stengel abgerupft glaubt, hat der geachtete Verf. von „Seymour of Sudley", „The Forester's daughter" u. a. denſelben Stoff zu ſeinem neueſten Roman: „The ward of the crown; an historical romance" (3 Bde., London 1845) benutzt und, was noch mehr überraſchen muß, etwas Gutes und Tüchtiges daraus geſchaffen. Der Leſer zieht auf die Heldin, natürlich ein allerliebſtes, ſchönes, vornehmes, reiches, tugendhaftes, entſchloſſenes Mädchen, das nach mancherlei Fährlichkeiten ihren geliebten Couſin Hubert heirathet, der, ein tapferer Degen, es mit Richmond gegen Richard hält und bei der Schlacht von Bosworth für Erſtern wacker dreinſchlägt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 187. — 6. Juli 1845.

Über Pauperismus, Gewerbefreiheit und Fabrik- und Maschinenwesen.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Die menschliche Arbeit, auf sich allein angewiesen, liefert nur geringe Resultate; erst in Folge des Gebrauchs zweckmäßiger Werkzeuge, namentlich der Maschinen, wozu noch die große Theilung der Arbeit kommt, ist sie im Stande, jene riesenhaften Fortschritte zu machen, welche wir täglich bemerken. Die Erfindung neuer Werkzeuge fordert immer die Arbeit, noch wichtiger ist die Erfindung und die Anwendung der Maschinen geworden. Die Maschine arbeitet Tag und Nacht rastlos und bedarf dabei nur einer geringen Beihülfe der Menschenkraft, sie ruht nicht, sie ißt und trinkt nicht, sie wird nicht krank u. s. w., sie liefert daher eine größere Productenmenge und diese Producte gewinnen durch sie eine Vollständigkeit und eine Regelmäßigkeit, wie sie die menschliche Hand ohne diese nie zu schaffen im Stande wäre. Die durch Maschinenanwendung ersparten Menschenkräfte können andern Productionsweisen, wie dem Ackerbau und dem Handel, zugewendet werden. Dadurch sind nun leicht die Vortheile des fabrikmäßigen Betriebs zu erkennen, sie bestehen hauptsächlich in der Menge, in der Güte und in dem Preise der Producte. Den Fabriken stehen Vortheile in der Waarenerzeugniß zu Gebote, auf welche der kleine Handarbeiter immer verzichten muß. Diese Vortheile erreicht das Fabriksystem besonders durch die Menge der Arbeiter und in der Masse der zu fertigenden Waaren von derselben Gattung. Durch den ersten Umstand wird die Arbeitstheilung herbeigeführt und es wird dadurch eine unendlich größere Anzahl von Waaren erzeugt. Ebenso beruht das Fabriksystem auf der Anwendung von Maschinen und künstlicher rationeller Verfahrungsweisen, welche nur bei zahlreichem Erzeugniß angewendet werden können und von denen die Kosten der ersten Anschaffung und des für sie erforderlichen Raumes wegen bei einer nur dann und wann oder in kleiner Anzahl vorkommenden Verfertigung keine Rede sein kann; ferner wird es durch die größere Leichtigkeit, Absatzwege für die im eigenen Land überflüssigen Erzeugnisse in ferne Gegenden zu finden, getragen.

Wohlfeilheit, leichte Befriedigung der Bedürfnisse sind die Folgen desselben; der Ärmere wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit Gegenständen zu versehen, die ihm ehedem unerreichbar waren, z. B. Strümpfe trägt jetzt fast Jeder; vor der Einführung der Strumpfwirkerei waren sie Luxusartikel; der Reiche kann sich dadurch mit größerer Eleganz umgeben. Der Nationalreichthum wird durch die Ausbreitung des Fabriksystems unleugbar gesteigert; aber anders dürfte die Frage sich stellen, wenn wir den gesammten Nationalreichthum vom Besitze des Einzelnen, das Nationaleinkommen vom Individualeinkommen unterscheiden.

Der Wohlstand des Einzelnen wie derjenige der Nation beruht auf ihrem Einkommen, nicht sowol auf der Größe desselben, als vielmehr darauf, daß Jeder einen seinen Verhältnissen angemessenen Theil des Nationaleinkommens erhalte. Jedes producirte Gut verdankt seine Entstehung dem Zusammenwirken von Grund und Boden, von Arbeit und Capital; diese bilden die Quellen des Nationaleinkommens und dieses theilt sich also in den Gewinn des Gutsbesitzes (die Grundrente), in den des Arbeiters (Arbeitslohn), in den des Capitalisten (Capitalrente), zu welcher noch der Gewinn des Unternehmers tritt. Für die Nation ist nur das producirte Gut Einkommen; sie erhält es in seiner Totalität, nicht so die Producenten. Mehre derselben arbeiten an der Hervorbringung des Products und jeder will daher seinen besondern Antheil an demselben, und dieser einzelne Antheil bildet das Einkommen des Privatmannes, dem nach Obigem also vier Quellen des Einkommens offen stehen. Es können nun mehre dieser Quellen, vielleicht alle von diesem Einkommen in Einer Person oder Familie zusammentreffen und es ist natürlich, daß, je mehr dies der Fall ist, um so besser verhältnißmäßig ihre Lage wird. Je mehr aber im Gegentheil sich diese Quellen in einer Hand vereinigen, desto mäßiger muß das Einkommen des Einzelnen sein. Bei dieser Vertheilung des Einkommens, auf welcher allein der Wohlstand eines Volks beruht, kommt der bloße Arbeiter am schlechtesten weg, weil ihm außer der Arbeitsrente keine Quelle des Einkommens eröffnet ist. Jeder andere Industrieunternehmer ist noch besser daran; denn entbehrt er auch des Capitals, so fällt doch wenigstens der Unternehmergewinn und die Arbeitsrente in Eine Person zusammen. Nun sind aber in Folge der Umwälzungen

Digitized by Google

im Gewerbewesen und der jetzigen Gestaltung des Fabrik- und Maschinenwesens die gegenwärtigen Preise der Industrieerzeugnisse sehr wohlfeile Preise; diese müssen nachtheilig und zerstörend auf die Menge der kleinern Unternehmer und der bloßen Arbeiter wirken. In England sind die achtungswerthen Mittelclassen unter diesen Verhältnissen fast ganz verschwunden, Belgien und Frankreich gehen rasch auf demselben Wege, auch in Deutschland zeigt sich in manchen Gegenden dasselbe Symptom. Wir haben hier die große Schattenseite des modernen Fabrik- und Maschinenwesens vor Augen, es gründet ein neues Feudalritterthum, das Ritterthum des Capitals, welches die Arbeit herabdrückt und erniedrigt, den Mittelstand, der in der Arbeit seine Stütze sucht, auflöst, das Nationaleinkommen in den Händen Weniger, der Fabrikanten, der Kaufleute, der Banquiers, zusammenzieht und denen gegenüber eine Bevölkerung schafft, welche auf ihre Arbeitskraft angewiesen, doch von derselben nicht existiren kann und ebenso sehr der Noth als der Verzweiflung ausgesetzt werden muß. Diesem Princip gegenüber müssen alle wohlgemeinten Vereine ohnmächtig bleiben.

Indem das Fabriksystem eine elende Bevölkerung schafft, wirkt es zugleich nachtheilig auf den Staat und wir kommen nun auf seine Stellung zu demselben zu reden. Das Fabriksystem entwickelt eine Masse, welche dem Bau der gegenwärtigen Staaten und vielleicht den Staaten überhaupt ganz entschieden feindlich werden muß, und wir sehen es deßhalb, daß die innere Politik in weitgedehnenen Fabrikstaaten sich hauptsächlich damit beschäftigen muß, die Gefahr, welche hier droht, niederzuhalten. Der große Grundbesitzer, der reiche Fabrikherr in England weiß es recht wohl, daß seine Macht und sein Glanz auf einem unsichern Boden stehen und er kennt recht wohl den Haß und die Erbitterung, womit seine Arbeiter das Wohlleben der höhern Classen betrachten.

Im Ganzen muß es zugegeben werden, daß durch das Fabrik- und Maschinenwesen die innere und äußere politische Macht des Staats in seiner Totalität erhöht wird, weil die Maschinen, weit entfernt, die Beschäftigungen der Menschen, den Reichthum und die Bevölkerung zu vermindern, vielmehr die wirksamsten Mittel sind (dieß Alles in der Gesammtheit betrachtet, die Wirkungen auf die Gewerbegenossen, muß besonders beleuchtet werden) auch die Macht der Staaten zu vermehren, auf der Basis, worauf die Macht gegenwärtig ruht. Darum sehen wir auch jede Nation, wenn sie im Weltverkehr neben andern bestehen will, unablässig eilen, das Fabriksystem auszubilden und sich die nützlichen Maschinen anzueignen; Deutschland gibt dieses Streben zu erkennen durch den Eifer, womit es die Interessen des Zollvereins zu erfassen weiß und auszubreiten bemüht ist.

Dagegen greift das Fabrik- und Maschinenwesen in seiner vollen Höhe und sich selbst überlassen in die Grundlagen eines jeden staatlichen Organismus ein. Die Arbeiterbevölkerung, im Bewußtsein, daß auch sie „Mensch" ist und im reinen Fabrikstaate einem hoffnungslosen Elend überlassen, greift, falls Menschlichkeit und Staatsklugheit zur Beschwörung des drohenden Übels das Ihrige nicht thun, endlich zum letzten und verzweifelten Mittel, zum offenen Kampfe gegen die bestehende Ordnung des Staats und der Gesellschaft. Will man sich aber eine schwache Vorstellung machen, welch einen, Charakter ein solcher allgemeiner Kampf der Proletarier annimmt, so erinnere man sich der Grausamkeiten und Roheiten, welche nicht selten schon bei den gemeinschaftlichen Arbeitsverweigerungen in England begangen wurden, man denke an einzelne Schauerszenen in dem belgischen Aufstand und, man braucht nicht einmal über Deutschland hinauszusehen, man denke an die schlesischen Weber. Immer noch gibt es Stimmen, welche in den socialen Zuständen unserer Zeit eine fortwährend steigende Entwicklelung der geistigen und materiellen Cultur der Völker wähnen, welche die Menschheit in nicht langer Zeit in den Hafen des tausendjährigen Reichs hineinsteuern wollen und die gegenwärtige Lage der Dinge als eine kleine Übergangsperiode bezeichnen. Aber man werfe den Blick auf die Arbeiterbevölkerung des Fabrikstaats und man wird sehen, wie diese sanguinische Hoffnung in trüben Nebeln zerfließt; ja man könnte, glaubte man nicht an den Sieg der Wahrheit und des Geistes, die Arbeit der ganzen Menschen für ein verunglücktes Machwerk halten.

Die soziale Frage ist die wichtigste der Gegenwart, sie überragt alle andern Interessen. Ihre Lösung bleibt der Zukunft vorbehalten; das Princip, wovon die Gegenwart getragen wird, ist noch nicht ausgelebt, es ist noch sehr lebensfähig, es verlangt seine Consequenzen und noch viele Opfer. Die Sache des Einzelnen ist es, nicht den Gang der Geschichte zu schulmeistern; aber seine Pflicht ist es, zu erkennen was ist, und sich bei der großen Bewegung, welche die Zeit ergriffen hat, lebhaft und wahr zu betheiligen. 28.

Ein Blick auf die religiöse Bewegung in Frankreich und einige darauf bezügliche neuere Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Auf Grund dieses Hirtenbriefes wurde Hr. v. Bonald in Anklagezustand versetzt und, nach vorangegangener Untersuchung, von dem Staatsrath für straffällig erkannt, weil er seine Verdammung auf eine in Frankreich niemals anerkannte Bulle gestützt habe. Die ihm vorher von dem Justizminister deßhalb gemachten Mittheilungen hatte der stolze Prälat keiner Antwort gewürdigt, und auch nach der Entscheidung des Staatsraths behauptete er nicht nur in einem Briefe an den Siegelbewahrer von Frankreich, in seinem vollen Rechte zu sein, sondern er legte sogar eine gänzliche Nichtachtung des gegen ihn gefällten Urtels an den Tag. Während die Untersuchung über seinen gesetzwidrigen Schritt noch schwebte, traten die Bischöfe von Reims, von Chartres, von Rouen und von Arras nacheinander mit ähnlichen Mandements hervor, welche ebenfalls die Verdammung der Schriften des Hrn. Dupin zum Gegenstande hatten. Eine so einstimmige und entschiedene Demonstration von Seiten des hohen Klerus scheint die Regierung in Verlegenheit gesetzt zu haben, sie zögert mit einem energischen Schritte gegen die Kirchenfürsten. Jedenfalls aber ist, wie Hr. v. Bonald in seinem Briefe selbst sagt, der Kampf noch lange nicht beendigt; denn es ist ersichtlich, daß den geistlichen Herren die Schriften des Hrn. Dupin nur zum Vor-

Digitized by Google

wande ihrer Übergriffe dienen. Eigentlich ist der Bannstrahl gegen die der alten französischen Kirche entnommenen Maximen gerichtet, welche vor 30 Jahren der Wiederherstellung des katholischen Cultus in Frankreich als Basis dienten und deren Wesen und Entwickelung in den erst kürzlich veröffentlichten Berichten des hrn. Portalis, Cultusministers im J. 1801, aufführlich dargelegt ist. Über diese für die heutige Zeit höchst wichtige Publication, betitelt: „Discours, rapports et travaux inédits sur le concordat de 1801 et sur les articles organiques, par *Jean-Etienne-Marie Portalis*", hat Hr. Dupin im März d. J. in der Akademie der Wissenschaften einen denkwürdigen erläuternden Vortrag gehalten, der sowol besonders und vollständig als auch auszugsweise in verschiedenen Journalen abgedruckt ist. Mit diesem Bericht steht eine Schrift von Hrn. Eduard Laboulaye in Zusammenhang, betitelt: „Du l'Eglise catholique et de l'état; à l'occasion des attaques dirigées contre les actes organiques du concordat de 1801." Zu Gunsten der also hart bedrängten Kirche erhob sich endlich eine kräftige, einflußreiche Stimme. Timon (Hr. v. Cormenin), der allbekannte Pamphletaire, der populairste politische Schriftsteller Frankreichs, dessen Worte um so unverdächtiger waren, je mehr antikatholizistische Antecedentien er aufzuweisen hatte, trat mit dem Pamphlet: „Oui et non" auf die Seite des Klerus. Wiewol der Titel die berühigende Erklärung trägt: „Au sujet des ultramontains et des gallicans par *Timon* (qui n'est ni l'un ni l'autre), so neigt sich der Verf. doch entschieden den Ersteren zu. Dies fühlte man trotz der kunstreichen Vertheilung auch sogleich und mehre Journale, namentlich aber die „Réforme" und der „National" ihn beschuldigten, er unterstütze die Kirche, weil sie ein Hauptpfeiler des Absolutismus sei, er selbst sei ein Despotenr des demokratischen Heeres und wolle durch Herabwürdigung der Vernunft das Volk der Herrschaft der Wüstlinge in die Hände liefern; da erschien das anonyme Pamphlet: „Qu'est-ce qu'un démocrate? ou Timon décrété d'absolutisme." Dasselbe ist ein wahres Kunstwerk in der Sophistik. Unter dem Vorwande, Timon gegen seine Angreifer zu vertheidigen und die von ihm aufgestellten drei Sätze: „über der Vernunft steht der Glaube, über dem Gesetz das Gewissen, über dem Heiter Gott", zu rechtfertigen, plaidirt der Verf. mit sehr geschickten Trugschlüssen für die Sache der Kirche im Allgemeinen und sucht durch die sonderbarsten, im ersten Augenblick aber richtig klingenden Definitionen (namentlich der Begriffe „Autorität, Freiheit und Gleichheit", in welche er den Inhalt des Begriffs „Demokratie" gelegt) nachzuweisen, daß das Princip der Kirche gerade ein ganz demokratisches, jedes ihr entgegenstrebende aber ein absolutistisches sei. Ich bedauere, daß die Beschränktheit des Raums mir verbietet, dieses kleine Meisterstück jesuitischer Dialektik hier näher zu analysiren, dem Verf. auf seinen künstlichen Wendungen zu folgen und die fast in jedem Satz verborgene Perfidie aufzudecken. Das in dieser kleinen Broschüre dargebotene Gift ist um so gefährlicher, je harmloser und scheinbar leichtfertiger es dem Leser entgegentritt, je anspruchsloser das Gewand ist, das es verhüllt. Gelegentlich wird von dem Verf. auch das Verfahren des Cardinals Bonald in Schutz genommen, das „Manuel ecclesiastique" des Hrn. Dupin „atteintatoire à la religion, à la conscience et à la foi" genannt und endlich auch auf das letzte Werk des Hrn. Michelet angespielt, welches den Priester verleumde, die Frau herabwürdige und die Familie auflöse. Der natürliche Antagonist der Kirche, die Universität mit ihrer Philosophie, kommt hier natürlich ebenso schlecht weg als der constitutionnelle Staat mit seiner Charte, denn die positive Religion ist wesentlich absolutistisch d. h. gegen die freie Geistesregung und jede materielle Manifestation derselben. Es scheint, daß Cormenin mit seinem militairischen Commando „Feu!" die ganze Tagespresse aufgeboten habe, auf ihn, selbst abzudrücken, wenigstens fliegen von allen Seiten die Bolzen gegen ihn und einige scheinen sogar vergiftet zu sein. Alle nichtlegitimistischen Journale ohne Ausnahme haben ihn zur Zielscheibe harter Schmähreden gemacht und ein Mitarbeiter der „Démocratie pacifique", Hr. Alexander Weill, hat sogar sein Pamphlet mit einer Broschüre: „Feu contre feu, reponse à un ultramontain", beantwortet, in welcher er die Philosophie der Religion gegenüber geltend zu machen und in seiner bekannten gehässigen und persönlichen Weise den Charakter und die Gesinnungen des „nobeln Sicemte" zu beschimpfen sucht.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in diesem Kampfe die Universität zwar stehen im Ministerium an den alten Professoren Villemain und Guigot kräftige Vertreter fand, daß ihre Rechte in den Kammern von Victor Cousin und Thiers gewahrt wurden, daß jedoch vor dem Publicum sich die Professoren Michelet und Quinet zu ihren Organen gemacht hatten. Anfangs sogen Beide, wie der „Constitutionnel", nur gegen die Jesuiten zu Felde. Ihr Buch „Des jésuites", welches sie gemeinschaftlich und mehre andere, welche sie besonders herausgaben, machten außerordentliches Aufsehen und riefen sowol Entgegnungs- als Zustimmungsschriften in reichem Maße hervor. Als Ergänzungen hierzu sind zu betrachten: „Compendium. Code des jésuites, d'après plus de 300 ouvrages des casuistes jésuites. Complément indispensable aux oeuvres de MM. Michelet et Quinet" und „Les jésuites dépeints par eux-mêmes". Beide Bücher bestehen aus einer Zusammenstellung von charakteristischen Auszügen aus den Schriften der Jesuiten. Allmälig aber verallgemeinerte sich der Kampf dieser beiden Vorfechter und bald fanden sie sich, wie der „Constitutionnel", den Institutionen der römischen Kirche überhaupt gegenüber. In diesem Sinne schrieb Michelet sein letztes Buch: „Du prêtre, de la femme et de la famille." Von den gegen dasselbe erschienenen Schriften hebe ich hier nur zwei heraus: „Du prêtre de M. Michelet et du simple bon sens; par un solitaire" und „La femme et la famille dans le catholicisme", vom Abbé J. H. Michon. Die letztere Schrift hat Hr. Michelet in einem Aufsatze der „Revue des deux mondes" sehr kräftig beantwortet und es geradezu ausgesprochen, daß seiner Ansicht nach der Priester in der Familie das destructive Princip, ihr Teufel sei.

Während so über die hochwichtige Kirchenfrage von den Fürsten der Kirche, der Tribune und der Presse laut und öffentlich verhandelt und von dem Publicum in zahllosen Broschüren und Journalartikeln an den gerädschvollen Debatten Antheil genommen wurde, suchte die federgewandte Geistlichkeit im Stillen für ihre Sache wirksam zu sein, indem sie durch geschickt componirte Schriften nicht nur den religiösen Sinn des Volks zu unterhalten und zu kräftigen, sondern auch eine unbegrenzte Ehrfurcht und einen demuthsvollen Respect vor den Dienern der Kirche der großen Masse einzuflößen suchte. Dahin gehören, außer den unzähligen erscheinenden zahllosen Andachtsbüchern, wie „Les bienaimés de la religion", „Le chemin de la croix", „Introduction à la vie dévote", „Lecteurs morales", „Manuel de prières", „Le Guide du bonheur", „La Porte du paradis" u. s. w., namentlich auch die kürzlich erschienenen Schriften: „Discours sur divers sujets religieux", von B. d'Exauvillez; „Conférences spirituelles pour bien mourir à soi-même et pour bien aimer Jésus", von F. Guillerez; „Discours sur l'esprit du sacerdoce", von dem Abbé C. J. Buffet; „Leçons de morale", von Billiers Morlamé; „Nouvelles héroines chrétiennes, ou vies édifiantes de dix-sept jeunes personnes", von dem Abbé Carron; „Importance de l'éducation au 19ième siècle", von C. J. B. Clerc, in welcher die Vortheile der Erziehung durch geistliche vor der durch weltliche Lehrer dargethan werden; desgleichen

Digitized by Google

sucht das Buch „Le député père de famille, ou les affaires impossibles" durch ziemlich schwache Sophismen zu beweisen, daß, wenn das vorgeschlagene Gesetz über die Uebertragung der Unterrichtsmittel jemals in Anwendung kommen sollte, es unmöglich sei, Familienväter und zugleich ein rechtschaffener Deputirter oder auch nur Beamter zu sein. Die Broschüre „Appel à la France en faveur des ordres religieux" von F. Bouchet, nach dem Titel zu urtheilen, keinen Geistlichen, sondern einen frommen philosophirenden Laien zum Verfasser zu haben, der sich, nach der deistischen Maxime: Peu de philosophie rend sceptique, beaucoup de philosophie rend religieux, für einen großen Philosophen zu halten scheint. Und wenn selbst Baco, wie Benj. Constant behauptet, der Urheber dieses Ausspruchs wäre, welcher übrigens die äußerste Unwissenheit in gleiche Linie mit dem höchsten Wissen zu stellen scheint, so widerlegt ihn diese Schrift des Verf.'s denn er zeigt sich in derselben zwar als einen sehr schwachen Philosophen, aber trotzdem als einen durchaus gläubigen Schwärmer. Unter den in dieser Richtung unternommenen Leistungen die christlich gesinnten Frauen eine besondere Thätigkeit, sie schreiben Geschenke für junge Mädchen unter den Titeln: „Couronne des saintes femmes", „Les soeurs des anges", „L'âme exilée", „Le bonheur des familles" und ähnliche, Buchhändler ruinirende Gefühlsüberwerke.

Daß die katholische Partei sich bemüht habe, die neuere religiöse Bewegung in Deutschland auch für Frankreich auszubeuten, beweisen die Schriften: „Histoire de la robe de N.-S. Jésus-Christ, conservée dans la cathédrale de Trèves", von dem Abbé Wagant (eine Uebersetzung des Buchs von J. Marx); „Les Martyrs de la ville de Trèves"; „La sainte robe de Trèves"; „Notice historique, suivie de la profession du prêtre catholique Jean Ronge" u. s. w. Die zuletzt genannte Protestation hat merkwürdiger Weise in Frankreich durchaus keinen Anklang gefunden, wiewol die niedere Geistlichkeit bei mehren Veranlassungen unzweideutige Beweise davon gegeben, daß sie der Ronge'schen Lehre sich nicht abgeneigt zeigt. Dagegen hat sich der Baron, auf deren Schosse sie hervorgegangen, inniger und fester angeschlossen als den seinen oder von ferner ihnen zugestanden Obern. Wenn man nicht annehmen will, daß ihr der zu diesem Schritte nothwendige Grad geistiger Selbstständigkeit und Ueberzeugungsmuthes mangele, so darf man den Grund dieser gänzlichen Passivität wol einerseits in dem seitdem Vorgefallenen auf Anhalt und Unterstützung beim Volke suchen, andererseits aber bei tiefer Blickenden in der Ueberzeugung, daß der römische Papst mit seiner Unfehlbarkeit das personificirte Dogma der katholischen Kirche geworden sei, daß jede Abtrennung von ihm — wie auch die der Protestanten — den Keim des Todes in sich trage und zuletzt nothwendig mit der Negirung des Christenthums selbst endigen müsse. Man begnügt sich damit, durch Uebersetzung der Hauptmanifeste, wie sie die Broschüre: „Lettres du curé Ronge, suivies de la profession de foi de l'Église néo-catholique allemande et d'autres documents" enthält, sich auf dem Laufenden zu erhalten. Hatte wie die Lossagung der beiden französischen Priester L'Hote und Kouaz von der Autorität des Papstes stehen ganz vereinzelt und bis jetzt ohne erschlichte Folgen da. Das Nähere hierüber besagt die kleine Schrift: „Quatre prêtres sortis du papisme pour suivre la parole de Dieu et leur conscience", welche die Gründe des Glaubenswechsels der genannten beiden Herren, ferner eines Belgiers, Namens Stumant, und endlich eines Spaniers, Don Pablo Sanches in Toledo, mittheilt. Die hierin mitgetheilten Ereignisse sind nicht zu verwechseln mit dem Übertritte des katholischen Priesters Trivier in Dijon zum Protestantismus, von welchem die französischen Journale in neuester Zeit viel gesprochen und unter Anderm mitgetheilt haben, daß er sich vor den Ausbrüchen der Volkswuth über seinen Abfall vom Papste habe aus der Stadt flüchten müssen.

Unter den größern hierher gehörigen Werken verdient Erwähnung: „Histoire générale des missions catholiques depuis le 16ième siècle jusqu'à nos jours", von Henrion, bereits Verf. einer „Histoire générale de l'Église". Daraus, daß das Werk dem Cardinal v. Bonald gewidmet und, wie der Titel besagt, von vier mit dem Gegenstande vertrauten und von dem Erzbischofe von Paris dazu berechneten Geistlichen durchgesehen wurde, kann man leicht einen Schluß auf den Geist machen, in welchem es abgefaßt ist. Dies ist der Geist der hartnäckigen Rechtshaberei — der Philosophie und überhaupt den neuesten Resultaten des Wissens gegenüber —, der Geist der nicht selten bis zum Fanatismus gesteigerten Intoleranz — andern Religionen oder auch nur andern Fractionen derselben Religion gegenüber. Diese Geschichte der Missionen hat einen sehr unangenehmen Beigeschmack. Sie beschränkt sich nicht darauf, das Geschehene mitzutheilen, sondern sie theilt es in einer gewissen Absicht mit; sie will nicht allein durch die Facta, sondern auch durch die Darstellung derselben der „falschen Philosophie", welche in der katholischen Religion nur eine „veraltete Form" sieht, die frische Lebenskraft derselben zeigen; sie will den Protestantismus, in dessen Missionen sie nichts Anderes als eine „Comurrenz" sieht, in den Augen der Welt als unfruchtbar an guten Werken darstellen. Daraus entspringt ein verdächtiges „arranger les faits", welches das Vertrauen in die historische Treue des Berichterstatters erschüttert. Man verzeiht es wol dem Krämer, wenn er des Nachbars Waare herunterreißt, um die seinige desto mehr herausstreichen zu können, nicht aber dem Geschichtschreiber, wenn er durch solche Mittel Lesern gelenkt machen will. Und wenn es gar Jemand unternimmt, das mannigfaltige Vertrauen zu einer Religion zu befestigen, „welche das Licht und die Wahrheit ist", so bewirkt er gerade das Gegentheil seiner Absicht, wenn er bei diesem Bemühen auch nur um ein Haar breit von der Wahrheit abweicht. Die hierdurch entstandene Unzuverlässigkeit dieser Geschichte der katholischen Missionen ist um so mehr zu bedauern, als letztere, objectiv gefaßt, eine gute Vorarbeit für eine allgemeine Geschichte aller Missionen geworden wäre. Die Literatur besitzt, soviel ich weiß, kein Werk, welches diesen interessanten Zweig menschlicher Thätigkeit in chronologischer Ordnung, in seiner natürlichen Entwickelung, in dem großartigen Zusammenhange unter seinen unzähligen einzelnen Theilen und endlich in seiner allseitigen Wirkung darstellte. Die einfache Zusammenstellung des hierzu erforderlichen, ungefälschten Materials hätte schon Werth. Geschrieben ist auch dieses Werk für einen Leser, der sich sichten weiß, nicht ohne Interesse, da es viel schätzbare Aufsätze aus den Berichten der Missionare selbst enthält. Und wer es über sich vermag, für Das, was ihm Wahrheit ist, sich selbst zu opfern, dem darf man, ohne ungerecht zu sein, wenigstens Aufrichtigkeit in Worten nicht absprechen; er hat sich innerlich zu einem über der Lüge erhabenen Standpunkte aufgeschwungen. Die Selbstverleugnung dieser Missionare ist oft wahrhaft rührend. Chateaubriand sagt darüber in seinem „Génie du christianisme": „Wer nicht mehr an die Religion seiner Väter glaubt, wird wenigstens zugestehen müssen, daß, wenn der Missionar fest überzeugt ist, es gebe außer der christlichen Religion kein Heil, der Act, durch welchen er sich zu unerhörten Leiden verdammt, um einen Abgeschiedenen zu retten, über den größten Aufopferungen erhaben sei. Wer Angesichts eines ganzen Volkes, vor den Augen seiner Verwandten und Freunde sich dem Tode für das Vaterland aufsetzt, der tauscht für einige Lebenstage Jahrhunderte voll Ruhm ein; er adelt seine Familie, er erhebt sie zu Reichthum und Ehren. Aber der Missionar, der in der Nacht der Wälder dahinlebt; der einen schauderhaften Tod stirbt, ohne Zuschauer, ohne Beifallgeschrei, ohne Vortheile für die Seinigen, unbekannt, verachtet; ein Thor, ein Dummkopf, ein Fanatiker gescholten, und das Alles, um einem undankbaren Wilden die ewige Seligkeit zu geben . . . mit welchem Namen soll man diesen Tod, dieses Opfer bezeichnen?"

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 188. — 7. Juli 1845.

Correspondenz Kaiser Karl's V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Karl Lanz. Erster Band. 1513—32. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 4 Thlr.

Seitdem man in Erfahrung gebracht hat, wie außerordentlich reich die belgischen Archive namentlich an Urkunden über das Reformationszeitalter seien, ist man auch eifrigst bemüht gewesen, diese Schätze auszubeuten, ohne nur im geringsten die Aussicht zu haben, sie bald für erschöpft erklären zu müssen. Die frühern spanischen und östreichischen Regierungsgrundsätze hatten jene Schätze mistrauisch und ängstlich bewahrt; nur Weniges überließ man der Oeffentlichkeit, und dieses Wenige ward noch nicht allemal gehörig benutzt oder nach Verdienst gewürdigt. Erst seitdem ein Königreich Belgien ins Leben trat und dasselbe, nicht mehr um seine politische Sicherheit ringend, auf seine innern Angelegenheiten und Schätze eine ungetheiltere Aufmerksamkeit richten konnte, wurden Grundsätze angenommen, die dem Zeitgeiste entsprechend waren, und Veranstaltungen getroffen, die ebenso wol einer erleuchteten Staatsregierung als der Anforderungen des wissenschaftlichen Geistes der Neuzeit würdig sich zeigten. Dies offenbarte sich namentlich auch in der Wahl der Männer, welche jene Regierung an die Spitze der Verwaltung und Anordnung ihrer außerordentlich reichen Archivschätze stellte. Theils eigene Thätigkeit im Interesse der historischen Wissenschaft, theils die bereitwilligste Unterstützung fremder, besonders deutscher Historiker, wenn sie kommen, um jene Schätze kennen zu lernen oder zu benutzen, haben den Namen Gachard's und Coremans' namentlich in Deutschland einen sehr guten Klang erworben. Auch Hr. Lanz fühlt sich verpflichtet, die Liberalität dieser beiden Männer öffentlich anzuerkennen.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Überzeugung von der Nothwendigkeit, den historischen Darstellungen und Urtheilen eine möglichst sichere urkundliche Grundlage zu geben, in der wissenschaftlichen Geschichtswelt jetzt eine allgemeine sei, und daß in Folge dessen die Geschichtswerke und die Resultate, die über Persönlichkeiten, Ereignisse und Zustände der Vergangenheit gewonnen worden sind, eine bald mehr, bald minder durchgreifende Umgestaltung erfahren haben und in Fällen, wo dies zur Zeit noch nicht geschehen ist, eine solche Umgestaltung in Aussicht stehe und als eine Nothwendigkeit erkannt werde. Die sprechendsten Beweise dafür liefert das Reformationszeitalter mit seinen theilweise weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, seinen Bestrebungen, seinen Verwickelungen auf dem Gebiete der Kirche und des Staats u. s. w. Und Niemand wird in Abrede stellen, daß die Aufmerksamkeit des Historikers ganz besonders auf Karl V. gerichtet sein müsse. Um ihn, den Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, gruppirten sich noch einmal die Ereignisse in der damaligen civilisirten Welt; ihn selbst belebte das Gefühl einer großen Bestimmung, einer schweren Aufgabe; ihm war der Gedanke nicht zu kühn, daß ihn das Schicksal zum Atlas seiner Zeit erkoren habe. Allein er sah in der letzten Phase seiner Regierung den morsch gewordenen Bau des Mittelalters über und unter sich zusammenbrechen; er erkannte alsbald, daß er mit seinem Wesen und Streben nicht mehr an der Zeit sei; er trat aber auch mit der Resignation eines großen Charakters von dem Schauplatze ab, dessen Ehrgeize es ebenso unerträglich ist, von der Gewalt der Ereignisse ruhmlos beseitigt zu werden als es ihm verblendungsvoll erscheint, wenn menschliche Macht, und wäre sie die stärkste, sich dem Gange der Weltregierung widersetzen will. Und dieser Monarch, so merkwürdig durch sich selbst und seine Zeit, hat seit länger als 50 Jahren keinen Biographen gefunden. Aber welche Fortschritte sind seitdem in der Geschichtswissenschaft gemacht worden! Welche Materialien hat innerhalb dieses Zeitraums namentlich der deutsche Sammlerfleiß und Forschungstrieb zu Tage gefördert und aufgehäuft! Unser Verf. sagt daher in der Vorrede mit vollem Rechte:

> Daß die Biographie Kaiser Karl's V. dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nach und auf dem Grunde des nunmehr zu Gebote stehenden urkundlichen Materials und der trefflichen Hülfsmittel eine neue Bearbeitung nicht nur zuläßt, sondern auch bedarf, wird bei voller Anerkennung der Verdienste Robertson's wol Niemand in Abrede stellen. Die mächtig vordringenden Ideen einer reichen, in rascher Umwälzung begriffenen Zeit, die großen Entwickelungen im gesammten Leben der Staaten und Völker, das Gegenstreben, Ringen und Kämpfen dieser Kräfte, die Politik der Fürsten und Gewalthaber, bald im Bunde, bald im Kampfe mit denselben, sie zu leiten oder

Digitized by Google

zu hemmen, oder für eigene Rechnung auszubeuten bemüht, und doch wieder dem großen Gesetze der Zeit dienend; — dem gegenüber der Mann mit umfassendem, unendlich thätigem Geiste, reich an großen Ideen, unerschöpflich an innern Hülfsmitteln, mit der höchsten Ausdauer, immer besonnen und überlegt, unterstützt von allen Künsten einer zweideutigen Politik, stets den Blick auf das eine Ziel gerichtet, worin er den Beruf erkennt, den die Vorsehung ihm bestimmt, diese ringenden Weltmächte sich und der Idee dienstbar zu machen, welcher er sein Leben gewidmet; — dieser Mann für diesen Plan strebend, kämpfend, lavirend, beseitigend, bewältigend, ordnend, gestaltend, stets rastlos bemüht, der Idee seines Lebens siegreichen Eingang, Entwicklung, Dauer zu sichern, auf dem Höhepunkte der Erfolge sich selbst täuschend und durch die eigenen Künste getäuscht, übertroffen, besiegt, muß er den Mächten der Zeit weichen, das Steuer der Hand sich entwinden lassen: da mit gebrochener Kraft, doch unbesiegter Ausdauer beugt er sich nur dem Höchsten. Gewiß eins der grossartigsten Schauspiele auf der historischen Bühne, der würdigste Stoff zur Veranschaulichung der höhern Gesetze, denen alles menschliche Treiben unterworfen ist.

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat nun mehr als einen Grund, Hrn. Lanz für sein Werk dankbar zu sein. Erstens: es enthält dasselbe fast nur Ungedrucktes und Neues; nur dann ist eine Ausnahme gemacht, wenn Das, was sich bereits bei Buchholz und Duller findet, diplomatischer Genauigkeit entbehrt; diese Mangelhaftigkeit wird namentlich dem letztern nachgewiesen. Zweitens: Hr. Lanz hat dem künftigen Biographen Karl's V. eine neue und sichere Grundlage theils gegeben, theils auch angezeigt, wo noch Weiteres für dieselbe zu gewinnen sei. Drittens: da nach Gachard's jüngst ausgesprochener Erklärung Karl's V. Memoiren von Molinäus (1554) gar nicht mehr vorhanden sind, so ist eine diplomatisch genaue Sammlung von Urkunden, wie die vorliegende ist, der einzig mögliche Ersatz, der für jenen Verlust geboten werden kann. Überhaupt aber wird jeder gründliche Geschichtschreiber der Reformationszeit auf die Correspondenz Karl's V., wie sie Hr. Lanz der gelehrten Welt vorgelegt hat, eine vorzügliche Rücksicht nehmen müssen. Der vorliegende erste Band enthält 284 Nummern; den beiweitem größten Theil bilden Briefe, den kleinsten dagegen Instructionen, die Karl namentlich seinen Gesandten ertheilt hat. Die Mehrzahl dieser geschichtlichen Urkunden ist in französischer Sprache geschrieben, die übrigen sind theils Spanisch, theils Lateinisch, nur einige wenige Italienisch, wie z. B. das Danksagungsschreiben des Papstes Clemens' VII. an Karl V. für seine Befreiung (1528). Daß aber jene Urkunden nicht alle von gleicher historischer Bedeutung sein können, das liegt auf der Hand. Von besonderm Werthe ist die Correspondenz Karl's V. mit seiner Gesandtschaft am Hofe Franz' I., mit seinem Bruder Ferdinand I., mit dem päpstlichen Hofe, mit Lannoy, Vicekönig von Neapel, mit Margarethe, Statthalterin der Niederlande, und mit den deutschen Fürsten.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Blick auf die religiöse Bewegung in Frankreich und einige darauf bezügliche neuere Schriften.

(Beschluß aus Nr. 187.)

Ein anderes Werk, das zu den bedeutendern Erscheinungen in der neuern französischen Literatur gezählt werden darf, ist betitelt: „Mystères de l'inquisition et autres sociétés secrètes d'Espagne", von P. v. Féréal. Die viele Mysterien sind nicht seit Sue's „Mystères de Paris" an das Tageslicht gezerrt worden! Man erinnere sich, um nur die vorzüglichsten zu erwähnen, an die „Mystères de Londres", die „Mystères de Russie", „Mystères de l'Opéra", „Mystères de Vidocq", an die „Petits mystères de Paris", die „Mystères de la librairie", das „Mystères de la pharmacie et de la corporation des apothicaires", man schrieb und las mit demselben Eifer die „Mystères de la toilette" wie die „Mystères de la Halle". In den meisten dieser Schriften waren die Geheimnisse, welche man dem Publicum entdeckte, erst gemacht. Bei den „Mystères de l'inquisition" ist dies nicht der Fall. Hier sind wirkliche, Grauen erregende Mysterien, die in der Nacht des Geheimnisses, unter dem Staube der Jahrhunderte begraben lagen, enthüllt und treten nun wie Gespenster oder vielmehr wie ausgegrabene Knochengerippe in ihrer ganzen Scheußlichkeit an die helle Sonne der aufgeklärten Gegenwart. Zwar ist das lichtscheue Werk Torquemada's schon vielfach besprochen worden, immer aber nur in allgemeinen Umrissen; nur wenige Einzelheiten sind historisch geworden. Dieses Buch entschleiert die ganze Construction eines künstlichen Gewebes, in welchem unsäglige Menschen wie Insektenschwärme gefangen und sinnreich zu Tode gemartert wurden. Dr. Manuel v. Cuendiaz, Professor der spanischen Literatur, der im J. 1821 in höherm Auftrage Spanien durchreiste, hat bei dieser Gelegenheit die reichen Bibliotheken derjenigen Klöster ausgebeutet und aus seinen Manuscripten den Text des Hrn. v. Féréal mit historischen Noten versehen. Überdies wird das Werk noch durch einen einleitenden Brief Edgar Quinet's empfohlen und dadurch dem Kreise gewöhnlicher Spectakelschriften entrückt, unter die es, seinem Mobetitel nach, geworfen werden könnte.

Die „Histoire pittoresque des religions", von B. Clavel, enthält eine gedrängte Übersicht der verschiedenen Doctrinen, Ceremonien und religiösen Gebräuche, welche bei den vorzüglichsten Völkern des Alterthums und der neuern Zeit in Anwendung gewesen und zum Theil noch sind. Der Verf. leitet alle Religionen aus der indischen ab und behandelt diese daher wie überhaupt die der asiatischen Völker mit besonderer Ausführlichkeit; diesen läßt er die Religionen amerikanischer und afrikanischer Völkerschaften folgen und geht endlich nach Europa über, wo er die zu verschiedenen Zeiten herrschenden Glaubensphrasen bis zur Anbetung der Vernunft durchläuft und dann bis auf den Saint-Simonismus und Jeannitismus verfolgt. Das Material zur Darstellung der antiken Religionen haben ihm, wie er selbst angibt, größtentheils die Werke: „Origine de tous les cultes", von Dupuis, und Kreuzer's „Symbolik" geliefert; auch hat er die „Cérémonies et coutumes religieuses", von Bernard Picart, benutzt. Die in diesen und andern Schriften vorgefundenen Data hat er geschickt verarbeitet, die Resultate eigener Forschungen über das Wesen und die Form moderner Religionen hinzugefügt, das Ganze in ein gefälliges, den Anforderungen der heutigen Bewohnung entsprechendes Gewand gekleidet und auf diese Weise ein für Jedermann genießbares Buch zu Tage gefördert, das zu gleicher Zeit unterhält und belehrt. In Deutschland scheint man noch der Meinung zu sein, daß gründliches Wissen sich in eine abstruse Form, wie ein Gelehrter in einen unmodischen Rock, kleiden müsse. Einem in gefälliger Sprache oder gar mit Humor geschriebenen Buche spricht man nicht selten von vornherein die Gründlichkeit ab. Die Frucht des Wissens wird vom Baume der Erkenntniß freilich nicht ohne Opfer gebro-

Digitized by Google

chen. Darum aber die dabei angewandte Mühe mit Ostentation zur Schau stellen? Warum jeden Leser zwingen, sie zu theilen? Die Franzosen verstehen es, aus dem aufgehäuften, ungenießbaren Apparat die Essenz herauszupressen und sie mit seltener Entsagung in einer geschmackvollen, eleganten Zubereitung dem Leser zu servieren. Auf diese Weise ist es allein möglich, die Resultate der Forschung zum Gemeingute der Menschheit zu machen.

Wenden wir uns von den allgemeinen, objectiven Arbeiten auf dem Gebiete der Religion wieder den speciellen, auf den heutigen Kampf des Katholicismus bezüglichen Schriften in Frankreich zu, so treten uns einige mit seltener Geschicklichkeit von Geistlichen verfaßte Bücher entgegen, welche auf schwache Intelligenzen gewiß ihre Wirkung nicht verfehlen werden. „De la morale chrétienne dans ses rapports avec l'ordre politique et civil", von Gainet. Der vorstehende zweck der Schrift ist, einerseits im Allgemeinen die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit des Priesterstandes zu zeigen und dann andererseits nachzuweisen, daß derselbe von der weltlichen Macht im Staate unabhängig bestehen müsse; das alte Thema der Kämpfe des Mittelalters in moderne Form gebracht! Zu dem Ende beginnt der Verf. mit einer Schilderung unserer Civilisation, die wie ein Krebsschaden alle politischen und socialen Bande der Gesellschaft zernagt. Der Grund hiervon, führt er fort, ist die Immoralität, d. h. die Abnahme der christlichen Gesinnung. Er sagt ferner aus, daß die Organisationspläne der politischen modernen Reformatoren an drei Klippen scheitern, 1) an der Zügellosigkeit der Leidenschaften, 2) an der Aufhebung des persönlichen Eigenthums und 3) an der Auflösung der christlichen Familie als des einzigen natürlichen Familienverhältnisses. Durch die Behauptung, daß die Moral die natürliche und unwandelbare Basis des menschlichen Gesetzes und daß diese Moral nichts Anderes als die Religion sei, geräth der Verf. mit der Philosophie in Conflict, welche ebenfalls die Auffindung der wahren Moral zu ihrer Aufgabe macht. Denselben löst er so: Die Moral ist wesentlich unwandelbar; deshalb haben ihre Grundsätze niemals aus der allgemeinen Ueberzeugung des Menschengeschlechts verschwinden können. Diese Tradition ist das Christenthum, also ist die christliche Religion die wahre Moral. In Folge dessen wird das Evangelium als das einzige vollkommene sociale Gesetzbuch hingestellt. Dieses Gesetz aber — und dies ist der Hauptzweck, der Übergang zur Politik — bedarf der Wächter, der Organisation für die Fortpflanzung der traditionellen Auslegung desselben, d. h. die Menschheit bedarf der Priester. „Die Körperschaft der Priester", bedeutet der Verf., „ist durch ein dreifaches Band an die Religion geknüpft: durch das des Dogmas, um es in seiner Unwandelbarkeit aufrecht zu erhalten (!!); durch das der Moral, um über ihre Reinheit zu wachen; durch das des Cultus, um dessen ausübenden Verwalter zu sein. Der Priester ist also der lebendige Ausdruck der Religion, wie die Obrigkeit der des Gesetzes." Nachdem nun im Folgenden die specielle Quelle des Mißtrauens näher beleuchtet ist, mit welchem man den französischen Klerus seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachtet hat, zeigt der Verf. die Grundlosigkeit desselben, ermahnt zur christlichen Milde und Toleranz (!) und gibt endlich auf die Würdigung des Verhältnisses der „nationalen Kirchen" zur Nation selbst über. Dies führt ihn denn auf die wichtige Schlußbehandlung über die Trennung der weltlichen von der geistlichen Macht und über die Nothwendigkeit einer Coordinirung beider. Diese letzte Betrachtung schrint weniger an das menschliche Urtheil im Allgemeinen als vielmehr an das der weltlichen Macht gerichtet zu sein; denn sie sagt in gekrauchten und vorsichtigen Wendungen die Gründe auseinander, welche beide haben müssen, in gutem Einverständnisse miteinander zu leben.

Noch verstecker ist die frühere Absicht des Verf. in dem Buche: „Le magnétisme humain", von Ferd. Barreau. Anfangs glaubt man ein rein wissenschaftliches Werk vor sich zu haben. Es beginnt mit historischen Notizen über die Erscheinung des Magnetismus in Frankreich, über die Debatten der gelehrten Akademien, theilt Documente mit, welche darthun, daß Marie Antoinette ihn beschützt habe, ergeht Proceße, zu denen er Veranlassung gegeben, und daß neuerdings sowol der Bischof von Mans als auch der Papst selbst, auf Nachsuchen des Erzbischofs von Reims, sich zu seinen Gunsten ausgesprochen haben. Der zweite Abschnitt handelt „von der Moralität der Ausübung des Magnetismus". Darin werden zunächst die Gegner desselben widerlegt und ihre Doctrinen im Allgemeinen als materialistisch, die Phrenologie aber insbesondere als antispiritualistisch bezeichnet. Auf diese Einleitung nach dem eigentlichen Gegenstande folgt die Vertheidigung des Magnetismus durch einen Abbé . . ., der durch die Anwendung desselben zur Religion zurückgeführt zu sein und mehre Unglückliche dadurch bekehrt zu haben verschert. Dann führt der Verf. den Satz aus, daß die Phänomene des Magnetismus die Christen einer unsterblichen Seele positiv beweisen und außerdem darthun, wie nothwendig die Religion und die von ihr gebotenen Andachtsübungen seien. Wozu? Um die Dämonen fern zu halten und die Teufel auszutreiben! Und über den Einfluß derselben werden dann die Genesis, St. Augustin, Origenes und Van-Helmont zu Zeugen angerufen. Diese unternommene Wendung konnte den Leser stutzig machen, daher lenkt der dritte Abschnitt wieder zurück und erzählt ganz unbefangen eine Menge von Krankheitsfällen, die durch den Magnetismus ihre Heilung erfahren haben, wobei jedoch eine mäßige Dosis von Reliquien, Heiligen und Engeln mit untergemischt wird. Nachdem nun der arglose Leser auf diese Weise gehörig zubereitet und von der unfehlbaren Wirksamkeit des Magnetismus durchdrungen ist, erfährt er in den vierten und letzten Abschnitte unter der Überschrift „Praktische Methode des menschlichen Magnetismus", daß jedoch gewiße moralische und religiöse Eigenschaften zur erfolgreichen Anwendung desselben erforderlich seien. Diese sind, um es kurz zusammenzufassen: „Wer activ oder passiv die segensreiche Wirkung des Magnetismus erfahren will, muß ein frommer, rechtgläubiger, einfältiger römischer Katholik sein! Jedes Mittel ist gut, um zu solchem Ziele zu gelangen. Warum nicht auch der Magnetismus?" Zum Schluß wird die Anwendung des Magnetismus und die Empfehlung desselben den Geistlichen besonders dringend ans Herz gelegt, da er ein Mittel sei, schmankende oder ungläubige Seelen dem Schoße der Kirche wieder zuzuführen.

Den Priester beschaut den Aeußern Wände,
Ein Puppenspieler berge gut die Hände!

Offener spricht Hr. François Pétrennès, Mitglied des historischen Instituts, in seinem Buche: „De l'institution du dimanche", seine religiösen Gesinnungen aus. Er beginnt darin den Sonntag vom historischen, poetischen, medicinischen, juristischen, policeilichen und religiösen Gesichtspunkte. Er räth dessen Beobachtung sowie dessen äußere und innere Feier sehr an und sagt es ohne Scheu, daß er die Verächter dieses heiligen Tages für unmoralisch halte.

Den höchsten Grad von freilich unwillkürlicher Offenheit, d. h. blindem Fanatismus, haben aber die Verfaßer zweier anonymer Schriften an den Tag gelegt, bei denen die bloße Nennung des Titels zur Charakteristirung hinreicht: „Histoire des races maudites en France et en Espagne" und „Les hérésies qui ont le plus alarmé l'Eglise". Die letztere Schrift enthält neben ihren lächerlichen Declamationen auch interessante Auszüge aus den Hauptartikeln der berüchtigtsten, von den Concilien verdammten Sekten und eine Anzahl von Excommunicationsbullen, welche gegen dieselben geschleudert worden. Beide aber sind merkwürdig als Documente einer unglaublichen, aber wirklich vorhandenen Geistesfinsternis im 19. Jahrhundert.

Um darauf hinzuweisen, daß es der neuern französischen Literatur dieser religiösen und ultra-religiösen Richtung gegen-

Digitized by Google

über an einem Gegengewichte in sich selbst nicht fehle, will ich nur ein kürzlich erschienenes Werk als den Repräsentanten einer ganzen Richtung anführen: „Dégamo et systèmes universel", von Lepelletier. Alle positive Erkenntniß, sagt der Verf., beruht auf der Kenntniß des Universums. Dies kann der Mensch auf zwei entgegengesetzten Wegen begreifen: entweder durch den Glauben (Religion) oder durch sein eigenes Urtheil (Philosophie). Die Hauptreligionen unsers Erdballs sind auf sogenannte directe Offenbarungen gegründet. Aber wenn diese auch nicht schon an sich dem gesunden Menschenverstande widerstritte, so ginge ihre Unrichtigkeit doch schon aus dem Widerspruche hervor, in dem sie untereinanderstehen. Alle führen für sich die Tradition von verschiedenen Göttern und Propheten an und nennen sich gegenseitig Irrgläubige oder Betrüger. Wenn ein Gott sich Einem von ihnen offenbart hätte, so würde er ihm auch die Mittel offenbart haben, Jedermann von der Wahrheit der Lehre zu überzeugen. Es ist beleidigend für die Gottheit, anzunehmen, daß sie die Massen in Ungewißheit gelassen habe, um als Rächerin ihrer verkannten Rechte auftreten zu können; daß sich Gott im Blute seiner Opfer baden, in dieser und jener Welt Menschen strafen wolle, denen durch seine Schuld sein Gesetz gar nicht oder schlecht bekannt ist. Der Verf. verwirft daher jede Offenbarungsreligion und nimmt das menschliche Urtheil als einzige Richtschnur an. Mit diesem sucht er das Universum zu begreifen und er theilt zu dem Ende sein Buch in drei Hauptabtheilungen: 1) Theogonies; darin handelt er von Gott, den Engeln und dem Universum im Allgemeinen. 2) Kosmogonies; darin bespricht er die Aeome, die Fluida und die Geister. 3) Socialismus, mit den Unterabtheilungen: Moral, Cultus und Gesetzgebung. Diese Anordnungen mögen genügen zur Andeutung meiner Behauptung, daß der Geist der Encyklopädisten sich in Frankreich wieder zu regen beginne. Vielleicht ist jetzt endlich die Zeit nahe, in der Friedrich's II. Worte in Erfüllung gehen sollen. Er schrieb am 14. April 1767 an Voltaire: es müsse ein Wunder geschehen, wenn die Kirche Roms sich retten solle; Voltaire werde das Vergnügen haben, ihre Grabschrift zu verfassen.

Während so die verschiedensten Ansichten sich nach allen Richtungen hin geltend zu machen suchten, trat ein Ereigniß ein, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich zog, daß es einen eigenen Literaturzweig hervorrief. Dies war der bekannte Proceß Affaire. Er hatte gezeigt, daß, den bestehenden Gesetzen zuwider, eine fremde Macht eine organisirte Jesuitengesellschaft in der Nähe des Postes zu Paris geduldet worden war. Die Proceßverhandlungen selbst erschienen, mit Noten von dem Advocaten Henrion versehen, im Druck, und dann schnell hintereinander darauf bezügliche Bücher und Broschüren wie „L'antidote de Montrouge sur le procès de rétablir ou tolérer les jésuites; suivi de l'examen de leurs modernes apologistes, MM. Tharin, de Bonald, etc. par M. J. B. Saignes; avec une préface appréciative sur l'état actuel de la compagnie de Jésus par J. B. Bouché"; ferner „Les jésuites en justice; arrêts de parlements, édits, déclarations, lois, décrets et arrêts des cours royales contre la société de Jésus", von Edme Bapst; „La loi et les jésuites" von H. de Riancey; ja selbst eine sehr umfangreiche „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus", von J. Crétineau-Joly; und eine große Menge kleinerer Broschüren, unter denen ich hier nur hervorhebe: „Le collége de Maynooth et les jésuites", von Batturi; „La guerre des jésuites", von Benj. Gastineau, und „Mémoire à consulter sur le rétablissement des jésuites en France", von Marret de la Roche-Arnaud. Diese Aufmerksamkeit steigerte sich bis ins Unglaubliche, als Hr. Thiers in der Deputirtenkammer ankündigte, daß er über diesen Gegenstand Interpellationen an das Ministerium richten werde. Aus den Provinzen, sogar vom Auslande her strömte man herbei, um der denkwürdigen Sitzung beizuwohnen. Die Rede des Hrn. Thiers, welche in unzähligen Exemplaren besonders abgedruckt und vertheilt ist, erfüllte die Erwartungen nicht. Überhaupt ließ die ganze Debatte den Eindruck zurück, daß die Jesuiten in Frankreich unter dem Schutze einer mächtigen Hand stehen müßten, sodaß es Niemand wage, sie ernstlich anzutasten. Hr. Berryer und Hr. Carné hatten in der Kammer gegen Hrn. Thiers im Auftrage der den Jesuiten befreundeten Legitimisten das Wort ergriffen und ihre Reden erschienen im Drucke unter dem Titel: „Défense de la liberté religieuse. Discours des Berryer et de Carné (Chambre MM. des Députés 3. Mai 1845) sur les interpellations faites par M. Thiers au sujet des congrégations religieuses." Als Factum ist hier schließlich zu vermerken, daß die ganze Debatte auf die heftige und feindliche Aufregung der Gemüther eine heraldigende Wirkung ausübte. Es ließen sich nach derselben mehre vermittelnde, gemäßigte Stimmen vernehmen wie: „La liberté pour le clergé français comme pour tous; solution du grand problème de l'époque; fin de la guerre entre l'Eglise et l'état; Organisation", von A. C. Kody, und „Un mot d'impartialité sur les jésuites; par un jeune père de famille". Selbst der unversöhnliche „Constitutionnel" nahm eine mildere Sprache an. Und auch von der andern Seite scheint man die dringende Nothwendigkeit einer baldigen Aussöhnung lebhaft zu fühlen; man thut Schritte, man schafft vermittelnde Organe, um sie zu erleichtern. So haben ganz neuerdings die federfertigsten französischen Jesuiten, die zu Lyon, das bevorstehende Erscheinen eines neuen religiösen Journals angekündigt, welches den Namen „Le conciliateur" tragen soll. Aber wie weit sind wir noch von der Realisirung der Wünsche d'Alembert's entfernt, der bei Gelegenheit der großen Jesuitenvertreibung am vorigen Jahrhundert an seinen Freund Voltaire schrieb: „Ich sehe jetzt Alles im rosenfarbigsten Lichte! Die religiöse Duldsamkeit wird aufkommen, die vertriebenen Protestanten werden zurückgerufen werden, der Priester wird heirathen, das Glaubensbekenntniß wird abgeschafft, der Fanatismus zerschmettert werden!"

8.

Notiz.

Die weibliche Erziehung in England.

Das „Athenaeum" bespöttelte jüngst in einer Recension der bekannten Vorlesungen des Dr. Beyse in Dresden über die gesellige Stellung und Bildung der heutigen Frauenwelt die hohe Meinung, welche unser Landsmann von der Erziehung des weiblichen Geschlechts in England hegt. Der englische Recensent bemerkt, jene Vorlesungen nähmen seiner Meinung nach einen höhern Rang ein als manches schwerfällige Band über abgethanere Gegenstände, obwol man dieselben auch, wenn man wollte, von einer spaßhaften Seite auffassen könne, da man zuweilen über sehr gute Dinge sehr leicht lachen könne. „Der spaßhafte Punkt in seinen Beobachtungen", fährt er fort, „besteht in der sehr hohen Meinung, die er sich über die Erziehung der englischen Damen gebildet. Hier wie bei einigen Schriftstellern unsers Landes, die das Land begeistert gepriesen, wo alle Kinder so gut wie alle Vögel singen können, wo Männer und Frauen die beau idéals der Ehrbarkeit und Liebenswürdigkeit sind und wo jede Stadt ihren Zehnt an tiefen Weisheiten zu liefern vermag.

'Tis distance lends enchainment to the view.

Aber wir können versichert sein, daß, wenn irgend der Anflug einer spöttischen Laune in der Anempfehlung der englischen Damen hervorzutreten scheint, dies durchaus nicht in der Absicht des Dr. Beyse lag. Er hat unsere Anfündigungen gelesen, und wer kann seine »ehrliche deutsche Natur« darob tadeln, wenn er ihnen Glauben geschenkt?"

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 189. — 8. Juli 1845.

Correspondenz Kaiser Karl's V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Karl Lanz. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Bei dem Zwecke, den wir hier zu verfolgen haben, dürfte es nicht ohne Interesse sein, wenigstens einige jener Urkunden als besonders charakteristisch mitzutheilen. Wir wählen zuvörderst Karl's V. Schreiben an den Perserkönig, Schah Ismael Sophi, vom 23. Aug. 1525, der jedoch bereits 1523 gestorben war. Der türkische Sultan Selim, der größte und gefährlichste Feind des Hauses Östreich, sollte durch eine Diversion von Persien aus von seinen Angriffen auf Ungarn abzustehen genöthigt werden. Karl durfte um so eher auf Bereitwilligkeit rechnen, als er bereits selbst 1518 von jenem Könige, der den türkischen Sultan nur allzu sehr zu fürchten hatte, zu einem gemeinsamen Angriffe auf das Türkenreich aufgefodert worden war. Das Schreiben Karl's, von Toledo aus datirt, lautet nun urkundlich auf folgende Weise:

Carolus Quintus, optimi dei clemencia Romanorum atque christiani orbis imperator semper augustus, rex Germaniae, Hispaniarum, utriusque Siciliae, Navarrae, Granatae, Baleariumque insularum Fortunatarum atque Indiarum, novique et auriferi orbis, atque multorum tum in Aphrica locorum, tum vero in Germania Galliaque principatuum dominus etc. serenissimo principi et orientis regum maximo, pio et felici Xaka Ismael Sophi, Persarum regi, fratri et amico nostro carissimo a deo optimo maximo, qui in personis trinus, in substantia unus est, domino et deo nostro, salutem prosperosque piorum votorum successus. Serenissime rex, frater carissime, superiore anno quidam Petrus Maronita de monte Libano quasdam literas serenitatis vestrae nomine ad nos pertulit, quibus serenitas vestra invitare nos videbatur, ut de mense aprilis jam tunc praeterito parati essemus bello unanimiter invadere Othomanum Turcharum regem, communem hostem. Displicuit quidem nobis, illum ad designatum a serenitate vestra tempus non appliciusse, ut mature de negotio deliberare possemus; sed tamen mirati fuimus, eas literas his subscriptionibus signisque carere, quibus literae regiae fulciri solent. Et ut vera fateamur, non parum ancipites fuimus, an fides ulla omnino et literis et nuntio adhibenda esset; ob honorem tamen serenitatis vestrae promptitudinemque animi nostri erga eam hylari fronte et nuntium et literas suscepimus, responsum vero usque in hanc diem distulimus, quod quotidie expectabamus aliquid certius super re tam ardua vestro nomine ad nos deferri. Et post, dulcurnum tempus nihil amplius nobis allatum est, nisi adversum et valde nobis ingratum quoddam de salute et amissa vita (quod deus nolit) serenitatis vestrae: tunequo eo magis angebamur, quod non possemus sino magno rerum nostrarum detrimento eas copias comparare et in hostem mittere, quae ad hujus modi expeditionem necessaris videbantur. Opprimebamur hinc aegritudino, que nos aliquot menses afflixit, hinc Gallorum regis armis, qui dum ingens et grave bellum adversum nos tentanset phraeque tamen a nobis clades accepisset, extrema demum conatus amisso fere universo exercitu vivus in ducum nostrorum potentiam venit. Qua tanta divinitus potiti victoria publicaequo christianorum paci jam invigilantes erecti in certam spem sumus, nihil reliqui esse, quin possimus communi desiderio adversum Turcam satisfacere. Ob id itaque nuncium ipsum ad serenitatem vestram remittimus, ut illo intellecto rerum nostrarum statu capere id consilium de bello possit, quod sibi melius videbitur, sententiamque nobis suam per certos hominos suos, et quibus plena fides adhiberi possit, significare. Quod quanto cilius fecerit, eo nobis gratius futurum est, cum nihil magis desideremus, quam at tandem conjunctis serenitatis vestrae cum nostris viribus atque armis bellī fortunam contra insolentissimum hostem experiamur, adjuvante eodem optimo deo, qui trinus in personis, in substantia unus est, et qui incolumem votorumque suorum compotem serenitatem vestram conservare dignetur.

Eine Verbindung christlicher Mächte der abendländischen Christenheit mit mohammedanischen Fürsten des Orients zu politischen Zwecken war damals eine ungewöhnliche Erscheinung und hatte die öffentliche Meinung, so weit in jener Zeit von einer solchen die Rede sein kann, noch sehr gegen sich. Indeß war Karl's Versuch einer Verbindung mit einem mohammedanischen Herrscher keineswegs beispiellos; hatte doch schon der päpstliche Hof zur Zeit der Kreuzzüge den Sultan von Ägypten gegen den Hohenstaufen Friedrich II. zu gewinnen gesucht. Und Karl durfte wegen einer mohammedanischen Allianz um so weniger bedenklich sein, da sie ihm nicht gegen Christen, sondern gegen Mohammedaner dienen sollte. Weiter ging aber sein unermüdlicher und unversöhnlicher Gegner Franz I. von Frankreich; dieser schloß nach langen geheimen Verhandlungen mit dem türkischen Sultan Soliman öffentlich (1535) ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Karl den christlichen Fürsten. Franz vertheidigte sich gegen die Schuld dieses unerhörten Beginnens mit der Rücksicht auf höhere Staatsinteressen.

Bekannt ist Karl's V. Verstellungskunst, der Mangel an Aufrichtigkeit in seiner Politik, ein Charakterzug, der ihm namentlich die deutschen Gemüther entfremdete

Digitized by Google

und den ihm die deutsche Geschichtschreibung noch heutigen Tages zum Vorwurf macht. Aber auch Andere hatten Ursache, ihm Heuchelei vorzuwerfen. Karl gerieth in feindselige Verhältnisse mit Papst Clemens VII. Dieser, auf seine Verbindung mit Frankreich und Karl's italienische Feinde pochend, nahm einen ziemlich herben und zuversichtlichen Ton gegen den Kaiser an, wie seine Briefe beurkunden. Rom ward jedoch erobert, der Papst gerieth in Gefangenschaft und in die Gefahr ermordet zu werden. Karl ließ den Gefangenen ziemlich lange auf seine Befreiung warten; endlich spricht er sie aus, gibt ihm sogar in einem Briefe seine besondere Freude darüber zu erkennen, daß der heilige Vater seine Freiheit wieder erlangt habe, bemerkt dabei, daß er an dem Verluste derselben „aucunement coupable" sei. Der Papst dankt dem kaiserlichen Befreier in einem Italienisch geschriebenen Briefe, den dieser wiederum in spanischer Sprache auf folgende Weise beantwortet:

Mui santo padre. Siendo vuestro nuncio testigo de mi buena intencion, y de quanto me ha pesado de la larga detencion de la persona de vuestra santidad et de los danos e inconvenientes que se han seguito sin culpa mia, y de quanto he holgado de su deliberacion, aunque ha sido mas tarde que yo quisiera, de que fue causa la muerte del visorey de Napoles, quien por mi tenia cargo principalmente dello, y de hazer lo demas a contentamiento di vuestra santidad: no me estendere en dezir otra cosa sobre ello. La dilacion que he tenido en emblar a vuestra santidad persona para suplir las faltas de la dicha muerte ha sido para quererlo emblar desde sora, y muy principal y di autoridad juntamente con el dicho nuncio, para que como testigos de vista y sabidores de mis entrañas y recta intencion quitassen a vestra santidad todos escrupulos de diferencia, y reparassen las faltas que se sygueron por la muerte del visorey, loqual no ha havido lugar puesto, que con ello he hecho lo que de su nuncio sabra, a cuya causa he acordado de remitirlo a don Ugo de Moncada, por ser persona de quien yo confio como del que mas, y que era devido y de mi buena intencion e voluntad bastantemente informado. Muy humilmente suplico a vuestra santidad, le crea como a mi misma persona, y pues yo desseo haver por mi parte todo lo que pudiere, y por razon que en mi fuere, haga de la suya lo que espero. Y crea que como buena padre hara teniendo vestra santidad entera fianca, que me hallara tal hije que no le pesara demonstrarse asi amigo. Y con esto quedo besando sus santos pies y manos, y rogando nuestro señor de a vuestra santidad muy larga vida.

Konnte ein Monarch, dessen Gewalt ebenso unbeschränkt als seine Macht groß war, heuchlerischer schreiben, zumal wenn man damit zusammenstellt, daß derselbe Monarch vier Monate früher (den 22. Nov. 1527) demselben Papste beinahe drohend, oder, wenn man will, beißend geschrieben hatte: „Et se peut asseurer votre saintete, que, vous mestant bon pere, comme jespere que vous serez, et bon pasteur, vous verrez que mes actions seront les oeuvres dun fils humble en votre endroit etc."

Offenherziger, freilich auch heilsblütiger und in einigen Fällen selbst grausam war König Ferdinand, Karl's Bruder. Aber diese Offenherzigkeit machte ihn zugänglicher und gewann ihm, nachdem besonders Erfahrung und Alter eine gewisse Mäßigung und Besonnenheit über seinen ganzen Charakter verbreitet hatte, das Vertrauen der Deutschen in einem Grade, wie es seinem stets zurückhaltenden Bruder niemals gelungen war. Für die Reformation war aber das Zusammentreffen dieser beiden Charaktere insofern ein Glück, als die Hitze und Kampflust des Einen durch das Zurückhalten des Andern, der sich nie gern eine Blöße gab und das Ganze der Verhältnisse und seiner Plane stets im Auge behielt, gemäßigt ward. So wollte Ferdinand auf die Nachricht, daß die katholischen Schweizer einen neuen Sieg über ihre reformirten Gegner am 23. Oct. 1531 davongetragen hatten, den Religionskrieg begonnen wissen, als eben Karl im Begriff war, einen ausgleichenden Reichstag zu Regensburg (1532) zu halten. Wir theilen Ferdinand's Brief um so lieber hier mit, als er uns in das Land versetzt, wohin gerade jetzt wiederum die Augen Deutschlands gerichtet sind und der Verf. des Briefes eine Partei repräsentirt, die auch in unsern Tagen ihr Haupt wieder drohend emporzuheben wagt.

Muy alto y muy poderoso sacratissimo señor.

Oy ha quatro dias que por via de monsr de Rogendorff y del coade Nogarol y Salinas avise à vra mgt del estado de de las cosas de Suiços, y de mi parecer acerca dellas; en el qual tanto mas me confirmo, quanto mas en ello pienso y la materia se dispone y el negocio lorrequiere, specialmente que despues aca me son venidas nuevas ciertas por diversas vias, como los cinco cantones han avido otra victoria no menor que la primera los nueve, en lo qual se va claramente mostrando el favor que aro señor hazea los de su parte, y es de creer que quiere, que los que soa della hajan lo mesmo. Y pues vra mgt no solamente es parte pero cabeca y cuerpo de la religion chrestiana no me parece que haria lo que devo, si dexasse de suplicarle y persuadirle, quanto en mj es, la prosecucion de tan catholica empresa, en la qual no estando vra mgt en Alemaña no podria yo dexar de entremeterme y emplearme por pobre y sin aparejo que estoy, aunque supiesse perder en ello la vida; porque no es justo que lo haga estando vra mgt tan cerca, cuya devo ser la boz en esta congacle. Y pues demas de lo que toca a la fe, a quien tanto devemos aun para lo temporal, y señalada y principalmente de las casas de Borgoña y de Austria, ha tantos años que no huro tal aparejo y coyontura de ganar honrra y provecho: suplico a vra mgt humilmente, no dexe perder la occasion que ac le offrece, de la qual se puede ganar mas gloria que de ninguna otra cosa que en nuestros tiempos ha avido nj puede aver; y assi como es de doler, que en ellos aya rrecibida la yglesia de dios tanta injuria y detrimento, assi es de desscar su remedio y restauracion que sin duda puede muy facilmente alcancarse por esta via de Suiça que es la cabeca y fuerca de las sectas de Alemaña, sin la qual todos los demas quedaran flacos y derribados. Y si vra mgt, como es rrazon, fuere servido de poner la mano en esto, sea luego, por que aproveche entretanto, que la parte de los buenos esta prospera con los victorias avidas antes que los contrarios se juntes y rrehagan, en lo qual, segun entendemos quedan entendiendo y han embiado a rrequerir a las otras cibdades y principes luteranos por ayuda, pero esta les aprovechara poco y sera de njngun effecto, ay con tiempo el negocio de Suiça se provee y concluye, para lo qual ay grandissimo aparejo, querrendo vra mgt darle calor publica o disimulatamente por via de los Españoles que estan en Italia, o por otra qual mejor le pareciere, segun en la otra mas largamente scrivj.

Digitized by Google

Kannte man es denjenigen lutherischen Fürsten, welche frühzeitiger als es wol klug und besonnen war, zum Schwerte griffen, so hoch anrechnen, daß sie dies thaten, wenn sie einen Fürsten an der Spitze ihrer Gegner sahen, der solche Grundsätze und Plane hegte, der so lebhaft in den Kaiser drang, wie der obige Brief aussprich? Wir haben die Ueberzeugung, daß die Correspondenz Karl's V., zumal wenn sie vollständig der Geschichtschreibung vorliegen wird, Vieles aufklären und in seinem natürlichen Zusammenhange erscheinen lassen muß, was man bis jetzt noch nicht in dem wahren Lichte zu erkennen vermocht hat. Die Correspondenz wirft ein helles Licht auf die Cabinetspolitik Karl's V. und ihrer geheimen Triebfedern, sowie auch indirect auf die Handlungsweise seiner Gegner. Wir sehen, wie gewiß jeder Freund der Geschichte, der Fortsetzung entgegen. Übrigens hat der erste Band sehr schnell einige Früchte getragen: Häußer hat ihn bereits in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" benutzt. *)

Karl Zimmer.

Geschichte des Herzogthums Cleve, seit der ersten historischen Kenntniß bis auf unsere Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf die Hauptstadt Cleve. In volksthümlicher Darstellung von Fr. Char. Cleve, Char. 1845. 8. 1 Thlr.

Es ist dies Buch eins von den lobenswerthen Büchern, deren Verf., ohne große Ansprüche zu machen, aus reiner Liebe zu ihrem Vaterlande dessen Schicksale dem spätern Geschlechte zu überliefern bemüht sind. Hr. Char hat mehre Jahre lang die Quellenschriften zur Geschichte von Cleve fleißig benutzt, auch sonstige Notizen gesammelt und ist fast zufällig zur Herausgabe derselben veranlaßt, wofür man ihm aber dankbar sein muß, da seine Sammlungen sonst leicht das Schicksal ähnlicher Arbeiten hätten erfahren können, die nach dem Tode ihrer Besitzer in alle Gegenden hin verstreut zu werden pflegen. Im vorliegenden Buche finden wir nun in schlichter, klarer Erzählung, die durch die Kenntniß der Oertlichkeiten an verschiedenen Stellen unterstützt ist, und mit besonderer Ausführlichkeit die elevischen Begebenheiten aus der ältern und mittlern Geschichte geschildert, wobei mit Recht mehr das Heimelsche Werk als die oft flüchtige Knapp'sche Arbeit benutzt ist. Wir führen als Beleg die Regierungszeit Herzog Adolf's VI. und den Geldernschen Krieg im J. 1466 an; ferner die Fehden zwischen Karl V. und dem Herzoge Wilhelm im J. 1546 und die Regierungszeit des letzten eingeborenen Herzogs, Johann Wilhelm, wobei denn auch die Leidensgeschichte der schönen Herzogin Jakobe meistens nach Heimel erzählt ist. Auch die Sagen und Legenden, wie die von Beatrix, der Gemahlin des ersten Grafen von Cleve, Elias Grail, und von einer weiten Beatrix, der Gemahlin des hessischen Landgrafen Otto, sind nicht übergangen; aber die altdeutschen Volkssagen, in denen Kanten und andere Landestheile des Herzogthums Cleve oft erwähnt werden, sucht man vergebens. Aus den folgenden Jahrhunderten nennen wir die Abschnitte aus dem elevischen Erbfolgestreit und die Schilderungen aus den spanisch-holländischen Kriegen. Die brandenburgische Zeit findet an Hrn. Char ihren aufrichtigen Lobredner und man begreift wohl, wie wehmüthig es für einen patriotischen Clever sein muß, jene schönen Jahre, wo die Hauptstadt reich und blühend war und im Lande ein erfreulicher Wohlstand herrschte, so gut wie ganz verschwunden zu sehen. Die Jahre der französischen Herrschaft (1794—1814) sind mehr chronikartig geschildert; wir wünschten aber hier größere Ausführlichkeit nach den Erinnerungen älterer Leute, die noch nicht ganz ausgestorben sind, und mehr Einzelheiten, wie sie in der ältern Geschichte weit reichlicher mitgetheilt sind. Ein Enthusiast für das französische Regiment ist aber Hr. Char durchaus nicht. Der letzte Abschnitt umfaßt die neuesten Begebenheiten seit 1814 auf wenigen Seiten. Die Stadt Cleve hat allerdings manche Einbußen in Folge der preußischen Staatseinrichtungen erlitten, aber Hr. Char ist gerecht genug, auch das Gute anzuerkennen und von der Zukunft das Beste zu hoffen. So wird also sein Buch auch in dieser Beziehung seinem Wunsche, eine zweckmäßige und nützliche Arbeit geliefert zu haben, entsprechen.

30.

---

*) Der zweite Band des Lanzschen Werkes ist soeben erschienen und es wird darüber sowie über den dritten und letzten Band später berichtet werden. D. Red.

Bibliographie.

Des heiligen Augustinus, Bischofs von Hippo, Unterweisung zum Gebet, als Mittel, um von Gott alle Gnaden zu erlangen. Mit einem Anhange: Ermahnungen erleuchteter Geistesmänner zum eifrigen Gebet. Nach dem Lateinischen bearbeitet von J. Wulf. Aachen, Henssen und Comp. 12. 5 Ngr.

Beitrag zur Kritik der Zollvereins-Gesetzgebung von einem praktischen Zollbeamten. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 10 Ngr.

Dingelstedt, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Francke, A., Weil ihr Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen. Drei Predigten für die Zeit religiöser Bewegung gehalten. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 5 Ngr.

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach *J. S. Ersch* in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von *C. A. Heckstaller*. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kerker und Kirche. Ein Roman. Frei nach H. v. Stenhahl's Chartreuse de Parme. Drei Bände. Dresden, Arnold. Gr. 12. 4 Thlr.

Krüger, M. S., Bedenken gegen die neuesten Reformbestrebungen im Judenthum. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. S. Stern. Berlin, Schepeler. Kl. 8. 5 Ngr.

Mahl, F., Ihr braucht Priester, Ihr braucht gute Priester: traget auch das Curige bei, sie zu erhalten! Ein Wort an die Gläubigen um ihre Theilnahme an den Knabenseminarien. Regensburg, Manz. 8. 2½ Ngr.

Mendelssohn, M., Gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften. Herausgegeben von G. B. Mendelssohn. 6ter und 7ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 27 Ngr.

Neuer Marianischer Pilgerstab, oder Anbetung Gottes und Verehrung der Heiligen, insbesondere der allerheiligsten Jungfau und Gottesmutter Maria. Ein vollständiges Andachtsbuch in Gebeten und Gesängen, mit vorausgeschickten Belehrungen im Geiste der christkatholischen Kirche. Mit 1 Stahlstich. Soest, Nasse. Gr. 12. 12 Ngr.

Protest gegen das Verfahren des provisorischen Comites des Berliner Lokal-Vereins für die arbeitenden Klassen. Berlin, Schepeler. 8. 2½ Ngr.

Reclam, P., Sieben Predigten über die Kraft der Liebe gehalten vor der französischen Gemeinde zu Prenzlau. Prenzlau, Vincent. 1844. 8. 10 Ngr.

Reden am Grabe des Herrn Dr. Wolfg. Heinr. Puchta, gehalten am 9. April 1845. Vom Stadtvikar Hoppler und Prof. Dr. v. Scheurl. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reichl, J., Reisehandbuch für Salzburg, das Salzkammergut, Tirol, Vorarlberg und das südbairische Gebirgs-

Digitized by Google

land. Nebst den wichtigsten Seitenrouten durch Österreich bis Wien und Triest. Mit besonderer Rücksicht auf die Heilbäder. Mit einer Reisekarte. Berlin, Gumprecht. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Repräsentation der protestantischen Kirche in Württemberg. Stuttgart, Reff. Gr. 8. 5 Ngr.

Koch, F., Dianenspiegel, oder poetisches Gemälde des Wald- und Jägerlebens. Dresden, Arnold. 12. 16 Ngr.

Konge-Album. Den deutsch-katholischen Gemeinden und ihren Freunden geweiht. Mit Konge's Bildniß. Jena, Mauke. Kl. 8. 12½ Ngr.

Rubens, B., Handbuch für Reisende durch Belgien, nebst den Reiserouten nach Cöln, Paris und London. Mit Karte und Plänen. Brüssel, Muquardt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sambucy, M. v., Neuer Monat Mariä, oder: Der Mai-Monat zur Ehre der seligsten Mutter Gottes. Nach dem Französischen. Mit einem Anhange: Das Pflegekind Mariä, oder fünf Andachtsübungen zur Mutter Gottes auf die verschiedenen Zeiten des Jahres nebst beigefügten Meßgebeten von P. Pauls. Aachen, Hansen und Comp. 12. 6 Ngr.

Sander, J. F. E., Das Papstthum in seiner heutigen Gestalt, in seinen Ursprüngen und endlichen Ausgängen. Mit besonderer Berücksichtigung der Streitschrift des Erzbischofs von Cöln: „über den Frieden zwischen Kirche und Staat." Eiberfeld, Hassel. Gr. 8. 25 Ngr.

Schaefer, A., Jugenderziehung und Volksbildung. Eine Schulrede. Dresden, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, C. B., Denkschrift, betreffend die gottesdienstliche Feier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Berlin bei Gelegenheit der Einführung des Pfarrers Brauner am Sonntage nach Pfingsten. Mit sämmtlichen bei der Feier gehaltenen Reden der Herren Konge, Brauner, Müller und Fleischinger, in wortgetreuer Wiedergabe und mit vorangeschickter Würdigung des „Protestes gegen die hiesige deutsch-katholische Gemeinde". Berlin, Enslin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Scholz, H., Die neue deutsch-katholische Bewegung an dem Maßstabe der heiligen Schrift gemessen. Ein Wort an Katholiken und Protestanten. Jesaias 5, 20. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 3 Ngr.

Stücking, Die Messiasweihe am Jordan. Ein Beitrag zur Würdigung der neuen Bekenntnisse vom christlichen Standpunkte. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seidel, H. A., Aus der Kirche. Zeitgedichte. Parchim, Hinstorff. 8. 7½ Ngr.

Sendschreiben an den Priester Czerski, betreffend das Glaubensbekenntniß von Schneidemühl. Danzig, Heman. 8. 1½ Ngr.

Tengler, J., Die Idee Gottes. Ister, historisch-kritischer Theil. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sporschil, J., Ursachen des Abfalles der sogenannten Deutsch-Katholiken von der katholischen Kirche. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Staudenmaier, F. A., Das Wesen der katholischen Kirche. Mit Rücksicht auf ihre Gegner dargestellt. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Strauß, B., Schrift oder Geist? Eine positive Entgegnung auf den Pfarrers Wislicenus „Verantwortung gegen seine Ankläger". Bielefeld, Belhagen und Klasing. 8. 7½ Ngr.

Sulzbeck, F. J., Leben des heiligen Wolfgang, Bischofs und Hauptpatrons des Bisthums Regensburg. Nach Quellen bearbeitet. Regensburg, Manz. 8. 12½ Ngr.

Die schönen Tage protestantischer Freiheit in Cöthen. Erster vorläufiger Bericht über die Versammlung und das Wirken der protestantischen Freunde in der Pfingstwoche des Jahres 1845. Leipzig, Hönicke und Sohn. 8. 4 Ngr.

Terklau, M., Der Geist des katholischen Kultus. Eine Darstellung der kirchlichen Orte, Geräthe, Handlungen und Zeiten in ihrem Bezuge auf die katholische Lehre. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 12. 15 Ngr.

Texas. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer. Mit besonderer Rücksicht auf diejenigen, welche ihre Überfahrt und Ansiedelung durch Hülfe des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas bewirken wollen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 20 Ngr.

Theobald mit dem eisernen Herzen oder die Feindesliebe. Aus dem Französischen. Mit schwarzen Bildern. Strasburg, Levrault. 18. 6½ Ngr.

Thomasius, G., Beiträge zur kirchlichen Christologie. Erlangen, Blaesing. 8. 12½ Ngr.

Tittmann, F. W., Geschichte Heinrich's des Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Ister Band. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Über die Abschaffung des Beichtgeldes. Eine Stimme an die Gemeinden Leipzigs und aller Orte, wo das Beichtgeld noch üblich ist. Leipzig, Rösler. Gr. 8. 2 Ngr.

Über populäre Gesetzkunde, Revision oder Reform? Wenige Memorabilien für deutsche Staatsleute und Juristen. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 7½ Ngr.

Über Goethe's Faust. Zwei dramaturgische Abhandlungen von J. Mosen und A. Stahr. Oldenburg, Schulze. 8. 20 Ngr.

Uhlich, Das Büchlein vom Reiche Gottes. Allen freien Christen gewidmet. Magdeburg, Creutz. 8. 3 Ngr.

—— An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Anmerkungen zu einer Erklärung des Hrn. Prof. Hengstenberg in Berlin gegen die protestantischen Freunde in dem Vorworte zu seiner evangelischen Kirchenzeitung 1845. Nr. 5, 6. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ullmann, C., Über den unterscheidenden Charakter oder das Wesen des Christenthums, mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen und einem Blick auf Gegenwärtiges. Eine Erörterung auch für gebildete Nichttheologen. Neuer, verbesserter und vermehrter Abdruck. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 12 Ngr.

Merkwürdige Urtheile über die confessionellen Lebensfragen der Gegenwart. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wies, H., Reris-Blüthen. Nürnberg, Riegel und Wießner. 12. 22½ Ngr.

Vogel, A. H., Das Mädchen vom See. Romantischer Lieder-Cyclus. Lindau, Stettner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Waibel, A. A., Papst Innocentius III. Eine der denkwürdigsten Lebensgeschichten. Nach Friedr. Hurter für Gebildete aus allen Ständen, insbesondere für die studirende Jugend bearbeitet. 1ste Lieferung. Lindau, Stettner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Wallfahrts-Ort Vierzehn-Heiligen zu Frankenthal in Oberfranken. Nebst einem Anhang von Gebeten, einem Stahlstich und einer Ansicht der Kirche. München, Franz. Gr. 16. 6½ Ngr.

Die Wartburg bei Eisenach. Eine historische Skizze. Eisenach, Bärecke. 12. 7½ Ngr.

Will, R., Der Steiger von Markus-Röhling. Novelle. Mit einem Vorworte von G. Schirges. Hamburg, Bogel. Kl. 8. 15 Ngr.

Ein freies Wort über die Ausweisung der badischen Abgeordneten v. Jstein und Hecker aus Preußen. Leipzig, Hartknoch. 12. 5 Ngr.

Das erste wichtige Wort der Prophezeihung über die Zukunft der Lokal-Vereine. Berlin, Schepeler. 8. 2 Ngr.

Zeitfragen. 1ste Heft: Die Geld- und Creditverhältnisse. Frankfurt a. M. Gr. 8. 8½ Ngr.

Zschirsche, C., Die evangelische Kirchen-Zeitung und ihr Treiben. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an Heinrich Steffens. Die Gedächtnißreden am Tage seiner Bestattung am 18. Februar 1845. Herausgegeben von H. Gelzer. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 190. — 9. Juli 1845.

Über den Freischarenzug nach Luzern und seine Literatur.

Vor zwei Monaten war es, wo der reinste, wolkenlose Himmel auf den erglänzenden Häuptern der Alpen lag, die mit der strahlenden Frühlingssonne herabschauten auf ein schreckliches Ereigniß, auf die traurigste aller Niederlagen — auf Grausamkeiten, die, Ausgeburten eines religiösen Fanatismus, nicht in das 19. Jahrhundert gehören. Eins der schönsten Fleckchen der Erde — wer kennt nicht in Deutschland das reizende Luzern „an den Füßen des Rigiberges“ — ward getränkt mit dem Blute von Brüdern; die reinen Wogen der grünen Reuß mußten manchen im Namen der Religion verstümmelten Leichnam in ihrem klaren, kühlen Bette begraben!

Schwer ist es, sich einen Begriff von der Spannung und Aufregung zu machen, die in jenen Tagen die ganze Schweiz bis in die entferntesten Gebirgsthäler hinein beherrschte. In einem Lande, wo mehr öffentliches Leben zu finden ist als in jedem andern Staate Europas, nimmt nicht allein der Gebildete Interesse an den politischen Ereignissen. Da, wo neben dem Städter auch der Landmann im Rathssaale sitzt, liest auch jeder Bauer seine Zeitung, nimmt jeder Taglöhner, jeder Dienstbote in seiner Weise Partei.

Die Tagsatzung hatte in der Jesuitenfrage fruchtlos getagt. Es blieb nach wie vor bei der Berufung der Jesuiten, und was in diesem Falle vorauszusehen war, geschah: die zahlreichen luzerner Flüchtlinge, die zugleich ihre Heimat wieder gewinnen und ihre seit dem 8. December gefangen gehaltenen Mitbürger befreien wollten, brachen, von den Freischaren unterstützt, vom 30. auf den 31. März auf und zogen, in vollster Gewißheit eines schnellen Sieges, wenig gehindert, bis vor die Thore der Stadt Luzern. Weithin hallte der Kanonendonner durch die Gauen und mit ihm verbreiteten sich schnell die widersprechendsten Gerüchte, bald von dem Siege der Freischaren, bald von dem ihrer Gegner.

Bei dem Publicum d. Bl. die Kenntniß der letzten Kriegsbegebenheiten vorauszusetzend, kann es hier nur die Aufgabe sein zu zeigen, wie sich die Ansicht und Beurtheilung des Ereignisses in der Literatur abgespiegelt haben.

Von den deutschen politischen Zeitungen wurde die traurige Episode zur Genüge ausgebeutet; doch muß hier bemerkt werden, daß die Schweizerblätter, aus denen die deutschen Blätter schöpften, wie auch die meisten Correspondenten deutscher Zeitungen, namentlich die der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die Sache theilweise nicht im rechten Lichte dargestellt haben. Vor Allem war von der in den Schweizerblättern gepriesenen Tapferkeit sowol bei dem „gemüthlichen Volke der Urschweiz“ als auf Seiten der Freischaren im Allgemeinen wenig zu sehen. Daß Einzelne Muth und Ausdauer bewiesen, dafür sprechen manche Beispiele; auch muß bei der Niederlage der Freischaren mit die physische Erschöpfung in Rechnung gebracht werden, die nach einem forcirten Marsche und bei dem Mangel an Lebensmitteln, oder vielmehr der schlechten Vertheilung derselben — es waren große Vorräthe davon vorhanden —, nothwendig eintreten mußte.

Eine würdigere, dem Ernste hochwichtiger Ereignisse und Zustände angemessenere Sprache wäre den Schweizerblättern überhaupt zu wünschen. Besonders aber waren es wieder die Organe der sogenannten conservativen, in Wahrheit aber anarchischen Partei, die in ihrem Siegesjubel sich der höhnendsten, gemeinsten Ausdrücke bedienten, die ärgsten Schimpfnamen den Theilnehmern an dem Freischarenzug beilegten. Daß unter den luzerner Flüchtlingen die angesehensten Männer sich befanden, daß aus den Cantonen Aargau, Bern, Solothurn und Baselland Wohlhabende, ja Reiche an dem Unternehmen Theil nahmen, daß unter ihnen Staatsbeamte, Ärzte, Professoren waren, Das wußten jene Blätter wohl; aber dennoch wurden diese Männer „Lumpengesindel, Mordbrenner, Diebe und Räuber“ genannt und die Motive ihres Zuges dem richtigen Gesichtspunkt völlig entrückt. Nach ihnen wäre die den Bestimmungen der luzerner Verfassung zuwiderlaufende Jesuitenberufung bei dem Unternehmen gar nicht in Betracht gekommen; es sollte nur ein radicales Gelüste gewesen sein, die luzerner Regierung zu stürzen, die kleinen Cantone zu unterjochen u. dgl. m. Überdies wurde merkwürdigerweise auf eine sehr plumpe Art das ganze folgenschwere Ereigniß ohne Weiteres den in der Schweiz lebenden Deutschen von jenen Blättern in die Schuhe geschoben. Und was

Digitized by Google

diese Blätter schrieben, das hallte wider aus dem Munde einer Partei, die alles Gefühl für Menschlichkeit verloren zu haben schien und — ich zögere es auszusprechen — auch aus dem Munde sogenannter gebildeter Frauen: Doch zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, diese Partei ist klein im Verhältniß zu derjenigen, die sich, schmerzlich bewegt, durch die thätigste Theilnahme an dem Nationalunglücke auszeichnete.

Die Berichte der beiden kriegführenden Parteien liegen vor. In dem ersten „Officiellen Bericht des Generals Sonnenberg, Obercommandanten der luzerner Regierungstruppen", wird deren „Gehorsam, Muth und Eifer" höchlich belobt. Auch wird darin ihr theilweiser Rückzug vor den andringenden Freischaren, der es diesen möglich machte, bis in die Vorstadt von Luzern zu gelangen, als angeordnete, wohlbedachte Maßregel dargestellt. Dagegen erfahren wir aus den „Materialien aus der Kriegsmappe eines conservativen Offiziers", daß Sonnenberg anfangs vollständig den Kopf verloren, einen Theil der Truppen zwar zur rechten Zeit zurückbeordert, einen andern dagegen völlig vergessen hatte, der dann auseinanderfloß, sich später wieder sammelte, über die Reuß sich setzen ließ und auf deren rechtem Ufer sich in die Stadt zurückzog. Wir erfahren, daß die unterwaldener Hülfstruppen sich höchst unmilitairisch benommen haben, und daß der luzerner Landsturm sich erst erhob, als keine Gefahr mehr vorhanden war, um eine Parforcejagd auf die todtmüden, ausgehungerten Freischaren anzustellen. Dies mag theils beweisen, was von „officiellen Berichten" zu halten ist, theils die „löwenmuthigen Ueberwinder der Freischaren" charakterisiren. Am 15. April erschien ein zweiter „Bericht" Sonnenberg's, der im Wesentlichen, nur ausführlicher, Das enthält, was sich im ersten findet. Er gibt die Zahl der Todten auf Seite seiner Gegner zu 3—400 und die der Gefangenen auf über 2000 an. Die Regierungstruppen sollen einen Verlust von etwa 80 Gebliebenen gehabt haben; früher war er nur zu 8 angegeben worden.

Noch immer ist es nicht völlig enträthselt, warum die Freischaren mit dem Sieg in der Hand ihn wieder fallen ließen. Ihre Kanonen standen vor der Stadt; Fünfviertelstunden verflossen unter Berathungen, ob man die Stadt gleich beschießen wolle oder nicht. Übel angebrachte Humanitätsrücksichten sollen zum Theil Ursache dieser unseligen Berathung gewesen sein. Nicht einmal eine förmliche officielle Aufforderung zur Übergabe erfolgte, die, in einem Augenblick, wo im Schooße der Regierung der Antrag abzutreten gestellt worden sein soll, vielleicht genügend gewesen wäre. In den „Materialien" heißt es: „Ein Kanonenschuß, wenn auch nur ein blinder, hätte hingereicht, die Übergabe der Stadt zu bewirken; bis 8 Uhr Abends hätte sie durch bloße Demonstrationen, ohne Schwertstreich, genommen werden können." Von anderer Seite wird behauptet, die Unthätigkeit Ochsenbein's, des Obercommandanten der Freischaren, habe daher gerührt, daß er Sonnenberg für einen bessern Militair gehalten als er sich zeigte. Die Thore der Stadt nämlich standen beim Anrücken der Freischaren offen und das soll Ochsenbein für eine ihm gestellte Falle angesehen und die mit Kartätschen geladenen Kanonen, welche er auf den Positionen wähnte, gefürchtet haben, während diese gefürchteten Regierungskanonen aus Furcht vor den Freischaren schon wieder ins Zeughaus gebracht worden waren. Da hätten wir also das Kanonenfieber auf beiden Seiten. Sollte Ochsenbein nicht so viel Freiwillige haben finden können, um durch sie recognosciren zu lassen, ob seine Vermuthung gegründet war? Statt Dessen soll er einen Scheinrückzug angeordnet haben, der mißverstanden in Flucht ausgeartet sei. Auch die Meinung hat sich da und dort geltend gemacht, daß der Rückzug des Centrums der Freischaren auf Verrath beruhte; wenigstens erfuhren in der Nacht der rechte Flügel und die Vorhut nicht das Geringste davon, sie waren völlig abgeschnitten. Vielleicht klärt sich durch die jetzt entlassenen Gefangenen noch manches Dunkel auf. Durch die aus der vorhin erwähnten Berathung entstandene Zögerung gewann, wie bekannt, die bestürzte Regierung Zeit; die Nacht kam und mit ihr die Hülfstruppen. Ehe es zu einem rechten Kampfe gekommen, hatte sich das Freischarencorps aufgelöst. Die massenhaften Gefangenennehmungen bei demselben lassen sich zum Theil durch seine Erschöpfung erklären, zum Theil auch dadurch, daß die Flüchtigen auf einer langen Strecke den Canton Luzern passiren mußten, um in Sicherheit zu kommen.

Einen traurigen Eindruck machen die verschiedenen Berichte der Commandanten der Freischaren. Die Berichterstatter gehen alle darauf aus, sich zu rechtfertigen. Indem sie sich gegenseitig anklagen, wollen sie die Vorwürfe der schlechten Anordnung und Führung, der Feigheit und vielleicht gar des Verraths von sich abwälzen. Und gerade dieses ihr Verfahren beweist, daß die erwähnten Vorwürfe theilweise wenigstens nicht ungegründet sind, daß es namentlich an der gehörigen übersichtlichen Ueberleitung des Ganzen fehlte. Dies geht weiter auch daraus hervor, daß z. B., wie es in dem Berichte Ochsenbein's heißt, „unter der irrigen Voraussetzung, man ziehe in die Stadt", mehre der Anführer mit ihrer Mannschaft die angewiesenen Posten verließen, im Glauben, es sei nicht mehr nothwendig, sie ferner besetzt zu halten. Auch der Schützenhauptmann Frei, wie wir aus dessen Bericht erfahren, traf Anordnungen „im Glauben" es handle sich darum, noch am Abend des 31. März die Stadt einzunehmen. Der Commandant schreibt den unglücklichen Ausgang des Feldzugs wesentlich der Saumseligkeit, der nachlässigen Besorgung und den ungeschickten Anordnungen des Commissariates zu, welche Anklage freilich durch die von allen Seiten so häufige Erwähnung des Hungers und Durstes, was die ebenso oft erwähnte „physische Erschöpfung" nach sich zog, gerechtfertigt wird. Auch einen Theil der Officiere klagt Ochsenbein an, ihre Compagnien verlassen zu haben, während diese ihrerseits die Mannschaft beschul-

Digitized by Google

digen, von ihr verlassen worden zu sein u. s. w. Aus dem „Berichte Billot's, Commandanten des linken Flügels“, ergibt sich, daß dieser vom Obercommandanten und der Hauptcolonne die ganze Nacht ohne Nachrichten blieb. Er sucht seinen Rückzug, zu dem er, wie er sagt, „keine Ordre hatte, was ihm aber unter Umständen das Natürlichste und Angemessenste schien“, zu rechtfertigen. Zu diesen Umständen zählt er auch die „große Disposition zur Landsturmfurcht“ seiner physisch erschöpften Mannschaft. Dagegen wird ihm in den „Materialien“ allzu große Eile bei seinem Rückzuge vorgeworfen, ihm, „der so vielen Gefangenen die Freiheit durch Deckung des Hauptrückzugs hätte retten können“. In Dem, was der schon erwähnte Hauptmann Frei in seinem Berichte weiter sagt, liegt wol die tristigste Entschuldigung für die Aufführer, daß nämlich „die Untergebenen als Freiwillige sich zu keinem Gehorsam verpflichtet glaubten“; was Frei damit belegt, daß z. B. seine Mannschaft sich in seiner Abwesenheit entschlossen, den ihr angewiesenen Platz zu verlassen und weiter zu marschiren; daß ihm von Männern, die im bürgerlichen Leben eine hohe Stellung einnehmen, und daher bei den Truppen nicht ohne Einfluß waren, Vorstellungen gemacht wurden, die mit seinen militairischen Pflichten in Widerspruch standen u. s. w.

Am auffallendsten bleibt das Benehmen des Obercommandanten, der seine sehr zusammengeschmolzene Colonne, mit der er noch eine kleine Demonstration beabsichtigte, verließ, unter Begleitung seiner letzten acht Mann Cavalerie, um zu sehen, was aus der zweiten Colonne geworden war — als ob er durchaus selbst diese Commission habe besorgen müssen! Und als er diese Colonne in Hellbühl, einem der Sammelplätze, nicht traf, fand er, „daß es zu spät sei, um seine acht Mann noch in die Schlachtlinie einzuführen“. Auf solche Weise rettete er sich glücklich; er soll es indeß später für gut gefunden haben, bis über die Schweizergrenze hinaus zu retiriren. Der Commandant des rechten Flügels, Rothplez, der die meiste Ausdauer bewies, wurde bekanntlich gefangen, was unter diesen Umständen eine Rechtfertigung für ihn war.

Was auch in den Zeitungsberichten verschiedener Farben über die Behandlung der Gefangenen bei ihrer Gefangennehmung und nach derselben Widersprechendes gesagt worden war, so tritt doch jetzt, wo zahlreiche Briefe und mündliche Mittheilungen von Gefangenen selbst vorliegen, die Wahrheit an den Tag. Die conservativen Blätter, die gleich Anfangs die Mißhandlung der Gefangenen nicht eingestehen wollten, wurden schnell durch einen Tagesbefehl des Generals Sonnenberg eines Andern belehrt, der auf wiederholte Anzeigen von an Gefangenen begangenen Mißhandlungen die gemessenste Ordre erließ, dafür zu sorgen, daß die Gefangenen mit Menschlichkeit behandelt würden.

Es mag in jedem Kriege geschehen, daß am Gefangenen Rache genommen wird; kommt aber religiöser Fanatismus ins Spiel, der Mißhandlungen und Grausamkeiten an anders Denkenden verübt, zu etwas Verdienstlichem stempelt, so weist ja in dieser Beziehung von jeher die Geschichte die gräßlichsten Beispiele auf. Weiß man nun, daß „dem gemüthlichen Volke der Urschweiz“ noch eine gute Dosis Urroheit eigen ist; daß ihm von seinen Pfaffen vorgespiegelt wurde, wie diese Freischaren, dies „Mord- und Raubgesindel“, ihm seine heilige Religion nehmen wollen, so sind alle Arten der begangenen Unmenschlichkeiten zu erklären. Das Militair soll sich übrigens weit menschlicher bewiesen haben als der auf die Flüchtigen Jagd machende Landsturm, der oft von Geistlichen angeführt wurde. Nur einige Beispiele seiner Thaten. Es ist uns ein Brief zugekommen von einem angesehenen Manne aus Z., der als Quartiermacher den Tag vor dem Zuge nach Luzern schon in beständiger ermüdender Thätigkeit gewesen ist und während des Zuges lange Zeit nichts als Wasser und Schnee genossen hat. Nachdem er einigen kleinern Gefechten beigewohnt, ertlag er endlich den Anstrengungen und unfähig, sich weiter zu schleppen, beschloß er, in Geduld sein Schicksal zu erwarten. Er schlief in einem Walde ein und erwachte nicht früher, bis er drei gefangene Freischärler in seiner Nähe erschießen hörte. Auch auf ihn, der sich in der Gewalt von Mehren befand, wurde jetzt gezielt — dreimal versagte dem einen Bauer das Gewehr, der andere verwundete ihn mit dem Bayonnet und der dritte fiel ihn, doch ohne ihn zu verletzen, mit dem Säbel an. Dann erst schleppten sie ihn unter vielfachen Mißhandlungen nach Luzern. Einen andern Mann von Bedeutung, der auch in die Hände einiger Landstürmer gerieth, hießen sie niederknien und wollten ihn eben von hinten erschießen, als einer unter ihnen sich besinnend, sagte, der „Kalb“ (gemeines Schimpfwort) sei keinen Schuß Pulver werth, er wolle ihn lieber der Regierung nach Luzern ausliefern. Auch diese Geschichte erfuhr Einsender aus der sichersten Quelle.

In Nr. 127 der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ spricht ein rhyasseurleichter Correspondent, der sich mit einem luzerner Kleeblatt schmückt, von den von ihm an den Todten wahrgenommenen Schüssen, die, absolut tödtlich, durch die Brust, den Kopf oder Unterleib gegangen, und die man meist den „Enkeln Winkelried's“ zuschreibe. Winkelried wird sich im Grabe umwenden! Diese „geometrisch regelmäßigen“ Schüsse, mit denen, herz- und schamlos genug, auch eine sogenannte conservative Zeitung die Kunst der Schützen aus den Urcantonen loben will — sie wurden unerbittlich auf wehrlose Gefangene gerichtet!! Daher auch die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Verwundeten zu der Zahl der Todten. Mehre Leichname fand man noch vor kurzer Zeit, an Händen und Füßen gebunden, in den Flüssen; viele wurden gleich verscharrt. So soll z. B. auf mehre Gefangene, die, von Landstürmern genöthigt, an einer Grube niederknien mußten, geschossen worden sein. Die Getroffenen stürzten in die Grube, die sogleich, ohne daß nachgesehen wurde, ob die Getroffenen wirklich todt seien, zugescharrt worden sein soll. Einem gebundenen luzerner

Digitized by Google

Flüchtling, W. aus H., soll, nachdem ihm die Augen ausgestochen waren, erst der Todesstoß gegeben worden sein, und was dergleichen Greuel mehr sind. Auch die Frauen, so leicht zu fanatisiren, haben sich besonders hartherzig gezeigt. Kam doch eine von ihnen vom Lande in die Stadt, glaubend, sie habe dort eine Belohnung zu erwarten, weil sie einen gefangenen Freischärler erstochen hatte! Das Empörendste dabei ist, daß das Volk in seinem Wahn oft auch hinterlistig zu Werke ging. Unter dem Versprechen ihnen Schutz zu gewähren, wurden Flüchtlinge in die Häuser gelockt und dort ermordet. Ist dieses Volk schon von dem jesuitischen Grundsatze angesteckt, daß der Zweck die Mittel heilige?

Über den Transport der Gefangenen liegt uns ebenfalls ein Brief vom 2. April vor, wonach die Ermatteten, an Stricken gebunden, wie das Vieh in die Stadt geschleppt und durch Stöße und Schläge zum Weitergehen angetrieben, auch einige, unter dem Basterthor, mit Gewehrkolben todtgeschlagen wurden. Die große Anzahl von Gefangenen in einer kleinen Stadt unterzubringen war an sich, hätte man ihnen auch nicht so übel gewollt, eine schwierige Aufgabe, und besonders in der ersten Zeit befanden sie sich in der kläglichsten Lage. Der schon erwähnte luzerner Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" läßt sie zwar „in herrlichen Tempeln" ganz erträglich verpflegen. Aber wie sah es in der Wirklichkeit aus? In der Franziskaner- und Jesuitenkirche — o der Ironie des Schicksals! — waren sie in der ersten Zeit aufs engste zusammengepreßt und auf eine handvoll halbverfaultes Stroh gebettet; und dies in einer feuchten Atmosphäre, erfüllt mit meyhitischen Dünsten, da es an den nothwendigen Reinlichkeitsanstalten fehlte.

„Poetische Versuche eines Gefangenen in der Franziskanerkirche zu Luzern", deren poetischer Werth freilich nicht hoch steht, drücken Dankbarkeit gegen Diejenigen aus, welche sich menschlich gegen die Gefangenen benommen haben. Auch geht aus einigen im Volksdialekt abgefaßten Liedchen hervor, daß den Gefangenen durch mildthätige Einwohner zu ihrer schlechten dürftigen Nahrung mit Hülfe des wachhabenden Militairs später mancherlei Erquickungen zu Theil wurden, die dazu beitrugen, daß sie, in Aussicht baldiger Freiheit, oft munter und guter Dinge waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gerald, a dramatic poem, and other poems. By *J. Westland Marston*. London 1844.

Vor Erscheinung seines „Gerald" kündigte sich Westland Marston durch sein ruhmgekröntes über die Bühne des Drurylane-Theaters gegangenes Trauerspiel: „The patrician's daughter", als Dichter an. Die englische Literatur kannte ihn bis dahin in dieser Eigenschaft nicht und in seltener Ausnahme vereinigten sich die geschrieensten kritischen Stimmen zu seinem Lobe. Um so gespannter war die Erwartung bei seinem zweiten Werke, und da dasselbe in keiner Hinsicht dem ersten nach- in manchet ihm voranstehet, verdient der Dichter auch in Deutschland genannt zu werden.

Obwol ein dramatisches Gedicht, ist doch „Gerald" nicht für die Bühne geschrieben, eignet sich auch nicht zur Darstellung. Es schildert in drei Scenen den Kampf des Genies mit der Außenwelt. Gerald ist ein Jüngling, der, begeistert für die Dichtkunst, umschwärmt von Träumen und fortgezogen von ehrgeizigen Hoffnungen, in der ersten Scene das Paradies seines Friedens, die stille ländliche Heimat verläßt, sich in eine Welt zu stürzen, die Schein für Wahrheit gibt, wo Gewohnheit das Hirn erkältet, Vorurtheil den Verstand beengt, Sorge ihn verdüstert, Haß und Neid Alles vergiftet, was sie selbst nicht genießen können, und das Leben sich zu einer großen Lüge gestaltet. Und nicht von der Heimat allein, auch von seiner geliebten Edith scheidet Gerald. In der zweiten Scene ist er in London, immer noch getragen von der Täuschung, die ihn hingeführt. Sein erstes großes Dichterwerk liegt vollendet vor ihm, er jubelt über die Schöpfung seines Geistes und träumt die Zukunft seines Buches, „der Tochter seiner Seele".

> My book! My poem! Daughter of my soul!
> What are thy destinies? Let fancy's eye
> Trace thy career until it reach the goal
> Of fame perpetual . . .

In einer Reihenfolge herrlicher Bilder träumt er, wie die Tochter seiner Seele mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt die Menschenherzen belehrt, bessert, tröstet und erhebt. In der dritten Scene ist er von dem eiteln Traume erwacht. Gebäudet in der Hoffnung, die Harmonie seines Ideals mit den Mißklängen der Wirklichkeit zu versöhnen, verkannt und vernachlässigt von Menschen, die er verachtet, strebt sein stolzer Sinn die irdischen Bande zu lösen, versucht er den goldenen Lebensfaden zu zerschneiden. Da tritt Lord Normore zu ihm, bietet ihm Schutz und Geld. Was aber dem Dichter fehlt, kann kein Mensch ihm geben. „Und was fehlt Euch?" — „Der Wille."

> Only will.
> I saw a Seraph, lapsed from golden spheres,
> Upon a kindless ridge of rock alight.
> Her pitying sisters beckon her from high
> To their primeval realms. She sadly smiles,
> And points for answer to her broken wing.

Mit weiblichem Scharfblick erspäht Lady Normore, was den Willen des Dichters bindet, den letzten Nerv, an welchem sein Herz hängt — seine Liebe zu Edith. Sie führt ihn zu ihr in seine Heimat. Hier stirbt er. Auch die „other poems" haben entschieden Werth. 23.

Literarische Anzeige.

August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Dritte Lieferung, oder siebentes bis neunter Band.

Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der zehnte bis zwölfte Band dieser Gesammtausgabe der Schriften des beliebten Verfassers werden ebenfalls noch in diesem Jahre ausgegeben.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 191. — 10. Juli 1845.

Über den Freischarenzug nach Luzern und seine Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Der Auslösungshandel wegen Loskauf der Gefangenen aus andern Cantonen läßt sich als Entschädigung für die Kriegskosten, welche für Luzern durch die Freischaren erwachsen waren, allenfalls noch entschuldigen. Aber was soll man zu dem Kleinhandel mit Menschen sagen, der vor dem Auslösungsvertrag stattfand? Für 70, für 100 Francs, bald für mehr, bald für weniger, ließ man nach Art der Banditen im Kirchenstaat und in Spanien einzelne Gefangenene frei. *) Die erste Frage in den mit ihnen angestellten Verhören war immer die nach Vermögen. So unglaublich alle diese Dinge scheinen, sie sind nur zu wahr, zu sehr dem Geiste der luzernet Regierung angemessen, den wir aus dem Schriftchen: „Vierzehn Tage in Luzern im April 1815", von Dr. Meister in Liestal, noch näher kennen lernen.

Dr. Meister, ein von dem baselländschaftlichen Hülfscomité abgesendeter Arzt, sollte sich in Luzern nach dem Schicksal der Verwundeten und Gefangenen aus Baselland erkundigen, um den betrübten Angehörigen über das Leben, die Gesundheit und übrigen Verhältnisse der Vermißten Nachricht geben zu können und wol auch etwas zur Erleichterung ihres Zustandes beizutragen. Er war mit den gehörigen Ausweisschriften wie mit einer Privatempfehlung des Bürgermeisters von Basel an den Schultheiß Rüttimann in Luzern versehen, der aber den Überbringer sehr barsch behandelte, als einen Bewohner Liestals, eines Ortes, wo es, wie der Hr. Schultheiß sagte, „keine Menschen, sondern rohe Wilde, eigentlich Kannibalen gebe". Mit der freundlichsten Herablassung wurden dagegen von ihm die um Urlaub nachsuchenden Krieger für „Gott und Vaterland" behandelt, „ihre Tapferkeit und Hingebung für die gute Sache, für Obrigkeit und Religion" belobt. Es ward Dr. Meister nur ein Besuch bei den Verwundeten gestattet, die übrigen Gefangenen sollte er gar nicht sehen. Da es ihm indessen doch später gelang, die Verwundeten öfter zu besuchen, so erneuerte er seine Versuche, auch zu den andern Gefangenen zu dringen; sie wurden aber mit den Worten eines Regierungsraths, daß Alles, was nur den Schein einer Verwendung für „dieses Gesindel" habe, verboten sei, ein für allemal zurückgewiesen. Da es aber in Luzern außer Schultheiß und Regierungsräthen auch Menschen gibt, so erhielt der unermüdliche Doctor doch noch Zutritt in die Kirchen und konnte Manches für die Bedürftigen thun. Auch fand er in den kleinern Orten Willisau und Schüpfheim, wo auch Gefangene waren, eine bessere Behandlung derselben und menschenfreundliche Behörden. Hierauf gestützt, machte er neue Versuche zu Gunsten der in der Stadt sich befindenden Gefangenen, erreichte aber nur durch Verwendung der eidgenössischen Commissäre, daß statt der schon stark durch die Spitäler in Anspruch genommenen Militairärzte, die zugleich die in den Gefängnissen Erkrankten zu besorgen hatten, für diese andere Ärzte angestellt wurden. Als aber diese Ärzte bei der Regierung auf Absonderung der sich täglich mehrenden Kranken von den Gesunden drangen, indem dies nicht nur im Interesse der Gefangenen liege, sondern das einzige Mittel sei, einer drohenden Epidemie vorzubeugen, erhielten jene Ärzte die Weisung, daß sie sich nicht länger um die Besorgung der kranken Gefangenen zu bekümmern hätten!

Diese und viele andere Thatsachen stehen nun der Partei gegenüber, die sich in ihren Blättern ein Geschäft daraus macht, die Humanität, die Milde und Gerechtigkeit der Jesuitenpartei in Luzern zu preisen. Doch wir werden noch mehre ihrer Thaten zu beleuchten haben. Zuvor aber sei der Theilnahme gedacht, die sowol in als außer Luzern, sowol inner- als außerhalb der Schweiz den unglücklichen Opfern des beklagenswerthen Ereignisses geschenkt wird. Besonders wird von Dr. Mei-

*) Mehre Gefangene befreiten sich selbst. In einer der Kirchen z. B. ließ der Gefangenwärter eine Brünte (hölzerne Butte, die auf dem Rücken getragen wird), in welcher die Suppe gebracht worden war, stehen. Ein Baselländschäftler, der sich die Brünte auf den Rücken hing, kam damit unangefochten zur Kirche hinaus; dann stellte er in gehöriger Entfernung das Gefäß ab, schrieb mit Kreide darauf: „Amnestie" und machte sich davon. Viele Andere ließen sich in Hodenrain, wo auch Gefangene verwahrt werden, nachdem sie die Eisenstangen am Fenster ihres Kerkers entfernt hatten, an einem Seile herab, das sie aus den zerschnittenen Bettkleidern eines der Flüchtlinge verfertigt hatten. So entkamen, oft auf lustige Weise, noch manche Andere.

Digitized by Google

ster der sogenannte „schwarze“ Hülfsverein in Luzern rührend erwähnt, der mit geringen Mitteln weit mehr leistete wie der „rothe“ *), unter der Leitung einer frommen Dame von der Regierung allein anerkannte, „dem von nah und fern, höchst bedeutende Summen zukämen, deren Verwendung bis jetzt noch Manchem ein Geheimniß wäre“. Ebenso besteht ein Regierungs- und ein Freischaren-Frauenverein. Die Frauen, die sich so gräßlich zeigen, wenn sie zum Ubelthun fanatisirt werden, zeigen sich ebenso groß, wenn sie für etwas Gutes begeistert sind. Reich an Barmherzigkeit und reich an List, scheuen die edeln unter den Frauen Luzerns kein Opfer, das Loos der Gefangenen zu erleichtern, deren sich immer noch eine beträchtliche Zahl vorfindet, da keine Luzerner, sondern nur die Angehörigen anderer Cantone mittels des Loskaufs entlassen wurden. Doch fängt man jetzt an auch die Einheimischen gegen Caution freizugeben, über die zuweilen ein ordentlicher Markt stattfindet, der mehre Tage dauert. Den Hülfscomités, die über die ganze liberale Schweiz verbreitet sind, fließen die reichlichsten Beiträge zu. Viele der in Folge des Freischarenzuges aufgebotenen eidgenössischen Truppen ließen ihnen ihren theilweisen Sold zukommen. Von der patriotischen Gesellschaft zu Paris, dem schweizerischen Consulat in Genua, einer Anzahl in Deutschland studirender Schweizer, gelangten reichliche Gaben an das Hülfscomité zu Zürich, das autorisirt wurde, ausdrücklich zu erklären, wie nicht blos Schweizer, sondern auch Männer anderer Nationen dazu beigetragen haben. Auch eine bedeutende Gabe von einem Ungenannten aus Darmstadt langte in Zürich an.

Die edelste hervorragendste Persönlichkeit bei dem verunglückten Unternehmen ist Dr. Steiger in Luzern. Auf ihn, auf sein künftiges Schicksal richten sich nicht allein die Blicke der Schweiz, auch das Ausland nimmt Theil an einem Manne, der von den reinsten Beweggründen geleitet dem Dienst einer Sache sich widmete, die, wenn auch dem Buchstaben nach nicht legal, doch eine gerechte war und einen andern Ausgang verdient hätte; einem Manne, der als Mensch, als Patriot, als Arzt, als Gatte und Vater geliebt, geachtet und verehrt wird. Und ihn hat das unselige Geschick getroffen, daß seine erbittertsten Gegner, nicht zufrieden das Todesurtheil über ihn ausgesprochen zu haben, den Bitten von 4024 Männern und 1452 Frauen **), welche in Petitionen um sein Leben flehten, nur Gehör schenkten, um das Todesurtheil in etwas Schlimmeres zu verwandeln als ein schneller Tod ist; — daß sie, nicht zufrieden, ihn nach Amerika zu verbannen, auf etwas Unerhörtes sannen, um ihn, wie sie sagen, „unschädlich zu machen“. Ehre aber den Regierungen von Oestreich, Sardinien und Holland, die sich nicht zu Zuchtknechten einiger wüthenden luzerner Bauernmagnaten hergeben wollten, sondern die Anmuthung von sich wiesen, Steiger auf einer östreichischen oder piemontesischen Festung schmachten zu lassen oder ihn gar in der Sumpfluft Batavias einem langsamen Tode zu überliefern!

Begreiflicherweise nimmt die Presse an Steiger und seinem Schicksal lebhaften Antheil. In kurzer Zeit erschienen mehre kleine Broschüren, unter denen „Dr. J. R. Steiger vor dem Criminalgericht in Luzern“ seine eigene Vertheidigungsrede enthält, sowie die Rede seines Vertheidigers, Kasimir Pfyffer's, die von juristischem Standpunkte ausgehend zu belegen sucht, daß das Vergehen, dessen sich Steiger schuldig gemacht, sich wol zum Aufruhr, worauf nach dem Gesetz in keinem Falle Todesstrafe stehe, nicht aber zum Hochverrath eigne. Auch bestimme das Gesetz, daß die Todesstrafe nur gegen die Anführer eines Freischarenzuges zur Anwendung kommen solle sowie gegen Denjenigen, der einen Menschen dabei umgebracht habe. Nun sei aber weder durch Steiger Jemand getödtet worden, da er gar keine Waffen getragen, noch sei er als Nichtmilitair Anführer gewesen. Seine ausgezeichnete Thätigkeit habe nur bis zum wirklichen Einmarsch in den Canton Luzern gedauert; auch würde es höchst auffallend sein, einen Einheimischen, nachdem man Fremde um Geld entlassen, mit dem Tode zu bestrafen.

Die Vertheidigungsrede Steiger's haben die deutschen öffentlichen Blätter mitgetheilt. Gewiß wird, wer auch in Deutschland diese Rede las, nicht ungerührt geblieben sein bei den offenen, wahren, innigen Worten eines Mannes, gesprochen vor den Schranken eines Gerichts, das aus seinen Mitbürgern bestand. Nachdem er seine Rede beendigt hatte, bemächtigte sich aller Anwesenden ein tief erschütternder Eindruck; nur der Ankläger, um diesen Eindruck wieder zu schwächen, fiel wüthend über Steiger und warf ihm seine Ablehnung gegen die Regierung u. s. w. vor. Das nach anderthalbstündiger Berathung verkündete Todesurtheil hörte Steiger ruhig und mit männlicher Haltung an. Von dem Obergericht, vor dem er noch einmal mit erschütternder Beredtsamkeit sprach, wurde das erstinstanzliche Urtheil *) mit dem Übergewicht einer einzigen Stimme bestätigt. Die Furcht, bei den in der Kürze bevorstehenden Erneuerungs-

*) „Rother“ heißen in Luzern die Ultramontanen und Jesuitenfreunde.

**) Staatsschreiber B. Meier benachrichtigte bei dieser Gelegenheit im Großen Rath, Weiber hätten kein Recht zu petitioniren, er bedaure daher, daß ihre Bittschriften von den Acten entfernt würden. Vergeblich opponirte K. Pfyffer, daß zum Petitioniren nicht das Activbürgerrecht erforderlich sei; vergeblich berief er sich auf frühere häufige Beispiele, wo Frauen Petitionen eingereicht; mit großer Mehrheit wurde beschlossen, die weiblichen Bittschriften zu entfernen. Und die Frauen mußten sich diese Geringschätzung und Beleidigung gefallen lassen! Schon früher hatte eine Frau aus einem andern Canton an ein Mitglied des Großen Rathes geschrieben, daß sie so arm sei, um etwas für die Unglücklichen, die in den Gefängnissen schmachteten, thun zu können; sie erkläre aber, um wenigstens die Thränen einer Familie trocknen zu helfen, daß, wenn die Freitheit des Dr. Steiger durch ein Menschenleben zu erkaufen sei, sie bereit wäre, ihr Leben für ihn hinzugeben. Sie bittet, dies ihr Anliegen dem „hochlöblichen Großen Rathe“ vorzutragen.

*) Eigentlich war das Stimmenverhältniß sieben für den Tod und drei für das Leben; zu einem Todesurtheil aber sind zwei Drittel der Stimmen erforderlich.

Digitized by Google

wahlen ins Obergericht nicht wieder gewählt zu werden, soll Ursache dieser unglücklichen Abstimmung gewesen sein. Unseliges Land, wo ein Menschenleben von der Ehrsucht Einzelner abhängt! Nur seiner großen Familie wegen, die an ihm ihre einzige Stütze verliert, suchte Steiger bei dem Großen Rath um Begnadigung nach. Was dieser oder vielmehr die Commission, die er ernannte, um über diese Angelegenheit zu berichten, für weitere Absichten mit ihm hatte, wurde schon oben mitgetheilt. Dunkel wie die Nacht seines Kerkers, liegt sein Geschick im Schoose der Zukunft.

Eine andere Broschüre: „Lebensbeschreibung des Dr. Robert Steiger", gibt die kurzen Lebensumrisse eines Mannes aus dem Volke, der, aller Glücksgüter bar, sich durch eigene Kraft emporrang. Der geschickteste und beliebteste Arzt in Luzern, begleitete er in den dreißiger Jahren mehre hohe Würden der Republik und vom Jahre 1840 an, wo die Unterdrückung der freisinnigen Ideen in Luzern begann und der Ultramontanismus und Jesuitismus anfingen offen aufzutreten, übernahm Steiger die Redaction eines politischen Blattes und kämpfte unermüdlich mit großer Kraft und Festigkeit für die Principien, denen er vielleicht jetzt zum Opfer fallen wird. *)

Noch sind zu erwähnen: „Kerkerblumen von J. R. Steiger." Sie enthalten „kurze Lebensregeln" für seinen ältesten Sohn, geschrieben am Tage, als das Criminalgericht das Todesurtheil über den Vater aussprach. Ihr sittlich religiöser Inhalt legt Zeugniß ab von den rein menschlichen Grundsätzen eines edeln Charakters. Das folgende, ihnen beigedruckte, einfache Gedichtchen, das auch im Kerker entstanden, fand sehr bald einen guten Componisten.

Ich seh' nicht Mond, nicht Sonne,
Vier Mauern sind mein Haus!
Da geht nicht Lieb' und Wonne,
Nur Trübsal ein und aus.

Es trauern ja die Meinen
Um ihren Vater so sehr!
Und, ach! die lieben Kleinen,
Ich seh' sie nimmermehr!

Die Kinder und die Mutter,
Sie flehen laut zu Gott.
Erhöre, großer, guter
Allvater, ihre Noth!

Den Vater gib den Kleinen,
Der Mutter mich zurück;
Gib allen für ihr Weinen
Ihr früher Lebensglück.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Flucht des Dr. Steiger am 20. Juni aus dem Gefängniß in Luzern machte dieses allerdings sehr wahrscheinlichen Besorgniß ein Ende. D. Red.

Romanliteratur.

1. Die Fahrt nach Griechenland. Skizze aus dem wirklichen Leben von Otto Ruppius. Langensalza, Verlagsexpedition. 1844. 8. 10 Ngr.

Nach dem Schlusse soll und kann man sich der Vermuthung hingeben, diese „Skizze aus dem wirklichen Leben" gebe ein Ereigniß aus dem Leben des Verf. Verhält es sich anders, so kann man nur sagen, die gebrauchte Manier sei längst verbraucht. Indessen schadet sie dem Buche nicht, welches als Skizze recht gut behandelt ist. Otto, relegirter Philosoph, will nach Griechenland, erlebt jedoch in Baiern allerlei Fata, die ihn zu einem mußliebenden Landrichter führen, zuerst als Bagabend, dann als Geigenvirtuosen. Marie, die Nichte des Landrichters, fesselt ihn; die Schwester derselben, eine coquette Dame, macht Ansprüche, deren Zweideutigkeit seinem Zweifel Raum gibt. Daß sie in ihm ihren Sohn erkennen muß, bildet die Katastrophe. Otto erwacht aus schwerer Krankheit; die Mutter ist gestorben; Marie wird sein Weib, er Adjunct des Landrichters, und die drei führen nun ein glückliches Leben in der Gegend von Nürnberg. Große Ansprüche macht das Buch nicht, also auch nicht die Kritik, die als einen angenehmen Zeitvertreib für eine freie Stunde sehr gern beleichnet.

2. Das schwarze Bret. Von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buches ist von jener allbekannten Tafel hergenommen, die auf Universitäten die Stelle der Intelligenzblätter vertritt, und soll zunächst ein Hauptelement seines Inhalts andeuten. Wirklich finden wir auch vorzugsweise in der Erzählung des ersten Bandes, „Jugendliche Charaktere", jene Jünglinge thätig, welche während der drei kurzen akademischen Jahre neben dem Füllen von Collegienheften das Leben so leicht wie möglich nehmen. Ebenso leicht sind Anlage und Durchführung dieser heitern Erzählung, welche fast durchweg die ergötzlichsten Situationen bietet und im Roster Notiz einer jener Menschen glücklich darstellt, die von Nichts und Allem leben, kaum irgend einer größern Stadt fehlen, und unter dem Namen „Industrieritter" sich lästig genug zu machen wissen. Der zweite Band gibt zwei Erzählungen: „Der Kabendiener" und „Magister Strehmeier". Der arme Kabendiener ist Prototyp jener unglücklichen Geschöpfe, die eine lange Reihe der schönsten Lebensjahre gezwungen sind, ihren Lehrherrn als Wohlthäter betrachten, aber fast an einem Gott im Himmel verzweifeln zu müssen. Diese Erzählung ist nicht so voll befriedigend ausgerundet als die des ersten Bandes, doch gibt sie Etwas, was die Deutschen gewöhnlich nur in Paris sehen, nämlich einen Beitrag zum Capitel Grisettenleben. Wenn wir Deutschen uns nur erst gewöhnt haben, im eigenen Hause zu Hause zu sein, werden wohl uns und über den eigenen Reichthum verwundern. Die letzte Erzählung: „Magister Strehmeier", ist ein ganz guter Beitrag zu der Roth jener neunundzwanzigjährigen Schönen, denen früher Keiner und nun plötzlich Jeder gut genug ist. Das Buch ist eine willkommene Erscheinung in jenem Kreise, welchen wir vorzugsweise Unterhaltungsliteratur nennen. Es hält sich an das Nächste was das Leben bietet; seine Ansprüche an den Leser sind leicht zu befriedigen, und dieser findet sich freundlich angeregt, manchmal auch überrascht, ohne sich besondern Anstrengungen hingeben zu müssen.

3. Saron. Gesammelte Dichtungen in metrischer und prosaischer Form. Von Ludwig Philippson. Zwei Bände. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. 8. 2 Thlr.

Der Verf. hat als Rabbiner sowie als Redacteur der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" und Herausgeber einer „Religiösen Wochenschrift für gottgläubige Gemüther aller Confessionen" vorzüglichen Antheil an den Bestrebungen, welche die bekannte Judenfrage in den verschiedensten Richtungen entwickelt. Seine bisher in Zeitschriften zerstreuten Beiträge zur Lösung dieser Frage sind, zum Theil weiter ausgearbeitet, in die vorliegenden beiden Bände aufgenommen, und bieten Novellen, von denen jedoch die erste des ersten Bandes, „Die Marannen", den Bruder des Hrn. Philippson zum Verf. hat; ferner historische und romantische Skizzen, ein Trauerspiel und Gedichte. Die Sprache leidet an vielen der Mängel, welche

Digitized by Google

wir bei jüdischen Schriftstellern zu finden gewohnt sind, und namentlich zeigeet sich in Behandlung des Verse die größten Schnitzchen. In der Zeichnung der Personen und Verhältnisse findet sich jene Unbestimmtheit, welche vorherrschende Sentimentalität zu begleiten pflegt, und diese Sentimentalität ist hier das Product jenes Druckes, über welchen die Juden klagen und den sie zu beseitigen bestrebt sind. Der Verf. vermeidet dabei vorsichtig jede religiöse Controverse; indessen sehen wir doch, daß er die Idee der Christenthums nicht klar erkannt hat, oder ignorirt. Er darf uns nicht vorhalten, daß Idee und Erscheinung einen wesentlichen Differenzpunkt ergeben, denn das ist auch beim Judenthume der Fall, bei welchem der Verf. sich lediglich an die Idee hält. Wenn übrigens nun auch das in diesen beiden Bänden Gegebene manche Einseitigkeit, manches Unfertige bietet und zunächst in künstlerischer Beziehung nur nothdürftig befriedigt, so sprechen wir doch gern den Wunsch aus, daß es freundlich als ein wohlmeinender Beitrag aufgenommen werden möge, der schon so lange schwebenden Frage eine befriedigende Lösung zu sichern.

4. Elegante Bibliothek moderner Novellen. Herausgegeben von Feodor Behl. Drei Bändchen. Berlin, Schepeler. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach der Einleitung des Herausgebers soll diese Bibliothek solche Novellen in sich zusammenfassen, welche sich hauptsächlich zum Vorlesen in abendlichen Gesellschaften, kleinen Cirkeln und Familienkreisen schicken. Zugleich ist es die Absicht des Herausgebers, in den meisten Fällen nur solche Novellen zu wählen, die sich auf eine oder andere Weise den focialen Bewegungen, Richtungen, Streitfragen und Kämpfen der heutigen Zeit anschließen. Es soll also versucht werden, neben angenehmer Unterhaltung dem Publicum zugleich einen überblick in alle Freuden und Leiden der heutigen Gesellschaft zu eröffnen. Für diesen Zweck sind Beiträge von Th. Mundt, L. Mühlbach, Varnhagen, Koenig, Laube, Truhe und einigen Andern gegeben. Vorherrschend sind Theater und Musik, die allerdings insofern einen Theil der heutigen socialen Bewegungen, Streitfragen und Kämpfe bilden, als sie Theater- und Concertberichte in den Journalen veranlassen, und als auch aus den Vergnügungen der Gesellschaft erkannt werden kann, wie sie steht und wie es mit ihr steht. Meistens bleiben sie jedoch auf Residenzen beschränkt und haben auf den Charakter des großen Volkslebens nur untergeordneten Einfluß. Dieses Leben aber ist vorzugsweise die Frage der Zeit, und wie allgemein das anerkannt wird, sehen wir z. B. an der Aufnahme der schlichten Dorfgeschichten von Auerbach, die freilich rücksichtlich der Behandlung auch den eigenen Vorzug haben, daß sie wirkliches Leben athmen, während so viele Novellen mit Grafen, Hofräthen, Banquiers und dergleichen Leuten nur gemacht sind. Unter den in den drei vorliegenden Bändchen gegebenen Novellen heben wir hervor: „Der segenreiche Bildstock", von H. Koenig; „Das gebrochene Wagenrad", von Theodor Meloe, nur etwas breit behandelt; „Das Conclium der Aerzte", von Philippine M. g. W., ein Bruchstück; „Der Wiesuche", von L. Mühlbach, worin die heutige Notenabspielerei gut abgefertigt wird, obgleich die Novelle zu demachten gehört. „Die Sylphide", von Varnhagen von Ense, ist in Stoff und Behandlung sehr werthvoll, sodaß wir wünschten, es wäre eine deutsche Novelle. Sie ist aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffki.

5. Das Logbuch. Scherz und Ernst aus See. Von Heinrich Smidt. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Der Verf. hat, als deutscher Marryat und Cooper, und das Leben der Schiffer und Fischer bereits in mancherlei Gestalt vorgeführt und sich eine freundliche Aufnahme zu sichern gewußt. Die Darstellung ist schlicht, klar und ruhig, die Zeichnung, wenn auch in manchen Partien etwas leicht, doch nicht unbestimmt, und Scherz und Ernst sind bei alle, meistens den Wasserratten eigenen Derbheit nie widerwärtig. In diesem Logbuch hat der Bootsmann Emanuel seine Abenteuer niedergelegt, nachdem er den Strömen des Lebens mit Noth entgangen und in einem Kraut auf dem Werft bei Altona sich ein Paraclet, eine Insel Festlenburg erbaut und behölkert hat. Seine Kraftgenossen sind auch tüchtig hin- und hergeworfen und wissen daher manchen guten Faden abzuspinnen. Ihre Erzählungen sind als Genrebilder zu betrachten, mit welchen Emanuel seine Kajüte schmückt; sie bilden mit seiner Jugendgeschichte den ersten Theil. Die beiden folgenden Theile gehen dagegen in dem fernern Leben Emanuel's einen einzigen Roman, in welchem es sich um das Schicksal hochstehender Personen handelt und wobei Emanuel vielfach wesentlich betheiligt ist. Um diesen Roman als solchen recht zu würdigen, müssen wir annehmen, der Verf. habe die schlichten, hier und da mangelhaften Einzeichnungen Emanuel's in sein Logbuch mit möglichster Schonung nur weiter ausgebildet, sodaß wir nun ein Werk vor uns sehen, welches, vorzüglich im Anfange des zweiten Theils, einen förmlichen Roman verheißt, dann aber in einfache Erzählung ausklingt. Obgleich sich nun dagegen sowie überhaupt gegen die ganze Anlage des Buches Einwendungen erheben ließen, so ist dasselbe doch durch und durch so gesund, natürlich und wahr, daß der Leser die Kritik gern einmal vergißt und sich an dem Gegebenen wahrhaft erfreut. 18.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Wichtige Ausgabe Molière's.

Man verdankt dem unternehmenden Leon Curmer eine Reihe von zweckmäßigen compacten Ausgaben classischer Werke, die eine bedeutende Verbreitung gefunden haben. Unermüdlich thätig läßt er jetzt in Verbindung mit einem rühmlichst bekannten Gelehrten eine neue Ausgabe von Molière erscheinen, welche mit einem äußerst vollständigen kritischen Apparat versehen ist. Sie genügt in Bezug auf Eleganz und Correctheit allen Anforderungen, und hat überdies noch durch die große Vollständigkeit der Lesarten einen großen Vorzug vor allen bisherigen Ausgaben. Vor einigen Jahren machte Beuchot im „Journal de la librairie" in einer Note auf eine Ausgabe Molière's vom J. 1682 aufmerksam, welche zahlreiche und bedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen Texte darbot. Besonders bemerkte man eine gänzliche Verschiedenheit in Betreff der Scene des Armen im „Festin de Pierre". Diese Notiz erregte viel Aufsehen, um so mehr, da es Beuchot nicht unwahrscheinlich machte, daß die von Vinot und La Grange besorgte Ausgabe cartonnirt war und daß diese Exemplar, welches das Wappen von La Reynie, dem Generallieutenant der Polizei im J. 1682, trug, vielleicht den Schereien der Censur entgangen sei. Dieses Exemplar, welches jetzt in der Bibliothek eines Liebhabers prangt, hat zu der neuen Ausgabe, deren Besorgung Lefèvre dem geschickten Literator Aimé-Martin übertragen hat, wichtige Varianten und interessante Zusätze beigetragen. Dabei sind aber auch die übrigen wichtigen Ausgaben nicht unberücksichtigt geblieben. Aimé-Martin hat auch nach Grundlage einer Ausgabe von Jean Ribou (1697) alle Winke und Andeutungen in Betreff der scenischen Darstellung wiederhergestellt. Diese Bemerkungen, welche von spätern Herausgebern faft ganz beseitigt und unterdrückt wurden, sind für die Art und Weise, wie Molière seine Stücke aufgefaßt wissen wolle, nicht ohne Interesse. Boileau beklagte den Verlust der Posse „Le Docteur amoureux". Dieses kleine Stück hat zwar nicht aufgefunden werden können; aber dafür erhalten wir in dieser neuen Ausgabe „Le médecin volant" und „La jalousie du barbouillé", von denen sich eine Abschrift in der Bibliothek von Jean Baptiste Rousseau befand. Die „Jalousie de barbouillé" kann als die Skizze des dritten Actes von „Georges Dandin" genannt werden, und der „Médecin volant" erinnert lebhaft an den „Médecin malgré lui". Nicht mit Unrecht kann man diese Stücke unter die ersten schriftstellerischen Versuche Molière's rechnen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 192. — 11. Juli 1845.

Über den Freischarenzug nach Luzern und seine Literatur.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Das luzerner Kriegsereigniß hat auch seinen Poeten gefunden. Ein langweiliges, langathmiges Gedicht von 59 Seiten und 116 Strophen erschien unter dem Titel: „Auf dem Emmenfelde bei Luzern am 1. April 1845. Gedicht vom Verf. der Neujesuitenpredigt.“ Es ist dieses Product theilweise in schönen, theilweise in schlechten Reimen, mit trivialen und zuweilen gar keinen Gedanken abgefaßt, und mit bequemen, herkömmlichen Gleichnissen und Bildern ausgestattet. Die Dichtkunst ist darin zur Erdichtkunst gemacht, durch die unwahre Auffassung des Charakters, des Kampfes auf beiden Seiten, von A bis Z. Immer noch sind bei dem Dichter Spuren eines verkommenen, verunglückten Talents, wenigstens formellen, zu entdecken; aber man merkt es ihm an, daß er seine Muse in den Dienst der Partei gestellt hat, als Thürhüter oder specifischer „Schweizer“. Schon die Dedication zeigt dies. Er widmet das Gedicht einem zur sogenannten conservativen, eigentlich aber zur destructiven Partei gehörenden reichen Banquier, den dieser dichtende Republikaner aus eigenen Mitteln in den Adelstand erhob, indem er seinem Namen das Wörtchen „von“ vorsetzte, das demselben auch früher nicht zukam. Nach dieser Dedication folgt ein Gedicht als Vorwort, mit dem Refrain: „Ich hab'd gewagt.“ Aber man begreift gar nicht, was denn eigentlich der Verfasser für ein Wagstück unternimmt, in einem Lande mit Preßfreiheit, wo Jeder sans gêne und sans génie schreiben kann was er will. Es war übrigens ein unglücklicher Gedanke, ein Ereigniß zum Gegenstand der Poesie zu machen, über das noch nicht einmal eine irgend zulängliche Geschichte vorhanden ist. Man weiß bereits nur so viel, daß die Partei, die sich momentan noch etwas mehr fürchtete wie die andere, zum guten Glück für diese andere Partei davongelaufen ist. Unter diesen Umständen nimmt es sich höchst seltsam aus, daß so viel „Wilhelm Tell“, „Tellenthaten“ und „Tellenzeiten“ verbraucht werden, um die Urcantönler damit zu decoriren. Davon aber hat der Verf. nichts gesagt, daß die Haupthaten dieser „Telle“ darin bestanden, daß sie schon wehrlose Gefangene ermordeten. Es klingt wie bitterer Hohn, wenn er, nachdem er das Volk der Urschweiz von den Jesuiten abgemahnt hat, ihm noch den weitern, hinten nachkommenden guten Rath gibt:

Beflecke nicht durch der Gefang'nen Blut
Das Gott gethan — —

Den Sieg muß also Gott auf das Gewissen nehmen, der dem Verf. ohnehin viel zu verzeihen hat, wegen des Geredes, das er ihm in den Mund legt. So läßt er ihn unter Anderm zum Schweizervolke sagen:

Der böse Zeitgeist kam im Flitterkleid
Und faßte dich in deiner schwachen Stunde.

Die Herren, zu denen unser Poet gehört, machen gern aus dem „Zeitgeist“ einen Popanz, dem sie Alles umhängen, was sie geniert.

Indessen scheint das ganze Machwerk von der seltsamen Muse eines mesquinen Frembenhasses eingegeben. Dies muß man wenigstens annehmen, wenn man Verse wie die folgenden findet:

Und jubelnd zog die Knabenschar (die Freischaren) zum Streit,
Kein deutscher Herzog gab ihr das Geleit,
Die Herren blieben lachend bei dem Wirthe
Und tranken gierig ihrer Schüler Blut
Im Zammerwein, und jauchzten: Ei, wie gut! (Und ei, wie platt!)
— — — — — —
Sie (die Deutschen) gaben „Dicht“; ihr (die Schweizer) gabet Geld und Mast — (!)
Und sieh', zum frechen Herrschling ward der Gast!
— — — — — — — —
Nicht blos das Brot, auch euern Frieden fraß
Der ekle Schwarm der gierigen Harpyen.
— — — —
Sie sind's, die dieses Blutfeld hier gepflügt,
Und deren Mund die Schuld auf And're lügt.

Es scheint, um diese Kunst zu erlernen, könnten „Andere“ bei dem Verf. in die Schule gehen, er würde ihnen gut zu rathen wissen.

Sollte der Herr Dichter vielleicht einmal von einem deutschen Kritiker übel mitgenommen worden sein? Es ist wenigstens noch das Beste für ihn, wenn man annimmt, persönliche Rache habe ihm diese Phrasen eingegeben; denn sonst würde er als der größte Injuriant

Digitized by Google

des schweizerischen Volkes dastehen, indem er dieses Volk, im Widerspruch mit den historisch vorliegenden Thatsachen, zum Dupe einiger wenigen Fremden gemacht hätte. Es mag der Fall gewesen sein, daß zwei oder drei Deutsche, die seit Jahrzehnten in der Schweiz eingebürgert sind, an den geistigen Vorbereitungen zum geistigen Kampfe gegen die Jesuiten ungefähr so lebhaft Theil genommen haben wie Tausende von Schweizern auch; und dazu waren diese Deutschen vermöge ihrer bürgerrechtlichen Stellung zur Schweiz sowol berechtigt als verpflichtet. Die Fremden aber, die am Freischarenzug selbst Antheil genommen, waren keine Verführer; sondern sie haben sich dazu verleiten lassen durch ihre allzu großen Erwartungen von den Kämpfern für eine Sache, die ihnen mit der großen Mehrheit des schweizerischen Volkes selbst als eine gerechte Sache, als eine Nothwehr zum Schutz der heiligsten Güter, gegen die Umgriffe des Jesuitismus erschienen ist.

Einen verwunderlichen Eindruck macht es, wenn es in dem Gedicht von einem Freischärler heißt:

Noch mit der Abendglocke klang sein Spott:
Was betet ihr? Es gibt ja keinen Gott!

Es sollte dem Verf. doch schwer fallen, unter den Mitkämpfenden einen Einzigen aus der Jung-Hegel'schen Schule aufzuweisen. Aber eine Partei in der Schweiz ist gewöhnt, von den mitunter etwas tölpelhaften Excessen einiger wenigen deutschen Schulphilosophen zur Rechtfertigung eines rohen Fremdenhasses den Maßstab für ihr Geschrei gegen die Deutschen herzunehmen. Und doch hatte sich dieselbe Partei, die in unserm Dichter ihren Hofpoeten gefunden, vor nicht langer Zeit mit dem Schlamme einiger berüchtigt gewordenen Deutschen beschmutzt, um sich durch sie aus dem eigenen Schlamme zu ziehen!

Zum Beweis aber, daß in der Schweiz auch Dichter leben, die wahr und natürlich fühlen, stehe hier zum Schluß ein kürzlich in einem Schweizerblatte erschienenes Gedicht von Gottfried Keller:

Die vier Waldstätte.

Es sind vier Länder gelegen
Um einen urtiefen See,
Die mit das Herze bewegen
Mit noch viel tiefrem Weh.

Sie sind der Stolz gewesen,
Die Zierde vom Schweizerland;
Nun kehrt man kaum mit Besen
Hinaus die blutige Schand'!

Sie nähren sich noch zur Stunde
Vom alten Ruhm mit List,
Der doch auf der Wasser Gründe
Schon lange versunken ist!

Noch leuchtet in der Sonnen
Der Berge silberner Dom;
Die Thäler hat überspinnen
Die alte Spinne von Rom.

Da liegen sie wie vier Leichen,
Von Alpentreuen umblüht,
Und über die todesbleichen
Hohnlachend der Böse zieht.

Wer hebt mir die Edelsteine,
Die vier aus dem Schlamme und Sand?
Wer setzt sie mit neuem Scheine
In die Krone dem Vaterland?

Ende Mai. 59.

Schwedische Literatur.

Platho und Goethe. Betraktelser med Anledning af Israel Hwasser Bok: Om Aktenskapet. Af *E. A. Schröder* och *P. D. Atterbom*. Upsala 1842.

Die Freunde, Schröder und Atterbom, Professoren an der Universität zu Upsala und Beide im In- und Auslande rühmlich bekannte Schriftsteller, haben gemeinschaftlich die obengenannte Schrift zur Vertheidigung Plato's und Goethe's gegen Hwasser herausgegeben. Schröder's Abhandlung hat zur Ueberschrift: „Von Plato's Republik", und enthält einen sehr interessanten Commentar von diesem Werke des berühmten griechischen Weisen; die von Atterbom heißt: „Einige Worte über Goethe." Obgleich diese beiden zusammengedruckten Schriften theilweise eine polemische Tendenz haben, so ist ihr Inhalt doch von allgemeinem Interesse.

Schröder beginnt mit den Worten: „In einer neulich erschienenen Schrift des Hrn. J. Hwasser: «Von der Ehe», kommt in einer Anmerkung (S. 46 fg.) ein Urtheil über Plato vor aus Veranlassung der in seiner Republik aufgestellten Ansicht von der Ehe, welches, in Ansehung der schonungslosen Strenge, womit es ausgesprochen worden, und der unrichtigen Vorstellungen, wozu es leicht Anlaß geben kann, genauer geprüft zu werden verdient. Was von Plato ausgesprochen wird, hängt mit dem zusammen, was der Verf. im Uebrigen von der Weltansicht der Griechen überhaupt äußert, «daß die Idee des Individuellen das herrschende Princip darin bildete und daß es die Vollkommenheit und Herrschaft des Individuellen war, wonach die Griechen strebten, die sie liebten und verehrten und die den Grundgedanken sowol ihrer religiösen und ästhetischen als ihrer politischen und philosophischen Ansichten ausmachte»." Auf diese Behauptung Hwasser's richtet unser Verf. zuerst seine Aufmerksamkeit und thut dar, daß, wiewol die Götter Griechenlands nicht wie die des Orients bizarre Personificationen oder phantastische Incarnationen waren, welche in der unterschiedlosen Einheit eines allgemeinen Weltgeistes verschwanden, sondern zu typischer Bestimmtheit und sinnlicher Anschaulichkeit gestaltet wurden, eine persönliche Existenz und Wirksamkeit ausdrückend, es doch übereilt wäre, in diesem Polytheismus und in der Weltansicht, welche sich darin aussprach, blos oder hauptsächlich ein einseitiges Uebergewicht des *Individuellen* über das *Allgemeine*, oder über die Idee des *Ewigen* und *Nothwendigen* sehen zu wollen. Diese Gestalten hatten nämlich den Charakter nicht sowol einer sinnlich wechselnden Mannichfaltigkeit, worin das individuell Menschliche sich in seinen selbstlichen Eigenheiten gesteigert zeigt, als vielmehr der Schönheit, oder einer Form, welche auf eine reine und adäquate Weise das Geistige oder Allen, was der Mensch — auf diesem Standpunkte — in sich erfährt und erhebt und vollendet, objectiv darstellt. Zwar hatte jede Gottheit ihre eigenthümliche Physiognomie in der Tradition und im Cultus aufbewahrt, sowie von der Sage und der Kunst plastisch ausgeprägt. Allein es ist nicht die Eigenthümlichkeit als solche, oder die Verherrlichung der sinnlichen Individualität durch die Zauberkraft der Phantasie, welche hier das Wesentliche ausmacht, sondern es ist das ewige Urbild von Hoheit, Weisheit, Huld, Anmuth u. s. w., welches in der Mythe auf eine so wunderbare Weise widergespiegelt wird, daß nicht nur die ursprüngliche Naturanschauung verklärt wird, sondern auch die Ideale des frommen Gemüths, der künstlichen Verehrung und der geschichtlichen Erinnerung eine körperliche, von des Lebens Fülle durchdrungene Gestaltung gewinnen.

Digitized by Google

Ebenso ging die griechische Staatsweisheit von dem Allgemeinen, wie es unmittelbar vorgefunden wird, oder von dem historisch gegebenen Staate aus. Will man also hier von der Macht „des Individuellen“ als etwas Ausschneidenden reden, so ist es nicht das besondere Subject mit seinen Zwecken und Interessen, welches das Herrschende oder die Grundkraft des Staats ausmacht, und es ist nicht die Vermittelung dieser Interessen, welche den Zweck des Staats bildet, sondern das Wesentliche ist die Staatsindividualität, dieses so beschaffene Ganze mit diesen Gesetzen, Sitten, Gesetzen, worin der Wille und die Wirksamkeit des Einzelnen nur so weit eine Bedeutung hat, als er darin als thätiges Mitglied eingreift. Da es einzige Aufgabe des Staats war, in den menschlichen Verhältnissen denselben harmonischen Zusammenklang, dieselbe Bedeutheit und Schönheit der Form darzustellen, welche im Universum den jugendlichen Blick mit Bewunderung erfüllten, so konnte hier vom Wohl und Recht des Einzelnen nur insofern die Rede sein, als er ein Glied der sittlichen Ordnung, die sein mußte, war. Da ferner im griechischen Staate die Gerechtigkeit nicht in der höchst möglichen Bürgschaft der Freiheit und Thätigkeit des Einzelnen, sondern in der Strengen und unverbrüchlichen Aufrechthaltung des Ganzen bestand, so scheint auch in dem Institut, aus welchem der Staat entkeimt, oder der Ehe und dem Familienleben, und der religiösen Heiligkeit und dem Schutz, worauf es sich gründete, alle Selbstsucht oder sinnliche Rohheit und Willkür ausgeschlossen gewesen zu sein. Göttliche Mächte walteten hier in Reinheit und Keuschheit der ehelichen Verhältnisse. Der Gesichtspunkt, von dem die Griechen in ihrer Religion sowie in der Ehe, dem Familienleben und dem Staate ausgingen, war somit im strengsten Sinne objectiv.

Das Princip der Subjectivität, welches im Gegensatz zu dem ganz objectiven Charakter der althellenischen Bildung und des staatlichen Lebens sich allmälig entwickelt hatte, erhielt in der Sophistik seinen wissenschaftlichen Ausdruck. Diese sprach nämlich die Emancipation des Subjects von allem Allgemeinen und Nothwendigen theoretisch aus, insofern sie alles Wissen auf eine sinnliche (und, als solche, zufällige) Vorstellung oder individuelle Meinung beschränkte und als eine Kunst betrachtete, aus entgegengesetzten Gründen von Allem zu sprechen, mit einem Wort es unternahm, in übermüthigem Trotz und pedantischer Sicherheit mit der Wahrheit zu spielen und sie dadurch in einen leeren und unfruchtbaren Schein zu verwandeln. Als Sokrates auftrat, stellte er sich nicht sowol gegen als über die Sophistik, indem er sich des Princips jener Periode bemächtigte, dem sie eine äußerliche und negative Entwickelung gegeben, und die Reflexion in ihrer wahren und positiven Bedeutung erfaßte. Als Plato in seiner Ideenlehre der Sokratischen Philosophie eine höhere und universellere Ausbildung gab, so geschah dies keineswegs in einer blos rationalistischen Richtung im Gegentheil hält Plato den Standpunkt des Sokrates unverrückt fest, insofern es das Göttliche oder die Idee des Guten ist, worin seine Lehre vom wahren Wesen der Dinge ihr letztes Princip hat. Plato's Ethik schließt sich seiner Dialektik an, gleichwie sie andererseits ein praktisches Gegenbild seiner Physik und der in ihr herrschenden theologischen Ansicht der Weltbildung ausmacht. Die Ethik hat die Aufgabe, zu zeigen, wie der Mensch in Gesinnung und That die Idee klar und wirksam ausprägen soll, wie unter der Herrschermacht der gottgeborenen Vernunft die Sittlichkeit und der Staat dieselbe Schönheit, Ordnung und Harmonie in Handlungen und Zuständen, wie das Universum in seinen Elementen und Wechselverhältnissen darstellen soll.

Der Punkt, welcher des Hrn. Hwasser's schonungslose Bemerkungen über Plato eigentlich veranlaßt hatte, war die von ihm in seinen Büchern vom Staate postulirte Gemeinsamkeit der Frauen im Stande der Wächter. Diese Bemerkungen werden vom Prof. Schröder kritisch gesichtet und vom Standpunkte des Hellenismus und Plato's aus beurtheilt. Aber wir können, aus Mangel an Raum, dem geistreichen und gelehrten Verf. hier nicht weiter folgen, besonders da wir noch Atterbom's interessante Schrift über Goethe zu besprechen haben.

Atterbom, selbst einer der ausgezeichnetsten Dichter seines Vaterlandes, ist ein großer Bewunderer Goethe's und ein gründlicher Kenner seiner Werke. Die Abhandlung über ihn zerfällt in drei Abschnitte unter folgenden Rubriken: I. „Goethe und die Ehe“; II. „Goethe und die Natur“; III. „Goethe und das Christenthum“. Ifrael Hwasser hatte in seiner Schrift: „Von der Ehe“, nicht allein Plato's sondern auch Goethe's Ansichten über dieselbe heftig angegriffen. Da der genannte Schriftsteller übrigens als ein Mann von brennendem Eifer für Wahrheit, Wissenschaft und großartige vaterländische Bildung bekannt ist, so haben Schröder und Atterbom sich bewogen gefunden, die beiden unsterblichen Männer gegen ihn zu vertheidigen.

I. „Goethe und die Ehe.“ Hwasser stellt S. 2 u. 3 in seinem Buche von der Ehe die Hauptsumme der falschen Lehre, gegen die er zu Felde zieht, folgendermaßen auf: „Der Liebe unmittelbarer und innerer Grund ist nichts Anderes als der bei zwei Personen verschiedenen Geschlechts gleichzeitig hervortretende und wechselseitig anziehende Fortpflanzungstrieb. Er bildet also das Gebot der Natur, und da die Gesetze der Natur und die der Sittlichkeit nicht gegeneinander streiten können, weil die letztern blos eine Offenbarung der erstern sind, so muß die Befolgung derselben als mit dem Princip der Sittlichkeit vollkommen übereinstimmend betrachtet werden. Ist die Liebe nicht gegenseitig, wird die Vereinigung, welche deren Form ausmacht, von dem einen der Contrahenten nicht sogar von beiden aus andern Beweggründen als aus denen der Liebe gesucht oder zugelassen, dann ist sie unmoralisch oder ein Verbrechen gegen das Gesetz der Natur und somit auch gegen das der Sittlichkeit, und demzufolge ist eine ohne Liebe eingegangene Ehe unsittlich. Aber die wechselseitige Liebe, welche deren Grund ausmachen soll, damit sie moralisch werde, ist — mit wenig Ausnahmen — ein blos vorübergehender Zustand; und folglich ist eine Verbindung für das Leben, welche die Pflicht der Treue auflegt, sowol ihrem Grund als ihrer Wirkung nach unmoralisch. Daraus folgt wieder, daß nicht allein die eigentliche Ehe selbst, sondern auch alle andern Verbindungen zwischen den Geschlechtern, welche für längere Zeit als die Gemüthsstimmung der sogenannten Flitterwochen gewöhnlich dauert, berechnet sind, unmoralisch sind und aufgehoben werden müssen; und daß nur das vollkommen freie Zusammenleben, worin die vielfältig wechselnden gegenseitigen Anziehungen der Wahlverwandtschaften von keinerlei Art äußern Zwangs gehindert werden oder ihnen entgegengewirkt wird, dem Ideal der Sittlichkeit entspricht.“ Ferner fügt Hwasser hinzu: „Wie manchen Anhänger, ja sogar Anbeter hat nicht der große Dichter Goethe! Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß alle Diese damit zufrieden sind, die fragliche Lehre als ihr Glaubensbekenntniß von der Ehe zu unterschreiben; und doch ist diese, soweit ich finden kann, ganz übereinstimmend mit dessen gepriesenen Ansichten von der Natur und der Menschheit.“

Diese letztere Behauptung nun widerlegt Atterbom mit Gründen, die aus Goethe's eigenen Schriften entlehnt sind. Derselbe beginnt mit Werther und thut dar, daß die Skizze, an welche dieser von Natur reich begabte aber seelenkranke Selbstmörder sich zerschmetterte, gerade die Macht der ehelichen Liebe und Treue war, die ihm in Lotte begegnete, sowol als Albert's Braut wie als dessen Gemahlin, diese ihm so wohlwollende und zugleich verderbliche Macht, obgleich er seine Leidenschaft nicht zu besiegen noch ihre Äußerungen zu verbergen vermochte. Und nirgend findet man ein würdigeres und reineres Bild des Ehebandes zwischen einem altdeutschen Ritter und seiner Hausfrau als in dem zwischen Götz von Berlichingen und seiner Elisabeth. In Egmont schildert Goethe einen ganz sanguinischen Helden, der mit seinen Fehlern bewundernswerth und selbst in diesen unwiderstehlich liebenswürdig ist. Das

Digitized by Google

Verhältniß zwischen ihm und Klärchen hat allerdings die Form der Ehe nicht, doch wird es durch die höchsten gemeinschaftlichen Interessen der Seelenverwandtschaft und der Vaterlandsliebe geadelt. Egmont's Geliebte ist für ihn der Freiheit Genius. Gegen den Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre" kann man zwar die Bemerkung machen, daß die Erziehung, die darin steigt und sich erweitert von einer Erziehung für die Kunst zu einer Erziehung für das Leben, aber von einer Bildung für die Schauspielkunst zu einer Bildung für wirkliche Lebenskunst, am Ende den Grad nicht erreicht, welcher die höchsten sittlichen Forderungen vollkommen befriedigt. Dies hat der Dichter selbst erkannt, indem er noch „Wilhelm's Wanderjahre" schrieb. Goethe's ursprünglicher Plan war, diesen Gegenstand in einer Trilogie zu behandeln, deren letzte Abtheilung „Wilhelm's Meisterjahre" heißen sollte. Aber so viel ist und bleibt doch unleugbar, daß am Ende der Lehrjahre, wo das vornehme Gesellschaftsleben, in welches Wilhelm aufgenommen wird, eins der Stadien auf seiner Bildungsbahn ist, gerade die Ehe als Einweihung zu den noch übrigen höchsten Erziehungsgraden dargestellt wird, von denen die Resignation oder die Aufopferung der Selbstsucht gerade die ist, womit die prüfenden Wanderjahre beginnen. Wendet man sich von hier zu „Hermann und Dorothea", so findet man ein Gedicht, welches nicht allein von allen Epopöen der neuern Zeit das meist Homerische ist, sondern auch zum Grundgedanken hat, vom Anfang bis ans Ende eine Apotheose der Ehe und der Mysterien des Familienlebens oder von deren Heiligkeit als der einzigen Bedingung der Rettung für nationalen Wohlstand, des Vaterlandes Wohlfahrt und der Menschheit Zukunft zu sein. Derselbe Grundgedanke, aber in dramatischer Form und mit einem tragischen Blick in die innersten Tiefen der moralischen und politischen Verwirrung der Jetztzeit, kommt wieder in dem Trauerspiel: „Die natürliche Tochter."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Abeken, B. R., Ein Stück aus Goethe's Leben, zum Verständniß einzelner Werke desselben. Berlin, Nicolai. 8. 15 Ngr.

Benne, J. C., Gedichte. Cöslin, Hendeß. Gr. 8. 1 Thlr.

Politische Beobachtungen. 1stes Heft: Über die Vereine zur Hebung der Noth der arbeitenden Classen. Berlin, Rösc. Gr. 8. 10 Ngr.

Blessington, Gräfin, Strathern, oder: Freier auf Reisen. Aus dem Englischen von W. F. P. Petri. Vier Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Blum, R., Rede am Grabe des Hrn. Jos. bella Porta, der ersten Leiche der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig. Leipzig, Friese. Gr. 8. 1 Ngr.

Bombard, C., Die Vorschule des akademischen Lebens und Studiums. In Briefen an einen Gymnasiasten. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 20 Ngr.

Fischer, K. P., Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Grebe, C. F. A., Die Beaufsichtigung der Privatwaldungen von Seiten des Staates. Versuch zur Beantwortung der Frage: „Wie weit geht die Berechtigung und Verpflichtung des Staates in Beaufsichtigung der Benutzung und Bewirthschaftung der Privatholzgrundstücke?" Gekrönte Preisschrift. Eisenach, Bärecke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Handbuch für Reisende auf deutschen und daran grenzenden fremden Eisenbahnen. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Handwörterbuch für Freunde der Länder- und Völkerkunde und Leser von Reisebeschreibungen. Berlin, Rücker und Püchler. 12. 5 Ngr.

Herrmann, v., Zur Säkularfeier der Schlacht zwischen Hohenfriedberg und Striegau den 4. Juni 1845, deren Wichtigkeit für Schlesien und die Heldenthaten, welche in ihr geschehen. Mit Plan und Abbildung. Breslau. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzfeld, Enthalten unsre biblischen Schriften wirklich nicht die Lehren, welche ihnen häufig abgesprochen werden? Eine Predigt. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 3 Ngr.

Heyder, C. L. W., Kritische Darstellung und Vergleichung der Methoden Aristotelischer und Hegel'scher Dialektik, mit durchgängiger Beziehung auf die Methoden der vorangegangenen Systeme. 1ste Abtheilung: Die Methodologie der Aristotelischen Philosophie und der frühern griechischen Systeme. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hieronymi, W., Kein Papstthum! Kein Symbolzwang! Gründe und Veranlassungen meines Übertritts zu der neuen deutsch-katholischen Kirche vor der Gemeinde in Magdeburg. Sudenburg-Magdeburg, Paetz und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die erste allgemeine Kirchenversammlung der deutsch-katholischen Kirche. Abgehalten zu Leipzig, Ostern 1845. Authentischer Bericht. Im Auftrage der Kirchenversammlung herausgegeben von R. Blum und F. Wigard. Leipzig, Friese. Gr. 8. 15 Ngr.

Krummacher, F. W., Heil dem Könige! Festwort, gesprochen zum Schlusse der Morgenfeier des 15. October 1844 im Elberfelder Rathhaussaale. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3½ Ngr.

Lange, L., Die heilige Schrift, noch immer die einzige mögliche Grundlage zur Beseitigung aller religiös-kirchlichen Wirren, sowie zur Ausschnung aller christlichen Confessionen. Ein ernstes Wort an alle christliche Glaubensgenossen, insbesondere an die Stifter einer deutsch-katholischen Kirche. Elberfeld, Büschler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Liebau, G., Rede zur Feier des Geburtstages des Königs Friedrich Wilhelm IV. Gesprochen bei der Morgenfeier im Elberfelder Rathhause am 15. October 1844. Elberfeld, Hassel. 1844. Gr. 8. 3½ Ngr.

Lüpow, L. Freih. v., Die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Ein Beitrag zur Geschichte des zweiten schlesischen Krieges. Mit Beilagen und Plänen. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Malten's Handbuch für Rheinreisende auf der Strecke zwischen Mainz und Köln. Mit 43 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 12. 4 Thlr.

Die heiligen Märtyrer der evangelischen Kirche. Ein Volksbuch für evangelische Christen. Aus neue bearbeitet und herausgegeben von L. Volbert und G. W. H. Breck. 1stes Heft. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A. W., Zwei Reden vor der deutsch-katholischen Gemeinde Berlins gehalten. Nebst einem Anhange, enthaltend einen Aufzug aus einer Rede Ronge's, gehalten zu Berlin am 20. April 1845. Herausgegeben von C. W. Schmidt. Berlin, Hermes. Gr. 8. 2½ Ngr.

Napier, M., Cyril Thornton. Nach dem Englischen von M. du Roi. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 1 Thlr.

Pleennies, Louise v., Reise-Erinnerungen aus Belgien. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 2 Thlr.

Raumer, R. v., Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Stahl, F. J., Das monarchische Princip. Eine staatsrechtlich politische Abhandlung. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Widerlegung des Schriftchens: Die Judenfrage im Herzogthum Meiningen, oder Widerlegung eines bezüglichen Zeitungsartikels. Gegründet auf die öffentlichen Verhandlungen des Landtags. Meiningen, Binder. Gr. 8. 7 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 193. — 12. Juli 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.*)

In den frühern Bänden seines „Mein Antheil an der Politik" sowie in seinem „Einsiedler" hat uns bereits Hr. v. Gagern mit einer großen Menge Schilderungen wichtiger Staatsmänner unserer Zeit beschenkt. Auch in diesen beiden letzten Theilen vermehrt er noch diese Galerie, sodaß wol nicht leicht ein einflußreicher Staatsmann sich finden möchte, der in den Gagern'schen Werken nicht erwähnt würde. Diese Schilderungen und Beurtheilungen sind freilich selten sehr ausführlich, sondern mehr aphoristischer Natur; aber sie sind immer dezeichnend und auf das eigentliche Wesen eingehend. Freilich muß man es verstehen, den Sinn mancher leisen Andeutungen aufzufassen und zwischen den Zeilen zu lesen. Dabei haben diese Schilderungen den großen, zumal bei uns Deutschen so seltenen Vorzug, daß sie von einem Manne herrühren, der die Geschilderten persönlich kannte, und mit ihnen gemeinschaftlich auf dem Schauplatze der Politik handelte, daß sie also dem Leben und der Erfahrung entnommen sind. Daß es Hrn. v. Gagern an besonnener Beobachtung und tiefer Menschenkenntniß nicht fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden. Seine ausgezeichnete Geschichtskenntniß setzt ihn dabei in den Stand, mannichfaltige Parallelen mit frühern historischen Erscheinungen zu ziehen. Rechnet man zu allen diesen Vorzügen nun noch die Vollständigkeit dieser Galerie, so muß Jeder einräumen, daß in den Gagern'schen Werken ein so werthvoller Schatz von politisch-biographischen Andeutungen niedergelegt ist wie bei keinem andern deutschen Schriftsteller. Das Studium dieser Werke ist auch schon in dieser Nebenbeziehung zur Kenntniß der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts ganz unentbehrlich.

Wir wollen einige interessante Charakteristiken aus diesen beiden letzten Theilen für die Leser herausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten:

Gagern über Fürst Metternich.

Der Fürst lebt und hat allen Anfeindungen mich zu überleben. Aber nichts hindert mich, meine Ansicht und mein Urtheil fragmentarisch auszudrücken. Im ersten und zweiten Theile dieses Antheils sind davon schon Präliminarien, die ich nur erweitern mag.

In seiner ausgezeichneten Person und Haltung war ohne Übertreibung etwas Elegantes, Weltmännisches und doch Einfaches, Höfliches, was ihm überall zu Statten kam. Mit den Frauen stand er gut, und ich glaube, daß sie ihm genügt haben. Seine drei Gemahlinnen schienen mir von sehr verschiedenem Kaliber; die beiden letzten aus purer, inniger Zuneigung gewählt. Der Rolle des Hausherrn, des Familienvaters, des Festgebers, während des Congresses und zu jeder Zeit, stand er sehr wohl vor.

Als Staatsmann dürfen wir uns ihn freilich mit vieler Gewalt versehen, aber doch nie als vollkommen frei und selbstständig wählend, nie getrennt von seiner eigenthümlichen Monarchie oder von der Persönlichkeit der Monarchen denken.

Von seiner eigenthümlichen Monarchie getrennt, kann freilich kein Staatsmann gedacht werden; denn eben in Bezug auf diese ist er ja gerade Staatsmann. Die Abhängigkeit dagegen von dem Monarchen kann freilich dem Staatsmanne oft großen Abbruch thun. In Monarchien wie die östreichische muß der Staatsmann nebenbei auch noch Höfling sein, und bekanntlich wird dem Fürsten Metternich namentlich in seiner frühern Periode der Vorwurf gemacht, daß der Staatsmann dem Höflinge oft gänzlich habe weichen müssen.

Zum großen Lobe dieser Monarchen gereicht es, daß sie beharrlich seinen Werth erkannten. Während Napoleon's Übermacht hatte er wol am wenigsten solche freie Hand. Aber mit welcher Behutsamkeit, Freiheit, Geschicklichkeit, Entschlossenheit im rechten Augenblick behandelte er nicht die Epoche der diplomatischen Verhandlungen in Prag?

Wie steht es aber mit dem Doppelspiele, was er mit Napoleon und den Alliirten vorher getrieben haben soll? Ist es wahr, daß seine Entschlossenheit zu Prag und Dresden nur aus Verzweiflung über dessen Entdeckung von Seiten Napoleon's, und aus der Gewißheit, daß ihm dieser die versuchte Übertistung nie und nimmer verzeihen werde, hergestammt habe? Die „Lebensbilder" behaupten es, und sein Verhalten vor und nach dem russischen Feldzuge, zumal in den tiroler Angelegenheiten, läßt nicht diese Entschiedenheit für die Befreiung Europas vermuthen.

Der Auftritt zu Dresden ist ganz zu seinen Gunsten zu deuten, und er war fürwahr in der Zeitgeschichte ein entscheidender Moment. Napoleon fühlte, äußerte dort noch Macht, Stolz und Leidenschaft, wiewol mit Verlegenheit gepaart. Sein

*) Vgl. die ersten beiden Artikel in Nr. 110—112 und Nr. 143—144. D. Red.

Digitized by Google

Widerpart hatte Pflicht, Wahrscheinlichkeit, Mißtrauen, den Drang, die Unlieblichkeit bisheriger Abhängigkeit und das Urtheil dreier Welttheile vor Augen. Wie war er Meister seiner selbst, wie voll Fassung, Mäßigung und zugleich voll Nachdruck! Ich will sagen: voll Wahrheit in offener Darlegung der Verhältnisse und der damals gemachten Ansprüche.

Auf dem Congresse durch alle Schwierigkeiten hindurch sah ich ihn immer am Ende bei Dem stehen bleiben, was seiner Monarchie am meisten nahte, um gewöhnlich es erreichen, den gordischen Knoten vermittelnd zu lösen.

Hier möchten wir lieber sagen: Scheinbar für den Augenblick zu lösen.

Wenn er nicht alles Gutes gestiftet hat, was uns Andern denkbar ist, wie viel Übles mag er in Stille so abgewendet haben?

Wir wissen es nicht, und Hr. v. Gagern scheint es auch nicht zu wissen. Wenn man aber einmal so unbestimmt fragen will, kann es denn nicht ebenso gut lauten: Wie viel Gutes mag er in der Stille so abgewendet haben?

Was auch der Geist der heiligen und großen Allianzen, jede in ihrer Art genauen, sein mag, unverkennbar trat Östreich, trat hernach sein hoher Staatsbeamter am reinsten, am unbefangensten mit den wenigsten Beiwerken und neidischen Rückblicken darin auf. Ruhe und Erhaltung, das Conservative, ja wol Stabilität war sein Losungswort; gehörig unterstützt, von England aufgemuntert, hätte er die belgische Frage wol anders hinausgeführt.

Das glauben wir!

Auch diese Duchies blieb dem Johannisberg nicht fremd! — und — was vielleicht am meisten problematisch ist — wer wagt es auszusprechen jetzt hat die Stunde geschlagen, im Orient oder wegen des Orients, im ganzen Umfange der Frage kräftiger aufzutreten, nachdem es die Vorfahren schon so geraume Zeit versäumt haben? Offenbar dort — für die Zukunft — für die ganze menschliche Gattung — lagert anguis in herba — oder anguis in paludibus?

Einem großen Staatsmanne gesiemt es, wieder nachzuholen, was die Vorfahren versäumt haben; unter der Leitung des Fürsten Metternich hat die östreichische Politik im Oriente mehr Terrain nicht gewonnen. Aber freilich — zu einem kräftigen Auftreten gehören ganz andere Principien, gehört ein ganz anderes, freieres Bewußtsein; gehören auch andere finanzielle und moralische Zustände als sie sich darbieten; gehören auch Völkersympathien, die sich nicht immer finden. Wenn das östreichische Staatsrecht auch keine juristische Verantwortlichkeit der Minister kennt, so kann eine moralische Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle der Geschichte doch nicht verboten werden.

Es darf Niemand wundern, daß der Fürst Metternich abgesagter Feind des Jakobinismus und mitunter (!) auch des Liberalismus sei — oder der Dinge, der Erscheinungen, die mit diesem zweideutigen Namen genannt werden. Der östreichische Quietismus gebot so. Daß in diesen Freiheitsfragen eine Scala sei, aufwärts und abwärts, vom Verständigsten und Aretfichsten bis herunter zum Verwerflichsten, wer zweifelt daran?

Hr. v. Gagern deutet hier in seiner leisen rücksichtsvollen Manier an, daß der Fürst Metternich diese Scala nicht anerkannt, sondern jeglichen Liberalismus, jeglichen Fortschritt oder wie man die Erscheinungen nun nennen mag, die sich auf einen unleugbaren ethischen Lebensdrang bafiren, unbedingt für Jakobinismus, für Verwerfliches gehalten habe. Das ist ein schweres Urtheil. Mit dieser einzigen leisen Andeutung wirft Hr. v. Gagern Alles vollständig über den Haufen, was er zum Lobe der staatsmännischen Talente des Fürsten bis jetzt gesagt. Ein Staatsmann des 19. Jahrhunderts, der Sitz und Stimme hat in den Angelegenheiten Deutschlands und der übrigen civilisirten Welt, und der ein abgesagter Feind des Liberalismus ist, der die Scala nicht anerkennt, die in diesen Freiheitsfragen aufwärts und abwärts vom Verständigsten und Trefflichsten bis herunter zum Verwerflichsten obwaltet! — Und welcher Entschuldigungsgrund: so gebot es der östreichische Quietismus. Ist denn der Quietismus, der jedet liberalen Entwickelung widerstrebt, etwa eine gute Eigenschaft? Offenbar hat Hr. v. Gagern sich hier nur versprochen, er wollte sagen, daß der östreichische Quietismus diese Idiosynkrasie gegen den Liberalismus erklärlich mache.

Zu der großen combinirten östreichischen Monarchie hatte ich nur zu beobachten — und höchlich die Behutsamkeit, das strenge constitutionnelle Vorthalten in Ungarn zu billigen — bis zum Bewundern.

Läßt sich leicht erklären, auch ohne eine besondere Lust am Constitutionswesen vorauszusetzen. Hr. v. Gagern ist doch sonst Philosoph und nicht sehr freigebig mit seiner Bewunderung; wie kommt es, daß ihn sein philosophisches nil admirari hier plötzlich verlassen hat?

Selbst in den dornigen Negotiationsmissen — Andern zum Muster und Beispiel! In Preußen dachten wir sicher einformig, nämlich sie selbst walten und entscheiden zu lassen. In Beziehung auf Stände und ihre wahre Geltung in den andern deutschen Staaten, auf die Einwirkung des Bundes, auf die sogenannte Schlußacte schrieben wir uns freilich stark und diametral. Ich sah es als ein Palladium des Bundessystems an, wie es einmal ist; er sah ohne Zweifel Cohärenz und Contagion.

Sprechen wir die Ansicht Gagern's etwas deutlicher aus. Er gibt zu, daß ohne Metternich's Einwirkung auf den Deutschen Bund und deutsches politisches Leben die Verfassung Deutschlands eine festere und zeitgemäßere sein würde. Aber er rechtfertigt diese Stellung Metternich's zu Deutschland durch dessen Stellung als östreichischer Minister. Was für Deutschland Bedürfniß war, freie geistige Bewegung, freie Presse, ständische Verfassung, das war eben für Östreich nach Hrn. v. Gagern verderblich. Der Fürst Metternich war ein in demselben Maße vortrefflicher östreichischer Minister, als er ein jene Entwickelung verzögernder Diplomat für Deutschland war. Das ist Hrn. v. Gagern's ziemlich unverholen ausgesprochene Ansicht.

Aber was würde daraus folgen, wenn diese Ansicht eine richtige wäre. Uns will bedünken, Hr. v. Gagern habe sich hier in gar schlimme Consequenzen verwickelt, und wenn wir etwas boshafter wären, als wir wirklich sind, so könnten wir dieselben nun recht con amore weiter ausspinnen. Bekanntlich war es Hr. v. Gagern, der auf dem Wiener Congresse den Kaiser Östreichs wieder zum deutschen Kaiser machen wollte. Daß Fürst Metternich zum Besten Östreichs die Entwickelung Deutsch-

Digitized by Google

landd habe unterdrücken müssen, ist wol mehr eine freundliche Phrase als eine ernste Überzeugung.

Die Aufgabe eines östreichischen Staatsmannes ist offenbar keine andere als der Versuch, die vier grossen Völkerstämme, aus denen die Monarchie besteht, möglichst innig miteinander zu verbinden, die entgegengesetzten Interessen auszusöhnen und zu einer höhern Einheit zu erheben. Diese Aufgabe ist unendlich schwierig; ob sie überhaupt für ewige Zeiten möglich, mag dahingestellt sein. Die Deutschen sind das herrschende Volk in der östreichischen Monarchie. So lange das herrschende Volk den unterworfenen Stämmen an politischer und sittlicher Cultur überlegen ist, wird die Suprematie nicht drückend empfunden. Das herrschende Volk erscheint alsdann weniger in der Rolle des Unterdrückers als in der des Wohlthäters, des Führers und Lehrers auf der Bahn der Humanität und Cultur. Das zeigt die Geschichte bei allen ähnlichen Verhältnissen. Für Östreich also kam es darauf an, die politische Entwickelung seiner deutschen Provinzen auf alle mögliche Weise zu fördern, um hier einen monarischen Schwerpunkt für die übrige Monarchie zu bilden. Ein Volk, was selbst einen hohen Grad politischer Freiheit und Bildung besitzt, kann diese Güter ohne Besorgniß auch den andern abhängigen Stämmen gewähren. Wie die Sachen aber jetzt stehen, ist dies so bald nicht zu erwarten.

Im Ganzen also hatte ich mich seiner nur zu beloben und erkenne es dankbar an. Wir verstanden uns vorzüglich in der Bedeutung, daß Keiner von dem Andern etwas Unedles erwartete. Und er hat das auszedrückt, namentlich gegen den Grafen Reinhartz, der es mir wieder brachte. So konnte ich ihn im Ganzen zu behuflam, zu scheu, zu sehr rückwärts halten; er mich zu dreist, zu wagend, zu sehr vorwärts drängend, und wer hat Recht? unsere Rollen waren nun anders.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwedische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Von den „Wahlverwandtschaften", welche Hr. Hwasser besonders angegriffen hatte, als die Heiligkeit der Ehe untergrabend, sagt Atterbom in seiner Gegenschrift wesentlich Folgendes: „Der Roman »Die Wahlverwandtschaften« ist ein ebenso strenger als poetischer Commentar über die drei neutestamentlichen Sprüche: »Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden«; »Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen«; und im Zusammenhang damit: »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie«. Kurz, das Thema des angeklagten Gedichts ist gerade „die Heiligkeit vom Wesen der Ehe", nebst der in dieser Heiligkeit gegründeten »Unantastbarkeit von deren Form«, welche der sittliche Gesellschaftsausdruck ihres Wesens ist, mit dem meist tragischen Ernst einzuschärfen."

II. „Goethe und die Natur." Hwasser hatte Goethe auch der Irreligiosität und einer auf Atheismus gegründeten Naturforschung beschuldigt. Darauf antwortet Atterbom zunächst mit den Worten, welche Goethe der Ottilia in den Mund legt: „Das ganze Resultat der Naturbetrachtung ist, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt." Ferner mit Dem, was Goethe an vielen andern Stellen gesagt hat. Zum Beispiel, wenn er in „Wilhelm Meister" den Oheim, welcher die Spitze der darin geschilderten Weisheit der Lebensbildung ist, sich äußern läßt: „Der Menschen größtes Verdienst bleibt, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geist entsprungenes Naturbild mit der größten Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wol sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt die schöpferische Kraft, die Das zu erschaffen vermag, was sein soll." An einer andern Stelle in „Wilhelm Meister" heißt es: „Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien, wenn ich sehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriffe gerade das Gegentheil thut von Dem, was er will."

Der Grundbegriff, welcher Goethe's Naturforschung beseelt und charakterisirt, ist nicht ein kosmologischer in dem Sinn, worin Hwasser dieses Wort braucht, sondern gerade ein anthropologischer, und der echt anthropologische, welcher als solcher der theanthropologische genannt werden könnte. Goethe's Naturanschauung war blos eine andere Seite seiner Poesie. In seinem „Faust" äußert er dies auf die unverkennbarste Weise, indem er sagt:

Gebadener Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Worum ich bat. Du hast mit nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur;
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

III. „Goethe und das Christenthum." Hr. Hwasser hatte Goethe endlich auch als Unchristen angeklagt. Diese Anklage widerlegt Atterbom ebenfalls aus des großen Dichters eigenen Schriften. Unser Verf. gibt zu, daß Goethe in der Anwendung des Begriffs der Persönlichkeit auf das höchste Wesen nie volle Klarheit erreichte und sagt: „Bis zu dem Grade überwand er, auch in seinen spätern Tagen, nie vollständig die Reste eines gewissen Spinozismus, welcher jedoch, durch echte Naturbetrachtung und echte Poesie unablässig veredelt, stets mehr zu einer positiv-christlichen Vorstellungsweise überging. Was er aber in der Resterien nicht überwand, überwand er doch im Gefühl, und daher sehr oft im Gedicht. Übrigens betrachtete Goethe seine Gedichte als lauter Confessionen besonderer Gemüthsstimmungen und Seelenzustände, welche er während seiner langen Lebensbahn durchgelebt, durchgekämpft, zum großen Theil auch bekämpft und überwunden."

Atterbom's Endurtheil über Goethe's Verhältniß zum Christenthum lautet im Wesentlichen wie folgt: Die erste Periode Goethe's war eine christlich naturalistische; die zweite eine naturalistisch-humanistische; die dritte eine durch den Humanismus selbst vermittelte und eingeleitete naturalistisch-christliche. Während der ersten — oder vor seiner in jeder Hinsicht Epoche machenden Reise nach Italien — bildete sich mehr und mehr der Übergang zu der zweiten, aber immerfort mit einer halb merklichen, halb unmerklichen Beibehaltung der positiv-christlichen Eindrücke, welche er als Kind empfangen hatte. Während der zweiten Periode war die Kunst, als die zur Schönheit befreite, gereinigte, geadelte, harmonische Vollendung des Natur- und Menschenlebens, für ihn das Höchste; als die voll-

Digitized by Google

kommenste Repräsentation der Kunst sah er die antike an, und die Wirksamkeit der Kunst selbst war ihm eine des Humanismus oder des schön-Menschlichen, die Religion der sittlichen Grazie, von welcher alle schöne Menschlichkeit, als solche, als der Göttlichkeit volle und unmittelbar gegenwärtige Offenbarung verehrt wurde. Eine Religion also, welche auf dem höchsten Bildungsgrade die einzige allgemein gültige ist und deren Priester alle wahren Dichter und Künstler sind. Während der ersten Periode, welche ungefähr beim Eintritt des spätern Mannesalters anfing und sodann bis zu seinem Hintritt fortdauerte, scheinen dagegen — in einem umgekehrten Verhältniß zu der ersten — die ursprünglichen Eindrücke allmälig von neuem in stets mehr erweiterten Umfange ihre ehemalige Gewalt wieder zu gewinnen, und dies gerade in Folge des bei ihm so hoch und reich entwickelten Humanismus, welcher jetzt, mit weisem Ernst zurückschauend auf die weite zurückgelegte Bahn und alle seine reichlich eingesammelte Erfahrung, dabei nicht umhin konnte, stets tiefer einwärts in sein Inneres und Innerstes zu schauen.

Auch in seinen Berührungen mit der Philosophie sind diese Perioden charakteristisch ausgezeichnet. Während der ersten wirkte hauptsächlich Spinoza ein und bestärkte seine Neigung, die Offenbarung, mittels welcher Gott uns in dem sinnlichen und sichtbaren Weltall gegenwärtig ist, als die einzige und hinlängliche zu betrachten. Während der zweiten wirkte in nicht geringem Maße Kant ein, namlich nen der formalästhetischen Seite oder durch seine „Kritik der Urtheilskraft". Während der Entwickelung der dritten wirkte, in weit bedeutenderem Maße, der die Spinozische Lehre vergeistigende, vereinende und umbildende Schelling ein. Es mußte natürlich um so mehr eintreffen, daß in einer jeden dieser Perioden auch Stimmungen, Zusammenfassungen und Melodien vorkommen, welche sonst einer der beiden andern allein anzehören. So ist der christliche Grundbestandtheil, ja der christliche Grundton unverkennbar nicht blos in „Hermann und Dorothea", sondern auch in der „Iphigenia", eine Composition, welche ganz im reinsten Aether reiner Sittlichkeit, fern vom geringsten Hauche sinnlicher Leidenschaft lebt.

Zwar wurde Goethe's Stellung zu dem historisch-Positiven des Christenthums kaum je eine vollständig christliche; das uns aber Gott darin etwas weit mehr als eine blos sinnreiche Mythe mitgetheilt hat, das wurde ihm doch von Jahr zu Jahr immer mehr einleuchtend. So schrieb er in seinen letzten Jahren an seine Jugendfreundin, die Gräfin Stolberg, als Antwort auf einen Brief, worin sie ihm erwähnt hatte (auf ihre Weise) sich an Christus zu wenden: „Lange leben, heißt zur Bieles überleben. Wir überleben uns selbst. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebtang mit mir und Andern gemeint und — bei allem irdischen Treiben — immer aufs Höchste hingeblickt. Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alle immerfort, so lange es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. — — Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird jenseit gewiß auch für uns gesorgt sein. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden!"

D. G. von Ekendahl.

Literarische Notizen aus England.

Lord Brougham für Voltaire.

Die unerschöpfliche Produktionskraft Lord Brougham's hat sich aufs neue bethätigt in dem Erscheinen der „Lives of men of letters and science, who flourished in the time of George III.", die als ein Anhang oder eine Folge von seinen vor einiger Zeit erschienenen „Lives of statesmen of George the third's age" zu betrachten sind. Sie umfassen die Lebensbilder von Voltaire, Rousseau, Hume, Robertson, Black, Watt, Priestley, Cavendish, Davy und Simson. In England rümpft man die Nase darüber, daß unter diesen „gelehrten Leuten", welche nach Brougham's Behauptung zur Verherrlichung des Zeitalters Georg's III. mehr beigetragen haben sollen als die Staatsmänner, die damals am Ruder standen, zum Theil keine Engländer, sondern Franzosen und Schotten sind; auch glaubt man, daß den Naturforschern, nämentlich den Chemikern und Physikern, ein viel zu großer Raum eingeräumt worden sei. Mit besonderer Vorliebe hat Brougham das Leben Voltaire's behandelt und ihn gegen viele heute noch für begründet gehaltene Anklagen energisch in Schutz genommen. Merkwürdig, wie Lord Brougham, der kirchlich gesinnte Staatsmann, seinen Helden gegen die Beinzichtigung der Gotteslästerung vertheidigt. Solche sehr richtige Ansichten möchten sich doch bei uns so manche sich für freisinnig ausgebenden Männer zur Lehre nehmen, die in Glaubensansichten gewohnt sind, ihr eigenes Bekenntniß zum Maßstab der Charakteristrirung der fremden Meinung zu machen. Brougham bemerkt in solchem Falle: „Es liegt auf der Hand, daß genau gesprochen Gotteslästerung nur von einer Person begangen werden kann, die an das Dasein und die Eigenschaften der Gottheit, die sie lästernd durch Spott oder Ariande Ausdrücke, nicht glaubt. Ein Gotteslegner ist völlig außer Stande, sich dieses Verbrechen zu schulden kommen zu lassen. Wenn er gegen den Schöpfer Schmähausdrücke gebraucht, oder seine Eigenschaften ins Lächerliche zieht, so ersetzt er einen leeren Namen an, oder trottet über einen solchen; über ein Wesen, daß, wie er überzeugt ist, nirgend existirt. In ähnlicher Weise wird ein Deist, der da glaubt, daß der Erlöser weder der Sohn Gottes noch von Gott als dessen Prophet auf die Erde gesendet wurde, wenn er dessen Wunder zu widerlegen oder seine Sendung oder seine Person lächerlich zu machen sucht, keine Gotteslästerung begehen; denn er ist fest überzeugt, daß Christus ein Mensch war, wie er selbst gewesen und daß er keine Begläubigung von der Gottheit herleiten könne. Beide, der Gotteslegner wie der Deist, sind frei von aller Schuld der Gotteslästerung d. h. aller Schuld gegen die Gottheit und gegen Christus."

Die weiblichen Arbeiter.

Die Fabrikmädchen in Neuengland, insbesondere zu Lowell, haben, seitdem sie einen eigenen Almanach herausgeben angefangen, einen wahren Weltruf erlangt, und obwol die gepriesenen Productionen dieser Künstlerinnen nicht auf der Stufe stehen wie ohne Zweifel die Erzeugnisse ihrer leiblichen Arbeit, die Gespinnste und gewebten Zeuche der Hankees, obwol die schüchternen und frommen Laute, die sich in jenen schriftstellerischen Schöpfungen vernehmen lassen, Alles eher verrathen als unser „modernes Zeitbewußtsein", so haben sie doch genug Aufsehen gemacht, daß ein neues Werk, welches den Zustand dieser amerikanischen „Proletarierinnen" zu schildern sich zur Aufgabe stellt, der Theilnahme des Publicums, besonders in England gewiß ist, wo die Socialtheorien in gewissen höhern Kreisen das Modethema bilden. Das Werk führt den Titel: „American factories and their female operatives etc.", von W. Scoresby. Den Grund, daß diese weibliche Fabrikbevölkerung sich so vortheilhaft durch Reinlichkeit, Sittenreinheit und Kenntnisse vor derselben Classe in England auszeichnet, findet der Verf. hauptsächlich darin, daß der Schulmeister und das gute Beispiel der Umgebung auf frühzeitige Ausbildung des Charakters und sittliche Willenskraft ihren dauernden Einfluß üben. Bevor man in England nicht dazu greife, seien alle andern Mittel zur Hebung des sittlichen und materiellen Zustands der arbeitenden Classen rein vergeblich. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 194. — 13. Juli 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

Urtheil über Gentz.

Gentz, dem Fürsten Metternich so nahe stehend, war auch diesmal wieder zur Redaction der Staatsverträge bestimmt. Sein Thun, seine Sinnesart, die Variationen in seinen Ansichten, diese sonderbare Mischung von Furcht und Energie, sein Einfluß, sein ganzes in seiner Art Epikuräisches Leben gehört zum Bild der Sitten der Zeit. Fürwahr der Zeiten. — Von seinem ersten politischen Auftreten noch im vorigen Jahrhundert mit dem berüchtigten Sendschreiben des Berliners an seinen König bei der Thronbesteigung — bis hin zur schönen anmuthigen dankbaren Fanny Elsler, die seine Augen schloß. Ich kann nur wiederholen, daß ich ihn im deutschen prosaischen Stil unübertrefflich halte, und Stil ist am Ende wenig ohne Basis von Echtheit und Wahrheit.

Sehr wahr! Aber eben Echtheit und Wahrheit, wie es Hr. v. Gagern nennt, fehlt diesem Stile gänzlich. An Durchsichtigkeit, Leichtigkeit und gewandter Grazie mag Gentz' Schreibart von Niemand übertroffen werden, aber wer einen wahrhaften, edeln und männlichen Charakter in ihr sich abspiegeln sehen will, der muß ziemlich trübe geschliffene moralische Brillen aufsetzen. Uebrigens geht aus andern Stellen dieses Werkes deutlich hervor, daß Gentz' Bestechlichkeit, die Hr. v. Protesch bekanntlich rund abgeleugnet hat, in den diplomatischen Cirkeln als eine ausgemachte Thatsache bekannt war. In einem Schreiben an den König der Niederlande erinnert Hr. v. Gagern, doch ja nicht zu vergessen, sich gegen Hrn. v. Gentz auf klingende Weise dankbar zu bezeigen; es werde dieses von Niemandem unterlassen.

Lebensart.

war von Dem, was sich meine Landsleute gewöhnlich unter einem Franzosen denken, das gerade Gegentheil. Ernst, nachdenkend, viel und gut wissend, wissenschaftlich und systematisch, faßt bis zur Pedanterei, einsam und arbeitsam, rein in Sitten und gottesfürchtig wohlthätig.

Sein ganzes Hauswesen bestand aus seiner Schwester, die weder jung noch hübsch, noch besonders geistreich und angenehm war, und wenn ich in den verschiedenen Zeiten seinem frugalen Frühstück beiwohnte, war ich Zeuge kleiner Zwiste und Brummens, die ich mehr wie einmal mit dem Scheltworte bourru bienfaisant zu Ende brachte. Dieses bienfaisant und bienpensant und gerechtsein überwog unendlich alle kleinen Fehler.

Bei Napoleon hatte er öfter persönlichen Vortrag und der Kaiser wird ihn wol ebenso hoch geschätzt haben wie Talleyrand, Richelieu, Caulaincourt, — mit vollem Anerkenntniß und Vertrauen.

Ein kleines, wohlthuendes, hübsch gezeichnetes Charakterbild.

Wilhelm Friedrich I., König der Niederlande.

Die Trauerrede wurde in Berlin am Sarge vom Hofprediger Ehrenberg gehalten, als letztes Lebewohl, als letzter Act der preußischen Gastfreundschaft. An sich doch zu voll Lob und Schmeichelei, anders als die Possset und Mastillen ihrer Zeit. Es ist schon zu viel gesagt: „die ihm die Achtung, ja die Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarben". In den Niederlanden, den südlichen wie den nördlichen, wo die Leidenschaften wach sind und so viele Uebel verspürt werden, wird er vielmehr von der großen Mehrheit anders und in manchen Rücksichten zu hart beurtheilt. Die ihm aufgegebene Rolle war ihm zu schwer und paßte nicht zu seinen Eigenschaften, seinen Gewohnheiten, seiner holländischen Erziehung, Lebensweise und vermeinten Erfahrungen. Zu viel Selbstvertrauen und zu viel Mißtrauen in Andere sind Oranische Charaktereige. Ein hoher Grad der Charakterfestigkeit, Beharrlichkeit bis zur Hartnäckigkeit ist ihm um so weniger abzusprechen, als sie direct aus seinen Handlungen hervorgeht. Er kannte die Königspflichten und übte sie. Den republikanischen Sinn wußte er dennoch zu würdigen und Beides ineinander zu fügen. Mit selbst sagte er einst ähnliche Worte: Erinnern Sie sich, daß ich früher Republikaner als König war. Und seine Bereitwilligkeit, das Grundgesetz anzunehmen, anzupassen, es zu befolgen, konnte Niemand nachdrücklicher, lebender anerkennen als das britische Ministerium selbst, wie die Ziffer XXII der Beilagen bewährt. Unstreitig war es seine Ansicht, gerecht zu sein, und er war es nach seiner Weise. Aber den Modus dieser Gerechtigkeit schöpfte er aus seiner eigenen Gemüthsstimmung und Natur. Bei zu vielen hohen Häuptern ist Gerechtigkeit solch ein Ipsoseit. In Holland hatte er wohl begriffen und wohl studirt, populair zu sein, besonders bei den untern Ständen. Es paßte ganz zu seinen Neigungen. Seine Audienzen waren geregelt, lang und langweilig, Jedermann offen und keineswegs leeren Inhalts. Er wußte von sehr Vielem und ging gern mit Sachkenntniß und mit Personenkenntniß in die wahren Verhältnisse ein.

An sich war er schweigsam, ernst, nachdenklich, prüfend, aber eher zu eifersüchtig auf Talent und höhern Geist. Vom Menschen hatte er zu wenig gute Meinung. Im mercantilen, reichen, wenigstens in dem individuenreichen Holland legte er zu viel Gewicht auf Geld, glaubte Andere zu sehr dafür em-

Digitized by Google

pfänglich und brauchte es als Hebel. Bei Fehlern des Eigennutzes und noch ärgern war er eher nachsichtig. Frohsinn war ihm nicht eigen. Ich selbst, Zeuge der Hofhaltung in Brüssel, war auch Zeuge langer Weile, ich sah zu wenig Ausschreitheit, zu wenig Umgang und Berührung mit des Landes Aristokratie u. s. w.

Mit dieser Beurtheilung von der Hand seines Dieners und Freundes wird die Geschichte wol einverstanden sein; sie ist streng und gerecht, wenn man natürlich die funfzig Procent diplomatischer Courtoisie in Abrechnung bringt, wie es bei Hrn. v. Gagern jedesmal geschehen muß. Er liebt es einmal, seine Pillen zu vergolden und mit irrelevanten, mildernden Zusätzen zu mischen, wie es die Aerzte bei bittern Medicinen zu thun pflegen, um den Geschmack zu verbessern. Freilich sehr auf Unkosten seines Stils.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Seit wenigen Jahren ist Friedrich Wilhelm III., dieser merkwürdige, hart geprüfte, verständige, unstreitig tugendhafte Zeitgenosse, nach langer Regierung von uns gegangen. Einmal mit dem Vorsatz, echte, also gemäßigte Huldigung zum Todtenopfer hier darzubringen, werde ich ihn um so weniger hier vorbeigehen, als seine Königsrolle hier ganz eigenthümlich und beständig im Spiele ist.

Neuerlich hat der Bischof Eylert, sein Beichtvater und in vieler Hinsicht sein Vertrauter — Plinius dieses Trajan's — ihn geschildert. Dankbarkeit und Bewunderung haben die Feder geführt und häufig übertrieben.

Wie der erste, so auch vielleicht der schönste Mann im Lande — ein wahrer Princeps.

Wie er dachte und fühlte — das hörte man an dem Tone seiner tenoren Stimme, das las man in den edeln Zügen seines offenen Angesichts.

So sehr im Widerspruch mit andern Äußerungen über sein zu großes Mißtrauen in sich und Andere.

Popular im edelsten und vollsten Sinn — wenn man damit die Gesinnung meint —, schien er in seinem oft morosen Ernst, in seiner Kürze, Knappheit, Schweigsamkeit und Abfertigungsmanier vielmehr oft unpopular — und wer ihn so nur sah, und dann nicht wieder, konnte leicht ein nachtheiliges Bild von ihm sich machen, wie das denn auch nicht selten geschehen ist.

Mich dünkt, die eine Hälfte hebt die andere auf. Ich sah den König oft, schon in der Jugend, zugleich mit ihm Bräutigam, und damals am Hof zu Mantheim bei Fest und Ball und Tanz, dann zu Berlin und Wien und Paris. Allerdings sah ich ihn am liebsten in seinem Familienzirkel; denn auswärts fand ich ihn mehr düster, in sich gekehrt und verlegen.

Auch er hat das Unglück mit männlichem Muth ertragen, ob aber derselbe Grad der Entschlossenheit bei ihm wie bei Kaiser Franz zu rechter Zeit eintrat, bezweifle ich, — bezweifle ich mit dem Minister Stein, wie mich dünkt, und in Folge der öffentkundigen Thatsachen. Größeres Zutrauen zu sich selbst gewann er allerdings, wie der Bischof sagt, erst in den spätern Jahren.

Ein Anderes bleibt immer, den Schatten Friedrich Wilhelm's III. rechtfertigen, ein Anderes, ihn blos entschuldigen wollen. Entschuldigung ist kein Lob.

Eine der widerlichsten Partien der neuen deutschen Literatur ist offenbar die zahlreiche Friedrich-Wilhelms-Literatur. Einmal liefert sie den Beweis davon, wie die moralische Urtheilskraft über Personen und deren Werth so gänzlich aus dem Volke geschwunden ist; sodann aber liefert sie auch den Beweis von der unverschämten Prätension, welche der herrschende Beamtenservilismus an Kritik und Geschichtschreibung stelle, sobald es sich um fürstliche Personen handelt. Menschenkenntniß, Wahrheitssinn sollen hier durchaus gefangengenommen werden, Moral und Gewissen sollen schweigen. Das nennt man Pietät. Pietät ist eine zarte Pflanze des innersten Gemüthes, eine Sensitive, die nie und nimmer durch Heuchelei und durch die unbekümmerten Hände der Censur gepflegt werden, nie auf Kosten der Wahrheit gedeihen kann. Umgekehrt wird sie dadurch erst recht erstickt. Von allen Urtheilen, die ich über den verstorbenen König gelesen, hat mich keins angesprochen. Es waren keine Charakterstiken, es waren blose seelenlose Lobhudeleien, keine selbständigen Urtheile, sondern allgemeine Declamationen und hergebrachte Phrasen. Diejenigen, welche durch Dergleichen den verstorbenen Fürsten zu ehren glauben, irren sich sehr; sie reizen nur die entgegengesetzte Ansicht zu größerer Schärfe auf. Das Urtheil der Geschichte läßt sich in unsern Tagen gewiß nicht mehr verfälschen, wenn es auch auf einige Zeit nicht öffentlich hervortritt. Aber schon der plumpe Versuch dazu hat für die ehrlich und wahr Gesinnten, die Dergleichen lesen müssen, etwas entschieden Beleidigendes und Demüthigendes. In demselben Maße, als die Panegyriker in den Zeitungen sich häuften, in demselben Maße häuften sich die Protestationen in mündlicher Unterhaltung. Wie schwer drückt doch die Unwahrheit auf alle öffentlichen Manifestationen unsers Volkes; wie viel Demüthigung, Groll, Selbstverachtung erzeugt jene Fessel, Censur genannt, in unserer Mitte; wie feige, wie ruchlaltig macht sie uns, wie sehr verdirbt sie den Charakter der Mitlebenden in Grund und Boden! Was helfen unsern Kindern alle neuen Erziehungsmethoden, alle reich ausgestatteten Erziehungsanstalten, wenn der Geist der Lüge und der Feigheit das ganze öffentliche Leben und alle Äußerungen desselben durchdringt!

Was Friedrich Wilhelm III. betrifft, so wird auch er seinen Geschichtschreiber noch finden. Die Ansichten derjenigen competenten Richter, die Gelegenheit hatten, mit ihm in öffentlichen Dingen zu verkehren, und die beurtheilen konnten, in wie weit er fördernd oder hemmend auf diese eingewirkt habe, die Ansichten Stein's (welche schon theilweise vorliegen), Humboldt's, Gneisenau's, Grollmann's, Boyen's u. A. über ihn, werden sich wol noch aus Privatschatullen heben lassen und werden Zeugniß ablegen, wenn es offenkundige Thatsachen nicht ohnehin thäten. Ist man doch so weit gegangen, ihm vorzugsweise den Namen des „Heldenkönigs" beizulegen. Man mag dabei nun eine moralische oder kriegerische Eigenschaft sich denken, dem deutschen Sprachgebrauche, wie er bis jetzt außerhalb der preußischen Hofpublicistik existirt hat, ist solche Begriffsauffassung des Wörtchens „Held" bis dahin jedenfalls fremd gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph von Hormayr. XXXIV. Jahrgang der gesammten und XVI. der neuen Folge. Mit vier Bildnissen. Berlin, Reimer. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist in der That eine unerschöpfliche Quelle historischen und literarischen Wissens, aus welcher seit 34 Jahren Hr. v. Hormayr das deutsche Publicum versorgt und nicht müde wird, sein Taschenbuch so auszustatten, das Leser von allen Classen in demselben Belehrung, Unterhaltung und Zerstreuung finden. Um der sogenannten Süchtigen willen muß man denn auch manchen Aufsatz mit hinnehmen, der gelehrten Lesern entweder schon bekannt ist oder der Aufnahme nicht würdig erscheint, wenngleich auch in dieser Beziehung es keineswegs ganz in Abrede zu stellen ist, daß selbst in den überflüssigen Artikeln sich hier und da ein Goldkörnchen findet, welches am rechten Orte seinen Werth haben wird. Um aber gleich auf das Taschenbuch selbst übergehen, so ist die sechste Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Wissen, Charakterbilder und Charakterzüge der Vorzeit", auch in diesem Jahrgange von bedeutendem Umfang und enthält die verschiedenartigsten Bestandtheile. Unter diesen scheinen uns Aufsätze wie „Der theuerste Wildfang", „Bundestreue", „Bannfluch Herzog August's von Sachsen gegen die Sperlinge", „Das Katzchenanathem" und „Die heiligen Thiere und die verstuchten Thiere", „Namens- und Titelwesen", mehr in eine Sammlung kurzweiliger Geschichten als in ein historisches Taschenbuch, das so gediegene Stücke enthält, zu gehören. Bei den Aufsätzen „Legitime Hofstichleien" und „Taschentücher des Bäter" sind die Quellen zwar nicht angegeben, aber für den in historischen Dingen einigermaßen bewanderten Leser bringen sie nichts Neues. Dagegen muß man dem Herausgeber für den gelehrten Aufsatz über den Abt zu Göttweih, „Gottfried Bessel und seine göttweiher Chronik", sehr verbunden sein; nicht minder für den Beitrag „Michael Kuhn's und dem Hause Berger, das sich in Oftreich ob und unter der Enns der Sache der Reformation eifrigst angenommen hatte und als Opfer dieses guten Willens unterging, aus den Jahren 1525—45. Belehrenden und anziehenden Inhalts sind ferner die Abschnitte über Wallenstein, über Meistergesangbücher und über die mit Malern geschlossenen Contracte, ein Prädicat geistlicher Berebtsamkeit im Geiste Abraham's a St. Clara wird man in der Ansprache des Direktor Spiritualis im Nonnenkloster Gemünd aus dem August 1781 nicht ohne herzliches Lachen lesen, und die Briefe schweizerischer Jesuiten aus Baiern an den abgefallenen Fortunat Peracher, die in den J. 1703 und 1704 geschrieben sind, haben auch noch im J. 1845 ein besonderes Interesse. Die „Crucifix-Remeß", aus der tirolischen Geschichte in den J. 1703 und 1809 (ein etwas sonderbar gewählter Titel), hat Hr. v. Hormayr wol seinen tirolischen Freunden und Landsleuten zu Liebe aufgenommen; an sich sind diese Sachen von keiner großen Bedeutung. Über unser Werk, steht hier mit dem neuesten Geschichtschreiber des bairischen Einfalls in Tirol 1703, mit dem gut unterrichteten Benedictiner Albrecht Zäger im Widerspruche. Denn während er den Tiroler Anton Schandl als Denjenigen nennt, der am 23. Juli 1703 an der Martinswand den Grafen Aro ganz in der Nähe seines Kurfürsten erschossen hat, so nennt Zäger diesen Mann Anton Lechleitner, nach den mündlichen Überlieferungen in dessen Familie, und bestimmt auch die Örtlichkeit in einer andern und, wie wir glauben, genauern Weise.

Unter den längern, selbständigen Aufsätzen haben uns immer die „Lebensbilder" berühmter Zeitgenossen und verdienstvoller Östreicher, die sonst oft unbekannt geblieben wären, besonders angesprochen. Denn Hr. v. Hormayr hat viele angesehene und einflußreiche Leute gekannt; er ist mit Gelehrten, Künstlern, Dichtern in enger Verbindung gewesen und hat während einer langen Lebens in gar manche Heimlichkeiten der Diplomatie blicken können, zu deren Verbergung er keinen Beruf und keine Pflicht in sich fühlt. Im Gegensatz nun zu den berühmten Feldherren und höhern Staatsbeamten in den frühern Jahrgängen finden wir diesmal drei Lebensbilder aus den gerühmlosern Kreisen des Lebens. Zuerst den ehrenwerthen östreichischen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber Frank. Kurz mit reichhaltigen Schilderungen der literarischen Zustände Östreichs, unter denen wir besonders auf die Darstellung der Verdienste, die sich die östreichischen Abteien um Geschichte und Theologie erworben haben, aufmerksam machen. In den Umwälzungen ist mit großer Bitterkeit über die Unwissenheit und Rohheit der grauen Censoren in Wien geklagt worden, deren einer folgenden Erlaubnißschein zur Aufführung des Don Carlos ausstellte: „Admittitur und unterliegt die Aufführung dieses classischen Stückes keinem Bedenken. Nur hat die anßerste Liebe des Stiefsohnes zur Stiefmutter auszubleiben." Dem verstorbenen Kaiser Franz wird eine uns noch nicht bekannte Anekdote erzählt. Auf dem hochburgerlichen ambraser Stammbaum stellt das Schlußbildt den Kaiser Franz mit seiner letzten Gemahlin vor, die drei vorangegangenen, Elisabeth, Ludovike und Therese, waren in Medaillons angebracht. Die Censurerledigung des Blattes lautete: „Admittitur, jedoch ist dem Herausgeber die Unbeschiedenheit zu verweisen, den Monarchen mit seinen vier Frauen darzustellen." Als Kaiser Ferdinand v. Tirol, voll Muth über dies Policeiedikt, es dem Kaiser zeigte, entgegnete der gütige Fürst in der heitersten Stimmung: „Schaut's, schaut's, ist das nicht köstlich, so eine aufrichtige Polizei zu haben, die mir's in's Gesicht sagt, daß es unbescheiden sei, vier Frauen zu haben! Ich hab's ja nur nacheinander gehabt und nicht zu gleicher Zeit." Das zweite Lebenshild ist das des Historienmalers Karl Ruß (geb. am 11. Aug. 1779, gest. am 19. Sept. 1843), der vorzugsweise durch den Erzherzog Johann von Östreich für die vaterländische Geschichtsmalerei gewonnen und von ihm in jeder Beziehung auf das großmüthigste unterstützt war, wodurch denn Hrn. v. Hormayr die wülkommene Gelegenheit gegeben ist, die vielseitige Thätigkeit zu schildern, durch welche dieser edle Fürst auf den schlummernden, öffentlichen Geist in seinem Vaterlande eingewirkt hat. Das dritte Lebenshild ist das der Frau Karoline Pichler (geb. am 7. Sept. 1769, gest. am 9. Juli 1843). Nun ist zwar ein großer Theil dieses Aufsatzes ein Abdruck der bereits 1830 im „Morgenblatte" erschienenen Selbstbiographie Karoline Pichler's, und aus ihren im vorigen Jahre erschienenen „Denkwürdigkeiten" ist auch das Meiste, was der Hormayr'sche Artikel enthält, bekannt; aber die Zusätze des Verf. und die eigenen Erinnerungen aus einer beinahe 42 Jahre in guten und bösen Tagen festgehaltenen Freundschaft haben doch ebenfalls die Anziehende und ergänzen manche Stelle in den „Denkwürdigkeiten". So erfahren wir hier unter Anderm den Namen des mütterlichen Großvaters Hieronymus und finden den in jenem Buche nicht angegebenen Geburtstag der Pichler. Zur Charakteristik der Kaiserin Maria Theresia gehört folgende köstliche Geschichte, die Hormayr aus dem Munde der Frau v. Greiner, die lange Zeit die vertraute Kammerdienerin der Kaiserin gewesen war, im Pichler'schen Hause vernommen hat. Als einst die wiener Censur dem bekannten Dichter Sonnenfels ganze Seiten gestrichen, hatte Frau v. Greiner den Muth, ihn bei der Kaiserin zu melden, obgleich diese an ihrem gewohnten Abendspieltische saß. Nach wenigen Minuten stürzt die Kaiserin, rasch, wie sie noch im Alter war, zu Sonnenfels heraus, mit den fünf Fingern Haube und Haare aus dem Gesichte streichend, die Karten in den Händen: „Was ist's?? Seckiren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie Ihm denn? Hat Er etwas gegen Uns geschrieben? Das ist Ihm von Herzen vergeben. Ein rechter Patriot muß wol manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Das glaube ich nicht. Er ist ja kein Saumagen.

Digitized by Google

Aber wenn Er etwas gegen die Minister geschrieben hat? So, mein lieber Sonnenfels, da muß Er sich selbst herausbauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich habe Ihn oft genug gewarnt." Und nach diesen Worten eilte die Fürstin wieder an ihren Spieltisch zurück.

Im Allgemeinen dürfte über diese „Lebensbilder" noch zu bemerken sein, daß Hr. v. Hormayr fast zu viel von sich und von seinen Schriften spricht. So würde die schöne, noch ungedruckte Ode an Hormayr von Heinrich v. Collin viel schicklicher in einem andern Buche mitgetheilt sein als in dem vorliegenden Taschenbuche desselben Mannes, dem in jener Ode ein so reiches und gewiß nicht unverdientes Lob gespendet worden ist.

Unter den übrigen Aufsätzen gedenken wir noch der genealogischen Nachrichten über das Geschlecht derer von Wolfenstein und der Fortsetzung des Urkundenverzeichnisses. Eine lebendige, frische Schilderung aus dem Zeitalter der Reformation enthält der Bericht eines Gleichzeitigen über „Der schmalkaldischen Bundesverwandten Einbruch in Tirol und Mortzen's von Sachsen Heerfahrt wider den Kaiser", den Hr. v. Hormayr mit guten historischen Anmerkungen versehen hat. Nicht minder bemerkenswerth sind die sich anschließenden Briefe eines nürnbergischen Patriziers an Imhof, der unter Karl V. im Schmalkaldischen Kriege diente und sich als einen vorurtheilsfreien Beobachter erweist. Nur daß Johann Friedrich von Sachsen nach der Schlacht bei Mühlberg in Wittenberg „auf einen Wagen angeschmiedet" eingebracht sei, erinnern wir uns nirgend gelesen zu haben.

Am Schlusse ist ein „Neujahrslied" unter Luther's Namen mitgetheilt worden, über dessen Verfasser Hr. v. Hormayr selbst nicht sicher zu sein scheint. Ebenso machen Gedichte den Anfang des Buches, „Gräfinkeller aus Krain", nach Hrn. Pfarrer Grün's Uebersetzung aus dem Slawischen. Außerdem hat, wie auch in frühern Jahrgängen, Joh. Nep. Vogl zwei lobenswerthe Balladen beigesteuert.

N.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Skizzen nach dem Leben.

Die lebhafte Auffassungsgabe der Franzosen offenbart sich am unbestrittensten in den kleinen Skizzen und Darstellungen, welche das gewöhnliche, alltägliche Leben abspiegeln. In diesen frischen, heitern Genrebildern, wie sie aus den Federn von hundert Tagesschriftstellern hervorpeitschen, sind sie unbedingt Meister. Sie befleißen hierin den Ausspruch Goethe's: „Greift nur hinein ins volle Leben, denn wo ihr's packt, da ist's interessant." Wie viele anmuthige Schilderungen von dem Leben, welches die verschiedenen Stände in Paris führen, von den Vergnügungen und den kleinen Beschwerden des alltäglichen Lebens haben wir nicht in dem „Livre des cent-et-un", im „Babel", in „La grande ville" und in den unzähligen pikanten Werken erhalten, welche seit Mercier's meisterhaften Genrebildern erschienen sind. Mit den gewandtesten Feuilletonisten haben sich Maler und Zeichner wie Gavarni, Grandville u. s. w. um die Wette bemüht, vermöge ihres geschickten Griffels das Leben des Augenblicks in großern und kleinern Zeichnungen, in Vignetten und Skizzen zu bannen. Wer weiß nicht, welchen Reiz und welche Anmuth diese Zauberer ihren kleinen Schöpfungen zu verleihen verstehen. Wahrlich das Leben ist eine Quelle, aus der Diejenigen, welche es aufzufassen wissen, unerschöpflichen Stoff zu Darstellungen aller Art zu schöpfen im Stande sind. Dies beweist aufs neue ein Werk, welches wiederum die Darstellung des pariser Lebens zum Gegenstand hat, und das selbst nach den Schilderungen eines Dumas, Janin, Balzac, Kock immer noch sein eigenthümliches Interesse bietet. Es führt den Titel „Histoire du peuple de Paris". Der Verf. des Textes — denn die Illustrationen, Holzschnitte und Vignetten dürfen nun einmal jetzt nicht fehlen — ist Capo de Feuillide. Derselbe hat sich als einen gewandten Schriftsteller nach allen Richtungen der Tagesliteratur hin bewiesen. Wir haben von seiner Feder unter Anderm recht interessante Schilderungen aus Irland erhalten. Freilich ist seine Moralität etwas anrüchig, wenigstens kann man ihm seine allzugroße Consequenz und Beharrlichkeit nicht zum Vorwurf machen; denn wie ein gewissenloser Parteigänger, der er auch wirklich ist, hat er sich in allen feindlichen Lagern umhergetrieben, indem er bald die Farbe des conservatismus herauskehrte, dann wieder die Jakobinermütze aufsetzte, um sich dann auf Seite der Benapartisten zu schlagen. Capo mag so ziemlich alle Phasen eines politischen Apostaten durchlaufen haben, und es gibt wol keine Sache, der er seine feile Feder nicht schon geliehen hätte. Aber wer fragt jetzt bei einem Tagesschriftsteller, bei einem Feuilletonisten noch nach Moralität und Gewissenhaftigkeit? Man bedient sich ihrer als willenloser Werkzeuge, bis ihre Federn stumpf geworden sind.

Zur französischen Literaturgeschichte.

Ein Schriftsteller wie Théophile Gautier, der durch seine kühnen Sprünge, seine Seiltänzerkünste, seine Bizarrerien und Extravaganzen die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen wußte, kann sich nicht verhehlen, daß seine ganze Dauer eine höchst ephemere ist und daß er unfehlbar der Vergessenheit anheimfallen muß. Deshalb hat er sich aus einer Art von Sympathie der Arbeit unterzogen, eine Anzahl von Dichtern zum Theil untergeordneten Ranges, die wie er am Glanze des Tageslichtes eine Zeit lang ihr eitles Farbenspiel schimmern ließen und dann vergessen und verschollen wurden, der Alles verdauenden Gegenwart wieder aufzustichen. Er hat die Schrift, welche eine Frucht dieser Bemühungen ist, „Les grotesques" (2 Bde.) betitelt. Wahrscheinlich hat er durch diese sonderbare Bezeichnung andeuten wollen, daß diese Dichter, die er dem Publicum vorführen will, indem sie von den einfachen Regeln des gesunden Geschmackes abweichen, sich wie er selbst den Launen ihrer willkürlichen und zügellosen Phantasie hingaben. Dieser Gedanke scheint ihm, wie gesagt, im Allgemeinen vorgeschwebt zu haben, wenn er sich auch nicht überall streng an diese Aufgabe gehalten hat; denn mancher von den Dichternamen, die hier vorkommen, ist denn doch wol so unbekannt und so vergessen noch nicht, daß es einer sörmlichen Rehabilitation bedurft hätte. Wir rechnen dazu Villon, Scarron und Scudéry. Diese Dichter mögen allerdings nicht mehr von unserm genußsüchtigen Publicum als gewöhnliches Alltagsfutter verschlungen werden, aber ihrer literarischen Bedeutung ist sich denn doch Jeder, der mit dem Wesen der französischen Literatur einigermaßen bekannt ist, vollkommen bewußt. Damit wollen wir aber keineswegs gesagt haben, als wären die Bemerkungen, welche Gautier beibringt, nicht brauchbar und interessant zu lesen. Im Vertrauen auf den Grundsatz „Nul ne dupe entièrement son époque, et dans les réputations les moins fondées, il y a toujours quelque chose de vrai" macht sich der Verf. dann aber auch an die Besprechung solcher Schriftsteller, deren eigentlich poetischer Gehalt oft äußerst gering anzuschlagen ist. Dahin rechnen wir zum Theil Scalion de Virbluneau, Pierre de Saint-Louis, Cyrano de Bergerac, Chapelain, Colletet. Dessenungeachtet ist es nicht unverdienstlich, diese Männer von Zeit zu Zeit aus ihrer Vergessenheit hervorzuziehen, einmal deshalb, weil hier und da unter vieler Spreu doch manches Korn wahrer Poesie mitunterläuft, und dann vorzüglich, weil sie als Träger und Repräsentanten von irgend einer Richtung ihrer Zeit doch immerhin einige Bedeutung erhalten. Wir würden die Arbeit Gautier's noch unbedingter loben, wenn er sich im Ganzen objectiver gehalten hätte und wenn sich seine geistreichthumde Pikanterie nicht oft auf eine unleidliche Weise hervordrängte.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 195. — 14. Juli 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 194.)

Talleyrand.

In der Schilderung meiner wird man einst zu meinem Lobe anführen, daß ich es verstanden habe, mit zwei so ganz verschiedenen, so merkwürdigen, so wirksamen Charakteren wie Stein und Talleyrand in vertrauten Verkehr zu kommen und bis in den Tod durch alle Wendungen des Schicksals zu bleiben, und keinesweges durch bloße Nachgiebigkeit.

Hr. Talleyrand hat, wie allgemein bekannt ist, Memoiren, und ich vermuthe sehr ausführliche, hinterlassen, die erst dreißig Jahre nach seinem Tode im Druck erscheinen sollen. Es ist mir von seiner Nichte, der Herzogin von Talleyrand (Madame Dino, oder Dorothea von Kurland), und von Hrn. v. Bacourt, einem seiner Vertrauensleute, bestätigt worden. Sie sollen, wenn ich recht verstanden habe, bis zu seiner letzten Botschaft nach England reichen. Jener Dame werde ich noch öfter erwähnen.

— — — — —

Im Leben und im Tod wurde er in Frankreich wie in Deutschland viel mehr und viel allgemeiner verunglimpft als gelobt. In Frankreich prädominirte der Vorwurf, daß er seine Stellung gegen die Gewalthaber so oft wechselte und namentlich mit Napoleon brach, Frankreichs Interessen, Ruhm, Oberherheit, Übergewicht preisgab. In Deutschland, daß er in der glücklichsten Epoche Napoleon's von 1807 — 1808 so viele den Deutschen nachtheilige Verhandlungen führte und Tractate unterzeichnete. Ueber Beides werde ich mich umständlicher äußern.

— — — — —

Die zwei wesentlichsten Vorwürfe in meinen Augen, und die gar nicht abzuleugnen sind, habe ich schon im ersten Theil verhandelt. Sie treffen eigentlich den Staatsmann nicht, so schlimm sie auch sein mögen; alles hier nur wenige Zusätze.

Zuerst sein Verlangen nach Geld und Geschenken.

Groß war sein Aufwand, freigebig seine Hand gegen alte Freunde, wenig geregelt sein fürstliches Hauswesen, und sein eigenes Vermögen sehr unbedeutend. Also sah er seine hohe Stellung für eine Goldgrube an. Gefälligkeiten sollte man ihm statt der üblichen Dosen und Brillanten in baaren Summen vergelten. Wer kann diese Summen zählen, die ihm so, auch von den großen Staaten, zuflossen? Er selbst mochte sich darüber täuschen, daß er nicht Recht oder Unrecht, sondern willkürliche Dienstleistungen vergelten ließ.

Was mich betrifft, so war es wol in meinem Amt und **Pflicht**, dem Strom zu folgen. Aber ich betheure wiederholt, daß es zwischen mir und ihm, weder direct noch indirect, sowol was die nassauischen als die zahlreichen andern Fürsten betrifft, die ich in den Rheinbund aufnehmen ließ, zu irgend einem Handel, Bedingung oder Bieten gekommen sei. Ich taxirte sie selbst, nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen und nachdem ich früher den alten Sainte Foy consultirt hatte, und trug im Nassauischen oder muthete ihnen an, und hoffe noch jetzt auf ihren Dank und Zufriedenheit, daß ich unter solchen Umständen mit solcher Einsicht und Sparsamkeit für sie verfahren bin! Der sachsen-coburgischen Epistel erwähnte ich schon und wie günstig und freundlich Hr. Talleyrand sie durch mich warnen ließ. Bei diesem Anlaß verbat er sich ausdrücklich jedes Anerkenntniß, und so viel ich weiß, ist auch keins geleistet worden.

Napoleon wußte darum und duldete es. Es ist Thatsache, daß er zu Mainz einen sehr hochgestellten Fürsten frug: „Was hat Sie Talleyrand gekostet?“

— — — — —

Ebenso habe ich der Madame Grant Erwähnung gethan, die er hernach zur Ehe nahm, was er in jeder Beziehung nie hätte thun sollen. Sie war nicht einmal Französin, sondern bald Dänin und bald Engländerin. Vorher hatte sie mit einem Andern gelebt und lange genug mit ihm; und er war einst Bischof.

In meinen Augen war sie eine der unangenehmsten und ungebildetsten Frauen, die mir dort vorgekommen sind. Auch entfernte er sie in spätern Jahren von sich, wenn er ihr schon bedeutende Einkünfte und alle Insignien der Fürstin ließ.

Bei dem Unangenehmen, was daraus nothwendig in seinem abendlichen Cirkel entstehen mußte, war oft mein Auskunftsmittel (ma ressource) Luise Piotai, eine Frankfurterin, die eine Gesellschafterin der Frau vorstellte und vol einem Theil des Hauswesens vorstand. Verständig, achtungswerth und erkenntlich, hat sie noch den letzten Stunden des Fürsten beigewohnt, und war eine von Denen, die mir, zu Rödelheim in der Villa Brentano, diese Todesart schilderte.

An jenen Abenden bei sich war Hr. Talleyrand entweder nicht zugegen, oder plauderte und scherzte am Kamin, unterhielt sich mit den Matadoren in den Fensterecken oder spielte Whist. Eigentliche allgemeinere Conversation nie.

— — — — —

Weit bedeutender, lauter und allgemeiner ist die Beschuldigung, der bittere Vorwurf, daß er oft die Partei gewechselt, wie eine Girouette die herrschenden Oberhäupter aller Art, denen er diente, verlassen und ihnen durch diese Abtrünnigkeit gleichsam Unheil verkündet und gebracht und namentlich Napoleon mit Unbank gelohnt, ihn am meisten befeindet und somit Frankreich selbst, seine Größe gefährdet und vertrinnert habe.

Und eben der Vorwurf ist ohne sittlichen Gehalt und Werth. Ich vertraue, daß die folgenden Blätter darüber mehr Licht verbreiten und die Zeitgeschichte erläutern helfen. Nur entschiedene Bonapartisten kann ich nicht belehren, weil sie die Münze stets von einer Seite nur ansehen und Eitelkeit und falsche Hoffnungen sie bethören.

— — — — —

Hr. Talleyrand war stolzer Aristokrat und stolzer, auf sich selbst vertrauender Politiker; im Übrigen durch und durch Franzose. Im vollen Gefühl der Überlegenheit seines Geistes glaubte

Digitized by Google

er berufen zu ſein, die Norm für Frankreichs Heil und Größe in ſich ſelbſt zu finden, Andern geben, nicht von Andern empfangen zu ſollen. Frankreichs gewaltige Wallungen und Wechſel fand er ſo und ſchuf ſie nicht. Nachdem er in den Nationalverſammlungen ſeine bedeutende Laufbahn ſchon begonnen hatte, wich er dem Terrorismus aus, der ihn unfehlbar nicht verſchont hätte und ging nach Nordamerika. Vom Directorium oder den Fünfmännern zurückberufen und an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten geſtellt, konnte er ihrer eigenen Zwietracht, den gewöhnlichen Fehlern ſolcher componirten Herrſchaft in großen Reichen, der einbrechenden Anarchie nicht ſteuern. Für Frankreichs Wohl ſah er ſich nach andern großen Mitteln um und Bonaparte war ihm nicht unwillkommen. Er hoffte, auf Napoleon ſtark und günſtig wirken zu können, ſchloß ſich ihm an und verſuchte die Einwirkung, ſobald dazu der Anlaß war. Dieſen Geiſt der Unabhängigkeit, des eigenen ſtaatsmänniſchen Willens, mochte der Kaiſer wol früh genug verſpüren und antwortete mit der Oberkammerherrnſtelle. Aber der Oberkammerherr blieb Talleyrand, blieb Magnat und Staatsbeamter und humaner Franzoſer in erſter Linie.

Es würde den Raum d. Bl. überſteigen, wollten wir hier dieſe ganze ausführliche und anerkennende Schilderung Talleyrand's wieder abdrucken laſſen. Wir halten ſie für die gelungenſte Partie des Buchs, in der eben der Charakter Gagern's ſich von ſeiner günſtigſten und liebenswürdigſten Seite zeigt. Sie iſt mit innerſter Wärme und tiefſter Überzeugung geſchrieben.

Talleyrand findet hier die vollſte, aber unſerer Anſicht nach auch gerechteſte Anerkennung. Ein Mann, den wir verehren wie keinen andern der jetzt lebenden Deutſchen, der alte aber ewig junge Moritz Arndt, hat ſich jüngſt im „Rheiniſchen Beobachter" veranlaßt gefunden, wegen dieſer günſtigen Schilderung einen dortenorden Artikel gegen Gagern zu ſchleudern. Daß wir weder Talleyrand's noch Gagern's nachtheilige Einwirkung auf das Geſchick Preußens billigen, haben wir genugſam an den Tag gelegt; aber unſer preußiſcher und wenn man will deutſcher Patriotismus kann uns doch nicht blind für die Perſönlichkeit eines großen Mannes machen, wennſchon er Gegner und Franzoſe iſt. Bei Arndt iſt es etwas Anderes, ſein ganzes Weſen iſt ſo innerſte Deutſchheit, er hat dieſelbe auf eine ſo großartige, mächtige und tiefe Weiſe in ſich ausgeprägt, daß es ohne eine gewiſſe Einſeitigkeit nicht abgehen kann und daß eine heitere Anerkennung des Gegenſatzes von ſeinem eigenen Weſen wol eine individuelle moraliſche Unmöglichkeit ſein mag. In jenem Artikel hat er unſerer Anſicht nach ſowol Gagern als Talleyrand großes Unrecht gethan.

Ein ſtrenger, moraliſch rigoriſtiſcher Charakter iſt Talleyrand gewiß nicht; aber konnte ein Staatsmann der franzöſiſchen Revolution das überhaupt auch ſein? Wir erinnern an Mirabeau. Auch Mirabeau iſt der Vorwurf der Beſtechlichkeit gemacht, und es iſt hiſtoriſch erwieſen, daß er Geld vom Hofe angenommen hat. Niemand aber, der den menſchlichen Genius in großen Perſönlichkeiten zu verſtehen weiß, wird auch nur den leiſeſten Zweifel darüber hegen können, ob Mirabeau ſich dadurch zu einer Untreue an ſich ſelbſt, zu einem Aufgeben ſeiner Beſtrebungen, zu einer Beränderung des Zieles, was er als allein nothwendig und möglich erkannt hatte, bewegen laſſen konnte. Napoleon's Ausſpruch: „Die große Moral tödtet die kleine", hat in Beziehung auf außerordentliche Zeiten und außerordentliche Männer gewiß ihr Wahres. Es iſt einmal ſo; man kann ſich den gewaltigen ideenſchwangern Volksredner Mirabeau mit ſeiner durch äußere Sittenloſigkeit ins Ungeheure geſteigerten Erregbarkeit nicht wol als einen in ſeiner Ökonomie geregelten Menſchen denken. Verſchwendung, Schuldenmachen, Geld nehmen, wo er es bekommen konnte, waren gewiſſermaßen äußere Lebensbedingungen für ihn, durch welche der ſittliche Genius keineswegs ſo gehemmt und gefeſſelt wurde wie es bei andern geregelten und normal organiſirten Naturen der Fall geweſen ſein würde. Auch Talleyrand, ein Stern erſter Größe neben Mirabeau, iſt in einem ähnlichen Falle; auch er hat nebenbei viele und große Geldgeſchenke von allen den Staaten empfangen, mit denen er unterhandelte. Eben wie Mirabeau war er ein ſchlechter Haushalter und legte auf Geld keinen Werth. Er bedurfte deſſelben nur wie die Lampe das Öl, um leuchten zu können, um frei und ungeniert ganz ſeinen großen politiſchen Wirkungskreis ausfüllen zu können. Wer es nicht zu erkennen vermag aus den zahlreichen conſequenten Manifeſtationen dieſes echt politiſchen Geiſtes, wie ſie faſt ein halbes Jahrthundert hindurch in der Geſchichte offen darliegen, daß derſelbe von wirklich ethiſchen Ideen auf dem tiefſten Innern heraus mit Nothwendigkeit getrieben wurde, der ſollte über Menſchen und Geſchichte überhaupt nie ein Wort mitſprechen. Es waren die politiſchen Bedürfniſſe Frankreichs, die auf Talleyrand eindrängten, die ſeinen ganzen Geiſt gefangen nahmen und welche er unabläſſig, je nach der Beſchaffenheit der Zuſtände, zu fördern und zu realiſiren ſtrebte. Dieſes ethiſche Ziel, auf welches der Schöpfer ſein ganzes Weſen ſo hingewieſen hatte, daß es ihm zur andern Natur, gleichſam zum Inſtinct geworden war, hat Talleyrand im Großen und Ganzen gewiß nie auch nur eine Sekunde ſeines Lebens vergeſſen. Die Mittel freilich mußten ſich ändern je nachdem ſich die Umſtände änderten. Im Weſentlichen würden alle Geldſummen der Welt Talleyrand nicht haben beſtimmen können, andere Unterhandlungen zu führen, andere Friedensſchlüſſe vorzubereiten als wie ſein praktiſch-politiſches Genie ſie für möglich und nothwendig erkannte. In unweſentlichen Nebendingen mag er ſich zu Gefälligkeiten haben verleiten laſſen. Ob ein deutſcher Graf oder Herzog ein paar tauſend Menſchen mehr oder weniger bekommochte hier und da von ſeiner offenen Hand abhängen, aber dennoch hat Hr. v. Gagern recht, wenn er behauptet, daß Freiheit und Recht, Frieden und Civiliſation immer die unverrückbaren Pole geweſen ſeien, nach denen Talleyrand das Schiff der Diplomatie in den Stürmen und Brandungen der verfloſſenen funfzig Jahre geſteuert habe, freilich immer nur vorzugsweiſe mit Rückſicht auf Frankreich und mit franzöſiſcher Voreingenommenheit.

Digitized by Google

Der Vorwurf der Untreue gegen Napoleon ist lächerlich. Untreu wäre Talleyrand gewesen, wenn er um eines Menschen willen einer Idee und sich selbst untreu geworden wäre. Diese hündische Treue, welche einen beliebigen Menschen zum Gotte macht und ihm sich gänzlich gefangen gibt, diese Napoleon'sche Abgötterei so vieler Franzosen ist ekelhaft verächtlich; noch verächtlicher aber ist sie, wenn sie durch die Macht einer kolossalen Persönlichkeit nicht entschuldigt und — wie dies jetzt so häufig geschieht — als moralische Pflicht gegen jedes gekrönte Haupt quandmême gepredigt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Slawen der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt, von Cyprian Robert. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitsch. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei der Wichtigkeit, die die Länder der europäischen Türkei mit vorherrschend slawischer Bevölkerung, namentlich auch nach der Errichtung eines griechischen Königreichs und bei dem immer mehr zunehmenden Verfall des türkischen Regiments, für die europäische Politik und für einen Jeden haben, dessen Interesse nicht blos an der Scholle klebt und nicht nur an den nächsten Tag sich kettet, war es ein höchst zweckmäßiges und verdienstliches Unternehmen, die Betrachtungen Cyprian Robert's: „Le monde slave", in der „Revue des deux mondes" (1844), durch eine Verdeutschung in um so weitern Kreisen der Beachtung zugänglicher zu machen. Kann auch nicht verkannt werden, daß der Verf. jener Betrachtungen auf einem einseitig französischen Standpunkte steht und seinen Gegenstand aus dem einseitig französischen Gesichtspunkte betrachtet, so bleibt doch jenes Verdienst, besonders auch weil jene Betrachtungen des Neuen und Überraschenden so viel enthalten, ungeschmälert und immer der Anerkennung würdig. Der Zweck des Verf. ist offenbar zunächst der, der griechisch-slawischen Welt in der Halbinsel zwischen der Donau und dem Schwarzen, Ägäischen und Adriatischen Meere in der Beachtung Europas, vorzugsweise aber für Frankreich und Östreich, diejenige Stelle anzuweisen und zu sichern, auf die sie Anspruch hat, und vornehmlich die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der alten slawischen Volksthümer nachzuweisen, um die Gründung eines griechisch-slawischen Reichs von Außland aus zu verhindern, vielmehr die Bildung einer serbisch-bulgarischen Union als nothwendig darzustellen und eine solche zu vermitteln. Denn der diesen Völkern innewohnende Geist treibe sie selbst gebieterisch zur Einigung, zur Gemeinde- und Repräsentativverfassung; und diesen Geist, dieses innere Streben der Griechen-Slawen, die nicht im Stande sein, die Collectivbegriffe von Land und Staat zu fassen, die nur für ihre Religion, für ihren Stamm und ihren Geburtsort leben (I, 56), müsse man n ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Gesammtpolit st nähren, befördern und unterstützen. Die Angelegenheiten ier griechisch-slawischen Stämme bildeten offenbar den Mittelunkt der orientalischen Frage; und diese Frage kann ohne kestsetzung jener Angelegenheiten, ohne eine Entscheidung über rie politische Zukunft der griechisch-slawischen Welt, aber freiich nicht nach Dem: car tel est notre bon plaisir, sondern stpf nationaler Grundlage und von innen heraus auf die Dauge und zum dauernden Frieden für Europa selbst nicht entFieden werden. Der Wiedergeburt der slawischen Volksstämme nach einer innern Nothwendigkeit, nicht der blos äußerlichen Gestaltung der öffentlichen Zustände der betreffenden Stämme und Nationen bedarf es, dazu aber und um ihnen zu ihrer Wiedergeburt behülflich sein zu können, muß man den Geist dieser Nationen ihre geselligen, religiösen und sittlichen Verhältnisse, ihre Sitten und Gewohnheiten ebenso gut kennen als es mindestens nur vortheilhaft sein kann, die geographisch-statistischen Verhältnisse jener Länder, ihre Kräfte und Mittel, ihre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, die Naturprodukte derselben, den Gewerbfleiß ihrer Bewohner, die Handelsverhältnisse und was Alles damit in Verbindung steht, vornehmlich aber auch ihre Geschichte, die Zustände jener Nationen in der Vergangenheit und ihre Bestrebungen, diese Zustände zu verbessern, kennen zu lernen. Man kann es dabei dahingestellt sein lassen, ob der Franzose recht hat, wenn er der Meinung ist (I, 9), daß sich die Slawen ihren Sitten und ihren ganzen Einrichtungen nach zu den Hellenen bekennen; aber jedenfalls hat er recht, wenn er sagt, das das slawische und das griechische Interesse längst schon aufgehört haben, einander Feind zu sein, und daß, da eins das andere nicht habe besiegen können, ihnen nichts Anderes übrig geblieben sei als sich gegenseitig zu verbinden (I, 17). Das Hinderniß, welches einer solchen Verbindung entgegenstehe, rühre nur von den Europäern her, die bis jetzt der Sache der Rajas, aber eben nicht auf die rechte Weise, sich angenommen haben; die Einen, eifrige Philhellenen, wollten Alles den Griechen unterwerfen, die Andern, aufschlußsüchtige Slawophilen, sahen in der edeln Griechensache nur eine empörerische Auflehnung vom Slawenthume (I). „In Wirklichkeit ist die Sache der Einen von der der Andern unzertrennlich, aber ebenso wenig kann die eine die andere völlig in sich aufnehmen. Der Triumph der Griechen und Slawen, zugleich der der Civilisation im Orient, wird nur durch einen Bund beider Stämme gelingen."

Diese Idee von der Nothwendigkeit einer solchen Verbindung, einer Föderativverfassung zwischen den Griechen-Slawen der Türkei, ist der Grundgedanke, den der Verf. bei seinem Werke verfolgt, ist der Zweck, den er dabei vor Augen gehabt hat. Sein Werk selbst ist die Frucht eines mehrjährigen Aufenthalts unter den Slawen der europäischen Türkei und dazu bestimmt, der Welt von den acht Millionen Gebirgsbewohnern, welche als Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren die Balkanländer vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere hin innehaben, Kunde zu geben. Es soll ihren gegenwärtigen Zustand, ihr häusliches und öffentliches Leben, ihre Landschaften und Städte schildern, soll die Ertragsfähigkeit ihres Bodens, ihren in- und ausländischen Handel und die Mittheile darlegen, welche ihre Wiedergeburt dem Abendlande gewähren würde. Indem dabei der Verf. zugleich die Geschichte dieser kriegerischen Völkerschaften vorträgt, gibt er auch die Mittel an, durch welche sie zu ihrer naturgemäßen Verfassung und zu einer politischen Stellung gelangen können, wie sie sie seit vierzig Jahren durch vielfältige, von dem Auslande theils mißverstandene, theils völlig unbeachtete Empörungsversuche erstreben. Indeß dürfte bei Dem, was für die politische Zukunft dieser Völkerschaften, für die Vermittelung ihrer naturgemäßen Verfassung und für die Beförderung ihrer Bestrebungen nach einer politischen Stellung geschehen soll, denn doch nicht zu vergessen sein, das Nationen, wie gegründet auch an sich ihre Ansprüche auf Selbstständigkeit sein mögen, nicht sofort und auf einmal sich extemporiren lassen, und daß man sich nicht einbilden darf, Nationalitäten sofort wie mit einer Zauberruthe aus dem Boden der Gegenwart, ohne daß derselbe dazu gehörig vorbereitet und hergestellt worden, ohne daß die lebensfähigen und lebenskräftigen Elemente dazu vorhanden sind, hervorzaubern zu können. Solche ephemere Schöpfungen können nur als Luftgebilde gelten, die wie Seifenblasen sich in Nichts auflösen; mit solchen ephemeren Schöpfungen kann Niemandem, kann auch dem wahren Bedürfnisse der Politik und den wohlverstandenen Interessen Europas nichts gedient sein, denn sie würden die innere Krankheit, an welcher die öffent-

Digitized by Google

lichen Zustände jener Länder der europäischen Türkei seit Jahrhunderten gelitten haben und die man gründlich zu heilen sich angelegen sein lassen muß, nun und nimmer zu heben im Stande sein, vielmehr die Verwirrung und die Auflösung im Innern jener Nationen nur vermehren. Die den Slawen angeborene Rohheit und Wildheit, mag sie auch durch die jahrhundertlange Verbindung derselben mit den Griechen unter Einem Joche und gegen den gemeinschaftlichen Feind etwas gemildert erscheinen als dies jedenfalls von den Slawen in Rußland gilt, fodert offenbar und räth dringend, die Sache nicht zu übereilen, nicht gewaltsam zeitigen und wie im Treibhause Blüten und Früchte erlangen zu wollen, ehe man sie der Natur der Sache nach zu erwarten berechtigt ist. Dies Alles bezieht sich auf das vorliegende Werk, was dessen politische Tendenz anlangt, und da müssen wir es denn den Diplomaten überlassen, ob es, wie der Verf. sich schmeichelt, ein Handbuch für den Diplomaten sein und werden könne, und ob es dies wirklich sein werde; im Übrigen aber kann man es weil als einen Leitstern für den Reisenden und als eine neue Quellensammlung für jeden Freund der Geschichte, Ethnographie und Literatur, als einen reichen Schatz an merkwürdigen, lehrreichen und interessanten Aufschlüssen über jene Länder und Völkerschaften der europäischen Türkei allen Denen empfehlen, denen es um Aufschlüsse darüber für näher liegende oder entferntere Zwecke, für verschiedenartigsten Interessen der Belehrung zu thun ist. Sie werden in den angegebenen einzelnen Beziehungen mannichfaltige Nahrung dafür finden und sich von dem glücklich darstellenden Talente des Verf. und der Darstellung selbst im Einzelnen vielleicht mehr angezogen fühlen als sie es erwartet haben mögen, weil der Gegenstand, unter einer rauhen Außenseite, ihnen selbst bisher fremdartig und unbekannt gewesen ist. I.

Literarische Notizen aus England.

Die Kunst und die Volksbildung.

Ein Artikel im „Athenaeum" sucht nachzuweisen, wie wenig die Kunst in ihren drei großen Zweigen, der Malerei, der Dichtkunst und der Musik, die Aufgabe begriffen hat, welche ihr das Bewußtsein unserer Tage zuweist und die darin besteht, die Gesammtheit des Volkes zu reinen und unselbstsüchtigen Genüssen zu befähigen und zu erheben, die Schönheiten und Verfeinerungen der intellectuellen Entwickelung aus der beschränkten und unbegreiflichen Sphäre, der allen wissenschaftlichen Anschauungsweise in den weiten Kreis des Volksglückes und der Volkskauftkraft zu verpflanzen. Die jetzigen Fortschritte der Kunst seien, wird bemerkt, in Betracht dieser hohen Aufgabe, nichts als unersprießliche Anstrengungen einer Aristokratie, die in keinem Verhältnisse unserer Zeit wurzeln könnten; sie seien ein bloßer Luxus, und noch dazu ein sehr selbstsüchtiger für einige Wenige, und hätten zur allgemeinen Verfeinerung und Verschönerung des Lebens, so weit solche vorhanden, nicht das Mindeste beigetragen. Wenn man dagegen einwende, daß die Kunst heutzutage in dem Volksleben nichts finde, was als Gegenstand künstlerischer Verherrlichung dienen könne, so beweise dies nur, daß die Künstler mit Unrecht diesen Namen trügen, daß ihnen alle Fähigkeit abginge, in dem Gewöhnlichen das Ungewöhnliche zu suchen, in dem Gemeinen das Schöne, in den alltäglichen Gemeinplätzen das Erhabene aufzufinden, was den geborenen Künstler, sei er Dichter, Tonmeister oder Maler, auszeichne. „Wenden wir uns", fuhr der Verf. aus, „zur Tonkunst, um zu sehen, ob dort irgend Anzeichen der Entwickelung vorhanden, welche die Zeit in diesem Bereich der Kunst erheischt. Gestatte man mir, in der Meinung der prosaischen routinirten Leute, etwas ausschweifend in meinen Ansichten zu sein und die Behauptung aufzustellen, daß ein Oratorium geschrieben werden könnte, welches mehr für das Volk wirken würde als alle die Artikel in der „Times" über die Unterdrückung der Armen. Gäbe es irgendwo ein erhabeneres Thema als die Triumphe der Arbeit? Wildnisse in fruchtbare Felder verwandelt, Berge geebnet, Thäler ausgefüllt, das Weltmeer selbst von Menschen unterjocht — solche Scenen könnte man an dem Geiste des Volkes vorüberführen lassen; und dann möge man bedenken, daß die Leute, welche die Steine zum herrlichen Tempel ausgehauen, den die Arbeit aus einer Wüsteneimporsteigen ließ, die Leute, welche gebührendermeise von dem Gefühle der Würde ihres Berufes und dem gemüthsinnerlichen und allgemein menschlichen Interesse ihrer Bemühungen durchdrungen und mit Lust erfüllt werden sollten; daß man diese Leute in Unwissenheit läßt, bei ihrer trägen und düstern Geistesarmuth, welche die Last des sklavischen Darbens noch vermehrt, nimmer ergötzt durch Genuß, nie verfeinert durch Kunstgenuß und baar des Segens einer Verstandesbildung, wozu ihre Mühsale und Anstrengungen die Grundlage geschaffen." Von treffender Wahrheit ist, was der Verf. am Schlusse seiner Betrachtungen äußert: „Wenn das wahre und höchste Interesse unsers Zeitalters recht im Bereich des Volksunterrichts gefunden wird, wo liegt es denn dann, und welche Aufgabe haben Kunst und Dichtung in unsern Tagen? Müssen sie zurückreisen nach jüdischen, griechischen oder römischen Stoffen, oder müssen sie sich aufs neue der Kirche, den Heiligen, den Wundern des Mittelalters weihen? Mögen die Künstler den Versuch machen, und wir können ihnen all die Unsterblichkeit der neumodigen übernatürlichen Schule Deutschlands versprechen! Dergleichen rückgängige Bewegungen sind unmöglich. Gegenwärtig sind wir in verkehrter Weise Katholiken, da wir von Allem ein Klein wenig, nichts mit Ernst und deshalb nichts gut und gehörig anfangen. Wir ahnen viel zu sehr die falsche Katholizität Goethe's nach. Wir feiern in unserer Tonkunst, Malerei und Dichtkunst jeden möglichen Gegenstand, der uns in irgend einem Volke oder einem Zeitalter aufstößt; jetzt finden wir etwas Griechisches und Classisches, dann eine Sage aus dem Mittelalter; wir streifen durch fremde und heimische, durch alterthümliche und neuzeitliche, geschichtliche und selbsterschaffene Gebiete und finden doch nie den richtigen Gegenstand. Wir müssen diese falsche Katholizität bei Seite werfen und viel bestimmter uns unserer eigenthümlichen Aufgabe widmen wie Rafael sich einst seinen Heiligen und Aposteln, oder Michel Angelo seinen riesenhaften Wundern, oder Jenieis seinen Landsleuten. So nur können wir, wie es uns obliegt, unsere Vorgänger in der Kunst überholen, die uns ihre Anschauungen hinterlassen, nicht damit wir sie knechtisch nachbilden, sondern damit sie mit gerstiger Schöpfungskraft entwickelt werden."

Ein Engländer über Jean Paul.

Bei Besprechung der jüngst erschienenen Übertragung eines Jean Paul'schen Werkes ins Englische: „Flower, fruit and thorn pieces; or the married life, death, and wedding of the advocate of the poor, Firmian Stanislaus Siebenkas. By *J. P. F. Richter*. Translated by *E. H. Noel*", äußert ein englischer Kritiker: „Es ist ein seltsames, langweiliges, gehaltreiches, grillenhaftes, fesselndes Buch; so wesentlich national oder individuell, daß wer immer ein Urtheil darüber zu fällen gesonnen ist, seinen John Bullismus bei Seite legen und es für Das nehmen muß, was es ist — ein bloßes Stück von Jean-Paulismus!" Später wird noch bemerkt, die ganze Katastrophe des Buches und das Treibwerk, welches es dahin gebracht wird, sei zu sehr „à la mode Germanorum", in dem Sinne, wie Shakespeare sich dieser Redensart bedient. Es werde in England wenig Schaden anstellen: Stoff und Schreibart seien der Art, daß es wol kaum selbst in dem romantischen Kopfe eines Sechzehnjährigen zur Nachahmung antreiben könne. Überdies muß man gestehen, daß der Humor der Jean Paul'schen Muse in der englischen Mischsprache sich beinahe besser liest als in unserer zu dergleichen ungefügen Muttersprache. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 196. — 15. Juli 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Wir können es uns nicht versagen, zum Schlusse dieses Artikels einige Briefe hier in der Übersetzung mitzutheilen, die der Greis Talleyrand aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit an seinen alten Freund und Gegner Gagern geschrieben hat. Zuerst als Antwort auf die Übersendung des ersten Theils seines „Mein Antheil an der Politik" im J. 1822:

Mein Herr Baron!

Hr. Fabricius hat die Güte gehabt, mir den Brief zuzustellen, dem Sie ein Exemplar von dem ersten Theile des Werkes beigefügt haben, welches Sie soeben veröffentlichen. Bis heute habe ich gezögert, Ihnen dafür zu danken; denn es fehlte mir an einem guten Übersetzer, da Hr. Neukamm, welcher mir diesen Dienst leisten wollte, diesen Winter fast beständig krank war.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn alle einsichtigen Männer, die an den außerordentlichen Ereignissen unsers Jahrhunderts thätig Theil genommen haben, sich die Veröffentlichung derjenigen Partien und Umstände zur Aufgabe machten, über die sie aus eigener persönlicher Anschauung sich vergewissert haben. Die Geschichte wird sonst nicht im Stande sein, so manches Räthselhafte zu lösen, welches die Thatsachen darbieten, die vor unsern Augen sich zugetragen haben.

Die Art und Weise, wie Sie den Marquis Luchesini nehmen, ist die eines freien und loyalen Mannes, voll Scharfblick und Uneigennützigkeit.

Sie machen uns die Hoffnung zu einem zweiten Theile. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn Sie denselben im Verlaufe des nächsten Winters und selbst in Paris überbrächten. Es würde mir ein großer Genuß sein, Sie einmal wieder zu sehen; ich bitte Sie, theurer Baron, die Versicherung meiner aufrichtigsten Freundschaft und Zuneigung, und meiner hohen Achtung gegen Sie in Empfang zu nehmen.

P. Talleyrand.

Im J. 1827 war er krank und Hr. v. Gagern gratulirte ihm zu seiner Genesung. Darauf erwiderte er eigenhändig, aber ziemlich schlecht geschrieben:

Mein Herr Baron!

Bei jeder Gelegenheit überzeugen Sie mich, daß ich noch in treuem Andenken bei Ihnen stehe. Ihr Brief hat mich aufrichtig und herzlich gefreut. Ich leide jetzt nicht mehr; es kommt jetzt nur darauf an, das verlorene Blut wieder zu gewinnen und das ist jetzt meine Sorge; es geht freilich ein Bischen langsam, aber bei meinem Alter ist das natürlich. Ich habe einige Wochen das Zimmer hüten müssen, und vielleicht habe ich mich etwas zu früh herausgewagt. Einige Freunde haben mir diese Zeit auf die freundlichste Weise vertrieben und ich bin überzeugt, daß auch Sie zu ihnen gehört hätten, wenn Sie in Paris gewesen wären. Labénardière, der wegen des Todes seiner Schwester sich einige Wochen in Paris aufhalten mußte, ist soll nicht von meiner Seite gewichen. Er befindet sich gut; das Landleben hat ihn sehr gestärkt und sein Geist ist in der Einsamkeit nur noch lebendiger und kräftiger geworden. — Für Diejenigen, die gleich Ihnen und ihm offene Augen haben, muß die politische Welt einen seltsamen Anblick gewähren. — Hr. Canning spielt allerdings jetzt eine große Rolle. Alle Übrigen aber sind zweideutig, zweideutig in jeder Beziehung. — Leben Sie wohl, mein Hr. Baron, und erhalten Sie mir ein geneigtes Andenken; ich verdiene es etwas, wegen der Freundschaft, der Achtung und der hohen Verehrung, die Sie mir gestattet haben seit mehr als zwanzig Jahren gegen einen der einsichtsvollsten Männer unserer Epoche zu hegen.

von Talleyrand.

Ein Jahr später vernahm Hr. v. Gagern von sehr bedeutenden Verlusten, die er bei Finanzspeculationen und Straßenbauten zugleich mit dem Herzog von Dalberg erlitten haben sollte, und erkundigte sich danach. Es war so arg nicht, aber es war für Hrn. v. Gagern ein Anlaß zu Betrachtungen über Frankreichs gefährlichen und immer ärger werdenden Zustand.

Bourbon l'Archambault, den 12. August 1828.

Ich war eben mit dieser unglücklichen Angelegenheit beschäftigt, an der Ihr Herz so aufrichtigen Theil genommen hat, als ich Ihren Brief empfing. Ich zögerte deshalb mit der Antwort, da ich wußte, daß Sie sich die Ursache aus diesem Grunde erklären würden. In diesem Augenblicke gebrauche ich ruhig eine Badecur im Bourbonnais und ergreife die Feder, um Ihnen aufs herzlichste für die freundliche Gesinnung zu danken, die Sie gegen mich ausgesprochen haben. Sie waren immer einer von Denjenigen, auf die ich stets gerechnet hatte. Was Ihren Wunsch betrifft, mich wieder bei den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt zu sehen, so kann ich Ihnen, bester Gagern, mit der größten Aufrichtigkeit versichern, daß ich nicht daran denke: daß ich aber, wenn man meine Dienste noch einmal für nützlich hält, es für Pflicht halte, dieses Opfer zu bringen. Vielen Nutzen werde ich aber nicht stiften können, denn ich kann mich in den jetzt herrschenden Ton nicht finden; ich verstehe die Sprache nicht, die man jetzt redet. Es bedarf jetzt ganz anderer Mittel zu Erhaltung des Glückes und der Größe Frankreichs als diejenigen sind, welche ich anzuwenden gewohnt war. — Ich nehme den größten Antheil an Ihrer Reise und an Ihren Mittheilungen. Es ist Bedürfniß für mich, zu wissen, wo Die sind, die ich geliebt habe, und was sie machen. Es würde mich sehr freuen, wenn ich Sie noch in

Digitized by Google

Paris bei mir sehen könnte; wenn Sie Ihre Reise aber vor dem November antreten, so müßten Sie mich in Valençay besuchen. Sie werden mir immer und zu jeder Zeit willkommen sein. Nochmals die Versicherung meiner alten und unerschütterlichen Freundschaft.

Der Fürst von Talleyrand.

Nachschrift: Lobesnarbière, welcher jetzt eine Reise im Süden macht, wird, wie ich hoffe, gegen Ende Septembers oder Anfang Octobers in Valençay bei mir eintreffen.

Bald hernach trat die große Krisis von 1830 ein, die Alles, was bisher politisch zur Gründung oder Bewahrung des Gleichgewichts geschehen war, wieder in Frage stellte und Vieles bald umwandelte. Talleyrand fühlte natürliche Neigung und wahren Beruf, an den Begebenheiten wieder starken Theil zu nehmen. Warum hätte er Die nicht vernachlässigen sollen, die sich so ungeschickt und so unbankbar benahmen und seine Erwartungen so wenig erfüllt hatten? Wie hätte er Das nicht befördern sollen, was die Möglichkeit, zu bessern Zuständen zu gelangen, in Frankreich noch darbot?

Als Hr. v. Gagern Talleyrand in London wirksam sah, schöpfte er schwache Hoffnung, daß er in Beziehung auf die Niederlande vielleicht günstigere Modificationen (in seinem Sinne) an die Hand geben würde, und schrieb deßhalb an ihn. Diese Zuschrift blieb ohne Antwort, was sich aus den verschiedenen Interessen genugsam erklärt. Hr. v. Gagern hegte darum aber keinen Groll, vielmehr schrieb er ihm wieder, als auch Talleyrand allen Antheil an den Geschäften niederlegte. Gagern hatte die Überschrift: Epistolae obscurorum virorum gebraucht und bald kam die Erwiderung, aber den wahren Sinn jener obscurorum virorum hatte er nicht gewußt oder wieder vergessen.

Rochecotte, den 30. April 1833.

Mein lieber Baron.

Der Anfang ihres Briefes vom 20. März, den Hr. v. Fabricius mir zugestellt hat, gäbe mir eine gute Gelegenheit, um mit Ihnen zu streiten, wenn ich überhaupt noch streitlustig wäre. Darum sind Sie so wenig gerecht gegen sich selbst? Wer wäre nicht „obscur", wenn Sie es sind? Rein wahrlich, Sie haben doppelt und dreifach verdient, in dem Andenken der Menschen fortzuleben, und Sie werden es. — Sie erkundigen sich mit aller Freundschaft nach dem Zustande meiner Gesundheit; nun, sie ist so gut, als es sich mit meinen Jahren verträgt; ich lebe in reizender ländlicher Zurückgezogenheit, umgeben von Denen, die mir am Theuersten auf der Welt sind, und meine einzige Beschäftigung besteht darin, die Freuden des dolce far-niente zu genießen:

Lorsque de tout on a taté,
Tout fait, ou du moins tout tenté,
Il est bien doux de ne rien faire, etc.

Ich weiß nicht, ob Sie Rochecotte kennen, sonst würden Sie schwerlich gefragt haben: Warum eben Rochecotte? Vor meinen Augen breitet sich ein wirklicher Garten von zwei Stunden Breite und vier Stunden Länge aus, durchströmt von einem großen Flusse und von bewaldeten Hügeln eingefaßt, und da er durch die Gebirge im Norden geschützt ist, so stellt sich der Frühling hier drei Wochen früher ein als in Paris. Alles grünt und blüht in diesem Augenblicke. Äußerdem hat Rochecotte für mich noch einen andern Vorzug vor jedem andern Orte; ich bin hier nicht nur mit Madame v. Dino zusammen, sondern ich bin auch ihr Gast und das gewährt mir noch einen ganz besondern Genuß. Glauben Sie nicht, daß ich aus Empfindlichkeit mich von den Geschäften zurückgezogen habe; ich habe sie nur quittirt, als es keine mehr gab. Die Verhütung des Krieges war meine Absicht; ich hielt ihn für unmöglich, sobald Frankreich mit England eng verbündet sei. Meine zweite Absicht war, daß durch die Julirevolution das Recht der Bourgoisie in Europa anerkannt werde und zugleich, daß die Welt nicht mehr an einen gewissen propagandistischen Geist glauben möge, wegen dessen sie unsere Regierung in Verdacht hatte. Alles Das ist jetzt erfüllt. Was blieb mir noch übrig zu thun, wenn ich nicht abwarten wollte, daß zuletzt irgend Jemand käme und, indem er mir das solve senescentem des Horatius zurufe, mir zu verstehen gäbe, wie ich schon zu lange gezögert hätte. Das Schwerste bleibt immer, sich unter glücklichen Umständen und zu rechter Zeit zurückzuziehen. Sie sollten mir daher vielmehr Glück wünschen, daß es gelungen, dort wie eine Art von Vorwurf darüber zu machen, wiewol ich das Schmeichelhafte, was darin liegt, nicht verkenne.

Oft habe ich dem Geschicke dafür gedankt, daß es mich mit einem Zeitgenossen gleich Ihnen beschenkt hat, der mich besser verstanden als irgend ein Anderer, und der auch den guten Willen hatte, Andern behülflich zu sein, mich besser zu verstehen. Dankbarer freilich würde ich noch gewesen sein, wenn das Geschick es so einzurichten gewußt hätte, daß unsere Wohnungen etwas nachbarlicher zusammenlägen; alsdann würden Sie sich selbst überzeugen, daß ich meinerseits noch ebenso voll Hingebung und Vertrauen bin wie in jener Zeit, der Sie erwähnten. — Der arme Dalberg! Ja, ich habe ihn sehr geliebt und sehr betrauert! Dann könnten wir von ihm und von alle Denen, die wir gekannt haben, und von so viel außerordentlichen Ereignissen, in die wir verflochten waren, uns satt sprechen. In meinem Alter lebt man vorzugsweise nur noch in Rückerinnerungen. Auch über das Urtheil, welches kommende Generationen einst über mich fällen werden, würden wir uns unterhalten. Aufrichtig gesagt, ich fürchte es nicht, auch nicht das Ihrer Landsleute, wenn diese nur nicht vergessen wollen, daß in ganz Deutschland auch nicht ein Individuum existirt, dem ich freiwillig Schaden zugefügt hätte, und daß es mehr als ein gekröntes Haupt dort gibt, dem ich mich nützlich erwiesen habe, so viel wenigstens als ich gekannt habe. Und zuletzt würden unsere Unterhaltungen bei Ihnen selbst vermeiden, der Ihrer Familie, Ihren zahlreichen Kindern und deren Fortkommen, lauter Dinge, an denen ich den herzlichsten Antheil nehme und über die ich jetzt nur aus weiter Ferne mit Ihnen reden kann; denn Sie wohnen an den Ufern des Mains, und ich an den Ufern der Loire, und zudem bin ich im J. 1754 geboren.

Frau v. Dino, die während ihres vierjährigen Aufenthalts in England ihren überlegenen Geist nur noch mehr ausgebildet hat und die gewiß eine der ersten Stellen unter den ausgezeichnetsten Personen einnimmt, vergißt nur Das, was nicht der Mühe werth ist behalten zu werden; sie fühlt sich geschmeichelt, daß Sie sich ihrer in derselben freundlichen Weise erinnern, wie es von ihrer Seite gegen Sie der Fall ist, und hat mich ausdrücklich beauftragt, Ihnen dieses zu schreiben.

Was mich betrifft, mein bester Baron, so bin ich in Bezug auf Sie noch wie vor der Alter; ich bin für das ganze Leben Ihr treuer

Fürst von Talleyrand.

Mit diesen Briefen, in denen namentlich eine Eigenschaft sich ausspricht, welche wol Viele dem Fürsten Talleyrand nicht zugetraut haben, nämlich Gemüth, schließen wir die Besprechung dieses Werkes aus der Feder unsres würdigsten jetzt lebenden diplomatischen Veteranen.

F. von Florencourt.

Digitized by Google

Zur Volksliteratur.

Wanderungen und Lebensansichten von Adam Henß. Jena, Frommann. 1843. 8. 1 Thr.

Die Bildung einer Zeit überhaupt und eines Volkes insbesondere hat ein eigenthümliches und, wie möchten sagen, vorhängnißvolles Stadium erreicht, wenn die Literatur, welche das eigentliche Volk überhaupt und besonders in seiner bürgerlich politischen Stellung betrifft, nicht mehr einzig und allein von den sogenannten höhern Ständen für oder wider das Volk, sondern zu bedeutenden Theilen von dem Volke selbst getrieben wird. Es ist dies ein unerfreuliches und laut redendes Zeichen, daß eben derjenige Theil des Volkes zum politischen Bewußtsein erwacht, auf dessen politische Bewußtlosigkeit man die Mehrzahl unserer staatlichen Einrichtungen berechnet hat. Was daraus für eine Pflicht entspringt, ergibt sich von selbst.

Unter die bedeutendsten dieser überaus bedeutsamen Zeichen der Zeit gehört das vortiegende Lebensbuch des Buchbindermeisters Adam Henß. Dieses wahrhafte Volksbuch ist in doppelter Beziehung merkwürdig und für unsere Sittengeschichte wichtig. Einmal als Selbstbiographie eines Mannes aus dem Volke. Biographien und namentlich Selbstbiographien besitzen wir bisher fast nur von Menschen, die sich in höhern, ungewöhnlichen oder gar abenteuerlichen Lebenskreisen bewegen. Diese Bücher haben für die überwiegend größere Mehrzahl der leser ein blos romantisches Interesse und sind von praktischem Nutzen nur für die Wenigen, die sich in ähnlichen Lebensstellungen befinden, zu ähnlichen Lebensansprüchen und Thaten aufgelegt und befähigt sind wie die geschilderten Helden. Auch in pädagogischer, legislatorischer und politischer Hinsicht überhaupt sind solche Bücher von geringem praktischen Nutzen, weil sie eben Menschen betreffen, welche auf genialen Lebensmegen über die gewöhnlichen Verhältnisse hinausgehen und daher in jeder Beziehung Ausnahmen von der großen Menge bilden, auf welche die Erziehungs- und Gesetzgebungspolitik wirken soll.

Von viel praktischerer Bedeutung sind dagegen Biographien von Menschen, die in mittlern und untern Lebensverhältnissen gewirkt, im Kreise des gemeinen Lebens geruhen. An dem Beispiele solcher Menschen können sich Millionen ihrer Berufs- und Standesgenossen Belehrung und Warnung, Trost und Stärkung holen. Solche Bücher sind daher wahrhafte Lebensbücher für das Volk, und wenn man bedenkt, wie viel kernhafte Charaktere, wie viel rasilos kräftige Lebensgestaltungen in mittlern und untern Classen des Volkes vorkommen, so muß man sehnlich wünschen, daß recht viele Biographien von Volksmännern erschienen und von Allen, welche lesen können, gelesen werden möchten. Aus solchen Büchern könnten sich auch die weltlichen und geistlichen Gesetzgeber von der Denk- und Fühlweise, von den Neigungen und Bedürfnissen des Volkes jene Kenntniß verschaffen, die zum Behufe einer wahrhaft volksthümlichen Gesetzgebung unumgänglich nothwendig ist. Und eine solche Gesetzgebung fehlt uns noch in vielen wesentlichen Beziehungen und sie ist eben in unserer Zeit dringender nothwendig als je.

Eben in Beziehung auf die besondern Verhältnisse unserer Zeit gewinnt Henß' Buch eine besondere Bedeutung. Wir lernen hier nämlich einen deutschen Handwerker kennen, der sein ganzes Leben durchaus politisch auffaßt und darstellt. Henß betrachtet sich schon in sehr frühen Jahren, faßt seit der Kindheit, mit besonderer Vorliebe und merkwürdigem Bewußtsein in seiner Stellung zu Kirche und Staat, und wie gewinnen mit seinem Buche einen höchst lehrreichen Blick in das innerste politische und kirchliche Gedankenleben des deutschen Mittelstandes; wir werden recht in die geheimnißvolle Werkstätte des deutschen Volksgeistes eingeführt und sehen, wie so Vieles, was eben jetzt in die öffentliche Erscheinung zu treten beginnt, stets längst in Kopf und Herzen des Volkes vorbereitet und gebildet hat.

Dies gilt besonders in der unsere Zeit so mächtig bewegenden Kirchenangelegenheit. Henß wurde zu Mainz von streng römisch-katholischen Eltern erzogen; aber schon in früher Zeit empörte sich sein Gemüth gegen die Unvernunft und den Seelenzwang, dieses fremden Kirchendienstes, und sortan durch das ganze Leben blieb sein Geist mit diesem Kampfe beschäftigt. Wie dem wackern Henß aber, so ist es gewiß Millionen von Katholiken ergangen, und die deutsch-katholischen Lebenskeime, die jetzt Wurzel fassen, werden unzweifelhaft allen clericalistischen, criminalistischen, jesuitischen und diplomatischen Gewaltthaten nun und nimmermehr zu Grunde gehen, denn sie wurzeln tief im Geiste und Gemüthe des deutschen Volkes.

Schon im J. 1828 sprach Henß in einer Druckschrift den Gedanken einer deutsch-katholischen Kirche aus, und zwar trat der Handwerker mit diesem Meisterdanken als Gegner des Philosophen Krug auf, der in einer Schrift die protestantischen Katholiken aufgefordert hatte, zur protestantischen Kirche überzutreten. Henß theilt einen in dieser Angelegenheit von Krug erhaltenen Brief mit. Daß der Handwerker gegen den Philosophen recht hatte, beweist die Gegenwart; der Vorwurf aber, den Krug damit den protestirenden Katholiken machte, daß sie nämlich aus Gleichgültigkeit, Trägheit und Furcht immer nur innerlich protestirten und äußerlich heucheln, ist auch heute noch vollgültig und trifft nicht etwa blos die in protestantischen Ländern zerstreuten Katholiken, sondern auch in katholischen Ländern Millionen.

Rechtlichen behandelt Henß noch alle wichtigen Fragen aus der Gegenwart wie aus der nächsten Vergangenheit und Zukunft. Er macht vortreffliche Bemerkungen über die französische Revolution und ihre tragikomische Zehgeburt, den mainzer Republikanismus, über die constitutionnelle Staatsform, über Gemeindevertassungen, über Volksschulwesen überhaupt und besonders über den Religionsunterricht. Er hebt schlagend die Nachtheile hervor, welche die Auflösung des Zunftwesens nach sich ziehen muß und bereits nach sich gezogen hat. Er liefert anziehende und abschreckende Beiträge zu der so viel besprochenen und hochwichtigen ungarischen Einwanderungsfrage. Er tadelt mit treffender Schärfe die Deutschen in Ungarn, daß sie vertrauensvoll vom Deutschthum abfallen und in knechtischer Bezwerfung den Magyarismus nachäffen. Er tadelt mit gerechter Empörung die gemeine Brutalität, mit welcher aller Orten, und namentlich in Oftreich, milchbärtige Polizeischreiber und habsüchtige Policeidiener den reisenden Handwerker mißhandelten und leider noch heutzutage mißhandeln.

Einen besonders wichtigen und interessanten Abschnitt des Buches bildet die Judenfrage. Henß spricht da wahrhaft goldene, bürgerlich praktische Worte, die Alles zu Schanden machen, was preußische Demagogen und österreichische Aristokraten über das Volk Israel geschrieben. Unter Anderm stellt Henß den inhaltschweren Satz auf: „Die Juden in Deutschland wollen deutsch sein aber nicht werden."

Wir unterlassen es, einzelne Stellen dieses edlen Bürgerbuches anzuführen. Man muß es ganz lesen, um das erquickende, tröstende und erhebende Bild eines ganzen, ehrenfesten, fleißigen, edelstolzen deutschen Bürgerlebens zu empfangen. Henß schildert sein Leben von der Kindheit bis in sein jetziges sechsundsechzigstes Lebensjahr: von da, wo er als bettelarmer Junge in die weite Welt hinauszieht, bis dahin, wo er als Bürgerältester und Landtagsabgeordneter der geistig hochberühmten Stadt Weimar in ehrenvollste öffentliche Thätigkeit gelangte. Er schildert seine Wanderungen durch den größten Theil Deutschlands, durch Ungarn, Siebenbürgen, das österreichische, preußische und russische Polen, Dänemark und die Niederlande, und erzählt dabei mit Geist und Humor auch Denen vielerlei, die eben gern erzählen hören. Überdies schreibt der Buchbinder einen viel bessern und edlern deutschen Stil als gewiß gar viele von Denen, deren Bücher er gebunden.

Die Hochweisen und Hochgebornen, welche die Aufklärung des Volkes verdammen, weil es dadurch von seinem natürlich und politisch nothwendigen Beruf entfernt werden würde, ver-

Digitized by Google

weisen wir auf das Leben des Adam Herz. Seht da einen Mann des Mittelstandes, der an allen höchsten Interessen des Staates und der Kirche thätig Theil genommen, der kirchlich-gesinnderrechtliche Schriften, ja sogar „Revolutionskeime" geschrieben und dabei doch sein Handwerk ehrenhaft und fleißig betrieben und alle Pflichten des Bürgergehorsams gewissenhaft erfüllt hat!

Wenn ich durch diese Zeilen nur etwas zur Verbreitung und Würdigung dieses vortrefflichen Buches beitrage, so preise ich dies als einen der schönsten Erfolge meines schriftstellerischen Strebens.

Franz Schuselka.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Horatio, der Mulatte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen. Frei bearbeitet von Le Petit. Hamburg, Kittler. Gr. 12. 20 Ngr.

— — Bertel Thorwaldsen. Eine biographische Skizze. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Berlin, Wolff. 12. 7½ Ngr.

Aufruf an die evangelischen Gemeinden. Von einem Gemeindeglieder. Berlin, Hermes. 8. 5 Ngr.

Austriaca. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Balmes, J., Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus in seinen Beziehungen zu der europäischen Civilisation. Aus dem Französischen von einem katholischen Geistlichen. 11te bis 15te Lieferung, oder 3ter Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Binder, B., Fürst Clemens Metternich und sein Zeitalter. Biographisch-geschichtliche Darstellung. Ite, von Neuem umgearbeitete und vielfach vermehrte Ausgabe. Nebst Metternich's Bildniß. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Binzer, A. v., Venedig im Jahre 1844. Mit einer Karte von Venedig. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr.

Christliches Hausbuch, oder religiöse Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, für alle Lebensalter, Geschlechter und Stände. Herausgegeben von K. H. W. Wagner und J. B. W. Reinhard. 15te und 16te Lieferung. Leipzig, Thenau. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die Evangelien, ihr Geist, ihre Verfassung und ihr Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Lösung der kritischen Fragen über die Entstehung derselben. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geijer, E. G., Über die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf Schweden. Drei Vorlesungen aus dem im Herbste 1844 in Upsala vorgetragenen geschichtlichen Cursus. Aus dem Schwedischen von U. B. Dieterich. Stockholm, Bagge. Gr. 8. 25 Ngr.

Glaubensbekenntniß der rein-christlich-apostolisch katholischen Gemeinde zu Grauberg. Grauberg, Röthe. 8. 1 Ngr.

Hansen, B., Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier im Jahre 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden geordnet und zusammengetragen, auch mit medicinischen Bemerkungen begleitet. Trier, Gall. 8. 20 Ngr.

Hefferich, K., Henrich Steffens und die Wissenschaft der Gegenwart. Einleitung zu den Vorlesungen über das Universitätsstudium, gehalten im Sommersemester 1845 an der Universität Berlin. Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Henschke, E., Die Auferstehung des Herrn, was sie uns verbürgt und wodurch sie selbst uns verbürgt wird. Predigt über 1. Kor. 15, 17—21. Schwedt, Jungheim. 8. 3 Ngr.

Homberg, Tinette, Gedanken über Erziehung und Unterricht, besonders des weiblichen Geschlechts und über weibliche Erziehungsanstalten. Nebst drei Anhängen: 1) Zur Beherzigung der Schrift des Hrn. J. H. Schulz: „Gedanken über die dem weiblichen Geschlechte zugesprochene Fähigkeit zum Unterrichten in wissenschaftlichen Disciplinen in der Schule."

2) Über die Nachtheile des zu vielen Romanlesens. 3) Über den sittlichen Einfluß des Schönen. — Mit einem Vorworte von F. A. W. Diesterweg. Berlin, Enslin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Job, Der Leidensmann. Eine Erzählung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Für christliche Jugend und christliches Volk. Von dem Verfasser der Erzählungen „des Prieriers Dirmar" rc. Mit einem Stahlstich. Augsburg, Rieger. 8. 15 Ngr.

Kahle, C. M., Darstellung und Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Berlin, Besser. 8. 15 Ngr.

Kracht, W., Die evangelische Kirche und ihre symbolischen Bücher. Ein Wort zur Verständigung. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 5 Ngr.

Lindau, A. F., Thoth, oder zwei altägyptische Ideen. Bis. 8. 5 Ngr.

Löser, W., Die reine Kritik und ihre Bewegung. Zur Charakteristik der von Bruno Bauer und seinen Anhängern in jüngster Zeit eingeschlagenen Richtung. Leipzig, Braunß. 8. 5 Ngr.

Malczeski, A., Maria. Ukrainische Erzählung. Übersetzt von C. A. Vogel. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 1 Thlr.

Menebal, Baron v., Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 3ter Band. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Leben des preußischen Feldherrn Alfred Moritz Meyers. Basel. 8. 3½ Ngr.

Missions-Andacht zu Ehren des heiligen Franciskus Xaverius. Mit einem Stahlstich. Münster, Regensberg. 12. 3½ Ngr.

Nasse, F., Aufruf zur thätigeren Sorgfalt für die Gesundheit der Fabrikarbeiter. Mit Nachweisung von Hülfsmitteln zum Schutz der Gesundheit in Fabriken. Bonn, Enke. Gr. 12. 5 Ngr.

Opitz, Nähere Beleuchtung der Streitschrift des Herrn Pastor Pistorius zu Säplingen gegen den rechten Standpunkt des Herrn Pastor König zu Anderbeck. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 5 Ngr.

Paoli, Betty, Romanetto. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Piette, L., Die Fabrikarbeiter. Einige Worte über die Verhältnisse der Arbeiter zu den Fabrikherren und Angabe praktischer Mittel, um das Loos derselben zu verbessern. Saarlouis. 12. 5 Ngr.

Das Präsentschiff. Geschichtlich abenteuerliche Bilder aus den Seekriegen während der Fremdherrschaft in Deutschland. Aus dem Tagebuche eines Seeoffiziers vom Verfasser der Tafelliede im Oberwalde. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prozemeria an die öffentliche Meinung in der Sache, welche Hr. Joh. Rösing vor ihren Richterstuhl gezogen. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Quinet, E., Die Reformation. Zwei Vorlesungen. Aus dem Französischen nach der 2ten Auflage übersetzt. Leipzig, Braunß. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichschwamm, A., Hannover an Sonn- und Alltagen. 1stes Heft: Polizeidiener und sonstige Wächter der öffentlichen Sicherheit. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 6 Ngr.

Religions-Gesellschaften, Conventikel und Hausgottesdienst, Sektenstiftungen und Verbitterung der Religionsparteien in Preußen, in kirchenrechtlicher Beziehung dargestellt von einem preußischen Justizexamen. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Röspe, C., Gedichte. Darmstadt, Diehl. Gr. 12. 20 Ngr.

Zur Ehrenrettung des Landrechts in der Ehescheidungsfrage. Ein Wort an Staatsmänner, Consistorien, Landstände, Juristen, Geistliche und Alle, die sich für die Frage interessieren. Von F. Y. J. Anclam, Dietze. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 197. — 16. Juli 1845.

Prälaten-Poesie.

Den neuen deutsch-katholischen Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge. Von J. L. Pfaff. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Diese 60 Stanzen eines ehrwürdigen Greises würden bei ihrem ersten Erscheinen in den mainzer „Katholischen Sonntagsblättern" dem Ref. unbekannt geblieben sein, wären sie nicht in besondern Abdruck einer ausgebreiteten Publicität und hiermit auch der Kritik ausgestellt worden. Dennoch habe mit dieser eine Weile gezögert, ungewiß, ob der Poet mich am Gedicht oder das Gedicht am Poeten irre mache. Doch ein Gedicht möchte ich es eigentlich nicht nennen, da dem Erguß eine einheitliche poetische Anschauung und Gestaltung gänzlich abgeht. Aber Verse sind es, wie die abgebrochenen Zeilen, die großen Anfangsbuchstaben derselben, die abgesetzten Glieder und bei genauer Betrachtung auch die Reime, wie z. B. Schutt und Muth, Hirten und führten, benagt und gemacht, Gespötte und Decrete, gewählt und ausgestellt, Ruhm und Evangelium u. s. w. gleich erkennen lassen. Das Ganze ist eigentlich ein kleiner Feldzug gegen die neukatholischen Gemeinden und für die altkatholische Kirche. Die von einem alten Bischofe gewählte poetische Form ist aufgefallen. Doch möchte ich mich hier bei zwei Fragen nicht aufhalten: warum nämlich der liebe Gott auch das Verkehrte in seinem Weltgedichte zugelassen, und warum der Herr Bischof Pfaff sich in Versen geoffenbart habe. Ich halte mich lieber an die eine große Wahrheit der vorliegenden Dichtung, daß nämlich die neue Kirchenbewegung für einen katholischen Bischof durchaus nichts Begeisterndes zu haben scheint, obgleich der Verf. die Feder „im Dichterflug geschwind zur Hand" genommen haben will. Nein, da laut scherzhaften Vorworts der hochwürdige Dichter durch ein in Witzenhausen erscheinendes Unterhaltungsblatt sich zu seinem Erguß hat hinreißen lassen, so wäre vielleicht eher ebenfalls scherzhaft zu sagen, er habe uns von dem bekannten Witzenhäuser eingeschenkt, der sich mehr durch seine Säure als durch Geist einen Namen gemacht hat.

Wir dürfen daher dem geehrten Dichter durchaus nicht das Unrecht anthun, einen poetischen Maßstab an sein Werk zu legen, sondern wollen nur den Inhalt desselben betrachten. Dieser läßt sich in drei Mischtheile auflösen, die viel fire Ideen enthalten — nämlich in Schmähung der neukatholischen Bewegung, in Behauptungen zu Gunsten der römischen Kirche und in Ermahnungen, bei dieser zu verbleiben, zu ihr zurückzukehren.

Wie glücklich ist nicht ein hoher katholischer Priester gestellt! Er spricht zu Gläubigen und hat gar nicht nöthig, seine Aussprüche zu begründen. Er ruft: Das ist grundschlecht, Das aber ist allein gut! Und Niemand fragt: Warum? Der Herr Bischof von Fulda hat seine Stellung richtig erkannt. Er denkt mit Falstaff: Und wenn Gründe so häufig wären wie Brombeeren, so will ich doch keine Gründe geben! Ref. darf so viel nicht wagen; er muß sich zu begründen suchen, d. h. von etwas ausgehen, was der hochwürdige Dichter selbst nicht in Abrede stellen wird.

Als das junge Christenthum von apostolischen Handwerkern in die Welt verbreitet wurde, hieß es den heidnischen Völkern und Machthabern — eine Sekte. Es ward hier geduldet, dort verfolgt. Seine Bekenner, Leute aus den untergeordneten Ständen, voll guten Willens und schlichten Verstandes für den neuen Ruf der Weltgeschichte, kamen in Häusern, ja in verborgenen Höhlen zusammen. Mitleid und Andacht trugen die karge Krume des irdischen Bodens herbei, ohne den einmal auch das Geistige hienieden nicht vorkommen kann. An Uneinigkeit in Nebensachen fehlte es unter den ersten Bekennern auch nicht, es gab Judenchristen, samaritanische Christen u. dgl.; denn es fehlte noch an eigentlichen Priestern, die bekanntlich feststehen, was allein wahr sein darf, während der alte Philosoph Heraklit, freilich ein Heide, behauptet, der Streit sei der Vater der Wahrheit. Statt der Priester gab es Aufseher, Bischöfe, die noch keine Lilatalare, keine gestickten Schuhe, keine Ringe über Handschuhfingern trugen. Ihr Kreuz mit der Welt hatten sie, aber es war nicht in Gold und Edelsteine gefaßt; sie nahmen es auf sich, aber nicht am Seidenband auf die Brust. Dafür hatten sie etwas Anderes — Frau und Kinder. Und diese hinderten sie nicht, Thaten der Liebe und Zeugnisse des Glaubens abzulegen, selbst in einer Zeit arbeitvoller Ausstellung des Christenthums, dessen Früchte unsere Priester

Digitized by Google

heute und seit Jahrhunderten in Ehre und Behagen genießen.

Wenn nun der Herr Bischof in Fulda in Stanze 32 sagt:

> Ihr nennt euch zwar katholische Gemeinde,
> Seid aber eine deutsche Sekte nur,
> Die Stolz und Trotz und Fleischeslust vereinte,
> Die schon des Wechsels schmählich Loos erfuhr,
> Die selbst in dünnen Reihen ihres Feinde
> Schon trägt des Widerspruches offne Spur —

so denkt er zwar die neue Kirchenbewegung, und eben nicht gar glimpflich, zu schmähen; er beschreibt aber aufs treueste das Bild der ersten Gemeinden des Christenthums selbst. Denn auch der dritte Vers trifft einigermaßen: die heidnischen Obrigkeiten warfen ja den Christen geistigen Stolz und Trotz vor. „Fleischeslust" ist aber ein beliebtes Eifer- und Predigtwort des Herrn Bischofs, mit dem er hier jene Geistlichen zu treffen meint, die sich nicht etwa mit dem Concubinat befriedigen, wie es in der spätern Kirche häufig vorkam, sondern eine Ehe schließen, wie die ältesten christlichen Bischöfe thaten. Wenn aber der hochwürdige Dichter gegenüber von heutigen Priestern, die auf sichern Pfründen und im Schutze christlicher Staaten leben, mit den Schlußversen der Stanze 13 Recht hat:

> Gebt Weibern uns, dahin ist unſre Ehre,
> Dahin des Amtes Kraft, gefährdet Zucht und Lehre —

so weiß ich wirklich nicht, wie die christlichen Priester in jenen schlimmern Zeiten fertig geworden sind. Von der in diesen Versen versteckten Schmähung der aller Ehren werthen protestantischen Geistlichkeit will ich nicht reden. Wenn sich der Herr Bischof selbst Dergleichen nicht übel nimmt, so mag ich es nicht thun. Am Ende muß man auch der Poesie des geistlichen Dichters etwas zugutehalten. Poesie geht über Das, was in der Geschichte, im vernünftigen Menschenleben schon wirklich vorhanden ist, hinaus; sie freut sich an Erfindung. Und Reime sind vollends lose Gesellen: während man sich anstrengt, sie in Reihe und Glied zu bannen, lassen sie — das Ungereimteste einschlüpfen. So glaubt der Herr Bischof, die Beweggründe der katholischen Priester zum Austritt aus ihrer Kirche gefunden zu haben, wenn er ihnen zuruft: „Sucht Ruhm und Geld!" Ja, wenn sich Beides so leicht auf der Oberfläche finden ließe wie geistliche Weisheit! Was katholische Kapläne und Pfarrer bei ihrem Scheiden aus der römischen Kirche an Aussicht auf ruhige Ämter, auf Pfründen, Capitelskreuze u. ſ. w. fahren lassen, läßt sich berechnen. Doch was finden sie bei den kleinen neuen Gemeinden? Unruhe und die dürftigste Unterstützung zu ihrem Bestehen. Sie wollen überdies eine Kirchenordnung begründen, in der es keine hohe Geistlichkeit mehr geben soll, was bleibt ihnen also an sogenannter Ehre zu erwarten? Oder glauben Eure Excellenz, die im Kirchlichen so wenig einigen Protestanten besäßen die unerschöpflichen Gnadenschätze und Geldmittel der römischen Propaganda, um Leute zu unterstützen, die nicht einmal die Sache des Protestantismus wollen? Und Ruhm? Wahrlich, die Gegner der römischen Kirche in Deutschland sind weder so einig noch so eifrig zur Anerkennung und Anpreisung einer neuen reformatorischen Unternehmung, als es die Katholiken sind, Schmach und Verdammung über eine solche und deren Führer auszuschütten. Zu diesem Ruhme, dessen jene Geistliche sich voraus versehen konnten, trägt freilich der Herr Bischof mit seinen Stanzen ein Erkleckliches bei.

Oder meint unser Poet mit dem Worte Ruhm den Jubel, mit dem man in Deutschland die Ronge'sche Bewegung aufgenommen hat? Nun ja, die Überraschung war erstaunlich, mit der man, besonders unter gebildeten Katholiken, nach langjährigen, erst leisen, zuletzt unverschämten Bestrebungen des Ultramontanismus das warme, entrüstete Wort eines anbekannten katholischen Geistlichen vernahm. Aber das war ja kein persönlicher Ruhm für Ronge, den unsere Überraschung selbst wieder überraschte: diese Jubel, an denen, wie gesagt, die Katholiken den lebhaftesten Antheil nahmen, waren vielmehr Acclamationen, mit denen man die in der Kirche endlich erwachende gesunde Vernunft begrüßte; Kränze, mit denen man die vermeintlichen Vigilien einer neuen Entwicklung der Kirche schmückte.

Könnte ich hier noch andere Aussprüche unsers infulirten Poeten in nähere Betrachtung nehmen, so würde man sich noch lebhafter überzeugen, daß richtige Auffassung der Thatsachen, geistvolle Standpunkte der Betrachtung und tiefer, humaner Lebensblick nicht leicht mit so vieler Kunst umgangen und ignorirt werden können, als es dem hochverehrten Dichter gelungen ist. Dabei hat er freilich einen großen Vortheil voraus. Bekanntlich unterscheiden sich Krieger und Priester auch in der Art, wie sie ihre Gegner behandeln. Der Soldat sucht seinen Feind anzuerkennen, zu ehren, ihn hochzustellen; Priester pflegen ihre Widersacher herabzuwürdigen, zu schmähen, zu verdammen. Der Soldat sucht seine Ehre in der Ehre des Feindes; der Priester schont seine gesalbten Finger nicht, wenn es gilt, den Gegner zu bewerfen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man gestehen, daß der Verf. der 60 Stanzen sich in seinen Standeswaffen nicht vergriffen hat. Ungläubig, frech, trotzig, Rebellen auch gegen den Staat (!), Lügner, Wollüstlinge und was Alles werden Ronge und Czerski gescholten! Ich fühle mich nicht berufen, beide Männer zu vertheidigen. So viel aber bekannt geworden, hat man Ronge's moralischem Wandel nichts anhaben können. Und wenn Czerski bei seinem Austritt aus der römischen Kirche sich verheirathet hat, so vergißt der Herr Bischof, der diesen Schritt (Stanze 19) „unerlaubte Verbindung eines Wüstlings" nennt, daß die Ehe nur innerhalb der römischen Kirche unerlaubt, außer derselben aber ein Sacrament ist. Eins freilich thut mir leid, um meinetwillen: Czerski besitzt nämlich, so viel man erfährt, hohen persönlichen Muth. Mitten unter fanatischem Polenwolk und zwischen Beichtstühlen hindurch, obgleich gewarnt vor frommen Dolchen, reist und predigt er — ein verheiratheter Priester! Wie soll

Digitized by Google

ich nun die herrlichen Verse der Stanze 10 auf ihn anwenden, in welchen der hochwürdige Dichter über jeden verheiratheten Priester ausruft:

Wird er nicht scheuen drohende Gefahren,
Wenn Weib und Kind ihn warnen vor der Gruft?

Was soll man nun dazu sagen? Es ist wahr, diese Excommuniciren gehen auch über alle bischöfliche Stanzen und Instanzen hinaus! Und — so fürchte ich — werden sie auch —

Wenn Seuche tödtet ganze Menschenscharen
Und giftgeschwängert weht die weite Luft —

dennoch zu den Kranken eilen, dem Herrn Bischof zum Trotz, der solche Heldenthat nur unverheiratheten Priestern zutraut, wobei der hochwürdige freilich die Aerzte ganz übersehen hat, die doch neben ihren Pflichten auch Frauen haben.

Nach den Schmähungen, die der Dichter selbst ausspendet, haben wir noch deren zu gedenken, über die er sich beklagt. Was bu nicht willst, daß dir geschehe u. s. w.; doch dieser Spruch gehört — in die Kirche. Des Herrn Bischofs Beschwerde geht nämlich gegen die Presse, die nur Lüge, Verleumdung, Haß, Arawohn, Lästerung und Alles und Alles „um Geld sogar", „sogar um Lohn" gegen die Katholiken ausschütte, die der Dichter arm und wehrlos nennt. (!) Er sagt:

Sie zu schimpfen,
Sucht man den Kindern schon Luft einzuimpfen!

Letzteres ist nun Kinderei; aber unsere heutige Presse, und besonders den Journalismus, will ich nicht gerade vertheidigen. Der Journalismus Deutschlands ist der würdige Sohn seiner Mutter, der Censur, die bekanntlich ihr Dasein der katholisch-geistlichen Macht, besonders unter Alexander VI. und Leo X., verdankt. Der Enkel ist nun freilich manchmal ein wenig unartig gegen die Großmutter, die sich in jüngster Zeit wieder recht rüstig hervorgethan hat. Aber so viel muß ich doch als ehrlicher Mann gestehen, daß der katholische Journalismus z. B. in Baiern an Ungehetzte keiner Tagespresse in der Welt nachsteht. Was blinder Haß und rohe Wuth eingeben, ist dort das Geringste: Görres und Comp. haben sogar eine Geschichtsfabrik angelegt. Sie machen, um nur all ihren Geifer anbringen zu können, eine Art von historisch-politischem Schaumwein, dem es nicht an Geist fehlt. Gewiß, was auch hüben und drüben gesündigt werde, darüber bleibt doch kein Zweifel, wem der Ruhm der geschmacklosesten Federn und der treulosesten Kampfesführung gebühre. Ich rede hier nicht von Versen, sonst würde ich erst noch 60 Stanzen eines protestantischen Prälaten abwarten, ehe ich unserm hochwürdigen Dichter den Sieg abzusprechen mir erlaubte.

Man darf sich nicht über die Gegenstände wundern, deren sich unser Dichter gegen die boshafte Presse annimmt. Es gab eine heitere Zeit im katholischen Deutschlande, da man gewisse Thatsachen des Katholicismus dem Urtheil der Geschichte stillschweigend überließ. Damals durfte, unter dem letzten Kurfürsten in Mainz, Professor Blau, an der Spitze des dortigen Seminars, sogar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche schreiben; Derer, Doctor der heiligen Schrift zu Bonn, den Primat des Papstes in einer Dissertation verwerfen. Heute ist es anders; heute soll Alles und Alles wieder gelten und unanfechtbar sein. Und so eifert auch unser Hochwürdiger sogar für den Ablaß, für Wallfahrten, für die Jesuiten. Mit Letztern mag es doch dem ehrwürdigen Greise ziemlich sauer geworden sein, wie ich aus so haklen und kalten Versen schließe, als:

Die liebevollsten Lehrer waren sie, —
Nach irdischer Belohnung strebend nie, —
Für Alt und Jung sich opfernd spät und früh.

Ich reime nur noch hinzu:

Wahrhaftig, Erzellenz? O gehen Sie! —

Diese Proben gehören schon dem zweiten Elemente der Dichtung an — den Behauptungen. Und auch in diesem Stück ist unser Poet sehr stark. Die saiterhaften Päpste z. B. werden in Verbote gestellt: Görres und Comp. müssen erst noch diese alten Geschichten umarbeiten, aber jene Päpste sind „durch Fürstenpolitik" gewählt" worden; es sind Päpste —

Die uns die Welt, nicht Gottes Geist gegeben.

Ich war immer der Meinung, wenn etwas unter dem Einflusse des heiligen Geistes stände, so wäre es die Wahl des Stellvertreters Gottes auf Erden. Ich hielt dies für ein Dogma. Nun werde ich durch authentische Erklärung belehrt, daß dieser Einfluß doch durch Staatspolitik neutralisiet werden kann. Geschichtlich nachzuweisen ist zwar diese Behauptung nicht. Allein uackte Behauptungen sind stets Priestervotrecht gewesen. Wenn es nur auch mit der Logik immer gut bestellt wäre, — mit den Schlüssen, die man auf solche Behauptungen stützt. So enthält der Vers (Stanze 15):

Ihr fürchtet von der Hierarchie Gefahren?
Hat diese Christus selber nicht gesetzt?

eine alte kühne Behauptung und zugleich einen lächerlichfalschen Schluß, den ich vielleicht am kürzesten durch einen eigenen Vers anschaulich mache, wenn ich parodire:

Ihr glaubt, die Menschheit habe je gesündigt?
Hat nicht die Gottheit selber sie geschaffen?

Doch die gewagteste von allen Behauptungen finde ich in den Schlußversen der vierzehnten Strophe, wo der kühne Dichter vom Papste überhaupt sagt:

Ich sehe heiße Thränen ihn vergießen,
Ihn, der uns Deutschen Gutes nur erweisen.

Ich meine nicht die heißen Thränen, denn man ist schon gewohnt, daß der Papst von Zeit zu Zeit in Allocutionen weint; allein diese Thränen fließen bei einer guten Flasche Lacrimä Christi aus dem Dintenfasse des Vaticans, und sollten auch als rhetorisches Bild längst vertrocknet sein, wie ja der „Zahn der Zeit" auch längst hohl geworden ist. Aber, daß der Papst den Deutschen nur Gutes erweisen habe — ! —

Was würde es helfen, wenn man solchem Ausspruch mit einer Darlegung Dessen begegnen wollte, was viel-

Digitized by Google

mehr Rom, was die Kirche den Deutschen zu verdanken hat. Die erste weltliche Begründung, allen Glanz, alle Herrlichkeit und den reinsten Glauben an diese Herrlichkeit ist Rom den Deutschen schuldig geworden. Ja, die ganze Ausbildung des Christenthums in der Form des Katholicismus, der ganze hierarchisch-sinnliche Leib einer ursprünglich rein geistigen Lehre stammt aus der plastischen Kraft des germanischen Blutes, das in der Völkerwanderung ganz Europa durchströmte und neu belebte. Und was Deutschland dafür von Rom empfing? Seine politische Schwäche und Zersplitterung, die unzähligen Unbilden fremder Nationen hat Rom uns angerichtet mit Bannstrahlen, die unsere größten Kaiser trafen und mit jener Politik, die unsere innere Uneinigkeit nährte.

Wahrlich, ich kann nicht anders glauben, als daß mit so viel Schmähungen und befremdlichen Ausdrücken das greise Haupt des Dichters nur seiner Jugend ein leidiges Opfer bringt. Wie oft waren wir jüngern, wir spätern Söhne Fuldas nicht gestimmt, dies edel geformte Haupt für eine höher gewachsene, vollere Ähre echter und humaner Einsicht in das Leben und in die Geschichte der Menschen anzuschauen, und müssen nun diese Ähre, die sich aus freien Stücken auf die Tenne des Tages wirft, so viel Trespe ausschütten sehen!

Ich habe die heitere Laune verloren, mit der ich erst die 60 Stanzen las, und will mit dem dritten Element derselben kurz sein.

Es sind Ermahnungen zur Rückkehr an die Beirrten, Warnung an die Gläubigen, jenen zu folgen. Sie sind besser gemeint als ausgedrückt und, wie natürlich, vom Standpunkte eines Oberhirten gefaßt. Dreierlei werden die Römisch-Gläubigen noch lange nicht begreifen oder zugeben: einmal, daß am Christenthum Dasjenige, was die langsame Zeit gebildet hat, nicht das Ewige und Bleibende sein kann; sodann, daß gerade Deutschland, das Herz jenes Blutes, dem Rom und das Christenthum seine vorübergehende Ausbildung zu verdanken hat, auch ein altes Recht zur Reformation besitzt und hierin seinen hohen Beruf immer mehr erkennen wird; endlich aber, daß Konge und Consorten, gegen die man so kindisch wüthet, vielleicht unterdrückt werden können, daß damit aber der Geist nicht getödtet ist, der jene Männer hervorgerufen hat und der sich stets neue Organe erschaffen wird.

Der hochwürdige Dichter, der uns zuerst (Stanze 28) mit einem schlimmen Kriege gewinkt hat — vielleicht stolz auf jene „wehrlosen" Katholiken, über die „der wackere trierische Prälat" Musterung hielt —, prophezeit zuletzt Liebe, die auch, glaube ich, seinem wahren Herzen eigener als das Eisern ist, und die ihn schließlich so bewegt, daß er der letzten Stanze zwei Verse mehr gibt, als eine achtzeilige Stanze gerade nöthig hat. Ein alter Kirchenvater sagt: Quod satis fuit ad pretium, non satis fuit ad amorem.

Fulda, im Juni. **H. Koenig.**

Nordische Elfenmärchen und Lieder. Von Püttmann. Leipzig, Fleischer. 1844. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der Titel dieses Büchleins ist nicht passend gewählt. Am treffendsten dürfte der Inhalt desselben bezeichnet sein, wenn es „Materialien zu einer Mythologie des nordischen Elfenwesens" genannt worden wäre. Diese Materialien bestehen theils in einem kurzen wissenschaftlichen Umriß der Elfensagen, theils in einzelnen Proben der Elfenpoesie. Jener Umriß zerfällt wieder in zwei Theile, von denen sich der erste mit dem altnordischen, der zweite mit dem neuern Elfenglauben beschäftigt. In jenem ersten ist die Rede von den Alfar (Elfen) und Dunegar (Zwergen) und ihrem Verhältniß zueinander, von der Scheidung der Elfen in Lichtelfen und schwarze Elfen, von dem Verhältniß der Elfen zu den Göttern und Asen, von den Nornen, den Göttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und ihrer Verwandtschaft mit den Parzen, und zuletzt von den Walkyrien (den Todtenwählerinnen, Schildmädchen, Helmmädchen) und Heldinnen (Königstöchtern, Schwanenmädchen), fur deren nähere Kenntniß die Lieder von „Helgi und Sigar", von der Walküre „Sigrun" und von „Wölundur" ausführlich mitgetheilt werden; im zweiten Theile verbreitet sich der Verf. anfangs über den Einfluß des Christenthums auf den Elfenglauben und über das Wechselverhältniß zwischen ihm und der skandinavischen Natur, sodann über den Unterschied der guten und bösen Elfen, über die Elfenkönige, über die Berg- und Quellgeister und dergleichen Sagen, sowie über ihren Verkehr mit den Menschen, die sie durch allerhand Künste in ihr Reich locken; ferner über die unterirdischen Elfen, ihre Neckereien, ihre Weissagungen und ihre Zaubergärten, über die Baumelfen und die gestügelten Elfen und über die nächtlichen Züge derselben durch die Luft, und endlich über die verschiedenen Classen der Trollen oder Zwerge, der Hausgeister und der Wassergeister. Die beigegebenen Lieder finden sich größtentheils schon in den hierhergehörigen Schriften von Herder, Talvj, Mohnike, Wolff, Grimm u. A., jedoch in der Regel neu übersetzt und mit kritischen und literarhistorischen Anmerkungen versehen. 48.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neben dem „Juif errant" erregt jetzt in Paris ein Roman von Paul Feval: „Les amours de Paris", Aufmerksamkeit. Von demselben Verf. rühren schon drei bisher ziemlich unbeachtet gebliebene Romane her: „Les mystères de Londres", welche unmittelbar nach den „Mystères de Paris" als Feuilleton im „Courrier français" erschienen, „La forêt de Rennes" und „Les fanfarons du roi". Hr. Féval ist ein Nachahmer Eugène Sue's, vielleicht mit einer eben so reichen und starken Phantasie als sein Vorbild begabt, ohne jedoch dessen höhere Weltanschauung, poetische Auffassung und meisterhaftes Darstellungstalent zu besitzen. In diesem Roman sucht er den Fehler Sue's, die übermäßige Breite, zu vermeiden und verfällt in den entgegengesetzten — er wird vor lauter Auslassungen dunkel.

Eine Auseinandersetzung der Grundsätze sowie der innern und äußern Organisation des Almanismus, der in Frankreich neu erfundenen und durch die Journale proklamirten Religion, enthält die kleine Broschüre: „Almanisme, ou la civilisation 31, 845" (1845). Sie fodert die Menschheit zum Beitritt auf, wie man Capitalisten zu einer Actienspeculation sucht, und zeigt an, daß zur Bildung des großen Collegiums zwanzig Priester und ebensoviel Priesterinnen nöthig seien. In dieser Qualität wird man nur durch den Großmeister der neuen Kirche zugelassen und muß, wenn man mit den übrigen Mitgliedern in Gemeinschaft leben will, zuvor ein Capital von 20,000 Francs an die Kirchenkasse zahlen. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 198. — 17. Juli 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Dritter und letzter Artikel.

6. Schweden im Jahre 1843. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Hanover, Kius. 1844. 12. 3 Thlr.

Zu unserer Übersicht der jüngsten nordischen Reiseliteratur haben wir auch des vorstehenden Reiseberichts zu gedenken. Wir erinnern an alles Das, was wir Anerkennendes über die norwegische Reise Mügge's zu sagen hatten, und bemerken nur, daß die vorliegende Fortsetzung jenes Berichts von denselben Vorzügen hervorgehoben wird, die wir in jenem größern Artikel anzuerkennen fanden. Mügge's Relation ist, was ein Reisebericht sein soll, wahr, wohl gewählt, eine genußreiche Lektüre. Die Aufgabe, welche hier gelöst wird, weicht von denen seiner Vorgänger wesentlich ab; es ist die Form der Gesellschaft, die Gestalt des Staatslebens, der Charakter der Schweden als Volk, den der Verf. zu schildern im Auge hat, und er löst diese Aufgabe in solcher Art, daß wir ihm in dieser Beziehung unendlich viel mehr zu danken haben als seinen Vorgängern von 1 — 5. Mügge hat politischen Blick; er hat ihn schon in seinem „Norwegen" geübt und bewährt, und wenn wir auch weit entfernt sind, alle seine Ansichten zu den unsrigen zu machen, oder solche überzeugte Ergüsse, wie sie sich über Verfassung und freie Presse im Schlußcapitel des ersten Bandes finden, zu unterschreiben; wenn wir ihn auch wiederholt darauf hinweisen müssen, daß seine Theorie von der Herrschaft der Majoritäten falsch und vor jeder gesunden Erfahrung verwerflich erscheint, indem sie einen ewigen Krieg „Aller gegen Alle" im Gefolge hat, so belehrt er uns über die politischen Zustände des Landes doch gründlicher als irgend einer seiner Mitbewerber aus der neuesten Zeit. Wir fühlen ein Bedürfniß, diesen Punkt abermals in wenigen Zeilen mit ihm abzuthun, damit uns der Irrthum seiner Theorie nicht hindere, gegen seine thatsächlichen Verdienste gerecht zu sein. Gegen den verstorbenen König Karl Johann ist der Verf. überaus zarten Urtheils, weil er die volksthümliche Richtung der Opposition auf Umsturz des alten Verfassungsrechts, dessen Mangelhaftigkeit wir zugeben, mit entschiedener Energie daniederhielt. Er erwartet von seinem Nachfolger eine entgegengesetzte Bestrebung — und er wird sich irren! Den reinen Constitutionalismus kann Schweden so wenig ertragen als Deutschland. Fest gewordenes Recht ist ohne Zertrümmerung des Staatshaus nirgend zu ignoriren. Seiner Ansicht nach ist die Nation, plus Einem, also die Majorität, überall befugt, der andern Hälfte des Volkes, minus Einem, also der Minorität, Gesetze zu geben, wenn diese auch dem „bisherigen" Rechtszustande widersprechen. Dies ist des Verf. Grundirrthum; er spricht ihn offen und naiv aus und er ist darum nicht gefährlich. Was in der Theorie wahr ist, ist in der Theorie wahr, aber darum nicht in der Wirklichkeit. Die Theorie soll als Regulator des Wirklichen dienen, aber nicht als Gesetzgeber. Wir können ihm zugeben, daß in Schweden Reformen zeitgemäß sind, aber darum soll das alte Verfassungsrecht noch nicht wie ein unberechtigter Eindringling eines schönen Tags in dem Mälar ertränkt werden. Reform oder Revolution — das ist die Frage! Wir wünschen den Schweden, daß sie dahin gelangen, ihre allzu schwerfällige Staatsmaschine mobiler zu machen, daß es ihnen möglich werde, das zerrissene Rechtswesen zur Ausgleichung zu bringen, die Rechtsverschiedenheiten fast jedes Bürgers und jeder Scholle aufzulösen — wenn die schwedische Standeseifersucht dies anders jemals zuläßt —, das Übergewicht des Adels zu moderiren und den Privilegien, welche noch allzu wuchernd fortleben, dadurch ein Ende zu machen, daß die ganze Nation sich von der Nothwendigkeit überzeugt, sie zum Heile des Volkes und des Landes aufzugeben; aber Das können wir nicht zugeben, daß seine oppositionnelle Volkshälfte plus Eins, d. i. seine Majorität, berechtigt sei, mit einem Federstrich das ganze Verfassungsrecht Schwedens auszutilgen und eine amerikanische Rechtsgleichheit zu proclamiren. Mirabeau hat gesagt: La révolution française sera la tour du monde. Zugegeben! Allein in jedem Lande auf eine andere Art, anders in Süddeutschland, anders in England, anders in Norddeutschland und wieder anders in Schweden. Die Natur ist nicht so arm, daß sie sich zu wiederholen nöthig hätte. Ja, genau besehen, scheint uns der Verf. Geist und Streben der Opposition in

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 9 — 13 und 169 — 172 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Schweden selbst mißzuverstehen. Wir zweifeln, daß Ankarswärds Ziel das seinige sei; ja, daß selbst das „Aftonblad" seine amerikanische Rechtsidentität im Auge habe. Jedenfalls aber thut er dem größern Theil der schwedischen Opposition Unrecht, wenn er ihm „französisch-theoretische Novellirdeen" unterlegt. Ist dies aber richtig, wo bleibt alsdann seine Volkshälfte plus Eins? Und nun kein Wort mehr über dies Thema; die Frage aber, ob denn der Verf. bei einem solchen Grundirrthum im Einzelnen dennoch richtig gesehen haben könne, möchten wir nach dem ganzen Inhalt seines Buches eher bejahen als verneinen, wenngleich nicht zu leugnen sein wird, daß er seinem Systeme zu Liebe die Wirklichkeit hier und da ein wenig verkennt.

Der Verf. kommt bekanntlich aus Norwegen; er durchreist Schweden von Norden nach Süden. In jenem Bauernstaat, mit einer Bevölkerung von 210 Menschen auf der Quadratmeile, lernte er mit einer Einfachheit der Sitte und der Einrichtungen sympathisiren, die sich schon in dem bevölkerten Süden von Schweden nicht bewähren würde. Wo die Menschen dichter zusammenwohnen, bedarf es einer festern und stärkern Macht zum Schutze der Gesellschaft; diese stärkere Macht nennt der Verf. „Bureaukratie" und zieht dagegen ins Feld. Er hat unrecht; in dem Lande seiner idealen Rechtsgleichheit, in Frankreich, ist diese Macht, gegen welche er sich ereifert, ungleich stärker als in Schweden oder in Deutschland. Der Anblick eines geregelten, strenggeordneten Staats und Volkswesens, von dem in Norwegen wenig zu bemerken war, ist ihm in Schweden unangenehm, trotzdem daß er seine Resultate sich recht gern gefallen läßt. Selbst der höflichere, schmiegsamere Charakter des Volks in Jämtland macht auf den an das norwegische Bauernthum gewöhnten Reisenden einen mißfälligen Eindruck. Dies Capitel, das erste seines Buchs, gibt hiernächst eine dankenswerthe Übersicht der schwedischen Steuerverfassung, die in einem Gewirr von Ungleichheiten, Privilegien und Sonderrechten ausläuft, welche allerdings ebenso viele Hemmnisse für wünschenswerthe Fortschritte sind. Der Grundbesitz ist freilich nach der Aufstellung des Reisenden übermäßig mit Steuern belastet, und es ist fast unmöglich, durch bloßen Fitiß zu Besitz zu gelangen. Ganz Schweden ist in 65,865 Hufen und 186,893 Stellen getheilt; hierunter befinden sich fast 18,000 adelige Güter, die besten im Lande, welche wenig zu der Grundsteuerungskraft beitragen; der Rest gehört etwa 150,000 Eigenthümern; 1,700,000 Menschen leben von der Bearbeitung fremden Eigenthums. Auch Schweden ist ein Bauernstaat; denn von seinen 3 Millionen Bewohnern leben 2½ Million vom Ackerbau und etwa ⅓ der ganzen Bevölkerung von andern Erwerbsquellen. Alle schwedischen Städte zusammen enthalten nur 300,000 Bewohner und auch von diesen ist ein großer Theil auf den Anbau des Bodens hingewiesen. Adel und Ritterschaft umfassen etwa 14,000 Personen, der geistliche Stand 20,000, der eigentliche Bürgerstand nicht mehr als 70,000 oder ¹/₁₇. Forsell rechnet 483,145 Familien; darunter 11,512 wohlhabende, 154,234, die ihr Auskommen haben, 238,000 dürftige und 78,000 buchaus arme. Armuth und Dürftigkeit ist daher das Loos von fast ¾ der ganzen Bevölkerung. Hieraus ergibt sich zur Genüge, wie wichtig für Schweden eine richtige Grundsteuervertheilung sein muß. Während der Ackerbau unter dem Druck einer langen Reihe von Grunbabgaben schmachtet, sind die Städte zwar in dieser Beziehung begünstigt; die Gewerbsamkeit seufzt aber dafür in den Fesseln des Zunftzwangs und der Landmann bleibt sein eigener Handwerker. Wir glauben, daß das Letzte für Schweden ganz passend ist und daß der lange Winter die Erhaltung dieses Verhältnisses wünschenswerth macht. Daß Schweden ein armes Land sei, ergibt sich zur Genüge daraus, daß im ganzen Reich nur eine Person für ein Vermögen von 2 Millionen Banktbalern steuert (der Graf von Geer), zwei Personen für 1½ und zwei für 1 Million, sieben für 750,000, sechzehn für mehr als 200,000, 136 für mehr als 100,000, 448 für mehr als 50,000, darunter ein Bauer, 330,229 Bauern aber für ein Vermögen bis zu 2500 Banktbalern steuern.

Mit solchen dankenswerthen Angaben füllt der Verf. den Bericht seiner Reise durch Nordschweden, Jämtland, Medelpad bis zum Dalelf, wo der Anbau zunimmt und die Bevölkerung dichter wird. Diese einsamen Waldwüsten, in welchen tagelange Reisen kaum von einem Bauernhof zu dem andern führen, schildert der Reisende auf die anziehendste Art, indem er seine Gemälde des Landes, der Menschen und ihrer Sitten, der Culturverhältnisse und der kleinen freundlichen baumbepflanzten Städte mit gründlicher Belehrung über die politischen und statistischen Verhältnisse des Landes mischt, und zu Resultaten gelangt, die wir als richtig anerkennen müssen. Im Ganzen genommen ist sein Bild des Landes allerdings ein trübes und in tiefen Schatten gehüllt; er schlägt jedoch Das, was er die Leiden des Landes nennt, vielleicht zu hoch an, sieht die Lichtseiten zu wenig und läßt sich durch Vergleichungen irren. Allein in vielen Dingen hat er offenbar recht, und wir stimmen ihm zu, wenn er z. B. ausruft: „Was hilft der Ruhm, daß es in Schweden wenig Menschen gibt, die nicht lesen können, wenn die Armuth, die Trunksucht, die Verbrechen, die Zahl der unehelichen Kinder, die sittliche Verwilderung mit einem Worte zunimmt!" Aus einer spätern Aufführung ergibt sich, daß in diesem stillen, einsamen Lande, in jenen entlegenen, unzugänglichen Bauerhöfen jährlich 80 Mordthaten vorkommen und über 5000 andere schwere Verbrechen verübt werden, von denen auf die Städte nur ein geringer Antheil kommt. Gefie mit 9000 Einwohnern ist die erste größere Stadt, die er in Schweden berührt, ein blühender Ort mit 80 eigenen Schiffen. Hier wächst die erste Eiche und das Polarklima liegt hinter uns. Der schöne Fall des Elfcarlelv verdient die ihm ertheilten Lobpreisungen. Die großen Gruben von Dannemora, die wol nur einmal in der Welt vorhanden sind, und wo mehr als 1300 Arbeiter

Digitized by Google

seit drei Jahrhunderten an einem soliden Eisenberg unter der Oberfläche der Erde von unermessener Höhe arbeiten, ohne noch seine Begrenzung entdeckt zu haben, werden uns in einem äußerst lebendigen Gemälde vorgeführt; die jetzige Förderung liefert mehr als eine halbe Million Schiffspfund reines Eisen; es wäre das Zehnfache zu erlangen; die Gruben gehören einer Gesellschaft, deren Haupt der Graf von Geer ist.

Den Aufenthalt in Upsala benutzt der Reisende vortrefflich, uns von den Richtungen der Studien in Schweden, von dem Geist der Wissenschaft und von dem Leben der Studenten ein volles Bild zu liefern. An den Gräbern der Wasa's im Dom übt er ein ernstes Todtengerichteramt. Zwischen ihnen ist Linné's Grab. Die Unduldsamkeit des schwedischen Priesterstandes ist ein Thema, das in diesem Buche vielfach ausgebeutet wird; in Upsala wird dieser Geist unduldsamer Bevormundung und geistiger Herrschsucht grundsätzlich gelehrt und gepflegt; in Lund regt sich ein freierer Geist der Forschung, dort lehrt Thomander; hier aber weht der Geist des Exbischofs von Wingård, „der überall hervorbricht, wo es ans Kreuzigen Andersdenkender geht, und der, außer der Homiletik, keinen andern Zweig theologischen Wissens emporkommen läßt". In Schweden sind geistliche Gerichte, Ohrenbeichte, Meßdienst, Kirchenbuße, Druck und Zwang der Gewissen noch alltägliche Erscheinungen; die Geistlichkeit liegt in völliger Erstarrung und schützt sich in dieser mittels ihrer „politischen" Rechte gegen den belebenden Wind aus Deutschland, den sie fürchtet. Dennoch ist der Gedanke allgemein geworden, daß die Landeskirche einer Reform bedarf, und weder die Flut von Gegenschriften wider Strauß, noch der Proceß Almqvist's hat über die Mängel einer Kirchenverfassung täuschen können, nach welcher ein Drittel sämmtlicher Staatsbedürfnisse für die Geistlichkeit verbraucht wird, ohne daß Volksmoral und Sittlichkeit den geringsten Vortheil davon bezögen. Nicht minder schreiend erscheinen in der Darstellung des Verf. die Mängel der Justizpflege. Durch allerhand Mißbräuche ist es dahin gekommen, daß die Districtsgerichte (Häradar), in welchen die Juryverfassung (der Nämnd, die Ernannten) besteht, gänzlich wirkungslos geworden sind und alle Rechtssprüche den königlichen Gerichten (Lagmanstättan), die nur einmal im Jahre Gerichtstag halten, oder den drei Hofgerichten bevolvirt werden. Wir sind der Meinung, daß in diesem Umstande eine große Lehre für die Freunde der Geschworenengerichte gegeben werde. Schweden besitzt diese verfassungsgemäß — und braucht sie nicht! Die Wurzeln aller staatlichen Einrichtungen in Schweden sind durchaus gesund, allein sie sind von einem Gewirr von Mißbräuchen so überwuchert, daß der Zustand des Staatsbaumes als ein krankhafter erscheint. In diesem Gedanken resumirt sich das Urtheil unsers sachkundigen Reisenden, und wenn wenn wir auch nicht alles Das, was er zum Beleg desselben beibringt, für unbedingt beweisend halten, so erscheint uns sein Urtheil doch in den Hauptbestandtheilen desselben wohlbegründet und fernerer Prüfung sehr würdig. Die Schweden, sagt er, sind von heißer Sinnesart, heftig, meist cholerisch-sanguinisch; daher edelmüthig, leicht hingerissen — das lehrt ihre ganze Geschichte —, empfindlich; aber ebenso leicht in Rohheit, Härte, Gefühllosigkeit ausbrechend. Kirche und Verwaltung drücken unablässig auf sie; der Adel dünkt sich als Herr, des Bauern natürlicher Gegner; der Bürgerstand liebt seine Privilegien, Gewerbezwang, Prohibitivsystem über Alles; der Bauernstand ist ausgesogen, in Elend und Armuth, in Trunk und Laster versenkt, aber dennoch treu dem König ergeben, fruchtbar an ausgezeichneten Männern, und er war lange Zeit die festeste Schutzwehr gegen alle ultraliberale Opposition. Jetzt fängt auch er zu wanken an, sträubt sich gegen Adel und Geistlichkeit, schließt sich der Opposition mehr und mehr an und man kann hieraus abnehmen, ob es Zeit ist, in Schweden an Grundreformen zu denken. Alle Welt erwartet diese von dem neuen Herrscher; der Zauber, den der alte König durch seine imposante Persönlichkeit ausübte, ist erloschen; eine neue Zeit ist im Anzuge. Karl Johann hatte die Erwartungen nicht erfüllt. Ursprünglich Republikaner, änderten Hoflust, die Nothwendigkeit politischer Allianzen, Rücksichten auf die Neuheit seines Thronrechtes, Furcht vor dem Kampfe mit eingewurzelten Mißbräuchen, endlich die Stimme der Schmeichelei, der er höchst zugänglich war und die ihm vorhielt, daß er mit seinen kleinen Reformen das Glück Schwedens gegründet, das Land vom Verderben gerettet habe, seine Grundsätze. Er war eitel und fest überzeugt, der Retter Schwedens zu sein, und in diesem Glauben setzte er jedem Anbringen um Grundreform seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Beredtsamkeit und seine große Humanität siegreich entgegen. Für Schulen, für Erhebung der Wissenschaft, für Handel und Industrie that er dabei allerdings viel; die Grundübel Schwedens, Steuerungleichheit, Gewerbezwang, Übergewicht des Adels und der Geistlichkeit, Beamtendruck und ein untauglliches Verfassungsgesetz blieben dieselben — und die Aufgabe seines Nachfolgers ist damit nicht leichter geworden. Auf diese Ansicht gründet der Verf. die Nothwendigkeit einer Änderung des Verfassungsgesetzes, dessen Mängel und innere Widersprüche er nachweist, indem er ausführt, daß an dem Mechanismus seiner Ständekammern und an der Zweckwidrigkeit ihrer Zusammensetzung auch die dringendste Reform scheitern müsse. Er verlangt, hierauf gestützt, das französische Wahlprincip. Daß dies für Schweden nicht tauge, daß ein solcher Übergang zu grell, zu zerstörend, zu auflösend sein würde, will er nicht einräumen. Wir sind davon überzeugt und glauben, daß ein solcher Schritt, wäre er anders möglich, in Schweden einen Zustand der Dinge ähnlich dem in Spanien gründen hieße. Einen Mittelweg kennt der Verf. nicht; wir meinen aber, er liege nahe genug, nämlich in allmäliger Entwickelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarische Notizen aus Frankreich.

Thätigkeit der Académie des inscriptions et belles-lettres.

Wir entnehmen einem ausführlichen Berichte des Barons Walckenaer einige literarische Notizen, welche geeignet sind, die ausgedehnte Thätigkeit der Académie des inscriptions et belles-lettres in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen. Es handelt sich um die Arbeiten dieser Akademie während der zweiten Hälfte des vorigen Jahres. Vollendet wurde der erste Band der „Historiens occidentaux des croisades“ aus zwei Abtheilungen bestehend. Dieser Band hat den Grafen Beugnot, le Bas und Langlois, welcher während der gelehrten Reise des le Bas denselben vertreten hat. Das Werk wird eröffnet mit einem Berichte der Commission, welche mit der Herausgabe desselben beauftragt ist. Hierauf berichten die Herausgeber in einer Lateinisch gestrichenen Einleitung über die Aufgabe, welche sie sich bei ihrer Arbeit gestellt haben, und über die Art und Weise, wie sie derselben nachzukommen gestrebt haben. Es folgt sodann eine Notiz über die Generalkarte vom Schauplatz der Kreuzzüge. Die Karte und die Notiz rühren von J. S. Jacobs her, der dieselbe unter Aufsicht der Commission und von Hase geleitet angefertigt hat. Fast den ganzen Rest der beiden Abtheilungen füllt der lateinische Text der Geschichte von Wilhelm v. Tyrus mit einer altfranzösischen Uebersetzung. Am Schlusse befindet sich eine Liste der Erzbisthümer und Bisthümer der geistlichen Provinzen von Antiochien und Barianthen einer wichtigen Manuscripts von Montpellier, von dessen Verbandensein die Commission erst zu spät in Kenntniß gesetzt ist. Wie es heißt, wird man eine Benutzung dieses Werkes nachträglich gestatten. Hr. Hase setzt seine Arbeiten in Bezug auf die „Historiens grecs des croisades“ fort; dagegen scheinen die „Historiens orientaux des croisades“ noch einiger Vorbereitungen zu bedürfen. Der 15. Band der „Mémoires“ dieser Akademie wird binnen kurzem vollendet sein. Der 16. Band der „Notices et extraits des manuscrits“, dessen Erscheinen bevorsteht, wird die „Prolégomènes d'Ibu-Khaldoun“ enthalten. Die erste Hälfte des zweiten Theiles der „Mémoires présentés à l'Académie par divers savants“ ist im Druck begriffen. Die Commission der Alterthümer von Frankreich versammelt sich regelmäßig und beeilt die Redaction des zweiten Theiles der Sammlung der betreffenden Memoiren. Die „Histoire littéraire de la France“ ist bis zum zweiten Bande gediehen, welcher zum Drucke bereit ist. In demselben werden die letzten Schriftsteller des 13. Jahrhunderts besprochen. Die Akademiker, welche mit der Sammlung der „Historiens des Gaules et de la France“ beauftragt sind, haben das Manuscript des 21. Bandes eingeliefert. Der 21. Band der „Ordonnances des rois de France de la troisième race“ rückt seinem Erscheinen näher. Zufolge eines besondern Beschlusses der Akademie vom 25. Oct. beschäftigt sich Pardessus mit der Sammlung derjenigen Notizen, welche dem Supplementbande dieser wichtigen Sammlung einverleibt werden sollen. Auch die „Table chronologique des collections entières des ordonnances“ rückt ihrem Ende näher. Der fünfte Theil der „Tables chronologiques des chartes“ ist bald bis zum Abschluß gediehen und der zweite Band der „Diplomata chartae“ ist so gut wie ganz vollendet.

Ungünstige Stellung der Lyriker.

Die Zeit ist auf eine bedauerliche Weise für die Erzeugnisse der Lyrik blasirt, sonst würde nicht mancher reine lyrische Klang ganz unbemerkt und unbeachtet verklingen. Man liest wol noch hier und da die Oden und Balladen Hugo's, die menschheinphantasirenden Betrachtungen Lamartine's, weil es einmal zum guten Tone gehört, diese Namen zu kennen. Aber was darüber hinausliegt und besonders die ersten Anfänge jugendlicher Sänger, sie mögen so viel versprechend sein als sie wollen, bleiben in der Regel ganz unberücksichtigt. Diese Dichter müssen sich mit dem Bleichen trösten, das auch in der Stille und Verborgenheit duftet. Zu den talentvollen Dichtern, denen aus der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen lyrische Poesien ein offenbares Unrecht entspringt, gehört Tisseur in Lyon, der außerdem noch mit der Ungunst, welche den Provinzialen trifft, zu kämpfen hat. Unter günstigern Verhältnissen würde ihm ein großer Ruhm geschert sein; denn die lyrischen Beiträge, welche er unter dem Namen „Daniel“ zur „Revue lyonnaise“ beisteuert, sind zum Theil herrliche Ergüsse eines wahrhaft poetischen Gemüths.

Dujarrier's Tod.

Seit dem unglücklichen Tode Carrel's, welcher bekanntlich in einem Zweikampfe mit Emile de Girardin fiel, hat kein Duell so viel Aufsehen unter den pariser Literaten gemacht als dasjenige, in welchem Dujarrier durch die Hand eines gewissen Beauvallon umgekommen ist. Wenn sich der Verstorbene auch auf keine Weise durch bedeutendere literarische Leistungen hervorgethan hat, so wollen wir doch hier seinem Andenken einige flüchtige Worte widmen, da er sich dadurch, daß er bei verschiedenen journalistischen Operationen sich betheiligte, einigermaßen bekannt gemacht hat. Zuletzt war er Gérant des Journals „La Presse“ und hatte besonders die Leitung des Feuilleton unter sich, welches vorzüglich dazu mit beigetragen hat, diesem vielgelesenen Blatte seine weite Verbreitung zu verschaffen. Überhaupt stand er zu Girardin, dem eigentlichen Vertreter dieses Journals, in nahen Beziehungen. Girardin und Dujarrier hatten gemeinschaftlich die Anregung zur Gründung der wohlfeilen Journale gegeben. Man weiß, wie groß das Aufsehen war, welches dieser Schritt erregte. Außerdem hat der Letztere an einigen andern Speculationen Girardin's, welche theils industrieller, theils literarischer Art waren, Theil gehabt.

17.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung der nichtsyphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Ober-Medicinalraths Prof. Dr. *Trusted* besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 30 colorirte Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1839. In Carton. 12 Thlr.

Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Medicinalraths Prof. Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 40 Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1845. In Cartan. 8 Thlr.

Beide Werke zusammengenommen erlasse ich für 16 Thlr.

Vorstehende Werke bilden die erste und zweite Abtheilung einer **Ikonographischen Encyklopädie der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe,** die von Dr. **F. Jak. Behrend** in meinem Verlage herausgegeben wird.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 199. — 18. Juli 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

Der Verf. ist nun in dem mittlern Schweden, dem Kern des Ganzen, wo die beste Bodencultur, die Industrie ihren Sitz hat und die Hülfsquellen des Staats fließen. Diese 18 Kanäle, welche die Seen verbinden, kosten dem armen Schweden viel, aber sie sind sein Reichthum. Er sieht das uralte Sigtuna, jetzt ein elendes Nest; er schildert den Mälar, der schön sein könnte, wäre er minder eintönig; er besucht die Schlösser und gelangt endlich nach Stockholm, dessen unvergleichliche Lage auf den Holmen zwischen dem Ausfluß des Mälar in die Ostsee er ebenso entzückt wie seine Vorgänger, aber weit kürzer, deutlicher und kräftiger uns zu malen versteht. „Der Totaleindruck", sagt er, „steht dem Schönsten nicht nach, namentlich von der Wasserseite, wo das Schloß mit seinen Gärten den Mittelpunkt bildet; betrachtet man dagegen das Einzelne, so kann man es zerpflücken und wird die Eintönigkeit dieser Natur nicht übersehen." Eine Reihe geistreicher aber skizzenhafter Bemerkungen über das Leben der Hauptstadt unterhält und sodann sehr angenehm, obwol fast nur das Bekannte dargebracht wird; die Dampfschiffe mit ihrem unabläßigen, unnützen Kanonendonner, die Delekullen und Rudermadams, die Gasthäuser, Schönheiten und Widerwärtigkeiten der Stadt, der Ständeunterschied und die Titelsucht, die Schwerfälligkeit des Gesprächs, welche macht, daß man, um der ewigen Wiederholung des Titels zu entgehen, da der Schwede unsere Anrede mit „Sie" nicht kennt, schnell Brüderschaft schließt und sich „Du" nennt; die Tafelfreuden mit dem stereotypen Branntweintisch, den selbst König Oskar nicht wegschaffen kann; die eigenthümliche Sitte der Brautschau, bei der Jedermann zu offener Kritik berufen ist; die Geschichte und die Schicksale der Stadt, die Form der Gesellschaften, die Herrschaft der starken Getränke und der Mamsellwirthschaften, Polizei- und Armenwesen, alles Dies wird zwar flüchtig, aber in geistvollen Skizzen von ihm überblickt; immer aber wendet er sein Augenmerk wieder dem politischen Zustande des Landes zu, der einmal das Hauptthema seines Berichts bildet.

Die schwedische Verfassung vom J. 1809 ist ein Werk der Revolution, sagt der Verf., die den starrsinnigen und von hervorragenden Fähigkeiten nicht unterstützten Absolutismus Gustav's IV. zerbrach; das Unvollendete in ihr begreift sich, wenn man sich erinnert, daß der Adel es war, der hier revolutionnirte, und dem die Wiedereroberung seiner alten, unter Gustav III. verlorenen Vorrechte am Herzen lag. Die ganze schwedische Geschichte ist die Geschichte dieses Kampfes zwischen Adel und Königthum. Schon unter den Folkungen ist dieser Kampf in vollem Gange; hierauf streitet der Adel gegen die dänischen Könige; er bringt die Sture und die Wasa hervor; Erich XIV. stürzt ihn und wird zuletzt von ihm gestürzt; er siegt bis Karl IX.; dieser und Gustav Adolf besiegen ihn; nach Gustav Adolf's Tode erhebt er von neuem sein Haupt; Karl XI. demüthigt ihn mit dem Beistand der andern Stände; unter Karl XII. erreicht das Königthum den Gipfel seiner Macht; der Haß des Adels tödtet ihn und die Noth des Landes erhebt den Adel abermals zur höchsten Macht. Unter Ulrike Eleonore gründet sich das goldene Zeitalter des Adels von 1723—72. In diesem Jahre besiegt Gustav III. abermals den Adel; das Königthum, das diesmal glücklich revolutionnirte, wurde fast unumschränkt. Unter seinem Sohn verständigt sich der gedemüthigte Adel, stürzt den König vom Thron und gründet die Verfassung von 1809; dreißig Jahre genügten, das Unfertige dieser Verfassung klar zu machen und das Verlangen nach Reform ist nun allgemein.

Dies ist die Geschichte Schwedens. Der Verf. gibt vollkommen zu, daß die Zeitideen und die Presse es sind, welche jenes allgemeine Verlangen erzeugt haben, indem sie auf die grellen innern Widersprüche in dem Verfassungswerk von 1809 aufmerksam machten, das in aller Eile aus einem Gemisch abgestorbener Einrichtungen unter dem Beistand einiger neuen Ingredienzien als ein sonderbares Durcheinander alter und neuer Ideen entstand. Er gibt uns am Schluß die ganze Constitution von 1809, und es ist richtig, daß diese Arbeit vollkommen geeignet ist, jede Kritik gegen sich aufzurufen. Die Widersprüche, die sich darin finden, sind völlig unlösbar. Die fast unbeschränkte königliche Gewalt, wie sie die Paragraphen 3 und 4 gründen, ist ganz unverträglich mit der Alles umfassenden Controle der Stände und mit deren

Digitized by Google

Recht (§. 103), die Räthe des Königs ohne Weiteres abzusetzen — und solche Widersprüche begegnen uns aller Orten. Alles an dieser Verfassung ist weitläufig, unpraktisch, kostspielig und unwirksam. Es ist eine geordnete Unordnung, der die Macht eines klar erkennbaren Princips fehlt. Die Stände können die Handlungen des Königs, der König die der Stände cassiren, wie jeder Stand die Beschlüsse des andern unwirksam machen kann. In diesen Frictionen wird die Kraft des Staats vergeudet und an eine durchgreifende Reform ist nicht zu denken, solange diese Verfassung in Kraft ist. Hierzu kommt nun die seltsamste aller Vertretungsarten. Zuerst hat jede Adelsfamilie das Recht der Repräsentation, und machten Alle hiervon Gebrauch, so erschiene der Adelsstand allein mit 2500 Mitgliedern; da jedoch diese Abgeordneten keine Diäten erhalten, so sind in der Regel nur 4—500 beisammen. Der geistliche Stand umfaßt die Bischofe, mit dem Erzbischof als Sprecher, und einem Deputirten aus jedem Stift. Die Städte senden 1—10 Deputirte; der Bauernstand liefert aus jedem Harad einen Grundeigenthümer, zusammen 100—120. Wie wenig der Adel das Grundeigenthum vertritt, ersieht man daraus, daß der Reichstag von 1828 aus 12 Landeshöfdingen (Statthaltern), 12 Präsidenten, 18 Räthen, 20 Hofbeamten, 38 Kammerherren, 105 Obersten und Stabsoffizieren, 49 Capitains und 67 Lieutenants und Fähnrichen bestand, dafsd von 492 Mitgliedern 475 Beamte waren, die Mehrzahl ohne allen Besitz. Hierzu 57 Geistliche, alle Beamte, und unter 47 Bürgerdeputirten noch 30 Bürgermeister und Rathsherren, und dieser Beamtenmasse gegenüber 122 Bauern als Vertreter des Grundbesitzes. Und dennoch erhebt sich in einer so zusammengesetzten Repräsentation eine mächtige Opposition, ein Kind der freien politischen Presse, welche Hjerta und Cruseustolpe 1820 gründeten. Seit 1828 ist Hjerta's „Aftonblad", jetzt in 6000 Exemplaren verbreitet, zu einer Staatsmacht erwachsen; Cruseustolpe, ein Geist ohne Grundsätze, mehrmals Apostat, dem Niemand mehr traut, setzt seine Opposition in witzigen Broschüren (Stellungen und Verhältnisse) fort; aufregend, aber gesinnungslos.

(Der Beschluß folgt.)

Drei Bücher von der Kirche. Von W. Löhe. Stuttgart, Liesching. 1845. Lex.-8. 17½ Ngr.

Es ist nicht wahr, was der Verf. in diesen drei Büchern durchzuführen versucht, daß die protestantische Kirche die wahrhafte sei, die einzig und allein religiöse und glaubenstreue ist die katholische.

Das Christenthum war aufgegangen, weil die Welt zur Verzweiflung an sich selbst gekommen war. Sie hatte den Lebensinhalt verloren, und die ekle und wüste Genußsucht der dem Christenthume zunächst vorhergehenden Zeiten konnte den rechten Genuß nicht finden. Das weltlich heitere Treiben des Alterthums hatte sich übertrieben, war krankhaft und öde geworden. Alles war überreizt und vor Überreiz abgespannt und siech. Die Gebildeten hatten sich längst aus dem Leben in die Reiche des Gedankens, der Philosophie geflüchtet, aber dieser Gedanke war im Grunde ein inhaltsleerer, nichtiger, in Spitzfindigkeiten abgetretter und gewährte nicht die Befriedigung, die gesucht wurde. Das ganze Treiben der Welt war ein kaltes gleichgültiges Spielen mit Allem und Jedem geworden, ohne wahrhaftes Interesse, ohne rechte Begeisterung, ohne sittliche Leidenschaft — der Mensch mußte seiner selbst überdrüssig werden. Und als er nun vor Ekel und Überdruß seine Augen und Ohren gegen die Welt abschloß, da dämmerte in seinem Innern eine neue ungekannte Bauberwelt auf. Er wollte nichts mehr mit den Dingen zu draußen zu thun haben, das beste Dasein widerte ihn an, und so schuf er sich ein phantastisches Reich, darin seine verlorene Seligkeit wieder zu gewinnen.

Das Christenthum sprach es aus, daß der Mensch abstehen müsse der Welt und den Seinen, um gerettet zu werden. Es verlangte die völlige Aufopferung der Vernunft und verdammte des leibes Leben als ein sündhaftes und nichtiges. Das creatürliche Dasein sei von Anfang an mit erblicher Sünde behaftet, eben nur weil es ein natürliches ist, und das Unnatürliche ward zum Heiligen und Göttlichen. Solche Offenbarung hätte die Vernunft sich nimmermehr selbst geben können, jene Vernunft, die aus der Welt Dingen ihren Inhalt schöpft und am realen Menschen ihren Träger hat. Es mußte der Gott aus der Wunderwelt des dem Dasein entfremdeten Innern herniedersteigen, das Pfode der neuen Seligkeit zu weisen. Und als nun der Gott sich erniedrigte, Knechtesgestalt annahm und unter den Menschen erschien, so war es doch kein naturwüchsiger Mensch; er war der Sohn der unbefleckten Jungfrau. Der Gott ward Mensch, aber das Wunder seines Verjüngt, die überall durchschimmernde Göttlichkeit seines Wesens läßt es zu keinem wollen und wahrhaften Menschenthum kommen, dieses darf vielmehr nur in ihn hineinfpielen, nur seine Oberfläche durchdringen, nimmer über ihn mächtig und gewaltig werden. Denn wie würde anders er nicht der Sünde und Blindheit des Daseins anheimfallen? Wäre Jesus wirklicher leibhafter naturwüchsiger Mensch, wie er es nicht ist, er hätte nimmer den Gott dem Menschen offenbaren können.

Wenn aber der Gott selbst so die neue Heilslehre zur Erde gebracht hatte, konnte er da, als er wieder zum Vater ging, der ihn gesendet, sie den Menschen zur Entwickelung und Durcharbeitung überlassen? Mußte er nicht die Schwäche des Fleisches, die Blindheit der Vernunft, die Sündhaftigkeit der Menschennatur für sie fürchten? Eine Lehrer des Unmittels, konnte die Religion nicht irdischer Deutung und Beurtheilung anheimgegeben werden, oder der Gott hätte sein eigenes Liebeswerk selbst wieder zerstört. Denn beim besten, ehrlichsten, ernstesten Willen, wer konnte vor der leisen Macht überschleichender Menschlichkeit sicher sich fühlen; bei aller Gläubigkeit des Geistes, wem konnte des Fleisches Lust nicht unvermerkt einen übeln Streich spielen? Also es galt, die Lehre, das Dogma von den Menschen abzuschneiden. Des Glaubens Reinheit und Wahrheit war gefährdet, wenn der Gott nicht, wie er ihn geschaffen, so auch für seine Erhaltung und Fortdauer Sorge trug. Er that es durch Einsetzung der Kirche.

Die Kirche ist das fortgesetzte Wunder der Offenbarung, der fort und fort lebendige Gottmensch selbst. In ihr wirkt das ewige Wort unaufhörlich seine Reinheit und behauptet sich gegen die Verschiedenheiten der mannichfachen Auslegungen und Deutungen der Menschen. Abwehrend das Andrängen der Vernunft und jede Ketzerei, jede Heterodoxie von sich ausschließend, bewahrt es den einigen festen Glauben. Nur hinzunehmen, nur zu empfangen, was geoffenbart worden, hat die Creatur. Gott selbst bietet in der Kirche das Brod des ewigen Lebens.

Es ist nur Ein Gott im Himmel und sein Wesen ist ein einiges, einiges. Er kann auch nur auf einige Weise geglaubt werden. Sobald der Eine aber den Gott anders denkt als der Andere, so ist es auch nicht mehr derselbe Gott, den Beide anbeten. Denn der rechte Glaube kann in Gott nicht das Sein von dem Wesen trennen. Eben nur um seines Wesens,

Digitized by Google

um seiner sogenannten Eigenschaften willen ist der Gott der Menschen Gott; nur weil er ein liebender Vater, ein gnadenvoller Richter, ein huldreicher Erbarmer ist, wird er angebetet; nur weil er ein Allmächtiger, Allweiser ist, wird ihm gehuldigt. Nur so und nicht anders befriedigt die religiöse Bedürftnis. Wenn er dagegen blos wäre und dies Alles nur menschliche willkürliche Verstellungsweise, die aber als menschliche irrthümlich sein müßte und die Wahrheit ihres göttlichen Gegenstandes nimmer erreichen könnte, wie sollte der Glaube an ihn als ein befeligender und erquickender empfunden werden? Wäre es doch ein Wesen, das keine Beziehungen zum Gläubigen hat, und wer möchte den beziehungslosen Gott noch glauben! Die Eigenschaften Gottes sind vielmehr eine Nothwendigkeit seines Seins; er wäre nicht ohne sie, und kein winzigstes Jota darf davon abgewackt werden, ohne daß er selbst verändert werde. Daß also der Unglaube den Einen heiligen Gott nicht zerbreche, in eine Vielheit von weltlichen und menschengemachten Götzen, ist in der Kirche eine Untrüglichkeit, kraft deren sie das Dogma festsetzt und festhält. Der Papst ist jener übernatürliche Mensch, der über das Irren und Straucheln der Vernunft erhaben mit göttlicher Unfehlbarkeit redet und handelt, an welchem die Menschheit der äußere Gehalt nur und die himmlische Offenbarung das rechte Wesen ist. In ihm erst hat die Kirche ihre ganze Wahrheit, in ihm erst, der als Mensch zugleich mehr als Mensch ist, erhält sie sich in ihrer irdischen Einseitigkeit. Der Papst ist der echte und rechte Nachfolger des Gottmenschen; wie dieser wahr er in seinem Menschenthum zugleich seine heilige Unnahbarkeit.

Freilich die ersten Zeiten der christlichen Gemeinde weisen die festen Bildungen des spätern Katholicismus noch nicht auf. Aber es ist ein arger Misverstand, im Anfange eines Erscheinenden, im ersten Auftreten eines Princips schon dessen volle und ganze Wahrheit finden zu wollen. Im Anfange ist das Princip vielmehr noch nicht fertig, noch nicht zu seiner Vollendung und ganzen Konsequenz gediehen; dazu bedarf es der Entwickelung. Wie der Mensch selbst im Beginn seiner Existenz nicht schon der volle und wahre Mensch ist, sondern sich selbst dazu emporarbeitet, sich dazu macht, ebenso alles vom Menschen Ausgehende. Erst die Erfahrung und das Erlebnis vollenden. Tritt also ein neues Princip in die Welt ein, so ist es noch nun und unbefangen, seines Gegensatzes noch nicht gewiß, seiner rechten Stellung zur Welt noch nicht mächtig. Es hat sich noch nicht frei gemacht von den anhängenden fremden Elementen, die es verdunkeln und verkleiden. Es muß den Gegensatz erfahren und erlebt haben, ehe es sich zu seiner ganzen Reinheit herstellt und sein eigenstes Wesen ungetrübt und unverwischt geltend macht.

In jenen ersten Zeiten des Christenthums war der Glaube der Gemeinde ein so unmittelbarer, die Versenkung in das heilige Wort der Offenbarung eine so tiefe, daß kein Theil im Menschen noch dem Dienste des Herrn sich entzog. Alle Kräfte des Geistes und des Leibes waren auf gleiche Weise gefangen unter dem „sanften Joche" Christi: der ganze Mensch war der Tempel des neuen Heiligthums. Und weil so Jeder sich hingab mit der Summe seines Wesens, konnte der Zwiespalt der Heterodoxie nicht eindrechen. Es war Ein seliges Empfangen. Gleichwol auf die Dauer konnte es dabei nicht bleiben. Der Drang nach allseitiger Wesensbethätigung mußte immer wieder im Menschen rege werden, erst schwächer und leise, dann stärker und lauter. Der Mensch konnte nicht für immer der Vernunft, der Sinnlichkeit und der Welt entsagt haben.

In jenen ersten Zeiten hatte der Glaube seine Stätte in der tiefen Innerlichkeit des Menschenherzens, aber des Menschen Herz ist böse von Jugend auf. Nur momentan mochte es gelingen, solche ursprüngliche Sündhaftigkeit niederzuhalten. Sie mußte wieder hervorbrechen und der Glaube es erfahren, daß er im Fremden eine Heimat gesucht. Er hatte die Stürme weltlicher Leidenschaften, wie sie durch das Herz ziehen, die Begierden und Gelüste, das Drängen und Toben desselben nur eingeschläfert. Als sie nun allmälig wieder anfingen, ihre Stimmen, und war es auch anfangs nur leise, zu erheben, da erst ward er sich bewußt, daß er eine sicherere, festere Stätte zu gewinnen habe.

In jenen ersten Zeiten hatte die Religion ihre völlige Scheidung von der Welt noch nicht vollbracht, vielmehr spielte manches weltliche Element in den Himmel der Offenbarung noch unbefangen genug hinein. Man erging sich noch hier und da in ganz menschlichen Anschauungsweisen selbst am Heilande, man redete noch in aller Naivetät von Brüdern desselben und dergleichen; der Wunder waren weniger, die geglaubt wurden und, wenn man so sagen darf, minder unnatürliche und gewaltsame; die stille Herrlichkeit der Natur fand auch unter den Gläubigen noch Verehrer und Bewunderer.

Aber das Alles wurde anders, seitdem in der Gemeinde die Heterodoxie erstarkte und der einige rechte Glaube in eine wirre Vielheit von Lehrmeinungen sich aufzulösen drohte. Von da an wurde er zu seiner ganzen Consequenz genöthigt. Allmälig sondert und führt er die fremden Elemente aus sich heraus und wendet gegen dieselben seine volle Ausschließlichkeit. Er wird ein starrer unbeweglicher Glaube, der seinem nunmehr bewußten Widerspruche gegen Menschenthum und Erdenleben einen ebenso harten und unbeweglichen Ausdruck gibt. Er wird immer jenseitiger, überirdischer, wunderbarer, gegensätzlicher gegen die Welt, bis endlich ein letzter Punkt erreicht ist, wo die Trennung am weitesten und das Bedürfnis sowol einer Heiligung des Lebens, als einer lebendigmachung des Heiligen wieder rege wird.

Diesen letzten Punkt hatte der Katholicismus durch Einführung des Cölibats schon erreicht. Die Kirche hatte damit die letzte Brücke abgebrochen, welche sie mit dem Leben verband. Denn die Ehe ist eine unmittelbarste und innigste Beziehung zur umgebenden Menschheit, und wer in ihr nicht seinen Wurzelboden gefunden, wird schwerlich je ein tiefes und ernstes Verhältnis zu seiner Mitwelt eingehen. Darum aber widersprach sie auch dem Geiste der Offenbarung. Schon in der Bibel wird sie nur als ein nothwendiges Übel bekannt. Besser sei, ledig zu bleiben, und nur weil „Brunst leiden" für gefährlicher und schädlicher dem Seelenheile erachtet wurde, ward sie zugelassen. In der Ehe sah der Glaube nicht die Bethätigung eines natürlich und sittlich berechtigten Bedürfnisses der Menschennatur, sondern vielmehr nur ein Mittel, dies Bedürfnis so viel als möglich einzuschränken. Nicht um ihrer selbst willen und an und für sich heilig konnte sie ihr Recht einzig und allein vom Segen der Kirche erhalten, und dieser wies der irrischen Brauchsarkt gegenüber auf die himmlische.

Als nun aber so der Katholicismus den Bau der Kirche vollendet hatte, war der Glaube zum starren Medusenhaupt geworden, davor die Welt in ihrem Innersten zurückbeben mußte. Der Mensch konnte nicht mehr diese plane Unweltlichkeit des Heiligen, diese Unnatur des Göttlichen, noch die Gottlosigkeit des Weltlichen, die Unheiligkeit des Natürlichen ertragen. Er hatte das Leben wieder liebgewonnen, sodaß es ihm heilig und werthvoll genug däuchte, um mit der Religion versöhnt zu werden. Der Glaube sollte wieder ein unmittelbarer, im Innern wehender, von Allen getragener sein wie in den ersten Zeiten der christlichen Gemeinde, er sollte sich nicht wieder verjenseitigen in eine unnahbare Kirche. Und so suchte man jetzt in der heiligen Schrift eifrig nach solchen Stellen, die neben dem Himmel das Menschenthum und die Erde berechtigten; man freute sich der fremdartigen weltlichen Elemente, welche die anfängliche Unbefangenheit des Glaubens noch nicht von sich geschieden, und betonte dieselben ganz besonders. Aber gerade darin liegt auch der wesentliche Unterschied der Reformation von einem sogenannten Urchristenthume, an dessen Wiederherstellung damals doch allen Ernstes geglaubt wurde. Denn in diesem war die Weltlichkeit nur noch das zufällig Beiherspielende gewesen, während sie jetzt mit Nachdruck hervorgehoben ward. Oder wie wäre sonst die erste Ent

Digitized by Google

wicklung zum Katholicismus möglich geworden? Das Fremdartige verbannte seine anfängliche Vermischung mit der Religion nur der Bewußtlosigkeit der Gemeinde darüber; jetzt ward es mit Wissen und Willen hineingezogen und zu einem Glaubenselemente selbst erhoben. Der Mensch theilte längst nicht mehr die Verachtung der Erde und die Verpuppung an der Welt mit jenen Zeiten, da die Offenbarung aufgetreten war. Vielmehr empfand er das übel, daß das Heilige in ihm nicht wohnen, in seinem, des Menschen Innern, seine Stätte haben solle. Er hatte also bei allem Bekennen der Nichtigkeit und Sündhaftigkeit des Creaturlichen schon so viel Selbstgefühl gewonnen, daß er recht eigentlich zur Grundlage seiner Religiosität sich selbst und sein persönliches Recht machte.

Der Katholicismus hatte durch eine möglich größte Abscheidung von der Individualität die Orthodoxie, den einigen Glauben und das wahre Kirchenthum aufrecht erhalten; sobald jetzt die Religion in die Innerlichkeit des Subjects verlegt ward, mußte die Heterodoxie in die Kirche selbst einreten. An die Stelle des Gottpapstes war der einfache, simple, wenn auch immer noch fromme Mensch getreten; nach bester individueller Überzeugung ward fortan geglaubt und angebetet, nach innerm Belieben der Gott so oder anders vorgestellt. Gebrochen war mit der Zenseitigkeit die Einigkeit des Glaubens, vernichtet mit der Selbstlosigkeit des Glaubigen das erste Erfordniß einer wirklichen Religiosität und die Kirche eine Unmöglichkeit geworden. In der That: der Protestantismus ging bald genug in eine Vielheit von Dogmen auseinander, in denen ein weltliches Raisonnement eine hauptsächliche Rolle spielte.

Was will es also heißen, wenn das Lutherthum auf die Schriftmäßigkeit seines Bekenntnisses pocht? Ist doch einerseits die Schrift selbst nichts Fertiges und Abgeschlossenes, sondern nur ein Mittelglied in der Entwickelung des christlichen Bewußtseins, beiweitem nicht deren Vollendung und Ergebniß. Und andererseits, wer weiß nicht, wie viel dabei auf Deutung und Auslegung ankommt und wie unendlich geschickt menschlicher Scharfsinn gewesen, das Differenteste, man könnte sagen das Widersprechendste hinein und heraus zu legen. Das todte Wort und der todte Buchstabe sind keine Schranke für den Geist, wie die fort und fort lebendige Offenbarung Gottes im Papste des Katholicismus; solches Wort und solcher Buchstabe haben keine Macht, sich gegen die Gewaltthat des interpretirenden Menschen zu wehren. Diese Schriftmäßigkeit des Protestantismus ist also bei Lichte besehen ein recht scheinheiliges Vorgehen. Sie hat bei Licht besehen ein recht scheinheiliges Vorgehen. Sie hat bei Licht besehen nicht die Absicht innerhalb der sogenannten Kirche berechtigt, vorausgesetzt, daß es die selbe verstanden, sich gebührend mit biblischen Phrasen zu schmücken.

Der Verf. hat dem Protestantismus bitter Unrecht gethan, indem er ihm eine höchst kirchliche Bedeutung anzuweisen versuchte; der Protestantismus hat eine weit höhere geschichtliche. Gerade sein Abfall von der Kirchlichkeit ist sein historisches Recht, seine kirchliche Lüge seine historische Wahrheit. Er ist der erste nachhaltige Sieg der menschlichen und weltlichen Freiheit über die himmliche und jenseitige Offenbarung. Daß er dabei noch innerhalb der Religion selbst stehen blieb, war eine Nothwendigkeit der Zeiten; denn die Religion war damals noch ein mitbestimmendes Element des Lebens. Von da an aber wurde der Widerspruch des Dogmas und der Freiheit im Innern des Menschen durchgekämpft. Und dieser Kampf erst hat die Möglichkeit eines entschiedenen und absoluten Sieges der Freiheit geschaffen.

W. Friedensburg.

Literarische Notizen aus England.

Der Marquis von Pombal.

Eine Täuschung und doch keine ist für Ref. der dreibändige historische Roman gewesen: „The prime minister", von William H. J. Kingsten, Verf. von „The circassian chief" u. s. w. (London 1845). Ref. erwartete von dem Titel: „The prime minister", einen Roman à la „Coningsby", eine Enthüllung wenn auch nicht aller, doch vieler intricaten Staatsgeheimnisse, eine Schilderung der hervorragendsten öffentlichen Charaktere unserer Zeit, eine Analyse der sie leitenden Beweggründe, nebenbei eine als Verbindungsfaden durchlaufende, in die sinnigsten denkwürdigsten politischen Ereignisse eingreifende Liebesgeschichte und zur Erheiterung des Gemüths boshafte Anekdoten, angespitzte Anspielungen auf hoch und niedrig Gestellte, endlich tüchtigen Klatsch. Nichts, nichts von alledem. Das war die Täuschung. Was er dagegen fand, versöhnte ihn damit. Statt in England liegt der Schauplatz in Portugal, statt Sir Robert Peel's ist Carvalho, später Marquis von Pombal, der Premierminister. Die Geschichte kennt die letztern einen seltenen Mann, einen Mann, der die schwierigsten ihn umringenden Verhältnisse durch seine unbeugsame Energie, durch seinen festen, eisernen Willen bewältigte und beherrschte. „Gleich Napoleon", heißt es im Vorworte, „konnte weder menschliches noch göttliches Gesetz ihn abhalten, Das zu thun, was er zur Erreichung seines Zwecks für nothwendig erkannte. Daher sein Wahlspruch: Quid vetas, id jubeo." Moralisten müssen dazu freilich die Köpfe schütteln, können solches Verfahren weder billigen noch zur Nachahmung empfehlen. Dennoch muß der Mann, der in kritischen Momenten sich zum Lenker eines Volkes berufen fühlt, von harrem, unschmeichelbarem Ernst sein, kann und darf nicht anders handeln, und namentlich in einer schlaffen Zeit wie der unsrigen muß von einem solchen Manne zu lesen. Die Erzählung beginnt im Sommer 1755, dem denkwürdigen Jahre des lissaboner Erdbebens, bald nachdem der schwache, bigote und liederliche König Johann mit Hinterlassung eines an den Rand des Verderbens gebrachten Staats seinen Sohn, Joseph I., zum Nachfolger gehabt, und die Beschreibung jenes Ereignisses eröffnet eine Reihe tief ergreifender Scenen. Ein Haupttheil fällt den Intriguen der Jesuiten zu, dies ein Zweites, was das Buch der Gegenwart interessant macht. Und auch Das dürfte dem Verf. in der guten Meinung der Wenigsten schaden, daß er gegen die Grundsätze dieses Ordens durchdrungen, gegen die Mitglieder desselben vielleicht bis zur Ungerechtigkeit streng ist. Carvalho durchschaut ihre Ränke und Kniffe" und legt sein Haupt nicht schlafen, bis er ihre Vertreibung aus Portugal durchgesetzt hat. Dann kommt ein Drittes, was nach Vieler Geschmack sein wird. Haß gegen den aus niederm Stande sich emporgeschwungenen Minister und selbstsüchtige Pläne veranlassen eine Zahl Mächtiger zu einer Verschwörung wider das Leben des Königs. Carvalho's Wachsamkeit entdeckt sie und die Schilderung des Gerichts, das er über die Schuldigen hält, der Martern, durch welche er sie zum Geständnisse zwingt, und der Strafen, die sie zum Tode leitern, macht das Haar sträuben und das Blut gerinnen. Niemand, dem das geschieht, kann deshalb den Verf. zürnen. Der Verf. rathet Jedem, den „Schauerlichen anschauert", das Capitel zu überschlagen. Wird's Einer? Ref. zweifelt. Dabei versichert der Verf., daß die Schilderung nicht Fiction, sondern wörtlich treue Übersetzung einer von einem Augenzeugen abgefaßten, in seinen Besitz gekommenen Niederschrift sei, ein Umstand, der, wenn er wahr ist, dem Buche auch anderweit historischen Werth gibt. Die von Ref. vermuthete Liebesgeschichte fehlt allerdings nicht. Doch ist sie im Ganzen unbedeutend, während das Werk selbst einen ehrenvollen Platz in der neuern Literatur einnimmt.

16.

Eine Schrift über Wellington.

Das eben erschienene Buch: „The duke of Wellington's maxims and opinions", von G. H. Francis, welches eine Sammlung Dessen, was der große Feldherr und Staatsmann während seiner länger als ein halbes Jahrhundert dauernden öffentlichen Laufbahn geschrieben und gesprochen, wie auch eine biographische Notiz von ihm enthält, wird als eine der besten Schriften, welche über den Herzog von Wellington veröffentlicht sind, geschätzt.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 200. — 19. Juli 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.
Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Aus dieser Darstellung der Verfassungsverhältnisse und der Presse folgert der Verf. als Resultat, daß die Reformforderung täglich an Macht und Einfluß wachse und daß die Nothwendigkeit immer näher rücke, eine „ehrliche Ausbildung der constitutionnellen Monarchie" in Schweden zu versuchen. Die Opposition unter Männern wie Ankarswärd fodert laut „republikanische Institutionen", indem sie auf Norwegen verweist; sie zu beruhigen ist das einzige Mittel dies, „constitutionnell-monarchische Reformen zu gewähren". Die Absichten der neuen Regierung ruhen noch im Dunkeln, die der alten waren Jedermann bekannt. Daß ein Wahlgesetz, wie es die Opposition begehrt, dem Liberalismus der jetzigen Regierung zusage, ist und mehr als zweifelhaft und scheint in der That zu viel gefodert zu sein; ein großer Fortschritt wäre es schon, zu „einer" Kammer zu gelangen, wiewol die Wünsche des Verf. weit darüber hinausgehen. Was er jedoch ganz übersieht, ist, den Unterschied zwischen der Staatsaufgabe Schwedens und der Norwegens festzuhalten. Dagegen liebe er es, aus den schwedischen Zuständen Seitenblicke auf unsere eigenen zu werfen. Dieselben Klagen über Sonderrechte, Beamtenherrschaft, Vielschreiberei und Willkür tönen, nach ihm, dort und hier mit demselben Rechte. Auch in Schweden ist es zum Sprüchwort geworden, daß man „elf Thaler verwende, um zu sehen, wo der zwölfte geblieben sei"; und die Klage, „daß die Entscheidung über Kleinigkeiten sich in den Centralstellen concentrire, daß viel zu viel regiert werde, Ersparniß und Einschränkung nur leere Redensart bleibe" u. s. w. ist allgemein. Der Verf. zergliedert hierauf das Budget im Sinne der Opposition, zeigt, daß Schweden mit 15 Millionen Banknoten schwerer belastet sei als Frankreich und macht den Druck der alten, seit Karl IX. unveränderten Heereseintheilung und den unnöthigen Luxus der Flotte klar!

Das folgende Capitel ist der Literatur gewidmet und lehrt uns die heutigen Träger derselben näher kennen; es erklärt den gänzlichen Mangel der dramatischen Poesie aus der geringen Unterstützung der Schauspielkunst, offenbar ungenügend. Schweden ist das Land wohlfeiler Bücher und aus demselben Grunde daßjenige, wo schriftstellerische Leistungen mit am besten bezahlt werden; jeder Band ihrer Romane bringt der Frau Carlén mehre Tausend Thaler ein und Frederike Bremer erhält noch größere Summen. „Unsere Armuth in dieser Beziehung liegt in unserm Reichthum", sagt der Reisende. Lange verweilt der Verf. in dem alten Schlosse Gripsholm, merkwürdig und unvergleichlich durch seine 2000 vaterländischen Portraits namhafter Männer aller Stände, in der That eine interessante Galerie, wie sie kein Land aufzuweisen hat; er erzählt uns den Spuk, den Erich's Geist in diesen düstern Mauern auf den gefangenen Gustav IV. ausübte und knüpft hieran eine Charakteristik seines Erben Karl Johann; hart und ungerecht im höchsten Grade und durch andere Stimmen genügend widerlegt. Indem er diesem Fürsten systematische Falschheit, absichtliche Täuschung der Nation Schuld gibt, vergißt er, die Eigenthümlichkeit seiner Lage, mitten in der Legitimität isolirt und ohne Freund dastehend, in Anschlag zu bringen; er gedenkt seiner Verdienste um Schweden widerwillig, blos weil er nicht von Grund aus alles Vorgefundene zerstören durfte oder wollte. Nur seiner Herzensgüte und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit erzeigt er Gerechtigkeit; dagegen streitet er ihm wahre Sympathie für das Land, Feldherrngröße, tiefes Pflichtgefühl gänzlich ab und wirft ihm grausame Verfolgung der Anhänger der Wasas vor, wie wenige es deren auch gibt.

Handel, Flotte, Bank und das merkwürdige Zettelwesen, das in Schweden alles baare Geld verdrängt hat, bilden den Inhalt des achten Capitels. Der Verf. ist der Meinung, daß das Reich sich mit dem Besitz einer Scherenflotte begnügen und seine 10 Linienschiffe und 8 Fregatten, die schon jetzt kaum das Meer halten können, ganz eingehen lassen sollte. In dieser Beziehung ist Finnlands Verlust unersetzlich. Auch die Seemannschaft ist „eingetheilt" (indelt) wie das Heer. Die Handelsflotte bestand 1842 aus 902 Schiffen, die norwegische aus 1180. Die Mängel der Heereseintheilung, die unermeßlichen Kosten und der geringe Nutzen der ehedem so viel gerühmten Indelting werden uns im folgenden Abschnitt klar gemacht, und hierüber ist der Verf. offenbar

Digitized by Google

gut unterrichtet und lehrreich. Die durch die Erhaltung der Corps und Bostäne (Militairetablissements) dem Lande zugewälzte Last ist in der That unerschwinglich und ein Hauptgrund des Drucks, der auf dem Grunddesp ruht. Seit Erfindung des preußischen Wehrsystems kann eine solche Einrichtung aber nur für einen veralteten Mißbrauch gelten, für eine schenßliche Vergeudung der Volkskräfte, wiewol er ein Mittel darbietet, den despotischen Adel in der Abhängigkeit vom Throne zu erhalten.

Doch wir müssen zum Schluß eilen und alle die fleißigen und zum Theil trefflichen Bemerkungen übergehen, welche der Reisende über Gefängnißwesen, Armen- und Verbrecherstatistik, die allerdings sehr trostlos erscheint, über Zoll- und Handelseinrichtungen u. s. w. beibringt. Auch seine Klagen über die Theilnahmlosigkeit Schwedens an Verbesserung der Dampfschiffahrt auf der Ostsee, welche viel zu früh aufhört und viel zu theuer ist; seinen Abschied von Stockholm; seine Scheeren- und Küstenfahrt, vorüber an Gothland und den Ruinen des einst gewaltigen Wisby, Oland, Calmar, Karlskrona bis Ystadt; sowie endlich seine Anmerkungen über das Aufsteigen der schwedischen Küste, das sich aus dem System von Lyell, der eine allmälige Erhöhung der Erdrinde annimmt, so natürlich erklärt und ein in drei bis vier Jahrtausenden bewirktes Austrocknen der Ostsee in Aussicht stellt, müssen wir übergehen. Die vorliegende Reise ist wesentlich politischen Charakters; sie schließt mit der schwedischen Verfassungsurkunde von 1809 und einem Blick auf die „Zukunft" Schwedens, dessen noch mit einigen Worten zu gedenken ist. „Außer England", sagt der Verf., „gibt es kein Land, das so Antheil erregende politische Verhältnisse darbietet als Schweden — ja, Schweden ist in dieser Beziehung noch viel merkwürdiger, in so weit, als Altes und Unverträgliches mit den Ideen des neuen Volkslebens hier noch weit schroffer nebeneinander steht. Hier sieht das Mittelalter aus tausend Satzungen und Gestalten hervor, die kaum mit einem dürftigen Schleier moderner Cultur behangen wurden; hier hat das «ständische Wesen» sich weit reiner durchgeführt, hier wurzelt Adel und Geistlichkeit, in Masse politisch viel fester. Die Sonderrechte, die Vorrechte, die historischen Begründungen, mannichfach angefochten und meist gut vertheidigt, stehen hier im schroffsten Gegensatz zu einer weit größern Volkssehnsucht, und der Trieb, alle diese alte Herrlichkeit mit raschen, kräftigen Hammerschlägen zu zertrümmern und einen neuen Staat der Gleichheit, ein unheilbares Bürgerthum herzustellen, ist hier nationaler als irgendwo sonst." Dies nachzuweisen, dazu ist dies Buch geschrieben. Kann nun König Oskar diese Aufgabe lösen? Kann Schweden mit theilweisen Concessionen zufrieden sein? Der Verf. negirt aus seinem Standpunkte beide Fragen und läßt uns zum Schluß die verderblichen Folgen ahnen, die ein System der rechten Mitte über dies Land bringen werde. Er sagt: „Leichter als man kühn die Zügel führt, wird die Halbheit von den Rädern der Zeit erfaßt und niedergerissen." Wir unsererseits haben mehr Vertrauen auf die Evolution als auf die Revolution und glauben, daß die Geschichte der Völker nicht mit „Heute und Morgen" abgeschlossen ist.

Indem sich diese „politische" Reise den vorangehenden skizzenhaften, historischen, malerischen, schöngeistigen, musikalischen und hypochondrischen Reiseberichten über Schweden anreiht, sind wir der Meinung, daß zunächst mit diesem halben Dutzend von neuen schwedischen Reiseberichten jedes Bedürfniß dieser Art befriedigt sei, und wollen hiermit vor fernern Unternehmungen in dieser Richtung aufrichtig gewarnt haben. 19.

Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit, von Gustav von Gülich. Dritter Band. — Auch u. d. T.: Die gesammten gewerblichen Zustände in den bedeutendsten Ländern der Erde während der letzten zwölf Jahre mit besonderer Berücksichtigung der Finanz-, Geld-, Land- und Bevölkerungsverhältnisse sowie des materiellen, politischen und moralischen Zustandes der arbeitenden Classen. Erster Band: Großbritannien, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Jena, Frommann. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben schon in Nr. 358 d. Bl. f. 1841, bei Gelegenheit der Anzeige des statistischen Werkes über Rußland, das den Hrn. v. Reden zum Verfasser hat, auf den Werth und die Wichtigkeit der Statistik als Wissenschaft aufmerksam gemacht und dabei zugleich innige Wünsche ausgesprochen, deren Erfüllung wir für ebenso möglich als rathsam halten. Und wir können nicht umhin, eine Erwägung und Berücksichtigung derselben nochmals denjenigen Männern zu empfehlen, die mit jener Wissenschaft ganz besonders vertraut sind und von denen ihre Förderung namentlich erwartet werden darf. Das vorliegende Werk, dessen zwei erste Bände 14 Jahre früher erschienen sind — diese lange Unterbrechung ward durch praktische Arbeiten des Verf. veranlaßt —, verhält sich z. B. zur russischen Statistik des Hrn. v. Reden wie eine Universalhistorie zu einer Specialgeschichte: es bildet einen wissenschaftlichen Vereinigungspunkt für die Statistik des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der einzelnen Staaten, die an dem Welthandel theils in größerm theils in kleinerm Umfange Theil nehmen. Durch die dem Werke beigegebenen Tabellen hat dasselbe aber zugleich einem wesentlichen Bedürfnisse genügt: es hat durch sie einen comparativen Charakter erhalten sowol in geographischer als in chronologischer Beziehung. In dieser Eigenschaft sind sie nicht blos für den Historiker und Staatsmann von Werth, sondern auch für den praktischen Kaufmann von Interesse: für den letztern insbesondere deshalb, weil in ihnen Ein- und Ausfuhrlisten, Kurstabellen und Preisübersichten sich finden. Ueberhaupt aber sind sie mit ausgezeichnetem Fleiße gearbeitet. Was den Stoff des Werkes selbst betrifft, so ist seine Anordnung dieselbe wie in den ersten beiden Bänden; rücksichtlich seiner Bearbeitung aber bemerkt der Verf. in der Vorrede Folgendes: „Bei der Kürze des Zeitraums mußte das statistische Element gegen das historische sehr vorwiegen. Doch habe ich, theils um zu viel Rückweisungen zu vermeiden, theils um Lücken, welche ich früher gelassen, auszufüllen, jedem Abschnitte einen kurzen Rückblick auf die frühern Perioden vorangeschickt, und einzelne wichtige Gegenstände in ihrer ganzen historischen Entwickelung besonders abgehandelt. Dahin rechne ich vorzugsweise die Geld- und Finanzverhältnisse sowie die Bewegung der Bevölkerung in den einzelnen Ländern, Dinge,

Digitized by Google

die auf die Marktverhältnisse den größten Einfluß haben. Ebenso glaubte ich, genauer noch als dies früher von mir geschehen, nachweisen zu müssen, welchen Einfluß die Kriege und die Anleihen auf den Handel und die Gewerbe verschiedener Länder, zumal in den letzten 50 Jahren geübt, auch wie sie dieselben zwar einerseits gehört und gedrückt, andererseits aber auch vielfach gefördert und gehoben haben."

Wenn der Verf. in dem vorliegenden Bande lebhaftig und mit möglichster Ausführlichkeit dem Handel und der Industrie Englands, Frankreichs und Nordamerikas seine Aufmerksamkeit und Studien zugewendet hat, so geschah dies nicht blos wegen der industriellen und commerciellen Wichtigkeit dieser Länder, sondern auch deswegen, weil in keinem andern Lande die Einfuhr und Ausfuhr von Waaren so genau verzeichnet und so offen bekannt gemacht wird als in diesen Staaten. Und rücksichtlich Englands ist er ganz besonders bemüht gewesen, zu erklären, wie es möglich geworden ist, daß Großbritannien unter den für dieses Reich so überaus schwierigen Verhältnissen sich bis zur gegenwärtigen Zeit der bisherigen Höhe hat erhalten können. Die Berücksichtigung dieser Frage muß für Diejenigen insbesondere anziehend sein, die Englands Zuständen in den neuesten Zeiten ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, und zwar theils mit Besorgniß theils mit ruhiger Zuversicht. Die ist und ward es möglich, daß ein Staat so mächtig dastehe, von dem Lord Ashley im Parlamente 1841 sagen durfte: „We haven particulary in the manufacturing districts very large masses of people who have grown up in a state of society which it is both lamentable and appalling to contemplate." Ein Staat, der trotz dieser bewahrheiteten Erscheinung dennoch eine Kraft entwickelt, die Bewunderung erregt, und in deren Bewußtsein jüngst die öffentlichen Organe die stolze Äußerung thun zu dürfen glaubten, daß er es wagen könne, selbst die mächtigsten Bundesgenossenschaften zu verschmähen, muß nothwendig eine innere Spannkraft und Hülfsmittel besitzen, die einer nähern Betrachtung und ausführlichern Darstellung vollkommen würdig sind. Um aber möglichst Vollständiges und Begründetes in seinem Werke niederzulegen, hat der Verf. nicht blos gedruckte Werke und die angesehensten Zeitschriften des In- und Auslandes benutzt, sondern sich auch an sachverständige Männer Deutschlands, Englands, Irlands und Frankreichs gewendet, wenn ihm die gedruckten Quellen entweder in Ungewißheit oder gänzlich im Stiche ließen; und er gesteht, daß er bei Bereitwilligkeit jener Männer wichtige Mittheilungen verdanke. Die Wissenschaft kann für diese Mühen und für diese Gewissenhaftigkeit nur dankbar sein. An ein bestimmtes System hat sich der Verf. nicht angeschlossen; und nahm er früher für Deutschland ein Prohibitivsystem in Schutz, so betrachtete er dasselbe nur als Mittel zur Abwehr der Übel, welche für uns aus den Prohibitivsystemen anderer Staaten erwachsen waren und wovon er uns ferner bedroht glaubte. Durch den Zollverein sind bekanntlich andere Verhältnisse, andere Grundsätze ins Leben gerufen worden; theoretisch wagt kein Staatsmann mehr, selbst in den abgeschlossensten Staaten nicht, das Prohibitivsystem zu vertheidigen. Das ist eins der wohlthätigen Ergebnisse, deren so viele aus dem ausgedehnten und umfassenden Verkehre der Völker und Länder der Erde hervorgegangen sind. Allein suprema lex esto das Wohl der Menschheit; dieses Gesetz darf keinen Theorien über Handel und Industrie, keinem System derselben zum Opfer gebracht werden. Und unser Verf. sagt in dieser Beziehung ebenso wahr als dem Humanitätsgefühl wohlthuend: „Mir scheint vor Allem wichtig, daß der Staat reich an guten und glücklichen Menschen sei, und deswegen habe ich besonders hervorgehoben, durch welche Gewerbsweise mit das Wohl der Gesammtheit gefördert, durch welche es mir beeinträchtigt erscheine, und die Übergangung ausgesprochen, daß im Allgemeinen wenigstens die Beschäftigung mit dem Ackerbau den Vorzug verdiene vor den Industriewerken, welche große Massen von Menschen an einzelnen Orten concentrirten. Dies ist zwar von manchen Staatswirthen schon längst eingesehen, dennoch aber in verschiedenen Staaten die Industrie noch neuerlich auf eine Weise in Schutz genommen worden, wodurch jene gefährliche Concentration gefördert werden mußte, während man dem Ackerbaue weniger Beachtung schenkte, als er sowol in Bezug auf das Gesammtwohl als auf den Zustand eines großen Theils der Bevölkerung verdient."

Wir können hinzufügen, daß die heftigsten und schwierigsten Debatten über gewisse Theile der Gesetzgebung, besonders in England, Nordamerika, Frankreich und theilweise bereits auch in Deutschland, aus dem Conflicte der Ackerbau- und Industrieinteressen hervorgegangen sind; als es sowol in Bezug auf das Gesammtwohl als auf den Zustand eines großen Theils der Bevölkerung verdient."

Wir können hinzufügen, daß die heftigsten und schwierigsten Debatten über gewisse Theile der Gesetzgebung, besonders in England, Nordamerika, Frankreich und theilweise bereits auch in Deutschland, aus dem Conflicte der Ackerbau- und Industrieinteressen hervorgegangen sind; als es sich um Kampf der Wohlthätigkeit des menschlichen Geists durch das Naturprodukt mit der Nothwendigkeit und der für Einzelne zugleich großen Erziehigkeit der Existenz durch das Kunstproduct; es ist ein Kampf eines für und durch die Natur bemessenen Capitals mit Dem, was durch die Stärke und den Drang der Kunst mit Hülfe und auf Kosten der Arbeitskräfte, die von der Natur weder beschäftigt noch ernährt werden können, sich ins Unbemessene zu erweitern strebt. Wie überall, so wird auch hier endlich die Natur sich in ihrer Kraftüberlegenheit zeigen und den Sieg davontragen. Daß dieser Sieg von gewaltigen Erschütterungen begleitet sein werde, liegt auf der Hand; und diese Voraussicht hat schon manches beherzigte Wort vernehmen lassen, und in den gesetzgebenden Berathungen der Staaten sowie in Schriften zur reiflichen Überlegung und Besonnenheit ermahnt. Auch unser Verf. gehört als Schriftsteller in den Rath Derer, welche jedem übermaß, jeder Übertreibung abhold sind; sein Werk selbst hat unverkennbar die Aufgabe, durch geschichtliche Nachweisungen und statistische Zusammenstellungen die Zahl der Mängel, die seiner Ansicht haftigen, möglichst zu vergrößern, und Diejenigen, welche den entgegengesetzten Weg entweder bereits eingeschlagen haben oder ihn erst zu betreten im Begriff sind, von demselben zurückzurufen. Und überhaupt werden unsere Leser nach den allgemeinen Andeutungen, die wir ihnen soeben über das vorliegende Werk gegeben haben, die Meinung gerechtfertigt finden, nach welcher wir ihm einen bedeutenden Werth beilegen. Es wird aber nicht blos der Staatsökonom einen werthvollen Schatz von Beobachtungen und Zusammenstellungen darin entdecken, sondern es darf auch der Culturgeschichtsforscher der neuesten Zeiten auf eine reiche Ausbeute daselbst rechnen; und durch die historischen Übersichten, welche als Einleitungen in die Neuzeit dienen, mit der es der Verf. lediglich zu thun hat, ist ganz besonders dem Laien ein nützlicher Dienst erwiesen worden.

Bei dem ersten Anblicke könnte es nun scheinen, als ob das vorliegende Werk um seiner Reichhaltigkeit willen vielfache Gelegenheit darböte, unsern Lesern einzelne Mittheilungen daraus vorzulegen. Dem ist aber in der That nicht so. Wozu nützen aus dem Zusammenhange gerissene statistische Notizen? Wer aber dafür schon Interesse hat, will noch lieber das Ganze und wird sich in den Besitz desselben setzen; wer an dem Ganzen dagegen keinen besondern Antheil nimmt, wird an abgerissenen Einzelheiten noch weniger Gefallen finden. Gleich wol vermögen wir uns nicht von dem trefflichen Werke zu trennen, ohne wenigstens, wie wir hoffen, die Mehrzahl unserer Leser durch Besprechung eines Abschnitts aus demselben zu interessiren und dadurch zu einem günstigen Urtheil über die Leistungen des Verf. überhaupt zu bestimmen. Der Abschnitt handelt über den Handel, die Gewerbe und den Ackerbau Großbritanniens von 1828—41 zerfällt in zwei Hauptabtheilungen; die erste umfaßt Europa, die zweite die außereuropäischen Besitzungen jenes Staats. Mit vollem Rechte ist nun der Verf. bei dem britischen Ostindien in die specielste Darstellung der Verhältnisse eingegangen. Und wer möchte dies nicht billigen, wenn namentlich Das zum Grunde gelegt und als Wahrheit anerkannt wird, was der einigen Jahren der englische „Globe" aussprach: „When we consider the vast extent, wealth and population (100 mill. british sub-

Digitized by Google

jects and 50 mill. tributaries of India), we cannot fail to perceive what a splendid field is opening for the commercial entreprise of England in the east. At present the revenue derived by the state in our Indian territories is not 3 S. a head per annum, while the consumption of english manufactury is less than 6 S. a head yearly, where as the negroes of Jamaica consume 5 Pounds Sterl. worth annualy. A sound monetary system a monnied connection between England and India wile tend more them any thing to develop the immense resources which India possesses, such as sugar, cotton, tea, coffee, tobacco, hemp etc. and were the consumption of our manufactures only raised to 20 S. a head annually our exports to India would amount to more than 100,000,000 Pounds St. a year, instead of our present triffing trade of 4,000,000. Every merchant manufacturer and capitalist is deeply interested in the development of the resources of our splendid territories in Asia."

Und unser Verf. macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß, wenn die Erwartungen des „Globe" in Erfüllung gehen sollten und die Ausfuhr aus Großbritannien nach Indien auf 100 Mill. Pf. St. gebracht werde, die dahin jetzt stattfindende Exportation um das Fünfundzwanzigfache überstiegen werden würde, ja es würde eine solche Handelsentwickelung das Doppelte der Gesammtausfuhr Großbritanniens, wie sie in den letzten Jahren sich gezeigt hat, betragen. Und in der That, welche Aussichten und Hoffnungen lassen sich nicht an ein Land knüpfen, das in dem schönsten Theile Asiens gelegen und von einem thatkräftigen und klugberechnenden Volke theils mittelbar theils unmittelbar beherrscht, an Flächeninhalt und Seelenzahl sich beinahe mit ganz Europa messen kann? Aber auch für den Kenner und Verehrer der Geschichte besitzt dieses Land der Sonne, dieses Land mit einer überaus merkwürdigen Vergangenheit, eine Anziehungskraft, die uns die Hoffnung gewährt, daß uns unsere Leser nicht ungern begleiten werden auf einem möglichst abgekürzten Pfade durch das Gebiet seiner Geschichte: wir wollen denselben, unter Anleitung der besten Führer des Alterthums, der Engländer, der Franzosen und der Deutschen, bis zu dem Punkte, wo wir unsern Verf. treffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Bibliographie.

Wenn sich schon in dem für bibliographische Untersuchungen unendehrlichen ältern Werke Quérard's eine gewisse Planlosigkeit und ein offenbarer Mangel an Takt geltend macht, der sich theils durch unpassende, oft störende Bemerkungen, theils durch Ungleichmäßigkeit der Behandlung offenbart, so treten diese Mängel und Flecken in seinem neuern Werke, betitelt „La littérature française contemporaine", noch greller hervor. Nicht nur, daß die Veröffentlichung dieses Werkes, welches nur von Werth sein kann, wenn es innerhalb eines gewissen Zeitraums abgeschlossen ist, sich ins Unendliche fortspinnt und das Material unter den ungeschicktesten Händen des Herausgebers im fortwährenden Anschwellen begriffen ist, verleitete besonders der Kitzel sich breit zu machen Quérard zu offenbaren Ungerechtigkeiten und zu einer unerträglichen Weitschweifigkeit. So erhalten wir jetzt ein Heft (das zwölfte), welches nur mit der Fortsetzung des Artikels Bonaparte gefüllt ist. Statt sich auf die bibliographischen Angaben zu beschränken, hat sich Quérard hier im Irrgarten der zahllosen Calembourgs und Witzworte, welche auf Napoleon und seine Verhältnisse gemacht sind, planlos geben lassen. So erhalten wir statt positiver literarischer Angaben, wie man sie in einem bibliographischen Werke erwartet, eine endlose Blumenlese treffender und schiefer Urtheile über den großen Corsikaner. Wahrlich diesmal hat sich die Manie des Herausgebers auf eine Höhe gesteigert, daß dem Verleger denn doch endlich die Geduld ausgegangen ist. Allerdings ist es, indem der Verf. immer wieder von seinem Thema abschweift und ohne alle Begründung die unnöthigsten Bemerkungen in seinem Werke aufspeichert, rein unmöglich, dasselbe, wie versprochen war, in 24 Heften zu Ende zu führen. Da aber nun auf diese Weise der Abschluß in immer weitere Ferne geschoben wird, so scheint denn der bedrängte Buchhändler dem weitläufigen Treiben dadurch ein Ziel gesetzt zu haben, daß er zwei jüngere Gelehrte, Ch. Louandre und F. Bourquelot, mit der Fortsetzung dieser bibliographischen Arbeit beauftragt. Wie angekündigt wird, soll dieses Werk nun nicht nur schneller gefördert werden, sondern das Ganze wird nun auch mehr als besonders in der letzten Zeit geschehen ist, innerhalb der früher gesteckten Grenzen gehalten werden. Wahrscheinlich läßt sich die ganze Ausdehnung indessen noch nicht genau überschauen, wenigstens vermissen wir in der bezüglichen Ankündigung eine Angabe von der Anzahl der Hefte, welche noch erschienen werden.

Der Dichter Soumet.

Unzählige Male ist von Franzosen und von Ausländern die Geschichte der Jungfrau von Orleans zum Gegenstande poetischer Behandlung gemacht. Wir haben selbst schon verschiedene zum Theil höchst mißlungene Versuche dieser Art in d. Bl. eingetragen; aber immer wieder machen sich neue Dichter an diesen anziehenden Stoff. So hat sich, wie wir hören, auch Alexander Soumet, bekannt durch verschiedene dichterische Productionen von sehr ungleichem Werthe, die Aufgabe gestellt, das Leben der Jeanne d'Arc in einer Trilogie zu behandeln. Dieser Dichter, der einige recht gelungene Sachen geschrieben hat, leidet nicht selten an einer gewissen Breite, in die er, wie wir fürchten, auch diesmal wieder fallen wird. Es gehört eine üppigere und fruchtbarere Phantasie dazu als sie Soumet besitzt, wenn das Leben der Johanna in drei Dramen mit Glück ausgesponnen werden soll. Aber wir wollen den wohlerworbenen Ruhm dieses Dichters nicht schmälern durch Betrachtungen über ein Werk, welches noch gar nicht erschienen ist; im Gegentheil würden wir uns freuen wenn Soumet eine größere Anerkennung fände als dies bisher der Fall gewesen ist. Indessen scheint es fast, als wenn sein dichterischer Ruf im Steigen begriffen sei; wenigstens hören wir, daß seine Vaterstadt Castelnaudary den Entschluß gefaßt hat, dem Dichter, der in ihren Mauern geboren ist, noch bei seinem Leben ein Denkmal zu setzen. Diese Zeilen waren bereits einige Zeit geschrieben, als uns der plötzliche Tod Soumet's überraschte. Wie weit er sein beabsichtigtes Gedicht gefördert hat, wissen wir nicht.

Zum Geist der Kochkunst.

Die Kunst des Wohllebens wird jetzt nur noch stümperhaft betrieben, und bald wird sie ganz ausgestorben sein, denn die wenigen Gourmands alten Schlags aus der Schule des Cavau schwinden mehr und mehr. Zum Glück haben wenigstens einige derselben in ihren Schriften ein Denkmal ihrer Kunst hinterlassen; wenn sich freilich auch hier die Wahrheit bestätigt, daß die Theorie sich breit zu machen anfängt, wenn es mit der Praxis auf die Neige geht. Diese hübern Betrachtungen drängen sich uns auch beim Erscheinen eines Werkes auf, welches würdig ist, sich an die geistreiche „Physiologie du goût" und an die Schriften eines Carême anzureihen. Man würde sich sehr irren, wenn man sich durch den Titel „La science du bien vivre, par *Paul. Ben* et *A. B.*" verleiten ließe, etwa in diesem Werkchen eine moralische Abhandlung zu vermuthen. Es handelt sich hier vielmehr um die heitere Kunst, sich das Leben möglichst zu verschönern. Die Freuden der Tafel werden in dieser geschmackvollen Schrift ebenso wie die übrigen Vergnügungen berücksichtigt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 201. — 20. Juli 1845.

Der Mörder und Brandstifter Ramcke und sein Wahnsinn.

Sollen wir es zu den Vorzügen oder zu den Krankheiten einer Zeit rechnen, wenn die Beurtheilung der Strafsälligkeit eines einzelnen Verbrechers Schriften, Bücher, ja eine ganze Literatur ins Leben ruft? Unsere Vorfahren, mit gutem Glauben und schwacher Kritik, verfuhren sehr kurz; wir haben dieses Übel vollkommen erkannt, aber um es wieder gut zu machen, schlagen wir ins andere Extrem über, es wird uns die Kritik zur Hauptsache, worüber dann wieder andere Sachen in den Hintergrund treten müssen, die allenfalls denn doch auch Anspruch auf Berücksichtigung haben: die Frage, ob Leben und Freiheit eines Individuums denn so kostbaren Werth hat, daß darum so viel Kräfte und Mittel geopfert werden dürfen, die, zu Capital gerechnet, der bürgerlichen Gesellschaft von so großem Werthe wären? Um ein Leben zu retten, welcher Aufwand von vergeudeten Kräften; wie viel untergehende, wie viel erstickende Lebenskeime, weil ihnen die Nahrung fehlt, hätten davon erhalten werden können! Es ist keine Anklage, es ist selbst nicht einmal eine Betrachtung, die für den Augenblick durchzudringen auf Anerkennung Anspruch macht. Weiß ich doch, daß das Übel aus dem menschlich edelsten Motiv hervorging, gebe ich mir doch selbst die Antwort, daß es hier nicht der Einzelne ist, sondern die Idee, welche die Streiterscharen ins Feld ruft; unbesoldet, unbelohnt, dienen sie nur der heiligen Überzeugung; schlage ich doch meine Anklage selbst zurück, indem ich die historische Thatsache anerkenne, daß es so ist, daß sich allüberall die Geister und Federn in Bewegung setzen, um ein Unrecht, was die Justiz begangen hat oder begehen könnte, zu rächen oder zu verhindern; daß dies ein Fortschritt ist, ein Sieg des Geistes über den veralteten Buchstaben, aber ein Übel ist es darum doch, ein neues Übel, welches mit der neuen Zeit sich nicht verträgt. Deren Prinzip lautet, mit den geringsten Mitteln die größten Wirkungen hervorzubringen, und hier verschwendet man Papier, Druckerschwärze und tausend Menschenkräfte, um ein einzelnes Unrecht zu verhüten und anzuzeigen. Das ist nicht im Rechten; an die Folgezeit ergeht die Appellation, das Verhältniß wieder in die Rechte zu bringen.

Franzosen und Deutsche sind es, welche diesen Aufwand von Mitteln um die Wette machen, um das unter Menschenfassungen und Menschenseinsicht gestandete Recht des Einzelnen zu beschützen. Ist dies nun ein Zeichen, daß diese beiden Nationen allen andern voran sind in der Humanität und der Würdigung des Rechts, oder dafür, daß die Handhabung desselben bei ihnen am schwächsten beschaffen ist, daß sie der Beihülfe der öffentlichen Aufmerksamkeit bedarf, um Unrecht zu verhüten? Merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß in England kein Criminalfall so vielseitige Besprechungen erlitt und solchen Wust von Schriften hervorrief als nur die zwei Fälle der Giftmischerin Lafarge in Frankreich und des Mörders Ramcke in unserm Vaterlande. Beide leben noch als Verurtheilte und über Beide haben weder die Urtheilssprüche ihrer Richter noch die Entscheidungen der königlichen Gnade und noch weniger die Kritik der urtheilsfähigen Stimmen im Publicum eine absolute Entscheidung aller streitigen Fragen hervorgebracht. Die Lafarge'sche Literatur scheint jetzt reponirt zu sein, die über Ramcke erzeugt noch Schriften über Schriften, und wenn sie den Todten und Gefangenen nichts hilft, so fördert sie wenigstens die Wissenschaft in einer und der andern Beziehung, denn auf dieses Feld ist der Streit jetzt übergespielt; der Mensch Ramcke, seine Schuld und seine Seelenleiden sind darüber in den Hintergrund gedrängt.

Während die Beardeitung des Ramcke'schen Criminalfalls, der, unstreitig einer der merkwürdigsten in den letzten Jahren, mich für den „Neuen Pitaval" beschäftigt, bin ich veranlaßt, über die beiden, dahin einschlagenden, bedeutendsten Schriften:

1. Der Criminalproceß wider den zum Tode verurtheilten Jochim Hinrich Ramcke und meine Intervention. Von Peter von Kobbe. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1844. 8. 1 Thlr.
2. Actenmäßige Darstellung des wider Jochim Hinrich Ramcke, Anna Marie Ramcke und Hinrich Eddigcs aus Halstenbeck wegen Mordes und Brandstiftung geführten Criminalprocesses, nach den vollständigen Criminalacten herausgegeben von C. J. Graba. Kiel, Bünsow. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

eine Anzeige für d. Bl. zu liefern. Was soll aber für Die, welche den Fall und seine Zweifelsfragen nicht genau kennen, eine Anzeige genügen, da die Frage um Ramcke's Gemüthsumstand allein, welche noch gegenwärtig die Wissenschaft beschäftigt, in ganzen dicken

Digitized by Google

Bänden nicht abgethan und gelöst erscheint? Auf den mit nächstem erscheinenden siebenten Theil des „Pitaval" verweisend, will ich deshalb hier nur das Allernöthigste für die mit der Thatsache minder bekannten Leser d. Bl. vorausschicken, um sie auf den Standpunkt beider Werke hinzuweisen.

In der Nacht zum 14. Juni 1837 wurde die Wittwe des verstorbenen Bauers Ladiges im holsteinischen Dorfe Halstenbeck mörderisch überfallen. Ein Unbekannter, der in das einsame Haus gedrungen war, hatte sie selbst, im Bette liegend, mit mehren Axtschlägen schwer verwundet, ihr kleines Kind getödtet und das Haus in Brand gesteckt. Mit dem blutenden Kinde hatte sich die arme Frau aus dem brennenden Hause gerettet. Der Verdacht fiel sehr bald auf den Mann ihrer Stieftochter, den Bauer Ramcke und dessen Frau, welche, in dem zunächst gelegenen Bauerhofe wohnend, die gesetzliche Last hatten, der Wittwe Ladiges ein nicht unbedeutendes Altentheil zu zahlen, welches für sie um so drückender war, als die Wittwe noch eine junge Frau war. Nach langer Haft gestand zuerst ein mitangeschuldigter Bruder, dann die Frau, endlich nach anderthalb Jahren der Bauer Ramcke selbst die Hauptzüge der That ein. Gleich nach diesem Geständnisse zeigten sich aber in seinem Wesen und Reden Anzeichen von Wahnsinn, an den man indessen nicht glaubte, sondern ihn für ein wohlberechnetes Manoeuvre hielt, um der letzten Strafe zu entgehen. Die Richter, die Gefangenwärter, die Geistlichen, kurz nah und fern hielt Jedermann diesen Wahnsinn für simulirt, und dieser Glaube ist noch jetzt in Holstein vorherrschend. Die Gutachten zweier Aerzte bestätigten mit gelehrten Gründen die allgemeine Annahme, und es war nur der bekannte juristische Schriftsteller Peter v. Kobbe, welcher in Ramcke, als derselbe zur Publication des Urtheils geführt wurde, einen Wahnsinnigen erkannte, und darauf die bekannten Schritte um Aufschub der Strafvollstreckung beim Könige von Dänemark that. Es darf angenommen werden, daß man auf den Zeitungen diese fatalistische Geschichte kennt, wie Ramcke fast schon mit einem Fuße auf dem Schaffot stand, als ein Courier den königlichen Befehl zum Aufschub überbrachte. Die Untersuchung über des Verbrechers Gemüthszustand sollte aufs neue beginnen. Die Weiterungen und Fragen über die Competenz der Gerichte, der Aerzte, der medicinischen Facultät in Kiel, welche in letzter Instanz entscheiden sollte, schienen ohne Ende, desgleichen die Schriften pro und contra, die Angriffe Kobbe's gegen die Gerichte und die scharfen Gegenangriffe der Gerichte gegen den, wie sie meinten, unberufenen Einmischer. Endlich erklärte jene Facultät, daß Ramcke aller Wahrscheinlichkeit nach den Wahnsinn nur simulire; die Obergerichte entschieden dahin, daß nunmehr mit der Vollstreckung des Urtheils verfahren werden solle, und der König verwandelte seine Strafe, mit Hinsicht auf die Möglichkeit, daß Ramcke doch wahnsinnig sein könne, in lebenslängliches Gefängniß.

Damit war aber der Proceß nicht zu Ende. Peter v. Kobbe gab eine letzte, jene obengenannte Schrift heraus, in welcher er mit allem Feuereifer eines Vertheidigers der gekränkten Unschuld nicht allein Ramcke's effectiven Wahnsinn nach dem Geständniß, während desselben, ja schon vor demselben und bei der That selbst, ja schon vor der That, sondern auch seine Unschuld an der That selbst darzustellen bemüht war, indem er zu beweisen suchte, daß jenes Geständniß durch die Folter des langen Gefängnisses und die strenge Behandlung allen Angeschuldigten erpreßt worden sei. Die Beschuldigungen gegen die holsteinischen Gerichte waren zu heftig auch von andern Seiten her geworden, als daß diese nicht antworten sollten, und der Justizrath Graba gab darauf den umfassenden Auszug aus den Acten in jenem 515 engaedruckte Seiten starken Werke. Die Geschichte des Processes geht aber noch weiter. Peter v. Kobbe fühlte sich durch die Anschuldigungen im Graba'schen Werke so tief verletzt, daß er erkrankte und starb. Sein Bruder, der bekannte Humorist Theodor v. Kobbe, nahm die Lanze für ihn auf und wollte seine Ehre und Wahrhaftigkeit retten, aber mitten in den Vorbereitungen starb er, in demselben Augenblick, wo ein Pfeilschuß von Seiten Graba's gegen ihn zurückgeschnellt wurde. Eine wahrhaft tragische Geschichte in ihrer Entwicklung.

Uber alles Dies sei auf unsere Darstellung im „Neuen Pitaval" verwiesen, wo wir die holsteinischen Gerichte vor den Vorwürfen Kobbe's im Allgemeinen, aber auch Kobbe's Verfahren als Privatmann gegen Gerichte, die ihm ungerecht zu handeln schienen, vertheidigen zu müssen glaubten. Wir sprechen dort unsere Überzeugung aus, daß Kobbe sich von seinem Eifer zu weit hinreißen lassen, als er auch die Thäterschaft des Verbrechens in Abrede stellte; wir verfuchen den Punkt zu finden, wo die Schuld liegt, die solche traurige Conflicte hervorgebracht; aber schon hier möchten wir über die eine Frage, welche dem Processe noch heute eine Bedeutung gibt, überdie Zurechnungsfähigkeit und den versteltten oder den simulirten Wahnsinn des Mörders, unsere Ansicht, die dort weiter ausgeführt ist, in Kürze aussprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit von Gustav von Gülich. Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Über Hindostan*), das, wenigstens 28 Breitengrade einnehmend, eine Welt, einen Erdtheil für sich bildet, ist erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine wissenschaftliche Literatur in Europa entstanden, die heinerlei umfassender ist als Alles, was das classische Alterthum in dieser Beziehung geleistet hat und leisten konnte. Die Engländer und Franzosen sind als die Schöpfer und Begründer dieser Literatur zu betrachten,

*) Dieser Name stammt aus der Mohammedanischen Zeit; der Name Indien dagegen rührt von den ionischen Griechen her, die den civilisirenden Lauf von Sindhu (Indus; d. h. im Sanskrit der Fluß, wegliesen und Indos aussprachen. Die brahmanischen Schriften der Hindus nennen ihr Vaterland Jambudwipa oder Bharatakhanda.

Digitized by Google

ihre Anfänge knüpfen sich an die Herrschaft und Kämpfe dieser beiden Nationen in Ostindien; die Deutschen sind nachgefolgt. Die Werke dieser drei Nationen behandeln aber vorzugsweise die Sprache, die Schriftwerke, die Alterthümer und Geographie Hindostans*); dagegen besitzen wir durchaus kein eigentliches Geschichtswerk über dieses Land, und werden ein solches wol auch niemals erhalten, wenigstens nicht über die voreuropäischen Epochen, da es an Quellen mangelt; der Orient scheint in seiner Zeit eine Geschichtschreibung im europäischen Sinne gekannt zu haben. Daher wird es auch stets ein unlösbares Problem bleiben, die ältesten Anfänge der indischen Geschichte chronologisch zu bestimmen. Denn die Zahlenangaben, die sich in den Traditionen oder in den Schriften der Hindus vorfinden, übersteigen so sehr alle Glaubwürdigkeit, sind so eng mit ihrem Religionssysteme verbunden, daß sie einen chronologischen Maßstab für eine wirkliche Geschichte abzugeben nicht geeignet sind. Es viel haben jedoch die angestellten Untersuchungen im Allgemeinen gethan, daß Indiens Geschichte und Cultur in die ältesten Zeiten der Menschheit hinaufreiche, mag immerhin über den Ursprung und das Alter einzelner Erscheinungen Zweifel gehegt und gestritten werden können.**) Die Urankläge des politischen und religiösen Lebens der Hindus sind unstreitig in den Flußgebieten des Indus und des Ganges d. i. der heiligen Gänge zu suchen, zweier Ströme, die als die Pulsadern des indischen Flachlandes angesehen werden müssen. Auch die Engländer erklären noch heutigen Tages das Gangesthal für den fruchtbarsten und wichtigsten Theil von ganz Indien; es schätzen den Flächeninhalt desselben auf 130,000 engl. Quadratmeilen.***) Übrigens ist kaum ein anderes Land der Erde durch ein reichhaltiges Flußsystem in gleichem Grade begünstigt als Indien, und deshalb in gleichem Grade für Handel und Ackerbau geeignet. Was die Abstammung der Bewohner betrifft, so sind sie schwerlich alle von einem und demselben Stamme, ihre politischen Gliederungen und Physiognomien lassen auf eine Verschiedenheit schließen. Und während die vier Hauptkasten der Hindus das Bild des kaukasischen Stammes, der in wahrer Zeit erobernd eingedrungen zu sein scheint, an der Stirn tragen, sind z. B. die Pariah höchst wahrscheinlich eine unterworfene und bis zum Abscheu ausgerottete Negerrace. Bekanntlich leitet man von einer Unterabtheilung derselben, Bhilla genannt, unsere Zigeuner ab. Wie viel über dieses aus Asien nach Afrika, Europa und vielleicht auch nach Amerika verschlagenen Volksstamm gemuthmaßt und geschrieben worden ist †), können wir hier nicht einmal in einem kurzen Umrisse darlegen: nur die einzige Bemerkung dürfen wir uns nicht versagen, daß es fernestwegs so ausgemacht ist, wie man gewöhnlich annimmt, ihr Erscheinen in Europa hänge mit Timur's Einbruch in Indien zusammen und vor 1417 sei ihr Dasein in europäischen Ländern nicht nachzuweisen.

Unter den Europäern erhielten die Griechen zuerst Kenntniß von Indien; Jonier dienten in den Heeren der Perser. In den Nachrichten des Herodot scheint die Kunde seiner Zeitgenossen von Indien ausgezeigt zu sein. Ktesias, ein Grieche von Geburt, aber Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon (400 v. Chr.), redet zwar oft von Indien, sagt sich aber wenigstens aus seinen Fragmenten der Beweis nicht führen, daß er viel mehr als der Gerüchte gewußt habe, der Ganges, das Herz des Hindulandes, war den Griechen noch eine terra incognita. Erst 100 Jahre später trat den Griechen ein großer Theil Indiens durch die Siegeszüge und den Thatendurst Alexander's d. Gr. in ein helleres Licht; doch darf dabei nicht vergessen werden, daß dieser Eroberer an der Schwelle des eigentlichen Indiens zur Rückkehr gezwungen ward, daß die Originalschriftsteller mit griechischen Augen beobachtend sich vielfältig selbst täuschten, oder aus Schmeichelei gegen Alexander sich manche Irrthümer zu Schulden kommen ließen. Kritische Schriftsteller der spätern Griechen haben dies wahrgenommen und ausgesprochen. Und welche Wunderuteleien mögen vorgekommen und sogar in Schriften übergegangen sein, da es in Alexander's Zeit sogar Leute gab, welche dem leichtgläubigen Griechenvolke von Indien vorerzählten und sich dafür ein Almosen bezahlen ließen! Syrien unterhielt zur eine Zeit lang die Verbindung zwischen den Griechen und Indien zu Lande, die Ägypten zur See an dessen Stelle trat. Die überhaupt im Alexandrinischen Zeitalter der geographischen Wissenschaft der Alten ihre höchste Ausbildung zu Theil ward, so blieb insbesondere Indien den Geographen ein interessantes und vielfach besprochenes Land; die zahlreichen Schriften unter dem Titel „Periplus", richtigere Beschreibungen des Indischen Meeres, wie z. B. die des Arrianus und das Werk des Ptolomäus (150 n. Chr.) liefern Beweise dafür. Was die Römer betrifft, so schöpften diese erst wiederum aus den Griechen; und ihre Schriftsteller sind mit um so größerer Vorsicht zu benutzen, da sie bei weit sie größtentheils nicht mehr nach ihren Daelen zu beurtheilen vermögen, am allerwenigsten darf dem romantischen und rhetorisirenden Curtius eine bedeutende Auctorität zugestanden werden. Überhaupt wußten die Römer von Indien weniger als die Griechen. Mit dem Ablaufe des zweiten Jahrhunderts nach Christus Geburt, wo der Verfall der römischen Welt und der alten Literatur mit raschen Schritten zunimmt, verschwindet auch Indien allmälig aus dem Gesichtskreise der Europäer. An die Stelle der genauern Kunde tritt wieder Romanhaftes, Falsches, Aberglaubisches. Die Schriften jener christlicher Mönche, des Palladius im vierten und des Kosmas Indikopleustes im sechsten Jahrhundert bestätigen dieses Urtheil. Die Völkerwanderung, der Untergang des westlichen Römerreichs und die allgemeine Barbarei haben den Orient und Occident politisch und commerziell auseinandergerissen und sich gegenseitig entfremdet. Erst die Araber, die Vermittler einer neuen Bekanntschaft des Abend- und Morgenlandes, nachdem ihre fanatischen Scharen sich auch über Indien ausgegossen hatten, brachten wiederum einige Nachrichten über das merkwürdige aber vergessene Land nach Europa. Ihre Literatur ist reich an Werken über Hindostan, sie harren aber noch einer systematischen Bearbeitung. Der erste Europäer, der aus eigener Anschauung einige Notizen über dasselbe nach dem Occident brachte, war der albekannte Marco Paolo im 13. Jahrhundert. Glaubwürdiger und mannichfaltiger werden die Nachrichten durch die Portugiesen, die am Ausgange des 15. Jahrhunderts den Weg zur See nach den indischen Küsten gefunden und eine Niederlassung daselbst (Goa) mit Gewalt der Waffen errichtet hatten. Und seitdem ist die Verbindung Europas mit den Indusländern niemals wieder völlig unterbrochen worden. Doch die Entscheidung hat erst das 18. Jahrhundert herbeigeführt

Der Beschluß folgt.

*) Die zahlreichen politischen Schriften, Broschüren und Zeitungsartikel, die sich über die englische Verwaltung Ostindiens und über dessen neueste Geschichte verbreiten, lassen wir hier natürlich unser Acht.

**) Um nur ein Beispiel anzuführen, so behauptet Letronne, der astronomische Thierkreis sei um 300 v. Chr. von den Griechen zu den Hindus gekommen, und der neueste Schriftsteller darüber, Holzmann (Karlsruhe 1841), pflichtet dieser Behauptung bei. Obtigel aber u. A. meinen, er sei viel früher von den Indern zu den Griechen gekommen.

***) Vergl. unsern Bers. S. 295.

†) Die Literatur, welche die Frage über die Zigeuner behandelt, ist merkwürdig groß. Das Neueste ist: „Ethnographische und historische Notizen über die Zigeuner", von Kael v. Heffler (Königsberg 1842). Er rechnet sie zu den Malaien. „Die Zigeuner in Europa und Asien", von A. F. Pott (erster Theil: Einleitung und Grammatik. Halle 1844). Auch diese Schrift, die wiederum einmal recht klar beweist, wie wichtig und ergiebig Sprachstudien, namentlich die sprachvergleichenden sind — wir haben sie mit ebenso viel Vergnügen als Belehrung gelesen — stimmt für den indischen Ursprung.

Digitized by Google

Literarische Notizen.

Die Sieger von Waterloo nach der Schlacht.

Der Kaplan Lord Hill's, des berühmten Waffengenossen des Herzogs von Wellington, E. Sidney, hat vor kurzem ein biographisches Werk über seinen Gönner: „The life of Lord Hill G. C. B. late commander of the forces", herausgegeben, welches als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Krieges in der Halbinsel zu betrachten ist, indem es ziemlich ausführlich die Kriegsthaten der Engländer und der mit ihnen verbündeten Portugiesen und Spanier behandelt, worin Lord Hill eine so bedeutende Rolle gespielt und zu jenem hohen Kriegsrange emporgestiegen ist, den er in der letzten Zeit seines Lebens eingenommen. In der Schlacht von Waterloo hatte er beinahe dasselbe Schicksal, welches einige Tage früher seinem preußischen Waffengefährten, Blücher drohte, dessen unnachgiebiger Energie, beiläufig gesagt, nach Napoleon's eigenem Eingeständniß auf St. Helena, Wellington mit seinem Heere in der Schlacht von Belle Alliance die Rettung vor endlicher Niederlage und Zertrümmerung zu danken hat. Über die erwähnte Gefahr Lord Hill's erzählt seine Biographie Folgendes: „Sir Digby Menkworth, der sich im Stabe Lord Hill's befand, hat mir über die Thaten des Generals in dem großen Entscheidungsaugenblick des Tages nachstehende Mittheilung gemacht: «Er stellte sich an die Spitze seiner leichten Brigade und machte einen Angriff auf die Flanke der kaiserlichen Garde, als sie gegen die englische Garde anrückte. Sie stand dicht unter dem Gipfel eines Hügels und gab und empfing auf halbe Pistolenschußweite volle Ladungen. Hier wurde dem Lord Hill das Pferd unter dem Leibe erschossen und er empfing, wie es sich am andern Morgen zeigte, fünf Schußwunden. Der General stürzte und trug dabei mehre Quetschungen davon, aber in dem Schlachtgetümmel blieb dies uns länger als eine halbe Stunde unbekannt. Wir erfuhren nicht, was aus ihm geworden; wir besorgten, er sei getödtet; auch kann Niemand die innige Freude beschreiben, die wir fühlten, als er, und ohne gefährliche Verwundung, wieder bei uns eintraf.» Als der fürchterliche Tag vorüber war, nahm Lord Hill mit seinem Stab wieder von der kleinen Hütte Besitz, die sie am Morgen verlassen. Seine beiden tapfern Brüder, Sir Robert Hill und Oberst Clement Hill, waren verwundet nach Brüssel gebracht worden; trotzdem bestand die Gesellschaft noch aus neun Personen. Ein von Lord Hill's Diener aus zwei Stück Geflügel zubereitetes Mahl war die ganze Erfrischung, die den Sieger nach stundenlangem verzweifelten Kampfe ohne einen Bissen Brot zu sich nehmen zu können erwartete. Lord Hill litt von seinen Quetschungen empfindliche Schmerzen. Die ganze Nacht hindurch vernahmen sie nichts als das Gestöhne und Gewinsel der Verwundeten. Es war für Alle eine Nacht der entsetzlichsten Qual. Die Männer, welche die Völker Europas mit lautem Beifallgeschrei zu begrüßen und welchen sie in Palästen ihr Obdach anzuweisen sich anschickten, vermochten in einer elenden Hütte nur Seufzer um Seufzer miteinander auszutauschen. In solcher Gestalt zeigt sich der Krieg selbst dem Sieger! «Möge Gott in seiner Gnade», ruft der Mann der Kirche aus, «ihn bald ganz von der Erde verschwinden lassen!»" Liest man die verschiedenen Schlachtberichte, so sollen die Widersprüche in Bezug auf die Zeit des Beginns der Schlacht auf. Lord Hill jedoch hat diesen Punkt erledigt. Als er im Herbste nach der Schlacht in London eintraf, brachte er den ersten Abend im Hause seines Bruders Lord Teignmouth zu. „Können Sie mir sagen", fragte ihn dieser, „wann die Schlacht eigentlich begann?" Der Gefragte entgegnete: „Ich trug zwei Uhren in der Schlacht bei mir. Als ich, nachdem die Schlacht vorüber, die Zeit verglich, fand ich, daß der erste Schuß zehn Minuten vor zwölf Uhr gefallen war."

Der Herzog von Wellington über die Geschichtschreibung des Krieges auf der Halbinsel.

Als Southey sein Werk „History of the peninsular war" vorbereitete, wandte sich einer seiner Freunde an Lord Hill, um von diesem Materialien dazu zu erhalten. Lord Hill seinerseits ging an den Herzog von Wellington und fragte an, ob er zu besagtem Zwecke die Briefe und Verhaltungsbefehle, welche er während des Feldzuges von seinem Oberbefehlshaber erhalten, mittheilen dürfe. Der Herzog antwortete Folgendes darauf: „In Betreff Herrn Southey's habe ich im Allgemeinen vernommen, daß er mit Abfassung einer Geschichte des Krieges in der Halbinsel beschäftigt ist; aber er hat nie, weder mittel- noch unmittelbar, bei mir um Auskunft über diesen Gegenstand nachgesucht. Hätte ich ein solches Gesuch empfangen, so würde ich ihm gesagt haben, was ich Andern entgegnet, daß der Gegenstand zu ernst ist, um leicht genommen zu werden; weil, wenn irgend eine wirklich authentische Geschichte jenes Krieges durch einen Schriftsteller, der einer solchen Aufgabe würdig ist, geliefert werden sollte, sie nothwendigerweise dem Publicum die wirkliche Wahrheit bieten und zeigen müßte, was die Völker wirklich gethan, als sie sich in die Lage versetzt sahen, worin die Spanier und Portugiesen sich befanden; daß ich ferner keinem Schriftsteller Aufschlüsse und Materialien liefern würde, welcher nicht die Verpflichtung übernehmen möchte, diesem Grundsatze gemäß zu schreiben. Ich bin jedoch der Ansicht, daß die Zeit des Krieges uns noch zu nahe liegt; auch ist der Charakter und der gute Ruf von Völkern wie von Individuen zu sehr bei Schilderung dieser Fragen betheiligt, als daß ich einem Schriftsteller die Abfassung einer solchen Geschichte in diesem Augenblicke empfehlen oder ihn gar dazu aufmuntern möchte, wie es — ich fürchte dies — von einigen Seiten geschieht. Dies ist meine Ansicht über die Sache im Allgemeinen, und ich würde sie Herrn Southey nicht vorenthalten haben, wenn er und seine Freunde sich an mich gewendet hätten. In Bezug auf Ihre Berücksichtigung meiner Person in dieser Sache nehme ich dies, wie Alles was von Ihnen kommt, als einen Beweis ihrer freundschaftlichen Anhänglichkeit an mir auf. Es sei denn, daß Sie dem oben von mir aufgestellten Grundsatz zustimmen, so sehe ich keinen Grund, der Sie abhalten könnte, Herrn Southey jede Ihnen beliebige Auskunft zu ertheilen; aber ich möchte Sie ersuchen, ihm keine Originalbriefe von mir mitzutheilen, da dies in der That mich mit seinem Werke in Verbindung bringen würde, ohne daß dadurch erreicht würde was ich beabsichtige, nämlich eine wahre Geschichte." Natürlich hielt auf diese Zuschrift Lord Hill mit diesen Papieren zurück und erst später wurden sie mit Gestattung des Herzogs von Wellington durch Oberst Quewood veröffentlicht. Lord Hill hatte aber früher schon, wahrscheinlich auf die von jener Seite ergangene Veranlassung, Vieles den Flammen übergeben. Bei solchem Verfahren klingt es denn freilich etwas komisch, wenn der englische Kriegsheld von einer durchaus wahren Darstellung der Geschichte spricht. Durch Vernichtung von darauf bezüglichen Urkunden dient man wenigstens, wenn auch vielleicht sich oder Andern, der Wahrheit und Unbestechlichkeit der Geschichtschreibung nicht. 12.

Geschichte des englischen Parlaments.

Wie wir vernehmen, beschäftigen sich jetzt zwei Gelehrte, von denen der eine wenigstens einen bedeutenden literarischen Ruf hat, mit der interessanten Geschichte des englischen Parlaments. Es sind dies Duvergier de Hauranne und der Pair Baron Frenilly. Ersterer, bekannt als Deputirter und thätiger Publicist, wird wahrscheinlich das Ganze mehr vom staatsmännischen Gesichtspunkte behandeln und einen geistreichen Überblick Dessen liefern, was in publicistischer Hinsicht von Interesse ist. Frenilly wird — wie wenigstens die große Ausdehnung, die er seinem Werke zu geben beabsichtigt, vermuthen läßt — auch das eigentlich Historische nicht unberücksichtigt lassen. Seit 23 Jahren mit den betreffenden Studien, mit dem Sammeln, Ordnen und Sichten des Materials beschäftigt, hat er, wie es heißt, sieben Bände bereits im Manuscript beendigt, deren baldiges Erscheinen bevorstehen soll. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 202. — 21. Juli 1845.

Der Mörder und Brandstifter Ramcke und sein Wahnsinn.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Ramcke ist jetzt anerkanntermaßen wahnsinnig. Graba selbst muß es einräumen. Dieses positive Factum — er ist jetzt wirklich seiner Seelenkräfte beraubt — wirkt unwillkürlich rückwirkend und gibt der Präsumtion Nahrung, daß er es schon früher gewesen. Aber diese Kenntniß wollen wir ganz bei Seite setzen und uns nur an die actenmäßigen Erscheinungen halten. Es mag sein, daß die Sachverständigen in allen einzelnen Reden und Gebehrden des Verbrechers keinen Wahnsinn fanden, weil sie nicht zu ihren Erfahrungssätzen stimmten. Aber in ihrer Totalität machen sie auf den Laien einen andern Eindruck. Die ersten, scheinbar plötzlichen Ausbrüche des Irrsinns erscheinen allerdings als Verstellung, aber schon in ihrer Continuität erregen sie gerechte Bedenken. Jahre hindurch einen Wahnsinn zu simuliren und nicht wirklich wahnsinnig zu werden, wäre nach menschlicher Erfahrung schon eine Abnormität. Möchte man sich das auch als möglich bei einem mit Phantasie und besondern Gaben ausgerüsteten Manne denken, der in der Einsamkeit des Kerkers sich ein System ausspinnt, so ist das doch bei einem 20 Jahre alten Bauer, ohne anderes Streben als zu sparen und zu erwerben, schon sehr problematisch. Man weist zur Begründung der Annahme auf seine große Verstandeskraft, die wir nicht in Abrede stellen mögen; nur scheint es uns, daß man den Beweis für dieselbe vorzugsweise aus der Annahme Dessen, was man zu beweisen hatte, entnahm. Zugegeben, daß Ramcke nach dem Geständnisse seinen Wahnsinn simulirt, daß er durch die langen Jahre die Rolle mit äußerster Selbstverleugnung fortgesetzt habe, daß er die bewunderungswürdig gleichgültige und schlaffe Haltung bei der Publication des Urtheils nur angenommen habe; daß er aber auch vor der Hinrichtung, bei den Vorbereitungen dazu, auf dem langen Wege, bei der Gewißheit daß es nun zu Ende komme — denn wer konnte den wunderzeichen Zwischenfall ahnen —, daß er auch da den albern lächelnden Undefangenen gespielt haben sollte, geht über unsere Glaubenskraft. Und als die furchtbare Katastrophe vorüber war, auch da zuckte nichts Menschliches in ihm auf; auch da konnte er die Rolle des Stumpfsinnigen fortspielen, das Volk angrinzen, ihm zunicken wie vorhin. In nichts verrieth sich das Menschliche in ihm, als in einem kalten Todesschweiß. Gerichte und Aerzte ließen die Möglichkeit gelten, daß er sich nicht verstellt habe; wir wollen die Möglichkeit gelten lassen, daß er sich auch da noch verstellt habe, aber dieser Möglichkeit ein Etwas gegenüberstellen, was sich uns als psychologische Wahrscheinlichkeit aufdrängte. Wer das Entsetzliche kaltblütig begehen kann, durch nichts gestachelt als die Habsucht, nachdem er früher wenigstens durch keine Affecte sich als von verbrecherischen Gelüsten heimgesucht gezeigt hat; wer, wie der junge, kräftige, wohlhabende Bauer Ramcke, plötzlich in der Nacht aufspringt, ins Nachbarhaus schleicht und ein harmloses Weib um ein paar Hundert Mark todtschlägt — dessen hat sich eine dämonische Macht bemächtigt, die dem Wahnsinn sehr nahe steht. Darunter verstehe ich freilich keinen Zustand der Unfreiwilligkeit, welche die Zurechnungsfähigkeit und demnächst die Strafbarkeit ausschließt. Wer von diesen Dämonen sich beschleichen läßt, muß vor dem Gesetz büßen. Aber in einem wahnsinnigen Affecte, und wenn er auch Monate lang gedauert, ist die That begangen. Dieser stille Bauer, der kein Vergnügen, keinen andern Gedanken kennt als den Erwerb, erscheint schon von einem Dämon besessen, als er Tag aus Tag ein über die Größe des Abschieds (Altentheils) grübelt. Gespensterhaft nagt an ihm der Gedanke der Ungerechtigkeit, die keine ist, bis plötzlich die dämonische That in ihm fertig, bis die wilde, unselige Begier dermaßen über seine Klugheit Herr geworden ist, daß er (ohne Noth!) sein Weib und auch den von ihm tief verachteten, kaum zurechnungsfähigen dummen Schwager in sein Geheimniß einweiht. Jeder Mitwisser kann zum Verräther, zum Tyrannen eines Verbrechers werden. Die ganze Handlungsweise bei der That selbst, das tigerartige Hinüberspringen aus dem warmen Bette in die Nacht, in das stille Nebenhaus, hat etwas Unheimlich, Irres.

Seine Angst, sein Entsetzen, als die blutriefende Frau mit dem sterbenden Kinde beim Flammenschein ihres brennenden Hauses an sein Fenster pochte, erklärte man für Verstellung; für Simulation, daß er sich, von

Digitized by Google

den Furien gepeinigt, ins Gras warf, dann zurücklief, ins Bett hüllte, dann aufs Dach ſtieg, um zu retten, wo nichts zu retten war und, oben ohnmächtig, herunter-getragen werden mußte! So erklären Kritiker auch Lady Macbeth's Entſetzen, als die Kämmerer den Mord verkünden, für Verſtellung. Freilich iſt ſie es vor den Andern, aber die innere Seelenangſt leiht dieſer Entſtellung die entſetzliche Wahrheit: Die Furien pochen ſchon an und der Wahnſinn meldet ſich. Wäre Ramcke nur klug geweſen, hätte er die Komödie beſſer geſpielt. Spielen wollte er vielleicht, aber ſchon überkam ihn die unſichtbare Macht und er ward an ſich ſelbſt zum Verräther. Dann kämpfte er lange Jahre, im Naturtriebe, ſein Leben zu retten, um die abirrende Vernunft feſtzuhalten und ſich gegen die Anſchuldigungen zu vertheidigen. Endlich brach ſeine Kraft. Er bekannte. Dies Bekenntniß ſelbſt hat etwas Herzzerreiſſendes. Es muß heraus und will doch noch nicht. In dem Bekenntniß iſt ſchon mehr als Wahrheit. Der zuſammengeknickte Verbrecher heult auf vor Schmerz, weniger um die That, als daß die Kraft ihn verlaſſen, ſie zu leugnen. Mit welchen wunderlichen Redensarten iſt dies Bekenntniß untermiſcht, die ſchon ganz eine geſtörte Seelenkraft athmen. Man hat ſpäter in dieſen Spuren, welche ſich nicht wegleugnen ließen, bereits den Anfang ſeiner Rolle erblicken wollen. Den Schauſpieler müßte ich bewundern, aber geſehen habe ich ihn noch nicht, der mit einer beſtimmten Intention ſie ſo ökonomiſch andeutete, daß man ſie nicht verſteht. Aber die Wahrheit ſpielt ſo; es blitzt Das unwillkürlich heraus, wofür man erſt ſpäter den Schlüſſel findet. Wäre die Erklärung der pſychologiſchen Wahrheit widerſtreitend, daß dieſes ſchwer abgerungene Bekenntniß den ganzen Menſchen ſo zerknickt hätte, daß er nun, ſeines letzten Haltes, der Lüge, beraubt, ohne religiöſen Troſt, ohne Ausſicht in die Zukunft als auf das Schaffot, plötzlich in hellen Wahnſinn verfallen wäre? Aber man wendet ein, daß in dieſem Wahnſinn Methode geweſen, daß er Alles vermieden, was ihn verrathen könne! Das deute auf Berechnung, alſo auf Simulation. Man ſagt doch vom Nachtwandler, daß er mit derſelben ſyſtematiſchen Klugheit jeden Tritt vermeide, der ihm ſchädlich werden könne. Wer einer Idee im geſunden Zuſtande mit krankhafter Idee nachgeht, wird auch, wenn er in Wahnſinn verfällt, demſelben Schatten folgen. Lady Macbeth wäſcht ihre Hände fortwährend von den Blutflecken rein. Ramcke wollte unſchuldig erſcheinen, bis die Kraft zum Lügen ihn verließ; der Wahnſinn lieh ihm die Kraft, Das als Phantom zu verfolgen, was er im noch bewußten Zuſtande ſo krampfhaft feſthielt.

Aber angenommen, daß ihm das Bekenntniß nur in unbeſonnener Aufwallung des Moments entſchlüpft ſei, daß nur die Reue darüber, die Angſt vor der Hinrichtung ihn bewogen, ſich wahnſinnig zu ſtellen. Heut war er dis nach dem Termin vernünftig geweſen, gleich darauf beſinnt er ſich eines Beſſern und ſtellt ſich wahnſinnig, und dieſen Einfall des Moments hält er mit eiſerner Conſequenz vier Jahre feſt! Der Moment nach einem ſo gänzlichen Aufgeben des bisherigen Vertheidigungsplans, die furchtbare Erſchütterung, die es in ſeinem Nervenſyſtem hervorgebracht haben muß, ſchien uns freilich der allerungeeignetſte, um ſofort darauf ein neues, ſo ſchlau combinirtes Syſtem zu erſinnen. Uns erſchiene es pſychologiſch weit näher liegend, daß die Gewißheit, nun habe er ſich ſelbſt dem Henker überliefert, nun ſei keine Rettung mehr für ihn da, ſeine letzten Verſtandeskräfte zerrüttet habe. Aber es ſei, er habe ſich wieder gefaßt, er habe die Seelenkräfte noch einmal angeſpannt, und indem er ſich ſelbſt geſtand, daß er durch ſeine Übereilung ſich verdorben, habe er ſich gelobt, durch ſeine Schlauheit ſich wieder zu retten. Dies Syſtem der Lüge indeſſen durch vier Jahre fortzuſetzen, ja ſieben Jahre hindurch bis heute, überſteigt die Glaubenskraft noch um etwas mehr als ſie bei ſeiner Selbſtverleugnung im Angeſichte des Schaffots in Anſpruch genommen wird. Hamlet ſtellte ſich wahnſinnig. Er ſagt uns warum; aber wir glauben nicht daran. Wir glauben vielmehr, daß das Entſetzliche, was er erlebt, die Macht von Verhältniſſen, denen er ſich nicht gewachſen fühlte, ihn um ſeinen Verſtand gebracht habe, und daß, indem er den Wahnſinn ſimulirte, um über ſeine Rath- und Hülfloſigkeit einen Schleier zu werfen, er in der That, wie nur Jemand, wahnſinnig wurde.

Ramcke iſt jetzt wahnſinnig. Wann er es wurde, iſt nicht mehr auszumachen; aber die Incidenzpunkte, daß er dann und wann zwiſchen ſeinem irren Zuſtande Vernunft, Gefühl und Überlegung zeigte, liefern nicht den Beweis, wie Gerichte und Ärzte annehmen, daß dies der natürliche, der Grundzuſtand geweſen, der der Geiſtesabweſenheit aber nur ein ſecundairer oder angenommener. Lichte Zwiſchenräume kommen im Wahnſinn vor. Die Sachverſtändigen wollten keine fire Idee finden. Sollte die alternatürlichſte alſo Ideen, die, ſich ſelbſt zu retten, ihn nicht aus dem geſunden in den kranken Zuſtand verfolgt haben! Wenn der Mondſüchtige den Stein, das Bret fühlt, auf dem ſein Fuß ausgleiten würde; wenn er mit unbewußter Geſchicklichkeit um den ſchwindelnden Abgrund ſich windet, ſoll denn dem Wahnſinnigen dieſe Gefühlsfähigkeit abgehen, und ihr Daſein zum Beweiſe ſeines ungeſtörten Seelenzuſtandes werden! Es war kein Wahnſinn, der das Bewußtſein abholt ausſchließt; kein Wahnſinn, der verbietet, daß dann und wann aus der Nacht der verworrenen Begriffe eine klare Anſchauung hervorleuchte. Inſtinkt und Bewußtſein ſind dunt vermiſcht. Die Kuh brüllt, wenn ſie zum Schlachthauſe geführt wird, und ſie hat es nie vorher geſehen; ſie weiß nicht, daß drinnen die Keule und das Meſſer bereit ſtehen. Schließt beim Menſchen der Wahnſinn den Inſtinkt aus und iſt der Schweiß der Todesangſt (auf den Richter und Ärzte ſo viel Gewicht legten) unbedingt der Verräther des ungetrübten Bewußtſeins?

Dies war unſere Anſicht, die Anſicht eines Laien. Wiefern dieſe Anſicht uns als Richter beſtimmt oder

Digitized by Google

nicht bestimmt hätte, in dem Strafverfahren eine Änderung eintreten zu lassen, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen; das Weitere darüber wird der Leser im „Neuen Pitaval" finden. Neuerdings ist noch ein Buch erschienen, welches dieselbe Frage durch einen Mann der Wissenschaft behandelt. Dieses Werk:

Ärztlicher Beitrag zu dem Criminalprocesse des Mörders J. H. Ramcke aus Halsenbeck. Von J. Küppell. Schleswig, Bruhn. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

kam uns erst zu spät in die Hände, um es bei unserer Ausarbeitung zu benutzen. Aber die Ansicht des Laien wird hier durch die des Wissenschaftsmannes bekräftigt, welcher mit aller Entschiedenheit und Kraft seines ärztlichen Wissens ausspricht: „daß Ramcke unmittelbar nach dem begangenen Verbrechen, in Folge heftiger Gemüthserschütterungen, bei einer von mütterlicher und väterlicher Seite ererbten und angeborenen Disposition zur Seelenstörung, von einer Gemüthskrankheit befallen worden, die später in eine secundaire Form, in unheilbare Verwirrtheit ausartete".

W. Häring.

Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit von Gustav von Gülich. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 91.)

Fragen wir nun nach den Zuständen der Hindus innerhalb der Zeit, als Europäer zuerst mit ihnen in Berührung kamen, und dem Auftreten der Mohammedaner, so läßt sich die Beantwortung dieser Frage hier wenigstens in wenigen Worten zusammenfassen: Diese Zustände erweisen sich im Wesentlichen und im Allgemeinen als dieselben, wie sie in den brahmanischen Schriften entweder unmittelbar geschildert werden oder nach Maßgabe derselben gedacht werden dürfen. Die innern Kämpfe mit den Buddhisten waren zwar nicht unblutig und ohne Impuls zu weit verbreiteten Bewegungen, aber die alten bürgerlichen und religiösen Institute sowie das Nationalglück scheinen sie nicht erschüttert zu haben. Die Leiden und der Verfall Indiens beginnt erst mit dem Ausgange des 10. Jahrhunderts durch die wüthenden Verheerungen vom Mohammedanismus fanatisirter Völkerhorden. Sie richteten ihre Zerstörungswuth, ihren Fanatismus und despotische Herrschaft gegen die Seele des indischen Nationallebens, gegen das Brahmanenthum und seine Institute. Den Anfang mit den Gewaltsamen der Verwüstung machte der Stifter der Ghasnaviden-dynastie in Persien, Mahmud (907). Zur Sicherung seiner Eroberungen setzte er Statthalter (Rahobs) an die Spitze der Provinzen. Seine Nachfolger schlugen im 12. Jahrhundert ihren Sitz in Lahore auf. Schrecklicher aber und zerstörender wirkten die Einfälle der Afghanen, der Mongolen unter Dschingishan (1218 *) und der Tataren unter Timur (1398). Der Sitz ihrer Herrschaft ward Delhi (Großmogul). Millionen der Hindus fielen unter den Schwertern jener Horden; Städte, Tempel und Paläste sanken in Trümmern. Indien zeigt heutigen Tages noch die zahlreichsten Spuren dieser Schreckenszeit. Erst später nahm der Despotismus der Großmogols einen mildern Charakter an, und ihr früherer Fanatismus verwandelte sich bei Einigen derselben in eine Toleranz, die selbst die Christen, besonders die Portugiesen und Jesuiten beschämte. Indien verblebte deshalb von 1525 ungefähr bis 1707 eine verhältnißmäßig glückliche Zeit. Zwei Fürsten von Delhi, Babor (1525—30) und dessen Enkel Akbar (1556 — 1605) trugen wesentlich dazu bei. Des Letztern Andenken insbesondere wird noch jetzt bei den Hindus in Ehren gehalten, und ein christlicher Zeitgenosse, der Jesuit Hay, sieht sich genöthigt, folgendes höchst ehrenhafte Urtheil über ihn zu fällen: „Rex hic habet multa praeclara dona: valet judicio, prudentia et ingenio. Sagacissimus est, sed simul humanitate tanta, quanta in ullo rege deprehendi potuit. Valde magnanimus et generosus, facetus, familiaris et amabilis, nec tamen immemor gravitatis et severitatis." *) Ein ebenso trefflicher Minister, Abulfahbl, stand ihm zur Seite, und verfaßte auch eine Denkschrift über ihn, die zugleich als eine klassische Quelle für die Kenntniß der indischen Zustände in jenem Zeitalter anzusehen ist. Delhi hat niemals wieder einen Großmogul von gleicher Trefflichkeit auf seinem Throne gehabt. Seitdem aber Goa (1510) der Hauptsitz der Portugiesen geworden war, 1595 die Holländer ankamen, zu denen sich seit 1600 die Franzosen und Engländer gesellten — die Ostindische Compagnie —, erregten Intoleranz und Bekehrungseifer namentlich der jesuitischen Missionen und die Eifersucht jener europäischen Nationen rücksichtlich ihrer Handelsinteressen Uneinigkeiten und blutige Kämpfe, namentlich in den Küstenprovinzen Indiens, sowie auf den benachbarten Inseln Ceylon, Java und Celebes. Allgemeineres Verderben aber brachten die Anfälle der Mahratten und Afghanen; das blühende Delhi ward 1737 von Nadirschah geplündert und verödet; von diesem Schlage hat es sich niemals wieder zu erholen vermocht. Mit dem glücklichsten Erfolge benutzten die Engländer diese innern Wirren. Sie faßten bereits 1639 zu Madras, 1649 in Bengalen und 1661 in Bombay mit ihren Handelsniederlassungen festen Fuß. Der Herrscher von Delhi ward ein Schatten des Glanzes seiner Vorfahren und endlich ein Pensionair der Engländer. Die europäischen Handelsnöther, besonders die Ostindische Compagnie, befolgten ein wahres Aussaugesystem; der größtmögliche Gewinn war der einzige Zielpunkt, den man vor Augen hatte. Millionen der unglücklichen Hindus fielen selbst dem Hungertode zum Opfer. Erst am Ausgange des 18. und zu Anfange des 19. Jahrhunderts kam man zu der Einsicht, daß das bisher befolgte Aussaugen und Unterdrückungssystem das gänzliche Verderben Indiens herbeiführen und zuletzt die Eroberer selbst aller Vortheile berauben müsse. Man überzeugte sich endlich, daß Indien vielleicht der kostbarste Juwel in der Krone der britischen Könige sei. An Versuchen aber, sich der englischen Herrschaft zu entledigen, haben es die Hindus nicht fehlen lassen. So verband sich ein kühner Krieger, Hyder Ali, mit den Franzosen, um jenen Zweck zu erreichen; seine oft heldenmüthigen Kämpfe waren aber ebenso erfolglos (er starb 1782 an Gift) wie die seines blutdürstigen Sohnes, Tippo Sahib (gest. 1799). Der Krieg endigte mit der Vertreibung der Franzosen aus Indien, mit der Ausbreitung und Befestigung der englischen Herrschaft und mit der schrecklichsten Verwüstung der südlichen Halbinsel. Die neuesten Verhältnisse haben die englischen Waffen nach Nordindien geführt, in Gegenden, an welche sich die erste und älteste Kenntniß der Europäer von den Indusländern durch Alexander's Heerzug knüpft, während das neuere Europa von der Steilheit her sich seine Kunde und Herrschaft über Hindostan erwarb. Überschauen wir nun noch einmal mit einem flüchtigen Blicke den durch Blut und Zerstörung bezeichneten Pfad der indischen Geschichte, wird es uns dann Wunder nehmen, wenn wir sehen, daß Verfall und Entartung über die Hindus gekommen sei? Unendliche Reichthümer hat bereits Neueuropa von ihnen erpreßt, unendliche Schätze liegen noch in dem Schooße ihres herrlichen Landes verborgen, es trägt die

*) Von dieser Zeit an hat folgendes Werk besonderes Interesse: „Précis de l'histoire de l'Hindoustan", von Pasquier (Paris 1843).

*) Von Bohlen hat diese Stelle mitgetheilt aus Hay's Werke: „Relatio de regno et statu magni regis Mogor" (Antwerpen 1605). Dort führt dieses Werk der Bayle unter dem Artikel „Hay" nicht angeführt

Digitized by Google

Bürgschaft in sich, von unendlicher Wichtigkeit für unsern Erdtheil zu werden, gebietet da nicht auf der einen Seite die Dankbarkeit, auf der andern die Klugheit, ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, daß das Andenken des Fluchs, mit die Gemüther der Hindus gegen die Europäer erbittert, durch die Humanität und Weisheit unserer Civilisation in das des Segens verwandelt werde? England insbesondere hat vor dem Richterstuhle der Geschichte der Menschheit eine große, man möchte sagen verhängnißvolle Verantwortlichkeit aus der Hand des Schicksals erhalten!

Wir sind auf diesem Wege wiederum mit unserm Verf. zusammengetroffen, der die Wichtigkeit der Verbindung England mit Ostindien durch Darstellung der speciellen Handelsverhältnisse zwischen beiden Ländern theils geographisch, d. h. nach den drei Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay, theils chronologisch, d. h. nach dem Wechsel der mercantilischen Verhältnisse in verschiedenen Jahrhängen, theils endlich materialistisch, d. h. nach der Mannichfaltigkeit der Ein- und Ausfuhrgegenstände, nachzuweisen sucht. Das im Texte Gesagte wird durch tabellarische Übersichten und Anmerkungen zur Anschaulichkeit und Bewährheitung gebracht. An Importen, die Ostindien von England erhält, werden namentlich Zwirte, wollene Zeuche, Seidenwaaren, Eisen- und Stahlwaaren, Kupfer- und Messingwaaren und Maschinen besprochen, an Exporten aber Indigo, rohe Seide, Seidenwaaren, Zucker, Baumwolle, Getreide, Salpeter und auch das so berüchtigt gewordene Opium, das 1836 an Capitalwerth alle andern einzelnen Exporten übertraf; er betrug nicht weniger als 3,200,000 Pf. St. Wahrhaft horrend aber, wenn man die früheste Vergangenheit und die Naturbeschaffenheit Ostindiens berücksichtigt, daß der Ackerbau, der die anerkannt edelste und festeste Grundlage eines Staats bildet, mit seinen Erzeugnissen und seiner Betriebsweise auf einer so niedrigen Stufe steht steht. Wir wollen von Dem, was unser Verf. in dieser Hinsicht nach verschiedenen Quellen niedergeschrieben hat, da wir eine allgemeine Bekanntschaft mit diesem Gegenstande nicht voraussetzen dürfen, Einiges mittheilen: „Gleichwie in Irland die einflußreichsten Personen des Landes seit geraumer Zeit dabei interessirt waren, den Landmann in einer elenden Lage zu erhalten, wenigstens auf Unkosten desselben sich zu bereichern, so und mehr noch war und ist dies jetzt noch in Indien der Fall: Zemindare und Wucherer leben von dem Erwerbe des kleinen Anbauers, und da, wo jene sich nicht finden, sind meist die Grundstücke so sehr getheilt, die Abgaben an das Gouvernement so drückend, daß auch hier meist alle Gelegenheit zum Erwerbe ausgeschlossen ist. Dazu aber kommt, daß der indische Anbauer, im Allgemeinen wenigstens, für solchen wenig Sinn, und namentlich in den freilich wol nicht häufigen Fällen, in welchen sich ihm Gelegenheit, größern Grundbesitz sich zu verschaffen, bietet, selten großen Trieb hat, denselben zu erwerben. Die Leistungen der Arbeiter sind geringer als die der Neger und Chinesen, was zum Theil aus der Natur des Erzeugnisses sich erklären läßt. Groß ist die Mangelhaftigkeit ihrer Werkzeuge. Diese sind die elendesten, die man sehen kann, Pflug und Spaten durchaus nicht so, daß mit ihnen der Boden auch nur leidlich bearbeitet werden kann. Daneben ist das Viehinventarium ein höchst kärgliches, das Zugvieh, die Ochsen, sind in so beschränkter Zahl auf den kleinen Wirthschaften vorhanden, daß, wenn ein solches Thier stürzt, der ganze Ackerbau daniedet liegt. Die Düngung des Landes ist kläglich, die Anwendung thierischer Düngungsmittel findet in sehr vielen Gegenden wenigstens gar nicht Statt. Bei der großen Dürre während eines bedeutenden Theils des Jahres ist für den Ackerbau Indiens nichts wichtiger als die Bewässerung des Landes. Eine solche besteht auch hier seit geraumer Zeit; ohne sie würde ein großer, wenn nicht der größte Theil dieser Gegend Eindes sein; aber dieselbe ist meist unvollkommen, auch nicht über alle Theile Indiens verbreitet. Aber nicht nur der Ackerbau selbst zeigte sich allgemein als ein äußerst mangelhafter, sondern man bemerkte auch, daß die Bodenerzeugnisse, nachdem sie eingeerntet, aus ihrem rohen Zustande so höchst unvollkommen in den, in welchem sie zu Markte kommen, verwandelt wurden, daß bei solcher Procedur meist sehr viel von diesen Producten eingebüßt ward, und daß das denselben Hervorgehende so sehr viel geringer als das Erzeugniß derartiger Gewächse anderer Länder war, daß für die indischen Producte fast immer viel weniger als für die der letztern Gegenden gezahlt ward. So wird namentlich das Getreide nicht gedroschen = man läßt es durch das Ackervieh, die Ochsen, auf dem Felde austreten, wobei bedeutendes verloren geht."

An diese soeben mitgetheilten Bemerkungen läßt sich die Frage knüpfen: Inwieweit sind die beobachteten Mängel unmittelbare Folgen der furchtbaren Verheerungen, die Indien erfahren hat, und inwieweit ist in ihnen eine Hinterlassung der alten brahmanischen Gesetzgebung und Herrschaft des Brahmanenthums darin sichtbar? Daß Indien von der Natur zum Ackerbau und Handel geschaffen sei und in uralter Zeit auch in beiden geblüht habe, kann nicht bestritten werden; daß es ferner prächtige Straßen und prachtvolle Brückenwerke gehabt habe, das bewiesen sowol Ruinen als Stellen der altindischen Poesie; daß auch sein Bewässerungssystem in den brahmanischen Zeiten vollkommener gewesen sein möge als jetzt, dafür bürgt nicht nur die ehemalige Blüte des Ackerbaus, sondern auch die Geschichte anderer asiatischen Völker. Brachten doch die Araber dieses System selbst nach Spanien mit, nebst den Nichtern, die in darauf bezüglichen Angelegenheiten und Streitigkeiten zu entscheiden hatten. Und der Franzose Buffon war noch neuerdings in dem Falle, den Südfranzosen und Andalusiern den Vorwurf zu machen, daß sie das Beispiel der Araber vergessen und die Folgen davon in ihrem Ackerbaue zu empfinden hätten. Wenn endlich z. B. Tytler in seinen „Considerations on the state of India" unter Anderm erwähnt, „daß auch die ärmsten Hindus, selbst wenn sie einen Diebstahl begehen oder ihre Kinder verhungern lassen müßten, dennoch zu den Kosten der von Brahmanen angeordneten Feste beisteuerten", eine Stelle, die Kolb in seiner „Geschichte der Menschheit" angeführt hat, um daraus ebenfalls einen Beweis für den Despotismus der Brahmanen abzuleiten, so glauben wir darin eher eine von den vielen sichtbaren Anzeichen des Verfalls und der Entartung des indischen Volkscharakters, herbeigeführt durch die fremden Eroberungen, als etwas Ursprüngliches finden zu müssen. Indien bedarf, so viel ist gewiß, einer Regeneration: das Alte ist morsch geworden, an seine Stelle muß ein neues Belebungselement treten. Europa scheint bestimmt zu sein, ihm dasselbe zu bringen. Die Aufgabe ist groß und schön. Möge sie in einer des christlichen Geistes und der Menschheit würdigen Weise gelöst werden!

Karl Zimmer.

Miscellen.

Der deutsche Heerführer, Georg Frundsberg, bediente sich 1527 eines eigenen Mittels, seine Soldaten, die er gegen den Kirchenstaat führte, des beschwerlichen Marsches und des Mangels an Löhnung vergessen zu machen. Er ließ nämlich neben den Fahnen einen Strick hertragen, daran er, wie er sagte, den Papst aufknüpfen lassen wolle. Da die 13—14,000 Mann, welche Frundsberg beschligte, meistens Deutsche und Lutheraner waren, so verfehlte dieses Mittel seine Wirkung nicht.

Bei der Leichenfeier des Cardinals v. Rey war eine große Anzahl von Bischöfen versammelt. Eine der anwesenden Damen war darüber so erfreut, daß sie ausrief: „Wie herrlich, so viele Bischöfe beisammen zu sehen! Ich meine, ich wäre im Paradies." „Im Paradies?" sagte ein neben ihr Stehender. „Im Paradies, Madame, sind hier nicht so viele beisammen wie hier."

J.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 203. — 22. Juli 1845.

Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Rudolf John. Mit den Bildnissen Friedrich's II. und der Maria Theresia. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es erscheint als ein glücklicher Gedanke, in unsern Tagen die Geschichte des Siebenjährigen Krieges für das deutsche Volk zu schreiben; denn was damals von Preußen in blutiger Arbeit errungen ward, ist dem gesammten deutschen Volke zugute gekommen und kann uns also vollkommen mit dem bedauernswerthen Umstande aussöhnen, daß damals Deutsche gegen Deutsche gestritten haben. Und auch hier waren es nicht die deutschen Stämme, die sich feindlich entgegenstanden, sondern fürstliches Gebot führte sie in den Kampf gegen Friedrich II., dessen Siege in Nord- und Süddeutschland mit Jubel vernommen wurden, wennschon der eigene Landesherr auf der Seite seiner Feinde stand. Hierdurch hat Deutschland einen Nationalgehalt gewonnen, ein Nationalgefühl, das so lange zu schlummern schien, und wir haben nicht blos, wie Goethe so schön und eindringlich gelehrt hat, in geistiger Hinsicht Friedrich II. als einen der einflußreichsten Beförderer unserer Literatur zu preisen, sondern verdanken es ihm gleichmäßig, daß die Geschichte seiner Thaten ein festes Band für Deutschland geworden ist, wie getrennt auch die einzelnen Glieder noch immer sein mochten. Dazu geben die in den letzten Jahren gedruckten Denkwürdigkeiten älterer Zeitgenossen die einleuchtendsten Beweise, denen die vortrefflichen Stellen über Friedrich II. aus Tieck's Novelle: „Die Gesellschaft auf dem Lande", mit vollem Rechte angereiht werden können. Ferner darf aber auch Das nicht unbemerkt bleiben, daß die neue Einrichtung und politische Gestaltung Deutschlands, welche in einem fast dreißigjährigen Frieden die edelsten Blüten in Kunst, Wissenschaft, Industrie und Handlung unter den deutschen Völkern zur Entwickelung und zur Reife gebracht hat, ihre Entstehung den Thaten Friedrich's II. und seiner Preußen verdankt, und daß man auf lange Zeiten hin diese Ordnung der Dinge, auf des Königs Geist gestützt, für unverletzlich ansah. Alles Dies und noch Anderes zusammen gibt dem Siebenjährigen Kriege nicht blos die höchste Wichtigkeit für Preußen, sondern auch eine nationale Bedeutung für Deutschland; und nur ungerechter, einseitiger Haß gegen Preußen kann es in Abrede stellen, daß die Folgen desselben trotz aller Leiden der Revolutionskriege und des Drucks der französischen Invasion noch immer sichtbar sind, und daß die Heldengeschichte von Friedrich II. fortwährend im Munde des Volks lebt.

Wir wissen nicht, ob der Verf. des vorliegenden Buches ein preußischer Unterthan ist. Aber man muß ihm das Zeugniß geben, daß er die Thaten des Königs und seiner Getreuen in guter Gesinnung und redlicher Meinung beschrieben habe, woraus sich denn auch die löblichen Eigenschaften der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit ergeben, nebst einem warmen Gefühle für das Großartige des siebenjährigen Kampfes. Dabei hat er in der beifallswerthen Ansicht, daß es eigentlich unmöglich sei, Preußen und Deutschland voneinander zu trennen, auch die deutschen Interessen und die Erfolge des Krieges für Deutschland möglichst berücksichtigt, wennschon, wie wir bereits bemerkten, die letztern erst nach seiner Beendigung vorzugsweise deutlich geworden sind. Sein unmittelbarer Vorgänger als Volksschriftsteller, Archenholz, schrieb als gewesener preußischer Hauptmann, und es ist gar nicht zu leugnen, daß durch die unmittelbare Einwirkung der Ereignisse auf ihn, durch seine eigene Kenntniß vom Kriege und durch das lebhafte Andenken an die persönliche Erscheinung des großen Königs, den er auf das innigste verehrte, sein Buch eine Popularität erhalten hat, die ihm noch bis in unsere Tage geblieben ist. Den Vorzug eigener Anschauung besitzt nun Hr. John allerdings nicht, aber dafür hatte er den Vortheil, den aufgespeicherten Vorrath wissenschaftlicher Schätze für die Geschichte des Krieges zum heitern Genusse seiner Zeitgenossen bringen zu können. Er hat hierbei nicht blos das unschätzbare Glück gehabt, sich der ausführlichen Schriften eines Gelehrten wie Preuß ist erfreuen zu können, dessen „Lebensgeschichte Friedrich's" zu den tüchtigsten und ehrenwerthesten Arbeiten gehört, welche die neuere Geschichtschreibung aufzuweisen hat, sondern auch andere Bücher befragen zu können, als die so gehaltreichen Stuhr'schen „Beiträge", die ebenso gründlichen als geistreichen Biographien preußischer Helden von Varnhagen v. Ense, die fleißigen Sammlungen Rödenbeck's und die militairischen Werke Retzow's, Cogniazo's, Gaudi's, Thiele's und der Offiziere des preußischen General-

Digitized by Google

stabes, die allerdings an Wichtigkeit das in Archenholz Zeit so gepriesene Tempelhof'sche Buch weit überragen. Können wir auch die Spuren der Benutzung nicht überall nachweisen, so tritt doch der verständige Gebrauch guter Quellenschriften in der übersichtlichen, gefälligen Darstellung des Hrn. John überall an das Licht, der ohne Anmaßung und gelehrte Citate ein Buch geliefert hat, aus dem die deutsche Jugend viel lernen kann und das auch ältere Leser gern zur Hand nehmen werden, weil es in die Reihe der mit Ruhe, Sicherheit und guter Farbengebung geschriebenen und aller politischen Rederei fremd gebliebenen Volksschriften gehört, als deren Repräsentanten Kohlrausch' deutsche Geschichte, Rettelbeck's Leben, Becker's und Böttiger's Weltgeschichten, Blanc's Geographie und Vogel's Naturbilder genannt zu werden verdienen.

Wenden wir uns nun zum Einzelnen, so finden wir die Beschreibungen von Schlachten und Belagerungen gut angelegt und mit anschaulicher Klarheit, so viel sich eine solche für Nichtmilitairs erreichen läßt, ausgeführt. Hierzu mögen als Belege die Schlachten von Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kollin und Hochkirch, die Einschließung der Sachsen bei Pirna, der Unfall Fink's bei Maxen, die Belagerungen von Olmütz, Dresden, Schweidnitz und Kolberg dienen, wo überall des Verf. Streben auf eine löbliche Weise von der ihm zu Gebote stehenden Terraintenntniß, sei sie nun aus Büchern geschöpft oder eine Folge eigener Ansicht, Gebrauch gemacht hat, was unter Andern auch von der Beschreibung des befestigten Lagers der Preußen bei Bunzelwitz im J. 1761 und von den Schlachten bei Torgau und Burkersdorf gerühmt werden muß. So ist es auch zu loben, daß Hr. John (S. 70) die durch Friedrich II. so berühmt gewordene schräge Schlachtordnung durch eine Figur versinnlicht hat. Das Bestreben, recht deutlich zu sein, ergibt sich ferner aus dem Fleiße, der auf die Darstellung der militairischen Operationen überhaupt und auf ihren Zusammenhang gewendet ist, wo der Verf. dadurch über Archenholz steht, daß er die Feldzüge des Prinzen Heinrich von Preußen und die des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in ihrer Selbständigkeit geschildert und wichtige Siege jener Feldherren, wie bei Strehla, Freiberg, Minden und Creseld, nicht so kurz abgefertigt hat als sein Vorgänger. Hiernächst ist Hr. John auch darin bemüht gewesen, es demselben zuvorzuthun, daß die diplomatischen Bezüge der einzelnen Mächte zu Friedrich II. und der Gegner untereinander weit mehr hervortreten, wenngleich Hr. John hier keine neuen Quellen zu Rathe ziehen konnte, namentlich das neuerdings von Ranke in Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (1844, Heft 2, S. 133—163) mitgetheilte Fragment aus Mitchell's Memoiren über den Ausbruch des Krieges noch nicht benutzt hat. Ein Volksbuch braucht aber nicht immer Kenntniß von dem Neuesten zu geben, wogegen wir es nur billigen, daß Hr. John die von Stuhr veröffentlichten Nachrichten an gehörigen Orten, ohne sich aber in diesem reichen Detail zu verlieren, eingeschaltet und dadurch eine bisher nur beiläufig betrachtete Seite des Krieges in ein helleres Licht gesetzt hat. Wir meinen nämlich die geringe Einigkeit der Verbündeten untereinander, und die unermüdlichen Anstrengungen der französischen abgeordneten Officiere, eines Montazet, Montalembert, Mesnager u. A., um sie zu erhalten; ferner die innere Zerfallenheit der französischen Generale mit ihrem Hofe, und die Zerwürfnisse zwischen den östreichischen und russischen Feldherren, wodurch wie z. B. nach der Schlacht bei Kunersdorf ein kraftvolles Handeln gegen Friedrich ganz unmöglich gemacht worden ist. Wie nützlich ein solcher Zwiespalt oder die hemmenden Befehle des Hofburgraths in Wien dem Könige Friedrich öfters in der größten Noth gewesen sind, leuchtet allerdings hervor, aber ohne seinem Geiste und Ruhme nur den mindesten Abbruch zu thun; denn kein großer Feldherr wird von sich behaupten wollen, daß ihm bei den geschicktesten Planen nicht auch das Glück und die Verfehlen seiner Gegner mächtige Bundesgenossinnen gewesen sind. Eigene politische Betrachtungen finden sich nur selten, wie sie denn auch in einer Volksschrift nach unserm Dafürhalten übel angebracht sind, und wir wünschten nur etwa die Stelle auf S. 181 über die öffentliche Meinung gestrichen. Dagegen ist die politische Stellung Friedrich's II. seinen Gegnern gegenüber richtig geschildert worden.

Überhaupt ist die Unparteilichkeit eine Tugend der vorliegenden Schrift. Der Verf. ist, wie schon bemerkt, ein großer Verehrer Friedrich's und der Thaten seiner Krieger, aber gesteht auch die Fehler in seiner Kriegsführung, wie bei Kollin, Hochkirch und Kunersdorf ein, und nimmt den tapfern Bevern in Schutz gegen des Königs ungerechte Behandlung. Ebenso wenig verkleinert er die Tapferkeit der Östreicher, belobt am Feldmarschall Daun den klaren Blick, die lange Erfahrung und die nicht zu erschütternde Besonnenheit, und an General Loudon die Fülle des Talents und die ausgezeichnetsten Feldherrngaben. Die Schilderung der Reichsarmee (S. 59) ist mit Archenholz'schen Farben entworfen, aber dafür (S. 208) nicht verschwiegen, mit welchem Unmuthe die Würtemberger gegen Preußen fochten. Für diese echt deutsche Gesinnung, welche auch die Pfälzer, Zweibrücker und andere Reichstruppen theilten, enthält das genannte Stuhr'sche Werk gute Belege, die in einem Buche für das deutsche Volk vorzugsweise benutzt werden mußten. Die Sache selbst hat Hr. John aus dem richtigen Standpunkte aufgefaßt und ohne sich in so hohlen Declamationen zu verlieren als die waren, mit denen Köppen vor fünf Jahren die Verehrer Friedrich's geärgert hat. Zum Beweise halten wir es für zweckmäßig, eine Stelle (S. 287 fg.) anzuführen. Es heißt dort von der politischen Lage im Winter 1761:

Jemehr die Wage zum Nachtheile Friedrich's stieg, desto lauter erhoben sich einzelne Stimmen, desto allgemeiner wurde endlich die Überzeugung, daß mit Preußens Sturze die deutsche Nation sich selbst eine tiefe, unheilbringende Wunde schlage. Der lebendige Geist, der seit der Siegesschlacht bei Molwitz, einem elektrischen Funken gleich, in den Herzen und Köpfen

Digitized by Google

der Preußen gerändet und sie tüchtig gemacht hatte, dem Sennenfluge des königlichen Aars zu folgen — dieser Geist drohte unter den Trümmern der zusammenstürzenden Monarchie wiederum zu ersticken und der alten Macht den Sieg zu lassen. Der Gedanke war niederschlagend! Während die Masse des deutschen Volks ermüthig, auch wo sie den Friedrich feindlichen Fahnen folgte, den Untergang des Königs mit jener ehrfurchtsvollen Scheu, jener schweigenden Trauer erwartete, die wir stets bei dem Verschwinden einer Größe fühlen, fahren die Gebildeten weiter und erwogen mit trübem Ernste die Zukunft, die sich den Grabstein der preußischen Monarchie zum Grundstein erkoren hatte.

Daß uns der Verf. die französische Heerverfassung in ihrer ganzen Verfallenheit beschrieben und die Abneigung des Volks gegen den Krieg mehrmals erwähnt hat, macht seiner Gesinnung Ehre, sowie wir uns überhaupt ohne solche Stellen über das Benehmen der Franzosen in Deutschland, über ihre Niederlage bei Roßbach und den lauten, allgemeinen Jubel über ihre Niederlage eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges nicht gut denken können. Aus Stuhr's Buche konnten auch hier einige interessante Beispiele entnommen werden.

Da wir unserm Verf. recht bald die Freude einer neuen Auflage zu erleben wünschen, so dürfen wir eine Auseinandersetzung zur Nachsicht nahme nicht übergehen. Herr John hat nämlich zwar viele interessante Begebenheiten aus dem persönlichen Krieger- und Lagerleben des Königs mit in sein Buch aufgenommen, aber es bedurfte, wie wir glauben, noch mehr solcher einzelner, hervorstechender Züge, begleubigter Anekdoten und bekannter Reden des Königs, wie sie im Munde des Volks das Andenken des alten Fritz bis auf unsere Zeit lebendig erhalten haben. Dahin rechnen wir z. B. die Begebenheiten vor und nach der Schlacht bei Leuthen, die Unterredung mit Gellert im Winter 1760 zu Leipzig, einzelne Züge aus dem Verkehre des Königs mit seinen Soldaten, wie sie z. B. Nicolai in den „Anekdoten von König Friedrich II." (Heft 4, S. 69 fg.) gesammelt hat, endlich auch die Ereignisse in Berlin während der russisch-östreichischen Besitznahme im October 1760. Und wenn die Aufopferung des Franzosen Assas nicht übergangen und der beabsichtigte Verrath des Barons Warkotsch sehr ausführlich beschrieben ist, so verdiente ein Mann wie Nettelbeck gleichfalls die lobendste Erwähnung, statt daß er gar nicht genannt ist, ebenso die edle Handlungsweise der Frau v. Tresckow (bei Preuß II, 182) und vor allen der Kaufmann Gogkowski in Berlin, der für die sehr großen Dienste, welche er dem Vaterlande erwiesen hatte, ebenso wenig von seinem Könige als in Hrn. John's Buche genug gewürdigt ist, wozu doch die Materialien bei Preuß vorhanden waren. Denn in dessen gedrängter Darstellung und der ihrer Natur nach mühsamen Zusammentragung von Notizen und Sachen ist ebenso wol ein Gewinn gelehrter Kenntniß als der Vortheil belehrender Unterhaltung enthalten. So konnte z. B. die militairische Begebenheit, als Friedrich nach der Schlacht bei Liegnitz dem Regiment Anhalt-Bernburg die früher entzogenen kriegerischen Ehren wiedergab, mit Benutzung der Einzelheiten bei Preuß (II, 250), besser als auf S. 294 unsers Buches geschehen ist, erzählt werden, wobei wir zugleich Hrn. John an Mursinna's, eines Privatgelehrten in Halle, „Regierungsgeschichte Friedrich's II." erinnern, die in den Jahren 1788—90 erschien und durch Aufbewahrung vieler mündlichen Überlieferungen in der That ein recht passendes Lesebuch für Jedermann geworden ist. Ferner würden wir auch einzelne Kern- und Schlagworte nicht übergangen haben, wie des Königs ernste Äußerung gegen Fouquet: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Lanze verlassen habt. Schafft mir meine Lanze wieder, es koste was es wolle" (Preuß II, 242), oder das ehrenvolle Zeugniß Friedrich's für den Oberstlieutenant Lestwitz nach der Schlacht bei Torgau: „Prittwitz hat mich, Lestwitz den Staat gerettet" (Preuß' „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", 1842, Nr. 36), oder jenes glaubwürdig überlieferte Wort Schwerin's vor der Schlacht bei Prag: „Frische Eier, gute Eier" („Schwerin's Leben", von Varnhagen v. Ense, S. 205) und Ähnliches mehr. Aber der Ausruf preußischer Soldaten: „Laßt uns vor, Kameraden, ihr habt heute Ehre genug", gehört nicht in die Schlacht bei Prag, sondern in die bei Kollin, wie auf Preuß' Buche (II, 52) zu ersehen ist. Endlich vermißten wir auch einige der kräftigsten und schönsten Stellen aus den Briefen des Königs an seine Freunde und Geschwister, die er in den Tagen größter Noth und Trübsal geschrieben hat, wo wir nur des höchst merkwürdigen Schreibens an den Marquis d'Argens vom 28. October 1760, also vor der Schlacht bei Torgau, und des trefflichen Briefes an den Prinzen Heinrich, als dieser im August 1760 seinen Befehl niederlegen wollte, gedenken. Der letztere ist zuerst durch Preuß (II, 242) bekannt geworden, der auch in dieser Beziehung treu dem ihm zu Gebote stehenden großen Reichthums eine sehr weise Auswahl gemacht hat. Hrn. John würde es nicht schwer geworden sein, solche Briefe in fließender, deutscher Übersetzung wiederzugeben.

Wir loben es ferner an Hrn. John, daß er seine Erzählung gleich ohne lange Vorrede oder Einleitung begonnen und die Leser in den Mittelpunkt der Begebenheiten geführt hat. So ist denn auch die bekannte Sage, als sei die Königin von Polen nach dem Einmarsche der Preußen in Dresden mit Gewalt von der Thüre des Archivs entfernt worden, hier berichtigt. Das Genauere darüber konnte aber der Verf. aus dem Originalberichte des mit diesem Geschäfte beauftragten Majors v. Wangenheim erfahren, den Preuß in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1841, Nr. 60) bekannt gemacht hat. Ebendaselbst sind auch die Verbindungen genannt, aus welchen der berliner Hof damals seine genaue Kenntniß der Verhandlungen fremder Höfe gegen ihn schöpfte, was zur Beachtung zu empfehlen ist.

Daß Hr. John den verständlichen und aufsprechenden Ton eines Volksbuches zu treffen verstanden hat, ist schon bemerkt worden. Daneben ist seine Sprache frisch, gelenkig und wo sie etwa an das Poetische streift, wird man dies dem jüngern Schriftsteller ebenso gern nach-

Digitized by Google

sehen als das Gewöhnliche in der Benennung Daun's „der alte Fuchs" und ähnliche aber sehr seltene Freiheiten. Schließlich erinnern wir noch, daß es im Siebenjährigen Kriege kein preußisches Grenadierregiment von Wrede gegeben hat (wie denn die Grenadiere nur in Bataillons abgetheilt waren), daß der Commandant von Berlin im October 1757 General Rochow war, nicht „Rochau", und daß endlich von einem Städtchen Korbach (nicht „Korbeck") die Rede sein mußte. 20.

Das ist der Lauf der Welt. Sittengemälde aus der Gegenwart von Julian Chownitz. Zwei Theile. Mannheim, Bensheimer. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Erst seit dem 18. Jahrhundert ist die französische Literatur in Deutschland durch Übersetzungen eingeführt. Kurz nach der Zeit, wo Thomasius durch seine deutschen Schriften und seine deutschen Vorträge deutschen Geist und deutsche Sprache zu beleben suchte, begann der oft ungerecht verlachte Gottsched durch Grammatiken, Wörterbücher und Zeitschriften, die er herausgab, den Gebrauch der deutschen Sprache zu erleichtern. Zugleich fing Gottsched auch die Literatur der Engländer und Franzosen zu übersetzen an, damit nicht blos die sogenannte vornehme Welt, welche Französisch und Englisch verstand, sie kennen lernen möchte. Den Werth dieser Übersetzungen zu beurtheilen, ist nicht unsere Aufgabe; Gottsched's Frau, eine geborene Kulmus, zeigte mehr Gewandtheit und Geschmack darin als ihr Mann. Verdienstlich ist wenigstens, daß durch viele dieser Übertragungen den Deutschen ein freierer Gesichtskreis eröffnet wurde; denn unter Mitwirkung der Frau Gottsched und Joh. Fürchtegott Gellert's kam sogar eine Übersetzung zu Stande vom „Dictionnaire historique et critique", von Pierre Bayle, welches zuerst im J. 1697 zu Rotterdam erschienen war. Von dem großen Einfluß französischer und englischer Literatur auf Deutschland kann hier nicht ausführlich gesprochen werden; sogar Klopstock bildete sich nach den Engländern, Ramler führte Boileau's Ästhetik ein und der langweilige Pope wird sogar noch von Kant für einen großen Dichter gehalten; Lessing machte sich ein Vergnügen daraus, nachzuweisen, was Wieland Alles aus Richardson und Grandison habe, und wie auf ihn Voltaire, Crebillon, Gresset, Grécourt und Rousseau influenzirt haben. Leugnen läßt es sich nicht, daß die Romantiker den ersten Anstoß zu der jetzt grassirenden Übersetzungssucht gegeben haben. In dem Leben und in dem Charakter des deutschen Volkes sind alle Vorzüge, alle glücklichen Constellationen wieder mit so viel Mängeln, mit so viel Mißständen verbunden, daß man doppelt stolz sein darf auf Das, was das deutsche Volk im Zusammenhange des Weltlebens bedeutet. Man könnte behaupten, jenes lebhafte Sichanschließen des Deutschen an fremde Literatur zeuge von Mangel an Volkssinn, von Mangel an lebendiger Productionskraft; indeß, wenn das auch von der einen oder von der andern Periode gelten dürfte, so haben sich doch die großen Dichter keiner Nation zu einer so wahrhaft humanen Höhe erhoben wie die deutschen. Kein Volk hat einen so freien Blick, ein so richtiges Urtheil über das Wesen und Leben anderer Völker wie das deutsche; alle übrigen Völker haben nur eine Geschichte ihres eigenen Lebens; nur in Deutschland wird die Geschichte als Universalhistorie behandelt.

So erkennen wir es mit Vergnügen, welche vortreffliche Autoren z. B. auf dem Gebiete des Romans die Franzosen jetzt haben. Welchen unvergleichlich guten Wurf hat Eugène Sue damit gethan, daß er in seinem „Le juif errant" die zwei wichtigsten Probleme der Zeit, die Arbeiterfrage und die Jesuitenfrage, so meisterhaft miteinander verbunden hat; aber ein Deutscher müßte geringes Vaterlandsgefühl, geringes Selbstgefühl haben, wenn er sich einen der untergeordneten französischen Romanschreiber gewissermaßen zum Protector wählte.

Wir erfahren aus dem obengenannten Buche, daß Hr. Chownitz der deutsche Paul de Kock genannt wird. Paul de Kock wird in Frankreich von Commis und Nähmamsells in den Provinzen viel gelesen; was Clauren für den Geschmack der Deutschen ist, oder vielmehr war, das ist Kock für den Geschmack der Franzosen. Der Roman des Hrn. Chownitz erinnert hin und wieder an die Form der Biographie; gelungen ist diese Form nicht; die Erzählung bewegt sich ungelenk, was doppelt mißfällig erscheint, da sie sehr mager ist. Die Zeit, worin die Geschichte spielt, paßt nicht zum Inhalt derselben; zu Situations- und Seelenmalereien findet man kaum Anfänge, darf dergleichen überall nicht suchen, wenn man gelesen hat, was Hr. Chownitz sagt (S. 103, Bd. I); da behauptet er nämlich, das Kunstwerk eines Romans habe einige Ähnlichkeit mit den Bildern eines Kaleidoskops. Ref. meint, der Roman soll allerdings ein organisches Ganze, ein Kunstwerk sein; die Bilder eines Kaleidoskops sind gerade das Gegentheil von einem Kunstwerk, nämlich willkürlich, planlos erzeugte Fragmente. Bei solchen ästhetischen Vorbegriffen kann ein Autor freilich wol kein Kunstwerk schaffen.

Es ist, als wenn Paul de Kock vermuthet hat, daß das Urtheil über Hrn. Chownitz' Buch sehr ungünstig ausfallen möchte; denn in einem dem Romane vorgedruckten Briefe ermahnt er ihn, sich nicht zu alteriren, wenn Leute, die selbst nichts hervorbringen könnten, sich über seine Erfolge ärgerten und ihn darum ungünstig beurtheilten. Paul de Kock ist ein kluger Mann und gibt dem Hrn. Chownitz noch einen trefflichen, unbezahlbaren Fingerzeig, nämlich er möge sich nur nicht nach fremden Mustern umsehen, sondern seinem eigenen Berufe folgen. Als wir den Roman durchgelesen hatten, sagten wir uns, Hr. Chownitz müsse sich nur recht ernstlich prüfen, welches sein Beruf sei; dann wird er seine Schreibfeder entweder in ein Raritätencabinet geben, oder bessere Bücher schreiben. 25.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte des katholischen Missionswesens.

Kein Gebiet der Künste oder Wissenschaften ist jetzt sicher vor den Speculationen der Buchhändler und Schriftsteller. Kaum hat sich innerhalb der Kirche wieder einige Regsamkeit gezeigt, so werfen sich alle müßigen Federn auf dieses ergiebige Feld. Schriftsteller, Künstler und Buchhändler reichen sich die Hand, um es gehörig auszubeuten und kein Tag vergeht, an dem nicht solche Werke erschienen, welche auf die Religiosität der Masse speculirten. Unter der großen Menge von Spreu findet sich selten einmal eine Schrift, welche abgesehen von ihrer künstlerischen Ausstattung irgend einiges literarisches Interesse bietet. Dahin rechnen wir folgendes Werk, welches, auch wahrscheinlich auf Anregung des Buchhändlers unternommen, doch wirkliche Beachtung verdient: „Histoire générale des missions catholiques, depuis le 13ième siècle jusqu'à nos jours", von Baron Henrion. Der Verf. dieser Schrift hat sich bereits durch eine früher erschienene „Histoire générale de l'Eglise" bekannt gemacht. Man hat auch, wenn wir nicht irren, einige literarhistorische Arbeiten von ihm. Um seinem neuen Unternehmen einiges Relief zu verleihen, hat er dasselbe dem kampflustigen Cardinal von Bonald gewidmet, unter dessen Ägide diesem Werke eine recht große Verbreitung gewiß ist. Damit aber Henrion seines Heiligenscheins um so sicherer sein könne, hat dieser Cardinal vier Geistliche und den Erzbischof von Paris mit der Prüfung, Revision und Censur dieser „Histoire des missions" beauftragt. Wahrlich, wenn nun Henrion's Name auf den Index käme, so wäre es seine Schuld gewiß nicht. Das ganze Werk ist auf zwei starke Bände mit 200 Stahlstichen berechnet, welche von Marvy, Goutière, Colin, Masson nach den Zeichnungen von Freeman, Pauquet, Collignon geliefert werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 204. — 23. Juli 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Dritter Artikel.*)

Mit S. 271 des zweiten Bandes beginnt unser Verf. die neue Zeit. Aber wie er weder Alterthum noch Mittelalter in seinem eigentlichen Wesen zu erfassen wußte, so wenig versteht er es mit der neuen Zeit. Das Charakteristische derselben findet er vielmehr in Äußerlichkeiten, in grandiosen Entdeckungen und Erfindungen, wodurch die Menschheit zu einer universellen Cultur hätte gelangen können. Ebenso wenig weiß er, wie wir schon beim Mittelalter gezeigt, den allmäligen Übergang in die neue Zeit zu schildern. Er beginnt diese mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Leinenpapiers, der Posten, des Schießpulvers. Aber gerade diese Erfindungen können zeigen, daß es niemals allein materielle Dinge sind, welche eine neue Zeit hervorbringen, sondern daß der Geist der Menschheit schon geweckt, empfänglich gemacht sein muß, ehe diese ihre Wirkungen entfalten. So war längst vor der Erfindung der Buchdruckerkunst in den abendländischen Völkern ein neuer Geist in Religion und Wissenschaft rege geworden; dieser wurde durch die neue Erfindung nur befördert, indem er sich dieses neuen Mittels zu größerer Verbreitung bediente. So war die Veränderung im Kriegswesen, welche man in der Regel der Erfindung des Schießpulvers zuzuschreiben pflegt, ebenfalls schon vorbereitet und hier und da bereits eingetreten, durch die Kämpfe der Schweizer, der Ditmarschen, durch das italienische und deutsche Söldnerwesen, vor jener Erfindung oder bevor diese überhaupt fähig war, großartige Wirkungen hervorzubringen. Der Verf. hätte übrigens dieser Erscheinung eine größere Aufmerksamkeit zuwenden sollen; denn sie bedingte mit die allmälige Veränderung des ganzen socialen und politischen Zustandes. Nicht allein darin jedoch, wie der Verf. meint, zeigte sich der Einfluß, daß die Ritter den Feuerwaffen gegenüber keinen Schutz mehr hatten, daß demnach der Vortheil der Privilegirten aufgehört habe — denn die Einführung der Feuergewehre ging sehr langsam von statten, und noch zur Zeit der Reformation hatte nur ein geringer Theil des Heeres Musketen —, sondern in dem Aufkommen des Fußvolks, in dem Hereinziehen der niedern Menschenclassen in die Kriegsdienste und in der dadurch bewerkstelligten Gleichstellung dieser letztern mit der Aristokratie, ferner in dem Verluste der politischen und militairischen Bedeutung dieser, wodurch sie bis jetzt der herrschende Stand gewesen.

Nach den Erfindungen kommt unser Verf. auf die Länderentdeckungen, zumal Amerikas zu sprechen (S. 283), endlich (S. 285) auf die Reformation. Er faßt diese im Ganzen richtig auf, führt zuerst die Misbräuche von Seite der katholischen Kirche an, geht dann zu den Reformatoren über, und die Stellung, die er diesen zum Geiste der Zeit anweist (S. 287), daß nämlich ihre Individualität wesentlich dazu beigetragen habe, die Reformation so zu machen wie sie ausfiel, wenn sie auch im Ganzen vom Zeitgeist unterstützt gewesen, finden wir ganz richtig, sowie auch seine Ansicht über einzelne Dogmen der protestantischen Kirche, z. B. über die Lehre von der absoluten Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und der Verdienstlosigkeit der Werke. Mit Recht wirft er auch den Protestanten Unduldsamkeit vor, wenn er auch die Verdienste der Reformation im Ganzen und Großen wohl zu würdigen weiß. Aber den eigentlichen Geist jener Epoche weiß er doch nicht in seiner ganzen Tiefe zu ergreifen, dies beweist schon, daß er die politische Richtung der Zeit gänzlich übersieht; aber nicht einmal die geistige versteht er in ihrem ganzen Umfange, da er sich nur auf die religiöse Bewegung beschränkt.

Die Reformationsepoche hatte auf allen Gebieten ein neues großartiges Leben angeregt. Theils durch die Erweiterung des Handels und die Bekanntschaft mit neuen Ländern, theils durch das erneuerte Studium der alten Literatur hatte sich die Menschheit aus der beschränkten Weltansicht des Mittelalters herauszuwinden gestrebt, indem sie versuchte, die guten wohlthätigen Seiten des Alterthums mit den ebenfalls löblichen Elementen des Mittelalters geistig und innerlich zu verbinden. Man sieht, es ist der Geist der Freiheit, welcher hier waltet, der Versuch, sich von Vorurtheilen zu emancipiren, in der einen wie in der andern Beziehung; daher sehen wir der Theorie des Mittelalters gegenüber das Leben und die Welt wiederum vom heitern Gesichtspunkte aus betrachtet; die Menschheit wird praktischer, die übermäßige Herrschaft

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 139—142 und Nr. 179—181 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

der Kirche wird bekämpft, und zwar mit Erfolg, die Herrschaft namentlich über den Staat ausdrücklich bestritten; in der Politik versucht die Menschheit aus dem Lehnsstaate einen geordneten Organismus zu schaffen; die Freiheit, welche bisher nur auf einzelne Stände beschränkt gewesen, allgemein zu machen, und dadurch in das gesammte sociale Leben eine bedeutende Umwandlung zu bringen. Das individuelle Element des Mittelalters sollte in Vereinigung treten mit der antiken Idee der staatlichen Einheit. Es ist merkwürdig, wie diese Epoche außer den großen allgemeinen Bestrebungen auch im Einzelnen schon so weit voraus war. So beschränkte sich die religiöse Bewegung keineswegs blos auf den Protestantismus, sondern sie ging über denselben bereits hinaus, indem sie die Freiheit der Forschung auf das ganze Christenthum anwendete, die Göttlichkeit desselben bestritt und an die Stelle einer geoffenbarten Religion die Vernunftreligion oder die Philosophie zu setzen suchte. In den Naturwissenschaften machte sie ebenfalls Riesenschritte, und nicht minder ausgezeichnet war sie in der übrigen gelehrten Literatur, bei welcher man sich hinsichtlich der Darstellung die Alten zum Muster nahm, die man mit vielem Geschick nachzuahmen wußte.

Doch dieser ersten Epoche der neuern Zeit folgte bald eine andere, minder erfreuliche. Es kam eine Zeit der Reaction, von der Mitte des 16. ungefähr bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts; denn auch die neue Zeit ist in verschiedene Zeiträume einzutheilen, welche sich geistig wohl voneinander unterscheiden, in denen sich der Entwickelungsproceß der modernen Weltanschauung durchbildet. Der Verf. weiß jedoch davon nichts, er macht es in der neuen Zeit wie mit dem Mittelalter, erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt er einen neuen Zeitabschnitt mit einer neuen Richtung beginnen. Allein diese neue Richtung wurde wiederum bedingt durch den Kampf der Reaction mit dem reformatorischen Elemente in der zweiten Periode, und wäre ohne diesen gar nicht möglich gewesen. Dieser Kampf war durch mancherlei Dinge hervorgerufen. Einmal erhielten sich, wie beim Beginn des Mittelalters, aus der vorhergegangenen Periode noch manche Elemente der bisherigen Weltanschauung, nämlich der mittelalterlichen, welche sich dem neuen Zeitgeiste gegenüber geltend machten; sodann lagen in den neuen Ideen selbst manche Elemente, die, einseitig entwickelt, die ursprünglich intendirte Freiheit zu vernichten drohten. Diese beiden miteinander verbunden bildeten dann die Reaction der modernen Zeit, die allerdings einen vielfach verschiedenen Charakter vom Mittelalter trägt, wenn sie auch in manchen Dingen mit ihm übereinstimmt.

Zunächst begann die Reaction auf dem kirchlichen Gebiete. Es war natürlich, daß der Katholicismus, durch die Reformation in seinem innersten Wesen bedroht, alle Mittel aufbot, um sich zu erhalten; er begann in sich, aus sich selbst heraus eine Restauration, die ihn wieder kräftigte und belebte, und fähig machte, von neuem die Welt zu überwinden; hierin wurde er insbesondere durch die Jesuiten unterstützt. Aber auch im Protestantismus begann die Reaction. Denn er vermochte sich nicht ganz von den alten Vorstellungen zu trennen; die neuen Dogmen dazu, die er der römischen Kirche gegenüber aufstellte, waren zum Theil so bornirt, daß die Menschheit im Ganzen wenig dadurch gewann; aber dennoch hielt die protestantische Kirche mit Eifer darauf, und verfolgte bald alle freiern Geister, welche die ursprüngliche reformatorische Richtung weiter führen wollten, nicht minder grausam als der Katholicismus. Aber durch den Streit beider Kirchen war der Charakter der Zeit auf einmal wieder ein religiöser geworden; beide hielten darauf, in ihrem Interesse ihn so zu erhalten, und daher wurden die zur Reformationszeit mit Liebe und Lust gepflegten classischen Studien vernachlässigt, ja verketzert, und die Menschheit sank demnach wieder in die Dumpfheit und die Finsterniß zelotischen Glaubenseifers zurück. Zugleich versuchte die weltliche Macht, das Fürstenthum, sich über die ihm gesteckten Grenzen hinwegzusetzen und auf den Absolutismus loszusteuern, und auf diese Weise die von der Reformationszeit intendirte politische Freiheit zu vernichten. Die Fürsten wurden hierin theils durch das römische Recht unterstützt, das in Folge der classischen Studien der Reformationszeit mehr und mehr in den Völkern Europas Eingang gefunden hatte; theils durch die allmälige Veränderung des Kriegswesens, wiederum ein Resultat der Reformationsepoche; theils durch den Adel, der durch den immer mächtiger werdenden Bürgerstand in allen seinen Rechten bedroht, nur durch den Anschluß an den Thron diese wahren zu können hoffte; endlich aber durch die beiden Kirchen selbst, welche die weltliche Macht in ihren Kämpfen nöthig hatten, und diese daher durch Concessionen und Theorien für sich zu gewinnen suchten. An die Stelle geistiger und politischer Freiheit in der Reformationszeit setzte sich daher ein religiöser und politischer Despotismus.

Doch nicht ohne heftigen Kampf sollte dies gelingen. Die reformatorischen Elemente wirkten vielmehr noch lange nach, und zeigten sich theils in den Nationalliteraturen, bei welchen das Antike nicht minder wie ein gesteigertes Nationalbewußtsein Einfluß übte, theils in der ernstern Wissenschaft und in vielfachen politischen Kämpfen. Die ersten beiden Momente hat unser Verf. gänzlich übersehen. Und doch hätte wol ein Cervantes, Shakspeare, Galilei, Keppler, Paul Sarpi, Montagne, Baco v. Verulam ein Recht darauf gehabt, in der Geschichte der Menschheit erwähnt zu werden. Es ist interessant zu bemerken, wie fast von allen den Richtungen, die in der Reformationszeit irgend ein Leben beurkundet hatten, gegen die neue Ordnung der Dinge die Opposition unternommen ward. Es ist ferner interessant zu bemerken, wie die Anschauungsweise in den Männern, welche sie repräsentirten, allmälig immer weiter ging als in der Reformation. So wurde z. B. die skeptische Philosophie von einem Bodinus, Vanini, Jordano Bruno u. A. viel weiter ausgebildet, der Angriff auf das Christenthum viel energischer unternommen als

Digitized by Google

damals. Es ist ganz richtig, die meisten dieser freidenkenden Männer büßten ihre Opposition entweder mit dem Tode oder mit Verfolgung; indessen gibt es auch Ausnahmen; aber dessenungeachtet war ihr Streben von Wirkung, dies sieht man schon daraus, daß dasselbe nie verschwindet, sondern immer wieder in neuen Köpfen auftaucht.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Max von Eigl. Roman von Ludwig Storch. Drei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1845. 8. 5 Thlr.

Im J. 1804 setzte der erste Consul sich die Kaiserkrone auf das Haupt und in der Gegend von Ratibor lebte der Major Lüder Schenk v. Birkendorf mit seiner Tochter Luise, die den Schiller liebt und einem Hauptmann verlobt wird. Der Lieutenant von Zinkberg liebt ebenfalls den Schiller und die Majorstochter dazu, sodaß er sie am Abend vor ihrer Hochzeit zur Flucht verleitet, und nun entfaltet sich ein so buntes Leben und Treiben, Lieben und Intriguiren vor unsern Blicken, daß es einem armen Recensenten unmöglich fällt, ein irgend anschauliches Bild davon herzustellen. Aufrichtig müssen wir anzeigen, daß uns seit langer Zeit kein so stoffreicher Roman als dieser „Max von Eigl" vorgekommen ist; er könnte selbst einen großen Dichter zur Verzweiflung treiben, denn dieser ist ein Bettler dagegen. Beiläufig erwähnt, sind jene französische Kaiserkrone, sowie später die Schlacht von Wagram, der Wiener Congreß und die Schlacht von Waterloo nicht etwa als historischer Hintergrund für das romantische Gemälde zu betrachten, sondern lediglich als eingeschlagene Stifte in dem weiten Felde des Romans, um daran ungefähr zu erkennen, welchen Zeitraum wir in den drei Bänden durchlaufen. Luise kommt auf das Schloß eines Grafen Hermann Eigl in Ungarn, der ein leidenschaftlicher Theater- und Musikfreund ist, sodaß er eine Kapelle, Sänger und Schauspieler unterhält, wie das eben um jene Zeit, wo Schiller's Dramen die Köpfe elektrisirten, hier und da, z. B. auch in Muskau, vorkam. Aus dem Gewühl der Leidenschaften, welches in diesem ungarischen Schlosse sein Unwesen treibt, tritt Max, der Sohn des Grafen, als ein schwächliches Kind zuerst hervor. Ein unerklärliches Etwas fesselt ihn an Luise; er entwickelt sich körperlich und geistig als Nachtwandler und Hellseher; sein Vater ist durch das Kunstwesen und einen raffinirten Director zu Grunde gerichtet, das Schloß von eifersüchtiger Rache eines Heldenspielers in Brand gesteckt und Max kommt nach Petersburg zu seinem Oheim. Dieser will auf gut Russisch einen tüchtigen Kerl aus ihm ziehen und das Ende seiner grausamen Behandlung ist, daß er Max auf ein Gut an der Grenze von Asien schickt, wo er denn auch ein ausgezeichneter Reiter und Roßarzt wird, obgleich er noch einige Visionen hat. Dann studirt er irgendwo im Preußischen die Rechte, zeichnet sich im Befreiungskriege aus, heirathet in Petersburg, wird durch Intrigue wieder vertrieben und erscheint in Deutschland als Schauspieler. Hier tritt sein Visionenwesen deutlicher wieder hervor; er hat einen Schutzgeist, der sich bald als die erste Liebhaberin und zuletzt als Luisens Tochter ausweist. Sie wird seine Frau und er geheilt von Somnambulismus und allen unbegreiflichen Dingen. Max ist zugleich durch Erbschaften von Freund und Feind so unverschämt reich geworden, daß ein Clauren'scher Held sich ein Krösus dünken würde, wenn er nur hätte, was Max in einem Jahre an Steuern erlegen muß. Das ist nur eine dürftige Skizze vom Hauptsächlichsten, was das Buch gibt. Bei der Masse von Personen und Ereignissen, die sich gleichsam überstürzen und gegen den Schluß hin eine lange Reihe von Aufklärungen erfodern, kann von einem regelmäßigen, pragmatischen Fortgange des Ganzen, von ansprechender Durchbildung der Charaktere, von irgend einer einleuchtenden Grundidee nicht die Rede sein. In dem engen Raume von drei Bänden war das auch nicht wohl möglich; denn jeder andere Schriftsteller, z. B. ein Franzose, ein Engländer, hätte zu dem Allen mindestens sechs Bände gebraucht. Übrigens irren wir gewiß nicht in der Meinung, daß dieses Buch einen großen Leserkreis finden werde, da der stete Scenenwechsel verlockend genug ist für die Unterhaltungsbedürftigkeit.

2. Joseph und seine Geige. Kaiser Karl's V. Angriff auf Algier. Zwei Novellen von Baron de la Motte Fouqué. Potsdam, Horvath. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den deutschen Schriftstellern der romantischen Periode hat Fouqué wol die meisten Zeitgenossen überflügelt durch Productivität, sich jedoch weniger durch sein Meisterwerk „Sigurd der Schlangentödter" ein Publicum erworben als durch eine Manier der Darstellung und Sprache, die als neu und eigenthümlich anzusprechen war und, wollte man sie nun einmal gelten lassen, zunächst seiner „Undine" angemessen sein mag. Wie jedoch jede Manier eine Krankheit ist, so erkannte dies auch der gute deutsche gesunde Sinn bald genug. Zeiten und Menschen, wie sie niemals gewesen sind, konnten ihn länger nicht fesseln, und der Haufen wandte sich von den aristokratisch-gottesfürchtigen Menschen, Pferden und Hunden lieber dem homogenen Clauren zu, der es verstand, in seinen abderitischen Tlapsodien das liebe Philisterium getreulichst zu illustriren. So ist es denn gekommen, daß Fouqué, selbst in seinen modernen Darstellungen niemals in der Gegenwart stehend, von dem traurigsten Geschick eines Schriftstellers heimgesucht wurde, schon bei seinen Lebzeiten vergessen zu werden, und eben aus diesem Grunde mag es sich leicht ereignen, daß das vorliegende Buch mindestens die Neugierde weckt, die gern erführe, was denn eigentlich unsere Altern so sehr gefesselt hat. Wenn nichts Anderes, so wollen wir denn auch diese Neugierde bei Anzeige der beiden hier dargebotenen Novellen anrufen. Die erste derselben: „Joseph und seine Geige", ist nach dem Vorworte der Verlagshandlung lange Jahre verloren gewesen, und der Verf., welcher sie „so recht aus tiefem Gemüth" geschrieben, verzichtete auf Herausgabe derselben bei seinen Lebzeiten; „erst die Nachwelt sollte dadurch freundlich an ihn erinnert werden". Eben diese „in der gefeiertsten Zeit des Dichters bereits geschriebene" Novelle kann als Prototyp seiner Art und Kunst betrachtet werden. Er hat ein Thema behandelt, dem er, vielleicht durch Hoffmann's ähnliche Productionen verleitet, in keiner Weise gewachsen war, nämlich Darstellung eines innern Lebens durch das Medium der Musik. Wie Joseph, ein schlichter Landmann, überhaupt auf die Musik verfällt, wissen wir nicht, denn daß er ein Böhme ist, rechtfertigt nicht seine abgöttische Liebe für die Geige, worüber er Weib und Kinder vergißt und verläßt. Er spielt sie überall in Wald und Feld, Wind und Wetter, ohne daß sie je verstimmt, und überall thut er Wunder damit bis zu seinem tragischen Ende. Es ist nur eigen, daß wir wol die Geige sehen, kaum aber irgend einmal einen Ton derselben hören. Das Leben auf dem Schlosse des ungarischen Grafen ist der Glanzpunkt des Künstlers, und in dieser Gesellschaft bieten sich mehre wahrhaft poetische Momente, die uns dann leider verkümmert werden, weil wir diese Romantik durch das gefärbte Prisma der Manier betrachten müssen, sie verdämmert zwischen Märchen und Wirklichkeit. So kommt es, daß wir an das Märchen nicht glauben und die Wirklichkeit nicht für wahr halten. Ebenso geht es mit der zweiten Novelle: „Kaiser Karl's V. Angriff auf Algier." Hier handelt es sich um einen rein historischen Stoff, und dieser Umstand sollte den Vers. gegen manche Abirrungen geschützt haben. Dem ist jedoch nicht so. Wir haben an den Menschenfiguren, wie sie nicht die Geschichte aufstellt, sondern lediglich der Dichter aus seinem stets completen Stereotypenvorrathe herbeizieht, noch nicht genug; wir müssen uns auch ein Gespenst gefallen lassen, dessen seltsame Ungeheuerlichkeit sich selbst vernichtet. Es ist wirklich bedenklich,

Digitized by Google

eben gegenwärtig der Leſewelt eine ſolche Darſtellung vorzuführen, wo die Berichte aus Algerien Jedem ſogleich ſagen müſſen, daß jene Darſtellung nichts als Marionetten zeige. Gern hätten wir ein beſſeres Wort über die beiden Novellen geſprochen, allein wir können nichts thun als bekennen, daß wir uns auch einmal an manchen Productionen des Hingeſchiedenen erfreut haben, hier aber keinen Anlaß finden, unſern Dank für genoſſenes Gute anders zu bethätigen als durch den Wunſch, daß die beiden Novellen nirgend der ſo überflüſſigen als wohlfeilen Anmaßung belächelnden Beſſerwiſſens in die Hände fallen mögen.

3. Die Sylveſter-Glocken. Eine Geiſtergeſchichte von Boz (Dickens). Aus dem Engliſchen von E. A. Moriarty. Mit vier Federzeichnungen von J. C. Lench. Leipzig, Weber. 1845. 12. 10 Ngr.

Der alte Packträger und Botenläufer Trotty Beck hat ſeinen Stand an einer Kirchthür. Die Glocken, der Winterwind erzählen ihm oft wunderliche Dinge. Er iſt herzlich arm und der Nothſtand mit ſeinen troſtloſen Folgen und den Bemühungen, ihm abzuhelfen, Gegenſtand dieſer Geiſtergeſchichte. Man könnte fragen: Warum dieſer platten Wirklichkeit ein ſo phantaſtiſches Gewand? Allein in gar vielen Dingen kann man einen Dichter — als ſolcher hat ſich Boz hier erwieſen — gar nicht fragen, und außerdem wird dieſe platte Wirklichkeit in ſo vielen langen und breiten Reden und Schriften klar und dürr auseinandergezogen, daß man immer ſchon einmal eine von dem Gewöhnlichen abweichende Darſtellung zugeben kann. Damit ſoll jedoch die hier beliebte Form nicht als gerechtfertigt bezeichnet werden, denn es läßt ſich die Frage nach der poetiſchen Wahrheit ſtellen. Was der Dichter eigentlich gewollt, wäre außer dem Geſpenſterreiche auch wol kräftiger, vollendeter und darum allgemeiner anregend zu erreichen geweſen. Aufgabe des Dichters war, zu zeigen, daß die Anſichten der Leute, die zu leben haben, von Denen, die da leben man weiß nicht wovon und warum, meiſt unrichtig ſind; daß alſo auch ihre Wahl der Mittel, dem Nothſtande abzuhelfen, fehlgreift; daß dieſe Weisheit vielfältig nur ſchwatzt, nichts thut und geiſtige Verdorbenheit vorausſetzt, wo nichts als die Noth ein Verbrechen iſt. Dieſe Weisheit verlangt Kenntniß der Geſetze, ohne zu bedenken, daß ſie ſelbſt von der Unzahl derſelben erdrückt werden müßte, wenn ihr Kopf ſie aufſpeichern wollte, daß die meiſten Menſchen gegen Geſetzesübertretung hauptſächlich nur durch ihr eigenes inneres Rechtsgefühl geſichert ſind. So iſt es denn nicht allein die materielle Kluft, welche zwiſchen Armuth und Reichthum gähnt, und was dieſer will und thut, erſcheint oft als herzloſe Verhöhnung, die dann in der Armuth jene Erbitterung weckt, welche wir oft genug wahrnehmen können. Das Alles hat nun auch Boz dargeſtellt, den geößten Theil davon jedoch in eine Viſion des alten Trotty verlegt, der in der Sylveſternacht auf den Kirchthurm zu ſteigen wähnt und hier unter den Glocken von allem Schauerlich-Schönen und Entſetzlichen ergriffen wird, was nur eine Dichterphantaſie zu ſchaffen vermag. Ob daher dieſes ungeheuere Bild ſich mit dem alten beſchränkten Trotty Beck vertrage? Wir wollen darüber nicht rechten, ſondern mit dem Verf. ſchließen: „Präge, lieber Leſer, die böſen Wirklichkeiten, aus denen dieſe Schatten entſpringen, deiner Seele ein und ſuche in deinem Kreiſe — keiner iſt zu weit, keiner zu enge für ſolchen Zweck — dieſelben zu beſſern und minder drückend zu machen. Möge jedes Jahr glücklicher ſein als das letzte und nicht der Geringſte unſerer Brüder und Schweſtern ausgeſchloſſen bleiben von dem gerechten Antheil an Dem, was zu genießen unſer großer Schöpfer ſie geſchaffen hat.“ 18.

Literariſche Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß der katholiſchen Hierarchie.

So groß auch das Aufſehen iſt, welches der polemiſche Charakter der römiſchen Prieſter unſerer Tage erregt, ſo nimmt das größere Publicum doch an den eigentlichen theologiſchen Subtilitäten und ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten nur ein ſehr untergeordnetes Intereſſe. Nichtsdeſtoweniger iſt zur Kenntniß der eigentlichen katholiſchen Lehre ein vor kurzem erſchienenes Werk, in welchem man die hauptſächlichſten Streitſchriften, an denen beſonders das 17. Jahrhundert ſo reich war, zuſammengeſtellt findet, von großem Werthe. Dieſe Sammlung führt den Titel: „Perpétuité de la foi de l'Église catholique sur l'eucharistie, par Nicole, Arnauld, Renaudot, le P. Paris etc.; sur la confession par Denis de Sainte-Marthe; et sur les prinipaux points qui divisent les catholiques d'avec les protestants par Scheffmacher; publiée par M. l'abbé M.“ (4 Bde.) Bekanntlich iſt die Fortpflanzung des Glaubens (perpétuité de la foi) einer der Hauptgrundſätze, auf welche ſich die katholiſche Kirche bei der Behauptung ihrer eigenen Vorzüglichkeit ſtützt, und zugleich die Waffe, mit der ſie alle Angriffe des Proteſtantismus auf die Autorität der Tradition zurückzuſchlagen vermeint. Im Sinne des Katholicismus iſt der Proteſtantismus im argen Irrthume befangen, wenn er dadurch, daß er die Tradition aufgibt und ihre Bedeutung leugnet, ſich der urſprünglichen chriſtlichen Lehre zu nähern glaubt. Dieſer Grundſatz wurde, wie geſagt, während des 17. Jahrhunderts zu einer Hauptſtütze des Katholicismus gemacht, und ſo glaubten die Anhänger des Port-royal ihre ſehr bezweifelte Rechtgläubigkeit dadurch am beſten darzuthun, daß ſie die Vertheidigung dieſer auf ſchwachen Füßen ſtehenden Lehre mit Lebhaftigkeit übernahmen. In dieſer Abſicht ließen ſie die geharniſchte Abhandlung von Arnauld und Nicole vom Stapel laufen, welche eine lebhafte Polemik von Seiten des proteſtantiſchen Predigers Claude veranlaßte. Letzterer behauptete, die Janſeniſten verſtänden ſich zu dieſer Apologie nur deshalb, um ſich in die Gunſt Roms einzuſchleichen und um die Misbilligung von Seiten der römiſchen Curie von ſich abzuleiten. An dieſe und ähnliche Streitſchriften katholiſcher Farbe reihen ſich Abhandlungen von Sainte-Marthe und Scheffermacher, in denen von Erſterm die Beichte, von Letzterm verſchiedene andere Glaubensartikel vom römiſchen Standpunkte aus dargeſtellt werden.

Geſchichte des franzöſiſchen Territoriums.

Im zweiten Bande von Michelet's kunſtreicher Geſchichte Frankreichs befindet ſich ein höchſt gelungener Verſuch, die einzelnen Provinzen und kleinern Reiche, aus denen ſich im Laufe der Jahrhunderte durch Verſchmelzung die franzöſiſche Monarchie gebildet hat, in ihrer eigenthümlichen Phyſiognomie darzuſtellen. Einen neuen, nicht minder intereſſanten Beitrag zur Bildungsgeſchichte des franzöſiſchen Territoriums erhalten wir gegenwärtig in folgender ſehr bemerkenswerthen Schrift: „Géographie historique de le France ou histoire de la formation du territoire français“, von L. Duſſieur. Dieſe Arbeit beruht auf gründlichen Studien und iſt eine faſt unentbehrliche Einleitung und Beilage zur franzöſiſchen Geſchichte überhaupt. Beigegeben iſt zur Erleichterung des Überblicks ein Atlas mit 34 kleinen Karten. Wir können mit dieſem Werke eine andere Schrift in Verbindung ſetzen, welche die Ausbreitung Frankreichs nach Oſten hin, oder die Geſchichte von der Erwerbung des Elſaß behandelt; nur kann dieſelbe der voreurtheilsvollen Auffaſſung wegen, welche ſich in ihr ausſpricht, dem Werke von Duſſieur durchaus nicht etwa gleichgeſtellt werden, obgleich auch wol in letzterm hier und da eine nationale Befangenheit durchblickt. Der Titel lautet: „Réunion d'Alsace à la France“, von Hallez-Claparède. In dieſer Darſtellung werden alle die alten Irrthümer und Verdrehungen, welche ſchon unzählige Male aufs gründlichſte widerlegt ſind, wiederum mit jener edlen Unverſchämtheit aufgetiſcht, durch die man zuweilen imponirt. Weshalb Grundſätze und Raiſonnements widerlegen, welche in ihrer eigenen Haltloſigkeit zerfallen? 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 205. — 24. Juli 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Die politischen Kämpfe in Verbindung mit religiösen hat der Verf. von S. 301 an geschildert, wo er die Befreiung der Niederlande, die französischen Religionskriege und den Dreißigjährigen Krieg bespricht. Er hat ganz recht, wenn er von den damaligen Gewalthabern sagt (S. 302), daß sie meist aus egoistischen Gründen die Reformation angenommen hätten. Doch den Kampf der Niederlande verkennt er in seiner eigentlichen Bedeutung, die Niederlande wurden nicht ein Freistaat nach neuzeitlichen Principien, wie er S. 304 bemerkt, sondern es drückte sich in dem Kriege nur die Opposition der mittelalterlichen Verfassung, wenn man will der Reformationszeit aus, und die Niederlande kämpften daher mehr für ihr altes Recht als für neue Ideen. In ihnen repräsentirt sich eben vorzugsweise die reformatorische Opposition gegen die moderne Fürstenmacht, und insofern gehören sie wesentlich mit zu den Elementen, die gegen die neue Ordnung der Dinge in den Kampf traten. Ähnlich ist das Verhältniß in den französischen Religionskriegen. Die Opposition gegen die Fürstengewalt auf Seite der protestantischen Partei ging aus dem reformatorischen Elemente hervor; denn gerade der Calvinismus, wie der Verf. richtig bemerkt, hatte eine republikanische Richtung. Zugleich aber entfaltet in diesen Kriegen die katholische Partei, die hierarchische, wiederum die allbekannte Opposition gegen die weltliche Macht, wenn nämlich diese nicht streng katholisch war.

Alle diese reactionnairen und altreformatorischen Bestrebungen sollten nun um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges einen entscheidenden Kampf miteinander beginnen. Diese Begebenheit hat daher nicht etwa blos in Bezug auf Das, was die einzelnen Staaten dabei gewonnen oder verloren, sondern in einer höhern Rücksicht eine welthistorische Bedeutung. Nicht die Gleichstellung der drei christlichen Hauptconfessionen war es allein, welche durch ihn bewirkt ward; nein, eine ebenso wichtige Erscheinung wurde in ihm und während desselben vorbereitet und zur Vollendung gebracht: das endliche Übergewicht der weltlichen Macht über die Kirche. Hiermit aber hatte zugleich der fürstliche Absolutismus einen Sieg über die reformatische Richtung nach politischer Freiheit davongetragen; denn die weltliche Macht stellte sich als unumschränkte Fürstensouverainetät dar. So war denn eigentlich durch den Dreißigjährigen Krieg oder durch den Westfälischen Frieden nichts gewonnen; denn die Gleichstellung der drei christlichen Confessionen war keineswegs eine Gewissensfreiheit, wie auch der Verf. (S. 316) mit Recht bemerkt; denn alle andern Bekenntnisse waren von dem Frieden ausgeschlossen, und hatten daher weder gegen die weltliche Macht noch gegen die Kirche irgend einen Schutz; auch war selbst in Bezug auf die drei Confessionen insofern keine Glaubensfreiheit vorhanden, als es in dem Westfälischen Frieden jedem Fürsten überlassen blieb, was er in seinem Lande für eine Religion einführen wollte; die Gewissensfreiheit war also nur auf die Fürsten beschränkt. Demnach ist der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede als diejenige Erscheinung zu bezeichnen, in welcher das reactionnaire Element den Sieg über das echt reformatorische davontrug. Hierbei können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Die in der Reformationszeit angestrebte Vermittelung zwischen dem antiken und dem mittelalterlichen Elemente schien in der zweiten Periode der neuern Zeit aufgelöst; es hatten sich allerdings sowol aus dem antiken Principe wie aus dem Mittelalter Elemente erhalten, jedoch in keiner organischen Einheit, sondern rein auseinanderfallend. In der Religion nämlich und überhaupt in der geistigen Richtung hatte das Mittelalter mit seinem strengen Dogmatismus obgesiegt, sowol bei Protestanten wie bei Katholiken; in der Politik aber siegte die antike Ansicht ob, nämlich die von der Einheit und der Allgewalt des Staats, welche jedoch auf den Regenten übertragen ward, während in den besten Zeiten des Alterthums das Volk die Souverainetät ausübte. Was das Verhältniß beider, nämlich des Staats und der Kirche zueinander betrifft, so siegte allerdings die reformatorische Ansicht von der Unterordnung der letztern unter den Staat, jedoch keineswegs in der ursprünglichen Reinheit, sondern so, daß der Despotismus, welcher ehedem von der Kirche geübt ward, nun dem Staate übertragen oder von ihm an sich gerissen wurde.

Den Absolutismus hat nun der Verf. von S. 317

Digitized by Google

an recht gut dargestellt, obwol er ihn in seiner Entstehung auch keineswegs motivirt hat. In der Besprechung der Social- und Rechtszustände vom 16. bis zum 18. Jahrhundert hat er ebenfalls, wie im Mittelalter, nur die schlechten Seiten geschildert, aber gänzlich die Oppositionspartei und ihre Wirksamkeit in Literatur und Wissenschaft übergangen; so wenig er in der frühern Periode etwas davon beibrachte, ebenso wenig diesmal; er weiß nichts von Descartes, Hugo Grotius, Calixtus, Cherbourg, Gassendi, Hobbes, Spinoza. Erst mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts läßt er einen Umschwung der öffentlichen Meinung beginnen (S. 331), und nennt als vorbereitende Männer blos Locke, Bayle und Leibnitz, von denen der Letzte aber gar nicht zu den beiden Andern gehört. Aber die Richtung des 18. Jahrhunderts war durch die vorhergehenden Jahrhunderte nicht minder vorbereitet wie ähnliche Erscheinungen im Mittelalter und Alterthum. Leicht kann man den Faden jener Richtung bemerken, der sich von der Reformation an durch das 16. und 17. Jahrhundert hindurchzieht, bis er endlich bei der sogenannten Aufklärungsphilosophie aufhört. Ich brauche kaum anzudeuten, daß die reformatorische Tendenz, welche am Anfange der zweiten Periode so heftig gegen die Reaction gestritten, auch am Schlusse derselben keineswegs innerlich überwunden war; ja sie steigerte sich in dem Kampfe immer mehr. Übrigens kann man recht gut drei Richtungen in der Opposition unterscheiden. Die eine steht ungefähr auf dem verständigen Standpunkte der deutschen Reformation, nur etwas fortgeschritten, daher im Ganzen freier; die zweite ist die mystische Richtung, jedoch ebenfalls frei gefaßt, etwa in der Weise der Mystiken des spätern Mittelalters, mit einem pantheistischen Elemente; die dritte endlich ist die speculative Richtung, welche zunächst vom Zweifel ausgeht, ja diesen als das Fundament, oder besser als den nothwenigen Ausgangspunkt jedweden Philosophirens, jedes Strebens nach Wahrheit annimmt. Und diese letztere Richtung hat allmälig die andern überflügelt, sodaß sie mit dem 18. Jahrhundert bereits als die siegende, wenigstens in den höhern Classen dastand. Daß sie nun aber auch unter das größere Publicum sich verbreitete, dazu sollte merkwürdigerweise wieder ein reactionnaires Element mitwirken, nämlich der Absolutismus. Dieser nämlich entwickelte bald, da er auf kein Hinderniß stieß, alle in ihm liegenden Consequenzen, unter Anderm grenzenlose Demoralisation an den Höfen. Frivolität in jeder Beziehung war die Folge davon; daher waren es gerade die Höfe, welche sich am Ersten über den alten Glauben hinwegsetzten und lustig machten — ich meine hiermit natürlich nicht blos die Fürsten, sondern ihre gesammte Umgebung. Frivole Schriften wurden daher in jenen höfischen Kreisen am liebsten gelesen und belacht. Man sieht, diese Richtung geht sogar noch weiter als die wissenschaftliche, welche sich nur von dem Ernste der Wahrheit leiten läßt. Die letztern konnten daher kein großes Publicum finden; aber die leichte Conversationssprache der Höfe, die, da Alles von ihnen ausging, auch auf die Literatur übertragen ward, war eher dazu geeignet, ein größeres Publicum für dergleichen Schriften zu interessiren. Sowie jedoch nur einmal die Schranke des Herkömmlichen durchbrochen war, so ging die Opposition von der Religion und Wissenschaft auch auf die Politik über und griff auch hier die bestehenden Zustände mit Heftigkeit an. Wir enthalten uns jedoch, noch näher in diese Dinge einzugehen, da die Leser sie hinlänglich aus Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" kennen.

Unser Verf. aber hat den geistigen Umschwung von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus zu kurz behandelt; er hat ihn nur angegeben, aber nicht entwickelt, nicht durchgeführt. Hier und da ist eine gute Bemerkung, wie z. B. daß in Friedrich's II. und Joseph's II. Regierungshandlungen doch nur ein erleuchteter Despotismus sich ausdrücke, der jedoch das nothwendige Mittelglied zwischen Despotismus und Freiheit gewesen sei.

Mit der französischen Revolution (S. 342) schließt der Verf. sein Buch. Er ist natürlich, seinem Standpunkte gemäß, für sie, wiewol er die Greuel derselben nicht ganz entschuldigen will. Indessen findet er diese in der Regel zu grell geschildert und ihre Anzahl zu übertrieben; er reducirt sie bedeutend und stellt dann eine recht gute Vergleichung an zwischen den Opfern der Revolution und denen, die durch die Gegenprocesse, geheimes Justizverfahren und in den unseligen Eroberungskriegen ihr Leben verloren, wobei sich denn ein für die Revolution günstiges Resultat herausstellt. S. 349 zählt er dann die Vortheile der französischen Revolution auf, nämlich 1) in der Landwirthschaft Freiheit der Benutzung des Bodens; 2) Herstellung voller Gewerbefreiheit; 3) Aufhebung der Zollschranken im Innern des Landes; 4) Gleichheit der Besteuerung; 5) Aufhebung der privilegirten Gerichtsbarkeit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Schwurgerichte; 6) Trennung der Policei von der Justiz; 7) Gleichheit der Verpflichtung Aller zur Vertheidigung des Vaterlandes, gleiche Berechtigung Aller zu den militairischen und bürgerlichen Würden; 8) Herstellung voller Gewissensfreiheit; 9) Erweiterung der Volksbildung; 10) Sicherstellung der persönlichen Freiheit und des Eigenthums.

Offenbar war die französische Revolution ein durch die ganze vorhergegangene Entwickelung nothwendig gewordenes Ereigniß, und schon darin findet sie ihre Berechtigung und Entschuldigung. Menschlich mag man dann über diesen oder jenen Mann, dieses oder jenes Ereigniß urtheilen wie man will. Indessen bildet sie immerhin nur den Anfangspunkt einer neuen politischen und socialen Entwickelung, und die kommende Zeit muß theils über Manches noch hinausgehen, was die französische Revolution noch beibehalten, theils Manches wieder zurückrufen von Dem, was sie zerstört hat.

Doch wir sind schon zu lange bei der Beurtheilung des vorliegenden Buches stehen geblieben, und darum müssen wir zum Ende eilen. Fassen wir Alles zusammen, was wir über dasselbe zu bemerken hatten, so wird sich als Re-

Digitized by Google

sultat Folgendes herausstellen: Der Verf. geht von einem einseitigen, nüchternen, eben darum manchmal beschränkten Standpunkte aus; es ist nicht zu leugnen, seine rationalistische Richtung hat ihn hier und da etwas Treffendes sagen, manche Zustände gut darstellen lassen; im Ganzen aber mangelt ihm das Talent, sich in fremde Zeiten zu versetzen, die andere Lebensbedingungen haben als die unsern; außerdem fehlt ihm der Blick in das innere Getriebe der Entwickelung der Menschheit, er weiß nicht, wie Richtungen und Erscheinungen zusammenhängen, wie das Eine mit innerer Nothwendigkeit sich aus dem Andern entfalten muß; mit Einem Worte, es fehlt ihm die Weise des echten philosophischen Historikers. Deshalb war der Verf. nicht der Mann dazu, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, wenn wir ihm auch keineswegs den Beruf absprechen wollen, einzelne historische Momente und Erscheinungen zu schildern.*) 53.

J. J. Engel's Schriften. Zwölf Bände. Berlin, Mylius. 1845. 16. 4 Thlr.

Es ist auffallend, welche Thätigkeit jetzt entwickelt wird in neuen Ausgaben von Schriftstellern aus der sogenannten classischen Zeit der deutschen Literatur, dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Soll man sich darüber freuen? Insofern es sich um die bedeutendsten unter jenen Schriftstellern handelt, welche wirklich eine Grundlage unsers heutigen Bildungszustandes ausmachen, gewiß. Denn auf diese Letztern mit Bewußtsein zurückzugehen, muß von dem größten Nutzen sein. Namentlich Lessing kann man nicht genug empfehlen und verbreiten; es ist in ihm der Kern unsers Nationalcharakters enthalten. Allein in Bezug auf die Sterne zweiter Größe, die sich um jene großen Lichter scharen, hat die Sache einige Bedenken. Nämlich insofern diese neuen Ausgaben für das größere, das lesende Publicum bestimmt sind. Denn wer ein gelehrtes Interesse an der Geschichte unserer Literatur nimmt, darf freilich diese Männer, die zur Verbreitung der Bildung, welche von jenen Häuptern ausging, unendlich viel gethan haben, nicht unbeachtet lassen. Aber zu solcher Kenntnißnahme reichen die überall verbreiteten Exemplare der alten Ausgaben aus. Also das große Publicum — was sollen ihm jene Schriftsteller zweiten Ranges jetzt noch nützen? Ich dächte, sie hätten für dasselbe ihre Dienste gethan. Mag hier und da ein Element in ihnen anzutreffen sein, das noch nicht in die allgemeine Bildung übergegangen ist, so würde es den Nachtheil nicht aufwiegen, wenn seinetwegen die heutige Literatur vernachlässigt würde. Denn die ist unser eigenes Fleisch und Blut, und ohne ihre Kenntniß sind wir bei uns selbst nicht heimisch. Es ist viel an ihr zu tadeln, wer kann es leugnen; aber sie ist nun einmal da, und wie soll der Geist der Nation ihre Irrthümer überwinden, wenn man sie vor ihm geheim hält? Nun könnte man freilich meinen, ob hier nicht der alte Spruch Anwendung finde, das Eine thun und das Andere nicht lassen. Allein man darf sich nicht darüber täuschen; das Lesepublicum wird über das Dilemma, sich entweder den Geschmack an der alten Literatur durch die neue, oder an der neuen durch die alte verderben zu lassen, nicht hinwegkommen. Es ist's auch nicht allein, daß man heutigen Tages einen andern Inhalt fodert; die Glätte der Form, durch welche sich das Alte vor manchem Neuen vortheilhaft auszuzeichnen scheint, ist selbst vom Übel. Sie geht nicht aus großer schriftstellerischer oder dichterischer Beherrschung des Stoffes hervor; sie ist nur die Glätte der Leerheit und insofern doppelt gefährlich. Die vorliegende Sammlung ist ein Beispiel davon. Was sollen uns diese Engel'schen Schriften noch bedeuten? Engel gehört der Periode an, in welcher die Wissenschaft eine bequeme Sache geworden war. Es finden sich hier einige philosophische Aufsätze über einige Eigenheiten des Gefühlssinnes, über die Realität der allgemeinen Begriffe (auf 25 Seiten) und dergleichen. Wer soll sie lesen? Der Gelehrte wird wenig aus ihnen zu lernen finden und dem Laien sind die Gegenstände doch noch zu trocken und zu hoch. Am bekanntesten ist Engel's Name durch den „Philosophen für die Welt" geblieben, den er in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Männern herausgab. Einen philosophischen Werth hat man den populairen moralischen Aufsätzen, die dieses Buch enthält, wol nicht einmal zu jener Zeit beigelegt. Seitdem hat die Bildung eine solche Wendung genommen und an Umfang und Tiefe so viel gewonnen, daß dieselben nunmehr auch dem gewöhnlichen gebildeten Leser nicht mehr genügen können; es ist wieder mehr und mehr ins Bewußtsein getreten, daß das Volk seinen sittlichen Halt nicht in dergleichen oberflächlichen und zufälligen Reflexionen, sondern allein in einer lebendigen Religiosität finden kann. Ähnlich verhält es sich mit dem „Fürstenspiegel". Es liegt eine wahrhaft patriarchalische Unschuld darin, wie sich damals die Leute Ideale guter Fürsten ausdenken konnten, ohne es sich jemals einfallen zu lassen, ob es nicht besser sein würde, Vorkehrungen für den Fall zu treffen, daß etwa die wirklichen Fürsten einmal nicht idealisch wären, ja ohne allen Arg, daß gerade Diejenigen, für welche dergleichen Schilderungen, wenn sie irgend eine praktische Bedeutung haben sollten, zunächst bestimmt sein müßten, sie zuverlässig am allerwenigsten lasen. Dies hat sich zwar bei Engel etwas anders gestaltet; er ist Erzieher Friedrich Wilhelm's III. gewesen, dessen bekannte Vorliebe für häusliches Leben in der Wirklichkeit wie in seiner Lectüre dem Genossen Iffland's zum Theil zu verdanken sein mag — aber um so naiver, daß nun auch sein Ideal der Öffentlichkeit übergeben werden mußte! Was ferner Engel's Dramen betrifft, so sind sie, obgleich sich unter ihnen eine Bearbeitung von Shakspeare's „Much ado about nothing" befindet, die übrigens unvollendet ist und in der das humoristische Paar Benedict und Beatrix sowie Goodman Dogberry und Consorten weggelassen sind, hinlänglich beurtheilt, wenn man daran erinnert, daß sich, obgleich Engel eine Reihe von Jahren dem berliner Theater vorstand, ihrer Niemand erinnert. Und nun endlich der Roman „Lorenz Stark", das philisterhafteste Ding unter der Sonne, das ursprünglich ein Lustspiel im Geschmacke Iffland's hatte werden sollen und das Goethe und Schiller zu einem Beispiel der Grazien der Leerheit ausersehen hatten. Was soll einen Maßstab geben, was von der ältern Literatur noch der Aufbewahrung werth sei, wenn es nicht Goethe's und Schiller's Urtheil ist? „Man rechnet aber Engel zu den Classikern." Das sollte man eben bleiben lassen — und was will das überhaupt sagen? „Er schreibt einen vortrefflichen Stil." Er hat ihn von Lessing gelernt. „Er tritt überhaupt, und vorzüglich als Ästhetiker, in Lessing's Fußstapfen." Das ist gerade der schwächste Punkt. Engel hat so wenig wie sein Lehrer Mendelssohn den wahren Gedankengehalt von Lessing's ästhetischen Untersuchungen begriffen. Seine Mimik knüpft zwar unmittelbar an den Plan an, den Lessing irgendwo ausgesprochen hatte, ein Werk über körperliche Beredtsamkeit zu schreiben, und scheint uns dafür entschädigen zu sollen, daß Lessing sein Vorhaben nicht ausgeführt. Aber wer dürfte glauben, daß dies auf eine so kleinmeisterliche Weise geschehen sein würde wie sie Engel zeigt? Sein Buch ruht ganz auf der schlechten Psychologie jener Zeiten, von welcher sich Lessing — was nicht das kleinste von seinen Verdiensten ist — immer freigehalten hat. In noch höherm Grade ist dies der Fall in seiner „Poetik" (1783). S. VI der Vorrede heißt es: „Was ist Dichtkunst anders, als ein abgerissener Theil der Seelenlehre"; und S. 11 sagt Engel: „Das Wesen der Poesie läuft darauf hinaus, durch den

*) Über andere die Geschichte der Menschheit behandelnde neue literarische Erscheinungen berichten wir nächstens. D. Red.

Digitized by Google

Gebrauch der Rede, als die das einzige Instrument des Dichters ist, lebhaftere Vorstellungen auszudrücken und zu erzeugen (in der Vorrede wird erklärt, daß sei ein populaireres Ausdruck für die Wolff'sche «sinnliche Vollkommenheit») oder, welches einerlei sagt, diejenigen Seelenkräfte, die allein zur Empfängniß solcher Vorstellungen geschickt sind, die Sinne, die Einbildungskraft, den Witz, das sympathetische Gefühl in Übung zu setzen und sie durch diese Übung zu erhöhen und zu schärfen!" S. 20 lesen wir: „Wie sind wol im Allgemeinen Unterschiede möglich, die aus der Materie (der Dichtung) entstehen? Es scheint Alles erschöpft zu sein, wenn wir sagen: Der Dichter stellt entweder eine Sache vor, wie sie ist oder geschieht, es sei nun eine wirkliche oder eine erdichtete Sache, oder er stellt allgemeine Betrachtungen an, trägt allgemeine Wahrheiten vor, oder er bricht in Empfindungen aus. Im erstern Falle ist wieder Zweierlei möglich: entweder will er uns nur schlechtweg mit der Beschaffenheit eines Gegenstandes bekannt machen, uns nur zeigen, was Alles an der Sache zu bemerken ist, was sich Alles nacheinander begibt, oder er will uns zeigen — was er allein bei moralischen Wesen zeigen kann — wie Eins das Andere hervorbringt, wie sich Eins aus dem Andern entwickelt. In jenem Falle beschreibt er blos, in diesem läßt er uns Handlung sehen." Und dies dünne berliner Weißbier tischte der Mann auf, als den Deutschen der Feuertrank des „Laokoon" seit fast 20 Jahren kredenzt war!

Übrigens scheint die vorliegende Ausgabe dieser Schriften ein bloßer Wiederabdruck der frühern Sammlung von Engel's Werken zu sein. Wenigstens findet sich in ihr nichts, was nicht auch in jener steht — da man doch aus der Vorrede der „Poetik" ersieht, daß sich noch Recensionen von dem Verf. auffinden lassen würden. Auch ist in keiner Weise für Den gesorgt, der diese Bändchen etwa zum Behufe literarhistorischer Studien in die Hand nehmen möchte. Nicht einmal das Jahr des ersten Erscheinens ist bei den einzelnen Schriften und Aufsätzen angemerkt. 12.

Bibliographie.

Das funfzigjährige Amts-Jubiläum des Königlichen Professors Dr. Theod. Heinsius. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Ansicht eines Laien über die Frage: Was ist das Essentielle des Christenthums? Den protestantischen Freunden gewidmet vom Verfasser. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3½ Ngr.

Antikritik oder Beleuchtung zweier Angriffe gegen die Schrift von O. Peters: Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntniß der christkatholischen Gemeinde zu Breslau. Liegnitz, Reisner. 8. 4½ Ngr.

Appuhn, A. W., Mose, der Knecht Gottes. Ein Versuch, die wichtigsten Lebensabschnitte desselben in geistlichen Betrachtungen darzustellen. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bato. Blumenlese holländischer Gedichte älterer und neuerer Zeit. Übersetzt von L. Troß. Nebst einer Zugabe von G. H. van Senden. Siegen, Friedrich. 8. 22½ Ngr.

Bender, L., Das Lutherbuch. Ein Liederkranz, dem deutschen Glaubenshelden gewunden. 1ste Lieferung. Siegen, Friedrich. 8. 5 Ngr.

Berg, L., Die hierarchische Propaganda und die Staaten. 2te Auflage. Darmstadt, Ollweiler. 12. 8 Ngr.

— — Das hierarchische und apostolische Christenthum. Rede gehalten am 24. März 1845 im Saale des Stadthauses zu Worms. Darmstadt, Ollweiler. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Zweck und Ziel der apostolisch-katholischen Reformation. Rede gehalten am 16. März 1845 im Saale des Stadthauses zu Worms. Darmstadt, Ollweiler. Gr. 8. 2 Ngr.

Chézy, W. v., Der fromme Jude. Eine Familiengeschichte unserer Tage. Vier Theile. Stuttgart, Franckh. 8. 5 Thlr.

Christ, J., Katholisch! — — Katholisch!! Was ist denn, was heißt „Katholisch!" Dagegen: „Apostolisch-römische" und „Evangelisch-teutsche Kirche", als möglicher Weg zur brüderlichen Vereinigung aller glaubens-ebenbürtigen evangelisch-apostolischen Zweigkirchen. Darmstadt, Ollweiler. 8. 3 Ngr.

Dräxler-Manfred, C., Sonnenberg. Kunden und Sagen. Ein Gedenkbuch der Ruine. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Enthaltsamkeitsverein und die Nationalität in polnisch Schlesien. Leipzig, Expedition der slavischen Jahrbücher. Gr. 8. 5 Ngr.

Henkel, Die Kirchenreform. Kassel. 8. 1 Ngr.

Hessenmüller, C., Die Gegner der Gustav-Adolph-Stiftung. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung. Braunschweig, Westermann. 8. 8 Ngr.

Leizmann, F., Antipathien zwischen teutschen und slawischen Volksstämmen mit besonderer Beziehung auf Rußland. Lemgo, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Mundt, T., Ästhetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerkes im Lichte unserer Zeit. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rothe, C., Gehe hin und thue desgleichen! Predigt über Luc. 10, 30—37. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der siebenjährige Krieg in Deutschland. Ein Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Mit lithographirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Neuhaldensleben, Expaud. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, C. G., Die christkatholische Kirche. Ein offenes Wort über sie und für sie. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 4 Ngr.

Schuseika, F., Mittelmeer, Ost- und Nordsee. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Sohn der Zeit. Trauerspiel in fünf Acten. Von *,*. Berlin, Herbig. Gr. 12. 20 Ngr.

Johann Sporschil vor dem Richterstuhle der Vernunft und Wissenschaft. Ein Beitrag zur Lösung psychologischer Räthsel und zugleich ein offenes Sendschreiben. Leipzig, Pönicke und Sohn. 12. 4 Ngr.

Statut der Thüringschen Eisenbahn-Gesellschaft. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Ngr.

Steinbrecher, J., Offene Worte an den Laien Herrn J. F. C. S. Ehrenfried, den Herrn Pastor John und Genossen in Sachen der protestantischen Freunde. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Stupp, H. J., Der Renegat, das ist: der Verfasser des Gewissens der letzten Hermesianer. — Auch u. d. T.: Die letzten Hermesianer. Vier Hefte. Siegen, Friedrich. 8. 12½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Hans von Held. Ein preußisches Karakterbild. Mit Held's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Voretzsch, L., Die Thätigkeit der evangelischen Gemeindeglieder an kirchlichen Angelegenheiten. Eine Tagesfrage, laut geworden in der „Denkschrift von etwa 300 angesehenen Mitgliedern der Kirchengemeinden zu Magdeburg" und erwogen. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Voß, J. F., Die Irrlichter. Episches Fragment. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was will die christkatholische Kirche? Auch ein Wort zur Verständigung in der Kirchenfrage, von einem evangelischen Freunde der jungen Schwesterkirche. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch und Sohn. Ge. 8. 5 Ngr.

Berliner Wespen, herausgegeben von F. Wehl. 2tes Heft. Berlin, Simion. Gr. 8. 5 Ngr.

Worte eines Cechen, veranlasst durch die Graf Jos. Math. v. Thun'sche Broschüre: Der Slavismus in Böhmen. Leipzig, Expedition der slavischen Jahrbücher. Kl. 8. 7½ Ngr.

Zumpt, C. G., Die Religion der Römer. Ein Vortrag. Berlin, Dümmler. 8. 7½ Ngr.

Zuruf aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas. Stuttgart, Liesching. Schm. 4. 7½ Nr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 206. — 25. Juli 1845.

Die Touristen im Orient.

Zweiter Artikel.*)

Aus Mehemet Ali's Reich. Vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 7 Thlr. 21 Ngr.

Wahrlich auch Pückler gehört zu Denen, die sich über die launenhafte Gunst des Publicums bitter zu beklagen haben. Während das Erscheinen seiner ersten Werke mit triumphirenden Trompetenstößen der Journalistik begrüßt wurde, ist die Aufnahme, welche die letzten Sprößlinge seiner fruchtbaren Feder gefunden haben, nur eine sehr laue und gleichgültige zu nennen; ja, man kann sich sogar nicht verbergen, daß die mäkelnde Kritik in Bezug auf seine Productionen immer mehr und mehr ihr Recht geltend macht. Anfangs war es ein so neues, so unerhörtes Schauspiel, wie ein hochgestellter Reisender, dem die Salons der hohen und höchsten Aristokratie sich öffneten, es nicht verschmähte, sich in die Reihen der unscheinbaren, hungerigen und abgerissenen Scribenten, denen sonst nur die Antichambre oder die Bedientenstube angewiesen war, zu mischen. Wir armseligen Kritiker fühlten uns geschmeichelt durch die unerwartete Ehre, welche uns und unsern Standesgenossen durch die Berührungen mit einer erlauchten Person zugefügt wurde, daß wir aus Freude über das lange Ahnenregister des Fürsten den Adelsbrief der literarischen Titel und Verdienste, deren Untersuchung uns als competentem Gerichte oblag, einer sorgfältigern, schärfern Prüfung zu unterwerfen vergaßen. Freilich suchte der Fürst anfangs das Vergnügen, das er uns durch sein Auftreten unzweifelhaft bereitete, dadurch einigermaßen zu mäßigen, daß er nicht gleich mit dem ganzen Glanze seines Namens, sondern durch ein weises Incognito geschützt, uns entgegentrat. Genau genommen, hat er selbst jetzt noch nicht die Maske der Pseudonymität abgelegt, und er gibt sich sogar noch in seiner letzten Schrift den Anschein, als wolle er den indiscreten Kritikern, welche es nur mit dem Schriftsteller zu thun haben, jede respectswidrige Bezugnahme auf den Fürsten ernstlich verweisen. So haben wir es denn eigentlich niemals mit einer bestimmten Individualität, mit einer scharfabgegrenzten Persönlichkeit, sondern mit einem wandelnden Schatten zu thun, der uns bald als „Verstorbener", bald als „Semilasso" und dann wieder unter andern Vermummungen begegnet. So wird es dem hohen Reisenden leichter, den Zwiespalt, in den sein persönliches Auftreten zuweilen mit seinen schriftstellerischen Äußerungen gerathen muß, mit diplomatischer Wendung auszugleichen. Wahrscheinlich bedient er sich aber des leichten Dominos eines Verstorbenen nur deshalb noch, weil er im Vertrauen auf ein lateinisches Sprüchwort als Verstorbener leichter gegen die Angriffe der übeln Nachrede gewappnet zu sein hofft. Denn unmöglich kann er jetzt etwa noch des Wahnes leben, die Tinte, mit der er sich als Schriftsteller die Hände verunreinigt, könne dem Fürsten in ihm Unehre bringen. Dazu hat die Zeit einen zu mächtigen Umschwung erhalten. Hochgestellte Personen aller Stände, ja solche, welche mit gekrönten Häuptern im nächsten Verbande stehen, geizen jetzt nach literarischer Ehre, und der Schriftstellerdilettantismus ist in jüngster Zeit, zum Theil gerade mit durch die Anregung, welche von Pückler ausgegangen ist, selbst in den höchsten Kreisen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse fast zur grassirenden Krankheit geworden.

Doch Dem sei wie ihm wolle, mag der Fürst Hermann von Pückler-Muskau um persönlicher Beziehungen willen oder aus andern Rücksichten die Autorschaft der zahlreichen Schriften, welche unter Semilasso's oder des Verstorbenen Namen erschienen sind, ablehnen; so viel steht fest, daß seinen neuesten Productionen beiweitem nicht einmal mehr das Aufsehen, welches die Erstlingsopfer seiner Feder erregten, zu Theil wird. Kaum daß sie um der Gegenstände willen, welche in denselben berührt werden, noch ein flüchtiges Interesse einzuflößen im Stande sind; ja es scheint sogar, als sei die frühere Bewunderung plötzlich über Nacht in Ungunst und Feindseligkeit umgeschlagen. Dies ist eine Thatsache, an der sich nicht rütteln noch kritisiren läßt. Wie wäre es sonst möglich, daß man, als kaum die ersten Mittheilungen über Ägypten aus der Feder des Verstorbenen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen waren, schon den Stab über ein Werk brach, dessen unvollendetes Manuscript noch an den Ufern des Nils auf und nieder geschleppt wurde und das, wie uns (III, 22) erzählt wird, fast der Vernichtung durch die unkundige

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr 152—154 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Hand irgend eines Arabers anheimgefallen wäre? Wie ließe es sich sonst erklären, daß man die Correspondenzberichte, welche man an dem Todtenkopfe erkannte, der an ihrer Spitze uns entgegengrinzte, durch den ebenso verletzenden als schwer zu beweisenden Vorwurf der Bestechlichkeit beseitigen zu können glaubte?

Was nun diese schwere Anschuldigung betrifft, welche so ziemlich von allen Seiten gegen vorliegendes Werk erhoben ist, so müssen wir dieselbe schon deshalb einer nähern Beleuchtung unterwerfen, weil sie eigentlich den Haupt- und Mittelpunkt bildet, um den sich alle ungünstigen und misliebigen Kritiken drehen, welche bis jetzt von diesen Reisebeobachtungen aus Ägypten sowol in deutschen als in englischen Blättern erschienen sind. Wenn man von einem so angesehenen Manne wie Semilasso behauptet, er sei von Mehemet Ali bestochen, damit er die Sache desselben auf dem weiten Gebiete der Journalistik durch geharnischte Angriffe auf ihre Gegner und durch das schwere Geschütz selbständiger Werke vertreten soll, so will man damit natürlich nicht sagen, der hochgestellte Schriftsteller habe sich wie ein Condottiere des Mittelalters dem greisen Pascha von Ägypten, der bekanntlich nicht unempfänglich ist für das Lob des ungläubigen Abendländers, für eine gewisse Summe verdungen. So graß und plump hat gewiß Niemand die Sache aufgefaßt. Man hat vielmehr, indem man geneigt war, den Verstorbenen der Bestechlichkeit zu zeihen, an den Ausspruch Lichtenberg's gedacht, der sich bekanntlich dahin äußerte: alle Sterblichen wären für irgend einen bestimmten Preis käuflich, nur mit dem Unterschiede, daß dem Einen die Kauffumme, durch die er bestochen werden könne, baar und in klingender Münze, dem Andern in Ehrenbezeigungen, in Schmeicheleien und andern Mitteln der Bestechung ausgezahlt werden müsse. Wenn also gelinde Zweifel über die Unbefangenheit des Urtheils, welches der hohe Reisende über Mehemet Ali, seinen Charakter und seine Leistungen fällt, erhoben werden, so heißt das, die ungewöhnliche Zuvorkommenheit, welche die ägyptische Regierung für den Verstorbenen an den Tag legte, und die maßlosen Ehrenbezeigungen, mit denen er recht eigentlich überschüttet wurde, hätten den europamüden Sinn Semilasso's so aufgeheitert, daß ihm plötzlich Alles im rosenfarbigsten Lichte erschienen wäre. Wie gesagt, absichtliche Entstellung, offenbare Unwahrheit und Verdrehungen, auf Bestechungen materieller Art begründet, wirft kein Mensch dem Reisenden vor, und nur einige englische Blätter könnten allenfalls so weit gegangen sein, dem Fürsten bei seinen Reisenberichten handgreiflich schlechte Motive unterzulegen. Aber es gibt eine eigenthümliche Art von Zauber, der von bedeutenden Männern ausgeht und unter dessen Einflusse, wenn er uns einmal gefesselt hält, die Dinge für uns eine ganz andere Färbung annehmen als sie für unbestochene Augen haben. Der Verstorbene findet sich so angezogen von dem vertrauten Verkehr, in dem er mit Mehemet Ali gestanden hat, die ganze Persönlichkeit dieses bedeutenden Mannes flößt ihm ein so lebhaftes Interesse ein, daß er unbewußt mehr oder weniger Ägypten und die modernen Schöpfungen dieses Landes mit dem Auge seines großmüthigen Wirthes betrachtet. Außerdem geht es uns mit einem fremden Lande leicht, wie es uns mit den Beziehungen, in denen wir zu fremden, unbekannten Personen treten, zu gehen pflegt. Der erste Moment, das erste Begegnen wirkt entscheidend, und der Eindruck, den wir im ersten Augenblicke empfangen, wird leicht zur Richtschnur und Norm für die fernern Beziehungen. Nun vereinigt sich aber gleich von vornherein Alles, um den Reisenden, der mit der Absicht anlangt, ein Bild von Ägypten und seinen Zuständen im beweglichen Handspiegel des Touristen aufzufangen, günstig zu stimmen. Die Aufmerksamkeit, mit der man ihm gleich bei seinem ersten Erscheinen begegnet, ist so schmeichelhaft und das erste Zusammentreffen mit dem „Regenten Ägyptens" so ehrenvoll, daß die ärgerlichen Regungen der Skepsis gar nicht aufkommen können. Freilich wird uns dies der Verf. nun und nimmermehr zugeben und wir müssen uns schon in unser Geschick ergeben, wenn er uns mit dem Lügenpack seiner Neider und Verkleinerer zusammenwirft; während unser Herz doch recht eigentlich von Regungen patriotischen Gefühls überströmt, da wir sehen, daß doch endlich einmal auch ein Deutscher im Oriente auf eine ehrenvolle Weise, die geeignet ist, unsern empfindlichen Nationalstolz zu heben, empfangen wird. Wir sind in letzter Zeit daran gewöhnt, unsere Landsleute sogar von den entnervten und verdummten Türken auf eine so niederträchtige Weise behandelt zu sehen, daß wir uns um unserer Nationalität willen freuen, nach den düstern Schilderungen Wagner's die heitern Beschreibungen von dem Empfange zu lesen, der überall unserm Reisenden bereitet ist. Wie tief fühlen wir uns nicht geschmeichelt von der Vertraulichkeit, mit der sich der redselige Mehemet Ali dem lauschenden Ohre unsers Reisenden hingibt! Es gewährt unserm Herzen ein süßes Behagen, die umständliche Beschreibung des orientalisch-scrupulösen Ceremoniels, welches man überall für unsern verehrten Reisenden beobachtete, einzuschlürfen. Für uns, die wir sonst gewohnt sind, uns des beschränkten, schmuzigen Unterkommens zu freuen, das wir in irgend einem entlegenen Gasthofe irgend einer morgenländischen Stadt mit Mühe bekommen, ist es ordentlich wohlthuend zu erfahren, daß, als Semilasso sich Kahira kaum genähert hat, ihm schon Gondeln entgegengeschickt werden, welche bestimmt sind, ihn in den Palast des Baki Bey zu bringen, welcher ganz zu seiner Verfügung gestellt wird. Und noch dazu ist derselbe zu unserer nicht geringen Überraschung eigends neu meublirt und nach der speciellen Verordnung des Pascha zur größten Bequemlichkeit unsers vornehmen Touristen eingerichtet (I, 159). Nicht minder schmeichelhaft und angenehm ist für uns die erste Audienz, in welcher Se. Hoheit der Vicekönig — der Verf. läßt Mehemet Ali stets seinen vollen Titel zu Theil werden, denn eine Ehre ist wol der andern werth — ihn zu empfangen geruhte.

Digitized by Google

Mehemet Ali's Aufmerksamkeit geht so weit, daß er dem wanderlustigen Abendländer eine mit orientalischen Zierathen versehene Pfeife und eine Tasse Kaffee überreichen läßt, während der Verf. sah, „daß den Generalconsuln, wenn sich deren gegenwärtig befanden, immer nur Kaffee in ordinairen Tassen und keine Pfeifen, und von den anwesenden Muselmännern im Dienste des Vicekönigs Keinem weder Kaffee noch Pfeife präsentirt wurde, selbst dem Scherif von Mekka Ibn-el-Aun nicht, den ich zweimal bei Sr. Hoheit antraf" (I, 184). Während der Reise selbst sorgt Mehemet für alle mögliche Bequemlichkeit, welche der Orient nur bieten kann, und auf der Inspectionstour, welche der deutsche Reisende in Gemeinschaft mit dem Vicekönige unternimmt, scheint es fast, als eile Mehemet nur deshalb seinem Reisegefährten zuweilen voraus, um demselben ein angenehmes Quartier zu bestellen. Einmal hatte sich unser Reisende etwas verspätet, da „erschien Artim Bey, gefolgt von Pferden und Dienern, um mich auf der Stelle zu Sr. Hoheit dem Vicekönig abzuholen, der die Gnade hatte, mir sagen zu lassen, seine Absicht sei gewesen, in wenig Stunden Siut zu verlassen, da ich aber endlich dort angelangt sei, so werde er meinetwillen noch heute und morgen hier verweilen. In der That hatte ich mich, gegen die frühern Bestimmungen, sehr verspätet, und die freundlichen Worte Sr. Hoheit erschienen mir daher um desto großmüthiger und graziöser" (I, 66). Vielleicht kommt mancher schwarzgalliger Krittler auf den teuflischen Gedanken, Mehemet Ali hätte mit den Verfügungen zur Bequemlichkeit seines Gastes immer auch den Befehl gegeben, Alles so zu ordnen, daß derselbe nie von den Schattenseiten berührt werden könnte. Mancher allzu zweifelsüchtige Leser könnte sogar an Potemkin's Verfahren denken, der bekanntlich seine hohe Gönnerin durch künstliche Decorationen und durch anbefohlene Volksfeste in Bezug auf den Zustand des Landes zu täuschen verstand. Ein so schwaezer Argwohn kommt nicht an unsere Brust. Wir sehen in den erbaulichen Mittheilungen, welche Mehemet Ali dem Verf. in behaglicher Breite macht, nichts als lautere Wahrheit; ja wir laben uns, wie gesagt, an all den Gunstbezeigungen, welche er demselben mit freigebiger Hand spendet.

Unter diesen Umständen kann uns der Verf. unmöglich zu den grämlichen Hungerleidern rechnen, an denen er, weil sie ihm seinen Ruhm und seine leckern Genüsse nicht gönnen, mit bitterm Spotte Rache nimmt. Wir freuen uns vielmehr über alles Gute, was ihm zu Theil wird, und können deshalb mit gutem Gewissen, ohne uns im mindesten getroffen zu fühlen, das Histörchen, auf das wir uns eben bezogen haben, als Probe vom guten Geschmack des berühmten Schriftstellers hier anführen (II, 289):

Es ist bekannt, wie oft schon die vaterländischen Kritiker mir meine Tafelreminiscenzen vorgeworfen haben; nun aber kam mir in Kahira sogar ein Blatt des „Courrier français" in die Hände, worin auch ein französischer Recensent, der vielleicht irgendwo in Paris im fünften Stocke Hunger leidet, seine Galle wegen desselben Gegenstandes über den deutschen Touristen ausgießt, der zu seinem Verdruß immer möglichst gut und reichlich zu essen scheint, ja sogar dessen ungescheut Erwähnung zu thun so frei ist.

Der Verstorbene hat überhaupt diese Reizbarkeit und Empfindlichkeit gegen jeden noch so unschuldigen Ausfall eines Recensenten mit allen schriftstellernden großen Herren gemein. Diese vornehmen Herren Schriftsteller nehmen alles Lob, welches ihnen gespendet wird, als schuldigen Tribut entgegen. Aber kaum hat man sich die unschuldigste Aussetzung an ihren Werken erlaubt, so kehren sie uns schmollend den Rücken und lassen uns die tiefe Verachtung, welche ihnen unsere kritische Beschränktheit einflößt, mit vollem Maße empfinden. Daher fehlt es auch in vorliegendem Werke nicht an Seitenhieben auf die bornirten Recensenten, die höchstens gut genug sind, mit geschäftigen Händen Weihrauch zu streuen. Dessenungeachtet müssen wir gestehen, daß diese Sarcasmen und Ausfälle nicht immer sehr glücklich sind, und daß es uns scheint, als verfehlten sie nicht selten ihr Ziel. So kommt es uns von unserm kurzsichtigen Standpunkte aus vor, als wäre die Vertheidigung, durch welche er die satirischen Angriffe Immermann's im „Münchhausen" zurückzuschlagen sucht (III, 218), nicht eben sehr brillant und als stände hier der fingirte Verstorbene dem wirklichen Verstorbenen gegenüber im Nachtheile.

Um unser Urtheil über die Stellung des Verf. zu Mehemet Ali hier noch einmal zusammenzufassen, wiederholen wir also, daß wie die Anschuldigung der Bestechlichkeit, welche man demselben aufgebürdet hat, für durchaus unbegründet halten, und wenn wir ja anfangs einige gelinde Bedenken gehegt haben, als könnte das Urtheil des Touristen durch die ihm erwiesenen Gunstbezeigungen einigermaßen getrübt sein, so gestehen wir in aller Ehrlichkeit, daß dieselben bei unserer Erwägung in sich zusammenbrechen. Man braucht nur die zurückgelegte literarische Laufbahn und die schriftstellerischen Leistungen des unermüdlichen Semilasso zu überblicken, um zu sehen, daß derselbe unmöglich von dem Vorwurfe, den man gegen ihn blind genug gewesen ist zu erheben, getroffen werden kann. Er selbst macht darauf aufmerksam (I, 39), daß ihm ja die Regierung Griechenlands gleichfalls einen sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Empfang bereitet habe, und dessenungeachtet habe er sich keineswegs veranlaßt gesehen, die Maßregeln derselben unbedingt zu loben oder den Zustand des Landes befriedigend zu nennen. Einen noch schlagendern Beweis von der Haltlosigkeit des Vorwurfs, daß sich der Verstorbene durch die Leutseligkeit und Aufmerksamkeit Mehemet's habe bestechen lassen, liefert sein vielbesprochenes Verhältniß zur englischen Aristokratie.

Als der Verstorbene in England erschien, sicherten ihm sein glänzender Name und seine einflußreiche Stellung, die zwar, wie er bemerkt, mit seinen literarischen Bestrebungen nichts zu thun haben, aber ohne die er schwerlich in den höhern Kreisen der englischen Gesellschaft Zutritt erhalten haben würde, von Seiten des britischen hohen Adels eine Aufnahme, wie sie nur sel

Digitized by Google

ten Fremden zu Theil werden mag. Überall, wo er in den glänzenden Salons der Hauptstadt oder in den fashionablen und gentlemenliken Landhäusern der englischen Großen erschien, begrüßte ihn auf der Schwelle die unbegrenzteste Gastlichkeit. Feste wurden seinetwegen veranstaltet und einige Zeit hindurch war er der Löwe des Tages, um so mehr, da er in allen Sports und den übrigen sogenannten „nobeln Passionen" Meister und Abbild der Vollkommenheit war. Was den Engländern besonders imponirte, war außer dem glänzenden Namen und dem Prunke, den er zu verbreiten verstand, der Anstrich von Bizarrerie, mit dem er einigermaßen coquettirte. Aber so vielfach verpflichtet sich der Verstorbene auch seinen britischen Standesgenossen in mehr als einer Beziehung um der prachtvollen Aufnahme willen fühlte, durch die man ihn geehrt hatte, sowie wegen der Huldigungen und des Vertrauens, das ihm von allen Seiten gespendet war, so hielt ihn dies Alles doch nicht ab, in der Folge unumwunden und rücksichtslos seine Meinung über die englischen Verhältnisse dem großen Publicum mitzutheilen. Ja, er zeigte bei dieser Gelegenheit eine so preiswürdige Offenheit, daß er keinen Anstand nahm, seinem Witze auf Rechnung derjenigen Familien, die ihn zuvorkommend aufgenommen hatten, die Zügel schießen zu lassen, und die Geheimnisse, die er in dem engern Kreise der vornehmen Gesellschaft erlauscht hatte, auszuplaudern. Wir begreifen nicht, wie man diese liebenswürdige Indiscretion hat tadelnswerth finden können. Wir sehen darin vielmehr das unverholenste Streben nach Erlangung der objectiven Wahrheit, das ihn die Schranken der Rücksichten, welche ein Anderer nehmen zu müssen geglaubt hätte, durchbrechen und überspringen läßt. Statt sich durch die Auszeichnungen, mit denen man ihm den Aufenthalt in England so angenehm als möglich zu machen suchte, zur stillschweigenden Schonung veranlaßt zu fühlen, sah er sich dadurch im Gegentheil aufgefodert, der englischen Aristokratie, insofern dieselbe in Bezug auf die Krebsschäden der gesellschaftlichen Verhältnisse im Irrthum befangen war, die volle Wahrheit (la vérité, toute la vérité et rien que la vérité) zu sagen. Diese Offenheit und Aufrichtigkeit seines Charakters, welche ihm in unsern Augen zur Ehre gereicht, während sie ihm in englischen Blättern den Vorwurf des schwärzesten Undanks zuzog, kann uns allerdings als eine Art von Bürgschaft dafür dienen, daß er sich, selbst dann, wenn sein Herz empfänglich sein sollte für die Schmeichelei des ägyptischen Vicekönigs und seiner Creaturen, nicht gescheut haben würde, selbst seine misfälligen Bemerkungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Wir können deshalb, wenn wir in dem Gemälde, welches er von Ägypten entwirft, fast gar keinen Schatten entdecken, ruhig der Überzeugung uns hingeben, daß Alles in einem so glanzvollen, tadellosen Zustande sich befindet wie uns hier geschildert wird, oder — daß dem Reisenden die dortigen Verhältnisse wenigstens in einem so vortheilhaften Lichte erschienen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Illustrationen.

Unter der großen Menge illustrirter Werke, welche in der letzten Zeit ans Licht getreten sind, zeichnet sich das Sammelwerk „Le Diable à Paris" durch sprudelnden Witz und durch die lebensfrische Beobachtungsgabe, welche sich im Text wie in den Illustrationen kund thut, vortheilhaft aus. Auch hier wieder hat das bunte, wechselvolle Leben der französischen Hauptstadt Stoff zu interessanten Darstellungen für die Federn gewandter Feuilletonisten geliefert. Der Pinsel Gavarni's, dem die Aufgabe wurde, dieses Werk durch bildliche Darstellungen zu beleben, ist nicht zurückgeblieben. Seine Vignetten zeigen, daß der Quell seiner Laune unversiegbar ist. Mit Gavarni, dem Rafael der Loretten, hält Grandville immer gleichen Schritt. Die Productivität beider Künstler, die in dem heitern Elemente des Tages leben, ist unglaublich. Besonders weiß der Zeichner der unvergleichlichen „Animaux peints par eux-mêmes" seinem Witze immer neue Aussichten zu eröffnen. Wie es scheint, versucht Grandville sich wieder der Politik, einem Gebiete, das seit den Septembergesetzen der leichtfertigen Caricatur so gut wie ganz verschlossen ist, mehr zu nähern. Wenigstens läuft in seiner jüngsten Gabe: „Cent proverbes, par Grandville et par trois têtes dans un bonnet", mehr als eine politische Anspielung mit unter. So wird der Spruch „Qui trop embrasse mal étreint" dargestellt in einem Engländer, welcher die Erdkugel fortträgt, aber auf der einen Seite Neuseeland, auf der andern Gibraltar und China fallen läßt.

Ein Werk aus der Feder des Herzogs von Orléans.

Bald nach dem Tode des Herzogs von Orléans, der den Wissenschaften und Künsten ein freigebiger Beschützer war, hieß es, daß sich unter seinen nachgelassenen Papieren ein Tagebuch über seinen Feldzug in Afrika befinde, welches dem Drucke übergeben werden solle. Es verhielt sich in der That so; nur wurde vor der Veröffentlichung dieses Werkes das vollständig ausgearbeitete Manuscript dem ausgezeichneten Schriftsteller Rodier zur Durchsicht und stilistischen Feile übergeben, damit derselbe die kleinen Flecken und Makel tilge, welche den Productionen Derer, die nicht Schriftsteller von Profession sind, nur zu leicht anhaften. Erst nachdem nun auch Rodier durch den Tod abgerufen ist, erscheint das erwartete Werk unter dem Titel: „Journal de l'expédition des portes de fer, rédigé par *Charles Nodier*." Der schön ausgestattete Band, dessen Druck von der königl. Druckerei besorgt ist, enthält eine gutgeschriebene Darstellung jener vielbesprochenen Expedition. Neue Angaben enthält dieser Bericht weniger, als eine genügende Zusammenstellung der einzelnen Notizen, welche in verschiedenen Werken zerstreut waren. Vierzig Kupfer dienen theils zur Zierde theils zur Veranschaulichung des Berichts. 17.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arnd (Ed.),

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. 7 Thlr.

Der dritte Band, welcher dieses Werk schließen wird, ist unter der Presse.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 207. — 26. Juli 1845.

Die Touristen im Orient.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Wenn es also feststeht, daß der Vorwurf der Parteilichkeit, den man gegen die Darstellung des Verstorbenen erhoben hat, jeder Begründung ermangelt, so hätte dessenungeachtet der geehrte Verf., der an manchen Stellen seines Werkes so löbliche Grundsätze von Menschlichkeit und Nachsicht bethätigt, auch hier Gnade für Recht ergehen und nicht gleich von „anonymen und nicht anonymen kritischen Wegelagerern" reden sollen, welche er der trockenen ausgebrannten Wüste vergleicht (II, 2). Vielleicht sind ja die Armen nur dadurch zu ihrer irrthümlichen Ansicht gelangt, daß sie gesehen haben, wie der Verf. immer und immer wieder auf Mehemet Ali zurückkommt. Aber für unsern Reisenden haben nun einmal die Überreste eines räthselvollen Alterthums nicht das Interesse als die wandelbaren Gestaltungen der modernen Politik in Ägypten, und wer will es ihm deshalb verargen, wenn es ihm ganz vorzugsweise am Herzen liegt, den Charakter und die Handlungsweise des Vicekönigs von Ägypten in ihrem ganzen Glanze zu zeigen? Er deutet es ja eigentlich auch schon im Titel an, daß Mehemet das Grundthema des ganzen Werkes bilden soll, und es fehlt außerdem nicht an Stellen, wo er sich in dieser Beziehung ganz unverholen ausläßt. So heißt es (I, 173):

Wenn ich also sagte, daß ich mich gewissermaßen verpflichtet fühle, Mehemet Ali als ein Hauptthema meines Werkes zu betrachten, so liegt doch der Grund davon keineswegs in irgend einer Parteiabsicht, sondern nur darin, daß mich während eines Aufenthalts von beinahe zwei Jahren in den Ländern, welche damals Mehemet Ali regierte und die ich von den Grenzen des Sennaar bis Adana in einer ununterbrochenen Ausdehnung von mehr als 25 Breitegraden durchstrichen, die Umstände auf eine Art unterstützt haben und die Gelegenheit, Mehemet Ali genauer kennen zu lernen, sich mir so oft und in so günstigen Verhältnissen dargeboten hat, als dies selten einem reisenden Privatmanne zu Theil werden kann.

Vielleicht nimmt der beschränktere Leser Anstoß an manchen allzu lebhaften Äußerungen der Bewunderung, welche durch den ruhigen Ton des ganzen Werkes hervorbrechen. So z. B. wenn der Verf. Mehemet Ali vom Gipfel der höchsten Pyramide zu Dschiseh herab grüßt als „den Großen, den Wiederhersteller der Civilisation Ägyptens, den Schöpfer einer neuen Zukunft für Millionen und den aufgeklärtesten Sohn des Orients" (II, 3). Aber diese und ähnliche Proben werden für Keinen, der nur einigermaßen bekannt ist mit den hyperbolisch-bombastischen Redewendungen des Orients, etwas Wunderbares haben. Überall bestrebt sich der Verf., diesen bedeutenden Mann, in dem er den Begründer eines neuen Lebens für Ägypten sieht, von seinem eigenen Standpunkte aus zu beurtheilen. Wenn auch Mancher vielleicht meinen könnte, Mehemet Ali, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, sein Reich der Vorzüge der europäischen Bildung allmälig theilhaftig zu machen, müsse es sich auch schon gefallen lassen, wenn man zum Theil an seine Schöpfung den Maßstab europäischer Kritik legte, so stimmen wir doch im Allgemeinen dem Verf. bei, wenn er sagt, nichts sei thörichter als die Foderungen, welche man an Mehemet stelle, und wenn er diese Art von Beurtheilung „stupid" nennt. Ist es nicht eben die trefflichste Eigenschaft von uns Deutschen, daß wir mit kosmopolitischer Chamäleonsnatur bei der Schätzung fremder Verhältnisse unsern nationalen Standpunkt aufzugeben und uns mit lobenswerther Objectivität in die fremden Zustände hinein zu versetzen im Stande sind? Wie wäre es sonst möglich, daß unsere auswanderungslustigen Landsleute ebenso sehr unter der Regierung der russischen Knute wie im fernen Amerika den Ruhm „gesitteter, friedlicher Unterthanen" sich erwerben könnten! Wie gesagt, man muß nur immer die Dinge in ihrer „Gegenständlichkeit" und wie sie sind auffassen, dann werden sich schon alle Dissonanzen auflösen und Alles wird uns im schönsten Lichte erscheinen.

In der That aber muß der greise Mehemet ein gar lieber Herr sein. Wie sanft, wie harmlos und liebenswürdig erscheint er nicht in dem Bilde, welches der Verf. von ihm mit geschickter Hand entwirft. Freilich mag dies Manchem der Leser sonderbar und befremdlich erscheinen; denn, wie es (II, 85) heißt, „Viele betrachten ihn noch immer im Lichte eines Knechts Ruprecht"; aber man höre nur, was der Verstorbene in dieser Beziehung ausdrücklich sagt (I, 175, 176):

Meine Überraschung (als er den Vicekönig sah) war groß — denn nach der in Alexandrien befindlichen Büste, und einigen Por-

Digitized by Google

traits, die man für ähnlich ausgab, hatte ich mir einen streng, ja hart aussehenden Mann im prunkvollen orientalischen Schmuck gedacht, mit Zügen, die, wie ich an der Büste bemerkt, auffallend an Cromwell's Bilder erinnerten. Statt dessen stand in einen schlichten braunen Pelz gekleidet, mit dessen weißem Besatz der ehrwürdige Bart von gleicher Farbe seltsam zusammenfloß, den einfachen rothen Tarbusch ohne Shawl und Edelsteine auf dem Haupte, keine Ringe an den Fingern, noch, wie im Orient gewöhnlich, einen kostbaren Rosenkranz in der Hand haltend — die übrigens so schön geformt ist, daß eine Dame sie beneiden könnte —, ein kleiner freundlicher Greis vor mir, dessen kräftige, wohlproportionirte Gestalt nur durch eine fast coquet zu nennende Frische und Reinlichkeit geschmückt war; dessen Gesichtszüge aber ebenso viel ruhige Würde als wohlwollende Gutmüthigkeit aussprachen, und der, obgleich seine funkelnden Adleraugen mich durch und durch zu schauen schienen, doch durch die Grazie seines Lächelns wie die Leutseligkeit seines Benehmens mir unwillkürliche Zuneigung und nicht die mindeste Scheu einflößte.

Um ein noch abgerundeteres Bild der ganzen Persönlichkeit zu gewinnen, tragen wir noch folgende Schilderung (II, 84) hier nach:

Es ist kaum möglich, einen liebenswürdigern Greis in so erhabener Stellung zu sehen als Mehemet Ali, so pünktlich (bekanntlich die Höflichkeit der Fürsten), so heiter und stets gleichen Humors, so ganz ohne Prätensionen irgend einer Art, so einfach und natürlich, ja ich möchte wirklich sagen so kindlich unbefangen.

Wahrlich man traut, wenn man dies liest, seinen Augen kaum. Wie gänzlich verschieden ist dieses Portrait nicht von dem Bilde, welches wir uns nach den Andeutungen anderer Reisenden zusammengesetzt haben! Wir haben gemeint, der alte Vicekönig von Ägypten sei hart und schroff und vor seinem Willen müsse sich Alles beugen, und nun erfahren wir zu unserer nicht geringen Verwunderung, daß er eigentlich ein „kindlich unbefangenes" Gemüth ist. Wie thöricht war es, als wir uns dem Glauben hingaben, bei seinem Erscheinen zitterten Alle, die ihm begegneten; denn hier wird uns ja ausdrücklich erzählt — und zwar aus guter Quelle — Mehemet sei „von seiner ganzen Umgebung fast angebetet". Wahrlich nur der Orient kann uns so sonderbare Überraschungen bergen! Und doch kann hier nicht der gelindeste Zweifel obwalten; denn der Verstorbene sagt ausdrücklich, die ganze Persönlichkeit Mehemet Ali's sei so abgerundet und vollendet, „daß selbst kleine Angewöhnungen, die bei andern Menschen in der Regel ein Ridicule sind, bei ihm nicht störend erscheinen" (II, 122).

Diese Feinheit der Sitten und dieses „graziöse" Wesen, von dem der Verf. nicht Rühmens genug zu machen weiß, erscheint aber noch beiweitem wunderbarer und muß dem Vicekönig noch viel höher angerechnet werden, wenn man bedenkt, wie vernachlässigt seine Erziehung gewesen sein muß (II, 59). Erst in seinem fünfunddreißigsten Jahre lernte er aus eigenem Antriebe lesen und schreiben (II, 129); und daß Mehemet bei dem sonderbaren Entwickelungsgange seines Lebens nichts dafür thun konnte, einen soliden Grund für eine eigentliche Bildung zu legen, versteht sich von selbst. Unter diesen Umständen wird Keiner den Pedantismus so weit treiben, ihm die Lücken seiner mangelhaften und unverdauten historischen Bildung zum Nachtheil anzurechnen. Der Verf. hätte sich recht wohl der Mühe überheben können, noch einzelne Belege dafür anzuführen, wenn er es nicht thäte „um nicht für einen blos parteiischen Lobredner zu gelten" (II, 129). Wer könnte es ihm dabei aber auch nur verargen, wenn er bei den ästhetischen Erörterungen, in die sich der Verstorbene mit ihm einläßt, sich die Andeutung erlaubt, daß für ihn mehr das praktische Interesse Reiz habe, und wenn er bei künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen immer vorzugsweise nach dem Nutzen fragt (II, 125). Wie mancher Abendländer, welcher auf seine Bildung pocht, könnte hier dem ungebildeten Ägypter die Hand reichen! Desto ruhmvoller ist es, daß er, so gering auch in seinen Augen der Werth der Wissenschaften ist, den Fortschritten derselben auf mehr als eine Weise Vorschub leistet. So erzählt der Verf. mit sichtlichem Vergnügen, wie es Mehemet Ali ist, „der nur an seine Bereicherung denkende Baebar", der die sicherste Aufklärung über den Lauf des geheimnißvollen Bahr-el-Abiad zu Frommen der europäischen Wissenschaft geliefert hat (III, 235). „Spielend gelingt seiner Energie, was bisher allen Nationen der Erde unausführbar blieb, und der ungelehrte Türke verdiente sich von der Wissenschaft einen unsterblichen Kranz!" Wir können hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch der Verstorbene, der, ohne selbst Anspruch auf den Namen eines Gelehrten zu machen, doch wissenschaftliche Bestrebungen zu würdigen weiß, öfter seinen Einfluß hätte anwenden mögen, um Mehemet zur Erhaltung interessanter Denkmäler zu bewegen. Auf diese Art hätte sich der Verf. bedeutende Verdienste um die Alterthumswissenschaft, auf die Mehemet kein allzu großes Gewicht zu legen scheint, erwerben können. Einige Male that es unser Reisender in der That. So z. B. in Bezug auf die Maßregeln, zu denen er den Vicekönig veranlassen wollte, um den wohlerhaltenen Tempel zu Denderah, welcher durch Schutt und Unrath versteckt ist, zugänglich zu machen. Sein großmüthiger Wirth gab endlich den Bitten nach, „um einen Beweis seiner europäischen Bildung zu geben", wie er sich ausdrückte, und erließ die nöthigen Befehle, um der Auffoderung seines Gastes Folge zu leisten. Leider aber kommt der hinkende Bote nach, wenn es in einer nachträglichen Anmerkung (II, 141) heißt:

Als ich aber nach sechs Monaten zurückkam, fand ich mit Demüthigung und Verdruß, daß auch nicht ein Spaten an die Räumung des Tempels gelegt worden war, ein Beweis, daß der in meiner Gegenwart ertheilte Befehl an den Mudir nur eine Komödie gewesen, und Mehemet Ali nie ernstlich daran gedacht hatte, ein in seinen Augen so abgeschmacktes und unnützes Werk zu unternehmen, dessen eifrige Betreibung er bei mir wol nur für eine europäische fire Idee ansah, und mit der duldenden Nachgiebigkeit behandeln zu müssen glaubte, welche die Türken jeder Art von Tollheit angedeihen lassen.

Der interessanteste Theil der Mittheilungen, welche der Verf. in Beziehung auf den Vicekönig macht, sind die eigenen Aussprüche desselben. Er gibt dieselben, wie er versichert, mit möglichster Treue. Es spricht sich in diesen Äußerungen ein eigenthümlicher Geist, Gedanken-

Digitized by Google

reichthum und eine unverkennbare Schlauheit aus. Freilich wird der Verf. dies Letztere nicht eingestehen. Dem unbefangenen Dritten erscheint es aber offenbar, daß Mehemet Ali es sich angelegen sein läßt, seinem Zuhörer eine günstige Meinung einzuflößen. Man kann sich unmöglich des Gedankens erwehren, daß er die Thatsachen ein wenig, wie man zu sagen pflegt, zu arrangiren sucht. Offenbar wußte Mehemet, daß sein schreiblustiger Gast die vertraulichen Mittheilungen der abendländischen Welt ausplaudern würde, und deshalb benutzte er diesen brauchbaren Kanal, um sich mit Europa in Verbindung zu setzen. Wenn man dies berücksichtigt, so erklärt sich auch die Bemerkung Artim Bey's, daß er Mehemet Ali niemals so „communicativ" gesehen habe (II, 137). Übrigens meint Semilasso, sein hoher Wirth habe diese Lust am Gespräch mit Napoleon gemein (II, 112), der bekanntlich durch seine außerordentliche Beredtsamkeit das Herz seiner Zuhörer zu umstricken und zu gewinnen verstand.

Mit besonderm Interesse haben wir Das gelesen, was Mehemet über die sonderbaren Fügungen seines abenteuerlichen Lebens sagt. Wir wollen nur Folgendes ausheben (II, 105):

Mein ganzes Leben war ein beständiger Kampf. Als ich noch im Vaterhause in Macedonien war, drückten die Vornehmen und Mächtigen die ganze Provinz mit empörender Willkür. Aufstand nach Aufstand erfolgte, und auch unser Dorf, mit den andern vereinigt, versuchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wer aber befehligt die Insurgenten in diesem Streit? Der junge Mehemet Ali. Und schlecht genug erging es ihm. Ich erlitt so viele kleine Niederlagen, daß einmal der glücklichste meiner Gegner mir während des Gefechtes zurief: „Bist du noch nicht müde, geschlagen zu werden, da ich schon müde bin, dich zu besiegen?"

An einer andern Stelle erzählt er dann, durch welche hartnäckige Übungen er sich allmälig aus seinem weichlichen Leben, dem er in erster Jugend verfallen war, zu einer Energie und Ausdauer, wie sie uns in obiger Scene entgegentritt, herausarbeiten konnte (II, 134).

(Die Fortsetzung folgt.)

In Dalekarlien. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. 12. 20 Ngr.

Der Pfarrhof zu Mora in Dalekarlien, dieser durch die Großartigkeit seiner Natur in Bergen und Thälern wie durch die ererbte Sitteneinfalt und vielbewährte Tapferkeit seiner Bewohner ausgezeichneten Provinz Schwedens, an Norwegens Grenze, ist der mehrmals erweiterte Schauplatz dieser sinnigen Dichtung.

Dort lebt und liebt und wirkt im kräftigen Mannesalter der ehrwürdige Propst Gustav Nordenwall mit seiner trefflichen Gattin Ingeborg. Beider Liebe ist nach zehnjähriger Dauer ihrer Ehe noch jugendfrisch, nur tiefer, inniger, heiliger geworden. Er schreibt ihr aus Stockholm, wo er lange beim Reichstage weilt, voll Sehnsucht und Hingebung, und sie harrt des Heimkehrenden wie die zärtlichste Braut. Das Wiedersehen nach schmerzlicher Trennung erscheint als eine erneute feelenvolle Bundesfeier.

Der Propst ist ein vielseitig gebildeter, erfahrener, durchaus redlicher Mann, von großem Einfluß auf seine Umgebungen, aber reizbarer Gemüthsart. Ingeborg waltet im Hause als ein guter Geist, Alles heiter ordnend, Alles mit Liebe beherrschend, im ganzen Kirchspiel und darüber hinaus hoch geehrt und geliebt. Mit einem unerschöpflichen Schatz von Wohlwollen verbreitet sie um sich her Freude und Frieden; nur selten und nur flüchtig überschattet ein Hauch der Schwermuth ihre unumwölkte Stirn. Niemand ahnt, daß ein Geheimniß schmerzlicher Erinnerung in ihr ruht, und um so schwerer auf ihrer Seele lastet, da sie dasselbe, aus überwältigenden Rücksichten, selbst dem geliebten Gemahl, vor dem sonst ihr innerstes Wesen ohne Rückhalt sich enthüllt, verborgen hat.

Im freundlichen Familienkreise begegnen uns Olof, des Propstes dreiundzwanzigjähriger Sohn erster Ehe, ein wackerer Jüngling, eben von weiten Reisen heimgekehrt, der Naturwissenschaft mit ganzer Seele obliegend, der edeln Stiefmutter mit vertrauensvoller kindlicher Liebe zugethan. Brigitta, eine Verwandte des Hauses, seit sieben Jahren dem Adjunct Godelius, einem grundgelehrten, etwas hypochondrischen, aber gutmüthigen Manne verlobt, den sie mit unerschütterlicher Heiterkeit und munterer Laune zu leiten versteht, ist mit ihrem Bruder Lasse, einem fröhlichen, eben nicht sehr gehaltvollen Lieutenant, gastfreundlich aufgenommen. Bedeutender ist Walborg, die verwaiste Tochter einer Schwester des Propstes, aus einer unglücklichen Ehe entsprossen, unter widerwärtigen Verhältnissen aufgewachsen, in sich tief verschlossen, überall ernst und kalt erscheinend, aber einer hohen Liebe fähig, die sich, in tiefer Brust verborgen, dem trefflichen Olof zugewendet hat. Dieser aber scheint sich mehr zu Siri zu neigen, einem wunderlichen, wildphantastischen Kinde, das angeblich die Tochter der Schwester Ingeborg's, unter deren Leitung gebändigt und allmälig in eine geregelte Lebensordnung gebracht werden soll, aber noch immer es vorzieht, zu Fuß oder zu Pferde in der Gegend umherzustreifen und die schauerlichsten Orte aufzusuchen, mit den Geistern der Berge, des Sees, des Flusses sich befreundend. Ihr Herz wendet sich zu Olof, aber nicht, wie es ihrer Natur zu entsprechen schien, mit leidenschaftlicher Kraft, vielmehr mit stillem Vertrauen und herzlichem Wohlwollen. Einst, als Olof sie lange vergebens gesucht, am späten Abend, findet er und mit ihm die wachsame Walborg, das seltsame Mädchen, auf dem Kirchhofe in den Armen eines fremden, unbekannten Mannes. Die ganze Familie ist von diesem überraschenden Ereigniß tief erschüttert; aber Niemand gelingt es, ihr das Geständniß, wer der Fremde und wie sie mit ihm bekannt geworden, abzunöthigen; vergebens wendet der Hausvater alle Macht seiner Beredtsamkeit in Ermahnungen, Bitten, Drohungen an; sie betheuert ihre Unschuld, beharrt aber dabei, sie könne und wolle keine Erklärung geben, ein heiliger Eid binde sie. Es ergibt sich später, daß der Fremde ihr Vater war, welcher, wegen eines Verbrechens zum Tode verurtheilt, vom Richtplatz entflohen, Jahre lang im Auslande ein unstätter Pilger, jetzt von der Sehnsucht nach Weib und Kind getrieben, heimlich in die Heimat zurückgekehrt, mit seiner Tochter, da er sie aus Todesgefahr im Siljasee rettete, zusammengetroffen, und von ihr, wie sie von ihm, erkannt worden war. Dieser Fremde greift bedeutend in den Gang der Ereignisse ein; wir wollen aber hier den Schleier nicht lüften, welcher bis zum Eintritt der erschütternden Katastrophe am Ende der Geschichte ihn umhüllt.

Der Kreis der handelnden Hauptpersonen ist sonach nicht sehr weit, und so umfaßt auch der Roman selbst nur einen sehr kurzen Zeitraum. Die Verf. führt uns zunächst in eine schwedische Walpurgisnachtfeier auf den Oestnorsberg, nahe bei Mora. Wir wissen schon von sonst her, daß sie für solche gesellige Naturfeste viel Empfänglichkeit und ein schönes Darstellungstalent hat, wobei sie es denn mit hausmütterlicher Sorgfalt an Speise und Trank niemals fehlen läßt. Der erste Maitag, die Heimkehr des Hausvaters, das sinnige Familienleben, dazwischen Siri's Extravaganzen, Olof's Versuche, sie in einen geregelten Gang zu bringen, ihre erste Kirchen

Digitized by Google

andacht und allmälige Theilnahme am Religionsunterrichte des Propstes, der mit väterlicher, seiner Reizbarkeit fast schwerer Geduld sie leitet, dann wieder ihre Tollheiten, auch gutmüthige und liebliche, das sind Scenen, deren Darstellung so wenig das innige Gemüth wie die gewandte Hand vermissen läßt.

Im zweiten Theile begleiten wir gern die uns nun schon befreundete Familie auf einer Lustwanderung zunächst nach Elfdahlen, zum Fräulein Lotte, einer wackern, nicht mehr jungen Jungfrau, die durch entschiedenen Willen, Energie und Ausdauer sich selbst eine unabhängige und behagliche Existenz geschaffen hat; dann weiter hinaus nach „Aasborg, wo der Weg ein Ende nimmt", zu den Porphyrbrüchen; wir ergötzen uns mit ihnen an den pittoresken Gegenden, an den mannichfachen Wolkengestalten, an Siri's Jugendmuth, an des Propstes Mittheilungen aus der Landesgeschichte. Am Ende der Reise dringen sich bange Ahnungen auf; die Sonne verdunkelt sich bei dem Familiengericht über Siri; diese erkrankt, Walborg wird ihre zärtliche Pflegerin und das vorher verschlossene eifersüchtige Mädchen schließt sich nun innig an die mildergestimmte Kranke an und gesteht ihr auch ihre verschwiegene Liebe zu Olof. Brigitta scheidet mit ihrem Bruder und dem Adjunct aus dem Kreise, der sich wieder zu erheitern beginnt. Wir blicken in die Lebensgeschichte und in Blätter aus dem Tagebuche jenes unheildrohenden Fremden, des abenteuerlichen Vaters Siri's, voll Tag- und Nachtgedanken, und folgen im Spätherbste nicht ohne einiges Bangen der Familie, auf einem Ausflug nach Fahlun, zum großen Kupferberg. Dort scheint Anfangs sich Alles heiter zu gestalten; auch Scherz und Tanz fehlen nicht; die Wunder des Kupferbergs, in dessen Schachte und Gruben die Gesellschaft hinabsteigt, erwecken eine feierlichere Stimmung. Aber unten in der Tiefe wird Ingeborg durch eine nur von ihr wahrgenommene Erscheinung erschreckt; ohnmächtig hinaufgetragen an das Tageslicht, in die Gerichtsstube des Bergwerks gebettet, stirbt sie in der Nacht, nachdem sie dem theuern Gemahl das tiefverborgene Geheimniß ihres Lebens enthüllt und Vergebung für ihr langes Schweigen empfangen hat. Von dem plötzlichen, unermeßlichen Verlust in tiefster Seele erschüttert, in stummem Schmerz am Sterbebette des geliebten Weibes sitzend, empfängt er einige Zeilen Siri's, die ihn bittet und beschwört, sogleich zu einem Sterbenden mit dem Trost der Religion zu kommen. Er folgt dem Boten, steigt mit ihm hinab in die Tiefe des Kupferbergs, wo er den Sterbenden findet und einen Jugendfreund in ihm erkennt. Es ist Siri's unglücklicher Vater, dem das heldenmüthige Mädchen, da er hinabstieg, unbemerkt nachgefolgt und, da er vor ihren Augen in eine der unterirdischen Gruben stürzte, zu Hülfe geeilt ist. Eine schauerliche Nachtscene! — Nordenwall, selbst trostbedürftig, hat kräftigen Trost für den Sterbenden, der in Frieden scheidet.

So endet die Erzählung. Ein kurzes Nachwort läßt uns noch einen „Blick in die spätere Zeit" thun. Siri pflegte mit der treuesten Liebe, mit der kindlichsten Zärtlichkeit den alternden Propst in Mora. Als sie ihn endlich neben der Gattin ins Grab gelegt, folgte sie der Einladung zu Olof und Walborg, die, in glücklicher Ehe verbunden, ihr schon früher das Versprechen abgenommen hatten, in ihrem friedlichen Hause Wohnung zu nehmen. Heiter und leicht geht sie durchs Leben, den Kindern der ihr innig befreundeten Altern eine treue Führerin, den Kranken der Eisenwerke und Gruben eine unermüdliche Pflegerin, den Armen eine liebreiche Wohlthäterin.

Um den Eindruck des tragischen Moments in der Dichtung nicht zu schwächen, haben wir das Dunkel, welches über Siri's Vater und sein Verhältniß zur Familie des Propstes sowie über Ingeborg's Geheimniß und ihren plötzlichen Tod schwebt, nicht lösen wollen; der Eindruck des Ganzen wird bei den Lesern um so ergreifender sein. Wir hätten gewünscht, daß auch die Verf. nicht durch das sehr kurze aber auch sehr prosaische Vorwort die Illusion gestört hätte, in welcher die Dichtung vom Anfang bis ans Ende die Leser erhalten sollte. Sie sagt, sie habe in vorstehender Erzählung (das Vorwort ist also eigentlich ein Nachwort) sich verschiedene geringere Verstöße gegen Zeit und Raum zu Schulden kommen lassen, sie habe dieselben aber — und das sei das Einzige, was sie zu ihrer Entschuldigung anzuführen habe — mit Wissen und Willen begangen. Damit ist unbefangenen Lesern um so weniger gedient, da jene Verstöße nicht einmal sehr beträchtlich und in die Augen fallend sind; die Kritik aber läßt sich auf solche Weise am wenigsten entwaffnen.

Aus vorstehendem Bericht erhellt schon, daß Frederike Bremer diesmal, obwol immer in ihrem wohlbekannten Gesichts- und Dichtungskreise sich bewegend, doch keineswegs nur sich selbst wiederholend, etwas wirklich Neues gestaltet und nicht ohne Glück und Gewandtheit mit ihrer idyllischen Auffassungsweise eine tragische Richtung verwebt hat. Diese Erzählung erhält fast mehr als irgend eine ihrer frühern bis ans Ende in ununterbrochener Spannung; sie fließt wie ein Bach dahin, der wol seine seichten Stellen hat, aber auch über diese rüstig hineilt, und wie er das frische Grün und die Blumen am Ufer tränkt, auch durch hemmende Felsen murmelnd sich durchwindet. Ist seine bescheidene Tiefe nirgend unergründlich, noch eine starke Schwimmkunst in Anspruch nehmend, so ist er doch anmuthig in seinem Lauf und mit seiner Kühle nicht arm an freundlichen Gaben.

Eines Empfehlungsbriefes bedarf diese neue Spende der Dichterin gewiß nicht bei Denen, welche mit ihr und ihrer Weise sich längst befreundet haben; wer andere Ansprüche an sie macht als die, zu welchen sie selbst berechtigt und welche ihrer Eigenthümlichkeit entsprechen, dem wird freilich auch der Aufschwung, den sie diesmal versuchte, keine Befriedigung gewähren; aber es fehlt unter uns nicht an Solchen, welche dankbar empfangen, was so freundlich und freigebig dargeboten wird, und deren sind Viele.

Die Übersezung, die Ref. freilich nicht mit der Urschrift vergleichen konnte, scheint die Eigenthümlichkeit der Verf. nach Inhalt und Form treu wiederzugeben.

F. A. Koethe.

Notiz.

Ein merkwürdiger Proceß.

Vor den französischen Gerichten ist vor einigen Wochen ein Fall vorgekommen, der nicht allein durch die großen Namen, die darin eine Rolle spielten, merkwürdig ist. Im J. 1809 hatte ein öffentlicher Versteigerer Namens Genet ein Gemälde von Greuze, die heilige ägyptische Maria darstellend, bei der Marquise de Vilette, der Nichte Voltaire's, hinterlegt und darüber von ihr einen Empfangschein erhalten. Im J. 1813 verließ Hr. Genet Paris völlig; im J. 1814 gestattete die Marquise, ohne daß sie des Letztern Einwilligung dazu eingeholt hätte, dem Hrn. Lami, welchem früher das Gemälde gehört hatte, dasselbe im Museum auszustellen, wie er dies zu thun gepflegt, als es noch sein Eigenthum war. Seit jener Zeit hörte und sah man nichts weiter von diesem Kunstwerke, bis zum J. 1832, wo es plötzlich unter den Werthschaften zum Vorschein kam, die für die Gläubiger des Hrn. Lami gerichtlich versteigert wurden. Jetzt trat aber die Testamentserbin Hrn. Genets, Madame Poquet, mit ihren Ansprüchen auf besagtes Gemälde hervor und verlangte von der Marquise de Vilette die Zurückgabe desselben oder eine Summe von 7000 Francs als Entschädigung. Die Gegenpartei lehnte dies ab auf Grund der langen Zeit, welche seit Hinterlegung des Objects verstrichen, und des Todes etlicher Zeugen, welche die Vertheidigung der Marquise hätten unterstützen können. Aber der Gerichtshof entschied für die klagende Partei und verordnete die Herausgabe des Gemäldes an die Erbin binnen Monatsfrist oder in Ermangelung dessen das Zahlen der verlangten Summe. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 208. — 27. Juli 1845.

Die Touristen im Orient.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Ein anderes Lieblingsthema, auf das Mehemet Ali in seinen Unterredungen bei jeder Gelegenheit wieder zurückkommt, ist das Unterrichtswesen, die Erziehung der Jugend (I, 205). Der Verf. meint, wer ihn hierüber gehört und dann mit eigenen Augen die wohlthätigen Folgen seiner Bestrebungen gesehen habe, müsse blind sein, wenn er nicht erkenne, wie Mehemet sein Volk unaufhaltsam einer, wenn auch langsam vorrückenden, doch sichern Regeneration entgegenführe. In Bezug auf die innere Administration des Landes selbst behauptet Mehemet, Niemand habe unter dem Schutze seiner Regierung etwas für sein Eigenthum zu fürchten (II, 86). Wir sehen schon das Nasenrümpfen und das sarkastische Lächeln, mit dem diese unverfängliche Äußerung von Vielen aufgenommen werden wird. Die vielen ungünstigen Schilderungen, welche man sich auf des Vicekönigs Rechnung erlaubt hat, lassen ihn nun einmal in einem Lichte erscheinen, das zu ungünstig ist, als daß wir ohne Weiteres seinem Worte Glauben beizumessen geneigt wären. Es schweben uns eine Menge einzelner Züge vor, welche geeignet sein könnten, Dem, was er zu seinem eigenen Lobe anführt, zu widersprechen. Aber alles Das weisen wir von uns ab — denn „Brutus sagt's, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!" Ebenso unbedingten Glauben schenken wir seinem Wort, wenn er sagt, daß er wissentlich kein Unrecht in Privatverhältnissen mehr dulde (II, 89). Wahrscheinlich werden die Gegner Mehemet's hier auf die jammervolle Lage der Fellahs hinweisen, denn dies ist der Punkt, auf den man bei Erörterung der ägyptischen Zustände immer wieder zurückkommt. Der Vicekönig scheint auf diesen Einwand schon gefaßt gewesen zu sein, indem er absichtlich das Gespräch auf ein englisches Werk lenkte, in dem die Lage der Fellahs auf eine höchst ungünstige und für Mehemet verletzende Weise geschildert wird. Mit einem Machtwort werden alle Behauptungen und Angaben des englischen Schriftstellers über den Haufen geworfen. Mehemet sagt, das ganze Buch sei aus Lügen zusammengewoben — „und Brutus ist ein ehrenwerther Mann". Ueberhaupt ist Mehemet Ali, der sich, wie es scheint, Alles übersetzen läßt, was über seine Person und seine Verwaltung geschrieben wird, nicht allzu sehr erbaut über die Art und Weise, wie mit ihm die europäische Presse im Allgemeinen umspringt, und er beklagt sich zum Theil recht bitter über die hartherzigen Reisenden, welche die zarten Keime seiner Reformen mit roher Hand zerpflücken. Er sagt (II, 91):

> Ihre Reisenden kommen hierher und sehen selten über die Ufer des Nils hinweg, ausgenommen, wo es Antiquitäten aufzusuchen gibt, was immer ihr Hauptzweck scheint. Nur nebenbei wird auch etwas über meine Administration, nach dem Bericht des ersten Schwätzers, der ihnen aufstößt, gesalbadert.

Wir freuen uns herzlich, daß der Vicekönig über Pückler diese bittere Klage nicht wieder anzustimmen braucht; denn derselbe nimmt nicht nur jede seiner Äußerungen als baare Münze an, sondern er rückt überall gegen feindselige Schriftsteller für seinen gnädigen Wirth ins Feld. Am übelsten kommt der bekannte Caldavène weg, der wol noch länger als Pückler in Ägypten lebte und dessen Berichte über die dortigen Zustände nicht sehr günstig lauteten. Mit ihm bricht der Verstorbene mehr als eine Lanze. Bei dem unbegrenzten Vertrauen, welches wir in die Worte unsees Reisenden setzen, glauben wir auch von vornherein, daß der Franzose sich schändliche Irrthümer hat zu Schulden kommen lassen, und wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß es nicht sehr adelig scheint, wenn der Verstorbene sich nicht scheut, seinem Gegner bei seinen ungünstigen Äußerungen über Mehemet's Regierung gemeine Motive unterzulegen (II, 357). Es kommt uns dies um so unangemessener und sträflicher vor, da der edle Reisende bei jeder Gelegenheit sich über die Gemeinheit und Schlechtigkeit seiner Recensenten entrüstet stellt, die für ihn doch alle nur dünnleibige, hungerige Scribler sind, deren Federn nur um des lieben Brotes willen in Bewegung gesetzt wurden.

Was nun aber die Fellahs betrifft, so dient Das, was der Verf. anführt, nur zur Bekräftigung der Schilderungen, welche Mehemet selbst von ihrer angenehmen Existenz entwirft. So sagt er ausdrücklich (I, 41), daß die Abgaben, welche das Gouvernement von ihnen verlange, nicht im mindesten übertrieben wären. Aus andern Schilderungen geht unwiderleglich hervor, daß sich diese Leute bei geringer Arbeit einer Art von Wohlstand

Digitized by Google

erfreuen, und daß es ihnen sehr zu verdenken wäre, wenn sie mit unsern Bauern tauschen wollten (I, 46). Und nun sage man noch, ihr Loos wäre beklagenswerth. Wahrlich Mehemet erscheint uns fast wie ein zweiter Heinrich IV. von Frankreich, der bekanntlich seinen Unterthanen eine so gesicherte Stellung verschaffen wollte, daß Jeder sein Huhn im Topfe haben könne. Der Verf. mochte doch aber wohl fühlen, daß man ihm vielleicht mit dieser oder jener Thatsache entgegentreten könnte, welche geeignet wäre, seinen Behauptungen zu widersprechen. Deshalb hat er geschickt eine Hinterthür offen gelassen, durch die er, wenn man ihn mit sprechenden Facten und gewichtigen Gegengründen bedrängen will, bequem entschlüpfen kann. Für ihn sind nämlich die Gouverneurs und die Angestellten Mehemet's im Allgemeinen der Sündenbock, auf den Alles gewälzt wird. Spricht man von bedrückenden Abgaben, so trägt offenbar der Statthalter die Schuld; handelt es sich um gewaltsame Maßregeln irgend einer Art, so fallen sie einem höhern Staatsdiener zur Last; kurz diese Leute sind die Blitzableiter, welche jeden Tadel vom ehrwürdigen Haupte des Vicekönigs abzulenken bestimmt sind.

Der Verstorbene, welcher es in seinen frühern Werken mit der Mittheilung vertraulicher Unterhaltungen nicht allzu genau zu nehmen pflegte, läße sich diesmal durch seine Discretion abhalten, auf die Gespräche einzugehen, welche er mit dem Vicekönige über die Stellung Ägyptens zu den europäischen Mächten gepflogen hat. Ob wol der greise Politiker, welcher wie irgend nur ein europäischer Staatsmann der Kunst sich zu schmiegen und zu winden bedurft hat, sein Herz über die sonderbaren Verhältnisse der abendländischen Diplomatie, insoweit sie in Bezug auf Ägypten in Bewegung gesetzt ist, offen ausgeschüttet haben mag? Wie möchte sein Urtheil wol lauten, wenn er über dieses launenhafte, haltlose und nichtige Wesen seine Meinung unverschleiert geäußert hätte? So viel nur erlaubt sich der Verf. anzudeuten, daß aus Allem, was er sagte, deutlich hervorgehe, wie durchdrungen er von der Überzeugung sei, daß Alles, was er gethan und geschaffen, keinen Bestand haben könne, so lange der Schlußstein des Gebäudes fehle, so lange die That nicht auch durch den Namen geheiligt werde, mit einem Worte, so lange seine Souverainetät de facto nicht auch de jure bestehe (II, 76).

Eine Äußerung, welcher wir an und für sich nicht die mindeste Bedeutung beilegen würden, die aber durch das spätere Ereigniß der Thronentsagung von Seiten Mehemet's einiges Interesse erhält, ist folgende (II, 96):

Wenn ich meine leidige Politik in Ordnung habe und den Barrage vollendet, so bin ich zufrieden, und lebe ich dann noch länger, so gedenke ich freiwillig vom Schauplatze abzutreten und das Regiment meinem Sohne zu übergeben. Auch ich sehne mich nach Ruhe.

Wenn dies nicht eine Anwandlung von Sehnsucht nach Ruhe, nach Zurückgezogenheit wäre, wie sie wol Jeden, auch selbst den Thatenlustigsten mitten im Wirbel der Geschäfte ergreift, so könnte man geneigt sein, in diesem hingeworfenen Worte einen Wink auf die spätere Abdankung zu sehen, bei der sich Mehemet indessen bekanntlich in der Folge eines Bessern besonnen hat. Was nun dieses Ereigniß selbst anlangt, so theilt der Verf. in einer Nachschrift am Schlusse des zweiten Bandes eine Vermuthung mit, welche durch den Lauf der Dinge bereits Lügen gestraft ist. Er legt nämlich dieser Abdankung eine politische Berechnung unter, die, wie er meint, eine Annäherung an England bezwecken sollte.

Ob eine Parallele, welche Mehemet Ali zwischen sich und Peter dem Großen zieht (II, 118), nicht vielleicht verdient hätte, unter den Belegen für den Mangel an historischen Kenntnissen, den sogar unser Verf. seinem Helden beizulegen keinen Anstand nimmt, mitangeführt zu werden, lassen wir dahingestellt. Zur Rechtfertigung des Vicekönigs muß man indessen bemerken, daß sich derselbe dieses Vergleichs nur mit Bezugnahme auf eine frühere Äußerung seines Gastes bedient. Sonst liebe es der Verf. auch wol, seinen bewunderten Wirth mit Napoleon zusammenzustellen, obgleich er sich ausdrücklich verwahrt, demselben etwa die Bedeutsamkeit des Letztern beilegen zu wollen. Vielleicht ist es auch als eine Art von Napoleon'scher Reminiscenz zu betrachten, wenn er Mehemet die Worte in den Mund legt (II, 130):

Ja, nur noch zehn Jahre wünsche ich zu leben; ich hoffe das ist genug, mein Werk so weit zu fördern, daß meine Kinder mit Ruhe daran fortarbeiten und dann glücklichere Unterthanen beherrschen können!

Noch wenige Jahre und die Frist, welche er sich in dieser Äußerung stellt, wird verstrichen sein. Wird er dann sein Werk auf so fester Grundlage gesichert haben, daß bei seinem Ableben nicht Alles wieder über den Haufen stürze? Wird er dann den Muth haben, am Ziele seines Lebens noch einmal den Ausspruch zu wiederholen (II, 119):

Der Ruhm und das Bewußtsein, die einstige bleibende Wohlfahrt der Länder, über die ich gebiete, begründet zu haben — darin liegt mein theuerstes Interesse und nur diesem Zweck ist mein Leben geweihe.

Was allein im Stande wäre, uns an der Dauer und Beständigkeit der Schöpfungen, welche Mehemet Ali ins Leben gerufen hat, zweifeln zu lassen, ist der Umstand, daß alle Einrichtungen, welche er bis jetzt getroffen hat, von Europäern ausgingen und daß sie der fortwährenden Nachhülfe von Seiten der Ausländer bedürfen. Freilich meint der Verf., Mehemet sei so häufig von denselben hintergangen und betrogen worden, daß er bereits anfange, ein gewisses Mistrauen gegen sie zu fassen (II, 61); aber wo kann irgend in seiner Herrschaft eine tiefergreifende Reform vorgenommen werden, ohne daß Europäer dabei zu Rathe gezogen würden? Ja, der Vicekönig muß ungeachtet seines Argwohns, den er, wie gesagt, geschöpft hat, sich doch gestehen, daß die Keime der Civilisation, die er gelegt hat, nicht gezeitigt werden, wenn die Sonne der europäischen Kunst und Wissenschaft sich ihnen verbirgt. Wir würden aber auch dem Vicekönige Unrecht thun, wenn wir nicht sagten,

Digitized by Google

daß er auch keinen Anſtand nimmt, offen zu geſtehen wie bedeutend der Beiſtand iſt, welchen er bei ſeinen Unternehmungen von Seiten gebildeter und achtungswerther Europäer gefunden hat. So ſagt er einmal (I, 93):

Ich weiß, daß unter funfzig Menſchen, die aus Europa kommen mir ihre Dienſte anzubieten, neunundvierzig nur unechten Edelſteinen gleichen. Ohne ſie zu erproben, kann ich aber den einen echten Brillanten, der vielleicht darunter ſein mag, nicht herausfinden. Ich kaufe ſie alſo vorläufig alle, und habe ich dann den rechten entdeckt, ſo erſetzt er mir oft allein den erlittenen Verluſt hundertfältig.

Der Verſtorbene hat einige von dieſen Leuten, welche zur Realiſation der Plane Mehemet's gearbeitet haben, perſönlich kennen gelernt. Die Stellen, an denen er die Berührungen, in die er mit ihnen gekommen iſt, ſchildert, gehören zu den intereſſanteſten Partien ſeines Werkes. Ausführliche Beſchreibungen vermeidet er im Allgemeinen. Denkmäler des Alterthums ſind für ihn im Ganzen nicht ſehr verſtändlich und dann ſind ſie auch ſo oft ſchon abgehandelt. Auch die pittoresken Anſichten, welche die ägyptiſche Natur bietet, ſind für ihn ein Thema, das bereits zu ſehr abgedroſchen iſt, als daß er verſucht werden könnte, oft darauf zurückzukommen. Wenn es ſich aber um die Zeichnung bedeutender Perſönlichkeiten, um die Schilderung perſönlicher Beziehungen handelt, dann iſt er recht eigentlich in ſeinem Element. Selbſt in Ägypten verleugnet ſich beim Verſtorbenen dieſer Salonsinſtinct nicht, der ihn in England ſo intereſſante Entdeckungen hat machen laſſen. Wenn wir nicht fürchteten, die uns angewieſenen Grenzen allzu ſehr zu überſchreiten, ſo möchten wir aus den verſchiedenen Theilen wol die einzelnen Andeutungen zuſammenleſen, um daraus eine Galerie aller der europäiſchen Notabilitäten zu bilden, welche zur Zeit, als Pückler in Ägypten war, dem „Regenerator des Reiches" dienſtfertig an die Hand gingen. So aber müſſen wir uns auf einige der hervorragendſten Perſönlichkeiten beſchränken.

Von allen Europäern, welche ſich durch ihre hingebende Aufopferung, durch Thätigkeit und Brauchbarkeit das Vertrauen des Vicekönigs zu erwerben wußten, ſtand keiner bei ihm in ſo großer Achtung als Hr. v. Ceriſy, ein Franzoſe, welcher mit geringen Empfehlungen, aber im Vertrauen auf eine tüchtige praktiſche Bildung nach Ägypten gekommen war. Sein bedeutendſtes Verdienſt war die Anlegung des Arſenals, bei deſſen Gründung es galt, ſämmtliche frühere Verſuche über den Haufen zu werfen (I, 94). Der Verſtorbene fand dieſen trefflichen Mann ſelbſt nicht mehr in Ägypten, das er aus Ekel über die zahlloſen Intriguen, durch die er ſich hindurchwinden mußte, verlaſſen hatte (I, 259). Aber überall ſpricht er von Dem, was dieſer Franzoſe geleiſtet oder wenigſtens erſtrebt hat, mit größter Anerkennung. Ein Theil von Dem, was Ceriſy begonnen hatte, iſt von Beſſon Bey, einem gleichfalls ausgezeichneten Franzoſen, ausgeführt worden. Dieſer Mann, der in dem Bilde, welches der Verf. von ihm entwirft (I, 31, 103, 259), als ein ebenſo gebildeter, kenntnißreicher Menſch als gediegener und energiſcher Charakter erſcheint, bekleidete zur Zeit die Stelle eines Miriliva (Maréchal de camp) in der Marine und Chefs des Generalſtabes der Escadre. Es iſt derſelbe, welcher Napoleon das Anerbieten machte, ihn von Rochefort nach Amerika zu entführen. Wie es ſcheint, hat man ihm von Seiten der ägyptiſchen Regierung ſeine weſentlichen Dienſte mit Undank belohnt. Wenigſtens iſt er in zerrütteten Vermögensverhältniſſen geſtorben und ſeiner Witwe iſt es nicht gelungen, ſich eine Penſion auszuwirken. Und doch ſpricht Mehemet Ali immer davon, wie ſehr er ſich zuverläſſigen und brauchbaren Fremden verpflichtet fühlte. Hier hatte er eine ſolche Perle, welche ihm hundertfältigen Erſatz gab für Das, was von den Händen leichtſinniger Abenteurer verdorben war! Auch Beſſon's Adjutant, Touſet, ein Landsmann deſſelben, verdient unter Denen genannt zu werden, welche ſich um die Entwickelung des ägyptiſchen Marineweſens verdient gemacht haben (I, 109).

Bekanntlich waren es faſt ausſchließlich Franzoſen, denen Mehemet die Gründung und Organiſation ſeines Heeres anvertraut hat. Nur die Artillerieſchule von Tuhra, welche eine der großartigſten Schöpfungen des Vicekönigs ſein ſoll (I, 303), ſteht nicht unter der Leitung von Franzoſen. Sie iſt von dem ſpaniſchen General Seguerra angelegt, dem als dem Gründer des ganzen ägyptiſchen Artilleriweſens hier eine ruhmliche Erwähnung gebührt. Leider ſind ſeine Einrichtungen in der Folge den unfähigſten Händen verfallen. Die Cavalerieſchule war der Direction eines Mannes von nicht geringerm Verdienſte anvertraut, deſſen Leben reich an wechſelvollen Wendungen geweſen iſt. Wir meinen den Oberſten Warin, einen Franzoſen, ehemaligen erſten Adjutanten des Marſchalls St.-Cyr (I, 313). Dieſer Offizier zeichnete ſich in ſeiner Stellung ſo aus, daß ihn ſeine Kameraden in der franzöſiſchen Armee le type de l'officier de l'état major und nachher nur kurzweg le type nannten (I, 334). Das Schickſal Warin's oder Waſil Bey's, wie er jetzt heißt, hat einige Ähnlichkeit mit dem abenteuerlichen Leben des berühmten Allard, der bekanntlich die Stelle eines Generaliſſimus in Lahore inne hatte. Es heißt (I, 336):

Beide ſind aus demſelben Orte, von geringen Ältern abſtammend; Beide ergriffen an demſelben Tage das Soldatenhandwerk; Beide wurden an demſelben Tage Offiziere, und hatten darauf eine andauernde Liebesverbindung mit zwei Zwillingsſchweſtern; Beide wurden an demſelben Tage verwundet; Beide mußten Frankreich nach Napoleon's Sturz verlaſſen; Beide endlich fanden Auszeichnung und Vermögen im Dienſte der beiden größten jetzt lebenden Fürſten des Orients, Mehemet Ali und Runjet Sing.

Mit Warin iſt unſer Reiſender in genaue Berührung gekommen, und er weiß von der liebenswürdigen Zuvorkommenheit, welche dieſer bedeutende Mann, der als Militair wie als Botaniker gleich ausgezeichnet iſt, ihm bewieſen hat, nicht genug Schmeichelhaftes zu ſagen. Clot Bey, ein anderer Franzoſe, der Stifter und Leiter

Digitized by Google

sämmtlicher medicinischer Anstalten in Ägypten, ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier länger bei ihm zu verweilen. Auch unser Verf. läßt ihm die gebührende Hochachtung zu Theil werden (I, 255, 331), welche ihm von Allen, die ihn kennen, gezollt wird. Er war ihm von Dieffenbach, dem berühmten Operateur, und von Sidney Smith empfohlen worden.

Wir erwähnen unter den Franzosen, welche Pückler im Dienste Mehemet Ali's fand, noch Hammont (I, 257), dem man die weisen Anordnungen verdankte, welche zur Organisirung des Veterinairdienstes getroffen wurden. In der Folge ist auch dieser Mann der ägyptischen Intriguen überdrüssig geworden, und er hat sich nach seinem Vaterlande wieder zurückgezogen. Die Muße, welche sich ihm seit seiner Entlassung bot, hat er zur Ausarbeitung eines Werks benutzt, welches über manche Zweige der ägyptischen Regierung interessante Aufschlüsse gibt. Freilich muß man gestehen, daß Hammont den Verstorbenen in der Bewunderung Mehemet Ali's beiweitem nicht erreicht; im Gegentheil läßt er es nicht an Tadel fehlen. Wir wären wol neugierig zu wissen, ob auch hier wieder Letzterer geneigt ist, sein Verdächtigungssystem in Anwendung zu bringen. Ein anderer Franzose, auf den der Verf. häufig zu reden kommt, ist Lambert, einer von jenen Saint-Simonisten, die, als ihre Lehre in Frankreich den Reiz der Neuheit verloren hatte, sich nach dem Orient, dem Lande phantastischer Schwärmereien, begaben. Er wird uns geschildert als kenntnißreicher Mann, der bei allem Enthusiasmus für seine abenteuerliche Doctrin so scharf ist, „daß man ihm in Ägypten den Beinamen des Jesuiten der Saint-Simonisten gegeben hat (I, 267). Eine äußerst interessante Bekanntschaft machte der Reisende in der Person des Herrn Lubbert, welcher von Mehemet beauftragt wurde, seinen Gast zu begleiten. Dieser Mann, der früher während der Restauration als gentilhomme ordinaire de la chambre den königlichen Theatern zu Paris vorstand, hatte in Ägypten den sonderbaren Titel eines Historiographen und wurde außerdem als Rath im Unterrichtsministerium verwendet (I, 169, 307). Das Portrait, welches der Verf. von ihm entwirft, kann für das vollendetste Muster des gewandten, liebenswürdigen Franzosen gelten, für den, wie es (II, 10) heißt, das Wort „aimable", wenn es noch nicht existirte, eigends erfunden werden müßte. Linant darf bei der Aufzählung der ausgezeichneten Franzosen, welche sich dem Dienste der ägyptischen Regierung gewidmet haben, nicht übergangen werden. Sein Verdienst beruht vorzüglich in den Arbeiten, welche er zur Kanalisation des Landes unternommen hat (I, 257). Denen, welche die Fortschritte der geographischen Wissenschaften mit Aufmerksamkeit verfolgen, ist er durch seine Reisen in Arabien und nach Mekka bekannt. Er hat sich die Sprache und die Sitten der Araber in solchem Grade angeeignet, daß es jederzeit in seinem Belieben steht, sich für einen Eingeborenen auszugeben (I, 301).

Natürlich waren die diplomatischen Kreise, von denen in vielen Städten des Orients das einzige geistige Leben auszugehen pflegt, unserm angesehenen Touristen nicht verschlossen. Von Seiten aller Agenten der fremden Mächte kam man ihm vielmehr mit der größten Aufmerksamkeit entgegen. In Alexandrien waren es in diesen Cirkeln besonders der schwedische Generalconsul Chevalier Anastasi, ein achtungswerther Mann, dem das ägyptische Museum in Berlin einen schönen Sarkophag verdankt (I, 116), Reinlein, Viceconsul von Holland, der durch ein von ihm geleitetes französisches Liebhabertheater zur Belebung der geselligen Beziehungen von Alexandrien wesentlich beiträgt (I, 123), der französische Consul Lesseps und der dänische Generalconsul Dumreicher, ein geborener Baier, welcher sich schon längst den Namen „Vater der Deutschen" erworben hat. Besonders bemerkenswerth erscheint Lesseps, derselbe, welcher durch die bedeutende Rolle, die er seitdem zu Barcelona gespielt hat, zu einer Art von Berühmtheit gelangt ist. Als Pückler in Ägypten war, stand er bei Mehemet so sehr in Gunst, daß man ihn fast wie einen Sohn des Vicekönigs behandelte (I, 316). Er verdankte diese Auszeichnung dem Umstande, daß schon sein Vater mit dem Beherrscher von Ägypten eng befreundet gewesen war. In der That muß dieser Mann eine ganz ansehnliche Persönlichkeit sein. Von den vielen einzelnen Zügen, welche der Verf. zu seiner Charakteristik mittheilt, wollen wir nur seine Äußerung über Ibrahim anführen, durch die sich Ludwig Philipp, gegen den sie gethan wurde, nicht wenig geschmeichelt fühlen mußte. Derselbe fragt ihn nämlich, was er von Ibrahim halte: „Sire", erwiderte Lesseps, „ich wage es nicht, mir ein bestimmtes Urtheil über ihn anzumaßen, da ich ihn zu wenig kenne; aber so viel ist gewiß, daß Niemand besser als Ibrahim sein Privatvermögen zu verwalten weiß, und die Erfahrung lehrt uns, daß Männer, welche dies gut verstehen, auch als Verwalter der Staaten groß werden." (I, 319.) In Kahira waren es vorzüglich der östreichische Generalconsul Laurin, ein berühmter Kunstkenner, der Consul derselben Macht Champion und der gewandte und kenntnißreiche russische Generalconsul Duhamel (I, 246), welche in der diplomatischen Welt die Aufmerksamkeit unsers Touristen auf sich lenkten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Bibliographische Monographie.

Wir haben vor kurzem Gelegenheit gehabt, in d. Bl. auf die Fortsetzung des bekannten bibliographischen Handbuchs von Quérard aufmerksam zu machen, welches ungeachtet zahlloser Mängel und Gebrechen für die genauere Kenntniß der französischen Literatur doch geradezu unentbehrlich genannt werden muß. Was wir dem Hauptwerke sowie der Fortsetzung vorzüglich vorwerfen mußten, waren Planlosigkeit und Ungleichmäßigkeit in der Ausführung. Gegenwärtig erhalten wir vom nämlichen Verf. einen Beitrag zur bibliographischen Kunde der Pseudonymen geliefert: „Les auteurs déguisés de la littérature française au 19ième siècle. Essai bibliographique etc." Wie es scheint, entspricht diese Monographie den Anforderungen einer vernünftigen Bibliographie in einem höhern Grade als die frühern Werke Quérard's 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 209. — 28. Juli 1845.

Die Touristen im Orient.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Unter den verschiedenen Reisenden, mit denen der Verstorbene in Berührung gekommen ist, fehlt es gleichfalls nicht an bekannten Namen, die in der gelehrten Welt Europas einen guten Klang haben. Dahin rechnen wir Dr. Rußegger, dessen Reisewerke vielfache Aufschlüsse über die Natur- und Culturverhältnisse Ägyptens geliefert haben. Der Verf. beruft sich auf ihn und seine Äußerungen und bedient sich seiner als Autorität in seiner scharfen Polemik gegen den bekannten Pückler. Dann lernen wir den schwedischen Naturforscher Hedenborg (I, 133) und den trefflichen Archäologen Oberst Howard Wyse (II, 4) kennen, der mit unermüdlichem Eifer die Monumente dieses wunderbaren Landes durchforscht. Unter den vielen europäischen Ärzten, mit denen der Reisende auf seiner Wanderung in Ägypten Bekanntschaft gemacht hat, erwähnen wir die Deutschen Dr. Koch (III, 209), Dr. Iken (III, 23, 33), Dr. Beith (III, 35), den Engländer Dr. Holroy (III, 159) und den Spanier Dr. Gaetani (II, 82). Auch an solchen Persönlichkeiten, über denen ein gewisses Geheimniß schwebt, fehlt es nicht. So wird uns von einem räthselhaften Engländer erzählt (III, 77), der sich lange Zeit den sorgfältigsten archäologischen Untersuchungen hingab und dann plötzlich verschwand, ohne daß man auch nur seinen Namen erfuhr.

Um doch auch einige Repräsentantinnen der weiblichen Gesellschaft anzuführen, erwähnen wir die liebreizende Mariha (I, 314), bei deren Anblick sich der alternde Tourist der Regungen sentimentaler Empfindsamkeit nicht erwehren kann. Pückler's Verhältniß zur Abyssinierin Ajame ist ein zu abgedroschenes Thema, als daß wir hierbei lange verweilen könnten, obgleich im Buche selbst viele Einzelheiten über die körperlichen und geistigen Eigenschaften dieses Mädchens angeführt werden (II, 6, 42 fg.). Man kann sich kaum enthalten, in der ganzen vielbesprochenen Geschichte etwas Effecthascherei zu sehen. Charakteristisch aber für die pöpelhafte Roheit, mit der man beim Sklavinnenkaufe zu verfahren pflegt, ist eine in dieser Beziehung wahrhaft classische Stelle (I, 295). Und doch findet der Verf. (II, 338) die Lage und das Loos der Sklaven, wenn sie einmal verkauft sind, beiweitem besser, als es gewöhnlich geschildert wird, und zuweilen sogar glänzend!

Unter den nach europäischem Zuschnitt gemodelten Orientalen sind es nur wenige, welche im Stande sind, von der Bildsamkeit der Türken eine vortheilhafte Meinung einzuflößen. Die meisten sind rohe, gemeine Menschen, deren schmuziges Innere mit einem leichten Firniß europäischer Cultur verdeckt ist. Am übelsten kommt der Unterrichtsminister Muktar Bey weg, ein Günstling, dem Mehemet in unseliger Verblendung sein volles Vertrauen geschenkt hat. Der Verf. sagt von ihm (I, 258), er sei „einer jener in Europa erzogenen Türken, die dort nur gelernt haben, unsere Laster den ihrigen beizumischen, und jetzt wie Pilze in der Sonne von Mehemet Ali's Gnade aufgeschossen, von Dummheit getrieben und von Arroganz aufgeblasen, den Vicekönig täglich zu überreden suchen, daß er nun der Fremden nicht mehr bedürfe, da sie jetzt schon Alles wüßten, was von jenen ehemals wol noch zu erlernen gewesen sei".

Wir haben uns lange bei den gesellschaftlichen Beziehungen unsers Reisenden und besonders bei seinem vielbesprochenen Verhältniß zu Mehemet Ali aufgehalten, aber es scheint uns dies durch die ganze Tendenz und Beschaffenheit des Werkes selbst gerechtfertigt und begründet. Die interessantesten Partien sind eben diejenigen, auf welche wir durch kurze Hindeutungen aufmerksam zu machen versucht haben. In Bezug auf die Kunstbetrachtungen und Naturschilderungen können wir uns kürzer fassen, indem der Verf. selbst ein zu großes Eingehen in die Details vermeidet. Er sagt selbst in dieser Beziehung (II, 23): „Da ich kein gelehrter Archäologe bin, der hier auf Entdeckungen ausgeht, so bemühe ich mich nur, dem Leser ein wahres und beschauliches Bild des Ganzen, dem individuellen Eindruck, den es auf mich gemacht, gemäß, wiederzugeben — was die Gelehrten in der Regel vermissen lassen." Statt sich deshalb auf gelehrte Einzelheiten einzulassen, verweist er lieber auf anerkannt classische Werke wie die von Prokesch (z. B. I, 232, wo die Schilderung, welche dieser ausgezeichnete Mann von Kahira entworfen hat, vorzüglich gerühmt wird) und von Minutoli (II, 35 fg.).

Beiweitem weniger günstig lautet, wie schon oben

Digitized by Google

angedeutet wurde, das Urtheil über Rüppell, dessen Ruf ihm ein usurpirter scheint. Pückler macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, diesen bekannten frankfurter Reisenden auf kleinen Irrthümern zu ertappen und die Blößen, welche sein Pedantismus bietet, mit herbem Spott zu geißeln (III, 61, 66, 81 fg.). Mit unbedingtem Lobe wird dagegen Caillaud, der berühmte französische Reisende, gepriesen (III, 140), wenngleich unser Tourist sich auch ihm gegenüber einmal eine kleine Berichtigung erlaubt (III, 177). Auch Champollion wird rühmlich erwähnt und gegen seine englischen Verkleinerer, besonders gegen Wilkinson in Schutz genommen (II, 167). Auf ein tieferes Eingehen in die Kunstdenkmale der ägyptischen Vorwelt hat der Verf., wie gesagt, von vornherein verzichtet, und es mag deshalb hier genügen, wenn wir sagen, daß das Urtheil, welches er über die ägyptische Kunst im Allgemeinen fällt, sehr günstig lautet (II, 146, 162, 187, 197, 318; III, 56). Einige Proben derselben sind seiner Ansicht nach so vortrefflich, daß sie allen Mustern griechischer Bildnerei unbedingt zur Seite gestellt werden können. Nur in Bezug auf Theben gewinnt die Darstellung des Verf. an Ausführlichkeit. Vorzüglich aber fühlt er sich beim Anblick von Luxor und Karnak von tiefster Bewunderung ergriffen. Es heißt in Bezug auf diese großartigsten Zeugen des ägyptischen Lebens (II, 202 fg.):

Vor Luxor und Karnak muß der stolzeste Geist sich beugen. Man glaubt Werke von Halbgöttern zu erblicken, denn die jetzigen Menschen sind ihrer nicht fähig. Wenn bei den übrigen Schöpfungen der Bewohner dieser Erde die Einbildungskraft immer noch höher fliegen will, so kann sie hier kaum der Wirklichkeit mehr folgen. Man fühlt sich in demselben Augenblick zugleich entzückt und gedemüthigt von einer Erhabenheit und Größe, deren Möglichkeit man nie geahnt, von einer Vollendung, die, mit dem Ungeheuersten der Massen spielend, zugleich das Edelste und Schönste in Kunst und Idee wie die staunenswertheste Technik in der Ausführung damit zu verbinden gewußt hat. Schon der Palast von Luxor findet seines Gleichen nicht mehr in der übrigen Welt, und doch ist er nur klein noch gegen die Riesenwerke von Karnak! Wie viele Jahrtausende haben vergehen müssen, ehe ein Volk zu diesem Grade der Cultur, der Macht und der Kunst sich aufschwingen konnte, und welchen eigenthümlichen Weg muß diese Bildung genommen haben, die schon in vorgeschichtlicher Zeit die Pyramiden baute und anderthalbtausend Jahre vor unserer Ära die Wunder von Theben schuf!

Was indessen den Eindruck betrifft, welchen die Pyramiden auf ihn machen, so gesteht der Reisende unverblümt, daß man die Wirkung der gothischen Bauart höher anzuschlagen habe, weil der Triumph der Kunst höher stehen müsse als die bloße Masse (II, 32). In Bezug auf Naturschilderungen zeigt der Verf. eine große Enthaltsamkeit und Mäßigung. Er begnügt sich mit der Zeichnung einiger frappanter Ansichten und der Berichtigung einiger irrthümlicher Modurtheile. So modificirt er z. B. (II, 331) die herrschende Ansicht über den Eindruck, welchen die Wüste macht. Seiner Schilderung gemäß ist die Monotonie derselben nämlich beiweitem nicht so gräulich als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Nur die Betrachtung einiger großartiger Gartenanlagen, die er zu Alexandrien und in der Nähe von Kahira zu besichtigen Gelegenheit hat, ist im Stande, ihn zu einer größern Ausführlichkeit hinzureißen. Hieran erkennt man den Gründer des herrlichen Muskau und den Verf. eines gründlichen Werkes über Park- und Gartenanlagen. Wir verweisen auf die Schilderungen (I, 128) und auf die Zeichnung des lieblichen Schubra (I, 247), eines der Lustschlösser des Vicekönigs. Der Garten, welcher bei demselben gelegen ist, gehört zu den wenigen Anlagen dieser Art, welche den ästhetischen Sinn des Abendländers befriedigen. Es heißt (I, 250):

Zuerst reitet man eine halbe Stunde in den Anlagen Ibrahim's hin, die ich bereits beschrieben habe. Dann gelangt man an eine Feld- und Kleeflur, deren blendendes Grün von den üppigsten unserer Wiesen nicht übertroffen werden kann. Mitten durch sie hindurch führt eine sehr dicht bepflanzte Allee, welche in der Länge einer Stunde keine einzige Lücke hat. Aus immergrünen Sykomoren und einer dunkelblätterigen Akazienart bestehend, welche nur in der heißesten Jahreszeit einige Wochenlang ihr Laub verliert, bildet sie mit ihren ausgedehnten Kronen ein zusammenhängendes und der Sonne von oben ganz undurchdringliches Gewölbe von 30—40 Fuß Höhe, das nur zwischen den Stämmen der Bäume hoch genug geöffnet ist, um einem fortwährenden Wechsel der reizendsten Aussichtsbilder Raum zu geben — dann links in geringer Entfernung fließt der Nil, bald von Inseln unterbrochen, bald über eine Viertelmeile breit mit freiem Wasserspiegel in der Sonne flimmernd. Seine diesseitigen Ufer sind mit Landhäusern der Großen oder mit noch palastähnlichern Fabrikgebäuden, zwischen Gärten und Feldern liegend, locker eingefaßt; die jenseitigen entfalten, vor der sanftwellenförmigen Hügelreihe der Wüste, abwechselnd Palmwälder oder mit reicher Vegetation umgebene Dörfer, die wie zierliche Bouquets auf dem gelben Sande ausgestreut liegen. Alles erscheint idyllisch, nur im Hintergrunde ragen die ewigen Spitzen der Pyramiden, hoch alles Übrige dominicirend, geheimnißvoll aus den Palmen hervor. Rechts von der Straße ziehen sich in größerer Nähe die glatten, vom Winde zusammengewehten und häufig ihre Form ändernden Sandberge der andern Seite der Wüste hin, aber mit dem breiten Rande von Oliven- und Obstbaumplantagen, der vor ihnen liegt, und in dem viele einzelne freundliche Wohnungen vertheilt sind, zeigt die Wüste auch von dieser Seite nur ihren romantischen und keineswegs ihren öden Charakter.

Um noch einen Augenblick bei den Naturschilderungen zu verweilen, wollen wir, da wir in den Mittheilungen von Proben uns ziemlich enthaltsam gezeigt haben, unsern bisherigen Auszügen noch folgende Parallele zwischen der Berberei und Ägypten hinzufügen, welche, da Pückler beide Länder bereist hat, nicht ohne Interesse sein dürfte (I, 151 fg.):

Mit der Berberei, so weit ich sie bereiste, hat Unterägypten fast gar keine Ähnlichkeit. Zuerst fehlen ihm die hohen Gebirge und Felsen, wie jener der majestätische Fluß. Dann sind Städte und Dörfer dort immer blendend weiß getüncht, freundlich im Grün gelagert, oder an farbige Felsen gelehnt, und selbst wenn sie von wüstem Sande umzingelt sind, noch glänzend wie im Schmuck, wenigstens von weitem gesehen; hier, wo sie wegen der Überschwemmungen des Nils auf künstlich errichteten grauen Sandhügeln gelagert, und die Häuser meistens schwarz, aus Erdziegeln erbaut sind, erscheinen sie von ernsterm etwas traurigem Charakter. Selbst die stets wiederkehrenden Palmen geben der Landschaft zuletzt viel Einförmiges, sowie auch die ewigen grünen Flächen, eben wie mit dem Richtscheit planirt, auf die Länge gleichfalls ermüden. Die Palmen selbst zeigen sich in beiden Ländern sehr verschieden; in der Ber-

Digitized by Google

berei niedrig mit weit ausgebreiteten Kronen, hier weit höher, aber oft mit bloßen Büscheln oben auf den kahlen Stämmen. Sie sollen auf diese Weise reicher tragen. In Vielem erinnert übrigens das hiesige Land durch den Fortschritt neuerer Civilisation schon an Europa, gleich Algier, während Tunis und die übrige Berberei noch ganz ungestört den afrikanisch-ausländischen Charakter erhalten haben.

Der Verf. hat, um die drei Bände anzufüllen, hier und da wieder, nach Art der „Tutti Frutti", kürzere oder längere Episoden eingeschaltet, die mit dem eigentlichen Gegenstande, dessen Behandlung er sich zur Aufgabe gestellt hat, nur in einem sehr losen Zusammenhange stehen. Zu dieser Art von hors d'oeuvre, durch die er gewiß den Appetit seiner Leser zu reizen beabsichtigt, rechnen wir eine Mittheilung über Napoleon's Aufenthalt zu Rochefort. Er verdankte das Material dazu dem oben erwähnten verdienten Besson Bey. Da derselbe seitdem gestorben ist, und die ihm bekannten Notizen wahrscheinlich mit ihm begraben sein würden, so kann man dem Verstorbenen für die Mittheilung Dank wissen (I, 40). Bei Erwähnung Napoleon's erinnern wir uns auch in vorliegendem Werke einige ganz interessante Äußerungen eines alten Arabers über diesen Helden der neuern Zeit, der selbst durch den phantastischen Schwung seiner Ideen zuweilen an den Orient erinnert, gelesen zu haben. Sie tragen ganz das Gepräge der orientalischen Ausdrucksweise. Der Verf. sagt, der Enthusiasmus dieses alten Arabers habe den Gipfel erreicht, wenn er von Abu Napartu erzählte (I, 354):

Sultan Kebir (Bezeichnung Bonaparte's in Ägypten) rief, er liebte die Muselmänner, und mit der Spitze einer Stecknadel hätte er alle Moscheen umstoßen können. Man hat uns gesagt, daß er todt sei, gestorben mitten im Meere, und daß die Paschas, die ihn umgeben, gesehen, wie seine Seele, gleich einem Feuerfunken, auf der Schneide seines Säbel dahinfuhr.

Über Stil, Ausdruck und Gesinnung, insofern sich dieselbe aus einzelnen hingeworfenen Bemerkungen herauslesen läßt, hat sich schon Jeder nach Dem, was wir mitgetheilt haben, sein eigenes Urtheil gebildet. Im Allgemeinen sind diese Grundelemente der Darstellung ganz dieselben, wie wir sie in den frühern Erzeugnissen derselben Feder finden. Der Stil ist glatt, fließend; aber er entbehrt jedes poetischen Zaubers, sodaß er uns im Allgemeinen kalt und nüchtern läßt. Früher wirkte die übermäßige Anwendung von Fremdwörtern störend und unangenehm. Jetzt hat der Verf. sich dieses Übelstandes mehr entäußert und nur hin und wieder fließt noch irgend einer jener vornehmklingenden französischen Ausdrücke aus seiner Feder, welche recht leicht durch gute deutsche Wörter ersetzt werden könnten; z. B. wenn er von einem „chiffonirten" Charaktergesichte (II, 7) oder vom Ertragen der „Fatiguen" (II, 16) u. s. w. redet. Ob er aber recht gethan hat, seine Darstellung durch drastische Stellen, welche zum Theil ans Schlüpferige streifen, durch längeres Ausmalen solcher Zustände und Situationen, über die man, wenn man sie überhaupt berührt, flüchtig hinwegschlüpft, und durch überzuckerte Zoten zu würzen und pikanter zu machen, lassen wir dahingestellt. Lächerlich aber und geradezu gemein ist es, wenn er durch alleelei Kunstgriffe und Bemerkungen wie z. B. „Damen werden gebeten, dies nicht zu lesen" u. s. w. die Aufmerksamkeit seiner Leser erst elektrisiren zu müssen glaubt. Einmal nimmt er sogar seine Zuflucht dazu, daß er einen solchen Passus, den man auch füglich ganz ungelesen lassen kann, mit griechischen Lettern abdrucken läßt. Ebensohätten wir ihm das pikante Anekdötchen von dem englischen Kammermädchen (II, 231) gern geschenkt. Doch vergeblich hat man dieses schmunzelnde Wohlgefallen am Schlüpferigen dem Verstorbenen schon früher zum Vorwurf gemacht. Alles Predigen und Kritisiren hilft bei ihm nichts, ja sogar die ermahnenden und erbaulichen Briefe, welche er von einer berliner Betschwester, die um sein Seelenheil besorgt, empfangen zu haben vorgibt, fruchten bei ihm nichts.

G. F. Günther.

Weltgeschichte in einer Reihe von Quellenauszügen. Versucht von Moriz von Ostrow. Zwei Theile. Wien, Strauß und Sommer. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir wollen gar nicht verkennen, daß der Verf. mit Eifer und Fleiß bemüht gewesen ist, etwas zur Förderung der historischen Studien und zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse in den gebildetern Kreisen der Gesellschaft zu unternehmen. Aber wir müssen ebenso aufrichtig bekennen, daß der von Hrn. v. Ostrow eingeschlagene Weg nicht der richtige gewesen ist. Die Idee, in Quellenauszügen die Geschichte zu schildern, ist nicht neu und in Eichhorn's bekanntem großen Werke mit Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit in lateinischer Sprache ausgeführt, dann auch in deutschen und nicht blos für die Gelehrten berechneten Schriften, wie von K. F. Becker, Blum und Andern. Aber unser Verf. hat die Masse der Begebenheiten nicht bewältigen können, und daher fehlt es seinem Buche an Ordnung, Zusammenhang und gleichmäßiger Vertheilung, ganz besonders im zweiten Theile. Der erste Theil ist der bessere, namentlich da, wo der Verf. den Herodot und Livius selbst sprechen läßt, deren Erzählungen freilich durch zweckmäßige Benutzung anderer gleichzeitiger Schriftsteller gewonnen haben würden. Aber solche Zusammenstellungen und Verknüpfungen scheinen des Verf. Sache nicht zu sein. Dagegen legt er ein besonderes Gewicht auf die Benutzung der von Königen, Feldherren und Staatsmännern gehaltenen Reden; meint, daß die gegen solche Reden in den Schriftstellern des Alterthums erhobenen Zweifel durchaus nicht so bedeutend wären und daß sie gerade das lebenvollste Bild des Redners lieferten. Demnach finden wir längere Stellen aus Perikleischen Reden, aus den Reden der Römer Canulejus, Cato und Cicero, aus Demosthenes' Philippiken, sogar Attila's vor der Schlacht auf den catalaunischen Feldern gehaltene Rede steht hier als sein Eigenthum; aus dem zweiten Theile nennen wir die Rede des Papstes Urban II. auf dem Concilium zu Clermont und die Chateaubriand's am 7. August 1830 zur Vertheidigung des Thronrechts des Herzogs von Berdeaux. Solche Auszüge tadeln wir gar nicht, aber Hr. v. Ostrow hat nicht genau unterschieden, ob seine Personen nach der sichersten Überlieferung wirklich so gesprochen haben, oder ob der Schriftsteller sie Das hat sagen lassen, was ihm gesagt werden zu müssen schien, und also den Sinn des wirklich Gesagten blos der Hauptsache nach überliefert, wie es z. B. Thucydides von sich bezeugt. Die Sache ist früher von Vertot, dann von Posselt und Creuzer, zuletzt von Wachsmuth, Ulrici und Egger so allseitig erwogen worden, daß es Hrn. v. Ostrow an Wegweisern hier nicht fehlen konnte.

Was nun die benutzten Quellen betrifft, so sind wir in der Auswahl und Anführung derselben nicht überall mit dem

Digitized by Google

Verf. einverstanden. Dies gilt namentlich von dem zweiten Theile, wo Byzantiner, wie Nicephorus Gregoras, mittelalterliche Schriftsteller, als Otto Phrisingensis (!), das „Chronicon Urspergense", Geschichtschreiber über den Dreißigjährigen Krieg, hierauf Männer wie Wachsmuth, Karamsin, Mignet, auch wol Krünitz „Encyklopädie über die Erfindung des Schießpulvers" u. A. m. in bunter Verwirrung angeführt und Bücher auf Bücher gehäuft sind, welche gewiß kein Leser dieses Buches nachzuschlagen sich bewogen fühlen wird. Wozu denn also dieser überflüssige Prunk mit Namen und Büchertiteln, da nur selten Buch, Capitel und Seitenzahl mitangeführt sind? Den Gelehrten besticht kein Verf. damit und der gewöhnliche Leser ärgert sich an diesen pedantischen Zuthaten. Die neuen Bearbeitungen der vom Verf. mit Recht viel belobten und oft angeführten Becker'schen „Weltgeschichte" hätten ihm auch hier als Muster dienen müssen, oder die von ihm, wie es scheint, nicht gekannte „Weltgeschichte in Biographien" von Böttiger. Die auf die Quellen begründete Auswahl der Begebenheiten ist mitunter sonderbar. Sehr dürftig sind z. B. die Abschnitte über Mohammed, Karl den Großen, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika, den nordamerikanischen Freiheitskrieg und Friedrich II.; der Erhebung des preußischen Volkes im J. 1813 ist nicht mit einem Worte gedacht, und daß Napoleon von der Insel Elba entflohen ist, kann man nur aus dem Folgenden (Th. 2, S. 378) entnehmen. Die Thatsache selbst fehlt. Dagegen sind nun mit einer auffallenden Ausführlichkeit die Kämpfe der florentiner Geschlechter, der grausenvolle Tod des Kaisers Andronicus, das Religionsgespräch Luther's mit Eck, die Kriege zur Zeit der Fronde, Ludwig's XIV. Verhältniß zur Maintenon, die Thronerhebung Katharina's I. und die letzte serbische Revolution behandelt worden. Eine störende Einrichtung sind die in den Randanmerkungen — wie sie Hr. v. Ostrow selbst nennt — gegebenen Überblicke einzelner Reichsgeschichten, wie Ägyptens, Syriens, Neapels, Englands, Preußens, Chinas, oder einzelner Begebenheiten, als der belgischen und polnischen Revolution, die eine trockene Aufzählung von Notizen enthalten und unmöglich ein anschauliches Bild darbieten können, wie es doch der Verf. nach seinen wiederholten Äußerungen bei seinen Lesern hervorzurufen bestrebt gewesen ist.

Die Sprache im vorliegenden Buche ist meistens einfach und klar. Nur mitunter findet man geschraubte Ausdrücke, wie „der Dunstkreis antik-romantischer Sagen", oder das „blühende Heer Karl's XII.", oder wenn Talleyrand ein „obligater Acteur jeder Staatskrisis" genannt ist. Hier und da mußten die Übersetzungen aus den alten Classikern treuer sein. So in Th. 1, S. 320: „Curius hatte schon lange mit Fulvien, einem edeln Weibe, sträflichen Umgang gepflogen", wie man sich aus den Worten des Sallustius (Catil. 23): „Erat ei cum Fulvia, muliere nobili, stupri vetus consuetudo", überzeugen kann; oder in Th. 1, S. 388: „Otho lebte in Lusitanien bis zu den Bürgerkriegen rechtschaffen im Wonnegenuß der Muße und Mäßigung bei der Macht", wo der Tacitische Ausdruck („Annales", I, 46) procax otii ganz verwischt ist. Auch darf magister equitum nicht schlechthin durch „Reiteranführer" verdeutscht werden. Über Leben und Sitten der Griechen und Römer hat sich Hr. v. Ostrow nirgend ausgesprochen; denn er verwirft solche massenartige Schilderungen und meint, daß Barthélemy's Buch hier hinlängliche Auskunft geben würde. Das ist aber ebenso unbefriedigend und noch dazu ungerecht gegen deutsches Verdienst, als wenn der Verf. erklärt, daß er für Peter's I. Geschichte keine bessere Quelle wüßte als Voltaire's bekannte Biographie dieses Fürsten.

Mancher falschen Namen und Angaben, wie der Veränderung des Hauptmanns Deveroux, Wallenstein's Mörder, in „Deutroir", oder der Niederlage, die Marschall Ney bei Berlin (es soll heißen „bei Dennewitz") erlitten hat, wollen wir jetzt weiter keine Erwähnung thun. Es findet sich auch sonst noch Manches von dieser Art, wo wenigstens die Benutzung neuer, glaubwürdiger Quellen vermißt wird. Die angehängten synchronistischen Tabellen sind eine dankenswerthe Zugabe. *D.*

Bibliographie.

Bode, B., Das Frohnleichnamsfest, oder: Bund- und Sieg in und mit Christus. Predigt. Magdeburg, Rayzurchi. Gr. 8. 3½ Ngr.

Braunstein, C., Wegweiser durch die religiösen Wirren unserer Tage, für Katholiken, die nach einem solchen sich umsehen. Breslau, Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Bruch, J. F., Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben. In Briefen. 1ster Theil. Strasburg, Treuttel und Würz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Actenmäßige Darstellung der gegen den Gymnasial-Oberlehrer Aug. Witt in Königsberg geführten fiscalischen Untersuchung. Leipzig, Hartmann. 8. 1 Thlr.

Delkeskamp's, F. W., Malerischer Reise-Atlas des Rheins von Basel bis zum Meere. Nebst Supplementband: Theile von Holland und Belgien, und die Dampfschiff-Verbindungen mit England enthaltend. Nach der Natur gezeichnet, mit 150 Randbildern und 18 Städteplänen. Mit Text. Frankfurt a. M. 1844. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die protestantischen Freunde und ihre Gegner, beurtheilt aus den Schriften von Findeis, Guericke, Harnisch, Jahn, König, Müller, Neuenhaus, Pistorius, Pröhle, Steinbrecher, Uhlich, Wegener, Wiklicenus und mehren Ungenannten. Oschersleben, Jäniche. 8. 5 Ngr.

Gedanken eines evangelischen Laien über die katholische Reform. Berlin, Mittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *K. Schädel*. Hanover, Hahn. Gr. 12. 10 Ngr.

Geffcken, J., Der St.-Nikolaikirchenbau. Betrachtungen über zwei Schriften, die diesen Gegenstand betreffen. Hamburg, Herold. 8. 10 Ngr.

Gillet, Die erste Preußische Provinzialsynode zu Königsberg in Preußen im December 1841. Insterburg, Friese. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Beiträge zur Beleuchtung auch der Schrift des Herrn Dr. Abegg: Nähere Beleuchtung des Protestes, welchen Herr Consistorialrath, Professor und Hofprediger Dr. Sieffert gegen den vom ꝛc. Burgkirchen-Collegium in Betreff des Herrn ꝛc. Dr. Rupp am 22. Februar 1845 gefaßten Beschluß eingelegt hat. Insterburg, Friese. Gr. 8. 1 Ngr.

Gretschel, C., Geschichte des sächsischen Volkes und Staates. 14te Lieferung. Leipzig, Orthaus. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Haupt, A., Daguerrotypen der Zeit. Dichtungen. Bamberg, Züberlein. 8. 1 Thlr.

Thoffen, J. J., Darstellung der Einrichtung und der Wirksamkeit des Aachener Vereins zur Beförderung der Arbeitsamkeit. Aachen, Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Ur-Christenthum für alle Confessionen. Münster, Coprenrath. Gr. 8. 5 Ngr.

Vom Katholicismus und Socialismus gegen Johannes Ronge, mit besonderer Berücksichtigung seines „Aufrufs an die niedere katholische Geistlichkeit" von einem niedern katholischen Geistlichen Württembergs. Herausgegeben von J. Scherr. Stuttgart, Franckh. 8. 10 Ngr.

Wegener, R., Das heilige Land, oder lichtvolle Darstellung Palästinas in seiner religiösen Bedeutung bis auf unsere Tage, zur lebendigen Veranschaulichung der biblischen Geschichte und tieferer Begründung des geschichtlichen Glaubens an den Erlöser in den jugendlichen Gemüthern, für christliche Schulen. Gumbinnen, Bönig. 8. 10 Ngr.

Zarbl, J. B., Vom Berufe und Verdienste des klösterlichen Lebens. Landshut, Thomann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 210. — 29. Juli 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Dritter und letzter Artikel.*)

40. Kaiser Heinrich IV. Drama von Fr. Rückert. Zweiter Theil: Des Kaisers Begräbniß. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. 12. 1 Thlr.

Der Genuß, welchen der zweite Theil des „Kaiser Heinrich IV." gewährt, ist jedenfalls ein reinerer als der, welcher der in zweierlei Richtung genossene erste Theil uns geben konnte. Er wäre ein unbedingter, wenn der Dichter sich der gefährlichen Mischung des Lyrischen mit dem Dramatischen strenger enthalten und seinen rhythmischen Formenreichthum mit weniger Willkür vor uns entfaltet hätte. Die Auffassung des historischen Inhalts dieser Dichtung ist dagegen meisterhaft und zeigt uns den Dichter von einer neuen und glänzenden Seite. Wir hätten die Aufgabe kaum für lösbar gehalten, das unglaubliche Gewirr der Interessen und Bestrebungen, das Deutschland nach Heinrich's Rückkehr aus Italien zerriß, vollständig in einen dramatischen Rahmen zu fassen. Rückert aber gibt uns, ohne selbst die Incidentpunkte zu übergehen, ein lückenloses Bild davon. Vielleicht foderte der dramatische Effect größere Concentration und mehr Einfachheit, aber als ein die Historie verklärendes Drama kann dieser zweite Theil seines „Kaiser Heinrich IV." für eine vorzügliche Leistung gelten. Dabei ist das Werk durchweg so warm und mit so viel Liebe behandelt, daß es auch in dieser Beziehung weit vor dem ersten Theil, dessen letzte Hälfte nur stiefväterlich ausgestattet war, den Vorrang einnimmt. Zunächst sehen wir den siegreichen Kaiser im Dom zu Merseburg mild besonnen, würdig, fest und offenbar auf dem Höhenpunkte seines Lebens, als Kaiser und als Mensch. Weil er innerlich ruhig geworden, gelingt ihm auch das Schwerste: seine Feinde zu versöhnen. Er vergibt seinem Sohn; er zieht die alten Stammesgegner, den alten wie den jungen Welf von Baiern, zu sich herüber; er ertheilt mit kaiserlicher Freigebigkeit Verzeihung, Würden, Vertrauen. Aber bald bricht die alte Hyder wieder in sein kurze Zeit gesegnetes Dasein. Sein Sohn Heinrich, der in seiner Kälte und Strenge wohl fühlt, daß Friedrich von Stauffen, sein Schwager, dem warmen Herzen des Kaisers näher steht als er, läßt sich durch Rom von neuem verlocken zu offener Empörung, gestützt auf die Bischöfe, Rems Geschöpfe, die der Kaiser entsetzen mußte. Unter diesen ist Gebhart von Speier des Kaisers wildester Gegner. Der wachsende Anhang des Sohnes nöthigt den alten Kaiser zur Flucht bis Lüttich, wo ihn, der lange schon nach dem ruhigen Schlummer im Dom zu Speier verlangt, der Tod ereilte. König Heinrich empfängt die Trauerkunde würdig, zwingt Rom, ihn zu krönen und des Vaters Bann zu lösen, und das Drama endet mit dem feierlichen Begräbniß des Kaisers im Dom zu Speier, wo der Geist seiner Mutter Bertha, seiner Braut Mathilde von England, die Zukunft enthüllt, und der Chorgesang den alten Kaiser segnend in die Gruft begleitet.

Und was nie im Leben dein,
Sei im Tode dir beschieden,
Ruh und Sieg
Nach Kampf und Krieg
Sieg und Ruh dem Müden.

Deutsche Treu' und deutscher Muth
Hüte dieser Schwelle Feier;
Nimm dein Heiligthum in Hut
Vor dem Fremden, dem Entweiher!
Deutscher Dom,
Am deutschen Strom,
Sei gegrüßt, o Speier!

Der einzelnen rührenden und ergreifenden Stellen des Dramas können wir nicht erwähnen; vielleicht hat die Versöhnungsscene mit den Welfen die meiste dramatische Gewalt; die Haltung, der Ton des ganzen Stücks aber ist eher der der milden Weisheit als der dramatischen Effecte. Dieser Ton ist festgehalten und bleibt dadurch selbst nicht ohne gewichtige Wirkung auf das Gemüth des Lesers; es ist wie eine sanfte, höhere Stimme, wie ein stiller Chor, der aus dieser Geschichte selbst zu uns herübertönt.

Des rhythmischen Formenwechsels haben wir schon gedacht. Die Trochäen in der Scene zwischen Bertha und Kunigunde machen eine gute Wirkung; doch sind Stellen wie:

Kunigunde.
Euch vergöttert ein Gemahl.

Bertha.
Den ich nicht kann glücklich machen.

Kunigunde.
Euer Lob singt Berg und Thal.

Bertha.
Zwischen lauter Kriegsnoth Achen (!)

nicht zu loben, und verrathen eine nicht genügende Feile. Mit guter Wirkung sagt König Heinrich (S. 55):

Ich habe Christenthum vom Pfaffenthum,
Bekehrt durch's Leben, unterscheiden lernen.
Weh' Dem, der nicht in dieser bösen Zeit
Sein Stückchen Christenthum unangefochten
Vom Pfaffenthum in seinem Herzen trägt.

So haben Geschichte und Reflexion, Poesie und historische Ergründung an diesem Drama gleichen Antheil, die Zeichnung des frommen und doch willensfesten Wesens Heinrich's aber, sobald die Ereignisse von ihm Thaten fodern, ist trefflich festgehalten. Um so weniger rechtfertigen sich solche lyrisch-monologische Ergüsse wie (S. 110):

Du hast nun deinen Lauf vollbracht, nach Gottes Wohlgefallen,
Mein alter Welf, o dürft' ich doch, wie du zum Grabe wallen! —

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 88 — 90 und Nr. 148 — 151 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

in welchen zwar ein schöner, aber hier doch ganz fremdartiger Panegyrikus auf Gottfried von Bouillon enthalten ist. Wir müssen dergleichen Rückert'sche Eigenthümlichkeiten abzurechnen wissen, wenn wir uns an den so reichen und oft so schönen Gaben dieses Dichters erfreuen wollen; sie liegen zu tief in seiner Natur und sind zu sehr mit seinem vielgestaltigen Wesen verwachsen, als daß sie irgendwo selbst dem bessern Vorsatze wichen. Einen Dichter wie Rückert haben wir ganz hinzunehmen so gut wir können; an ihm mäkeln, heißt uns selbst um einen Genuß betrügen, wie gerade er ihn nur gewähren kann. Andere leisten Anderes; Rückert gerade dies.

41. Brutus und Lucretia. Drama in vier Acten. Von Karl Hugo. Wien, Gerold. 1845. Ler.-8. 1 Thlr.

Der Verf., welchen wir schon durch seine „Große Fibel" als einen begabten dramatischen Dichter kennen lernten, beweist uns zunächst durch seine Vorrede zu diesem Drama, daß er ein schlechter Prosaist und ein höchst leidenschaftlicher, durch den Druck des Lebens tief verletzter Geist ist. Seine Klagen über Verkennung, Feindseligkeit und Intriguen Derjenigen gegen ihn, von welchen die Darstellung seines Dramas abhängig ist, sind die oft gehörten, nur mit ungewöhnlicher Indignation, ungemeinem Werthsgefühl und heißer Leidenschaft ausgedrückt. Wir sehen ihm die letztere nach; denn ohne dieselbe wäre er nicht der begabte Poet, der er ist; allein er vernehme und würdige nun auch eine unbefangene Stimme und obendrein eine wohlmeinende. Auch wir halten seine so lesenswerthen und poetischen Dramen nicht für darstellbar; auch wir würden sie auf dem Repertoire nicht zulassen. Noch enthalten sie zu viel subjectiven Erguß, zu viel Breite, zu wenig von dem üblichen Theatermaß; noch sind sie zu voll der ungebändigten Leidenschaft, zu fremdartig, zu wenig auf das dramatische Endziel hingerichtet. So ist in diesem „Brutus und Lucretia" allerdings eine Überfülle von Gedanken, ein glühendes Gefühl für Recht und Freiheit, eine hohe Auffassung des römischen Geistes, eine glänzende Darstellung der Hauptcharaktere wiedergegeben; aber an der künstlerischen Ruhe in Entwickelung der Handlung, an der technischen Zeichnung und Färbung der Thaten und der Personen mangelt es so sehr, daß auch diese höchst poetische Arbeit für die Bühne wieder verloren ist. Der Verf. muß sich darüber beruhigen lernen. Er blicke nicht mehr zürnend und empört auf das Glück Ponsard's und den Bühnenerfolg seiner „Lucrèce", die an poetischem Werth von seinem Brutus hundertfach überwogen wird; er gewöhne sich, die Gattungen für ganz gesondert zu halten, die seinige für geeignet, dem kleinen Kreise poetisch gestimmter Leser und Kenner Genuß zu geben, die andere dagegen für geschickt, mit hohlem Phrasenpomp die Ohren einer französischen Theatergesellschaft zu vergnügen, dann wird er ruhiger urtheilen lernen und in der eigenen Befriedigung Lohn und Lust der Kunstübung erwerben.

Wir haben schon angedeutet, daß eine hohe Conception des römischen Mannesgeistes uns das Ausgezeichnete dieser Dichtung zu sein scheint, und in der That ist diese Auffassung römischer Kraft und römischen Willens so hervorstechend, daß selbst Alfieri's Bemühen um gleichen Adel und gleiche Kraft dagegen eitel erscheint. Sie ist von solcher Art, daß sogar der Übermuth der Tarquinier davon geadelt wird, und daß der König wie sein Sohn zu würdigen Gegnern der Freiheitsfreunde werden. Das war eine schwierige Aufgabe, und der Verf. löst sie aufs beste. Die Fabel ist die bekannte; und dennoch folgt eine spannende Scene der andern, zu nicht geringem Ruhm des Verf.; die Charaktere sind die oft dargestellten, und dennoch erscheinen sie als neue, fremdartige, höhere. Träte diesem nun ein Ausdruck hinzu, der die Gesetze der Schönheit zur Norm nähme, so hätten wir ein Werk vor uns, dem der Preis gesichert bliebe. Hier aber liegt der Fehler, sei es nun, daß der Verf. seiner Phantasie allzu freies Spiel gestattet, oder daß er der Versuchung zu übertriebenem und excentrischem Ausdruck nicht genug vom künstlerischen Widerstand entgegensetzt. Ein Beispiel dieser Art mag genügen. Es ist vom Tode des Vaters des Brutus die Rede, den Tarquinius tödten ließ. Brutus erzählt von der Epidemie, die damals herrschte, und die der König heilte; jene hatte, sagt er, ihren Sitz im Kopfe, und er schnitt den brandigen Fleck ab. So weit lassen wir die Wendung gelten. Allein, wenn der Poet nun fortfährt:

Er machte so den Tod zu seinem Affen;
So ward der Tod zum Affen eines Affen
Und eiferte mit dem geschickten Meister,
Der schnell abschneiden ließ ein jedes Haupt,
Das ihm zu brennen schien, damit der Brand
Nicht auch den ganzen Körper mit anstecke.
Und schrint auch euch einmal ein Kopf zu brennen,
Seid Affen des Tarquin und schneidet ihn
Vom ganzen Körper und er bleibt dann frei.

Vaterius.

Beim Mars! Ein freier Sinn ist in dem Unsinn!

Brutus.

So wie ein Sklavensinn im Unsinn Roms!
Drum schneid' dem Unsinn ab den brand'gen Kopf,
Und du befreist den Sinn vom stolzen Kropf u. s. w.

so ist dies geschmacklos und widerwärtig. Der Verf. hat gewünscht, daß wir ihm seinen Fehler mit dem Finger nachwiesen; es ist dieser: Mangel an Beherrschung, an ästhetischem Feingefühl. Tarquin ist vertrieben, Lucretia gestorben; man ruft dem Brutus zu: Heil dem König Brutus! Darauf dieser:

Nur leiten will ich euch — doch nie als König.

Marius.

Erwählt vom Volke, mußt du König sein.

Brutus.

. . Hört, Römer! euer
Vielstimm'ger Ruf zum König ist nur das
Vielstimm'ge Echo jenes Götterspruchs
Zu Delphi, der mich längst bestimmt zum Herrscher.
Die Götter aber sind Tyrannen, da
Sie den Tyrannen liebten . . . aber ich
Bin Junius mit dem geläuterten Willen,
Der, selbst vom schwersten Schicksal ungebeugt,
Noch stärker wurde als der Götter Wille . . .
Als der Beschluß des Schicksals, dem sich selbst
Die Götter fügen müssen . .
Mein erster Wille ist mein letzter Wille;
Ich bin nur euer Consul . . .
Denn der Tyrann ließ schmerzlich euch erfahren,
Wie die Alleinbeherrschung wird unter
Dem schwachen Sterblichen zur Mutter einer
Familie des Übermuths und Mißbrauchs . . .

Dies sei genug, zu zeigen, wie der Verf. seine Römer begreift. Wie erhaben und eigenthümlich dies auch geschehe, so scheint uns doch die romantische Tonart, in der die Dramen der „Großen Fibel" gedichtet sind, dem Gemüthe des Verf. mehr zuzusagen; wenigstens ließ sie ihn schönere Formen des Ausdrucks finden, als der etwas starre Dreiklang von Kraft, Ruhm und Freiheitsliebe hier gewinnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire des états-généraux et des institutions représentatives en France, depuis l'origine de la monarchie jusqu'en 1798, par *A. C. Thibaudeau*. Zwei Bände. Paris 1843—44.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hatte vor einiger Zeit die Preisfrage aufgestellt: „die Geschichte der Generalstände in Frankreich von 1302—1614 zu entwerfen; die Beweggründe ihrer Berufungen, die Art ihrer

Zusammensetzungen, die Weise der Deliberationen und die Ausdehnung ihrer Vollmachten zu erklären; die Unterschiede zu bestimmen, welche zwischen diesen Versammlungen und den Parlamenten Englands bestehen, und die Ursachen hervorzuheben, welche es verhindert haben, daß sie nicht wie diese letztern eine regelmäßige Institution der alten Monarchie wurden". Wenn wir nicht irren, liefen nur zwei Denkschriften ein, welche es sich zur Aufgabe gestellt hatten, diese Preisfrage zu lösen, und da dieselben nicht für genügend befunden werden konnten, so wurde der Termin derselben verlängert. Indessen scheint es uns doch, als ob diese interessante Aufgabe verschiedene Historiker veranlaßt habe, ihre Studien gerade auf die Punkte zu lenken, welche das Institut einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen wissen wollte. Vielleicht wurde auch Thibaudeau dadurch angeregt, dieses wichtige Thema zu behandeln, obgleich das Werk, welches wir von ihm erhalten haben, in seinen einzelnen Theilen nicht ganz mit den Foderungen obiger Preisaufgabe übereinstimmt. So finden wir darin unter Anderm keine Vergleichung zwischen den französischen und englischen Institutionen, wie sie das Institut verlangte; und dagegen untersucht der Verf. wieder in einer ausgedehnten Einleitung die Beschaffenheit dieser Versammlungen vor der Regierung Philipp's des Schönen.

Thibaudeau glaubte — und wie es uns scheinen will, nicht ohne Grund —, daß der Adel und die Geistlichkeit allein berufen waren, über die Maßregeln der Regierung zu deliberiren und daß das Volk, wenngleich sein Name auch wol zuweilen in den bezüglichen Urkunden figurirt, an diesen Versammlungen keinen Antheil hatte. Nirgend finden sich wenigstens Spuren davon, daß es gewählt oder zusammenberufen worden wäre. Die einzige Stelle, welche dieser Behauptung zu widersprechen scheint, ist die Angabe einer alten Chronik, wo es von der Versammlung zu Ingelheim (788), auf der der König Tassilo verurtheilt wurde, heißt: es hätten sich daselbst befunden Pontifices, majores, minores, sacerdotes, reguli, duces, comites, praefecti, cives oppidani ... Hier werden also die Bürger oder Städtebewohner ausdrücklich als anwesend bezeichnet; aber Thibaudeau bemerkt mit Bezug auf diese Stelle: „Wir wissen nicht, ob dieses Belegstück genau ist, und dann könnte vielleicht dieses isolirtstehende Factum eine Ausnahme sein, durch welche gerade die Regel bekräftigt würde."

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die Ansicht des Verf. gegründet sein mag; so viel aber steht fest, daß das Volk, als Philipp der Schöne die drei Stände wegen seiner Streitigkeit mit Bonifaz VIII. berief, weit entfernt war, in dieser Aufforderung, an den Verhandlungen Theil zu nehmen, eine Erweiterung seiner Rechte zu sehen. „Man erkannte so wenig die Wichtigkeit dieser Berufung", sagt Thibaudeau (I, 73), „daß man die Aufgabe, sich zur Versammlung zu begeben, für eine drückende und lästige Pflicht vielmehr als für ein Recht oder eine Concession der königlichen Autorität hielt. So sieht sich dieselbe denn genöthigt, Gewalt zu brauchen und die Gemeinden, welche keine Abgeordneten geschickt hatten, in Strafe zu nehmen." Die Versammlung dieser Stände währte nur einen Tag und der König hatte so vielen Grund, mit ihrem Gehorsam und ihrer Gefügigkeit zufrieden zu sein, daß er sie während seiner Regierung noch viermal berief. Es war dies im J. 1303, wo er Bonifaz VIII. aufs neue anklagte; 1308, wo er die Zustimmung des Volks zur Vernichtung des Tempelherrenordens einholte; 1313 und 1314, wo er die Stände um Geld anging. Während der folgenden Regierung führt der Verf. keine Ständeversammlung an, sondern erwähnt nur einer Zusammenkunft der Prälaten und Barone, die zu Pontoise im J. 1316 stattfand, und beleuchtet zugleich die Ordonnanz, in der Ludwig X. für sich und seine Nachkommen erklärt, daß man in Zukunft keine Abgaben ohne Zustimmung der Volksabgeordneten erheben könne. Nach dem Tode Ludwig's aber eröffnete sich den Ständen ein Feld neuer Thätigkeit, indem sie berufen wurden, in Bezug auf die Erbfolge ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Bei der Erörterung dieser Frage scheinen sie nicht eben sehr gründlich zu Werke gegangen zu sein, wenigstens war die Anwendung, die sie von einem Artikel des Salischen Gesetzes machten, keine ganz tadelfreie. Bekanntlich lautete ihr Urtheil dahin, daß sie die weibliche Thronfolge ausschlossen („à la couronne de France femme ne succède pas"), und so wurde Philipp der Lange als König von Frankreich anerkannt. Dieser Prinz berief die Stände zweimal, im J. 1318 und 1321. Mit Bestimmtheit lassen sich die Veranlassungen, um deretwillen sie zusammenkamen, nicht angeben. Im J. 1328 bot sich endlich der Ständeversammlung wieder ein wichtiger Gegenstand zur Behandlung dar, indem es sich darum handelte, zwischen Philipp von Valois und Eduard III. von England zu entscheiden, welche sich Beide um den erledigten Thron von Frankreich oder, im Fall die schwangere Witwe Karl's III. mit einem Sohne niederkommen sollte, um die Regentschaft bewarben. Die Versammlung entschied sich zu Gunsten Philipp's von Valois, und derselbe bestieg, nachdem die verwitwete Königin eine Tochter geboren hatte, den französischen Thron. Wir finden keine genauen Angaben darüber, wie diese Stände, denen es oblag, über das Geschick des Reichs zu verfügen, zusammengesetzt waren. Indessen spricht sich Thibaudeau mit Bezugnahme auf verschiedene Andeutungen, die in Chroniken zerstreut sind, dahin aus, daß es die Fürsten, Prälaten und Barone allein waren, welche, nachdem sie die Rechtsgelehrten zuvor zu Rathe gezogen hatten, das entscheidende Urtheil fällten. Während der ersten Regierung der neuen Dynastie wurden die Stände zu wiederholten Malen berufen und erklärten bei dieser Gelegenheit, „que les impôts sur le sel étaient moult deplaisants au peuple, et que le roi ne pouvait lever tailles en France que de l'octroi des gens des états".

Indessen wurden die Stände während der Regierungen Johann's des Guten und Karl's des Weisen noch ungleich kühner. Wir wollen hier auf die Geschichte der Versammlungen von 1355—58 nicht näher eingehen und begnügen uns hier, die Leser auf das Werk Thibaudeau's zu verweisen, der gerade diese Partie mit großer Sorgfalt behandelt hat. Die Verhandlungen dieser hochberühmten Versammlungen werden uns hier in einem lichtvollen Überblicke vorgelegt, aus dem wir uns ein treues Bild von allen reformatorischen Versuchen machen können, welche von den Ständen ausgingen. Das Einzige, was wir vielleicht an dieser ganzen Darstellung aussetzen könnten, wäre die allzu große Strenge, mit der der Verf. den König Johann beurtheilt, während er uns Karl den Bösen in einem gar zu günstigen Lichte darzustellen scheint. Hier weicht Thibaudeau sehr von der Charakteristik dieser beiden Personen ab, die Henrion de Ponsey in seiner Geschichte der Nationalversammlungen von Frankreich entwirft. Karl V. scheint uns mit größerer Unparteilichkeit geschildert zu sein. Während der Regierung dieses Königs wurden die Stände nur in äußerst seltenen Fällen zusammenberufen. Überhaupt suchte sich derselbe jede fremde Einmischung so fern als möglich zu halten, um ruhig und mit kalter Berechnung seinen Weg zu verfolgen. Es gelang ihm durch die Gewalt seiner Politik Das wieder zu erwerben, was die Kampflust seiner Vorfahren auf das Spiel gestellt und verloren hatte. Unter Karl VI. nimmt die ganze Sache eine neue Wendung. Vergeblich widersetzen sich die Stände den unsinnigen Vergeudungen des Hofes. Um das Geld mit vollen Händen ausstreuen zu können, sehen sich die Machthaber genöthigt, das Volk immer mehr und mehr mit drückenden Steuern zu belasten. Bald sind die Abgaben so unerschwinglich geworden, daß die thätigen und gutgesinnten Landbewohner, um den unerträglichen Bedrückungen zu entgehen, das Königreich in Menge verlassen. Die Stände fühlen, daß dieser beängstigende Zustand nicht länger währen kann und so fassen sie endlich Muth in einer Versammlung vom J. 1413, nachdem das 15. Jahrhundert mit unseligen Wehen begonnen hatte, ernstlich auf radicale Reformen zu drin-

Digitized by Google

gen. Aber die Noth war so groß, daß man nicht wußte, wo man anfangen sollte. Vergeblich wurde eine eigene Commission berufen, welche sich über die dringendsten Maßregeln berathen sollte; vergeblich liefen Vorschläge aller Art ein; die Commission trennte sich wieder, ohne das Wohl des Staats auf irgend eine Art gefördert zu haben. Das Unwetter, das sich über Frankreich zusammengezogen hat, entladet sich endlich mit fürchterlicher Gewalt. Nachdem die Engländer schon lange die Ruhe des Landes erschüttert haben, halten sie endlich ihren Einzug in der Hauptstadt. Von nun an schalten sie als die Herren des Reichs. Sie berufen die Stände, welche ihnen Geld zur Fortsetzung des Krieges bewilligen. Aber der Dauphin verzagt nicht; im Vertrauen auf seine gute Sache und seine eigene Kraft und unterstützt von den Ständen zu Bourges (1421), zu Melun in Berry (1425), zu Chinon (1428), zu Tours (1433) und von Orleans (1440) gelingt es ihm, den Erbfeind Frankreichs zu bändigen und aus dem Königreiche zu verjagen, sodaß er seinem Sohne und Nachfolger einen gesicherten Thron hinterlassen kann. Ludwig XI. verfolgte mit unerschütterlicher Festigkeit die Demüthigung der Großen, welche das Ziel war, das er sich gesteckt hatte. Aber dadurch entfremdete er sich den Adel. Derselbe that sich zusammen und stiftete den Bund des öffentlichen Gemeinwohls, „ligue dite du bien public, parcequ'elle s'entreprenait sous couleur de dire que c'était pour le bien public", wie der verschmitzte Commines meint. Thibaudeau schildert mit vielem Glück die Gewandtheit, welche Ludwig diesen Verbündeten gegenüber entfaltete und wie es ihm gelang, sie trotz ihrer Stärke unschädlich zu machen. So erhalten wir auch ein kleines Bild von dem schlauen und trügerischen Benehmen, durch das der König die Stände zu Touré (1464 und 1467) in sein Interesse zu ziehen wußte. Nicht minder gelungen ist dem Verf. die Darstellung jener wichtigen Ständeversammlung, in der die Vormundschaft über den unmündigen Karl VIII., dessen Schwester der Anna von Beaujeu und dem Gemahl derselben überwiesen wurde. Aber bevor der Vers. diese wichtige Partie in ihrer ganzen Ausführlichkeit behandelt, erörtert er in einer Episode die Art und Weise ihrer Berufung und die Grenze des Rechts, welches den Deputirten gebührte. Zugleich analysirt er die Cahiers, welche die Stände bei dieser Gelegenheit zu befolgen hatten, und geht dann in seiner geschichtlichen Darstellung weiter, indem er einen kleinen Überblick über den Gang der Verhandlungen gibt. Übrigens war dies die einzige Versammlung, welche während der Regierung Karl's VIII. stattfand. Auch während der Regierung seines Nachfolgers wurden die Stände nur ein einziges Mal berufen. Es war dies zu Tours im J. 1506. Bei dieser Gelegenheit wurde dem König Ludwig XII. der Beiname eines Vaters des Volks verliehen; aber ungeachtet dieser schmeichelhaften Auszeichnung verschmähte er es, seine Zuflucht wieder zu den Ständen zu nehmen. Die Versammlung, welche er im J. 1510 nach Tours beschied, war nämlich nur ein Comité, welches die Aufgabe hatte, das Benehmen Julius' II. einer Prüfung zu unterwerfen. Franz I., der fünf Jahre darauf den Thron von Frankreich besteigt, erscheint hier nicht eben im günstigsten Lichte. Besonders wird ihm der schimpfliche Vertrag, den er, um seine Freiheit wieder zu erlangen, zu Madrid schloß, sehr zur Last gelegt. Bekanntlich berief er, nachdem er in sein Reich zurückgekehrt war, die Stände, um sich vom Volke von gewissen Verpflichtungen jenes Vertrags lossprechen zu lassen. Diese Versammlung fand zu Cognac statt. Thibaudeau sagt (I, 401): „Es herrschte keine Übereinstimmung in Bezug auf ihre Zusammensetzung. Es wurden die drei Stände von Burgund dahin berufen; aber es hat den Anschein, als wenn, was den übrigen Theil von Frankreich betrifft, nur die Geistlichkeit und der Adel vertreten gewesen wären. Hieraus kann man abnehmen, daß dies eigentlich nur eine Versammlung der Notabeln war." Der Beschluß, der hier gefaßt wurde, entsprach den Wünschen des Königs. Im nächsten Jahre hatte sich der politische Horizont so umwölkt, daß die Notabeln aufs neue zu einer Versammlung (1527) beschieden wurden. Bei dieser Gelegenheit verlangt der König eine förmliche Zustimmung zur Verletzung der madrider Verträge. Die Stände erklären auch in der That, daß dieselben durch Gewaltthätigkeiten erpreßt worden wären und daß der König deshalb nicht gehalten sei, die Verbindlichkeiten, die er jenen Verträgen zufolge übernommen habe, zu erfüllen. So lodert denn der Krieg mit Spanien wieder auf, und wenn er durch den Vertrag zu Crespy, den Tod Franz' I. und den Rücktritt Karl's V. auch auf Augenblicke unterbrochen wird, so wüthet er doch unter Heinrich II. und Philipp II. mit erneuter Gewalt. Der Verlust bei Saint-Quentin veranlaßt eine neue Berufung der Stände. Dieselben überreichen dem Könige Klage- und Beschwerdeschriften; aber kaum hat der König die gewünschten drei Millionen Thaler, so schlägt er auch die Versprechungen, durch die er die Stände gewonnen hatte, in den Wind. Sein Nachfolger sieht sich während seiner kurzen Regierung genöthigt, seine Zuflucht zu den Ständen zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Werke über China.

Die Wiedereröffnung des Reichs der Mitte durch die englischen Waffen hat allenthalben das Interesse an diesem so lang verschlossen gewesenen Buch mit sieben Siegeln neu erweckt, und es ist ganz natürlich, daß, um die Vergleichung des Sonst und Jetzt möglich zu machen und den Beweis zu liefern, in welchem Zustande der Stagnation eine ganze Völkerwelt durch das Abschließen nach außen viele Jahrhunderte hindurch verharrt ist, alle alten Berichte und Reisebeschreibungen über jenes unermeßliche Reich und seine Bevölkerung wieder hervorgesucht und in neuen Auflagen und Bearbeitungen dem belehrungsdurstigen Publicum zugänglich gemacht werden. So wie in Deutschland der berühmte Marco Polo, der kühnste Reisende des Mittelalters, mit der seiner Zeit weit vorangeeilten ethnographischen Beobachtungsgabe in einer neuen Ausgabe der Lesewelt vorgeführt wird, so sind in England kürzlich die „Memoirs of father *Ripa* during thirteen years residence of the court of Peking etc. Selected and translated from the Italian by *Fortunato Prandi*" erschienen. Dieser Vater Ripa kam als römischer Missionar in den letzten Jahren der Regierung der Königin Anna nach London und suchte bei der Ostindischen Compagnie die Erlaubniß nach, seine Sendbotenreise auf einem Schiffe dieser mächtigen Handelsgesellschaft bewerkstelligen zu dürfen. Die damals in England bei den Machthabern lebendige Besorgniß vor den Entwürfen der Jesuiten stellte diesem Wunsche ziemliche Schwierigkeiten entgegen, nach deren Beseitigung der Missionar nach Macao ging, wo er die Erlaubniß erhielt, nach Peking zu reisen und in des Kaisers Dienst zu treten. Er wurde als Hofmaler angestellt. Er war in dieser Eigenschaft sehr häufig in der nächsten Umgebung des „Sohnes des Himmels" und liefert in seinen Memoiren die interessantesten Züge des dortigen Hoflebens und des Charakters des asiatischen Selbstherrschers. Nach dessen Tode fand Vater Ripa es aber in Folge des Systemwechsels der Regierung, welche die Fremden mit argwöhnischem Auge zu betrachten und auf alle Art zu belästigen und zu verfolgen begann, gerathen, das Land zu verlassen und nach Europa zurückzukehren, wohin er mehre junge Chinesen mit sich nahm. Er gründete zum Zwecke der Ausbildung derselben zu Missionaren für ihr Vaterland in Neapel ein chinesisches Collegium, welches noch heute besteht, und aus dem später Lord Macartney bei seiner berühmten Botschaft nach China zwei Dolmetscher erhielt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 211. — 30. Juli 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

42. Deutsche Originallustspiele. Von L. Feldmann. Wien, Wallishauser. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.

Wenn man Reichthum und Mannichfaltigkeit der Erfindung nicht gerade zu der ersten und Cardinaltugend eines Lustspieldichters erhebt, so gehört Feldmann gewiß zu den schätzbarsten unter unsern Poeten in dieser Gattung. Seine Fictionen sind fast alle zulässig; sein Dialog ist gewandt, witzig, geistreich und belebt; die Intentionen sind fast immer tadellos, die Verwickelungen geschickt und meist geschmackvoll. Dagegen nimmt er es mit der Neuheit der Situation nicht eben genau, und läßt auch in der Charakterzeichnung das schon Bewährte bestehen und gelten. Eine glückliche Idee liegt seinen meisten Stücken zum Grunde. So erfreut das Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen", durch eine wirkliche vis comica der Situation, welche durch das Lächerliche in den Besorgnissen der Ältern, während der abwesend geglaubte Sohn ruhig im Hause weilt, viel gute Laune gibt. Ebenso wird sich das „Portrait der Geliebten" lange auf der Bühne behaupten, wiewol dasselbe Thema — die Ungunst kleiner Misgeschicke — von E. Devrient noch geschmackvoller bearbeitet worden ist. In dem Lustspiel: „Die Kirschen", ist nur das Gewöhnliche geleistet und die Geißel, welche in dem Drama „Die freie Wahl" geschwungen wird, läßt die Foderungen des guten Geschmacks ziemlich unbefriedigt, indem es auf Kotzebue'sche Tendenzen abzielt; dagegen wäre das vieractige Lustspiel „Die schöne Athenienserin" tadellos, wenn die Erfindung nicht doch allzu gewaltsam und zu einer langen Täuschung ungeeignet erschiene. Der Stoff ist glücklich ergriffen, die Verwickelung wirksam und gut, allein zur Ausfüllung von vier Acten offenbar unzulänglich. Am meisten befriedigen bei dem Verf. Situationen, wie sie im „Sohn auf Reisen", theilweise auch wie sie im „Portrait der Geliebten" vorkommen; dagegen fehlt ihm der höhere, überschauende Standpunkt des Lustspieldichters, wie ihn Raupach so glücklich andeutete, gänzlich, und wir können ihm nur rathen, sein Augenmerk auf diesen Standpunkt zu richten.

43. Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1845. Von Lembert. Dritter Jahrgang. Wien, Tendler und Schäfer. 1845. 8. 1 Thlr.

Eine zulässige Auswahl fremder Originalien hat der vorliegende Almanach seinen Lesern immer geboten, und dies Verdienst wohnt ihm denn auch diesmal bei. Das Lustspiel: „Die homöopathische Cur", nach Anecdot's und Comberousse's „Mon ami Grandet", hat sich vielfach auf der Bühne bewährt und besteht in der That aus einer Reihe ergötzlicher Scenen, denen nur etwas Concentration fehlt, um so unterhaltend zu sein als es die französische Conversation sein kann. Bearbeiter solcher Sachen sollten nie vergessen, daß das Französische ohne Vergleich rascher gesprochen wird und mehr Fluß hat als die deutsche Unterhaltung. Das zweite Stück: „Kenilworth", Schauspiel in fünf Acten nach W. Scott's Erzählung, gibt sich für eine Originalarbeit; sie leidet an allen den Mängeln, welchen Bearbeitungen bändereicher Romane in den dramatischen Rahmen gar nicht entgehen können, sobald sie mehr als den bloßen Gedanken des Romans wiedergeben wollen. Indeß ist die Sprache statthaft und dem Effect des Ganzen günstig. Die Posse: „Im zweiten Stock", ist eine allerliebste pariser Albernheit, die darauf beruht, daß die Häuser am Boulevard, durch Abtragung infolge der Eisenbahnanlagen, sämmtlich höher geworden und eine Etagenverirrung daraus erwachsen ist, sodaß ein Reisender füglich eine fremde Wohnung für seine eigene halten kann. Eine solche mögliche Verwechselung ist hier zu ganz ergötzlichen Späßen benutzt worden, und macht bei rascher Darstellung gewiß eine launige Wirkung. Die Sammlung hat daher ein Recht, willkommen zu sein.

44. Kynast. Romantisches Spiel in fünf Aufzügen. Von Ulrich Riesler. Speier, Lang. 1845. 8. 20 Ngr.

Eine recht geschickte Benutzung der bekannten Sage von der Gräfin Kunigunde vom Kynast, ganz gute lyrische und dramatische dichterische Anflüge, eine gute Zeichnung der Hauptpersonen, gelungener Gebrauch dramatischer Kunstmittel und, einige unstatthafte Inversionen abgerechnet, recht gefällige Versification und gute Sprache, bilden die lobwürdige Seite dieses Dramas. Die poetische Gerechtigkeit wird schon in der Sage gut gehandhabt und der Gang der Fabel war dem Verf. daher mit sicherer Hand vorgezeichnet; er führt die nur angedeuteten Motive jedoch glücklich aus, trifft die Gräfin, welche nicht Grausamkeit, sondern ein übereiltes Gelübde zur Verderberin ihrer Bewerber werden läßt, zu rechter Zeit mit dem Liebespfeil und läßt sie, während der geliebte Markwart sich seiner Braut, Liebheide, zuwendet, ihren Tod in dem Abgrund finden, der ihre Freier verschlang. Die Scene ist mit guterfundenen Zwischenspielen, in welchen sich Talent für dramatische Gestaltung und Gruppirung ausspricht, bunter und mannichfaltiger gemacht als die etwas dürftige Sage erwarten ließ, und da Alles rasch und lebhaft an uns vorübergeht, so muß das Schauspiel für eine in ihrer Art gelungene Arbeit gelten. Dem höchsten Ziele der Tragödie strebt sie nicht nach, den Interessen der tragischen Kunst dient sie nicht; allein sie bietet dem Zuschauer und Leser eine würdige Unterhaltung dar, [illegible] ein Talent, von dem leicht noch Besseres erwartet [illegible] kann.

45. [illegible]er von Karl von Holtei. In Einem Bande. Breslau, Schulz. 1845. Lex.-8. 2 Thlr.

Eine ganze Reihe kleiner Bühnensachen, mit geringen Ausnahmen jedoch ohne Bedeutung und eines Wiederabdrucks in unserer Zeit der Überfülle wol kaum würdig. Das leicht bildende Talent Holtei's verbunden mit seiner Bühnenerfahrung hat diesen Geist zu einer Menge flüchtiger Productionen veranlaßt, die, wie wir glauben, seinen Anlagen und seinem

Digitized by Google

Werthe Abbruch gethan haben. Was der Verf. vermag, wenn er sich sammelt und mit größerm Ernst an irgend eine Arbeit geht, hat er durch einzelne Leistungen bekundet, wie wir denn im vorigen Jahre seinen „Erich der Geizige" zu rühmen hatten. Allein nur allzuhäufig hat er sich mit flüchtigen Skizzen, leicht hingeworfenen Bildern begnügt oder begnügen müssen, und die Gewöhnung an solche Leistungen vermag auch ein entschiedenes Talent endlich herabzudrücken, indem sie zur Gleichgültigkeit gegen die wesentlichen Erfoderniſse der poetischen Composition, gegen Beifall und Mißfallen, gegen die Aussprüche gesunder Selbstkritik hinführt. Anstatt nun diese seiner selbst eigentlich nicht würdigen Arbeiten lieber zu beseitigen und zu unterdrücken, wenigstens aber fallen zu lassen, findet der Poet es in seinem Interesse, sie proprio Marte und recht ex professo für die Nachwelt zu sammeln. Wir müssen das entschieden tadeln, aus Neigung und Achtung für den Verf. selbst. Mit Ausnahme der „Farben" und einer oder der andern gleich glücklichen Kleinigkeit ist in diesem ganzen Bande kein Stück enthalten, das man zweimal zu lesen Verlangen tragen könnte, und eine Reihe von dramatischen Spielereien ohne Werth, wie „Dreißig Minuten in Grünberg", „Hans Jürge" und ähnliche, kann dem Tempel des Nachruhms für den Verf. auch nicht den allergeringsten Baustein hinzufügen. Wir wünschten, Holtei hätte allen diesen Trödel ohne Weiteres vergessen.

46. Er muß aufs Land. Lustspiel in drei Acten nach Bayard und de Bailly, bearbeitet von Joseph Mendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 1845. 12. 7½ Ngr.

Das ganz ungemeine Glück, das dieses Stück auf den norddeutschen Bühnen gemacht hat, ist begreiflich. Es ist ein Lustspiel im echten Sinn des Worts. Gerade darin, daß die Geißel, welche hier gegen eine Modekrankheit der Zeit geschwungen wird, nicht plump und handgreiflich, sondern wie aus dem Versteck hervor, wie zufällig und ohne Absicht auf den Patienten trifft, fein, leicht, gleichsam mit abgewandtem Gesicht, gerade darin liegt der Reiz und der eminente Erfolg dieser Production. Dazu kommt, daß die Diction ungemein belebt und anmuthig, die Entwickelung rasch und lebendig, die Zeichnung der handelnden Personen keck und frisch aus dem Leben gegriffen ist und daß die Intrigue, obwol gewöhnlich und dürftig, doch zulässig und statthaft erscheint, vor allen Dingen aber, daß die Theilnahme, welche für die Charakterentwickelung in Anspruch genommen wird, nicht durch ein vordringendes Haschen nach Theatercoups beschädigt wird. Mit einem Wort, wir haben hier in der Gattung des sittenschildernden und sittenreinigenden Lustspiels ein Muster vor uns, das wir für diesen Theil der Aufgabe des Lustspieldichters mit vollem Fug empfehlen können. Die Mäßigung, welche in Anlage und Färbung der ganzen Scenerie festgehalten, das gesunde Urtheil, der tiefe Einblick in das innerste Wesen des hochmüthigen weil glaubensstarken Pietismus, welcher hier zu Tage gelegt ist, werden diesem Lustspiel noch lange Zeit Beifall und, wir hoffen, auch Nachfolge erwecken.

47. Spanisches Theater. Herausgegeben von A. F. v. Schack. Erster und zweiter Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Unter den beiden Wegen, welche der Übersetzer spanischer Dramen vor sich hat, nämlich dem der wortgetreuen und alsdann meistens ungenießbaren Übertragung, oder dem der freien Assonanz und Rhythmus beseitigenden Bearbeitung, hat der Verf. mit Fug den letztern eingeschlagen, doch so, daß er auch von Dem, was auf dem erstern anzutreffen ist, Proben gibt. Im Ganzen genommen muß anerkannt werden, daß dieser klippen- und dornenvolle Weg nicht zum Ziele führt, theils weil unsere Sprache den nöthigen Reichthum der Assonanzbildung nicht darbietet, theils weil Ohr und Geschmack bei uns den ineinander geschichteten Perioden des spanischen Redebaus nicht zu folgen vermögen. Das Höchste, was wir annähernd in dieser Beziehung zu erreichen im Stande sind, wird daher immer nur eine unvollständige und mangelhafte Treue sein, die nicht zu verfolgen rathsamer bleibt. So gibt denn der Verf. im „Weber von Segovia", von J. Ruiz de Alarcon, eine Probe, was auf dem Wege freier Übertragung und bekannter Rhythmen zu gewinnen ist. Der Versuch ist durchaus gelungen und wir stehen nicht an, zur Verfolgung dieser Bahn zu ermuntern; das Drama selbst aber zeigt, wie dichterisch die Spanier die Geschichte aufzufassen, wie trefflich sie diese für dramatische Zwecke zu gestalten wußten. Außer dieser großen, in zwei Theile gesonderten Arbeit, welche die Stammsage der Heldenhäuser Vargas und Pelaez behandelt, gibt der Verf. im ersten Theile noch vier Zwischenspiele von Cervantes, höchst gutgelaunte und ergötzliche Possen, wie wir deren aus der unzählbaren Menge solcher Hervorbringungen in Spanien noch nicht erhalten haben. „Das Wundertheater" und „Der Scheidungsrichter" sind unter diesen launigen Erfindungen die unterhaltendsten. Im zweiten Theile erhalten wir „Fuente Ovejuna", von Lope de Vega, die Geschichte des Fellez Giron und des Calatravaordens bis zum letzten Kampfe von Fuente Ovejuna enthaltend, in dem der rhetorische Überfluß Lope's de Vega etwas nachtheilig auf die dramatische Handlung einzuwirken scheint. Den Rest dieses Theils bilden Zwischenspiele: „Der betrogene Vater", „Doctor Simpel", „Der Besessene", von Lope de Vega, und „Chrysanthus und Daria" von Calderon, im Versmaß des Originals, ein Stück, das jedenfalls unserm Geschmacke näher steht als „Perfiles" oder „Galathea". Im Zwischenspiel zeigt sich Cervantes vor allen Andern als Meister.

48. Der Teufel in Berlin. Dramatische Scenen von Feodor Wehl. Erstes Heft. Hamburg, Verlagscomptoir. 1845. 16. 10 Ngr.

Die scharfe Geißel, welche in diesen Scenen über die berliner Verhältnisse, vom philosophischen Katheder herab bis zu den Vereinsmahlzeiten, geschwungen wird, kann nicht verfehlen, sich bemerklich zu machen. Sie sollte nur der Personen mehr schonen und sich an die Sachen mehr halten. Am übelsten kommt die bekannte Persönlichkeit des „Unvermeidlichen" weg, den alle Welt kennt, der bei jedem Ruhm zu Gevatter gestanden hat, und mit seinem hundertmal begonnenen Toast: „Als guter Patriot kann ich nicht unterlassen, unserm hohen . . . ." niemals zu Ende kommt. Ein scharfer, kaustischer Geist und ein natürlicher Beruf zur Satire in diesem, läßt sich in diesen Scenen gar nicht verkennen; beide bedürfen jedoch noch der Läuterung vor dem Geschmackstribunale. Des Verf. Mephisto mit seinen schließlichen Verwandlungen ist indeß jedenfalls ein unterhaltender Spukgeist, der die schwachen Seiten Berlins gut ausgewittert hat und sie ziemlich unglimpflich an den Tag legt. Das Intermezzo: „Die Stiefelknechtsversammlung", in der Niemand mehr Knecht sein will, sondern Fußbedeckungsentkleidungsinstrument, und jeder sich, nachdem dies genehmigt ist, befriedigt wieder vor sein respectives Bett verfügt, ist allerliebst. Die Fortsetzung soll uns Vergnügen machen.

49. Die Mode. Lustspiel in drei Acten. Von Roderich Benedix. Wesel, Klönne. 1842. 8. 12½ Ngr.

50. Doctor Wespe. Lustspiel in fünf Acten. Von Roderich Benedix. Wesel, Becker. 1844. 12. 22½ Ngr.

Unter diesen beiden Lustspielen hat das letzte sich eines verdienten Beifalls zu erfreuen; es liefert in der That den Beweis, daß das deutsche Lustspiel noch keineswegs erschöpft oder auch nur der Erschöpfung nahe gebracht sei. Der Verf. hat damit vielmehr einen neuen Ton angeschlagen, und mit vielem gelegentlichen und Wortwitz zugleich launige Combination, Situationswitz und Satire gegen das Geistreichthun genug verknüpft, um noch lange Zeit hindurch gefallen zu können. Der Wurf ist durchaus geglückt und das Stück gehört der Gattung von Lustspielen an, die wir mit vollem Fug den leichten Erfindungen der Franzosen gegenüberstellen können. Ausgezeichnet ist der Dialog des Verf., so sehr, daß wir an

Digitized by Google

Fluß und Anmuth, Inhalt und Fortschritt dermalen Niemand ihm an die Seite zu stellen wähten. Das Lustspiel: „Die Mode", bietet alle diese Vorzüge in geringerm Maße dar, behandelt ein unbedeutenderes Thema und ist von Nachahmung nicht frei; wie denn der Verf. sich überhaupt sehr allmälig entwickelt und zuweilen einen Schritt zurückthut, um alsdann wieder vorzuspringen. Vom „Langen Israel" bis zum „Doctor Wespe" ist indeß immer ein bedeutender Fortschritt, und dieser erweckt für die Zukunft Erwartungen.

51. Die Mediceer oder die Verschwörung der Pazzi. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Egbert Gärtschen. Würzburg, Etlinger. 1844. 12. 12½ Ngr.

Fehlt es dieser Arbeit auch an Form und Gestalt und läßt sie auch hin und wieder ein jugendliches Unmaß und mangelnde Bühnenkenntniß durchblicken, so greift sie mit ihrem Inhalt doch frisch in das Leben und gibt ein gutes Stück Menschengeschichte, That und Gesinnung. Sie stellt eine versprechende Leistung dar, die ihre Aufgabe ohne Rücksicht auf Vorbilder, ja ohne viele Zweifel und kritische Bedenken in warmer Begeisterung löst. Wie Vieles darin auch kaum zu rechtfertigen sei, es ist Geist, eine frische Auffassung, historisches Studium und ein trefflich angelegter Plan in dem Ganzen. Das fürstliche Bürgerthum der Mediceer, die aufbrausende, unerwogene und irregeleitete Hitze der Pazzi, die heimliche Wirkung der Intrigue und des Bürgerneides, der Adel Lorenzo's, die Leichtfertigkeit Julian's, die Liebe Julia's, die den „Vater" der Florentiner endlich doch rettet — alles Dies ist ganz gelungen zur Darstellung gebracht. Dabei rundet sich der anfangs etwas holperige Stil von Scene zu Scene mehr ab und geht endlich in eine ganz passende Ausdrucksweise aus, die sich von der anfänglichen Überfülle an Worten frei macht; denn Verse wie:

Mein Bruder, sorgenvoll hat kaum genippt
An des Vergessens mohnumzäunten Becher;
Auf, zieh' des kaum erschienenen Schlummergotts
Ersehnten Schleier von des Müden Antlitz — —

finden sich zu Ende des Stücks nicht mehr. Das größte Lob aber verdient die lebensvolle Handlung, der reiche Plan, welcher gegen die dürftige Erfindung Alfieri's in seiner gleichnamigen Tragödie sehr zu seinem Vortheil abstickt. Daß die Schwester der Pazzi den Mediceer im Stillen liebt; daß Bandini diese Liebe zu seinem Nutzen misleitet; daß der Verf. Michel Angelo, Polizian, Poggio, Pulci, Burchiello auf geschickte Art in die Handlung zu verweben und damit ein lebensvolles Bruchstück, Zeit und Kunstgeschichte darzustellen weiß, gereicht ihm durchaus zur Empfehlung.

Der Verf. läßt uns nicht Zeuge sein des Mordanfalls auf die Mediceer; wir glauben diese Zurückhaltung nicht gerechtfertigt. Der Tod Julian's, die Verwundung Lorenzo's sind so sehr das Stichwort der ganzen Begebenheit, daß der Zuschauer durchaus Zeuge dieser That sein mußte; die Erzählung kann hier nicht Ersatz gewähren. Trefflich aber sind die Scenen nach der That, Lorenzo's Monolog im fünften Act, seine Antwort, als Lucretia forscht, was vorgefallen:

Nichts — bin blos gezeichnet —
Wie alle Widder bei den Völkerheerden;
Weil sie vorangeh'n, ist die Auszeichnung
Nur billig —

seine Schlußrede an die Florentiner u. A. m. Der Übergang vom Vers in Prosa ist jedoch — so nahe am Schluß — nicht gerechtfertigt, ebenso wenig wie die Vernachlässigung des Versfes an mehren Stellen. Weil der Verf. zu Denen gehört, von welchen wir Gutes erwarten, machen wir ihn auf solche Mängel aufmerksam.

52. Dithono, oder Tempelweihe. Drama in vier Aufzügen. Von Franziska v. Tabouillot. Wesel, Klönne. 1844. 8. 10 Ngr.

Ein barockerer Gedanke als der, welcher diesem Stück zum Grunde liegt, ist wol nicht leicht anzutreffen. Dithono, ein junger Architekt, hat einen wundervollen Dom (!) erbaut und dabei die Liebe der Prinzessin Mechtilde gewonnen. Kotinus, sein Mitbewerber um den Bau, untergräbt denselben heimlich in der Nacht und der Prachttempel droht den Einsturz; darüber wird Dithono verrückt und flieht in die Wälder, wo er Mirza findet, sie liebt, von Mechtilde aufgefunden wird und zwischen Beiden stirbt. Diese classische Erfindung, in einer über allen Glauben komischen Sprache dargestellt, bildet das Stück, das in seiner Art wirklich höchst ergötzlich zu lesen ist. Hatte denn die treffliche Verf. keinen Freund, keine Seele, welche sie warnte? Und hatte denn der Verleger so wenig Geschäftserfahrung, um uns des gelindesten Ausdrucks zu bedienen, daß er sein Geld an solchen Unsinn verschleudern konnte?

53. Arnaldo von Brescia. Tragödie von G. B. Niccolini. Übersetzt von B. v. Lepel. Berlin, Schlesinger. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Dies Stück, das als Probe einer neuen Gattung in Italien ungemeines Aufsehen machte, und das kurzweg für einen verfehlten Versuch, die romantische Tragödie in Italien einzubürgern, gelten muß, hat in d. Bl.*) eine so ausführliche Kritik gefunden, daß wir an dieser Stelle nur von der Übersetzung, welche vor uns liegt, zu sprechen haben. Denn so viel möchte für jeden Kundigen wol feststehen, daß der Italiener ganz vergebliche Versuche macht, die deutschen Elemente der romantischen Tragödie auf seinen vom classischen Pfluge durchackerten Boden irgendwie zu verpflanzen, wie tapfer er auch durch seine classischen Einheitsschranken bricht, und wie sehr er sein „Personenverzeichniß" auch anschwellt und mit kühner Hand Schlachten, Chöre von Cardinälen oder sonstige Extravaganzen an sich reißt. Sein Gemälde ist und bleibt eine dürre classische Treibhauspflanze, die immer aus dem Kopfe, niemals aus dem Gemüthe ihre Nahrung saugt. Die Übersetzung dagegen haben wir als treu und geschmackvoll zu loben, und für die Lebensgeschichte Arnaldo's wie für die Erläuterungen am Schluß dem Bearbeiter zu danken, wenngleich er es mit dem Rythmus und dem Versbau nicht immer sehr genau nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire des états-généraux et des institutions représentatives en France, depuis l'origine de la monarchie jusqu'en 1798, par *A. C. Thibaudeau*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Die Reformation eröffnet den Ständen ein neues Feld. Auf einer Notabelnversammlung zu Fontainebleau wird der Beschluß gefaßt, die Stände nach Meaux zu verlegen und die Protestanten ungefährdet zu lassen, bis ein Nationalconcil der Bischöfe über ihre Lehre entschieden habe. Nicht lange darauf wird Orleans an die Stelle von Meaux gesetzt. Die beiden Bourbons, Condé und der König von Navarra, die in Fontainebleau nicht hatten erscheinen wollen, waren zugegen. Während der Regierung Karl's IX. dauern die Sitzungen der Stände fort. Der Verf. verweilt gerade bei den Versammlungen, welche unter diesem Könige stattfanden, mit besonderer Ausführlichkeit. Er prüft und analysirt die Cahiers der drei Stände und gibt einen äußerst lichtvollen Überblick über den Gang ihrer Verhandlungen, aus dem hervorgeht, daß hier wie zu Fontainebleau die gemäßigte Partei die Mehrzahl bildete. Die finanzielle Bedrängniß des Landes gab bei diesen Versammlungen Anstoß zu vielfachen Discussionen. Die Schuldenlast war zu einer schwindelnden Höhe gestiegen, und die Deputirten, welche entsetzt waren über das schreiende Misverhältniß zwischen den Einnahmen und den Ausgaben, wagten nichts zu entscheiden, ohne zuvor mit ihren Provinzen, d. h. ihren Committenten, Rath gepflogen zu haben. Sie vertagten sich deshalb bis zum Monat Mai, versammelten sich aber

*) Vergl. Nr. 215—219 f. 1844. D. Red.

Digitized by Google

statt dessen erst am 1. August zu Pontoise, während zuerst Melun als Versammlungsort bezeichnet war. Thibaudeau meint indessen, daß diese Zusammenkunft nicht als eine eigentliche Nationalrepräsentation zu betrachten ist, und wir glauben, daß er ihr mit Recht das Prädicat einer allgemeinen Ständeversammlung versagt. Dreizehn Deputirte waren aus jedem Stande erschienen und außerdem waren noch die Geistlichen, welche dem Colloquium zu Poissy beigewohnt hatten, berufen. Der dritte Stand und der Adel macht ganz unverhältnißmäßige Foderungen und dringt unter Anderm darauf, daß die Güter der Geistlichkeit verkauft werden, um die ungeheuere Schuldenlast tilgen zu können. Die in Schrecken gejagten Geistlichen lassen sich wirklich bewegen, 25 Millionen herzugeben, um größern Opfern zu entgehen. Außerdem setzt es diese Versammlung auch noch durch, daß den Calvinisten freie Ausübung ihres Cultus gewährt wird; aber alles Dies ist nicht im Stande, die auflodernde Flamme der Zwietracht, die zwischen beiden Parteien immer mehr steigt, zu ersticken. Man weiß, welchen blutigen Schein die Bartholomäusnacht über ganz Frankreich wirft.

Über die Ständeversammlungen, welche während der Regierung Heinrich's III. und dessen beiden Nachfolgern stattfanden, erstreckt sich Thibaudeau mit noch größerer Ausführlichkeit. Er läßt sich hier in Einzelheiten ein, die bis dahin in seiner Darstellung wenig berücksichtigt waren, die aber nichts destoweniger einiges Interesse darbieten. So beschreibt er die Eröffnungsfeierlichkeiten und das übrige Ceremoniel, das bei diesen Versammlungen beobachtet zu werden pflegte. Nachdem er uns ein anschauliches Bild dieser Äußerlichkeiten gegeben hat, geht er mehr auf das Wesen der Verhandlungen selbst ein. Er verfolgt die politischen Discussionen, welche auf den Zusammenkünften zu Blois statthatten und in Folge deren Heinrich III. veranlaßt wurde, sich im J. 1576 zum Haupt der Heiligen Ligue aufzuwerfen. Sodann führt er uns die berühmten Ständeversammlungen von Paris (1593) vorüber, auf denen der Bischof von Senlis dem Herzog von Féria, welcher den Vorschlag machte, die Tochter Philipp's II. zur Königin von Frankreich zu erwählen, mit donnernder Stimme zur Antwort gab: „Niemals, monsieur, niemals wird die Nation einwilligen, daß man die Krone auf das Haupt einer Frau setze und noch weniger, daß man sich der Herrschaft von Fremden unterwerfe." Der Verf. erwähnt auch eine Versammlung zu Rouen (1598), zu der Heinrich IV. die Stände berufen hatte, um von ihnen Geld zur Deckung der Kriegskosten zu erlangen. Endlich aber kommt er an die letzten allgemeinen Stände des monarchischen Frankreichs, an die vom J. 1614. Er zeigt den Adel, wie er die Abschaffung der Käuflichkeit der Stellen verlangt, die Geistlichkeit, welche auf Veröffentlichung der Decrete des Trienter Concils dringt, und den dritten Stand, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, eine Verminderung der Steuerlasten zu erwirken. Alle drei Stände liegen im fortwährenden Streite miteinander und können sich bei keiner Gelegenheit vereinigen. Selbst die Finanzen geben Veranlassung zum immer wachsenden Zwiespalte. Wir wollen hier nur bei einer Episode, der Thibaudeau eine ausführliche Schilderung widmet, einen Augenblick verweilen. Der Redner des dritten Standes hatte bei irgend einer Gelegenheit die Vermessenheit gehabt zu sagen: „Die drei Stände sind drei Brüder, Kinder einer gemeinsamen Mutter, welche Frankreich heißt. Dem ersten, dem Klerus, ist der Segen Jakob's und Rebekka's zugefallen, indem er das Recht der Erstgeburt erhalten hat; dem Adel sind die Lehen, die Grafschaften und andere Würden zu Theil geworden; dem dritten Stande aber, dem jüngsten Sohne, sind die Gerichtsstellen zugedacht." Der Adel gerieth in Erbitterung über diese Anmaßungen des dritten Standes. Der Präsident des Adels, der Baron von Senecey, beklagt sich deshalb im Namen seiner Standesgenossen beim König und behauptet, es sei zwischen dem Adel und dem dritten Stande derselbe Unterschied anzunehmen wie der, welcher zwischen dem Herrn und dem Knechte stattfinde. Er fodert daher den König auf, dem tiers-état seine Pflichten durch eine förmliche Erklärung ins Gedächtniß zu rufen.

Von diesem Zeitraume bis zum J. 1789 vergehen 175 Jahre, in denen sich fast gar keine Spur von Ständeversammlungen findet, bis endlich die ungeheuere Bedrängniß, in die man durch eine gänzliche Zerrüttung der Finanzen gerathen war, den Blick der Machthaber auf die Nation lenkt und den Gedanken einer Zusammenberufung der Volksvertreter wieder in Anregung bringt. Ludwig XVI. geht hierauf ein; er beeilt sich, die grenzenlose Verlegenheit der Regierung der Nation zu eröffnen und bei ihr Rath und Hülfe zu erbitten. Aber die Maßregel, zu der er seine Zustimmung gegeben hat, geht über ihr Ziel hinaus. Nichts ist im Stande, den einmal entfesselten Sturm zu bannen; er erschüttert die bestehenden Institutionen, füllt die Kluften zwischen den Ständen aus und zertrümmert mit den engen Formen der alten Stände das ganze Gebäude der alten Monarchie.

Hiermit schließt denn zunächst die Aufgabe, welche der Verf. des vorliegenden Werkes sich gestellt hatte. Es war kein geringes Werk, alle zerstreuten Documente, welche sich auf diesen wichtigen Gegenstand beziehen, zu sammeln, zu prüfen und ihren historischen Kern übersichtlich darzustellen. Man muß dem Verf., der sich schon durch andere historische Werke einen rühmlichen Namen gemacht hat, das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe auf eine befriedigende Weise gelöst hat. Sein Werk, an dem vielleicht hier und da eine schärfere kritische Sichtung einzelne unbedeutendere Flecken und Mängel entdecken wird, enthält eine Reihe interessanter Einzelheiten, die der Verf. einem umfassenden Quellenstudium verdankt, oft recht glückliche Schilderungen und eine Fülle neuer Ansichten.

30.

Literarische Notiz.

D'Israeli über den Zustand des englischen Volks.

Kaum hat das neue Evangelium des jungen England, d'Israeli's „Coningsby", sein Glück in mehren Auflagen und manchen Übersetzungen außerhalb Englands gemacht, so ist sein Verfasser schon wieder mit einem neuen Werke ähnlicher Richtung unter dem Titel „Sybil; or, the two nations" aufgetreten. Er will damit die öffentliche Aufmerksamkeit von dem Zustande der Parteien auf den Zustand des Volks lenken, das zwei Jahrhunderte lang von diesen Parteien beherrscht worden ist. Nach ihm wäre die geschriebene Geschichte Englands während der letzten zehn Regierungen nichts als ein bloßes Schattenspiel, welches den Ursachen und der Entwickelung der öffentlichen Dinge einen Charakter und eine Färbung verliehen, die in jeder Hinsicht ihrer natürlichen Gestalt und Farbe unähnlich sehen. „In dieser gewaltigen Mystification", bemerkt er, „haben alle Ideen und Verhältnisse ein Ansehen und Benennungen gewonnen, die ihrer wirklichen Eigenthümlichkeit und Bezeichnung durchaus zuwiderlaufen: Oligarchie ward Freiheit getauft; eine ausschließliche Priesterschaft Nationalkirche; Souverainetät ist der Name von Etwas gewesen, was kein Eigenthum inne hatte, während unbeschränkte Gewalt von Denen geübt wurde, welche sich für Diener des Volks erklärten. Im selbstischen Factionskampfe wurden zwei große vorhandene Existenzen aus der Geschichte Englands gestrichen — der Monarch und die Menge; wie die Macht der Krone zusammenschrumpfte, verschwanden auch die Vorrechte des Volks, bis zuletzt der Herrscherstab ein eitel Spielzeug wurde und dessen Unterthan wieder zum Knecht entartete." Glücklicherweise oder unglücklicherweise unterliegt der socialistische Roman nicht der historischen Kritik, sonst würde es mit den Behauptungen und Schilderungen dieses wie vieler ähnlicher Phantasiegebilde schlimm bestellt sein. An geistreichen Gedankenblitzen ist in der „Sybil" wie im „Coningsby" kein Mangel.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 212. — 31. Juli 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 211.)

54. Die Braut von Korinth. Tragödie in drei Acten. Von Oskar Kunitz. Dorpat, Model. 1843. 8. 1 Thlr.

Obgleich von vorn herein zu erkennen ist, daß Goethe's „Braut von Korinth" ohne Heranziehung fremder Motive zur Erfüllung einer dreiactigen Tragödie nicht ausreichen werde, so hat der Verf. doch eine erfreuliche und achtbare Arbeit geliefert. Er hat, indem er den Kampf des Bestehenden mit dem neuerwachten Geiste, den Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum ins Spiel setzte, sein Absehen auf ein psychologisches Trauerspiel gerichtet, und sein Ziel in den gegebenen Grenzen erreicht. Es lag jedoch nahe, noch einen Schritt weiter zu gehen, den Gastfreund Machates, welcher hier von vorn herein als ein Schwankender erscheint, als Widersacher des Christenthums aufzufassen, ihn durch die gestorbene Braut bekehren zu lassen und hierdurch seinem Trauerspiel eine Katastrophe mitzutheilen, die ihm jetzt mangelt, indem außer dem Priester Hyleus eigentlich alle handelnden Personen schon halb und halb Christen sind. Wie Dem indeß auch sei, die Leistung zeugt von Talent, auch abgesehen von der Schönheit und Gewandtheit der Sprache, die, wie wir wissen, zur Erniedrigung der Kunst ja in einem großen Kreise zum Gemeingut geworden ist. Der bedeutenden, gedankenreichen und anmuthigen Stellen sind gar viele in diesem Stücke anzutreffen; der Geist des Alterthums, gegenüber dem der neuen Lehre von Menschenglück und Menschenpflicht, ist rein und thatsächlich aufgefaßt und die Personen bewegen sich in diesem Geiste mit Freiheit und Nothwendigkeit:

. . . Aus tiefen Keimen
Sprießt Wunderbares auf, und das Geheimniß
Des Göttlichen ist Erdenkind geworden.
Gesunken ist der Vorzeit hehrer Glanz;
Doch wie das Schöne niemals ganz vergeht,
Hat er sich nur gebeugt, damit auf ihm
Das Schönere nach der Vollendung ringe . . .
„Das ist der Freiheit und der Weisheit Schluß:
Den Geist verstehen und sich selbst erkennen!"

Die Begebenheit selbst ist streng nach der Goethe'schen Romanze geführt. Machates, von langer Wanderung heimgekehrt, weiß nichts vom Tode seiner Braut; sie tritt in sein Schlafgemach, lehrt ihm die ewige Dauer der Liebe in Christus, bekehrt ihn zu ihrem Glauben und der Zorn des Volks tödtet ihn und das ihm befreundete Haus, das Florus, der Präfect, wegen der Lästerung der alten Götter zur Rechenschaft ziehen muß. Der Untergang dieses Hauses erscheint zugleich als der Heimgang des schönen Hellas, und diese Verknüpfung zweier an sich eigentlich heterogenen Stoffe erhebt das poetische Element der Dichtung in eine um so reinere Sphäre. Auch von der Seite des Stils verdient diese Arbeit ein fast unbedingtes Lob; die classische Ruhe des Goethe'schen Ausdrucks scheint mit dem Stoffe auf den Bearbeiter desselben übergegangen zu sein und hat ihn vor dem Ungeeigneten und Übertriebenen durchweg bewahrt. Die Tragödie gehört hiernach zu den befriedigendsten und gelungensten Arbeiten unserer Übersicht.

55. Die Brautfahrt oder Kunz von der Rose. Lustspiel in fünf Acten. Von Gustav Freitag. Breslau, Schuhmann. 1845. 8. 20 Ngr.

Wäre Das, was man noch vor wenigen Decennien als geistreich bezeichnete und pries, durch die Richtung unserer Zeit auf Thatsachen des Gedankens nicht so sehr im Werthe gesunken, so würden wir diese von Geist und Witz sprudelnde Arbeit in unserm Überblick der jüngsten dramatischen Leistungen obenan zu stellen haben. Das Stück ist in Fülle geschmackvoller und geistreicher Gedankenspiele, humoristischer Wendungen und glücklicher Anspielungen allerdings von keiner der vorangegangenen Leistungen übertroffen. Die Fabel ist ganz einfach die bekannte Brautwerbung Max' I. bei Maria von Burgund, der liebenswürdigen schon als Kind ihm verlobten Tochter Karl's des Kühnen, die aber von ihrer auflässigen Hauptstadt Gent zur Wahl eines Gatten gedrängt wird, während Ludwig XI. ihr mit dem Schwert in der Hand den Dauphin, die Familie Rabenstein, Grafen von Mons, aber ihre Erben ihr aufnöthigen will. Maria aber, dem Kaisersohn heimlich zugeneigt, hält Stand, und Max, in Begleitung seines treuen Narren, Kunz von der Rose, verläßt Aachen, macht sich in heimlicher Ritterfahrt nach Gent auf den Weg, besteht seltsame Abenteuer, indem er theils in die Schlingen Ludwig's XI. fällt, theils mit den Grafen von Mons kämpft, diese endlich durch Adel des Sinnes und tapfern Muth für sich gewinnt und schließlich die harrende Braut erobert. Wie dies geschieht, begibt sich auf das anmuthigste vor unsern Augen, und so oft dies Thema auch schon bearbeitet worden ist — der Darstellung des Verf. gebührt durchaus der Preis. Die consequente treffliche Zeichnung des edeln Kaisersohnes, vor Allem aber die köstliche Ausstattung des keifenden, neckenden und doch so grundtreuen und so unvergleichlich witzigen Kunz von der Rose, daneben aber die geistreiche Zeichnung der historischen Elemente des Stücks, der Grafen von Mons, der übrigen Räthe Maria's, dieser selbst und endlich der Gaunergesellschaft im Dienste König Ludwig's, alles Dies ist des besten Lobes werth. Es gibt keine einzige leere Stelle in diesem Stück, vielmehr ist es — vielleicht eben weil es in Prosa geschrieben ist — körnig, voll Inhalt, voll Wirklichkeit, aber schön und lieblich wie die Erfindung, nach welcher der Zitterknabe Kuni, welcher den Kaisersohn aus den Schlingen des alten Ludwig rettet, sich am Ende als ein Mädchen ausweist, dessen Liebe den guten Kunz, welcher sich vom Himmel nur eine einzige kleine Seele erbittet, „die nichts ist, als Gottes lachendes und weinendes Kind", beglückt. Von dem Geiste aber, in dem die Rolle des trefflichen Kunz aufgefaßt ist, von seiner Laune und seiner neckenden Weisheit ist es schwer selbst durch Citate

Digitized by Google

eine Vorstellung zu geben, weil Alles darin sich gegenseitig trägt, hält und ergänzt, alles ein sprühendes Feuerwerk von Witz, Humor und geistreichen Wendungen, die wir dem Leser zum Genuß empfehlen müssen. Nur ein Beispiel: Seinem tölpischen Pflegkinde steckt Kunz ein Zuckerbrot auf einen Baumast; Matthäus weiß es nicht zu erlangen. „Matthäus", sagt Kunz, „ich ersuche dich im Namen deutscher Nation, deren Schande du bist, klettere hinauf." Matthäus: „Ich fürchte mich!" Kunz: „Gott des Himmels! Wie gleichst du diesem Buben, mein deutsches Volk! Du könntest alle Tage Herr der Welt sein, wenn du nicht alle Tage Furcht hättest! Du aber, bedenkliche Haselmaus, sollst gestraft werden; hier sitze, sieh' das verlorene Paradies an, bis dir die Augen brennen; und wenn du dich rührst, dreh' ich dir den Hals um!" An solchen Stacheln ist Kunz von der Rose reich; man könnte ihn den Hofnarren der deutschen Volksmajestät nennen.

56. Amadäus. Dramatisches Märchen in fünf Handlungen. Von Wilhelm Gärtner. Wien, Pfautsch und Comp. 1845. 8. 22½ Ngr.

Diese Arbeit nimmt unstreitig einen bedeutenden Anlauf auf Geist und Gedankentiefe, indem sie nicht geringere Verhältnisse, als Faust, Manfred und Merlin sie darstellen, zu ihrem Stoffe wählte. Wir möchten jedoch bezweifeln, daß der Verf. schon jetzt zu einer solchen Höhe der Durchbildung gelangt oder in den Besitz eines überschauenden Stand- und Ruhepunktes, genügend für so große Beziehungen, gekommen sei, als er hier ins Auge faßt. Über Welt und Leben hat er nachgedacht; er reflectirt seine Gedanken auch poetisch, aber fertig ist er weder mit diesen Gedanken noch mit sich selbst und seinem Ziel geworden. Den geistigen Gährungsproceß dagegen, in dem er sich selbst befindet, stellt auch sein Gedicht dar. Die Gefahr, welche der geistigen Überhebung folgt, und wie der Mensch, wenn er aus den Schranken des Geschöpfes hinauszudringen die Natur sich dienstbar zu machen ringt, dem Geiste des Bösen verfällt und in Wahnsinn endet — dies zeigt uns sein „Amadäus". In diesem alten Gedanken fehlt es nicht an neuen Bildern und mächtigen Anregungen in dichterisch gruppirten Sentenzen und Worten; die Genien, welche die Naturreiche dem gewaltigen Zauberer gegenüber versinnlichen, die Geister der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde, welche er citirt, reden eine mächtige Sprache, und Hillar, der segensreiche Geist des leiblichen Todes, sagt erhabene Worte, allein Alles zusammengenommen, hat es doch das Ansehen, als ob der Beschwörer der von ihm aufgerufenen Geister nicht immer mächtig wäre und gleich dem Goethe'schen Zauberlehrling zuweilen die Formel vergäße. Ein Streben und Ringen nach Bedeutendem ist vorhanden, die Anfänge der Dichtung liegen vor uns, aber es fehlt am Abschluß, am letzten Inhalt, an klar gedachtem Ziel. Amadäus (warum nicht Amadeus), der neue Faust, wandelt auf demselben Wege wie der alte in die Gewalt des alten Erbfeindes der Menschen. Wissenstrieb unterwirft ihn der Macht des bösen Geistes Armur, der ihn als „Doctor" durch das Leben begleitet; ein abgematteter Mephisto, denn ihm fehlt der Hohn. Der Schüler will den Weltbau erforschen; unsere Gläser taugen dazu nicht; da schraubt ihm Armur sein eigenes Auge ins Sehrohr; er sieht nun mit Armur's Auge und fällt in Wahnsinn:

Wo bin ich? Bin ich es? Wie ist mir doch?
Ich athme Licht, es strömt mit Blitzesschnelle
Durch meine Glieder Äthergianz, so heiß,
Lebendig, wollustvoll; es fällt so helle
Rings Demantlicht und Schimmerweiß;
Taghell gelichtet sind die Himmelsfernen
In nie geschauten Farben, von den Sternen
Herüber grüßen ew'ge Frühlingsmai'n u. s. w.

Nun ist sein Blick verloren für irdisches Glück und irdischen Segen; er beherrscht nun die Geister der Natur, die ihm, ihrem Herrn, ihre Huldigung darbringen; aber in stetem Ringen nach größerer Macht, reinerm Glück verloren, büßt er die Erde und die Liebe ein, steigt mit Armur in die Hölle hinab und läßt sich von ihm in den Himmel einschwärzen. Hier trifft er auf Hillar, den Geist des Todes, und redet ihn an:

Holdes Wesen,
Was übt so fleißig deine Hand?

Hillar.

Ich male einer Thräne Bild, doch will
Zur Thräne nicht der Tropfen sich gestalten . . .
Dir fehlt die Thräne, weil das Aug' dir fehlt

Amadäus.

Was sprach er?

Hillar.

Auch Weinen ist Vernunft.
Das blöde Menschenauge ist bestimmt,
Zu sehen durch der Thräne Schleierflor,
Und sein Entzücken darf nicht größer sein
Als des Entzückens Spiegel — diese Thräne.

Diese Gedanken sind zart und schön, sie verkünden den Dichter. Amadäus hat nun Hölle und Himmel gesehen; aber er ist Armur's Macht verfallen und die Welt stößt ihn aus. Es gibt kein Lösegeld für ihn, er ist

einer der Verdammten,
Die Ideale zauberisch umflammten. —
O armes, armes Kind der Mutter Erde,
Hinausgewiesen, fort von ihrem Herde;
Von keinem deiner Brüder mehr gekannt,
Vom Angesicht der Gottheit fort gebannt . . .

So gibt er sich Armur ganz zu eigen; sein Weib Stella, aus Liebe für ihn, schreibt ihren Namen zu dem seinen in Armur's Buch — da erscheint Hillar und fodert Beider Seelen von Armur, denn der böse Geist hat sich in der Zeit verrechnet. Unstreitig liegt hier ein poetischer Entwurf, ein Anlauf zu guter Dichtung vor; einzelne Stellen zeigen von Fülle und Begabung; der poetische Schmuck, Bild und Reim finden sich leicht ein, die Gedanken schweben und erheben uns, die Sprache wird nie gewöhnlich. Der Poet scheint noch jung zu sein — wir rufen ihm ein Willkommen zu und ein: Muthig vorwärts! Er hat den gewaltigen Stein gehoben, in Bewegung gesetzt; er wälze ihn muthig und ausdauernd fort. Wir werden ihm mit herzlichem Antheil wieder begegnen.

57. Des Kreuzes Prüfung. Glaubenstragödie von Sanmarte (A. Schulz). Magdeburg, Heinrichshofen. 1845.

Ein bewußtes Streben und eine achtbare Kunstübung wollen wir gern auch in dieser Arbeit anerkennen; allein der Gedankenschatz, der hier vorlag, scheint doch nicht für eine Tragödie dieses Umfangs ausgereicht zu haben. Er war groß genug für eine Romanze; in fünf Acte zerstreut, erscheint er etwas dürftig. Der Fanatismus ist überhaupt ein höchst bedenklicher tragischer Stoff; er handelt in Sprüngen und läßt Das, was man als dramatische Entwickelung bezeichnet, kaum zu; angehenden Dramatikern ist dieser Stoff fast immer verderblich. Auch der Verf. hat kein Glück damit gehabt, obwol er der poetischen Bedürfnisse kundig und des dichterischen Ausdrucks mächtig ist. Das Übel ist, daß es seiner Tragödie an dem echten Interesse einer dramatischen Handlung fehlt. Das Christenthum des 6. Jahrhunderts im Kampf mit dem Brahminenthum macht ein solches Interesse an sich nicht geltend und den handelnden Personen, Sitta, Josaphat, Barachias und Harita fehlt alle dramatische Persönlichkeit; sie sind eben nur Glaubensincarnationen. So will sich denn auch im ganzen Stücke keine rechte Verwickelung dramatischer Interessen bilden und es kommt, mehr oder minder, Alles auf das rhetorische Element und auf lyrischen Erguß hinaus. Hierbei wechseln Vers und Rhythmus zwecklos und der Verf. läßt sich von der Lust des Reimens (S. 52) ohne Widerstand zur leersten Wort-

Digitized by Google

seligkeit hinreißen. Bei alle Dem spricht diese Arbeit gute Anlagen aus, und es bedürfte für den Verf. wol nur einer ernstern Prüfung seines Stoffes und einer klarern Anschauung der dramatischen Kunstgesetze, auch in ihren Begrenzungen, um etwas Annehmbares hervorzubringen. Wir warnen ihn hierbei vor Indien, vor dem trochäischen Vers und vor einer Ausdrucksweise, die stets und an jeder Stelle Alles herauszugeben geneigt ist, was ihr gerade vorschwebt. Verdichtung der Gedanken und Verschweigen, darin liegt ein Hauptgeheimniß der Poesie; keine poetische Gattung aber verträgt eine Überfülle des Wortes weniger als das Drama, das auf Handlung gebaut ist, und Scenen wie z. B. die dritte in seinem dritten Act sündigen daher geradezu gegen den Geist des Dramas an sich.

58. Liebe, Kunst und Brot. Mainzer Localposse in drei Acten von Isidor Schwarz. Mainz, Wirth. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Wir sagen viel von diesem Stück, wenn wir zugeben, daß es die Aufgabe einer mittelmäßigen Posse löst. Der ganze Inhalt malt sich in der Überschrift, die genugsam ankündigt, worauf es hierbei abgesehen ist. Das Stück kann wegen seiner Mundart nicht einmal den Bühnendirectionen empfohlen werden und ist daher zur Vermehrung deutscher Maculatur vorbestimmt.

59. Danziger Theateralmanach für 1845. Von O. F. Karl. Danzig, Homann. 1845. 8. 15 Ngr.

Dasselbe gilt von dieser Production, die außer einigen Anekdoten und Theaternetizen nur eine Posse: „Ländliche Ruhe" enthält, in der wir freilich nach einer Idee ebenso sehr wie nach komischen Situationen umsonst gesucht haben. Es ist eben nichts darin. 19.

Für eine Büchertitelsammlung.

In Samuel Butler's „Posthumous works" (3 Bde., London 1732) findet sich die Bemerkung: „Büchertitel haben gleich Menschengesichtern eine Art Physiognomie, aus welcher ein aufmerksamer Beobachter erkennt, was er, wie von dem Menschen, so von dem Buche zu erwarten hat." Im Allgemeinen mag das wahr sein. Sollte jedoch ein Opticus etwas in sein Fach Einschlagendes von einem Buche erwarten, das den Titel führt: „A new invention; or a pair of cristall spectacles, by helpe whereof may be read so smal a print, that what twenty sheets of paper will hardly containe shall be discovered in one" (London 1644), so wird er sich irren. Die „krystallene Brille" ist eine Geschichte des Krieges der weißen und rothen Rose. Zu ähnlicher Irrung kann Horne Tooke's berühmtes „Diversions of Purley" veranlassen. Die „Ergötzlichkeiten" sind eine sehr ernste und scharfsinnige Schrift über Etymologie. Wer aus Liebhaberei zur Geographie ein Buch kauft des Titels: „Merryland described, containing a topographical, geographical and natural history of that country" (London 1741), der bekommt zwar ein seltenes und amusantes Buch, aber statt einer Beschreibung des nordamerikanischen Staates Merryland eine Sammlung Frivolitäten. Vor etlichen Jahren erschien in Dublin „An Essay on irish bulls". Ein Verein deutscher Landwirthe bestellte ein Exemplar des „Versuchs über irische Bullen" und erhielt eine Abhandlung über die ein irischer Bull genannte Witzart. Ebenso könnte sich ein Naturforscher täuschen, dafern er in „A treatise of hebrew roots" (London 1844) Nachweisung über „hebräische Wurzeln" suchte. Oberndorff's „Anatomy of the true physician and counterfeit Mountebanke, disclosing certain atratagems whereby London empirics oppugne, and of times expugne, their poor patients purses" (London 1602) ist auch jedem Continentalarzte noch heute zu empfehlen. Nur erwarte er nichts Ähnliches von Hutton's „Anatomy of folly" (1619), Nash's „Anatomy of absurdity" (1589) und „The hospital of incurable fools" (1600). Jakob I. von England schrieb „Counterblast to tobacco" (Gegenpaff wider den Taback), und sein Zeitgenosse Sylvester in gleicher Tendenz ein Gedicht: „Tobacco battered, and the pipes shattered about their ears, who idly use so base and barbarous a weed." Leigh Hunt gesteht, daß er die Idee zu seinem berühmten „Captain Sword and Captain Pen" aus „Banaby Rich's Souldier's wish for Britain's welfare, a dialogue between Captain Skill and Captain Pill" (1604) entlehnt, und von Thomas Carlyle wird behauptet, daß er in seinem neuern Werke: „Hero-worship", das Capitel über Literaten einem Büchelchen von 1679 nachgebildet habe: „Unfortunate heroes, or adventures of Ovid, Horace, Virgil, Agrippa, Caplou etc." Der kürzeste Buchtitel in der englischen Literatur ist der eines seiner Zeit vielgelesenen Werkchens über das Canning'sche Ministerium: „It" (Es), der längste in Einem Worte vielleicht der eines Werks des Naturforschers Covell: „Panzoologicomineralogia" (Oxford 1661). Ein Compler von Bescheidenheit sind die Titel: „Did you ever see such stuff? or, So much the better, being a story without head or tail, wit or humour" (London 1760); „A Satire for the king's birthday, by no Poet-Laureate" (1779); „Barnaby Rich's Fault's, and nothing but faults" (1607); dagegen voll Bitte oder Drohung: „Oh! Read over Dr. John Bridge's Martin Mar-Prelate, for it is a worthy work, printed over-sea in Europe, within two furlongs of a bounsing priest, a rare work against the Puritans" (1588); „Roy's Read me, and be not wrath"; „Tourneur's Laugh and lie down, or the world's folly" (1605); „If you know not me, you know nobody"; „Rowland's look to it, or I'll stab ye". Sehr häufig sind die auf den Titeln ausgedrückten Vergleichungen der Bücher mit Vorrathskammern, Speichern und andern Gebäuden. So: „Magazine of zoology"; „Repository of arts"; „Treasury of knowledge"; „The Jewel-house of art and nature"; Painter's „Palace of pleasure" (1565); Primanday's „Academy of manners" (1586); Boysteau's „Théatre of the world" (1574); Parkinson's „Théatre of plants" (1640). Nicht minder beliebt sind die Vergleichungen mit einem Spiegel. So die in mehrfacher Hinsicht interessanten, aber seltenen Werke: „A chrystal glass for christian women, exhibiting the godlie life and death of Katherine Stubs of Burton upon Trent, in Staffordshire" (1628); „Snawsell's looking-glass for married folks, wherein they may plainly see their deformities" (1631); „Spooner's looking-glass for tobacco-smokers" (1703); „The mirror of the worlde" (1581); „The mirror for magistrates" (1559). Von Titeln, die ihren satirischen Charakter an der Stirn tragen, machen sich folgende bemerkbar: „The downfall of temporising poets, unlicensed printers, upstart booksellers, trotting mercuries, and bawling hawkers" (1641); „A new way to make latin verses, whereby anyone of ordinary capacity that only knows the A. B. C., and can count nine, though he understands not one word of Latin, or what a verse means, may be plainely taught to make thousands of hexameter and pentameter verses, which shall be true Latin, true verse, and good sense" (1679); „A history of Filchum Cantum, or a merry dialogue between Apollo, foolish Harry, silly Billy, a Griffin, a Printer, a Spider Killer, a Jack-ass, and the sonorous guns of Ludgate" (1749). Die alte und fortwährend aufgeworfene Frage in Betreff der Geistesgleichheit zwischen Männern und Frauen hat in England eine Unzahl Beantwortungen gefunden, deren einige ganz drollige Titel haben. So vom J. 1620: „Hic mulier, or the man-woman, or a medicine to cure the staggers in the masculine femininos of our times", worauf die Erwiderung: „Haec vir, or the womanish man to Hic Mulier, the man-woman"; und 1683 ein sehr seltenes Büchelchen: „Haec et Hic, or the feminine gender more worthy than the masculine, being a vindication of that ingenious

Digitized by Google

and innocent sex from the biting sarcasms, wherewith they are daily aspersed by the virulent tongues and pens of malevolent men." Von drolligen Titeln selbst religiöser Bücher gibt „A handkerchief for parents' wet eyes upon the death of children" (Ein Taschenbuch für nasse Augen der Ältern beim Tode ihrer Kinder) ein genügendes Beispiel.

23.

Bibliographie.

Äschylus, Eumeniden, übersetzt von R. Kopisch. Berlin, Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Anlegung von Eisenbahnen in der Schweiz. Mit einem Straßenkärtchen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deutsches Anwaltbuch. Ein Handbuch zur auswärtigen Processführung in allen deutschen Landen, nebst Verzeichnissen sämmtlicher Sachwalter in Deutschland von J. C. J. Budeus und A. Budeus. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 2 Thlr.

Arnd, K., Die naturgemässe Volkswirthschaft, gegenüber dem Monopoliengeiste und dem Communismus, mit einem Rückblick auf die einschlagende Literatur. Hanau, König. Gr. 8. 2 Thlr.

Beredsamkeit der Kirchenväter. Nach J. A. Weissenbach, übersetzt und beabeitet von M. A. Nickel und J. Kehrein. 3ter Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Cancan eines deutschen Edelmanns. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Duller, E., Rom! Darmstadt, Jonghaus. 12. 1¼ Ngr.

Ehrlich, J. N., Lehre von der Bestimmung des Menschen als rationale Teleologie. 2ter, synthetischer Theil. Pflichtenlehre, Tugendlehre, Glückseligkeitslehre. Anhang. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Die Frage: Kann ein protestantischer Christ mit gutem Gewissen zur römisch-katholischen Kieche übertreten? Freimüthig und gewissenhaft beantwortet von einem protestantischen Theologen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12½ Ngr.

Herzensergießungen eines katholischen Christen. Mit einem Anhange für Kranke und Leidende. Herausgegeben von einem katholischen Pfarrer. Mit einem Stahlstich. Landshut, Thomann. 8. 7½ Ngr.

James, G. P. R., Der Schmuggler. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Die deutsch-katholische Kirche in ihrer Lossagung von Rom und der christlichen Kirche, dargestellt durch eine Vergleichung ihrer Glaubensbekenntnisse mit der heiligen Schrift und der Kirchenlehre von einem Evangelischen, aber keinem Kirchenbeamten. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kraft, F., Eine andere Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse insbesondere der deutsch-katholischen Kirchen-Verbindungen aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Friedberg in d. W., Bindernagel. Gr. 8. 8 Ngr.

Krüger, D., Etwas über die biblische Lehre vom Messias. Eine Beleuchtung der vom Landrabbiner Dr. Herzfeld zu Braunschweig im Geist des modernen Judenthums über diesen Gegenstand herausgegebenen Peedigten. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zatzikhoven. Herausgegeben von *K. A. Hahn.* Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Löhn, Anna, Odysseus auf Ogygia. Hohnstein, Seiffert. Gr. 12. 15 Ngr.

Luther und Rom. Drei Schriften Luther's gegen das Papstthum, mit besonderer Erwähnung des Rockes Christi in Trier. Herausgegeben und erläutert von einem christlich-deutschen Patrioten. 2tes Heft: Luther's Warnung an meine lieben Deutschen von 1531 und seine letzte Predigt von 1546. Herausgegeben und erläutert von einem christlich-deutschen Patrioten. Grimm, Gebhardt. 8. 8 Ngr.

Materialien, Warnungen und Winke der politischen Consolidirung norddeutscher Bundesstädte gewidmet. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Nachfolge des heiligen Augustinus. Von dem Verfasser der Reise nach Hippo. Aus dem Französischen übersetzt von M. Sintzel. Nebst Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und verschiedenen andern Gebeten von demselben Heiligen. Landshut, Thomann. 12. 8 Ngr.

Der Passagier im Königreich Belgien. Ein Handbuch für Reisende, mit besonderer Berücksichtigung der Eisenbahnen. Mit einem Kärtchen von Belgien. Berlin, Morin. 8. 10 Ngr.

Rättig, C., Authentischer Protest der evangelischen Kirche gegen die den symbolischen Schriften angedichtete Geltung, als Beweis, daß die symbolischen Schriften nicht Bekenntniß-Schriften der evangelischen Kirche sind und ebenso wenig für Lehr-Vorschriften in derselben gelten können. Gumbinnen, Bönig. Gr. 8. 20 Ngr.

Topographisches Rhein-Panorama von Schaffhausen bis zur Nordsee. In großem Maßstabe entworfen und mit den speziellen Karten des größten Theils von Holland und Belgien, sowie der Umgegenden des Bodensees, der Mosel, der Ahr, Nahe 2c. und 27 genauen Städteplänen. Gezeichnet von U. Hendschel, gestochen von W. Haase. Nebst einer historischen Einleitung von E. Duller und erläuternden Notizen für Reisende über die interessantesten Städte obiger Gegenden. Frankfurt a. M., Jügel. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sachs, A. M., Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Saint Martin, L. C. v., Der Dienst des Geist-Menschen. Aus dem Französischen von dem Übersetzer des „Dante und die katholische Philosophie des 13. Jahrhunderts". Münster, Deiters. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Salzbacher, J., Meine Reise nach Nord-Amerika im Jahre 1842. Mit statistischen Bemerkungen über die Zustände der katholischen Kirche bis auf die neueste Zeit. Mit einer geographischen Karte der katholischen Diözesen und deren Missionsorte in Nord-Amerika. 1ste Abtheilung. Wien, Wimmer. Gr. 8. Das vollständige Werk 4 Thlr.

Scherr, J., Der Phrophet von Florenz. Wahrheit und Dichtung. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 8. 4 Thlr.

Schettler, F., Die christliche Lehre von dee göttlichen Dreipersönlichkeit, gegen neuerliche Widersacher gerechtfertigt. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Schmidt, A. G., Ansprache an die jetzt streitenden Parteien in der evangelischen Kirche, nach Apostelgeschichte 15, 6—12. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Humoristische Schwänke zu Belebung und Erhaltung des Frohsinns in muntern Gesellschaften. Meurs, Dolle. 16. 7½ Ngr.

Smith, H., Arthur Arundel. Ein Roman aus der Zeit der englischen Revolution. Übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thal, F., Neuester kurzgefaßter und doch vollständiger Führer durch Dresden und seine Umgebungen. Nebst genauer Angabe aller in dieser Residenz befindlichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst. Dresden, Grimm. Gr. 16. 10 Ngr.

Wagenfeld, F., Skizzen aus dem Bremer Volksleben: Tobias uppen Quenenmarkt. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Wegweiser für Reisende in den Harz. Mit Kärtchen vom Harz. Berlin, Morin. 8. 10 Ngr.

Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Herausgegeben von J. L. Pasig. 2tes Heft: Dr. Martin Luther an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Mit Einleitung und Anmerkungen. Als Anhang: Dr. Luther's Glaubensbekentniß. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 213. — 1. Auguſt 1845.

Zur Nachricht.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellung darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußiſche Grenzpoſtamt in Halle wenden. Die Verſendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften ſtatt.

Über das ſpaniſche Drama: „La Celestina", und ſeine Überſetzungen.

La Celestina, ó Tragi-comedia de Calisto y Melibea. Madrid 1822, 1832. Barcelona 1842.

Celeſtina. Eine dramatiſche Novelle. Aus dem Spaniſchen überſetzt von Eduard von Bülow. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

La Célestine, Tragi-comédie de Calixte et Mélibée. Traduite de l'espagnol, annotée et précédée d'un essai historique par *Germond de Lavigne*. Paris 1840, 1841.

Das 15. Jahrhundert iſt die eigentliche Übergangsperiode vom mittelalterlichen zum modernen Leben. Im Laufe dieſes Jahrhunderts begannen die das Mittelalter beherrſchenden Gewalten und Richtungen den modernen Bewegungsmächten und Strebungen immer mehr Raum zu geben. Damals ſchon zeigten ſich die Vorboten des Kampfes, der bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgekämpft iſt. Die Grundfeſten des mittelalterlichen Lebens, der Spiritualismus und Individualismus, der chriſtlich-germaniſche Feudalſtaat und der kirchlich-ritterliche Zeitgeiſt erbebten ſchon damals von den erſten Stößen der modernen Bewegungsmächte, von dem ſturmverkündenden Wehen des neuen Zeitgeiſtes. Denn bis in jene Zeit laſſen ſich die Spuren des Strebens nach Ausgleichung zwiſchen Realismus und Idealismus, nach politiſchem Gleichgewicht auf möglichſt breiter Baſis ſowol im innern Staatsleben als in der kosmopolitiſchen Verbindung der Völker und Staaten verfolgen. Insbeſondere geſtalteten ſich in Spanien gerade gegen Ende dieſes Jahrhunderts die kleinern Feudalſtaaten durch die Verbindung Iſabellens von Caſtilien mit Ferdinand von Aragon und die Eroberung Granadas zu einer Monarchie, die ſchon im nächſten Jahrhundert auf dem großen Welttheater eine der erſten Rollen ſpielen ſollte. Dort hatten überdies die von der Römerzeit ſtammenden Municipalverfaſſungen und die ſeit dem 11. Jahrhundert von den Königen ſchon beſtätigten Gemeinde- und Städterechte (fueros) neben der Adelsariſtokratie und dem chevalereskeu Geiſte immer auch ein demokratiſch-bürgerliches Element und einen trotzigen Rechtsſinn unterhalten. Dort blühten damals noch durch die Araber Handel und Gewerbe, die einen allgemeiner verbreiteten Wohlſtand erzeugten, der wieder die Richtung nach materieller Behäbigkeit, nach ſinnlichem Genuß, Luxus und Üppigkeit begünſtigte. So machte ſich in Spanien neben dem mittelalterlichen Idealismus der moderne Realismus damals mehr geltend wie ſpäter, als die religiöſe und politiſche Entwickelung von der Inquiſition gehemmt und zurückgedrängt wurde.

Solchen Verhältniſſen konnten die lyriſche Hofpoeſie und die epiſche Volkspoeſie nicht mehr genügen. Wol aber waren beide hinlänglich entwickelt, um im Vereine mit dem durch italieniſche Vermittelung auch in Spanien neu erwachten Studium und der Nachahmung claſſiſcher Muſter die von der veränderten Zeitrichtung geforderte dramatiſche Poeſie möglich zu machen; eine dramatiſche Poeſie, die ſich nicht blos mehr auf ihre im religiöſen Cultus und in Feſtſpielen wurzelnden Wiegenformen beſchränkte, ſondern ſchon in der draſtiſchen Darſtellung des wirklichen Lebens, realer Zuſtände und Charaktere Befriedigung ſuchte. Da bedurfte es nur eines genialen Organs, eines erfinderiſchen Kopfes, um den Zeitgeiſt zu verkörpern, das Nationalbewußtſein zu objectiviren, und dieſer fand ſich wie immer, wenn die Zeit es fodert, in dem Verf. der „Celeſtina".

Auch bei dieſem Werke muß man, wie bei allen bedeutenden Kunſtſchöpfungen weniger den Gegenſtand als vorzugsweiſe die formelle Geſtaltung deſſelben ins Auge faſſen. Nur dann wird man es im Verhältniſſe zu ſeiner Zeit und nach ſeinem Einfluß auf die Entwickelung des ſpaniſchen Nationaldramas richtig auffaſſen und gehörig würdigen.

Der Verf. ſelbſt hat ſein Werk, jedoch nur in Beziehung auf den Inhalt, zuerſt „Comedia" und dann

Digitized by Google

„Tragi-comedia" genannt.*) Dessen Form aber haben der deutsche Übersetzer durch „Dramatische Novelle" und noch besser einige neuere spanische Kritiker durch „Comedia novelesca" ganz richtig bezeichnet. Seine Form ist in der That eine episch-dramatische. In ihr zeigt sich das Drama zwar noch in den weiten, faltenreichen epischen Gewanden, aber schon im Begriffe dieser hemmenden Hüllen sich zu entledigen, um in freierer Bewegung raschern Schrittes die Bühne zu besteigen. In der Wahl, Anlage und Gliederung der Fabel, in der Composition der „Celestina" im Ganzen waltet allerdings noch das Epische vor; es ist darin noch das breite Sichgehenlassen, die Redseligkeit des Erzählers, das Zerfahren der Handlung und die Hemmung ihres raschern, dramatischern Verlaufs durch Episoden, das Vorwalten der Situation, die minutiöse Ausmalung, kurz die epische Breite und Behaglichkeit. Dennoch hat diese Tragi-comedia schon dramatischen Grundton, dramatisches Leben und — abgesehen von der mehr äußerlichen Form des durchgehenden Dialogs und der Eintheilung in (21) Acte — nicht nur Acte, sondern auch Action, dramatische Handlung und vor allen in der und durch die Handlung drastisch dargestellte Charaktere; ja gerade durch die meisterhafte Zeichnung, consequente Entwickelung und den kunstvollen Conflict der Charaktere durch die darin bedingte tragische Katastrophe zeichnet sie sich so sehr aus, daß sie Prototyp und classisches Muster des sogenannten género novelesco des spanischen Nationaldramas geworden und hierin von wenigen spätern, wenn auch dramatisch ausgebildetern Stücken der Art erreicht, von keinem übertroffen worden ist. Daher gebührt der „Celestina" gewiß eine Stelle, und zwar eine ausgezeichnete und einflußreiche in der Entwickelungsgeschichte des spanischen Theaters, mag man sie immerhin noch für kein eigentliches Drama gelten lassen, weil sie zur Aufführung weder bestimmt noch geeignet war.**) Daher scheint der Streit müßig, ob man sie zur Gattung der Novelle oder des Dramas rechnen soll; sie entstand ja eben in einer Zeit, wo sich die Dichtungsgattungen erst schärfer zu sondern begannen, wo eben aus den übrigen das Drama sich entwickelte.

Doch lassen wir lieber die neuesten und tüchtigsten einheimischen Kritiker, die selbst als Dichter so berühmt gewordenen Herren Martinez de la Rosa, Leandro Fernandez de Moratin und Alberto Lista darüber sprechen.

Martinez de la Rosa sagt in seinen „Obras literarias" (Bd. 2, S. 353—354, Paris 1827):

Obgleich die „Celestina" den Titel „Tragi-comedia" hat, ist sie doch kein eigentlich dramatisches Werk, noch war sie zur Aufführung bestimmt. Trotzdem aber, daß sie nur eine dialogisirte Novelle (novela en diálogo) ist, muß sie jedenfalls in dieser Schrift („Sobre la comedia española") erwähnt werden, nicht nur weil sie alle Keime des Dramas enthält, wenn sie auch selbst noch keins ist, sondern auch weil meines Erachtens dieses berühmte Werk und die vielen, die nach seinem Muster später verfertigt wurden, ebenso viele Fortschritte zur dramatischen Kunst waren und keinen geringen Einfluß auf das Theater Spaniens, ja ganz Europas übten. Erfindung, Interesse, gut gezeichnete Charaktere, ein reiner und zierlicher Stil, ein natürlicher und leichter Dialog, Laune und Witz, wiewol dieser minder anständig und keusch ist als schicklich, eine sehr schöne Diction, gewürzt mit volksthümlichen Redeweisen und echt castilianischem Salz, kurz, tausend Eigenschaften, ebenso neu als reizend, verschafften diesem Werke gleich nach seinem Erscheinen den weitverbreitetsten Ruf; Ausgaben davon erschienen in die Wette im In- und Auslande; es wurde sehr frühzeitig in andere Sprachen übersetzt und seine außerordentliche Berühmtheit eiferte Viele an, diese Gattung dramatischer Novellen zu cultiviren, die, wenn sie auch gewiß noch nicht das Gebiet des Dramas betraten, doch dessen Grenzen schon berührten.

Ebenso hat der jüngere Moratin in seinen „Orígenes del teatro español", in Ochoa's „Tesoro del teatro español" (Bd. 1, S. 36, Paris 1838) den Werth und Einfluß der „Celestina" zu würdigen gewußt:

Wie die griechische Tragödie sich aus den Homer'schen Überresten gebildet hat, so verdankt die spanische Comedia ihre ersten Formen der „Celestina". Diese dramatische Novelle (novela dramática), in der trefflichsten castilianischen Prosa geschrieben, mit einer kunstgerecht erfundenen Fabel, welcher ebenso wahrscheinliche als interessante Situationen, der Ausdruck der Charaktere und Affecte, eine treue Schilderung der Nationalsitten und ein von komischer Laune und Witz übersprudelnder Dialog Abwechselung und Leben geben, war für Alle ein Gegenstand des Studiums, die im 16. Jahrhundert für das Theater schrieben. Die Fehler, die sie hat, könnte ein Einsichtsvoller verschwinden machen, ohne von Seinem eine Sylbe dem Texte beizufügen, und so alle ihre Schönheiten bewahrend, könnten wir sie dann als eins der classischsten Werke betrachten, welches die spanische Literatur aufzuweisen hat.

Auch Lista widmete in seinen geistreichen „Lecciones de literatura dramática española" (Bd. 1, Madrid 1839) eine ganze Vorlesung der „Celestina"; er sagt S. 48:

Der Verfasser der „Celestina" ist einer der Väter der Sprache. Zugleich hat eben er durch die von ihm erfundene Gattung der novela dramática (así llamo á esos dramas largos, ó á esas novelas puestas en accion) dem Naharro, Rueda und ihren Nachfolgern den Weg gezeigt, den man bei der Composition eines Dramas einschlagen mußte; denn die „Celestina" wird in der That nie in die Scene gesetzt worden sein (nunca habrá sido un drama escénico).

Und noch schärfer und bestimmter begründet er diese Ansicht von dem Verhältniß der „Celestina" zum spanischen Nationaldrama, und insbesondere zu dem von Lope de Rueda eingeführten und vorzüglich von Lope de Vega ausgebildeten género novelesco desselben (S. 50—51):

Die „Celestina" ist in der That in Bezug auf Sprache ein classisches Werk und kann in dieser Hinsicht nie genug studirt werden. Da sie alle möglichen Redegattungen umfaßt,

*) Dies bezeugt er ausdrücklich im Prólogo zur zweiten Bearbeitung mit Bezug auf seine Kritiker: „Otros han litigado sobre el nombre, diciendo que no se habia de llamar comedia, pues acaba en tristeza, sino que se llamase tragedia. El primer autor (eine Fiction, wie wir später zeigen werden) quiso dar denominacion del principio, que fue placer, á llamóla comedia: ya viendo estas discordias entre estos extremos, partí agora por medio la porfia, é llamóla *Tragi-comedia*."

**) Dafür spricht schon die breite Anlage der „Celestina"; aber auch ausdrücklich bezeugen dies der Verf. selbst (in den Vorreden, wo immer nur von der „Lesung" der „Celestina" gesprochen wird) und der Corrector der sevillaner Ausgabe von 1502, Alonso Proaza, in den am Ende beigefügten Octaven, wovon eine überschrieben: „Dice el modo que se ha de tener *leyendo* esta tragi-comedia." Daß ihr Titel nicht dagegen spricht, haben wir in der vorhergehenden Anmerkung gezeigt.

Digitized by Google

von der feurig-beredten bis zur niedrig-familiairen, so ist sie ein wahres Repertorium der verschiedenen Stilformen, die unserer Sprache zu jener Zeit eigen waren. Aber Das ist nicht der einzige Vorzug dieser Tragi-comedia. Denn obwol weder ihr Umfang, noch ihre Eintheilung in 21 Acte und ihr hinlänglich schlüpfriger Gegenstand es zuließen, sie zu einer Zeit zur Aufführung zu bringen, in der man noch keine andern theatralischen Vorstellungen kannte als die Schäferspiele (eglogas) des Juan de la Encina, besitzt sie doch eine Fülle von dramatischen Schönheiten. Die Lebendigkeit und der Witz (sal) in den Dialogen, der allerdings manchmal jenes Salz ist, womit Plautus das römische Publicum einzureiben pflegte, die bald ernsten, bald komischen, immer aber tief aus dem Leben gegriffenen Sittenschilderungen; die poetischen Aufregungen, in einer erhabenen Prosa ausgedrückt; und vor allen die höchste Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere lassen mit Recht vermuthen, daß Naharro, Lope de Rueda und ihre Nachahmer in der Gattung der novellenartigen Komödie (en el género de la comedia novelesca) sich den Verf. der „Celestina" zum Muster vorsetzten, obwol sie ihre Dramen auf zur Aufführung mehr geeignete Dimensionen beschränkten. Diese Absicht, Rojas (den Verf. der „Celestina") nachzuahmen, ist z. B. in Naharro's Komödie „Himenea" augenscheinlich, wo außer der Todesgefahr, der sich Fabea aussetzt, die Kunstgriffe, wodurch die Diener des Himeneo ihre Furcht bemänteln, als sie ihren Herrn auf dem Wege zu seiner Dame begleiten, aus der „Celestina" entnommen oder vielmehr gestohlen sind.

Mit diesen Ansichten stimmt auch der geistreiche französische Übersetzer, Hr. Germond de Lavigne, überein, indem er in seinem vorausgeschickten „Essai historique sur la Célestine" diesem Werke nicht nur eine bedeutende Stelle in der Geschichte des spanischen, sondern des europäischen Theaters überhaupt anweist (S. VI—VII):

Damals (in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts), also lange vor allen dramatischen Versuchen in den modernen Sprachen erschien die „Celestina", die Mutter des castilianischen Dramas, wie der Schimmer, der dem Lichte vorhergeht, wie das lang gesuchte Wort, das zur Enthüllung einer großen Idee noch fehlte. So hatte ein halbes Jahrhundert früher, als Machiavel seine „Mandragora" aufführen ließ und dadurch den Grund zur kunstmäßigen Komödie legte, die „Celestina" — schon dramatische Färbung, Originalität, poetischen Schwung, Interesse der Handlung und Wahrheit der Charaktere vereinend — den ersten Stein zu dem großen Monumente geliefert, das Spaniens Ruhm geworden ist und zu dem Torres-Naharro, Lope de Rueda, Cervantes, Oliva, dann Lope de Vega, Calderon, Moreto und so viele Andere beigetragen haben. Die „Celestina", welche die spanischen Gelehrten als die Quelle des gesammten Nationaltheaters betrachten, ist kein eigentliches Drama, kein Drama wie wir es heutzutage wollen, kein Drama wie die, welche Calderon und Lope de Vega geschrieben haben u. s. w.

Wenn dann Hr. Germond de Lavigne dennoch behauptet, daß die „Celestina" selbst zur Aufführung bestimmt (faite pour la scène) und aufführbar (représentable) gewesen sei, so geht er hierin, wie wir gezeigt, zu weit. Wohl aber stimmen wir ihm und den spanischen Kritikern bei, wenn sie diese Tragi-comedia die „Mutter des castilianischen Dramas" nennen; ja wir stehen nicht an, es für ein Glück — d. h. nicht glücklichen Zufall, sondern glückliche Folge der naturgemäßen Entwickelung — zu halten, daß das spanische Nationaldrama eine solche „Mutter" gehabt hat, mögen auch schulgerechte Ästhetiker ebenso vornehm über ihre Monstruosität die Nase rümpfen wie engherzige Moralisten über ihre Zuchtlosigkeit. Denn es war ein Glück, daß die „Celestina" noch so tief in der Volksthümlichkeit wurzelte, sich noch so enge an das wirkliche Leben anschloß, kurz daß der Nationalgeschmack sich in ihr schon so prägnant und genial aussprach; es war ein Glück, daß die gleichzeitig auch in Spanien wiedererwachten humanistischen Studien und die Nachahmung altclassischer Muster weder ihre materielle noch formelle Selbständigkeit beeinträchtigten, und höchstens in einigen durch mythologische oder antiquarische Gelehrsamkeit schwerfällig oder unwahr gewordenen Stellen sich die Spuren des Pedantismus zeigen. Wohl schlug die „Celestina" eine novellistische Richtung ein; wohl findet sich in ihr das Ideal-Romantische neben dem bis zur Gemeinheit und Nacktheit Wirklichen, das Hoch-Tragische in Verbindung mit dem Frivol-Komischen, Pathos mit Ironie und Humor; wohl ist ihre Form noch nicht fest und gedrungen; aber eben dadurch gab sie dem spanischen Drama eine volksthümliche Basis, nationellen Charakter und naturwüchsige Entwickelung, bewahrte es vor jeder sklavischen Nachahmung, vor jeder unnatürlichen Eintönigkeit, vor jedem Einzwängen in fremde aufgedrungene Formen. Eben darum, weil die beiden Lope und Alle, denen an dem Beifall der Nation mehr lag als an dem der Gelehrten, den von der „Celestina" eingeschlagenen, durch eigene Kraft erst zu bahnenden Weg (el uso nuevo', wie Juan de la Cueva ihn genannt) durch den Urwald der Volkspoesie weiter verfolgten und verfolgen mußten, ihn nur immer mehr reinigend, lichtend, ebnend und festend, schwang sich das spanische Drama auf eine Höhe, wo ihm nur das englische, auf ähnliche Weise emporgekommen, gleichstand, und von wo diese beiden Nationalbühnen die Thespiskarren der übrigen modern-europäischen Nationen tief unter sich sahen, wie sie im gelehrten Staube der breitgetretenen Heerstraße der Nachahmung fast unscheinbar fremden Geleisen nachzogen. Daher endlich blieb für die Spanier das Beispiel eines Oliva, Bermudez, Lupercio Argensola u. A. durch misverstandene Nachahmung der altclassischen Muster (el uso antiguo') Irregeleiteter unschädlich, die auch ihnen leb- und farblose Abdrücke von Antiken aufdringen wollten; wahrlich ein schlechter Ersatz für die lebensfrische, in allem Schmelz des Incarnats glühende, in allem Reiz der üppig vollen Formen prangende „Comedia" mit dem tragikomischen Janusgesichte, wie sie bald mit dem tief-ernsten Feuerblicke castilianischer Leidenschaftlichkeit blitzend tödtet, bald mit den muthwillig-anmuthigen Lippen voll andalusischen Salzes lächelnd spottet, bald hochmüthig wie ein Caballero, bald schalkhaft wie ein Gracioso.

(Die Fortsetzung folgt.)

Les diplomates européens par M. *Capefigue*.

Soeben ist der zweite Theil dieses Werks erschienen. Der erste Theil enthält die Biographien des Fürsten Metternich, des Grafen Pozzo di Borgo, des Prinzen Talleyrand, des Herzogs Pasquier, des Herzogs von Wellington, des Herzogs von Richelieu, des Fürsten Hardenberg, des Grafen von Resselrode und des Lords Castlereagh. Das ganze Werk soll einen Blick

Digitized by Google

in die diplomatischen Verhältnisse der verschiedenen europäischen Cabinete gewähren und eine Übersicht der von ihnen seit einem halben Jahrhundert befolgten Politik geben.

Nachdem daher im ersten Theile die Gründer der neuern Politik, die Notabilitäten der Diplomatie vorausgeschickt sind, beginnt der zweite Theil mit Robert Peel, der, nachdem er sich durch den kühnen Umsturz der Toryherrschaft in seinem Vaterlande zum Gipfel der Macht aufgeschwungen, heute die Fäden der gesammten Politik unsers Erdglobus in Händen hält und, wie Hr. Capefigue behauptet, die große Aufgabe unserer Epoche am klarsten erkannt hat — die religiöse Reform. Ihm folgen, als Koryphäen der neuern französischen Diplomatie, der Graf Molé, Hr. Guizot, der Herzog von Broglie, der Graf Rayneval und der Graf de la Ferronnaye. Diese Männer hängen als reife Früchte an dem letzten Zweige eines mühsam gezogenen, künstlich veredelten Baumes. In der Revolution wurde er gekappt und trieb dann als starker Seitenzweig das Kaiserreich; dieser wurde ihm von den Alliirten abgehauen, auf den Stumpf aber die Restauration und auf diese endlich das Julikönigthum gepfropft. So vieler Operationen bedurfte es, um solche Früchte zu erzeugen; sowol der Stamm als alle Mittelzweige haben ihnen ihren Lebenssaft liefern müssen und sie haben ihn in sich aufgenommen. Während die Väter der beiden ersten Männer in demselben Monat (April) des Jahres 1794 das Schaffot bestiegen, verlor der Vater des dritten auf dem Schlachtfelde den Arm. Die zarten Pflanzen wurden in ihrer Jugend mit dem eigenen Blut begossen; Alle aber, durch Emigration in fremden Boden versetzt, sogen frühzeitig die stärkende Luft des Auslands ein. Regen und Sonnenschein haben häufig über den Blüten abgewechselt, Sturm und Wetter die jungen Früchte derb und ihre Festigkeit prüfend geschüttelt. Hr. Capefigue findet, daß sie am Ende doch köstlich gereift und nicht wurmstichig geworden seien. Die beiden letztgenannten Männer sind als späte Repräsentanten der alten französischen Diplomatenschule betrachtet, da sie es nicht vermochten, dem frischen Fluge der jungen Zeit zu folgen, mit ihrem ganzen Wesen dem Bürgerkönigthume anzugehören, und, gleichsam um zu zeigen wie fremd ihnen das verwandelte Vaterland geworden, legten sich die Verspäteten in fremder Erde (der eine in Madrid, der andere in Rom) zum Sterben nieder.

An die Biographie des Grafen Capo d'Istrias knüpft der Verf. die Geschichte des jungen Königreichs Griechenland mit seiner schwächlichen Constitution; an die des Cardinals Consalvi, eines der feinsten und geschicktesten modernen Diplomaten bis 1824, die Politik des päpstlichen Stuhls und namentlich Pius' VII., Friedrich v. Gentz, der Schüler Kant's, der Freund Metternich's, Stein's und Hardenberg's repräsentirt in diesem Buche die östreichische Federdiplomatie, und Ancillon, der Mittler zwischen den Extremen, die preußische. Die Hauptgesichtspunkte der Politik Rußlands treten in der Biographie des Prinzen von Lieven und der gleichnamigen Prinzessin hervor, welche Letztere, als intime Freunde Guizot's, noch heute der Mittelpunkt der diplomatischen Salons von Paris ist. In dem Herzog von Gallo ist die vereinigte neapolitanische, italienische und östreichische Politik personificirt und endlich in Martinez de la Rosa die Geschichte der modernen spanischen Diplomatie. Letzterer gibt dem Verf. zu einer Untersuchung der Frage Veranlassung, in wie weit Schriftsteller fähig und geeignet seien, sich praktisch mit der Politik zu befassen.

Die große Mehrzahl der in diesem Buche besprochenen Personen hat bereits viele, mehr oder weniger gründliche Biographen gefunden. In Frankreich hat in neuerer Zeit namentlich der von Hrn. Pascallet herausgegebene „Biographe universel" mehre derselben auf einer breitern Basis besprochen, wogegen die „Galerie des contemporains illustres par un homme de rien" das Leben einiger von ihnen aphoristischer behandelt hat. Nirgend aber habe ich sie bis jetzt in diesem engen Zusammenhange mit der Politik aller europäischen Höfe geschildert gefunden. Dies Werk steht entschieden über den übrigen historischen Schriften desselben Verf., und zwar, weil er hier ganz in der ihm eigenthümlichen Sphäre ist. Hr. Capefigue ist in seinem Fühlen und Denken, in seiner Auffassungs- und Darstellungsweise Aristokrat, seiner politischen Farbe nach begeisterter Legitimist, seiner religiösen Meinung nach ein gläubiger Katholik. Das Alles macht ihn ganz besonders geeignet zum Eingehen in die Denk- und Handlungsweise der von ihm geschilderten Diplomaten und ihrer Höfe. Er bemüht sich zwar, wie er versichert, möglichst unparteiisch zu sein; doch gelingt es ihm leider nur zu oft nicht. Wenn er einerseits, so oft er von Deutschland spricht, diesem Lande nicht nur Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern es sogar nicht selten über Verdienst rühmt, so trägt andererseits sein verachtungsvolles Schmähen auf Napoleon und seine Anhänger, auf die Männer der großen Revolution von 1789 und der kleinen von 1830, seine wegwerfende Behandlung aller Derer, die mit einer neuen Zeit auch eine derselben entsprechende Ordnung der Dinge erwarten, seine kalte Bitterkeit endlich gegen Nicht-Katholiken den entschieden ausgeprägten Stempel der politischen und religiösen Intoleranz. Er ist in seiner Weltanschauung noch nicht über das Parteidogma hinweggekommen. Auch der Stil ist in diesem Buche besser als in den frühern Werken des Verf. Er ist freier von den ihm selbst eigenen gezierten, gezwungenen Schnörkeleien, von der gemachten Begeisterung und dem hochtrabenden Pathos. Seine gemessenere Haltung stimmt jetzt besser zu dem aristokratischen Dufte, zu der vornehmen Gewähltheit in seiner Sprache, welche glauben machen könnte, daß er, wie Buffon, in seiner Hoftracht mit Manschetten und Glacéhandschuhen am Schreibtische sitze.

Ganz neuerdings sind von demselben unerschöpflichen und unermüdlichen Autor wieder die beiden ersten Bände eines neuen Werks erschienen, betitelt: „L'Europe depuis l'avénement du roi Louis-Philippe", welches er als eine Fortsetzung seiner „Histoire de la restauration" betrachtet wissen will. Das Werk soll zehn Bände haben und alle zwei Monate sollen je zwei derselben erscheinen. Selbst ein so bedeutender Aufwand von Thätigkeit und Geist wird die neue Zeit nicht mehr zum Standpunkte der Legitimität zurückschrauben können! Wir werden nächstens den Inhalt dieser beiden Bände besprechen.

8.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Land Tyrol
und
der Tyrolerkrieg von 1809.

Auch unter dem Titel:

Geschichte Andreas Hofer's,
Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.

Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's ꝛc. ꝛc.

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 214. —— 2. August 1845.

Über das spanische Drama: „La Celestina", und seine Übersetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

So enthielt in der That die „Celestina" die Elemente der eigenthümlichsten Gattungen des spanischen Nationaldramas. In ihrer novellistischen Grundlage, in der schon kunstmäßiger angelegten und durchgeführten Liebesintrigue, und in ihrem bis zum lyrischen Schwung sich erhebenden Pathos finden sich ja die Keime zu der „novellenartigen Komödie" (comedia novelesca) und den daraus hervorgegangenen „Mantel- und Degenstücken" (comedios de capa y espada). Diese Keime pflegte zuerst Torres-Naharro mit mehr künstlerischem Bewußtsein, und sie trugen die reichsten Früchte unter den ingenioſen Händen eines Lope de Vega, Moratin, Calderon u. A., die daraus das mehr ideale Kunstdrama, geschmückt mit allem Zauber der Romantik, allen Reizen der Verskunst und Lyrik, bildeten. In jenen Theilen der „Celestina" hingegen, welche die gemeine Wirklichkeit, nationale Sitten und Charaktere mit drastischer Wahrheit und ironischer Laune darstellen, sind die Prototypen der „prosaischen Naturkomödie" und des „dramatischen Sittengemäldes" (comedia de costumbres) nicht zu verkennen. In dieser Richtung machten Lope de Rueda und Juan Timoneda mit ihren „Pasos" in der That die ersten Fortschritte, worin sie meist noch den prosaischen Dialog ihres Vorbildes beibehielten. Diese Gattung hätte sich zum Charakterlustspiel und zur feinern dramatischen Satire ausgebildet — wozu es den mit Witz und ironischer Laune so reich begabten Spaniern an einem Molière gewiß nicht gefehlt hätte —, wäre sie in ihrer Entwickelung nicht durch die inquisitorische Strenge der spanischen Censur gehemmt worden. So blieb sie auf die niedern Kreise des Volkslebens beschränkt und lebte nur in den bloßen „Zwischenspielen" (entremeses, sainetes) fort. Die Ausgangspunkte dieser doppelten Richtung, welche die spanische Comedia gleich in ihrem Beginne genommen hat und die gleich durch die ersten beiden eigentlich dramatischen Dichter, Torres-Naharro und Lope de Rueda, repräsentirt wird, sind also schon in der „Celestina" so augenfällig zu finden, selbst die Nachahmung im Einzelnen ist, wie Lista bemerkt hat, so unzweifelhaft, daß diese Tragi-comedia wol mit Recht für die „Mutter des spanischen Dramas" gelten kann.

Sollte aber trotzdem noch Jemand — etwa gestützt auf Bouterwek's Urtheil, der übrigens die ältere spanische Literatur überhaupt und so auch die „Celestina" nur eines sehr flüchtigen Blicks gewürdigt hat, so zwar, daß seine davon gegebene Inhaltsanzeige nicht einmal richtig ist — die relative Wichtigkeit und den Einfluß der Tragicomedia auf die Entwickelung des spanischen Dramas überschätzt finden, oder wenigstens ihren innern, absoluten Werth bezweifeln, so wollen wir ihm keine weitern Autoritäten entgegensetzen, nicht einmal den bekannten Ausspruch des Cervantes; wol aber ihn dringend ersuchen, sie, wo möglich im Original, mit unbefangenem Sinne zu lesen, ihrem Eindrucke sich mit vorurtheilsfreiem, poetisch gestimmtem Gemüthe hinzugeben. Dann wollen wir ihn fragen, ob er nicht finde, daß sie, abgesehen von allem Reiz der Sprache und des Stils, von der trefflichen Charakter- und Sittenschilderung, was am Ende auch dem Talent erreichbar ist, in der Erfindung und Composition selbst Schönheiten und Züge aufzuweisen habe, wie sie nur der geniale Dichter schaffen kann; dann wollen wir ihn fragen, ob nicht z. B. die Scene, worin Celestina die Sprödigkeit der Melibea besiegt und durch das Mitleid die Leidenschaft in ihrem noch reinen Herzen anfacht, ein Meisterstück von Feinheit, von tiefer psychologischer Kenntniß ist; ob nicht die Schilderung, welche Sosia dem Calisto von dem Eindrucke macht, den der Anblick von dessen nach dem Richtplatz geschleppten Dienern, den Mördern der Celestina, ihm verursachte, von hochtragischer Wahrheit ist; ob nicht der Zug: daß die bereits gefallene Melibea, als sie ihre Mutter in einem Gespräche mit dem Vater über den Plan, sie zu vermählen, ihre kindliche Unschuld preisen hört, ihre Dienerin beschwört, unter irgend einem Vorwande dies Gespräch zu stören, damit sie über der getäuschten Mutter nun mit Scham sie erfüllendem Lobe nicht wahnsinnig werde, eines Shakspeare würdig ist; ob die Scenen, in welchen der Gauner und feige Prahler Centurio den Dirnen den Tod ihrer Mama Celestina zu rächen verspricht, an drastischem Humor den Falstaff'schen nachstehen; ob endlich die Scenen der Katastrophe nicht

Digitized by Google

allein schon des Dichters geniale Conceptionsgabe beweisen: wie im hochtragischen Contrast auf das mit allem Zauber geschilderte Liebeskosen, eine Schilderung, die durch ergreifende Naivetät jener berühmten Balconscene in „Romeo und Julia" nicht unwürdig zur Seite steht, unmittelbar der Tod der Liebenden folgt, wie ihnen die rasch hereinbrechende Nemesis nach kaum geleertem Becher der verbotenen Lust den sühnenden Todeskelch reicht.

Hr. v. Bülow hat daher ganz recht, wenn er es für unnöthig hält, den Lobredner der „Celestina" in dem seiner Übersetzung vorausgeschickten Vorworte zu machen, indem er sagt (S. VI):

Ich überlasse es vielmehr getrost dem einsichtsvollen und berufenen deutschen Leser, die unvergleichliche Dialektik und Rhetorik des einzigen Werks sowie die Fülle von echter Poesie zu würdigen, die nicht minder in der kunstreichen Charakteristik wie in der furchtbaren innern Wahrheit der Begebenheiten enthalten ist. Die dämonisch-riesenhafte Gestalt der Celestina selbst, der eigentlichen Heldin des Buchs, steht, so viel ich mich erinnere, in der ganzen modernen Literatur ohne ihres Gleichen da und reichte für sich allein hin, ihrem Schöpfer den Stempel der Dichtergröße aufzudrücken.

Kann bei solchen Vorzügen, bei solcher Wirkung, der „Celestina" im Ernste noch der Vorwurf unsittlicher Tendenz, gemeiner Gesinnung gemacht werden? Es ist wahr, daß ein Werk, worin eine Kupplerin die Hauptrolle spielt, worin mehre Scenen ihren Verkehr mit liderlichen Dirnen schildern, sich nicht für ein Mädchenpensionat schickt. Wenn man aber bedenkt, mit welcher Naivetät das Mittelalter überhaupt geschlechtliche Verhältnisse darstellt, wie bei den Südländern insbesondere noch jetzt selbst ehrbare Frauen keinen Anstoß nehmen, in dieser Beziehung pan, pan und vino, vino zu nennen, so wird selbst durch einzelne Stellen und Scenen, die darin nach unsern jetzigen Ansichten allzu frei und allzu nackt wären, ein wahrhaft sittliches Gefühl sich minder beleidigt finden als durch die sanctionirten Zweideutigkeiten und die verhüllte Lüsternheit der Modernen. *)

Unbestritten aber ist die Musterhaftigkeit der „Celestina" in Hinsicht auf Sprache und Stil. Die Classicität ihrer Prosa ist um so bewunderungswürdiger, als sie zu einer Zeit abgefaßt wurde, in welcher die ungebundene Rede in Spanien noch sehr geringe Fortschritte gemacht hatte und in eigentlich poetischen Werken noch sehr selten angewendet worden war. Ja selbst unter den spätern Prosaisten ist nur Cervantes dem Verf. der „Celestina" ebenbürtig, der übrigens nicht nur in dieser, sondern auch in vielen andern Beziehungen von unverkennbarem Einfluß auf ihn gewesen ist, wie denn z. B. in der nur dem Cervantes vindicirten Novelle von der „angeblichen Tante" („La tia fingida") nicht nur der Charakter der Hauptperson, nicht nur mehre Situationen, sondern auch ganze Stellen offenbar der „Celestina" nachgebildet sind.

Auch blieb in der That die „Celestina" das gelesenste und einflußreichste Buch in Spanien bis auf die Erscheinung des „Don Quijote". Zum Beweise dienen die unzähligen Ausgaben, die davon im 16. und 17. Jahrhundert erschienen sind *), und die vielen Fortsetzungen, metrischen Überarbeitungen und directen Nachahmungen derselben. **)

*) Wem dies nicht genügen sollte, der lese die geschickte Vertheidigung des Buchs gegen die Anschuldigungen einer beschränkten Prüderie in Germond de Lavigne's „Essai historique sur la Célestine" (S. XXI—XXV) nach. Auch wir hegen keinen Zweifel an der „moralischen Absicht und Überzeugung von der Nützlichkeit seines Werks" (... la necesidad que nuestra comun patria tiene de la presente obra, por la muchedumbre de galanes y enamorados mancebos que posee etc.), wodurch der Verf. selbst dessen Anstößigkeit zu rechtfertigen sucht.

*) Die bis jetzt und zwar vor kurzem erst bekannt gewordene älteste Ausgabe ist: „Calisto y Melibea, comedia" (Burgos 1499, 4.) — vergl. die letzte Ausgabe von Brunet's „Manuel" und „Bibliothèque dramatique de M. de Soleinne; catalogue rédigé par P. L. Jacob, Bibliophile" (Bd. 4, S. 156, Paris 1844) —, wahrscheinlich die erste Ausgabe; sie hat noch den Titel: „Comedia", nur in 16 Acte abgetheilt, ohne die Vorreden, die akrostichischen und Schlußoctaven des Verf., noch kein Argument des Ganzen, wol aber Argumente der einzelnen Acte; auf diese erste Ausgabe bezieht sich offenbar die in einer frühern Anmerkung aus dem Prólogo zur zweiten Bearbeitung mitgetheilte Stelle über den Titel derselben, und ebenso wol der Verf. ebenda von den durch die Drucker hinzugefügten „Argumenten der einzelnen Acte" sagt: „Aun los impresores han dado suspunturas; poniendo rubricas ó sumarios *al principio* de cada acto" etc. Die von Leon Amarita, dem Drucker und Herausgeber der nächster Auflage von 1873 (der besten und einigermaßen kritischen), in seiner Vorrede erwähnte Ausgabe von 1500, gedruckt durch Martino Polono (Salamanca?) ist wahrscheinlich die erste der zweiten Bearbeitung, welche der Verf. „erweiterte", wie er selbst in dem ihr beigegebenen Prólogo sagt: „Así que viendo estas contiendas, estos disonos y varios juicios (über die erste Bearbeitung), miré á donde la mayor parte acostaba y hallé que querian que se *alargase* en el proceso de su deleyte destos amantes, sobre lo cual fui muy importunado; de manera que *acordé*, aunque contra mi voluntad, *meter segunda vez* la pluma en tan estraño labor y tan agena de mi facultad, hurtando algunos ratos á mi principal estudio, con otras horas destinadas para recreacion, puesto que no han de faltar nuevos detractores *á la nueva adicion*." Außer diesem Prólogo sind dieser zweiten Bearbeitung ein Brief des Verf. „An einen Freund" (El autor á un su amigo), 11 Octaven, mit der Überschrift: „El autor, cuenta ansioso de su yerro en esta obra que escribió, contra sí arguye y compara", und am Schlusse noch drei Octaven zur Rechtfertigung seines Werks: „Concluye el autor aplicando la obra al propósito, porque la acabó", beigegeben. Die von Alonzo Proaza besorgte und 1502 zu Sevilla gedruckte Ausgabe (schon auf dem Titel mit dem Zusatz: „Et nuevamente añadido de Centurio", und am Ende sechs Octaven vom Corrector) diente den meisten folgenden Wiederabdrücken zum Muster. Die Plantin'sche Ausgabe (Antwerpen 1595) führt die erste den Titel: „Celestina". Hr. Magnin hat in seiner Anzeige von Germond de Lavigne's Übersetzung im „Journal des Savants" (April 1843, S. 198) 16 Ausgaben der „Celestina" aus dem 16. und 17. Jahrhundert angeführt; dieser Liste können wir aus dem „Catalogue de M. de Soleinne" (S. 158) noch die von Salamanca 1577, und aus dem im Besitze der k. k. Hofbibliothek befindlichen die von Barcelona 1531, 4., Sevilla 1550, 4., Sevilla 1565, 12., Barcelona 1585, beifügen.

**) Vergl. darüber die von Magnin (a. a. O. S. 199—201) gegebenen Nachweisungen. Dazu bemerken wir, daß der wahre Name des pseudonymen Verf. der portugiesischen „Eufrosina" Jorge Ferreira de Vasconcellos ist; daß die „Lena" des Velasco im Anhang des ersten Bandes von Ochoa's „Tesoro del teatro español" wieder abgedruckt wurde; daß sich das Verzeichniß der Nachahmungen noch bedeutend vermehren ließe, wie z. B. außer der allbekannten „Dorotea" des Lope de Vega durch die folgenden auf der k. k. Hofbiblio-

Digitized by Google

Es ist natürlich höchst interessant, über die Zeit der Abfassung eines so berühmten Buchs, über die Lebensumstände seines Verfassers, auf den die Nation mit Recht stolz ist, genauere und bestimmtere Nachrichten zu erhalten. Und doch — man würde sich darüber wundern, wenn man die Sorglosigkeit der Spanier in dieser Hinsicht nicht kennte — fehlt es aus einer eben nicht so fernen Zeit, in der die Buchdruckerkunst bereits erfunden war, an zuverlässigen und ausführlichen Angaben, und doch sind bis auf den heutigen Tag die Gelehrten nicht einmal darüber einig, ob das Werk von einem oder zweien Verfassern herrühre. So sieht man sich noch immer auf die spärlichen und geflissentlich dunkel gehaltenen Daten beschränkt, die sich im Werke selbst finden.

Allerdings finden sich darin einige Anhaltspunkte, um die Zeit seiner Abfassung bis auf ein Jahrzehnd, das von 1482—92, zu bestimmen. Denn im vierten und siebenten Acte wird von den Ketzergerichten der Inquisition und den Ceremonien der Autos-da-fé als schon allbekannten und gewöhnlichen Dingen gesprochen; die Inquisition wurde aber erst 1480 eingeführt. Und zu Anfange des dritten Acts führt Sempronio zum Belege seiner Behauptung, daß man Ereignisse, die unsere Verwunderung erregten oder die wir herbei sehnten, doch, sobald sie vorüber sind, schnell wieder vergesse, folgende Beispiele an (nach Hrn. v. Bülow's Übersetzung, S. 59):

Und wenn dich etwas noch so sehr in Erstaunen setzt und man sagt dir: Die Erde hat erbebt, oder ein Ähnliches, wirst du es nicht sogleich vergessen? Zum Beispiel auch: Der Fluß ist zugefroren; der Blinde sieht; dein Vater ist gestorben; der Blitz hat eingeschlagen; Granada ist erobert; heute kommt der König; die Türken sind besiegt; morgen ist Sonnenfinsterniß; die Brücke ist weggerissen; Der und Der ist Bischof geworden; Pedro ist beraubt worden; Ines hat sich erhängt — mußt du nicht gestehen, daß nach Verlauf von dreien Tagen, oder beim zweiten Blick darauf kein Mensch sich dessen mehr verwunderte?

Unter diesen Beispielen von Ereignissen, über die, wenn sie stattfänden, man alle Ursache hätte, sich zu verwundern, wird also auch die Eroberung Granadas (ganada es Granada) erwähnt; nun ist es bekannt, daß die Eroberung Granadas nach zehnjähriger Belagerung am 2. Jan. 1492 wirklich stattfand; daher läßt sich die Abfassung der „Celestina" mit ziemlicher Gewißheit in das Ende des neunten oder den Anfang des zehnten Jahrzehnds des 15. Jahrhunderts setzen, und sie hat, wenn die Ausgabe von Burgos 1499 wirklich die editio princeps ist, fast das Horaz'sche nonum prematur in annum aushalten müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

thek befindlichen „Comedia . . . llamada *Seraphina*" und „Otra llamada *Polandria*" (Sevilla 1540, 4.) — vergl. Moratin's „Catalogo de las piezas dramáticas" in Ochoa's „Tesoro" (Bd. I, S. 72) — und Retrato de la Lozana's „Andaluza: en lengua española muy clarissima. Compuesto en Roma (en el año de 1524). El cual retrato demuestra lo que en Roma pasaba y contiene muchas mas cosas que la Celestina. S. l. et a. in 4.; daß endlich in Huerta's Index zu dessen „Teatro español" eine Comedia: „Celestina", von Antonio de Mendoza, angeführt wird. Noch bis auf den heutigen Tag sind „Los polvos de la madre Celestina" sprüchwörtlich.

Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Von Karl Hagen. Dritter Band. A. u. d. T.: Der Geist der Reformation und seine Gegensätze. Zweiter Band. Erlangen, Palm. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Über Anlage und Ausführung der ersten beiden Bände dieses vortrefflichen Werks ist bereits in Nr. 204 d. Bl. f. 1842 und Nr. 233 f. 1844 Rechenschaft gegeben. Der vorliegende dritte Band, welcher bis auf den Reichstag von Augsburg geht, weist den Verfall der protestantischen Kirche durch Zersplitterung in neue Dogmen und Verketzerungssucht, und den Untergang des ursprünglichen nationalen und volksthümlichen Charakters der Reformation nach. Entschieden und bestimmt tritt diese Thatsache gerade bei dem Reichstage zu Augsburg ein, alles Spätere ist nur eine weitere Entwickelung derselben. Das Buch löst die hiermit gegebene Aufgabe in sechs Capiteln. Das erste weist die anfänglichen Spaltungen in der reformatorischen Bewegung nach, in welcher sich sogleich ein volksmäßiges, radicales Element, ein humanistisches und ein religiöses Element, letzteres wieder in ein mystisches und in ein biblisches gesondert, unterscheiden lassen. Nachdem der Verf. sehr gut nachgewiesen, daß alle diese Richtungen ihren Ursprung bereits in frühern Epochen haben, zeigt er, daß keine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Stande gewesen, dieselben zu vereinigen und auszugleichen; Luther nicht, weil er zu sehr Partei war, Melanchthon nicht, weil er nur ein Stubengelehrter ohne moralische Kraft war, Erasmus aus demselben Grunde nicht, Pirkheimer zum Theil aus äußern Gründen nicht, und Hutten nicht, weil er nicht Unterstützung genug fand und auch zu leidenschaftlich war. An diese Erörterung schließt sich eine Schilderung der Unruhen in Wittenberg, der Unternehmungen Hutten's und Sickingen's, des Verhältnisses des Erstern zu Erasmus, des Erasmus zu Luther, Luther's zu Karlstadt, und endlich der Münzer'schen Lehren und des Bauernkriegs, in welchem alle die verschiedenen radicalen Elemente, wie die fanatisch mystische Partei, die freiere religiöse Ansicht, die volksmäßig politische Richtung, zusammenwirkten. Das zweite Capitel hat das Aufkommen einer neuen Orthodoxie zum Gegenstande. Nach dem Bauernkriege stellte Luther, um sich mit den Fürsten zu befreunden, den Grundsatz des unbedingten Gehorsams an die Spitze; nach der Lutherischen Theorie wurde der Fürst der unumschränkteste Herr seiner Unterthanen und diese — wie der Verf. sagt — nur das Vieh seines gnädigen Herrn. Ob sich solche Servilität wirklich in Luther's Schriften nachweisen läßt, kann man mit dem hierauf näher eingesendeten Aufsatze im zweiten Bande der Weil'schen „Constitutionellen Jahrbücher" von 1844 bezweifeln; gewiß ist aber, daß bei der Lehre vom Gewaltleiden und passiven Gehorsam eine felsenfeste und über alle specifisch deutschen Schwächen erhabene Persönlichkeit vorausgesetzt wird, wenn die dabei allerdings reservirte Freiheit des Widersprechens, Redens und Predigens nicht zu einer bloßen doctrinairen Beschönigung Dessen, was für den Erfolg und die That zugegeben ist, werden soll. Ebenso gewiß ist es, daß die Lutherischen Lehren von den Fürsten acceptirt wurden und die gemeine Servilität protestantischer Hoftheologie entstehen ließen, zu welcher die katholische Kirche nur am Hofe Ludwig's XIV. ein Seitenstück bietet. Gewiß wäre der Sieg eines Münzer und der fanatisch-religiösen Partei kein Glück für Deutschland gewesen; aber ebenso wenig dürfen wir leugnen, daß durch die Besiegung der volksthümlichen Tendenzen und durch die Mittel, welche Luther anwendete, um den Sieg zu erringen, der ganze Charakter der Reformation verändert ward und daß dieselbe aufhörte, Volksbewegung zu sein. Es entstand nun eine neue Orthodoxie, welche, wie bei Melanchthon und Bucer, eine Gewalt der Fürsten über die Gewissen der Unterthanen in Anspruch nahm und wieder auf das Verbrennen der Ketzer zurückzukommen Miene machte, von der Idee eines allgemeinen Priesterthums aller Christen abfiel, also

Digitized by Google

die Unmündigkeit der Laien und den Bann verlangte, und die Äußerlichkeiten des Cultus in den Vordergrund stellte.

Das dritte und vierte Capitel, welche die Opposition gegen diese Orthodoxie und deren freiere Richtung schildern, sind von großem Interesse für die Dogmengeschichte; sie berühren den Abendmahlsstreit, die Wiedertäufer und die freiern Richtungen von Balthasar Hubmaier, Schwenkfeld, von Ossing, Erasmus, Agrippa, Furer, Denk, Hetzer, Kunz, Bändelin, Campanus und Servet. Die weitern Folgen der unfreien Richtung, die Zersplitterung in dogmatische Zänkereien resumiren sich dann in dem letzten und sechsten Capitel; der Reformation ward es unmöglich, über die katholische Kirche den Sieg davonzutragen. Die Augsburger Confession war der Ausdruck der neuen Orthodoxie, welche die Heterodoxien im Innern der Reformation verdammte, aber gegen den äußern Gegner, den Katholicismus, mit großer Leisetreterei, wie man es damals nannte, sich benahm, damit aber — was für unsere modernen Vermittelnden und Sanften eine Lehre sein sollte — keine Versöhnung, sondern nur eine verächtliche Behandlung von Seiten der katholischen Theologen erlangte. Ungeachtet dieser unglücklichen Misbildungen ging aber dennoch der Kern der reformatorischen Ideen, das Princip der Freiheit und die Opposition gegen den Gewissenszwang der katholischen Kirche nicht völlig unter, sondern trat in der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts abermals hervor.

Besonders bemerkenswerth ist das fünfte Capitel, welches von Sebastian Frank handelt. Die Arbeit des Verf. ist hier um so verdienstlicher, als man in neuerer Zeit Sebastian Frank wenig zu beachten scheint, obgleich sich in ihm die Grundzüge und Andeutungen der modernen Philosophie finden. Frank ist speculativer Mystiker; nach ihm ist Gott an sich nichts; er ist willenlos, affectlos, ohne Zeit, Statt, Person, Glieder, Willen und Namen; er wird erst etwas in den Creaturen. Er wird auch erst im Menschen zum Willen; erst im Menschen gelangt er zur Erkenntniß seiner selbst. Wir sehen hier die Feuerbach'sche Lehre, daß die Ansicht von Gott eine durchaus subjective ist. Alle Accidentia, Affect, Zufall, die man Gott andichtet, sagt Frank, sind allein in uns. Auch ist — heißt es in Bezug auf die Erlösung — Gott nie über uns entrüstet gewesen. Der Zorn lag allein in uns selbst. Christus ist das innere Wort, das göttliche Element in uns, welches von Anfang an dagewesen und nicht erst mit dem historischen Christus angefangen hat. Ebenso denkwürdig sind Frank's Ansichten über die Obrigkeit, über Vernunftrecht und Eigenthum. Das Einzelne können wir freilich nicht anführen, durften aber diese Gelegenheit nicht vorüberlassen, auf Sebastian Frank und seine zahlreichen Schriften, deren Hauptinhalt der Verf. resumirt, aufmerksam zu machen. 35.

Literarische Notizen aus England.

Nelson's Charakter.

Es ist kürzlich der zweite Band der „Dispatches and letters of vice-admiral Lord Viscount Nelson", mit Noten von Sir Harris Nicolas, erschienen. Er umfaßt die Jahre 1795—97, welche zwar nicht jene denkwürdigen Siege und wundergleichen Heldenthaten umfassen, die später den Namen Nelson's den berühmtesten Seehelden an die Seite stellten, aber dagegen eine lange Reihe kühner Kämpfe und Wagnisse aufweisen, die ihn trotz aller Misgunst und Eifersucht seiner Obern von Stufe zu Stufe auf jenen Standpunkt hoben, wo er die Augen der bewundernden Welt auf sich zog. Diese Briefe und Depeschen liefern besser als irgend eine Lebensbeschreibung es thun könnte ein scharfes und vollendetes Bild jenes so schroff hervortretenden Charakters, dessen seltenes Gepräge an Licht- und Schattenseiten so reich ist als das des meerbezwingenden Volks, für dessen eigentlichen Typus er mit Recht gelten kann. Der glühende Thatendurst, der Haß gegen alles Fremde sowol wie gegen Hinterlist und Verstellung jeder Art spiegeln sich in jeder Zeile seiner Briefe wider; das Wiegen in eigner Kraft, das Selbstgefühl und die Zuversicht in seine Zukunft spricht sich in jedem Worte aus. Als ihm einer seiner Offiziere einst bei einer Gelegenheit, wo Nelson seinem Mismuth über erfahrene Zurücksetzung in heftigen Worten Luft machte, sein Bedauern ausdrückte, rief er aus: „Bedauern, sagten Sie? Herr, ich werde es erleben, daß man mich beneidet!" Und bei einer andern Gelegenheit äußert er: „Ich bin jetzt zwar nur Capitain; aber, wenn ich leben bleibe, soll man mich als Admiral sehen!" Als man nach einem unter seiner Mitwirkung erfochtenen Sieg in dem durch die Zeitungen veröffentlichten amtlichen Berichte darüber seiner nicht in der Weise gedacht hatte, wie er es verdient zu haben glaubte, rief er aus: „Was thut's! ich werde eines Tags eine Zeitung allein für mich in Anspruch nehmen." In einem Schreiben an seine Frau nach der Campagne von 1796 sagt er: „Wären alle meine Thaten aufgezeichnet worden, nicht 14 Tage wären während des ganzen Kriegs vergangen, ohne daß man von mir gehört hätte. Früher oder später werde ich eine lange Zeitung für mich allein brauchen; ich weiß es, daß solch eine Gelegenheit sich mir darbieten wird. Ich kann, wenn ich im Felde des Ruhms bin, unmöglich unbemerkt bleiben. Vielleicht werden meine Dienste, während der Zeit bis ich heimkehre, von den Großen vergessen werden; aber meine Seele wird nicht vergessen noch aufhören eine Art Trost und Beifall zu fühlen, die unverdienten Belohnungen vorzuziehen sind. Wo es immer etwas zu thun gibt, bin ich sicher, daß die Vorsehung meine Schritte lenkt. Man muß mir Vertrauen schenken trotz aller Misgunst. Selbst die Franzosen achten mich. Durch ganz Italien geht mein Ruf; kein Königreich und kein Staat, wo mein Name vergessen wurde. Dies ist meine amtliche Zeitung!"

Spanische Zustände.

Die soeben erschienenen „Scenes and adventures in Spain from 1835 to 1840. By Poco Mas" (Pseudoname zu deutsch: Wenig mehr) sind das Werk eines jugendlichen Haudegens, der aus Liebe zum Waffenhandwerk, einer jener neuzeitlichen Condottiere edlerer Art, vielleicht nur eben durch Zufall, der Partei der Christinos sich anschloß und in Folge seiner offenen kriegsmännischen Natur die Sache derselben mit Begeisterung und unbedingter Hingebung zur seinigen machte. Dadurch, daß der Verfasser mit Espartero, dem Siegesherzog, in näherer Beziehung stand, erhält sein Buch einen geschichtlichen Werth, der ihm sonst ziemlich fehlen würde, da dem schreibelustigen Sohn des Mars, wie er offen selbst bekennt, alle höhere Schulbildung abgeht. Wie es damit bestellt ist, geht daraus hervor, daß er aus Southey's „Chronicle of the Cid" auf 30 Blattseiten Auszüge als etwas ganz Neues aus dem Sagenlande Hesperiens mittheilt und von der weltbekannten madrider Bibliothek meint, es möchten darin wol manche Schätze verborgen liegen. Nichtsdestoweniger sind die Bilder, die er von gewissen Zuständen auf der Halbinsel entwirft, von innerer Wahrheit, Eindrücke, die sie auf ein offenes unverfälschtes Gemüth machen mußten. In Madrid erschrickt er vor der offenbetriebenen Ämterjagd, der empléo mania, dem Krebsübel, dem Spanien in seinen neuesten Wirren alles Unglück zur Last zu legen hört. „Dieser Wurm", äußert er, „nagt an jeder Classe der Gesellschaft, nicht allein in der Hauptstadt, sondern durch das ganze Reich. So lange diese Ämterwuth dauert, so lange wird dies Land eine Beute der Abenteurer sein. Stets gibt es eine Masse Leute, die man cesantes nennt, das will heißen: die aus dem Amt getrieben, grollen, drohen, sich verschwören, und in den meisten Fällen mit solchem Erfolge, daß es ein Wunder ist, wenn ein Ministerium sechs Monate am Ruder bleibt. Müssen sie abtreten, so werden ihre empléados zu cesantes und fangen an, das neue ministerielle Gebäude zu untergraben. Jedes Cabinet beginnt damit, zu zerstören was sein Vorgänger aufgerichtet." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 215. — 3. August 1845.

Über das spanische Drama: „La Celestina", und seine Übersetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Diese erste Ausgabe erschien nach der erwähnten Beschreibung (in Brunet's „Manuel" und Soleinne's „Catalogue") nicht nur anonym, sondern ohne alle Prologe und Epiloge, welche der Verf. erst der zweiten Bearbeitung beifügte. Diese sind auch in der That die einzigen Quellen über ihn und sein Verhältniß zum Werke geblieben. Er sagt nämlich in der „Zuschrift an seinen Freund", daß er wegen der immer mehr zunehmenden Menge von verliebten Abenteurern in Spanien überhaupt und insbesondere wegen der Liebesnoth und unerfahrenen Jugend dieses seines Freundes es für ein nützliches und nothwendiges Werk gehalten habe, ihnen Waffen gegen die verheerenden Angriffe dieser Liebesseuche in die Hände zu geben, solche Schutzwaffen habe er in den vorliegenden Blättern gefunden, die nicht in den großen Schmieden von Mailand (no fabricadas en las grandes ferrerias de Milan), sondern von berühmten und gelehrten castilianischen Männern verfertigt worden seien. Nachdem er die hohe Vortrefflichkeit und den bei jeder Lesung mehr sich herausstellenden Nutzen dieses glücklichen Fundes angepriesen, fährt er also fort:

Ich bemerkte zwar, daß das Werk keinen Namen des Verfassers trage, der, wie Einige sagen, Juan de Mena, und nach Andern Rodrigo Cota war (que no tenia su firma del autor, el cual segun algunos dicen, fué Juan de Mena, y segun otros, Rodrigo Cota); wer es aber auch immer war, er verdient in ehrenvollem Andenken fortzuleben, sowol seiner geschickten Erfindung, als auch der großen Menge eingestreuter Sentenzen wegen, die er unter der Maske des Scherzes angebracht hat. Er war in der That ein großer Philosoph! Und da ein solcher Mann aus Furcht vor Verleumdern und bösen Zungen, immer mehr bereit zu tadeln als selbst etwas zu erfinden, es für gut fand, seinen Namen zu verbergen und zu verhüllen, so werdet ihr mich nicht anklagen, wenn ich in der bei ihm vorausgesetzten Absicht auch den meinigen nicht angeben sollte (no me culpeis, si en el fin bajo que le pongo, no espresare el mio); um so mehr als ich Rechtsgelehrter bin, und das Werk, wenn auch sinnreich, doch meiner Fachwissenschaft fremd ist (mayormente que siendo jurista yo, aunque obra discreta, es agena de mi facultad). Wer dies nur wüßte, könnte sagen, daß ich es nicht zur Erholung von meinem Berufsstudium, dessen ich mich in Wahrheit mehr rühme, gemacht habe, sondern daß ich vielmehr von der Rechtswissenschaft abgezogen worden sei, indem ich mich auf diese neue Arbeit einließ. Wenn man es damit aber auch nicht träfe, so würde doch der Lohn für meine Kühnheit mir nicht ausbleiben (pero aunque no acierten, seria pago de mi osadia). Ebenso würde man denken (asimesmo pensar), daß ich nicht blos 14 Tage einer Ferienzeit, die meine Genossen in ihrer Heimat zubrachten, auf die Vollendung dieses Werks verwendet habe, wie es doch gewiß ist, sondern wol mehr Zeit und weniger angenehme (pero aun mas tiempo, y menos acepto). Zur Entschuldigung alles Dessen setze ich, nicht nur für euch, sondern für alle Leser dieses Werks, die nachstehenden Verse her. Und damit ihr erkennt, wo mein ungehobeltes Gerede (mis maldoladas razones) beginnt, habe ich es so eingerichtet, daß Alles, was von dem alten Verf. herrührt, ohne Abtheilung in einem Acte oder Scene gegeben werde, bis wo der zweite Act anfängt mit den Worten: „Meine Freunde" (Hermanos mios) u. s. w. Vale.*)

In den darauf folgenden elf Octaven mit der Überschrift: „Der Verfasser, indem er sich wegen des Irrthums, den er etwa durch Schreibung dieses Werks begangen, entschuldigt, führt in einem Vergleich an, was sich gegen ihn sagen läßt", vergleicht er die Kühnheit seines Unternehmens mit der einer Ameise, die, statt auf der Erde zu bleiben und Vorräthe einzusammeln, sich in die Lüfte erhebt und, nun die Thorheit zu spät bereuend, ihren neuen Flügeln vertraut zu haben, von den stärkern Vögeln gefressen wird; so habe auch er, von seiner Feder verleitet, durch sie zu höherm Ruhme sich aufzuschwingen gesucht, sei aber statt dessen nur mit Vorwürfen, Kritiken und Tadel (reproches, y vistas y tachas) überhäuft worden. Doch dem Neide und der Verleumdung zum Trotz wolle er in seinem Unternehmen ausharren; denn im Bewußtsein der reinen Absicht (mi limpio motivo) und überzeugt von der Nothwendigkeit eines solchen Werks für die vielen Liebekranken, denen man die heilsame aber bittere Pille in süßer Speise beibringen

*) Wenn man diese Übersetzung mit denen der Herren Germond de Lavigne und Langerhans — der in seiner „Blumenlese aus der classischen spanischen Literatur des Mittelalters" (Wien 1820, S. 47—139) eine recht verdienstliche kritische Analyse der „Celestina" mit Auszügen und Übersetzung gegeben hat; Hr. v. Bülow hat es nicht für gut gefunden, die Prologe und Epiloge zu übersetzen — vergleicht, so wird man oft kaum glauben, daß uns dasselbe Original vorgelegen; aber gerade diese für die Geschichte des Buchs so wichtige Stelle ist auch oft so dunkel, daß man den Sinn nur errathen kann.

Digitized by Google

müſſe*), habe er ſeine Feder gebraucht, um durch ſcherzhafte und leichefertige Reden (dichos lascivos, rientes) das Ohr der Leidenden zu gewinnen und dann zu warnen. So habe er, umgeben von Zweifeln und Vorurtheilen, dem Werke einen Schluß gegeben, der mit dem Anfange verſöhnt (compuse la fin quel principio desata), und bitte daher die Verſtändigen, ſeinen Mangel zu ergänzen, die Einfältigen aber, über ein Werk, das ihnen zu hoch, zu ſchweigen und ſich nicht zu ärgern. Er habe nämlich das vorliegende Werk in Salamanca gefunden und aus folgenden Urſachen ſich entſchloſſen, es zu vollenden: erſtens weil er gerade Ferien hatte; dann um einem klugen Vorgänger ſich anzuſchließen; endlich um ſo Viele, die ſich nun in ſündhafte Liebesintriguen eingelaſſen, vor den Fallſtricken der Kupplerinnen und treuloſer Diener zu warnen; überdies habe ihn die hohe Vortrefflichkeit des ebenſo kurzen als feinangelegten Werks dazu beſtimmt, das Dädalus ſelbſt nicht beſſer hätte ſchaffen können, wenn Cota oder Mena mit ihrem großen Wiſſen es mit eigener Hand vollendet hätten (si fin diera en esta su propia escritura Cota ó Mena con su gran saber); denn er erinnere ſich nicht, in irgend einer romaniſchen Sprache, weder in der toscaniſchen, noch in der griechiſchen, noch in der caſtilianiſchen, ein Werk geſehen zu haben in ſo hohem und erhabenem Stile (obra d'estilo tan alto y subido), und das keine Sentenz enthalte, die nicht ihrem Verfaſſer zum Lobe und zu unvergänglichem Ruhme gereiche. Die beiden letzten Octaven ermahnen nochmals die Leſer, ſich an der Geſchichte dieſer Liebenden ein warnendes Beiſpiel zu nehmen.

In dem darauf folgenden Prólogo zeigt er durch viele Beiſpiele, wie Alles in der Welt in Kampf und Streit ſei; daher auch das vorliegende Werk von Vielen beſtritten worden ſei und Jeder Anderes daran zu mäkeln gefunden habe; ſo ſchon an ſeinem Titel u. ſ. w.; daß aber trotzdem die Meiſten in dem Wunſche ſich vereinigten, daß der unterhaltende Theil deſſelben erweitert werde, welchem Anſinnen er denn in dieſer zweiten Bearbeitung entſprochen habe, abermals nur einige Mußeſtunden dazu verwendend, obgleich er überzeugt ſei, daß auch dieſen neuen Zuſätzen neue Tadler nicht fehlen werden (vergl. die in den vorhergehenden Anmerkungen im Original daraus mitgetheilten Stellen).

In den drei Octaven am Schluß ſucht er wiederholt die Anſtößigkeit des Werks durch deſſen ſittlichen Zweck zu rechtfertigen und fodert die Leſer auf, aus der Spreu der frivolen Einkleidung die reinen Körner der Moral auszuſondern.

Alonſo de Proaza, der Corrector der ſevillaer Ausgabe von 1502, hat dem Werke noch ſechs Octaven angehängt, in denen auch er es rechtfertigt und anpreiſt, und von welchen die vorletzte überſchrieben iſt: „Declara un secreto que el autor encubrió en los metros que puso al principio del libro." Er ſagt nämlich darin:

Weder will es meine Feder, noch erlaubt es die Billigkeit, daß der Ruf dieſes großen Mannes (de aqueste gran hombre, d. i. des Verfaſſers), deſſen wohlerworbener Ruhm und berühmter Name durch unſere Schuld in Vergeſſenheit gehüllt bleibe; deshalb laßt uns von jeder Zeile ſeiner elf Octaven (jener vor dem Prólogo der zweiten Bearbeitung) die erſten Buchſtaben zuſammenfügen, die auf ſinnreiche Weiſe ſeinen Namen, ſeinen Geburtsort und die berühmte Nation, der er angehört, enthüllen.

Wenn man dies nun thut, ſo erhält man folgende Daten: „EL BACHILER FERNANDO DE ROIAS ACABO LA COMEDIA DE CALYSTO Y MELYVEA E FVE NASCYDO EN LA PVEVLA DE MONTALVAN."

Der Vollender des Werks, d. h. der Verfaſſer des ganzen übrigen Theils mit Ausnahme des erſten Actes und der zweiten Bearbeitung, hieß alſo nach ſeiner eigenen Angabe: Fernando de Rojas, war Bacealaureus der Rechte und von Montalban gebürtig. Dies iſt aber auch Alles, was wir von ihm wiſſen. Es kann daher nur die Frage ſein, ob der Verf. des erſten Actes wirklich ein Anderer geweſen ſei, ob es Cota oder Mena geweſen ſein könne, wie eben auch nur nach Rojas' Angaben angenommen worden iſt. Mena und Cota gehören allerdings unter die berühmteſten ſpaniſchen Dichter des 15. Jahrhunderts, haben aber bekanntlich nur Werke in gebundener Rede hinterlaſſen; der Erſtere ſtarb 1456, der Zweite lebte unter den Regierungen Johann's II. und Heinrich's IV. von Caſtilien; Beide ſchrieben alſo zu einer Zeit, in der noch faſt alle Werke der Phantaſie in Verſen abgefaßt wurden und die ſpaniſche Proſa überhaupt von dem Grade der Vollkommenheit, in dem ſie in der „Celestina" erſcheint, noch ſo weit abſtand, daß ſelbſt der begabteſte Kopf ſie plötzlich zu ſolcher Höhe nicht hätte heben können. Dies wird recht deutlich, wenn man einen Proſaiſten aus jener Zeit, der ſogar einen mit der „Celestina" in mancher Hinſicht analogen Gegenſtand behandelte und dem es wahrlich an Talent nicht gebrach, mit der Proſa der Tragi-comedia vergleicht; wir meinen den Erzprieſter von Talavera, Alonſo Martinez de Toledo (in der Mitte des 15. Jahrhunderts), der in ſeinem „Corbacho, ó libro de los vicios de las malas mugeres" eben auch die Laſter übelberüchtigter Weiber und die Gefahren des Umgangs mit ihnen ſchildert, davor warnt und die Unbeſonnenen, die ſich mit ihnen einlaſſen, züchtigt. Wenn ſchon dieſe äußern Gründe gegen die Annahme ſprechen, daß der Verf. des erſten Acts einer frühern Periode angehört habe als der Vollender, ſo wird es durch innere Gründe, durch die Beſchaffenheit des Werks ſelbſt höchſt wahrſcheinlich, ja gewiß, daß es überhaupt nur von Einem Verf. herrühre. Denn abgeſehen von der großen Unwahrſcheinlichkeit, daß der Erfinder der Fabel nur die Expoſition, den von dem Vollender ſogenannten erſten Act, dieſen aber vollſtändig

*) Como el doliente que pildora amarga
O la receta, ó no puede tragar,
Metela dentro de dulce manjar;
Engañase el gusto, salud se le alarga:
Desta manera mi pluma se embarga etc.

Man ſollte glauben, daß Taſſo (Gerusal. lib. Canto I. ottv. 3) unſern Spanier copirt habe.

Digitized by Google

ausgearbeitet hinterlassen habe, wäre es wahrhaft wunderbar, wie der Fortsetzer nicht nur den kaum angedeuteten Plan mit solchem Scharfsinn errathen habe, so sehr in den Ideengang und die Denkweise seines Vorgängers eingegangen sei, daß das Werk als ganz aus einer Conception, aus einem Gusse erscheint; sondern auch dessen Sprache und Stil — die, was wol zu bemerken, doch einer der Zeit und Entwickelung nach von der seinen bedeutend abstehenden frühern Periode angehören sollen — bis in die kleinsten Eigenthümlichkeiten, in die feinsten Nuancen so vollkommen nachgeahmt habe, daß auch das schärfste Auge geübter Kritiker keinen Unterschied finden konnte, wenn es nicht durch Vorurtheil geblendet wurde.*) Bei solcher Identität der Sprache und des Stils zwischen Anfang und Fortsetzung müßte man daher annehmen, daß Juan de Mena oder Rodrigo Cota schon solche Prosa geschrieben haben könnten, und daß der fast um ein halbes Jahrhundert später lebende Rojas so ein Kunststückchen à la Chatterton oder Surville gemacht hätte — Eins so absurd wie das Andere!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man höre darüber den gewiß competenten Moratin (a. a. O. S. 35—36, Anm. 3): „Si el mismo (der Fortsetzer) ignoraba quien habia compuesto lo que halló inédito, difícil será, si no imposible, averiguarlo ahora; baste decir que al se reconoce en el primer acto el estilo de Juan de Mena, ni se puede comparar con el de Cota, puesto que solo se conservan de estos autores composiciones en verso. El que examine con el debido estudio el primer acto y los versos añadidos, no *hallará diferencia notable entre ellos*, y si non faltase la noticia que dió acerca de esto Fernando de Roja», leeriamos aquel libro como produccion *de uno solo pluma*. . . . Creo en fin que el primer autor *no pudo ser muy anterior al segundo*, y que el ignorarse quién haya compuesto una obra anónima nunca ha sido razon bastante para suponerla muy antigua." Auch Hr. v. Bülow sagt: „Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Anfange des Werks und der Fortsetzung ist kaum wahrzunehmen", wiewol er unmittelbar vorher die ganz unbewiesene und nur auf Autorität nachgesprochene Behauptung aufstellt, daß Rodrigo de Cota der Verf. des ersten Acts ist; denn aus dessen Gedichte: „Diálogo entre el Amor y un viejo", läßt sich durchaus nicht schließen, daß „diese Vermuthung die wahre sei". Dieses in Erfindung, Behandlung und Sprache himmelweit von der „Celestina" verschiedene Gedicht war eben nur ein letzter Anhaltspunkt für Jene, die dem Rojas aufs Wort glaubten und denn doch einsahen, daß er sie mit Juan de Mena zum Besten gehabt!

Zur polnischen Literatur.

Kein Feld der polnischen Literatur wird gegenwärtig so fleißig angebaut wie die Geschichte der polnischen Literatur selbst. Hierher gehört eins der bedeutendsten und umfassendsten neuesten polnischen Werke, die „Historya literatury polskiéj", von dem Professor an der krakauer Universität Michael Wiszniewski. Bereits hat der Verf. desselben mit dem sechsten Bande, der in Krakau 1844 erschienen ist, die Hälfte des großen von ihm zu berührenden Feldes überschritten und ist mit diesem Bande bis ins 16. Jahrhundert, bis zur Blütezeit der polnischen Literatur gelangt. Von der vorchristlichen Zeit beginnend, widmet der Verf. zuerst den im Volke hervortretenden ersten Keimen einer Literatur, den Volksliedern, Volkssagen, Sprüchwörtern, besondere Aufmerksamkeit; dann zu der lateinisch-polnischen Literatur übergehend, bespricht und würdigt er die zahlreichen Chroniken, die besonders über polnische Geschichte sich schon aus dem 11. Jahrhundert in Polen vorfinden. Darauf gibt der Verf. über die Gesetzgebung und die Rechtsverhältnisse in Polen viele neue Aufschlüsse; die verschiedenen Statuten, die „Ortyle", finden ausführliche Würdigung; die Geschichte des magdaburgischen Rechts in Polen ist besonders interessant und dürfte für deutsche Rechtsgelehrte nicht wenig Neues enthalten. Mit dem J. 1400 wird die krakauer Akademie der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, daher deren Geschichte und eine gründliche und umständliche Beschreibung der Organisation der ganzen Anstalt sowie der einzelnen Facultäten und Bursen nicht fehlen durfte. Hieran schließt sich die Geschichte der scholastischen Philosophie in Polen, deren Repräsentanten an der krakauer Akademie vor Andern Johann Glogowiensis und Johann aus Stobnica, und deren Gegner der zu seiner Zeit als praktischer Philosoph berühmte Gregor von Sanck waren. Mit dem sechsten Bande beginnt der Verf. die Darstellung des gepriesenen „Sigmundischen Zeitalters" der polnischen Literatur im 16. Jahrhundert; er bespricht zuvörderst die polnisch-lateinische Poesie eines Dantiscus, Kochowski, Klonowicz bis auf den vorzüglichsten polnisch-lateinischen Dichter Sarbiewski; darauf behandelt er die polnische Hymnologie, die Übersetzungen der Psalmen und die verschiedenen Bibelübersetzungen eines Saklutian, Laspolita, Radziwill, Buday u. s. w., um nun zu der glanzvollen Zeit des Kochanowski überzugehen, in dessen Gedichten die polnische Sprache gleich in einer bewundernswürdigen Vollendung und Reichhaltigkeit auftritt. Vieles ist in dem Werke enthalten, was nicht eigentlich in die Literaturgeschichte, sondern in die Sitten- und Culturgeschichte gehört; doch ist auch dies dankenswerth, da die Polen erst in neuester Zeit begonnen haben, statt der trockenen Regenten- und Kriegsgeschichten die Culturzustände ihres Landes zu ihrem Studium zu machen und diese darzustellen, weshalb auf diesem Felde noch viel zu thun übrig ist.

Außer diesem Werke von Wiszniewski erscheint eine „Geschichte der polnischen Literatur", von Wojcicki, dem bekannten Herausgeber polnischer Sagen und Volkslieder, die in drei Theilen von den ersten Anfängen der Literatur bis in die neueste Zeit reichen und zugleich Bruchstücke aus den verschiedenen Schriftstellern enthalten wird. Ferner hat auch Maciejowski, der sich schon um die slawische Rechtsgeschichte und die polnische Sittengeschichte die rühmlichsten Verdienste erworben hat, eine „Geschichte der polnischen Literatur" zum Drucke fertig. Ein vierter Mitarbeiter ist der gleichfalls schon durch historische Forschungen bekannte Professor zu Warschau, Dominik Szule, von dem in kurzem ein „Obraz literatury polskiéj" erscheinen wird. Sehr wenig Beifall hat eine 1845 in Posen erschienene „Darstellung der polnischen Literatur" sich erworben. Sie rührt von einem der jungen Schriftsteller her — wie sie jetzt auch in Polen nicht selten sind —, die sich der Mühe eines genauen Studiums überheben und Alles bei oberflächlichster Kenntniß nur nach den ihnen inwohnenden neuphilosophischen Ideen beurtheilen; daher kommen denn in diesem Werke zwar neue, aber ganz absonderliche Ansichten über die polnischen Dichter und Schriftsteller zum Vorschein. In mehren polnischen Zeitschriften wurde dem Autor dieses Werks nachgewiesen, daß er die Schriften, über die er aburtheilt, nicht einmal gelesen hat. Zur Ergänzung dieser blos die polnische Literatur betreffenden historischen Werke wird Heinrich Levestamm in Warschau eine „Allgemeine Geschichte der Literatur" in polnischer Sprache herausgeben.

Unter den neuen historischen Werken ist auszuzeichnen: „O magistratach miast polskich", von Dr. Mecherzynski in Krakau. Es handelt von den Magistraten der polnischen Städte und vornehmlich von der Zusammensetzung, den Functionen u. s. w. des krakauer Magistrats, und beruht auf sehr genauen, in den städtischen Archiven angestellten Forschungen. Es tritt aus diesem Werke unter Anderm auch der Zusammenhang

Digitized by Google

deutscher Lebenselemente mit der Entwickelung des polnischen Volkslebens hervor. Wie früh schon deutsches Recht und deutsche Sitte in Polen eindrang, kann allein der Umstand verbürgen, daß die Magistratsacten der größern polnischen Städte aus dem 15. Jahrhunderte fast ganz in deutscher Sprache abgefaßt sind. In späterer Zeit trat dieses deutsche Element in Polen viel mehr in den Hintergrund.

In Warschau erscheint eine Reihe historischer Werke nach Art der von Heeren und Ukert veranstalteten „Geschichte der europäischen Staaten". Die „Geschichte Frankreichs", von Dziekonski, ist in 13 Heften vollendet; es folgt dieser eine auf 12 Hefte berechnete „Geschichte von Frankreich". 9.

Bibliographie.

Süddeutscher Adelsheros, herausgegeben von *F. Cast.* 2te Section. 1ster Band: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Grossherzogthums Baden. Mit dem Portrait des Grossherzogs von Baden. Stuttgart, Cast. Lex.-8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Bertholdi, H., Das Schneidemühler Glaubensbekenntniß und sein römischer Gegner in Posen. Kritik der Schrift: „Offenes Glaubensbekenntniß der sich nennenden: christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, beleuchtet von einem Katholiken." Danzig, Homann. 8. 3 Ngr.

Beschreibung der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz und deren Merkwürdigkeiten. Braunschweig, Oehme und Müller. 16. 5 Ngr.

Buhle, C., Gymnastik für die weibliche Jugend. Ein Leitfaden für Ältern und Erzieher, sowie zum Selbstunterrichte für Jungfrauen. Bautzen, Schulze. 8. 15 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern. 1stes bis 3tes Buch. 1ster und 2ter Abschnitt. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 10 Thlr.

Curtman, W. J. G., Lesebuch für die Stufe der Anschauung. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dove, H. W., Über Wirkungen aus der Ferne. Eine am 1. März im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung. Berlin, Reimer. 8. 7½ Ngr.

Enen, J., Kurzer Inbegriff der Geschichte von Trier und Beschreibung der dortigen Kirchen und Heiligthümer, verfaßt aus Veranlassung der großen Heiligthumsfahrt vom Jahr 1512; zuerst gedruckt und herausgegeben im Jahre 1514. Hochdeutsch mit Anmerkungen und mit den 12 Holzschnitten des Originals herausgegeben von P. J. A. Schmitz. Regensburg, Manz. 8. 18¾ Ngr.

Frad v. Fradeneck, C. A. A., Über Thierquälerei in sittlich-religiöser, rechtlicher und legislativer Beziehung. Klagenfurt, Sigmund. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fraehn, C. M., Neue Sammlung kleiner Abhandlungen, die muhammedanische Numismatik betreffend. Leipzig, Voss. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Memoiren von Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrich's des Großen, vom Jahre 1706—1742. Von ihr selbst niedergeschrieben. Nach dem französischen Original übersetzt von Th. Hell. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Die Meßfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Berlin. Nebst einem Vorbericht. Berlin, Rose. Gr. 8. 6 Ngr.

Michaelis, A., Über die gegenwärtige Lage des Reichsgräflich Bentinck'schen Erbfolgerechtsstreits. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Oelckers, T., Staat, Kirche und Gesellschaft. Eine populaire Rundschau. Leipzig, Fest. Gr. 8. 15 Ngr.

Herr Diaconus O. Peters und die christ-katholische Gemeinde zu Breslau. Von einem evangelischen Laien. Liegnitz, Reisner. Gr. 8. 3½ Ngr.

Raumer, F. v., Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Rehfues, P. J. v., Entwurf einer allgemeinen Instruction für die preußischen Gesandten. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Proconsulate der neuern Zeit. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 1 Thlr.

Rosenkranz, G. J., Johann Graf von Sperck, k. k. österreichischer General der Kavallerie. Ein Abriß seines Lebens. Mit dem Bildnisse des Helden. Paderborn, Crüwell. Gr. 8. 15 Ngr.

Sales, F. v., Unverwelkliche Blumen oder auserlesene Andachtsübungen und heilsame Unterweisungen. Übersetzt und vermehrt von M. Sinzel. Landshut, Thomann. 8. 17½ Ngr.

Schack, A. F. v., Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Zwei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, U. R., Auffoderung zur Theilnahme an der Sache der Gemeinde zu Schneidemühl. Nebst einem Gedicht von L. Holder: „An Ulr. R. Schmid." Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Schroeter, E., Die Welt und ihr Urtheil über die Zeichen der Zeit. Predigt. Still innerlich, aber Angesichts der Zeiterscheinungen gehalten. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schulz, H., Zur Kritik und Wiedergeburt der Geschichte. Eine Reihe historisch-kritischer Abhandlungen. Hamm, Schulz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulz, W., und C. Welcker, Geheime Inquisition, Censur und Kabinetsjustiz im verderblichen Bunde. Schlußverhandlung mit vielen neuen Aktenstücken über den Proceß Weidig. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sendschreiben eines Protestanten an einen Bekenner der Augsburgischen Confession auf dessen Beantwortung einiger an evangelische Christen gestellten Fragen. Grünberg, Levysohn. 8. 1 Ngr.

Seybt, D., Ist der Geist, der gegenwärtig die Kirche bewegt, ein heiliger Geist? Predigt. Bautzen, Schulze. Gr. 8. 3 Ngr.

Soldan, W. G., Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stahl, Vortrag über Kirchenzucht, gehalten in der Pastoral-Conferenz zu Berlin am 22. Mai 1845. Berlin, Dehmigke. 8. 2½ Ngr.

Stamm, Th., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stapf, C. F., Gegen die Rentenanstalten, oder Beweis, daß dieselben mit alleiniger Ausnahme der sächsischen in Dresden weiter nichts als bloße Lotterien und für die Betheiligten weit ungünstiger, ja für das allgemeine Wohl weit nachtheiliger als diese sind. Weimar, Voigt. Gr. 4. 25 Ngr.

Tieck, L., Phantasus. Eine Sammlung von Märchen, Erzählungen und Schauspielen. 2te Ausgabe. 3ter Band. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Schriften. 19ter Band: Novellen. 3ter Band. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr.

Wunder, F., Die Archidiaconate und Diaconate des Bisthums Bamberg, nebst Nachrichten über die Capitels-Cassen und Capitels-Bibliotheken. Bamberg, Züberlein. 8. 7½ Ngr.

Wüstenfeldt, A. W., Die Mängel der Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha bei der mit dem Jahre 1845 ins Leben getretenen Veränderung ihrer Verfassung nach wie vor fortbestehend, nebst unzweideutigem Beweis des Irrthums, welchen Hr. Dr. Unger sich bei seiner Vertheidigung eines jener Hauptmängel der Bank hat zu Schulden kommen lassen. Hanover, Klus. Gr. 8. 10 Ngr.

Züge aus dem Bilde des verewigten Joh. Kasp. Lavater. Zürich, Hanke. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 216. — 4. August 1845.

Über das spanische Drama: „La Celestina", und seine Übersetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Wenn es also nicht zu bezweifeln steht, daß Rojas der Verf. des ganzen Werks ist, und daß es ihm gelang, durch jene Angaben nicht nur seine leichtgläubige Zeit, sondern das Heer der in verba magistri Schwörenden bis auf unsere Tage zu mystificiren, was hat ihn wol dazu vermocht, den größern Ruhm des Erfinders Andern zuzuwenden und sich mit dem bescheidenern des Vollenders zu begnügen, ja selbst als dieser sich anfangs gar nicht und erst in der zweiten Bearbeitung in jenem akrostichischen Kunststück zu nennen, zu dessen Enthüllung es des Fingerzeigs eines spätern, ihm wohlbefreundeten Correctors bedurfte?*)

Diese Räthsel sind nicht schwer zu lösen, wenn man die mitgetheilten Prologe und Epiloge der zweiten Bearbeitung mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wodurch Rojas sich sichtlich bemüht hat, den etwas weiter Sehenden auf die rechte Spur zu helfen und sich in den Augen der Einsichtigen den wahren Ruhm zu sichern. Geht daraus nicht klar hervor, daß er befürchtete, man könnte, wenn er sich gleich von vornherein zu dem Werke bekennte, es ihm sowol des schlüpfrigen Gegenstandes als seiner persönlichen Stellung wegen verübeln? Sagt er nicht selbst deutlich genug, daß seine Furcht und Vorsicht eine wohlbegründete war, daß trotz der gefeierten Namen eines Mena oder Cota, unter deren Ägide er weislich den Anfang bekannt machte, es an „Verleumdern und bösen Zungen" (detractores y nocibles lenguas) nicht gefehlt habe? Gibt er nicht vor, daß schon der Verf. des Anfangs deshalb die Anonymität beizubehalten für gut befunden habe; daher er aus derselben und den aus seiner persönlichen Stellung sich noch dazu ergebenden Gründen es für um so rathsamer halte, diesem Beispiele zu folgen? Befürchtet er für die neuen Zusätze der zweiten Bearbeitung, trotz des Beifalls, dessen das Werk bei der raschen Folge der Auflagen sich schon erfreuen mußte, nicht „neue Verleumder" (nuevos detractores)? Sind überhaupt nicht schon die vielen Verwahrungen, Entschuldigungen und Rechtfertigungen zu Anfang und zu Ende des Werks in Prosa und in Versen ein hinlänglicher Beweis für des Verf. Gründe, theils pseudonym, theils anonym damit aufzutreten? Ja, ist selbst die Art und Weise, wie er dies thut, nicht eine neue Probe von der Ingeniosität des Verf. der „Celestina"? Denn indem er vorgab, den Anfang des Werks in Salamanca, dem Sitze der damals berühmtesten Hochschule Spaniens, gefunden zu haben, und diesen einem Gerüchte zufolge (segun algunos dicen) Mena oder Cota, d. i. einem oder dem andern der damals noch beliebtesten Dichter zuschrieb, jedoch mit dem zweifelerregenden Zusatze: „Pero quien quier que fuese", sicherte er dem Werke Eingang bei der Menge und Schutz gegen die Angriffe der Rigorosen und Krittler; konnte dessen Vortrefflichkeit — deren er sich, wie jeder Tüchtige, wol bewußt war — selbst anpreisen und den Unverständigen imponiren; verwahrte sich als bloßer Fortsetzer eines so ausgezeichneten Werks gegen üble Nachrede und bewahrte sich doch den Ruhm, der Verf. des beiweitem größten Theils, der übrigen 20 Acte, zu sein. Daher, als der Erfolg des Werks einmal gesichert war, als eine zweite erweiterte Bearbeitung begehrt wurde, begrenzte er genau die angebliche Autorschaft seines Vorgängers, und sorgte, wenn auch noch in vorsichtig verhüllter Weise, dafür, daß sein Name, Stand und Vaterland auf die vorurtheilsfreiere Nachwelt komme; daher ließ er, als mit jeder neuen Auflage der Ruhm des Werks wuchs und seine Besorgnisse schwanden, durch einen Freund auch den letzten Schleier der Anonymität lüften und sich, sich allein für den Verf. erklären. Wer aber nach so vielen innern und äußern Gründen für die alleinige Autorschaft des Rojas noch daran zweifeln und hinter dem von ihm selbst durchsichtig genug gemachten Schleier der Pseudo- und Anonymität den wahren und einzigen Verf. noch nicht erkennen wollte, würde dessen Vertrauen in

*) Daß übrigens dieser Corrector nur von Einem Verfasser spricht (como este poeta en su castellano), nur zum Lobe „jenes großen Mannes" (de aquesto gran hombre), dessen Namen er nicht länger verschweigen will, nämlich des Rojas, und des Mena und Cota nicht weiter gedenkt, ist wol ein Beweis, und zwar ein sehr schlagender mehr für die obige Behauptung; denn die von Alonso de Proaza corrigirte Ausgabe (Sevilla 1502) ist wol die erste, nicht von dem Verf selbst besorgte? Proaza aber stand dem Verf. noch so nahe und verfährt mit solcher Discretion, daß man in ihm einen wohlunterrichteten Freund desselben vermuthen kann, der in dessen Auftrag handelte.

Digitized by Google

die Unbefangenheit und den Scharfsinn der Nachwelt schlecht entsprechen. *)

Doch es ist Zeit, uns zu den vorliegenden Übersetzungen der „Celestina" zu wenden. Sie wurde nämlich schon im 16. und 17. Jahrhundert in die lateinische (von Kaspar Barth), und in die meisten europäischen Sprachen übertragen **); aber erst vor kurzem wurde durch die fast gleichzeitig erschienenen Übersetzungen der Herren v. Bülow und Germond de Lavigne die Aufmerksamkeit des größern Publicums auch außerhalb Spaniens wieder auf dieses merkwürdige Buch gelenkt.

Beide Übersetzungen sind gelungen und dankenswerth, den heutigen Foderungen an dergleichen Unternehmungen entsprechend, im Ganzen nicht nur den Geist, sondern auch die Eigenthümlichkeiten des Originals in Stil und Diction (nach der madrider Ausgabe vom J. 1822) mit möglichster Präcision und Eleganz wiedergebend. Die französische hat den Vorzug, daß sie auch die wichtigen Prologe und Epiloge der zweiten Bearbeitung mittheilt, ja sogar die nach unsern jetzigen Begriffen allzu freien Stellen derselben auf eine für das kitzliche französische Publicum nicht zu beleidigende Weise zu übertragen weiß, welche Stellen Hr. v. Bülow entweder ganz wegzulassen oder einer „germanisch-spröden Milderung gewisser Reden und Ausdrücke" zu unterwerfen für nöthig gefunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Auch haben in der That gegen die Annahmen der freilich immer größern Anzahl Wortgläubiger und Nachbeter einige Selbstprüfende sich für die alleinige Autorschaft Rojas' ausgesprochen; so schon der von Nic. Antonio angeführte Lorenzo Palmireno in seinem Werkchen: „Hypothiposes clarorum virorum", und in neuerer Zeit die Herren Langerhans und Germond de Lavigne.

**) Vergl. die Literatur dieser Übersetzungen bei Magnin (a. a. O. S. 198 und 200), Solcinne (a. a. O. S. 160—164), Gräße („Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte", Bd. 2, Abth. 2, S. 1180) u. s. w. Nur von der alten deutschen Übersetzung, die unsers Wissens noch nirgend genauer beschrieben worden ist und von der die k. k. Hofbibliothek ein Exemplar besitzt, wollen wir eine ausführlichere Anzeige hierhersetzen. Sie hat den von in Holz geschnittenen Wappen und allegorischen Figuren eingefaßten Titel: „Ain Hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen ainem Ritter Calistus vnd ainer Edlen junckfrawen Melibia genant, deren anfang muesam was, das mittel stess mit dem aller bittersten jr beyder sterben beschlessen." (4., gothisch, mit vielen schönen Holzschnitten, A—V 5 zu acht Bl.) Am Ende: „Gedruckt vnd vollendt in der Kayserlichen stat Augspurg durch Sigismund Grymm Doctor, vnnd Marx Wirsung, nach der geburt Christi M. D. XX. Am XX. tag Decemb. Der folgende Prolog des Übersetzers (auf A ij — 3 jij) gibt über ihn, seine Verfahrungsweise und Absicht Auskunft: „Dem Edlen Ernuesten Matheus Langen von Wellenburg empent Christoff Wirsung seinem geliebten vetter sein fraintlich willig dienst, lieb hab offt in meinem gemiet gedacht hin vnd wider betrachtend wie ich dir fraintlicher lieber vetter mein hertz vnd gutwilligkait eröffnen vnd mein angeporne sipschaft angenämlich für augen tragen möcht dann mich bedunckt vast lieblich vnd mentschlich sein angeporne fraintschaft in gedächtnuss eü pringen vnd aü ernewern, demnach geliehter vetter, hatt sich meinem ansehen nach, nitt vbel geschickt dir solliche mein gutwilligkait eü erkleren, dann alss ich verschiner weil etliche jar aü Venedig verschlossen, da selbst jrer geczung vnd sprachen vnderricht vnd verstand aüm tail empfangen hab, ist mir vnter anderm ain biechlin auss Hispanischer in lumhardisch welsch gewendt aü lesen worden, welliche titel ain Tragedia sich anzaygt (vnd billich) alss du waist der Tragedia art sein innhaltend frölichen anfangk, vnd traurige endung, Es mag auch nitt gutter schicklichait ain Comedia genant werden, der vrsach die weil gedachtz biechlin ain erliebung zwayer jungen, die vntrewi der diener vnnd dienst diernen, in sonders auch die schädlich verfüerung der Kupler vnd Kuplerin vnd sunst manigerley gewerb vnd handlung der mentschen (wie dann den Comedijs gemain ist) schimpflich vnd ernstlich anzaygt, welche, alss ich dann besundern lust vnd kurtzweil hab Historien vnd andre bücher der 'sitten jm selben (alss ich vernym dich auch haben) dir nit vngeleich, aü lesen, nach dem ich bemeltz biechlin hoselichtiget vnnd dess gefallen het, ist mir eü syn kommen das selb in vnnser Teutsche sprach aü pringen, Mich nit lassen irren, ob yemand mir vbel worde darlegen das ich noch jung vnd vnerfarn mich söllicher arbayt Transferierus vnderstand, darinn sich (beken ich) mer mein vnwissenhait dann mich etwass lobs verdient haben, erschaynt, so ist doch mein will vnd maynung anderst gestalt, vnnd mein achtung, bösser sein, vmb warnung willen der vnerfarnen jugent, solliche in vnnser gezung (so vil mein verstäntnuss vermögt hat) an das liecht aü pringen, dann das verswitzen vnd verborgen bleiben lassen, mir auch minder verweyszlich alss hette ich die selb zeyt jrn prass oder in gräckhait versörtt, es gefalle oder missfalle dann nit ainem yetlichen, so hab ich den segel dem wind befolhen, gutter achtung, gemelte Tragedia in teutsch beschriben vnnd in den druck pringen lassen, welche ich dir erstlich alss meinem besundern geliebten vetter vber gib vnnd zuschick alss ain gab deinem vnd meinem alter nitt verdrüesslich oder vnbequemlich aü lesen, die weil wir baid in plienden angenden jarn seyn, ist vnnss wol not aü lernen, dass, so wir in erfarung noch nitt mögen erkennen, wie wir in disem wellenden mör die siess dönenden Syrenes für farn, die list vnd nafsetz der vngetrewen diener, vnd die betrieglichen wort der alten hechsen vnd vnhulden erlernen, die selben fliehen vnd von unss tryben sollen. Ja fürwar sag ich vnss vnd ainem yetlichen vnnserer jugent mitt lauffendt den zwaintzig jarn wol not sein sich vor juen aü bewarn, dann wass ist verachtlichers, Alss die blom der jugent (billich die guldin zeyt genant) din nit mer widerkert, ungeffert in liederlichait vnd von betrieglichen personen geregiert werden, la auch sich den selben vnterwerffen vnd gants aygen machen, diss mein arbait bitt ich dich fraintlicher lieber vetter nym also aü güt, Met anzaygende mein lieb vnd gutwilligkait, dann die gab an jr selbst ist, darinnen du (nlee ich mich versich) meer frucht vnd kurtzweil, weder vnigesatzte zierliche wort (dero ich zümal klain verstand hab) befinden wirdst, Hie mitt fleyssiglich bittend, mich dem Hochwirdigisten fürsten vnd herren, Meinem gnedigsten herrn Cardinal vnd Ertzbischouen aü Saltzburg deinem nachgesipten herren vnnd vettern vnterthänigklich eü befelhen. Datum ian Augespurg. Am Ersten tag November. Anno domini M. D. XX.

Romanliteratur.

1. Carlstein. Historisches Bild aus dem 14. Jahrhundert. Von Robert Grün. Mit acht Stahlstichen. Herausgegeben von Fr. Ed. Sandtner. Prag, Sandtner. 1844. 8. 1 Thlr.

Wie verschiedenartig auch die Ansprüche sein mögen, welche die Leser an den historischen Roman stellen, so werden sie doch in dem einen Punkte zusammentreffen: daß sie einen leitenden Faden haben und durch die Darstellung erfahren wollen, um Was es sich handelt; daß sie also durch möglichst wenige Mittel überall klare Situationen verlangen, welche immerhin Erwartungen wecken und steigern, nicht aber aus einer Scene in die andere ziehen, ohne daß man sich von der eben verlassenen irgend Rechenschaft zu geben vermag. Ist Dem so, dann läßt sich gegen „Carlstein" Vieles einwenden. Wir sehen eine

Digitized by Google

Masse von Personen kommen und gehen, trinken, morden und mordbrennen, lieben und hassen; wir hören eine Menge Gespräche unter Hohen und Niedern, Jungen und Alten; wir wandern durch einen guten Theil von Böhmen und wissen am Ende nicht einmal zu sagen, ob wir uns auch nur unterhalten haben oder nicht. Überhaupt will es uns scheinen, als hätten wir Deutschen eben kein sonderliches Glück in den historischen Romanen, wie es uns denn mit den historischen Tragödien bekanntlich nicht viel besser geht. Die Historie ist allerdings da, allein wir haben sie nicht! Sie ist kein Eigenthum unsers Lebens, unsers Hauses, und eben deshalb ist es nicht leicht, ein historisches Bild vor uns aufzurollen, welches uns festhält, obgleich es leicht sein mag, irgend ein Ereigniß aus der Chronik herauszunehmen und in einem Romane auszubreiten. Es scheint daher, bis etwa eine günstigere Zeit kommt, gerathen, unser nächstes Leben zum Gegenstande der Darstellung zu machen, wobei noch der Vortheil ist, daß wir damit, wenigstens nach und nach, erfahren, wie wir selbst in der Zeit stehen und uns in ihr gehaben, denn dieses thut täglich mehr noth. Die acht Stahlstiche, welche dem Buche beigegeben wueden, sind gewiß gut gemeint, tragen jedoch nichts dazu bei, uns dasselbe deutlicher und annehmlicher zu machen.

2. Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarneveld's. Ein historischer Roman von J. de Vries. Aus dem Holländischen von L. T. Moseler. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prinz Mauriz von Oranien hat den Vater der Oldenbarneveld's hinrichten lassen, weshalb diese, unterstützt von dem räthselhaften, später als Jesuit sich ausweisenden Dubois, sich mit einigen Personen zum Morde des Prinzen verbinden. Eduard Westburg, welcher dem Buche den Namen gibt, wird von Dubois wegen eines Liebesverhältnisses verfolgt, heimtückisch in das Complot gezogen, welches vom Prinzen selbst entdeckt und an Denen, die nicht fliehen konnten, blutig gerächt wird. Durch zufällige Verwechselung einiger Papiere bleibt Eduard, welcher ein Findelkind ist, unangefochten, findet sogar Vater und Mutter und wird durch die Hand seiner Geliebten beglückt. Da wir Deutschen uns überall umsehen, wo es etwas zu übersetzen gibt, so haben wir uns auch die von C. L. B. Wolff eingeführten Romane der Holländer, wie wenig wir im Ganzen dabei gewannen, doch auch gefallen lassen. Indessen zeugt dieser „Eduard Westburg" doch von einem Ungeschick in Anlage und Durchführung des freilich auch nur ordinairen Stoffes, daß wir ihn füglich entbehren konnten. Er wird seinen Platz in den Leihbibliotheken füllen; das ist Alles, was sich von ihm sagen läßt.

3. Herzog Johann, oder Königsmord und Blutrache, von Thomas Bornhauser. Zwei Theile. St.-Gallen, Huber und Comp. 1844. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Den Johannes Parricida werden die Leser sicher schon aus einer Scene des Schiller'schen „Wilhelm Tell" kennen, oder aus einer Novelle von Blumenhagen, die den Parricida in der Gegend von Osnabrück sterben läßt. Sie finden daher hier schon bekannte Personen, neben diesen aber auch manche neue und eine Darstellung, welche freilich nicht an Schiller's und Blumenhagen's Romantik reicht, wol aber, in der frischen, schweizerischen Bergluft verklärt, ein wirkliches Leben bieten will in schlichter Erzählung und einfachem Dialog. Wir wollen dem Leser nicht vorgreifen in Darlegung des Haushaltes, da wir glauben, er werde sich leicht und gern darin zurechtfinden und heimisch fühlen, sondern nur bemerken, daß über den Tagen Johannes' nach dem Morde Albrecht's noch immer ein Schleier liegt, welchen man bald hier bald da zu heben sich bemühte, unter Anderm auch auf der Schelenburg in Westfalen, dem Stammsitze des bekannten hanoverschen Ministers v. Schele. Der vorliegende Roman führt den Unglücklichen während seiner Flucht nach dem Hospiz auf dem St.-Bernhard und läßt ihn hier sterben. Wäre Das nun etwa nicht historisch, so ist es doch jedenfalls den Verhältnissen und dem Schauplatze der Handlung durchaus angemessen.

4. Leben und Schicksale des Felix Faustin Dodosinski von Dodoscha. Ein humoristischer Roman vom Grafen von Skarbek. Übersetzt von A. Mauritius. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dieser Roman bildet den ersten Band einer „Übersetzungsbibliothek auserwählter Schriften der modernen polnischen Literatur", durch welche wir mit diesen unsern östlichen Nachbarn näher bekannt gemacht werden sollen. Für diesen Zweck ist nun eben ein Roman gewählt worden, welcher nicht gerade durch poetische Tüchtigkeit sich auszeichnet, sondern über die Verhältnisse des Landes, die Eigenthümlichkeit, die Lebensweise der Bewohner Auskunft gibt, und in dieser Beziehung bietet das Buch Unterrichtendes mancher Art. Dagegen gehört es, als Roman betrachtet, zu den unbedeutendern Productionen der Gegenwart, und ruft gleich schon in der Wahl und Behandlung des Helden Bedenken hervor. Dieser ist eine von der Natur überreich ausgestattete Körpermasse, welche dem Geiste durchaus keine Entwickelung gestattet, und daher selbst von den Ereignissen fortgestoßen wird. Sollen wir an einer solchen Persönlichkeit Gefallen finden, so muß ein Geist ihr gegenüber stehen und die Situation mit Humor behandelt werden. Ein solcher Geist fehlt hier ganz und Humor — steht nur auf dem Titel, oder liegt in der Situation an sich, nicht in dem freien Willen des Verf. Wir werden durch diesen Roman unwillkürlich an die deutsche Unterhaltungsliteratur zweiter und dritter Classe gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts erinnert, nur haben diese deutschen Productionen bei allen Schwächen doch Etwas voraus, welches den polnischen ganz und gar mangelt, das ist die Gemüthlichkeit, die freilich auch da wol nicht gefunden werden mag, wo Branntwein und Prügel Leib und Seele besudeln. Die Vorrede verspricht für die Folge schmackhaftern Klee der polnischen frischen Wiese, der uns ein wahres pabulum vitae sein soll. Wir wollen Das gern entgegen nehmen, wünschen dann aber auch weniger durch Druckfehler gestört zu werden.

5. Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Czynsky. Übersetzt von Friedrich Funck. Frankfurt a. M., Oehler. 1845. 8. 1 Thlr.

Die Geschichte stellt den König Kasimir von Polen neben die größten Fürsten. Er fand Polen bei seiner Thronbesteigung arm und von innerm Zwiespalt zerrissen und gab ihm Wohlstand und Frieden. Während der Adel in steten Fehden unter sich nur darin einig war, den Leibeigenen zu pressen, wußte Kasimir seinem Gesetzbuche Geltung zu verschaffen. Er zog betriebsame Fremde herbei, welche das halbwilde Polen in ein blühendes Reich verwandelten. Er hat, wie die Geschichte sagt, ein Polen von Holz gefunden und ein Polen aus Backsteinen hinterlassen: er baute 100 Städte. Er begründete Lehranstalten und zeigte sich duldsam gegen Andersgläubige. Aber — er liebte auch den Genuß. Seine Tafel war lecker; in seinen Vergnügungen herrschte steter Wechsel und im Punkte der Frauenliebe war seine Leidenschaft so glühend, daß er kein Mittel zur Befriedigung verschmähte. Darin liegen Elemente für einen guten Roman; auch ist der Verf. nicht arm an Mitteln. Die Hauptrolle ist einem Juden zugetheilt, der trotz seines armseligen Aufzugs allmächtig ist, denn er ist unabsehbar reich und benutzt die Gaben des Himmels, das gedrückte Volk seiner Väter zu heben. Er entsagt sogar seiner Liebe, um Esterka auf den polnischen Thron zu erheben und durch sie sein Volk aus dem Schlamme der Verachtung zu ziehen. Sie aber ist keine Esther; im Glanze des Glücks vergißt sie ihr Volk, und von den Priestern gehaßt, den Hofleuten verachtet, von ihrem Volke zurückgestoßen, sinkt sie beim Tode Kasimir's in Vergessenheit und findet einen frühen armseligen Tod. Die Durchführung des ganzen Buches scheint einen Juden als Verf. anzudeuten, wenigstens ist dieser ein Judenfreund. Dabei ist

Digitized by Google

nichts zu erinnern; allein die Behandlung des Stoffes ist so roh und unmündig, daß man allenfalls nur durch die unwillkürlich bethätigte Naivetät versöhnt wird, welche auch hier, wie so oft, den guten Willen begleitet.

6. Der Gebrandmarkte. Eine Erzählung aus der russischen Geschichte zur Zeit Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen, von August Reinstein. Greiz, Schumann. 1845. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Literatur für Unmündige ist sehr reich, denn Unmündige wachsen täglich zu und consumiren gar viel. Hier wird ihnen nun Iwan der Schreckliche vorgeführt als Popanz; doch werden sie finden, daß der Gefürchtete wirklich ein recht gehabiger, umgänglicher Mann ist, der Vernunft hat und annimmt. Es kommt im ganzen Buche nur eine einzige Hinrichtung vor, und der Gebrandmarkte, der Gevatter des Buches, empfängt sein Signum erst auf der vorletzten Seite. Dabei denken und reden die Leute, obgleich sie das Pulver noch nicht erfunden haben, doch so schön modern, daß es eine wahre Freude ist, in jenen finstern Zeiten und unter den rohen Slawen schon so viele Cultur zu verbreitet zu sehen, daß man sie recht gut in die europäische Staatenfamilie der Gegenwart aufnehmen kann. Fragen wir nach dem Inhalte des Buchs, so finden wir außer dem Zar einen jungen Menschen und einen Nebenbuhler, auch einen redlichen Rath des Zars, welcher durch die Tücke seines Bureauarbeiters an den Rand des Verderbens geschleudert, von dem jungen Menschen aber gerettet wird. Dafür soll er die Tochter des Redlichen haben; allein er hat in der Schlacht gegen die Polen, eben als er den Zar vom Tode rettet, einen Hieb über das Gesicht davongetragen, der seine Schönheit problematisch macht, und die Tochter mag nur Gesichter leiden, wie sie vollendet aus der Hand der Natur hervorgegangen sind. Sie bekommt also einen Glatten; weil dieser aber in der Schlacht sich als Feiger erwies, so wird er nach vollzogener Trauung gebrandmarkt, worauf der Andere eine Andere heirathet, welche ihn nach jener Schlacht gepflegt hatte.

7. Fremde und Heimat. Aus eines Dichters Leben, Denken und Singen. Humoristische Novelle von Sebastian Brunner. Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seit langen Jahren ist es schon so oft gesagt worden, daß Büchern, welche das Prädicat „komisch", „zum Todtlachen", „humoristisch" u. s. w. auf dem Titel tragen, nicht recht zu trauen sei. Gleichwol finden sich immer noch Schriftsteller solchen Prädicaten geneigt. Das mag ehrlich sein, aber klug ist es nicht. Und wenn hier Th. 2, S. 135, folgende Definition gegeben wird: „Der Humor ist ein Ölfirniß, der unsere Seele umgibt, und welcher die Fluten der Trübsale, welche böse oder dumme Leute über uns bringen wollen, abgleiten macht", so mag das im Vaterlande des Verf. ein recht gesunder Humor sein, überall sonst aber ist es noch trivialer als der Ausspruch jenes heroischen Handwerksgesellen in einem Gespräche über Liebessachen: „Mein Herz ist von Speck, es gleitet Alles daran ab." Sehen wir uns nun in dem Buche näher um, so begegnen wir einer Menge Dialogen, Selbstbetrachtungen, Briefen, Gedichten, schönen Stellen aus einer Unzahl von Schriftstellern, die jedenfalls Belesenheit bezeugen, und außerdem werden wir noch etwas in Deutschland und den Nachbarländern umhergezogen. Nach einem Zwecke von dem Allen haben wir eigentlich kein Recht zu fragen, denn es ist auf dem Titel „eines Dichters Leben, Denken und Singen" verheißen, und an manchen Orten ist bekanntlich heute noch der Aberglaube verbreitet, in so einem Dichter sehe es eigentlich nur confus aus. Dagegen dürfen wir fragen: Wo ist hier ein Dichter? Daß ein Mensch sich nicht stets genau in die hergebrachte Ordnung fügt und nebenher einige Reflexionen in Prosa und Reimen anstellt, ist nie Schiboleth des Dichters gewesen und heute noch weniger als in frühern Zeiten, denn wir leben ein höchst systematisches Leben, sodaß wir selbst in der äußersten Confusion mindestens noch als rothen Faden die Ordnung finden wollen, welche die Welt regiert. Will ein Dichter aber durchaus nur so ins Blaue hinein dichten, so erwarten wir, daß er — um uns einigermaßen für die Anstrengung, ihm gefolgt zu sein, zu entschädigen — dann doch interessant sei. Wir finden davon in diesen beiden Bänden so wenig, daß es gar nicht in Anschlag zu bringen ist und daß wir es für eine Beleidigung halten würden, wollte ein Recensent versuchen, uns aus dem Inhalt des Buches zu referiren. Es bleibt daher jedem Leser freigestellt, sein Heil selbst zu versuchen. 18.

Notizen.

Bei der Huldigung, welche am 6. Juli 1796 zu Gumbinnen die polnischen und lithauischen Stände dem Könige Friedrich Wilhelm II. leisteten, hielt der Prälat Dr. Michael v. Karpowicz eine in manchen Beziehungen interessante Rede. Nachdem er von Polens einstiger Macht und Größe gesprochen, beklagt er schmerzlich, daß die Zwietracht der treulosen Bürger, der schändliche Verrath seiner eigenen Söhne den Verfall des Reichs herbeigeführt habe und ruft aus: „Was für Folgen ausgeartete Sitten, Neid und Zwietracht der Großen im Lande, die schändliche Habsucht der Verräther des Vaterlands, die Geringschätzung der Gesetze und die bis zur Zügellosigkeit getriebene Freiheit nach sich ziehen!" Hiernächst geht der Redner zu der tröstenden Betrachtung über, daß die huldigenden Stände unter der Weisheit und Gnade des neuen Herrschers einen Ersatz für den Verlust des Vaterlands finden würden und weist besonders darauf hin, daß das brandenburgisch-hohenzollernsche Haus von den alten Piasten, den Herzogen von Schlesien, bis auf Heinrich III., Herzog von Glogau, Posen und Kalisch seinen Ursprung hat und mit dem Geschlechte der Jagellonen durch Sophie, Kasimir's IV. Tochter und Mutter Albrecht's, des ersten Herzogs in Preußen, nahe verwandt ist. Nach dieser genealogischen Erklärung folgt ein Fingerzeig auf die trefflichen Eigenschaften des brandenburgischen Fürstenhauses. In diesem Hause sei die Redlichkeit, Großmuth, Gerechtigkeit und die väterliche Sorgfalt für das Wohl der ihm zugehörigen Provinzen so zu sagen erblich. „Stammt doch", fährt Hr. v. Karpowicz fort, „dieser nordische Salomo, der groß als König, als Mensch und Weltweiser war, ebenfalls vom Geschlecht jener alten Fürsten. Er der gekrönte Philosoph lehrt in seinen nachgelassenen Werken: «Jeder König ist der erste Diener seiner Nation, der erste Beamte seiner Staaten. Er ist verpflichtet, von allen Einkünften und Auflagen Denjenigen Rechenschaft zu geben, von welchen er dieselben erhoben und unter keiner andern Bedingung darf die Nation ihre Abgaben entrichten, als daß der Regent ꝛc. ꝛc.»" Nachdem der Redner diese Grundsätze dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgehalten, spricht er die Hoffnung aus, daß auch die Nachfolger des großen Königs solche Grundsätze befolgen würden; die Stände möchten daher getrost den Huldigungseid leisten, da Niemand um seine bürgerliche Freiheit besorgt sein dürfe, wenn er sich einer vom Geiste der Gerechtigkeit und reiner Lebensweisheit beseelten Regierung unterwürfe.

Ein bekannter Franzose, der freilich nicht sehr von Vorurtheilen geplagt war, schrieb in Bezug auf den Sturz der päpstlichen Macht in England: „Ceux qui prétendaient que dans un grand royaume on ne pouvait rompre avec le pape sans danger, virent qu'un seul coup pouvait renverser ce colosse vénérable, dont la tête était d'or et dont les pieds étaient d'argile. En effet les droits par lesquels la cour de Rome avait vexé longtemps les Anglais n'étaient fondés que sur ce qu'on voulait bien être rançonné (daß man gern geprellt sein wollte); et dès qu'on ne voulut plus l'être, on sentit qu'un ponvoir qui n'est pas fondé sur la force, n'est rien par lui-même." 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 217. — 5. August 1845.

Über das spanische Drama: „La Celestina", und seine Übersetzungen.

(Beschluß aus Nr. 216.)

Bei den allerdings „außerordentlichen Schwierigkeiten" in der Übertragung eines solchen Werks, dessen bloßes Verständniß eben seiner durchaus nationalen Färbung, seiner vielen volksthümlichen Redensarten und Anspielungen auf die Sitten einer fernliegenden Zeit schon einen ungewöhnlichen Aufwand an Kenntnissen und Scharfsinn erfodert, ist es daher nicht zu verwundern, wenn man auf Stellen stößt, die minder gelungen scheinen, oder über deren richtiges Verständniß man nicht anderer Meinung sein könnte. Eingedenk also des ubi plura nitent u. s. w., und nicht um zu tadeln und zu mäkeln, sondern vielmehr um unsere anerkennende Aufmerksamkeit zu beweisen, wollen wir beispielsweise über einige solcher Stellen unsere unmaßgebliche Meinung sagen.

S. 6—7 der deutschen Übersetzung in der Rede Sempronio's: „Ich will hineingehen, nur verlange er nicht Trost und Rath, wenn ich drinnen bin." Richtiger wol: „Nun so will ich hineingehen; aber wenn ich es auch thue, er verlangt ja weder Trost noch Rath" (mas puesto que *entre*, no *quiere* consolacion ni consejo). „Er warte ein wenig; wer Schmerz fühlt, mag weinen; Thränen und Seufzer lindern das wunde Herz. Auch würde er ihn (l. er sich) in meinem Beisein nur desto mehr entzünden" (l. erzürnen) u. s. w. „Vielleicht hinterläßt er mir etwas; ich wüßte wenigstens Niemand sonst, für den er sich mauserte"; die letzte Phrase richtiger: „Ich wüßte nichts Anderes, meine schlechte Lage zu verbessern" (que otro no sé con que mude el pelo malo). So hat auch Hr. Germond de Lavigne diese Stellen verstanden.

S. 32 ebenda, Calisto: „... Da aber in einem so wichtigen Falle, in dem es sich um mein ganzes Wohl und Leben handelt, nothwendig Vorkehrungen zu treffen sind, so denke ich auf alle Ereignisse, wenn ich schon glauben will, daß deine guten Sitten auf dem Grunde eines gesunden und natürlichen Verstandes beruhen, der der Anfang der Klugheit ist." Verständlicher und richtiger: „Denn wenn ich auch glaube, daß deine guten Sitten jedem noch so guten Naturel vorzuziehen seien, so ist doch das letztere der Anfang der Kunstfertigkeit."

S. 44—45 ebenda, in der Rede der Celestina: „... So sagte mir Jener" (soll heißen: „Das sagte sie"). „... Wo warst du hin? Gib auf den Hahnrei Acht, verlasse sie, fang noch einmal an, gehen wir wieder hin. Gibt es darum wol Genuß ohne Geselligkeit, Parmeno? Wahrlich, wahrlich, wer kann, spielt auf: das ist die wahre Lust, auf die sich die Esel auf der Weide am besten verstehen." Richtiger: „Wie ging's dir? Gib auf den Hahnrei Acht, er läßt sie allein, gib ihm eine andere Richtung und laß uns zurückkehren. ... Das ist die wahre Lust; denn das Übrige machen die Esel auf der Weide besser."

S. 46 ebenda, Parmeno spricht bei Seite bis: „Der Meister muß der Unwissenheit des Schülers nicht zürnen, Mutter, denn nur seltene Male und nicht an vielen Orten läßt sich die ihrer Natur nach zwar mittheilbare Wissenschaft einflößen." Verständlicher und besser: „Denn sonst würde man die Wissenschaft (die doch ihrer Natur nach mittheilsam ist) nur selten und nur an wenigen Orten einflößen können."

S. 54 ebenda ist das in der ersten Rede des Parmeno vorkommende „Trotaconventos" nicht ganz richtig mit „Bettelmensch" übersetzt; es bezeichnet vielmehr eine in Klöstern sich herumtreibende Kupplerin, wie aus den „Poesias" des Arcipreste de Hita bekannt ist und hier auch viel besser auf die Celestina paßt. Hr. Germond de Lavigne hatte freilich in der verwandten Sprache den Vortheil es durch „Trotteuse de couvens" geben zu können.

S. 70 ebenda, in der Rede der Celestina: „... Und durch meinen hastigen Entschluß sich antreiben lassen, mir tausend Ungelegenheiten zu erregen." Besser: „Und mir die tausend Ungelegenheiten vorrücken, in die ihn mein vorschneller Entschluß gebracht hat" (... proporná mil inconvenientes, que mi deliberacion presta le puso). Und weiter: „Ja, wird er mir nicht sagen: ... Was botest du dich an, alte Verrätherin, deren Zusagen mir die trügerische Hoffnung erregten, die mein Leben gefristet und mich verleitet hat, ein froher Mensch zu werden? Es wird dir nun an Strafe und mir Armen an Trostlosigkeit nicht mangeln, die Unglück hier und dort und Noth auf allen Seiten hat." Zu verbessern: „Was botest du dich an, alte Verrätherin, deren Zusagen mir Hoffnung

Digitized by Google

erregten, Hoffnung, die mein Leben gefristet und mich verleitet hat, ein froher Mensch zu scheinen? Es wird dir nun, da nichts ausgeführt, an Strafe und mir an Trostlosigkeit nicht mangeln." Hier hört sie auf, das anzuführen, was Calisto ihr sagen könnte; dann bricht sie darüber in folgenden Klagen aus: „So gibt es für mich Ärmste Übel hier und dort — Strafe auf beiden Seiten." In diesem Sinne hat es auch Hr. v. Lavigne genommen.

S. 83 ebenda, Melibea: „. . . Und kann ich den Narren anders als mit Argwohn ansehen, den du mit solchen Worten ankündigst?" Treuer und richtiger: „Narrheit ist sein Übel. Deshalb, nicht wahr, hast du so weit ausgeholt, im Falle du mich ohne Verdacht gegen diesen Narren gefunden hättest?" Und gleich darauf in der Rede der Celestina hat Hr. v. Bülow unnöthigerweise sehr frei übersetzt: „Doch weiß ich ja wohl, wen ich vor mir habe, und hänge den Hemmschuh in mein Rad, ehe Alles zu Grunde geht"; was sich fast wörtlich recht gut geben ließ: „Ei doch, ich weiß ja, zu wem ich spreche: Aufgeschaut, Bruder, oder Alles ist verloren!" Auch Germond de Lavigne hat den eigentlichen Sinn dieser Stelle (Celestina's Vertrauen, daß der Teufel sie in dieser äußersten Noth doch nicht sitzen lassen wird) verfehlt, indem er sie also übersetzt: „Hélas! il n'est que trop vrai, frère diable, tout est perdu."

S. 101 ebenda, Parmeno (bei Seite): „Jedoch wirst du nicht ermangeln, den Kohl für dich zu behalten und uns mit Strunk oder Stiel abzuspeisen." Hr. Germond de Lavigne gibt das also: „Tu prèches pour toi, tu trouves toujours moyen de glisser tes intérêts au milieu de ceux des autres." Aber über das hier gebrauchte spanische Sprüchwort: „Entre col y col lechuga", bemerkt das Wörterbuch der spanischen Akademie: „Refran que advierte que para que no fastidien algunas cosas se necesita variarlas." Also ließe sich diese Redensart hier wol am besten so geben: „Fahr nur immer fort, den alten Kohl neu aufzuwärmen."

S. 132 ebenda, in der zweiten Rede der Celestina: „Ich wette es ist ganz durchbrochen genäht", soll heißen: „Fürwahr, Alles ist wie es sein soll" (fertig); das ist der gewöhnliche und hier ganz passende Sinn des Que está todo á punto. Die französische Übersetzung dieser Stelle ist ganz verfehlt.

S. 138 ebenda haben die Reden zwischen Areusa und Celestina durch ohne Noth zu freie und abkürzende Übertragung verloren. Sie lassen sich ganz gut also geben: „Areusa. Bei Leibe nicht herein; ich sterbe vor Verlegenheit, und immer hielt mich die Scham vor ihm zurück. Celestina. Deshalb bin ich da, diese zu verscheuchen; ich werde euch Beide unter meinen Schutz nehmen und für Beide sprechen; er ist ja auch so ein Traumirnicht." Und in der gleich darauf folgenden Rede Celestina's zu Parmeno ist statt: „Wer sich einmal zu schämen anfängt, den hat der Teufel in seinen Klauen", mehr wörtlich, ebenso verständlich und daher besser: „Leg deine Verlegenheit ab; denn ein Verschämter in einem Palast macht dem Teufel Spaß."

S. 147 ebenda, erste Rede des Sempronio: „Ich sage nur, daß deine Maitresse das fünfte Rad an unserm Wagen ist." Hr. Germond de Lavigne gibt das also: „Je ne dis rien, moi; je pense seulement qu'il n'y a plus d'enfans dès que tu te mêles d'avoir une maitresse", und bemerkt dazu: „Le texte dit: *No digo mas en esto sino que se eche otra sardina al mozo de caballos, pues tú tienes amiga.*" „Je pense qu'il faut servir une autre sardine au palefrenier, puisque etc." „Il m'a été impossible de connaître le sens réel de cet idiotisme, et je l'ai traduit au hasard etc." Beide Übersetzer hätten aber den Sinn dieser Rede nicht so gänzlich verfehlt, wenn sie die Erklärung der Redensart „Echar otra sardina á alg." im Wörterbuch der Akademie beachtet hätten, wo sie durch das lateinische „Lupum in fabula adesse, aliquem inexspectatum advenire" gegeben wird. Daher ist hier ganz klar und wörtlich zu übertragen: „Ich sage nur, daß jetzt nur noch der Stallknecht (nämlich Sofia) fehlt (d. h. auch mit einer Maitresse komme), da du eine Freundin gefunden."

Doch genug der Ausstellungen, wo so viel zu loben. Möchte Hr. v. Bülow recht bald Gelegenheit finden, in einer zweiten Auflage, die sein tüchtiges Unternehmen verdient, diese und ähnliche Flecken zu tilgen, und uns die Freude werden, auch durch unser Scherflein dazu beigetragen zu haben.

Ferdinand Wolf.

Erlebtes aus den Jahren 1790—1827. Von Wilhelm Dorow. Dritter und vierter Theil. Auch unter dem Titel: Aufzeichnungen, Actenstücke und Briefe zur Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren der neuesten Zeit. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Hinrichs. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Männern, die durch fleißige Mittheilung von Briefen, Urkunden, Denkschriften und persönlichen Erlebnissen die Geschichte ihrer Zeit aufzuklären suchen, ohne selbst durch das von ihnen persönlich Geleistete in den Vordergrund treten zu wollen, verdient unstreitig Hr. Dorow einen der ersten Plätze und wir haben auch nicht unterlassen, seiner verschiedenen Bücher und Briefsammlungen in d. Bl. zu gedenken. Wie sehr derselbe durch Lebensverhältnisse voll reicher Beziehungen und großer Weltanschauung, und durch besondere Umstände begünstigt ist, haben wir schon früher belobt und namentlich in dem Artikel über die beiden ersten Theile des vorliegenden Werks.*) Es ist dasselbe zu wiederholen, ja mit einer gewissen Verwunderung auszusprechen, wie Hr. Dorow hat in einem Zeitraume von wenigen Jahren (freilich waren es keine gewöhnlichen Jahre) mit so vielen ausgezeichneten Männern und Frauen in ein dauerndes Verhältniß treten und Verbindungen anknüpfen können, an deren Herzlichkeit und Innigkeit sich nach den gedruckten Briefen und Zeugnissen nicht zweifeln läßt. Daß er nun seinerseits von diesen Freunden nur Gutes sagt und sie in das beste Licht stellt, liegt in der Natur der Sache; aber dies Bestreben ist freilich auch geeignet, den Tadel der Andersdenkenden hervorzurufen, weshalb es denn gar nicht unersprießlich für das Gedächtniß befreundeter und werther Personen erscheint, wenn einzelne Schattenseiten

*) Vergl. Nr. 238—240 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Digitized by Google

derselben von ihren Anhängern selbst hervorgehoben werden. Sonst sind wir weit entfernt, Hrn. Dorow diese Liebe und Verehrung bedeutender Männer zum Vorwurf zu machen, wenngleich wir recht wohl wissen, daß heutzutage es als das Zeichen einer frischen, kecken Gesinnung an vielen Orten gilt, gar keine persönliche Theilnahme für berühmte Verstorbene oder Mitlebende zu zeigen und nur den Tadel zum Maßstab der Beurtheilung zu machen, woher denn auch die Memoiren des Ritter v. Lang so viele Leser gefunden haben. Abgesehen davon, daß diese Verkleinerer angesehener Männer selbst dabei am schlechtesten erscheinen, hat die wahre Geschichte immer nur sehr wenig gewonnen, weil die Quellen, aus denen solche Nachrichten geschöpft werden, meistens trübe und unrein zu sein pflegen. Wir erinnern hier nur an das in Münster gedruckte Leben des Freiherrn v. Stein. Dagegen kann man nicht leicht bessere Schriften zur Geschichte der letzten Decennien des 18. und zur Kenntniß unsers Jahrhunderts finden als die Bücher von Varnhagen v. Ense und v. Steffens, und wo ist in ihnen eine persönliche Kränkung wahrzunehmen? Beide Verf. überlassen die Sachen, welche sie mittheilen, ihrem eigenen Gewichte und geben dem Sinne jedes Lesers anheim, was er nach eigener Prüfung davon halten könne. Dies ist eine richtige Unparteilichkeit, und ein solches Verfahren immer empfehlenswerth als das beste Gegenmittel der Überschätzung, zu welchem die persönliche Vorliebe so oft hinreißt.

Im Allgemeinen bemerken wir noch, daß die von Hrn. Dorow in beiden Theilen besprochenen Personen, mit wenigen Ausnahmen, nicht mehr zu den Lebenden gehören, daß also durch hier abgedruckte Briefe und Denkschriften Niemand persönlich verletzt oder die Hinterbliebenen in ihren besondern Interessen empfindlich berührt werden; der Tadel über manche Handlung des Geschäfts- und Staatslebens konnte freilich in solchen Stellen nicht unterdrückt werden, wo die Sachen der Geschichte angehören.

Der reiche Inhalt des Buches bezieht sich fast allein auf die Geschichte Preußens von 1790—1827 und auf die während dieser Zeit thätigen Staatsmänner, Kriegsleute und Gelehrten, mit denen Hr. Dorow selbst im geschäftlichen und freundschaftlichen Verkehr gelebt hat oder über die ihm interessante Papiere von wohlunterrichteten Gönnern mitgetheilt sind. Wir können hier drei Zeiten unterscheiden, nämlich die Jugendjahre in Königsberg, die Lehr- und Kriegsjahre und die Zeit der eigenen Anstellungen.

Hrn. Dorow's Vaterstadt ist Königsberg, er selbst dort am 22. Mai 1790 geboren; seine Mutter war die Schwester des Kapellmeisters Reichardt, die sich in zweiter Ehe mit dem als Dichter und Übersetzer bekannten Kriegsrath Bock verheirathet hatte. Im älterlichen Hause verkehrten Hamann, Kant, Schaffner, Hippel, zu deren Charakteristik und zur Schilderung des damaligen königsberger Lebens mancher interessante Beitrag gegeben ist. Als nach dem Kriege von 1806 die preußische Macht in das baltische Küstenland zurückgeworfen und ganz allein auf sich, auf ihren Muth, Geisteskraft und Thateifer verwiesen war, empfing der Jünglig Dorow eine Fülle der mächtigsten Einwirkungen; Napoleon's kriegerische Erscheinung, wie sehr man ihn selbst verabscheute, konnte doch nicht alles Interesse unterdrücken; aber weit begeisterter schlugen die Herzen für Spanien, und in dem verjüngten Leben, das sich aus tiefster Noth hervorarbeitete, fand der Jüngling immer neue Anregungen. Wir sehen Auerswaldt, Dohna, Gneisenau, Krusemark, Scharnhorst und andere Ehrenmänner an uns vorübergehen; wir erhalten merkwürdige Mittheilungen über Fichte's Vorlesungen in Königsberg; wir lesen neue Nachrichten über die Begründung des Tugendbundes und eine schätzbare Denkschrift des Generals v. Eisenhart, der damals im besondern Vertrauen Blücher's und Bülow's war (unter den Beilagen C. 1), und werden durch die geistreichen Briefe und Gedichte K. G. v. Brinkmann's an die Frau v. Stägmann und an ihre Tochter, Fr. v. Korff, auf das angenehmste mitten unter Staatshändeln und Kriegsrüstungen unterhalten. Ein längerer Artikel ist den neuen pädagogischen Einrichtungen Zeller's, den die preußische Regierung damals nach Königsberg kommen ließ und von dem die Einrichtung einer Nationalerziehung erwartet wurde, gewidmet. Aber man begriff bald, daß man in ihm nicht den rechten Mann gewählt hatte, und Dorow war einer der Ersten, der über ihn einen ungünstigen, hier mitgetheilten Bericht an seinen Oheim Reichardt schickte. Die mit großer Pracht auf Dorow's und M. v. Schenkendorf's Betrieb veranstaltete Gedächtnißfeier nach dem Tode der Königin Luise von Preußen macht den Schluß dieses Abschnittes.

Im Folgenden ist Dorow auf der freiesten Wanderschaft begriffen, er will die Welt sehen, er hat das Comptoir und die Bauschule hinter sich gelassen, vergeblich warnt der weltkluge Oheim. Vom August 1811 an durchzieht er Deutschland auf dem Wege nach Paris, Reichardt's Empfehlungen öffnen dem kaum Zwanzigjährigen die besten Häuser und in frischer Jugendkraft bewahrt er sich die schönsten Eindrücke. In Berlin nehmen ihn die hochgestellten Männer Kircheisen und Schuckmann freundlich auf, F. A. Wolf versieht ihn mit Briefen; in Giebichenstein verweilt er mehre Tage bei Reichardt und beschreibt die Einrichtung des schönen Gartens und die Mitglieder der Familie, wobei man sich unwillkürlich an die vortrefflichen Stellen bei Steffens im sechsten Bande seiner Selbstbiographie erinnern wird; von dort kommt er nach Weimar. Die Auszüge aus seinem Tagebuche schildern die Besuche bei Wieland, Bertuch und Goethe mit vieler Lebendigkeit, ebenso den Aufenthalt in Frankfurt im Brentano'schen Hause. Seine Worte über Bettina v. Arnim aus dem Winter 1811 liest Mancher auch wol im J. 1845 ganz gern: „Wie ich es aber anfangen soll, eine Beschreibung von diesem himmlischen Wesen zu entwerfen, weiß ich nicht; es wäre ebenso als wenn ich Dir beschreiben wollte die Herrlichkeit des Sonnenuntergangs in Frankfurt, wie ich ihn eben erlebt habe. Sie ist klein, brunett, von blasser Gesichtsfarbe, großen Augen, aus deren Dunkel Geist, Leben, Phantasie und alles Herrliche, was sich nur denken läßt, strahlt. Ihre deutsche Sprache hat etwas sehr Naives und stolz ist sie auf ihre Abkunft aus Italien; so ein liebenswürdiges, geistiges Geschöpf, mit einem so tiefen, menschenfreundlichen Gemüthe ist mir noch nicht vorgekommen." (III, 62.) In Koblenz wird Görres besucht, in Heidelberg der alte Voß, der „wie ein langer magerer Leineweber aussieht, in einem bis ans Knie reichenden geblümten hellen Schlafrock, kurzen schwarzen Hosen, weißwollenen Strümpfen und gelben Pantoffeln". Am 21. Nov. 1811 langte Dorow in Paris an. Aber als er sich kaum etwas umgesehen und sich dem Grafen Schlabrendorf und dem General Krusemark, dem preußischen Gesandten in Paris, vorgestellt hatte, beauftragte ihn der Letztere, nach Berlin zurückzukehren mit Depeschen an den Staatskanzler und mündlichen Aufträgen, die er damals nicht gern einem Cabinetscourier anvertrauen wollte. Dorow übernahm die Botschaft, kam unangefochten durch die Napoleon'schen Douanen nach Berlin und ebenso glücklich im Februar 1812 nach Paris zurück. Hierdurch war seine neue Lebensrichtung bestimmt und die für ihn so wichtig gewordene Verbindung mit dem Staatskanzler Hardenberg geknüpft. Er empfing eine jährliche Besoldung und durfte noch eine Zeitlang in Paris verweilen.

Wir sind nun erst ganz kürzlich durch Varnhagen v. Ense's lebensvolle Schilderung im letzten Jahrgange des Raumer'schen „Historischen Taschenbuchs" in den Mittelpunkt des pariser Lebens im J. 1810 gestellt worden und finden hier in Dorow's Erzählungen manchen Nachtrag sowie manche Bestätigung. Cuvier, Gall, der Maler David, Carnot, Alex. v. Humboldt und andere Berühmtheiten lernen wir in verschiedenen Verhältnissen kennen; die Volksstimmungen treten uns in manchen Gestalten entgegen, die Einwirkung der Napoleon'schen Policei und ihre Veranstaltungen, das Volk durch Lustbarkeiten,

Digitized by Google

Theater und öffentliche Mädchen aller Classen zu beschäftigen und seine Gedanken von dem Elende der Zeit abzuziehen, werden namentlich in Schlabrendorf's Erzählungen sehr anschaulich; auf einer andern Seite sehen wir, daß der Mangel an Einigkeit zwischen Hardenberg und dem ängstlichen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Golz, die an sich schon dornenvolle Stellung des preußischen Gesandten in Paris noch erschwert. Einen längern Abschnitt (III, 107—115) widmet Dorow als Ohren- und Augenzeuge der Malet'schen Verschwörung am 23. Oct. 1812, worüber freilich der damals so hart getäuschte Savarez in seinen Memoiren kein vollgültiger Zeuge sein kann, ebensowenig als Marie de St.-Hilaire in ihren abenteuerlichen Erzählungen aus der Kaiserzeit; das Beste steht unstreitig in Fain's „Manuscript vom J. 1813", I, 119—165. Aus Schlabrendorf's Unterhaltungen wird auch manches gute Wort mitgetheilt, z. B. als er von dem schon damals berühmten Immanuel Bekker, dem berliner Philologen und dessen Schweigsamkeit und Verachtung aller Freuden des Lebens sprach: „Dieses mag wol wie bei den meisten Gelehrten von Faulheit kommen, welche die Menschen als Stühle, Tische und Bücher, auf welche sie sich stützen können, betrachten wollen; das geht nun aber nicht und daher bleiben sie lieber zu Hause und sehen Niemand. Ihr ganzes Studiren ist eigentlich eine Art von Faulheit, denn Bücher lassen sich nach ihrer Bequemlichkeit bei Seite legen; so geht es aber nicht mit und unter Menschen, wo man öfters gegen die selbst eigene Bequemlichkeit geschaben wird." (III, 94.) Über das in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts so viel gelesene Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk" erfahren wir hier von Hrn. Dorow, wie er aus des Grafen Schlabrendorf Munde mehrmals gehört habe, daß Reichardt der alleinige Verfasser desselben sei, mit dem er viel über die Abfassung eines solchen Buches gesprochen und auch die Grundzüge mit ihm verabredet habe (III, 121). Da nun Steffens („Was ich erlebte", V, 203 fg.), der Schwiegersohn Reichardt's, versichert, daß dieser nicht allein der Herausgeber, sondern auch der Bearbeiter des ihm mitgetheilten Materials sei und daß er selbst ein durchschossenes Exemplar mit vielen Abänderungen von Reichardt's Hand bei ihm gesehen habe, so steht nun wol die Wahrheit über den Verf. jenes Buches fest.

In Paris erlebte Dorow noch die Wirkungen des bekannten 29. Bulletins, sah den zurückgekehrten Napoleon und vernahm überall die Freude darüber, daß er noch lebe und somit Hoffnung sei, Alles wieder ersetzt zu sehen. Dann verfügte ein Befehl des Ministers Golz seine Rückkehr in das Vaterland und er verließ Paris, nicht gerade sehr reich an Grammatik und Buchgelehrsamkeit, aber um so reicher an Erfahrungen und an Menschenkenntniß. Auf der Rückreise blieb Hr. Dorow in Frankfurt und Karlsruhe, am letztern Orte bei Frau v. Krüdener, Schenkendorf und Jung-Stilling; in Frankfurt fand er Alles auf Erlösung hoffend. Die harte Stelle über Dalberg (S. 126) würden wir, wenn sie nicht ganz unterdrückt werden konnte, mit einigen versöhnenden Worten begleitet haben, wie von Wachsmuth in der „Geschichte Frankreichs" (III, 388) zur Ehre des einst so gefeierten Mannes geschehen ist. Denn Hrn. Dorow's Buch soll doch auch gewiß in die Hände jüngerer Leser kommen. Werden diese aber nicht in der rechten Weise über Männer, über Thatsachen belehrt und über den Unterschied der Zeiten, so setzt sich die Lust zum Tadeln, die ohnehin bei dem spätern, sich weiser dünkenden Geschlechte die vorherrschende ist, nur um so fester.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Die Mathematische Gesellschaft in London.

Gegen Mitte Juni d. J. fand die Einverleibung der seit 1717 bestehenden „Mathematischen Gesellschaft" in die „Astronomische Gesellschaft" statt. Dieses Ereigniß ist insofern von Interesse, als die Gründung des erstgenannten Vereins eine ganz auf das Volk und seine Bildung berechnete war. Was heutzutage die sogenannten Mechanic institutions und Lyceums in den englischen Fabrikstädten sich in vielseitigerer Richtung hin zur Aufgabe stellten, das suchte diese Gesellschaft in besonderm Bezug auf mathematische und physikalische Wissenschaften ursprünglich durch gegenseitigen Unterricht, Vorlesungen und dergleichen zu erreichen. Der Grundsatz, welcher an der Spitze der Gesellschaftssatzungen stand, lautete: „Es ist die Pflicht jedes Mitgliedes, wenn es um Auskunft über eine mathematische oder naturwissenschaftliche (philosophical, denn der praktische Brite nennt die Naturwissenschaften par excellence philosophische, er ist nicht „der Kerl der speculirt", „das Thier auf dürrer Haide" wie der träumerische Michel diesseits der Nordsee) Frage von einem Andern angegangen wird, Letzterm in der faßlichsten und deutlichsten Weise, deren er fähig, Aufschluß zu ertheilen." Ursprünglich zählte die Gesellschaft 64 Mitglieder, später 81, Quadratzahlen, die als Symbole gelten mochten. Zum großen Theil bestand sie aus Leuten von niederm Herkommen, die sich aus eigenem Triebe und eigener Kraft zum Denken und Forschen emporgearbeitet, sogenannten Autodidakten, und doch befanden sich Männer darunter, die sich einen europäischen Namen erwarben. So Dolland und Thomas Simpson, welcher Letztere von der Gesellschaft von seinem Webstuhl in Spitalfields hervorgezogen wurde, um in der Woolwich Akademy Mathematik zu lehren. Wie heute noch ein großer Theil der Handwerkervereine in Deutschland, legte man sich bei den Versammlungen, welche gegenseitigen wissenschaftlichen Austausch und Bildung zum Zweck hatten, nicht den mindesten conventionnellen Zwang auf. Jedes Mitglied erschien mit seiner Pfeife, hatte seinen Zinnkrug mit Ale vor sich stehen und brachte Schiefertafel und Griffel mit. Es schien Grundsatz zu sein, bei Erörterung der schwierigsten Fragen dem Satze ex fumo dare lucem buchstäblich Anwendung zu verschaffen. Später kamen andere Elemente hinzu, welche im Sinne der geselligen Verfeinerungen Neuerungen machten. An die Stelle des Zinnkrugs trat das Glas und die Pfeife verschwand allmälig; aber mit dem alten Brauch nahm auch die Zahl der Mitglieder ab, und deren kabbalistische Geviertzahl war bald nur eine geschichtliche Denkwürdigkeit. Endlich zählte sie nur noch 19 Mitglieder, nicht mehr Weber und anderes Gewerbsvolk, sondern Mitglieder anderer mit hochklingenden Namen versehener Gesellschaften. Da ihr Fortbestehen unter solchen Umständen nicht mehr möglich war, machte man der Astronomischen Gesellschaft den Vorschlag zur Vereinigung, die ihn bestens aufnahm, da sie sich dadurch außer der Zunahme ihrer Mitglieder in Besitz der reichen Sammlungen und anderer Mittel der mathematischen Gesellschaft setzte.

Ein Autograph Shakspeare's.

Kürzlich wurde ein sogenanntes Autograph Shakspeare's an den Buchhändler Pickering für 21 Guineen verkauft. Es befindet sich auf dem äußern Pergamenteinband eines kleinen italienischen Buches und ähnelt im Ganzen den vorhandenen Namensschriften Shakspeare's so ziemlich. Obwol augenscheinlich ohne Künstelei und mit fester Hand geschrieben, wollten doch einige mit den Handschriften Shakspeare's Vertraute behaupten, daß das Anfangs-S in Shakspeare davon abweiche. Wie sie aber auch die Köpfe schütteln mochten, gegen seine Echtheit wußten sie doch keinen triftigen Beweis aufzubringen, und der Preis, der für die wenigen Buchstaben gezahlt wurde, zeigt, daß, wo Geld vorhanden, es an Käutzen nicht fehlt, die sich durch keinen Zweifel abhalten lassen, ihren seltsamen Liebhabereien genug zu thun. Der Glaube macht auch bei diesen wie bei so vielen andern Steckenpferden und certis piaculis die Menschen selig! 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 218. — 6. August 1845.

Schriften über Sprachreinheit.

Der Schreiber der nachfolgenden Zeilen ist kein unbedingter Gegner jeder Anwendung von fremden Wörtern in der deutschen Sprache; theils jedoch um zu zeigen, daß er die Reinheit seiner Muttersprache wol zu schätzen versteht, theils um selbst einen Versuch zu machen, inwieweit dieselbe bewahrt werden kann, hat er sich vorgenommen, sich in diesem Aufsatze aller Fremdwörter vollkommen zu enthalten oder doch nur solche zuzulassen, die als ganz und gar eingebürgert betrachtet werden können.

Es sind jetzt etwa zwei Jahrhunderte, daß die Klage über Entstellung der deutschen Sprache durch fremde Zuthaten laut wurde; die Erscheinung selbst ist weit älter, denn sie findet sich schon am Ende des 12. Jahrhunderts, ja in einzelnen Fällen noch früher. Im Grunde aber kann dieser Einfluß des Auslandes auf unsere Sprache gar nicht an sich allein betrachtet werden, denn er hängt auf das engste damit zusammen, daß in allen unsern geselligen Verhältnissen, in unserm Staats- und Kirchenleben schon seit der ältesten Zeit auswärtige Einwirkungen ein bedeutendes Übergewicht hatten. Es ist dies oft als ein Fehler des deutschen Volks bezeichnet worden; richtiger würde man es eine Eigenschaft desselben nennen, die, wie jede Eigenschaft, ihre gute und ihre schlechte Seite hat. Man könnte diese Eigenschaft wol aus einer ursprünglichen Anlage des deutschen Volks herleiten; sicherer und leichter ist es, sie aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange desselben zu erklären. Wir haben alle Grundbedingungen des Lebens aus dem Auslande empfangen; unser Glaube, gewiß der deutschen Volksthümlichkeit im vollsten Maße entsprechend, ist doch auf fremdem Boden entsprossen, alle unsere geistige Bildung beruht auf der der Griechen und Römer, unsere Rechtsverfassung ist wo nicht geradezu fremdländischen Ursprungs, doch durch fremdländischen Einfluß wesentlich umgestaltet; unter solchen Umständen war es schlechterdings unmöglich, daß sich unsere Sprache in unverfälschter, ursprünglicher Reinheit erhalten konnte, sie mußte mit fremden Einrichtungen auch fremde Worte in sich aufnehmen, und es würde unbillig sein, darin ohne alle Einschränkung immer nur einen Übelstand sehen zu wollen; hat doch die deutsche Sprache ihre Befähigung zur Aufnahme fremder Wörter fast auf allen Stufen ihrer Entwickelung dadurch zur Genüge bewiesen, daß sie sich einzelne Fremdwörter so vollkommen angeeignet hat, daß ihr Ursprung ganz vergessen worden ist. *) Ebenso wenig aber läßt sich leugnen, daß dieses Einführen fremder Bestandtheile in unsere Sprache zu Zeiten auf das entsetzlichste übertrieben worden ist; doch geschah dies nicht nach Willkür oder Zufall, sondern immer dann, wenn sich fremde Völker in staatlicher und geselliger Beziehung einen unbilligen Einfluß auf die Deutschen angemaßt hatten, so am auffallendsten vom Dreißigjährigen Kriege an bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts; nicht dieselbe Wirkung hatte die Napoleon'sche Herrschaft, theils weil ihre Dauer zu kurz, theils weil sie selbst keine geistige, sondern nur eine Herrschaft äußerer Gewalt war. Dagegen haben sich gewisse Schriftsteller der Gegenwart wieder zu einer Fremdwörtersucht aufgeschwungen, die ihres Gleichen in Deutschland sucht; jeder derselben hat dann auch wieder seinen Schweif von Nachahmern — der Horaz'sche Ausdruck ist leider für das reine Deutsch, dessen ich mich hier befleißigen will, zu grob — hinter sich, die wir als unzurechnungsfähig betrachten müssen, denn sie wissen nicht, was sie thun. So beschränkt sich also die übertriebene Fremdwörterei unserer Tage nur auf einen verhältnißmäßig geringen Theil derjenigen Schriftsteller, die in dem Schriftenwesen der Gegenwart mitzählen. Obenan steht hier offenbar der Fürst Pückler; da dieser aber durch sein vielbewegtes Leben überall ebenso gut zu Hause als in Deutschland, so muß man ihm, so lange die oft gesuchte Allsprache noch nicht erfunden ist, wol das Recht zugestehen, sie einstweilen für sich durch ein Gemisch aus allen gangbaren Sprachen zu ersetzen. Es wären dann wol einige schriftstellerische Berühmtheiten namhaft zu machen, deren Namen jedoch die den Damen schuldigen Höflichkeitsrücksichten zu nennen verbieten; bei diesen scheinen mir die Fremdwörter die Stelle von Schönheitspflästerchen vertreten zu sollen, durch die ja auch, wie unsere Mütter und Großmütter erzählen, manches an sich sehr unbedeutende Gesicht einen besondern Reiz erhalten haben soll.

*) So findet sich z. B. das Wort „Körper" erst seit dem 16. Jahrhundert im Deutschen, und wer möchte dasselbe jetzt noch als ein fremdes Einschiebsel in Anspruch nehmen?

Digitized by Google

Doch ich beabsichtige ja nicht über Sprachmengerei an sich, sondern über die ihr entgegengesetzten Bestrebungen zu schreiben, und kehre also von obiger Abschweifung zurück, als deren Ergebniß ich jedoch glaube ansehen zu dürfen, daß das Übel, um welches es sich handelt, gegenwärtig nicht in dem Übermaße wie früher vorhanden ist; Das freilich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß eine gewisse Anzahl von Fremdwörtern jetzt wol weit mehr und allgemeiner im Gebrauch ist als früher, was sich aber ganz einfach daraus erklärt, daß ein gewisses Maß von Bildung auf dem Grunde eines an Umfang sehr gesteigerten Büchervertriebs jetzt Gemeingut fast des ganzen Volks geworden ist; und so lange die sogenannten höhern Stände sich noch fremder Worte bedienen, wird das niedere Volk darin eine Art Vorzug erblicken, dessen es sich nach Kräften ebenfalls theilhaftig zu machen sucht.

Daß es in Deutschland nie an Sinn für die Reinerhaltung der Muttersprache gefehlt hat, geht deutlich genug daraus hervor, daß eine Gegenwirkung nicht auf sich warten ließ, sobald die Einführung fremder Wörter in Sprachmengerei und Sprachverunstaltung überging; bekanntlich war es ein Zweck der im 17. Jahrhundert zahlreich entstehenden Sprachgesellschaften, der Fremdwörtersucht entgegenzuarbeiten; am festesten wurde dieser Zweck im Auge behalten von der 1643 zu Hamburg gestifteten „deutschgesinnten Genossenschaft" oder wenigstens von ihrem Stifter Philipp v. Jesen, dem wenigstens der Ruhm bleiben muß, daß er durch Lehre und Beispiel für seinen Lieblingsgedanken unermüdlich thätig war. Einen besonders ausgezeichneten Namen erwarb sich unter den Sprachreinigern ein volles Jahrhundert später Campe; von neuem angeregt wurde dasselbe Streben nach den Befreiungskriegen, zum Theil schon vor denselben, durch E. M. Arndt und Fr. L. Jahn, Namen, die allein schon für die Reinheit und Gediegenheit ihres Strebens bürgen und zahlreiche Jünger fanden. Wie aber jede Gegenwirkung Gefahr läuft einseitig zu werden, weil sie ihrem Wesen nach einer andern einseitigen Richtung entgegenarbeitet, so ging es auch hier: vielfach wurde von Jesen und Campe, mehr noch von ihren Schülern, das Kind mit dem Bade verschüttet; selbst Jahn vermochte sich bei dem gewaltigen Feuer, mit dem er Alles ergreift, nicht alles Übermaßes zu enthalten; als die sachgemäßeste muß uns bis jetzt Arndt's folgerichtige, auf tüchtiger Kenntniß der deutschen Sprache und Geschichte beruhende Thätigkeit erscheinen. Mußten es doch die meisten Förderer der Sprachreinheit erfahren, daß sie selbst mit einem fremdländischen Ausdruck nicht ohne tadelnden Nebengedanken „Puristen" genannt wurden. Es zeigt sich aber eben hierin eine gar nicht üble Anwendung, die im Deutschen häufig von fremden Wörtern gemacht worden ist, indem man sie nicht selten angewendet hat, um die fehlerhafte Übertreibung oder die falsche Richtung einer an sich nicht zu tadelnden Geistesrichtung zu bezeichnen, für die das deutsche Wort gleichsam zu gut schien; so die eben erwähnte Benennung der „Puristen", so das Wort „sentimental" u. a. m.; so bezeichnet auch wol das Wort „amusant" etwas tiefer Stehendes als „unterhaltend".

Der Hauptfehler, wodurch die meisten Sprachreiniger ihre Thätigkeit selbst vereitelten, besteht darin, daß sie die einzelnen Fremdwörter vereinzelt und willkürlich aufgriffen und an ihre Stelle wohl oder übel gewählte Verdeutschungen setzen wollten. Als Prachtstück solcher „Wegebesserung im Sommer" kann das für „orientiren" vorgeschlagene „bemorgenländern" gelten. Dergleichen unglücklich gewählte Wörter konnten freilich nur ein mitleidiges Lächeln erregen und den guten Zweck ihrer Urheber vereiteln statt ihn zu fördern. So haben auch die zahlreichen Fremdwörterbücher, die nur in Deutschland vorhanden sind, nichts wirken können, weil sie nichts als eine in äußerlichster Ordnung aufgestellte Anhäufung fremder Wörter bieten; ja ihre Wirkung mag sogar vielfach eine schädliche sein, denn sie verbreiten Kenntniß und Verständniß, folglich auch Anwendung der Fremdwörter.

Soll also wirklich daran gegangen werden, die entbehrlichen Fremdwörter möglichst aus dem deutschen Sprachschatze zu verbannen, so muß ein ganz anderes Verfahren als bisher eingeschlagen werden; an die Stelle leerer Redensarten über Mangel an Vaterlandsliebe und Volksgefühl muß ein geordnetes, von klar erkannten Grundsätzen ausgehendes Wirken treten; diese Grundsätze aber können nur auf einer gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache beruhen, damit man einerseits erkenne, für welche Begriffe der deutsche Sprachschatz ausreicht und für welche nicht, andererseits sich über die Art und Weise verständige, wie die Einbürgerung fremder Worte vorzunehmen sei, wo es in Beziehung auf Rechtschreibung, Formbildung u. dgl. noch gar viel zu thun gibt. Endlich muß durch das Beispiel gewirkt werden; nicht darauf kommt es an, daß aus den für die feinsten und überfeinsten Kreise bestimmten Schriftwerken die fremden Wörter zunächst verschwinden, denn diese Gattung von Schriften ist in aller Herren Ländern so ziemlich dieselbe, sie gehört also gar nicht zum deutschen Schriftwesen im vollen Sinne dieses Wortes; aber die Verfasser der immer fröhlicher erblühenden Volksschriften aller Art sollen sich bemühen, ein reines, unverfälschtes Deutsch zu schreiben*), so werden sie ihrem Wirkungskreise eine neue, schöne Seite abgewinnen. Ferner sollen es sich die Behörden, namentlich die Gerichtshöfe angelegen sein lassen, den ganzen Kram von Fremdwörtern zu verbannen, der nicht wenig dazu beiträgt, daß das deutsche Volk über seine heiligsten Angelegenheiten noch so vielfach in tiefster Unwissenheit schmachtet. Hoffentlich wird ein deutsches Rechtsverfahren bald in deutscher Rede herrschen. Endlich sollen die Schulen es nicht verschmähen, auch auf diesen Punkt ihr Augenmerk zu richten und namentlich die gelehrten Schulen nicht wäh-

*) B. Auerbach hat in seinem trefflichen „Gevattersmann" auch diesen Theil seiner Aufgabe nicht übersehen.

Digitized by Google

nen, daß die Gelehrsamkeit irgendwie im Prunken mit hochtönenden und halb verstandenen Redensarten bestehe.

Sollten die Anfoderungen, die ich eben ausgesprochen, jemals allgemeine Berücksichtigung finden, wozu freilich gehört, daß die Deutschen in Wort und Schrift weit mehr Rücksicht auf die Form der Darstellung nehmen als bisher zu geschehen pflegt, dann würde man wol bald nicht mehr über Sprachmengerei klagen hören, und doch würde fremden Wörtern immer noch Spielraum genug bleiben, um die Aufnahmsfähigkeit der deutschen Sprache zu erhalten und sichtbar werden zu lassen; die Fachwissenschaften werden ihrer nie entbehren können und brauchen es auch nicht, da sie keine volksthümlichen Schriften hervorbringen; in den verschiedensten Zweigen menschlicher Kunst- und Handwerksthätigkeit werden immer fremde Wörter gebräuchlich bleiben, denn warum sollen die Erfindungen fremder Völker nicht schon in ihrem Namen ein Ursprungszeugniß tragen? Der stets steigende Verkehr zwischen den verschiedenen gebildeten Völkern wird manche Benennungen zum Gemeingut machen, wo dann nicht die Deutschen allein Fremdwörter haben werden, wie z. B. Frankreich schon jetzt von „le Zollverein" spricht; endlich werden auch manche Ausdrücke im gewöhnlichen Leben ohne Schaden dann und wann fremden Sprachen entlehnt werden können, sei es, daß sie irgend einen Begriff besonders schlagend bezeichnen, sei es, daß sie irgend eine besondere Schattirung ausdrücken, die dem Deutschen abgeht, sei es endlich, daß der Wohllaut oder auch nur Gewohnheit sie vorziehen läßt, denn wie dem Gedanken selbst, so können auch dem unmittelbaren Ausdrucke der Gedanken keine eisernen Schranken gezogen werden; die Sprache als solche steht nicht unter der „Polizei", für die ich kein ausreichendes deutsches Wort weiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erlebtes aus den Jahren 1790 — 1827. Von Wilhelm Dorow. Dritter und vierter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

Die nun folgenden Seiten aus Dorow's Kriegsleben rechnen wir zu den anziehendsten Stücken beider Theile. Noch durch keine Civilanstellung gehemmt eilte er gleich nach dem königlichen Aufrufe vom 3. Febr. 1813 nach Breslau und trat in die Reihen der Freiwilligen, erst als Gardejäger, dann als Lützow'scher reitender Jäger; die Kosten zur Ausrüstung vermittelte Hardenberg's Wohlwollen durch Auszahlung eines Theiles der noch rückständigen Besoldung. Jetzt führt uns Hr. Dorow theils durch Auszüge aus seinen Tagebüchern, theils durch eigene Erinnerungen in das Kriegsleben des Frühjahrs 1813 ein; die rührige Thätigkeit Scharnhorst's, die feurige Beredtsamkeit Heinr. Steffens', die eifrige Rede Reichardt's, der Enthusiasmus von Mutter und Schwester und Anderes drängt sich auf wenigen Blättern zusammen; wir freuen uns, daß der Verf., jetzt bereits ein Funfziger, sich eine solche Unmittelbarkeit seiner Erinnerungen bewahrt hat. Sein erster Ausritt war von Berlin aus nach Halle, wo er am 10. April eintraf, als der erste Preuße stürmisch bewillkommt, umarmt und auf das köstlichste in der treuen Stadt, die so viel Leid ertragen hatte, gepflegt wurde. Er selbst fand die größte Bereitwilligkeit, um in Halle eine Husarenschwadron für das Lützow'sche Corps zu bilden, und machte sich um die Stadt auch durch eine Denkschrift an Scharnhorst verdient (Beil. C. 3), durch die mehre Misgriffe des Hauptmanns v. Röder beseitigt wurden. Die folgenden Auszüge und Briefe betreffen die Schlachten bei Lützen und Bautzen; es ist hierin die ganze Frische und Naivetät eines jungen Soldaten, der daher auch um so unwilliger die Abneigung höherer Stabsoffiziere gegen die freiwilligen Jäger empfindet. Bei manchen Stellen wird man sich an dieselben Scenen in Steffens' Denkwürdigkeiten zwar erinnern, und wenn Hr. Dorow den Bestrebungen seines Vetters, während des Waffenstillstandes den schlesischen Landsturm einzurichten, die verdiente Anerkennung gezollt hat, so würde es ihm auch keineswegs als Parteilichkeit ausgelegt worden sein, wenn er die vielleicht vom Unmuthe des Augenblicks eingegebenen Worte Scharnhorst's über Steffens' Untüchtigkeit zum Kriegsdienst (S. 147) unterdrückt hätte. Solche polemische Äußerungen sollten nicht aufbewahrt bleiben, zumal da sie mit der bekannten hohen Achtung Scharnhorst's für Steffens nicht übereinstimmen.

Mit Beendigung des Krieges, nach welchem Dorow ehrenvoll seiner Dienste entlassen war, beginnt die dritte der in diesen Denkwürdigkeiten geschilderten Perioden. In ihr ist beiweitem die vorleuchtendste Figur die des Fürsten Hardenberg; er ist Hrn. Dorow's eigentlicher Held, gegen den er seine tiefe Zuneigung und bis auf die Gegenwart bewahrte Liebe und Bewunderung nirgend verhehlt hat. Diese Einsicht will er auch Andern mittheilen, aber die Thatsachen sollen sprechen, damit er nicht blos als Lobredner erscheine oder einem andern selbständigen Urtheile vorzugreifen scheine. Im Allgemeinen will Hr. Dorow durch seine Schilderungen beweisen, daß Hardenberg seit 1815 vielfach mit Widerstrebungen, Schwächen, Leichtsinn, Kurzsichtigkeit, ja selbst mit Bosheit zu kämpfen gehabt; daß er sich mit schwerer Anstrengung auf seiner Bahn bis zum Tode behauptet habe, und daß ihm besonders deshalb viel Unangenehmes widerfahren sei, weil er die Größe seines Vaterlandes auf eine wirklich großartige, edle Weise habe begründen wollen, die von andern Staatsmännern als zu freisinnig angesehen werden wäre. So finden wir es bei der verunglückten Angelegenheit, ein Museum der rheinischen Alterthümer in Bonn zu gründen, auf die wir noch einmal zurückkommen werden; so bei den Versuchen, manche Geburts- und Standesbevorzugungen zu beseitigen und zeitgemäße Veränderungen und Vereinfachungen in der Verwaltung eintreten zu lassen; so bei den Verdächtigungen, die seit 1820 von hohen Kriegsleuten ausgingen, wie z. B. von dem in Königsberg commandirenden General v. Borstell, aus dessen Vorstellung ein Stück (S. 294) mitgetheilt ist. Eine Mishelligkeit ganz anderer Art schien im J. 1821 das Verhältniß zwischen Hardenberg und dem Generaladjutanten des Königs, v. Witzleben, stören zu wollen, indem der Letztere sich ohne Grund von der Commission zur Berathung der ständischen Angelegenheiten ausgeschlossen sah, deren thätiges Mitglied er im J. 1819 gewesen war. Hr. Dorow theilt uns ein Stück aus der mit großer Offenheit an den Staatskanzler in dieser Angelegenheit gerichteten Zuschrift mit und schließt mit den schönen Worten Witzleben's: „Wenn ein Mann, der keinen andern Willen kennt als den seines Königs, der bei der sechsjährigen Geschäftsführung in seinem schweren Beruf kein anderes Ziel vor Augen hatte als dem König und seiner Armee einen Thron der Ehrfurcht und Liebe zu erbauen, manche schlaflose Nacht darauf verwandte, um hinlängliche Personenkenntniß zu erwerben, damit die Führung in die Hände sicherer und treu ergebener Diener käme; wenn ein solcher Mann auf eine Weise gekränkt wird, die sogar den Anschein erhält, als setzte man in die Lauterkeit seiner Gesinnung Zweifel, so frage ich Ew. Durchlaucht auf Ihr Gewissen, ist dies nicht hart?" (S. 303.) Der Staatskanzler nahm diese Zuschrift höchst wohlwollend auf, das gute Verhältniß stellte sich schnell wieder her und als Hardenberg sich endlich 1821 genöthigt sah, an den König wegen der vie-

Digitized by Google

len erlittenen Kränkungen ein Schreiben zu richten und die Wahrheit über Alles auszusprechen, da las Wigleben dies herrliche Bekenntniß treuer Unterthanenliebe vor der Absendung. „Sie haben", schrieb er bei dieser Gelegenheit, „Ihren Schmerz nicht unterdrückt, aber Sie haben ihn auf eine würdige Weise geäußert und nie vergessen, daß es der Herr war, zu dem Sie sprachen. Das Ganze trägt den Stempel eines edelreinen Gefühls. Solchen Waffen werden Ihre Feinde keine ähnlichen entgegenzusetzen haben, und des Königs vortreffliches Herz, jeder Ungerechtigkeit und vor allen dem Undank fremd, wird nicht taub sein gegen die Stimme der Wahrheit!" (S. 304.) Ähnliche Äußerungen hochgestellter Männer, die mit Hardenberg durchaus nicht verwandt waren, geben inhaltschwere Belege zu der Herzenswärme, die alle Seiten des Buches, wo Hr. Dorow von dem Staatskanzler spricht, beseelt, z. B. die Worte Alex. v. Humboldt's in Paris, daß es keine große, freisinnige Idee gäbe, die in seinem Innern nicht schon vorhanden sei (S. 161), oder die Bemerkung des Justizministers v. Kircheisen auf den Vorwurf, daß sich der Staatskanzler fast nur mit Bürgerlichen umgäbe und daß diese nicht zu billigende Passion sich bereits in seiner äußern Haltung ausspräche: „Abgesehen von dem Erstern, so möchte doch die äußere Erscheinung des Hrn. v. Hardenberg von der Art sein, daß, wenn er als Bedienter, uns völlig unbekannt, hinter unsern Stühlen stände, wir wahrscheinlich Alle aufstehen würden und ihn bitten Platz zu nehmen." (S. 50.)

Unter den vornehmen Gegnern des Fürsten wird es nicht sowol befremden, den Minister v. d. Golz, einen empfindlichen Mann, und den Fürsten v. Hatzfeld, einen Diplomaten ohne politische Festigkeit, zu finden, als vielmehr den Minister v. Altenstein, der für große liberale Ideen sonst so empfänglich war und einen so rühmlichen Namen hinterlassen hat. Gegen ihn spricht sich Hr. Dorow an verschiedenen Stellen auf das entschiedenste aus, er gibt ihm sogar Schuld, daß er auch Wilh. v. Humboldt bei dem Könige verdächtigt habe (III, 330). Wir maßen uns hierüber kein Urtheil an; andere Stimmen, wie die Varnhagen's v. Ense, bestätigen nicht diesen scharfen Tadel. Dagegen war es uns sehr erfreulich, hier wieder bestimmt ausgesprochen zu finden, daß zwischen Hardenberg einestheils und Blücher und Gneisenau anderntheils das beste Vernehmen bestanden hätte. Über augenblickliche Verstimmungen und harte Worte Blücher's fällte nach unserm Dafürhalten Hr. Dorow folgendes richtige Urtheil in einer Unterredung mit dem Großherzog Karl August von Weimar: „Der Fürst Blücher war oft in Geldverlegenheit, wie in der Regel alle Helden und genialen Menschen, und dann war er in furioser, sehr heftiger Stimmung und mag in solchen Augenblicken auch wol gegen den Fürsten Hardenberg harte Worte haben hören lassen; dadurch mögen wol solche unwahre Gerüchte entstanden sein." (III, 349.) Bestimmt läßt sich nach dem Zeugnisse des sehr wohlunterrichteten v. Hippel („Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.", S. 126) ein solches Zerwürfniß nur nach der Einnahme von Paris im Sommer 1815 nachweisen, wo aber der alte Held erst neuerdings durch v. Gagern („Der zweite Pariser Frieden", I, 142 fg.) hinlänglich entschuldigt ist, wenn es hier einer Entschuldigung überhaupt bedurfte. Aus der Zeit vor jenem Ereigniß hat Hr. Dorow in der Beilage M zwei eigenthümliche Briefe Blücher's an Hardenberg abdrucken lassen. In dem ersten aus St.-Quentin vom 26. Mai 1815 (das ist aber ein falsches Datum und wird der 26. Juni sein müssen) schreibt er: „In 6 Tagen stehe ich bei Paris, die an mich gesandten Deputirten nehm ich nicht an, sie mögen nach Heidelberg gehen, und bis man mich von da Zaum und Gebiß anlegt hoffe ich mit der Hauptsache fertig zu seyn, das Eisen ist warm, ich werde schmieden." Der zweite aus Royelle vom 29. Juni 1815 beginnt in dieser Weise: „Sind Sie nun zu Frieden, in 8 Tagen habe ich 2 Schlagten geliefert, 5 große Gefegte bestanden und 3 Festungen eingeschlossen, aber wie viehl brave Officire haben ihr leben da bey gelassn, ich nehme Ihr vortreffliches HErz, mein verEhrter Freund in anspruch, wenden sü alles an, daß die Wittwen der verdienten Officire nicht unversorgt bleiben." Und dann: „Nun ein Word von mich selbst, ich habe in dieser Zeit sehr gelitten und meine Kräfte fangen an abzunehmen, so balde es hier zu ende geht, reiße ich ab, sonst gehe ich daeauff, ich wünsche nichts mehr als mit meinen güttern in Schlesien in reinem zu sein, weil ich gleich dahin gehen und leben will, kein Haus habe ich nicht, aber ich glaube man kann auch in ein landhäußgen Ruhig sterben. Freude habe ich auf Erden nicht mehr zu erwaheten. Daß Schicksal meines zu jeder Erwartung reich berechtigten Sohnes drückt mich zu Boden." So mischt sich die helle Siegesfreude mit der elegischen Klage des Vaters. Darauf folgt ein ausgezeichnet schöner Brief Gneisenau's an Hardenberg vom 22. Juni 1815, theils Schlachtbericht, theils Ausdruck der von patriotischer Freude verklärten Hoffnungen für Preußen; denn „noch nie hat Preußen so hoch gestanden und es kann und muß eine feste Sprache führen". Endlich theilt Hr. Dorow in derselben Beilage über Hardenberg und Blücher den lesenswerthen Aufsatz des wackern Ludwig v. Voß mit. Dieser Ehrenmann ist in seiner Wirksamkeit als Generalhospitaldirector schon aus den ersten Theilen bekannt und die jetzt mitgetheilten Briefe von Dorow athmen wieder die reinste Menschenliebe, die innigste Verehrung für den König und für Hardenberg, die glühendste Liebe zum Vaterlande und eine durchaus rechtliche Gesinnung; Alles in sehr gebildeter Sprache. Ganz Dasselbe läßt sich von einer Reihe Briefe des Hrn. v. Stägemann (in der Beilage D) sagen, die wir um des trefflichen Mannes willen freudig willkommen heißen und duech die sowie durch die von Voß manches Verhältniß in den Jahren 1813—21 beleuchtet worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte der Alexandrinischen Schule.

So reich auch an gediegenen, gehaltvollen Werken die Literatur ist, welche auf die Alexandrinische Schule Bezug hat — wir erinnern blos an die trefflichen Arbeiten von Guerike („De schola quae Alexandriae floruit", Halle 1824—25) und von Matter („Essai historique sur l'école d'Alexandrie", 1820) —, so kann es doch Niemand einfallen zu behaupten, die Geschichte dieser Schule sei schon zu einem gänzlichen Abschlusse gekommen. Noch manchee Punkt bleibt vielmehr zu erörtern, manche Streitfrage ins rechte Licht zu stellen und mehr als eine vereinzelte Notiz in ihren rechten Zusammenhang zu bringen. Wir müssen deshalb das Eescheinen eines neuen, sehr ausführlichen Werks, welches der Behandlung der Alexandrinischen Schule gewidmet ist, mit Freude begrüßen, umsomehe, da dasselbe einen jungen Gelehrten zum Verfasser hat, welcher schon durch eine Reihe wissenschaftlicher Leistungen seine Befähigung und die Gründlichkeit und den Umfang seiner Kenntnisse dargethan hat. Wir meinen Jules Simon, der mit den philosophischen Vorträgen an der Sorbonne beauftragt ist und dessen auf die Geschichte der Philosophie bezügliche Schriften und Abhandlungen zum Theil bereeits die Anerkennung dee gelehrten Welt gefunden haben. Das neue Werk aus seiner Feder, auf das wir hier die Aufmerksamkeit des Publicums lenken wollen, führt den Titel: „Histoire de l'école d'Alexandrie." Der erste bis jetzt erschienene Theil ist ausschließlich der Behandlung des Systems von Plotinus, dem eigentlichen Haupte der Alexandrinischen Schule, gewidmet. Auch hier hatte der Verf. ganz besonders viele bemerkenswerthe Vorarbeiten, wie z. B. von Creuzer und Andern, benutzt; aber man sieht es überall der Darstellung Simon's an, daß es ihm um die Gewinnung eines selbständigen Standpunkts zu thun war. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 219. — 7. August 1845.

Schriften über Sprachreinheit.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Die Einleitung zur Besprechung der Schriften, die mich veranlaßt haben, Vorstehendes niederzuschreiben, ist so lang geworden, daß ich ihnen selbst nicht mehr allzu viel Raum widmen darf; doch wird es nach dem bereits Gesagten keiner weitläufigen Besprechung bedürfen. Im Allgemeinen beweisen aber auch diese Schriften, daß die Frage, um die es sich hier handelt, noch fortwährend von mehrfacher Seite mit reger Theilnahme behandelt wird.

1. Die Fremdwörtersucht in der deutschen Sprache. Nebst einem Fremdwörterbuche. Leipzig, Jackowitz. 1844. 8. 15 Ngr.

Der Verf. dieses Büchleins bezeichnet sich selbst als einen alternden, von (muthmaßlich kaufmännischen) Geschäften zurückgezogenen Mann; als einen durchaus wohlmeinenden, einer gewissen allgemeinen Bildung theilhaftigen läßt ihn seine Arbeit selbst erkennen. Sonst freilich ist sie sehr unbedeutend: drei Viertheile des Bändchens füllt ein höchst alltägliches Fremdwörterbuch; ohne alle Erklärung über Ursprung, Anwendung u. dgl. wird neben jedes fremde Wort ein deutsches gesetzt; oft dürfte dies kaum für passend erklärt werden, oft macht die doppelte Bedeutung des Fremdwortes zwei deutsche Ausdrücke nöthig, die jedenfalls näherer Erklärung bedurften, z. B. „Börse, Geldbeutel, Kaufhaus"; auch sind in dies Verzeichniß viele Wörter aufgenommen, die wir ruhig behalten dürfen, zum Theil wol müssen, z. B. „Billard", „blond", „Kanone", „Musik", Philosophie", „Religion" u. a. m.; so gilt also von diesem Fremdwörterbuch im vollsten Maße, was ich oben über den geringen Nutzen solcher Hülfsmittel im Allgemeinen sagte. Vorausgeschickt ist demselben eine Abhandlung von etwa siebzig Seiten, welche viele Klagen über die Fremdwörtersucht der Deutschen enthält; es herrscht hierin wenigstens insofern Übertreibung, als der Verf. seine Anklage gegen alle Stände des Volks gleichmäßig richtet; derselbe spricht sodann den sehr lebhaften Wunsch aus, daß es hierin besser werden möge, andere Mittel aber als eine Berufung an den guten Willen seiner Landsleute weiß er nicht vorzuschlagen; von geschichtlicher Kenntniß unserer Sprache zeigt sich keine Spur. Ein Buch, an dem nichts als der gute Wille zu loben ist, will sehr wenig besagen.

2. Das Fremdwörterwesen und seine Nachtheile für deutsche Sprache, Gesinnung und deutsches Leben. Von J. D. C. B. Stuttgart, Franckh. 1844. 8. 20 Ngr.

An gutem Willen fehlt es auch dem Verf. dieser Schrift nicht; an Eifer und Nachdruck übertrifft er den der vorher besprochenen Schrift beiweitem, aber viel Gutes ist auch von dem Erfolge seiner Bemühungen nicht zu hoffen. Er weist in dem ersten Abschnitt die Herrschaft der Fremdwörter in den verschiedensten Wissenschaften, im zweiten dieselbe in den Künsten, im dritten wiederum dieselbe in den mannichfaltigsten Lebensverhältnissen nach; geht sodann im vierten die verschiedenen Völkerschaften durch, deren Sprachen von den Deutschen ausgearbeitet worden sind; fragt im fünften, wer die Fremdwörter in unsere Sprache gebracht habe, wobei so ziemlich alle Stände eine Strafrede hinnehmen müssen; im sechsten Abschnitte werden die Ursachen dieser Sprachverderbniß, im siebenten ihre üblen Folgen, im letzten endlich die dagegen anzuwendenden Mittel besprochen; bei alle Dem finden sich aber unendliche Wiederholungen und Abschweifungen von der Sache, wie denn z. B. unter der Überschrift „Getränke" weit mehr gegen die Trunksucht als gegen die Fremdwörtersucht unsers Volks geeifert wird. Leidet das Werkchen so schon in seiner Abfassung an mancherlei Mängeln, so ist der Hauptinhalt desselben doch noch weit verfehlter: der Verf. will alle Fremdwörter ohne Ausnahme, ohne Schonung und ohne Rücksicht ausgerottet wissen, ohne zu bedenken, daß sie in den meisten Fachwissenschaften, in vielen Künsten und in den Handel- und Verkehrsverhältnissen der verschiedenen Völker untereinander nicht entbehrt werden können. Wissenschaften sind nicht Eigenthum eines Volks, sondern der Menschheit, und es ist deshalb sogar wünschenswerth, daß hier die wesentlichsten Kunstausdrücke überall gleich verständlich seien; da nun namentlich in den verschiedenen Zweigen der reinen und der angewandten Naturwissenschaften unzählige Erfindungen und Entdeckungen außerdeutschen Ursprungs sind, so ist es ganz in der Ordnung, die ihnen hier oder dort beigelegten Namen auch in Deutschland beizubehalten; höchstens Das könnte einen Vorwurf begründen, wenn für deutsche Erfindungen fremde Namen gewählt wurden, und doch wird auch dieses oft dadurch entschuldigt werden können, daß es angemessen erscheint, verwandte Erscheinungen mit ver-

Digitized by Google

wandten Namen zu bezeichnen. Hierzu kommt noch, daß sehr viele wissenschaftliche Bezeichnungen an sich gar nicht den Sinn geben, den der Gebrauch in sie gelegt hat; wörtliche Übertragungen würden hier Unsinn geben, neugeschaffene Namen aber eine Verwirrung veranlassen, die in der Wissenschaft weit eifriger zu vermeiden ist als der Gebrauch eines Fremdwortes. Ähnlich verhält es sich in den Künsten, namentlich in der Tonkunst; wie die Tonzeichen selbst so gewählt sind, daß sie allen Völkern verständlich sind, so ist es auch wünschenswerth, daß die übrigen zur richtigen Darstellung eines Tonwerks nöthigen Bezeichnungen einer Übersetzung nirgend bedürfen, und da hat denn offenbar die Sprache des Landes das größte Recht auf Berücksichtigung, wo diese Kunst zuerst eine höhere Stufe der Vollendung erreicht hat. Noch unleugbarer ist die Nothwendigkeit allgemein gültiger Kunstausdrücke in Handel und Gewerben, wenn diese sich zu der Höhe erheben, daß sie ein lebendiges Band zwischen den fernsten Völkern werden, und wiederum mußten diese Kunstausdrücke dem Volke entlehnt werden, welches zuerst Welthandel getrieben hat, d. h. den Italienern. Einen sehr schlagenden Beweis, daß in Wissenschaften, Künsten, Handel und Gewerben Fremdwörter nicht entbehrt werden können, sehe ich darin, daß in diesen Fächern menschlicher Thätigkeit keine gebildete Sprache ohne Fremwörter bestehen kann, daß hier also keine besondere Vorliebe der Deutschen an deren Einführung schuld ist. Der Verf. der vorliegenden Schrift freilich geht so weit, daß er sogar die Namen solcher Handelsgegenstände, die ausschließlich oder doch ursprünglich außerhalb Deutschland verfertigt wurden, verdeutschen will. In den eben erwähnten Beziehungen also verfehlt derselbe seinen Zweck durch Übertreibungen. Weit eher wird man da mit ihm einverstanden sein können, wo er sich gegen die Anwendung von Fremdwörtern in den verschiedenen öffentlichen, geselligen und sonstigen Lebensverhältnissen ausspricht. Leider aber besitzt er nicht die Kenntniß der deutschen Geschichte und Sprache, die für einen Verbesserer der letztern unumgänglich nöthig sein dürfte; wer dieses ganze Fremdwörterthum immer nur als ein aus Mangel an Vaterlandsliebe, aus Bequemlichkeit, Eitelkeit u. s. w. hervorgegangenes Ungeheuer anklagt, der kann unmöglich irgend klare Einsicht in den Entwickelungsgang des deutschen Volks und seiner geistigen Bildung besitzen; wer als die „vorzüglichsten Schauspieldichter, deren Werke so lange und noch länger dauern werden als Deutschland und die Deutschen selbst", in einem Zuge „Schiller, Goethe, Körner, Uhland, Müllner, Houwald, Werner, Raupach, Grillparzer" nennt, dem dürfte man kein vollgültiges Urtheil über unsere neue Dichtung zugestehen. Nicht anders steht es mit des Verf. Sprachkenntniß; die Verdeutschungen, welche er für manche Fremdwörter vorschlägt, sind nämlich entweder längst bekannt und im Ganzen gebräuchlicher als die Fremdwörter oder, sofern sie neu sind, meist ganz werthlos, ja sprachwidrig; er gibt dies freilich selbst zu und erklärt, daß er seine Wortbildungen keineswegs für musterhaft ausgeben wolle, aber wer einmal in dieser ganzen Angelegenheit mitsprechen will, der muß wirklich Werthvolles zu bieten im Stande sein, denn sonst gibt er nur Denjenigen Waffen in die Hand, welche an der Möglichkeit, unsere Muttersprache von allen fremden Zuthaten zu reinigen, zweifeln. Zu den ganz und gar verfehlten, ja unmöglichen Wortbildungen aber müssen wir es z. B. rechnen, wenn uns, um das Wort „Musik" nebst seinen Ableitungen zu verbannen, von dem Worte „Ton" folgende Bildungen zugemuthet werden: ich „tone = musiere, ein Toner = Musiker, tonerisch = musikalisch"; das ist der beste Weg, um auch eine gute Sache lächerlich zu machen. Ich kann es ferner nur für einen sehr unglücklichen Einfall halten, wenn das ganz gute deutsche Wort „Schriftsteller" durch das zwar kürzere, aber sprachwidrig gebildete „Schriftner" verdrängt werden soll, wenn unser Verf. mit besonderer Vorliebe abenteuerliche Zusammensetzungen wie „Großschriftner, Großtonwerk" u. dgl. gebraucht, wodurch er die deutsche Sprache weder bereichert noch verbessert. Finden wir sonach in dem vorliegenden Büchlein durchaus keine klaren Begriffe über Anwendbarkeit, Verdeutschung und Verdrängung der Fremdwörter ausgesprochen, so ist es natürlich, daß auch die vorgeschlagenen Mittel nur wenig besagen wollen. Außer der allgemeinen Auffoderung, daß eben ein jeder Deutsche sich einer möglichst gereinigten Sprache befleißigen, daß namentlich in den Schulen und von den Schriftstellern auf diesen Zweck hingearbeitet werden soll, werden die Fürsten und Staatsmänner Deutschlands ermahnt, die Abschaffung der Fremdwörter zu *befehlen*, da „der Deutsche *nichts* thut, als was sie *befehlen*". Im Verlaufe der Schrift wird zwar dieses „Befehlen" in eine vernünftige Einwirkung von oben her abgeändert, ganz kann sich aber der Verf. von der Ansicht nirgend losmachen, daß in sprachlichen Angelegenheiten die Staatsgewalt vorschreibend und verbietend einschreiten könne.

(Der Beschluß folgt.)

Erlebtes aus den Jahren 1790—1827. Von Wilhelm Dorow. Dritter und vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Für die Geschichte dieser Jahre bieten Hrn. Dorow's Denkschriften außer dem schon Erwähnten noch manches Interessante über Personen und Sachen, das wir freilich nur andeuten können. Unter den letztern zeichnen wir ganz besonders die in der Beilage L enthaltenen Denkschriften aus, als die über Provinzialminister von den beiden Präsidenten v. Hippel und v. Bincke, die des Generals v. Witzleben mit Vorschlägen zur Vereinfachung der Verwaltung und die Bemerkungen desselben über die nachgelassenen Vorschläge des Staatskanzlers. In ihnen wird Wilh. v. Humboldt mit großer Entschiedenheit als der einzige Mann genannt, der die Stelle eines Präsidenten des Staatsministeriums vollkommen ausfüllen würde. Was über ihn und andere hohe Beamte (z. B. über Minister Altenstein, dessen Entlassung für höchst nothwendig erachtet wird, weil es ihm an Kraft gebricht) hier von Witzleben dem Könige unmittelbar vorgestellt hat, trägt den Charakter eines sehr edeln Freimuthes. Vieles ist auch für

Digitized by Google

unsere Zeit von praktischer Ausführbarkeit, sodaß die weitere Bekanntmachung dieser Denkschriften in einer publicistischen Zeitschrift oder in einem preußischen Volksblatte nur wünschenswerth sein kann. In einer andern Stelle (III, 328 fg.) führt Hr. Dorow seine Leser sogar in den Cabinetsrath des verstorbenen Königs von Preußen und gibt das Gespräch über den Nachfolger Hardenberg's in dialogischer Form wieder. Es mag Alles der Hauptsache nach richtig sein, aber im Einzelnen geräth ein Verfasser, der selbst kein Augenzeuge gewesen ist, immer in Gefahr, nicht ganz genau zu erzählen. Wissen wir doch, welche Märchen aus St.-Helena nach Europa gekommen sind, und ihre Verfasser waren Augen- und Ohrenzeugen.

Von den einflußreichen Personen der preußischen Hof- und Kriegswelt, welche uns Hr. Dorow vorführt, zeigt er besondere Ungunst gegen Ancillon und Altenstein; Graf Bernstorff wird nicht besonders gelobt, an Niebuhr wird viel getadelt. Wie hoch Wilh. v. Humboldt in seiner Achtung steht, ist bereits erwähnt; besonders Gutes wird von den Herren v. Schön, v. Stägemann und v. Motz gesagt, v. Jordan als ein Mann von Geist und Einsicht gepriesen; die liebenswürdige Persönlichkeit und achtbare Gesinnung des Domdechanten, nachmaligen Erzbischofs v. Spiegel erhält verdiente Lobsprüche; Koreff tritt uns als Freund, als Rath, als Leibarzt des Staatskanzlers vielfach entgegen, er ist mit Hrn. Dorow auf das innigste verbunden. Über General York's Übertritt zu den Russen und seine trotz aller Härten und Sonderbarkeiten hervorragende Persönlichkeit finden wir in der dritten Beilage den Brief eines Zeitgenossen, der gern Alles aufklären möchte. Ja, er will aus manchen Einzelheiten schließen, daß der wichtige Schritt in Tauroggen nicht ohne Hardenberg's im voraus gegebene Zustimmung geschehen sei (IV, 70), wobei jedoch Hr. Dorow nicht unterlassen kann, seine Zweifel laut werden zu lassen. Der Brief des Generals v. Carlowitz (Beil. F) ist eine gerechte Erinnerung an diesen hochgebildeten Kriegsmann, dessen öffentliches Leben im J. 1813 kaum in den allgemeinsten Zügen bekannt ist. Von seinem Schicksals- und Kriegsgenossen Thielmann, dem „festen, bestimmten, kriegerisch stattlichen Mann" (III, 153) lesen wir einen sehr interessanten Brief vom 22. März 1816, der die sächsischen Zustände, den König Friedrich August und seine Minister mit großer Freimüthigkeit bespricht. „Von mir", schreibt er an Dorow (III, 191), „werden Sie in Dresden viel Böses hören, doch auch ich hoffe Gerechtigkeit von meinen Landsleuten, freilich nur mit der Zeit." Unter den berliner Frauen glänzt vor allen als eine der Edelsten ihres Geschlechts Frau Elisabeth v. Stägemann, und es wird uns Hoffnung gemacht zu einer nicht mehr fernen, öffentlichen Darbietung des reichen Materials, das in ihren Briefschaften und Papieren aufgehoben liegt (IV, 94); ferner die ehemalige Hof- und Staatsdame, Fräulein v. Bischoffswerder, eine der einflußreichsten und trefflichsten Personen, die Gräfin v. Schlabrendorf und Frau v. Knobelsdorf; kluge Frauen, aber voll Bitterkeit und Schärfe.

Gegen den Minister Stein hat Hr. Dorow die frühere feindliche Gesinnung bewahrt. Er beschuldigt ihn fortwährend der Schroffheit, Rücksichtslosigkeit und unbedachtsamen Raschheit im Verkehre mit andern Diplomaten, und nennt ihn einen Mann von bestochenem Urtheil, da er nie den Reichsfreiherrn, den Adeligen und den Vornehmen hätte vergessen können. Auf der andern Seite ist auch der Graf Reisach, wie schon im ersten Theile, so wieder im vierten Theile, gegen den Freiherrn v. Stein in Schutz genommen und durch zahlreiche Briefe und Zeugnisse als ein echter Freund des deutschen Vaterlandes bezeichnet worden. Da wir über beide Gegenstände bereits früher uns geäußert und das Für und Wider nebeneinander gestellt haben, so wollen wir uns jetzt nicht noch einmal darauf einlassen, sondern noch Einiges über Hrn. Dorow's amtliche Leistungen und Verhältnisse hinzufügen.

Im J. 1816 hatte ihn das Vertrauen des Fürsten Hardenberg zum Legationssecretair in Dresden ernannt, ohne auf seine Einwendung zu hören, daß „an dem ceremoniellen adelstolzen sächsischen Hofe ein Bürgerlicher eine traurige Rolle spielen würde". Und er hatte Recht gehabt, denn Hr. Dorow bezeugt (III, 194), daß seine bürgerliche Abkunft ihm bei Hofe nie nachtheilig gewesen sei. Angenehm konnte freilich auch in anderer Beziehung seine Stellung nicht sein, weil der preußische Gesandte v. Oelßen, ein aus den Reihen der Diplomaten schon längst ausgelöschter Name, den Günstling Hardenberg's ebenso ungern sehen mochte, als Graf Goltz zu Paris im J. 1821 den mit des Staatskanzlers besonderm Vertrauen beehrten Legationsrath Oelsner, und dann weil man in Dresden nur mit Mühe den bittersten Unmuth über die Theilung Sachsens verbarg, die Preußen möglichst mied und auf Oestreich seine Hoffnungen setzte. Eine freiere Stellung gewann er erst, als sein Gesandter auf mehre Monate ins Bad gegangen war und ihm allein die Geschäfte oblagen, welche er zu weit größerer Befriedigung des Fürsten Hardenberg führte als es vorher der Fall gewesen war. Besondern Reiz aber erhält dies Stück aus Hrn. Dorow's diplomatischem Leben durch die Reihe von Bildnissen sächsischer Minister und Geneeale und der übrigen in Dresden anwesenden Gesandten, die, wenn sie auch nicht zu den einflußreichsten Staatsmännern Europas gehörten, doch oft genug genannt worden sind, um aus den hier gegebenen Nachrichten ihre Persönlichkeiten genauer kennen zu lernen. Da nun Dorow auch die übrige gebildete Gesellschaft in Dresden fleißig besuchte, so bieten seine Erzählungen von den Kreisen des Fräulein v. Winckell und der Frau Elise von der Recke, sowie die Erwähnung mehrer in Kunst und Literatur angesehener Männer, eine angenehme Abwechselung mit den Schilderungen der Grafen Einsiedel und Schutenburg-Klosterrode, der Generale Le Coq und Gersdorf, der Gesandten Bombelles, Lurburg, Morier und mehrer Personen von Rang und Namen.

Eine andere Begebenheit seines öffentlichen Lebens, auf die Hr. Dorow eine besondere Wichtigkeit legt, ist die von dem Fürsten Hardenberg in den Jahren 1819—21 beabsichtigte Errichtung eines Museums rheinisch-westfälischer Alterthümer in Bonn, dessen Oberaufsicht dem Verf. übertragen werden sollte. Mehre dahin gehörige Schriften hat He. Dorow bereits im fünften Bande seiner „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur" mitgetheilt, andere stehen in der Beilage F und werden durch die Berichte im dritten Theile vervollständigt. Es handelte sich namentlich darum, ob das Museum in Köln oder in Bonn sollte errichtet werden. Hardenberg, der Oberpräsident Graf Solms, der Minister Altenstein, der Regierungsbevollmächtigte Nehfues und Andere führten darüber lebhaften Schriftwechsel, bis endlich die Sammlung in Bonn nach des Staatskanzlers Tode verblieb, ohne jedoch von der akademischen Behörde abhängig zu sein, aber auch ohne besondern Fortgang zu gewinnen; denn wir können aus eigener Wissenschaft versichern, daß die Theilnahme der Rheinländer — wenn sie überhaupt für diese Anstalt je lebendig gewesen ist — schon im J. 1826 sehr erloschen war. Bei Hrn. Dorow's Erzählungen ist aber besondees die Verspätung derselben zu beklagen, da die Zeugen und sonstigen Betheiligten fast alle gestorben sind und seine Darbietungen für jetzige Leser ohne besonderes Interesse sein müssen. In einem viel höhern Grade haben dasselbe seine Berichte über andere rheinische Zustände, über den in Köln von 1824—30 angestellten und allgemein gehaßten Policeipräsidenten v. Struensee, über manche Verhältnisse auf der Universität Bonn und über einige iheer bedeutendsten Professoren namentlich für heutige, ältere Leser in den Rheinlanden. Mit dem Urtheile über E. M. Arndt (III, 227) dürften zwar nur Wenige übereinstimmen; dagegen ist die von einer andern Hand gegebene Charakteristik des gelehrten Professors Heinrich (IV, 246 fg.) durchaus der Wahrheit getreu, wie Ref., dem die bonnischen Zustände aus jener Zeit wohl bekannt sind, nicht anders sagen kann. Heinrich hat viele gute Lateiner gebildet, aber im gewöhnlichen Verkehre war mit dem rechthaberischen

Digitized by Google

zänkischen Manne nicht leicht auszukommen. Gegen Jonk nimmt Hr. Dorow mit Entschiedenheit Partei, aber von den im Rheinlande Wohnenden war im J. 1826 wol ein Drittheil von der Unschuld des Mannes überzeugt, und dem Geschichtchen von seiner äußern Häßlichkeit können unverwerfliche Zeugnisse vom Gegentheil entgegengestellt werden.

Hrn. Dorow's dienstliche Obliegenheiten endigten im December 1824, wo er mit sehr ansehnlicher Pension aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten schied, indem Graf Bernstorff bemerkte, er glaube ihm, der stets nach wissenschaftlichen Arbeiten gestrebt, einen Dienst zu erweisen, indem er ihm durch eine solche Pension die Freiheit verschafft habe, seinen Studien von jetzt an allein leben zu können.

Am Schlusse erlauben wir uns noch einmal auf den Grafen Schlabrendorf zurückzukommen, aus dessen Munde Hr. Dorow (III, 120) berichtet, Folgendes vernommen zu haben. An dem für die königliche Familie von Frankreich so gräßlichen Morgen des 6. Octobers 1789 sei Mirabeau bei beiden Majestäten gewesen, habe sich mit ihnen von Zimmer zu Zimmer geflüchtet und sei endlich in einem ohne Ausgang stehen geblieben. Da habe er dem nachdringenden Volke einen Knäul mit Garn, der gerade auf dem Tische lag, entgegengeworfen, den Faden in der Hand behaltend und ihnen mit seiner Löwenstimme zugerufen: „Bis hierher, nicht einen Schritt weiter oder der Tod erfolgt.“ Das Volk gehorchte und verlief sich, König und Königin waren gerettet. Aber wie scharf und genau auch immer Schlabrendorf die Vorgänge der Revolution kannte, so ist er hier ohne Zweifel im Irrthum gewesen oder der Zuhörer hat bei der großen Fülle der ihm gemachten Mittheilungen eine mit der andern verwechselt; denn 1) war die Königin, zu deren Gemächern der Lärm erst später drang, auf den Zuruf des Garde du Corps durch einen entlegenen Gang in die Wohnung des Königs geflüchtet, also nicht von Anfang des Tumults an bei ihm; 2) hatte Mirabeau mit den übrigen Mitgliedern der Nationalversammlung den Sitzungssaal um vier Uhr Morgens verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben, und 3) ist kein Beweis dafür vorhanden, daß Mirabeau überhaupt an jenem Morgen sich in oder bei dem Schlosse aufgehalten habe. Eine einzige Aussage, als habe man ihn in den Gliedern des Regiments Flandern gesehen, entbehrt aller Glaubwürdigkeit, wie man aus des Generals v. Schütz „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich“ (III, 316 und IV, 51) und andern übereinstimmenden Zeugnissen ersehen kann. Und sollte wol überhaupt ein so auffallendes Schauspiel, den damals so glühenden Demokraten Mirabeau als Beschützer der königlichen Familie zu sehen, keinem der vielen Schriftsteller über diese Ereignisse bekannt geworden sein oder nicht die Parteistimmen gegen ihn aufgerufen haben, als er kurz darauf sich gegen jede Theilnahme oder Begünstigung des Herzogs von Orleans bei jenen Vorfällen auf der Rednerbühne vertheidigte? Die etwas ausführliche Behandlung dieser Begebenheit mag den Anschein größter Zuverlässigkeit, den sie unter dem Schutze eines berühmten Mannes trägt, rechtfertigen.

Und so entlassen wir dies Buch nach einer, wie uns dünkt, dem Zwecke genügenden Berichtgabe. Da aber aus mehren Stellen ersichtlich ist, daß Hr. Dorow noch einen schönen Vorrath von Briefen, Lebensbildern, Cabinetsordren und amtlichen Papieren in Verwahrung hat, so wünschen wir, daß er eine Auswahl aus denselben nicht in eine zu ferne Zeit hinausschieben möge, denn alsdann ist häufig der Lebensreiz erloschen und manches gute Wort muß seines Eindrucks verfehlen, weil es nicht mehr verstanden wird. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Genoude als Historiker.

Im Abbé Genoude herrscht eine recht eigenthümliche Vermischung des Priesters und Volkstribunen. Während er sich zum Vertheidiger ultramontaner Bestrebungen aufwirft, hat er die hohlen Phrasen der Radicalen zu seiner Losung gemacht und er schlägt nun blind auf seine Feinde los. Auf dem Felde der Journalistik hat er eine ebenso unermüdliche als nutzlose Thätigkeit entfaltet und dabei schüttelt er die historischen Werke und die politischen Flugschriften aus dem Ärmel. Unter seinen letzten Productionen, denen ein gewisser rhetorischer Schwung und eine Gewandtheit der Darstellung nicht abzusprechen sind, bemerken wir auch ein ausführliches Werk über die gesammte Geschichte Frankreichs, von dem kürzlich der erste Theil erschienen ist. Wenn sich Genoude, dem wir weder Talent noch Kenntnisse streitig machen wollen, sich zu irgend etwas *nicht* eignet, so ist es gewiß zum Historiker. Dazu hat er weder die Ruhe und Besonnenheit noch Ausdauer genug. Mit Hast wirft er sich auf seinen Stoff, packt ihn und wirft ihn dann wieder von sich, um mit einem kühnen Satze auf ein anderes Gebiet zu springen. Dazu kommt nun noch, daß er in seinen politischen Ansichten sehr befangen ist und man also in seiner Darstellung auf gründliche Unparteilichkeit gänzlich verzichten muß. Zur nähern Charakteristik des Standpunktes, auf den er sich bei seiner Arbeit stellt, müssen wir noch hinzufügen, daß er die eigentlichen legitimistischen Ansichten, denen Genoude eigentlich von Haus aus huldigt, nicht immer rein von Versetzung mit liberalen Ideen gehalten hat. Dadurch unterscheidet sich seine Darstellung von dem gleichfalls im legitimistischen Stile gehaltenen Werke von Laurentie, dem jedenfalls ein höherer historischer und künstlerischer Gehalt nicht abgesprochen werden kann. So viel steht übrigens auch fest, daß es Genoude auf eine kleine Unwahrheit, Verdrehung und falsche Deutung nicht gerade ankommt, wenn er auch nicht so weit geht, wie der Père Loriquet, welcher bekanntlich in seiner Geschichte Frankreichs aus Napoleon, um des Princips der Legitimität willen, einen bloßen Feldherrn Ludwig's XVIII. gemacht hatte.

Zur Geschichte des Klosterwesens und der geistlichen Institutionen.

Bei dem erhöhten Interesse, welches in Folge der lebhaften Discussionen in der Tagespresse und von den Kanzeln herab das Mönchswesen, die Klöster und sonstigen geistlichen Stiftungen gefunden haben, konnte es nicht fehlen, daß die Tagesschriftsteller auf dieses Thema stürzten, um es für eine gute Prise für ihre stets gerüsteten Federn zu erklären. So werden wir jetzt namentlich mit langen und breiten, kurzen und dürftigen, vorurtheilsvollen und streitfertigen Geschichten der Gesellschaft Jesu überschwemmt. Unter der großen Masse von Spreu sind nur wenige gute Körner. Bemerkenswerth sind allenfalls von den jüngst erschienenen Werken, welche sich über die gesammte Geschichte der Jesuiten erstrecken, vier Bände von Crétineau-Joly, von denen auch bereits eine deutsche Bearbeitung angekündigt ist. Der Verf. zeigt in dieser neuesten Production die nämliche Gewandtheit seiner Feder, welche sich schon nach sehr verschiedenen Richtungen hin mit Erfolg versucht hat. Außer den Jesuiten müssen aber auch andere geistliche Orden für gründlichere oder oberflächlichere historische Darstellung herhalten. Es ist dies nun einmal ein Lieblingsthema der Gegenwart, welches gebührendermaßen ausgebeutet wird. Aus der stets anschwellenden Literatur, welche hierauf Bezug hat, heben wir eine umfassende Geschichte des Trappistenordens hervor, welche wirkliches Interesse bieten dürfte. Sie führt den Titel: „Les trappistes ou l'ordre de citeaux au dix-neuvième siècle“, von C. Gaillardin. Man muß sich durch diesen Titel nicht etwa verleiten lassen zu glauben, daß in vorliegendem Werke blos die gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände dieses strengen Ordens behandelt würden. Es wird in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande vielmehr eine vollständige Geschichte der Trappisten von ihrer Einsetzung an bis auf unsere Tage begonnen, deren Anfang reich ist an interessanten Einzelheiten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 220. — 8. August 1845.

Schriften über Sprachreinheit.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Haben wir in den beiden bisher besprochenen Schriften nur sehr wenig gefunden, was ihr Dasein rechtfertigte, so zeigt sich die Unzulänglichkeit ihrer Verfasser auch noch darin, daß sie von dem bisher auf ihrem Gebiete Geleisteten wenig oder gar keine Kenntniß zu haben scheinen, sonst würden sie hoffentlich nicht unterlassen haben, eine schon etwas ältere Schrift namhaft zu machen, mit der wir uns eingedenk des Sprüchworts „Ende gut, Alles gut" jetzt noch schließlich beschäftigen wollen; sie ist überschrieben:

3. Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Von A. Fuchs. Dessau, Aue. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wenn an den beiden besprochenen Schriften Das der Hauptmangel war, daß in ihnen eine unleugbar in das Gebiet der Wissenschaft fallende Frage auf durchaus unwissenschaftliche Weise, d. h. ohne leitende Grundgedanken und ohne innern Zusammenhang besprochen wurde, wenn es ihren Verfassern sichtlich an Sprachkenntniß fehlte, so begegnen wir dagegen in der eben genannten Schrift einem gründlichen Gelehrten, der sich als selbständigen Kenner der Geschichte und des Baues ebenso der deutschen als vieler anderer Sprachen bereits einen geachteten Namen erworben hat; und die Hoffnung auf etwas wirklich Werthvolles, mit der man also diese Schrift in die Hand nimmt, wird in der That nicht getäuscht, wenn man auch nicht alle Ansichten, die Hr. Fuchs ausspricht, theilt. Zuerst erhalten wir eine vortreffliche Geschichte des Fremdwörterwesens in Deutschland und der ihm entgegengesetzten Bestrebungen, welche beinahe die Hälfte des Buches füllt. Nachdem die Nachtheile der Sprachmengerei aus dem Wesen und Zweck der Sprache kurz aber schlagend nachgewiesen sind, ergeben sich die beiden Fragen: Was soll verdeutscht werden? Wie soll verdeutscht werden? Die gründliche, wissenschaftliche Beantwortung dieser beiden Fragen aber führt nothwendig zu einer ausführlichen Erörterung über die sprachliche Beschaffenheit der gebräuchlichen Fremdwörter; es werden hier ursprüngliche Wörter unterschieden, die nur deswegen als Fremdwörter erscheinen, weil sie aus einer gemeinsamen Stammsprache nicht in die deutsche allein übergegangen sind, z. B. „Acker", diese kann vernünftigerweise Niemand entfernen wollen; ferner altentlehnte Wörter, die schon in der ältesten Zeit zugleich mit den Begriffen, welche sie bezeichnen, nach Deutschland kamen und sich deshalb auch alle bereits der deutschen Sprachform anbequemt haben, z. B. „Pflanze"; den meisten derselben erkennt auch Hr. Fuchs das deutsche Bürgerrecht zu; neuentlehnte Wörter endlich sind die ganze unendliche Menge derjenigen, die nicht aus Noth, sondern durch Willkür in neuerer Zeit und bis auf den heutigen Tag in Deutschland eingeführt sind, die deshalb auch alle den fremden Ursprung schon auf den ersten Blick an der Stirn tragen. Diese nun möchte Hr. Fuchs ohne Gnade und Ausnahme vertilgt wissen, obgleich er selbst zugibt, daß bei sehr vielen, z. B. bei den Benennungen von Amtern und Würden, die Möglichkeit dazu kaum abzusehen sei; seine Besonnenheit und Sachkenntniß zeigt sich unter Anderm darin, daß er an eine plötzliche und gewaltsame Umänderung auf diesem Gebiete nicht denkt, sondern einen glücklichen Erfolg nur von stetigem, folgerichtigem Zusammenwirken erwartet. Hier übergehen müssen wir die genauen, sprachwissenschaftlichen Erörterungen, die Hr. Fuchs über die Lautveränderungen gibt, welche nach regelmäßigen Gesetzen auch mit den altentlehnten Fremdwörtern vorgenommen worden sind; dies dürfte der einzige Theil seines Buches sein, der für einen weitern Leserkreis nicht ganz verständlich ist. Dagegen muß ich hier hervorheben, daß Hr. Fuchs ganz besonders gegen die Anwendung von Fremdwörtern in wissenschaftlichen Werken zu Felde zieht; ich muß dies um so mehr, da ich mich oben gerade im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen habe; auch kann ich nicht verschweigen, daß Hr. Fuchs keinen der von mir oben mehr angedeuteten als ausgeführten Gründe für meine Ansicht unberücksichtigt gelassen hat, freilich ohne mich durchweg zu der seinigen zu bekehren; ich habe schon oben den Gebrauch der Fremdwörter nur in den Fachwissenschaften für zulässig erklärt, bin also mit Hrn. Fuchs darin ganz einverstanden, daß alle die Werke, deren Zweck es ist, der Wissenschaft auch außerhalb der eigentlichen Gelehrtenwelt Eintritt zu verschaffen, sich möglichster Sprachreinheit befleißigen müssen. Die weiteste Anwendung wird dies

Digitized by Google

bei Geschichtswerken finden; aber es ist sehr wünschenswerth, daß auch die Grundzüge der Naturkunde und Naturgeschichte, der Staats- und Rechtswissenschaft, der Glaubenslehre und Heilkunde u. s. w. allen Ständen bekannt und geläufig werden, dies kann nur durch rein deutsche Werke geschehen; hingegen werden auch immer Werke eigentlich gelehrter Forschung nöthig bleiben, und in ihnen wird die Anwendung fremdländischer Kunstausdrücke — denn nur für deren Zulassung habe ich gesprochen — gewiß wenige Nachtheile und sogar manche Vortheile haben; deswegen halte ich namentlich die ausführliche Bekämpfung K. Ferd. Becker's, der sich bekanntlich für die Beibehaltung der lateinischen Kunstausdrücke auch in der deutschen Sprachlehre erklärt hat, im Ganzen für verfehlt. Wollte man dagegen einwenden, daß der Gelehrte, der sich einmal in Fachschriften an Fremdwörter gewöhnt hat, sich auch in Volksschriften ihrer nicht würde enthalten können, so dürfte dies doch wol bei ernstem Willen keine größern Schwierigkeiten haben als der volksthümliche Ausdruck überhaupt dem Fachgelehrten macht. An das Eindringen der ganzen vollen Wissenschaft aber in das ganze Volk kann ich in der unumschränkten Ausdehnung, wie Hr. Fuchs es zu thun scheint, nicht glauben, ja es kaum für wünschenswerth halten.

Wenn ich sonach mit Hrn. Fuchs in Beantwortung der Frage, was verdeutscht werden solle, nicht ganz einverstanden bin, so verkenne ich doch nicht, daß er auch hier durchweg Beachtenswerthes, sehr viel unzweifelhaft vollkommen Wahres beigebracht hat. Noch uneingeschränkter kann ich seiner Antwort auf die zweite Frage: Wie soll verdeutscht werden? beistimmen; der Hauptpunkt derselben ist: mit Sprachkenntniß und nicht nach einem unklaren Gefühl. Daß Staat und Schule viel zu Erreichung des gewünschten Zieles beitragen können und sollen, habe ich schon oben erwähnt. Daß auch ein Gelehrtenverein viel dazu beitragen könnte, wie Hr. Fuchs wünscht und, wenn ich nicht irre, kürzlich auch in d. Bl. ausführlicher besprochen hat, ist wol ohne Zweifel, wenn sich von demselben so leicht ein einträchtiges Zusammenwirken erwarten ließe; wenn auch nicht seine ausdrücklichen Vorschriften, doch sein Beispiel würde gewiß schnell von großer Bedeutung werden.

So kann ich also von der letztbesprochenen Schrift mit freudiger Zustimmung in den meisten Punkten und mit dankbarer Anerkennung mannichfacher Belehrung, auch mit der Überzeugung, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben werde, scheiden. Und wenn es auch auf den Gebieten, wo ich mich jetzt von der Entbehrlichkeit der Fremdwörter noch nicht überzeugt halte, zu ihrer gänzlichen Ausrottung kommen sollte, so würde ich meine hier ausgesprochenen Ansichten gern zurücknehmen; bis dahin aber will ich wenigstens wünschen, daß die eigentlichen Volksschriften im weitesten Sinne, Gedichte, Geschichtswerke, Zeitungen, sich aller leichtsinnigen Sprachmengerei bald und ganz enthalten mögen. Daß auch vollkommene Spracheinheit bei Besprechung allgemeiner Fragen ohne Zwang- und Wortungeheuer sehr wol durchführbar ist, glaube ich durch vorstehenden Aufsatz bewiesen zu haben, sowie eine gleiche, vollkommen zwanglose Sprachreinheit auch in der ganzen Schrift des Hrn. Fuchs streng festgehalten ist. 47.

Montaigne's Urtheile über Paris und Frankreich.

Der gegenwärtige Augenblick, für die künftigen Geschicke des „modernen Babels an der Seine" so bedeutsam, der Augenblick nämlich, wo die Befestigung und Bewaffnung von Paris bereits ein fait accompli geworden, dürfte den Äußerungen Montaigne's, dieses ungenirtesten und freimüthigsten aller Franzosen, ein besonderes Interesse verleihen, sodaß es der Mühe lohnt, sie hier nebeneinander zu stellen. So wenig Montaigne mit den heimischen Zuständen zufrieden war und so wenig er auch mit seinen Klagen über den Charakter der Zeit, insbesondere über die, „durch die lange Ausgelassenheit der bürgerlichen Kriege herbeigeführte Sittenverderdniß und die zu stürmischen Triebe" zurückhielt, so war er doch wieder zu sehr geborener Franzose, um nicht sein Vaterland ebenso aufrichtig zu lieben und gebührend hochzustellen, daß er sich andererseits in seinen Urtheilen zwangles gehen ließ. Für Paris war er sehr eingenommen und äußert sich hierüber (im dritten Buche des fünften Bandes der Böckh'schen Übersetzung) auf folgende originelle Weise: „Ich darf auch Das nicht vergessen, daß ich, so sehr ich mit Frankreich schmolle, der Stadt Paris immer hold bin. Sie hat mein Herz von meiner Jugend auf. Es ist mir mit ihr gegangen wie mit trefflichen Dingen: je mehr ich andere schöne Städte gesehen, desto mehr hat die Schönheit dieser Stadt über meine Zuneigung vermocht und gewonnen. Ich liebe sie um ihrer selbst willen und mehr wie sie ist, nackt und baar, als mit fremdem Pomp überlastet. Ich liebe sie zärtlich, sogar ihre Warzen und Sommersprossen. Ich bin ein Franzos blos und allein durch diese große Stadt, groß durch ihre Volksmenge, größer durch ihre glückliche Lage, aber über Alles groß und unvergleichlich durch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer Anstalten, die Ehre Frankreichs und eine der erlauchtesten Zierden der Welt. Gott lasse fern von ihr sein alle unsere Nöthen und Ärgernisse. In sich selbst ganz und eins, finde ich sie am besten gesichert gegen alle fremde Gewaltthätigkeit. Ich warne sie, daß von allen Parteien diejenige für sie die schlimmste ist, die sie mit sich selbst entzweien wird; ich fürchte für sie nichts als sie selbst, und fürchte für sie gewiß so sehr als für jeden andern Theil des Staats. So lange sie steht, wird es mir nicht an einem Zufluchtsorte für mein letztes Stündlein mangeln, an einem Zufluchtsorte, der mich für jeden andern in vollem Maße schadlos halten wird." Ein gewiß ebenso charakteristisches als treffendes Urtheil. Also nur das in sich selbst einige und gefestete Paris wird nach außen widerstehen können. Fiat applicatio! Überhaupt hält Montaigne wenig auf Befestigungen und meint: „Vertheidigungsanstalten reizen das Unternehmen und Mistrauen fodert den Angriff heraus." Zwar spricht er bei dieser Gelegenheit zunächst nur von der Nutzlosigkeit, ja sogar Schädlichkeit der Befestigung der adeligen Landsitze in Zeiten wie eben den seinigen, aber von seiner Ansicht läßt sich auch ein Schluß auf allgemeinere und großartigere Verhältnisse machen, und der Satz: „daß Friedenszeiten es nothwendig machen dürften, die Vertheidigungswerke zu vermindern", und „daß alles Bewachen einen Schein von Krieg hervorruft", drückt gewiß eine anerkennungswürdige Wahrheit aus. Allein seit eine Machiavellistische Politik das Axiom aufgestellt: „Si vis pacem para bellum", werden alle andern Argumente überhört und verschanzt und wappnet sich bis an die Zähne das „allerchristlichste" Volk drüben so gut als der „christlich-germanische"

Digitized by Google

Staatenbund hüben als siegendes Merkmal gegenseitigen Völkervertrauens und nationaler entente cordiale. O kolossale Ironie der Geschichte! Was würde wol Montaigne sagen, wenn er das von ihm so sehr bewunderte und geliebte Paris in seiner heutigen Umgestaltung zu einer riesigen und grausen Bastille erblickte und der vandalischen Zerstörung so mancher ländlichen Schöpfung in den nahen Umgebungen ansichtig würde? Seinen obigen Ansichten consequent müßte er allerdings die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, falls es nicht Hrn. Thiers, dem großen Napoleonisten, gelänge, ihn mit der bewältigenden Macht seiner dialektischen Taktik breit zu schlagen. Merkwürdig und eigenthümlich ist übrigens auch Montaigne's Ansicht von der innern Lebensfähigkeit (vielmehr Zähigkeit) der Staaten selbst in den extremsten Fällen. „Die Erhaltung der Staaten", sagt er, „ist eine Sache, die wahrscheinlicherweise über unsern Verstand geht. Die Staatsverfassung ist, wie Plato sagt, stark und läßt sich schwer auflösen; sie überlebt oft innerliche und tödtliche Krankheiten. Sie dauert oft fort trotz des Unheils ungerechter Gesetze, trotz der Tyrannei, trotz der Unwissenheit und Gebrechlichkeit obrigkeitlicher Personen, trotz der Zügellosigkeit und der Empörungen des Volks. In allen unsern Lagen vergleichen wir uns mit Dem, was über uns ist, und richten unsern Blick nach Denen, die sich in einer bessern befinden. Warum messen wir uns nicht mit Dem, was unter uns ist? Keine Lage ist so elend, in der man sich nicht durch tausend Beispiele trösten könnte. Aber es ist einmal unser Fehler, daß wir nicht gern sehen, was unter uns ist. Wenn, sagt Solon, alles Übel der Welt auf einen Haufen gelegt, so brächte dennoch Jeder seine Übel wieder lieber mit nach Hause, als daß er den ganzen zusammengebrachten Haufen mit allen übrigen Menschen nach richtigem Maße theilen und seinen abgewogenen Antheil mit sich nehmen sollte. Unser Staat ist krank. Andere waren noch kränker und starben nicht daran. Die Götter spielen mit uns wie mit Fangbällen und lassen uns von Hand zu Hand gehen." Montaigne wirft nun einen betrachtenden Blick auf Roms Geschichte und fährt dann fort: „Es stürzt nicht gleich Alles ein was wackelt. Das Gebälke eines so großen Gebäudes wird durch mehr als einen Nagel zusammengehalten. Selbst sein Alter trägt dazu bei, daß es sich hält und durch sein eigenes Gewicht noch aufrecht stehen bleibt, wenn auch die Zeit bereits die Grundpfeiler wegschlug und Kalk und Kitt verwittert sind." Und nachdem Montaigne die traurige Wahrnehmung gemacht, daß Alles rund umher zusammenstürze und alle großen Reiche, christliche und sonstige, von Veränderung und Untergang bedroht seien, nimmt er wieder zu beruhigenden Gedanken seine Zuflucht und bemerkt: „Wir aber dürfen aus dieser allgemeinen Verknüpfung der Übel und Bedrohungen nicht nur einen Trost schöpfen, sondern sogar die Fortdauer unsers Staats hoffen, weil natürlicherweise da nichts fällt, wo Alles fällt. Allgemeine Krankheit ist besondere Gesundheit. Die Gleichförmigkeit ist eine Eigenschaft, welche der Auflösung widersteht. Ich meines Theils verzweifle noch nicht und glaube noch Wege zu sehen, auf denen wir uns retten können." So parador auch diese Ansichten scheinen, so liegt denselben doch viel Bedeutsames zu Grunde und Frankreichs bewegte Schicksale haben sie zur Wahrheit gestempelt.

G.

Bibliographie.

Ackermann, C., Die Glaubenssätze von Christi Höllenfahrt und von der Auferstehung des Fleisches, vor dem Richterstuhle unserer Zeit. Ein Beitrag zu den Glaubensverhandlungen unserer Tage. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 12. 6 Ngr.

Amthor, E., Kußhände und Ohrfeigen. Taschenbuch für Humor und Satire. Leipzig, Schrey. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dershawin, Ode: Gott. Aus dem Russischen übersetzt von J. Altmann. Berlin, Hayn. 8. 2½ Ngr.

Dibelius, Babette, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Kaiserin Josephine. Aus der Erinnerung aufgeschrieben. Hanover, Hahn. Gr. 12. 20 Ngr.

Eichholz, E., Vorträge, gehalten im Berliner Handwerkerverein. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ellis', Mrs., Schriften, ins Deutsche übertragen von E. v. Hartwig. 1ster Band: Die Frauen nach ihren Pflichten und Sitten in der Gesellschaft und im häuslichen Kreise. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 22½ Ngr.

Else die Wandlerin, oder die Geisterburg im Thale der Untreue. Schauer-Sage aus der grauen Vorzeit, vom Verf. des Waldraf des Wandlers ꝛc. (L. Dellarosa.) Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 26¼ Ngr.

Eyssenhardt, H., Zur Erinnerung an Gustav Hugo. Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Fabeck, F. v., Herrn W. Kindermann's in den Zeitschriften angekündigte Denkschrift. Berlin, Schröder. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gedächtnißfeier des am 17. Januar 1844 entschlafenen Herrn Karl Aug. Döring, Pastors bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Elberfeld. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Gegenwart und ihre Forderungen. Eine Sammlung publicistischer Aufsätze und Abhandlungen aus dem Jahre 1844. Zwei Bände. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Girard, H., Über Erdbeben und Vulkane. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein. Mit 1 Tafel Abbildungen. Berlin, Reimer. 8. 7½ Ngr.

Göbel, A., Einige Worte über die Schrift des Herrn Diakonus Peters: „Das Glaubensbekenntniß der christkatholischen Gemeinde zu Breslau." Liegnitz, Reisner. 8. 3¾ Ngr.

Gräffer, F., Kleine Wiener Memoiren. Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit. 3ter Theil. Wien, Beck. Gr. 12. 27½ Ngr.

Grys, C., Gedanken eines Protestanten über die sogenannte deutsch-katholische Kirche und deren öffentliche Anerkennung. Hamburg, Beendsohn. 8. 3¾ Ngr.

Gumpach, J. v., Erläuterungen und Berichtigungen zu Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution. Die Tudors. Darmstadt, Jonghaus. 8. 22½ Ngr.

— — Geschichte der Trennung der englischen Kirche von Rom. Darmstadt, Jonghaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heller, R., Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Zwei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Henrion, Allgemeine Geschichte der Mönchsorden. Frei bearbeitet und beträchtlich vermehrt von J. Fehr. Mit einer Vorrede von Hefele. Zwei Bände. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Herloßsohn, C., Phantasiegemälde. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1846. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hinrichs, Ferienschriften. Ostern 1845. Die deutsche Verfassungsfrage. Darstellung und Kritik der Carlsbader Verhandlungen über die Interpretation des Artikels 13 der Bundesacte. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Trutz-Rom- und -Jesuiten. Ein Gedenkblatt für römisch- und deutsch-katholische Christen. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, C., Monographie der Gas-Beleuchtung. Sechs Vorträge gehalten in den Versammlungen der polytechnischen Gesellschaft zu Berlin in den Monaten April und Mai 1845. Berlin, Mösser und Kühn. Gr. 8. 15 Ngr.

Holtzmann, A., Indische Sagen. 1ster Theil. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 26¼ Ngr.

Digitized by Google

Horky, J. E., Die Tempelherren in Mähren. Sagen, Untersuchungen, Geschichte. Mit einem Anhange über die wirklichen und vorgeblichen Besitzungen der Tempelherren in Böhmen. Znaim. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jacobi, J. A., Predigt über das Lehrreiche, was das neueste Ereigniß in der katholischen Kirche uns vorhält, am I. Pfingsttage 1845 in der Kirche zu Waltershausen gehalten. Gotha, Müller. 8. 2½ Ngr.

Radikale Jesuitenpredigt. Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissenden von Pater Incognitus, schweizerischem Mitgliede des Ordens der Neujesuiten. Zum Druck befördert von einem Nichtjesuiten. 2te vermehrte Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 16. 7½ Ngr.

Karl der Große. Bruchstück aus der Nationalgeschichte. Von H. E. v. Gagern. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Kersten, C. M., Der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen in Marienbad. Von neuem chemisch untersucht. Leipzig, Brockhaus. 12. 15 Ngr.

Kirner, K., Cola di Rienzi. Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 21 Ngr.

Kudrun. Die echten Theile des Gedichtes. Mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von *K. Müllenhoff*. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr.

Lacroix, M. F., Geheimnisse von Rußland. Ein politisches Sittengemälde des russischen Reichs. Nach den Manuscripten eines Diplomaten und eines Reisenden verfaßt. Deutsch von F. Oswald. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lanz, K., Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. 2ter Band. Mit 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Lavater, J. K., Nachdenken über mich selbst. Zürich, Hanke. 8. 2 Ngr.

Eine Lebensfrage. Roman von der Verfasserin der Clementine und Jenny. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Wunderthaten des heiligen Bischofs und Beichtigers Benno. Sammt Morgen- und Abendandacht, Meß-, Beicht- und Communionandachten ꝛc. Landshut, Thomann. 1844. Kl. 8. 7½ Ngr.

Locales und Provinzielles. In plattdeutschen Reimen. Münster, Coppenrath. 8. 5 Ngr.

Linde, J. T. B. v., Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine. Ein Beitrag zur Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Lisco, F. G., Die Scheidelehren der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche. Berlin, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Lübker, F., Bericht über die Göttinger Generalversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Luthers, M., Glaubensbekenntniß, von ihm selbst gestellt im Jahre 1529, mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, zur Vergleichung und Beurtheilung der, von den in der Bildung begriffenen deutsch-katholischen Gemeinden aufgestellten Glaubensbekenntnisse wiedergegeben von J. C. Ortmann. Gotha, Müller. 8. 5 Ngr.

Mahr, Über die gewerblichen Verhältnisse unserer Zeit, den beklagenswerthen Zustand der besitzlosen Volksklassen und die Mittel zur Abhülfe dieses Übels. Vortrag im Darmstädter Gewerbevereine. Darmstadt, Pabst. 8. 3½ Ngr.

Märchensaal aller Völker. Märchen für Jung und Alt. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von H. Kletke. Nebst einem Anhange: Die Literatur der Märchen. 16te bis 18te Lieferung. Berlin, Reimarus. Lex.-8. 15 Ngr.

Oppermann, H. A., Pombal und die Jesuiten. Hanover, Kius. 12. 15 Ngr.

Straß, K. F. H., Über die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines neuen Civil-Prozeß-Gesetzes vor Emanation der revidirten Gerichtsordnung. Berlin, Hold. 8. 7½ Ngr.

Römische Überzeugungen, betrachtet im Lichte der Schrift, Vernunft und Geschichte. Empfohlen allen deutsch-katholischen Gemeinden in einem Sendschreiben an einige römische Geistliche in Schlesien. Zugleich ein Beitrag zur Berichtigung irriger Vorstellungen über die römische Kirche unter Protestanten, von einem Protestanten. Leipzig, Reclam sen. Gr. 8. 15 Ngr.

Urban, F. L., Welt und Geist oder die Beziehung des äußern zum innern Menschen. Berlin, Hold. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Das Wort oder Christus im Menschen. Berlin, Hold. Gr. 8. 2½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Biographische Denkmale. 3ter Theil: Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Reimer. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der freie Verein der protestantischen Freunde und seine Widersacher vor dem Richterstuhle des deutschen Volkes. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Katholische Volksbibliothek. 1ster Theil. 1ste Lieferung: Die Bibel, die mündliche Überlieferung, die Kirche, das unfehlbare Lehramt, das wahre Priesterthum, die rechte Kirchengewalt, das Oberhirtenamt des Papstes und dessen Rechte, nebst Widerlegung von zwanzig gewöhnlichen Einwürfen. Mit einem Vorworte von Brinkmann. Berlin, Moeser und Kühn. Kl. 8. 5 Ngr.

Derselben 1sten Theils 2te Lieferung: Die wahre Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarssakramente, die ungetheilte Gegenwart unter jeder Gestalt, die Communion unter einer Gestalt ꝛc. Berlin, Moeser und Kühn. Kl. 8. 2½ Ngr.

Norddeutsches Volksbüchlein zur Lust und Lehre. Verfaßt und herausgegeben vom Wandsbecker Boten. Jahrgang 1845. Mit vielen Holzschnitten. Hamburg, Verlagscomptoir. 8. 7½ Ngr.

Watteville, B. v., China und das Evangelium. Drei Vorträge über die evangelische Mission in China, gehalten im Museum zu Genf. Aus dem Französischen. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 5 Ngr.

Werfer, A., Deutsches Legendenbuch, oder Lebensgeschichte der berühmtesten Heiligen, welche in den deutschen Landen gewirkt haben und daselbst im Herrn gestorben sind. Erzählt für Schule und Haus. Tübingen, Laupp. 8. 26¼ Ngr.

Wie steht es mit der Kinder-Erziehung in unseren Tagen auf dem Lande? Beantwortet durch die Erfahrung. Mit einem Anhange. Nach einer ältern Schrift neu bearbeitet, mit einem einleitenden Vorworte versehen, und mit Zusätzen bereichert von einem katholischen Priester und Schulmanne. Landshut, Thomann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Wiens, E., Leben der Korsaren Horuk und Hairadin Barbarossa. Als Vervollständigung der Schrift des Verfassers: „Kaiser Karl's V. Unternehmungen gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia." Mit den Bildnissen Horuk's, Hairadin's und einer Abbildung des Kaiserschlosses bei Algier. Münster, Coppenrath. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Winter, A., Hanovers Aufgabe dem Zollverein gegenüber. 1ste Abtheilung. Hanover, Kius. Gr. 12. 25 Ngr.

Winterfeld, C. v., Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. 2ter Theil: Der evangelische Kirchengesang im 17. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 4. 16 Thlr.

Wislicenus, A. L., Christus in der Kirche: todt, erstehend und erstanden. Drei Predigten aus der Gegenwart. Leipzig, Kirchner. Ge. 8. 10 Ngr.

Zwickenpflug, K., Der Himmels-Pilger. Ein katholisches Gebetbuch, wie es gar Viele wünschen. 4te verbesserte und vermehrte Original-Auflage. Mit einem Stahlstich. Regensbueg, Manz. 1844. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 221. — 9. Auguſt 1845.

Über Dickens' Romane.

Die Unterhaltungsliteratur wird gemeiniglich gar nicht darauf angeſehen, daß ſie zum äſthetiſchen Gebiete gehöre. Sie dient einem Zweck — dies ſcheint ſie ein für allemal von demſelben auszuſchließen und dem Gerichtsſprengel der Sittlichkeit zuzuweiſen. Es macht ſich freilich ganz von ſelbſt, daß die letztere immer ein Wort in der Sache mitzuſprechen haben wird. Denn wenn auch die pathologiſche Wirkung, auf welche es zunächſt mit der Unterhaltung hinauszulaufen pflegt, in dem Falle, daß ſie ſtrengſittlich wäre, wie dies z. B. in religiöſen Romanen beabſichtigt wird, vielleicht vor dem einen Richter gewönne, was ſie vor dem andern verlieren müßte, ſo iſt doch dafür geſorgt, daß dieſer Fall ſelten eintritt; von Seiten des Strengſittlichen pflegt man das äſthetiſche Spiel als bloßen Nichternſt miszuverſtehen und alſo zu verſchmähen, und wenn man ſich etwa zu ihm herabläßt, wird man von den Leuten eben nicht unterhaltend gefunden. Die pathologiſche Wirkung der Unterhaltungsſchriften neigt ſich immer mehr dahin, eine unſittliche zu ſein. Dies Verhältniß iſt verwickelter als es ſcheint. Es handelt ſich hier nicht von einzelnen ſinnlichen Reizen, deren abſichtliche Aufſuchung ſelten, obgleich, wenn man von den gröbſten unter ihnen abſieht, doch nicht ohne Beiſpiel ſein mag; viele Romanſchreiber fehlen in dieſem Punkte nur, weil ſie nicht Bildung genug beſitzen, eine kunſtreiche Wirkung von einer ſtofflichen zu unterſcheiden. Die Hauptſache iſt der Misbrauch der aus Lecture zu ziehenden Unterhaltung überhaupt. Zwar ſcheint in dieſem Punkte die Schuld auf Seiten der Leſeluſtigen zu liegen; misbrauchen ſie doch auch bedeutende Dichterwerke zum bloßen Zeitvertreib. Aber bei dieſen wird es ihnen im Grunde bald unheimlich; ſie finden in ihnen nicht, was ſie ſuchen, und ſo erweiſt ſich die Unterhaltungslecture als eine ganz beſtimmte Sphäre, in welcher ſich Schriftſteller und Leſer — und in keinem Gebiete wird der Leſer leichter ſelbſt Schriftſteller — in gleicher Weiſe umtreiben. Es iſt hier nicht blos von gemeiner Romanleſerei die Rede; die einſeitige Vorliebe für Spiele der Einbildungskraft hat ſich zu Verirrungen verfeinert, welche in der Geſchichte der Nationen eine Stelle einnehmen; glaubte doch eine weitverbreitete literariſche Schule neuerer Zeit den Sinn des Lebens zu erfaſſen, wenn ſie die Führung deſſelben wie eine Kunſtübung betrachtete. Alles Dies mag eine ſittliche Beaufſichtigung der Unterhaltungslecture dringend nöthig machen; allein man wird ihr doch noch eine gewiſſe electio frei zugeſtehen müſſen. Wie ſehr auch, was Selbſtzweck ſein ſollte, die Vergegenwärtigung eines reinen Vorganges aus der äußern oder innern Welt in ihr zum Mittel herabgeſetzt ſein mag, ſo wird es doch gerade hoch genug gehalten, um es zum Mittel zu wählen, und es ſollte alſo eben Dies, was die reine Kunſtübung als ſolche unmöglich macht, darauf hinweiſen, daß dieſelbe der Intention nach und in ihrer Grundlage in der That vorhanden ſei.

Es wird viel zu wenig bedacht, was es ſagen will, einen reinen Vorgang hinſtellen. Man ſollte denken, es wäre das Leichteſte von der Welt, denn wir ſeien ja jeden Augenblick in einem ſolchen von irgend einer Art befangen. Aber wenn wir nicht in dieſer perſönlichen Betheiligung Unterbrechungen eintreten laſſen könnten, würde es uns vielmehr niemals möglich ſein. Wir ſind als handelnde Weſen einzig mit unſern Zwecken, als denkende mit unſern Gedanken, deren Übereinſtimmung oder Identität mit den Dingen immer erſt zu erweiſen iſt, beſchäftigt; es gibt Individuen, in denen dieſe Thätigkeiten das äſthetiſche Vermögen vollkommen erſtickt haben. Die ſinnliche Wahrnehmung wird von uns im Leben beſtändig als bloßes Mittel behandelt und als bloßer Durchgangspunkt betrachtet; wir ſehen höchſtens nach etwas, wie der Phyſiker eine Hypotheſe prüft. Das Sehen zu fixiren oder uns reinſehend zu verhalten, erfodert eine eigene Abſtraction. Dieſe iſt dem Künſtler natürlich und Pulsſchlag ſeines geiſtigen Lebens. Daher die Lächerlichkeit der Nachahmungstheorien, als ob das Künſtleriſche erſt in der Wiederholung des Geſehenen läge, und nicht ſchon darin, daß überhaupt etwas der Darſtellung Würdiges und Fähiges geſehen wird. Nur kommt dies freilich nur durch das Darſtellen ſelbſt auch dem Maler erſt vollkommen zu Geſicht. Dieſes Verhältniß iſt im Gebiete der Poeſie ein anderes. Auch dieſes beruht auf einer beſtimmten Begabung, aber dieſe kann ſich hier mittels der Sprache, welche ja auch ſonſt, und gerade am meiſten, Das ausſpricht, was dem Äſthetiſchen ganz und gar nicht beizurechnen iſt, kundgeben,

Digitized by Google

ohne vorher in sich zu bestimmten künstlerischen Gedanken ausgebildet zu sein. Hier liegt der Ursprung der Unterhaltungsliteratur. Der Belletrist bewegt sich in der allgemeinen Sphäre der Poesie, er ist der Embryo des Künstlers; aber wie man sagen mag, daß, wenn nach den Lehren der Physiologie der Embryo des Säugethieres die Stufen der niedern Thierarten nacheinander durchwandere, diese selbst nichts Anderes seien als unvolledete Ansätze zum Säugethiere, so charakterisirt sich der Belletrist dadurch, daß er sich niemals aus der flüssigen Weite seines uranfänglichen Elements erhebt.

Die Kunst ist nicht in den Meisterwerken, wie sie uns zum Theil schon seit Jahrhunderten vorliegen, abgeschlossen, noch erweitert sie sich etwa nur durch seltene Effulgurationen auserwählter Geister, die gleichsam in eine andere Wesenreihe eingetreten, sondern der Keim derselben ist, wie schon die Fähigkeit, jene Werke zu verstehen, beweisen kann, uns Allen eingepflanzt, und eine wesentliche Seite des menschlichen Geistes, der hier, wie überall, in unablässiger Arbeit über sich selbst begriffen, sich in den mannichfaltigsten Gestaltungen neu zu gebären und gelegentlich immer wieder zum Höchsten zu steigern weiß. Diesem Leben und dieser Bewegung nachzuforschen, und das Vollendete, welches wegen seiner Vortrefflichkeit die Brücke, auf welcher die Menschheit zu ihm gelangt war, hinter sich abgeworfen zu haben scheint, aus denselben zu begreifen, ist die Aufgabe der Kunstwissenschaft.

Es wird im Gebiete der bildenden Kunst nicht für ein Zeichen wahren Kunstsinns angesehen, sich nur an das Ausgezeichnetste halten und dieses allein gelten lassen zu wollen. Wer nicht auch die gewöhnliche Leistung zu schätzen und an ihren Ort zu stellen versteht, wird zu den Meisterwerken höchstens durch Ideenassociationen hingezogen, die der Kunst fremd sind; wer allein von der Sixtinischen Madonna zu reden weiß, hat sich seine Kunstliebe nur angetäuscht. Der tiefreligiöse Eindruck, oder was sonst in einem solchen Falle unter dem vieldeutigen Ausdrucke der Ideen zu verstehen sein mag, wird nur durch die Kunstmittel, welche Zeichnung und Farbe darbieten, hervorgebracht; wie sollte nun, wer diese auf der höchsten Stufe ihrer Anwendung aufzufassen vermag, in den einfachern Fällen gegen sie unempfänglich bleiben? Ist aber, wie Sachkenner behaupten, zu solcher Auffassung überhaupt ein gewisser Blick für die malerischen Motive, welche in der Wirklichkeit vorkommen, erfoderlich, so scheint, da dieser doch nur an den Gegenständen, die uns persönlich umgeben, geübt werden kann, ein Interesse an der Weise, wie z. B. helmische Künstler die besondern Sichtbarkeitsverhältnisse des Landstrichs, in dem wir leben, zu fixiren wissen, seine unmittelbare Folge zu sein.

Einem ähnlichen Interesse könnte für die Sphäre der Poesie die Unterhaltungsliteratur dienen, und sie thut es zum Theil. Selbst wo sie, bei phantastischem Inhalte, mehr darauf ausgeht, durch Verführung von etwas Neuem zu reizen, als durch Schilderung des Bekannten ein stilles Wohlgefallen hervorzurufen, müssen doch wenigstens die Elemente ihrer Darstellungen aus der Nähe hergenommen sein. Am nächsten ist hierin dem Richtigen das Volk gekommen, welches bei dem lebhaftesten Nationalgefühl und entschiedenem Realismus der Denkungsart am meisten Werth darauf legt, daß man sich in der Wirklichkeit zu orientiren und in ihr heimisch zu sein wisse. Die Romane der Engländer haben durch die Wahrheit ihrer Schilderungen und ihre Freiheit von falscher Idealität einen großen Einfluß auf den Gang der Bildung in ganz Europa, vornehmlich aber in Deutschland, ausgeübt; denn wenn auch dem ausländischen Publicum der Stoff derselben zum Theil fremd war, und sie also zunächst nur als Phantasiespiele genossen werden konnten, so bildete man sich doch bald an ihnen selbst für sie heran, und lernte sie in dem Geiste auffassen, in dem sie conçipirt waren. So wurden sie namentlich den Deutschen ein Vorbild, auch ihrerseits zur Natur und Einfachheit zurückzukehren. Es war uns aufbehalten, die Frucht zu brechen, die auf englischem Boden gereift war; denn zu eigentlich künstlerischer Vollendung hat sich kaum eins jener Werke erhoben. Die Analogie mit den obengenannten Werken der Malerei geht hier zu Ende. In dieser kann sich ein Kunstwerth schon durch die Vollendung der Technik ergeben, weil diese z. B. in der Darstellung von Lichteffecten von dem Inhalt ganz und gar unzertrennlich ist; die Dichtung aber hat in moderner Zeit keine solche, welche streng zu erlernen und also zu controliren wäre; die Einheit kann hier nur aus der tiefsten Verarbeitung und Durchlebung des immer mehr oder weniger sittlichen Inhalts hervorgehen und ist daher um so schwerer zu erreichen, zu je größerm äußern Umfang die Werke angelegt sind. Das Gleiche ist von den neuern Unterhaltungsschriften der Engländer zu sagen, mit deren enthusiastischer Aufnahme die Deutschen gleichsam Protest einlegen zu wollen schienen gegen die Luftgebilde, welche eine verstiegene Romantik ihnen als den Gipfel aller Kunst aufdringen wollte. Wie wenig, sagt Solger, fehlt dem Walter Scott, um ein wahrer Dichter zu sein, und wie ist dies Wenige doch im Grunde Alles.

Eine nicht viel geringere Verbreitung als der letztgenannte Schriftsteller scheint neuerlich Charles Dickens zu erringen. Er mag sie zum Theil dem zufälligen Umstande verdanken, daß das Verhältniß, in dem er zu den leitenden Gedanken der jetzigen Tagesliteratur steht, Demjenigen ähnlich ist, welches Walter Scott zu den damaligen einnahm. Mittelalterliche Ideen spukten in allen Köpfen; man hatte sich das Mittelalter selbst zu einer Idee entkörpert; Ritter, Mönch, Dame waren zu puren Kategorien geworden. Da leitete er, indem er in mittelalterlichem Gewande gesunde, lebensfrische, heutige Menschen darstellte, das verirrte moderne Bewußtsein mit sanfter Hand auf seinen natürlichen Standpunkt zurück. Ebenso haben sich jetzt gewisse sociale Gesichtspunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit bemächtigt; das Schicksal der arbeitenden Classen erregt plötzlich eine

Digitized by Google

Sympathie, welche an diejenige erinnert, mit der man vor zehn Jahren die armen unemancipirten Frauen ansah; Fragen, welche immerhin unter denen, welche etwa dermalen im Gebiete der Staatswissenschaften obschweben, der Beachtung der Sachverständigen am meisten werth sein mögen, erzeugen in heißen Köpfen romanischer Abkunft die tumultuarische Schilderung von Zuständen, die, wenn sie mehr als in einzelnen Fällen wirklich wären, allerdings in kurzem die Weltgeschichte mit dem Weltgericht eines allgemeinen Zusammensturzes beschließen müßten. Auch Dickens hat sich die sogenannten niedern Sphären der Gesellschaft für seine Darstellungen gewählt, er verschweigt nicht ihr Elend, ihre moralische Versunkenheit, ja ihre Erbitterung — denn wie sollte diese fehlen, wo jene beiden vorhanden sind —; aber er zeigt auch die Heilmittel, welche diese Übel wie alle in sich selbst tragen, und widerlegt, ohne darauf auszugehen, Diejenigen, welche behaupten, daß es so unmöglich länger gehen könne, wie Diogenes dadurch, daß er es eben gehen läßt.

Ist nun solchergestalt die Wirkung, welche er ausübt, als eine besänftigende und beruhigende derjenigen, welche wir von der Kunst zu erfahren pflegen, analog, so würde man jedoch sehr im Irrthum sein, wenn man meinte, daß er sie durch reine Kunstmittel hervorbringe. Er treibt sein Wesen vielmehr auf sehr unkünstlerische Weise. Die „Sketches", mit denen er zuerst auftrat und auf deren fundamentale Wichtigkeit für die Erkenntniß seines ganzen schriftstellerischen Charakters wir mehrfach werden zurückkommen müssen, waren unbeachtet vorübergegangen. Es verdarg sich ihm nicht, woran dies lag; das Publicum wünschte einen Zusammenhang, eine Geschichte. Nach dieser hatte er sich also zunächst umzusehen. „The posthumous papers of the Pickwick club" ist ein Titel, der, indem er ihm freie Hand ließ auf jede Art abzuschweifen, doch eine gewisse Einheit zu versprechen schien. Aber so weit ihm hier die Grenzen gesteckt waren, wußte er sich doch nicht in ihnen zu beschränken. Er zeigt die größte Unsicherheit, worin denn nun eigentlich die Einheit bestehen solle. Zuerst versucht er es mit dem Motiv eines philiströsen Clubs und der in ihm liegenden Parodie des öffentlichen Lebens, aber nur, um es so bald wieder zu verlassen, daß das Ganze ebenso nur eine einzelne Skizze wird wie die mannichfaltigen Schilderungen, die es gerade zusammenhalten sollte. Nur ganz am Ende wird uns noch die Auflösung der Pickwickier gemeldet — to hold up appearances, wie er sich in solchen Fällen in seiner Sprache mit unübersetzlicher Präcision auszudrücken pflegt; wir erfahren von dem Club ungefähr so viel wie von dem Leben eines Mannes, auf dessen Grabstein von den gewöhnlichen Notizen: „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb", die mittlere wegbleiben müssen, weil er als Junggesell verschieden. Im übrigen Verlaufe der Pickwickier schwankt Dickens zwischen ganz verschiedenen Grundgedanken. Zunächst ist gar keiner vorhanden; lustige Begebenheiten verschiedener Art werden an die Namen der Clubisten geknüpft, die wir von dem londoner Stagekutschenbureau kennen gelernt haben. Nach und nach wird unter diesen Hr. Pickwick die Hauptperson, der durch seine geschäftige Gutmüthigkeit den einzelnen Ereignissen den bestimmtern Charakter komischer Verlegenheiten aufdrückt. Hier entsteht nun das Bedürfniß, den wackern Alten aus diesen immer wieder mit guter Art zu befreien. Dies wird mit der nöthigen Abwechselung zu beschaffen für den Verf. allein zu schwer. Er ordnet sich also dazu den Sam Weller bei, der ihm glücklich genug in die Feder läuft — und plötzlich ist er mitten im Motiv des Don Quixote, des enthusiastisch-thörichten Reisenden mit dem Schildkappen von hausbackenem Verstande. Es ist bekannt, welche Vorliebe die englischen Romanschreiber für diese Zusammenstellung haben. Dem „Tom Jones" liegt der Roman des Cervantes eingestandlich zu Grunde; beruft sich doch Dickens, wo er in „Master Humphrey's clock" den alten Pickwick valingenesirt, selbst auf ihn. Aber in den Pickwickiern ist noch weniger als im „Tom Jones" die Tiefe des Motivs erfaßt. Die Reise bildet nur den Anknüpfungspunkt; wie sollte auch Einer zu Hause Gelegenheit zu so vielen liebenswürdigen Unbesonnenheiten finden? Aber im „Don Quixote" ist das abenteuernde Herumziehen selbst die größte oder vielmehr die ganze Narrheit. Dieser Unterschied macht sich auf sehr mißliche Weise geltend. Es ist auch mit diesem Motiv noch kein eigentlicher Verlauf gefunden; die Abenteuer, welche ganz äußerlich aneinander geknüpft sind, könnten sich ins Unendliche vervielfältigen. Da fällt der Verf. denn endlich in eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte hinein, in welcher Pickwick nur ein Zwischending von Vertrautem und ein Deus ex machina ist, und daß sich eine solche zu einem bestimmten Etwas entwickelt, dafür sorgt freilich die gute Mutter Natur. Wie der Club, so erfodert auch sein Stifter zuletzt nur die leichte Berücksichtigung, sich seiner auf gute Art zu entledigen.

Es ist gar nicht die Frage, daß Dickens nicht in seinen folgenden Werken vorsichtiger geworden sein sollte. Aber wenn er überhaupt nur aus einer äußern Rücksicht dazu gekommen ist, denselben Erzählungen zu Grunde zu legen, wie sollten diese dadurch nicht um so mehr das Ansehen von Nothbehelfen bekommen haben? Sein gewöhnliches Auskunftsmittel ist, gegen die Regel des Aristoteles zu fehlen, daß die künstlerische Einheit einer Geschichte nicht darin bestehen könne, daß sie sich um Einen drehe. So macht es freilich z. B. auch Smollet. Aber sein Roderick Random ist ein junger Hülfswundarzt auf der Flotte, der sich seemännisch genug durch die Welt zu schlagen weiß. Ein solcher Mittelpunkt ist für Dickens noch zu strenge. Selbst einem so gutmüthigen alten Knaben wie Hrn. Pickwick kann zwar Manches begegnen, indessen doch nicht Alles. Nun muß er aber in der That Alles schildern, und so bedarf er dann ein möglichst unbedeutendes Individuum, eine Art von personificirter tabula rasa. Also etwa eine älternlose Waise, wie Oliver Twist, welche von Hand zu Hand geworfen wird, unter die Räuber und Mörder fällt, und endlich

Digitized by Google

mittels eines Ringes, der seiner sterbenden Mutter im Gebärhause abgezogen worden — wenn nur nicht derselbe Aristoteles, so ein ernsthafter Mann er sonst ist, gerade über solche Erkennungsringe ganz spöttisch würde —, seine Familie wiederfindet! Oder nach Auber, ein verwaistes Geschwisterpaar, wie im „Nicholas Nickleby". Oder, was das Allerbeste ist, ein armer Blödsinniger wie Barnaby Rudge. Und alle Diese werden obendrein, um der Mannichfaltigkeit des Zufalls noch mehr Fläche darzubieten, bei jeder Gelegenheit auf Reisen geschickt. Wie mag ein geistvoller Mann in so niedrige Fehler verfallen, wie ein Satiriker solche Blößen geben, die dem stumpfsten Auge auffallen müssen! Dickens vermeidet selbst die verbrauchtesten Mittel nicht. Fröhnt er doch, und obendrein, nachdem er in den Pickwickiern selbst darüber gespottet, der über Alles prosaischen Tonart der englischen Romanschreiber, am Ende genau zu verzeichnen, was später aus den Leuten allen geworden. Als ob nicht eine Person, die in einer Erzählung auftritt, eben nur Das wäre, was sie sagt und thut, und also, wenn sie ihre Rolle gespielt, verklungen wäre wie ein Ton, der eine Melodie hat bilden helfen. Und es ist nicht dies allein. Im „Old curiosity shop", einer Erzählung, die übrigens mit ihren beiden ziemlich gut verknüpften Hauptpersonen von dem obigen Tadel auszunehmen ist, eröffnet am Ende der „einzelne Herr" seinem Reisebegleiter, es habe der alte Mann, welchen sie aufzusuchen begriffen sind, einen jüngern Bruder gehabt, welcher, da sie beide dasselbe Mädchen geliebt, aus dem Lande gegangen, darauf in Amerika reich geworden. Hrn. Garland wird die Sache natürlich langweilig; er bemerkt ihm, das Übrige könne er sich denken, der Bruder sei er nämlich selbst. Nach Beendigung der Geschichte muß Hr. Humphrey, welcher seinen Freunden dieselbe aus dem Schatze des Wanduhrgehäuses vorgelesen, von ihnen Vorwürfe darüber hören, daß er ihnen den Namen des einzelnen Herrn gar nicht genannt. Er erwidert, das habe seinen guten Grund, denn der sei er nämlich selbst. Es fehlt nur noch, daß Hr. Dickens, der Herausgeber des Ganzen, uns in aller Gutmüthigkeit gestände, der Mann, welcher nicht nur bei Gelegenheit der Wanduhr, sondern auch oben bei der Thurmuhr vor St.-Paul so tiefsinnige Bemerkungen zu machen wisse und auch sonst gute Einfälle habe, mit Einem Wort, der Hr. Humphrey sei er nämlich selbst.

(Die Fortsezung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Gedicht über die Stellung und Bedeutung der Juden.

Man würde sehr irren, wenn man glauben sollte, es sei den Philologen von Profession, den Sylbenstechern und Commentatoren überlassen, den Text einer Dichtung in einem Meere von wässerigen Noten zu ersäufen. Vom Gegentheile sind wir erst wieder durch das Erscheinen eines Gedichtes („La fille de Sion ou le rétablissement d'Israël") vom Prof. Pétavel überführt, welcher den ersten von den verheißenen sieben Gesängen mit einer endlos breiten Brühe von Anmerkungen aller Art übergossen hat. Diese Dichtung ist an die Juden gerichtet und kündigt ihnen die Erfüllung der Prophezeiungen an, auf deren Verwirklichung die Kinder Israel's nun schon so lange harren. Der Dichter misbilligt die Verfolgungen, denen die Juden von Seiten der Christen ausgesetzt gewesen sind:

Grand Dieu! nous avons pu, maudissant notre frère,
Contre lui, sans frémir, aiguiser nos poignards,
De ses persécuteurs suivre les étendards
Et, frappant d'interdit son existence entière,
De pays en pays, outrager la misère
De ses membres épars!

Man sieht schon aus dieser kleinen Probe, daß dem Verf. keine große Sprachgewandtheit noch eine sonderlich harmonische Form zu Gebote steht. Auf die rein poetische Wirkung scheint es ihm übrigens auch wenig anzukommen; es ist ihm mehr darum zu thun, seine biblische Gelehrsamkeit auszukramen und sich in den Noten mit Citaten und Erläuterungen breit zu machen. Alle Stellen der Heiligen Schrift, welche auf die Befreiung und das Geschick der Israeliten Bezug haben, findet man hier zusammengestellt und kritisch und historisch beleuchtet. Was der Verf. eigentlich mit dieser Production beabsichtigt oder welches die Idee ist, die dem Ganzen zu Grunde liegt, läßt sich aus dem bisher erschienenen ersten Gesange wenig ersehen. Wie es scheint, schwebt ihm die Wiederherstellung eines eigenen Reiches in demselben Lande vor Augen, welches früher die Bühne war, auf der die Juden als selbständige Nation aufgetreten sind. 17.

Literarische Anzeige.

Bade-Literatur.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen in Marienbad.

Von neuem chemisch untersucht

von

C. M. Kersten.

Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Nachstehende Werke sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hille (R. Ch.), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Vier Hefte. Mit Kärtchen und Plänen. 8. 1837—38. 3 Thlr.

I. Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 15 Ngr.
II. Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. 25 Ngr.
III. Die Bäder Schlesiens. 20 Ngr.
IV. Die Nord- und Ostseebäder. 1 Thlr.

Kreysig (F. L.), Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dasselbe in französischer Sprache. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 222. — 10. Auguſt 1845.

Über Dickens' Romane.

(Fortſetzung aus Nr. 221.)

Man wird Dickens' Schwäche in Führung der Erzählung nicht leicht in Abrede ſtellen. Aber man könnte uns aus dem Tadel derſelben einen ſchweren Vorwurf machen wollen. Weißt du nicht, ſo würde dieſer lauten, daß der künſtleriſche Vorgang einer Dichtung etwas ganz Anderes iſt als die ordnungsmäßige Darlegung einer Geſchichte? Wie unter den Malern der Coloriſt die Zeichnung, mag ſie auch die Grundlage des Ganzen ſein, doch ſo weit zu einer ſolchen herabſetzen kann, daß er ſie auf gewiſſe Weiſe vernachläſſigt, ſo mag der Dichter den äußern Zuſammenhang der Begebenheiten durch Contraſt und Harmonie der Charaktere, und die Reflexe, welche ſie einander zuwerfen, erſetzen, und Das, worin das ungebildete Ohr freilich lieber eine einfach verlaufende Melodie entdecken möchte, als kunſtreich verſchlungene Fuge abſpielen laſſen.

Da ſprecht ihr in der That ein großes Wort aus, würden wir antworten, und wir wollen bei Gelegenheit demſelben weiter nachdenken; zunächſt aber kommt es uns vor, als läge es wol gerade an den Charakteren, wenn an der Geſchichte ſo viel auszuſetzen iſt. Nämlich dieſe wird niemals etwas mehr als eine äußere Zuthat ſein können, wenn ſie ſich nicht aus den Individuen entwickelt. Nicht als ob Alles aus dem bewußten Thun derſelben hervorgehen ſollte. Dadurch würde ſich ja der Dichter ſeines Vorrechts begeben, eine tiefere Anſchauung von dem Zuſammenhange menſchlicher Handlungen zu haben als der Handelnde ſelbſt, oder der empiriſche Zuſchauer; auch iſt ein Individuum nicht blos dies bewußte Selbſt, ſondern dieſer ganze Complex von Thun und Leiden, dieſer relative Mittelpunkt der Welt. Aber was in ſeinem Lebensgange nur Leiden und Zufall iſt, muß im Dichterwerke als ſein Schickſal, das in dieſer Weiſe kein anderes betreffen könnte, erſcheinen, und wird ſich aus dem Individuum, wenn ſie nur lebendig vor der Seele des Dichters ſtehen, ihre Geſchichte ganz von ſelbſt herausgeſtalten.

Nun kann ſich aber bei Dickens aus den Individuen nichts entwickeln, denn ſie entwickeln ſich ſelbſt nicht. Wir haben oben geſehen, wie mühſam er ſich in „Master Humphrey's clock" aus der Geſchichte „The old curiosity shop", in welche er unverſehens immer tiefer hineingerathen war, zu dem urſprünglichen Grundgedanken zurückfindet. Aber der Mangel an Gewandtheit iſt der geringſte Fehler der Gleichſetzung der beiden Perſonen des Hrn. Humphrey und des einzelnen Herrn; das Schlimmere iſt, daß dabei auf die Grundlagen ihrer Individualität nicht Rückſicht genommen iſt. Hr. Humphrey hatte uns am Anfange erzählt, er ſei mit einem verkrüppelten Körper geboren, von jeher einſam geweſen und ſo zum ſtillen Beobachter des ihn umgebenden Kleinlebens geworden. Demzufolge muß man annehmen, daß er nie von der Seite ſeiner geliebten Wanduhr geſchieden, daß ſein Leben ihrem Gange an Gleichmäßigkeit ähnlich geweſen. Und nun ſoll er identiſch ſein mit einem Brauſekopf von Sonderling, der ſich über ein Vierteljahrhundert in fernen Landen umgetrieben, ſich damit bei uns einführt, daß er bei höchſt widerlichen Menſchen ein Zimmer faſt mit Gewalt auf zwei Jahre miethet, die Miethleute dadurch in Schrecken verſetzt, daß er bei verſchloſſenen Thüren 26 Stunden lang ſchläft, und endlich ſich beſonders dadurch auszeichnet, daß er mehre Stunden hintereinander wie raſend auf und ab zu gehen pflegt!

So grobe Verſtöße gegen die Einheit des Charakters finden wir nun freilich nicht überall. Denn wenn Hr. Pickwick bei ſeiner Auferſtehung im eben erwähnten Roman in einen Franzoſen umgewandelt erſcheint, ſo mochte der Verf. hier lieber einen ſolchen zeichnen wollen. Aber iſt er auch anderwärts vorſichtiger, ſo bringt er es doch nicht weiter als bis zu einer negativen Einheit.

Das, wovon er ausgeht, iſt nicht die inhaltsvolle Anſchauung einer lebensfähigen Individualität. Er fängt, zumeiſt in periodiſcher Veröffentlichung, irgend eine Geſchichte an. Mancherlei Perſönlichkeiten treten in ihr auf. Nachher ſpinnt ſie ſich weiter aus; nun können aber doch nicht beſtändig neue Perſonen erfunden werden, es muß alſo, was ſich ferner zuträgt, unter die bereits genannten vertheilt werden. Und da wird denn einer jeden von ihnen gegeben, was ihrem anfänglichen Weſen allenfalls nicht widerſpricht, und indem die Wunderlichkeiten, die ihr am Anfange anhingen, oder aus denen ſie auch wol ganz zuſammengeſetzt war, beibehal-

Digitized by Google

ten werden, entsteht der Schein, als ob eine Einheit vorhanden wäre. Zum Beispiel Richard Swiveller. Er wird im Anfang als ein liderlicher bel esprit geschildert; da er aber nicht gemordet und gestohlen hat, denkt der Verf., er sei doch so schlecht nicht, daß er sich nicht noch bekehren könnte, und erhebt ihn zu der Stelle eines gerade nothwendigen Retters der bedrängten Tugend. Und so müssen sich die Leute auch wol einmal gefallen lassen, eine Bemerkung zu machen, die nicht ihnen, sondern Hrn. Dickens eben einfällt. Pickwick ist im Irrthum, wenn er seinen Sam Weller für ein Original erklärt, er ist nur ein Rahmen für originelle Einfälle; ebenso wie die Erzählungen, die sein Herr in seiner Geschichte und in „Master Humphrey's clock" vorliest, auch von jedem Andern herrühren könnten.

Es kann nicht fehlen, daß Dickens bei dieser Methode bisweilen in der Charakteristik in dieselbe Trivialität verfällt, die wir in der Führung der Fabel angetroffen haben. Dennis, der Henker, der sein Geschäft mit wahrer Liebe getrieben, soll wegen Theilnahme an No-popery-rebellion selbst gehängt werden. Wie wird er sterben? Nun, wie viel ist zweimal zwei? Ich hab's! Mit unerhörter Feigheit.

Gewiß eine bequeme Compositionsweise, auf solche Art nur an den einen Zug den andern anzureihen. Aber Dickens hat das Verdienst, eine noch bequemere erfunden zu haben, nämlich nur gleich bei dem Einen zu bleiben.

Vom alten Shandy meldet die Geschichte, daß er 25 Jahre lang jedesmal, wenn die Studenthür geknarrt, sich vorgenommen, die Angeln einölen zu lassen. Daß ist nun ohne Zweifel ein sehr bezeichnender Charakterzug, obgleich an der an Wunderlichkeiten unerschöpflichen Individualität nur ein einzelner. Wäre aber Hr. Dickens auf ihn gefallen, es würde uns nicht erlassen bleiben, falls nur sonst der Roman ein Vierteljahrhundert lang spielen könnte, jedesmal, wenn die Sonne in das betreffende Haus fiele, die Thür knarren und den Alten seinen Vorsatz aussprechen zu hören. Man denke an Wardle's „Joe! damn that boy, he's gone to sleep again", oder an den alten Willet, der mit den Worten, in denen er sich den schwer begreiflichen Umstand, daß sein Sohn einen Arm verloren, formulirt, sogar aus dem Leben scheidet. Es ist nicht die Rede davon, daß diese nicht an sich überaus ergötzlich wäre. Dickens besitzt eine wunderbare Geschicklichkeit darin, die Blasen, welche im Sumpfe des Familienlebens aufzusteigen pflegen, aufzufangen. Aber ist es denn nicht genug, diese Zustände der geistigen Versunkenheit anzudeuten; müssen wir ihre Äußerungen bis zum Ekel wiederholt hören, als wären wir leibhaftig dabei und die langweiligen Tanten und Onkel unsere eigenen lieben Verwandten? Dickens macht auf diese Weise seine Personen zum Theil zu wahren Gespenstern, und führt uns, wo er Charaktere zu schildern glaubte, nur Masken vor.

Kann dabei von einem lebendigen Selbst, das er seinen Gestalten einzuhauchen wüßte, freilich nicht die Rede sein, so darf gleichwol nicht verschwiegen bleiben, daß er ein Analogon desselben ausgefunden hat, auf das er oftmals jene einzelnen Züge zurückführt, ja durch welches er ihren Verknüpfungen eine gewisse Einheit mittheilt. Es ist dies eine vorherrschende Seelenstimmung, die er seinen Hauptpersonen beilegt. Auch hier muß als hervorragendes Beispiel zunächst wieder Pickwick genannt werden, der dann unter vielen Gestalten, z. B. in dem wohlwollenden Brüderpaar in „Nicholas Nickleby" wieder vorkommt; ferner in „Barnaby Rudge" Chester, dieses Titelkupfer zu den berüchtigten Briefen des Lord Chesterfield, endlich die ganze Schar desperater Schurken, die in allen Romanen spukt. Übrigens muß Dickens dieser ganzen Seite des Lebens, welche für den Romandichter, der auch die innern Vorgänge mehr als Begebenheiten auffassen muß, von der größten Wichtigkeit ist, ein ernstes Studium gewidmet haben, denn seine Schilderungen grenzen in diesem Punkte an das Vollendete. Nur sollte er sich damit nicht begnügen; wahrhaft lebendige Individuen können nie entstehen, wo etwas Ruhendes die Grundlage bildet; das einzige Mittel, uns dergleichen vor Augen zu führen, ist die Andeutung ihrer innern Geschichte. Diese weiß der wahre Dichter bisweilen mit einem fast unbemerkbaren Zug vollständig zu umschreiben. Man denke an Werther's Lotte. Sie hatte die Mutter früh verloren und sich darum der Erziehung ihrer Geschwister unterziehen müssen. Wie begreiflich, daß sie nun, selbst Albert in leidenschaftsloser Neigung zugethan, dem glühenden Werther von Anfang an mit einer beinahe frauenhaften Ruhe zu begegnen weiß. Dickens' Personen sind dagegen in ihrer schroffen Eigenthümlichkeit nur eben da; wie sie geworden, bleibt unbekannt; kaum macht eine zum Behuf der Entwickelung nachträglich hinzuerfundene Vorgeschichte einige äußere Veranlassungen namhaft.

Ist es nun solchergestalt bei Dickens weder mit der Erzählung noch mit den Charakteren gut bestellt, was für einen Maßstab soll man noch ferner anlegen? Welchen Gesichtspunkt man auch aufstellen mag, es ist nicht wahrscheinlich, daß man von ihm aus eine wahrhaft künstlerische Leistung entdecken würde. Es findet sich nämlich bei Dickens die bedenkliche Erscheinung, daß er es über sich gewinnen kann, Motive einzuführen, über die er sich selbst nicht zur Klarheit gekommen. Von der Art ist das Benehmen der Nancy im „Oliver Twist" bei dem Gespräch an der Landungstreppe. Sie will ihre Mitschuldigen nicht verrathen — etwa aus Liebe zu ihrem spätern Mörder? Das ist nicht gesagt. Oder aus einem falschen Rechtlichkeitsgefühl? Auch dieses, und außerdem eine gewisse romantische Grille, die Consequenz ihres bisherigen Lebenslaufes nicht zerbrechen und die verdiente Strafe erwarten zu wollen, scheint nur in trüber Weise zu Grunde zu liegen. Solche Unbestimmtheit in Auffassung der Motive erklärt es denn auch, wie dieselben überall wiederkehren mögen. Sie waren eben nirgend streng fixirt und daher auch nicht erschöpft worden. Am wenigsten aber haben die einzelnen No-

Digitized by Google

mane einen bestimmten Grundgedanken; was in dem einen steht, kann immer in dem andern wenigstens beiläufig vorkommen. Dies wird uns darüber rechtfertigen, daß wir es nicht einmal versucht haben, sie etwa nach der Zeitfolge oder sonst einzeln durchzugehen.

Mag dies Denen genügen, welche etwa geneigt sein möchten, ihr Wohlgefallen an Dickens' Werken für die Wahrnehmung einer künstlerischen Vollendung in denselben zu halten. Aber unsere ist damit nur erst halb gelöst. Man pflegt Dickens vornehmlich als Humoristen zu betrachten, und stellt ihn nicht nur Allen, welche sich gegenwärtig in diesem Fache geltend machen, voran — was nicht viel sagen will, denn der Humor ist niemals sehr verbreitet gewesen —, sondern auch den ältern Engländern an die Seite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die griechisch-slawische Welt. Griechenland, Serbien, Ungarn, Polen und Rußland. Leipzig, Michelsen. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Wenn das in Nr. 195 d. Bl. besprochene Werk des Franzosen Robert über die Slawen mehr mit der Geschichte und überhaupt mit der Vergangenheit der slawischen Völker der Türkei sich beschäftigt, so betrachtet in dem vorliegenden, ebenfalls aus der „Revue des deux mondes" übersetzten Schriftchen der nämliche Franzose zunächst und hauptsächlich die politische Gegenwart und Zukunft der griechisch-slawischen Welt. Er stellt sich in diesem Schriftchen auf einen allgemeinern, höhern Standpunkt, und indem er in dem öffentlichen Leben dieser griechisch-slawischen Welt einen innern Zusammenhang, eine nicht zu verkennende innige Verwandtschaft unter sich nachweist, weist er zugleich aus dieser Gemeinschaftlichkeit des Strebens auf die Zukunft hin, die diesem Streben vorschwebt und von der Natur angewiesen ist. Die Betrachtungen, welche er in dieser Hinsicht macht, sind, wenn auch nicht in Ansehung jenes Strebens selbst und des Zielpunkts desselben, doch in Betreff der Beweise, die er für diese Gemeinschaftlichkeit des Strebens vorbringt, neu und überraschend, jedenfalls aber höchst anziehend und interessant, und sie enthalten namentlich Aufschlüsse, die wir besonders den Diplomaten und Politikern zur Beachtung empfehlen. Freilich will es uns scheinen, als ginge der Verf. zu sehr darauf aus, die slawischen Völker mit dem griechischen Stamme gleichsam zu identificiren und zu amalgamiren, indem er die Erstern ohne Weiteres an Allem Theil nehmen läßt, was nur von Griechenland oder von Byzanz ausgegangen, was nur dem griechischen Stamme eigenthümlich ist. Zwar ist es auf der andern Seite durchaus nicht seine Absicht, den griechischen Stamm etwa in dem Slawismus Rußlands aufgehen lassen zu wollen; aber er kann es doch ebenso wenig historisch verantworten, wenn er sagt, daß die Institutionen der griechisch-slawischen Völker und die occidentalischen Institutionen von derselben Grundlage herstammten, daß sie eine gemeinschaftliche Wiege hätten, nämlich das classische Alterthum. Er kann das nicht verantworten, wennschon es wol von dem griechischen Stamme gilt, der unbedingt in dem alten Griechenland wurzelt, den man doch aber nicht mit dem Slawenstamme identificiren darf; und wennschon man zugeben kann, daß namentlich die griechisch-slawischen Völker Manches in Institutionen miteinander gemein haben und sonst Berührungspunkte zwischen Beiden sich finden, die aber nicht in einer Stammeseinheit ihren Grund haben. Der Verf. selbst gibt manche auffallende Verschiedenheit zwischen den Griechen und den Slawen, zwischen dem griechischen und dem slawischen Nationalgeiste zu, die die Annahme einer Stammeseinheit ausschließt, während es klar ist, daß jene Vermengung der verschiedenen Nationalitäten zu einer Verwirrung der Begriffe führen müsse. Oder könnte man wirklich von einer liberalen Tendenz der griechisch-slawischen Volksstämme reden, die der Verf. sogar für eine unbestreitbare Thatsache erklärt? Mag man dies auch, soviel hierbei die slawischen Volksstämme betrifft, von den Polen und Serben gelten lassen, so gilt es doch nicht auch von den übrigen slawischen Volksstämmen der europäischen Türkei, und es muß also jene Erscheinung bei den Polen und Serben in etwas Anderm ihren Grund haben als in der Gleichheit der Abstammung, als in der Gemeinschaftlichkeit des Ursprungs mit dem griechischen Stamme. Auch zu andern Widersprüchen gelangt der Verf. in Folge jener Vermengung, jener Identificirung, die wol nicht blos scheinbar sind. So sagt er, daß die Gräco-Slawen unsere Idee vom Staat nicht begreifen und nicht haben; in seinem modernen Begriffe aufgefaßt sei der Staat ein rein occidentalisches Ding, und doch habe man ihn in Rußland! Wenn er ferner sagt, daß bei den gräco-slawischen Völkern Kirche nicht vom Staat, Staat nicht von Kirche getrennt werden könne, so kann das nach der griechischen Constitution vom J. 1843 nicht mehr gelten, wennschon man dem Verf. zugeben muß, daß der Kirche in Griechenland an der Erhaltung der griechischen Nationalität ein besonders großer Antheil zugestanden werden muß.

Indeß kann und muß man von dergleichen Einseitigkeiten, Inconsequenzen und schiefen Urtheilen des Verf. im Einzelnen ganz absehen, wenn es auf die Hauptsache selbst ankommt. In dieser Hinsicht hat er es sich gleichsam zur Aufgabe gemacht, das constitutionnelle System und die despotische Regierungsform im Osten Europas darzustellen und sich beides einander gegenüberzustellen; als Vertreter des erstern gilt ihm natürlich die griechisch-slawische Welt, während er die letztere in Rußland findet. Um zu diesem Zwecke seine Ansichten darzulegen und ein Bild der griechisch-slawischen Welt darzustellen, betrachtet er zunächst im ersten Abschnitte: „Die Grundlagen der Regierung bei den griechisch-slawischen Völkern", die Verhältnisse des Staats zur Kirche und umgekehrt, die Organisation der politischen Gemeinde, die Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung, sowie die Organisation der Provinzialversammlungen in den Ländern der griechisch-slawischen Welt, und er weist dies Alles mit Hinsicht auf die vier Constitutionen dieser griechisch-slawischen Welt, nämlich die griechische Charte, die serbische, die polnische und die alte Reichsverfassung des Königreichs Ungarn, nach. Das Princip, welches diesen vier Constitutionen zum Grunde liegt, ist die untheilbare Einheit der Nation und ihre Regierung; die absolute Souverainetät liegt für den Orientalen nur in der Religion, und die Kirche ist bei den griechisch-slawischen Völkern das einzige Absolut-Souveraine, von dem der Staat, die Regierung, das Königthum ihr eigentliches Wesen, die Unverletzlichkeit des Staats, ihre ganze Bürgschaft und Haltbarkeit entlehnen. Die Organisation der Gemeinden beruht bei den Gräco-Slawen auf zwei Grundlagen: dem Cultus der Familie und dem Cultus des Alters oder der gesellschaftlichen Erfahrung, und diese Gemeindeverfassung hat in denjenigen Theilen der griechisch-slawischen Welt, welche den Eroberern unzugänglich geblieben und von dem europäischen Einflusse nicht berührt worden sind, bewunderungswürdige Früchte hervorgebracht und gleichsam sociale Oasen hingezaubert, die freilich nur noch selten sich finden. Schon nach diesen Grundlagen und bei der bisherigen Gewohnheit ihres communalen Lebens ist es um so nothwendiger, jedes Volk der griechisch-slawischen Welt sich nach seinem eigenen Sinne seine Verfassung geben zu lassen, die alle Elemente des Nationalgeistes in sich fasse. Inwiefern dies Letztere in Betreff der Charten Griechenlands, Serbiens, Polens und Ungarns der Fall sei, welche allein in dem Bereiche der griechisch-slawischen Welt in nationaler Beziehung den Namen Constitutionen verdienen können, dies untersucht der Verf. in dem zweiten Abschnitte, der einen Vergleich dieser vier

Charten enthält. Was dabei Polen anlangt, so handelt es sich vornehmlich um die Constitution vom 3. Mai 1791. Im Allgemeinen bemerkt der Verf. in dieser Hinsicht, daß diese Verfassungen so starke Analogien unter sich nachweisen, daß man sich nicht enthalten könne, sie als den Ausdruck eines und desselben socialen Princips anzusehen; und der aristokratische Einfluß, der in einigen jener Länder vorwaltet, sowie das Feudalwesen, das sich dort, z. B. selbst in Griechenland, namentlich in Morea und auf einigen Inseln, im Mittelalter eingenistet hatte, haben den Genius der griechisch-slawischen Race nicht dahin bringen können, die unbesiegbare Richtung zum Familiengeiste und zum Communalwesen, zur bürgerlichen und religiösen Gleichheit aufzugeben. Als den höchsten, reinsten Ausdruck der griechisch-slawischen Ideen bezeichnet der Verf. die hellenische Constitution vom 3. (15.) Sept. 1843. Es kann natürlich hier nicht der Zweck sein, näher auf jene Vergleichung einzugehen, die in hohem Grade anziehend ist, und auch nur Dasjenige besonders hervorzuheben, was die erwähnten Verfassungen untereinander gemein haben und was sie voneinander unterscheidet, sowie was aus einem ihnen fremden Geiste hervorgegangen ist. Aber vorzüglich aufmerksam muß Rec. auf diese Vergleichung und namentlich auf die darin enthaltene Kritik der griechischen Constitution machen, die so manche Aufschlüsse gewährt, theils über die Elemente, aus denen diese Constitution sich entwickelt hat, theils über den fremden europäischen Einfluß, der dabei leider geschäftig gewesen ist. Die drei großen socialen Principien der Gräco-Slawen sind nun einmal, im Widerspruche mit dem Geiste des Occidents, die Theilnahme des Volks an der souverainen Macht, der Mangel an Adel oder die Gleichheit der Familien und die Abwesenheit einer administrativen Centralisation oder die Autonomie der Gemeinden; und nach diesen Principien offenbart sich in jenen Ländern die mit dem griechisch-slawischen Geiste übereinstimmende Arbeit der Wiedergeburt, indem dort jedes Provinzialelement, jede einheimische Kraft, ohne Furcht, erstickt zu werden, ihre Rolle spielt, welche ihr die Natur bestimmt hat. Wie Unrecht es ist, jene Völker hierüber zu hindern und zu beschränken, fremde Elemente, fremde Institutionen ihnen aufzudringen, während es nur darauf ankommt, daß sie auf dem begonnenen nationalen Wege fortschreiten und daß man sie hierin unterstütze, das sieht man hier von neuem bestätigt, das lehrt auch der vom Verf. in dem dritten Abschnitte gegebene Vergleich der modernen russischen Institutionen mit den natürlichen der Gräco-Slawen. Griechenland und die übrigen slawischen Länder, die hier in Frage kommen, müssen nach der Richtung, in der sich das social-politische Leben ihrer Völker bisher entwickelt hat, nicht blos ihrem Ursprunge nach zum Oriente, nicht aber dürfen sie zum Occidente gerechnet werden, und es ist Zeit, daß endlich das alte Europa sich entschließe, jene griechisch slawische Welt sich fernerhin aus sich selbst natürlich entwickeln zu lassen, statt ihr seine feudal-aristokratischen Fesseln überzuwerfen und sie damit in ihrem natürlichen Bildungs- und Entwickelungsgange zu hemmen; es wäre vielmehr an der Zeit, sich inniger „mit den Nachkommen seiner alten slawischen Verbündeten gegen die ultraorientalischen Ansprüche einer asiatischen Autokratie zu vereinigen, die immer mehr und mehr unsere Grenzen unterminirt". L.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Südseebesitzungen.

Aus der großen Flut von Schriften aller Art über Tahiti und die Südseebesitzungen ragen nur einige wenige Werke hervor, die, abgesehen von dem flüchtigen, vorübergehenden Interesse der Polemik, eigentlichen wissenschaftlichen Werth haben. Das Meiste, was in dieser Beziehung geschrieben ist, kann nur dürftiges Futter für die große Menge, flüchtige Compilation haltloser und unbegründeter Notizen, mit einem Worte Subelei genannt werden. Unter den wenigen rühmlichen Ausnahmen verdient besonders das treffliche Werk von Lutteroth genannt zu werden, das uns in einer ausgezeichneten Bearbeitung von Bruns vorliegt. Über diesem macht sich vorzüglich folgende Schrift bemerklich: „Iles Taiti. Esquisse historique et géographique, précédée de considérations générales sur la colonisation française dans l'Océanie", von Vintenden-Dumoulin und C. Desgroz (2 Bde.). Wenn auch durch das Ganze eigentlich ein polemischer Grundzug gegen die Bestrebungen der protestantischen Missionare hindurchläuft, so ist das Werk doch gewiß eine beachtenswerthe Erscheinung. Es sind in demselben alle brauchbaren Notizen gesammelt und ihre Haltbarkeit geprüft. Besonders ist aus den verschiedenen englischen Reisewerken Alles zusammengetragen, was zur Kenntniß jener Südseeinseln von Bedeutung sein kann. Man erhält also ein möglichst vollständiges Bild von dem Lande, den Einrichtungen und Sitten des Volks und eine befriedigende Übersicht alles Dessen, was seit den ersten Ansiedelungen der Europäer hier geschehen ist.

Sprachliche Arbeiten der französischen Akademie.

Wir haben vor kurzem in d. Bl. bei Gelegenheit einiger historischen Notizen über die französische Akademie darauf hingewiesen, wie das gelehrte Corps der vierzig Unsterblichen sich ein viel größeres Verdienst erwerben könnte, wenn es, statt mit wortklaubender Sylbenstecherei über dem Schatze der vermeintlichen Sprachreinheit zu wachen, seine Aufgabe, ein Wörterbuch zu entwerfen, mehr vom Standpunkte der historischen Sprachforschung auffaßte. Zwar hat es schon zu verschiedenen Malen geheißen, die Akademie beschäftige sich mit der Ausarbeitung eines historischen Wörterbuchs der französischen Sprache, in dem außer der etymologischen Angabe und der Begriffsbestimmung eine Geschichte vom Bildungsgange jedes Wortes gegeben werden sollte; aber bis jetzt scheint die ganze Arbeit so ziemlich Penelopeischer Natur gewesen zu sein. Die erste Andeutung, aus der sich nun aber doch schließen läßt, daß es der Akademie endlich mit ihren Verheißungen Ernst wird, ist eine Preisaufgabe, welche sie auf ein Glossarium der Molière'schen Sprache (Vocabulaire des principales locutions de Molière) gestellt hat. Wie es heißt, werden noch verschiedene andere Aufgaben ähnlicher Art folgen, welche ganz geeignet sind, dem wissenschaftlichen Studium der französischen Sprache neue Anregung zu geben. Zugleich würden diese Aufgaben, wenn sie auf eine befriedigende Weise gelöst werden, der Akademie eine gute Grundlage zu den eigenen Arbeiten bieten.

Fortsetzung von Müller's Schweizergeschichte.

Von der französischen Bearbeitung und Fortsetzung der berühmten Schweizergeschichte von Joh. v. Müller („Histoire de la confédération Suisse, par *Jean de Muller*, *Robert Glouta-Blozheim* et *J. J. Hottinger*, traduite de l'allemand, avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par MM. *Charles Monnard* et *Louis Vulliemin*") ist vor kurzem der vierzehnte Band erschienen. Es ist dies der erste von den vier Theilen, deren Bearbeitung der wohlbekannte Monnard übernommen hat. Dieser Band umfaßt die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, vom J. 1712—58. Wenn im Allgemeinen die Behandlung dieses Abschnitts weniger dankbar ist als die frühern, da diese Zeit gerade weniger große und edle Züge darbietet als die Geschichte der frühern Epochen, so hat dieselbe doch immerhin ein großes Interesse, vorzüglich weil sich in diesem Zeitraume die Physiognomie jedes einzelnen Cantons besser herausstellt als früher. Der Verf. hat in der Behandlung dieser bewegten Zeit eine ruhige Hand und einen sichern kritischen Blick bewiesen. Wenn er auch nirgend die Sympathie verleugnet, welche ihn mit der Sache der Demokratie verbindet, so läßt er sich doch niemals zur Parteilichkeit oder zu Ungerechtigkeiten verleiten. Seine Darstellung ist einfach, schmucklos, angemessen, wenn auch hier und da seinem Stile ein schweizer Solöcismus anhaftet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 223. — 11. August 1845.

Über Dickens' Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern hierbei der wahre Begriff des Humors zu Grunde liegt. Es könnte an etwas blos Geringeres als die wahre Kunst gedacht sein, wie etwa im Fache der Malerei diese Bezeichnung in diesem Sinne gebraucht wird. Oder es ist damit nur die heitere und launige Art seiner Darstellung und die Komik mancher von ihm geschilderten Vorfälle gemeint. Endlich kann zu dem Ehrennamen eines Humoristen schon der bloße materielle Reichthum des Geschilderten und Angedeuteten verhelfen, eine Auffassungsweise, die man besonders bei den Engländern antrifft, welche, bei vorwaltend realistischem Sinne, am geneigtesten sind, das ideelle Band als das sich von selbst verstehende zu vergessen. Dies Alles übergehend, setzen wir die Erkenntniß des Humors, so weit sie sich wenigstens aus Jean Paul's „Vorschule" schöpfen läßt, voraus.

Und da läßt sich denn nicht leugnen, daß zu ihm bei Dickens allerdings sehr bedeutende Ansätze vorhanden sind. Er hat eine wahre, außerordentlich lebendige Freude am menschlichen Treiben als solchem in aller Verworrenheit und Kleinlichkeit der täglichen Lebensmühen. Eine solche weist aber entschieden auf den Humor hin; denn wenn wir mitten in jenem Treiben darin stehen und selbst daran Theil nehmen, so erscheint es uns freilich ernsthaft, und das ist es auch, denn Jeder macht es so gut wie er kann, und findet hierin Trost, wenn seine Plane mislingen. Weil aber dieses Mislingen das Gelingen beiweitem überwiegt, auch, wo Letzteres eintritt, das Verdienst daran den mindesten Antheil zu haben pflegt, so muß das Weltwesen nur im Ganzen angesehen durchaus thöricht vorkommen. So wird sich also Jeder von seiner Anschauung wegwenden, der nicht mit einer guten Gabe herzlicher Liebe und frischen Frohsinns ausgestattet ist, welche, wenn sie andererseits in ausnehmendem Maße vorhanden sind, zu dem kecken Wohlgefallen an der Narrheit selbst ausschlagen werden, das uns bei einem Jean Paul oder Sterne so überaus erfreulich entgegenleuchtet. Bei entschiedener Ausbildung entwickelt sich dann aber dieses Letztere vornehmlich zu zwei Elementen, einer Liebe zum phantastischen, ja tollen Wunderbaren, wie sie in Deutschland von T. Hoffmann auf die Spitze getrieben ist, und dem unheimlichen Spiel mit dem Wahnsinn, von welchem die Schilderung des Schoppe im „Titan" das bedeutendste Beispiel sein möchte. Beide finden sich bei Dickens. Der Rabe im „Barnaby Rudge" ist, besonders in Verbindung mit seinem blödsinnigen Herrn, dessen Schwäche er durch seine Klugheit heller ins Licht stellt, während er ihn zugleich dadurch hebt, daß er ihm als noch tieferstehendes Wesen beigeordnet ist, in der erstern Beziehung eine sehr glückliche Erfindung zu nennen. In der andern war in der Geschichte des Mannes, der über dem Gedanken, den Wahnsinn geerbt zu haben, wirklich in einen solchen verfällt, ein fruchtbares Motiv gefunden, dem nur eine consequentere Durchführung zu wünschen gewesen wäre.

Aber freilich muß, was oben über die einzelnen künstlerischen Blicke gesagt war, in Betreff des Humors auf die ganze Anlage ausgedehnt werden, daß sie sich nämlich nicht zur sichern Ausübung und wahren Freiheit durchgebildet zeige. Wir können hier sogar geradezu wieder an die frühern Ausstellungen anknüpfen. Die beständige Wiederholung des Einen Zuges, welche, wie wir gesehen, bei Dickens häufig die Charakterschilderung ersetzen muß, wird vielleicht von Manchem für humoristisch gehalten. Sie ist aber nichts als das ganz gemeine lustige Wesen, mit dem sich gar Viele in befreundeten Kreisen mehr langweilig als angenehm zu machen pflegen. Unter der one peculiar quality, welche die bekannte alte Definition dem humoristischen Gegenstande beilegt, ist etwas Anderes zu verstehen, nämlich die ganz besonders wunderliche Färbung aller Lebensäußerungen eines Individuums, die aber, indem sie diese alle in einer erträglich richtigen Proportion vor sich gehen läßt, natürlich nicht durch eine einzige unter ihnen gezeichnet und überhaupt nicht eigentlich namhaft gemacht werden kann, und also die Fähigkeit der Auffassung eines totalen Individuums, statt sie ersetzen zu können, vielmehr voraussetzt. Ähnlich verhält es sich mit den Mängeln der Geschichtserzählung. Es ist wahr, daß eigentlich kein Humorist eine ordentliche Fabel auszudenken vermag. Er hat gar keine Ahnung davon, was dazu erfoderlich ist. Man denke an die Naivetät, wie

Digitized by Google

Solger es nennt, mit der Jean Paul die Geschichte im „Titan" im Ernst für gut erfunden halten konnte. Der Humorist ist zu whimsical, um sich an einen strengen Zusammenhang zu binden, es gibt für ihn einen solchen gar nicht. Aber dies ist kein bloßer Mangel, noch ist wer dies nicht versteht darum schon ein Humorist. Dieser, d. h. das Gesetz seiner Kunstübung, will vielmehr gar keine ordentliche Geschichte — er persiflirt den gewöhnlichen Zusammenhang der Dinge. Hier ist Sterne am größten. Was kommt nicht Alles hervor, ehe der Held noch aus dem Mutterleibe hervorgegangen, und nun vollends der Anfang vom Ei der Leda her! Jean Paul intendirt dasselbe, wenn auch bisweilen invita Minerva mit dem Durcheinander der sentimentalen und komischen Scenen und mancherlei Capricen, z. B. ein Capitel niemals so zu nennen, worauf er es denn zuletzt ebenfalls aus Caprice einmal thun kann. Hierzu nimmt nun Dickens in „Master Humphrey's clock" in der Einschiebung der Correspondenz einen Anlauf. Aber in dieser luftigen Region geht ihm doch sehr bald der Athem aus, er dankt seinem Genius, sobald er wieder auf dem festen Boden einer gewöhnlichen Romangeschichte angekommen. Im Übrigen schlägt er, sein letztes Werk „The life and adventures of Martin Chuzzlewit" ausgenommen, das wir besonders besprechen werden, sogleich den sichern Weg ein.

Es fehlt ihm eben überhaupt an einem freien Spiel mit den Gegenständen. Nun ist aber dieses gerade das Moment der Kunst, welches, für sich festgehalten und durchgebildet, das Hauptmerkmal des Humors ausmacht. Man muß sich wundern, daß er davon auch nur so viel, wie er in der That zeigt, besitzen kann; denn es ist unglaublich, auf welchen tief prosaischen Hintergrund seine Schilderungen bisweilen aufgetragen sind. Die sittliche Ängstlichkeit, in welcher die Engländer noch immer im Gegensatz gegen eine frühere Periode des entschiedenen Liberalismus in Leben und Litteratur befangen sind, verläßt ihn nicht einen Augenblick. Die Vorrede zu den Pickwickiern versichert, es komme in dem Buche nichts vor, was die Gefühle of the most sensitive persons verletzen könnte. In der Geschichte von dem jungen Mann, der wahnsinnig wird, weil er den Wahnsinn in seiner Familie erblich glaubt, wird wiederholt darauf hingewiesen, das sei eine irrthümliche Annahme — es könnte freilich Hrn. Dickens' Roman Jemandem in die Hände fallen, dessen Großvater im Wahnsinn gestorben! Ja, wo einmal ein lächerlicher Geistlicher gezeichnet wird, verfehlt er nicht, sich zu verclausuliren, daß er damit durchaus nicht den ganzen Stand meine! Genug, um ihn des Namens eines Humoristen unwürdig zu erklären. Der wahre Humorist braucht sich nicht zu entschuldigen, denn er ist sich von vornherein seines guten Willens bewußt. Dickens ist nur Satiriker. Er gesteht den praktischen Zweck mancher seiner Darstellungen selbst ein. Am Ende des „Nicholas Nickleby" findet sich eine Note, welche bemerkt, die empörende Behandlung der Kinder in dem sogenannten Erziehungsinstitut sei nur zu sehr der Wahrheit gemäß; er habe es, da er davon Kunde erhalten, für seine Pflicht geachtet, sie dem allgemeinen Abscheu bloßzustellen.

Nun ist dies zwar ein Punkt, bei welchem wir aufs schärfste ins Auge fassen müssen, welchem Lande unser Schriftsteller angehört. Er macht das politische Leben in seinen kleinlichen Äußerungen häufig zum Gegenstand seines Spottes; die Wahl eines Kirchspielvoigts in den „Sketches" ist eine der lächerlichsten Scenen der ganzen Sammlung. Aber es ist darum nur um so mehr die Grundlage seiner Lebensanschauung. Bei den englischen Verhältnissen, wo Jeder täglich und stündlich durch die Presse zum ganzen Volke reden kann, ist die Satire nicht, wie wir sie im Hinblick auf die Schriftsteller der römischen Kaiserzeit zu betrachten pflegen, etwas blos Subjectives. Sie fühlt sich, sobald sie sich, was Voß im Gegensatz gegen die amerikanische Praxis ausdrücklich verlangt, darüber erhebt, dem Parteigeiste zu dienen, von dem Ganzen der Nation getragen, und gleichsam in ihrem Sinne ausgeübt. Betrachtet doch Wieland in seinen Anmerkungen zum Horaz selbst die widerliche aber dem mürrischen Treiben des Juvenal gar nicht so fremde Erscheinung des Angeberwesens nur als eine Entartung der frischesten Regung des öffentlichen Lebens in der Republik, nämlich der unablässigen Aufsicht, die alle Bürger übereinander ausgeübt. Der Engländer ist zu solcher Aufsicht berechtigt, und sie ist daher bei ihm nicht Denunciation. Wie Dickens über die Mishandlung der Jugend, so erhob einst Smollet über die Hinopferung der englischen Streitmacht vor Carthagena nuova 1741 seine Anklage in einem Roman, und Goethe konnte Byron's Äußerungen des Mismuths als verhaltene Parlamentsreden bezeichnen.

Allein von der ästhetischen Seite betrachtet, wird die Sache dadurch freilich nicht gebessert. Indem es nämlich geradezu auf eine praktische Wirkung abgesehen ist, werden in Allem die schärfsten Umrisse und grellsten Farben gewählt; das Element des Charakteristischen, das ohnehin schon auf der Grenze der Kunst steht, findet sich zur Caricatur gesteigert, welche von den Engländern auch im Gebiete der zeichnenden Künste mit so großer Vorliebe gepflegt wird; sind doch den Dickens'schen Romanen selbst Federzeichnungen beigegeben, die nahe an diese Sphäre streifen. Es kann nicht die Rede davon sein, diesen Geschmack darum tadeln zu wollen, weil er sich in Übertreibungen zu gefallen pflege; denn dies hieße an eine Kunstthätigkeit den Maßstab der äußern Wirklichkeit anlegen; wollte man aber behaupten, daß die Absichtlichkeit, aus welcher das ganze Genre entspringt, aus ähnlichen Gründen nicht in Betracht kommen könne, insofern ein Mittel durch den Zweck, dem es dienen müsse, in seinem Wesen nicht inficirt werde und hier also doch immer eine ästhetische Darstellung vorliege, so würde man einen großen Irrthum aussprechen. Es bleibt in diesem Falle nicht bei einer äußerlichen Zusammenstellung bereits fertiger ästhetischer Elemente, die allerdings indifferent sein könnte; die geistige Thatsache, mit der wir es hier zu thun haben, besteht darin, daß sich

Digitized by Google

das Talent in sich selbst durch einen innern Lebensproceß zum Producieren nach einer bestimmten Richtung hin zwingt. Dadurch wird dann aber der jedesmalige Gegenstand nicht blos in dem Sinne fixirt, welchen alle Kunst fodert, daß man ihn nämlich aus dem empirischen Zusammenhange der Wirklichkeit heraushebt, sondern dazu in dem fernern, welcher der Kunst und insbesondere dem Humor gerade entgegengesetzt ist, daß wir uns, je mehr wir in die Intention des Producenten eingehen, um so mehr in dem freien Spiele, auf welchem jene beruht, und das dieser für sich darstellt, gehindert finden. Die Männer, welche diesem Theile der Kunstlehre eine speculative Untersuchung gewidmet haben, bezeichnen dies als Häßlichkeit.

Es ist nicht ganz leicht, dies durch Beispiele zu erläutern. Diese bringen leicht den Schein hervor, als sei es der Gegenstand, welchen man tadeln wolle, da dies doch gerade hier weniger als an irgend einem andern Punkte der Ästhetik gemeint ist. Wir wollen daher aus dem reichen Vorrath, den uns Dickens leider darbietet, nur an das ganz Gemeine, z. B. im Geklatsch kleinstädtischer Weiber, oder in ähnlichen Zankscenen erinnern, welches eigentlich erst durch die Darstellung geschaffen wird, da es im Leben durchaus nur als verschwindendes Moment existirt; denn wer darin befangen ist und es ausübt, der merkt es nicht vor der Leidenschaft, welche ihn dazu herabsinken läßt; der unbetheiligte Beobachter aber behandelt es, selbst wenn es nicht eigentlich unsittlich ist, indem er es auf der Stelle auf jede Weise aus seinem Gedächtniß auszulöschen sucht, gleichsam als Das, was vorzugsweise nicht sein soll.

Wie konnte nun aber ein Schriftsteller, welcher unverkennbare Anlage zum Humor hat, in Das verfallen, als dessen Überwindung man diesen letztern definiren möchte? Die Erklärung ist weniger schwer als sie scheint; sie geht aus der obengenannten innern Beziehung der beiden Sphären selbst hervor. Wir können die peculiar qualities, welche den humoristischen Gegenstand ausmachen, im Deutschen am besten mit einem zwar nicht schönen aber treffenden Ausdruck als Festgeannt heiten bezeichnen. Diese sind es also, welche der Humor, indem er sie darstellt, überwindet. Dabei kann es sich nun aber zutragen, daß der Schriftsteller, wenn er nicht ganz von seinem humoristischen Berufe durchdrungen ist und ihn gleichsam zu seiner unwandelbaren Gesinnung gemacht hat, es vergißt, sich, nachdem er in sie eingegangen, auch wieder aus ihnen zu erheben, sich mit derjenigen Objectivirung begnügt, welche allerdings schon darin liegt, daß er sie zeichnet, und sich also, statt sie zu humoristiren, selbst in sie festrennt. Und dies muß denn eben nothwendig als Häßlichkeit herauskommen.

In der That ist Dickens nur da Humorist, wo er es mit oberflächlichen und leicht zu überwindenden Thorheiten zu thun hat, z. B. bei der Geschichte von den vier Misses Willis oder der Child-bed-linen monthly-loan-society. Im Allgemeinen aber findet er sich zu solchen Whims hingezogen, zu deren Flüssigmachung die Tiefe seines Geistes nicht hinreicht, und es ist daher die Art der Festgeanntheit, welche er zeichnet, in den meisten Fällen nicht jene unschädliche Narrheit, als welche ein Sterne selbst große Verirrungen aufzufassen weiß, sondern eine unheimliche und in sich selbst nicht auf komische Verflüchtigung, sondern auf tragischen Untergang hinweisende Monomanie.

Ref. fühlt sich frei von jener Verirrung des ästhetischen Gefühls, welche, indem sie selbst in der Shakspeare'schen Komik eine tiefe Bitterkeit zu finden meint, mit seltener Kunstfertigkeit gerade aus der siegreichsten Auflösung des Häßlichen nur das Häßliche selbst herauszusehen weiß. Er kann herzlich lachen, ohne sentimentale philantheopische Nebengedanken; er kann auch über manche von Dickens' Personen so lachen, aber wahrlich über andere unter ihnen so wenig wie über einen Trunkenbold, der auf der Straße in die Gosse taumelt. Und wiederum würde er vielleicht auch über diesen Gegenstand lachen, wenn er von einem holländischen Maler dargestellt wäre. Da liegt der Knoten. Der Holländer würde uns den Mann gleich komisch darstellen, Dickens aber führt uns seine Gegenstände in voller frecher Wirklichkeit vor, sodaß wir das Lachen erst selbst hinzuthun müßten, wie bei Gegenständen, die wir auf eigene Hand lächerlich finden. Aber in letzterm Falle fixiren wir sie selbst gleich als lächerliche; dies können wir hier nicht, denn sie sind schon in ihrer blosen gemeinen Wahrheit fixirt. Dickens mag dabei gelacht haben, aber er hat es für sich allein abgemacht und gibt uns das Epigramm ohne die Spitze. Die Anwendung auf den besondern Fall erklärt das Allgemeine. Die Narren blos als solche fixirt sind nicht mehr Narren, sondern Wahnsinnige. Jene Philister, welche am Kamin des alten Willet zwanzig Jahre lang einander dieselben Geschichten erzählen, dieser selbst, der nach Verlauf von fünf Jahren noch immer den blankgescheuerten Kessel anstarrt, und so viel ähnliche Gestalten in den übrigen Romanen verfolgen uns wie Gespenster, von denen wir wissen, daß sie ein Dasein nur lügen, und denen wie doch nicht sagen können: verschwindet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Eine Schrift über die Oregonfrage.

Der Streit über das Oregongebiet ruft eine ganze Literatur auf beiden Seiten des Oceans ins Leben. Außer den bereits in diesen Blättern erwähnten Schriften ist die Fortsetzung oder zweite Serie eines schon im J. 1843 erschienenen Werks wegen seiner Unbefangenheit und der deutlichen Absicht, durch die Geschichte der von beiden Theilen mit freundschaftlichen Gesinnungen geführten frühern Unterhandlungen die Leidenschaften zu besänftigen, von Interesse. Es ist von Richard Rush und führt den Titel: „A residence at the court of London, comprising incidents, official and personal, from 1819 to 1825: amongst the former, negotiations on the Oregon territory, and other unsettled questions between the United States and Great Britain." Das allgemein Interessante

an diesem Werke des amerikanischen Staatsmanns — denn die Geschichte der Unterhandlungen selbst ist für Den, der sie nicht zum diplomatischen oder historischen Studium macht, ziemlich langweilig und trocken — ist wie in allen Memoiren die Schilderung persönlicher Begegnisse und Bekanntschaften, die viele öffentliche Charaktere unserer Zeit berühren. So kann Hr. Rush der Redlichkeit, der Offenheit und dem Freisinn des Lords Castlereagh nicht genug Lob zollen. Unter den vielerlei Anekdoten, die der Verfasser als Theil der gepflogenen Tafelunterhaltung bei den Diners Lord Castlereagh's auf seinem Landsitz Foot's Cray zum Besten gibt, heben wir folgende aus: „Man erzählte, daß, als kürzlich zwei Diener des persischen Botschafters am londoner Hof ihren Gebieter beleidigt hatten, dieser bei der britischen Regierung um die Erlaubniß nachsuchte, ihnen die Köpfe abschlagen zu dürfen. Als er erfuhr, dies könne nicht gestattet werden, erhob er heftigen Einspruch. Er war durchaus nicht im Stande zu begreifen, warum die englischen Gesetze seinem Begehren sich widersetzen sollten. Als er aber endlich sah, daß ihm die Hände gebunden waren, erklärte er seinen Dienern: es komme nichts darauf an, sie müßten ihre Köpfe als abgeschlagen ansehen; denn sobald sie nach Persien zurückkämen, würde ihnen dies doch widerfahren." Als einen Beweis, wie wenig in England amtlich zugesicherte Verschwiegenheit, wie dies in Bezug auf die Einkommentare stattfindet, bewahrt wird, erzählt Hr. Rush Folgendes: „Ich saß bei Tafel zwischen dem Kanzler der Schatzkammer und Lord Lynedoch. Die Rede kam auf die Einkommensteuer und der Erstere bemerkte dabei, daß die vier größten Einkommen im Reiche, sofern sie unter seiner Verwaltung einregistrirt worden, die des Herzogs von Northumberland, des Grafen Grosvenor, des Marquis von Stafford und des Grafen von Bridgewater seien; dies wären die reichsten des englischen Hochadels und unter den andern Ständen befände sich Niemand, dessen Einkommen als so groß angegeben wäre. Jeder von diesen Vieren habe ein reines Einkommen, das sich über 100,000 Pf. St. belaufe, angegeben. Viele Einkommen anderer Peers und mehrer großen Grundbesitzer näherten sich diesem Betrag; aber nach den amtlichen Erhebungen erreichte keins denselben." Sehr ergötzlich ist die Beschreibung der Unterhaltung bei einem Diner zu Gloucester Lodge, der damaligen Wohnung des genialen Canning, wobei dieser mit seinen beiden Amtsgenossen, Huskisson und Robinson, als Vögel, die einmal ganz aus dem Häuschen sind, geschildert werden. Als es 10 Uhr Abends geworden, Niemand aber noch Lust spürte, die Tafelfreuden aufzuheben, machte der allmächtige Minister Englands, der einst im Selbstgefühl, an der Spitze eines freien Volks zu stehen, den gegen jede Regung des Freiheitsgefühls der Völker gewappneten absoluten Mächten des Festlandes siegesgewiß mit den berühmten Virgil'schen Versen den Handschuh hinwarf *), den Vorschlag, das auch bei uns bekannte Frag- und Antwortspiel zu spielen, wo Jemandem aus der Gesellschaft etwas zu errathen aufgegeben wird, was er durch eine gewisse Anzahl Fragen, die von dem dazu auserwählten Gesellschaftsmitgliede oder mehren nur mit einfachen Bejahungen oder Verneinungen beantwortet werden dürfen, herausbringen muß. Canning mußte rathen. Man suchte den Stab des High Steward, welchen dieser bei feierlichen Aufzügen führt, für ihn aus, und der Ausfragende traf nach gethaner zwanzigster Frage, die Anzahl der vorher bestimmten, die Sache auf den Punkt. Die fremden dabei anwesenden Diplomaten machten ihm das Compliment: sie müßten sich nach diesem Beweis seiner scharfsinnigen Combinationsgabe sehr in Acht nehmen, ihn nicht zu viel auf dem auswärtigen Amte fragen zu lassen, weil er sonst hinter jedes ihrer Geheimnisse kommen werde.

*) Er verglich Großbritannien mit dem die Stürme beherrschenden Äolus:

— — Cohibe sede: Aolus arce,
Sceptra tenens; mollitque animos, et temperat iras.
Ni faciat, maria ac terras, coelumque profundum
Quippe ferant rapidi secum, verrantque per auras.

Ob die Dinge auf dem europäischen Festland jetzt viel anders liegen, sodaß ein englischer Staatsmann wie Peel, der in so vielen Dingen in Canning's Fußstapfen getreten, nicht bei günstiger Gelegenheit mit gleichem Erfolg eine ähnliche Drohung fallen lassen könnte?

Mistreß Kemble.

Die jüngst in Leamington verstorbene Mistreß Kemble, aus einer Familie, welche der englischen Bühne einige ihrer größten Zierden gegeben, war die Witwe des großen Tragöden John Philipp Kemble, den sie ziemlich 20 Jahre überlebte. Sie starb nahe dem 90. Jahre und war wahrscheinlich die älteste ihres Berufs in England. Sie betrat die Bühne in sehr früher Jugend, als Garrick noch an ihrer Spitze stand. Ihr erster Mann war Brereton, ein zierlicher Schauspieler und nicht ohne Talent. Wenige Jahre nach seinem Tode heirathete sie Kemble, mit dem sie eine sehr glückliche und einträchtige Ehe führte. Als er in Lausanne starb, hinterließ er sie in glücklichen Umständen und ohne Familie. Nach England zurückgekehrt nahm sie ihren Wohnsitz zu Leamington, wo sie bis zu ihren letzten Tagen in edler Gastfreundschaft einen Kreis ausgezeichneter Geister um sich versammelte; auch war sie gegen die Armen ihrer Gegend die Mildthätigkeit selbst. Ihre lebendige Unterhaltung, ihre lange Bekanntschaft mit der Welt und ihr starkes Gedächtniß, das sie, wie ihre andern Gaben, bis ins höchste Alter nicht verließ, machten sie in der Gesellschaft allgemein beliebt und verehrt. Mit ihrem Tode erlosch der größte Theil ihres Einkommens. Ihre Verlassenschaft fällt zum größern Theil auf Charles Kemble und seine Kinder (ein Sohn des Letztern ist der um Erforschung der angelsächsischen Sprachschätze verdient gewordene John Kemble), das Übrige hat sie andern Verwandten, Freunden und ihrer Dienerschaft vermacht. Das Silbergeschirr, welches ihrem Gemahl bei seinem Abgang von der Bühne verehrt wurde, erbt George Siddons, der einzige überlebende Sohn der großen tragischen Schauspielerin dieses Namens; das meisterhafte Portrait Kemble's, von Sir Thomas Lawrence gemalt, der Graf von Aberdeen.

Ein Reisewerk über Persien.

Baron C. A. de Bode, Gesandtschaftssecretair bei der russischen Botschaft in Persien, hat im vergangenen Jahre in London „Travels in Luristan and Arabistan" (2 Bde.) erscheinen lassen, welche die Beschreibung seiner Reise von Teheran durch Ispahan nach Persepolis und zurück über Schiras und Bibbihan durch das Land der Stämme der Mannasini und Khogilu enthalten und reich an den anziehendsten Schilderungen und Ergebnissen seiner Nachforschungen sind. In letzterer Hinsicht gibt er eine sehr ausführliche Beschreibung der Grabdenkmäler von Nakshi Rustam. Am Schlusse seines Werkes liefert er eine geschichtliche kritische Abhandlung über die Heerzüge Alexander's und Timur's, die viele neue Ansichten enthält, welche er durch die Ergebnisse seiner Untersuchungen des Bodens begründet, über den jene Eroberer gezogen sind. Da Baron Bode auf seiner Reise Gegenden berührt, wohin vor ihm noch kein europäischer Alterthumsforscher gedrungen ist, er sich auch bei seinen Nachforschungen des Schutzes und der Gunst der persischen Statthalter in jenen noch unbekannten Theilen Persiens erfreute, so ist diese Arbeit für die Alterthumswissenschaft von ebenso großem Werthe als seine Schilderungen der Sitten, der Gebräuche und des Charakters der Bevölkerung es für Erd- und Völkerkunde sind. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 224. — 12. August 1845.

Über Dickens' Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Es ist hiervon nur die nächste Consequenz, wenn wir bei unserm Schriftsteller nichts vollendeter dargestellt finden als das nächtliche Dunkel einer Seele, die sich rettungslos an den Abgrund zeitlichen und sittlichen Verderbens geführt sieht; es müßte jenen sogenannten komischen Personen so zu Muthe werden, wenn sie über sich zu einem Bewußtsein kommen könnten. Man denke an den Selbstmord des Ralph im „Nicholas Nickleby", den ähnlichen am Ende der „Sketches", oder die Flucht und den Tod des Mörders im „Oliver Twist". Vor Allem möchte die haarsträubende Scene, in welcher der alte Rudge, indem er nach 23 Jahren die Glocke wieder hört, die nicht erklungen, seitdem der Mann, den er erschlug, im Todeskampf an ihrem Strange gerissen, unwillkürlich die körperlichen Stellungen wiederholt, in denen er damals mit diesem rang, das Größte sein, was in diesem Punkte geleistet worden. Die Wellen des Daseins schlagen über den Verbrecher zusammen, noch einmal vielleicht taucht er auf, die Lichter des Ufers blinken trübe zu ihm herüber — dann sinkt er; die Cirkel, die der Sturz im Strom erzeugt, sind bald verschwunden und ein kalter Nachtwind schleicht über seine Oberfläche hin. Das Wort ist Untergang — gänzlicher Untergang; kein Strahl einer schönen Hoffnung fällt in unser Gemüth.

Nicht, als ob wir einen religiösen Trost verlangten. Ein solcher drängt uns, wie in der Geschichte der Nelly Trent, die Sache nur desto mehr als wirklich auf und ist daher vollkommen unästhetisch. Ebenso wenig verlangen wir, daß die Bösewichter sich zuletzt noch bekehren sollen; der Dichter darf seine Personen auch sittlich untergehen lassen. Auch ist endlich nicht Das uns anstößig, daß das Böse in voller Gegenwart vorgeführt wird; die bloße Unschuld mancher jungen Mädchen ist, wie sie in Dickens' Schilderung die Art von Langweile erregt, die in unsern nördlichen Klimaten ein 14 Tage lang nicht unterbrochener Sonnenschein hervorrufen kann, nicht weniger häßlich. Aber in seiner Composition mußte sich diese Dissonanz auflösen. Wenn für das Böse keine sittliche Versöhnung eintreten kann — und diese kann freilich jedes Individuum nur für sich selbst erleben, aber nicht an einem andern darstellen —, so durfte es für das Häßliche nicht an einer ästhetischen fehlen. Daß sie fehlt, dies beweist, daß Dickens nicht von der großen Schar moderner Schriftsteller auszunehmen ist, welche das Häßliche mit dem Schönen verwechseln, und indem sie es in widerlicher Prägnanz vorführen, ein Kunstwerk zu schaffen glauben. Wir werfen Dickens nicht vor, daß er damit die Absicht verbinde, die bei Andern unverkennbar ist, die erschlafften Sinne des Zeitalters zu reizen; wir können dies schon darum nicht, weil er sich nie des Unsittlichen bedient; auch würde er, wenn er es thäte, den Antheil an Humor nicht haben, der ihm nicht abzusprechen ist. Aber jene ästhetische Verirrung zeigt sich schon in dem Grundplan mehrer seiner Romane, welche ganz auf die boshafte Verfolgung irgend eines unschuldigen Kindes basirt sind. Es mögen sich in dem Treiben einer Stadt wie London die Individualitäten zu einer entsetzlichen Schärfe zuspitzen können; aber in der Vorstellung von schrecklichen Menschen, die ein unschuldiges Opfer durch drei Königreiche in jedem Winkel aufzuspüren wissen, liegt etwas Krankhaftes; die Furcht, so verfolgt zu sein, würde gerade ein sehr passendes Motiv zu einer komischen Schilderung in Dickens' eigenem Geschmack abgeben.

Und damit wäre nun also unsere Kritik der Dickens'schen Schriften zu Ende? Nachdem wir ihm die meisten ästhetischen Vorzüge abgesprochen, schlössen wir damit, ihm das Gegentheil von allen, und ganz eigentlich die Sünde gegen den heiligen Geist der Schönheit Schuld zu geben? Es würde uns schlechten Dank eintragen. Das lesende Publicum würde nicht aufhören, sich an ihm zu ergötzen, und wer unsern Einwürfen nicht zu widersprechen wüßte, würde wenigstens der Meinung sein, daß damit die Sache wol noch nicht abgemacht sein möge.

Sie ist es wirklich nicht. Es bleiben ihm noch große Vorzüge, die in unserer bisherigen Besprechung keinen Raum gefunden haben. Und da die namhaft gemachten Fehler zum Theil sehr leicht zu entdecken sind, so ist aus dem Beifall, den er dennoch gefunden, zu schließen, daß jene im Ganzen seines schriftstellerischen Charakters einen bedeutenden Rang einnehmen werden. Es gilt nirgend mehr als beim Schriftsteller, daß wir,

Digitized by Google

wenn wir unsere Tugenden ausbilden, zugleich unsere Fehler cultiviren zu müssen scheinen. Welches mag nun in diesem Falle die Tugend sein, die zu allen den genannten Fehlern Veranlassung gegeben?

Wir haben im Eingange dieses Aufsatzes die Bedeutung zu erörtern gesucht, welche vom ästhetischen Standpunkte aus der Unterhaltungslecture beigelegt werden muß. Es fand sich, daß diese, beim Mangel höherer Kunsterfordernisse, das Moment, nach welchem alle Kunstübung von einem Fixiren der heimischen Umgebung auszugehen hat, für sich allein ausbildet. Dies ins Licht zu setzen, bedienten wir uns des Beispiels der Malerei, insofern die Sache bei dieser, welche es mit sinnlich-räumlicher Gegenwart zu thun hat, am bestimmtesten ins Auge fällt. Bei der Poesie ist das Verhältniß weit verwickelter. Dem Dichter steht die ganze Geisterwelt zu Gebote, wenn nur sein Sinn nicht für sie verschlossen ist. Das Heimische kann hier nichts Anderes mehr bedeuten als Dasjenige, was er nach seiner besondern Anlage oder Ausbildung seinem innern Auge präsent zu machen weiß. Die Unterschiede, welche in dieser Beziehung innerhalb dieser Einen Kunst eintreten, sind fast so groß wie übrigens die der ganzen Künste gegeneinander. Wie die Sculptur auf Erfassung der organischen Gestalt als solcher, die Malerei auf einem Sinne für Das, was sich mittels Zeichnung und Farbe leisten läßt, beruht, so ließe sich der Gegensatz zwischen epischer und lyrischer Poesie beinahe erschöpfen, wenn man diese Ausdrücke in figürlichem Sinne gebrauchen wollte. Und diese Besonderung bleibt nicht bei den Gattungen stehen. Die einzelnen dichterischen Individualitäten unterscheiden sich hierin fast noch schärfer. Dem Einen ist, wie Goethe, durch die verschiedenartigsten Werke hindurch sein eigenes Innere im Grunde der einzige Gegenstand; ein Shakspeare geht von der Wahrnehmung der Grundverhältnisse der Menschen untereinander aus; von Dante könnte man sagen, daß bei ihm Alles nur so aufgefaßt werde wie es sich in der Beleuchtung einer eigenthümlichen Weltansicht darstelle. Es wird also, wenn ein Dichter, oder, da eben dieses Moment beiden gemein, ein sonstiger ästhetischer Producent charakterisirt werden soll, vor Allem darauf ankommen, in welchem Kreise er in diesem Sinne heimisch sei. Und da besteht nun die Eigenthümlichkeit des Dickens darin, daß ihm diese heimische Umgebung zugleich im eigentlichen und im figürlichen Sinne beigelegt werden muß.

Es war schon oben auf die „Sketches" aufmerksam gemacht als auf eine Sammlung von Darstellungen, in welchen er noch ohne äußere Rücksichten allein dem Zuge seines Talents gefolgt sei. Aber ihre Vortrefflichkeit besteht nicht blos darin, daß er ihrer fragmentarischen Gestalt keinen äußerlichen Zusammenhang aufgedrungen, sie sind auch noch in anderer Beziehung das Urphänomen seines Geistes; sie machen kein Hehl daraus, daß eben nur die Stadt London und ihre Zustände der mütterliche Boden sind, woraus derselbe seine Nahrung zieht.

Es wurde oben im Scherz gesagt, daß, nachdem sich der einzelne Herr als Bruder des Curiositätenhändlers und Hr. Humphrey als der einzelne Herr ausgewiesen, nun auch Hr. Dickens sich noch als Hr. Humphrey legitimiren müßte. Er hat aber im Ernst kein eigenes geistiges Leben in demselben dargestellt. Die Liebe zu den einzelnen Gegenständen seiner Umgebung — die Wanduhr hat dem Roman den Namen gegeben —, den feinen Sinn für ihre Eigenthümlichkeiten, die Fähigkeit, sich bei ihnen gar sinnige Sachen auszudenken, endlich und vor Allem das Herumstreifen in den Straßen Londons, um nicht blos zu sehen, sondern zu beobachten — alles Dieses müssen wir Dickens selbst im höchsten Grade beilegen. Es kann uns nicht irre führen, daß die Sache beim Humphrey auf eine Weise motivirt wird, die auf Dickens nicht paßt. Humphrey ist verkrüppelt und kränklich — so hat er sich den undelebten Gegenständen zugewendet, weil ihm die Menschen immer fern gestanden haben. Im Gegentheil bezeichnet dies den Punkt, auf den es ankommt, nur desto bestimmter; der Dichter mußte auf eine besondere Weise motiviren, was in dem wirklichen Falle einen allgemeinen Grund hat.

Versteht man unter Zusammenleben nicht blos ein räumliches Zusammensein, sondern eine geistige und gemüthliche Gemeinschaft der Individuen, so lebt Niemand einsamer als der Großstädter. Der Mensch kann bei dem größten Reichthum an Beziehungen zur Außenwelt doch immer nicht mehr als ein Einzelleben führen. Um dieses zu einer lebendigen Theilnahme am Allgemeinen auszuweiten, ist ein bestimmtes leicht assimilirbares Maß derselben erforderlich. Im andern Falle tritt die entgegengesetzte Wirkung ein. Wer vielfacher Anregung und mannichfaltigen Verhältnissen offensteht, wird diese desto oberflächlicher auffassen müssen, und mithin für ein lebhaftes Interesse nur um so mehr auf sich selbst angewiesen sein, wie denn der Egoismus nirgend schroffer ausgebildet erscheint als in großen Städten; hat sich aber, sei es in Folge dieser Einflüsse oder auch ursprünglich aus einem Bedürfniß einer innerlichern Existenz einmal eine Absonderung innerhalb eines kleinen Kreises ergeben, so muß diese, weil sie sich nothwendig im Gegensatze zu einem reichern Leben fühlen wird, und darauf angewiesen ist, die Elemente desselben auf eine außerhalb seines Umschwungs stehende Weise zu verarbeiten, in beständig steigender Progression zunehmen.

Dies ist Dickens' Grundanschauung. Sie entschuldigt vor Allem seine übertriebenen Charaktere. Diese sprechen den Satz aus, daß sich in größern Städten Alles auf die äußerste Spitze treibt, und wenn sie fehlerhaft sind, ist's, weil sie nur dieses aussprechen. Ein ähnlicher Fall ist es mit der Kleinstädterei, die er so schrecklich wahr zu schildern weiß; sie ist auf ihrer Höhe nur in großen Städten zu finden, denn sie besteht nicht darin, daß man in ganz besondern Interessen begriffen sei — das sind wir Alle und sollen es sein —, sondern daß man ihnen eine große Bedeutung beilegt; und an solchen Orten liegt Das, was eine solche wirklich hat,

Digitized by Google

am nächsten vor Augen. Daher zeichnet Dickens so gern politische Berathungen in den Vorstädten von London; es ist aber das Gemüth jedes Menschen, der eine höhere Sphäre nachäfft, eine solche Vorstadt. So weit die Festgeranntheit, insofern sie nur für uns stattfindet. Aber in dem eigenen Innern der Großstädter als solcher ist Dickens nicht weniger heimisch. „Tis strange", sagt er, „with how little notice, good, bad or indifferent, a man may live and die in London. He awakens no sympathy in the breast of any single person; his existence is a matter of interest to no one save himself, and he cannot be said to be forgotten when he dies, for no one remembered him while he was alive." Da beschreibt er denn so einen, und er läßt sich freilich beschreiben: „Poor harmless creatures these men are; contented, but not happy, broken-spirited and humbled, they may feel no pain, but they never know pleasure."

Aber wenn sie sich nun unglücklich fühlen? Dickens wiederholt mehre Mal die Schilderung von Herumtreibern, welche, ohne augenblicklich von Hunger oder Kälte gedrückt zu werden, durch das bloße Herumirren in der nächtlichen Öde menschenleerer Straßen, in denen die festlich erleuchteten Fenster überall eine fröhliche Geselligkeit ankündigen, während ihnen die todten Mauern nur den Schall ihrer eigenen Fußtritte antworten, zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben werden. Daher jene Schilderungen hoffnungslosen Untergangs. Nur in großen Städten ist der Mensch wirklich verlassen. Ich werde täglich von hundert Armen angesprochen; ich kann nicht Allen geben; warum nun gerade diesem? Oder ich fühle mich einsam und verkehrte gern mit Mehren; aber warum eben mit Denen, deren Bekanntschaft ich heute gemacht habe? Da hätte ich wol schon bessere Gesellschaft versäumt. Im ersten Falle geht der Arme zu Grunde, denn wie ich denken Alle; im zweiten ich selbst. Wir haben vorher die schrecklichste Äußerung des Gefühls gänzlicher Verlassenheit, die sich, ohne daß irgend eine Versöhnung auf sie folgte, bei Dickens findet, nicht angeführt, weil es hätte scheinen können, als wollten wir sie seiner Gesinnung Schuld geben. Hier erklärt sie sich. „Tell him not of repentance", heißt es in Bezug auf einen verurtheilten Verbrecher. „Six hours repentance for eight times six years of guilt and sin."

In dies Alles hat Dickens die tiefste Einsicht. Aber er ist auch selbst von dieser großstädtischen Existenz influenzirt. Sie hat ihm nicht Zeit gelassen, in sein Inneres einzukehren und ihn gegen die eigentlich tiefern Beziehungen der Menschen untereinander abgestumpft; daher weder eine genügende Psychologie noch eine ordentliche Entwickelung der Fabel. Er kennt die Menschen nur von außen, vom Ansehen; dies ist seine großstädtische Einsamkeit; seine Studien haben, wie bei seinem Humphrey, nur im Herumlaufen auf den Straßen bestanden.

(Der Beschluß folgt.)

Schlagschatten. Von L. Kalisch. Mainz, Wirth. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wir Deutschen sind eigentlich ein gutmüthiges Volk, selbst die misliebigen Urtheile Fremder über uns nehmen wir gläubig an. Schon auf den Schulbänken mußten wir es hören, daß attisches Salz in Deutschland nicht zu finden sei und daß französischer Witz in Deutschland kaum verstanden werde. Man weist auf die Werke hin, welche deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer und deutscher Forscherfinn auf den verschiedensten Gebieten zu Stande gebracht haben, und behauptet, daß schon daraus sich vermuthen lasse, daß das Element des Geistreichen und Witzigen in Deutschland fehle.

Indeß ein eigenthümlicher Vorzug deutscher Art und deutschen Wesens liegt darin, daß in demselben allezeit das Verschiedenartigste zur Erscheinung und Geltung kommt. Wenn allerdings deutsche Gründlichkeit, deutsche Ausdauer, deutsche Tiefe in allen Momenten deutschen Lebens und deutscher Literatur prävalirt, so hat doch auch hin und wieder der deutsche Geist eine wunderbare Elasticität entwickelt; so wie der Deutsche seine Gemüthstiefe in den sanftesten poetischen Ergießungen enthüllt hat, so tritt er auch mit Scherz, Muthwillen, Laune, Ironie an die wichtigsten Fragen des Lebens hinan. Diese Seite des deutschen Geistes ist in unserer Literatur zwar selten, aber doch kräftig repräsentirt; aber wenn auch repräsentirt, doch oft wenig beachtet. Wer liest zum Exempel jetzt noch den „Hans Sachs"? Und mit wie scharfem Spott, mit welchem poetischen Muthwillen greift er die Gebrechen seiner Zeit an! In dem Schmalkaldischen Kriege läßt er zum Beispiel einmal die Götter rathschlagen, wie den deutschen Landen zu helfen sei: Mars will mit Bomben und Granaten dreinschlagen, Phöbus will die Blinden erleuchten, Juno will durch Geldaustheilen Frieden herstellen, Minerva räth zur Gemeinnützigkeit; aber Gemeinsinn ist ein Ding, das man in Deutschland nirgend, selbst nicht einmal in den Reichsstädten kennt. Solche witzige, geistreiche Federn haben sich in Deutschland, wenigstens in jeder bedeutungsvollen Zeit, allemal gerührt. Allein von vielen Seiten her hat man die geistreichen, witzigen Köpfe ignorirt und nachdem man sie lange genug ignorirt hatte, negirte man sogar ihre Existenz. Das Entgegengesetzte geschah in Frankreich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Helvetius erklärt in seinem Buche vom Geiste, daß Dasjenige, was wir Wissenschaft nennen, nichts als eine Masse von Thatsachen, von Gedanken, von Behauptungen und Lehren Anderer enthalte; weit höher als die Wissenschaft müsse man den Geist achten, weil derselbe die Kraft sei, vermöge welcher der Mensch neue Gedanken, neue Ideen gebiert. Diesen esprit, esprit juste, esprit fort, esprit fin, bel esprit betrachtet er als eine untheilbare Kraft und beweist, daß der Geist einer Ninon de Lenclos, einer Lespinasse ganz dieselbe Bewunderung und Verehrung verdiene wie der eines Plato, weil es immer nur ein und derselbe Geist sei, der sich in der Lösung metaphysischer Fragen und in geselligem Witze auszeichne. In Deutschland sieht man bis auf diese Stunde die Sache anders an. Geistreich und witzig sein gilt für eine angenehme, aber sehr untergeordnete Begabung und wird dafür besonders von Denen ausgegeben, welche fühlen, daß sie selbst diese nützliche und wirksame Waffe entbehren.

Als Waffe gebraucht auch Hr. Kalisch, der Verf. der „Schlagschatten", sein achtbares Talent, bald als Angriffs-, bald als Trutzwaffe. Hr. Kalisch gehört der Gegenwart wie ein Lebendiger an; er kennt deutsches Wesen und deutsche Art; er zeichnet scharf, aber nicht carikirt, er befolgt ganz Cicero's Rath, welcher sagt: „Ne quid falsi audeas; ne quid veri dicere non audeas", das heißt, man soll nie den Thatsachen einen falschen Sinn unterlegen, aber auch nie zu feige sein, um den wahren Sinn auszusprechen. Hr. Kalisch nimmt zum Vorwurf seiner pikanten Artikel vorzugsweise das soziale Leben Deutschlands, ohne das politische auszuschließen; wo er

Digitized by Google

persönlich wird, bleibt er doch discret, ein Lob, das Prutz in seiner „Politischen Wochenstube" nicht ganz verdient. Der Witz unsers Verf. ist nie von blos provinzieller Färbung wie der berliner, nie zotenhaft wie der Heine'sche, nie blos affectirt wie der Saphir'sche; überhaupt ist der Witz des Hrn. Kalisch kein Judenwitz, so nennt nämlich Ref. diejenige Abart des Witzes, die um ihrer selbst willen existiren will. Als Satiriker spricht der Verf. der „Schlagschatten" ernst und kräftig; seine Artikel sind auch nicht mit Ballast von gelehrten Redensarten, Anspielungen, Citaten angefüllt, Alles schließt sich unmittelbar ans Leben und an die Gegenwart.

Diese guten Eigenschaften, die ich an dem genannten jungen Autor gelobt habe, finden sich freilich nicht in jedem Artikel seines Buches concentrirt; man findet sogar Artikel, in welchen einige jener guten Eigenschaften ungefähr ebenso latent sind wie zufolge der Darstellung des seligen berühmten Tobias Mayer die Wärme im Eis; indeß das Talent und Probe von dem Talent sind vorhanden. Wir würden das kritische Urtheil des Hrn. Kalisch noch höher achten, wenn er die Verse, die er von S. 235—322 mittheilt, ganz für sich behalten hätte. In denselben und mit denselben will er offenbar Heine verspotten; denn daß er ihn copiren wollte, ist doch nicht anzunehmen. Aber Ref. ist der Meinung, daß die Heine'sche Poesie bereits gerichtet ist; das Ursprüngliche in Heine ist, selbst in seinen frühern Liedern, nur sehr wenig gemacht ist fast Alles. Durch seine neuen Gedichte hat Heine bewiesen, wie wenig Achtung er vor sich selbst hat; man sollte ihn nun, wie die Todten, ruhig vermodern lassen.

Als Probe der Manier des Hrn. Kalisch theilen wir mit, was derselbe über die Hoffnung sagt: „Die deutsche Hoffnung lichtet nie den Anker; sie läßt sich den Sand der Dünen in die Augen streuen und wagt sich nicht ins Meer, ins große Meer der Weltbegebenheiten. Es ist merkwürdig, welche Zähigkeit die deutsche Nation im Festhalten der Hoffnung kundgibt. Die deutsche Nation gibt eher den Geist als die Hoffnung auf; aber es geht der deutschen Hoffnung wie der Cypresse, beide sind immer grün, aber auch immer an Gräber gepflanzt."

Was Hr. Kalisch über die schlechten Dichter sagt, wird beiweitem übertroffen von dem vortrefflichen Werkchen Liscow's: „Über die Nothwendigkeit elender Scribenten" (1734), welches von folgendem Satz ausgeht: Wenn auch die Esel zur Musik ungeschickt sind, so macht man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten; ebenso geben die elendesten Schriften Anlaß zu geistreichen Widerlegungen und Spottgeschichten. 25.

Bibliographie.

Albrecht, J. F., Die Taboriten vor Brünn. Historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 20 Ngr.

Behr, J. H. T., Die regen Bewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der christlichen Kirche im Lichte des Pfingstfestes. Predigt. Gera, Kanitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Amtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin 1844. 3te Lieferung. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Berthet, Elie, Das Schloß Montbrun. Scenen aus dem 14. Jahrhundert, zur Zeit Carl V. Übersetzt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Carové, F. W., Über Emancipation der Juden, Philosophie des Judenthums und jüdische Reformprojecte zu Berlin und Frankfurt a. M. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 25 Ngr.

Czerski, J., Sendschreiben an alle christlich-apostolisch-katholischen Gemeinden. Landsberg a. d. W., Volger und Klein. 8. 3 Ngr.

Dornau, J., Die dunkeln Rosen. Roman aus der Zeit der französischen Revolution. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Fürstedler, L., Frühlingsträume. Novellen und Erzählungen. Zwei Theile. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Geheimnisse der Arzneikunst. Berichte eines ergrauten Arztes. Leipzig, Teubner. 12. 12 Ngr.

Hudemann, K. E., Mago's Schicksale und die Begebenheiten vor der Schlacht bei Zama. Schleswig, Bruhn. 4. 8 Ngr.

Kaltenbrunner, C. A., Oberösterreichische Lieder. Linz, Fink. 8. 1 Thlr.

König, C. B., Der rechte Standpunkt (1te Fortsetzung) in Sachen der protestantischen Freunde. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Külb, P. H., Länder- und Völkerkunde in Biographien. 3te Lieferung. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lefebvre, A., Geschichte der Cabinette Europas während des Consulats und des Kaiserthums 1800—1815, nach den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 2ter Band: Von der Einführung des Kaiserthums bis zum Ende des Feldzugs in Preußen (1806). Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die vier katholischen Lehrer und die „deutsch-katholische Angelegenheit" in Halberstadt. Magdeburg, Mazzuchi. Gr. 8. 2 Ngr.

Leichenpredigten auf den König Gustav Adolph, welche in den Jahren 1632 und 1633 in verschiedenen deutschen Städten gehalten wurden, in Auszügen herausgegeben von C. Bonhard. Gießen, Heyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Neueste Liederkrone, geflochten von gesammelten Perlen aus schnöde verdrängten schönen, hochpoetischen, altehrwürdigen, echtchristgläubigen Gesangbüchern. Ein Anhang zu allen rationalistisch-verflachten, abgeschwächten und verwässerten neuen Gesangbüchern. Von Orthodorus Christianus. Leipzig, Expedition der Liederkrone. Gr. 8. 9 Ngr.

Marlinski, A., Gesammelte Schriften. Aus dem Russischen von P. Löbenstein. 4ter Band: Fregatte Nadjedscha. Ein Seeroman. Leipzig, Thomas. 8. 25 Ngr.

Moll, H., Die Armuthsnoth in ihrer wahren Entstehung und sichern Bekämpfung, und: Wie hat eine Gemeinde sich zur erfolgreichen Bekämpfung der in ihr vorhandenen Armuth zu organisiren? Solingen, Amberger. Gr. 12. 7½ Ngr.

Möller, J. F., Gottesdienst der Preußen am 3. August 1844 in Kaiser-Franzens-Bad. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3⅓ Ngr.

— — So ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden. Fastenpredigt über Joh. 8, 21—24. Magdeburg, Heinrichshofen. 3⅓ Ngr.

Rock, Aus und über Rom. Aus dem Englischen. Reutlingen, Mäcken Sohn. Gr. 12. 26⅔ Ngr.

Röder, J. A., Bemerkungen über die Heilkräfte der Mineralquellen zu Sennfeld bei Schweinfurt. Schweinfurt, Giegler. 8. 12½ Ngr.

Der Sauerbrunnen zu Bilin in Böhmen. Chemisch untersucht von J. Redtenbacher; in therapeutischer Hinsicht geschildert von A. E. Reuß. Prag. Gr. 8. 15 Ngr.

Schels, J. B., Kriegsgeschichte der Östreicher. 2ten Bandes 2ter und 3ter Theil. Wien, Heubner. Gr. 8. Das vollständige Werk in vier Theilen kostet 6 Thlr.

Schloffer's, F. C., Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schmid, L., Fünf Predigten in den letztverflossenen Jahren in Gießen gehalten und nun zu einiger Erwägung für unsere Tage herausgegeben. Gießen, Heyer. 8. 7½ Ngr.

Sie wissen, was sie wollen! Eine Vertheidigungsschrift in Sachen der „protestantischen Freunde". Als Rechtsgutachten abgefaßt von einem sächsischen Juristen. Leipzig, Friese. 1846. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 225. — 13. August 1845.

Über Dickens' Romane.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Dickens hat vielleicht mehr als irgend ein anderer darstellender Schriftsteller das Sichtbare in sein Bereich gezogen. Er beginnt nicht nur jede Scene mit einer Beschreibung der Localität, sodaß wir aufs entschiedenste darauf angewiesen sind, was in ihr vorgeht, uns in dieser vorzustellen; er hat auch zu den alten ruinenhaften Häusern, in denen seine Geschichten meistens spielen, und zu der ganzen räumlichen Umgebung ein ganz eigenes inniges Seelenverhältniß. Wie sein Komiker in „Master Humphrey's clock" horcht er auf die Mysterien, welche ihm ein Trödlerladen mitzutheilen weiß, und hält Zwiesprache mit den Bollwerken im Hafen. Wie idyllisch ist die Geschichte eines Ladens, der zu immer ärmern und ärmern Eigenthümern herabsinkt; wie elegisch die Erzählung der Schicksale eines stolzen Familiensitzes alter Zeit, der zum Fuhrmannswirthshause geworden! Nie hat ein Schriftsteller einen so feinen Sinn für die Physiognomik der täglichen Umgebung gezeigt. Die Hammerschläge des Meister Warden im 41. Capitel des „Barnaby Rudge" zaubern uns eine ganze Straße voll Sonnenschein und lebendem Verkehr vor Augen. Oder es liegen an der Landungsbrücke zwei Dampfschiffe nebeneinander, sodaß man, um auf das eine zu kommen, das andere passiren muß. Ein Passagier geräth auf das unrechte; sie gehen ab; der Irrthum wird zu spät bemerkt; allgemeine halbspöttische Theilnahme — freilich ein höchst alltägliches Ereigniß, aber wie der Atlas eines Gerard Terburg ein alltäglicher Stoff ist.

Die Physiognomik seiner Umgebung ist bei Dickens so lebendig, daß man sich wundern müßte, wenn sie nicht zu wirklicher Belebung fortginge. Er vergegenwärtigt sich die eigenthümliche Stimmung, wenn man diesen Ausdruck über das Fach der Landschaft hinaus gebrauchen darf, welche die Gegenstände und Situationen zeigen, mit so energischer Bestimmtheit, daß sie sich in sich selbst zum Selbstbewußtsein steigert und als Person objectivirt. Dies ist der Ursprung seiner gelungensten Charaktere. Sie sind die Seelen ihrer Umgebung, die Dämonen gleichsam, welche in den verwitterten Häusern hausen und mit ihnen verwittern, wie die Hamadryade mit ihrem Baume stirbt; oder wenn er gewisse Stände schildert, wie im Sam Weller den Omnibuskutscher, so ist Das, was er uns vorführt, nicht ein abstracter Begriff, sondern was die Alten den Genius einer bestimmten Existenz nannten — die lebendige Essenz und individuelle Beseelung der Omnibuskutscherei.

Hieraus erklärt sich auch der Mangel an Entwickelung in seinen Charakteren zugleich mit ihrem Mangel an Einheit. Eine Situation gab ihnen das Dasein — kann sich nicht verändern, ohne eine andere zu werden. Ein genius loci bleibt immer derselbe, denn die räumlichen Verhältnisse, die er repräsentirt, sind an und für sich etwas Ruhendes.

Von Allem, was Dickens in die Augen fiel, mußte ihm die Menschengestalt am interessantesten sein; die Gestalt des Menschen, denn in großen Städten, wo man täglich große Massen von Individuen sieht, von deren Innerm man gar nichts weiß, gewöhnt man sich unvermerkt sich nur unter ihr den Menschen vorzustellen, man vergißt, daß jeder Einzelne ein unschätzbares Selbst ist. Aber dieser Verlust wird durch einen Umweg wieder ersetzt. Jeder, der bestimmten Geschäften nachgeht, begegnet an gewissen Stunden des Tages ungefähr denselben Personen. In kleinen Orten kennt er sie oder erfährt bald, wer sie sind; in großen ist er darauf angewiesen, sie aus ihrem Äußern zu errathen — man denkt sich, wer Dieser oder Jener wol sein möge, man construirt sich seine Geschichte. Dies ist die Quelle der andern Hälfte von Dickens' Charakteren. Nur Ein Beispiel, aber ein schlagendes: Jeder hat einmal ein vierzehnjähriges Mädchen gesehen, bei dem, vielleicht in Folge erblicher Anlage zur Schwindsucht, ein tödtliches Verblühen an die Stelle des Aufblühens selbst zu treten schien. Nun halte man sich an die reine Erscheinung, und vergesse Alles, was man sonst von ihr erfahren; gibt nicht die Kindlichkeit zusammen mit dem sinnenden Blick, der freilich jene nicht trüben kann, weil er nur das Sinnen des Körpers über seiner eigenen Vernichtung ausspricht, unmittelbar eine Nelly Trent? Daher führt Dickens alle seine Personen mit einer ausführlichen Beschreibung ein, und diese soll man, wie häufige Rückweisungen zeigen, beständig gegenwärtig behalten, man soll sie beständig sehen. Ließe sich eine von ihnen einen der häufig fehlenden Knöpfe annähen, es müßte ihr gehen

Digitized by Google

wie der alten Frau im Ammenliede, die, als ihr ein Räuber ein Stück Rock abgeschnitten hatte, in schweren Zweifel gerieth, ob sie es auch noch wäre.

Ist nun nach alle Diesem Dickens Humorist? Nicht eigentlich, denn der Humor hat wesentlich das Selbst des Menschen zum Gegenstande, bei ihm aber ist dieses etwas Abgeleitetes. Aber verwandt ist er in seiner Productionsweise dem Humor allerdings, denn alle Schilderung des Kleinlebens ist — und darum nennen wir auch die holländischen Maler Humoristen — mit einer gewissen Selbstironie verbunden.

So viel von der gesunden Lebensgrundlage und dem heimischen Sinne, auf denen Dickens' Werke beruhen. Es bekommt seine größte Bestätigung durch dasjenige unter ihnen, in welchem er den heimatlichen Boden verläßt. Die „American notes" sind, weil er, was er jenseit des Oceans kennen lernte, nicht von Jugend auf in oft wiederholter sinniger Betrachtung durchlebt hatte, durchaus stoffartiger Natur; ein beständiges Besuchen von Gefängnissen und Hospitälern und Excerpiren von Zeitungen, kaum nothwendig aufgestutzt mit allerlei Witzen, wie sie — man denke z. B. an das Dampfschiff von ½ Procent Kraft — in einem Kreise freundschaftlich gesinnter Damen jedem nicht ganz von der Natur Verwahrlosten allenfalls zu Gebote stehen.

Gleichwol möchte gerade von dieser Reise her eine neue Periode seiner Autorschaft zu datiren sein. Es ist nicht unsere Absicht, uns mit einer altklugen Bemerkung über den persönlichen Bildungsgang eines so talentvollen Mannes aufzudrängen; es handelt sich hier nur um den ästhetischen Charakter seiner Werke. Beruht, was diese Vorzügliches haben, auf der lebendigen Ergreifung der nächsten Umgebung, so möchten ihre Fehler vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß dem Verf. seine Gegenstände zu nahe gewesen. Er bringt es nicht zum Humor, weil es ihm an einer totalen Befreiuung gebricht; er wird nicht wahrer Künstler, weil er sich nicht dazu herauszuarbeiten gewußt, die Gegenstände in freiem Spiele zu combiniren. Die zeitweilige Entfernung von dem Schauplatze seiner bisherigen Schilderungen, die Anschauung einer zu seinen heimatlichen Zuständen um so mehr in entschiedenem Gegensatz stehenden Volksthümlichkeit, da sie auf denselben Grundlagen beruht, dürfte ihm behülflich gewesen sein, eine bis dahin nicht erreichte Stufe zu ersteigen. Wenigstens zeigt sich in dem letzten seiner Romane: „The life and adventures of Martin Chuzzlewit", ein ganz anderer Geist. Die malerischen und genreartigen Elemente beginnen sich hier mit etwas Tieferm zu durchdringen. Die Selbstsucht in den verschiedenen Gestalten, auch als Nationalcharakter der Amerikaner, z. B. in der entschiedenen Ungemüthlichkeit ihres häuslichen Lebens, scheint die Grundlage des Buches zu sein. Die Personen haben Fleisch und Blut, sogar das junge Mädchen Mary Graham, ein Punkt, worin sich sonst Dickens von den gewöhnlichen Romanschreibern der Engländer nicht unterscheidet. Tom Pinch, der Unterdrückte, ist nicht so hülflos wie sonst ähnliche Figuren; er hat Freunde, ja Jeder, der ihn kennt, liebt ihn; seine Abreise erinnert lebhaft an die des Walt in den „Flegeljahren". Endlich ist Mark Tapley nicht mehr ein bloßer Perückenstock, der vom Verf. mit allerlei guten Einfällen behängt wird, sondern wirklich selbst Humorist, ohne daß es darum der Geschichte selbst mangelte, durch die Einführung eines doppelten Martin von vornherein einen humoristischen Charakter zu gewinnen. Alles Dieses scheint uns zu der Hoffnung zu berechtigen, daß, wenn es Dickens bisher beliebt hat, seine einzelnen Studien zu veröffentlichen, wenn auch nicht ohne gar manche von ihren zu zierlichen Genrebildern abzurunden, er sich von jetzt an einer zwar nicht so voluminösen, aber in Beziehung auf die höhern Kunstfoderungen weniger ungenügenden Thätigkeit zuwenden werde.

Wilhelm Danzel.

Die Hochlande von Äthiopien.

Politische Blätter haben gegen die Hochlande von Äthiopien, d. h. gegen das unter diesem Titel: „The Highlands of Aethiopia", vom Major Harris (3 Bde., London 1844) herausgegebene Werk Sturm geläutet. An d. Bl. ist das vorübergeschwirrt. Um Politik im Allgemeinen und um auswärtige Politik insbesondere kümmern diese sich nur, wenn es just Noth thut. Ob aber Engländer oder Franzosen den König von Schoa beherrschen und ob Harris quoad Politik der Wahrheit gemäß, oder mit feindlicher Gesinnung gegen Frankreich geschrieben, das wird keinen Becker zu einem Rheinliede begeistern. Das Buch hat jedoch literarische Verdienste, von welchen den literarischen Blättern einige Notiznahme obliegt. Es ist wol das erste, welches über einen so beträchtlichen Landstrich wie die Hochlande von Äthiopien und über die Sitten und Gebräuche der dortigen Menschen, die sich obendrein zu einer Art Christenthum bekennen, ebenso ausführliche als glaubwürdige Kunde bringt. Und so sei auch nur letztere Gegenstand nachfolgender Mittheilung.

Der ostensible Hauptzweck, Handelsverbindungen mit Schoa anzuknüpfen, und was sonst die englische Regierung im Vereine mit der Ostindischen Compagnie zu der Gesandtschaft bewogen, an deren Spitze Major Harris stand, liegt außerhalb der gezogenen Schranke. Wir schließen uns dem Botschafter an, wie er Tajura verläßt mit einem kleinen europäischen und einem großen unbequemen ostindischen Gefolge von 170 Kameelen, welche theils die dem Könige von Schoa zugedachten Geschenke, theils das Gepäck trugen. Die ganze Reise war eine Kette von Schwierigkeiten und Gefahren, und einen Vorgeschmack Dessen, worauf man sich gefaßt zu machen, bot gleich anfangs der Zug durch Bahr Assal, „ein ungelüftetes Teufelsloch", 570 Fuß unter der Meeresfläche, wo kein Lüftchen die Haut kühlte und der Widerschein einer weißen Salzfläche die Augen blendete, während ein trockener Ofendunst einen unauslöschlichen Durst erzeugte und das Thermometer im Schatten von Mänteln und Schirmen 126 Grad zeigte. Es dauerte ziemlich zwei Monate, ehe die Gesellschaft aus dem „Teufelsloche" herauskam, und in der Zwischenzeit waren zwei Europäer unter Banditendolchen gefallen und die überlebenden von offenen Feinden geplündert, von angeblichen Freunden betrogen und bestohlen worden. Dann war man am Fuße der abyssinischen Alpen, und hier, „wie vom Stab des Magikers berührt, verwandelte sich die dürre, versengte Wüste in grüne liebliche Fluren, eine Fläche fröhlich gedeihender Cultur. Auf der Spitze jedes fruchtbaren Hügels lag ein friedliches Dörfchen, jedes ländliche Thal durchirrte ein krystallener Bach; überall Heerden und Geflügel. Die frische Bergluft duftete von Hagerosen und Jasmin, und beflittert mit Klee, Maßlieb und Butterblumen hauchte der weiche, grüne Rasen bei jedem

Digitized by Google

Schritte das Aroma der Münze und des Thymian". Jetzt wurde den Kameelen ihre Last abgenommen und auf die Schultern von 600 Muselmännern gelegt, in deren Begleitung die Gesandtschaft auf einer rauhen, steinigen Straße über Berg und Thal zog, im Schatten wilder Rosenbäume und hochgewachsenen Geisblattes, begrüßt von den staunenden Blicken der Landleute von Schoa und angelächelt von heitern Gruppen behaubter Frauen in Scharlach- und karmoisiner Kleidung. Eine kurze Reise brachte nach Alio Amba, wo der Verf. sammt Gefolge eine Menge Verdrießlichkeiten erfuhr, unzertrennlich von der Eifersucht und der Neugier der Beamten, von schlechten Lebensmitteln, schmutziger Wohnung und Regengüssen, anderer Übelstände zu geschweigen. Eine Hauptursache war die Gewohnheit des Königs, alle Gesandtschaften längere Zeit warten zu lassen, damit sie die Ehre endlicher Annahme gebührend zu würdigen lernen. Und unglücklicherweise blieb der König diesmal seiner Gewohnheit doppelt treu, weil sein Anfangs sehr heftiges Verlangen nach den Geschenken durch die von einem seiner Satelliten erforschte und brühwarm gemeldete Neuigkeit, daß eine große Kiste nichts enthalte als lederne Schnallen, Nägel und eschene Speichen — Theile eines Seiner Majestät bestimmten Wagens —, beträchtlich gedämpft worden war. Die Zeit der unangenehmen Verzögerung kürzte sich der Verf. durch den Besuch des einfallenden Jahrmarkts. „Honig, Baumwolle, Körner und andere Verbrauchsartikel, das Erzeugniß des Landbaus aus Amhara, sind zum Kauf oder Tausch ausgestellt. Der Kaufmann von Danhali producirt sein schillerndes Lager von Perlen, Metallknöpfen, buntem Zwirn und Glassachen. Der wilde Galla kauert neben dem Ertrage seiner Heerden und der muselmännische Händler bringt von fernen Stämmen Straußfedern und ähnliche Curiositäten. Ballen baumwollenes Zeuch und Kaffeesäcke aus Caffa und Enárea liegen allerwärts aufgeschichtet." Unbeengt von einem Haremsverbote wanderten Frauen umher, steuerten jedoch, wie der Verf. bemerkt, zu den Reizen des Ortes sehr wenig bei, indem die Natur das sanftere Geschlecht jenes Landes etwas stiefmütterlich behandelt.

Endlich ließ der König melden, daß er bereit, die Gesandtschaft in seinem Palaste Machal-Wans zu empfangen, einem köstlich gelegenen Gebäude mit weißem, konischem Dache, inmitten eines Haines von Wachholderbäumen und Cypressen, überragt von einem schön beholzten Hügel, der am äußersten Ende eines Thals von den Ufern eines rauschenden Bergstroms jäh emporsteigt. Nach einer Menge kleiner Förmlichkeiten begab sich die englische Gesandtschaft, strahlend in Federbüschen und Goldstickerei, beim Donner der Kanonen, sechs Schuß in der Minute, und umringt von stierenden Haufen, zu Pferd nach dem Schlosse und wurde eingelassen. Persische Teppiche von allen Größen, Farben und Mustern bedeckten den Boden des Empfangzimmers, zu dessen beiden Seiten geräumige Alkoven. In dem einen loderte ein lustiges Holzfeuer, von faullenzenden Katzen umlagert. In dem andern auf einer Ottomane von geblümtem Atlas, umstanden von runzeligen Eunuchen und jugendlichen Ehrenpagen, gestützt auf lichte Sammetkissen, ruhte in äthiopischer Grandezza Seine christliche Majestät Sähela Seläſſie, angethan mit seidenem arabischen Unterkleide von grünem Brocat und darüber eine weitfaltige Robe von weißem, in Abyssinien gefertigten Baumwollenstoffe, mit breiten karmoisinen Streifen und Borduren. Vierzig Sommer hatten seine dunkle Stirn leichthin gefurcht und sein dichtes Haupthaar ein wenig grau gefarbt, und wiewol der Verlust des linken Auges seinem Aussehen schadete, war doch der Ausdruck seines Gesichts männlich und angenehm. Begrüßungen wurden getauscht, dann dem funkelnden Auge des Monarchen die kostbaren Geschenke gezeigt, schwere brüsseler Teppiche, Kaschmirshawle, Delhitücher, Geschmeide, zierliche Schlaguhren, Spieldosen und — ihm über Alles willkommen — 300 Flinten und der Wagen, früher der verachtete, jetzt von Allen bewunderte. „Gott mag's Euch vergelten, ich kann es nicht", sagte der König.

Sähela Seläſſie, „die Gnade der Dreieinigkeit", siebenter König von Schoa, mit Zunamen Menilek, zählte 12 Jahre, als die Ermordung seines Vaters Wossen Suggud ihn aus dem Kloster auf den Thron führte und die Zügel einer despotischen Regierung über ein uncivilisirtes christliches Volk in seine Hände legte. Sein Charakter scheint ein seltsames Gemisch von Gut und Böse. Geiz, Argwohn, Betrug und Aberglauben auf der einen, versöhnende Eigenschaften auf der andern Seite. Trotz seiner Dankbarkeit für die prächtigen Geschenke, und trotz scheinbar unbedingten Vertrauens zu Major Harris, gegen welchen die Bigoterie eines unwissenden Klerus und der Eigennutz der Hofschranzen sich in aller Weise auflehnte, war Sähela Seläſſie nie zufrieden, begehrte immer etwas Neues. Dagegen erfüllte er einen dringenden Wunsch des Gesandten, indem er die Sitte abschaffte, die Verwandten des Königshauses, von deren Ehrgeiz etwas zu befürchten, einzukerkern, und entließ sieben Prinzen aus langer und lästiger Gefangenschaft. Jeden Morgen, außer Sonnabend und Sonntag, widmet er den Staatsgeschäften, erörtert Berufungen und entscheidet Klagen. Nach verrichteter Andacht besichtigt er seine Ställe und Werkstätten, spendet Almosen, fertigt Boten ab und ertheilt Privataudienzen. Um 3 Uhr speist er allein. Sobald er fertig, werden die Thüren geöffnet und Kriegsleute nehmen an einer langen Tafel Platz. Musik erheitert das Mahl und Gesänge erschallen zum Preis und Ruhm des freigebigen Fürsten, der, während die Tafel dreimal frisch besetzt wird und die ganze Aristokratie dinirt, Briefe liest und einem Schreiber in die Feder sagt. Reich oder Arm, Jeder hat das Recht, mit Klagen und Berufungen zu erscheinen. Jeden hört der König aufmerksam an und fällt schnellen, meist richtigen Spruch. Um 5 Uhr zieht er sich in seine Gemächer zurück, wo theils Gebete, theils starke Getränke, bald allein, bald in Gesellschaft seine Abendstunden ausfüllen. Um Mitternacht wird er vom Lager gerufen, in der Heiligen Schrift zu lesen, und Geistliche singen bis an den Morgen Hymnen, die bösen Geister fern zu halten. Erlauben es die Geschäfte und ist die Witterung günstig, so reitet der König aus; 400 oder 500 Reisige folgen. Dann steigt er zuweilen ab, sitzt Stunden lang am Rande eines trauten Baches, lauscht dem sanften Gemurmel, spricht zwischendurch mit seiner Umgebung oder beobachtet die Übungen der Reiter, nimmt sogar Bittschriften an und entscheidet. Eingedenk des seinen Vater getroffenen Schicksals geht er nie unbewaffnet. Gut bezahlte und erprobte Krieger hüten des Nachts sein Lager und mit Sonnenuntergang werden die Palastthore geschlossen und bis am Morgen sorgsam bewacht. Aus religiösen wie aus weltlichen Beweggründen gewährt der König eine Menge Unterstützungen an Geld, Brot, selbst Meth, dem größten Luxusartikel. Da er Kirchen und Klöster reich beschenkt und selten etwas ausführt, ohne vorher mit seiner fanatischen Geistlichkeit sich zu vernehmen, steht er bei dieser in hoher Gunst. Auch befördert er, so viel an ihm, die Wissenschaften und verwendet auf Ansammlung alter Handschriften beträchtliche Geldsummen.

Eine Hauptfinanzquelle des Königs ist die Abgabe auf Sklaven. Je der Zehnte wird sein Eigenthum; bei allen hat er ein Vorkaufsrecht und erhebt von jedem einen Transitozoll von vier Stück Salz, in länglicher Form, die gangbarste Münzsorte. Da jährlich zwischen 15 und 20,000 Sklaven durch sein Gebiet nach der Küste geführt werden, schätzt man den Ertrag auf 800 Pf. St. Eigene Sklaven, männliche und weibliche, hält der König über 8000. Von den weiblichen sind 300 in seinem Harem. Die andern werden zu Hausdiensten verwendet und jede erhält täglich eine Portion Gerstenmehl, woraus sie zwei Brote bäckt. Was sie sonst braucht, muß sie anderweit erwerben. Die Meisten verdingen sich für ihre freie Zeit in Familien. Der Verf. theilt hinsichtlich dieses Sklavenwesens viel Betrübendes mit, und es muß daher freuen, daß der von ihm zu Stande gebrachte Handelsvertrag mindestens ein Schritt zur Abstellung ist

Digitized by Google

Die Eingeborenen der äthiopischen Hochlande haben regelmäßige kaukasische Gesichtszüge, langes glänzendes Haar und eine Farbe, die vom dunkelsten Negerschwarz in eine Art Braun oder Olivengrün übergeht. Die Männer sind schlank, stark und kräftig. Die Frauen minder. Schönheit ist Letztern nicht unbedingt abzusprechen; nur fehlt es ziemlich Allen an Lieblichkeit, und dabei thun sie das Mögliche, sich häßlicher zu machen als sie von Natur sind. Die scheußliche Malerei der rothen Indianer und das fürchterliche Aufschlitzen der Neuseeländerinnen dünken ihnen unwiderstehliche Reize. Nichts aber geht ihnen über das Ausraufen der Augenbrauen und Bemalung der kahlen Stelle mit einem schmalen, gebogenen, blauen Striche. Eine Salbe von Ocker und Fett auf den Backen hat schon deshalb hohen Werth, weil blos Reiche den Aufwand bestreiten können. Der Kopf wird entweder geschoren, oder mit einem Fettlappen umwunden, oder mit einer Garnitur Locken behangen und diese mit ranziger Butter aufgeklebt. Unter der Brust fängt ein weites Sackhemde an, das ungeheuere Ärmel hat und um den Leib gegürtet wird. Ein über den Kopf geworfenes Tuch fällt tief herab. Für gewöhnlich tragen sie große schwarze Holznägel in den Ohren, zur Gala Nägel von Silber oder Zinn und Arm- und Knöchelbänder von demselben Metall. Das vollständige Costume einer vornehmen Frau erfodert blaue und vergoldete Perlen, eine Menge Amulets, roth gefärbte Füße und Hände, Citronenschale oder ein wohlriechendes Kraut in der Nase und einen aus dem Munde hängenden Blumenstrauß. Die Männer, vom König bis zum Bauer, schlagen ein locker gewebtes, grobes Baumwollentuch in zierlichem Faltenwurf um den Körper, gürten die Lenden mit einem ähnlichen, viele Ellen langen Tuche und haben weite Beinkleider fast bis an die Knie. Ein Schild, eine Lanze und ein Schwert sind die Nationalwaffen. Der Sklav hüllt sich in ein rohes Schaffell. Der Krieger trägt auf dem Marsche und im Gefecht ein Panther- oder Leopardenfell über der Schulter. Eins hat der Bettler mit dem Könige gemein. Niemand außer den Priestern trägt Schuhe oder eine Kopfbedeckung. Amulete und Ringe sind bei den Männern ebenso häufig wie bei den Frauen, und in Ermangelung von Rasirmessern beschneiden sie Wangen und Kinn mit schlechten Scheren. Wasser, Taback und Kaffee verabscheuen sie als muselmännisch. Der gute Christ reinigt sich des Morgens die Augenwinkel mit einem Zipfel seines schmuzigen Gewandes. Dagegen wenden sie stundenlange Sorgfalt auf das Ordnen des Haars. Bald tragen sie es in dicken, niederhängenden Locken, bald zu runden Kügelchen gekräuselt, bald perückenartig gekämmt und toupirt, bald in vier Abtheilungen gescheitelt, aber stets mit ranziger Butter gesalbt. Ein Klumpen wird in die Hand genommen, ein wenig gerieben, dann auf den Kopf gelegt. Das Übrige thut die Sonne, und das geschmolzene, mit Schmuz gemischte Fett tropft über Gesicht und Nacken. Aber auch das ist ein Luxus, den Viele sich nicht erzeugen können. Schwarze oder gelbe Kleidung, oder das tägliche Gewand durch den Koth gezogen, ist die übliche Trauer. Eine dünne Schnur von dunkelblauer Seide, mateb genannt, bezeichnet den Christen. Familiennamen gibt es nicht und die Menschen reifen ebenso schnell als sie altern. Mädchen werden im zwölften Jahre Mütter. Die Häuser bestehen wie in der Urzeit aus Sparrwerk, dürftig mit Lehm verklebt, und es geschieht, wie der Verf. sagt, daß „die Morgensonne aufgeht, Zeuge der Wahrheit des biblischen Spruchs zu sein: Er baute sein Haus auf Sand und die steigende Flut hat es weggeschwemmt". Fenster sind Löcher in den Wänden mit Laden, sonst nichts. Wo das Thermometer nie über 65 Grad steht, ist künstliche Wärme unentbehrlich. Aber die Spalten in der Thür und die Löcher in den Wänden sind der einzige Abzug des Rauchs. Daher Alles verräuchert und schmuzig. Das Geräth beschränkt sich meistens auf einen weidengeflochtenen Tisch, eine Ochsenhaut und eine wackelige Bettstelle. Da man von Schleußen und Kanälen nichts weiß, bilden sich um die Wohnungen stagnirende Sümpfe höchst unaromatischen Geruchs. Geflügel, Maulthiere, Pferde und Schweine, alle leben unter einem Dache, und an Krankheiten ist da natürlich kein Mangel.

Die Sittlichkeit befindet sich auf niederer Stufe, denn die Ehe ist nicht das heilige Band der Gesellschaft. Ein Mädchen gilt nach ihrem Besitzthume und die Erbin eines Hauses, eines Feldes oder einer Bettstelle kann eines Ehemanns gewiß sein. Einen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern kennt man nicht; daher weder eheliche Liebe noch Treue. Die Masse der Nation sind Ackerbauer, und obwol Jeder bei Strafe von 20 Salzstücken dem Rufe zu den Waffen folgen soll, kann doch Jeder mittels eines Topfes Honig oder einiger Ellen Tuch Urlaub erwirken. Nur thun es die Wenigsten, weil die Meisten auf Plünderung hoffen. Welcher Große nicht eine Gouverneursstelle bekleidet, der verbringt seine Zeit mit Müßiggang und Spiel. Die Frauen besorgen das Hauswesen, Sklaven und Diener die Feldwirthschaft. Besuche werden früh gemacht und man vermeidet die Essenszeit, um nicht zu scheinen, man wolle sich zu Tische laden. Geht ein vornehmer Mann aus, so geschieht es in Begleitung seiner Diener. Die Ehrfurchtsbezeigung besteht in Niederfallen auf die Erde und theilweiser Entkleidung.

Man speist des Tages zweimal, Mittags und nach Sonnenuntergang. Vorher wird ein Feuer angezündet und die Hausthür verriegelt. Männer und Frauen sitzen beisammen, suchen die besten Bissen aus, werfen sie sich gegenseitig in den Mund und wischen die Finger an den Kuchen ab, welche statt der Schüsseln dienen und später von der Dienerschaft verzehrt weeden. Rohes Fleisch bildet ein Hauptgericht. Der Stier wird vor dem Hause niedergeworfen, der Kopf abgeschnitten und das noch warme Fleisch aufgesetzt. Zu sauerm Breke genießt man ein stimulirendes Getränk von Zwiebeln, rothem Pfeffer und Salz. Die Zubereitung des Meth ist ein Vorrecht des Königs. Wer welchen erlangen kann, geht selten nüchtern zu Bett. Außerdem wird Bier in großen Quantitäten getrunken. Gibt es kein Gelag, geht man nach der zweiten Mahlzeit schlafen und deckt sich mit seiner Kleidung zu. Während der Hälfte des Jahres ist der Genuß von Fleisch, Eiern, Butter und Milch verboten. Man begnügt sich an einem Gericht gekochten Weizen, Erbsen und Kohl mit etwas Öl. Vom Höchsten zum Niedrigsten wird gebettelt. Was sie sehen, wollen sie haben; denn sie behaupten, ehe das Kind zur Welt komme, strecke es die Hand nach einem Geschenke aus.

Der Grundbesitz ist hoch besteuert und die Erhaltung der Klöster erdrückt das Volk. Die Straßen sind schlecht, Brücken selten; ebenso Schulen. Selbst der Feldbau ist noch in seinem primitiven Zustande und dennoch der Ertrag so reich, daß, wie der Verf. sagt, „wenn dem dortigen Landwirthe nur ein wenig europäische Kenntniß eingetrichtert werden könnte, das Königreich Schoa ein unerschöpflicher Speicher der besten Landesfrüchte werden müßte". 23.

Notiz.

Die englischen Zeitungen berichteten vor einigen Wochen als Beweis, mit welcher Sicherheit man dem Publicum werthvolle Kunst- und andere Sammlungen unentgeltlich öffnen kann, den Erfolg des Beispiels, welches die Verwaltung des Swansea Royal Institution gegeben, die am Pfingstmontag und Dienstag allen sich Meldenden den Zutritt verstattet; es wurden während dieser Tage in den Räumen dieser Gesellschaft sechs Vorlesungen gehalten und der Menge war gestattet, in dem dazu gehörigen Garten zu lustwandeln. Obwol in beiden Tagen gegen 12,000 Personen die Anstalt besuchten, fiel nicht das mindeste Ungehörige vor. Die öffentlichen Stimmen dort zu Lande hoffen, daß das von jener Verwaltung gegebene Beispiel von allen ähnlichen Anstalten nachgeahmt und dadurch ein neues Bildungsmittel für die Massen ins Leben gerufen werden möge. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 226. — 14. August 1845.

Geiechenlieder von Wilhelm Müller. Neue vollständige Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 24 Ngr.

Die „Griechenlieder" Wilhelm Müller's gehörten der Zeit an, welche die lebendige Begeisterung in der Brust des Dichters zu erwecken vermochte; sie waren für das Volk geschrieben, das seine Gesinnungen in den Worten des Dichtees wiedererkannte, und, erfüllt von Liebe für das griechische Volk, in seine Töne mit einstimmen konnte. Es waeen politische Gedichte, Gedichte der Gegenwart, in der sie geboren waren, für die sie leben und wirken sollten. Es mochte daher gewagt erscheinen, dieselben jetzt von neuem herauszugeben, jetzt, wo die Verhältnisse, die sie berühren, so gänzlich umgestaltet sind, wo der Zweck, dem sie galten, zwar nicht erreicht, aber verschwunden und der poetische Rausch der Begeisterung längst entflohen ist.

Doch geeade hierin liegt der sicherste Prüfstein für den wahren, poetischen Werth politischer Gedichte, wenn sie nicht nue ihree, sondern auch noch einee spätern Zeit angehören können. Mir nun, als dem Sohne des Verstorbenen, steht es am wenigsten zu, ein kritisches Uetheil übee diese Gedichte auszusprechen, da dies nur das Geschäft eines unbefangenen Literaturhistorikers sein kann. Mir war es genug, zu wissen, daß das Publicum jenen Liedern auch jetzt noch eine eege Theilnahme schenke, um, besonders in der jetzigen Zeit, eine Auffoderung zu einer neuen Ausgabe zu finden, die jetzt mit einigen handschriftlichen Nachträgen vermehrt erschienen ist. Ja, ich hielt es selbst für eine Pflicht, gerade in der jüngst vergangenen Zeit das Andenken derselben wieder von neuem aufzufrischen, da ich glaubte, daß ein Zurückgehen in die frühern Zeiten des geiechischen Freiheitskampfes wol am besten dazu beitragen könne, die gegenwärtigen Erscheinungen desselben richtiger zu begreifen. Hatte es doch fast den Anschein, als wolle das deutsche Volk das wahre Wesen des letzten Kampfes ganz misveestehen, als wolle es sich irre führen lassen duech die Verdächtigungen und Beschimpfungen, die dem ganzen Volke der Griechen von Denen so eeichlich gespendet wurden, die sich in iheen Berechnungen getäuscht sahen und ihren Grimm geen auch in das Herz des Volks verpflanzen wollten. Zwar vermag es unter den jetzigen Umständen wol Niemand, ein richtiges Urtheil über alle Einzelheiten und Triebfedern eines politischen Ereignisses zu erlangen, da die meisten Organe, die dem Volke über Thatsachen und Beweggründe Aufschluß geben sollen, eben nur dazu ausersehen scheinen, sein Urtheil zu verwirren und nach der Ansicht Derer zu stimmen, denen wol daran gelegen sein muß, das wirkliche Wahre zu verheimlichen oder durch widersprechende Berichte zu verdunkeln. Das abee hätte man doch nie veegessen sollen, daß, wie auch die dunkeln Machinationen bei der letzten griechischen Erhebung gewirkt haben mögen, wie schlechtes Licht auch auf einzelne Persönlichkeiten fallen mochte, die sich besonders dabei thätig bewiesen, dennoch das eigentlichste Wesen dieses langen Kampfes stets dasselbe geblieben ist und bleiben mußte: das Ringen eines wiedererwachten Volks nach Nationalität und Freiheit. Hierin liegt das urspeüngliche Recht, was alles andere Uneecht vergessen lassen, das wenigstens vor Allem berücksichtigt weeden muß, ehe wir ein hartes Urtheil über das Streben des ganzen Volks auszusprechen wagen. Nicht die Begeisterung für den Namen der Griechen und die phantasiereichen Erinnerungen, die sich unwillkuelich mit demselben verschwistern, sollten, wie dies vielleicht frühee geschehen ist, unsern Blick übee Vieles hinwegsehen, wol aber das richtige Auffassen der heiligsten Rechte eines Volks uns die innerste Bedeutung ihres schweren Kampfes wahrhaft einsehen lassen.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus die letzten Ereignisse in Griechenland, fragen wir danach, was das Volk seiner jetzigen Lage nach wollen und thun mußte, so werden wir nicht leugnen können, daß trotz aller Verderbniß, die man demselben aufgebürdet hat, dennoch ein ediee Grundzug zu erkennen ist, wie ja überall, wo der Einzelne einen aufopfernden, wenn auch verzweifelten Kampf für das Allgemeine, für das Volk, wagt. Und gerade Das, womit man den Haß der Völkee gegen die Geiechen erwecken wollte, die Undankbarkeit gegen die deutsche Nation, gerade Das darf man ihnen am wenigsten als Veebeechen oder Gemeinheit aneechnen. Das Streben des griechischen Volks geht nach freier, selbständiger Nationalität, diesem Steeben war der übermäßige Einfluß der Fremden hinderlich, da diese nicht mit in die Interessen des griechischen Volks aufgingen,

Digitized by Google

sondern ihre eigenen verfolgten. Wie es nun die Pflicht eines jeden Volks ist, die Herrschaft fremder Fürsten und fremder Beamten von sich zu werfen, wenn es nicht aufhören will, selbst Nation zu sein, so war auch das griechische Volk moralisch verpflichtet, vor Allem die schädlichen Einflüsse, die seiner nationalen, selbständigen Entwickelung von außen her drohten, rücksichtslos zu entfernen. Hierauf, auf diese nothwendige Selbständigkeit und Unabhängigkeit von andern Mächten, weist auch schon der Dichter der „Griechenlieder" hin und ahnt das Unheil, was der Sache der Freiheit von dort aus droht.

Brüder, schaut nicht in die Ferne nach der Fremden Schutz hinaus,
Schaut, wenn ihr wollt sicher schauen, nur in euer Herz und Haus.
Findet ihr für eure Freiheit da nicht heilige Gewähr,
Nun und nimmer, Brüder, nimmer kömmt sie euch von außen her.
Selber hast du aufgeladen dir der Knechtschaft schweres Joch,
Selber hast du es getragen, und du trügst es heute noch,
Hättest du darauf gewartet, hochgelobtes Griechenland,
Daß es dir vom Nacken heben sollte eine fremde Hand.
Selber mußt du für dich kämpfen, wie du selber dich befreit,
Dein die Schuld und dein die Buße, dein die Palme nach dem Streit.
Viele werden dich beklagen, Viele dir Gebete weih'n,
Viele sich für dich verwenden, Viele deine Rather sein —
Hofft du mehr? Bau' auf die Hoffnung deiner Freiheit Veste nicht,
Daß der Grund, auf dem sie ruhet, nicht den Bau zu Trümmern bricht.
Deiner alten Freiheit Ehre ist der neuen Welt gerecht,
Denn der Freie schläft im Grabe so geduldig wie der Knecht.
Lege reuig deine Waffen nieder vor des Türken Thron,
Beuge friedlich deinen Nacken zu dem alten Sklavenfrohn:
Dann, dann magst du sicher bauen auf die Macht der Christenheit,
Dann, dann magst du sicher hoffen, daß der Türke dir verzeiht.
Ruh' und Friede will Europa — Warum hast du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig dich bethört?
Hoff' auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn,
Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron.
Hellas, wohin schaut dein Auge? — Sohn, ich schau' empor zu Gott —
Gott, mein Trost in Schuld und Buße, Gott, mein Hort in Kampf und Tod!

In den Gedichten dieser Art spricht sich die wahre Gesinnung des Dichters am klarsten aus; seine politischen Ansichten finden in ihnen ihr treuestes Organ, während in vielen andern Liedern, die sich an einzelne Ereignisse knüpfen, mehr das Reinpoetische der Sache selbst hervortritt. Man hat daher auch oft gemeint, daß nicht sowol das Erhabene und Poetische, was in jedem Freiheitskampf liegt, die erste Anregung für den Dichter gewesen sei, sondern daß diese vielmehr in dem äußern Glanz gelegen habe, der die griechische Revolution umgab, theils durch die Thaten ihres Alterthums, theils durch die emporragenden Persönlichkeiten des ersten Kampfes. Um gegen dieses Vorurtheil aus dem Geiste des Dichters selbst zu protestiren, um zu zeigen, wie auch die poesielosesten Ereignisse den Dichter zu lyrischer Begeisterung oder satirischer Bitterkeit fortzureißen vermochten, eben weil er den wahren Gehalt der griechischen Sache nicht in äußerm Flitter, sondern in den unveräußerlichen heiligen Rechten des Volks und der Menschheit selbst erkannte, schien es mir nicht unpassend, die Gedichte, die sich noch aus letzter Zeit in dem Nachlasse gefunden hatten, der Öffentlichkeit, für die sie bestimmt und der sie nur durch fremden Einfluß entzogen waren, zu übergeben. Ihr poetischer Werth mag vielleicht vielen aus früherer Zeit nicht gleichkommen, desto mehr aber tritt in ihnen der Werth der Gesinnung hervor und sie weisen dem Dichter am schärfsten und entschiedensten den Standpunkt an, den er durch seine Gesinnung verdient hat. Die Zeit, in der diese Lieder entstanden, war in der That nicht reicher an wahrhaft poetischen Momenten als die jüngste Epoche des griechischen Freiheitskampfes. An die Stelle der eigenen, großen und männlichen That trat schon mehr und mehr die berechnende Schwäche, die prosaische Kälte der Diplomatie, durch die alles Natürliche, Edle und Hohe vernichtet und beschimpft wird. Aber dennoch erlahmte die Kraft des Dichters nicht unter der Last der Gewöhnlichkeit, sein Auge erkannte stets das Hohe und Edle, dem sein Lied galt, oder er zog das Niedere und Gemeine in seiner ganzen Nacktheit hervor und schwang die Geißel der Satire über das Haupt der Heuchler und Pharisäer. Das ist aber die höchste Kraft des Dichters, wenn selbst das Gemeine und Prosaische der poetischen Glut weichen muß, wenn in der Seele des Dichters selbst das Niedere sich zum Erhabenen wiedergeblert, und in dieser Beziehung schien mir besonders auch die Hymne auf den spanischen Helden Riego bemerkenswerth, wo selbst der Galgen der Henker sich wölden muß zum Triumphbogen der Freiheit.

Dies im Allgemeinen über den Standpunkt, von dem aus ich die neue Ausgabe der „Griechenlieder" zu betrachten fodere. Eine Kritik zu schreiben wage ich nicht und habe dies als unpassend sogleich abgewiesen. Statt dessen möchte es aber wol von Interesse sein, wenn ich schließlich noch die Urtheile solcher Männer zusammenstelle, die in der damaligen Zeit selbst am besten ein Urtheil zu fällen vermochten. Ich habe dazu Stellen aus Briefen von Fouqué, Tieck, Matthisson, dem schwedischen Dichter Atterbom und Heinrich Heine gewählt, die mir nicht nur des Gegenstandes, sondern auch der Persönlichkeiten wegen wichtig erschienen, da wir zugleich sehen, wie jene Männer, theils über politische Poesie, über die „Griechenlieder" und die Sache der Griechen dachten. So schreibt zuerst Fouqué:

Neuhausen, 5 Juli 1821.

Möge die heitere Zuversicht, womit Sie, mein geehrter und sehr lieber Freund, früherhin meinen verzögerten Dank für Ihre anmuthigen Lieder erwarteten, sich auch noch jetzt bewährt haben, wo ich es so lange verschob, über die Verschiedenheit unserer politischen Ansichten Ihren vertraulichen Äußerungen zu begegnen! Ich denke jedoch — auch zuversichtlich meinerseits —, es wird sich wol so gestaltet haben. Wer sich, wie wir Beide, in der höchsten Liebe zu Gott und dem Erlöser begegnet, wer könnte da noch fürchten, durch das Weltgetriebe auseinandergerissen zu werden! Und dann noch das anmuthige

Digitized by Google

Blütengewinde der Poesie unserer Seelen im lieblichen und doch oft so ernsten Spiele zusammenknüpfend, nein, wahrlich es hat mit unserm Verhältnisse keine Noth, wie dies ja auch Ihr freundlicher Brief so innig ausspricht.

Aber eben deswegen, Offenheit gegen Offenheit: worin denn sollen die Fürsten den Völkern nicht Wort gehalten haben? Versprochen sie, uns das Paradies aufzuthun? Das thaten sie nicht und konnten es nicht. Versprochen sie, abzudanken, und eine Republik beliebig zu organisiren, oder auch sich nur constitutionnel dergestalt die Hände zu binden, daß sie aus Fürsten zu precairen Präsidenten herabstiegen? Das thaten sie nicht und durften es nicht. Oder versprochen sie, unter der Nivellirung ihres Scepters alle ihre Unterthanen gleich zu machen? Wiederum heißt es nach meinem Katechismus: das thaten sie nicht und durften es nicht. Und welchen von den drei Fällen hätten wir wol erfahren mögen? Daß aber die Verfassung nicht gleich nach beendetem Kampfe überall vollrüstig hervorsprang, ich denke, darüber könnten wir, die wir solche geschwinde Experimente sammt deren Erfolgen anderwärts betrachten können, uns weit eher freuen als beklagen. Fix ist dergleichen nach dem gewöhnlichen Provinzialismus allerdings, aber nicht nach dem wissenschaftlichen Ausdruck. Als Kind nur jenen Provinzialismus kennend und doch von Fixsternen sprechen hörend, dachte ich zuversichtlich, Fixsterne seien die fixesten, das heißt die geschwindesten unter allen, das heißt Sternschnuppen. Sollten nicht die raschen Constitutionsmacher in einem ähnlichen Irrthum befangen sein?

Nehmen Sie mit gutem, heiterm Herzen auf, was ich aus gutem, heiterm Herzen gebe. Gott mit uns!

Freundschaftlich und innig der Ihrige

Fouqué.

Der nächste Brief geht zwar weniger auf die „Griechenlieder" und die Sache der Griechen, doch ist er vielleicht mehr für Fouqué's damalige Beschäftigungen und Richtungen von Bedeutung.

Neuhausen, 2. Nov. 1821.

Mein innig geliebter Freund!

Ihre Lieder der Griechen haben mich in tiefster Seele angeregt und erfreut. Was ich dabei anders sehe als Sie, wird Ihnen, will's Gott, in kurzem eine kleine Schrift aussprechen, die ich schon vor mehren Wochen für die griechischen Angelegenheiten aufgesetzt und unserm Jeune zur Druckbeförderung — das etwanige Honorar dem Besten der Hellenen widmend — übergeben hatte. Die Censur nahm die Sache, wie billig, genau prüfend, ertheilte aber dennoch am Schluß ein unbedingtes Imprimatur. Nun aber stockte das kleine Unternehmen an der Bedenklichkeit eines Buchhändlers, der absolut nicht vor erfolgter russischer Kriegserklärung drucken wollte. Ich bin denn aber endlich im Sturmschritt durchgedrungen, und erwarte nun mit jedem Posttag Exemplare. Jenes Zögern und dieses Harren ist daran Schuld, daß ich Ihnen nicht früher antwortete. Ich dachte immer, Ihnen mein Büchlein (sit venia verbo) gleich mitzuschicken. Sie, lieber Müller, sind mir durch Brief und Lieder, wenn's anginge, wiederum noch lieber geworden. Ihr „Ewiger Jude" ist ein rechtes Meisterlied!

Ich habe Mancherlei gearbeitet seit dem vorigen Winter; unter Anderm ein Trauerspiel: „Don Carlos", mit einer Zueignung an Schiller. Ich möchte Sie gern etwas neugierig darauf machen, und schreibe darum nichts Näheres davon. — Jetzt arbeite ich an einer Bretanischen Ritterfage in Prosa, aber mit vielen Liedern durchwoben, „Ritter Elidrud" geheißen. Ich denke darin einen Dämon zu bekämpfen, der mich fast mein ganzes Leben hindurch umhergejagt hat, und dem ich erst jetzt einigermaßen Herr zu werden beginne. Doch wird dieses Gespenst weder so unumwunden noch so personificirt ausgesprochen, als der Atraeura in meinem „Verfolgten", den ich Sie doch auch zu lesen bitte. Lassen Sie mich bald hören, wie Ihnen mein „Vertrand" zugesagt hat, Sie echter Dichter und echter Mensch!

Von ganzem Herzen der Ihrige

Fouqué.

Ein Jahr später sehen wir Fouqué von größerer Begeisterung für die Sache der Griechen erfüllt, und sein altritterlicher Charakter, gepaart mit religiöser Hingebung, spricht sich deutlich in folgenden Worten aus:

Neuhausen, 22. Nov. 1822.

Geliebter Freund!

— — — — — — — — —

Ihre „Griechenlieder" tönen mir Kampfesluft in die Seele, und doch auch halten sie mir die Kraft der Ergebung — nicht die leichteste — still und klar. Lieber Müller, ich hätte wol manchmal — trotz meiner 45 Jahre — Lust, innige, ernste Lust zu einem Zuge dahinaus! Zu einem schönen Tode in irgend einer hellenisch blühenden Ebene oder einem uralt geweihten Paß! Wie Gott will! Es sind wol noch wunderlichere Dinge wirklich geworden. Für verlassen von den größern irdischen Mächten halte ich unsere Hellenen noch immer nicht. Namentlich bin ich überzeugt, daß Kaiser Alexander sie im Herzen trägt. Aber vielleicht eben weil die höchste Macht das schwer bedrängte Volk noch unendlich schöner am Herzen trägt, ward vielleicht durch die Teufeleien andererseits jede auswärtige Hülfe für Hellas noch bis jetzt gehemmt, ja wahrhaft unmöglich gemacht. Sieht es nicht dem ungeübtern Auge wie eine Art von Grausamkeit aus, wenn die Mutter ihr weinendes Kind am Boden liegen läßt? Und doch, um in den Besitz eigener Vollkraft zu gelangen, muß es sich erst in Angst und Thränen abarbeiten nach dem ersehnten Ziel. Es versteht sich, ich rede hier nur von der allerhöchsten Macht!

— — — — — — — — —

Nun Gott mit uns!

Innig und treu der Ihrige

Fouqué.

Wenn uns in den Briefen Fouqué's mehr das Interesse an der Sache selbst entgegentritt, wobei wir zugleich die verschiedenen Richtungen beider Dichter erkennen können, so finden wir in einem Briefe des schwedischen Dichters Atterbom ein größeres Eingehen auf die Gedichte selbst, wenngleich er nur kurz sein Urtheil über dieselben ausspricht. Er schreibt:

Upsala, 2. Juni 1823.

Ihre „Lieder der Griechen" haben mir außerordentlich gefallen, sie sind, nach meinem Gefühle, das Trefflichste, was Sie bis jetzt als Dichter geleistet, und gehören überhaupt zu dem Besten, was die deutsche Lyrik aufweisen kann. Der schöne Stoff ist mit würdiger Wahrheit behandelt, die verschiedenen Persönlichkeiten und Situationen sind einfach und treu durchgedacht und durchgefühlt; die Sprache ist prunklos, aber warm und gediegen, der Vers heroisch und volltönend kurz, man fühlt, daß Sie diese Lieder mit dem Herzen gedichtet haben, und zwar mit dem ganzen. Ich werde sie entweder alle, oder wenigstens einige von ihnen in meinem nächsten „Poetischen Kalender" übersetzen, um damit manchen schwedischen Griechenfreund zu erfreuen. Das Herrlichste bei dem Griechenkriege ist, daß die Griechen sich selbst durch Gottes Hülfe befreien, und daß sie durch das russische Zaudern und Plaudern, durch das endlose Klügeln und Spintisiren sämmtlicher europäischen Cabinete gezwungen worden sind, alle die Anlagen und Kräfte aus den Tiefen ihrer zertretenen Volksthümlichkeit hervorzurufen, über welche jetzt Europa erstaunt. Ob wir wol binnen Verlauf eines Jahres das Konstantin'sche Labarum über den Zinnen Konstantinopels werden prangen sehen?

So weit der schwedische Dichter. Nur Weniges will

Digitized by Google

ich aus einem in Eile geschriebenen Brief Ludwig Tieck's mittheilen, was dennoch hinreichen wird, die Ansichten dieses Mannes über politische Poesie in der damaligen Zeit zu erkennen.

Dresden, 3. Mai 1822.

Meinen späten, aber doch wol nicht zu späten Dank für Ihre freundliche Erinnerung meiner, um so erfreulicher, weil sie zugleich einen neuen Beweis Ihres schönen Talents mir überbrachte. Rührend sind die Töne, auch erhebend; nur die Form ist mir zuweilen zu figürlich, fast gesucht; die unmittelbare Klage der Begeisterung des Dichters würde, mein' ich, besser thun. Ich würde (ich spreche nur von mir) zagen; es ist schwer, die Gegenwart dichterisch richtig zu sehen, noch schwerer, es poetisch auszusprechen. Dies ist aber nicht gemeint, sie furchtsam zu machen. — —

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Die Irländer im fremden Solddienst.

Man hat schon eine Menge Vergleiche zwischen dem Schicksale der Polen und dem der Irländer aufgefunden, und wir erinnern uns, erst kürzlich eine solche Parallele in einer deutschen Zeitschrift gelesen zu haben, die besonders in Hervorhebung der neuern Ereignisse im „grünen Eiland" und des sittlichen Aufschwungs, den das Volk dort genommen, ganz zu Gunsten des ersischen Stammes ausgefallen. Unsers Bedünkens ist man dabei sehr ungerecht verfahren, da man gänzlich außer Augen gesetzt, daß die Eroberer Irlands ein hochcivilisirtes, in politischer Freiheit gereiftes Volk waren, während die eigentlichen Unterdrücker Polens Stämmen angehören, bei denen unter den Richtern noch starke Zweifel herrschen, auf welcher Seite der Grenze der Gesittung und des Halbbarbarenthums sie stehen. Gewisse Mittel der volksgemäßen und menschheitlichen Fortbildung konnte bei den innigen Beziehungen, in denen England zu Irland stand, das Erstere beim schlimmsten Willen dem Letztern nicht vorenthalten. Zwischen Rußland und Polen liegen, wie Jeder sieht, die Dinge ganz anders. Da macht nur das Gewicht der Masse und der Gewalt seinen Einfluß geltend. Wenn also überhaupt ein Vergleich zwischen beiden, abgesehen von ihren Schicksalen, gänzlich verschiedenen Nationen sich anstellen ließ, so würde er nur zu Gunsten der Polen ausfallen müssen. Der aus dem Vaterland verbannte, oder durch das Unglück desselben sich selbst verbannende Ire wie der Pole hat bekanntlich im Solde der fremden Nationen Unterhalt, Trost und oft auch Rache gegen die Unterdrücker seines Landes gesucht und gefunden. Aber die Geschichte jenes Lebens im Fremddienst der beiden Völker zeigt uns im Allgemeinen den Polen in edlerer, wenn man will ritterlicherer Erscheinung als den Iren. Es ist vor kurzem von dem verstorbenen irischen Rechtsgelehrten Mathew O'Conner ein Werk erschienen: „Military history of the Irish nation, comprising a memoir of the Irish brigade in the service of France", welches, obwol der Verf. von glühender Liebe zu seinen Landsleuten und von ebenso glühendem Hasse gegen die Engländer beseelt ist, zahlreiche Belege für unsere Meinung darbietet. Die durch blutige Gewaltthat bezwungenen und geknechteten Iren scharten sich unter die Fahnen jener Monarchen, die auf dem europäischen Festland dasselbe Verfahren gegen die von ihnen unterworfenen Völker einschlugen; sie wurden ihre treuesten, tapfersten, grausamsten, blutgierigsten Soldknechte. Während die von den englischen Gewaltregierungen Heinrich VIII., der Maria und der ersten Stuarts bedrückten Briten, Katholiken wie Protestanten, massenweise nach den Colonien auswanderten und im lebendigen Haß der Knechtschaft die Keime zu jenem freien Gemeinwesen legten, die in ihrer einmüthigen Erhebung Jahrhunderte später dem Mutterlande bewiesen, daß der Geist des britischen Volks in ihm fortgelebt und zu weiterer Entwickelung gekommen, verdingten sich die auswandernden Iren an die Schlächter der freien Flandern und an die französischen Bluthochzeiter. Irländer bemannten zum großen Theil jene unüberwindliche Armada Philipp's II., welche die letzte Burg der Freiheit in Europa zu bezwingen bestimmt war; Irländer bildeten einen großen Theil jener Horden, die in den für ihre verbrieften Rechte aufgestandenen Niederlanden Greuel und Schandthat übten; Irländer waren es, die bei jenem empörenden Einfall der Franzosen in die friedliche Pfalz die scheußlichsten Dinge sich zu Schulden kommen ließen, die später im französischen Solddienste im Waadtlande so grausam und furchtbar hausten, daß noch heutzutage das Andenken an jene wilden Gäste dort nicht erloschen. Es ist wahr, nach Erhebung der Niederlande traten auch einige irische Truppen in den Dienst der Generalstaaten, aber unter den Fahnen des Despotismus „tapfer und treu", bewährten sie sich dort als Feiglinge und Verräther; die irische Besatzung Deventers übergab den Spaniern diese Veste und ging zu ihnen über, wie dies später auf gleiche Weise mit einer andern Festung geschah. Wenn die polnische Legion in Ägypten, Italien, Spanien und Westindien und wo sie sonst der französische Ehrgeiz verwendete, nicht eben die besten Gäste gewesen sein mögen, so haben diese Sarmaten sich doch nie solche Dinge zu Schulden kommen lassen und treu sind sie der Fahne trotz Elend und Mühsal stets geblieben. Die Irländer haben mehr die Rolle von bloßen Landsknechten und Miethlingen gespielt und Walter Scott hat sie in seinem Dalgetti als solche trefflich conterfeit. Wir erfahren aus dem vor kurzem erschienenen und in d. Bl. bereits erwähnten Werke: „The letters and dispatches of John Churchhill, first duke of Marlborough, from 1702 to 1712", daß während des spanischen Erbfolgekriegs in Portugal ein großer Theil der in dortigen Diensten stehenden Irländer unter die englischen Fahnen herübergezogen wurden, indem man ihnen dieselbe Löhnung wie den Engländern und den gleichen Rang, den sie im feindlichen Heere einnahmen, zusagte, und im Feldzug von 1705 schreibt Marlborough an den Kriegssecretair: „Ich weiß nicht, wo die irischen Regimenter im französischen Sold diese Campagne ihren Dienst versehen werden, aber wahrscheinlich kommen einige an die Mosel zu stehen. In diesem Falle, glaube ich, würde es nicht schwer halten, davon eine gute Anzahl zu vermögen, jenen Dienst zu verlassen, wenn mir gestattet werden würde, ihnen irgend eine Aufmunterung zu geben, und deshalb will ich Sie bitten, die erste Gelegenheit zu ergreifen, bei der Königin (Anna) darum anzuhalten; und sobald die Minister es für rathsam erachten, hier dieselben Maßregeln zu ergreifen wie in Portugal." Der große Staatsmann, der Marlborough war, fühlte wohl, daß den Irländern, um sie zu gewinnen, noch andere Gerechtigkeit werden müsse als gleiche Löhnung und gleicher Rang im Heere vor dem Feinde für die irischen Söldner; aber die Stunde der Gerechtigkeit für Irland hatte noch nicht geschlagen. Erst als unter den schützenden Rechtsformen, welche die englische Verfassung in Zeiten des Friedens und der innern Ruhe gewährte, jene consequente Aufregung und Bearbeitung des Volks beginnen konnte, an dessen Spitze sein großer Agitator steht, erst da schlug diese Stunde. Den günstigen Umständen ist sie nicht weniger beizumessen als der Tüchtigkeit des Volks. Die Gerechtigkeit aber erheischt, daß man auf Kosten einer unglücklichen, aller Mittel zur Selbsthülfe beraubten, unter dem ehernen Joche eines übermächtigen Siegers erliegenden Nation nicht jenes Selbstermannen Irlands rühme, wie dies jüngst und, wenn wir uns nicht irren, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" geschehen ist. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 227. — 15. August 1845.

Griechenlieder von Wilhelm Müller. Neue vollständige Ausgabe.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Auffallend wird es scheinen, wie hingegen Matthisson sich einverstanden mit dieser Richtung der Poesie, sowol der rein lyrischen als auch der thatkräftig politischen, zeigte, indem er Folgendes schreibt:

Stuttgart, 1. Febr. 1821.

Verehrter Herr!

Angenehm überrascht hat mich das freundliche Geschenk Ihrer Muse. Empfangen Sie dafür meinen herzlichen Dank. Gestern las ich im Literarischen Conversationsblatte das darüber ausgesprochene Urtheil, welches ich heute mit Vergnügen unterschreibe. Nur füge ich noch hinzu, daß mir in keines neuern Dichters Gesängen Goethe's Geist fühlbarer zu wehen scheint als in den Ihrigen. Doch ist dieser Geist zugleich ein eigenthümlicher, der das Numine afflatur im hohen Grade offenbar macht. Ebenso wüßte ich auch außer Goethe Niemand, der die römische Volkswelt lebendiger und naturgetreuer (wie aus dem Spiegel) dargestellt hätte als der Verfasser des mit allgemeinem Beifall gekrönten Werks über Rom, Römer und Römerinnen. Ich las es mit lebhaftem Interesse zuerst in Florenz, wohin es ein Reisender mit über die Alpen gebracht hatte. Auch ohne den Umstand, daß der Urheber meinem geliebten Dessau angehört, würde das geniale und anziehende Buch mir einen durchaus reinen und unvermischten Genuß gewährt haben. Dies war auch der Fall bei der kritischen Musterung, die Sie mit ebenso viel Geschmack als Urtheilskraft über die gewaltige Legion der italischen Reisebücher im Hermes zu halten angefangen haben. In frühern Jahren habe ich zu dieser Legion auch ein kleines Contingent gestellt, das ich aber seit meinem letzten halbjährigen Aufenthalt in Florenz gern wieder zurücknähme. Ich hoffe, Sie werden dasselbe in der Fortsetzung Ihres Aufsatzes mit Stillschweigen übergehen. Das arme Italien! Verurtheilt per servir sempre, o vinetrice o vinta! — —

Ein Jahr später, im März 1822, schreibt Matthisson ebenfalls aus Stuttgart, über den Eindruck, den die ersten Griechenlieder auf ihn und überhaupt in den literarischen Kreisen dort gemacht haben:

Seit ich so glücklich war, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, mein hochgeschätzter Freund, erklingt mir Ihre Leier doppelt harmonisch, welches nicht bei allen Sängern unsers Parnassus, die ich von Angesicht sah, der Fall war. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für das köstliche Geschenk Ihrer Griechengesänge, über die es im Publicum und in den Zeitschriften nur Eine Stimme gibt, nämlich die des gerechtesten Beifalls. Zum Beweise, welche Sensation die „Lieder der Griechen" hier in Stuttgart hervorbrachten, nur Folgendes: Am Morgen nach der Ankunft der ersten Exemplare in unsern Buchhandlungen, lagen gegen zwanzig Abschriften von dem herrlichen „Empor! empor!" auf den Lesetischen unsers Museums. Von den tiefen Eindrücken, welche diese Gesänge voll Kraft, Feuer und Leben beim Vorlesen hervorbringen, haben mich mehre Erfahrungen überzeugt. — — Mit Hochachtung und herzlicher Theilnahme Ihr ganz eigener

Matthisson.

Dies wären etwa die wichtigsten Notizen, die ich aus dem Briefwechsel meines Vaters, von dem freilich nur wenig noch vorhanden war, zusammenstellen wollte, so weit es auf die „Griechenlieder" selbst Bezug hatte.

Zum Schluß mögen hier noch zwei Briefe stehen, die vielleicht auch von einiger literar-historischen Wichtigkeit sind. Der eine noch von Fouqué über die lyrischen Gedichte Wilhelm Müller's und ihre Stellung zur damaligen Zeit; der andere, von Heinrich Heine, der über das tiefste, ursprüngliche Wesen dieses unglücklichen verlorenen Dichters einen Aufschluß gibt, wie man ihn sonst wol nirgend so rein und wahr finden kann, und woraus sich vielleicht der Ausspruch erklärlich macht, daß man Heine einen frühen Tod, Wilhelm Müller ein längeres Leben gewünscht hätte.

Neuhausen, 18. März 1821.

Wie es zugehen mochte, daß ich, mein sehr geliebter Müller, Ihrer lieben Briefes- und Liedersendung so gar lange stumm bleiben konnte — Gott weiß es! Aber gewiß: im Herzen war ich nicht stumm, und auch mit der Zunge nicht, denn allen Freunden sprach ich meine Freude über Ihre lebensfrischen Dichtungen aus. Dergleichen gibt uns andern deutschen Poeten Zuversicht auf das frische Leben des deutschen Ganges, der sonst — bald in der Gleichgültigkeit stumpfer Hörer, bald in den Prätensionswirbeln anmaßender Meister — bisweilen unterzugehen droht. Aber nein! Das läßt der liebe Gott nicht zu. Sie, lieber Müller, haben mich mit Ihren Liedesquellen recht frisch und fröhlich erquickt. Vielleicht hat Ihnen das unser Wilhelm Hensel schon ausgesprochen, mit dem ich mich über Sie und Ihre Lieder recht innig in Berlin besprach.

Aber: in Berlin! So lieb ich den Königssitz unserer Herrscher auch habe, den Zusammenfluß so vieler edler Bestrebungen, so wenig ist doch der Aufenthalt dort eine Zeit fürs Schreiben, und dennoch mußte ich sehr Vieles dort schreiben: Literarisches und Anderes sonst.

Dabei war mir immer, als müßten meine freudig angeregten Geistesfunken, durch Ihre Lieder erweckt, unmittelbar zu Ihnen hinüberfliegen, als müßten Sie es wissen, meine Tochter habe mich ausdrücklich gebeten, Ihre schönen Lieder nach Berlin mitzunehmen, und was der ähnlichen Dinge mehr waren.

Nun freilich, Sie konnten das nicht wissen, und mochten

Digitized by Google

mich wol im tiefsten Herzen für einen erkalteten Poeten halten, der Liedern, wie die Ihrigen es sind, nicht besser zu begegnen wisse.

Denken Sie das aber — bitte ich recht herzlich — doch ja nicht mehr, sondern nehmen Sie mit innigem Herzen meinen Herzensdank auf.

Sollte ich etwas aus dem Blütengarten ganz absonderlich lieb bezeichnen, so wären es die Estherlieder. So lieblich, so fromm, so keusch auch in Bezug auf das Höchste! Und vorzüglich das letztere Lob sagt aus meinem Herzen sehr viel.

— — — — — — — — — — —

Der Ihrige Fouqué.

Hamburg, 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Übersendung meiner Reisebilder einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der Poesie geht es noch besser und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee" gehört zu meinen letzten Gedichten und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum nicht blos zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'schen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das Intermezzo schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen, späterhin, als ich in Bonn studirte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder und sämmtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der conventionnellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lecture Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten, vorhandenen Volksliedformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich sind, ohne daß man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhland's Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln Alles was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht, und hat es als Liederdichter wol ein Ende, und das mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme und Sie werden in den nächsten Bänden der Reisebilder viel prosaisch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes lesen. Absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir Beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammengenannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden sein. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel sage.

Ihr sehr ergebener H. Heine.

Max Müller.

Des associations religieuses dans le catholicisme, de leur esprit, de leur histoire et de leur avenir. Par *Ch. Lenormant*. Paris 1845.

Es ist eine interessante, bemerkenswerthe Erscheinung, welche der tiefern Bedeutung nicht ermangelt, daß plötzlich, da der Kampf um Freiheit des Unterrichts, der Streit der Geistlichkeit und der Gesammtheit des Unterrichtswesens noch lebhaft entbrennt, im Schooße der Universität ein Vertheidiger der ultramontanen Bestrebungen, ein Fürsprecher für die Jesuiten und lebhafter Bewunderer des Mönchswesens aufgestanden ist. Wir hatten schon geglaubt, alle Glieder des vom Staate geleiteten Unterrichtswesens würden zusammenhalten und mit vereinten Kräften die Angriffe der Jesuiten abweisen; aber siehe da, diese Letztern haben sich eingeschlichen in das feindliche Lager und schon bricht Zwiespalt in demselben aus. Doch nein, wir würden Hrn. Lenormant — denn der ist der Professor, welcher die Vertheidigung des zerrütteten Mönchskrams auf seine stämmigen Schultern genommen hat — Unrecht thun, wenn wir zu erkennen geben wollten, als glaubten wir ihn im Dienste der priesterlichen Partei. Nein, dieser Gedanke sei von uns fern. Wir halten vielmehr die Ansicht, welche er in seinem neuesten Werke ausspricht, für seine aufrichtige Überzeugung, wenngleich es uns nicht recht einleuchten will, wie man auf dem Wege ernster historischer Forschung zu einer so großen Befangenheit des Urtheils gelangen kann.

So viel wollen wir dem Verf. gern einräumen und zugestehen, daß in dem Streite, welcher jetzt in Bezug auf die Einrichtung und Stellung des öffentlichen Unterrichts in Frankreich entflammt ist, von Seiten der Vertheidiger der Universität viel Übertriebenes gegen die katholische Geistlichkeit und gegen die Jesuiten vorgebracht ist; aber wo gäbe es wol eine ernste, tiefgreifende Streitfrage, bei der nicht stets auf beiden Seiten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet würde, wo eine lebhafte Polemik, bei der man jedes Wort der streitenden Parteien auf die Goldwage gelegt hätte? Und wenn auf Seiten der Universität und ihrer Verfechter zugestandenermaßen durch Übertreibung gefehlt ist, haben die wortreichen Glaubenshelden, welche sich jetzt stellen, als wollten sie die Freiheit des Unterrichts erkämpfen und die doch nur ihre eigene Macht und Herrschaft zu begründen streben, nicht etwa die vom Staate gegründeten und überwachten Erziehungsanstalten mit so grellen Farben geschildert, daß man glauben sollte, es wären Räuberhöhlen und Örter des grausigsten Verderbens? Wahrlich auch hier wieder ist innerhalb und außerhalb Ilion gefehlt, und wenn man die eine Partei der Übertreibung zeihen will, so darf die andere nicht ohne Weiteres freigesprochen werden. Auch in dem Punkte wollen wir Hrn. Lenormant noch beipflichten, daß die Klöster und die übrigen geistlichen Associationen besonders während der Dauer des Mittelalters der Entwickelung des menschlichen Geistes und der Wissenschaften wesentliche und namhafte Dienste geleistet haben. Aber wer hätte denn das jemals ernstlich in Zweifel gezogen? Wenn man behauptet hat, daß die mönchischen Institutionen sich überlebt haben, daß sie dem geistigen Umschwunge unserer Zeit nicht mehr entsprechen, daß sie sogar in einzelnen Ländern

Digitized by Google

wie z. B. in Spanien zum großen Verderben gereicht haben, so heißt ja das noch nicht, daß man die Leistungen der Mönche für die Erhaltung wichtiger Denkmale aus dem Alterthume und für die Pflege einzelner Disciplinen leugnen oder geringschätzen will. Man braucht ja nur die wichtigen Arbeiten des Benedictinerordens ins Auge zu fassen, um darin selbstredende Zeugnisse des gewissenhaftesten und treuesten Fleißes zu erkennen. Nicht im gleichen Grade aber können wir Dem beipflichten, was der Verf. zum Preis und Ruhme der Jesuiten vorbringt. Abgesehen von der ganzen Bedeutung und Wirksamkeit dieses Ordens, die wir für unser Theil, für schändlich, für frevelhaft am freien Geiste der Menschheit halten, können wir unmöglich zugeben, daß die Verdienste desselben um Wissenschaften und Künste irgendwie besonders hoch anzuschlagen wären. Wenn man die ungeheuern Mittel, welche diesem Orden zu Gebote stehen, seine consequente Organisation, welche nicht wenig zur gesteigerten Thätigkeit desselben beitragen muß, betrachtet, so erscheint Das, was einzelne Ordensmitglieder für die Pflege und zum Gedeihen dieser oder jener Disciplin Förderliches gethan haben, in der That sehr geringfügig und unbedeutend. Das vernichtende Urtheil Pascal's in seinen „Lettres provinciales" können wir in dieser Beziehung heutigentags noch unbedingt unterschreiben. Wir erkennen nämlich in alle Dem, was Lenormant und vor ihm Smets in einer eigenen, höchst unwissenschaftlichen Schrift auf Rechnung des Jesuitenordens setzen möchten, nur vereinzelte, unzusammenhängende Bestrebungen, die unmöglich als Zeugniß einer wissenschaftlichen Richtung im Allgemeinen angesehen werden können. Dem Orden als solchem hat die Pflege und der Anbau der Wissenschaften selbst niemals preiswürdige Aufgabe geschienen. Nur da, wo die Erreichung praktischer Zwecke damit verbunden war, wurde auch die Erwerbung gediegener Kenntnisse als wünschenswerth erachtet. Ebenso wenig können wir es über uns gewinnen, in der Aufhebung der Klöster Frankreichs den gänzlichen Ruin dieses Staats zu sehen. Wenn hier und da durch diese Maßregel irgend eine förderliche Anlage, irgend eine beachtenswerthe Arbeit ins Stocken gerathen ist, so ist das allerdings Verlust genug; aber man muß nur bedenken, wie wenigen Klöstern, als dieselben aufgehoben wurden, es um das Gedeihen wichtiger Bestrebungen wirklich Ernst war.

Noch mehr fühlen wir uns von der ganzen Richtung des Verf. abgestoßen, wenn derselbe sich dahin ausspricht, daß die ultramontanen Lehren und Bestrebungen sehr wohl mit den modernen Ideen von Duldsamkeit und religiöser Freiheit in Einklang gebracht werden könnten. Wir können nicht an Jesuiten denken, ohne an Verfolgung und Glaubenszwang erinnert zu werden, wenngleich Lenormant sich alle ersinnliche Mühe gibt, die Gesellschaft Jesu von allen Vorwürfen der Gewaltthätigkeit zu reinigen. Uns scheint es fast mehr als bloße Verblendung, wenn er in den Gliedern derselben unentbehrliche Bundesgenossen sieht, um die Einheit der Kirche gegen die Angriffe der Reformation sicher zu stellen und zu vertheidigen, und wenn er sie selbst in dieser Beziehung noch freispricht vom Verdachte unnöthiger Grausamkeit. Um so unbegreiflicher erscheint uns dies, da Lenormant sich überall in Bezug auf Glaubensverfolgungen innerhalb der Schranken einer gewissen Mäßigung hält und z. B. die maßlosen Qualen, denen die Protestanten zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgesetzt waren, durchaus nicht billigt. Er geht überhaupt in seinem Eifer beiweitem nicht so weit als der lächerlich aufgeblasene Balzac, der in seinem neuesten mißglückten historischen Versuche diese Maßregeln für den Gipfel kluger und rechtmäßiger Politik erklärt. Dessenungeachtet scheint es uns doch mehr als gewagt, wenn der Verf. die Jesuiten nicht nur von jeder Schuld an diesen teuflischen Grausamkeiten lossspricht, sondern wenn er mit einem Anschein von Überzeugung und Aufrichtigkeit, welcher seiner Gutmüthigkeit mehr Ehre macht als seinem historischen Scharfblicke, sich unbedingt dahin ausspricht, daß der katholischen Geistlichkeit weder die Anregung zu diesen Verfolgungen noch die geringste Theilnahme an denselben vorgeworfen werden könne. Was wollen die besänftigenden Schritte des friedliebenden Fénélon gegen die unzähligen Beispiele von grausamen, fanatischen, blutgierigen Priestern sagen! Läßt es sich doch mit Händen greifen, daß Ludwig XIV. besonders in den letzten Zeiten, wo er das Andenken an sein sündhaftes früheres Leben auslöschen wollte, durch Bußübungen und durch Handlungen, welche ihm als gottgefällig eingeredet waren, gänzlich unter dem Einflusse der Jesuiten stand! Kennt etwa Lenormant die Stellung und Wirksamkeit eines Mannes wie Pater Lachaise und besonders eines Pater Letellier nicht, welcher gemäßigte, achtungswerthe Priester wie den Erzbischof von Paris, Noailles, wenn sie seinen gewaltsamen Maßregeln zuwider waren, mit eiserner Faust packte und sie aus dem Wege schob? Kennt er den Einfluß dieses Mannes nicht, dem das Port-royal zum Opfer fiel?

Wir wollen uns durchaus keine übertriebenen, illusorischen Hoffnungen vom möglichen Einflusse des Protestantismus auf das französische Staatsleben machen. Unmöglich können wir der Sache der Reformation ein so günstiges Prognostikon stellen, wie der wackere Coquerel es gethan hat, der sich in einem offenen Sendschreiben an Guizot („Une lettre à M. Guizot") freudetrunken dahin aussprach, daß binnen kurzem der Sieg des Protestantismus in Frankreich für immer gesichert sein werde. Aber so viel steht denn doch fest, daß wir uns für Frankreichs Größe unmöglich so viel Heil von den katholischen Bewegungen versprechen können als Lenormant es thut. In dieser Beziehung sind übrigens seine Worte nur der Nachhall von den Reden eines Montalembert und Anderer, welche Frankreich nach außen hin ein unermeßliches Übergewicht verheißen, wenn es sich an die Spitze des Katholicismus stellte. Es sind dies schöne, glänzende Luftschlösser, deren Möglichkeit uns noch nicht einmal recht einleuchten will, um deren Erfolg es aber noch windiger steht, wenn man die Verwirklichung dieser Ideen an die Wiederaufnahme des Jesuitenordens und an die Stiftung neuer Klöster knüpft.

Wir wissen nicht, welche Wendung die ganze Streitfrage zwischen der Geistlichkeit und der Universität nehmen und auf welche Seite sich der Sieg neigen wird. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß ein völliger Abschluß dieser Frage, eine gänzliche Ausgleichung dieses Zwiespalts, welcher sich seit dem Mittelalter durch alle Jahrhunderte der französischen Geschichte hindurchzieht, so nahe noch nicht bevorsteht. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde, wenn anders das Getöse der Waffen einmal wieder schweigen, die Erbitterung sich wieder legen sollte, das Ganze nur ein Waffenstillstand sein. Wenn aber die aus dem Schlafe aufgerüttelte katholische Geistlichkeit glücklich genug sein sollte, in dieser Gährung wesentliche Vortheile zu erringen, wenn es gelingen sollte, dem Jesuitenorden, den man erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit so vieler Mühe abgeschuttelt hat, in Frankreich neues Terrain zu sichern, so stände fürwahr der experimentirenden Politik ein weites Feld zu neuen Versuchen offen. Dann würde es gelten, die modernen Einrichtungen, die Ideen der Gegenwart mit jenen klerikalischen Institutionen in Übereinstimmung zu bringen, und wahrlich das wäre keine leichte Aufgabe!

Nun aber noch zum Schluß ein Wort an Hrn. Lenormant, der, so viel wir wissen, diese Blätter wol zuweilen zu lesen pflegt. Wir finden es nicht unerklärlich, daß einem Manne von Geist und vielen Kenntnissen, wenn er bei seinen Studien von vorgefaßten Meinungen ausgeht, das Mönchswesen des Mittelalters im glänzendsten Lichte erscheinen kann. Wir halten es nicht für unerklärlich, daß ein Professor der Geschichte, wenn er sich festgerannt hat in einseitigen Ansichten und wenn er der Stimme der andern Partei Gehör versagt, das Wesen, die Bedeutung und die welthistorische Stellung des Protestantismus gründlich misverstehen kann. Aber

Digitized by Google

unbegreiflich, ja fast unglaublich scheint es uns, daß ein Mann von Gesinnung, ein Mann, der nicht muthwillig die Ohren vor der Wahrheit verschließen kann und der nicht blind sein darf für die Erscheinungen der Zeit, sich zu den abgeschmacktesten Angriffen auf den Protestantismus verleiten lassen kann. Wie kann sich Hr. Lenormant, der seiner ganzen Stellung nach eine höchst bedeutende Wirksamkeit hat, zum Sprachrohr leidenschaftlicher Parteilügen machen? Wie kann er mit salbungsreichem Tone betheuern, daß die protestantische Lehre die Regungen der Mildthätigkeit (charité) ersticke? Wie kann er behaupten, in protestantischen Ländern werde nur den materiellen Bedürfnissen Genüge gethan, die Seele aber werde im Zustande einer folternden Qual gelassen? Man traut seinen Augen nicht, wenn man sieht, wie glänzend die Farben sind, mit denen der Verf. die Freuden und das Heil des Klosterwesens schildert, und wenn man damit das traurige Bild vergleicht, welches er von solchen Ländern entwirft, in denen der Protestantismus das Übergewicht hat. Und nach solchen Ausbrüchen des zelotischen Eifers, in denen wir nur hohle Declamationen sehen wollen, um sie nicht geradezu als Lüge und Falschheit bezeichnen zu müssen, hat Hr. Lenormant noch die Stirn, den Vertheidigern der gegenwärtigen Unterrichtsverfassung Leidenschaftlichkeit und Übertreibung vorzuwerfen?

G. F. Günther.

Bibliographie.

Amelang, L., Gedichte mit einem Nachwort von E. Eichholz. Leipzig. 1844. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Andersen, H. C., Neue Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 2te Auflage. Berlin, Wolff. 12. 7½ Ngr.

Anhalt, E., Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte. Jena, Mauke. Gr. 8. 17½ Ngr.

Bachmann, W., Catinka Antalani, die Sängerin, ihre Leiden und Freuden. Ein Lebensroman. Zwei Theile. Döbeln, Lehmann und Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bericht über die Offenbacher Deputation an den Bischof Kaiser in Mainz. Offenbach, Heinemann. 8. 3¾ Ngr.

Böhmer, W., Ist der Geist oder die Schrift für die Regel des christlichen Glaubens zu halten? Eine zeitgemäße Frage, mit kritischer Bezugnahme auf das Werkchen von Wislicenus: „Ob Schrift? Ob Geist?" Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Ngr.

Chasles, P., Karl I. und die englische Revolution. Bearbeitet von K. Bölsche. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr.

Conferenz des Bischofs Kaiser zu Mainz mit den Abgeordneten der katholisch-christlichen Gemeinde zu Offenbach. Nach den Mittheilungen der letzten. Offenbach, Heinemann. 8. 2½ Ngr.

Dasch, Gräfin, Schloß Pinon. Übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Der Graf von Sombreuil. Ein historischer Roman. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dräxler-Manfred, C., Vignetten, Portraits und Genrebilder. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Etlar, C., Die Kinder des Dammgrafen. Novelle. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Mayer. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 11½ Ngr.

Féréal, B. v., Die Geheimnisse der Inquisition. Aus dem Französischen von L. Meyer. 5ter und 6ter Theil. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Giech, K. Graf v., Antwort an den Verfasser der Schrift: „Offenes Sendschreiben von einem Katholiken an den Verfasser der Schrift: Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungsfrage ꝛc. betreffend." Nürnberg, Stein. Gr. 8. 11½ Ngr.

Glaubensbekenntniß der katholisch-christlichen Gemeinde zu Offenbach. Offenbach, Heinemann. 8. 1½ Ngr.

Gregorovius, F., Werdomar und Wladislaw aus der Wüste Romantik. Zwei Theile. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Mystères des grünen Tisches oder der Europäische Bohon Upas, bestehend in Beobachtungen und Bemerkungen, gesammelt an den Spielbänken in Aachen, Alexisbad, Baden, Doberan, Ems, Homburg, Kissingen, Köthen, Pyrmont, Schwalbach, Schlangenbad, Wiesbaden und Wilhelmsbad, während den letzten 20 Jahren. Mit einem Anhange von traurigen, herzzerreißenden Unglücksfällen. Gießen, Heyer. 8. 1 Thlr.

Meine Petition an die petitionirenden evangelisch-lutherischen Kirchen-Gemeinde-Glieder des Königreichs Sachsen. Aus den Papieren des scheintodt begrabenen Rechtanwalts. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 6 Ngr.

Neuestes Portfolio. Sammlung politischer, auf die Geschichte der Gegenwart Bezug habender Dokumente. Aus dem Englischen. 2te Lieferung. Braunschweig. Gr. 8. 15 Ngr.

Ramshorn, C., Die Emser Punktation und die Sache der deutsch-katholischen Gemeinden in ihrem Verhältniß zum Protestantismus. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Der alte Rock und die neue Kirche. Eine kurze Darstellung der neuesten katholischen Zustände. Zur Belehrung des Volkes. Von einem Katholiken. Lahr, Geiger. 12. 7½ Ngr.

Rüppell, J., Ärztlicher Beitrag zu dem Criminalprocesse des Mörders J. H. Ramcke aus Halstenbeck. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Schröder, A., Die deutsch-katholische Kirche, die Weltstellung des Protestantismus gegenüber dem Ultramontanismus in deutsch-katholischen Ländern und der Gustav-Adolph-Verein. Historisch-patriotische Betrachtungen. Berlin, Müller. Gr. 8. 11½ Ngr.

Silesius, E., Ein neues Buch von den göttlichen Dingen, oder die Philosophie eines Weltmanns. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steger, F., Der Feldzug von 1812. Mit Illustrationen. 8te Lieferung. Braunschweig, Oehme und Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Steinheim, S. L., Die Politik nach dem Begriffe der Offenbarung, als Theokratie. Mit Bezugnahme auf die Republik Platon's und die Politik des Aristoteles. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Stupp, H. J., Winkelzüge des Verfassers der Beleuchtung meiner Schrift „Licht und Schatten". (Der „letzten Hermesianer" 5tes Heft.) Siegen, Friedrich. 8. 10 Ngr.

Das Turnen. Was muß geschehen, damit das Turnen allgemein verbreitet werde? Von M. Merseburg, Nulandt. 8. 5 Ngr.

Uhlich, Protestantische Freunde in Eisleben. 10. und 11. Juni 1845. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Wagner, P., Gedenkbuch des ersten öffentlichen Gottesdienstes der deutsch-katholischen Gemeinde zu Offenbach den 17., 18. und 19. Mai 1845. Mit Kerbler's Bildniß und Ansicht des Marchand'schen Lagerhauses als Kirche. Offenbach. Gr. 4. 15 Ngr.

Das Woher? und Wohin? der reformatorischen Bewegung in der katholischen Kirche. Leipzig, Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Offen ausgesprochene Wünsche evangelisch-protestantischer Einwohner der Stadt Magdeburg, wegen zeitgemäßer Umgestaltung und Verbesserung ihres Kirchenwesens zur Beförderung eines erhöhten kirchlichen Sinnes und eines wahrhaft religiösen Lebens. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Zeller, H., Über die Gewißheit, das ewige Leben zu haben. Strasburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Der eiserne Griffel. Strasburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Über das häusliche Verderben unter dem Volke, die Ursachen seines Überhandnehmens, und die Mittel, demselben zu steuern. Strasburg, Levrault. 12. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 228. — 16. August 1845.

Mystik.

Die tiroler ekstatischen Jungfrauen. Leitsterne in die dunkeln Gebiete der Mystik. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

„Leitsterne!" — Sind damit jene Jungfrauen, oder die Erörterungen des Verf. gemeint? — Doch wol die letztern, denen wir auch jenen Titel nicht absprechen wollen, da sie es ernstlich darauf angelegt haben, das „dunkle Gebiet der Mystik" aufzuhellen. Doch sind es eigentlich nur Blitze, welche der ungenannte, in der That geistreiche Verf. in jenes dunkle Gebiet hineingeschleudert hat, und welche eben hinreichen, einen Blick in die verborgene Tiefe zu versenken, aber doch nicht tief genug dringen, wenigstens nicht beständig und hell genug sind, um diese Nachtseite des psychischen und somatischen Menschenlebens zu durchleuchten, und klar anschauliche Resultate zu gewähren, was vielleicht der tiefsinnigen Speculation so wenig wie der scharfsinnigsten Beobachtung vollständig gelingen wird.

Das Buch verdient eine gründlich eingehende, deshalb umständlichere Kritik als in d. Bl. vergönnt ist. Wir müssen uns um so mehr auf Andeutungen des wesentlichen Inhalts beschränken. Dieses an sich schwierige Geschäft hat der Verf. selbst noch dadurch erschwert, daß er nicht nur, wie er selbst in der Vorrede gesteht, aber als seine Eigenthümlichkeit und absichtliche Gewohnheit vertheidigt, in mannichfachen Wiederholungen sich ergeht, sondern auch häufig mehr phantasirt als mit wissenschaftlicher Strenge seine Ansichten entwickelt, mehr behauptet als beweist und die Gesetze logischer Anordnung, die selten ungestraft verletzt werden, eben nicht sonderlich beachtet. Die Folge davon ist nicht nur die zugestandene, allzu häufige Wiederholung, sondern auch eine ermüdende Weitschweifigkeit, und was schlimmer ist, ein oft peinlicher Mangel an folgerechter Anordnung des reichen Stoffs. Dazu kommt eine nicht immer concinne Schreibart und ein oft schwerfälliger Periodenbau, daher denn zu fürchten ist, daß Manche, obwol sie von dem Gegenstande angezogen werden, von dem Durchlesen der zwei starken Bände sich abschrecken lassen möchten.

Der Würde einer wissenschaftlichen Untersuchung entsprechen am wenigsten die häufigen, gerade nicht feinen Ausfälle und Schmähungen auf Andersdenkende, auch Solche, die mindestens auf eine anständige Behandlung und, wo sie irren, auf eine rein an die Sache sich haltende, von persönlichen Anzüglichkeiten freie Widerlegung Anspruch haben. Am schlimmsten ergeht es den sogenannten Rationalisten oder Denkgläubigen, die mit Spott und Hohn überhäuft werden. Ist das ein Act der Wiedervergeltung, so ist er doch in seiner Weise keineswegs gerechtfertigt. Ref. ist nicht geneigt, ihre Ansichten noch ihre Methode zu vertreten, meint aber, daß man auch vor den Lesern sich nichts gegen sie erlauben darf, was man in guter Gesellschaft auszusprechen sich scheuen würde. Unser eifernder Verf. aber trägt kein Bedenken, von einem „hölzernen Rationalismus" zu reden, „der so verknöchert ist, daß man Breter daraus schneiden kann", und damit der Spaß, der ihm so gefallen, daß er ihn sogar mehrmals wiederholt, recht handgreiflich werde, weist er in einer Anmerkung darauf hin, daß dies bekanntlich in der im Herzen Deutschlands gelegenen Stadt Gotha geschehen. Bald darauf bezeichnet er ihn als den „zischenden Ablauf des Wassers, welches allenfalls in Röhren stehen bleibt oder weiter rinnt", und fügt wieder eine Anmerkung bei: „Etwa sechs Meilen östlich von Gotha." Muthmaßlich haust der Verf. mitten inne zwischen beiden Stätten, und schlägt so hinten und vorn nach den Nachbarn aus. Nun ist aber, wie auch Goethe sehr wahr gerügt hat, das Witzeln mit Familiennamen so gemein wie wohlfeil, und um so weniger sollte ein Mann, dem es an echterm Witz so wenig wie an Geist gebricht, zu solchen Niaiserien, die der von ihm vertheidigten Sache am wenigsten förderlich sein können, sich herablassen.

Seine Polemik gegen die „Ungläubigen" — das sind ihm Alle, die seine Ekstatischen nicht für Heilige und die Erscheinungen an ihnen nicht für Wunder halten — überschreitet aber auch sonst alles geziemende Maß und alle Schranken des Anstands, und ist um so ungerechter und, was am wenigsten Dem ziemt, der als Streiter für das christliche Lebenselement auftritt, um so lieblo-ser, da er Allen und Jeden, die nicht gerade an alle von ihm als unbestreitbare Thatsachen berichtete mysteriöse Erscheinungen glauben mögen, überhaupt den Glauben abzusprechen geneigt ist. Man kann wahrlich sehr festgegründet sein im Glauben an die ewigen Offen-

Digitized by Google

barungen Gottes in der Schrift und im Leben, und dennoch, ja vielleicht um so mehr die unüberwindlichsten Zweifel hegen gegen die Thatsächlichkeit neuerer Wundergeschichten, zumal gegen die ihnen beigemessene Beweiskraft und die abgeleiteten Folgerungen. Der Verf. scheint aber nicht nur einen starken, sondern einen Köhlerglauben von Denen zu fodern, die vor seinem Gericht als Gläubige bestehen sollen. Ist es nicht eine ungeheuere Foderung an das Geschlecht unserer Zeit, es als eine hinreichend beglaubigte Thatsache annehmen zu sollen, wenn berichtet wird, daß ein Stück Holz, „mit Pferde- und Menschenhaaren umwunden", aus einem Nebenzimmer (bei offener oder gar verschlossener Thür? erfährt man nicht, aber Beides ist, wenn das Holz einmal eine solche Motion machte, gleich möglich) auf das Bett der Maria von Mörl sich zubewegt, bis eine ihrer Schwestern sich ein Herz gefaßt und dasselbe aufgehalten habe. Ließe man auch den übrigen dämonischen Spuk, selbst den schnurrenden und spinnenden schwarzen Kater, mit welchem der Beichtvater sich herumhetzt, dahingestellt sein, so würde man doch bona fide gegen die Evolutionen des Holzscheites und gegen ihre dämonische Gewalt einige sehr erhebliche Bedenken geltend machen dürfen, ohne gerade zu den Ungläubigen zu gehören.

Der Verf. prätendirt, Protestant zu sein, katholisirt aber so augenscheinlich, daß man ihn für einen Kryptokatholiken zu halten sich berechtigt achten möchte, nicht so sehr wegen seiner mehrmals provocirten Freundschaft mit Görres und Consorten, als vielmehr wegen seiner ganzen Auffassungsweise und der unprotestantischen wie unevangelischen Manier seiner Gläubigkeit. Ja es wird nicht an Solchen fehlen, die in ihm einen heimlichen Jesuiten wittern und sich zu solchem Argwohn berechtigt meinen, weil er theils mit den Mitteln für seinen Zweck wenigstens wissenschaftlich es nicht gar genau zu nehmen, theils auf dieselbe durch neue Wunder unterstützte Katholisirung der Christenheit, wie der gewaltige Orden sie erstrebt, hinzuarbeiten scheint, theils auch gelegentlich mal-à-propos gegen Diejenigen auffährt, welche der sogenannten Gesellschaft Jesu sich abhold erweisen. Die Art, wie er von Luther, „dem irrenden Augustinermönch", von Lutheranern, Protestanten, Evangelischen redet, ist eines Affiliirten des Ordens Loyola's nicht unwürdig. Und er gibt sich für einen Protestanten aus! Wir wollen nicht weiter fragen noch richten, wer und was er ist, sondern an Das uns halten, was er der Welt zu enthüllen für gut befunden hat.

Also die ekstatischen Jungfrauen Tirols! Es sind ihrer drei, von denen aber nur die Erste von unserm Verf. selbst beobachtet worden ist, wenn überall ein paar Besuche von einigen Stunden zu einer gründlichen Beobachtung so seltsamer Erscheinungen hinreichen.

Maria v. Mörl, in der alten Stadt Kaltern im J. 1812 geboren, kränkelte seit ihrem fünften Jahre; häufige Blutverluste erschöpften ihre Kräfte; im dreizehnten Lebensjahre verfiel sie in eine schwere, complicirte, von den Ärzten nicht ergründete Krankheit, von der sie langsam, aber nie völlig genas. Während sie eine Zeit lang fern vom älterlichen Hause lebte, erkrankte ihre Mutter und starb. In tiefer Trauer kehrte Maria in das verödete Vaterhaus zurück, und der Schmerz um die geliebte Todte nagte „fressend" an ihrem Herzen.

Häufige Fasten, überwachte Nächte, Abbruch vom Schlaf, hartes Lager, magere Kost und andere Entsagungen und Bußen schwächten sie mehr und mehr; sie erlag neuer Krankheit. Heftige Convulsionen und häufige Blutungen kamen zum Vorschein. Alle Eßlust hatte sich verloren. Diesen körperlichen Prüfungen waren geistige mancherlei Art zugesellt. Ein Heer von Ängsten und Versuchungen der Seele fühlte sie wider sich losgelassen. Ihr Geist ward dadurch aufs allerhärteste geprüft und in die öden Abgründe angstvoller Trauer, bangenden Zagens, bitterster Verlassenheit geführt. Dämonische Anfechtungen aller Art hatte sie zu bestehen u. s. w.

Pater Capristan, ihr Beichtvater, erzählte Hrn. v. Görres, „daß Maria Nägel, Nadeln, Schrauben in großer Menge und unter vielen Schmerzen am ganzen Leibe herausgeschworen seien, sodaß häufig das ganze Lager mit dergleichen Gegenständen bedeckt gewesen!!" Wie glaubwürdig der Pater sammt Hrn. Görres sein mag, so werden für solche erstaunliche Erscheinungen, welche unser Verf. unbedenklich als ausgemachte Thatsachen referirt, selbst die Gläubigsten noch andere, beglaubigtere Zeugnisse mit vollem Rechte begehren.

Wann diese Plagen und Anfechtungen begonnen, ist nicht genau bekannt, wahrscheinlich 1830. Am übelsten ward die Kranke 1832 davon heimgesucht. Da war sie fast immer von scheußlichen Gestalten umgeben und bedroht; innere Anfechtungen kamen dazu; nur der Genuß des heiligen Abendmahls gewährte ihr momentane Linderung. Der Arzt sprach seine Überzeugung aus, daß er ihr wol Linderung, nicht Heilung verschaffen könne, und „heldenmüthig" verzichtete sie auch auf die erstere.

Nach zweijährigen Körper- und Seelenleiden schien sie den Grad der Reinigung erreicht zu haben, um der beglückenden Gabe innern Schauens in die Tiefen der Heiligkeit theilhaftig zu werden. Um das J. 1832 (man sollte meinen, ein unbefangener und sorgfältiger Beobachter müßte den Zeitpunkt bestimmter angeben können!) bemerkte der Pater, daß Maria zu gewissen Zeiten, namentlich nach dem Genusse der Eucharistie, nicht bei sich zu sein schien, was um sie her vorging nicht gewahrte, und auf vorgelegte Fragen keine Antwort gab.

Dann wird der 2. Febr. 1832 als der Tag bezeichnet, an welchem man den ersten und auffallendsten dieser Zustände, der über 26 Stunden dauerte, beobachtete. Wunderlich! Gerade 1832 soll Maria am übelsten von dämonischen Anfechtungen heimgesucht, erst nachdem sie durch diese geläutert worden, des Schauens fähig geworden, und doch im zweiten Monat jenes Jahres die erste Ekstase eingetreten sein! Mit der Zeitrechnung scheinen es der Beobachter und der Berichterstatter eben nicht genau zu nehmen.

Genug, von da an wurde die Ekstase constanter. Da sieht, hört, fühlt Maria nicht, und nur der gebieterische Wille ihres Beichtvaters vermag sie zum Bewußtsein und zu einiger Theilnahme an der Außenwelt wieder zu erwecken. Ob nun der Pater mit ihr in einem magnetischen Rapport steht oder eine andere rein-

Digitized by Google

geistige Gewalt über sie gewonnen hat, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neuern Geschichte. Herausgegeben von Wilhelm Dorow. Leipzig, Ph. Reclam. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Früher noch als die beiden letzten Bände des „Erlebten" *), welche wir unlängst in diesen Blättern besprochen haben, war die vorliegende Sammlung von dem rüstigen Verf. veranstaltet worden. Ohne uns daher bei dem Charakter dieser und ähnlicher Mittheilungen aus den Papieren denkwürdiger Zeitgenossen weiter aufzuhalten oder frühere Bemerkungen zu wiederholen, bemerken wir nur, daß die Leser sich Hrn. Dorow für das gegenwärtige Buch gewiß verbunden fühlen werden, wenn schon einigen Dies, andern Jenes mehr behagen muß, wie es nun einmal das Schicksal solcher Darbietungen ist, die nothwendig manche vorgefaßte Meinung erschüttern müssen und oft mit Gewalt die bessere Überzeugung Solchen aufdringen, die sich bisher in ihren Träumen und Phantasien sehr wohl befunden hatten.

Wenn wir der Überschrift des Buches folgen, so gehören der ersten Rubrik desselben vorzugsweise die Denkschriften preußischer Generale und Offiziere an. Sie tragen die Namen Rüchel's und Blücher's an der Stirn, zweier zu sehr verschiedener Zeit gefeierter Namen, und bringen zuerst von der Hand Rüchel's seinen „pflichtmäßigen", an die nach dem Kriege von 1806—7 niedergesetzte Immediatcommission gerichteten Bericht über die Kriegsoperationen seines Armeecorps. Es ist hier weder thunlich, einen Auszug aus demselben zu geben, noch möglich, den Bericht und die demselben beigefügten Anmerkungen des Generals v. Brixen in militairischer Hinsicht zu prüfen; aber das traurigste Gefühl über diesen Mangel an Einheit und Zusammenhang in den militairischen Operationen, über die große Unkunde der Örtlichkeiten, über die politische Unzuverlässigkeit des damaligen Kurfürsten von Hessen und Ähnliches mehr wird sich aller Vaterlandsfreunde bemächtigen, die ihn lesen. Über eine solche Armee tapferer, aber schlecht angeführter Soldaten konnte der Sieg nicht schwer werden, wenn auch das persönliche Gefecht Menschenleben genug gekostet hat, und der Hauptmann v. Rath hatte daher in seiner Geschichte Napoleon's vollkommen recht, den Sieg bei Jena nicht gerade zu den glänzendsten zu rechnen, welche das Genie des französischen Kaisers über seine Gegner erfochten hatte. Dem von dem bekannten Obersten v. Massenbach mehrfach ausgesprochenen Tadel begegnet Rüchel überall mit Einsicht und Bestimmtheit. Die Beiträge zur Geschichte Blücher's rühren von zwei sehr glaubwürdigen Männern her, von dem General v. Eisenhart und dem Generalintendanten v. Ribbentropp, und behandeln einzelne Begebenheiten aus den Jahren 1805, 1806, 1807 und 1811. Die Rückzugsscenen nach der Schlacht bei Jena und die Mittheilungen über die geheimen Rüstungen in Preußen, wobei Blücher vielfach betheiligt war, erscheinen uns als die wichtigsten Stücke, die letztern namentlich ergänzen die von Gneisenau im ersten Theile der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" abgedruckten Briefe. Ganz neu ist, daß Napoleon 1807 nach Blücher's Auswechselung gegen den Marschall Victor durch seinen General Le Camus Versuche gemacht habe, den Erstern für seine Interessen zu gewinnen, und daß er selbst dem Kaiser vorgestellt worden sei, der ihn allein empfangen habe. Die Unterhaltung mag sonderbar genug gewesen sein, da der Eine nicht Deutsch und der Andere nicht Französisch sprach. Als das dritte Stück gehören dieser Rubrik an die Auszüge aus dem Tagebuche des Barons v. Eben über den Krieg in Portugal 1808 und 1809, nebst den ausführlichen Berichten über die Ermordung des portugiesischen Generals Freire d'Andrade durch das fanatisirte Volk. Man muß dabei unwillkürlich denken, man lese spanische Geschichten aus unsern Tagen.

In der Mitte zwischen den beiden Rubriken des Kriegs und der Literatur stehen einige interessante Aufsätze, die Personen und Zustände besprechen. Zwei Briefe des Kaisers Alexander I. an seinen General und Vertrauten Araktscheieff können nicht leicht mit größerer Zartheit und Herzensgüte geschrieben sein. Ihnen gegenüber stellen wir die elf Briefe des alten im J. 1816 gestorbenen Feldmarschalls v. Möllendorf, die wir zu den schätzbarsten Stücken des Buches rechnen und die überall, wo wir sie bekannt werden ließen, große Heiterkeit erregt haben. Die vier Briefe an Rüchel aus den Jahren 1793 und 1794 enthalten meist Militairisches, aber beachtungswerthe Stellen, um die helle, vorurtheilsfreie Gesinnung des im J. 1721 geborenen Edelmanns kennen zu lernen. Der fünfte Brief ist eine launige Zuschrift an einen Grafen und geistlichen „Confrater in Christo", d. h. an einen evangelischen Domherrn. „Wenn Sie Theil an meiner heitern Stimmung nehmen", schreibt der muntere Greis, „so will ich Ihnen noch sagen, daß ich mir in meiner Einsamkeit hier und noch mehr auf meinem Gute, unter der Zahl mehrer glücklicher Menschen zähle, nachdem man meine beinahe 70 Jahre lang getragenen Fesseln zerbrochen und als einen unnützen, entkräfteten Ruderer aus der verunglückten Galeere gestoßen, die ich im Sturme nicht verlassen wollte; ist solches aus Mitleid geschehen, alsdann muß ich es dankbarlichst erkennen; ist es aber geschehen, um wehe zu thun, so hat diese Medicin einen contrairen Effect gethan, indem sie mir unter die glücklichen, freien Menschen versetzt, der nun Muße hat, sowol seine siebzigjährige Carrière als die großen Weltbegebenheiten unter drei Königen nachzudenken." In den übrigen Briefen unterhält sich der alte Feldmarschall mit dem sogenannten Zopfprediger Schulz, den Friedrich II. gegen die Angriffe des kurmärkischen Consistoriums in Schutz genommen hatte, der aber doch nach dessen Tode wegen unchristlicher Predigten vom Minister Wöllner seines Amtes entsetzt wurde, worauf dann Friedrich Wilhelm III. eine Revision des Processes befahl und den unschuldig gekränkten Mann durch ehrenvolle Behandlung und ein Jahrgehalt schadlos zu halten bemüht war. Schon vor dem Jahre 1814, wo die hier abgedruckten Briefe beginnen, muß der alte Möllendorf den verketzerten Prediger sehr lieb gehabt haben, so vertraulich ist sein Ausdruck, so herzlich seine ganze Weise. Vorzugsweise beschäftigen ihn die großen kriegerischen Ereignisse des genannten Jahres; Napoleon's Kleinmuth im Unglück wird getadelt, der Umschwung der politischen Verhältnisse als wunderbar gepriesen und über Preußens wiederhergestellte Freiheit und Würde, über den erneuten Glanz seiner Waffen laut gejubelt. „Inwieweit aber dieser Friede", setzt er in dem Briefe vom 21. Sept. 1814 hinzu, „dem Vaterlande, der Nation, ja selbst dem ganzen deutschen Reich vortheilhaft ist, Sicherheit verschafft, lange Dauer vermuthen läßt, darüber suspendire ich mein Urtheil bis nach vollendetem Wiener Congreß, bis itzt schüttele ich den Kopf dazu, weil er nicht von der Art ist, wie nun Friedrich der Einzige uns in der politique construirt hat." Der alte Held ist leider nur ein zu guter Seher gewesen.

In dieselbe Classe gehört noch das Bruchstück aus den Memoiren des russischen Fürsten Kosloffski, eines originellen, geistvollen Mannes, den seine Vorliebe für die süddeutschen Ständeversammlungen seit dem J. 1820 aus dem russischen Staatsdienste und um die Gunst des Ministers Nesselrode gebracht hatte. Die hier mitgetheilten Aufzeichnungen — es sind die einzigen bis jetzt von seiner Hand bekannten — zählen wir zu den bedeutendern dieser Art, sie sind schön Französisch geschrieben, mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der sich viel in der Welt und in angesehenen vornehmen Kreisen umgethan hat, voll vornehmer Kälte, ohne daß der Fürst

*) Vergl. Nr. 217—219 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

dadurch verhindert ist, der feurigste Lobredner der Schönheit und des Charakters der jetzt verwitweten Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin zu werden. „Si vous avez voyagé", lesen wir unter Anderm, „dans l'Orient, vous la prendriez pour une Grecque, que sa beauté a élevée au rang des Sultanes: à la fraicheur de son teint, vous la diriez Allemande, à la nonchalance des ses attitudes et de ses paroles, qu'elle laisse tomber comme si elle était accablée de fatigue, vous la croirez née sous le ciel d'Italie, souvent calme elle est quelquefois riante, et alors c'est la gaieté d'un enfant, quelque fois aussi elle est rêveuse, ses beaux yeux cherchent quelque chose dans le vide, et prennent tout à coup une attitude immobile et triste, qui indique une agitation pénible de l'âme." Die übrigen Theile des Bruchstücks beziehen sich auf den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, auf Doberan und das dasige Badeleben, auf die russische Seemacht und ihren ausgezeichneten Führer, den Admiral Tschitschagoff, endlich auf den Großfürsten (jetzigen Kaiser) Nikolaus, seine Gemahlin und mehre Personen ihrer Umgebung, wo sich der Fürst in der Schilderung der Prinzessin Soltikoff als besonders feinen Kenner des weiblichen Geschlechts darstellt. Die Charakteristik des genannten Fürstenpaars ist aus unmittelbarster Anschauung und mit treffenden Zügen gegeben.

In der zweiten Rubrik: „Literatur", nimmt eine Reihe von Briefen, die Friedrich Perthes an Varnhagen v. Ense geschrieben hat, die wichtigste Stelle ein. Die Antworten des Letztern fehlen, aber in Perthes' Briefen finden wir alle Eigenschaften wieder, welche diesem edlen deutschen Manne die Zuneigung und das Vertrauen aller Wohlgesinnten verschafft hatten. Unermüdlich wie er war in Anregen, Berathen und Fördern großartiger Angelegenheiten, schien ihm im J. 1830 eine historisch-politische Zeitschrift ein wahres Bedürfniß zu sein, deren Leitung Varnhagen v. Ense übernehmen sollte. Den Entwurf zu derselben finden wir hier und müssen den Eifer und die Geschäftsumsicht beloben; trotzdem kam der Plan nicht zu Stande. Die übrigen Briefe aus den ersten dreißiger Jahren verbreiten sich über verschiedene politische und literarische Gegenstände, wie über die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Varnhagen's Sammlung seiner kritischen Schriften u. a. m.; auch manche Familienangelegenheit wird besprochen. Weiter gehören hierher zwei Briefe von Schmalz an Eduard Gans, in denen er ihn zur Aufgebung seiner revolutionnairen Grundsätze und falschen historischen Ansichten in einer Sprache zu bewegen sucht, die an der Redlichkeit des alten Mannes keinen Zweifel übrig läßt und daher wol eine weniger unfreundliche Antwort verdient hätte, als die war, mit welcher ihn Gans abfertigte. Fünf Briefe von Goethe an den Architekten Zahn zeugen von der regsten Theilnahme an den künstlerischen Arbeiten des Letztern. Der fünfte Brief, der längste und beste, vereinigt hierzu in rührend einfacher Weise die Trauer um seinen Sohn August, „an dem ich so viele Freude, Sorge und Hoffnung erlebt habe und der auf seiner parabolischen Bahn durch Italien, ehe er sein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreichte, so viel theilnehmende Freunde fand". Hierauf folgt ein köstliches Blatt Goethe's aus einem Tagebuche, das zwar ohne Jahresangabe ist, aber auf jeden Fall den ersten Jahren des weimarischen Aufenthalts, aus denen wir ohnehin nur wenige solcher Reliquien besitzen, angehört. Zwei Briefe von Goethe an den Herzog von Weimar aus den J. 1784 und 1786 zeichnen sich unter Anderm durch die Weglassung aller ceremoniellen Umgangsformeln aus; es ist als ob Goethe hier an seines Gleichen schriebe. Die Briefe des königsberger Kriegsraths J. G. Schaffner betrachten wir als das uninteressanteste Stück der Sammlung; zur Verherrlichung seines Namens werden sie gerade nicht viel beitragen.

Wenn die vornehm gewordenen Schauspieler und Schauspielerinnen auf unsern Hoftheatern Lust hätten, etwas zu lernen, und die Verdienste eines einsichtsvollen, gebildeten, aber auch ordnungsliebenden Directors zu würdigen verständen, so müßte für solche Leser die dritte Rubrik: „Theater", sehr lehrreich sein; denn hier erscheint uns Iffland, dem sich nur wenige Theaterdirectoren vergleichen können, im Verkehre mit Unzelmann und Friederike Bethmann in seinem regen Eifer für die Kunst und für die Regelmäßigkeit des theatralischen Verkehrs als fest und bestimmt in allen seinen Handlungen. Er läßt sich selbst von den ausgezeichnetsten Künstlern und den anmuthigsten Künstlerinnen nichts abdringen oder etwa Vorschriften machen, er warnt und räth zuerst als Freund und als alter Bekannter, dann aber beharrt er auch unerschütterlich auf seinem Rechte, sodaß sein freier Überblick und seine gute Beurtheilung diese Briefe für Alle, welche mit diesem Fache zu thun haben, sehr interessant machen, ohne daß die Anziehung für andere Leser dabei zu leiden hätte. Solche werden auch das Dorow'sche Buch selbst zur Hand nehmen, da sich nicht gut längere Stellen hier abschreiben lassen. Den letzten Abschnitt füllen eine Anzahl Zeugnisse und Gedichte von Brinkmann, A. W. Schlegel und Andern zum Preise der unvergeßlichen Friederike Bethmann, deren Andenken Hr. Dorow bereits in den „Reminiscenzen" mit Glück aufgefrischt hat. Die Briefe hochgestellter Männer, eines Hardenberg, Stägemann und Beyme, die huldvollen Cabinetsordres König Friedrich Wilhelm's III., für die sich mitten unter den Geschäften des Wiener Congresses Zeit gefunden hatte, und andere schmeichelhafte Äußerungen zeigen hinlänglich, welche Huldigungen der anmuthige Leichtsinn und die muntere Scherzhaftigkeit jener unwiderstehlichen kleinen Frau bei bedeutenden Zeitgenossen gefunden hatte. Hier findet sich auch das Rundschreiben an alle deutschen Bühnen, um aus dem Ertrage von Benefizvorstellungen an Iffland's Todestage ihm ein Denkmal zu errichten, womit fast alle Directoren übereinstimmten, nur Goethe lehnte sowol den Prolog ab, um den ihn die Bethmann ersucht hatte, als den Geldbeitrag von Seiten des weimarischen Theaters. Der Bethmann eigene Briefe sind heiter und natürlich geschrieben; wer überhaupt Briefe von Schauspielerinnen empfangen oder gelesen hat, wird aus ihrem Inhalt ersehen, daß die gefeierte Künstlerin der Hofbühne in Berlin sich in diesem Stücke von andern ihrer Standesgenossinnen auf kleinen Theatern nicht unterscheidet. 20.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

In einer Zeit wie die unsere, wo wir auf dem immer großartiger werdenden Schauplatze der Kirche Erscheinungen zu Tage und Gedanken zur Wirklichkeit kommen sehen, die vor kurzem noch für unmöglich gehalten wurden, wird ein Werk wie dieses, das durch vorsichtige Betrachtung der Vergangenheit zu einer richtigen Beurtheilung der religiösen Ereignisse führt und dessen Verfasser die Erweckung eines echtevangelischen Geistes zu seinem Ziele sich vorgesteckt hat, kaum einer weitern Empfehlung bedürfen.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 229. — 17. August 1845.

Mystik.

(Fortsetzung aus Nr. 228.)

An Augenzeugen der außerordentlichen Zustände fehlt es nicht; das Volk Tirols strömt, so oft es vergönnt wird, in Scharen und Processionen, mit Kreuz und Fahne zu der „Heiligen von Kaltern". Vom Juli bis September 1833 sollen an 40,000 Menschen durch ihr Schlafzimmer gewallfahrtet sein. Die Arme! Wir können hier nicht alles Außerordentliche, was von ihr berichtet wird, mittheilen, und lassen es dabei bewenden, noch anzudeuten, wie der Verf. bei seinem Besuch, übereinstimmend mit andern Berichterstattern, die Ekstatische gefunden hat.

Sie kniete vom reinlichen und züchtigen Nachtgewande umhüllt in ihrem Bett, der Blick der weitgeöffneten, dunkelleuchtenden Augen und das aufwärtsgerichtete Antlitz war der Wand, den Fenstern gegenüber zugewendet. Deutlich verkündete die Stellung der Augäpfel, daß dem Blick ein äußerlich wahrnehmbarer Gegenstand nicht vorschwebe noch denselben faßte. Frei von solchem endlichen Ziel, schien er wie in die Unendlichkeit hinauszustrahlen. Die zarten Hände, halb von den Manchetten verdeckt, waren vor der Brust mit den innern Flächen gegeneinander gefaltet, sodaß die ungekrümmten Finger beider Hände einander deckten. Die dunkelbraunen, fast schwarzen Haare hingen getheilt am Rücken und vorn über die rechte Schulter herab. Auf der äußern Handfläche waren blutige Male, mit einer dünnen, vertrockneten Blutkruste bedeckt, jedoch ohne Entzündung und Geschwulst, als wenn vor einigen Tagen eine äußere Verletzung vorgekommen, die nun in Heilung begriffen. Die Züge des bleichen Antlitzes trugen den edelsten Ausdruck, welcher nur ersonnen werden mag. Das Gepräge des ganzen Kopfes war unendlich tiefe Beschauung.

Die Reisenden wünschten, die Verzückte bei vollkommener Besinnung zu sehen; dem Pater Franziskaner ward dies eröffnet.

Ein wunderähnlicher Anblick stellte sich dar. Nur eine leise Bewegung zitterte über des Geistlichen Lippen; kein Laut glitt über dieselben hinweg. Kaum enteilte ein Moment, im Nu trat wie aus anderer Sphäre irdische Sehkraft in den bis dahin abserbirt gewesenen Blick der Beterin, die Züge ihres Gesichts nahmen ohne Mittelzustand und Übergang im Augenblick eine andere Form an, die Hände fielen entfaltet herab, die Betende sank rückwärts nieder in die Kissen, zog die Decke vor die Brust über sich; das Gesicht änderte seine Gestalt, eine leichte Röthe flog über die vollen sich rundenden Wangen, und neugierig lugte ein frommer Kinderblick aus den Munterkeit und liebliches Feuer ausstrahlenden schwarzen Augen. Ein wahres Himmelsbild. So voll Einfalt, schuldlos, geistig gesund und frisch, ohne fromme Grimasse und verhimmelnde Sehnsucht; so frei und aufrichtig war der Ausdruck des lieblichen Gesichts, daß man hätte schwören mögen, in die Seele, welche aus diesen Zügen hervorleuchtet, sei nimmer Schwärmerei gekommen und aller Mysticismus liege ihr fern.

Da Maria damals seit einiger Zeit nicht sprach — man wußte nicht, ob physisches Unvermögen oder geistliches Verbot ihr den Mund verbot (dies würde ein unbefangener Beobachter, dem es wirklich um gründliche Erörterung des Sachverhältnisses zu thun war, nicht dahingestellt gelassen, sondern sorgfältig erforscht haben, was ja nicht unmöglich war) —, so mußte man an der Zeichensprache sich genügen lassen, die freilich nicht ausreichte, eine klare Anschauung der Gemüthsverfassung und der Bildungsstufe der Kranken zu gewinnen. Der Verf. referirt also doch zumeist fremde Beobachtungen und Meinungen, und wenn ihm auch seine Gewährsmänner hinlänglich beglaubigt waren, so ist damit doch der Kritik noch nicht genug gethan. Wir wollen aber keineswegs die von mehren Augenzeugen einstimmig beglaubigten Thatsachen, wie sie an der Gestalt der Maria v. Mörl sich kundgaben, auch nicht die merkwürdigen Wundenmale an ihren Händen und Füßen (diese Stigmata sollen zuerst am 3. Mai 1833, an welchem Tage Maria zum Stiftsfräulein für Hall von Innsbruck ernannt ward und ihr Bruder, zum Priester geweiht, in der Vaterstadt die erste Messe las, da sie „im Augenblick der Wandelung" in überwallendem Andachtsgefühl ihre Arme ausbreitete und die Hände öffnete, nach langen Schmerzen und Kämpfen hervorgetreten sein — daß sie Jahre lang sichtbar geblieben, ist offenkundig), auch nicht das auf das äußerste Minimum herabgestimmte Bedürfniß der Speise und des Tranks, am allerwenigsten die aufrichtige Frömmigkeit und Seelenreinheit Maria's, die zu dem Argwohn einer absichtlichen Täuschung durchaus nicht berechtigt, in Zweifel stellen. Der Verf. muß aber unserer Nüchternheit zugute halten, wenn wir seinen Folgerungen nicht beistimmen, und in den allerdings außerordentlichen Erscheinungen wirkliche Wunder anzuerkennen uns sträuben. Unser Protestantismus ist zwar nicht ungläubig, aber auch nicht leichtgläubig noch übergläubig, und kann sich sich nicht dazu verstehen, krankhafte Erscheinungen, wie außergewöhnlich sie sein und wie willig wir auch darin

Digitized by Google

die Hand Gottes erkennen mögen, als Wunder im eigentlichen Sinne gelten zu lassen.

Wir deuten nur, um den Lesern das Wesentlichste dieser Krankheitsgeschichte bemerkbar zu machen, noch Einiges an. Im wachen Zustande, in der kurzen Zeit des Zurücktretens des ekstatischen Zustandes (der seit dem Frohnleichnamsfeste 1833 ein bleibender geworden), entgehen auch die geringsten Beschickungen des Haushaltes und die mindesten Bedürfnisse an der Garderobe der Familie ihrer Aufmerksamkeit nicht. Sie überlegt mit dem Beichtvater (vor diesem scheint ihr also der Mund nicht geschlossen zu sein), was für die Erziehung ihrer Schwestern nothwendig sei u. s. w. Die wechselnden Äußerungen ihrer Ekstasen richten sich nach dem Laufe des Kirchenjahres; die Charwoche versenkt sie, unter eigenen schweren Leiden und Kämpfen, in welchen sich die Leiden und Kämpfe am Ölberg und auf Golgatha abspiegeln, die Wundenmale heller schimmern und heftiger bluten, sichtbarlich nicht nur in Betrachtung, sondern auch in die Empfindung der ganzen Passion Christi; sie leidet und stirbt auch äußerlich mit ihm, bis sie endlich auch mit ihm in der Auferstehung triumphirt, jedoch im ekstatischen Zustande beharrend, aus welchem aber nichts sie zu erwecken vermag als des Beichtigers mächtiger Wink oder leises Wort. Wie der Verf. die Rückkehr zur Ekstase beobachtete, berichtet er folgendergestalt:

Da wir nicht länger zu stören wünschten, winkte Pater Copistran leise, und ohne Verzug und Mittelzustand war sie wieder in der Ekstase, und das aufwärtsgewendete Gesicht der auf dem Rücken Liegenden plötzlich wieder in denselben Ausdruck übergegangen, den wir beim Eintritt vor uns gehabt hatten.

Anders erscheint sie, wenn sie an den hohen Festen in seligen Verzückungen die Siege über Leiden und Tod feiert. Nach den heftigsten Kämpfen und Krämpfen am Charfreitage sinkt sie auf ihr Bett ohnmächtig zurück und liegt gleich einer Leiche da. Ein Berichterstatter (warum wieder nicht genannt?) erzählt:

Mit unbegreiflicher Leichtigkeit, Schnellkraft und Gewandtheit gehen die ekstatischen Bewegungen ihres von Convulsionen gelähmten Körpers, welcher im Zustande des natürlichen Beisichseins zu jeder Behendigkeit und Fortbewegung außer Stand ist, vor sich. Ohne das Auge niederzusenken oder ihre Bewegung mit dem geringsten Blick auf sich zu begleiten, welcher erfoderlich scheint, um Kleider und Bettzeug zu ordnen und zum Aufstehen zurechtzulegen; ohne sich dabei aufzustützen, ohne die mindeste Anstrengung erhebt sie sich mit wunderbarer Gelenkigkeit aus ihrer Lage auf dem Rücken, auf die Knie oder sogleich auf die äußersten Spitzen der Fußzehen empor, in flugleicher, aufschwebender Stellung, welche dem geübtesten gymnastischen Künstler kaum gelingen dürfte, geschweige, daß er dieselbe lange zu halten vermöchte. So lange verharrt sie in derselben, bis der Ruf zum Gehorsam sie daraus erlöst. Auf ebenso unbegreifliche Weise legt sie sich alsdann, ohne die leiseste sichtbare Anstrengung, sanft auf den Rücken nieder; gleich einer Feder, welche leicht zur Erde fällt, sinkt sie, wie aller Schwerkraft entfesselt, auf das Lager zurück, welches nach ihrem Willen aus hartem Stroh besteht. In der langen Zeit ihres Liegens hat sie sich auf demselben noch niemals wund gelegen.

Wir haben getreulich und so ausführlich, als es hier irgend zulässig war, das Wesentlichste referirt, was der Verf. über Maria v. Mörl, von der noch erwähnt wird, daß sie im November 1841 sich in ein Kloster zurückgezogen hat, wo sie keine Besuche annehmen wollte, aus eigener Anschauung, und noch mehr auf Treu und Glauben nach fremden, freilich für eine unbefangene Kritik nicht in gleichem Grade wie für ihn beglaubigten Berichten mittheilt, und geben nun den Lesern anheim, zu erwägen, ob und wie weit die Zustände dieser Ekstatischen von denen mancher Somnambulen sich unterscheiden. In Beziehung auf die beiden andern ekstatischen Jungfrauen müssen wir uns kürzer fassen, und dürfen dies um so unbedenklicher, da die Erscheinungen an denselben jenen dargestellten sehr ähnlich und verwandt, aber in ihren Besonderheiten viel weniger als jene für uns beglaubigt sind. Denn was eine gewiß sehr achtbare Dame, als von einem Dritten erzählt, und was Druckschriften von ungenannten und unbekannten Verfassern berichten, das können und dürfen wir nicht so gefällig wie unser Verf. als ausgemachte Thatsachen annehmen, obwol wir keineswegs gemeint sind, die Echtheit der Zeugnisse schlechthin in Abrede zu stellen oder eine absichtliche Täuschung vorauszusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Der Abenteurer, oder Hundert Leben in Einem, aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes von Jean Charles. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1845. 8. 3 Thlr.

Mit der Leichtigkeit eines französischen, mit dem Humor eines englischen Romans flattert der vorliegende durch ein abenteuerreiches Leben und schwingt sich wie der Schmetterling von Blume zu Blume von einer Liebesgeschichte zur andern; daß auch manche Liebeständeleien dabei vorkommen, versteht sich von selbst; alle sind graziös und anmuthig dargestellt. Hier und da verletzt das Haschen nach Witz, besonders im ersten Theile; oft müssen groteske Scenen, als Balgereien, Prügeleien, zufälliges Übereinanderstürzen den ausgegangenen Humor ersetzen, das Ganze ist aber äußerst amusant und es fehlt nicht an tiefen Reflexionen, manchen gediegenen Lebensanschauungen und inniger heiliger Gefühlsäußerung. Der Autobiograph ist unser Held Fritz Palmer; der erste Theil enthält die Knaben-, der zweite die Jünglingsjahre, im dritten ist er zum Manne gereift; die erste Liebe fällt im sechzehnten Jahr und ist auf eine dreißigjährige Frau gerichtet; das Ridicule, welches in der Sache selbst liegt, wird durch die Entwickelung noch gehoben, ja sogar allzu sehr gesteigert. Das zweite Verhältniß mit der coqueten funfzehnjährigen Tochter der Putzmacherin beginnt sehr heiter und ist geschickt durchgeführt. Der Verf. zeigt überhaupt ein großes Talent darin, die Liebesverhältnisse auf geschickte Weise zu Ende zu bringen, es erschöpft keins, selbst nicht die Byron-durchfärbte Leidenschaft der geistreichen Leonie. Ein Abschiedsbrief in Mailand, der den Stempel des Edelmuths trägt, schließt ein Verhältniß, über dessen Verlauf der erfahrene Leser sehr ängstlich war, da eine Ehe zwischen einer ältern Frau und einem ganz jungen Manne, beide verschiedenem Stande angehörig, als ein gewagtes Unternehmen erscheint. Mancherlei fremde Liebesgeschichten sind eingewebt; sie sind von mehr oder weniger Interesse und vervollständigen die Schattirungen der verschiedenen Liebesfarben. Reiseabenteuer, Schilderungen verschiedener Städte, Darstellungen verschiedener Charaktere, sind auf sehr anmuthige Weise eingestreut und beleben das lebendige Treiben dieses Romans, welcher so Vieles anregt und nichts erschöpft. Wer also an einen Roman keinen

Digitized by Google

ernstern Anspruch macht und nur den Champagnerschaum des Lebens darin schlürfen will, dem kann die amusante Lecture nur behagen. „Der Abenteurer" ist das beste von den Werken des Verf., welche Ref. in die Hand fielen.

2. Katharine. Erzählung aus dem Hofleben von G. Pfeil. Ulm, Nübling. 1845. 8. 4 Thlr.

Aus dem Hofleben? — Sollten dem Leser hübsche Hofdamen, eine geistreiche Oberforstmeisterin, ein witziger Hofmarschall, ein würdiger Oberforstmeister an die Stufen des Throns geleiten, ihn einführen in die Sitten und Gebräuche, welche die Etiquette mit ihren Fesseln behaftet? Sollte die Steifigkeit und Langweile schreckhaft dargestellt, und zugleich das Versöhnende, Anmuthige vorgehalten werden? Sollten historische oder psychologische Wahrheiten in der Hülle des Romans ein Charakterbild geben, ein Bild der feinsten Civilisation des höchsten Kreises der vornehmsten Welt? — Mit Nichten. Die activste Hofcharge in diesem Roman ist der Kammerdiener und die Heldin Katharine, eine Opernsängerin, welche des Herzogs Maitresse wird. Sie nimmt die Anträge des Fürsten mit großer Freude auf, obgleich im ersten Capitel ihres Verhältnisses Erwähnung eines jungen vermögenslosen Mannes geschieht; irgend ein Bedenken oder Hinderniß würde dem jungen Weibe das Interesse zugewendet haben; doch es erfolgt kein Kampf, sie wird Maitresse mit Einwilligung von Mutter und Schwester, und weil sie nicht länger Wurst und Brot zu Abend essen will. Der Leser muß nun dieser Maitressewerdung Schritt für Schritt folgen; wie der Herzog Katharine den Hof macht, sie küßt und sogar beißt und — weiter nichts. Wir wollen nicht in die Details eingehen, nicht die Gemeinheit in Stil, Erzählung und Tendenz gänzlich enthüllen; ohne Geist und Talent ist das Buch geschrieben, und die Tendenz? Ja in der Tendenz liegt eben das Gemeine; die Wichtigkeit, womit der äußere Luxus behandelt, das Glück, welches in Schmuck und Vergnügen, im Rheinwein zum Frühstück und in der Equipage gesucht wird, jene Krankheit des Jahehunderts, deren sich jeder davon Befallene schämen und die er verheimlichen sollte wie einen bösen Ausschlag, das Luxus- und Reichthumsfieber, die Genußsucht und das Streben nach Eleganz, diese Krankheit ist hier mit mit der höchsten Unverschämtheit durch einen dicken Band zur Schau getragen und bis zur höchsten Langweiligkeit ausgesponnen. Die Moral aber von dem Buch; der Nutzen, den es stiften soll; die Wahrheit, die es predigt? Man könnte sie in wenig Worten wiedergeben. „Jedes junge Mädchen niedern Standes möge suchen, Maitresse zu werden, da in dieser Stellung das höchste Glück zu finden ist." Katharine wird übrigens eine Gräfin und dem Herzog angetraut. Da verliebt sie sich in den Hofmeister ihrer Kinder — glücklicherweise stirbt dann der Herzog. Der Autor droht mit einer Fortsetzung von Katharine's Geschichte — wir möchten dem Autor rathen, gar nichts mehr zu schreiben.

3. Menschen und Gegenden von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1845. 8. 2 Thlr.

Es ist schon oft geklagt worden, daß die Zahl der Leser mit der der Schriftsteller nicht mehr im gehörigen Verhältniß steht, indem alle wirklich gebildeten Leser auch zur Feder greifen und selbständig wirken wollen. Die geistreiche Verf. will auch selbständig wirken, hat mehre Romane dem Publicum vorgelegt; diese Romane haben nur eine sehr beschränkte Lesewelt gefunden, sie waren nur Gewand für Reflexionen und Lebensanschauungen, nicht das Leben selbst, es fehlte ihnen das gewisse Etwas, welches in die Saiten des menschlichen Herzens greift und sie mächtig vibriren läßt. Das Büchelchen „Am Theetisch" war in einer dem Talent der Autorin besser zusagenden Form gegossen; über Erlebtes und Gesehenes spricht die geistreiche Frau sehr anziehend und fesselnd. Vorzüglich gut spricht sie aber über Gelesenes, und die bescheidene Weise, mit welcher sie uns ihre Urtheile gibt, macht dieselbe uns noch werther. Wir lesen zuerst einen Überblick nebst der Charakteristik der Werke der Gräfin Hahn-Hahn. Von dem Buche „Faustine" sagt sie: „Das Buch ist dem heißen Sommertage gleich, über den hinüber wol kühle Lüftchen wehen, dessen Hauptbestandtheil aber Glut ist. Die Natur steht im Zenith, Goldkäfer schwirren, Thautropfen zittern an Grashalmen, Blüten duften ihr Arom! — Es ist Alles traumartig, märchenhaft, die Sprache ist oft nachlässig vornehm, oft kindlich poetisch, oft überraschend großartig, die Gedanken lieblich, der Dialog parador. «Faustine» ist kein Roman, sie ist ein mit Byron'schen Elementen geschwängertes Gedicht." Über die „Reisebriefe" der Gräfin äußert sie sich folgendeemaßen: „Die «Reisebriefe» stellen die Individualität der Verf. heraus; was sie im Roman in Bildern und Situationen metaphorisch ausgedrückt hat, spricht sie hier positiv durch das «Ich» aus. Die Verf. redet selbst. Man kann der spielenden über den Strom des Lebens hinschwebenden Libelle doch endlich nahe kommen, man weiß doch endlich, daß die Gräfin Hahn-Hahn eine Absolutistin, eine Aristokratin ist, die bei all ihrem gelehrten Sprachoorath, bei all ihrer Gedankenfülle, bei all ihrer erstaunenswerthen Freiheit nicht eine von der Erde losgelöste Seele, sondern ein Geist ist, der mit Starrheit an gewissen Formen klebt. In den «Reisebriefen» zeigt sie ihre Schwäche und ihre Kraft, ihren Stolz und ihre Demuth. Bald zieht sie in den Krieg, läßt ihre Fahnen flattern, schlägt rechts und links darein, bald ruht sie an Waldbächen, phantasirt auf Spaniens Boden, schlummert unter Pinien und Cypressen, oder lauscht den Gesängen der Nachtigall. Die Gräfin Hahn-Hahn ist eine ausgezeichnete und was mehr ist eine edle Natur, aber sie ist mehr Welt- als Himmelsbürgerin. Sie hat viel Sehnsucht, viel Kummer, viel Ungeduld, sie steht noch im, nicht über dem Leben u. s. w." Was Therese über die Verf. von „Schloß Goczyn" sagt, ist auch wahr, jedoch beschönigend mit dem Willen nicht zu krönen und doch nicht zu übergehen geschrieben. „In dem Roman «Magdalena» schwimmen schöne Elemente; die Schilderungen sind lebendig; der Stil ist kräftig. Je mehr Ruhe die Verf. gewinnen wird, desto besser werden ihre Productionen sein. Sie wird nicht Alles unbedingt dem Druck überliefern; sie wird zu wählen, zu unterscheiden wissen." In George Sand versteht die Verf. das Göttliche des sie belebenden Geistes, hier faßt sie mit Freude auf und gibt mit Begeisterung wieder, sie hat alle Werke der französischen Schriftstellerin gelesen und mit ihr empfunden; den Maßstab einer kalten Reflexion, einer ruhigen zerlegenden Beurtheilung wendet sie hier nicht an. Schicksal und Person der Scheiftstellerin sind mit deren Werken in eins gegossen; sie kann Beides nicht trennen. Sie zeigt, wie George Sand mit den verfertigten Pappkästchen ernähret und für ihren ersten Roman, „Indiana", 10 Louisd'or erhalten hat; wie in der Fülle der Jugend, kaum 26 Jahre alt, einer altadeligen Familie angehörend, sie weder Mühen noch Demüthigungen scheut, um unabhängig zu bleiben; wie ihre Tochter Solaage zu ihr sagt: „Wenn ich Königin sein werde, werde ich dir den Montblanc schenken", und wie ihr Sohn hinzufügt: „Wenn Solaage dich stolz machen wird, werde ich dich glücklich machen." George Sand fand in ihren Kindern und später in ihren Freunden einen reichen Ersatz für Das, was ihr das Schicksal geraubt hatte. Weniger in ihrer Muse, denn diese gab ihr statt Ruhe Unersättlichkeit, und ließ sie oft an den fieberhaften Erregungen der Production gleichsam erkranken, sodaß sie sich wie in ein Meer voll glühender Wolken stürzte. Aber sie gab ihr auch Genüsse, die sie bis jetzt nur geahnt, Erscheinungen, vor denen alle Willen der Wirklichkeit in die Tiefe sanken. Bewunderungswürdig ist ihre Bescheidenheit, die wir eine Bewußtlosigkeit ihres Verdienstes nennen möchten. Aber diese Bescheidenheit ist auch der stärkste Beweis ihres Talents, da sie das Ideal, dem George Sand nachstrebte, in seiner Vollendung zeigt. Trotz aller innern fieberhaften abspannenden Vorgänge ist George Sand gesund. Wir leugnen nicht, etwas auf die Gesundheit zu halten; wir glauben, daß nur

Digitized by Google

Der Tüchtiges leistet, der gesund ist. Georgr Sand besitzt neben der Gesundheit die Natürlichkeit, den Humor und die Grazie. Sie zittert vor Leidenschaft und einen Augenblick darauf fliegt ihr das Lächeln innerster Heiterkeit über das Antlitz. Das ist es, was sie so liebenswürdig macht. Therese bespricht alle Romane George Sand's einzeln, ihr entgeht nicht die leiseste Färbung der mächtigen Feder, nicht der geringste Hauch jenes glühenden Herzens, kein Flügelschlag des schaffenden Geistes. Außer den drei, fremde Schöpfung und deren Urheber beleuchtendrn Aufsätzen sind in diesrm Bandr noch drei derartige Beurtheilungen enthalten. „Die Ehe vom christlichen Gesichtspunkt aus betrachtet", von der Gräfin Gasparin; „Übersicht der neuen deutschen Literatur", von Alexander Jung; und „Portraits und Silhouetten", von Gustav Kühne. Diese drei Werke werden mit einem scharfen, prüfenden Verstand beurtheilt, mit großer Klarheit analysirt. Jedem Autor sind Lrser zu wünschen wie Theresr, es würde nicht so viel Schönes und Wahres unbemerkt und unbeachtet in der Welt verhallen. Es wäre sehr verdienstlich, wenn Therese noch öfters auf diese Weise für ein großes Publicum lesen wollte, sie würde den deutschen Literaten einen bedeutenden Dienst dadurch erweisen und den deutschen Lesern zeigen, wie man lrsen soll. Kurz gedrängt gibt sie Charakteristik und Inhalt eines Buches in wenig Seiten und bescheiden ihr Urtheil daneben. Das über Jung dürfen wir dem Leser d. Bl. nicht vorenthalten. „Schließlich fühlen wir uns gedrungen, in Jung die vorherrschende christliche Idee anzuerkennen. Jung ist dem Gesetz der Moral hingegeben; er hat sich durch sie zum Adel der Seele, zu jener Aristokratie emporgeschwungen, die das Unreine von sich weist, die nur im Gewand des Schönen das Schöne findet. Das Reizende der Form wirkt unwiderstehlich auf ihn; er gibt sich harmlos dem süßesten Vertrauen, den schönsten Hoffnungen hin. Er hat mit einem übergroßen Reichthum, mit einer Phantasiefülle zu kämpfen, die der Concentration bedarf. Er entzieht sich zwar nicht dem Schmerze der Gegenwart, aber er täuscht sich über ihn, indem er über ihn hinausstrebt. Unbedingt kindlich hat er sich an die großartige Idee des Christenthums geschmiegt; sie ist die geistige Substanz, die ihn zu einem organischen Cultus drängt. Er sucht in der Philosophie, wo rr in der Poesie, in der Poesie, wo er in der Philosophie finden sollte. Darin liegt sein Irrthum, der auf so viel Edles gebaut ist, daß er fast aufhört, Irrthum zu sein, da er der Umweg zur Wahrheit ist." Die „Reisefragmente" möchten weniger des Lesers Beifall erhalten. Wenn man die „Reisebriefe" der Gräfin Hahn-Hahn liest, empfindet man auf jeder Seitr die Freude, mit einer geistreichen Frau zu reisen; Therese ist nicht geistreich in ihren „Reisefragmenten", sie zeigt die Gegenstände, die Berge und die Bilder, die Schlösser und deren Einrichtung, und nichts erhält eine außergewöhnliche Färbung; bei rinigen der Fragmente empfand Ref. sogar Langwrilr. Das Wort ist etwas stark, aber dennoch nicht ganz ungerecht. Wo der Reisende nichts Neues berichten kann, muß er wenigstens das Alte neu und auf originelle Weise beleuchten und vortragen; das vermißt Ref. an den „Reisefragmrnten". 46.

Literarische Notizen.

Lappenberg's Geschichtr Englands ins Englische übersetzt.

Dr. Lappenberg's Geschichte Englands unter den angelsächsischen Königen, die bekanntlich einen Theil der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten" bildet, hat an Benjamin Thorpe, einem der vorzüglichsten Pfleger des Studiums der germanischen Sprachstämme in England, einen Übersetzer erhalten. Dieser Gelehrte hatte seine Arbeit bald nach Erscheinen des deutschen Werks im J. 1834 begonnen, aber, da sein Unternehmen bei der damaligen vorzugsweise politischen Bewegungen zugewandten Zeit gar keiner Theilnahme begegnetr, im Ausbruch verletzter Gefühle dieselbe vernichtet; nachdem jedoch in der letzten Zeit sich auch dort mehr Sinn und Geschmack für dergleichen Studien eingestellt, die Sache wieder aufgenommen und zu Endr geführt. Das Werk ist unter dem Titel „A history of England under the Anglo-Saxon kings" erschienen. Ein Kritiker des „Athenaeum", wol der mit deutschrr, alter und neuer, Sprachr innig vertraute John Kemblr, macht dem Werke den Vorwurf, daß es zu schwerfällig sei, daß ihm wie den meisten deutschen gelehrten Werken abgehe, was der Franzose und Brite davon verlange: der Reiz der Darstellung, die Anmuth des Stils. „Gleich den Franzosen", äußert er, „geben wir dem Laubwerke den Vorzug vor der Frucht, der Färbung vor dem Gegenstand selbst, und wer uns gefallen soll, muß unserm Geschmack darin genügen. Bis der ursprüngliche (!) deutsche Geist also sein Wesen nicht ändert, werden aus diesem Grunde seinr Erzeugnisse, ohne daß man sie völlig überarbeitet (without undergoing the process of a second manufacture), nie dem englischen Volke mundrecht werden. Ihre Kleinode mögen reich und voll von innerm Werthe sein, aber sie rrfodern unsrrn eigenen Schliff, wenn wir sie zu tragen uns bequemen sollen." Bei der hohen Anerkennung, die der englische Kritiker dem Fleiße und der Gründlichkeit des deutschen Geschichtsforschers zollt, kann er doch nicht umhin, auf dir mangelhafte Behandlung aufmerksam zu machen, die er der Religion, der Literatur und den gesellschaftlichen Zuständen der Angelsachsen hat angedeihen lassen. Auch wird getadelt, daß der Pyrrhonismus der Geschichtsforschung von Lappenberg wie von so vielen deutschen Gelehrten nach Niebuhr's Beispiel zu weit getrieben werde. So will er es durchaus nicht gelten lassen, daß der deutsche Geschichtschreiber den Eroberungszug von Hengist und Horsa zum größten Theil in den Sagenkreis verweisen will. Man sieht daraus, wie der den Engländern man möchte sagen eingeborene Autoritätsglaube sich auch bei ihren Kritikern und Geschichtsforschern Geltung verschafft. 12.

Zur Geschichte der socialistischen Bestrebungen.

Nachdem man in Frankreich den Kreis der socialen Speculationen und Phantastereien so ziemlich ganz durchlaufen hat, fängt man auch in Deutschland an, dieser Richtung der neuesten französischen Philosophie eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken. Für die reine Philosophie kann man sich von dem Studium der hierauf bezüglichen französischen Werke keinen beträchtlichen Gewinn versprechen, aber als Erscheinungen und Bildungen des Zeitgeistes überhaupt, als Zeichen der brodelnden Bewegung, von welcher die Gegenwart ergriffen ist, verdienen Werke der modernen Socialisten rine nicht geringe Beachtung. Das vortreffliche, kritische Werk von Reybaud, aus dem man einen ziemlich genügendrn Überblick über diese socialistischen Tendenzen gewinnen kann, ist in Deutschland zu verbreitet, als daß es hier einer besondern Empfehlung bedürfte. Dagegen wollen wir auf ein neues Werk aufmerksam machen, welches der Besprechung der neuesten Auswüchse auf diesem üppigtreibenden Felde gewidmet ist. Dasselbe führt den Titel: „Fragments de philosophie sociale ou études sur les socialistes modernes", von Blot-Lequesne. Obgleich es beiweitem dem soeben berührten Werke von Reybaud nicht zur Seite gestellt werden kann, so verdient die Schrift doch immerhin einige Beachtung, da in ihr manche Punkte zur Sprache kommen, von denen sich in andern Darstellungen nichts Genügendes vorfindet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 230. — 18. August 1845.

Mystik.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Maria Domenica Lazzari, geboren 1816, das fünfte Kind eines armen Mühlenbesitzers bei Capriano im Fleimserthale, das nach dem Etschthale hin mündet, zeichnete sich von früher Jugend durch ihre Verständigkeit, gute Aufführung und unverdrossene Thätigkeit, aber auch durch eine entschiedene Neigung zur Andacht aus.

Ihre frommen Betrachtungen weilten besonders bei dem bittern Leiden und Sterben des Erlösers. Ohne besondere äußere Lebhaftigkeit oder Schwärmerei in ihrem Andachtseifer entzog sie sich doch gern müßiger Unterhaltung mit Menschen und suchte dafür die Gesellschaft Gottes. In der Schule übertraf sie an Sittsamkeit und Religionskenntniß alle übrigen Kinder, und gab dem Katecheten oft Antworten, die diesen in Erstaunen setzten.... Den Gegenstand ihrer inbrünstigen Liebe, den Erlöser im Sacrament des Altars zu empfangen, war ihr sehnlichstes Verlangen von früh auf.... Als sie dessen endlich im zwölften Jahre theilhaft worden, ward sie, obwol immer freundlich und heiter, noch stiller und zurückgezogener, indem sie ihren Geist immer mehr zu sammeln sich befliß.... Häusliche Leiden folgten und auch mannichfache dämonische Anfechtungen blieben nicht aus.... Bis 1833 hatte sie einer ziemlichen Gesundheit sich zu erfreuen gehabt; dann erkrankte sie an der Grippe, und obwol dieses Übel selbst schnell gehoben ward, waren ihre Kräfte doch so gebrochen, daß sie seitdem das Lager nicht mehr verließ. Mehre erfahrene und bewährte Ärzte versicherten, außer Stande zu sein, die Art ihrer Krankheit anzugeben. Unerklärliche stechende Schmerzen wurden täglich unleidlicher und setzten besonders dem Magen, dem Kopf und den Händen zu. Während die Ihrigen trostlos klagten, blieb sie ruhig und ergeben. Die entsetzlichsten Krämpfe und Convulsionen traten ein. Dazu kam ein solcher Abscheu vor allen Speisen, daß sie nicht einmal deren Geruch, am wenigsten den des Weins, vertragen konnte. Es wird versichert, daß seit dem 10. April 1834, da sie eine halbe Tasse Wasser, worin etwas Brot erweicht war, genoß, kein anderer Bissen über ihre Lippen gegangen als das Sacrament, das sie allwöchentlich einmal empfängt und ungehindert genießt, während sie in der Zwischenzeit nicht das Geringste zu verschlucken vermag. Man erzählt, daß sonderbare Würmer, die, ohne Eingeweide, nur aus einer zähen mit Luft angefüllten Haut bestanden, aus ihrem Munde hervorkamen, gewöhnlich Freitags.

Am 10. Jan. 1834 erschienen die Nägelmale an den Händen, welchen sich nachmals auch die an den Füßen und die Seitenwunde zugesellten. Drei Wochen später zeigten sich nach einer leidenschweren Nacht auch die Eindrücke der Dornenkrone um den Kopf, und in allen ihren körperlichen Gebrechen drückte sich das Leiden des Herrn im tiefsten Schmerze aus. An jedem Freitage stellen um die Tageszeit der Kreuzigung Christi Blutungen sich ein, aus mehr als funfzig Öffnungen am Haupte, aus den durch die Hände ganz hindurchgehenden Wunden — nach der Versicherung der Mutter auch aus den Nägelmalen der gleichsam aufeinander gehefteten Füße und der Seitenwunde, ja auch aus den Spitzen der Hände und Zehen — und in solcher Menge, daß man auf jeden Freitag wol zwei Tassenköpfe voll rechnen kann. Das Bettzeug und das Gesicht zeigen sich von Blut überzogen.

Domenica hört mit großer Beschwerde Denjenigen an, welcher mit ihr redet, antwortet aber in kurzen Sätzen willig und gern. Ihre Demuth, ihre Sehnsucht nach Einsamkeit und der Widerwille gegen den Andrang Neugieriger sind so groß, daß sie mehrmals um Befreiung von dieser Plage gebeten hat.

Sie empfängt und nimmt von Niemand Almosen; ihre Verwandten sind arm wie vordem.... Von der Feinheit, Schärfe und Fernempfindung ihres Gehörs ist der Umstand ein Beweis, daß sie jedes Wort vernimmt, welches der Pfarrer in der Kirche der Gemeinde vorträgt. Auch führt man mehre Fälle an, in denen sie ganz zufällig scheinende Ereignisse vorausgesagt.... Auch die Gabe der Sprache steht ihr zu Gebot. Von Kindheit auf nur in der italienischen Sprache bewandert, hat sie doch geläufig Deutsch, Lateinisch und Französisch geredet.... Mit den meisten ihrer Besucher spricht sie jedoch nichts, gibt ihnen aber durch Zeichen zu erkennen, wie sie wohl verstehe, was man, in was immer für einer Sprache, zu ihr sagt.

Vom Charfreitage 1836 Nachmittags 3 Uhr an lag sie 21 Tage lang als eine Todte da, erwachte aber zu neuen Schmerzen. Endlich: Die geweihte Hostie, welche sie am Feste des heiligen Dominicus 1838 empfing, lag nach Monaten noch unversehrt auf ihrer Zunge!*)

Die dritte ekstatische Jungfrau ist Crescentia Nieklutsch, geboren im Juni 1816, Tochter eines Tagelöhners in Tscherms, nahe bei dem herrlichen Meran. Der Verf. referirt:

In ihr hat, wie es scheint, die unerklärlich-waltende Allmacht Diejenigen widerlegen wollen, welche die Ekstasen der Maria v. Mörl und der Domenica Lazzari für Folgen und Symptome eines krankhaften Zustandes erklären. Denn hier haben wir ein junges Mädchen, an deren Person eine Krankheit nirgend wahrnehmbar ist, welche lebt wie alle Andere; die da hört, spricht und umherwandert, arbeitet, schläft und dennoch sich im ekstatischen Zustande befindet, auch die Eindrücke der Dornenkrone sowie die Kreuzigungsmale an sich trug....

*) Verschweigen wollen wir auch nicht, daß als besonders merkwürdig erzählt wird, daß das Blut, welches an jedem Freitage aus den dann sich öffnenden Wunden fließt, an den Füßen „aufwärts nach den Zehen zu aufrinnt", als wenn sie, statt zu liegen, hinge!

Digitized by Google

Vom 16. bis 19. Jahre diente sie an verschiedenen Orten als Magd und hinterließ überall einen guten Ruf. Wiederholte Nervenzufälle (so ganz gesund war sie also doch nicht!) nöthigten sie zur Rückkehr in die älterliche Hütte, wo sie kärglich lebte, die kranke Mutter treulich pflegte, in der Schule der Trübsal christliche Tugenden immer mehr sich aneignete. Im Frühling des Jahres 1835 versank sie in schwere, unerklärliche Krankheit, die Ärzte und Arznei nicht zu heben vermochten. Geraume Zeit konnte sie täglich nur eine halbe Tasse Milch genießen. Nun begann sie in eine wenig unterbrochene Ekstase überzugehen. Von derselben ergriffen brachte sie den größten Theil des Tages über in völliger Abgezogenheit der Sinne kniend auf ihrem Lager zu. Ihre geöffneten Augen starrten aufwärts, ihre Hände waren zum Himmel emporgehoben. Übrigens glich sie an Unbeweglichkeit und Fühllosigkeit einer Bildsäule.

Eine fromme Familie in Meran nahm die Kranke bei sich auf.

Ihr Befinden war abwechselnd; ihre Ekstase und großen Leiden hielten bis zum ersten Pfingsttage an. Mit diesem Tage zeigten sich an ihren Händen die Wundenmale. Einige Wochen später erschienen dieselben auch an den Füßen. Hier wurden die Dornenstiche an der Stirn sichtbar, und um die Mitte des September erfuhr man, daß auch die Seitenwunde sich eingestellt. Aus allen Wunden ergoß sich, vornehmlich Freitags, reichliches Blut.

Sie hielt in Demuth solcher Auszeichnung sich unwerth, und besorgte, wenn man etwas an ihr fände, das Bewunderung errege, möchte sie wankend werden. Sie bat daher Gott unter Thränen, ihr Alles zu entziehen, was sie zu einem Gegenstande der Neugierde und Bewunderung machen könnte. Lieber möge der Herr ihr statt jener Schmerzzeichen geschärftere, innere Leiden senden, daß sie durch dieselben immer größere ewige Freuden „verdienen" könne.

Ihr Gebet ward erhört; nach wenigen Tagen schlossen sich die blutenden Wunden, und zum Zeugniß der empfangenen Gnade blieben an Stirn, Händen, Füßen, Seite, Narben zurück, welche ihr zwar Schmerzen verursachten, jedoch keine Beobachter und Neugierige zu ihr hinziehen. Mit der Schließung der Wunden verschwand jedes Gefühl der Krankheit; sie fühlte sich völlig neugekräftigt, foderte am 9. Oct. ihre Kleidung, und erhob sich zum Erstaunen Aller aus dem Bette.

Sie kehrte ins älterliche Haus zu gewohnter Arbeit, bei sehr mäßigem Genuß, später zur befreundeten Familie in Meran zurück.

Ihre Kammer ist, nach ihrem Willen, das häßlichste, finsterste, unbequemste Gemach im Hause. Niemand erblickt sie daselbst. Diese einsame Höhle ist alleiniger Zeuge der Bußübungen, denen sie sich ergeben. Nur einige Stunden schläft sie, angekleidet wie sie ist, auf unebenem steinigen Boden; zum Kopfkissen dient ihr ein Stein. An Speise nimmt sie, in Folge des Gehorsams, täglich nach Sonnenuntergang, nur eine Tasse voll Milch zu sich.

Täglich zweimal geht sie zur Kirche; während der Messe wird sie ekstatisch, kehrt aber, wenn Alle die Kirche verlassen haben, ohne Hülfe nach Hause zurück.

Sie gehorcht der auch nur geistig ausgesprochenen Verordnung ihres Gewissensrathes. Lange Dürren des Geistes hat auch sie zu erdulden. Alsdann schreibt sie Briefe an ihren himmlischen Geliebten, daß er wiederum sein liebenswürdiges Antlitz ihr zuwenden möge. Ein Leser dieser Briefe versichert, dieselben seien voll heiliger Salbung und heroischen Muthes. Crescentia ist auf bescheidene Art gesprächig gegen Alle, und wiewol sie gern in der Einsamkeit ihrer Kammer allein ist, so verkehrt sie doch freundlich mit Jedermann. Ihre absichtlich kurzen Reden lassen einen Strahl des hohen Geistes und reichen Verstandes hindurchleuchten, womit Gott sie begnadigt, und dessen sie sich aufs beste bedient, um dem Schulmeister des Orts in der Unterweisung der ihm anvertrauten Töchter behülflich zu sein. Alle acht Tage und an den Hauptfesten communicirt sie öffentlich in der Kirche. Alle, welche Crescentia kennen, versichern, daß ihre Demuth und Geduld den kühnsten Glauben übersteigen.

Der Verf. ist ehrlich genug, nachträglich zu berichten, daß ein vertrauter Freund bei einem neuerlichen Besuch in Meran bemerkt haben wolle,

als habe sich die Ekstatische von der reinen Bahn der Demuth entfernt und sei, augenscheinend durch ihren Geistlichen hierin connivendo bestärkt, in eine fromme Schönthuerei, in Coquetterie verfallen, welche die kindliche Ergebenheit in das über sie Gefügte verloren, und dasselbe ausbeute, um sich der Welt bemerkbar zu machen.

Diesen Geschichten fügt dann der Verf. „allgemeine Betrachtungen über die vorstehend mitgetheilten Erscheinungen" bei. Sie sind zumeist polemischer Art, gerichtet gegen Alle, welche entweder die Wahrheit der mitgetheilten Thatsachen überhaupt leugnen und bestreiten, oder sie nicht als Das anerkennen wollen, was er von ihnen zuversichtlich prädicirt. Die Art dieser Polemik fodert zu unumwundener Entgegnung heraus.

Ref. gedenkt nicht, sich zum Sachwalter Derer zu machen, welche nichts als wahr und wirklich anerkennen als was sie mit den Händen greifen und mit ihrem Verstande begreifen können, die den sogenannten gesunden Menschenverstand, welcher am wenigsten gesund ist, wenn er am anmaßendsten hervortritt, zur höchsten Potenz alles geistigen Vermögens und zum Richter über das Unsichtbare wie über das Sichtbare erheben, alles Übernatürliche alsbald in das Gebiet des Aberglaubens verweisen und dann damit fertig sind. Hier sei nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit eigentlicher Ekstasen und solcher außerwöhnlichen Zustände anerkannt, in welchen das Seelenleben bei erhöhter, aber unfreiwilliger Kraftäußerung, die Schranken der Leiblichkeit durchbrechend, außer und über sich selbst versetzt, zu Anschauungen, vielmehr Gesichten entrückt wird, welche ein Vorgenuß des jenseitigen Schauens sein mögen. Dieses Schauen, zu dem der wiedergeborene Mensch vom Glauben eingehen soll, kann seinem Wesen nach nicht anticipirt werden, und findet in der Ekstase so wenig wie im Somnambulismus statt, dem man auch nur uneigentlich ein Schauen beimißt, welches doch nur ein gesteigertes Fernsehen ist; aber eines freilich beschränkten, gleichwol entzückenden Vorausgenusses desselben mag die Seele in einer über das gewohnte Maß erhöhten religiösen Stimmung ebenso fähig sein wie eines tiefen und klaren Vorgefühls der Herrlichkeit, die dort soll offenbart werden. Paulus, der gottbegeisterte Apostel, der diesen von der beständigen Begeisterung, in deren Kraft er lehrte und wirkte, unverkennbar verschiedenen Zustand an sich selbst erfahren hatte *), betrachtet denselben allerdings als eine außerordentliche Begabung,

*) 2. Korinth. 12, 2—5.

Digitized by Google

aber auch als einen ebenso bewußtlosen wie unfreiwilligen, wie er denn wiederholt versichert, er wisse nicht, ob er außer dem Leibe oder im Leibe gewesen. Dieser Zustand, obwol ein ungewöhnlicher, tritt doch in Zeiten einer tiefern religiösen Bewegung der Gemüther häufiger hervor, so im apostolischen Zeitalter, dann im Kampf des Christenthums mit Judenthum und Heidenthum unter blutigen Verfolgungen, weiterhin in den Zeiten der Kreuzzüge, und er muß in unsern Tagen wiederkehren, da das Gemüth sein religiöses Bedürfniß und seine unveräußerlichen Rechte gegen die Anmaßungen des klügelnden Verstandes und gegen den herrschenden Unglauben und Indifferentismus abermals geltend macht.

Wie nun die Ekstase thatsächlich nachweisbar und psychologisch befriedigend zu deduciren ist, so scheinen die scharfen und heftigen Entgegnungen, wie unser Verf. sie gegen Solche ausspricht, welche dieselben schlechthin leugnen oder misdeuten, um so überflüssiger zu sein, je weniger sie geeignet sind, die Zweifler eines Bessern zu überzeugen. Menschen, die eben nur das Begreifliche für das Wirkliche halten, und keine Ahnung davon haben, wie der Glaube weit über Alles, was wir begreifen können, hinausreicht; die nie ein lebendiger Funke der Begeisterung noch weniger die unsichtbare Nähe einer höhern Welt oder das Gefühl einer lebenskräftigen Begeistigung tief und gewaltig ergriff; die höchstens eine krankhafte Exaltation kennen; die nie außer sich kamen als etwa in der Trunkenheit oder wenn sie in des Zornes Wuth den Verstand verloren — sie werden, wie man auch gegen sie eifere, die Wahrheit ekstatischer Zustände hartnäckig leugnen und immerfort meinen, das Räthsel gelöst zu haben, wenn sie dieselben als Überspannung, Schwärmerei, Bigoterie, Selbsttäuschung oder Betrug bezeichnen.

Gewiß aber war die Ekstase im echten und eigentlichen Sinne nicht auf irgend ein Zeitalter beschränkt. Wie der Mensch in der dämonischen Gewalt der Leidenschaft außer sich geräth, sollte nicht auch das völlige Versenken in die Geheimnisse des Glaubens, das Anwehen einer höhern Geisterwelt, mit heiligerer Gewalt, den Menschen außer sich zu setzen, über die Leiblichkeit, ja über sich selbst zu erheben und in geistigen Gesichten von allen Sinneneindrücken zu entbinden vermögen? Man sagt von einem zornentbrannten, rachedürstenden oder in ungeheuerer Angst und Trauer verzweifelnden Menschen: Er kommt von Sinnen! Und in der That hört und sieht er nicht, wie er nicht denkt und sich seiner nicht bewußt ist. Obwol nun im Wahnsinn der Leidenschaft die leibliche Erregung vom Gemüth ausgeht, so wird doch dieses von jener übermannt, und mit ihm werden die höhern Leibeskräfte, die Sinne, gefesselt, in ihrer Wirksamkeit gelähmt. Die Sinne sind durch die dämonische Macht der Leidenschaft gebunden. Sie können aber auch durch eine höhere Gewalt gebunden werden. In der Contemplation, philosophischen Speculation, poetischen Exaltation gewinnt der Geist ein solches Übergewicht über den Körper, daß der Mensch da auch, nur in edlerm Sinne, von Sinnen kommt, unempfänglich wird gegen Sinneneindrücke, weder sieht noch hört noch leiblich fühlt. Es ist um so weniger befremdlich, wenn den Ekstatischen die Sinne vergehen, wenn sie mit offenen Augen nicht sehen, mit wachem Ohre das stärkste Geräusch nicht vernehmen, selbst eine empfindliche Berührung nicht fühlen. Das Auge ist offen, aber die Sehkraft gebunden; das Ohr wacht, aber das Gehör schlummert; der Körper wird durch die starke Berührung erschüttert, aber das Gefühl ist gelähmt.

Erwägt man weiter die unermeßliche Gewalt des Geistes über den Leib, so wird man auch andere an sich befremdliche Erscheinungen an der sichtbaren Gestalt der Ekstatischen nicht leichtfertig für Lug und Trug erklären. Es ist bekannt, wie Furcht, Schreck, Angst, wenn sie Manchen völlig lähmen, geistig und körperlich niederschlagen, die Körperkraft Anderer so steigern, daß sie weit über ihr gewohntes Vermögen sich rüstig erweisen, z. B. Lasten wegtragen, welche sie im ruhigen Zustande kaum zu heben im Stande sind. Der Wahnsinn potenzirt die an sich schwache Leiblichkeit dergestalt, daß mehre kräftige Männer sie kaum zu bewältigen vermögen, und die Fieberhitze, zumal des Nervenkranken, bewirkt ähnliche Erscheinungen, insonderheit auch eine Sprachgewandtheit, wie sie dem Kranken im gesunden Zustande vielleicht nie eigen war. Ebenso bekannt ist, daß in großer Seelenangst nicht blos bei schwachen Frauen, sondern auch bei kräftigen Männern blutiger Schweiß hervorgetreten, ja das dunkele Haar in einer Nacht ergraut ist. Die Somnambule Auguste K. in Dresden erklärte auch ihren Zustand als eine solche Stimmung des Geistes, da derselbe, von der jedem Menschen inwohnenden magnetischen Kraft gesteigert, in eine Abgezogenheit vom Körper verfällt und damit fähig wird, in einem außerordentlich erhöhten Grade thätig zu sein. So gewinnt der Körper auch in der Mondsucht eine ungemeine Gewandtheit und Geschmeidigkeit. Obwol wir nun die Ekstase keineswegs ohne Weiteres für einen somnambulen Zustand erklären oder sie mit andern krankhaften Zuständen identificiren wollen, so leuchtet doch ein, wie sie als eine Exaltation und Potenzirung des Seelenlebens auch einen gewaltigen Einfluß auf die Leiblichkeit zu äußern und ungewöhnliche Erscheinungen hervorzubringen vermag, in denen dann, weil die Ekstase ihrem Wesen nach religiöser Art ist, auch die religiösen Vorstellungen der Seele sich abspiegeln werden. Die Wundenmale, welche an den Händen, Füßen und in der Seite mancher Ekstatischen ausgeprägt sind, und die Blutungen, welche zu gewissen Zeiten aus denselben hervordringen, können um so weniger den unbefangenen Forscher, wenn sie ihn auch überraschen, irre machen oder ihn verleiten, sie schlechthin für Betrug zu erklären.

Gleichwol muß es Jedem vergönnt sein, die Glaubwürdigkeit solcher Berichte, welche mit unverkennbarer Vorliebe für das Wunderbare uns den Glauben an alle vorgeblich beobachteten außerordentlichen Erscheinun-

Digitized by Google

gen aufnöthigen wollen, wenn nicht übereilt zu leugnen, doch besonnen zu bezweifeln, um so mehr, da notorisch theils in vielen Wundererzählungen eine betrügerische Absicht wirklich obgewaltet hat, theils eine unfreiwillige Selbsttäuschung in solchen Dingen nur zu leicht möglich ist. Wenn der Verf. auf die Menge der Zeugen, Hausgenossen, Brüderschaften (!), Vorgesetzte, ganze Gemeinden sich beruft und meint, alle historische Glaubwürdigkeit würde vernichtet, dafern das Heer solcher Zeugen die räthselhaften Erscheinungen nicht beglaubigen sollte, so vergißt er, daß bei Abwägung der Gründe für und wider nicht so sehr die Masse als die individuelle Glaubwürdigkeit jedes Zeugen in Betracht kommt, und daß es sich hier um Thatsachen handelt, die, je mehr sie einer geheimnißvollen Welt angehören, nicht blos nach der sinnlichen Erscheinung gewürdigt werden dürfen. Das Wunderbare hat eine zauberische, überwältigende Gewalt; es ist nicht unmöglich, daß eine ganze, nicht gerade verdummte Gemeinde durch den Anblick und das Gerücht von unbegreiflichen, staunenerregenden Erscheinungen in eine Stimmung versetzt wird, welche sie verhindert, unbefangene Zeugen zu sein. Wenn auch ganz Tirol voll wäre von den Wunderdingen, welche von den dortigen Ekstatischen sich begeben haben sollen, so hätte man doch kein Recht, Diejenigen, welche die Wahrheit mancher von den gepriesenen Wunderdingen bezweifeln, für verstockte Ungläubige zu erklären. Wer weiß nicht, wie das Unbegreifliche an sich nur zu leicht die Augenzeugen exaltirt und montirt, und wie Das, was redliche Beobachter ausgesagt haben, im Munde des Volks überboten wird und anwächst wie eine Lawine.

Sagt man, die Wunderscheu stehe mit dem Unglauben im Bunde wie die Wundersucht mit dem Aberglauben, so übersehe man nicht, daß letzterer bei aller Leichtgläubigkeit doch nichts weniger als glaubensstark, vielmehr selbst etwas ungläubig ist, indem er an Dem, worauf der Glaube sich gründet, nicht genug hat, immer neue Zeichen und Wunder begehrt und erwartet. Unglaube und Aberglaube, die Extreme berühren sich, wie denn auch die Ungläubigsten nicht selten zum Aberglauben geneigt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fulchiron.

Wenn man auch in Frankreich in Folge der zügellosen Ausschweifung der Presse längst schon dahin gekommen ist, daß man nicht mehr Alles glaubt, was gedruckt ist, so fällt es doch mehren Journalisten, wenn sie sich zusammenthun, gar nicht schwer, der großen Menge von Lesern irgend eine falsche Meinung in Bezug auf gewisse Persönlichkeiten anzuheften. Es brauchen nur mehre Journale in die Lärmtrompete zu stoßen und irgend einen mittelmäßigen Kopf fortwährend als Genie zu preisen, so kann es schon — eine Zeit lang wenigstens — gelingen, dem Publicum zu imponiren. Freilich wird dieser papierene Ruhm in der Regel immer bald wieder zertrümmert, und der Lorberkranz, welcher von der Hand der Tagespresse jeder flachen Stirn aufgedrückt wird, hat bei Lichte betrachtet wenig Werth. Nicht minder leicht aber wird es, irgend einem ehrlichen Namen einen Makel anzuhängen nach dem bekannten Calumniare audacter semper aliquid haeret. Wenn besonders die kleinen Witzjournale, welche sich an Alles, was ihnen nur einigen Stoff bietet, wie die Schmeißfliegen hängen, immer nach einem gewissen Ziele ihre Bolzen abschießen, so können sie es der großen Masse leicht einreden, daß dieser oder jener Mann irgend ein beliebiges Gebrechen, irgend einen Fehler, irgend eine Lächerlichkeit habe. So haben sich verschiedene Blätter, welche der radicalen Opposition angehören, die Hand gegeben, einen wackern, redlichen Mann von gutem Willen und wirklichem Verdienst Namens Fulchiron als Einfaltspinsel erster Größe hinzustellen. Fulchiron hat sich diesen grimmigen Haß dadurch zugezogen, daß er eine rein ministerielle Farbe hat, und daß er es vorzieht, in Verbindung mit der Regierung das Gute zu thun, als das Gute, wenn es von der Regierung ausgeht, blos aus muthwilliger Opposition zu hintertreiben. Was hat man nicht Alles schon diesem unglückseligen Deputirten, der freilich nicht unter den ersten Sternen der Kammer leuchtet, aufgebürdet! Bald ist er in der Orthographie nicht sicher, dann ist er wieder so schwerfällig und so unbeholfen von Begriffen, daß er die einfachsten Verhältnisse nicht durchschaue; kurz, wenn man alle die unvortheilhaften Gerüchte glauben wollte, welche man von ihm in Umlauf setzt, so würde man sich einen Mann vorstellen müssen, der nicht bis drei zählen könnte. Und doch wie unrecht würde man diesem Ehrenmanne thun, wenn man sich einen solchen ungünstigen Begriff von ihm machen wollte. Ohne weder als Schriftsteller noch als Staatsmann mit hervorragenden Talenten begabt zu sein, ist Fulchiron ein Mann, der seine wohlerworbenen Kenntnisse sehr gut anzuwenden weiß und der sich durch seine umsichtige Thätigkeit in praktischer Beziehung wesentliche Verdienste erworben hat. Selbst als Schriftsteller verdient er ganz rühmliche Anerkennung; besonders ist sein fleißiges Werk über die statistischen Verhältnisse Italiens viel gewichtiger und gehaltreicher als das, was eine ganze Menge von leichtfertigen Tagesschriftstellern an politischen Diatriben vom Stapel lassen. Die bedeutendsten Verdienste hat sich aber Fulchiron um Lyon, die Stadt, deren Vertreter er, wenn wir nicht irren, in der Kammer ist, erworben. Dahin rechnen wir nicht Das, was er in der Provinzialpresse, die sich mehr und mehr zu heben anfängt, im Sinne der Regierung gewirkt hat, sondern Das, was er gethan hat, um die Industrie zu heben, Handel und Gewerbe zu schützen und dürftige Arbeiter vor der drohenden Gefahr zu sichern. Davon reden die Oppositionsblätter nicht, welche aus ihm eine lächerliche Caricatur gemacht haben. Fulchiron hat so unter Anderm erst wieder vor kurzem mehre Stiftungen zur Belohnung und Aufmunterung verdienter Industrieller gemacht. Die Vertheilung dieser Preise hat er der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Lyon überlassen.

Die Fabel von Reineke dem Fuchs.

Die Anregung, welche von Grimm und Andern auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur ausgegangen ist, hat nicht nur unter uns, sondern auch in den Ländern, welche dem Einflusse deutscher Wissenschaft offen stehen, die herrlichsten Früchte getragen. Frankreich ist in dem allgemeinen Streben, welches auf Erforschung der reichen Sagenwelt gerichtet ist, die sich uns in jener Literatur bietet, nicht zurückgeblieben. Höchst bedeutende Werke von bleibendem Gehalte können als Zeugnisse für den regen Eifer dienen, mit dem sich viele namhafte Gelehrte dieses interessanten Zweiges der Literaturgeschichte angenommen haben. Eine wesentliche Bereicherung der auf diese mittelalterlichen Studien bezüglichen Literatur haben wir vor kurzem in folgendem Werke erhalten: „Les romans du Renard, examinés, analysés et comparés", von A. Rothe. Dieses umfangsreiche Werk zeichnet sich vortheilhaft aus und schließt sich an die Untersuchungen, welche von deutschen Gelehrten in Bezug auf die Sage von Reineke dem Fuchs geführt sind, mit Auszeichnung an. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 231. — 19. August 1845.

Mystik.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Man kann aber die seltsamen Thatsachen, wie unbefangene und redliche Beobachter sie berichten, zugeben, als Erscheinungen, die wir nicht zu enträthseln vermögen; wir sind aber vollkommen berechtigt, gegen alle die Zuthaten und Beimischungen, welche auf bloße Gerüchte hin — man sagt, man erzählt, man versichert — mit jenen Beobachtungen verwebt werden, mistrauisch zu sein, und die Deutungen und Folgerungen, welche man etwa im Interesse einer Kirche, eines Ordens, einer Idee oder vorgefaßten Meinung darauf baut, zurückzuweisen. Der Verf. ist in offenbarem Unrecht, wenn er es „einen ungeheuern Widerspruch, eine alles Maß überschreitende Frechheit nennt, daß man Zeugen, deren Glaubwürdigkeit man da, wo sie alltägliche Erlebnisse berichten, durchaus nicht in Abrede stellt", doch kein unbedingtes Vertrauen schenkt, wo sie Wunderdinge referiren. Da müssen wir streng prüfen und dürfen ihnen nicht so unbedingt Glauben schenken. So würden wir Hrn. v. Görres, auf dessen Autorität gestützt unser Verf. manches Wunderliche undedenklich nacherzählt, in alltäglichen Dingen die Glaubwürdigkeit nicht bestreiten, aber uns allerdings erlauben, dieselbe zu bezweifeln, wo seine Mystik und sein von Fanatismus nicht freier Eifer für die römische Kirche auf seine Berichte einen unverkennbaren Einfluß äußert.

Und wenn man nun von einer Seite her Alles aufbietet, jene räthselhaften Erscheinungen als wirkliche Zeichen und Wunder geltend zu machen, so ist es ja nicht zu verwundern, es ist vielmehr ganz in der Ordnung, wenn von der andern Seite um so mehr Zweifel und Bedenken sich erheben, wenn ein Mistrauen sich regt, das auch wol als Argwohn sich äußert. Sollten wir die Stigmata, die an einigen Ekstatischen beobachtet werden, als wirkliche Wunder gelten lassen, so müßten wir dasselbe nicht minder in den räthselhaften Erscheinungen des Somnambulismus, und schon in dem bei großer Seelenangst eintretenden Blutschwitzen und plötzlichen Weißwerden des Haupthaars anerkennen. Diejenigen, die dort wie hier keine Wunder sehen wollen, sind deshalb nicht Ungläubige. Es gibt unter uns noch glaubensstarke, nicht blind aber zuversichtlich glaubende Menschen, die, von Wunderscheu und Wundersucht gleich weit entfernt, die Offenbarungen Gottes in außerordentlichen Thatsachen keineswegs verkennen, aber, ohne mit dem Postulat: Es geschehen keine Wunder mehr! alles Wunderbare in der neuern Zeit zurückweisen zu wollen, die allerdings zum Theil befremdlichen Erscheinungen an den Ekstatischen so wenig wie die verwandten an den Somnambulen als wirkliche Wunder sich aufreden lassen. Sie bedürfen eben solcher neuen Zeichen und Wunder nicht, um zu glauben; der Grund, auf den sie bauen, steht fest, und sie entbehren gern solcher Stützen, die mindestens schwankend sind. Mögen Andere solche Stützen suchen und begierig ergreifen; sie sind deshalb nicht die Glaubensstärkern und Erleuchteten. Wir wollen uns nicht zum blinden Glauben, der uns gar bald von blinden Leitern abhängig machen würde, überreden lassen. Der rechte Glaube ist hellsehend und lebt im Licht wie das Wort, auf das er sich gründet, die Einfältigen klug und die Albernen weise macht. Im Köhlerglauben aber und im Eifer für denselben werden die Klugen dumm und die Weisen albern.

Indem wir nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit solcher Erscheinungen, wie der Verf. sie berichtet, unbedenklich zugestehen, sind wir weit entfernt, seine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu stellen; wir lassen, wenn nicht gerade die Nüchternheit und voraussetzungslose Unbefangenheit, die er prätendirt, doch die Redlichkeit seiner Beobachtung und die Aufrichtigkeit seines Zeugnisses unangefochten; aber wir protestiren aufs nachdrücklichste dagegen, wenn er fodert, daß wir nur mit seinen Augen sehen und in seinem Sinne urtheilen. Selbst wenn wir ihm beistimmten in der Behauptung: „Es geschehen wirklich noch Dinge, welche so wundersamer Art sind wie die in den ersten Zeiten der Christenheit beobachteten"; wiewol wir dagegen nicht unbemerkt lassen dürfen, daß die Schwingungen des Geistes, welcher beim Aufgang des Evangeliums die Kräfte der Welt bewegte und Zeichen und Wunder an den Gläubigen wirkte, sich vermindert haben, nicht, als ob die Manifestationen des Geistes selbst abgenommen hätten, was zu behaupten uns nicht in den Sinn kommt, sondern weil die Gemüther nicht mehr in gleichem Maße wie in der Zeit des ersten Glaubens und der er-

Digitized by Google

sten Christusliebe sich ergreifen und treiben lassen: so würde dies uns doch nicht nöthigen, diese wundersame Art alsbald auch an den tiroler Ekstatischen und in ihnen eine neue Glorie der römischen Kirche anzuerkennen; denn in majorem gloriam dieser Kirche sollen offenbar mehre Berichte von den Ekstatischen dienen. Wie nun der Verf., der sich einen Protestanten nennt, dazu kommt, für die Wahrheit aller dieser Berichte zu eifern, mag er selbst am besten wissen. Indem er immer wieder lang und breit gegen die Voraussetzung eines Betrugs, einer absichtlichen Täuschung ankämpft, versäumt er die kritische Prüfung der Zeugnisse und der Zeugen und mischt Beglaubigtes und Unbeglaubigtes durcheinander. Wenn man katholischerseits, wenn neuerlich Görres und Consorten sich unglaubliche Mühe geben, glaubhaft zu machen, daß Franz v. Assisi die Wundenmale an sich getragen, daß viele fromme Brüder, auch Bischöfe, selbst ein Papst betheuert, sie gesehen zu haben, daß die Wunden wie von Kreuzigung auf der einen Seite weiter, auf der andern enger gewesen, daß sie periodisch geblutet u. s. w., so werden das echte Protestanten nicht gerade in Abrede stellen, aber nimmermehr diese Phänomene als Zeugnisse für die Herrlichkeit der römischen Kirche gelten lassen, so wenig wie die unserer Zeit näherstehenden Ekstasen und Stigmata der Nonne zu Dülmen, Katharina Emmerich. Die ärztlichen Berichte über die Letztere erkennen unbefangen die Thatsachen, die blutenden Wundenmale u. s. w. an, zerstören aber den Glauben an das Wunder, ohne zu so abgeschmackten natürlichen Erklärungen ihre Zuflucht zu nehmen wie der heidelberger Paulus bei seinen Ausdeutungen der neutestamentlichen Wunder.

Am wenigsten ist es dem Verf. gelungen, die wohlbegründeten Bedenken Derer zu beseitigen, welche hinsichtlich solcher räthselhaften Erscheinungen keineswegs absichtlichen Betrug voraussetzen, aber vor der Selbsttäuschung warnen, welche dabei nur zu leicht eintreten mag. Er macht sich die Sache etwas zu leicht, indem er annimmt, man behaupte, alle solche Erscheinungen, und namentlich die Ekstase, hätten ihren Grund lediglich in der selbstischen Verkehrtheit des menschlichen Herzens. Nein! der echten Ekstase, wie der Apostel sie an sich erfuhr und wie andere gotterleuchtete Menschen von ihr ergriffen wurden, gestehen wir eine reinere Quelle zu; aber wir behaupten, einmal, daß auch mit außerordentlicher Begabung und erhöhter Seelenstimmung eigenthümliche Versuchungen verbunden sind, dann, daß „die selbstische Sucht, Gott in seinem innersten Wesen, in seiner Verborgenheit zu ergreifen und sich also aneignen zu wollen, daß Er gleichsam in das Ich verwandelt werde", allerdings eine Vermessenheit, wir sagen nicht, eine Ruchlosigkeit sei, welche auch bei der echten Mystik nur zu leicht sich einschleicht. Wir müssen es uns gefallen lassen, wenn der Verf. uns Schuld gibt, von der echten Mystik nichts zu verstehen. In jedem Fall ist sie, wie erhaben und tiefsinnig sie erscheinen mag, eine Richtung und Thätigkeit des menschlichen Gemüths, und darum dem Irrthum und, je höher sich erhebend, um so mehr dem Fallen ausgesetzt. Erinnere man sich, daß Menschen und Engel eben darin der Versuchung unterlagen und fielen, daß sie Gott gleich sein, wissen wollten was Gott weiß. Solche Versuchung tritt aber gerade in der mystischen Contemplation dem schwachen Menschen ganz nahe, und obwol bei dieser die tiefste, wahrste, seelenvollste Frömmigkeit bestehen kann, so schützt doch auch sie nicht dergestalt vor jener, daß irgend ein Mensch sich darüber erhaben dünken dürfte. Es ist mit echter Mystik aufrichtige, heerzinnige Demuth vereinbar; aber auch sie kann leicht und unbemerkt in das Gegentheil umschlagen, und es bleibe immer wahr, daß nur Denen, die da geistlich arm sind, das Himmelreich beschieden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach Liscow's Papieren im königlich sächsischen Haupt-Staatsarchive und andern Mittheilungen herausgegeben von Karl Gustav Helbig. Dresden, Arnold. 1844. Ge. 8. 15 Ngr.

Die wenigsten Literaturgeschichten handeln ausführlicher von dem Manne, den sie doch beinahe einstimmig für den besten Prosaiker vor Lessing erklären, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil die Verfasser derselben ihn eben nicht kannten, nicht gelesen hatten. Dies ist um so wahrscheinlicher, als gerade Diejenigen, welche mit selbstgenügsamer Geringschätzung auf die Leistungen der Dichter jener Zeit, in welcher Liscow lebte, herabsehen, doch gerade diesen nicht genug loben können, wenn sie auch ihr Lob mit kluger Vorsicht so allgemein halten, daß man ihnen nicht leicht Falsches nachweisen oder darthun kann, daß sie eine schon von frühern Literarhistorikern ausgesprochene Ansicht nur wiederholen, ohne sich selbst die Mühe gegeben zu haben, die 8—900 Seiten der Sammlung satirischer Schriften zu lesen. Gervinus ist der Erste, der nach seinem vortrefflichen historisch-forschenden Verfahren das Bild des großen Satirikers in gelungenen Zügen aufgestellt hat, ein Bild, das vielleicht spätere Bearbeiter unserer Literaturgeschichte angeregt hat, unserm Liscow größere Aufmerksamkeit zu widmen, ihn wirklich zu lesen und aus eigener Anschauung über ihn und seine Leistungen zu urtheilen. Diese Urtheile stimmen in der Hauptsache mit den Ansichten von Gervinus überein *); nur W. Wackernagel macht davon eine Ausnahme, derselbe behauptet nämlich (in seinen „Proben der deutschen Prosa", Bd. 2, S. IX), daß wer Liscow selbst und zwar in der Originalausgabe gelesen habe, dessen langweilige Pasquille selbst in einem historischen Lesebuche kaum vermissen würde. Nun glauben wir zwar, daß W. Wackernagel sich durch den Inhalt der Liscow'schen Satiren zu dem eben mitgetheilten Urtheil wird haben stimmen lassen, da dieselben mit seinen politischen und religiösen Meinungen im vollkommensten Widerspruche stehen; allein das Urtheil ist doch einmal da, es ist von einem Manne ausgesprochen, dessen Wissenschaftlichkeit über den fernsten Zweifel erhaben ist und dessen Ansichten im Gebiete der Literatur wohlverdiente Geltung haben, sodaß selbst ein unbegründetes und schiefes Urtheil zur wiederholten Prüfung des Gegenstandes auffodert. Daher gereichte es uns — und mit uns gewiß allen Freunden unserer

*) Wir verweisen nur auf Schäfer's „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur", II, 101 fg.; Kurz' „Handbuch der poetischen Literatur" ꝛc., III, 320; Pischon's „Denkmäler der deutschen Sprache", IV, 608 fg.

Digitized by Google

vaterländischen Literatur — zur höchsten Freude, als uns die Ankündigung einer besondern Schrift über Liscow zu Gesicht kam, aus der wir ersahen, daß der Verf. derselben, Hr. Helbig in Dresden, die sächsischen Archive zu seiner Arbeit benutzt hatte. Und wir beeilen uns, es auszusprechen: wir wurden in unserer Erwartung und unsern Hoffnungen nicht getäuscht, Hr. Helbig hat seine Aufgabe vollkommen gelöst.

Mit Recht beklagt sich der Verf. in der Vorrede über die betrübende Erscheinung, daß in den geschichtlichen Darstellungen unserer Literatur so Vieles erdichtet oder verfälscht sei, daß man die meisten vorhandenen Nachrichten über unsere Schriftsteller nur mit der höchsten Vorsicht benutzen dürfe. Der Verf. hätte seine Bemerkung füglich noch erweitern und hinzusetzen können, daß diese Verfälschungen nicht blos die äußern Lebensumstände unserer Schriftsteller betreffen, sondern oft genug sich auch über ihre Productionen ausdehnen, eine Erscheinung, die nur daraus zu erklären ist, daß gar viele Bearbeiter der deutschen Literaturgeschichte, statt in den Quellen selbst zu forschen, ihre Vorgänger nur abschreiben oder im besten Fall mit einem neuen modischen Kleide anthun. So sagt z. B. Wachler aus einer falsch verstandenen Stelle des Jördens'schen Lexikon, daß Hagedorn seine Dichtungen unabläßig gefeilt und verbessert habe, und daß es daher sehr anzuempfehlen sei, die verschiedenen von ihm selbst besorgten Ausgaben zu vergleichen. Diesen Ausspruch Wachler's haben zwanzig Andere nachgeschrieben, obgleich ein einziger Blick, ich will nicht sagen in die ursprünglichen Ausgaben des Dichters, sondern nur in die kritische Edition Eschenburg's sie eines Bessern hätte belehren können.

So hat denn Hr. Helbig gar Manches berichtigen können und müssen, was bis dahin von Liscow erzählt und wiedererzählt wurde, und das zum Theil selbst von ernstern Schriftstellern geglaubt werden mußte, als es zum Theil den Schein der Glaubwürdigkeit an sich trug. Ehe wir dem Verf. in seiner Darstellung folgen, müssen wir unser lebhaftes Bedauern ausdrücken, daß es ihm nicht geglückt ist, bestimmte Nachrichten über das Schicksal der von Liscow hinterlassenen Papiere zu erhalten, da eben dadurch die Wahrscheinlichkeit von ihrer gänzlichen Vernichtung beinahe zur Gewißheit wird. Hr. Helbig spricht in der That die Vermuthung aus, daß sie nach Liscow's Tode in Eilenburg zerstreut und vernichtet worden seien. Über diese Papiere erzählt der bekannte Dichter Chr. D. Schubart in seinem Leben (Dessen „Schriften", Bd. 1, S. 227, Stuttgart 1839) Folgendes, was bis jetzt, wenn ich nicht irre, den Geschichtschreibern unserer Literatur entgangen ist und die Vermuthung des Hrn. Helbig sehr unterstützt: „Ein Hr. v. Pankuch", schreibt Schubart, „ein Exler der Stadt (Heilbronn), reiste einstmals nach Dresden und gab sich viele Mühe, Liscow's ungedruckte Schriften zu sammeln; ein Landgeistlicher aber, von unverständigem Eifergeiste besessen, hatte längst zuvor alle köstlichen Überbleibsel des Liscow'schen Geistes vernichtet. Liscow's arme Witwe brachte dem Geistlichen ein Manuscript voll der allerkühnsten Zeichnungen dieses unseres Swift und bat ihn, es an einen Verleger zu verhandeln. Der Geistliche hatte kaum ein Paar Seiten gelesen, als ihm eine markirte Pfaffenzeichnung auffiel und das Manuscript lag im Feuer."

Inwiefern diese Nachricht Glauben verdient, vermag Schreiber dieser Zeilen nicht zu beurtheilen, doch ist sie nicht unwahrscheinlich. Selbst die Bezeichnung der hinterlassenen Frau Liscow's als einer armen Witwe, was sie nach den Mittheilungen Hrn. Helbig's keineswegs war, kann der Glaubwürdigkeit der Schubart'schen Erzählung keinen Eintrag thun; denn da er offenbar mit den persönlichen Verhältnissen derselben ganz unbekannt war, so kann er die erwähnte Bezeichnung von sich aus hinzugefügt haben, in der Meinung, die Witwe des allgemein für verfolgt bekannten und im Gefängniß gestorbenen Liscow werde wol in Folge dieser Schicksale ihres Mannes in Armuth gerathen sein und im Verkauf der hinterlassenen Papiere eine Erwerbsquelle gesucht haben. Vielleicht könnte es dem Hrn. Helbig gelingen, über diese Thatsache Sicherheit zu gewinnen und wo möglich auch über das von Schubart erwähnte Manuscript bestimmtere Nachricht zu erhalten.

Hr. Helbig zeigt, daß der berühmte Satiriker sich selbst unabänderlich Liscow unterschrieb und nicht Liscov, wie sein Name in allen Literaturgeschichten zu lesen ist, und selbst in den „Papieren des Kleeblatts", welche doch sonst noch die besten Nachrichten geben. Durch glücklich ausgewählte Mittheilungen aus Collegienheften, die sich noch aus der Zeit erhalten haben, da Liscow in Halle studirte und den berühmten Thomasius hörte, weist sodann der Verf. nach, wie unser Satiriker schon in seinen Jünglingsjahren der freiern Geistesrichtung huldigte, der er bis zu seinem Tode treu blieb; während so viele Zuhörer und Schüler des Thomasius der Lehren ihres großen Meisters vergaßen, als sie in das bürgerliche Leben eintraten, wie ja auch in unsern Tagen gar Manche von Denen, welche als Jünglinge durch ihre Theilnahme an sogenanten staatsgefährlichen Verbindungen bei den Regierungen wenn auch nicht gerade Furcht doch wenigstens Bedenken erregten, jetzt, da sie Männer geworden sind, als deren tüchtigste und getreueste Schildknappen erscheinen.

Statt sogleich nach vollendeter Universitätszeit nach bürgerlicher Stellung zu jagen, benutzte Liscow die schönen Jahre jugendlicher Frische, um sich eine tüchtige allgemeine Ausbildung zu verschaffen, wie denn jedes Blatt in seinen spätern Schriften beurkundet, daß er mit den Alten, besonders den Römern vollkommen vertraut war und auch die englische und französische Literatur mit besonderer Vorliebe studirt hatte. So gewann sein Geist eine Reife und Freiheit, die sich schon in seinen ersten schriftstellerischen Versuchen zeigt und die von Jahr zu Jahr kräftiger ward. Dieser Versuch war gegen den rostocker Professor Mantzel gerichtet, der in einer Dissertation den Satz aufgestellt hatte, es sei die alttestamentliche Lehre von der Vollkommenheit des Menschen vor dem Sündenfall die einzig wahre Grundlage des Naturrechts. Wir verweisen hierbei auf die klare Darstellung des Hrn. Helbig, dem es vollkommen gelungen ist, die ganze Streitfrage und Liscow's Ansichten von derselben in wenigen, aber treffenden Zügen auseinanderzusetzen und zugleich nachzuweisen, wie sich schon in diesem ersten Versuch die Keime auffinden lassen, aus denen sich später die ganze Eigenthümlichkeit Liscow's entwickelte. Auf diese Weise hat er auch den einzig wahren Standpunkt festgesetzt, von welchem aus Liscow beurtheilt werden muß, wenn man ihn und seinen Einfluß auf die Zeit richtig würdigen will.

Von sicherm kritischen Geiste zeugen ferner des Verf. Bemerkungen über die unserm Liscow zugeschriebene Satire „von der Unmöglichkeit der guten Werke zur Seligkeit". Diese Schrift, die jedenfalls bedeutend ist und auf die Gervinus mit Recht großes Gewicht legt, soll nämlich schon im J. 1730 verfaßt worden sein und Hr. Helbig trägt schon deswegen Bedenken, sie für ein Erzeugniß des großen Satirikers zu halten, weil sie nicht in der 1739 von Liscow selbst veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften enthalten ist. Dazu kommt, daß sie sich nicht unter den Papieren vorgefunden hat, welche Liscow bei der gegen ihn verhängten Untersuchung weggenommen wurden. Auch innere Gründe bewegen Hrn. Helbig, die Echtheit der genannten Schrift wenigstens in Zweifel zu ziehen. Erstens ist es jedenfalls auffallend, daß Pott, der die genannte Schrift 1803 zuerst bekannt machte, auf keine Weise erklärt, woher er sie habe, sodaß der auf dem Titel beigefügte Zusatz: „Herausgegeben aus Liscow's hinterlassenen Papieren", sehr verdächtig wird, da er aus denselben doch wol wenigstens die rechte Schreibung des Namens hätte lernen müssen. Zweitens bemerkt der Verf. der vorliegenden Monographie ganz richtig, daß zwar Inhalt und Schreibart der erwähnten Schrift an Liscow erinnern, daß dagegen die Haltung des Ganzen mit der bekannten Weise des Satirikers

Digitized by Google

in einigem Widerspruch stehe, indem der Verf. der Schrift, wer er auch sein möge, mehrmals ganz aus der Ironie falle, was sonst unserm Liscow nicht zu begegnen pflege.

So bedeutend diese Einwürfe gegen die Echtheit der Schrift auch sind, insbesondere wenn man sie in ihrer Gesammtheit auffaßt, so sehr sie auch den Kritiker bestimmen müssen, an der Echtheit wenigstens stark zu zweifeln, so haben sie doch nicht so viel Gewicht, daß sie den Zweifel zur Gewißheit erheben könnten. Auch hat Hr. Helbig, dessen ruhigen und klaren Blick wir schon anerkannt und gerühmt haben, eine solche Gewißheit nicht ausgesprochen noch aussprechen wollen; denn wenn wir auch vollkommenes Recht haben, die Angaben Pott's mit Mistrauen zu betrachten, so sind wir doch lange noch nicht ermächtigt, ihn eines wirklichen Betrugs zu bezüchtigen. Er kann aus besondern, wenn auch uns unerklärbaren Gründen die Erklärung unterlassen haben, woher ihm die von ihm benutzten Papiere Liscow's zugekommen seien; ja er hat möglicherweise gar nicht an die Nothwendigkeit einer solchen Erklärung gedacht. Es wäre wol nicht unzweckmäßig, die etwa erschienenen Anzeigen und Recensionen der Pott'schen Ausgabe nachzusehen, weil sich vielleicht in denselben Andeutungen finden könnten, die in der Vorrede fehlen. Natürlich müßten zunächst die nachgelesen werdrn, die in der nächsten Umgebung Pott's erschienen sind. Leider fehlt dem Schreiber Dieses das nöthige Material zu einer solchen Nachforschung, sonst würde er nicht blos darauf aufmerksam gemacht, sondern sogleich die Ergebnisse davon mitgetheilt haben. Daß die von Pott zuerst veröffentlichte Schrift, obgleich dessen eigener Angabe nach das erste schriftstellerische Erzeugniß Liscow's, von diesem nicht in der 1739 herausgegebenen Sammlung aufgenommen woeden, scheint allerdings auffallend; allein es verliert dieser Umstand viel von seiner verdächtigen Natur, wenn man bedenkt, daß die Sammlung nur solche Schriften enthält, welche schon früher gedruckt erschienen waren, was bei der Abhandlung „Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" nicht der Fall war. Aus der Vorrede, welche Liscow der Sammlung vorausgeschickt hat, geht aber deutlich hervor, daß diese nur Früher-Gedrucktes enthalten sollte. So hätte denn die von Pott herausgegebene Schrift wieklich existiren können, ohne daß Liscow sie der Sammlung einverleibt hätte. Da Pott, soviel uns erinnerlich ist — denn wir haben seine Ausgabe leider nicht bei der Hand —, weder Gründe noch Beweise angibt, warum er die Abfassung der Schrift: „Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" in das J. 1730 setzt, so könnte auch möglicher Weise dieses Datum auf einem Irrthume beruhen und spätern Ursprungs sein als 1739, d. h. als das Jahr, in welcher Liscow die Sammlung herausgab. Doch hat man diese Annahme nicht nöthig; überdem scheint sie durch die Bemerkung des Hrn. Helbig über die Haltung der genannten Schrift schon von vornherein entkräftet, da Liscow eher in seiner frühesten Aebeit in den von Hrn. Helbig scharfsinnig beobachteten Fehler verfallen sein wird, als in spätern Schriften. Endlich legt der Verf. unserer Monographie mit Recht viel Gewicht auf den Umstand, daß die oft erwähnte Abhandlung nicht in den Untersuchungsacten verzeichnet ist, obgleich alle unserm Liscow weggenommenen Papiere und Schriften in denselben genau angegeben sind. Doch ist es ja leicht möglich, daß nicht Alles von der Untersuchungsbehörde weggenommen wurde, oder daß diese und andere Schriften und Papiere nicht im Hause waren, als die Untersuchung begann. Wir müssen bei dieser Gelegenheit unser Bedauern ausdrücken, daß Hr. Helbig das erwähnte Verzeichniß der Liscow weggenommenen Papiere und Scheiften nicht mitgetheilt hat, weil uns dadurch ein treues Bild von den Beschäftigungen und den literarischen oder bürgerlichen Beziehungen des Mannes gegeben worden wäre und sich aus den wenn auch noch so leisen Andeutungen hier und da irgend eine Folgerung über Liscow's Charakter, Thätigkeit, Lebensumstände ꝛc. hätte ziehen lassen. Wir würden Hrn. Helbig sehr dankbar sein, wenn er das Verzeichniß in irgend einer Zeitschrift mittheilen wollte; denn wenn auch unsere Erwartungen, die wir davon hegen, nicht gerechtfertigt werden sollten, so ist und bleibt das Verzeichniß doch immerhin ein wichtiges Actenstück und ein interessanter Beitrag zur Geschichte Liscow's.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Eberhard, H. R., Die Stellung der evangelischen Geistlichen in Preußen zu den Bekenntnißschriften ihrer Kirche. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Ehrentempel der katholischen Geistlichen. Enthaltend eine Auswahl edler, menschenfreundlicher, großmüthiger, erhabener und großartiger Züge des Herzens und persönlicher Aufopferung und Hingebung von katholischen Geistlichen, nebst einer poetischen Zugabe, Kirchliches, hohe Kirchenhirten und Priester betreffend. Wien, Dirnböck. Gr. 8. 2 Thlr.

Erlebnisse und Abenteuer des Hans Michel aus Obersteier auf seiner ersten Eisenbahnfahrt durch das Mürz- und Murthal nach Gratz, nebst seinen Bemerkungen über den Bahnbetrieb, die Umgebungen der Bahn ꝛc. und Aufenthalt in Gratz. Gratz, Dirnböck. 8. 6 Ngr.

Hanke's, Henriette, Schriften. 1ster Band: Tante Anna. Eingeleitet von H. C. Andersen. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr.

Jaffé, P., Geschichte des deutschen Reiches unter Conrad III. Hanover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Kalender für Zeit und Ewigkeit. 1ster Jahrgang. Mixtur gegen Todesangst für das gemeine Volk, und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute. Freiburg im Br., Herder. 8. 3½ Ngr.

Die Kirchennoth der evangelischen Gemeinde in Bautzen. Allen evangelischen Bürgern dieser Stadt dringend ans Herz gelegt von einem Kirchenfreunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Latiner, R., Die Geschwister. Novelle aus dem Leben. Aus dem Dänischen übersetzt von A. M. Börnhard. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 22½ Ngr.

Leizmann, F., Über Art und Kunst der deutschen Literatur. Eine Vorlesung. Lemgo, Meyer. 8. 5 Ngr.

Mannbach, W., Der heilige Frack, seine Wunder und Schicksale. Erzählung. Döbeln, Lehmann und Comp. 8. 5 Ngr.

Moy, v., Sendschreiben an den Hochgeborenen Herrn Grafen Karl v. Giech, die Kniebeugungsfrage und die Gewissensfreiheit betreffend. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3½ Ngr.

Mundt, T., Der heilige Geist und der Zeitgeist. Zwölf Capitel, den Reformfreunden auf katholischem, protestantischem und jüdischem Gebiet gewidmet. Berlin, Mylius. 8. 15 Ngr.

Naumann, W., Die Geschmacksrichtung unserer Zeit. Ein Vortrag gehalten am 29. Juni 1845 zur Johannisfeier in der Loge Minerva zu den drei Palmen in Leipzig. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Ngr.

Riese, C., Od Schrift? ob Geist? Gegen G. u. Wislicenus. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Schutzengel auf dem Lebenswege. Stimmen der Erweckung, Mahnung und Tröstung aus dem Munde deutscher Dichter. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Struve, G. v., Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten. Manheim, Bensheimer. Kl. 8. 1 Thlr. 11½ Ngr.

Wislicenus und seine Gegner. Eine Erklärung der protestantischen Freunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Wunder zu Trier, oder Arnoldi und Ronge, ein Wort der Belehrung und Warnung für das deutsche Volk. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Zum Frieden der Confessionen. Ein unparteiisches Vermittlungswort in den religiösen Conflicten der Gegenwart von W. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 232. — 20. August 1845.

Mystik.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Wir haben mit unserer Besprechung Dessen, was der Verf. referirt und polemisirt, den Raum d. Bl., vielleicht auch die Geduld der Leser schon zu viel in Anspruch genommen, als daß wir nun uns noch gestatten dürften, in seine Theorie, die den größten Theil beider Bände ausfüllt und überall wieder zur Polemik abschweift, tiefer und umständlicher einzugehen. Wir müssen es daher dabei bewenden lassen, den Inhalt nur flüchtig anzudeuten.

Abschnitt I: „Das gleiche Walten Gottes in Personen des Alten und des Neuen Bundes." Der Verf. meint hier, die Möglichkeit der supernaturalen Ekstase durch Nachweis der historischen Wirklichkeit gegen eine leichtfertige Zweifelsucht und übermüthig absprechende Anmaßung vor der Hand in Sicherheit gebracht zu haben, hat aber schwerlich einen Unbefangenen überzeugt, daß die Inspiration, welche den Propheten und Aposteln zu Theil geworden ist und mit hohen Offenbarungen sie erfüllt hat, gleicher Art sei mit der Ekstase, die auch in ihrer reinsten Gestalt und in ihrer höchsten Steigerung doch immer nur in subjectiven Gesichten sich ergeht, nicht objective, die Welt erleuchtende Offenbarungen empfängt. Wie dreist er auch behauptet hat, daß gerade Diejenigen, welche Gottes Kirche am wirksamsten förderten, immer Personen von überirdischem, unbegreiflichem Gebahren gewesen, er wird schwerlich Offenbarungen, die wir den Ekstatischen zu verdanken haben, Heilswahrheiten, die wir nicht auf anderm Wege erhielten, nachzuweisen vermögen. Die Ekstase ist immer ein unfreies Außersichsein mit gehemmtem Bewußtsein; der Zustand der vom göttlichen Geiste Inspirirten, die Prophetie aber ist ein vollkommenes Beisichsein, in welchem zwar der göttliche Geist den menschlichen über sich stlbst erhebt, aber keineswegs dessen freie Selbstbewegung hemmt, noch ihn dergestalt außer sich versetzt, daß er des Geistes, der ihn treibt und Dessen, was derselbe ihm eingibt, sich nicht klar bewußt zu sein vermöchte. Allerdings können auch die Inspirirten zu Zeiten in den Zustand der Ekstase versetzt werden; aber die echte Prophetie ist von dieser verschieden und mehr als sie.

Wenn unser Verf. den kühnen Versuch macht, Abschnitt II: „Im Wesen Gottes und des Menschen die Begründung dieser außerordentlichen Erscheinungen" nachzuweisen, so meint er zwar durch seine sorgfältige Unterscheidung der Astermystik von der echten, der sogenannten Naturmystik, sowie der psychologisch-naturalistischen von der religiösen, heiligen, kirchlichen sich den Weg gebahnt zu haben; wir können aber gleichwol seinen Versuch, wie viele geistreiche und tiefergriffene Ansichten er auch beigebracht hat, nicht für einen gelungenen und befriedigenden erklären. Es ist immer ein ebenso mißliches wie vorwitziges Unternehmen, etwas als im Wesen Gottes begründet und darum nothwendig demonstriren zu wollen, da unbegreiflich seine Gerichte und unerforschlich seine Wege sind; genug, wenn wir nachzuweisen vermögen, daß Erscheinungen im geistigen und leiblichen Leben, die wir als Thatsachen anerkennen, und Folgerungen, die wir darauf bauen, mit dem geoffenbarten Wesen Gottes nicht in Widerspruch stehen. Der Verf. bahnt sich wieder nach seiner Weise durch langes, scharfes, obwol nicht grundloses Polemisiren den Weg zu seiner Deduction, die bis dahin, wo er die Möglichkeit und Wirklichkeit der Einwirkung Gottes auf des Menschen Geist und Herz dargethan hat, unverfänglich ist, von da an aber, wo er ein besonderes Walten des göttlichen Geistes in den ekstatischen Zuständen nachzuweisen versucht, allerdings bedenklich wird. Wir leugnen keineswegs die fortdauernden Gnadenwirkungen des göttlichen Geistes im menschlichen, nicht eine über das gewohnte Maß hinausgehende, noch immer stattfindende Begeistigung heiliger Menschen, nicht die innigere Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen mit dem Haupte der Gemeinde; aber davon hat der Verf. uns nicht überzeugt, daß er die ekstatischen Erscheinungen aus dem Wesen Gottes und des Menschen, welches durch Jesum Christum vermittelt wird, hinreichend erklärt habe.

Er führt uns weiter in ein mysteriöses Gebiet, indem er Abschnitt III: „Die unsichtbaren Reiche und die Offenbarung guter und böser Mächte im Reiche der Sichtbarkeit" zu enthüllen gedenkt. Vielbelesen, scharfsinnig, umsichtig wie er im ganzen Buche sich beurkundet, hat er auch hier aus seinem reichen, nur zu wenig geordneten Schatze wichtige Thatsachen und fruchtbare Erörterungen mitgetheilt. Ref. könnte es sich selbst nicht

Digitized by Google

verzeihen, wenn er diese aus gründlichen Studien hervorgegangenen, obgleich nicht durchaus begründeten, doch sehr beachtenswerthen Ergebnisse mit einigen oberflächlichen Bemerkungen abfertigen wollte, und muß, da das Einzelne nur im Ganzen verstanden werden kann, folglich keine bloße Andeutung der Hauptpunkte genug thun würde, sich damit begnügen, durch die Überschrift auf den reichhaltigen Inhalt aufmerksam zu machen.

Dasselbe gilt von Abschnitt IV, überschrieben: „Das Schauen", welcher sich aus dem ersten in den zweiten Band in allzu großer Ausdehnung tief hinein erstreckt. Hier werden auch die seltsamen, den ekstatischen verwandten, aber von ihnen sorgsam unterschiedenen Erscheinungen des Somnambulismus, in welchem der Verf. die sogenannte natürliche Mystik erkennen will, umfänglich und mit fleißiger Berücksichtigung aller darüber erschienenen irgend beachtenswerthen Schriften erörtert, und die wesentlichen Merkmale der Verschiedenheit des Schauens der Ekstatischen, denen die religiöse und kirchliche Mystik vindicirt wird, hervorgehoben. Wenn wir die übergroße Ausdehnung dieses Abschnitts rügten, so wollen wir doch keineswegs in Abrede stellen, daß derselbe ungemein reichhaltig, belehrend und anregend ist. Niemand wird es bereuen, durch die öfter etwas schwerfälligen Deductionen sich durchgearbeitet zu haben, wenn man auch nicht allein den mannichfachen Referaten aus dem Leben religiöser Mystiker und Ekstatischen dieselbe historische Glaubwürdigkeit und dieselbe nachdrücklich behauptete Bedeutung zugestehen kann, welche der Verf. ihnen beimißt, meist mit scharf polemischen, häufig störenden Seitenhieben auf die Widersacher seiner Ansicht und mit zu wenig kritischer Sichtung der Aussagen seiner Gewährmänner.

Abschnitt V: „Über die Erscheinungen am leiblichen Verhalten der Ekstatischen, ihre krankhaften Zustände, außergewöhnlichen Bewegungen, Askesen u. s. w." Dieser und Abschnitt VI: „Von der Stigmatisation und der mystischen Mimik und Plastik überhaupt", wird wol selbst bei Denen, welche dem Verf. durch die Labyrinthe seiner Mystik willig gefolgt sind, den mannichfachsten Widerspruch finden. Beide nehmen eine sehr nachgiebige, wir möchten sagen katholische Gläubigkeit in Anspruch, die mit einer wissenschaftlichen Kritik nicht füglich zu vereinigen ist. Da nun der Protestantismus, der seinen Glauben nur auf festen und gewissen Grund bauen will, auf solche Kritik nimmer verzichten kann, so muß es der Verf. einem ehrlichen Protestanten zugute halten, wenn derselbe, trotz der schlagfertigen Beredtsamkeit, mit welcher die Phänomene an der Leiblichkeit der Ekstatischen als thatsächliche Wunder behauptet werden, als ein Zweifler erscheint und nicht die Thatsachen selbst, soweit sie hinreichend beglaubigt sind, was bei vielen der in großer Fülle eingewebten wunderbaren Geschichten nicht der Fall ist, durchaus in Zweifel stellt, wol aber die Erklärung und Deutung, sofern sie nicht durch entscheidendere Zeugnisse und Beweise gerechtfertigt wird, zurückweist. Wir sind aber weit entfernt, die tiefe Wahrheit derjenigen Anschauungen zu verkennen, welche der Verf. mit überzeugender Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen hat; wir sind von vielen Stellen tief ergriffen, und es ist uns durch ihn Manches klar geworden, was wir vorher nur dunkel ahnten. So kommt es uns auch nicht in den Sinn, die mächtigen, wunderbaren Wirkungen, welche die in Buße und Glauben zu lebenskräftiger Frömmigkeit, zu einem Leben in Gott geläuterte Menschenseele auch in und an der leiblichen Natur zu äußern vermag, irgend in Abrede zu stellen. „Je mehr der Mystische (wir möchten, jegliches Misverständniß zu verhüten, lieber sagen der gottinnige Mensch) auf dem Wege der asketischen Vorbereitung sein irdisches Wesen geläutert und abgeklärt und von dem Gewirre sinnlicher Bezüge entstrickt hat, desto mehr wird er geeignet, die Wirksamkeit eines dem irdischen Wandel überlegenen und die Beschränkung irdischer Verhältnisse überragenden Geistes aufzunehmen und mit seiner Schwingen Kraft die niederziehende Last der Adamsbürde zu bewältigen." Was Denen, die von solchem erhöhten Seelenzustande keinen Begriff, kein Bewußtsein haben, denen die Andacht selbst nur ein gesammeltes Denken, nicht das tiefste in Gottgesammeltsein und überschwängliche Empfindung ist, nur als Überspannung, fromme Schwärmerei, mystische oder pietistische Phantasterei erscheint, das trägt ohne Zweifel viel mehr Wahrheit und heiliges Leben in sich als die Welt anzuerkennen geneigt ist. Diese will denn auch von jener höhern Lebensheiligkeit, welche die geläuterte Seele tieferer Anschauungen und Empfindungen als die alltäglichen sind fähig macht, nichts wissen, und begegnet Denen, die nicht mit ihr auf dem breiten Wege wandeln, wie die Bären ihrem civilisirt zurückgekehrten Genossen, den sie hinausstießen mit dem Geschrei: „Du Narr willst klüger sein als wir!" Es gibt noch Heilige, nicht gerade kanonisirte noch mystische, aber geläuterte Menschenseelen, die den Kampf des Geistes mit dem Fleische siegreich bestehen und um so völliger im Geiste leben, darum auch mit dem geistigen Reiche in innigerer Gemeinschaft stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc., von Karl Gustav Helbig.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Wir enthalten uns, die einzelnen Lebensumstände Liscow's zu verfolgen, da wir doch nur die Schrift des Hrn. Helbig ausschreiben müßten. Ebenso verweisen wir in Betreff der übrigen Satiren auf die Darstellung des Verf., als sie in keiner Weise etwas zu wünschen übrig läßt. Wir müssen jedoch erwähnen, daß wir ihm mehre Mittheilungen zu verdanken haben, die für die genauere Kenntniß sowol unseres Satirikers als der ganzen damaligen Zeit höchst bedeutend sind, worunter wir Liscow's „Danksagungsschreiben an die deutsche Gesellschaft in Jena" als besonders schätzenswerth herausheben, welches sowol in der frühern Sammlung — denn auch dieses war früher nicht gedruckt worden — als auch in der Müchler'schen Ausgabe fehlt. Auch die abgedruckten Briefe von Hagedorn an Liscow, von Diesem an den Grafen v. Brühl

Digitized by Google

sind in jeder Beziehung so interessant und wichtig, daß wir lebhaft bedauern müssen, nicht noch mehr ähnliche Mittheilungen erhalten zu haben. Auch hätten wir wol gewünscht, daß Hr. Helbig die auf S. 60 erwähnten noch ungedruckten Schriften Liscow's: „Wider des seligen Dr. Löscher réflexions über die pensées libres" und „Gedanken über die Historie von Jakob und Esau" mitgetheilt hätte, sowie die Vorrede zur zweiten Auflage des „Longin" von Heinecken, die von großer Wichtigkeit für die Literaturgeschichte ist. *) Hr. Helbig hätte gewiß nicht zu befürchten gehabt, daß seine Schrift dadurch zu groß geworden wäre, denn wenn sie irgend einen Fehler hat, so ist es nur der, daß sie sich selbst zu enge Schranken gesetzt hat.

Die in den „Papieren des Kleeblatts" (Meldorf und Leipzig 1787) gedruckte Parodie auf Sievers' Avertissement konnte Hr. Helbig nicht mittheilen, da es ihm nicht gelungen ist, das Buch aufzutreiben. Wir wollen dieselbe, da sie nicht groß ist, zur Ergänzung der trefflichen Monographie hierher setzen, müssen aber die Ankündigung, auf welche sie sich bezieht, vorausschicken, weil sich ohne dieselbe der ganze Muthwille der Liscow'schen Parodie nicht verstehen ließe. In dieser Ankündigung hatte nämlich der von der Universität eben zurückgekehrte Magister Sievers um Beiträge zu einem „itzt lebenden gelehrten Lübeck" gebeten und dieses zugleich angezeigt.

Avertissement.

Es ist ein gewisser Gelehrter hierselbst gesonnen, gegen künftige Oster-Messe ein Werk unter dem Titel: „Das itzt-lebende Gelehrte Lübeck", im Willer'schen Verlag und Druck ans Licht zu stellen, und darinnen der Gelehrten Welt, insbesondere denen Liebhabern der Historiae Literariae, eine kurtze, doch umständliche Nachricht von denen hiesigen Gelehrten zu geben. Wenn er nun hierzu viele Nachrichten nöthig hat, so wird ein jeder Gelehrter, der in dieser Stadt entweder ein öffentliches Ehrenamt bedienet, oder sonst als ein Privatus lebet, freundlich ersuchet, innerhalb 14 Tagen a dato an zu rechnen, seine kurtze nach folgenden punctis eingerichtete Lebens-Beschreibung zur Abholung fertig zu halten, damit dieses sehr nützliche Werk, das zum Ruhme unsers lieben Vaterlandes gereichet, gegen bewußte Zeit fertig werde.

Derjenige aber, der diesem Petito geneigt folget, bringet ohnmaßgeblich zu Papier:

I. Seinen ganzen Namen, den Ort und die Zeit seiner Geburt, ingleichen seine Eltern, wenn er es für gut befindet.
II. Die Schule, oder das Gymnasium, wo er frequentirt.
III. Die Akademien, wo er studiret, ingleichen die Specimina, die er daselbst abgelegt, ferner, wenn er promoviret, seinen Promotoren und den Titel der Inaugural-Disputation.
IV. Seine Reisen.
V. Sein Amt, und was er für Ämter bereits verwaltet.
VI. Seine Schriften.

NB. Diejenigen Punkte, die einer nicht in seinem Lebenslaufe findet **), kann er nach Belieben fürbeygehen, und nur dasjenige communiciren, was ihm gefällt. Die Ordnung wird nach dem Alphabet eingerichtet werden, welche die beste in dergleichen Schriften ist.

Lübeck, den 28. Decemb. 1730.

*) Es ist bekannt, daß Liscow in dieser Vorrede sich offen gegen Gottsched aussprach. Nicht so bekannt ist vielleicht, daß Gottsched und seine Frau die ersten Schriften Liscow's mit großem Beifall aufnahmen. So schreibt die Frau Gottsched unterm 10. Sept. 1732 an Gottsched: „Die Lobrede auf den Dr. Philippi und das andere Stück, «Die gefrorne Fensterscheibe», sind zwei scharfsinnige Schriften. Man kann den Verf. derselben mit dem Dr. Swift in eine Classe setzen. Es ist recht gut, daß Deutschland in allen Arten große Schriftsteller hervorbringt" („Briefe der Frau Gottsched", Bd. I, S. 45).

**) Dieser oder jener hat nicht gereiset, promovirt, disputirt, geschrieben etc. und ist darum doch ein Gelehrter und ruhmwürdiger Mann.

Liscow's Parodie.

Avertissement.

Demnach man gesonnen, zum Besten der gelehrten Welt, derer Liebhaber der Handlung, und der Historie der Künstler und Handwercker, eine umständliche Nachricht von allen in Lübeck itzt-lebenden Handelsleuten, Künstlern und Handwercksern per Subscriptiones gegen künftige Ostermesse durch öffentlichen Druck ans Licht zu stellen, und hiezu viele Nachrichten nöthig sind; So wird ein jeder von denen H. Hrn. Kaufleuten und Künstlern, auch alle und jede Meistere der löblichen vier großen und aller kleinen Handwercker, wie auch die Herrn Studiosi Pharmaceutices und Chirurgiae hiedurch freundlich ersuchet, innerhalb 14 Tagen, a dato an zu rechnen, ihre kurtze, nach folgenden Punctis eingerichtete Lebens-Beschreibung zur Abholung fertig zu halten, damit dies sehr nützliche Werk, das zum Ruhm unsers lieben Vaterlandes gereicht, gegen bewußte Zeit fertig werde. Derjenige aber, der diesem Petito gemäß folget, bringet oder läßet, wo er etwa nicht schreiben kann, zu Papier bringen.

I. Seinen ganzen Namen, den Ort, das Jahr, den Tag, die Stunde und Minute seiner Geburt, ja, weil man das Werk gerne vollständig sähe, so wird ein jeder, dem es möglich, auch zu bemerken belieben, in was für einem Planeten er geboren.
II. Den Namen seiner Eltern und Großeltern, wenn Er es für gut befindet.
III. Wo, und von Wem Er das A. B. C. schreiben, rechnen und Catechismum gelernt; Auch ob er vor diesen in die lateinische Schule gegangen, und wie weit Er gekommen; ob er auch Musa gelernt, und was dergleichen Umstände, die man eines jeden Discretion überläßet, mehr sind.
IV. Wo, und wie lange, auch bei wem Er in der Lehr gestanden.
V. Wann, und von was für Alter-Leuten seines Handwercks er ausgeschrieben, und was dabey vor Ceremonien vorgenommen worden.

NB. Dieses geht allein die Handwercks-Leute an.

VI. Wo er conditionirt, oder, vor Gesell gearbeitet, und die Nahmen seiner Herren und Frauen, Meister und Meisterinnen.
VII. Ob und durch was für Länder Er gereiset, oder gewandert, und was ihm Zeit seiner Wallfahrt sonderliches begegnet.

NB. Die Hrn. Kaufleute, die etwa zur See gereiset, werden ersuchet, die Stürme und die Gefahren, so sie ausgestanden, fein beweglich zu beschreiben; und die Handwercksleute werden so gut seyn, und mercken die Wahrzeichen der Städte an, durch welche sie gereiset, oder in welchen sie sich aufgehalten, weil man nicht zweifelt, daß dieses sehr anmuthig zu lesen seyn wird; diejenigen, so in einem geschenckten Handwercke sind, belieben der curieusen Welt die gewöhnlichen Grüße, und die Antworten darauf, mitzutheilen.

VIII. Was Seine Handlung sey, und wohin Er handle, wann er sich zu wohnen gesetzet, seine eigene Haushaltung angefangen, und eine Frau genommen.
IX. Wann Er Meister geworden, und auf was Art, wie viel es ihm gekostet, was er vor Speise auf seinem Schmause gehabt, und wie es sonst darauf hergegangen, worin sein Meister-Stück bestanden und was man ihm daran getadelt.

NB. Diejenigen Puncta, die Einer nicht in seinem Lebens-Lauf findet *), kann er nach Belieben vorbey gehen, und nur dasjenige communiciren, was ihm gefällt.

NB. NB. Man findet vor nöthig, in Ansehung derer Hrn. Studiosorum Pharmaceutices et Chirurgiae nachfolgen-

*) Dieser oder jener hat nicht gereiset, keinen Sturm ausgestanden, keine Frau genommen etc. und ist darum doch ein geschickter und ruhmwürdiger Mann.

Digitized by Google

des zu erinnern. Es möchten diese Herren vielleicht mehr Lust haben, bey den andern Herren Studiosis in dem ißt-lebenden Gelehrten Lübeck, so ein gewisser Gelehrter daselbst ans Licht zu stellen gesonnen, ihren Platz zu haben, als unter lauter ungelehrten Leuten. Die noble Ambition, die sie zu allen Zeiten vor sich blicken lassen, lässet uns dieses vermuthen. Allein man giebt Ihnen hiemit zuverlässige Nachricht, daß da gewisse Gelehrte in dem Gelehrten Lübeck Ihnen nicht den geringsten Platz zu geben willens; wir hingegen erbieten uns, Sie standesmäßig nach denen Hrn. Kaufleuten und ihren Herren oder Principalen zu rangiren. Jedoch alles nach ihrem Belieben, damit nicht übelwollende denken möchten, wir suchten durch dies Anerbieten dem gewissen Gelehrten, der das ißt-lebende Gelehrte Lübeck ans Licht zu stellen gesonnen, abzudringen, oder abwendig zu machen. Ach nein! dieses ist unsere Absicht nicht, ob es zwar sonst heißt: Figulus figulum odit.

NB. NB. NB. Wenn dieses Werkgen, welches ohngefehr zwey mäßige Folianten ausmachen möchte, von dem Publico geneigt wird aufgenommen werden (woran man denn nicht zweifelt), so verspricht der Verleger künftiges Jahr, das ißt-lebende kriegerische Lübeck ans Licht zu stellen, in welchem außer denen Lebens-Beschreibungen der Hrn. Officiers, auch von denen Fatis aller Unterofficiers und Gemeinen, umständliche Nachricht soll gegeben werden. Es dürfte aber dieses Werk etwas kostbar werden, weil man gewillet, um es vollkommen zu machen, die ganze Milice bis auf den Pfeiffer und Trommelschläger in Kupfer stechen zu lassen, welches ungemein schön stehen wird.

Lübeck, den 11. Januarii 1731.

Wenn auch diese Parodie zu dem Unbedeutendsten gehört, das aus Liscow's Feder geflossen, so erkennt man darin doch die Kraft der Ironie, welche Liscow so sehr vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnet, und sie erscheint dadurch noch bedeutender, daß wir aus ihr ersehen, wie er schon damals den geistlosen Pedantismus seiner Zeit — denn wie Sievers, so schrieb und dachte die weitaus größte Anzahl der damaligen Gelehrten — erkannt und sich nicht blos von demselben frei hielt, sondern ihn auch schon auf seine Weise zu bekämpfen anfing. Übrigens kann die Parodie mit allem Recht auf die nämliche Anerkennung Anspruch machen, die der berühmten Lichtenberg'schen Ankündigung von Philadelphia's Kunststücken zu Theil wurde; sie ist ebenso voll von witzigen Einfällen und benutzt ebenso glücklich alle Blößen, welche durch das parodirte Avertissement gegeben worden waren. Und wenn sie auch einerseits ebenso kräftig trifft wie Lichtenberg's Satire, sodaß der Angegriffene den Schlägen unterliegen muß, so ist sie doch wieder andererseits, ich möchte sagen, ebenso harmlos als jene, indem sie die Persönlichkeit als solche durchaus unberührt läßt und es nur mit den äußern Thatsachen zu thun hat. Darin aber liegt eben der Grund des Wohlgefallens, den wir an den beiden und ähnlichen Satiren finden; wir werden nicht bitter gestimmt (wie z. B. durch Stolberg's Jamben), nur zum Lächeln über die verspottete Thorheit oder Charlatanerie gereizt.

Diesen wahren Standpunkt der Satire hat Liscow nie aus den Augen verloren; selbst da, wo er persönlich zu werden scheint, vergreift er sich nie am Menschen; es sind stets nur die Schriften, die Ansichten und Äußerungen, die er, wenn auch oft mit der einschneidendsten Schärfe verspottet. Nun könnte man sich verwundern, wie es denn doch kam, daß Liscow so großen, unauslöschlichen Haß auf sich laden konnte, wenn seine Satiren den harmlosen Geist zeigten, den wir ihnen soeben zugeschrieben haben. Es läßt sich dies jedoch sehr gut erklären. Wäre er in seinen Satiren gegen Sievers, Philippi ꝛc. bei diesen stehen geblieben, hätte er nur deren Schriften lächerlich gemacht, ja hätte er sogar ihre Personen schonungslos und mit Bosheit verfolgt, es hätte sich kein Mensch gegen ihn erhoben als höchstens die unmittelbar Getroffenen, und vielleicht auch diese nicht, weil sie keinen Rückhalt gefunden hätten. Aber Liscow war es nicht im mindesten um die abgeschmackte und höchst bedeutungslose Persönlichkeit jener Männer zu thun, sein Zweck ging weiter und tiefer. Er wollte die Sache der Vernunft, die Sache der Freiheit in politischen wie in religiösen Dingen verfechten; er wollte die Feinde des Lichts und der Aufklärung in ihrer hohlen Schlechtigkeit darstellen. Und wenn er diese seine Absicht auch klug genug einzukleiden wußte — denn wie hätte er in jener Zeit der Finsterniß und des rohesten Despotismus es wagen dürfen, noch kecker und offener hervorzutreten —, so traf er die wunden Stellen doch so gut und so sicher, daß die Getroffenen nicht lange zweifeln konnten, wohin seine Schläge eigentlich zielten. Eben dieser tiefern Bedeutung, dieser ihrer eigentlichen Absicht wegen sind Liscow's Satiren lange noch nicht veraltet; sie werden so lange an der Zeit sein, als der Kampf des Lichts gegen die Finsterniß fortdauert, als die unveräußerlichen Rechte der Vernunft in religiösen und politischen Dingen von den Kirchen- und Staatsgewalten noch nicht unwidersprechlich anerkannt sind. Deshalb können wir unsere Anzeige nicht besser als mit dem Wunsche schließen — den schon Gervinus ausgesprochen hat —, es möchte bald eine gute Ausgabe der Liscow'schen Schriften erscheinen, welche alle vorhandenen Materialien und wo irgend möglich auch noch bis jetzt Unbekanntes benutze. Wir zweifeln nicht, daß Hrn. Helbig's vortreffliche Schrift diesen Wunsch noch bei Vielen rege machen wird, besonders wenn sie die äußerst gelungene Charakteristik Liscow's (S. 75 fg.) lesen und beherzigen. 65.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Nachfolge Christi.

Onésime Leroy hat sich um die Erforschung der zweifelhaften Autorschaft der berühmten „Nachfolge Christi" wesentliche Verdienste erworben. Seiner Ansicht nach können keine Zweifel mehr obwalten, daß Gerson, der berühmte Kanzler der pariser Universität, der Verfasser dieser herrlichen Schrift war. Auf diese Annahme hin hat man, wie in d. Bl. bereits erwähnt ist, den Plan gefaßt, dem großen Manne zu Lyon ein Denkmal zu errichten. Wir haben vor kurzem noch eine Epistel an Gerson erhalten, welche vom bekannten Übersetzer Homer's A. Bignan herrührt. Der Anfang derselben lautet:

L'créateur inconnu d'un chef d'oeuvre inspiré,
Tu nous cachais ton nom, de peur d'être admiré.
Mais sous la main du temps par qui tout se découvre,
De ton pieux trésor le sanctuaire s'ouvre;
C'est un savant français qui t'arrache à l'oubli,
Et sur ton piédestal Leroy t'a rétabli etc.

Beiträge zur Geschichte des Unterrichtswesens in Frankreich.

Es kann nicht eher an eine genügende Geschichte des französischen Unterrichtswesens gedacht werden, bis erst durch Specialwerke über die wichtigsten Unterrichtsanstalten vorgearbeitet ist. Einige derselben haben auf die Entwickelung der französischen Bildung im Allgemeinen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Besonders verdient in dieser Beziehung das Collége Louis le Grand genannt zu werden, aus dem eine große Menge bemerkenswerther Männer hervorgegangen sind und dessen ganze Einrichtung lange Zeit vielen ähnlichen Anstalten zum Muster gedient hat. Dieses Collegium nun hat in jüngster Zeit einen tüchtigen Historiker gefunden, der seine Aufgabe auf eine würdige Weise gelöst hat. Sein Werk führt den Titel: „Histoire du Collége de Louis le Grand depuis sa fondation jusqu'en 1830", und sein eigener Name ist G. Emond. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 233. — 21. August 1845.

Mystik.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Die Stigmatisation, auf welche unser Verf. so viel Gewicht legt und auf welche wir, seinem bald vorausnehmenden, bald nachtragenden Gange folgend, hier noch einmal zurückkommen müssen, können wir freilich nicht als ein so entscheidendes Kriterium gelten lassen, daß uns die Stigmatisirten schlechthin als Heilige, und die Menge der Gläubigen, welchen diese Zeichen fehlen, als minder geheiligt erscheinen müßten. „Die Denkbarkeit, die Nachweisbarkeit und natürliche Gesetzmäßigkeit der Stigmatisation" können wir zugestehen, nur nicht, daß dieselbe nach andern Gesetzen oder in Erfolg einer höhern Begeistigung eintritt als andere seltsame Erscheinungen am kranken oder durch eine gesteigerte Seelenthätigkeit überwundenen Menschenleibe. Es war kaum nöthig, so weit ausholend und umständlich, wie es dem Verf. beliebte, die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Phänomene zu demonstriren. Wer weiß nicht, daß selbst ein im Traume erlittener Stoß oder Schlag bisweilen blaue Flecken und empfindliche Schmerzen zurückläßt? Ref. kannte einen kräftigen, durchaus nicht phantastischen, nicht einmal phantasiereichen Mann, welcher augenblicklich alle heftigen Schmerzen, von denen er las oder hörte, leiblich mitempfand. Es war im fröhlichen Kreise, mitten unter den Freuden der Tafel, von einem gefährlichen Beinbruch die Rede; alsbald zog der bejahrte Mann sein Bein seufzend in die Höhe, und jammerte im empfindlichsten Schmerz, als habe ihn selbst das Unglück betroffen. Warum sollte das tiefe, mitempfindende Versenken in die Betrachtung der Leiden Christi, das geistige Anschauen der blutenden Wunden des Gekreuzigten nicht auch wirkliche Wundenmale an Händen und Füßen, am Haupt und in der Seite einprägen können? Es kann dies noch weniger befremden, wenn man weiß, bis zu welchem staunenerregenden Grade Somnambulen in die Empfindungen und Sinnenwahrnehmungen des Magnetiseurs eingehen, gleichsam mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören, die Schmerzen fühlen, die ihm eine Verwundung, ja nur ein Nadelstich bereitet. Wir meinen nicht, daß ein gleiches Verhältniß zwischen Christus und den Ekstatischen stattfindet; wir wollen nur den bodenlosen Zweifeln Derer begegnen, welche die Wirklichkeit der Thatsachen selbst bestreiten, aber auch der Übergläubigkeit Derer, welche in solchen, wenn außerordentlichen doch natürlichen Erscheinungen übernatürliche Zeichen und Wunder erblicken.

Der letzte Abschnitt VII: „Von den Wundern", bringt noch wichtige Thatsachen und beachtenswerthe Ergebnisse einer umsichtigen Forschung zur Sprache. Der Verf. geht klüglich von einem ganz positiven Standpunkte, nämlich von der Wirklichkeit der Wunder aus. Denn bei Dem, was wirklich ist, kann man die Beweisführung für die Möglichkeit sich ersparen; was wirklich ist, muß möglich sein. Nun aber leugnen die Gegner nicht die Thatsachen an sich, die wir Wunder nennen, sondern eben daß diese Thatsachen wirkliche Wunder seien. Man hat also zunächst über den Begriff des Wunders sich zu verständigen. Wir verstehen aber darunter ein die gewohnte natürliche Ordnung überragendes, eine außerordentliche Gewalt über die Natur beurkundendes Ereigniß, das nur in einer Unmittelbarkeit göttlicher Einwirkung auf den Wunderthäter seinen Grund haben kann und sonach nothwendig einen religiösen Inhalt hat. Dagegen wendet man ein, daß dadurch unvermeidlich eine Aufhebung oder doch Störung der Naturgesetze und, da diese göttlichen Ursprungs sind, ein Widerspruch Gottes mit seiner eigenen Ordnung, weiter aber auch die Nothwendigkeit eines bisweiligen Eingreifens des Schöpfers in sein eigenes Werk, folglich eine Unvollkommenheit dieses göttlichen Werks, nämlich der Natur, vorausgesetzt werde. Diese Einwürfe gehen aber von einer viel irrigern und recht eigentlich bodenlosen Voraussetzung aus, von der nämlich, daß Gott außerhalb seiner Schöpfung stehen, daß er diese zwar aufs künstlichste eingerichtet und die unabänderlichen Gesetze in sie gelegt, dann aber seine Hand davon abgezogen und sie nun ihrem Gange und Schicksale überlassen habe. Man vergißt dabei, daß Gott mitten und überall in seiner Schöpfung ist, und wo er ist, auch wirket, wie er das Leben und alles Lebens Quelle ist, wie wir denn in ihm leben, weben und sind. Man verkennt nicht minder, daß, was wir als mittelbare und unmittelbare Wirkungen Gottes unterscheiden, objectiv nur Erscheinungsformen und subjectiv nur Auffassungsweisen, aber in Gott selbst nicht unterschieden sind. Was wir unmittel-

Digitized by Google

bare Wirkung Gottes nennen, das ist nur eine mehr als in den gewohnten Erscheinungen anschauliche Manifestation derselben Gotteskraft und Ordnung, die wir in den sogenannten mittelbaren Wirkungen wahrnehmen. Auch in den Wundern wird die göttliche Wirkung durch Kräfte und Gesetze der Natur vermittelt, nur daß diese in ihrer Wirksamkeit erhöht und beschleunigt werden. Man irrt, wenn man meint, dies wäre eine Aufhebung und Störung der Naturgesetze. Denn so gewiß eine höhere, unsichtbare Welt in diese niedere, sichtbare hereinragt, so steht auch neben und über der natürlichen Ordnung eine übernatürliche und diese mit jener in Einklang, und es ist ebenso abgeschmackt wie vermessen, der Wirksamkeit Gottes Grenzen setzen, sie in die Schranken der von uns erkannten Naturgesetze einengen zu wollen. Man denkt sich da die Natur als eine künstliche Maschine, nicht als einen lebendigen Organismus; aber reicht nicht einmal im Gebiet der Naturnothwendigkeit, noch weniger im Bereich der menschlichen Freiheit aus, die durch jene nicht gebunden ist. Der Naturalismus, welcher kein Wunder statuirt, erklärt eigentlich Alles, was von der göttlichen Weltregierung und Vorsehung gesagt wird, für eine Fabel, da, wenn Alles nur nach mechanischen Gesetzen und in der Naturnothwendigkeit erfolgen müßte, wenn sonach jedes freie Einwirken Gottes ausgeschlossen wäre, nicht abzusehen wäre, was dem Herrn Himmels und der Erde Anderes übrig bliebe als das müßige Zuschauen. Nun erkennen aber doch auch die Gegner der Wunder eine specielle Vorsehung, also eine fortdauernde Einwirkung Gottes auf die Natur wie auf das Menschenleben an, und sie mögen zusehen, ob nicht dadurch die Naturgesetze ebenso alterirt werden wie sie es bei den Wundern voraussetzen. Insonderheit muß ihnen zu bedenken gegeben werden, daß sie Den, welchen sie doch auch den höchsten Meister, den Wahrhaftigen und Heiligsten nennen, der Lüge zeihen, wenn sie jene Ereignisse, die Jesus klar und entschieden selbst als Wunder bezeichnet, nicht als solche gelten lassen wollen. Es wäre die unwürdigste, erbärmlichste Ausflucht, wenn sie aus diesem unabweisbaren Entweder-Oder mit ihrer Accommoditionstheorie sich retten wollten. Denn hätte er Das, was sie für Wahn, Vorurtheil, Irrthum, Aberglauben halten, nicht blos stillschweigend geduldet und bis das Volk zu besserer Erkenntniß gekommen und die Gelehrten in der Naturwissenschaft so weit fortgeschritten wären, daß der Wunderglaube von selbst weichen mußte wie die Finsterniß vor dem Licht, stehen gelassen, hätte er diesen Glauben, der sonach nur Aberglaube wäre, unumwunden durch Wort und That, wie es am Tage liegt, genährt, bestätigt, befestigt, so wäre das nicht blos Accommodation oder eine disciplina arcani, sondern eine prämeditirte Täuschung, etwa mit jesuitischem Vorbehalt.

Wie Ref. mit diesen Andeutungen, ohne Rückhalt und Vorbehalt, zu dem Glauben an wirkliche Wunder sich bekennt, so gesteht er dem Vers. auch zu, daß es eine ganz willkürliche, durch keine hinreichenden Gründe unterstützte Behauptung ist, die Wundergabe sei auf das apostolische Zeitalter beschränkt oder habe über das 3. Jahrhundert nach Christus sich nicht hinaus erstreckt. Man behauptet damit zwar nicht, daß sie nicht mehr geschehen könnten oder daß die religiösen Zwecke, welche bei jedem echten Wunder vorwalten, jetzt weniger als früher stattfänden, sondern nur, daß nach jener Zeit keine mehr geschehen sind; aber das könnte nur dadurch erhärtet werden, daß man darthäte, alle jene Ereignisse, welche die katholische Kirche als Wunder anerkannt hat, seien das nicht wirklich gewesen. Mit größerer Sicherheit darf man behaupten, daß, nachdem in dem vollbrachten Werke des Weltheilands und in der Gründung seiner Kirche das größte Wunder geschehen, andere Wunder immer seltener geworden sind, und daß solche, seit das Licht des Evangeliums sich verbreitet hat, um so weniger erwartet und begehrt werden sollen. So wenig wie die Wunderscheu, welche den Naturalisten eigen ist, können wir die Wunderfucht, welche der römischen Kirche mit vollem Recht zum Vorwurf gemacht wird, als einen unschuldigen oder unschädlichen Irrthum gelten lassen. Abgesehen von den abscheulichen Lügen und Betrügereien, die in so vielen Wundergeschichten der spätern Zeit ihr verdummendes, ruchloses Wesen getrieben, abgesehen sogar von dem ungeheuern Aberglauben, welcher durch die unerschöpfliche Flut von Mirakellegenden als todter Sand und fauler Schlamm auf den verwüsteten Acker der Kirche ausgeworfen und als ein den guten Weizen erstickendes Unkraut genährt ward, verräth es ja wahrlich, wie wir schon angedeutet, eine Ungläubigkeit oder doch eine Kleingläubigkeit, wenn man an der Menge der echten Zeugnisse nie genug hat, sondern immer neue Zeichen und Wunder begehrt, und auch solche Ereignisse und Erscheinungen, die es nicht sind, dazu stempelt. Da werden die Wunder, die doch zunächst nur Weckmittel für die Ungläubigen und Stärkungsmittel für die Schwachgläubigen sein sollen, zum Inhalt des Glaubens selbst gemacht; der Glaube an die Wunder des heiligen Franziskus u. A. erscheint als eine nothwendige Bedingung des echt katholischen Glaubens.

Unser Verf., der die Wundergeschichten der Heiligen fleißig studirt, aber Spreu und Weizen nicht sonderlich geschieden zu haben scheint, glaubt denn auch unbedenklich an alle die Wunder, welche die Reliquien der Heiligen gewirkt haben sollen, und macht es Luther und den andern Reformatoren recht verächtlich zum Vorwurf, daß sie, wie er meint, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und alle Reliquienverehrung verworfen, den ganzen Kram zum Tempel hinausgeworfen haben. Sie thaten damit, was ihr Herr und Meister gethan, da er die Wechslertische umstieß und die Käufer und Verkäufer hinaustrieb. Daß die bloße Berührung des Saumes am Gewande Jesu, daß selbst die Schweißtücher und Koller der lebendigen Apostel Kranken zur Genesung halfen, das soll als Beweis für die Reliquienwunder gelten, in dem Maße, daß, wer jene wunderbaren Heilungen als glaubwürdig anerkennt, ohne Weite-

Digitized by Google

res auch diese anerkennen müsse! Und Das muthet ein angeblicher Protestant uns zu! Wir wollen in so ernster Sache nicht scherzen mit der Sprosse aus der Leiter, die Jakob einst im Traum gesehen, nicht mit dem wohlbewahrten Stück von der ägyptischen Finsterniß, wir wollen nur erinnern an das Haupt des heiligen Johannes, das doppelt vorhanden ist u. s. w. Gewiß ist das gegen solchen Unfug und Aberglauben kräftig einschreitende Verfahren der Reformatoren vollkommen gerechtfertigt. Die römische Kirche wäre weise gewesen, hätte sie sich warnen lassen, versuchte sie nicht sogar jetzt noch Herolde der Reliquienverehrung auszusenden, um ein verblendetes Volk wieder unter das knechtische Joch zu beugen. Hätte sie sich warnen lassen, so würde der Spectakel mit der Ausstellung des wohleonservirten trierschen Rocks nicht dergestalt selbst die Gemüther zahlreicher Katholiken empört haben, daß ein großer und entschiedener Abfall von Roms Herrschaft sich unabwendbar bereitet. Wenn wir übrigens keineswegs alle Legenden von den Wundern an den Gräbern und Reliquien für Lügenlegenden erklären, wenn wir unbedenklich zugeben, daß der Glaube dort zu Zeiten Wunder gethan hat, so steht doch dem Glauben an diese Wunder der Aberglaube, es steht der Verehrung die Anbetung der Reliquien, eine grobe Abgötterei, zu nahe, als daß man nicht, so lächerlich der Verf. dies findet, sich gedrungen fühlen sollte, auf die Reliquienmirakel zu verzichten, der Erde wieder zu geben, was der Erde angehört.

Der Verf. kann sich gewiß nicht beklagen, daß wir seinem Buche nicht alle gebührende Aufmerksamkeit und fast mehr als es in d. Bl. gestattet sein kann umständliche Berücksichtigung, seinem Talent, Sammlerfleiß und Speculationsgeist nicht gerechte Anerkennung angedeihen ließen. Doch vergönne er uns nun auch, ihn nochmals und nachdrücklich als einen Pseudoprotestanten zu bezeichnen, der nicht nur nicht protestantisch denkt, sondern sogar derb antiprotestantisch schmäht und lästert. So arbeitet er den römischen Eiferern trefflich in die Hände, und sie werden nicht verfehlen zu rufen: Seht, das gesteht selbst ein Protestant; was bedürfen wir weiter Zeugniß! Aber ist er von uns ausgegangen, so ist er doch nicht von uns und kann nicht als Einer der Unsern für oder wider uns zeugen. Erzähle er immerhin Wunder über Wunder zur Glorification der römischen Kirche; so gewiß wir nicht in Abrede stellen, daß in ihr wahrhaft heilige Menschen gelebt, auch noch leben, und daß durch solche auch wol Wunder geschehen sein können, so beweist doch das größte dieser Wunder nicht, daß die römische Kirche die alleinseligmachende sei, noch kann die Menge der Mirakel die offenkundigen Mängel und Gebrechen, die Irrthümer und Misbräuche in und an dieser Kirche bedecken. Denen aber, welche noch misbräuchlich dem Namen nach, aber nicht im Geist und in der Wahrheit zu den Protestanten gehören, können wir nur zurufen: Gebt der Wahrheit die Ehre, und erklärt mit der Redlichkeit, von der kein Papst zu entbinden vermag, daß ihr von uns ausgeschieden und unter das alte Joch zurückgekehrt seid! 67.

Literarische Notizen aus England.

Blanco White über „Gil Blas".

Unter dem Titel „The life of the rev. Joseph Blanco White, written by himself; with portions of his correspondence", herausgegeben von John Hamilton Thom (3 Bde.), ist kürzlich die Lebensgeschichte jenes geistreichen und merkwürdigen Denkers erschienen, der in dem bigoten und conservativen England, wo Meinungswechsel jeder Art, besonders aber in religiöser Hinsicht mit so argwöhnischem und unfreundlichem Blicke betrachtet wird, theilweise eine so strenge Beurtheilung erfahren. Auf historischer Basis ruhende Verfassungsstaaten, als deren Typus England genannt werden kann, lieben fertige Charaktere; Geister, die in ewiger Werdelust mit dem Fortschritt des Gedankens eine äußere Formenhülle ihres Glaubens oder ihrer Partei nacheinander abstreifen, sind ihnen ein Räthsel, oft ein Greuel; Apostasien werden höchstens zugelassen als politische Auskunftsmittel, nicht als die Ergebnisse geistiger Kämpfe und unwiderstehlichen Drangs nach Wahrheit und Licht. In Blanco White, dem spanischen Priester irischer Abstammung, bildete dieser ungezügelte Drang den Hauptzug des Charakters, die bestimmende Ursache aller seiner geistigen Wandlungen und des dadurch veranlaßten Formenwechsels. In seinem geistesunterdrückten Vaterlande und in dem Stande, welcher die hauptsächlichste Stütze dieser Knechtschaft herlieh, durch tief in sich verschlossenes Denken zum Atheisten gebildet, verließ er später diese Richtung, um nach dem wahren Christenthum zu forschen. Zu diesem Ende floh er aus Spanien nach England, hier trat er später zur bischöflichen Kirche und endlich zu den Unitariern über, obwol er in seinen freien Ansichten, die dem Gemüthe und der Einbildung durchaus keinen leitenden Einfluß gestatten wollten, auch über diese hinausging und sein schließliches wahres Christenthum sich kaum von Dem unterschied, was neuere philosophische Schulen bei uns als ihre Lehre aufstellen. Er formulirte jedoch sein System in Folgendem: „Wahrheit ist Christenthum; meine Ansichten sind wahr, deshalb sind meine Ansichten Christenthum." Die Selbstlebensbeschreibung dieses Mannes ist aber nicht nur in Betracht seiner hier kurz angedeuteten Handlungsweise und seiner Schicksale in psychologischer Hinsicht von Interesse, sie enthält auch einen Schatz tiefer und geistreicher Urtheile, die hauptsächlich in dem Briefwechsel niedergelegt sind, welchen er mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern pflog. Bezeichnend für sein geistiges Wesen sind die Ansprüche, die er an ein wahres literarisches Kunstwerk stellt, wie solche in einem Urtheile über den „Gil Blas" von Le Sage hervortreten, ein Urtheil, das wir hier folgen lassen. „Ich habe", schreibt er an einen seiner Freunde, „vor mehren Jahren den Versuch gemacht, den «Gil Blas» zum zweiten Mal zu lesen, um eine wohlbegründete Ansicht über seine Verdienste zu gewinnen; denn ich habe ihn nie für ein Werk gehalten, das des Rufs, den es genießt, werth wäre; aber bald ward ich der nie endenden Reihe von Geschichten müde, die aus allen Winkeln des Reichs der Erfindung herbeigeholt werden, um die Geschichte eines nichtswürdigen Schelms aufzuputzen. Ich habe damals meinen Widerwillen besiegt, und mein Endurtheil ist dies: das ganze Verdienst des fraglichen Romans besteht in dem Gefälligen der Erzählung und jener Art Erfindungsgabe, welche durch eine gewisse Nichtberücksichtigung des Wahrscheinlichen die Erscheinungen des alltäglichen Lebens zu einer Quelle des Abenteuerlichen umzuschaffen vermag, welches die müßige Neugier besonders der Jugend gefangen nimmt. Aber ich gestehe, daß, vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachtet, es unmöglich eine empörendere und geistlähmendere Lecture geben kann. Es fin-

Digitized by Google

det sich nicht ein Zug uneigennütziger Tugend im ganzen Werk. «Tom Jones» ist eben keine schmeichelhafte Darstellung des Lebens; aber wie reich ist er an ermannenden Schilderungen der edlen Eigenschaften, womit die Natur das menschliche Herz ausgestattet. Im «Gil Blas» hingegen besteht die Menschheit ausnahmlos aus verächtlichem Gewürm; eine neue mosaische Sündflut, aber ohne Arche, wäre das schicklichste Ende dafür; nichts Anderes könnte dem Geiste bei seinem Wunsche, die Erde von einem so ekelhaften Gezücht zu befreien, genugthun. Moses muß, ehe er seinen Kataklysmos schilderte, mit Seher-geist den «Gil Blas» gelesen haben. Die Spanier haben gar keinen Grund, auf den «Gil Blas» eifersüchtig zu sein. Nach meiner Meinung muß sich Le Sage einer starken Sammlung spanischer novelas bedient haben, die handschriftlich in großer Anzahl von der Zeit Philipp's II. bis auf die Bourbons vorhanden waren. Aber das Talent, womit er den Stoff handhabte, ist ganz sein eigen. Der augenscheinliche Beweis dieser Vermuthung liegt in der häufigen Verstümmelung spanischer Eigennamen. Le Sage muß oft durch die spanische Handschrift getäuscht werden sein bei Worten, die entweder nach keiner allgemeinen Analogie gebildet sind, oder die solche Anspielungen ausdrücken, welche einem Fremden entgehen müssen, besonders einem, der erwiesenermaßen nie im Lande gewesen ist. Ich kann z. B. nicht errathen, welches Wort er zu La Coselina verstümmelte, den Namen, welchen er der Zigeunerin, der Mutter des Scipio beilegt; denn jeder Spanier wird sogleich erkennen, daß die unmittelbare Verbindung von s, c, l seiner Sprache widerstrebt. Es gibt eine Menge Beispiele dieser Art. Le Sage's Geist könnte sinnbildlich durch eine Schlange dargestellt werden, die behend, geschmeidig, glatt und kalt mit großer Fertigkeit, ihrer scharfen Zähne sich zu bedienen, versehen ist. Er hat nicht den geringsten Sinn für Schönheit, sei es äußere oder sittliche. In seinem ganzen Werke findet sich keine Schilderung von Naturschönheiten; seine weiblichen Schönheiten sind oberflächlich geschildert und nur so weit, um sie appétissantes zu machen. Tugend ist ihm nichts als ein aus Umständen hervorgehendes accident; auch ist er sichtbar bemüht, seine Leser zu warnen, daß sie das gefährlichste und überhaupt das nutzloseste Ding in der Welt ist. Die Sittenlehre des ganzen Werks ist die: «Sei ein gewandter Schurke!» Ich werde einen gründlichen Haß gegen den «Gil Blas» mit ins Grab nehmen."

Die beiden Reisenden Thomas und Alexander Simpson.

Unter Denjenigen, welchen die Erdkunde die genauesten Aufschlüsse über das noch nicht als vollkommen gelöst zu betrachtende Problem der nordwestlichen Durchfahrt verdankt, nimmt das bekannte Brüderpaar Thomas und Alexander Simpson einen bedeutenden Rang ein. Das dunkle Schicksal, welches den Letztern erwartete, nachdem er so Großes geleistet und noch Größeres versprach, ist bekannt. Sein Bruder hat ihm jetzt in dem jüngst erschienenen Werke: „The life and travels of Thomas Simpson, the arctic discoverer", den Leichenstein gesetzt. Wir lernen daraus in dem unerschreckenen, wagnißkühnen Entdecker eine milde, kindliche, phantasiereiche Persönlichkeit kennen. Thomas war wie sein Bruder in Dingwall, einem schottischen Marktflecken, 1808 geboren, wo sein Vater Vorsteher der dortigen Schule und Magistratsmitglied war. Merkwürdig in psychologischer Hinsicht ist, was Alexander von der Jugend des Bruders erzählt: „Der begeisterte und willensstarke Reisende", sagt er, „dessen bürgerliche Ausbildung Mühsalen und Entbehrungen trotzte, dessen Muth und Geistesaufschwung ihn befähigte, die drangsalsvolle Expedition, welche er selbst entworfen, zu glücklichem Ausgange zu führen — ein Erfolg, der in ihm nur den Wunsch erzeugte, neuen Anstrengungen sich zu unterziehen —, dieser Reisende war als Kind und in seinen Jugendjahren in körperlicher Hinsicht schwach und siech, in geistiger schüchtern und furchtsam. In seiner ersten Jugend schien es, als leide er an Auszehrung, weshalb man mehre Jahre hindurch auf seine Bekleidung und seine Nahrung die besorgteste Aufmerksamkeit wendete; auch war ihm, statt daß sein Charakter sich durch jugendliche Ungezähmtheit ausgezeichnet hätte, welche man für den Vorboten seines spätern besonnenen Wagnißmuthes hätte halten können, eine völlige Theilnahmlosigkeit an den gewöhnlichen Knabenspielen, ein förmlicher Widerwille, sich seinen Altersgenossen bei ihren rohern Ergötzlichkeiten anzuschließen, und ein gewisser Zagsinn eigen, welcher ihn von jeder Kraftübung oder Belustigung zurückhielt, die ihn irgend im geringsten persönlicher Gefahr aussetzen konnten. Als Kind und Knabe zeichnete er sich dagegen durch sein stilles und gelehriges Gemüth und die Angewöhnung zur strengsten Ordnung und Pünktlichkeit sowie mehr durch anhaltenden ausdauernden Fleiß als eine besonders hervortretende schnelle Auffassung beim Lernen aus. Der bessere Theil dieser Eigenschaften seines Wesens blieb ihm während seiner zu kurzen Lebenslaufbahn; aber sein Verstand ward schnell gestärkt und geschärft durch Wetteifer und Berührung mit andern Geistern, während sein Gemüth die Schüchternheit, die auf ihm lastete, in dem Grade von sich warf, als sein Körper der jugendlichen Gebrechen sich entledigte." Bezeichnend ist ferner für den hohen Schwung, den sein ganzes Wesen genommen, daß sein oft wiederholtes Losungswort das Horazische Odi profanum vulgus et arceo war, dem er, wie er annahm im Sinne des Dichters, die Deutung gab, daß es nur die Verachtung für niedriges Streben, für unreines Begehren und kriechende Gewohnheiten des großen Haufens, aber keineswegs den Haß gegen Mitmenschen irgend einer Classe oder eines Standes ausdrücke. Seinen frühzeitigen schnellen Tod, über dem gewissermaßen noch das Dunkel des Geheimnisses ruht, mißt sein Bruder dem Rachedurst eines jungen canadischen Mestizen bei, mit dem er auf seiner ersten Reise nach dem Rothen Fluß in Streit gerathen und der ihn damals schon zu meucheln gedroht hatte. Thomas Simpson hatte bekanntlich früher in seinem Geburtslande dem geistlichen Stande angehört und war erst durch die Verwandtschaft mit dem Statthalter des Gebiets der Hudsonsbaycompagnie für seine neue Lebenslaufbahn gewonnen werden. Der Tod entriß ihn seinem verdienstvollen Wirken, als er kaum das dreißigste Jahr zurückgelegt. 12.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus alterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Siebenter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Das papistische Complot. — William Lord Russell. — Der blaue Reiter. — Der verrätherische Ring. — Das Gelöbniß der drei Diebe. — Die Tragödie von Salem. — Joachim Hinrich Ramcke.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 21 Ngr., der zweite bis sechste Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 234. — 22. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

Der Leser wird finden, daß wir uns in dem nachfolgenden Berichte der Kürze befleißigt haben. Dies ist einestheils nöthig, damit in d. Bl. für die Besprechung der übrigen literarischen Erscheinungen Raum gewonnen werde, anderntheils, weil das Material poetischer Produtien von Jahr zu Jahr wächst. Die lyrische Flut, wenn wir sie auch nicht Sündflut nennen wollen, wird immer breiter, verliert aber immer mehr an Tiefe. Im Geschmacke des Gewässers ist eben kein großer Unterschied zu spüren, und ist nicht gerade Ekel und Erbrechen erregendes Meerwasser dabei, so mischt sich doch viel echtes Quellwasser mit ein, welches bekanntlich ohne Farbe, ohne Geruch und ohne Geschmack ist; über Productionen von solcher Beschaffenheit läßt sich aber nicht viel sagen. Ob mit dieser Kürze die jüngern hier besprochenen Dichter zufrieden sein werden, ist die Frage; denn wir wissen aus Erfahrung, daß diese Herren die kritischen Blätter mit fieberischer Gespanntheit durchfliegen, um ein Urtheil über sich und ihren Rang im Dichterstaate zu vernehmen, wenn sie sich zum ersten Male der Menge gezeigt haben. Gewiß aber werden Leser und Redacteur damit um so zufriedener sein.

Gleich Nr. 1 ist etwas veraltet; nicht blos der Jahreszahl und dem Titel, sondern auch dem darin wehenden Geiste nach. Ein Greis nämlich, Friedrich Franz von Kosegarten*), hat seine Poesien dem Verschlusse des Pultes entzogen und sie als Vermächtniß für die Seinigen und seine ehemaligen Zöglinge drucken lassen — auf vieles Verlangen. Väterlich milde Gesinnung geht mit greisenhafter Geschwätzigkeit Hand in Hand. Alles und Alles aus alter Schule. Viel Gelegentliches — man kennt es ja! viel Umgeknetetes, was aber der Verf. als Plagiat durchaus nicht betrachtet wissen will, viel Erotisches, in welches sich manche Züge komischer Zärtlichkeit weben — das ist das Ganze. Die Vorrede schließt mit der Drohung an das größere Publicum, er werde, bei günstiger Aufnahme vorliegender zwei Bände, die noch zurückgebliebenen Materialien in einer zweiten Sammlung erscheinen lassen; das größere Publicum sagt gewiß: Ohe, jam satis est; aber für des guten alten Mannes Kinder, Zöglinge und Freunde ist das gewiß keine Drohung.

2. Zu Glogau, im Verlag von Sörgel, ist ohne Jahreszahl eine Anthologie unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" (12., 2 Thlr.) erschienen. Die beiden Bändchen treten coquettirend im Taschenbuchsgewande auf, aber so zierlich das Äußere ist, und einen so reinen Klang die Namen der Dichter aus alter, neuer und neuester Zeit, die hier figuriren, haben mögen, so erscheint das Ganze doch als ein planlos zusammengewürfeltes Durcheinander, das höchstens bei sentimentalen Commis oder ästhetisirenden Zofen Glück machen wird.

3. Schlechter noch sind die

Gedichte von Friedrich von dem Dome. Berlin, Springer. 1845. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Verf. gehört zu den Unglücklichen, welche die Tinte nicht halten können, oder sie, im Dünkel auf ihren Dichterberuf, nicht halten wollen. Einen Verleger mochte er für dieses schale Gebräu schlechter Verse nicht finden, und so ließ er frischweg auf seine Kosten drucken. Schade um das schöne Velinpapier und den Druckerlohn.

4. Gedichte von Adolf Mörner. Landsberg, Schäffer und Comp. 1842. 8. 10 Ngr.

Hier wird uns eine gemüthliche Poesie à la portée de tout le monde gegeben, eine Poesie, die sich im ersten Liede des glücklicherweise nicht sehr dickleibigen Buchs mit der Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß ja alle Vöglein im Walde ungehindert ihre Lieder singen, und man mithin auch den Dichter gewähren lassen könne. Allerdings wollen wir das, und um so lieber, da der Sänger versichert, wenn er einmal recht fleißig (wahrscheinlich in seinem bürgerlichen Berufsgeschäft) sein wolle, so trete gewöhnlich die Muse scherzend und lachend dazwischen, und überschütte ihn mit so üppigem Sangesstoff, daß wider seinen Willen sein Denken, Träumen und Hoffen zum Liederkranz werde. Dann fühle er es in allen Adern glühen; er müsse schnell die Feder ergreifen, um das Gebotene und Gefundene niederzuschreiben. Dann fügt er noch die Worte hinzu:

Aber wie bei solchem Treiben
Denken nun die Leute hier? —
Ach, die meinen: Zahlenschreiben
Brächte größern Nutzen mir.

Nun theilen wir zwar auch die Meinung der Leute; indessen ist Zahlenschreiben kein Vergnügen, und das will der Mensch doch auch haben; und da der Verf. überdies so unbefangen und anspruchslos auftritt, so mag er mit seiner Waare ungehudelt durch das Mauththor unserer Recensionsanstalt ziehen.

5. Herbei ihr Alle, die ihr der Göttin Diana und nebenbei Mnemosyne's Töchtern den Hof macht, und kauft ein Buch, dessen grüner, mit allen Emblemen des edeln Waidwerks geschmückter Umschlag euch schon einladen muß, und dessen Verf. sich nicht blos als einen Mann von Fach (er ist königl. preuß. Hof-Jagd-Junker!), sondern auch als Herausgeber des deutschen „Sporting magazine" ankündigt. Der Titel dieses Buchs lautet:

Das Waidhern. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. Zusammengestellt und herausgegeben von H. G. von Warburg. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon um des Reichthums der Sammlung willen kauft; ihr findet hier Alles vereinigt, was die deutsche Jagdliteratur an guter und ansprechender Waare besitzt; auf 385 compreß

*) Spätrosen. Eine Sammlung Gedichte in zwei Bändchen von Friedrich Franz von Kosegarten. Reval. 1842 — 43. Lex.-8. 2 Thlr.

Digitized by Google

gedruckten Seiten wird euch Bekanntes, und in einer reichen Anzahl von Originalgedichten auch Unbekanntes, aber größtentheils nur Lebendiges, Lebenskräftiges, Walddustiges, Echtempfundenes, von den kränklichen Sachen romantischer Poesie weit Abweichendes geboten. Die Sammlung zerfällt in mehre Abschnitte. Dem ersten derselben ist alles Das anheimgefallen, was im Allgemeinen Liebe und Begeisterung für die Jagd ausspricht, das Lob des Waidwerks und des Waldes, Zufriedenheit des Jägers, Erhebung in seinem Beruf — und auf der Kehrseite zeigt sich ein munterer Spott über Lateiner und Sonntagsjäger. In der zweiten Abtheilung sind nun die speciellen Scenen des Jägerlebens, mit dem Bartholomäustage anhebend, nach der Ordnung des Jagdkalenders vereinigt worden. Der Sammler hat sich bestrebt, alle Jagdarten zu umfassen, und wir nennen es einen glücklichen Gedanken, daß er die Schilderung einer Parforcejagd aus Immermann's „Tristan und Isolde" mit aufgenommen hat. Der dritte Abschnitt stellt größere erzählende Gedichte zusammen, in denen die Jagd eine Rolle spielt, wenn sie dieselbe auch nicht unmittelbar betreffen. Der folgende Abschnitt bringt eine Blumenlese unter den deutschen Dichtern. Die Namen Goethe und Schiller fehlen nicht; auch Bürger's „Wilder Jäger" hält die nächtliche Hetze; weiter findet man Uhland, Justinus Kerner und Eichendorff, ja den Altvater Martin Opitz, während unter der vorhergehenden Rubrik Walter Scott, die „Nibelungen", vermittelt durch Karl Simrock's Bearbeitung, und auch die alten nordischen Gesänge mit Modernem in Reih und Glied treten. Eine fernere Abtheilung unter dem Titel „Feldjäger", zeigt uns den Waidmann, wie er den Wald verläßt und zur Rettung des Vaterlands herbeieilt. Natürlich figuriren hier Theodor Körner und de la Motte Fouqué. Den Schluß bildet eine Sammlung größtentheils sangbarer Volkslieder in viel bekannten Melodien, beginnend mit dem guten, alten: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" woran sich der Jägerchor aus dem „Freischütz" schließt, und wo auch das noch ältere Volkslied „Gestern Abend ging ich aus", nicht vergessen ist. Nach dieser Darlegung des Inhalts fühlt sich gewiß jeder Verehrer echter Waldhornklänge bewogen zu kaufen und dem Buche ein Plätzchen neben dem Pulverhorn in der Jagdtasche zu gönnen.

6. Zu den poetischen Productionen, die das Horaz'sche Prodesse und Delectare als Ziel ins Auge fassen, gehören

Gedichte eines Lebensfrohen. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Am lebensfrohesten gebehrdet sich der Schreiber derselben in den drei Vorreden des Büchleins, in deren erster er uns erzählt, wie er sich erst im J. 1840 der poetischen Productionskraft bewußt geworden wäre, und dann alsbald Versuche gemacht habe, seine zum Theil schwachen Productionen drucken zu lassen; der Buchhändler (erzählt die zweite) habe die armen Schelme (seine Gedichte nämlich) mit Protest zurückgesandt u. s. w. Da nun aber eine richtig angebrachte Ironie das Salz der Poesie sei, so habe er seine lebensfrohen Gedichte in Selbstverlag genommen; wer sie nicht lesen wolle, möge es bleiben lassen u. s. w. Der Lebensfrohe ist aber hinsichtlich des Charakters und ästhetischen Werths seiner Gedichte in einem kleinen Irthum. Er hält sie für anmuthige Spiele des Witzes, für leichthingehauchte Ironien, für echten Humor, gewürzt mit attischem Salz; das sind sie aber nicht. Sie sind wirklich arme Schelme, die das Zeugniß der Armuth (an leichtem gefälligen Witz) an der Stirn tragen. Er macht zwar wie viele Berliner unaufhörlich Jagd auf gute Einfälle, schießt aber größtentheils fehl. Er reizt sich auf alle Weise zum Lachen, aber man merkt es zu oft, daß es eine affectirte Lebensfreude ist. So ruft er, sich selbst charakterisirend aus (S. 191):

— — Ich werde noch verrückt,
Ich plage noch vor Lachen;
Die Lieder toll und so entzückt,
Schein' ich ja selbst zu machen.
Ja wohl, ja wohl!

7. Gedichte von L. C. Honcamp. Soest, Nasse. 1844. 12. 15 Ngr.

Diese Gedichte stehen mit den vorigen fast in diagonalem Gegensatze. Niedergelegt sind sie in ein Büchlein von unscheinbarem Äußern, welches sich durch keine apologetische Vorrede ins Publikum einführt; aber es bedarf deren auch nicht. Je mehr man sich in dasselbe hineinliest, desto lieber gewinnt man es. Der elegische Klang, den der Verf. in den Wanderliedern und Naturschilderungen anschlägt, kleidet ihn sehr gut und gewinnt das Herz. Er charakterisirt sich selbst, ohne es vielleicht zu ahnen, in der Stanze (S. 73):

Ich bin nicht arm. Es ließ das reiche Leben
Viel tausend Blumen meinem Pfad erblüh'n;
Mir hat das Schicksal ein Gemüth gegeben,
Fürs Schöne und fürs Gute doch zu glüh'n;
Es gab mir Kraft zu schaffen, Muth zu streben,
Und Lust, die Freude an das Herz zu zieh'n:
Ich kann dir tausend Wunderblüten zeigen,
Die ich mir zog, und sie sind mein, mein eigen.

Zu diesen Wunderblüten zählen wir im epischen Theile dieser kleinen Sammlung die Bearbeitung eines den Gebrüdern Grimm nacherzählten Märchenstoffs, „Das Todtenhemdchen" (S. 125), ein kleines Meisterstück an schlichter Einfalt und schlagender Wirkung. Ebenso notirten wir „Das Incognito" (S. 150). Dem Witzigen und Epigrammatischen fehlt häufig die scharfe Spitze, mit Ausnahme des niedlichen „Prokrustes der Jüngere" (S. 214). „Die Papierschnitzel eines Pädagogen" sind viel mehr als was ihre Bezeichnung aussagt — aber Alles ist fein, ganz fein eigen.

8. Die „Gedichte von Heinrich Weiße" (Berlin 1843) rühren von einem erblindeten Jüngling her, der den Erlös aus denselben zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Ausbildung anzuwenden gedenkt. Eingeleitet werden sie durch eine Art von Novelle, deren Held, ein des Augenlichts beraubter junger Mann, allerdings die Theilnahme des Lesers in Anspruch nimmt, aber doch auch durch einige tiefliegende Züge von Arroganz abstößt. Ohne ihm Talent absprechen zu können, ist er von poetischer Errungenschaft noch weit entfernt. In einigen Nummern walten Bilder, wie sie allein in der Eigenthümlichkeit der Innenwelt eines Blinden der Phantasie vorschweben mögen, wodurch sie nicht blos piquant werden, sondern auch ein besonderes psychologisches Interesse erregen. Möchte das Buch doch recht viele Leser und Käufer finden!

9. Poetische Klänge von Karl von Haugwitz. Waren, Kaibel. 1844. 16. 17½ Ngr.

Ob diese Klänge heutzutage anklingen und Sympathien wecken werden, müssen wir aus guten Gründen bezweifeln. Schon das aristokratische Moment in ihnen widerspricht der Gefühlsrichtung und den Ansichten des jungen poetischen Deutschlands; aber schlimmer ist es, daß der Verf. auch den Vertretern der ältern deutschen Dichterschule mit ungeheuchelter Verehrung seine Huldigungen darbringt, und namentlich Matthissen apotheosirt, der mit Klopstock, Gleim, Hölty und Tiedge „in profundum occidit", mit welchem er aber in enger geistiger Verwandtschaft steht. Ein polemisches Gedicht an G. Herwegh wird schwerlich dazu beitragen, seiner Muse Verehrer zu erwerben, und wir fürchten, Hr. v. Haugwitz habe sich in folgenden Worten aus dieser Apostrophe ein böses Prognostikon in Bezug auf den Erwerb der selbsteigenen Celebrität gestellt:

Wer so vermeint, berühmt zu werden
Durch ein dergleichen Schülerspiel,
Zeigt, unter mancherlei Beschwerden,
Dem Lacher ein ergötzlich Ziel.

10. Ein Herr Karl Redden führt uns aus der beengenden Atmosphäre des Aristokratismus in den „Rosengarten des Her-

Digitized by Google

zens"*); so lautet der Titel einer höchst splendid gedruckten Sammlung von Gedichten in mancherlei Formen, die das Liebesthema in Soli und Duetten in der Biographie zweier Herzen durchführen. Wol könnte es sein, daß junge warmfühlende Herzen, denen selbst soeben sich die Rose der Liebe erschlossen hat, sich mit Vergnügen in diesem Garten ergehen, um an der Hand des Verf. „recht nach der Kunst zu küssen" zu lernen; denn die fragen nicht viel danach, ob der Lehrer pedantisch, schwülstig, hausbacken, monoton oder gar philisterhaft sei; sympathisiren sie doch mit ihm! Finden sie doch für des eigenen Gefühles Überschwänglichkeit dort reiche Nahrung! Werden sie doch dithyrambisch mit hingerissen! Sie sind vollkommen zufrieden! Schwerlich aber sind es die nüchternen, kalten, vertrockneten Recensentenherzen! Die werden sich nicht damit zufrieden stellen lassen, daß hin und wieder ein Zephyr die Rosen warm anhaucht, sondern wahrscheinlich den Verf. in der Anlage seines Gartens der Geschmacklosigkeit bezichtigen — und auch Ref. kann nicht leugnen, daß es ihm vorkommt, die Beete dieses Gartens seien in dem manierirten und barocken Geschmack der französischen Gärtner aus dem 17. Jahrhundert angelegt und mit der Schnörkelei der Assonanzen und Alliterationen bepflanzt worden. Möchte doch das zierliche Buch nur in die Hände der Liebenden gerathen!

11. Gedichte von Fr. Lichterfeld. Manheim, Zeiler. 1844. 16. 25 Ngr.

Wir hofften, diese Gedichte würden uns in ihrer niedlichen Taschenbuchverkörperung (sit venia verbo!) ergötzen und erheben; das haben sie aber leider nicht gethan, sondern uns ziemlich kalt gelassen, da auch sie auf dem untiefen Strome der Alltäglichkeit schwimmen, und es uns bei der Lecture der meisten Nummern recht fühlbar wurde, wie der Verf. ganz anders geschrieben haben würde, wenn Byron und Heine nicht vor ihm gesungen hätten. Hin und wieder stößt der Leser auf ein gefälliges Bild und einen frischen Gedanken, die des Verf. Eigenthum sind und nicht entnommen wurden.

12. Gedichte von Franz Wigand. Manheim, Zeiler. 1844. 16. 1 Thlr.

Sie unterscheiden sich von den Lichterfeld'schen dadurch, daß ihr Verf. sich von fremden Einflüssen freier zu erhalten weiß und sich mit mehr Vorliebe dem Epischen zuwendet. Das Gedicht „Die Heimkehr Napoleons von St.-Helena" (S. 113) fand schon im Sept. 1840 Anerkennung, wo es besonders abgedruckt im Buchhandel erschien. Ebenso dürfen wir hier „Das Christbäumchen" (S. 151) nicht unerwähnt lassen, welches mit treffend allegorischem Witze neudeutsche staatliche Verhältnisse andeutet. Mehre Nummern (z. B. auch „Du", S. 221) lassen aus ihrer Anlage schließen, daß sich für die Zukunft noch etwas von Herrn Wigand erwarten lasse.

13. *Ev xai nav.* (All-Einigkeit.) Lebensblumen in sechs Kränzen. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Also lautet der Titel eines lyrisch-didaktischen Gedichts, dessen anonymer Verf. die Hauptresultate der Fichte'schen philosophischen Speculation über Gott und Welt zu poetischer Anschaulichkeit erheben und das abstracte Wissen im Gewande des Schönen erscheinen lassen will; speciell aber will er zeigen, daß nichts wahrhaftig sei als das Ursprünglich-Eine, welches in eine Beschränktheit und Schöpfung real herausgetreten sei; mithin haben wir hier ein Geistesproduct vor uns, dessen Schöpfer der pantheistischen Richtung sich hingibt, nur daß derselbe die Ansicht, welche das Sinnenleben in Schein auflöst, und die allerdings von Spinoza's Ideen abweicht, aufstellt und geltend zu machen sucht. Seiner allgemeinen Tendenz nach schließt sich also dieses Werk an Tiedge's „Urania" an; insbesondere aber reiht es sich an das „Laienbrevier" und die „Vigilien" von Leopold Schefer und an Sallet's „Laienevangelium", obwol die beiden Letztgenannten Hegel'schen Ansichten huldigen. In der Vorrede spricht sich der ungenannte Verf. über die poetische Anschaulichkeit irdischer Dinge, Gestaltungen und Zustände aus im Vergleich mit einer höhern Welt, und führt seine Hauptidee, nach dem Eintheilungsgrunde des höhern und niedern Lebens, in zwei Theilen und jeden dieser Theile wieder in drei Liederkränzen durch. „Die erste Hälfte behandelt das Raum-, das Zeit- und das vereinigende Heimatleben. Ganz homogen führt die zweite Hälfte das Leben in seiner höhern Sphäre als Liebesleben, Unsterblichkeitsleben und als das den Liebesraum, die Unsterblichkeitszeit und überhaupt Alles in Allem als ewige Heimat umfassende Leben in Gott durch. Hierbei herrscht ein gleichförmiger Stufengang: behagliche Gemeinheit — höhere Unzufriedenheit — vollendeter Friede — Thier — Mensch — Gott." Die sechs Liederkränze aber haben folgende Blumenaufschriften: „Laien", als Sinnbild des Raums; „Aster", nach der Blumensprache der Orientalen ein Symbol der im Menschen wohnenden Sehnsucht nach dem Ewigen, oder ein Sinnbild des Heimatsehnens; die Benennungen „Zeitlosen", „Feuerrosen", „Immortellen" und „Heliotropen" bedürfen, da Gott die Geistersonne ist, welcher der Menschengeist sich zuwendet, keiner Erklärung. Die hier dargelegten Ideen ckekiren den Geist nicht so wie die pantheistische grobe Grasheit in den Schefer'schen „Vigilien", und mehr als eine Nummer enthält treffliche Aphorismen über die Kunst, sich im Erdenleben durch das Medium verständiger Anschauungen glücklich zu machen. Nr. 4 (S. 29) lesen wir eine ansprechende Elegie über die Wahrheit, daß der Mensch an den Augenblick gewiesen sei. Was der Verf. eigentlich mit dem Ganzen wolle, offenbart sich am klarsten in des Buches letzter Nummer (S. 95), wo er das oben angedeutete sechsfach variirte Thema als ein Resumé in folgende Hauptanschauungen zusammendrängt:

Sterblicher, dein ewig Streben
Nach dem Urquell alles Seins
Zeuget, daß dein tiefstes Leben
Mit dem Ew'gen — ewig Eins.

Und — wie dich ein Traumgebilde
Täuscht mit leerem Duft der Nacht,
Während rings um die Gefilde
Schon der gold'ne Morgen lacht:

Also ängstet dich und quälet
Bang der Traum der dunkeln Welt,
Die dem Geist, der sie beseelet,
Als sein Schatten nur entfällt.

Mensch! du darfst dem Gott nicht nahen,
Denn du lebst in Ihm allein!
Mensch! wie willst du Gott umfahen,
Welcher selbst dein tiefstes Sein?

Mensch! Wie willst du Gott ergründen,
Welcher selbst dein tiefster Grund?
Wie an Ihm Genesung finden,
Da du stets in Ihm gesund?

Fühl' dich mit dem ew'gen Schönen,
Mit dem Geist des Lebens — Eins,
Und gestorben ist dein Sehnen
In dem Tod des Schattenseins.

Über Zeit und Raumesgrenzen
Gott in Ihm dir Heimat bot.
Lieb' und Leben, euer Glänzen
Ist des Urlichts Morgenroth.

Unterging im Strom die Quelle,
Unterging der Strom im Meer —
Und der Geist sprach: Ruhe, Welle,
In dem All nun, still und hehr!

Wer sieht aus dieser Probe nicht, daß wir hier die gewöhnliche, einseitige Frühlings-, Liebes- und Blumenlyrik nicht

*) Der Rosengarten des Herzens. Von Karl Redden. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. 12. 22½ Ngr.

Digitized by Google

haben? Das didaktische Moment drängt sie in die Welt metaphysischer Träume — und das sei uns um so willkommener, da sich gerade durch solche Bestrebungen das Gebiet deutscher Lyrik erweitert und uns überdies viel Schönes im Einzelnen geboten wird. Können wir diesen Versen auch keine Bedeutung für die lyrischen Lieblingsthemata der Gegenwart einräumen, so sind sie doch der Lyra würdiger als jene Poesie, welche politische Zustände und Ereignisse, wie den Pauperismus, das Proletariat, die Übervölkerung, den Communismus, die Auswanderung, das Recht der freien Presse oder die öffentliche Rechtspflege mit gemachtem Enthusiasmus besingt und — begeifert. Um so lieber übersehen wir hier einige kleine Verstöße gegen Wortsinn und Sprache. Der griechische Titel, vor welchem die geehrten Leserinnen vielleicht erschrecken, wolle sie nicht abhalten, sich mit des Buches Inhalt zu befreunden, denn es enthält des Schönen viel, obwol sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Wahl dieses hellenischen Titels einen kleinen Beigeschmack von Pedantismus und Charlatanismus hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Staatsmänner des 16. Jahrhunderts.

In der französischen Geschichte mehr als in jeder andern hat das Licht, welches von dem Monarchen ausströmt, so sehr die ganze Umgebung desselben verdunkelt, daß meist nur einige wenige Charaktere in bestimmten Formen hervortreten. Ja, zuweilen sind die einflußreichsten Rathgeber der Könige, die thätigsten und brauchbaesten Werkzeuge, deren sie sich bedienten, kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Und doch ist es zum Verständniß des ganzen Getriebes zum Theil so äußerst wichtig, einen Blick auch hinter die Coulissen zu werfen. Deshalb betrachten wir es als eine dankenswerthe Gabe, wenn ein angehender Historiker einmal aus der französischen Geschichte drei Staatsmänner herausgreift, welche alle drei einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben und die ihre Hände bei den wichtigsten Ereignissen ihrer Zeit mit im Spiele hatten. Das Werk, in dem diese Charakteristiken enthalten sind, führt den Titel „Trois magistrats français du 16ième siècle, études historiques", von Ed. Faye de Brys. Der Verf. liefert in demselben die biographischen Portraits von Antoine Duprat, dem Kanzler unter Franz I., von Guy du Faur de Pibrac, Rath Karl's IX. und Präsident des Parlaments zu Paris, und von Jacques Faye d'Espeisses, Rathgeber Heinrich's III. Der Verf. hat sich vorzüglich die Würdigung des Antheils zur Aufgabe gestellt, welchen die genannten Staatsmänner am Gange der Ereignisse selbst genommen haben. Dadurch gewinnt sein Werk eine größere historische Bedeutung als bloße biographisch gehaltene Skizzen bieten würden. Der Kanzler Duprat, welcher, schon als Franz I. noch Herzog von Valois war, die Liebe dieses Fürsten erworben hatte, behauptete sich in der Gunst desselben und gewann einen bedeutenden Einfluß, als Franz zur Regierung gelangt war. Seiner geschickten Vermittelung verdankt man vorzüglich den Abschluß des Concordates, durch den die Unruhen innerhalb der Kirche gedämpft wurden. Für die Entwickelungsgeschichte der Monarchie aber ist er vorzüglich deshalb von so hoher Bedeutung, daß er das Werk Ludwig's XI., der auf Kosten der Großen die Einheit der königlichen Gewalt herstellte, fortführen half. Er wies die Anmaßungen des Parlaments in engere Schranken zurück und scheute sich selbst vor Gewaltmaßregeln nicht, wenn es galt, die Fortschritte der Centralisation zu fördern. Bemerkenswerth ist endlich, daß Duprat vorzüglich mit dazu beitrug, den Verhältnissen mit auswärtigen Staaten eine größere Planmäßigkeit zu verleihen. Hr. v. Pibrac ergötzte sich in seinen Mußestunden mit der Versification von moralischen Quatrains. Diese kleinen poetischen Riens würden nicht im Stande gewesen sein, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, wenn Pibrac nicht einen wichtigen Antheil gehabt hätte an den traurigen Ereignissen, welche in die Regierungsgeschichte Karl's IX. fallen. Er war einer der vorzüglichsten Anstifter der Bartholomäusnacht, und späterhin suchte er die blutigen Vorgänge, welche er selbst mit veranlaßt hatte, in einer ausführlichen Apologie zu rechtfertigen. In dieser Vertheidigungsschrift, deren Consequenzen der Verf. vorliegenden Werks im Allgemeinen zu billigen scheint, sucht Pibrac vor Allem den König von allen Vorwürfen, die auf ihm lasten, zu reinigen. Alle Schuld wird auf das Volk gewälzt und die ganze Bluthochzeit als eine durchaus nothwendige Reaction gegen die verwegenen Umtriebe und Anmaßungen der Protestanten bezeichnet. Was nun endlich Jacques Faye betrifft, so hat sich derselbe besonders durch seine Geschicklichkeit in diplomatischen Unterhandlungen hervorgethan. Am meisten tritt dieselbe hervor bei der Ständeversammlung zu Blois, in seinen Verhältnissen zum Parlamente von Tours und durch die Annäherung, welche er zwischen den Valois und den Bourbons bewirkte. Im Allgemeinen muß vorliegendes Werk als eine fleißige und besonnene Aebeit bezeichnet werden, die geeignet ist, auf manche Punkte aus der Geschichte des 16. Jahehunderts ein neues Licht zu werfen.

Katholisches Journal.

Ben allen Seiten her wird auf die größere Theilnahme, welche man auch in Frankreich wieder religiösen Bestrebungen zu schenken anfängt, speculirt. Außer an den zahllosen Flugschriften, die von dieser Tendenz täglich hervorgerufen werden, erkennt man dies besonders noch an den vielen Zeitschriften, welche auf dem Gebiete der religiösen Literatur wie die Pilze aufschießen. Wenngleich hier so leicht keine Richtung ausgeschlossen ist, so findet die katholische Kirche mit streng römischer Färbung doch immer die meisten Vertreter. Auch sind es meistens die bessern Federn, welche ihrer Sache dienen. Aus der großen Menge von Zeitschriften, welche in diesem Sinne die letzten Monate gebracht haben, wollen wir die „La jeune France catholique" erwähnen. Dieses Journal, welches die Fahne des jungen katholischen Feankreich aufgesteckt hat, erscheint zu Nancy und soll, obgleich das erste Heft erst vor einigen Monaten herausgekommen ist, doch in der Provinz bereits eine gewisse Verbreitung gefunden haben. Der Art seiner Herausgabe nach gehöret dieses Journal zu den Monatsschriften. Es wird im Prospectus versprochen, daß die sogenannte erbauliche Literatur in diesem neuen Organe dee katholischen Bestrebungen besondere Berücksichtigung finden solle.

Geschichte der Bourbons.

In Feankreich sieht man mehr und mehr, welche bedeutende Förderung der Nationalgeschichte duech erschöpfende Behandlung specieller Punkte noch zu Theil werden kann. Diese Richtung der historischen Studien, die bei der wohlfeilen und unersprießlichen Compilation allgemeiner Handbücher nur allzu leicht verflachen und versanden, verdient volle Aufmunterung. So freuen wir uns über das Erscheinen eines Werks, das bei der nicht unbeträchtlichen Ausdehnung, auf die es berechnet ist, vielfaches Eingehen in die Details bieten wird. Wir meinen die „Histoire des ducs d'Orléans de la maison de Bourbon. 1608—1830", von A. Flobert. Das ganze Werk wird sechs Bände umfassen, von denen der erste vor kurzem die Peesse verlassen hat. Dem Anfange nach zu urtheilen gehört diese Publication zu den gediegenern Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern historischen Literatur. 17.

Verantwortliche Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 235. — 23. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

14. Da fällt uns ein Dichter in die Hände, der das ihm von der Natur angewiesene und mit Glück bebaute dramatische Gebiet verlassen hat, um den Grund und Boden des lyrischen zu betreten. Es ist dies der k. k. Censor, Redacteur der wiener „Jahrbücher der Literatur", Verfasser von bekannten und beliebten dramatischen Arbeiten, die das deutsche Publicum nicht nur mit Beifall aufgenommen, sondern auch Ohlenschläger ins Dänische übersetzt hat, Herr Deinhardstein, dessen Gedichte *), äußerlich höchst elegant ausgestattet, nicht in Wien, sondern in Berlin erschienen, und nicht dem Kaiser von Östreich, sondern Preußens vierten Friedrich Wilhelm zugeeignet sind. Erwägen wir, daß der Geist dieses Dichters — denn so mögen wir Deinhardstein trotz der Mißliebigkeit einiger seiner Beurtheiler wol nennen — seine ursprüngliche Richtung auf das Drama genommen, und daß ihn seine Stellung im bürgerlichen Leben mit gar vielen und verschiedenen Personen in Verbindung gebracht hat, so darf es uns nicht wundern, daß größtentheils Zufall und Gelegenheit ihm die Lyra gereicht und gestimmt haben, daher mehre Nummern, wo sich das Wort in mannichfachen Formen und Rhythmen an Dichter, Schauspieler, Künstlerinnen und — Recensenten wendet. So klar jedoch die Anlage und Durchführung gleich des ersten Gedichts poetischen Sinn bekundet, so sorgsam überall die Feile gebraucht zu sein scheint, so schöne Gedanken und gemüthliche Stellen mit warmem Colorit sich finden mögen, so fehlt den Gedichten doch häufig der Zauber jenes poetischen Dufts, der das Herz mit geheimer, unerklärlicher Lebenswärme anhaucht und uns sofort dem Dichter befreundet. Nur ein Gedicht macht hiervon eine rühmliche Ausnahme; wir müssen es für das Juwel der Sammlung erklären. Es steht S. 127 abgedruckt und hat die Überschrift „Mein Thal":

Im tiefen Thal
Am Wasserfall
Da such' ich mir ein Haus.
Ich kenn' ein Haus dort, still und klein,
Es geht der Himmel aus und ein,
Der Himmel ein und aus.

Im tiefen Thal
Am Wasserfall
Da such' ich mir mein Weib.
Ich kenn' ein Weib dort, still und gut,
So warmes, liebes, deutsches Blut,
Gesund an Seel' und Leib.

Im tiefen Thal
Am Wasserfall
Da such' ich mir mein Grab.
Ich kenn' ein Grab dort, still und grün,
Die Sterne und die Rosen glüh'n,
Und schau'n so gern hinab.

Wo man so etwas Leuchtendes findet, übersieht man gern kleine dunkle Flecken, die sich namentlich in den Epigrammen und den sogenannten Streckversen finden. Doch auch unter diesen ist ein vortrefflicher. Er lautet: „Das beste Mittel gegen die Qual der Langweile ist der Gedanke an den Tod. Wie würden wir in den Tagen seiner Ankunft glücklich sein, wenn wir sie auch nur so durchleben könnten wie in den Stunden jener erträumten Qual." Schließlich erwähnen wir noch eines kleinen epischen Gedichts: „Der Esel vor Gericht", welches eine wohlgelungene und ergötzliche Satire auf lobhungerige, eingebildete Thoren ist.

15. Zwei Brüder in Apollo, August Stöber und Friedrich Otte, haben im Verein mit ihren Freunden einen alsatischen Musenalmanach *) herausgegeben, und das im Äußern sehr anständig ausgestattete Buch mit dem Portrait August Lamey's, eines ihrer Gehülfen am pierischen Werke, den wir auch schon in d. Bl. besprochen haben, geziert. Sie foderten ihre Sangenossen auf, die lenzumblühten, heimischen Vogesen zu erklettern und sie als den Pindus zu betrachten, wo sich's gut dichten, jubeln und genießen lasse. Auf diesen Aufruf hat sich nun eine ganze Schar alsatischer Musenjünger und mit ihnen einige Geistesverwandte aus dem benachbarten Helvetien vereinigt, unter welchen Letztern wir dem geistreichen Rudolf Hagenbach aus Basel unbedingt die Palme reichen, und das wird jeder Leser thun, wenn er „Die Theilung" (S. 23) von ihm liest. Auch in Tanner's Gedichten ist viel Ansprechendes und Schönes. Unter den Beiträgen der beiden Stöber, deren Bekanntschaft die Leser d. Bl. auch bereits gemacht, notiren wir: „Der Eisgang" (S. 81) von Adolf Stöber, ein artiges Bildchen, welches wir gern hier aufstellen möchten. Der andere Herausgeber, Friedrich Otte, entfaltet namentlich in „Wachtmeisters Kind" (S. 269) ein nicht unbedeutendes episches Talent. Eine biographische Notiz über August Lamey geht dessen Beiträgen voraus. Seine Gaben sind in einer gediegenern Sprache geschrieben als sich von einem Mann erwarten läßt, dessen deutscher Ursprung und Sinn schon längst durch Franzosenthum denationalisirt ist. Übrigens bemühen sich sämmtliche Herren hier, als Repräsentanten germanischen Sinnes und Strebens in einem Gau aufzutreten, der ursprünglich deutsch ist, der eine literarhistorische Bedeutung für unser Vaterland hat, der aber schon seit den Zeiten der Revolution sich mit all seinem intellectuellen und ethischen Streben dem Lande zugeneigt hat, „wo deutsche Treu' vergeht". Wenn sich nun unter den Beiträgen der übrigen Dichter, die wir hier nicht namentlich anführen

*) Gedichte von Deinhardstein. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

*) Elsäßische Neujahrsblätter für 1845. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Basel, Schweighauser. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

und hervorheben können, auch manches Goldkorn findet, so müssen wir doch sämmtliche prosaische Beiträge für Bagatellen erklären, die des Drucks kaum würdig sind.

16. Hiermit verbinden wir zugleich die Anzeige eines dem vorigen verwandten Werkes von dem eben genannten August Lamey, der eine „Chronik der Elsässer in Liedern und Gemälden“*) mit bestechender typographischer Eleganz hat drucken lassen. Hinsichtlich der Leistungen dieses im Musendienste ergrauten Sängers beziehen wir uns auf Das, was in voriger Nummer von ihr gesagt ward, fügen aber in Bezug auf die hier vorliegenden episch-lyrischen Productionen hinzu, daß er den Meister Ludwig Uhland zum Muster und Vorbild genommen zu haben scheint, wie denn speciell „Die Hausberger Schlacht“ (S. 18) an dieses Dichterfürsten „Graf Eberhard“ erinnert. Überhaupt entrollt uns die Hausberger Schlacht ein frisches, farbenreiches Gemälde elsässischer Vorzeit und gibt uns Grundton und Typus für alles Andere an. Mit dieser Sammlung, die der Verf. hinsichtlich ihres Plans und ihrer Vollständigkeit eine mangelhafte und unbedeutende nennt, will er seinen Landleuten eben solch ein Gemälde geben; man solle sie betrachten als Beiträge für ein künftiges Heldenbuch der Elsässer, oder, wenn sonst die darin gerütteten Gegenstände eines gefälligen Farbenspiels nicht ganz entbehrten, als ein kleines Kaleidoskop historischer Denkwürdigkeiten. Wohl mag es als solches gelten. Es fehlt den Sachen weder Schlichtheit und Klarheit in der Darstellung, noch energische, epische Kürze; mit Vergnügen sehen wir an der Mehrzahl ein warmes Colorit, was wir um so mehr bewundern müssen, da der Herbstwind des Lebens den Verf. längst schon kühl anweht; somit fehlt seinem Alter, wie Horaz die Lyra in den Händen der Greise nennt, nicht das dulce lenimen laborum.

17. Nun etwas Neues und Piquantes! Ein junges Ehepaar aus Schwedisch-Pommern wird nicht blos durch Hymen's Zauberband aneinander gekettet, sondern sympathisirt auch in der Liebe zu den neun Schwestern und gibt unter dem Titel:

Gedichte von Daniel Müller und Luise Müller, geb. Nernst. Stralsund, Volkmann. 1844. 8. 22½ Ngr.

die Producte seiner Musenliebe heraus. Du meinst nun wol, lieber Leser, recht viele Blätter aus dem Liebesarkadien des holden sympathisirenden Paares zu finden; oder hofft, mit ihm alle Stadien aus Amor's Gefühlsreiche vom ersten schüchternen Erröthen bis zum Besteigen des schwellenden Brautbetts u. s. w. zu durchlaufen: aber da irrst du dich; davon künden Beide nichts; den Weg führen sie dich nicht. Daniel, der Gatte, dichtet zwar ein Liedchen zum Luisentage (S. 45) und ruft der Gattin ermunternd zu (S. 42): „Sei nicht so betrübt, bist von Gott geliebt; wandle froh auf deinem Pfade“; aber weiter erstreckt sich seine eheliche Galanterie und Zärtlichkeit nicht. Auch Luise, die Gattin, pflückt kaum ein Blümchen auf Amor's und Hymen's Fluren, vielmehr wendet sie sich betend nach oben; Verlangen nach der Ruhe des Grabes und selbst Sehnsucht nach dem Himmel füllen ihre ganze Seele. „Mich verlangt zu sterben! Mich verlangt nach Ruh'!“ ruft sie einmal aus (S. 136). Sie muß jedoch dir, mein Leser, in dieser elegischen, echt weiblichen, weichen Stimmung unendlich besser gefallen als der leiernde Lebensgefährte, von dessen poetischen Seltsamkeiten wir leicht zu deiner Ergötzung eine kleine Blumenlese veranstalten könnten, wenn es uns der Raum nur hier gestattete. Die Übersetzungen aus dem Schwedischen, die Er und Sie bringen, sind wohl gewählt und scheinen gelungen.

18. Gedichte von August Peters. Chemnitz, Gödsche Sohn. 1844. Gr. 16. 1 Thlr.

hat der Verf. im Selbstverlage; keine gute Vorbedeutung für die Kindlein. Der Buchhändler wollte sie nicht in Pension nehmen; nun kleidet sie der Vater aus eigenen Mitteln, um sie mit Anstand in die Gesellschaft schicken zu können. Wird ihm das Publicum die Auslagen wiedererstatten? Wir bezweifeln es. Wird er Ehre und Ruf durch sie gewinnen? Auch daran glauben wir kaum. Nicht als ob sie schlecht bekleidet und ungewaschen wären; o nein; sie sind gar nicht übel zugestutzt: aber sie tragen die Livrée des Zeitgeistes und sind dadurch von Hunderten ihrer Brüder nicht zu unterscheiden; auch merkt man es vielen an, daß M. Arndt und Th. Körner, Uhland und Grün, Herwegh und Prutz sich bei ihrer Vaterschaft betheiligt haben. Dem Inhalte nach zerfallen sie in Liebesgedichte und in solche, welche die Lieblingsthemen der Zeit, Freiheit, Vaterland und Heimat betreffen. Bei der ersten Abtheilung vermissen wir Originalität und Selbständigkeit, und wenn „An Emma“ (S. 43) seiner ersten Anlage nach viel verspricht, hält es in der Ausführung wenig, so viel Schönes darin ist. Die zweite Abtheilung bildet einen Potpourri von Ideen und Anklängen, wie sie in der Zeitatmosphäre der Gegenwart schwimmen. Zuweilen klingen aus ihnen Noten und Accorde aus der denkwürdigen Zeit des J. 1813, und dann wieder versetzen sie uns in die Zeit der Jacobi und Walesrode, Hoffmann von Fallersleben und Prutz. In die Sphäre der religiösen Zeitbewegungen schlagen „Die diabolischen Lieder“ als „Muckerteufelchen“ (S. 127); „Der Rattenfänger“ (S. 128); „Jesuitenteufel“ (S. 129), und besonders „An die katholischen Freiheitsprediger“ (S. 131), wo Ronge und Czerski noch nicht einmal eine Rolle spielen können; wie würde das Lied jetzt klingen, nachdem Diese aufgetreten sind! Übrigens ist der Verf. ein sächsischer Dichter; seine Poesie paßt ganz in die geharnischte geistliche Prosa der „Sächsischen Vaterlandsblätter“. Zeitfragen behandelt auch der Liedercyklus „Die Rückkehr des Verbannten“, und die „Transatlantischen Lieder“, worin manches gefühlte Wort. Einige Unregelmäßigkeiten in der Form und Unklarheiten in der Sprache müssen wir ungerügt lassen.

19. Auf den politisch-liberalen folge ein illiberal-religiöser Sänger, der aber mit dem Vorigen Das gemein hat, daß auch er seine „Geistlichen Gedichte“ zu einem Artikel selbsteigenen Handels macht. Der fromme Mann heißt Karl Christian Matte*), ist Pastor und hat diese Gedichte (s. die Vorrede), die in den Stunden des Schmerzens (!) und der Freude, innerer Armuth (!) und Fülle entstanden sind, auf den Wunsch mehrer seiner Kirchkinder, und auf das günstige Urtheil selbst bitterer Feinde (ei, ei!) drucken lassen. Matt sind sie keineswegs; es wohnt ihnen im Gegentheil die rohe Kraft starrer Orthodoxie und stabiler Theologie bei, über welche seine Hand eine pietistische Sauce ausgegossen. Unfehlbar werden sich die Kirchkinder an ihnen erquicken, und gewiß sehen sie der verheißenen Fortsetzung derselben mit frommer Sehnsucht entgegen.

20. Bunte Bilder zur Unterhaltung in müßigen Augenblicken von J. Peterson. Marienwerder, Levysohn. 1843. 8. 20 Ngr.

Bunt sind sie wirklich; sie schillern fast alle im prismatischen Lichtspiel der Zeit, und gerade die Bilder der Gegenwart haben das frischeste Colorit. Man sehe z. B. „Laterna magica“ (S. 28). Schon S. 14 lernen wir von unserm Zeit-Rafael, was die Poesie der Gegenwart solle:

Was soll denn heut' die Poesie? —
Sie soll das Band der Sympathie,
Das sie so lang umwunden,
Zerreißen ohne Herzeleid,
Ein neues knüpfen, mit der Zeit
Zu Schutz und Trutz verbunden.

Vertilgen soll sie aus der Brust,
Was sonst ihr Glück und ihre Lust,
Sie soll es ohne Klagen;
Der Zeiten regem Wogendrang,

*) Chronik der Elsässer, in Liedern und Gemälden von August Lamey. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

*) Geistliche Gedichte von Karl Christian Matte. Halberstadt, Lindequist und Schöneck. 1844. 12. 15 Ngr.

Digitized by Google

Ihm soll sie weihen ihren Sang,
Und großen Lebensfragen u. s. w.

Freilich dienen alle diese historischen Bilder, Blumenstücke, Alfrescosachen, Genrebilder, allegorischen Gemälde, Arabesken, phantastischen Skizzen und Vignetten zu nichts weiter als zur Betrachtung in Stunden, die man eben nicht besser gebrauchen kann. Alles ist mit derbem Pinsel, aber doch kühn und keck hingeworfen, und mancher gesunde Einfall liegt wie ein Goldkorn im grauen Ufersande. Z. B. „Die Jungen und die Alten" (S. 17):

Junge, sie treiben den Bart durch chemische Zaubertincturen,
Raufen den Alten alsdann keck den natürlichen aus.

21. Gedichte von August Krüer. Leipzig, Götz in Commission. 1844. 12. 1 Thlr.

S. 133 recensirt sich Hr. Krüer also selbst:

He, da plätschert in der Quelle,
Jubelnd und ganz ohne Scham,
Treibend jede klare Welle,
Der moderne Liederkram.

Und das ist ein Schrei'n und Rennen,
Jeder jammert seine Noth,
Und die kranken Herren brennen,
Fühllos für das Meistgebot (?)

Scheuche Jeder das Gelichter
Von dem geltgeweihten Ort,
Scheucht die leid-erblaßten Dichter
Von der heil'gen Quelle fort.

Doch sie sind in so viel Thränen
Schadlos fast und wässerig,
Sind im Klagen und im Gähnen
Mitleidwerth und jämmerlich.

22. Gedichte von Friedrich Beck. München, Literarisch-Artistische Anstalt in Commission. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Abermals ein Commissionsartikel! Sollte sich ein Kunstrichter zur Beurtheilung dieser Verse verstehen, so würde er nicht eben leichtes Spiel haben; denn sie sind weder so schlecht, daß sie unter aller Kritik stehen, noch so gut, daß sie des weitläufigern Besprechens würdig wären. Der Originalität entbehren sie ganz; von jeglicher Nachahmung halten sie sich fern, und alle Nummern der fünf Rubriken tischen nichts auf als einen crambe sexcenties cocta. Was soll und kann da der Kunstrichter sagen?

23. In Beziehung auf den Umstand, daß ein Herr Rudolf Leonhardi die „Kinder seiner Muse, in einsamen Stunden erzeugt", ebenfalls unter buchhändlerisches Curatel gestellt und zu Leipzig (Götz, 1845, 8., 1 Thlr.) in Pension gegeben, gleichen sie den letzterwähnten vollkommen; nur unterscheidet sich Hr. Leonhardi dadurch von Hrn. Beck, daß seine Brust mehr Empfänglichkeit für echt Lyrisches hat, und seine Stimme zuweilen recht sonor klingt; übrigens freilich auch viele Bagatelle und oft behandelte Themen.

24. Lyrisch, Episch, Satirisch. Gedichte von A. Pohl. Breslau, Graß, Barth u. Comp. in Commission. 1844. 12. 20 Ngr.

Lieber Himmel! Noch ein Commissionsartikel! — Wie? fragen wir, konnte die piquante Titeltrilogie nicht einmal einen Buchhändler bestimmen, dem Verf. das Manuscript zu honoriren und zu drucken? Konnte dies auch nicht der beherzigenswerthe Umstand, daß das Buch Bettina, dem berühmten Kinde, dedicirt ist; noch auch die Vorrede, die, mit Ausnahme einer platten Stelle, das Witzigste in dem ganzen Werke ist? Freilich wird wol der Buchhändler in Erwägung gezogen haben, daß es bedenklich sei, „in dieser Zeit der poetischen Überfülle (s. die Vorrede), wo man in den Journalen immer ein Dutzend lyrischer Dichter wie die Lerchen an einen Spieß steckt", auf das Gerathewohl bedeutende Auslagen zu machen. Zudem ist nicht in Abrede zu stellen, daß des Lyrischen in der That hier wenig ist, daß der Verf. hin und wieder einige Lappen, abgerissen vom „Buche der Liebe", auf sein lyrisches Kleid flickt, daß vom Epischen sich gar nichts findet, und daß der Quell des Satirischen ihm auch nicht so üppig, frisch und rein sprudle wie etwa weiland dem Göttinger Lichtenberg oder dem Briten William Shakspeare oder dem Hellenen Aristophanes. Un homme à quatre épingles ist Hr. A. Pohl nicht; es fehlt seiner Satire die Derbheit keineswegs; auch hat die Schilderung des Mittelalters in dem „Humoristischen Spaziergange durch die Geschichte" (S. 145) und „Das Schneiderlein" (S. 155) manches Piquante; aber das langt noch nicht aus. Der überreizte Gaumen der poetischen Feinschmecker unserer Zeit verlangt viel gewürztere Ragouts und ein gewisses Rococo der Form. Wir können uns nicht entbrechen, eine Probe von der Natur seiner Satire mitzutheilen, die wir der „Gereimten Epistel vom Lande an einen Freund" (S. 104) entnehmen:

Du hast mich ersucht, daß ich dir berichte,
Ob ich was treibe und ob ich was dichte,
Und meine Antwort darauf ist „nein",
Ich zieh' es vor, jetzt faul zu sein.
Und, Freund, soll ich die Wahrheit sagen,
Ob ich auch hasse eitles Klagen:
Oft ekelt mich an die Literatur.
Wir haben verlassen die Natur,
Forcirte Genialität
Sich allerorten gewaltig bläht.
Von wahrer Kunst kaum noch die Spur,
Mit Dampfe wird Alles nur betrieben,
Ehemals ward für den Ruhm geschrieben,
Und jetzt nur um den Beutel zu füllen,
Nur um den knurrigen Magen zu stillen,
Den Kerberos, den Höllenhund.
Man producirt so vielen Schund.
Wie Viele der heiligen Dichterinnung
Haben kaum eine mäßige Schustergesinnung!
Man wartet nicht, bis Gedanken reifen,
Die gierigen Hände reißen und streifen
Sie ab von dem Ideenbaum,
Wenn sie sauer noch und genießbar kaum.

Hätten wir nun eine boshafte Recensentenseele, so würden wir dieser Schilderung das Wort anfügen: Mutato nomine de te fabula narrat. Doch das sei fern von uns!

25. Gedichte von J. L. F. Krauß. Ansbach, Gummi. 1844. 12. 27½ Ngr.

bieten uns eine ansprechende Reflexionspoesie, die sich in kurzen Hauchen aber überall originell expectorirt und ohne alle Arroganz auftritt. Selten kommt etwas Gesuchtes, Spielendes oder Rococoförmiges vor, und wo sich der Verf. in Distichen und Gnomen dem Didaktischen zuwendet, ist er ganz in seinem Element.

26. Gedichte von Heinrich Grünig. Erster Band. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Frisee. 1845. 8. Preis für zwei Bände 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist ein gleichmäßiger, anmuthig rauschender Fluß in diesen Versen, die von einem Landsmanne Martin Opitz' herrühren, welchen vielleicht die gegenwärtig in Schlesien vorwaltende geistige Regsamkeit berührt und ergriffen haben mag. Etwas dürftig zeigt er sich in der Erfindung, wo er das Gebiet des Epischen betritt; viel besser kleidet ihn gemüthliches Reflectiren und er excellirt im Gesellschaftsliede. Man sehe z. B. „Tafellied" (S. 134); „Das Schuhdrücken" (S. 199) u. a. m. Wie aber dieses Talent in seiner einseitigen Richtung und allein unter der Ägide der Popularität sich also in die Gunst des Publicums hineinsingen konnte, daß das Buch

Digitized by Google

eine zweite Auflage erlebte, bleibt uns ein Problem; indessen: Vox populi vox Dei.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung Nr. 236.)

Bibliographie.

Aschbach, J., Geschichte Kaiser Sigmunds. 4ter Band: Sigmund's letzte Regierungsjahre zur Zeit des Basler Conciliums. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Asher, C. W., Criminalistische Beobachtungen und Erfahrungen. Eine Vorlesung, in der Gesellschaft für wissenschaftliche Vorträge in Berlin am 25. Januar 1845 gehalten. Mit einem Vorworte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Auswanderung und das deutsche Vaterland. Ein Wort an das deutsche Volk. Ulm, Heerbrandt und Thämel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung der (neuen) Hillebrand'schen Schrift: „Herodes und Pilatus ꝛc." Letztes Wort an den Vikar Hillebrand in Dortmund. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Bernoulli, C., Einige evangelische Zeugnisse. Basel, Schneider. 8. 10 Ngr.

Chowniz, J., Aus dem Leben eines Abenteurers. Zwei Theile. Ulm, Rüdling. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Consbruch, C. W., „Den Geist dämpfet nicht!" Predigt am 1. Pfingsttage 1845 über Thess. 5, 19. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 5ter Band: Gûdrûn, herausgegeben von *A. J. Vollmer*. Leipzig, Göschen. 1 Thlr.

Dittmann, Wer ist ein Lichtfreund? Ein Wort zur Verständigung über eine schwebende Zeitfrage, gesprochen in einer Predigt über Ev. Joh. 8, 12 vor der Militairgemeinde zu Colberg. Colberg, Post. 8. 2½ Ngr.

Erwiederung auf Herrn Professor Semper's Schrift: Über den Bau evangelischer Kirchen. Vom Verfasser der „Andeutungen über die Aufgabe der evangelischen Kirchenbaukunst". Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 Ngr.

Fabisz, P. U., Der Schneidemühler Glaubensheld. Einige kurze Erzählungen fürs Volk. Posen, Stefanski. Gr. 8. 3½ Ngr.

Gasiorowski, A., Groß ist Gott in seinen Heiligen. Eine Beantwortungsschrift auf das Glaubensbekenntniß der sich nennenden: apostolisch-katholische Gemeinde zu Schneidemühl. Posen, Stefanski. Gr. 8. 2½ Ngr.

Geist, C., Der Zeitgeist. Eine Geistergeschichte mit spukenden Zeitfragen. 2tes Heft. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

— — Mehanna, oder: Die Wallfahrt nach dem Reiche des Lichts. Ein Märchen aus unserer Zeit. Leipzig, Einhorn. 8. 6 Ngr.

Geschichte der constitutionellen und revolutionären Bewegungen im südlichen Deutschland in den Jahren 1831—1834. 1ster und 2ter Band. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutsche Geschichten in deutschen Liedern. 1stes und 2tes Heft. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. Jedes Heft 3¾ Ngr.

Goedsche, H., Das todte Haus. Novelle. Düsseldorf, Stahl. Gr. 8. 7½ Ngr.

Görres, J. v., Die Völkertafel des Pentateuch. I. Die Japhetiden und ihr Auszug aus Armenien. Nebst 1 Karte. Regensburg, Manz. Gr. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grua, F., Bausteine. Eine Auswahl verschiedener, größtentheils maurerischer Dichtungen. Vorgetragen in den verschiedenen Logen Berlins, vornehmlich bei der Mittwochstafel in der großen Landesloge in Deutschland. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Kartsch, F., Feldblumeln. (Gedichte in österreichischer Mundart.) Wien, Wimmer, Schmidt und Lee. 25 Ngr.

Krieger, Charlotte, Knospen und Keime. Schwerin, Oertzen und Schloepke. 12. 17½ Ngr.

Mittermaier, C. J., Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Öffentlichkeit und das Geschwornengericht in ihrer Durchführung in den verschiedenen Gesetzgebungen dargestellt und nach den Foderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder geprüft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Nestroy, J., Glück, Misbrauch und Rückkehr, oder: Das Geheimniß des grauen Hauses. Posse in fünf Aufzügen. Wien, Wallishauser. 8. 15 Ngr.

Nieremberg, C., Leben des gottseligen Bruders Alphons Rodriguez, aus der Gesellschaft Jesu. Nach dem Spanischen bearbeitet von M. Sintzel. Augsburg, Wolff. 8. 10 Ngr.

Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Nebst einem Anhange verschiedener, in den Jahren 1807 bis 1809 verfaßter politischer Denkschriften. Mainz, v. Jabern. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Reform im Judenthum. Aufruf an die denkenden Israeliten Königsbergs zum Anschluß an die deutsch-jüdische Kirche. Königsberg, Universitäts-Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Rintel, C. A. R., Die Verfassungsfrage. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenäheten Röcke. Eine historische Untersuchung von J. Gildemeister und H. v. Sybel. Mit einer lithographirten Abbildung. 3te Auflage. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 12½ Ngr.

— — Desselben 2ter Theil: Die Advocaten des Trierer Rockes. 1stes und 2tes Heft. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 15 Ngr.

Röhr, J. F., Palästina oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu, mit Rücksicht auf seine gegenwärtige Beschaffenheit. 8te, durch die neuesten besonders Robinson's Reiseberichte vervollständigte Auflage. Nebst einer verbesserten Karte von Palästina und einem Plane von Jerusalem. Leipzig, Schulz. Gr. 8. 27 Ngr.

Ronge, J., Zuruf. Dessau, Nürnberger. 8. 2 Ngr.

Rückert, F., Christofero Colombo oder die Entdeckung der neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schimmer, K. A., Die französischen Invasionen in Österreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Mit einer bildlichen Darstellung von Wiens Belagerung. Wien, Dirnböck. Gr. 8. 1 Thlr.

Schönstein, G., Herr Bussey aus Berlin im Wiener Elysium, locales Lebensbild. Wien, Wallishausser. 8. 8 Ngr.

Schwindl, J., Katholisches Bewußtsein gegenüber dem offenen Glaubensbekenntnisse der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, eine einfache und klare Darstellung der katholischen Lehre und eine gedrängte Widerlegung der Czerski'schen Irrlehre. Augsburg, Schlesser. 12. 1⅓ Ngr.

Sendschreiben an alle deutsch-katholischen Gemeinden des Vaterlandes. Von den Vorständen der deutsch-katholischen Gemeinden zu Dresden und Leipzig. Czerski's Sendschreiben betreffend. Leipzig, Friese. Gr. 4. 1 Ngr.

Sophocles, Sämmtliche Tragödien. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. Gr. 8. 2 Thlr.

Überzeugungen eines christlichen Greises. Rudolstadt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ursinus, R., Was ist an der Schrift des Diakonus Peters: „Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntniß der christkatholischen Gemeinde zu Breslau." Eine kritische Beleuchtung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Ngr.

Vanotti, J. N. v., Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und des Vorarlbergs. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wenckstern, O. v., Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. Kl. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 236. — 24. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 235.)

27. Gedichte von Alfred Meißner. Leipzig, Ph. Reclam. Gr. 12. 20 Ngr.

Sie lassen sich nicht mit einem flüchtigen Wort abfertigen. Sogleich in der ersten Nummer: „Drei Poeten", erfährt der Leser, was er in dieser materiell nicht sehr starken Sammlung von Liedern finden werde, welcher Richtung der Dichter folge und welchen Zeitideen er Kraft und Leben zuwende. Nachdem nämlich der erste Poet erklärt hat, er wolle sich ausschließlich zur Geschichte und der Todten Kraftgedanken wenden, und der zweite, er werde sich in die Arme der Natur werfen, spricht sich der dritte über sein Streben und Vorhaben also aus:

— — Mein Herz bleibt fremd dem euren,
Mich treibt's zur Stadt, zur ungeheuren:
Im Sammelplatz der Millionen,
Bei Kampf und Leben muß ich wohnen.
Ihr seht mich an? — O laßt mich fort!
Ihr fragt, was such' ich Träumer dort?
Im armen Volke such' ich Platonsstirnen,
Ich such' das Weib in den verlor'nen Dirnen,
Die Kraft im Sklaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie ternte beten,
Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers argverstümmelte Gedanken.

Also ein politischer Dichter, ein Mann der Bewegung, der seine Zeit zu verstehen glaubt, dessen leises Ohr dem Geflüster des Communismus und Socialismus sich öffnet, dessen scharfes Auge das menschliche Elend in des Proletariers Hütte schaut, und dessen Herz nicht allein daran innigen Antheil nimmt, sondern auch mit den Hoffnungen aller Bessern auf eine glückliche Zukunft sympathisirt, tritt hier auf, bald mit erschütternden Klagen einer um ihre Kinder vergehenden Niobe, bald mit dem rhythmischen Donner der Verwünschung und des Fluchs, bald mit dem Trostwort eines apokalyptischen Sehers. In der That bewährt er in der Schilderung mancher Zustände der Gesellschaft von heute eine gewisse Meisterschaft; — wie plastisch ist z. B. das Bild des Unglücklichen, der sein Elend in den Fluten zu begraben im Begriff ist, und von dem Dichter gehalten wird, bis er ihm erzählt, was ihn zu der grausigen That vermöge; oder das Bild der Schenke mit ihren durch die Unbilden der Zeit verwundeten Insassen, ihren Worten und Liedern —; wenn er dagegen einer Gefallenen und Prostituirten, die ihr todtes Kind im Schooße liegen hat, zuruft:

Stieb du müder Leib,
Und leicht und schön mag dir das Sterben werden, —
Die Mutterschaft tilge alle Schuld am Weib,
Die Mütter nur sind Heilige auf Erden.
Doch du, verklärtes (?) Weib, bist erdensatt u. s. w.

so ist das eine Hyperbel, die manchem Leser wol hin und wieder ein Lächeln ablockt. Auch ist es wol zu viel und zu heiß gesagt, wenn er die zur Emancipation aufgefoderten Frauen declamiren läßt:

Dann dräue, Tod, du grimmig harter,
Wir blicken freudig und gefeit,
Ob unser harre Kampf und Marter,
Die Mütter, sie gebären Sparter,
Und so beginnt die neue Zeit.

Ferner, wenn er auch einem rohen Wilden die Worte in den Mund legt (S. 43):

Es muß der Mensch ein Raubthier werden,
Wenn er bestehen will auf Erden,
Ein Raubthier, schleichend oder reißend,
Vergiftend oder um sich beißend,

so klingt es doch immer wie eine Beleidigung des moralischen Gefühls, und schmeckt nach socialistischem Fanatismus. Aus diesen Stellen und Ideen geht indessen hervor, daß Hr. Meißner keiner von den Freiheitssängern ist, die nichts weiter können als die in Curs gesetzten Ideen wiederkäuen und durchkneten; unerachtet er ein Geistesverwandter der Herwegh, Prutz und Freiligrath ist, so wärmt er sich doch nicht am Kohlenfeuer demagogischer Journal- und Zeitungsartikel, sondern er scheint seines Herzens wahre Glut ohne Affectation nur auszuhauchen. Daß er den genannten Dichtern ebenbürtig sei, bezeuge folgendes Gedicht „Die Vision" (S. 46):

Mein Hirn ist wund, es schmerzen meine Augen,
Die all das Grau'n der Schattenwelt geseh'n,
O diese Träume, die mein Herzblut saugen,
O laß sie, Herr, an mir vorübergeh'n!

Ich stand im Pantheon; mit blauem Feuer
Durchschnitt ein Blitz das mächtig dunkle Schiff.
Die Säulen bebten, Saiten einer Leier,
In die die Hand von einem Dämon griff.

Die Glocken sprachen in den Thürmen droben,
Aus dunkler Tiefe sang ein Geisterchor,
Die Gräber kreisten, und Gespenster hoben
Sich aus den Särgen still und ernst empor.

Es waren lauter herrliche Gestalten
Mit hohen Stirnen, d'rauf manch Mal gepeägt,
Gehüllt in lange, weiße Bahrtuchfalten,
Wie man sie einst zur Ruh' hineingelegt.

Betrog'ne Feeier, Gäste beim Gelage
Der ewigen Penelope: der Zeit,
Die all das Weben ihrer großen Tage
In Nächten wieder der Vernichtung weiht.

Unsel'ge Opfer, Volk, auf dessen bleichen
Entfärbten Lippen noch ein Ton Gesang,
Zerschmettert von des Schicksalswagens Speichen,
Da sie beschleun'gen wollten seinen Gang.

Digitized by Google

Columbe, die ihr Eiland nie gefunden,
Märtyrer, die verblutet unerkannt,
Poeten, deren Zunge stets gebunden,
Propheten, deren Wort nie Glauben fand.

Kurz, arme Schemen, die für ihre Wunden
Auch nicht in ihres Grabes Einsamkeit
Den blutstromstillenden Verband gefunden,
Das graue Spinngeweb': Vergessenheit.

Kurz, armes Volk, vergessen, nutzlos, elend,
Wie es ein Schiffbruch wirft ans Küstenland,
Die Arme aufwärtshebend und verhehlend
Den nackten Leib mit modrigem Gewand.

Sie fragten All' den Gott im Himmel droben,
Ob er sie ohne Zweck zur Pein berief?
Sie foderten Ersatz mit lautem Toben,
Und — sanken rücklings in die Gräber tief.

Wir sehen hieraus, der Verf. nimmt das poetische Messer zur Hand, um es an die Krebsschäden der Zeit zu legen; er schneidet tüchtig, aber oft an Stellen, die gar nicht faul und krank sind; die Phantasie zeigt dem Aufgeregten Phantome, vor denen er nicht eben zurückbebt, die aber doch nichts sind als eben Phantome; ihre Erscheinung erfüllt ihn weniger mit edelm Zorn als mit tiefem und, wie es uns vorkommt, ungeheucheltem Schmerz. Um so wohlthuender war es unserm Gefühle, als wir im zweiten Abschnitte des Buchs das Thema Liebe abgehandelt fanden. Da ist er weich, hingebend, schwärmerisch, und selten bitter. Aber in „Irrfahrten" schlägt er den ersten Ton wieder an, und da mischt sich noch ein anderes Element mit ein, welches früher weniger sichtbar hervortritt: das Religiöse. Beim ersten Blick auf die Gedichte dieser Gattung läßt sich Skepticismus und Deismus nicht entdecken; er nimmt Worte und Bilder aus dem Evangelium und den Propheten, und scheint sich zu positiver Christlichkeit hinzuneigen, aber das scheint nur so; auf welchem Punkte der Anschauung er in dieser Art stehe, zeige das Geständniß, das wir unter der Aufschrift „Communion" (S. 110) finden:

Da schiff' ich im blitzenden Mittagsschein
Auf blauem, wallendem See allein,
Die Luft so still, die Flut so stumm,
Die starrenden Berge so groß ringsum.

Am Ufergestad', wo die Flut zerschellt,
Da reifet das Korn im goldenen Feld,
Da droben kocht auf dem Felsgestein
In blutigen Reben der heilige Wein!

Natur, so mild, so tief wunderbar,
Du bietest in Brot und Wein dich dar,
Atome in Wasser, in Luft und Erd',
Werden Opferfrüchte am Sonnenherd!

Ich stelle mich aufrecht im schwankenden Boot —
Natur, ich esse dein heiliges Brot!
Ich heb' einen Kelch mit Weinesglut —
Natur, ich trinke dein heiliges Blut!

Dein Blut wird Blut in den Adern hier,
Dein Brot wird Fleisch in dem Leibe mir.
O Mutter Natur, seine Communion
Hält feierlich heute der Erdensohn!

In diesem Bilde offenbart sich eine mystische Naturphilosophie in pantheistischer Richtung. Unter der Aufschrift „Gestalten" gibt er ein Eposfragment: „Das Ende der Gironde", mit wirklich plastischen Bildungen. In den „Idolen" schildert er die poetischen Notabilitäten Byron und George Sand. Ein Gleiches thut er mit Shelley, Byron's bekanntem Freunde, unter der Aufschrift „Bestattung". Im Gefühl eines dunkeln Dranges nach Recht und Begütigung rundet er die kleine aber wohl gesicherte Sammlung durch ein versöhnendes Wort ab, und prophezeit in apokalyptischer Begeisterung der Erde einstiges Glück.

28. Junges Leben. Dichtungen von Ferdinand Wendeborn. Altona, Wendeborn. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

In der Brust dieses productiven Sängers wohnt wirklich ein junges frisches Leben, eben deshalb versteht er das Leben um sich her und im Mikrokosmos der eigenen Brust; Wurzel und Mark dieses Lebens ist überall die Religion. Ein reflectivdidaktisches Element mischt sich in des Buches erste Nummern, aber stets und wie unwillkürlich nimmt das Gemüth die Richtung zum Himmel. Die „Bilder aus dem Leben unsers Herrn und Heilandes" sind von einem mystischen Flimmer angehaucht; dennoch sieht man ihnen an, daß sie mit gläubiger Hand gemalt wurden. Die „Ebräischen Lieder" reden hin und wieder die Sprache der Propheten und erinnern an ein großes Vorbild. In jenen wenigen Liedern, die das religiöse Moment nicht in sich aufgenommen, athmet eine weiche Gefühlsträumerei, die an einige frühere Elegiker Albions mahnt, und wo er große Persönlichkeiten aus der heiligen Profangeschichte feiert, läßt er ebenfalls mehr das Gefühl als den Geist vorwalten. Nur in den „Sprüchen", welche den Schluß der allzu reichen Sammlung bilden, fällt er aus der frühern Molltonart, und läßt einige herbe, schrillende Klänge hören. Seine Productivität, wie gesagt, ist groß — allzu groß. Er hätte das reiche Material, wo er sich selbst mitunter abschreibt, sichten und die Hälfte geben sollen. Ne quid nimis!

29. Sammlung poetischer Versuche von Karl Chr. Binzer. Kiel, Bünsow. 1844. 8. 22½ Ngr.

Schüchtern und in tiefster Ehrfurcht Schutz erflehend tritt hier eine skandinavische aber deutsch redende Muse zunächst vor den Thron des Dänenkönigs Christian VIII., dann aber auch mit Originalgedichten und Nachbildungen aus dem Dänischen, Englischen und Griechischen vor ein größeres Publicum. Durch die Eigenthümlichkeit nordischer Naturbilder und die lobenswerthe Besonnenheit, mit welcher der Verf. die Phantasie überall zügelt, könnten sie vielleicht auf den Titel „Gedichte" Anspruch machen; aber bei dem intellectuellen Standpunkte, welchen die Jetztwelt einnimmt, und bei der Allgemeinheit des Talents, das Schöne in künstlerischer Form darzustellen, sind sie doch weiter nichts als was ihr Titel aussagt: Versuche. Auch den epischen Sächelchen gebührt keine andere Benennung. Die Nachbildungen verrathen eine glückliche Wahl der Stücke und Sprachgewandtheit; nur die kleinen Lieder nach Anakreon stehen genau au niveau des Allgewöhnlichen und Dagewesenen.

30. Gedichte von C. F. Scherenberg. Berlin, Enslin. 1845. 16. 20 Ngr.

sind ein gar unscheinbares Duodezheftlein auf 148 Blattseiten, aber ihr innerer Gehalt fällt in die Schwere. Sie sind nicht tonangebende Musterstücke, auch brechen sie der deutschen Lyrik keine Bahn, aber sie sind Productionen eines wirklichen Schöngeistes, frische, lebenvolle Skizzen von Zuständen des Tages. Sie berühren nicht vorzugsweise Gegenstände der Politik, aber wir sehen den Widerschein unserer Zeit in ihnen, und sie bieten dem Blicke treue Sittengemälde aus allen Classen der Gesellschaft. Ihr Element ist nicht der hochtragische Weltschmerz mit seiner affectirten Überschwänglichkeit, in glänzende, bestechende Formen gegossen, aber sie sind voll von Zügen krausen Humors und schimmernden Witzes. Wie trefflich finden wir unter der Aufschrift „Zeit und Volk" die wetterwendische Natur menschlicher Wünsche dargestellt. „Der güldne Ring" (S. 55) und die Feldscene „Der Biwachttrunk" (S. 93) sind kunstvoll gearbeitete Hautreliefs, die zum Betasten reizen. „Das Fest des tausendjährigen Deutschlands" enthält die gediegenste Wahrheit! „Eulenspiegel's Umgang" (S. 115) zeigt uns ein überaus treues Gemälde von Zuständen und Stimmungen der Gegenwart im Contraste mit denen früherer Jahrhunderte. Am liebsten theilten wir als Beleg für unser Urtheil über diese Gedichte „Blücher in der Gewerbeausstellung zu Berlin" (S. 59) ganz mit. Doch können wir uns nicht entbrechen, eine Stelle wenigstens daraus mitzutheilen. Der Verf. versetzt uns ins

Digitized by Google

Zeughaus zu Berlin, wo bekanntlich der Gewerbeausstellung das Local angewiesen war. Der alte Blücher, mitten im Schwarm der Schauer und unter dem bunten Kram mit gezogenem Säbel stehend, glaubt in diesem Gewühl eine Volksaufregung zu sehen, veranlaßt durch die Wiederkehr der Franzosen, und ruft dann aus:

Bin ich vertauscht? In Schachteln beigesetzt,
Weil mich der Tod im Bett erwischt zuletzt?
Pomaden, Chocoladen — Hauben, Seidenraupen —
Bin ich versetzt zur Höllenqual
Nach Paris ins Palais royal?
Nicht doch, so wahr ich Gebhard Lebrecht Blücher bin,
Ich steh' im alten Zeughaus zu Berlin —
Und das sieht aus wie 'n Trödel-Magazin?
Die alten Pallasche vom großen Friederich,
Die sich mit aller Welt geschlagen,
Und uns're Kolben aus den Rachetagen
Verkriechen hinter Schürzen sich!
Statt der Kanonen und Mortier'
Sitzt's voller Leinenweber unter mir
Da draußen steh'n die Vierundzwanzigpfünder
Und glotzen grämlich zu den Fenstern ein —
Gott steh' mir bei! Ich alter Sünder'
Es muß 'ne Art von Fegefeuer sein! —
Zwar seh' ich Knaster und Champagner da
Und ungeheure Pfefferkuchen —
Das sieht doch nach dem Himmel aus beinah!
Herrgott! Ich will in deinem Haus nicht fluchen —
Doch — alle Wetter! meintest du etwa,
Dies wär' ein Paradies für mich,
Da irrest du dich mörderlich!
Mir ist so flau hier zwischen Himmelsgütern,
Wie dem Kerl unter seinen Lilliputern.
Selbst all die Damascener noch so theuer,
Die machen mir den Himmel nicht geheuer,
Denn die macht mir des Feindes Blut erst theuer.

In diesem Geiste des Unmuths declamirt er weiter und schließt mit dem Wunsche:

— So lang' der Kram hier aufgebaut,
Lag' ich doch lieber auf der Bärenhaut;
Drum lieber Gott, tödt mich so lange ab,
Bis ich vor diesem Vorwärts Ruhe hab'!

31. Aus den Liedern eines Schweizers. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. 8. 17 Ngr.

Hier tönen frische Klänge aus dem Lande der Tell und Winkelried, der jungen, freien Schweiz, wie wir sie seit einigen Jahren von dorther zu vernehmen gewohnt sind. Der Verf. singt nicht jenen Frühling, den der Himmel der Erde schenkt, sondern den Völkerfrühling, welchen die Menschen machen sollen, und dessen Ankunft die modernen Freiheitssänger und Prediger mit fieberischer Gespanntheit erwarten; er singt nicht die Liebe; das einzige „Brautlied", welches über seine Lippen fließt, gilt der holden Helvetia (S. 167). Vorwärts! ist sein Losungswort, und vorwärts über Steck und Stein mit verhängtem Zügel ins Blaue hinein. Den katholischen Pfaffen und den evangelischen Pietisten geht es gar übel, und über das Thema, wie Rom die freien Völker knechtet, lesen wir in „Den Ureantonen" (S. 41) eine treffliche Philippika. Übrigens herrscht in diesen Schweizerliedern eine wunderbare Vermischung von fanatischen Freiheitsträumen mit religiösen Gefühlen, und unter den der Freiheit vorzugsweise geweihten Liedern scheint S. 52 das beste zu sein. Die Ironie in dem „Conservativen Freiheitsliede" (S. 76) ist glücklich und enthält mehr Wahrheit, als der anonyme Verf. sich träumen läßt. Ebenso spielt die Ironie eine Rolle in dem „Champagnerlied" (S. 85), dem „Frommen Pater" (S. 88), den „Bänkelsängerliedern" (S. 90) und dem „Gebet eines Pharisäers" (S. 97). Mit den hier sich darlegenden ethischen Principien sieht es ziemlich windig aus; aber unser Schweizer hält die seinigen ganz gewiß für tüchtig und probehaltig, obgleich seine Moral die Wilddieberei und das Zigeunervolk in Schutz nimmt, sicher blos deshalb, weil die staatlichen Gesetze sich gegen sie erklären; er schimpft auf die Polizei, und erklärt sich somit als einen Feind der Ordnung und Sicherheit im Lande, und wir wundern uns, daß wir keinen Angriff auf das römische Recht finden, weil die meisten europäischen Souveraine es sanctionnirt haben. O, wie nöthig ist es doch, daß die Kritik solche Lieder überwacht; wer sich durch ihre Glut, ihren Schwung, ihre anmuthigen Formen bestechen oder berauschen läßt, der sieht weder die Irrthümer der modernen Freiheitsprediger, noch die Lahrheit ihrer hinter glänzenden Tiraden versteckten Moral, noch die Übertreibungen, durch welche sie zu Extremen geführt werden. Der Ruhige und Besonnene dagegen erkennt, daß, wenn die Zeit auch durch tüchtige Geister auf den rechten Standpunkt gehoben wird, doch andere minder tüchtige sie wieder hinabstoßen in entgegengesetztes Extrem, und das erinnert an einen Kernspruch des phantasiereichen Doctor Luther, der, wir glauben in seinen „Tischreden", vortrefflich sagt: „Die Welt ist ein betrunkener Bauer; hebt ihr ihn von der einen Seite aufs Pferd, fällt er auf der andern wieder herunter!"

32. Poetische Versuche von Daniel Heinrich Schmalzing. Reutlingen, Fleischhauer und Sohn in Commission. 1844. 16. 26½ Ngr.

sind Reimereien eines unglücklichen blinden Mannes.

33. Licht- und Lebensbilder. Ein poetisches Rundgemälde von Franz Schwepfinger. Eisenberg, Schöne in Commission. 1844. 8. 15 Ngr.

Wieder ein Commissionsartikel mit dem auf dem Titel stehenden drohenden Avis: „Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen." Welch ein hartes Colorit diese Licht- und Lebensbilder haben, wie unrein die Reime und holperig die Rhythmen auch größtentheils sein mögen, so ist an ihnen doch anzuerkennen, daß sie mit dem Pinsel einer frischen Phantasie gemalt sind; aber mehr läßt sich zu ihrer Empfehlung nicht sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Hinrichtung Servet's.

Es ist uns kürzlich der dritte Band der Denkschriften der Historischen Gesellschaft in Genf zu Gesicht gekommen („Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève"). Derselbe enthält zwei Aufsätze von größerer Ausdehnung, welche beide ein nicht geringes Interesse bieten. Der eine rührt von Rilliet-Decandolle her und betrifft den Proceß des Michael Servet; der andere hat den Arzt J. J. Chapponnière und den Archivisten L. Sordet zu Verfassern und handelt von dem Zustande der Hospitäler in Genf vor der Reformation. Der Proceß Servet's, welcher so oft Veranlassung zu den erbittertsten Angriffen auf den Charakter Calvin's gegeben hat, war bis jetzt noch nicht seiner ganzen Ausdehnung nach bekannt; ja es wurde sogar längere Zeit hindurch behauptet, die bezüglichen Documente befänden sich gar nicht mehr in den Archiven von Genf. Wenn nun auch in letzter Zeit von zwei Gelehrten, welche die Originalacten selbst benutzt haben, diese Behauptung widerlegt ist, so sind doch ihre Darstellungen immer noch nicht genügend und der Gebrauch, den sie von den Documenten gemacht haben, noch nicht erschöpfend. Es ist deshalb eine sehr verdienstliche Arbeit, der sich Hr. Rilliet unterzogen hat, wenn er in vorliegender Abhandlung eine aus authentischen Quellen geschöpfte Darstellung vom Thatbestande des ganzen Processes liefert. Dabei hat er sich von keinerlei Vorurtheilen leiten lassen und sein Bericht zeigt weder Parteinahme für noch gegen Calvin. Facta

Digitized by Google

loquuntur! Wir entnehmen diesem höchst interessanten Aufsatze folgende Schilderung von dem unglücklichen Ende Servet's:

„In geringer Entfernung von den Mauern Genfs nach Süden zu erhebt sich ein anmuthiger Hügel, von dessen Spitze herab der Blick über eine der schönsten Landschaften der Gegend hinschweift. In der Ferne die schönen Wellen und die zauberischen Ufer des Genfersees; das ungeheuere Amphitheater des Jura, welches nach Westen und nach Norden den Horizont begrenzt und die wellenförmigen Bergrücken, welche nach Südwest das Thal schließen. Rings am Fuße des Hügels lachende Felder; einige Schritte weit liegt das alte Genf, dessen engzusammengedrängte Gebäude einem schwarzen Bienenschwarme gleichen, und gerade dem Zuschauer, der sich nach Abend wendet, gegenüber Hügel, welche terrassenförmig unter der Schleuse (l'Ecluse) aufsteigen, die selbst aussieht wie eine Bresche im Bollwerk des Jura, und noch näher vor den schroffen Felsen, zwischen denen der Lauf der Arve und der Rhone eingeengt wird, ohne daß ihre Wogen sich vermischten, die grüne Wiese von Plainpalais, dieses Märzfeld (Champ de Mars) von Genf, welches von Alters her für die Bürgerfeste und kriegerischen Paraden bestimmt ist. Nur eine einzige Seite dieser Landschaft ist ernst und streng; es ist diejenige, welche man hinter sich hat, wenn man das Gemälde, welches wir hier eben entworfen haben, mit einem Blicke überschauen will. Es ist der unfruchtbare und felsige Saleve, dessen schroffe Seiten den Blick durch ihre wilde Einförmigkeit in dem Grade traurig machen, wie der übrige Theil des Panoramas das Auge durch die unendliche Mannichfaltigkeit der Ansichten entzückt. Der Hügel, von dem aus man diese schreffen Gegensätze betrachten kann, ist Champel, und auf seinem Gipfel war das Schaffot Servet's aufgeschlagen."

„Wenn die Blicke dieses Unglücklichen sich noch ausruhen konnten auf den Schönheiten der Natur, so mußte er eine neue Bitterkeit aus der Betrachtung dieses entzückenden Schauspiels saugen, welches an einem schönen Herbstmorgen die Seele die süßesten Gefühle und Regungen empfinden läßt. Oder vielmehr sind seine Blicke, als er dem Schauplatze seiner Todesqualen zuschritt, haften geblieben an den steilen Wänden des Berges, welcher sich ihm gegenüber ihnen als ein erdrückendes und unüberwindliches Hinderniß entgegenstellte. Dieser Begriff des Unübersteigbaren mußte in der Harmonie der Schöpfung den Eindrücken dieses Unglücklichen weit eher entsprechen als die malerische Seite dieser Ansicht."

„Indessen hat der Zug und das Volk, welches ihn begleitet, die Höhe des Champel erreicht. Die Vorbereitungen der Hinrichtung sind vollendet und der Henker wartet nur noch auf sein Opfer. Bevor dasselbe ihm übergeben wird, fodert Farel den Ketzer auf, die Umstehenden zu bitten, daß sie für ihn beten möchten und dann sein Gebet mit dem ihrigen zu vereinen. Servet leistet der Auffoderung Folge, dann schweigt er; aber die frommen Anrufungen fahren fort zum Himmel aufzudringen, während der Unglückliche, für den diese Gebete gethan werden, stillschweigend den Scheiterhaufen besteigt. In der Mitte der Holzbündel, welche ihn verschlingen sollen, erhebt sich ein Pfahl, an den ihn der Henker mit eisernen Banden befestigt. Sein Buch, Ursache und Begleiter seiner Todesqual, ist an seine Seite geheftet; auf seinem Kopfe befindet sich eine Krone von Laubwerk, das in Schwefel getränkt ist. Plötzlich strahlt vor seinen Augen die mörderische Fackel und der Anblick des Feuers entreißt ihm einen Schrei des Entsetzens, welcher die Zeugen dieser düstern Scene zittern läßt. Bald haben die Flammen ihn erreicht; sie verzehren ihn und ehe noch eine Stunde verflossen ist, bleibt von Servet auf Erden nichts als zerstreute Asche, ein berühmter Name und ein trauriges Andenken."

Der Aufsatz von Chaponnière und Serdet über die Hospitäler Genfs vor der Reformation hat zwar ein mehr örtliches Interesse, aber er verdient nichtsdestoweniger gerade jetzt, wo so viel über Wohlthätigkeitsanstalten aller Art geschrieben und geredet wird, Beachtung. Es ist dies eine fleißige, gewissenhafte Arbeit, bei der die officiellen Documente auf eine musterhafte Weise benutzt sind. Daher bietet dieselbe auch, abgesehen von andern Gesichtspunkten, für den Historiker und den Nationalökonom Notizen von wesentlichem Interesse.

Duesberg.

Von allen deutschen Gelehrten, welche zur Verbreitung deutscher Literatur in Frankreich beigetragen haben, verdient keiner so sehr neben dem wackern Depping genannt zu werden als Duesberg. Selten ist ein Ausländer in solcher Potenz wie er des französischen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks Meister geworden. Nirgend verrathen seine Aufsätze durch irgend eine eckige Wendung, durch den geringsten Makel oder Versteß gegen Stilistik, daß man es hier mit einem geborenen Deutschen zu thun hat. Überall vielmehr zeigt sich bei ihm echt französisches Colorit und eine Eleganz, wie sie fast nur vom französischen Schriftsteller gefodert wird. Bei diesen Eigenschaften hat es nicht fehlen können, daß Duesberg sich in der französischen Journalistik, der er vorzugsweise seine gewandte Feder widmet, einen geachteten Namen gemacht hat. Leider hat er von Deutschland aus die Beachtung und Anerkennung noch nicht gefunden, welche ihm seiner tüchtigen Bestrebungen wegen in so hohem Grade gebührt. Seine gediegenen Leistungen, welche hauptsächlich dazu mit beigetragen haben, unserer Literatur in Frankreich ein größeres Terrain zu erobern, sind nicht nur zum größten Theile, wenn man von Verbreitern deutscher Wissenschaft in Frankreich geredet hat, mit Stillschweigen übergangen, sondern zuweilen ist seine Mühe von gewissen Seiten her sogar mit Undank belohnt worden. Dahin sind wir wohl befugt, die hämischen Seitenhiebe, welche Beurmann sich in seinen Darstellungen aus Paris gegen ihn erlaubt, und die Angriffe, welche die augsburger „Allgemeine Zeitung" gegen ihn erhoben hat, zu rechnen. Freilich hat letztere Zeitung ihm später einige Anerkennung gespendet, aber dadurch wird früheres Unrecht nicht ausgeglichen. Was uns veranlaßt, Duesberg und sein Verhältniß zur deutschen Tagespresse gerade jetzt zu berühren, ist der Umstand, daß wir von ihm und seinem Freunde Zaquin vor kurzem eine historische Skizze erhalten haben, welche nicht ohne Interesse ist. Das kleine Werk, welches Beide gemeinschaftlich herausgegeben haben, betrifft das Dörfchen Ruel in der Nähe von Paris und das bekannte Schloß Malmaison, welches nicht weit von demselben entfernt ist. An beide Punkte knüpfen sich vielfache historische Erinnerungen. Aber das Interesse, welches das entsprechende Schriftchen schon um des Steffes willen in Anspruch nehmen könnte, wird noch erhöht und gehoben durch die äußerst geschickte und geschmackvolle Darstellung und Verarbeitung, durch welche alle Partien belebt werden.

17.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dreißig Jahre
des
Proselytismus
in Sachsen und Braunschweig.

Mit einer Einleitung.
Von
Dr. W. G. Soldan.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 237. — 25. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 235.)

34. Gedichte von Adolf Ebeling. Heidelberg, Hoffmeister. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn der Verf. das Wort, welches Goethe seinem Tasso in den Mund legt:

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Das Freunde seiner schonend sich erfreu'n,
So kann auch ich nur sagen: Nimm mich hin!

auf das Titelblatt seiner poetischen Productionen hat drucken lassen, so ist das weiter nichts als eben ein Motto, eine Phrase affectirter Bescheidenheit, welcher ein wunderlicher, sich gleich in des Buches ersten Nummern kundgebender Dünkel widerspricht; denn ohne abzuwarten, ob Kunstrichter und Publicum Herrn Adolf Ebeling für einen Dichter erklären werden, thut er es mit schlanker Naivetät selbst in seinem ersten Worte:

Als ich geboren, erhielt ich
Vom Himmel nur ein Geschenk.
Ich bin der herrlichen Gabe
Voll Freude eingedenk.
Das ist die Gabe des Liedes,
Das ist die Kunst des Gesangs.

Seinem Vater verweist er es, daß derselbe ihn wegen seiner Musenliebe tadelt, und ruft ihm zu:

Ich bin der Sänger Einer,
Sei stolz auf deinen Sohn;
Ich fühle mich nicht kleiner
Als der Fürst auf seinem Thron

Dies allzu kühne Selbstgefühl bis zur Arroganz steigend, sagt er (S. 7):

Soll ich's vor der Welt verhehlen,
Daß mich Gott zum Dichter schuf? — —
Lieder, Lieder will ich singen,
Dichten und nichts And'res thun.
Will Unsterblichkeit erringen,
Ew'gen Namen, ew'gen Ruhm!
Manchen mag mein Wort bethören,
Der's im falschen Lichte sieht;
Kann ein Mensch den Göttern weren?
Und ein Gott gab mir das Lied.

S. 10:

Ich bin ein wahrer Dichter.
Das fühl' ich sonnenhell.

Den Lesern und jedem nicht anerkennenden Richter ruft er keck zu:

Ich habe den Berg erstiegen.
Tief unten liegt das Tal.
Die Andern sind unten geblieben (d. h. Die, welche ihm Kunstsinn absprechen).
Sie scheuten den treffenden Strahl.
Nun sehen sie in die Höhe.
Und meinen, weil ich so klein
Erscheine, ich müsse auch wirklich
So klein, so winzig sein
Der Adler, den ein Knabe
Für einen Sperling hält,
Belächelt des Kindes Irrtum
In seiner besseren Welt.

Er begnügt sich nicht, das Publicum für kurzsichtig zu erklären, sondern macht auf die Schönheit seiner Lieder aufmerksam:

Ja, wie Frühlingslüfte fächeln
Meine Lieder Freud' und Ruh',
Und wie frohe Kinder rufen
Sie den Brüdern Grüße zu

Seinen Kritikern ruft er voll übermüthigen Hohns entgegen:

Wenn ihr wollt ein Kleid bestellen,
Paßt's euch an;
Wenn ihr wollt ein Urteil fällen,
Sei's getan;
Laßt euch nicht den Trank vergällen,
Kommt heran;
Laßt den tockeren Gesellen
Ihren Wau,
Laßt die kleinen Hunde bellen,
Krähn den Hahn.
Nur bergunter fließen Quellen,
Nicht bergan;
Zu dem Schnee kann sich gesellen
Nur der Schwan.

Solche Erklärungen und Expectorationen gehen durch den ganzen ersten Abschnitt, „Der Dichter" überschrieben. Hiernach sind die misliebigen Kritiker des Hrn. Ebeling schlimm daran. Hören wird er ihr Wort, ihre etwanige Ansicht und Weisung nicht; denn das ist ihm ja nur Hahnengeschrei und Hundegebell. Wir können uns also hier nur in den bescheidenen Grenzen eines Referats halten. In den „Liebesgedichten" des zweiten Abschnitts fehlt es weder an Innigkeit noch Überschwänglichkeit des Gefühls, und viele haben einen Anflug von Schwermuth und Todesahnung. „Aus dem Leben eines Unglücklichen" ist ein Cyklus von Gedichten, der einen kleinen Roman über das Thema bringt: Ein Jüngling liebt' ein Mädchen, die hat einen Andern lieb u. s. w.; doch hier befindet sich kein heimischer Klang, wol aber leider recht graß weiter unten in „Weltlauf" (S. 255). „Frühling" erhält von S. 72—81 seinen üblichen Liederzoll. „Kurze Wanderung"; nun — Wanderlieder sind ja stereotyp in der modernen Lyrik geworden. Wir fürchten, der Verf. habe recht, wenn er am Schlusse dieses Abschnitts sagt, der Leser habe sich mehr von den Liedern versprochen, als sie leisten und gewähren möchten. „Sonette" klingen recht tonreich — aber weiter nichts; „Ghaselen und Vierzeilen" — Gewöhnliches und Dagewesenes; „Freud' und Leid" dasselbe. „Neue Weisen" wer-

Digitized by Google

den zwar dem Leser mit wichtiger Miene angekündigt, täuschen aber seine Erwartung. In „Vermischte Gedichte" ist Manches schön gedacht und schön gefühlt und viele sind echte Blüten deutscher, sinniger Lyrik; aber sie weisen dem Verf. doch noch keinen Platz unter den deutschen Dichtern an. „Abgebrauchtes Lied" (S. 229) enthält viel Wahres und das zweite Sonett auf S. 30 ist piquant. Auch die Region der politischen Dichtkunst betritt er. Fünf Sonette an Herwegh sprechen sich gegen dessen Gebahren aus, gen Deutschland zu Felde zu ziehen; übrigens erklärt er sich hinsichtlich seines sonstigen Patriotismus völlig einverstanden mit ihm. Dann kommt er auf andere Persönlichkeiten und Zustände der literarischen Jetztwelt. Der deutsche Bursch und seine Duellwuth, Rothschild der Fürst der Schacherjuden, die Pietisten und Mucker, und Strauß der Glaubensräuber werden in geharnischten Sonetten angegriffen. Auch der Gräfin Ida Hahn-Hahn wird Eins ausgewischt; nicht minder bekommt das heutige Militair einige satirische Geißelhiebe. An „Vielen sogenannten Dichtern der Jetztwelt" (S. 266) wird viel gerügt; doch gibt unser Musenschooskind zu verstehen, ihn umstrahle ein Heiligenschein, wie denn der eingebildete Mann den zuerst angestimmten Ton wieder aufnimmt und versichert, es lebe in seiner Seele eine so reiche Geisteslaune (!), daß er selbst darüber erstaune. Zuletzt fodert er die Freunde auf, „sich der Strahlen seines dichterischen Seins zu freuen und seiner Lieder buntes Reich lächelnd zu schonen". Aber welcher Kunstrichter, welcher Leser kann das bei so maßlosem Dünkel? Die wunderliche Orthographie, die dem unschuldigen h den Tod geschworen zu haben scheint, erinnert an die des seligen aber bizarren Welke, weiland in Dessau.

35. Norddeutsche Klänge von F. Unzer. Kiel, Bünsow. 1844. 8. 22½ Ngr.

Eine kleine Sammlung von Liedern, auf 138 Seiten gedruckt, welche durch die Anspruchlosigkeit, mit welcher sie auftreten, in grellem Contrast mit den vorigen stehen. Sie singen die Liebe, den Frühling und das Vaterland. Sie verrathen Gemüthlichkeit, blühende Phantasie und Liebe zum norddeutschen Vaterlande und zur Freiheit ohne Weltschmerzelei und fanatisches Sturmläuten. Was sie sein und bringen wollen, sagt uns das bescheidene Vorwort also:

Mein Lied, nicht hofft es auf Unsterblichkeit:
Ein Schlag im Trommelwirbel mag's erschallen,
Und im Kanonendonner unserer Zeit
Ein Schuß. — mög's wie der Kugeln viele fallen.

Nur in der Zeit und in dem Raum wie weit
Das Jetzt mag alle seine Klänge führen,
Mög' auch mein Lied, in dem Accord der Zeit
Ein einzler Ton, ein horchend Ohr berühren.

Und eine Pflanze sei es, geen geweiht
Dem Jetzt in seinem weiten Blumengarten:
Ein kleines Zeugniß mit, wie uns're Zeit
Auch ihren ärmsten Blumen wol mag warten

Wol wird sie Das, und wir pflanzen mit Freuden diese kleine Zierpflanze in den lyrischen Garten des Vaterlandes.

36. Die fanatischen Freiheitssänger aus dem Jungen Deutschland und die modernen Weltschmerzler werden in den lyrisch-didaktischen Strophen, die Karl Weichselbaumer*) herausgegeben, ihre Rechnung schwerlich finden. Die Vaterlandsliebe des Verf. redet jene Sprache, wie sie aus dem Munde des deutschen Patrioten vor etwa 50—60 Jahren ertönte; ja, manche Strophen gemahnen an die patriotische Schönthuerei aus der Gleim'schen Schule und an den „Landesvater", den Deutschlands studirende Jugend im Commerssaal oder auf den Straßen unter dem Tutti-Getrampel und Geklirr von Kanonen und Pfundsporen aus hundert rauhen Bierkehlen sang. Er will, daß deutsche Einheit sich erbaue, aber nicht blos aus den Quadern des kölnischen Doms; er räth, sich unter das purpurrothe und weiße Panier zu flüchten; aus dem Glanze der altdeutschen Kaiserherrschaft und den Thaten Friedrich's des Großen holt er Strahlen, um sie über die Fluren der Jetztwelt hinleuchten zu lassen; Napoleon's Zwingherrschaft und Sturz legt er als Folie dem heutigen deutschen Ruhme unter; er fodert Europas Völker auf, sich mit Deutschland zu befreunden und zu verbünden, und faßt in einem wohlgerathenen Schlußgesange das Vorgesagte zusammen, um zum Streben nach wahrem Licht, wahrer Einheit, wahrer Freiheit zu ermuntern. Die Sprache ist edel und gebildet, und wenn sie selten schwungreich wird, so ist sie um so entfernter von jeglichem falschen Pathos. Der Gedanke ist in trochäische oder jambische Formen gegossen. Das Ganze macht durch seinen Contrast mit dem poetischen Emancipationstaumel der Dichter unseres Jahrzehends auf kühle und besonnene Leser gewiß einen guten Eindruck, und eine so loyale Gesinnung wird nachhaltig an jedes deutsche Herz anklingen.

*) Ein deutsches Lied von Karl Weichselbaumer. Regensburg. Manz. 1844. 8. 22½ Ngr.

37. Gedichte eines königsberger Poeten. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Lyrotöne werden zweifelsohne dem Jungen Deutschland, dessen Losungswort „Vorwärts!" ist, besser behagen als die, welche von Hrn. Weichselbaumer's zahmer Leier klangen; klingen sie doch überdies aus einer Stadt, welche der Poet seine Vaterstadt und die ungebeugte Pflegerin des Fortschritts nennt, und von welcher er, ihr plötzliches Hervortreten in genannter Richtung bezeichnend, in einem einleitenden Gedicht sagt:

Auf einmal sprengtest du die Wolkenflore
Und tratest angestaunt aus allen Landen,
Zur Höh' hinauf, gleich einem Meteore.
Daß Leuchten ferne Herzen tief empfanden;
Chorführerein zu einem reichen Chore
Der freien Seelen, die dein Wort verstanden:
So schützt ein Held mit männlich kühnem Wagen
Vortretend schwächere Herzen vor Verzagen.

Leider aber geht es auch diesem wie vielen andern Poeten unserer bewegten und aufregenden Zeit: sie lassen sich aufregen, wissen aber eigentlich nicht, wofür; sie declamiren und schwärmen für eine Geliebte, umarmen aber eine Wolke statt der Juno; sie wähnen sich im wachenden Zustande, aber, genau betrachtet, träumen sie, und wenn er ausruft (S. 8):

Es schreiten durch des Herzens dunkle Säume
In hell'ger Nacht die allerhellsten Träume,
Die unserm Blick den Vorhang aufwärts rollen
Vom Geisterreich, dem mächt'gen, wundervollen —

so malt er seinen eigenen Zustand. Möchte sich doch in Folge nüchterner Prüfung seines eigensten Selbst an ihm bewähren, was er am Schlusse des Liedes sagt:

Doch trifft die Morgenkühle uns're Wangen,
Belächeln wir die Nacht, die jüngst vergangen,
Die uns zur höchsten Weisheit hat erlesen,
Und sprechen ernst: es ist ein Traum gewesen!

Dabei laborirt er an der dünkelhaften Einbildung, er sei ein wirklicher Dichter (S. 84—88); er glaubt an zwei Götter, an den im Himmel und an einen Andern, der er selbst ist; der Letztere läßt ihn weinen und lachen und dichten und taucht ihn in schöne Glut; — steht gedruckt zu lesen S. 96. Im ersten Abschnitte: „Jugend und Romantik", schöpft er Liebe und Frühling aus des Liedes Born; dann folgen „Schmerzen, Zweifel und Übergang"; aber Mark und Kern seiner Liederkunst legt er im dritten Abschnitt nieder: „Gegenwart und Freiheit." Hier gibt es allerdings einige Lieder, die einem wahren Gefühle entquollen zu sein scheinen und einen freien, geraden Sinn bekunden. Wenn nur die ganze Poesie viel Werth hätte! Er kämpft noch gewaltig mit der Form und muß auch in die-

Digitized by Google

ser Hinsicht noch manche Studien machen, ehe er den beanspruchten Lorber erringen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Gefängnißproducte.

Bei meinem letzten Aufenthalte in London fand und kaufte ich ein kleines vergilbtes Buch, betitelt: „The cit and bumpkin, or a dialogue over a pot of ale" (London 1680), und habe darin seitdem unter Anderm eine Stelle gelesen, die auf Deutsch folgendermaßen lautet: „Ehrlicher Bauer, eine goldene Lehre für dich. Laß dich greifen und aussuchen, ins Gefängniß werfen und an den Pranger stellen, bleib aber deinen Grundsätzen treu und du eignest dich für die Gesellschaft des besten Lords in der Christenheit. Keinem Menschen wird es einfallen, dich zu stoßen, so lange du nicht kerker- und prangerfest bist, und dich ins Gefängniß zu werfen, wäre mehr Freundlichkeit als einen Andern daraus zu entlassen. Ich hab's versucht und bin ziemlich meine tausend Pfund reicher dadurch. Es ist der Weg zur Beförderung." Daran mag viel Wahres sein für Patrioten und Staatsmänner. Ob für andere Menschen, steht dahin. Von großen Königen bis auf große Dichter hat wol keinem der Kerker sonderlichen Segen gebracht. Weder Könige noch Dichter haben von außen etwas zu erwarten. Wenige Stimmen wagen sich an eine Macht, die stark genug, das Königthum einzukerkern, und wen kümmert es, ob ein Dichter aus seinem Blumengarten, ein Philosoph aus seiner Studirstube ins Gefängniß geführt wird, dort den Rest seiner Tage zu vollbringen? Sympathien, die heute aufgetaucht, gehen morgen unter. Wer helfen möchte und nicht kann, strebt zu vergessen. „Aufgegeben und verlassen von ihren sammetnen Freunden" werden Könige demüthig, ruhig, gefaßt und in sich gekehrt. Dichter aber und Philosophen, wenn sie sich erst gewöhnt haben an ihre kahlen, engen Kerkerwände, können mit süß täuschender Phantasie die Freuden und Bilder sich vorzaubern, die früher ihr Eigenthum gewesen. Betrüben muß es freilich, nicht hinaus zu dürfen in die frische, freie Luft, zu den Blumen, die man gepflegt, zu den Bäumen, die man gepflanzt. Als Bertrand von Guesclin aus langem Kerkerdunkel vor den Prinzen von Wales kam, fragte ihn dieser, wie's ihm gegangen; „Prinz", antwortete Bertrand, „es kann mir besser gehen, wenn es Euer Wille ist; viele Tage habe ich Ratten und Mäuse, aber Vogelgesang habe ich seit lange nicht gehört." Demnach werden Dichter und Philosophen, sobald sie gleich Sterne's Staar „nicht herauskönnen", am klügsten thun, Phantasieblumen zu pflegen und Phantasielieder zu singen. „O, Rathgeben ist leicht." Leichter als danach thun, gewiß. Daß dies aber ein Rath ist, der befolgt werden kann, dafern der Gefangene Bücher und Papier, Tinte und Feder hat, beweisen die vielen literarischen Gefängnißproducte. Hier einige davon, und diese vom Auslande. Deutschland bleibe für sich. Die gekrönten Häupter voran:

Richard Löwenherz tödtete seine Gefängnißstunden mit Abfassung von Gedichten, die er um des Wohlklangs willen in provençalischer Sprache schrieb. Crescembini in seinem Commentar zu den Biographien der provençalischen Dichter erwähnt die Sonette, welche der gefangene Richard an Beatrice, Gräfin von Provence und Schwester Leonorens gesendet und worin er über die Saumseligkeit seiner Barone klagt, ihn auszulösen. Auch befindet sich in der Laurentinischen Bibliothek ein Sonett Richard's an eine andere schöne Dame, die Prinzessin Stephanetta. Walpole schimpft diese königlichen Sonette „miserables Zeug". Von allen Königsdichtungen ist Ähnliches gesagt worden. Aber gut oder schlecht, haben doch jene Sonette sicherlich dem Dichter und seiner Dame gefallen. Das genügt. Während seiner Einkerkerung im Schlosse Berkeley schrieb Eduard II. mehre Gedichte. Walpole will das nicht zugeben. Allein Thomas Heywood versichert, daß noch zu seiner Zeit (1615) viele von Eduard's Bußliedern vorhanden gewesen und führt namentlich eins an, das jedenfalls besser als Heywood's in demselben Bande enthaltene Übersetzung von Merlin's „Prophezeiungen". Der Gefangenschaft Jakob's I. von Schottland im Windsor-Schlosse unter Heinrich IV. dankt die englische Literatur, mit Ausnahme von Chaucer's Werken, das schönste Gedicht jener Zeit, die herrliche Allegorie: „The King's Quhair." Jakob wurde dazu durch die Schönheit seiner spätern Gemahlin, Lady Joanna Beaufort, begeistert, einer nahen Verwandten des königlichen Hauses, die er von seinem Fenster aus im Schloßgarten lustwandeln sah, und Tytler, Ellis und selbst Walpole rühmen die Glut, Einfachheit und Zartheit der Dichtung. Von der Königin Elisabeth sind außer andern Gedichten vorzüglich die Verse bekannt, in welchen sie im Gefängnisse ihr Leid geklagt, mit den Anfangszeilen:

Oh, Fortune, how thy restless wavering state
Hath fraught with cares my troubled wit!
Witness this present prison, whither fate
Could bear me and the joys I quit.

Auch Lady Jane Grey und die „unglückliche" Marie von Schottland trösteten sich in den Stunden ihrer Gefangenschaft mit Liedern, „die der vollen Brust entströmt". Und als Karl I. Staatsgefangener im Schlosse Carisbrook war, schrieb er „Majesty in misery, or an imploration to the king of kings", ein Gedicht, das, wenn auch ohne Anspruch auf hohen poetischen Werth, schon wegen der tief empfundenen Anspielungen auf des Königs Lage lesenswerth ist. Ich zähle dahin namentlich die schönen und wahren Worte:

The fiercest furies that do daily tread
Upon my grief, *my gray discovered head.*
Are those that owe my bounty for their bread.

Bald nach Karl's Hinrichtung fiel das Haupt seines getreuen Arthur Capel — „des löwengleichen Capel" —, des ersten Lord Capel von Hadham. Auch von diesem gibt es mehre, noch unvergessene Gedichte, die er im Kerker gefertigt, und darunter eins, worin die herrliche Stelle:

That which the world miscalls a jail
A private closet is to me;
Whilst a good conscience is my bail
And innocence my liberty.
Locks, bars, and solitude, together met,
Make me no prisoner, but an anchoret.

Nun Dichter und Philosophen von Profession:

Während Sokrates im Kerker saß, verfaßte er eine poetische Version von Äsop's Fabeln, und als der Schierlingstrank ihm gebracht wurde, war er mit einer Hymne an Apollo beschäftigt. In der Zeit, wo Tasso wegen angeblicher Geistesverwirrung im Kloster der heiligen Anna zu Ferrara eingeschlossen war, schrieb er in gereimter und ungereimter Rede einige seiner besten kleinern Sachen. Im Kerker zu Coimbra in Portugal begann Buchanan seine elegante lateinische Übersetzung der Psalmen, und sonderbar genug fertigte Ben Jonson als Kriegsgefangener in einem portugiesischen Kerker seine nicht minder berühmte lateinische Übersetzung der Psalmen. Christopher Smart, ob von rechts- oder unrechtswegen in einer Irrenanstalt, schrieb mit Kohle an die Wände seiner Zelle eine Menge, später in Druck erschienene geistliche Gedichte, und besonders ernste und feierliche Stellen schrieb er knieend. Unter Wither's Gedichten gibt es eins an seine Muse, das er im Gefängnisse verfaßt und das eine gute Exemplification des obengegebenen Rathes ist. Anfang und Ende lauten:

In my former days of bliss,
Her divine skill taught me this,
That from everything I saw,
I could some invention draw —
— — — —

Digitized by Google

By her help I also now
Make this churlish place allow
Some things that may sweeten gladness
In the very gall of sadness!

Ebenso befindet sich unter den von Richard Lovelace im Kerker gefertigten Liedern eins an Althea, das von John Wilson in Musik gesetzt worden ist und dessen letzte Strophe — nur daß sie noch schöner — an die Verse des Lord Capel erinnert:

Stone walls do not a prison make,
Nor iron bars a cage;
Minds innocent and quiet take
That for an hermitage;
If I have freedom in my love,
And in my soul am free;
Angels alone that soar above,
Enjoy such liberty.

Der bekannte politische Schriftsteller James Montgomery wurde 1795 wegen einiger Aufsätze in der Zeitschrift „Iris" zu neunmonatlichem Gefängniß im yorker Schlosse verurtheilt und schrieb daselbst ein Bändchen allerliebster Gedichte, das er 1797 unter dem Titel „Prison amusements" herausgab und das jetzt sehr selten ist. Das erste Gedicht an ein Rothkehlchen, welches täglich vor sein Fenster kam; das zweite an den Mond, „der meines Kerkers dumpfe Wand vergoldet"; das dritte an eine gefangene Nachtigall; das vierte an den Abendstern; das fünfte: „Selbstgespräch einer Bachstelze unter den Mauern der yorker Burg"; und das sechste: „Freuden der Gefangenschaft", worin die erhabene Stanze:

Blest with freedom unconfined,
Dungeons can not hold the soul;
Who can chain the immortal mind?
None but he who spans the pole.

Zuletzt eingekäfigte Schriftsteller, welche sich mit Prosa bedient haben:

Seiner Hinrichtung gewärtig schrieb Boethius im Thurme von Pavia das viel und lang bewunderte Werk: „Die Tröstungen der Philosophie." Chaucer, heimlich nach England zurückgekehrt, wurde bald darauf verhaftet und schrieb im Kerker „Das Testament der Liebe", sein letztes, bestes und inhaltreichstes prosaisches Werk. Im ersten Theile vermacht die Liebe Allen, die ihrer Lehre folgen, die Fähigkeit, wahr von falsch zu unterscheiden. Im zweiten lehrt sie das Erkennen eines einzigen wahrhaften Gottes, unsers Schöpfers, den Zustand der Gnade und den Zustand der Verherrlichung. Während der fünf Jahre ungerechter Gefangenschaft in Algier verfaßte Cervantes die erste Hälfte seines „Don Quixote". Dabei in Parenthese die Bemerkung, daß Diego de Haedo's jetzt sehr seltenes Buch: „Topographia é historia general de Argel" (Valladolid 1612), einen vollständigen Bericht von Cervantes' Gefangenschaft enthält und dasselbe zu sein scheint, welches später Pater Sarmiento commentirt und das zur Entdeckung von Cervantes' Geburtsort geführt hat. Eine Abschrift mit Sarmiento's Autograph soll sich noch vor kurzem in der Bibliothek des Kanonicus Riego zu Sevilla befunden haben. Geffray Mynshul datirt seine berühmten „Essays and characters of a prison and prisoners" (London 1618) aus dem King's-Bench-Gefängnisse und sagt darin unter Anderm zu einem Gefangenen: „Pflege in deiner Zelle Umgang mit Plutarch und Seneca, mit Perkins und Greenham. Die zwei ersten werden dich lehren, wie du leben, die zwei letzten, wie du sterben sollst." Der abenteuerliche und unglückliche Sir Walter Raleigh schrieb seine immer noch hochgeachtete Weltgeschichte (London 1614), während er im Tower wegen Hochverraths saß. Er zählte 52 Jahre, als der erste Theil dieses umfangreichen Werks erschien, und so lange er daran gearbeitet, hatte Strang oder Beil über seinem Haupte geschwebt. Die Gefängnißstrafe, welche William Prynne wegen seiner politischen Schriften erlitt, hielt ihn nicht ab, unausgesetzt dieselbe kühne Sprache zu führen. In Folge pflichtwidrigen Predigens mußte John Bunyan 12 Jahre im Kerker von Bedford zubringen, ernährte sich und die Seinigen mit Spitzenklöppeln und schrieb in seinen Mußestunden jene unerreichte „The pilgrim's progress". Michael Hudson verfaßte im Tower zu London seine „Divine right of natural and politique government" (1647), Dr. Bayly in Newgate das kaum noch zu bekommende und curiose Buch „The Wall-Flower" (London 1650) und der bedauernswerthe Dr. Dodd ebendaselbst seine „Prison thoughts". Le Maistre, alias Saci, begann in der Bastille seine zu 32 Octavbänden angeschwollene Übersetzung der heiligen Schriften und vollendete das Neue Testament nebst einem großen Theile des Alten während seiner vierthalbjährigen Einkerkerung. Der gelehrte Italiener Lorenzo Lorenzino vertrieb sich die Langweile einer fast zwanzigjährigen Gefangenschaft mit einer Abhandlung über den Kegelschnitt. Jerome Maggi fertigte seine zwei von Gelehrsamkeit strotzenden Werke über die Glocken und über das hölzerne Pferd als türkischer Sklave nach der Eroberung von Cypern. Er entbehrte jedes Hülfsmittel, mußte den ganzen Tag für seinen Herrn arbeiten und brach sich die Zeit zum Schreiben vom Schlafe ab. Nachdem er das ein Jahr gethan, wurde er auf Befehl seines Herrn strangulirt. Die im November 1793 enthauptete Roland schrieb ihre Berufung an die unparteiische Nachwelt, das Schaffot vor den Augen und das Schicksal des geliebten Gatten auf der Kante der Entscheidung, und doch versichert der Herausgeber, sie habe die 786 Octavseiten in der kurzen Frist von sieben Wochen geschrieben und ihr Manuscript nur wenige Änderungen erlitten. Ein englischer Schriftsetzer, Zachariah Jackson, befand sich 11 Jahre in französischer Gefangenschaft und vergaß seinen Kummer und seine Krankheit über dem Studium Shakspeare's, wovon das letzte Resultat ein merkwürdiges und in mancher Hinsicht nützliches Buch war: „Shakspeare's genius justified" (London 1819). Endlich schrieb Dr. Freind seine unterhaltende und werthvolle „History of medicine", während er wegen vermutheter Theilnahme an der Intrigue des Bischof Atterbury im Tower saß. Anderer für jetzt zu geschweigen. 23.

Bibliographie.

Ameis, C. F., Der Gymnasiallehrer in seinem edlen Berufe und als Mensch. Blätter der Erinnerung an Carl Gottfr. Siebelis. Gotha, Henning. Gr. 8. 10 Ngr.

Burschenfahrten. Beiträge zur Geschichte des deutschen Studentenwesens. Jena, Luden. Gr. 16. 22½ Ngr.

Schleyer, Der Pusepismus nach seinem Ursprunge und als Lehrsystem dargestellt. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 7½ Ngr.

— — Über die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. Mit Rücksicht auf die neuesten Bearbeitungen dieses Gegenstandes von Herrn Professor Werner in St.-Pölten und Herrn Geheimen Kirchenrath Paulus in Heidelberg. Eine exegetische Abhandlung. Freiburg i. Br., Wagner. 1844. 8. 11¼ Ngr.

Die Spielbank. Ein tragisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

Tröstungen und Räthe der Erfahrung, gezogen aus dem Tagebuche eines Betrübten. Aus dem Französischen. Herausgegeben vom Pastor Bödeker. Hanover, Pockwitz. 1844. 16. 2½ Ngr.

Geheime Verhaltungsbefehle der Jesuiten. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. Kl. 8. 5 Ngr.

Warnkönig, L. A., Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 15 Ngr.

Zeitbilder aus Neustadt. Mit vier Holzschnitten. Hanover, Pockwitz. 1844. Gr. 12. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 238. — 26. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

38. Aus der Region poetischer Träume mit politischer Färbung führen uns

Poetische Phantasien ohne politischr Färbung von E. Heusinger. Mit Illustrationen. Jena, Bran. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

in eine Region der Musenkunst, die vor dem Verf. bereits unzählige Dichter betreten haben. Was er bringt, sagt er in der Zueignung an seinen Bruder Karl:

Bilder aus der Weltgeschichte,
Wie ich sie einst selbst erlebt;
Prüfungszeiten, Strafgerichte,
Drob man zagte und erbebt;
Bilder, deren düst're Pracht
Höhnend Mancher jetzt verlacht.

Wie er es gibt, erfahren wir hier auch:

Weißt du doch, daß nie im Leben
Dichtkunst metrisch ich studirt,
Und des Künstlers Schatz zu heben,
Wacht mein Griffel nie geführt,
Doch steht streng die Wahrheit nah',
Wenn ich schild're, was geschah.

Und Wahrheit ist allerdings darin, aber weiter nicht viel. Der Mann hat viel gesehen, viel gehört, viel erfahren, viel gelesen; das gibt er denn hier anspruchlos, einfach, mitunter etwas holperig in „Vermischten Gedichten", „Romanzen", „Balladen" und „Kriegsliedern". Dem Buche sind Illustrationen von Retz in sechs Umrissen beigegeben, die dem Texte analog sind: sie können auf keinen Kunstwerth Anspruch machen. Die Zugabe zum „Prior von Osma" (S. 83) ist nicht übel.

39. Aliud ejusdem argumenti bietet uns das folgende Buch, aber leider nichts Besseres. Es ist betitelt:

Deutsche Lieder aus der Fremde von W. Nolte. Paris, J. Renouard. 1844. 16. 22½ Ngr.

Hier klingt eine Stimme aus der berühmten Seinestadt, von wo aus die deutsch-französischen Jahrbücher deutsche Institutionen und vaterländische Literatur schamlos herabgewürdigt haben. Wenn uns der Verf. seine Absicht hinsichtlich dieser Lieder mit den Worten andeutet:

Gleichwie hinauf zum ew'gen Lichte
Nach mancher Erdenplage
Der Engel ladet zum Gericht
Uns All' am jüngsten Tage —
Möcht' ich, mein Volk, dein Wecker sein.
Die künden neues Leben,
Möcht' ich vom Schlafe dich befrei'n,
Und mich mit dir erheben!

so erzeugt solche Weckstimme sogleich den Argwohn, er stehe in den Reihen jener politischen Fanatiker an der Seine, die sich zwar Deutsche nennen, die aber das Vaterland nur als entartete Söhne betrachtet und aus seinem Schooße entfernt hat. Indessen haben wir von vorliegenden Liedern in dieser Hinsicht nicht viel zu besorgen. Schon was die Sprache anlangt, so scheint der Verf. die Muttersprache in der Fremde verlernt zu haben, und der Feile entbehrt sie gänzlich; würdigen wir sie hinsichtlich ihres Geistes, so gebehrden sie sich zwar, als glühe in ihnen die keuscheste Flamme der Vaterlandsliebe, aber im Grunde sind sie herzlich matt und stolpern auf den Stelzen forcirter Begeisterung. Zwar ist auf S. 20 ein ganz gutes „Rheinlied" zu lesen, und das „Perückenmacherlied" (S. 50) hat ein hübsches Refrain und einen Anflug von leichter Ironie; aber in grellem Abstich mit dieser steht dir Ironie in „Judenbekehrung und Christentoleranz" (S. 113), ein oft schon aufgewärmtes Gericht. Ebenso gebraucht der Verf. ziemlich verrostete Waffen, wenn er gegen Pastorenvolk, Ultramontanen, Russen, Geldaristokraten u. a. m. zu Felde zieht. „An einen Familienvater" (S. 110); wie schal und matt! Eine Strophe in dem Gedicht „An meine Lieder" lautet:

— — Das Lied erlabt
Nicht Die, die sich im Kothe tümmeln (!)
Aus dem sie strebten nie empor, (schön!)
Und glauben, daß von allen Himmeln
Für sie geöffnet sei das Thor.

Solche, in H. Heine's Schule erlernte Ungenirtheit wird schwerlich vor den Freunden deutscher Lyrik Anerkennung und Beifall finden, und wir bedauern Hrn. Nolte zu Paris in der That, wenn er, gleich dem kurz vorher besprochenen königsberger Freiheitssänger, wähnt, der Himmel echter Poesie und wahrhaft deutscher Gesinnung habe sich ihm geöffnet; ohne vorgehenden Reinigungsproceß in ihren Ansichten und Gesinnungen werden beide Herren nicht hineinkommen.

40. Wol aber begegnen wir in Johann N. Vogl einer respectablern dichterischen Persönlichkeit. Seine „Klänge und Bilder aus Ungarn" *) haben, wie sie es verdienten, die zweite Auflage erlebt. Es ist in d. Bl. schon oft von ihm die Rede gewesen (vgl. Nr. 226 d. Bl. f. 1842); wir begnügen uns deshalb hier blos mit der Andeutung, daß die Bilder hier ebenso lebenskräftig und frisch als national, d. h. aus dem Volksleben der Ungarn treu aufgegriffen sind. Wie lieblich sind die idyllischen Haideseenen, wie viel Musik liegt in den Versen, wie viele Zartheit der Empfindung mit einem Anfluge von Wehmuth gepaart athmet aus einigen Nummern. Vielen sind deshalb auch Melodien untergelegt, z. B. der Csikos. Unter

*) Klänge und Lieder aus Ungarn. Dichtungen von Joh. N. Vogl. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Tendler und Schäfer. 1844. 12 22½ Ngr.

Digitized by Google

den neu hinzugekommenen Gedichten zeichnet sich die zuletzt unter der Überschrift „Eljen a Kyrály!" (Es lebe der König!) abgedruckte Ballade ganz besonders aus. In London und Paris ist sie, wie das Vorwort berichtet, durch Übersetzungen, zu einem Lieblingsstück der haute volée geworden, und der russische Dichter Obadowski hat die erste Auflage der „Klänge und Bilder aus Ungarn" in seine Landessprache übertragen.

41. Gedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Schünemann. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hätte Mutter Natur dem Verf. in gleichem Maße das Talent für Malerei wie für Dichtkunst verliehen, so würde er im historischen Fache gewiß Ausgezeichnetes leisten, und er wäre namentlich ein guter Schlachtenmaler geworden. Napoleon's Kampf mit dem russischen Winter, den die erste Nummer gleich unter der Überschrift „Titanenkampf" schildert, die Niederlage der Römer unter Quinctilius Varus, die Bilder vom Schauplatz der jetzigen Wirren und Kämpfe in Spanien, die Scene aus dem spanischen Königspalaste, Karl der Große, die Schilderung von den Ereignissen in Polen, ja fast alle Nummern des Buches geben Kunde und Zeugniß davon. Das rein Lyrische, wir wollen nicht sagen verschmähend, aber doch ausschließend, neigt er sich entschieden dem Epischen und hier wieder vorzugsweise den politischen Verhältnissen und Ereignissen der Jetztwelt zu. Gegen Form- und Sprachgesetz wird nirgend gesündigt. Diejenigen, welche nicht allzugroße Ansprüche machen und an etwas derbe poetische Kost gewöhnt sind, werden sich hier mit Wohlgefallen sättigen.

42. Wir haben uns in Nr. 88 d. Bl. f. 1835 über die Gedichte von Franz Fitzinger in Wien anerkennend und günstig ausgesprochen. Er läßt neue folgen, die er, weil in ihnen Ergebnisse aus dem Sommer seines Lebens niedergelegt sind, „Sommerblumen" nennt. *) Die hier gegebenen Lieder sind zum Theil noch geglätteter als die vor zehn Jahren erschienenen; die Balladen stellt man in Wien, wie ein Reisender uns versichert, den Vogl'schen an die Seite, und wir haben kein Epigramm mit stumpfer Spitze gefunden. Wie zart Manches empfunden sei, zeige uns „Die Rose und der Nordwind" (S. 21):

Dem Mutterschoos entwand sich still
Ein Röschen schon im Mond April,
Den duft'gen Kelch erschließend;
Sie blickt empor zum Sonnenstrahl,
Und er durch Wolken allzumal
Die Heißgeliebte grüßend

Doch um die Rose buhlt der Nord,
Er hätt den Himmel dicht umflort,
Dem Sonnenstrahle wehrend;
Und endlich, ob sie klagt und weint,
Ins Eis gehüllt, er selbst erscheint,
Zur Gattin sie begehrend.

Da nennt sie, was ihr tief und klar,
Als kaum sie noch ersprossen war,
Natur ins Herz geschrieben:
Sie könne Den nur, der, getrennt
Von ihr, durchirrt das Firmament,
Den Sonnenstrahl nur lieben!

Drob lacht der Nord, und wirft mit Lust
Sich an der Blume zarte Brust,
Es will ihn nichts erbarmen; —
Doch, leisen Hauchs die Rose spricht:
„Das Glück der Liebe raubt man nicht!"
Und — welkt in seinen Armen.

*) Sommerblumen. Lieder, Balladen, vermischte Gedichte und Epigramme von Franz Fitzinger. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel u. Comp. 1844. 8. 25¼ Ngr.

43. Gedichte von Adalbert Baumann. Halle, Gräger. 1844. 12. 22½ Ngr.

Diese Gedichte haben Wohlklang, Bewegung, eine gewisse Jugendfrische, sittliche Haltung und selbst hin und wieder Feile; dennoch ist ihre Färbung so indifferent, so unentschieden, ihre Stoffe und Formen so hausbacken und alltäglich, daß ihnen die Kritik nichts zugestehen kann als ihren Platz im Meßkatalog, und wenn man ihnen wünscht, daß sie ihr Publicum finden mögen, so hat man Alles gethan, was sich für sie thun läßt. Wir wenden uns also von ihnen ab und anderswohin, und wie wir in das bunte, papierene, vom Redacteur uns in Fülle zugesandte Material greifen, lenkt die blinde Tyche unsere Hand so glücklich, daß wir hinsichtlich der Himmelsgegend und des Landes, wohin wir uns wol wenden möchten, durchaus nicht unentschieden bleiben können.

44. Auf nach Norden! Sieben Gesänge von Eginhard. Leipzig, Liebeskind. 1844. 12. 18¾ Ngr.

Sieben — eine heilige Zahl — ein gutes Omen; also schauen wir muthig und getrost in die kalten Gefilde. Da hören wir beim Eintritt in dieselben sogleich die freundliche Einladung:

Auf! nach dem hohen Norden, in Odin's heil'ges Land,
Die Sonne schmückt mit Kränzen sein eisiges Gewand,
Und aus den felsigen Falten, bespült vom klaren Belt,
Lauscht eine schöne — neue — geheimnißvolle Welt.

Ihr Deutschen! auf vor Allen! In jenem Wundereich
Harrt, wenn ihr sie verlassen, die Heimat nur für Euch!
Wie sie in in schönen Sagen der alten Heldenzeit
Ein Traumbild vor euch lächelt. — Bild der Vergangenheit.

Noch in der Urwelt Formen, in wilder Majestät,
Lebt die Natur dort göttlich — der Sonne Schutzgebeth. — (!)
Noch in der Urwelt Formen — einfach, doch einfach, groß,
Lebt auch der Mensch dort göttlich — so wie er Gott entsproß.

Der Verf. führt uns zunächst nach Schweden, hütet sich jedoch so viel wie möglich, den Leser mit trockenen geologischen oder gar statistischen Notizen zu regaliren, sondern webt des Volkes alte Götter- und Heldensagen wie ein buntes Band in das Grau der Beschreibung. Des nördlichen Schwedens und Lapplands wilde Natur, dunkle Berge, Felsenmäler, Wasserfälle, lichte Thäler, auch wol die Darstellung einer Rembrandtsscene unter des Nordens Bewohnern hilft ihm, größtentheils wenigstens, glücklich über die Dürre eines bloßen Reisereferats hinweg. Im sechsten Gesange geleitet uns der Sänger des Nordens nach Asgord, in den Kreis der nordischen Gottheiten, die natürlich durch das ganze Buch eine Rolle spielen, und theilt uns einen — Ref. wenigstens bisher unbekannten — Mythos vom nordischen Dichtermeth mit. Wir können hier freilich weiter nichts als den Leser auffodern, sich durch eigenes Lesen mit jenem Mythos bekannt zu machen; vielleicht findet er Geschmack an den Schicksalen und den Thaten der skandinavischen Gottheiten. Der letzte Abschnitt bringt Beispiele aus der neuen schwedischen Lyrik von Erik Sjöberg, Franzén, Frederike Bremer, Atterbom, Grafström, Esaias Tegnér, Cronhame, Lichtner, Nikander, und dient allerdings zu besserm Verständniß der jetzigen skandinavischen Musenkunst. Summa unsers Urtheils: die prosaische Trivialität mancher Reiseskizzen begründet allerdings den Tadel; doch wird das durch einen gewissen Reichthum an poetischer Anschauung und warmer Empfindung wieder gut gemacht — und so halten Lob und Tadel einander die Wage.

45. Aus dem hohen Norden ziehen wir nach Rhein und Main. Dahin führt uns Bernhard Werner in seinen „Bildern und Liedern vom Rhein und Main". *) Die finnige Vorrede, in welcher der Verf. sich bestrebt, zu seiner eigenen Aufklärung

*) Bilder und Lieder vom Rhein und Main von Bernhard Werner. Darmstadt, Kern. 1845. Gr. 12. 25 Ngr.

Digitized by Google

und zur Verständigung mit Andern, von dem Poetischen in uns selbst eine kurze psychologische Darstellung zu geben, verleitete uns zu großen Hoffnungen; aber sie wurden leider getäuscht. Er hält nicht einmal Wort, wenn er uns (S. 4) weismacht, er werde uns

Nichts Geöffnet's, viel Erlebtes,
Schnell Erfaßtes, oft Verwebtes,
Manch Verhältes, manch Erstrebtes,
Nichts Erlog'nes, nichts Gestohl'nes,
Manch Verborg'nes, nichts Befohl'nes
Aus dem munternn rheinischen Ländchen

in seinem Liederbändchen geben; denn wenn er auch nichts Nachgeäfftes, Erlogenes oder Gestohlenes mittheilt, etwas schnell Erfaßtes, Neues, im Gebiete der Kunst Erstrebtes und Errungenes finden wir nicht. In seinen Naturschilderungen mahnt er zuweilen an die naive Reimkunst des weiland Pastor Schmidt aus Werneuchen, im märkischen Sande gelegen. Unter die erotischen Tändeleien, die größtentheils Schönchen betreffen, mischt sich mancher fade, abgeschmackte Scherz (S. 45). Wir finden zwar im Buche einen Abschnitt „An und auf dem Rhein"; aber das ist doch im Vergleich mit dem Übrigen wenig und nichts als ein trockenes Enkomium rheinischer Städte, Burgen, Weiler und Ruinen. Dieser Abschnitt hat folgendes Motto an der Stirn:

In Verse bring' ich wenig Politik
Sie ist dazu zu leif, zu dick. (?!)
In Prosa ist die Politik zu Haus.
Die Poesie geht zur Natur hinaus.

Dieses Urtheil ist schlecht und unbeholfen ausgedrückt, aber sehr wahr — ja vielleicht das beste im ganzen wässerigen Buche. Die Reimereien „An Universitätsfreunde" (ihre Zahl ist Legio!) möge denselben wohl behagen; wir haben dabei herzlich gegähnt. „Vaterland, Gott, Unsterblichkeit" — viel ehrenwerthe Gesinnung und frommes Gefühl, nur eben keine Poesie. „Knittelverfige Stoßseufzer" gebehrden sich wie Epigramme, aber die Spitzen und Stacheln fehlen. Überhaupt ist zu viel gegeben. Hatte der Verf. keinen verständigen Freund, der ihm beim Redigiren seines Materials mit Rath und That zur Hand ging und drei Viertheile davon schonungslos dem Vulkan opferte?

46. Vom Rhein und Main ziehen wir nach Oberbaiern: Quo fata trahunt, retrahuntque, sequamur. Dahin zieht uns Franz von Kobell in seinen „Gedichten in oberbairischer Mundart". *) Es ist ein zweites Bändchen, welches speciell Erinnerungen an Berchtesgaden enthält. Ref. bekennt ohne zu erröthen, daß er das Buch nicht gelesen, also auch kein Urtheil darüber hat; er glaubt indessen, daß das Buch von den Freunden des Verf. ebenso gelesen werde als von dem oberbairischen Landvolke; die Schwaben, Sachsen und Märker werden ihm schwerlich Geschmack abgewinnen.

47. Wiederum führt uns das Recensentenfatum nach dem Norden, aber nicht, wie oben, nach dem skandinavischen, sondern nach dem sarmatischen. Unter dem Titel „Nordische Blüten" sind die „vermischten Gedichte" von W. Toporoff **) ans Tageslicht getreten. Es ist ein dickes, langes Gewind von Blumen, die am dürren Gestade des Onegasees gewachsen sind, und weder glänzende Farben noch berauschende Düfte haben. Die Inhaltsanzeige legt dem Leser eine Musterkarte von fünf Hauptfarben zur Auswahl vor. In der ersten Nummer läßt der Verf. die Muse an sich herantreten und sagen:

Die Blüten blühen dir im Norden,
Doch athmen sie in Südens Glanz;
Nicht wird der rauhe Sturm sie morden.
Die Blüten blühen die im Norden,
Doch Südens Kraft belebt sie ganz.
Geduld, bis einst sie reif geworden —
Die Blüten blühen dir im Norden,
Doch athmen sie in Südens Glanz.

Er stellt sich also das eigene Horoskop und charakterisirt sich hier obenein selbst. Doch ist es mit der Unsterblichkeit seiner Gedichte eine eigene, bedenkliche Sache, und wir fürchten, der Sturm der Zeit werde auch sie morden. Auch kann man nicht behaupten, weil hier Triolette und Sonette, also Gedichte, in südliche Formen gegossen, mit beigegeben sind, daß „des Südens Kraft sie ganz belebe". Hätten wir nun sonst ein boshaftes, gallichtsarkastisches Recensentennaturel, dann würden wir „Die Grabschrift auf einen Dichter" (S. 220):

Drei Elemente gibt es nur:
Von Feuer aber keine Spur,
Wie meine Verse zeigen.
Zwei Elemente, nämlich Wind
Und insbesond're Wasser sind
All meinen Schriften eigen.
Wie sich das dritte Element,
Zu dem ich selbst nun worden, nennt,
Das will ich euch verschweigen —

auf unsern nordischen Sänger anwenden; indessen davor bewahre uns der Himmel; im Gegentheil bemühen wir uns, irgend etwas auftufinden, worüber sich Hrn. Toporoff ein aufmunterndes und anerkennendes Wort sagen läßt, und da finden wir denn, freilich erst nach langem Durchlucubriren, daß unter den launigen Gedichten „Katzenliebschaft" (S. 99) gar nicht übel sei; auch bezeichnen wir es als einen glücklichen und witzigen Gedanken, wenn er einen Schmied seinem Sohne, der höchst unentschlossen ist, zu welcher Facultätswissenschaft er sich wenden solle, den Rath geben läßt, wenn er das väterliche Handwerk nicht ergreifen wolle, so möge er durch „Kritisiren" seinen Lebensunterhalt gewinnen. Aber mehr läßt sich kein Jota über diese „Blüten" sagen.

(Der Beschluß folgt)

*) Gedichte in oberbairischer Mundart von Franz von Kobell. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1844. 8. 1 Thlr. 11½ Ngr.

**) Nordische Blüten. Vermischte Gedichte von W. Toporoff. Leipzig, B. Tauchnitz. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Geographie von Brasilien.

In einem besondern Aufsatze von J. Sigaud, erstem Arzte des Kaisers von Brasilien, in dem die Nothwendigkeit des Entwurfs einer neuen Karte von Brasilien dargethan wird, finden wir einige interessante Angaben über die bisherigen Vorarbeiten zu diesem ebenso schwierigen als umfassenden Unternehmen. Die ältere auf Brasilien bezügliche Literatur findet man in den Werken von Asher und Ternaux-Compans, die von einer Fülle von Gelehrsamkeit strotzen, auf das vollständigste zusammengestellt. Wir wollen dem erwähnten Aufsatze hier nur einige nachträgliche Notizen entnehmen. Die umfassendsten Arbeiten für die Erforschung der geographischen Verhältnisse von Brasilien verdankt man den beiden Ingenieurs Roussin und Barral. Nichtsdestoweniger können ihre Karten nur als eine Grundlage für spätere genauere Detailforschung angesehen werden. In einzelnen Theilen haben diese Vorarbeiten bereits eine Berichtigung und Erweiterung in verschiedenen Specialwerken gefunden, von denen besonders folgende kleine Schrift hervorzuheben ist: „Annaes da provincia de San-Pedro do Sul" (Rio Janeiro 1839), vom Vicomte de San-Leopoldo. Der Verf. dieser Schrift, welche von einer sorgfältigen Karte dieser Provinz begleitet ist, hat sich durch mehre andere literarische Arbeiten ausgezeichnet und verdankt seinem wissenschaftlichen Rufe die Ehrenstelle eines Präsidenten des historischen und geographischen Instituts von Rio Janeiro. Der Graf Titus Livius de Zambucard, ein italienischer Réfugié, hat im J. 1841 zu Rio Janeiro und ein Franzose, der Oberst

Digitized by Google

Bouhich, etwa um dieselbe Zeit in Paris Karten der nämlichen Provinz herausgegeben. Die Arbeit des Letztern ist berücksichtigt im „Bulletin de la Société de géographie", wo aber aus Irrthum dem Verf. der Name César beigelegt wird. Erwähnt zu werden verdienen noch die Arbeiten des thätigen Brigadiers Pierre Müller, welche sich vorzugsweise auf die Provinz Saint-Paul erstrecken. Von Wichtigkeit ist seine 1837 zu Paris erschienene Karte der erwähnten Provinz. Diese Arbeit zeichnet sich durch sorgfältige Bestimmung der Meeresküste und durch genaue Verfolgung des Laufes der zahlreichen Flüsse aus, von denen das unermeßliche Brasilien in allen Richtungen durchschnitten wird. Als dieses Kaiserreich sich zur Zeit seiner Unabhängigkeitserklärung von der portugiesischen Seemacht bedroht glaubte, wurde von der Regierung verschiedenen Genieoffizieren der Auftrag gegeben, die Küsten genau zu untersuchen und aufzunehmen, um die wichtigsten Vertheidigungspunkte bestimmen zu können. Der Colonel Angliviel de La Beaumelle, Sohn des bekannten Schriftstellers, stand damals im Dienste Peter's I. und erhielt die Mission, die Küsten von Bahia, Sainte-Paul, Sainte-Catherine und Rio-Grande zu bereisen. Er begnügte sich indessen nicht mit einer oberflächlichen Untersuchung der bezeichneten Districte, sondern drang ein in das Innere des Landes und stellte überall die sorgfältigsten Forschungen an. Einige Jahre später entwarf dieser treffliche Ingenieur, den der Tod zu früh dahingerafft hat, eine umfassende Chorographie. Man hoffte, daß diese und ähnliche Vorarbeiten, die von ihm im großartigen Maßstabe aufgenommen waren, in der zweiten Ausgabe der brasilischen Chorographie des Paters Cazal, welche 1837 in Rio Janeiro herauskam, berücksichtigt werden würden. Es ist sehr zu bedauern, daß dies nicht geschehen ist, um so mehr, da nichts darüber verlautet, was aus den interessanten Manuscripten und andern Arbeiten von La Beaumelle, die bestimmt schienen, ein neues Licht auf die Geographie und Statistik des brasilischen Kaiserreichs zu werfen, überhaupt geworden ist. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wurden auf Befehl der portugiesischen Regierung verschiedene Theile von Brasilien aufgenommen und es liegt in den Archiven der Militairakademie von Rio Janeiro sowie in den Seeretairerien zu Lissabon eine Menge von Karten und Plänen aufgehäuft. Aus diesen reichen Quellen haben verschiedene Reisende wie Eschwege, Spix und Martius u. A. bei ihren gelehrten Arbeiten geschöpft. An diese Vorläufer einer umfassenden und erschöpfenden Gesammtkarte von Brasilien reihen sich die Studien eines der vorzüglichsten brasilischen Genieoffiziere, des Brigadier Conrad Jacob de Niemeyer, der vor kurzem eine sorgfältige Karte von Pernambuco, Alagoas, Parahyba u. s. w. vollendet hat. Wir erwähnen in der Reihe Derer, welche sich um die Durchforschung Brasiliens verdient gemacht haben, noch José Joaquim Machado de Oliveira, welcher die Präsidentenstelle in verschiedenen Provinzen des Kaiserreichs bekleidet hat. Die gelehrte Welt hat von ihm vor kurzem eine wichtige Arbeit über die Provinz Santa-Catharina erhalten, welche aus einer sehr genauen Karte und aus einer historisch-geographischen Schilderung dieser Gegend besteht. Von besonderer Wichtigkeit sind in diesem Werke die sorgfältige Bestimmung des Flusses Tubarao und die ins Einzelne gehenden Angaben in Betreff der Insel San-Francisco. Das historische und geographische Institut zu Rio Janeiro, als dessen Vorsitzer wir eben den Vicomte de San-Leopoldo genannt haben, hat unter andern wichtigen Beiträgen zur Kenntniß Brasiliens die Papiere des unermüdeten Reisenden Raymond de Mattos, des Gründers jener gelehrten Anstalt, der Öffentlichkeit übergeben. Hervorzuheben unter diesen Arbeiten ist die Karte vom Lauf des San-Francisco-Stroms. Dem Eifer der genannten Akademie verdankt man seit einiger Zeit eine kritische Revue, deren Herausgabe von Machaels de Oliveira besorgt wird, sowie die Veröffentlichung der Werke von Accioli und von Baena, welche die physische und politische Geschichte von Para betreffen. Wenn man die lange Reihe der verschiedenartigsten Werke über Brasilien überblickt, von denen wir nur die wichtigsten und meist nur solche erwähnt haben, die leicht der Aufmerksamkeit europäischer Forscher entgangen sein könnten, so muß man in der That in den Wunsch Sigaud's einstimmen, daß endlich einmal dieses weitschichtige Material gesammelt, gesichtet, geordnet und, wo es nöthig ist, ergänzt werden möge.

Verirrungen der neuesten französischen Philosophie.

Nichts ist mehr im Stande, die Wissenschaften herabzuwürdigen und die Ehre des Gelehrten als etwas Nichtiges und Eitles erscheinen zu lassen, als wenn ein Mann, der in irgend einem Theile der Gelehrsamkeit etwas geleistet und sich seiner Stellung nach den Ruf einer wissenschaftlichen Autorität gesichert hat, auf seinem Katheder sich den Anschein gibt, als könne er das Weltall mit einem Schlage seines Zauberstabes construiren. Ein solches Beispiel maßloser Selbstüberschätzung tritt uns in einem vor kurzem erschienenen Werke: „Histoire des sciences de l'organisation et de leurs progrès, comme base de la philosophie", von de Blainville und Maupied, das zum größten Theile aus der Feder eines Altvaters der Zoologie herrührt, auf eine ebenso grelle als widerliche Weise entgegen. Es ist hier der Ort nicht, die vermeintlichen Verdienste Blainville's, eines unbedeutenden Nachfolgers des großen Cuvier, einer tiefer eingehenden Kritik zu unterwerfen; es würde sonst leicht sein zu beweisen, daß sein wissenschaftlicher Ruf durchaus nicht so fest begründet erscheint, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Blainville gehört, um ihm mit einem Worte seine eigentliche Stellung innerhalb der gelehrten Welt anzuweisen, nicht zu den unermüdlichen Arbeitern im reichen Schachte der Wissenschaften, sondern nur zu der großen Menge der geschickten Faiseurs. Aber angenommen auch, es wäre ihm eine tiefere Bedeutung beizulegen, so würde er dieselbe doch durch das haltlose, anmaßende, durch und durch tügnerische Auftreten, durch das er in seinem jüngsten Werke dem Publicum zu imponiren sucht, ganz und gar verscherzt haben. Wem es wirklich ernst ist um die Förderung irgend einer Wissenschaft, wer in das Heiligthum der Gelehrsamkeit einmal eingedrungen ist, der kann sich unmöglich so tief erniedrigen, so leeres Stroh zu dreschen und dem Leser so leeren Dunst vorzumachen, wie es Blainville hier thut. Und wenn es sich hier um bleße Trivialitäten handelte, wenn dieselben nicht mit so vielen Verkehrtheiten, mit so baarem Unsinn versetzt wären, so würde man das ganze Werk, in dem der Geist des maßlosesten Hochmuths spukt, der wohlverdienten Vergessenheit preisgeben können. Bei der ganzen Tendenz aber, in der das dickleibige, drei Bände starke Buch gehalten ist, sehen wir uns genöthigt, offen mit unserm Urtheil herauszutreten. Diese Pflicht scheint uns um so dringender, da vielleicht, wenn die gesammte Kritik nicht ihre warnende Stimme erhebt, sich Mancher durch den Namen des Verf. verleiten lassen könnte, hinter der prunkvollen, gleißnerischen Sprache etwas Tieferes zu suchen. Blainville, der als Nachfolger Cuvier's die unsterblichen Verdienste dieses Mannes auf eine empörende Weise verdunkelt und herabsetzt, nimmt in dieser Schrift ein geistiges Principat in Anspruch, welches ihm vielleicht von einigen verblendeten Schülern und Freunden, gewiß aber nicht von unbefangenen Philosophen eingeräumt wird. Er bietet uns hier den Abschluß der eigentlichen Weltweisheit, die er mit dem Katholicismus in Einklang zu bringen bemüht ist. Das einzige Interesse, welches diese weitschichtige und breite Darstellung in Anspruch nehmen kann, ist der Umstand, daß wir hier den Ausdruck und den Inhalt der sogenannten finalistischen Schule haben, die bis jetzt noch mit keinem so umfassenden Manifeste hervorgetreten war. Am unumwundensten zeigt sich diese Richtung in dem Theile des Werks, welcher aus der Feder des Priesters Maupied herrührt. Es bietet sich hier eine mit scharfer Polemik gegen Libri durchwirkte Apologie des Katholicismus, besonders in Bezug auf den Einfluß desselben auf den Fortschritt der Wissenschaften. 17.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 239. — 27. August 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 238.)

48. Die Welt ein Epos. Von Sebastian Brunner. Wien, Rohrmann. 1844. 12. 22½ Ngr.

Wie wir den Titel dieses Buches verstehen sollen, darüber gibt uns das vorgedruckte Motto Auskunft:

Das ist ein Epos, wunderklar erklungen,
Die Schöpfungstage sind die sechs Gesänge,
Der Sänger: Gott, er selbst hat's gesungen,
Und ewig währen seine Liedesklänge.

Sollte aber auch dieses Wort, was leicht möglich ist, den Leser noch nicht hinlänglich aufklären über des Verf. Streben und das Object seines Liedes, so geben wir über dessen Inhalt und Zweck die Erklärung: Es ist ein didaktisch-lyrisch-polemisches Lied in 13 Gesängen oder Abschnitten, in gereimten fünffüßigen Jamben, welches die Kosmogenie aus der Genesis enthält, erbaut auf den Grund der biblischen Offenbarung, gerichtet gegen Spinoza, Strauß und Hegel, sowie gegen deren poetische Jünger aus neuer Zeit, Leopold Schefer und Sallet. Dem streng orthodoxen Verf. ist die Heilige Schrift ein schöner Garten voll Früchte, und die Mauer, welche ihn umgibt, ist nichts Anderes als die Kirche (S. 21), nämlich die allgemeine, apostolische, römische. Gottes- und nicht Menschenwort zeigt uns allein Gottes Wesen (S. 34), nimmermehr aber die albernen Grillen und Träume der Absolutisten. In sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde geschaffen — und unbezweifelt aus Nichts. Wehe wer daran zweifelt. Des Menschen ärgster Feind ist überhaupt der Zweifel (S. 51):

Er stellt sich stolz und mit umschränkten Armen
Vors Heiligthum, es zuckt ein Hohngelächter
Ihm übers fahle Antlitz, ein Verächter
Ist er von Gottes Liebe und Erbarmen,
Er macht sich selbst zu Gott, und nimmermehr
Erkennt er in der Schöpfung ein Mysterr;
Es soll ihm der Begriff die Nacht erhellen,
Aus der Natur soll das Erkennen quellen,
Sein Wissen will die Gottheit selbst durchdringen,
Es will sein Geist den göttlichen verschlingen.

Directer und unverholener zieht er (S. 64) gegen moderne Philosopheme also zu Felde:

Es wühlet nun der Mensch im Erdengrabe,
Mit Hypothesen sich den Kopf zerbrechend,
Und mit des Wortes edler Gottesgabe
Nur gegen Gott und seine Worte sprechend;
Verachtend Alles, was in heil'ger Kunde
Uns aufbewahret ist von den ersten Tagen,
Soll das Gerüst auf seines Geistes Grunde
Bis zur Erkenntniß aller Schöpfung ragen;
Geflissentlich zerstört er Harmonien,
Die in dem Wort und der Erscheinung liegen,
Und braucht den Aufwand aller seiner Mühen
Zum armen Werk: sich selber zu betrügen!
Vergessend wahrer Wissenschaft Bedeuten,
Die eben da ihr höchstes Ziel soll finden:
Die Arme gegen Gottes Wort zu breiten,
Sein Wort mit der Erscheinung zu verbinden.

Noch klarer gegen wen und mit welchen Waffen er kämpft, zeige uns ein längerer Passus (S. 103—105):

O armer Gott, der mit sich selber rechtet,
O dürre Blüte, die der Wind zerstäubet,
O leckes Schifflein, das zum Abgrund treibet,
O freier Herr, vom Schicksal hart geknechtet!
Ist das der Grund von euren Weltgedanken,
Ist das der Umsturz von der Knechtschaft Schranken,
Ist das die Fülle von dem Gottesleben —
Als Irrlicht ob dem Erdensumpf zu schweben?
Verneinung ist das Symbolum, das ihr wollt künden,
Doch auch bei uns könnt ihr Verneinung finden:
Der Geist ist nicht die Blüte der Natur,
Idee ist nicht die Blüte des Begriffes —
Zu dieser Tiefe steiget nieder nur,
Wollt ihr in euch auffinden etwas Tiefes!
Jedoch das hört ihr nicht und euer Wort
Das strömt verheerend wie ein Waldstrom fort:
„Daß Christus Mensch geworden — der Sohn Gottes,
Dies Dogma sei für uns ein Quell des Spottes,
Wir lehren ja des Menschen Gotteswerdung —
So wenden wir die alte Lehre um
Zum Leichenkleid vom ganzen Christenthum,
Und tragen 's Kreuz voran bei der Verbrennung;
Die alten Formen und die alten Worte,
Die werfen klüglich wir nicht ganz von hinnen,
Weil wir damit den Eingang noch gewinnen
In manche, sonst verschloss'ne Herzenspforte;
Wir malen's Kreuz aufs Titelblatt und sagen,
Ihr guten Leute dürft nicht Sorge tragen,
Daß wir Bekämpfer sind vom Christenthume;
Wir wollen nur die eitle Schale brechen,
Und dringen ein in seine Oberflächen,
Und zieh'n den Schleier weg vom Heiligthume! —"
Gebt euch nur hin und nehmt die leichte Bürde
Von solcher Lehre freudig auf den Rücken,
Und eilt verachtend fort aus Christi Pforte,
Das Lügenkreuz wird euch zu Boden drücken!
Im Fleischescultus und in seiner Lehre
Entkleidet sich der Mensch der Geisteszierde —
Denn er verlanget nach der Gottewürde —
Und schändet Gottes sowie seine Ehre!

Der kundige Leser wird aus dieser Probe ohne Mühe erkennen, in welchem Verhältniß Leopold Schefer (im „Laienbre-

Digitized by Google

vier" und in den „Vigilien") und Hr. Sebastian Brunner zueinander stehen. Ersterer, obwol in höchst einseitiger Befangenheit für den Pantheismus, spinnt mit vielem Geist und klarer Ruhe, in gewandtester Form und mit den ansprechendsten Bildern sein System also aus, daß die Blüten des Gefühls und der Phantasie überall die dürren Zacken abstracter Wissenschaft bedecken, während Letztgenannter den Weg jener stabilen Orthodoxie wandelt, der von Tausenden bereits ausgetreten und verdorben ist; der Buchstabe ist ihm Alles, der Geist Nichts; dabei kämpft er mit den verrosteten Waffen eines enragirten Zelotismus, bei welchem er sich viel vergibt, aber keinen Proselyten machen wird. Des Buches letzte Seiten geben uns die Quintessenz seiner antiquirten Ansichten; aber wenn wir uns auch ganz auf seinen Standpunkt stellen und da manche Wahrheit finden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es ihm an polemischer Gewandtheit, an Energie des Geistes, an Originalität der Ansichten und besonders an der nöthigen Kühlheit und Besonnenheit mangle, die der Poesie nicht fehlen darf, die sich auf das Gebiet der abstracten Wissenschaft, besonders der Religionsphilosophie wagt. Dazu kommt nun aber noch, daß der Verf. hinsichtlich der Sprache, der Form und selbst der Interpunction den Anforderungen, die man heutzutage an den Dichter macht, keineswegs genügt. Unzählig oft beleidigt ein häßliches wienerisch Deutsch des Nordgermanen verwöhntes Ohr; von Interpunction hat er keine Idee, wie wir denn zu den obigen Stellen dieselbe hinzufügen mußten; auch finden sich hier und da falsche, wunderliche Reime, und was den Rhythmus betrifft, so wollen wir statt alles Tadelns und Rügens nur einen Jambus als Beispiel anführen, den wir in unserer Recensentenpraxis noch nicht schlechter gefunden haben. Er ist auf S. 154 zu lesen und lautet:

Der Aufruhr findet überall Sympathieen —

Die Wahrheit, die in den also gemessenen Worten liegt, läßt sich freilich nicht in Zweifel ziehen, wol aber, daß Hr. Sebastian Brunner aus Wien mit gegenwärtigem didaktischen Gedichte unter dem poetischen philosophischen Publicum unserer Tage viele Sympathien wecken werde — es müßte denn bei Hrn. Wolfgang Menzel, dem rüstigen Vorkämpfer und Vorwüther für alle Streiter gegen Spinoza, Hegel, Scheler und Sallet sein. *) 54

*) Den zweiten Artikel dieser Übersicht geben wir im Monat October. D. Red.

Ein Brief des Cardinals Passionei an Marco Foscarini.

In der Biblioteca angelica zu Rom, im Kloster der Eremitaner-Augustiner, deren schöne, durch ihre Architektur wie durch Kunstschätze merkwürdige Kirche im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts nach dem Plane des Florentiners Baccio Pontelli von dem französischen Cardinal Guillaume d'Estouteville, Erzbischof von Rouen, erbaut ward, sieht man die Marmorstatue des Cardinals Passionei. Sie ist geziert und unruhig, im Geschmack der damaligen Zeit, aber nicht ohne Wahrheit und Würde. An einem geeignetern Orte hätte die Bildsäule des gelehrten Cardinals nicht aufgestellt werden können als inmitten der Bücher, die einst großentheils seine Bücher waren, indem das Kloster nach seinem Tode die bedeutende Sammlung kaufte, die er während seines langen Lebens mit Mühe und Kosten zusammengetragen hatte. Domenico Passionei gehörte einer angesehenen Familie aus Fossombrena im Kirchenstaat (im vormaligen Herzogthum Urbino), wo er 1682 geboren ward. Papst Clemens XI. (Albani) sandte ihn mit geheimen Aufträgen nach Holland (Utrecht), die Interessen der katholischen Kirche daselbst wahrzunehmen, ein Auftrag, welchen er zu voller Zufriedenheit des Papstes ausführte, der ihn 1713 zu seinen Kämmerer und Hausprälaten ernannte. Im J. 1719 wurde er Secretair der Propaganda, ein wichtiger Posten, der gegenwärtig zu den cardinalicischen gehört, zu solchen nämlich, die man unter gewöhnlichen Umständen nicht verläßt, ohne den Purpur zu erlangen. Hierauf ging er als Nuntius nach der Schweiz, endlich 1730 nach Wien, wo er dem Prinzen Eugen von Savoyen die Leichenrede hielt, welche gleich wie seine schweizer Nunciaturacten gedruckt worden ist. Clemens XII. (Corsini), welcher, selbst ein Freund der Wissenschaft, Passionei hochschätzte, berief ihn nach Rom zurück, ernannte ihn zum Secretair der Breven, einem der ersten Ämter des Hofes (Consalvi bekleidete dasselbe während der letzten Zeit seines Ministeriums und nach demselben, wie jetzt der Cardinal Staatssecretair Lambruschini), und hierauf 1738 zum Cardinal von S.-Bernardo alle Terme (d. i. den Diocletianischen). Von da an konnte er sich seinem Eifer für die Studien ungestört hingeben und erwarb sich den Ruf des gelehrtesten Bibliographen seiner Zeit. Seine Correspondenz mit berühmten Schriftstellern seiner Zeit war sehr ausgedehnt. Im J. 1755 ernannte ihn Papst Benedict XIV., in welchem er einen neuen Gönner gefunden, der seine Verdienste anerkannte, zum Bibliothekar der Kirche. In dem Camaldulenserkloster, welches oberhalb Frascati seitwärts von der nach den Ruinen Tusculums führenden Straße liegt, hatte er sich eine Zelle eingerichtet, wo er in reiner Luft, von Waldeinsamkeit umgeben, einen großen Theil der römischen Ebene vor seinen Augen, seinen gelehrten Beschäftigungen oblag. Hier, wo er sich mit Kupferstichen und Büchern umgeben und in einem reichbelaubten Gärtchen, das er angelegt, eine bedeutende Sammlung von antiken Inschriften und Sculpturen vereinigt hatte, und wo Papst Benedict und Jakob Stuart, der Prätendent, seine Gäste waren, endete am 5. Juli 1761 ein Schlagfluß sein Leben im Alter von 79 Jahren. Man sagt, die Uneinigkeit im h. Collegium bei Gelegenheit der Verurtheilung der „Exposition de la doctrine chrétienne", eines Werks des Jansenisten Mesenguy von Beauvais, des heftigsten unter den französischen Appellanten, gegen welches Papst Clemens XIII. damals ein Verdammungsbreve erließ *), welches auch Passionei auf Befehl des Papstes unterschrieb, habe sein Ende herbeigeführt.

Von diesem gelehrten Cardinal gibt es nun ein Schreiben an Marco Foscarini, das sowol durch seinen Inhalt wie vermöge seiner halb ernsten halb scherzhaften Fassung merkwürdig ist. Wer und was Marco Foscarini war, braucht kaum erläutert zu werden. Als Staatsmann hat er sich durch die Dienste, die er als Botschafter in Wien und Rom seinem Vaterlande geleistet hat, als Autor durch sein leider unvollendet gebliebenes großes Werk: „Della letteratura veneziana", sowie durch die erst vor kurzem gedruckte Geschichte der Eroberung Neapels durch Karl von Bourbon und der Ursachen des plötzlichen Sturzes der Macht des Hauses Habsburg in Italien einen berühmten Namen gemacht. Er gelangte 1762 zur höchsten Würde der Republik, der des Dogen, aber er bekleidete sie nur kurze Zeit, indem er am 31. März des folgenden Jahres im 68. Lebensjahre starb. Aus Foscarini's Nachlasse, der mit seiner großen Sammlung von Urkunden aller Art zur politischen, kirchlichen, commerziellen, literarischen Geschichte Venedigs nach Wien gewandert ist, hat derselbe Gelehrte, dem wir die Herausgabe der obengenannten „Storia arcana" verdanken, Tommaso Gar, eine Reihe von Briefen bekannt gemacht **), welche von verschiedenen Seiten her an den berühmten Venetianer gerichtet wurden, als der erste (und einzige) Band seines großen und verdienstvollen Werkes er-

*) Es war die zu Neapel 1758—60 gedruckte Übersetzung dieses im J. 1757 von der Congregation des Index verdammten Buches, gegen welche Clemens XIII. die Constitution Cum inter etc., Castel Gandolfo 14. Juni 1761, erließ.

**) „Opuscoli inediti o rari di classici o approvati scrittori raccolti per cura della Società poligrafica italiana" (erster Theil, Florenz 1844). Die „Storia arcana" erschien ebendaselbst 1843.

Digitized by Google

schienen war, von welchem er eine Menge Exemplare verschenkt zu haben scheint. Unter diesen ist auch das erwähnte Schreiben Passionei's, der zur Zeit seiner Nunciatur in Wien und später in Rom mit Foscarini, der an beiden Orten Botschafter war, eng befreundet gewesen. Es heißt folgendermaßen:

„Rom, 24. Februar 1753.

Mein Freund, ich stelle mir vor, daß Ihr meine Antwort mit größerer Ungeduld erwartet als die Geistlichen das Osterfest, und daß ungeachtet aller Beifallsbezeigungen, die Ihr dort und von andern Orten her empfangen haben werdet, kein Applaus größeres Gewicht bei Euch haben wird als der meinige, der Euch gewiß beruhigen wird, sofern Ihr in Betreff Eurer mir längst wohlbekannten Ignoranz noch in Zweifeln befangen seid. Ich habe Euch absichtlich nicht schreiben wollen bis ich Euer Werk usque ad apicem gelesen; dies Werk aber hat mich mit der größten Bewunderung erfüllt, mag ich nun den Autor, die Materie oder die Umstände der Herausgabe desselben betrachten. Vorerst hat der Autor seinem Lehrer große Ehre gemacht und wird ihm noch größere machen, wenn er auf dem betretenen Wege fortfährt. Die Verhältnisse des Autors verdienen auch Berücksichtigung hinsichtlich des Ortes, wo er verweilt, nämlich mitten unter den Pantaloni *), die lieber mit Frauen als mit Büchern sich zu schaffen machen und doch sich das Beispiel ihrer Altvordern zunutze machen sollten, welche in das Studium der Literatur und Wissenschaften sich vertieften, weshalb Freund Marco, der in deren Fußstapfen tritt, auch weil er der Erste ist, jegliches Lob verdient. Den Inhalt des Buches aber bilden die wichtigsten Materien und es steckt darin eine Masse Gelehrsamkeit, die zu zahlreichen Abhandlungen Stoff liefern kann, wenn Eure Collegen aufmerksam lesen, wie ich gethan habe. Das Buch endlich an sich konnte, was Druck, Papier und Correctur betrifft, nicht glänzender ausgestattet sein: kurz, es läßt sich nur mit dem Löwen von S.-Marco vergleichen, wenn Ihr's nicht etwa mit einer Berninischen Büste zwischen den beiden Säulen von S.-Marco und S.-Todero **) ausstellen wollt. Ich habe die Stellen herausgefunden, wo Ihr mich gelobt, oder vielmehr wo Ihr mir Gerechtigkeit habt widerfahren lassen, wenn auch nicht ganz nach Verdienst; denn der Erzpriester ist einzig auf dieser Welt und thut den ganzen Tag nichts Anderes als bei Büchern sitzen, des entgegengesetzten Verfahrens ungeachtet, von welchem er täglich Zeuge ist.

Bis hierher habe ich einen Panegyrikus geschrieben, in meiner Sprache nämlich (der ich selten von Andern Gutes rede), indem ich Euch meine Meinung aufrichtig gesagt habe. Mit Einem Worte, das Buch wird Euch große Ehre machen. Wenn Ihr mir ein anderes ungebundenes Exemplar zukommen lassen wollt, so werde ich dasselbe den pariser Journalisten senden. Vom Lobe gehe ich nun zur Kritik über. Vorerst was Ihr über Fra Paolo ***) sagt, ist wenig im Vergleich mit Dem, was ich Euch in verschiedenen Lehrstunden dargethan habe; wenn ich aber auf Eure persönlichen Verhältnisse achte, so nehme ich an, daß Ihr vielleicht nicht die Freiheit gehabt habt, Alles zu sagen, was hätte gesagt werden sollen. Seine zu Genf mit dem Druckorte Verona herausgekommenen Briefe sind durchaus wahr und authentisch, wie ich, so Gott mir das Leben gibt, eines Tages mathematisch beweisen werde. Dieser schurkische, aber über allen Begriff gelehrte Mönch †) hatte die Absicht, den Calvinismus in Venedig einzuführen: auf diesen Punkt zielte sein ganzes Handeln. Dies ist eine zweite Wahrheit, die ich nicht nur beweisen, sondern unumstößlicher als irgend einen Satz des Euklid an den Tag legen werde. Euer großer Ohm Bastianone *) sagte mir mehrmals, daß, wenn ich auf die Kanzel gestiegen wäre, um über diese Angelegenheit zu reden, der Eifer des Senats die Gebeine Fra Paolo's würde haben ausgraben und auf dem Marcusplatz verbrennen lassen. Was ich sage, sind keine Conjecturen, noch Folgerungen, noch Deutungen von einzelnen Stellen, es sind authentische und unwiderrufliche Thatsachen. Ich bin erst Katholik, dann römischer Priester, mich macht also kein Vorurtheil reden. Betet zu Gott, daß er mir das Leben erhalten möge, und Ihr werdet an den Beweisen erkennen, daß ich noch weniger sage als ich weiß. Das unvollendete Werk „Arcana papatus" habe ich vom Clovio erhalten, dem Sohne des Prädicanten und Kaplans des holländischen Botschafters, welchen Fra Paolo absichtlich nach Venedig hatte kommen lassen, damit unter dem Schutze der Gesandtschaftskapelle Eure Collegen Gelegenheit hätten, sich zu erleuchten, das heißt abzufallen. Ich bedaure, daß Ihr nicht ein Schreiben des Mönchs angeführt habt, das unter denen des Simon Abbes Gabema gedruckt und an Heinsius, den Secretair der Dortrechter Synode, gerichtet ist. So viel darüber, da es mir an Zeit mangelt.

Auf etwas Anderes in Eurem Buche muß ich noch hindeuten, dem übrigens jetzt nicht mehr abzuhelfen ist: nämlich jene von den Schriftstellern des Hercynischen Waldes, den Deutschen eingefühete Sitte, zum Text der Werke Noten oder Commentare zu machen. Für den Leser, der stets vom Text zu den Anmerkungen überspringen muß, ist dies höchst unbequem. Warum sollte man alles Erforderliche nicht gehörigen Orts in den Text selbst verweben? Giraldi und andere Euch bekannte Autoren von Ruf haben diese Sitte, die uns, wie gesagt, von den Deutschen gekommen ist, nicht angenommen. Bei Originalwerken alter Schriftsteller sind Noten zum Texte um des bessern Verständnisses willen nöthig, in einer Literärgeschichte aber wie die Eure ist scheint mir diese Methode Verwirrung zu veranlassen und den Leser zu belästigen, ja zu zerstreuen.

Jetzt will ich das Schreiben und Schwätzen sein lassen, nicht aber aufhören, Euch zu loben, wie ich täglich thue, da ich Euch als die erste Zierde der Republik betrachte. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, Euch nicht mehr zu schreiben, nachdem Ihr so schlecht an mir gehandelt, mir den Tod des armen Riccoletti, der mir unsägliches Leid verursachte, nicht sogleich anzuzeigen. Denn Ihr wisset, daß ich, obgleich nicht Venetianer, der erste und älteste Diener Eures Hauses bin, und in dieser Hinsicht mich Niemand übertrifft, noch je übertreffen wird.

Sagt dem Pater Agostini della Vigna, er solle daran denken, mir sein Buch ungebunden zu senden. Er versprach es mir, als er während des Jubeljahres (1750) hier war, wo ich ihm manchen Dienst erwies. Zuletzt will ich Euch noch mittheilen, daß meine Einsiedelei **) seit längerer Zeit ohne Scheiben und daß der Prior nebst seinen wenigen Mönchen genöthigt ist wie Pfarrer Arlotto ***) aus dem Näpfchen zu trinken, weil Fra Marchetto mitten im Beifallsjubel über sein Buch ihn und sie vergessen hat. Ist es denn eine so große Mühe, Elemente aufzutragen, daß er eine halbe Backe voll nach Pesaro oder Ancona schicken soll? Ihr würdet nie diesen Brief nach seinem wahren Werth bezahlen, wenn Ihr selbst alles Glas aus Murano hierher sendetet.

Der Erzpriester."

Das Urtheil über Fra Paolo Sarpi, die Hauptsache im Briefe, ist scharf; wird man es aber, den katholischen Standpunkt (ohne von dem besondern des Cardinals zu reden) im

*) D. i. Venetianern.

**) Die beiden orientalischen Granitsäulen am Landungsplatze der Piazetta, dort 1180 aufgestellt, mit dem geflügelten Marcuslöwen und S.-Theodor (venetianisch: Todero)

***) Foscarini spricht viel von Sarpi, namentlich im ersten Buche (Leggi) und im vierten (Istoria forestiera), wo er von den Quellen zur Geschichte des Tridentiner Concils handelt.

†) „Frate furfante, dottissimo però oltre ogni espressione."

*) Sebastiano Foscarini, ein gelehrter und tüchtiger Mann.

**) Die schon genannte Zelle im Camaldulenserkloster

***) Piovan Arlotto, der komische Held vieler Facezie und Buffonerie.

Digitized by Google

Auge behaltend, eigentlich ungerecht nennen? Des Servitenmönchs protestantische Meinungen sind längst von Protestanten wie Katholiken angenommen worden: jene haben ihn gerühmt, diese getadelt. Der bekannte Gio. Diodati, von dem die berühmte Bibelübersetzung herrührt, erzählte, wie er in seinen häufigen Unterredungen mit Fra Paolo dessen in manchen Punkten protestantische Ansichten erkannt und ihn zu offenem Übertritt aufgefodert habe, er aber zur Antwort gegeben: er glaube der protestantischen Religion größere Dienste in der Mönchskutte zu leisten als indem er sie ablege. In seinen Bemerkungen über Sarpi, die an vielen Stellen seines Buches vorkommen, ist Foscarini nicht ohne Befangenheit, indem er als Venetianer einen in Venedig von den Meisten so hoch gehaltenen Mann, der einst die Seele der Beschlüsse der Republik war, nicht geradezu tadeln mag und ebenso wenig Rom verletzen will. Statt also (wo er es nur irgendwie vermeiden kann) ein eigentliches Urtheil über Gesinnung und Urtheil abzugeben, zieht er vielmehr, und dies namentlich bei Erwähnung der Geschichte des Tridentiner Concils, das blos Kritische und Literarische in Betracht und spricht von der Entstehung des Buches und dem Material. Die im J. 1672 zu Genf gedruckten Briefe hält er mit Amelot de la Houssaie u. A. für verfälscht („Lett. venez.", S. 97).

Die Autorschaft bei dem zuerst von Andrea Colvio dem Serviten zugeschriebenen Buche: „Arcana papatus", dessen Titel mit dem eines Werkes von Philipp du Plessis Mornay, dieses Pape des Huguenots, Ähnlichkeit hat, zieht Foscarini in Zweifel (a. a. O., S. 98, 99) und nimmt wenigstens auch hier theilweise Fälschung an. Dies mag zur Erläuterung der betreffenden Stellen hinreichen. Was Fra Paolo betrifft, so dürfte es schwer, wenn nicht unmöglich sein, zu einem richtigen und ganz leidenschaftlosen Urtheil über diesen merkwürdigen Mann zu gelangen. Unter den Neuern hat Ranke über seine politisch-kirchliche Wirksamkeit wie über seinen literarischen Charakter, vom protestantischen Standpunkte aus, aber mit besonnenem und kritischem Geiste, wol das Beste gesagt, während Ernst Münch in einem von Unrichtigkeiten aller Art strotzenden Buche auf gewohnte leichtsinnige Weise manches Material, gutes und schlechtes, ohne Urtheil und Sichtung zusammengetragen und mit unnützen Redensarten und Floskeln verbrämt hat.

Es wird mir nie aus dem Gedächtnisse schwinden, wie ich eines Morgens von Venedig aus die durch ihre Glashütten berühmte Insel Murano besuchend, in der Kirche S.-Michele, einem zierlichen Bauwerke der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mich befand und meine Blicke plötzlich auf einen nicht weit vom Eingange dem Fußboden eingefügten Grabstein sich hefteten, dessen Inschrift besagte, daß hier Fra Paolo Sarpi's Gebeine ruhten, die man 1827 aus dem aufgehobenen Servitenkloster dahin gebracht hatte.

Indem ich noch einmal zu Marco Foscarini zurückkehre, kann ich es mir nicht versagen, ein anderes an ihn gerichtetes Schreiben mitzutheilen, und zwar eins von Papst Benedict XIV. Kein gelehrterer und wohlmeinenderer Mann als Prosper Lambertini hat auf Petri Stuhl gesessen. Die Geschicklichkeit, womit er in schwierigen Zeiten Staat und Kirche lenkte, die Mäßigung mit Festigkeit, die Milde mit freundlicher Heiterkeit, die umfassende Gelehrsamkeit mit Bescheidenheit vereint, welche in seinem ganzen Leben und seinen Handlungen sich aussprachen, die wahre Liberalität, womit er Wissenschaften und Künste beschützte, wenn auch letztern die Zeit mit ihrem verderbten Geschmack entgegen war, haben seinem Namen und seinem Andenken bei allen Nationen, allen Glaubensparteien Achtung erworben. Mit Recht sagt Horace Walpole von ihm, er sei ein Mann gewesen, den weder Geist noch Macht verderben. Papst Benedict, an dessen Hofe Foscarini Botschafter gewesen war, wünschte das Werk zu sehen; Girolamo Lombardi, der gelehrte veroneser Jesuit, meldete es dem Verf. und dieser sandte das Buch an den Papst. Dieser antwortete ihm, in italienischer Sprache, in folgender Weise*):

„Dilecte fili, Nobilis vir, salutem et apostolicam benedictionem. Der Pater Lombardi hat uns das von Ihnen herausgegebene Werk überreicht und wir haben es mit Freuden empfangen, indem wir es zu besitzen und zu lesen wünschten. So sagen wir denn Ihnen, als dem Geber, schuldigen Dank. In dem Buche, welches wir schon großentheils durchgelesen haben, finden sich zwei Eigenschaften, Beredtsamkeit und große Gelehrsamkeit. Die Beredtsamkeit war uns bekannt, indem wir oft die Freude gehabt haben, den Verf. mit uns reden zu hören, bald bei feierlichen Veranlassungen, bald in Geschäften, und wir in einem wie im andern Falle seine glückliche Gabe des Wortes erkannt und bewundert haben. Auch von Ihrer Gelehrsamkeit hatten wir eine vortheilhafte Meinung, obgleich die Beweise uns fehlten. Nun macht das Buch uns klar, wie viel der Autor weiß, von welcher Tiefe seine außerordentlichen Kenntnisse sind, wie ausgebreitet seine Lectüre, wie groß der Antheil, den er an seiner berühmten Vaterstadt nimmt, welche sich Glück wünschen kann, einen Bürger zu besitzen, der so viele ihrer um die Wissenschaft verdienten Söhne ans Licht zieht. Dem Nichtsthuenden scheint das Hervorsuchen von Notizen aus alten Denkmalen geringe Mühe; wer aber gearbeitet hat und arbeitet, ermißt den Werth einer solchen Mühewaltung. Bewahren Sie uns Ihre alte Freundschaft, während wir Sie umarmen und Ihnen wie Ihrem ganzen erlauchten Hause den apostolischen Segen geben. Datum Romae, apud S. Mariam Maiorem, die VI Januarii 1753, Pontificatus Nostri anno decimo tertio."

Alfred Reumont.

*) Meschini: „Della Letteratura veneziana del secolo XVIII.", Th. 2, S. 190 fg.

Literarische Anzeige.

Neuer Roman

von der Verfasserin von „Clementine" und „Jenny".

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Lebensfrage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die frühern Romane der beliebten Verfasserin:

Clementine.

Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.

Jenny.

Zwei Theile.

Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

sind fortwährend von mir zu beziehen.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 240. — 28. August 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Als es bekannt wurde, daß der berühmte Verf. der „Hohenstaufen", von dem man meinte, daß er, der angehende Sechziger, von seinen vielfachen Forschungsreisen nun ausruhen könne, noch über das Atlantische Meer, nach Amerika gehen wolle, sprach sich viel Verwunderung darüber aus. Was wollte der Geschichtschreiber der europäischen Staaten, der die Blüte des germanischen Lebens im Mittelalter sich zu seiner Lebensaufgabe gestellt, noch drüben in der neuen Welt suchen! Dort gäbe es keine Archive mit moderndrn Urkunden und diplomatischen Berichten, keine Ruinen und Schlachtfelder, kaum eine Geschichte. Die Aufgabe des Historikers sei doch, das Gewordene, nicht das Werdende zu erforschen. Aber seine neuern Schriften konnten doch schon den Aufschluß geben, daß Friedrich v. Raumer die Geschichte nicht allein in den abgeschlossenen Grüften der Vergangenheit aufsuche, daß er vielmehr ihre lebenden Gliederungen, ihre Fortentwickelung, ihre Übergänge zu den Völkern und Geschlechtern der Gegenwart für ebenso werth, wo nicht für noch werthvoller erachte als die genaue Constatirung des einmal Gewesenen, was keine lebendige Verwandtschaft mit der Jetztzeit mehr hat. Wir wissen, daß gerade jener Welttheil, welcher im Sinne der historischen Schule keine Geschichte haben soll, Raumer schon längst besonders anzog, als es Mode und loyale Pflicht war, die Institutionen und Sitten der Staaten Nordamerikas ebenso gering zu schätzen als das kurze Alter ihres Staatenadels. Er suchte dort eine Geschichte des Fortschritts, welche er in der alten Welt nirgend so klar ausgedrückt fand. Weder mit den Bewunderern der französischen Revolution einig, welche in ihr das Höchste der menschlichen Entwickelung suchen, noch mit ihren Gegnern, die darin nur einen Beweis der menschlichen Thorheit und Sündhaftigkeit finden, hält er dafür, daß die Winke über die wahrscheinliche Zukunft der Menschheit nicht sowol in der Geschichte Europas als in der kurzen Entwickelungsgeschichte Amerikas ausgesprochen lägen. Nicht in dessen südlichen Staaten und Völkern, welche aus einem wüsten Despotismus sich zu einer ebenso wüsten Freiheit emancipirt hätten, nicht in den romanischen Amerikanern, welche alle Sünden und alle Zerfahrenheit der romanischen Völker der alten Welt noch grasser in ihrem neuen Staatsleben reproducirten, sondern in den Staaten des Nordens, wo das altgermanische Element unscheinbar zuerst, aber dann um desto sicherer, von gar keinen Einflüssen berührt, sich eigenthümlich und selbständig ausgebildet habe. Er sprach es schon oft, vom Katheder und in Büchern, aus, wie man unrecht thue, Das, was dort geworden, nur als das Product einer Revolution auszugeben, wie viel mehr die Verfassung, welche sich die freigewordenen Staaten scheinbar gaben, nichts Anderes sei als das nothwendige Facit von zusammengetretenen Gemeindewesen und Verfassungen, die ihre Ordnung, Freiheit und Selbständigkeit schon lange vorher besessen und bewahrt hatten. Amerika hatte lange vor der Revolution so frei sich fühlende, so freigesinnte und so selbständige Bürger als heute jede Provinz der Vereinigten Staaten. Ihr innerer Organismus erlitt durch und seit der Revolution keine andere Umgestaltung als die des natürlichen Fortschritts, und nur statt des Königs von England trat das Verhältniß zur Gesammtheit des Staatenbundes ein, welches freilich anders geordnet werden mußte, eine Aufgabe, die schwierig war, Jahre und den Aufwand vieler geistigen Kräfte erforderte, welche noch jetzt nicht fertig ist, aber doch von dem Patriotismus, der edlen Selbstbescheidung und den großen geistigen Talenten der ausgezeichneten Staatsmänner, welche daran gearbeitet, ein vortheilhaftes Zeugniß ablegt.

Die großen, echten germanischen Elemente dieser neuen Welt vor seinem Auge, mußte Raumer in den unzähligen Werken und Reisebeschreibungen über Amerika nichts als die Klagen und Verunglimpfungen lesen, die nur zu bekannt sind und doch so wenig zu jener Vorstellung paßten: ein Land, später entstanden, und in jeder Beziehung unvollkommener als die andern Welttheile, mit widerwärtigem Klima, ansteckenden Krankheiten, einer platten Demokratie, hervorgegangen aus einer widerrechtlichen Empörung; die anmaßliche Verwerfung aller natürlichen (?) ständischen Unterschiede, und daneben schändliche Mishandlung der Neger und Indianer; überall Parteiung im Staate, Zersplitterung der

Digitized by Google

Sekten, Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft und Kunst, eine übermäßige Verehrung des Mammon, gieriges Streben nach materiellen Verbesserungen mit Zurücksetzung des Geistigen und Gemüthlichen, nirgend Treue und Glauben, nirgend die Annehmlichkeit höherer Bildung, Mangel aller Geschichte, aller großen poetischen Erinnerungen u. s. w. Raumer wagte die Reise nach Amerika, nicht aus einem launenhaften Einfall, nicht aus Geist der Unruhe, sondern um mit eigenen Augen zu prüfen, ob denn diese Klagen nicht allein begründet, sondern die Übelstände so überwiegend wären, daß jene edle und gesunde politische Ausbildung dagegen vor den Augen des Beobachters verschwände. An Warnungen fehlte es nicht. Seine Freunde in England billigten die Reise, denn — er werde wie die Andern enttäuscht zurückkehren und die allgemeine Annahme bestätigen, daß aus Amerika nichts zu holen und von daher für Europa nichts zu erwarten sei. Amerikaner selbst schienen ihm abzurathen, obwol seine Reise dahin in den amerikanischen Zeitungen als ein ehrenvolles Ereigniß vorausverkündet ward. Sie sagten ihm, kein Fremder könne über irgend etwas Amerikanisches gründlich urtheilen und angemessen Bericht erstatten.

Dennoch, von der Sehnsucht getrieben, „die jugendliche Gegenwart des merkwürdigen Landes zu sehen", unternahm er die Reise, minder beschwerlich bei einer in seinen Jahren bewahrten jugendlichen Kraft, als, wie er eingesteht, bei solchen Auspicien bedenklich. Sein Aufenthalt in der neuen Welt konnte kein langdauernder sein; um ihn recht zu nutzen, verdoppelte er vorher seine wissenschaftlichen Vorstudien und ermuthigte sich durch den Gedanken, daß ein Fremder, der eine frische Anschauungskraft mitbringt, in manchen Dingen schärfer und unbefangener sieht als der Einheimische, dem das Auffällige oft gewöhnlich geworden ist. Auch tröstete er sich im voraus hinsichtlich des Urtheils der Amerikaner über sein eigenes damit, daß die meisten dort, wenn man sie lobt, gar keinen langen Aufenthalt fodern. Wenn er sie tadelte, hatte er den andern Trost, daß er der großen Schar der historischen Feinde Amerikas genügen werde, Denen, die aus aufgegriffenen, einzelnen Anekdoten, aus Beobachtungen auf Dampfwagen und in Wirthshäusern das ganze Volk charakterisiren und verdammen, denen im Eifer über unleugbare, unangenehme Kleinigkeiten „die großen, welthistorischen, ja einzigen Erscheinungen" entgehen, und die „Alles tadeln, was anders ist als in der Heimat und darum nach königlichen Hofhaltungen, Edelleuten, Soldaten, Orden, Titeln, Staatskirchen und dem Erstgeburtsrecht seufzen".

Das Resultat seiner Reise liegt uns in einem zweitheiligen Werke vor. Die dem Reisenden prophezeit hatten, er werde von allen günstigen Vorurtheilen für die neue Welt geheilt zurückkehren und von Volk und Land eine ungünstige Ansicht mitbringen, sind getäuscht. Das Unbehagen, welches fast jeden Europäer beim Reisen in Amerika beschleicht, machte sich auch auf unsern Historiker geltend, er ist entfernt davon, abzustreiten, was Jedem in die Augen fällt, ja er hält es für ernste Pflicht, diese Schattenseiten nicht zu verheimlichen; aber er ward Herr über die Unannehmlichkeiten, sie verloren jede Bedeutung, „während die wahrhaft großen und bewundernswerthen Erscheinungen und Thatsachen wie die sonnenrothen Gipfel der Alpen noch immer in vollem Glanze vor seinen Augen stehen". Wenn er sich nicht in die Irrwege festgefahren, in welche die Mehrzahl der Reisenden gerieth, so glaubt er den Dank dafür den unterrichtetsten Männern jedes Faches zu schulden, welche überall in Amerika mit der allergrößten Dienstfertigkeit und Gefälligkeit ihn unterstützt und belehrt haben, und er schließt sein Buch mit den Worten:

> Ich habe hier mehr gesehen, gehört, gelernt als jemals in einem gleichen Zeitabschnitte meines Lebens; mithin ist die Reise für mich vollkommen gerechtfertigt und überreich belohnt. Immer werde ich mit Theilnahme, Dank und — trotz einzelner Schattenseiten — mit Bewunderung an die Vereinigten Staaten denken.

Der reiche Stoff sonderte sich bei der bekannten Thätigkeit Hrn. v. Raumer's schon während der Reise wissenschaftlich, dehnte sich jedoch, ungeachtet alles Zusammendrängens, dermaßen aus, daß seine eigentlichen Reiseberichte nur in kurzen Auszügen dem Werke angehängt werden konnten, was wir jedenfalls bedauern. Die Kraft, mit welcher der Autor die frischen Eindrücke ebenso frisch und anschaulich in den Briefen an seine Familie niederlegt, haben etwas Anziehendes, was sich vielfältig, von seiner venetianischen Herbstreise an, durch die pariser und englischen Briefe bewährt hat. Die Rügen, welche er wol dann und wann wegen zu familiairer Mittheilungen und eines zu familiairen Tones, besonders von englischen Kritikern, deshalb erdulden mußte, mögen von einem ästhetischen oder Kunststandpunkte aus begründet erscheinen, das deutsche Publicum ist aber weniger prude als das der britischen Insel. Es will in Reisebriefen keine durchgearbeiteten Kunstwerke, die meistentheils sehr langweilig ausfallen, sondern den frischen Abdruck frischer Anschauungen und Wahrnehmungen; es verlangt in dem Reisenden nicht einen Beobachter und Richter, der aus den Wolken die Dinge, wie sie sich von oben ausnehmen, auffaßt, sondern je mehr er als Mensch mit den Dingen in Berührung kommt, um so interessanter wird ihm, um so mehr an subjectiver Wahrheit gewinnt für ihn die Darstellung. Der Autor hat sich diesmal in einem höhern Interesse selbst beschieden. Es galt ihm, Amerika und seine Staats- und gesellschaftlichen Einrichtungen dem deutschen Publicum in ihrer Wahrheit vorzuführen; darüber mußten andere Rücksichten secundairen Grades zurücktreten.

Wenn wir nur im Inder den reichen und anschaulich geordneten Inhalt der Capitel durchblicken, sehen wir, daß uns hier ein Compendium von alle Dem geboten ist, was uns über Amerika zu wissen noth thut. Es ist indeß kein Compendium allein aus vorhandenen Werken geschöpft, sondern, wo diese vorlagen, aus der selbst eigensten Anschauung begleitet, corrigirt und mit den ernsten Betrachtungen des Historikers und Staats-

Digitized by Google

mannes erörtert. Wir werden historisch in die einzelnen Zustände hineinversetzt, um uns selbst auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu stellen, welcher bei den meisten Schriftstellern, auch denen, welche mit großer Anschaulichkeit malen und ernster die Dinge betrachten, uns abgeht, da sie entweder zu viel Kenntniß voraussetzen, oder nur der Augenblick und seine Bedeutung sie interessirt. Abgesehen von dem Eigensten, was Hr. v. Raumer hier liefert, wird sein Werk daher auch für die Folgezeit von Werth bleiben als eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller nordamerikanischen Institutionen, wie sie seit der Freiwerdung Amerikas sich entwickelt haben und 1844 in der Erscheinung sich darstellten.

Durch eine kurz gefaßte Geschichte der Vereinigten Staaten in ihren geistigen Wendepunkten werden wir zu den einzelnen Abschnitten über das innere Leben allmälig übergeführt. Wie thöricht erscheint uns da die Anklage, Amerika sei ein unhistorisches Land! Alles was das Leben, was die Parteien jetzt in Bewegung setzt, jede Frage, so unbedeutend sie uns erscheine, hat ihre geschichtliche Wurzel. Gleich wie jeder einzelne Staat seine besondern Entdecker, Stifter und Gesetzgeber aufzuweisen hat, knüpft sich die Sklaven-, die Bank-, die Tariffrage an bestimmte Entwickelungspunkte der Geschichte. Es ist nichts dort willkürlich gemacht, es hat sich so gemacht, weil man der freien Volksentwickelung ihren Lauf ließ oder lassen mußte, bis die verschiedenen Meinungen sich vereinten, schichteten, trennten und ihre eigenen Stromgebiete fanden. Es ist nichts gemacht, bis auf die geraden Linien der Grenzen in den jüngern Staaten. Die Willkür hatte nichts damit zu thun, und nur dadurch unterscheidet sich Amerika von dem historischen Europa, daß man, wo es gilt, die letzte ordnende und regelnde Hand nach einem Naturproceß anzulegen, nicht die Observanzen und das Herkommen als letzte Richtschnur annahm, sondern den praktisch gebildeten Verstand. Große, neue Ideen ins Leben rufende Genien im Staatsleben hat Amerika nicht erzeugt, dafür aber Geister, welche mit tiefer, ernster und umsichtiger Ausbildung, mit der taktvollen Kenntniß Dessen, was noth thut, die edelste Humanität, die höchste patriotische Redlichkeit verbanden, welche nicht experimentirten mit fremden und eigenen Eingebungen, sondern den Augenblick ergriffen, nutzten und der Gefahr als Männer gegenüberstanden. Solche Männer waren Washington und Jefferson, der Schöpfer der amerikanischen Verfassung und derjenige, welcher ihr das feste demokratische Siegel aufdrückte. Beide werden von dem Verf. mit besonderer Vorliebe geschildert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen der Kriegsereignisse in und vor Dresden, vom 7. März bis 28. August 1813. Bearbeitet von Heinrich Aster. Nebst zwei Schlachtplanen. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 4 Thlr.

Der geachtete und in der Literatur der Kriegswissenschaften berühmte Oberstlieutenant Aster hat in der vorliegenden Schrift eine Militairchronik seiner Vaterstadt aus einer der wichtigsten Perioden derselben geliefert und sich dadurch ein unbestreitbares Verdienst erworben; denn wenn an sich schon eine jede glaubwürdige Überlieferung denkwürdiger städtischer Begebenheiten nicht blos für die Zeitgenossen und deren nächste Nachkommen von Wichtigkeit ist, sondern selbst für künftige Generationen, so erhält ein solches Unternehmen eine weit höhere Bedeutung, wenn Kriegsscenen und militairische Ereignisse, die in der Stadt oder um dieselbe stattgefunden haben, von der Hand eines kenntnißreichen Offiziers geschildert werden. Wie schmerzlich hat man, nach Hrn. Astee's richtiger Bemerkung, eine Beschreibung der frühern Ereignisse in Dresden vermißt und, so setzen wir hinzu, wie gut würde es gewesen sein, wenn die Geschichte der Belagerung von Dresden im J. 1760 und anderer Begebenheiten des Siebenjährigen Kriegs einen so kundigen Beobachter und Berichterstatter gefunden hätten als den Verf. des Buchs, mit dem wir uns jetzt beschäftigen.

Es würde uns freilich viel zu weit führen, wenn wir an Hrn. Astee's Hand die Begebenheiten des J. 1813, wie er sie in großer Vollständigkeit dargestellt hat, verfolgen wollten. Wir machen daher nur auf einige Hauptsachen aufmerksam. Zuerst stehe hier nämlich die Bemerkung, daß der Verf., obschon er als damaliger sächsischer Offizier die Bewunderung für den Kriegsruhm Napoleon's mit dem größten Theile seiner Kameraden theilt, doch nicht ungerecht gegen die Kriegführung der Verbündeten geworden ist. Er bezeugt an mehren Stellen, daß alle Truppen, die Franzosen sowol als ihre Feinde, nach vorangegangenen starken Märschen und bei gänzlichem Mangel an Verpflegung dennoch mit den größten Anstrengungen und mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit sich geschlagen haben. Der Tüchtigkeit und Abhärtung der Russen, der militairischen Thätigkeit der Preußen und ihrer hohen Begeisterung gibt er ebenso gut ihre Ehre als der Bravheit der Östreicher, die trotz starker Gebirgsmärsche, trotz der unregelmäßigen Verpflegung und nothdürftigen Bekleidung und trotz des schlechten Wetters stets ihre Schuldigkeit gethan haben, ja, wie ihr Verlust an Todten und Verwundeten bewies, noch weit mehr geleistet haben würden, wenn das moralische Gefühl des gemeinen Mannes nicht durch sich durchkreuzende Verordnungen geschwächt und wenn sie überhaupt bei vollen Kräften gewesen wären. „Ein Jeder", sagt Hr. Aster S. 123, „wer dergleichen Situationen selbst beigewohnt hat, wird daher das brave Benehmen dieser Truppen am 26. August stets bewundern." War nun ihnen gegenüber der physische Zustand der Franzosen auch nicht besser, so gab dafür die angeborene Lebhaftigkeit der Nation, verbunden mit einem hohen militairischen Ehrgefühl und mit einer enthusiastischen Anhänglichkeit der alten Soldaten an ihren Kaiser, sowie der feste Glaube an seine Unfehlbarkeit im Siegen, diesen Truppen eine Ausdauer und eine moralische Kraft, von der man, wie Hr. Aster sagt, selbst Zeuge gewesen sein muß, um sie im höchsten Grade zu bewundern.

Alle diese Eigenschaften treten nun in den Schlachten vom 22., 25., 26. und 27. Aug., die von dem Verf. mit vieler Klarheit und mit großer Genauigkeit beschrieben sind, ganz besonders hervor. Mit den Ereignissen sind nach einer lobenswerthen Einrichtung verschiedene längere militairische Betrachtungen vereinigt, die sein Buch für militairische Leser sehr lehrreich machen, wie z. B. über die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der Schwarzenberg'schen Disposition am 26. Aug., über den Mangel an Terrainkenntniß und die daraus herrührende Übereilung des Angriffs auf Dresden, über den Rückzug der Verbündeten nach Böhmen, über Lord Stewart's Don-Quichoterie und ähnliche Erörterungen, die zugleich als Kritik der vorhandenen Erzählungen und Beschreibungen gelten können. Dabei ist Hr. Aster aber immer eingedenk und spricht es auch selbst aus, daß Tadeln leichter sei als Bessermachen und daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, der unsern Tagen so gewöhnlichen Tadelsucht zu huldigen. Für seine Bil-

Digitized by Google

ligkeit spricht unter Anderm auch die Bemerkung auf S. 326, daß es außer dem Feldmarschall Schwarzenberg, dessen besondere Verdienste Hr. Aster überall anzuerkennen sich geneigt zeigt, noch andere Leute gegeben habe, die ohne sein Wissen eingegriffen und Befehle ertheilt hätten, wodurch sich manches Auffallende erklärt und womit auch wol die Thatsache zusammenhängt, daß der Rückzug der östreichischen Armee nicht allein mit dem Armeefuhrwesen, sondern auch mit den Truppen am 27. Aug. Morgens um 9 Uhr angefangen habe. Dies ist von Hrn. Aster nach authentisch-handschriftlichen Nachrichten, nach Aussagen mehrer Augenzeugen und nach der Angabe eines vornehmen Theilnehmers hier zuerst mitgetheilt worden, alle andern Schlachtbeschreibungen haben diese Thatsache übergangen.

Neben solchen militairischen Details werden die Laien im Kriegshandwerk durch mancherlei einzelne Züge aus dem Soldatenleben unterhalten. Über Napoleon wird aus dem bereits bekannten Tagebuche des sächsischen Generals v. Gersdorf Manches berichtet und dadurch dem Gedächtnisse jüngerer Leser empfohlen, die Begeisterung seiner Soldaten für ihn, das Geschrei, Händeklatschen und Herumspringen beim vive l'empereur, der Muth, mit dem sie in den Tod gingen, und der Scherz, der sie selbst bei schweren Verwundungen nicht verließ — alles Dies wird nach glaubhaften Mittheilungen und aus eigener Kenntniß erzählt. Aber Hr. Aster verschweigt auch nicht, daß die jungen Conscribirten, diese cochons de lait, nach dem Ausdrucke älterer französischer Offiziere, nicht selten von ihren Offizieren und von den an den dresdner Thoren und Schlägen aufgestellten Gensdarmen mit Gewalt wieder ins Feuer getrieben werden mußten. Wie übel die alte Garde eine solche Feigheit aufnahm und wie sie den Flüchtigen mitspielte, zeigt der Vorfall in einer französischen Lunette unfern des Feldschlößchens, als eine östreichische Granate das Thor aufgeschlagen hatte, die entmuthigte Besatzung, junge Franzosen und Westfalen, trotz aller Drohungen der Offiziere, zu dem Thore hinausstürzte und den Schutz der alten Garde aufsuchte. Daß Hr. Aster neben den Anführungen persönlicher Tapferkeit hochgestellter Offiziere wie der Österreicher Colloredo und Moritz Liechtenstein auch mit besonderer Vorliebe bei den Waffenthaten der jüngern sächsischen Offiziere verweilt, können wir nur loben und freuen uns einer solchen patriotischen und kameradschaftlichen Anerkennung. Ebenso finden wir auch die Erwähnung der Freundlichkeit und Gefälligkeit, mit welcher die Einwohner Dresdens aus allen Classen die verwundeten Russen, Preußen und Östreicher behandelt haben, ganz an ihrem Orte.

Wir haben in unserm Artikel nun noch des ersten Theils unserer Schrift zu gedenken, in welchem für das gegenwärtige Dresden die Nachrichten über die durch Marschall Davoust befohlene Sprengung der Brücke von besonderm Interesse sind und gerade jetzt in einem noch höhern Grade, da dieser ausgezeichnete Theil der dresdner Schönheiten durch die Wuth der Elemente von neuem bedroht gewesen ist. Hr. Aster hat nun über diese Sprengung die beste Auskunft, die durchaus auf amtlichen Nachrichten beruht, gegeben. Wir ersehen hieraus, daß General Reynier schon am 9. März 1813 die Minenarbeit an dem dritten Brückenpfeiler, von dem linken Elbufer aus gerechnet, anfangen ließ, daß bei der franzosenfeindlichen Gesinnung der dresdner Bevölkerung sich darüber der lauteste Unwille zeigte und in tumultuarischen Bewegungen, Fenstereinwerfen u. dergl. äußerte, daß aber die Minenarbeit unter militairischer Bedeckung fortgesetzt wurde und daß seit Davoust's Ankunft, am 13. März, weit kräftigere polizeiliche Maßregeln in Anwendung kamen. In der Nacht vom 18. auf den 19. März ließ der damalige Landesdeputirte v. Miltitz auf seinen vorher gemachten Antrag das Crucifix von der Brücke abnehmen und am 19. März früh 8¾ Uhr geschah die Sprengung des Pfeilers zur besondern Zufriedenheit des Marschalls Davoust, der die erfolgte Zerstörung für vollkommen gelungen erklärte. Der Verf. hat in einem besondern Capitel die nach der Capitulation Dresdens am 11. Nov. 1813 erfolgten Bauten an der Elbbrücke verzeichnet, sowie auch aus den Stadtrechnungen die Summen angegeben, welche bis zum Ende Mai 1815, wo die Brücke wieder befahren werden konnte, für dieselbe aufgewendet waren. Im Ganzen betrugen die Ausgaben 156,353 Thlr. 11 Gr. 3½ Pf. Das Crucifix ward am 22. Dec. 1814 auf Anregung der sächsischen Behörden unter dem russischen Gouvernement des Fürsten Repnin wieder aufgerichtet. Die bisherige Inschrift: „Galli deiecerunt d. 19. Mart. 1813, Alexander restituit die natali d. 22. Decembr. 1814", enthält also eine doppelte Unwahrheit und wird wol nicht wieder auf demselben angebracht werden.

Wir übergehen die übrigen Dresden betreffenden Kriegsereignisse bis zum Waffenstillstande im Sommer 1813.

Daß ein Mann wie der Verf. alle auf Dresden und die Schlachten um Dresden bezüglichen Schriften benutzt haben würde, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Aber außerdem beruht seine Darstellung noch auf den Aussagen einer großen Anzahl von Augenzeugen, auf beieflichen und mündlichen Mittheilungen von Theilnehmern, unter denen Hr. Aster besonders die von preußischen Generalen und Offizieren empfangenen Aufschlüsse rühmt, und auf den in einigen sehr ausführlichen Tagebüchern niedergelegten Angaben. In dieser letztern Beziehung ist namentlich das Tagebuch des Calculators Röder eine schätzbare Hülfe gewesen. Die von östreichischen Offizieren erbetenen Aufklärungen waren nicht eingegangen. Hr. Aster bedauert dies um so mehr, da reelle östreichische Schlachtberichte nothwendig sind, um ein durchaus wahres, vollständiges Bild der Schlacht bei Dresden aufzustellen, denn auch er hat hinlänglich Ursache, gegen die Angaben der französischen Bulletins mistrauisch zu sein. Die Wahrheit seiner Bemerkung ergibt sich aber auch aus andern Schlachtbeschreibungen; denn es ist doch z. B. erst duech die Mittheilungen in der „Östreichischen militairischen Zeitschrift" ein fester Grund zur wahrhaften Darstellung der Begebenheiten in der Schlacht bei Marengo gelegt worden.

D.

Literarische Notiz aus England.

Poesien der Mistreß Butler.

In London erschien: „Poems. By *Frances Anne Butler* (late Fanny Kemble)." Die Verf. ist die unter dem Namen Fanny Kemble als Schriftstellerin und unter dem Namen Frances Anne Kemble als Schauspielerin in England und Amerika geachtete Tochter des Mimen Charles Kemble, die Nichte und Schülerin der großen englischen Bühnenkünstlerin Siddons, deren Leben Thomas Campbell (2 Bde., London 1834) beschrieben. Mrs. Butler's Trauerspiel „Francis the first", das sie bereits im Alter von 17 Jahren geschrieben, erfuhr bei seiner erst 1832 erfolgten Veröffentlichung vom Publicum eine eben so günstige Aufnahme und von englischen und französischen Kritikern eine noch vortheilhaftere Beurtheilung als ihr „Journal of a residence in the United States", das sie nach ihrer Rückkehr aus Amerika 1834 in London herausgab. Die im vorigen Jahre erschienenen „Poems" werden von dem „Quarterly review" als ihre gelungenste Production bezeichnet. Wenn der feine Kritiker Gustave Planche in seinen „Portraits littéraires" die symboleeiche, säuberlich ausciselirte Sprache in „Francis the first" sehr passend „Sonettstil" nennt und die durchgehende Ausbreitung eines überschwänglichen Bilderreichthums als „das lebendige Fortscheeiten des Deamas störend" tadelt, so erscheint diese glänzende Form in den meist lyrischen Gedichten als ein Vorzug, der unter Mrs. Butler's Künstlerhand nicht selten zu einer ergreifenden Schönheit und als solche auch von der englischen Kritik gebührend hervorgehoben wird.

S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 241. — 29. August 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

Amerika nimmt jetzt den zweiten Platz unter allen welthandelnden Staaten ein. Schon 1642 ward aber auch hier (in Virginien) der Grundsatz mit Bewußtsein ausgesprochen: Freiheit des Handels ist Blut und Leben eines Staates, und doch wäre kein anderes Land so im Stande, für sich einen allgenugsamen, geschlossenen Handelsstaat zu bilden als Amerika, da es von Maine hinunter bis Luisiana alles zum Leben Nothwendige erzeugt. Jetzt — muß man freilich hinzusetzen —; denn vor Alters bedurfte es mannichfacher Einfuhrartikel. Nicht der Sklaven allein, sondern auch anständiger Frauen. Das Individuum war auf 120—180 Pfund Taback abgeschätzt; wenigstens ward eine anständige Frau dafür abgelassen. Auch die Religionsfreiheit kam nicht ohne harte Kämpfe zu einer Wirklichkeit. Dieselben presbyterianischen Märtyrer, welche in den Wäldern Neuenglands eine Ruhestätte vor den grausamen Verfolgungen gefunden, konnten, kaum zu Athem gelangt, schon in ihren Versammlungen decretiren, daß der Glaube nicht so kalt sein dürfe, um Irrthümer zu dulden! Vielgottesdienst sei die größte Gottlosigkeit, und nur grobe Unwissenheit könne Freiheit des Gewissens fodern!

Darf man danach noch mit der Behauptung sich ans Licht wagen, daß Amerika ein historischer Entwickelungsproceß abgehe? Welche Kämpfe läßt das voraussetzen, bis die heutige Überzeugung, die heutige Freiheit zu einer Wahrheit wurde! Und mußte die äußere Verfassung nicht dieselben Kämpfe durchmachen! Jeder neue Staat bekam seine besondere Verfassung als Geschenk vom Mutterlande mit seiner Verleihungsurkunde, republikanische, demokratische, aristokratische und monarchische; Staatsmänner und Philosophen experimentirten daran! Wie mußten alle diese Verfassungen verarbeitet werden, um die Einheit von heute hervorzubringen. Und wie Manches hat sich trotzdem von dem Alten in den Verfassungen der einzelnen Staaten erhalten, deren Gesetzgebungen in wesentlichen Punkten noch heute schroff voneinander abstehen; nur an die Sklaverei zu erinnern!

Der Kampf der Colonien mit dem Mutterlande bleibt ein ewig denkwürdiges Ereigniß, von moralischen Folgen für alle Zeiten; nicht sowol des Heroismus, der Tapferkeit und der patriotischen Opfer willen, welche die Amerikaner brachten, denn darin stehen andere Völker ihnen nicht nach, sie übertreffen dieselben vielmehr noch, aber wegen der Gesetzlichkeit, mit welcher dieser Kampf geführt wurde, wie man Schritt für Schritt weiter ging und zum Äußersten erst, als es unvermeidlich war, griff. Nicht Haß, nicht Leidenschaften waren die verborgenen Quellen, es galt Principfragen, die mit vollem Bewußtsein von beiden Theilen ausgefochten wurden. Nach den gewöhnlichen Begriffen, wonach nur ein unerträglicher Druck ein Volk rechtfertigt, wenn es das Schwert der Empörung zieht, war der Aufstand der Colonien am allerwenigsten von allen Revolutionen gerechtfertigt. Wo konnte ein ruhiger Bürger, treu dem Satze: „Jeder fege vor seiner Thür", ruhiger leben als in Neuengland? Aber das Gefühl des Rechts, der Stachel seiner Kränkung war mächtiger als das Wohlbehagen. Das Princip allein entflammte eine mäßige, gesittete, tugendhafte Bevölkerung gegen auch gesittete, menschliche, freundliche Herren. Die Repräsentanten von Massachusetts riefen aus:

> Wo keine Vertretung ist, herrscht Sklaverei, und das britische Parlament hat kein Recht, unvertretene Amerikaner zu besteuern.

Und der edelste Staatsmann Englands, Lord Chatam, rief dagegen aus:

> Ich freue mich, daß Amerika widerstanden hat; denn wenn drei Millionen Menschen so ganz alle Kraft, allen Tugendsinn verloren hätten, daß sie willig ihre Freiheit aufgäben, so würden sie geschickte Werkzeuge sein, die Übrigen zu verknechten.

In solchem Ehrenkampfe gegenseitiger, tüchtiger Gesinnung wurde Amerika frei und England reicher und mächtiger als vorher, weil es sich mit Bewußtsein und zu rechter Zeit in das Unvermeidliche schickte und nicht mit halsstarrigem Dünkel bei einem Princip ausharren wollte, was sich überlebt hatte.

Ein lehrreiches Exempel ist dieser Kampf auch um deswillen, weil er lehrt, wie Strenge gegen ein empörtes Volksgefühl nichts hilft, und wie eine Nation, wenn ihre Mehrzahl von edlem Sinne erfüllt ist, auch auf loyale Weise Waffen dagegen findet. Der unzeitmäßige Versuch, in Massachusetts eine neue Regierung einzu-

Digitized by Google

richten, mislang allein darum, weil die Mehrzahl der vom Könige ernannten Personen ihre Ämter ablehnten. Andere wurden vom Volk an der Annahme gehindert. Diese moralische und gesetzliche Kraft des Widerstandes hat jede Nation. Wenn sie nicht durchdringt gegen die Willkürherrschaft, hat sie sich selbst, der mangelnden moralischen Kraft ihrer Bürger, ihr Unterliegen beizumessen.

In folgenden Grundsätzen stimmen heute die Verfassungen aller Staaten überein: Alle Menschen sind frei und gleich geboren, und haben natürliche, wesentliche und unveräußerliche Rechte, ihr Leben und ihre Freiheit zu genießen und zu vertheidigen, Eigenthum zu erwerben, zu besitzen und zu beschützen und überhaupt Sicherheit und Glückseligkeit zu suchen und zu erlangen. Es gibt keinen Adel, keine erblichen oder Familienvorzüge, keine ausschließlichen Rechte nnd Monopole, keine Censur, kein stehendes Heer, keine Einlagerung von Soldaten, keine Landesverweisung, keine Vermögenseinziehung, keine herrschende Kirche, keine Kirchensteuern, keinen Religionszwang irgend einer Art, keine Steuern ohne Bewilligung, keine Geldverwendung ohne Zustimmung und öffentliche Rechenschaft, keine rückwirkende Kraft oder Suspension der Gesetze. Dagegen werden die Richter, was unsern Gefühlen entgegen ist, nur auf mehr oder weniger Jahre, „meist auf die Dauer ihres guten Benehmens" angestellt. Worin, nach diesen Grundzügen, besteht die Verwandtschaft zwischen den schweizer Republiken und den nordamerikanischen? In nicht viel mehr als im Namen.

Der Verf. theilt uns den herzerhebenden Abschied Washington's an die Nation nach Niederlegung seiner Präsidentschaft mit, eins der schönsten Documente humaner Staatsweisheit. Aber mit besonderer Vorliebe verweilt er bei der Schilderung Thomas Jefferson's als Mensch, Staatsmann und Gelehrter:

Die stürmische See der Freiheit war das Element, auf dem er kühner und weiter segelte als jemals irgend ein Mensch; ohne eigenen Schaden und zum Heile seiner Zeitgenossen und Nachkommen. Der Denkspruch seines Siegelringes war: „Von Dem kommt die Freiheit, von dem der Geist kommt", und: „Widerstand gegen Tyrannei ist Gehorsam gegen Gott." Er war es, der den Gedanken von der Natürlichkeit, Menschlichkeit und Nothwendigkeit einer völligen Unabhängigkeit Nordamerikas zuerst nach allen Richtungen ausbildete, und er war es, der als Präsident den vollständigen demokratischen Charakter dem centralisirten Föderativsystem aufdrückte; nur darin erfolglos, daß sein Vorschlag zur Aufhebung der Sklaverei nicht durchging. Auch ein Prophet war er, der die europäischen Verhältnisse mit seinem scharfen Blicke durchdrang. Der zweiundsiebzigjährige Jefferson schrieb am 14. Febr. 1815 an Lafayette nach Paris über die restaurirten Bourbons: „Möge das hergestellte Herrscherhaus sich durch die unglücklichen Irrthümer der Republikaner belehren lassen, sich lieber mit einem gewissen Maße der Gewalt zu begnügen, welches durch einen förmlichen Vertrag mit dem Volke gesichert ist, als nach Mehrem zu greifen, Alles in ungewissem Spiele zu wagen, und sich dem Schicksale ihres Vorgängers, oder einer Erneuerung ihrer Verbannung auszusetzen." Aber nie ist wol ein Mensch auf Erden durch eine ungezügelte Presse so heftig angeklagt, so unwürdig verleumdet worden wie Jefferson.

Er war nicht fühllos dagegen, aber vertraute mit Recht, daß die Kraft der Mehrheit durchdringen müsse. Die bittersten Erfahrungen konnten ihn nicht dahin bringen, eine Beschränkung der Presse auch nur zu wünschen. Er sagte:

Wer Feuer und Wärme will, bedarf auch des Schornsteins, und irrige Meinungen können geduldet werden, wo man der Vernunft Freiheit läßt, sie zu bekämpfen.

Fr. v. Raumer weist Jefferson das hohe Verdienst zu, daß ohne ihn vielleicht auch in Amerika eine herrschende Kirche eingeschmuggelt wäre, da man, kaum nachdem er eine Universität gegründet, den angeblichen Unglauben daraus vertreiben wollte. Glücklicherweise zogen zugleich vier fromme Sekten ein, die sich sogleich in die Haare geriethen und sich untereinander verdammten. Die Theologen verketzerten ihn daher als Unchristen, aber auch die Philosophen waren ihm nicht hold, denn er konnte nie begreifen, wie man Plato so hochstellen könne; dessen Republik nannte er einen Unsinn, von dem er nicht begreife, wie die Welt ihn habe so lange preisen können. Als es Jefferson nicht gelang, seine Anträge auf Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen, rief er aus:

Was für ein erstaunliches, unbegreifliches Wesen ist der Mensch! Er kann ertragen Arbeit, Hunger, Marter, Gefängniß und Tod zur Aufrechthaltung seiner eigenen Freiheit, und im nächsten Augenblicke ist er taub gegen alle diejenigen Gründe, deren Macht ihn in jenen Kämpfen aufrecht erhielt, und stößt seinen Mitmenschen in eine Sklaverei, wovon eine Stunde mehr Elend mit sich führt, als er zeitlebens von der Abhängigkeit zu befürchten hatte, gegen welche er sich empörte.

Unermüdet von den Kämpfen im Innern, sah er die große Zukunft seines Vaterlandes mit Seherblicken und beschloß dieselbe durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu begründen und zu sichern. Unter seiner Präsidentschaft schon wurden alle Staatsabgaben abgeschafft und die Einnahmen reducirt auf den Erlös aus den verkauften Staatsländereien und dem Zoll, wie sie auch jetzt noch bestehen. Der Verf. sagt:

Die Gesammtentwickelung der Menschheit ist nie in die Hand des Einzelnen gelegt, aber kaum hat damals Einer in dieser Beziehung so viel gewagt und zu Stande gebracht wie Thomas Jefferson. Die Pietät für europäische Erfahrungen und Einrichtungen, die Sehnsucht nach dem Herkömmlichen und Bekannten, die Furcht vor dem Unbekannten und Unerhörten hätte vielleicht Amerika dahin gebracht, sich die verbrauchten Institutionen des alten Europa aufdringen und aufschwatzen zu lassen. Jefferson und seiner Freunde Widerstand hat diese Möglichkeit für immer abgeschnitten, diesen Kampf für immer beendet. Die neue Welt ist erschaffen, und Jefferson bleibt der größte, wirksamste, friedlichste Republikaner unter Allen, deren die Geschichte Erwähnung thut.

Auch die Mythe hat sich seiner schon bemächtigt. Bei seltener Gesundheit und Kraft des Geistes und Leibes sah der dreiundachtzigjährige Greis 1826 dem Tode entgegen. Er wünschte so sehr, den 4. Juli, den Jahrestag der Freiwerdung Amerikas, zu erleben. Die Aerzte erklärten, es sei unmöglich. Aber die Sehnsucht hielt ihn wunderbar aufrecht, und er starb wirklich erst am 4. Juli um 1 Uhr, an demselben Tage und in derselben Stunde, wo er 50 Jahre zuvor die von ihm

Digitized by Google

entworfene Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten im Congreß unterzeichnet hatte! Er starb arm. Der Staat Louisiana, den er für den Bund gewonnen, übernahm die Schuld, für seine Hinterbliebenen zu sorgen. Sein einfaches Grabmal in Monticello sah Raumer verfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Westöstliches.

1. Gesicht des Todesboten über den Erdkreis. Ein hebräisches Gedicht. Urtext und Übersetzung herausgegeben von B. Hirzel. Zürich, Orell, Füßli und Comp 1844. 12. 1 Thlr.

Ein moderner Jeremias, der nicht blos wie der alte über eine einzelne Stadt, sondern über den ganzen Erdkreis sein Wehe! Wehe! Wehe! ausruft. So läßt er sich unter Anderm über Frankreich folgendermaßen aus:

Und du, Land von Westen,
Schlachthaus du,
Behänge von außen
Mit Flittergold,
Erfüllt im Innern
Mit Gebein und Blut —
Auf dich
Tochter des Gräuels,
Fällt wie ein Wetter
Das Strafgericht meines Zorns!
Hei, Hei!
Bluthochzeit wollen wir halten
Nach Lust deiner Vorfahren,
Und tanzen sollen
Deine Jünglinge und Jungfrauen
Den Todestanz
Nach dem Händeklatschen des Erdballs. — —
Auf zu mir steigt beständig
Der Weheruf der Ermordeten
Und das Klaggeschrei der Verwaisten,
Und es verfluchen dich von fern der
Tausende von Verführern und Verführten!
Nur wenig und mich hätte erreicht
Die Pest deines Odems;
Nur wenig
Und du, Herr,
Hättest mich entthronet
Mich, der ich gründete
Die Grundvesten von Himmel und Erde
Ha! mit Recht
Erhebst du dich;
Die Fürstin der Hölle bist du ja.
Ja, ha!
Mit Recht machst du dich groß;
Denn stark bist du.
Noch Massen zu vergiften!
Der Pestkranke
Steckt an
Alles um sich her
Beim Eitern seiner Todesbeulen!

Nicht eben viel besser kommt England weg. „Horch auf", spricht er zu diesem, „Insel des Nordens; nimm zu Herzen meine Worte. Gib wohl Acht, du Handelsmann, denn Ich spreche, Ich. Du sollst nicht länger spielen mit dem Heil der Nationen und nicht länger verkaufen die Gärten meines Rechts. Deine Tyrannei über die Meere, dahin ist sie; und deine Spionen bis zu den Fernen der Erde, ein Ende mach' ich ihnen. Siehe, abgeschnitten wurde von dir dein rechter Arm und dein linker will dir erlahmen. In deinem Innern brennet Feuer und es treibt dich der Brand zum Selbstmord. Weh, fallen wirst du schon morgen, und reißen weitum Freunde wie Feinde zugleich mit!" Hören wir, wie es unserm Deutschland ergehen wird. „Aber dein Bruder, der Erstgeborene, der da wohnt in seinem Lande, spricht in seiner Zunge, ist nicht sowol er, ein Mann unter den Kindern seiner Schwestern, eine Eiche in den Bäumen des Waldes? Weh doch! Angesteckt ist auch er: das Haupt von der Schlange der Erkenntniß, der Bauch von dem Gifte des Westen, die Füße von der Lahmheit des Alters. Grabe nur nach Wissen o Haupt, immer tiefer und tiefer; mit Gewißheit sollst du wissen, daß kein Wissen außer mir! Nimm auf, immerfort o Bauch, den Samen des Westen und in Schmerzen wirst du gebären den Schmerz: der Baum der Fremde brachte Früchte des Todes! Stemmt euch fest an den Boden ihr beiden Füße der Lahmheit, bei eurer Lahmheit erstarren euch beiden Muskeln und Blut." Wer ist hier das Haupt? Wer der Bauch? Wer die Füße der Lahmheit? Im Folgenden wird dies klarer, wenn es heißt: „Vermehre deine Listen o Haupt, um fort und fort zu verschlingen die Theilchen deines Bauches alle, bis dir zur Schande wird deine List und du erstickest. Fülle dich o Bauch mit Speise der Söhne des Trugs; sättige dich an ihrem Strohfeuer, bis daß du verzehrt bist. Zertretet ihr Füße alle Geistesregung und löschet aus jeden Lebensfunken — und ausgehen wird auch euch der Oden im Gestank eurer Umgebung, und ihr werdet verfaulen mitten in eurer Fäulniß!"

Es kommt noch schlimmer, wobei zugleich Rußland gegeißelt wird. „Doch, doch! Wehe deinem ganzen Leibe! Wende dich nur! Ein Schreckensbild: Sein Schlund wie des Eisbären, sein Magen wie des Wolfs, sein Schwanz eine Schlange des Südens! Siehe, da liegt es lauernd zwischen dir und dem Garten Eden, sperrt auf seinen Rachen, dich ganz zu verschlingen. Zerrissen hat es schon den Sohn seiner Mutter und dessen Fleischstücken ausgestreut über die ganze Erde. Weiter und weiter schwingt's seinen Schwanz und schmettert zusammen eine Menge Völker. Auch du vermagst nicht zu entgehen seiner Gier. Doch, doch! rächen will ich dich wahrlich fürchterlich! Und mit dir frißt es zugleich deinen Hochmuth und deine Schlaffheit, dein Zanken und dein Kranken, und erlahmen soll es von deinem Fraß wie die große Schlange von ihrem Fange; und es wird zu tödten sein durch die Hand von Weibern und Kindern u. s. w."

Doch genug! Man sieht, welche schrecklichen Zeiten uns bevorstehen und daß es hohe Zeit ist, Buße zu thun in Sack und Asche. Werden die Länder und Völker dem eifernden Propheten glauben? Er scheint selbst daran gezweifelt und namentlich an den alten Satz gedacht zu haben, daß die alten Propheten todt sind und die neuen nichts gelten. Darum hat er seine Prophezeiung ins Hebräische zurück datirt und förmlich den hebräischen Urtext dazu geliefert, von dem er sagt: er habe ihn gerade in den Tagen aufgefunden, als die züricher Regierung ihrem Volke anstatt des christlichen Glaubens einen philosophischen Wechselbalg unterschieben wollte, im Monat August des Jahres 1839; er wisse zwar nicht, wer es geschrieben, doch so viel könne er bezeugen, daß es nicht von einem Mythus niedergeschrieben wurde, sondern von einer leibhaftigen Person. Wie diese Worte andeuten, offenbart sich das Ganze als eine fanatische Reaction gegen die freiern Bewegungen auf dem Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft, wie sich dieselbe in der Schweiz factisch gestaltet hat. Ein Nachwort setzt uns darüber vollkommen ins Klare, indem er unter Anderm von den „deutschen Buben" spricht, welche das Fundament des Lebens, die christliche Kirche bis in die untersten Volksclassen unterwühlten. Ein sonderbares Gemisch von Zaghaftigkeit und Zuversichtlichkeit in dem Propheten von Pfäffikon! Einerseits fürchtet er, daß ein solches Fundament von

Digitized by Google

„Buben" untergraben werden könne, andererseits glaubt er, durch Schimpfreden und Drohworte es stützen zu können. Man findet jedoch nicht selten Gänseblumen und Löwenschnauzen nebeneinander stehen.

2. David und Jonathan. Lied der Freundschaft, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Von F. W. L. Umbreit. Heidelberg, Mohr. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Nach dem vorigen Gedichte, das wie Gewitterfausen und Schwefelgeruch an uns vorüberzog, duftet uns das vorliegende wie die geklärte, nur von Wohlgerüchen geschwängerte Luft an, die einem Gewitter zu folgen pflegt. Es ist vom Verf. als Gabe der Freundschaft dem berühmten Pfleger orientalischer Dichtungen, Joseph v. Hammer-Purgstall, gewidmet und bildet insofern das Seitenstück zum „Lied der Liebe" desselben Verf. Wie der Stoff so wirkt auch der Ton des Gedichts höchst wohlthuend, namentlich macht eine glückliche Ineinsbildung des dichtenden Subjects mit dem besungenen Object, die ich eine naive Sentimentalität nennen möchte, an vielen Stellen einen recht erquicklichen Eindruck. Trotzdem müssen wir gestehen, daß uns auch diese Bearbeitung eines biblischen Stoffs wie alle übrigen Versuche der Art hinter der einfachen und ursprünglichen Erzählung des Originals weit zurückzubleiben scheint. Vorbild und Nachbildung nehmen sich immer nebeneinander aus wie ein alter ehrwürdiger Hebräer mit wallendem Barte und patriarchalischem Gewande gegenüber einem modernen israelitischen Lion mit glattem Kinn und fashionablem Phantasiefrack. Der Letztere kann an sich sehr einnehmend und liebenswürdig sein, aber er ist doch wenig dazu geeignet, den Ersteren zu repräsentiren.

3. Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen von G. Weil. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch nimmt von doppelter Seite ein lebhaftes Interesse für sich in Anspruch, einerseits als Product gelehrter Forschungen für die Männer von Fach, andererseits als unterhaltende, ja ergötzliche Lectüre für jeden Gebildeten. Da Ref. nicht im Besitz der Quellen und Hülfsmittel noch der nöthigen Kenntniss ist, um in ersterer Beziehung das Werk zu beurtheilen, und überdies der Verf. selbst erklärt, daß es kein eigentlich gelehrtes sein solle und danach das Ganze zugeschnitten hat, so ist uns wol erlaubt, hier nur den poetischen Werth und die unterhaltende Seite desselben hervorzuheben, was sich am besten durch eine kurze Angabe des Inhalts und Mittheilung einiger Probestellen wird erreichen lassen. Das Büchlein enthält dem Titel gemäß eine Reihe von biblischen Erzählungen, wie sich dieselben im Geiste des Islam gestaltet haben und theils im Koran und in dessen Commentaren, theils als Einleitung in den Biographien Mohammed's, theils als Vorgeschichte in mohammedanischen Geschichtswerken gesammelt oder zerstreut gefunden werden. Die einzelnen darin enthaltenen Sagen sind die von Adam, von Noah, Hud und Salih, von Henoch oder Idris, von Abraham, von Joseph, von Moses und Aron, von Samuel, Saul und David, von Salomon und der Königin von Saba, und endlich von Johannes, Maria und Christus. Sie erscheinen, obwol den Haupt- und Grundzügen nach ziemlich mit der Bibel übereinstimmend, sämmtlich im buntesten, durchaus märchenhaften Gewande und werden dadurch für unser Gefühl ganz und gar aus der Sphäre der Religiosität, aus der Erhabenheit in das Gebiet der profanen, phantastischen Poesie, ja der Komik hinübergeschickt. Sogleich die Schöpfungsgeschichte ist ein ebenso künstliches als naives, mit der üppigsten orientalischen Phantasie zusammengestelltes Gewebe, in welchem neben den tiefsinnigsten Ideen die belustigendsten, barocksten Vorstellungen Platz gefunden haben. So lautet z. B. der Anfang folgendermaßen: „Nach den zuverlässigsten, zu uns gelangten Berichten ward Adam Freitag Nachmittags zur Afterstunde geschaffen. Die vier höchsten Engel, Gabril, Michail, Ibrahil und Asrail mußten von den vier Enden der Welt die Erde herbeibringen, aus der Gott seinen Körper bildete, für Herz und Kopf wurde aber nur Erde aus dem Gebirte von Mekka in Medina, von der Stelle, wo später die heilige Kaaba und das Grab Mohammed's sich erhob, genommen. Obgleich noch leblos, erregte er doch das Erstaunen und die Bewunderung aller Engel, die an der Pforte des Paradieses, wo ihn Gott hingelegt hatte, vorüberflogen. Iblis aber, der Adam's schöne Gestalt und geistreiches, liebliches Aussehen beneidete, sagte zu den Engeln: «Wie möget ihr an einem hohlen, aus Erde geschaffenen Wesen Wohlgefallen finden? Von diesem Geschöpfe ist nur Schwäche und Gebrechlichkeit zu erwarten.» Nachdem alle Bewohner des Himmels, mit Ausnahme des Iblis, mit ehrfurchtsvollem Schweigen Adam angestaunt, priesen sie Gott, den Schöpfer dieses ersten Menschen, welcher so groß war, daß, wenn er aufrecht auf der Erde stand, sein Kopf bis zum ersten der sieben Himmel hinaufreichte. Gott ließ dann die tausend Jahre vor Adam's Körper geschaffene Seele in das von ihm ausstrahlende Lichtmeer tauchen und befahl ihr, Adam zu beleben. Sie zeigte einiges Widerstreben, die unendlichen Räume des Himmels zu verlassen und ihren Wohnsitz im engen Körper eines Menschen zu nehmen. Aber Gott rief ihr zu: «Belebe Adam gegen deinen Willen und zur Strafe wegen deines Ungehorsams sollst du dich einst auch wieder gegen deinen Willen von ihm losreißen.» Hierauf hauchte Gott die Seele mit solcher Gewalt an, daß sie durch die Nase in Adam's Kopf einzog."

Weiterhin, nachdem erzählt worden, daß Iblis sich vor Adam nicht habe verbeugen wollen und wegen dieses Hochmuths und Ungehorsams aus der Mitte der Engel verstoßen sei, heißt es: „Adam ward es heimlicher, als Iblis aus seiner Nähe verbannt war, und er hielt auf Gottes Befehl vor den in zehntausend Reihen vor ihm aufgestellten Engeln eine Predigt, in welcher er besonders Gottes Allmacht und die Wunder seiner Schöpfung pries. Bei dieser Gelegenheit zeigte er auch den Engeln, daß er sie an Gelehrsamkeit und besonders an Sprachkenntniß — er wußte nämlich jedes Wesen in 70 Sprachen zu benennen — weit überträfe. Nach dieser Predigt ließ ihm Gott durch Gabril eine Taube aus dem Paradiese reichen, und sobald er sie gegessen hatte, versank er in einen tiefen Schlaf." Solche Züge, die uns besonders darum ergötzlich scheinen, weil darin Zustände und Sitten späterer Jahrhunderte anticipirt werden, kehren auf jeder Seite wieder. So wird z. B. auf der folgenden erzählt, daß, als sich Adam der aus einer seiner Rippen geschaffenen Eva liebevoll genähert habe und sie habe umarmen wollen, Eva trotz ihrer Liebe zu Adam dennoch Widerstand geleistet und gesagt habe, nur mit Gottes Einwilligung könne sie die seinige werden; auch ziene es dem Weibe nicht, sich dem Manne ohne Heirathsgeschenk hinzugeben, worauf Adam den Engel Gabril gebeten habe, für ihn bei Gott um Eva anzuhalten und anzufragen, was er als Morgengabe zu entrichten habe. Eine ähnliche komisch wirkende Anticipation liegt unter Anderm in der Erzählung, daß Adam, nachdem er von Gott erfahren, daß einem seiner berühmtesten Nachkommen, dem Propheten und Könige David, ursprünglich nur ein Alter von 30 Jahren zugemessen sei, sich entschlossen habe, demselben von seinen 1000 Jahren 70 zu schenken, worauf sich Gott, Adam's Vergeßlichkeit kennend, eine förmliche Schenkungsurkunde habe ausstellen und von Gabril und Michail als Zeugen unterschreiben lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 242. — 30. August 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Möge sich Niemand mit diesen Anführungen genügen lassen, sondern den Abschnitt selbst lesen, welchen Raumer der Schilderung Jefferson's und seiner Thätigkeit gewidmet hat. Er ist mit besonderer Klarheit, Wärme, ja mit Begeisterung für den großen Todten geschrieben. Getheiltere Ansichten möchten die beiden folgenden, inhaltreichen Abschnitte über Menschenracen und Sklaverei und der über die Indianer hervorrufen. Alle Stimmen sind darin einig: es ist ein großes Übel, aber es plötzlich aufheben wollen, riefe ein noch weit größeres hervor. Die Abolitionisten haben wenigstens Das bewirkt, daß die allgemeine Aufmerksamkeit darauf wach geworden ist. Die Vorschläge, welche der Verf. zu allmäliger Hebung desselben ausspricht, haben Das für sich, daß sie uns, auf unserm europäischen Standpunkte, möglich erscheinen; ob sie ausführbar sind, wird nur der Amerikaner beurtheilen können, und vielleicht auch der nur in der Zukunft. Daß es übrigens der schwarze Sklave in den Sklavenstaaten selbst besser hat als der emancipirte Neger in den Nichtsklavenstaaten, was vielfach ausgesprochen ist, bestätigt auch der Verf. Der Fervor naturalis der angloamerikanischen Race gegen die anders Gefärbten ist unüberwindlich, Religion, Philosophie und Aufklärung vermögen nicht, ihn zu verwischen, und unser Verf. neigt sich in sofern auch zur Racentheorie, daß er eben nur dem germanischen Stamm in Amerika die Entwickelungskraft, die Bildungsfähigkeit und Befähigung zuspricht. Die vorliegenden Exempel in den südamerikanischen Staaten sind leider nicht geeignet, seiner Ansicht zu widersprechen. Kürzer berührt er das Verhältniß zu den Indianern, ein Thema freilich mehr für den elegischen Dichter als für den Historiker; es ist ein Stamm, welcher der unabwendbaren Vertilgung entgegeneilt. Sie haben sich nie in Sklaven verwandeln (dieser poetische Ruhm bleibt ihnen) aber auch für den Ackerbau und die Cultur nie so gewinnen lassen, daß sie mit den rastlos arbeitenden und fortschreitenden Angloamerikanern den Vergleich aushielten. Einen ihrer Flüche lautete: „Mögest du durch Hunger gezwungen werden, den Boden zu bauen!" Man bemüht sich, sie zu Christen zu bekehren, aber ihre Bekehrer sind wenig geeignet, ihnen die Segnungen der neuen Religion beizubringen, wenn pedantische Geistliche klagen: daß das Bollwerk der Religion ganz zu Grunde gehe, weil die Indianer — des Sonntags Ball spielten! Man vertreibt die Indianer bekanntlich nicht mehr mit roher Gewalt, man zwingt sie nur, sich ihr Eigenthum, ihre Rechte abkaufen zu lassen und mit Pensionen weiter in den Westen zu wandern, um dort, wenn ihre Zeit kommt, weiter vertrieben zu werden, wenn nicht die Fieber und der Branntwein sich ihrer erbarmt und sie ausgetilgt haben! Den so Ausgewiesenen zahlt die Regierung hohe Jahrgelder — der Rest eines zahlreichen Stammes, der Foxes, nur noch aus 2183 Köpfen bestehend, erhält jährlich 92,000 Dollars —, sie werden aber, wenn nicht schon die Commissaire sie darum betrügen, bald in Spielereien und Branntwein verschwendet. Es ist eine Speculation arbeitsscheuer Gesellen unter den Weißen, so ausgestattete indianische Mädchen zu heirathen, um an den Renten Theil zu nehmen, die jährlich wachsen, weil der Branntwein auch jährlich die Kopfzahl der Stammgenossen verringert. Wir bedauern, daß der Verf. uns über die interessante Erscheinung der Cherokees in Georgien nur so kurze Nachrichten mittheilt. Hier hatte ein indianischer Stamm angefangen, sich der europäischen Cultur aus selbsteigener Bewegung anzuschließen, und ein grausames Machtgebot vertrieb ihn aus der Heimat der Väter: die Georgier wollten sie nicht länger unter sich dulden und der Congreß hatte keine Macht sie zu schützen. Eine völlige Verschmelzung zwischen Indianern und Weißen, hieß es, sei unmöglich und eine äußerliche Vermischung, ein Durcheinanderwohnen verlängere und vergrößere nur das Übel.

Aber auch den weißen europäischen Einwanderern möchte man schon ihre Rechte streitig machen, wenigstens den Vollgenuß beschränken, dessen sie sich bis da erfreut. Gegen diese Einschränkung kämpft aber mit der Zuversicht des Sieges die sogenannte demokratische Partei, und Hr. v. Raumer räth allen Deutschen, welche Druck, Noth und Verhältnisse aus dem Vaterlande treiben, noch immer an, lieber in Amerika ihr Heil zu versuchen, wo sie bereits gegen fünf Millionen Landsleute

Digitized by Google

finden, und tausend Mal mehr Rechte, Hülfe und Genüsse als in bürgerlich ungeordneten oder völlig unangebauten Ländern. Einige Staaten bestehen fast schon zur Hälfte aus Deutschen.

Die Weltgeschichte kennt keinen Staat solchen Umfangs, wo die Bevölkerung in kurzer Zeit so regelmäßig und in solchem Maße gestiegen wäre wie in den Vereinigten Staaten. Im J. 1780 betrug sie 2,051,000, im vorigen Jahre aber schon 18,980,000 Köpfe. Die großen Fortschritte fallen zumeist auf die Thäler des Ohio und Mississippi. Trotz dieses ungeheuern Anwuchses der Bevölkerung kann man aber behaupten, daß das Capital in noch weit größerm Maße wachse. Möchte aber auch der Satz als Wahrheit sich bekräftigen, den der Verf. ausspricht, daß, je mehr die Nordamerikaner Herren der Natur werden, um desto mächtiger auch ihr Geist werde. Andere langjährige Beobachter des amerikanischen Lebens, welche wir sprachen, wollen die Aussicht zwar nicht bestreiten, daß auch hier der Geist Herr über die Materie werden dürfe, sie setzen indeß den Zeitpunkt weiter hinaus. Erst wenn die fruchtbaren Wüsten im Westen von Auswanderern angefüllt wären, erst wenn die Wanderzüge dahin aus dem Osten aufhörten, erst wenn Ruhe im Lande eingetreten, und Jeder angewiesen sei auf die Heimat, auf das Erbe der Väter, weil kein vortheilhafterer Ort sich seinem Speculationsgeist darbiete, erst dann werde mit der conservativen Stätigkeit der Geist über die Materie die Herrschaft gewinnen. Bis jetzt wäre der Nordamerikaner mit seinem Wanderungsfieber immerfort westlich nach dem reichern Ertrag versprechenden, jungfräulichen Boden der Prairien, auch als Ackermann ein Kaufmann. Der feste Besitz erst werde die edlern, humanern Tugenden ins Leben rufen, unbeschadet der heroisch patriotischen Tugenden, welche er schon jetzt in reichem Maße besitze.

Die Abschnitte über Ackerbau, Handel und Manufacturen überlassen wir den Lesern zum eigenen Studium; das reiche Detail gestattet keine Auszüge. Außer den unbebauten Ländereien gehören dem Gesammtstaate über tausend Millionen Acker, aus deren Verkauf seine Haupteinnahme entspringt, die Steuerfreiheit seiner Bewohner, die reiche Ausstattung der Schulen, der öffentlichen Anstalten, zur Beförderung der Wissenschaften, zu Wegeanlagen u. s. w. Das sind freilich locale Vortheile, die kein anderes Land der Welt seinen Bewohnern, seiner Regierung bietet. Der Geldwerth ist wie in allen Colonien hoch; der Zinsfuß, auf 6 Procent in den meisten Staaten festgesetzt, steigt in einigen der neuern bis auf 10 Procent; dagegen hat Amerika nach dem Maße der Bevölkerung 3½ Mal so viel Kanäle und 6½ Mal so viel Eisenbahnen als England. Die Geschichte des berühmten Eriekanals, welcher den Hudson mit dem Eriesee verbindet, ist ein leuchtendes Capitel zur Geschichte der menschlichen Fortschritte. Die Ersten und Größten ihrer Zeit zweifelten an der Möglichkeit, dann, bei den großen Kosten, an seiner Rentabilität. Er ward 1825 vollendet und bevölkerte ein ganzes Land, er rief Flecken, Städte, Fabriken und Kirchen ins Leben, und schon in zehn Jahren hatte er mehr eingetragen als das ganze Anlagecapital betrug!

Eins der wichtigsten Abschnitte ist dem vielbesprochenen Bankwesen oder Unwesen allein gewidmet. Der Verf. tritt hier als entschiedener Gegner dieser demoralisirenden schwindlerischen Plutokratie auf. Die 800 Banken in den Vereinigten Staaten nennt er ebenso viele Falschmünzerwerkstätten, welche die Bevölkerung betrügen, Millionen um das Ihrige und ins Elend gebracht haben und noch tiefer und verderblicher auf die Sittlichkeit wirkten. Jackson hat mit einem Schlage zwar die Hauptbank vernichtet, seine Kraft reichte aber nicht aus, auch die Banken der einzelnen Staaten zu unterdrücken; und trotzdem, daß die Verfassungsurkunde buchstäblich festsetzt, daß nur Metallgeld gesetzliches Zahlungsmittel sein soll, fabriciren diese Banken nach wie vor Unmassen von Papiergeld, fast nach Willkür, welches im Course steigt und sinkt und die verwegen spielenden Agioteure überreich macht, während es den Ruin und die Verarmung von Tausenden herbeizieht. Ergrimmt ruft der Verf. aus:

Die als dumm und barbarisch verschrienen Münzeinrichtungen und Münzberechtigungen des Mittelalters sind nur Übel in kleinem Maßstabe, verglichen mit 800 Münzstätten, wo von Schrot und Korn und Feststellung des Werthes gar nicht die Rede sein kann, und in Wahrheit eine beispiellose Falschmünzerei betrieben wird. Wollte der Congreß eine der klarsten und heilsamsten Vorschriften der Verfassung beiseite setzen, so wäre es immer noch besser gewesen, den 26 Staaten das Münzrecht nach gleichem Schrot und Korn zu überweisen, als es 800 Papiermüllern anzuvertrauen, wo jeder Müller und Drucker seine Wische als Nationalgeld anpreist.

Die einzelnen Staaten geben jetzt beschränkende Gesetze, aber überall findet man Auswege sie zu umgehen, und es fehlt an Rechtsmitteln gegen heimliche Betrügereien und öffentliche Bankrotte. An geistreich sophistischen Vertheidigern des amerikanischen Bankwesens und der Banknoten fehlt es übrigens nicht, ja sie behaupten, daß ein Staat, von fortgeschrittener Bildung und einem so ausgedehnten Handel, desselben so wenig als der Kaufmannstand der Wechsel und des Credits entbehren könne; der Verf. sucht sie aber durch das Beispiel von Staaten zu widerlegen, die an Bildung nicht zurückstehen und deren Handel ebenso ausgebreitet ist, wo aber, wie in Frankreich, nicht einmal Papiergeld, welches vom Staate ausgeht, existire, ohne daß man um deshalb im Verkehr eine Hemmung bemerke. Wir erinnern unsere Leser an die äußerst plastisch lebendige Darstellung dieses Unwesens in den Seatfield'schen Romanen.

Der Abschnitt von den Abgaben und Finanzen wird zweifelsohne manches Bedenken erregen und manche feierliche Stirn mit ernsten Runzeln überziehen, wenn man liest, daß es in den Vereinigten Staaten gar keine allgemeine Steuer, keine Grundsteuer, keine Accise oder innere Verbrauchssteuer gibt, und daß dennoch 1835 alle Schulden aus den Kriegsjahren bezahlt waren und im Schatze dennoch ein Überschuß von 34,866,000 Dollars blieb. Der ungeheuere Staat hat freilich nur vier

Digitized by Google

Minister, deren jeder nur 6000 Dollars Gehalt bezieht; das des Präsidenten beträgt nur 25,000 Dollars. Pensionen der hohen Staatsbeamten, wenn sie ihr Amt niederlegen, kommen nicht vor. Auch in den einzelnen Staaten ist das amerikanische Staatssystem das vollkommene Gegenstück zu dem europäischen. Es wird nicht Brot, Fleisch, Bier, Branntwein, Thee, Kaffee, Holz, Kohlen, kurz die Bedürfnisse der niedern Classen werden nicht besteuert, und statt der Verzehrungssteuer ist in den meisten Staaten eine Vermögens- und Einkommensteuer eingeführt, die nur den Reichen trifft. Zu diesen Lichtseiten bilden die Schulden dieser Staaten einen desto stärkern Schlagschatten. Der Verf. ist der Voraussicht, daß die angedrohte Repudiation, d. h. die verlautbarte Erklärung mehrer Staaten: sie wollten ihre Schulden nicht bezahlen, nicht auf einen Bankerott, auf eine wirklich beabsichtigte Betrügerei ihrer Gläubiger, sondern nur auf einen Indult hinauslaufe. Schon hat es auch darin zum Besten sich gewandt. Die ununterbrochen steigenden Hülfsmittel dieser Staaten setzen es außer Zweifel, daß sie ihren Verpflichtungen werden nachkommen können, und daß sie es wollen werden, dafür findet der Verf. in dem Rechtssinn und in der Weltklugheit der Amerikaner eine Bürgschaft. Das Postwesen erwartet noch seine Reform.

(Der Beschluß folgt.)

Westöstliches.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Unter den nächstfolgenden Abschnitten bietet besonders der über Abraham sehr interessante Partien. Es wird darin unter Anderm von Nimrod erzählt: „Nimrod faßte den Entschluß, einen hohen Thurm zu bauen und wo möglich sich dem Himmel zu nähern, um den Gott Abraham's darin aufzusuchen. Der Thurm ward bis zu einer Höhe von 5000 Ellen gebaut; da aber der Himmel noch immer fern blieb und die Arbeiter nicht mehr weiter zu bauen im Stande waren, ließ Nimrod zwei Adler auf dem Thurme erziehen und fortwährend mit Fleisch füttern. Dann ließ er sie mehre Tage hungern und als sie ausgehungert waren, befestigte er an ihre Füße eine leichte geschlossene Sänfte, mit einem Fenster nach oben und einem nach unten, und setzte sich mit einem Jäger hinein. Dieser nahm eine lange Stange, an welcher ein Stück Fleisch befestigt war, in die Hand und hob sie durch ein Fensterloch in die Höhe, sodaß die hungerigen Adler immer aufwärts flogen und die Sänfte in die Höhe hoben. Als die Adler einen Tag lang immer gen Himmel geflogen waren, da hörte Nimrod eine Stimme, welche ihm zurief: «Wohin willst du Gottloser?» Nimrod nahm den Bogen seines Jägers und schoß einen Pfeil ab, der alsbald mit Blut befleckt wieder zum Fenster hereinfiel, sodaß der Ruchlose glaubte, den Gott Abraham's verwundet zu haben. Er ließ daher, da er so weit von der Erde war, daß sie ihm nur noch wie ein Ei erschien, die Stange nach unten halten, sodaß sich die Adler wieder mit der Sänfte herabließen." Was meinen unsere Akronauten zu diesem Mittel?

Minder abweichend von der Bibel sind die folgenden Abschnitte; namentlich ist die Sage von Joseph ziemlich rein erhalten, nur daß das Liebesverhältniß Joseph's zur Zuleicha, der Frau Potiphar's, romantisch ausgemalt ist. Ganz und gar dagegen wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" liest sich der Abschnitt von Salomo und der Königin von Saba. Wir entlehnen daraus nur eine Stelle, aus der wir die Vorstellungen der Mohammedaner über den jüngsten Tag kennen lernen. Auf die Frage Salomo's, wer unter den Menschen zuerst dem Grabe entsteige, antwortet nämlich der Todesengel: „Mohammed, der Prophet, der in späterer Zeit aus den Nachkommen Ismail's entspringen wird. Israfil selbst wird mit Gabril und andern Engeln vor sein Grab nach Medina kommen und ihm zurufen: «Reinste und edelste aller Seelen, kehre wieder in den makellosen Körper zurück und belebe ihn!» Da wird er aus dem Grabe steigen und den Staub vom Haupte schütteln. Gabril grüßt ihn dann und zeigt ihm den geflügelten Borak, der schon für ihn bereit steht, nebst einer Fahne und einer Krone, die ihm Gott aus dem Paradiese sendet. Dann spricht er zu ihm: «Komme zu deinem und meinem Herrn, du Auserkorener unter allen Geschöpfen, die Gärten Edens sind schon für dich festlich geschmückt und die Huri erwarten dich sehnsuchtsvoll.» Er hebt ihn dann auf den Borak, gibt ihm die himmlische Fahne in die Hand, setzt ihm die Krone auf das Haupt und führt ihn ins Paradies. Dann erst werden auch die übrigen Menschen ins Leben zurückgerufen. Sie werden alle nach Palästina gebracht, wo das große Gericht über sie gehalten und keine andere Fürbitte als die Mohammed's angenommen wird. Das wird ein furchtbarer Tag sein, wo Jeder nur an sich selbst denken muß. Adam wird rufen: «O Herr, rette nur meine Seele! Ich kümmere mich weder um Eva, noch um Abel.» Noah wird rufen: «O Herr, bewahre mich vor der Hölle! Verfahre mit Sam und mit Ham nach deinem Willen.» Abraham: «Ich bete nicht um Ismail's und nicht um Ischak's willen zu dir, sondern nur für mein eigenes Heil!» Auch Moses und Christus vergessen, ersterer seinen Bruder Aron und letzterer seine Mutter, so sehr sind sie um sich selbst besorgt. Mohammed allein wird Gottes Gnade für alle Gläubigen seines Volks anflehen. Da werden sie über die Brücke Sirat geführt, welche aus sieben Brücken zusammengesetzt ist, deren jede 3000 Jahre lang ist. Diese Brücke ist so scharf wie ein Schwert und so schmal wie ein Haar; man hat ein Drittheil zu steigen, ein Drittheil ist eben und ein Drittheil geht bergabwärts. Nur wer alle diese Brücken glücklich überschreitet, kann ins Paradies gelangen. Der Ungläubige fällt schon von der ersten herab in die Hölle; wer das Gebet nicht beobachtete, von der zweiten; wer keine Almosen gegeben, von der dritten; wer im Ramadhan nicht gefastet, von der vierten; wer die Pilgerschaft nicht vollzogen, von der fünften; wer nicht das Gute empfohlen, von der sechsten; und wer nicht das Böse abgewehrt, von der siebenten."

Von besonderm Interesse wird den christlichen Lesern der letzte Abschnitt sein, worin die muselmännischen Sagen über Christus enthalten sind. Die Orthodoxen und Wundergläubigen können bis auf wenige Punkte wohl mit denselben zufrieden sein, denn es wird darin ihrem Glauben eher mehr als weniger geboten und manche Glaubensartikel, die selbst unter den Christen Einem und dem Andern Scrupel erregen, werden hier unbedenklich angenommen, so z. B. die unbefleckte Jungfrauschaft Mariä, Christi Wunderthaten und seine Himmelfahrt. Nur an seine Kreuzigung glauben sie nicht und sie erzählen statt ihrer Folgendes: „Die Juden nahmen Christus und seine Apostel gefangen am Abende vor dem Osterfeste und sperrten sie zusammen in ein Haus, in der Absicht, Christus am folgenden Morgen öffentlich hinzurichten. In der Nacht offenbarte ihm aber Gott: «Du sollst durch mich den Tod empfangen, aber gleich darauf zu mir erhoben und aus der Gewalt der Ungläubigen befreit werden.» Christus hauchte seinen Geist aus und blieb drei Stunden todt. In der vierten Stunde erschien ihm der Engel Gabril und hob ihn, ohne daß Jemand etwas bemerkte, durch ein Fenster in den Himmel. Ein ungläubiger Jude aber, welcher sich in das Haus schlich, um Christus zu bewachen, daß er ja nicht entkomme, ward ihm so ähnlich, daß selbst die Apostel ihn für ihren Propheten hielten. Dieser ward, sobald der Tag anbrach, von den Juden gefesselt und durch die Straßen Jerusalems geführt. Alle

Digitized by Google

Leute riefen ihm zu: «Du kannst ja Todte beleben, warum solltest du nicht deine Fesseln lösen können?» Manche stachen ihn dann mit dornichten Ruthen, Andere spuckten ihm ins Gesicht, bis er auf den Hinrichtungsplatz kam, wo er gekreuzigt wurde, weil ihm Niemand glaubte, daß er Christus sei." Nächst diesem dürfte den Orthodoxen auch nicht behagen, daß Christus nach seinem Tode weissagend vom Himmel verkündet: „Einst, wenn der jüngste Tag herannaht, werde ich wieder zur Erde gesandt, da werde ich den falschen Propheten Dadjal und das wilde Schwein, welche gleiches Unheil auf Erden anstiften, tödten und es wird ein Zustand des Friedens und der Eintracht eintreten, daß Lämmer und Hyänen brüderlich nebeneinander weiden werden. Ich werde dann das von gottlosen Priestern verfälschte Evangelium sammt dem wie ein Götzenbild verehrten Kreuze verbrennen und der Lehre des Propheten Mohammed's, der in späterer Zeit gesandt wird, die ganze Erde unterwerfen." Auch die Aussage eines von Christus belebten Todtenkopfes, daß unter den sieben Stockwerken der Hölle, deren Boden Strafe, deren Decke Grimm des Allmächtigen ist, das dritte für die Christen bestimmt sei, dürfte ihnen nicht sonderlich gefallen; dagegen wird ihnen das Wunder vom himmlischen Tische um so mehr zusagen und es sei ihnen daher als letzte Probe zum Besten gegeben: „Selbst die zwölf Jünger, welche er gewählt hatte, um die neue Lehre zu verbreiten, waren nicht unerschütterlich in ihrem Glauben und begehrten von ihm eines Tages, daß er ihnen einen mit Speisen beladenen Tisch vom Himmel herabsteigen lasse. «Ihr sollt einen Tisch haben», ließ sich eine Stimme vom Himmel vernehmen; «wer aber nachher noch in seinem Unglauben verharret, den trifft schwere Pein.» Hierauf ließen sich zwei Wolken mit einem goldenen Tische herab, auf dem eine veredeckte silberne Platte stand. Manche anwesende Israeliten schrien: «Seht den Zauberer, welches neue Blendwerk er wieder erdacht hat!» Diese aber wurden sogleich in Schweine verwandelt. Als Christus dies sah, betete er: «O Herr, laß diesen Tisch uns zum Heil führen und nicht zur Verdammung!» Dann sagte er zu den Aposteln: «Der Vorzüglichste unter euch erhebe sich und decke die Platte auf.» Aber Simon, der älteste unter ihnen, sprach: «Herr, du bist am würdigsten, die Speise des Himmels zuerst zu sehen.» Christus wusch seine Hände, hob den Deckel weg und sprach: «Im Namen Gottes!» Und siehe da, es kam ein großer gebackener Fisch zum Vorschein, ohne Gräte noch Schuppen, der einen Wohlgeruch verbreitete wie Paradiesesfrüchte. Um den Fisch herum lagen fünf Brotchen und auf dem Fische selbst Salz, Pfeffer und andere Gewürze. «Geist Gottes!» fragte Simon, «sind diese Speisen aus dieser oder aus jener Welt?» «Sind nicht beide Welten», antwortete Christus, «mit Allem was darauf ist, ein Werk Gottes? Genießet mit dankbarem Herzen, was euch der Herr gibt und fraget nicht, woher es kommt. Ist euch aber die Erscheinung dieses Fisches noch nicht wunderbar genug, so sollt ihr noch ein größeres Wunder sehen.» Er sprach dann zum Fische gewendet: «Werde lebend durch den Willen des Herrn!» Der Fisch fing an sich zu regen, sodaß die Apostel vor Furcht davonliefen. Christus rief sie aber zurück und sagte: «Warum fliehet ihr vor Dem, was ihr gewünscht habt?» Dann rief er dem Fische zu: «Werde wieder was du vorher warst!» und sogleich lag er wieder gebacken da, wie er vom Himmel gekommen. Die Jünger baten dann Christus, zuerst davon zu essen, er sagte aber: «Ich habe nicht danach gelüstet; wer danach gelüstet, der esse jetzt auch!» Als aber die Jünger sich weigerten, davon zu essen, weil sie wohl einsahen, daß ihr Verlangen sündhaft gewesen, rief Christus viele alte Leute, Taube, Kranke, Blinde, Lahme herbei und lud sie ein, von dem Fische zu essen. Es kamen ihrer 1300, welche sich an diesem Fische sättigten, aber sowie ein Stück davon abgeschnitten war, wuchs es im Augenblicke wieder nach, sodaß der Fisch noch ganz dalag, als hätte ihn Niemand berührt. Aber die Gäste waren nicht nur gesättigt, sondern auch von allen ihren Gebrechen geheilt. Die Greise waren verjüngt, die Blinden hatten wieder ihr Gesicht, die Tauben ihr Gehör, die Stummen ihre Sprache und die Lahmen ihre kräftigen Füße. Als die Apostel dies sahen, bereuten sie es, nicht auch davon gegessen zu haben, und wer diese geheilten und gestärkten Leute sah, bedauerte es, nicht auch an dieser Mahlzeit Theil genommen zu haben."

Hoffentlich wird der Leser nach den mitgetheilten Proben an dem Interesse und der Ergötzlichkeit des Büchleins nicht mehr zweifeln. Wenn aber Einer oder der Andere es unbegreiflich und lächerlich finden sollte, wie die Muselmänner dergleichen Märchen unter ihre Glaubensartikel aufnehmen können, so möge er sich nur einmal ernstlich die Frage vorlegen, ob denn nicht vielleicht auch er Manches glaube, was jedem Andern, der nicht gleich ihm in diesem Glauben geboren und erzogen ist, ebenso phantastisch und wunderlich erscheinen dürfte. K.

Literarische Notiz aus England.

Über das berüchtigte Urtheil zu Gunsten Karl's I.

Die Entscheidung der Richter der englischen Schatzkammer in dem Falle John Hampden's, als dieser das Schiffsgeld zu zahlen sich beharrlich weigerte, ist bekannt. Bis jetzt war es ein streitiger Punkt, ob einige und wie viele der Richter sich gegen den König in dieser Sache erklärten. Dahlmann nimmt in seiner „Geschichte der englischen Revolution", wie Guizot, gewiß an, daß das berüchtigte Urtheil zu Gunsten Karl's I. mit 8 gegen 4 Stimmen gefaßt worden sei. Daß im Schooße des Gerichts Zwiespalt geherrscht, ist gewiß. Ein vor kurzem von der Camden Society herausgegebenes Werk aus der Zeit der letzten Stuarts: „The autobiography of Sir John Bramston", wirft einiges Licht auf diese Angelegenheit. Der Verfasser dieser Selbstlebensbeschreibung war der Sohn des Vorsitzenden des Gerichts, welches das Urtheil wider John Hampden verhängte. Der Sohn erzählt uns nun, daß sein Vater in diesem Falle von manchen Gewissensbedenken gequält wurde, auch habe er darauf gedrungen, daß man in das Urtheil einige Clauseln aufnehme, welche das dadurch dem Könige zugesprochene Recht in wesentlichen Theilen beschränken; so wollte er, daß statt der Worte „so bald es Ew. Maj. für geeignet halten wird" gesetzt werden sollte „und nur in solch dringenden Fällen"; als er bei diesem Antrag überstimmt worden, habe er das Urtheil zu unterschreiben sich geweigert, bis ihm erklärlich gemacht wurde, es sei von alten Zeiten her Brauch, daß alle Richter unterschrieben, was von der Mehrheit entschieden worden sei. Außer ihm sind, wie aus jenen Denkwürdigkeiten hervorgeht, die Richter Crooke und Hutten derselben Ansicht gewesen. Seine Theilnahme an jenem Urtheil zog Bramston, wie es scheint, später die Ahndung des Parlaments zu, und da auch der König seit jener Zeit einen geheimen Groll gegen ihn hegen mochte, so verlor er seinen Platz. Cromwell, der die Gewissenhaftigkeit des Mannes schätzte, wollte ihn, als er das Ruder führte, wieder zum Oberrichtee machen; aber eingedenk des französischen vestigia terrent schlug der Mann des Rechts das Anerbieten höflich aus und brachte in der Zurückgezogenheit des Alters, wie sein Sohn meldet, seine übrige Lebenszeit größtentheils mit Bibellesen zu. Beiläufig sei hier noch als einer von den vielen Beweisen, welch unverwüstliche Elemente der Beharrlichkeit in den englischen Verfassungsformen und dem Geiste des Volks in England vorhanden sind, der Thatsache erwähnt, daß der directe Abkömmling jenes Oberrichters, J. W. Bramston, heute im Parlamente sitzt, wie es seit jener Zeit unter der Republik, wie unter den letzten Stuarts, unter dem Oranier, wie unter den Braunschweigern von der ganzen Sprossenreihe dieses Geschlechts in beinahe zwanzig Parlamenten geschehen ist. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 243. —— 31. August 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Von ungleich größerer Wichtigkeit und noch nicht gelöst ist die Tarifrage. Zwei Pole stehen sich hier gegenüber, die ackerbautreibende und die fabricirende Bevölkerung; dies ist in fast allen Reichen der Fall und ihre Interessen scheinen getrennt. Aber in Amerika sind sie auch örtlich und klimatisch schroff geschieden. Der Süden hat andere Interessen als der Norden; beide Bevölkerungen liegen sich im Congreß in den Haaren, und einst glaubten die Feinde aller Republiken in Europa schon zu triumphiren, daß die Union der einzigen wahren Republik zerfallen und damit der Beweis vor der Geschichte geführt sei, daß eine Republik außer der Zeit und Möglichkeit sei, da die südcarolinische Nullificationserklärung erfolgte. Die Köpfe waren erhitzt, aber es blieb bei Worten und Drohungen. Der Gedanke führte beide Theile an den Abgrund, vor dem sie beide zurückschauderten, und im praktischen Sinn der Amerikaner fand sich wenigstens eine einstweilige Ausgleichung. Dennoch sind der Tarif, die ungeheuern Schutzzölle, an die der Norden sich festklammert, die er neuerdings wieder zu erhöhen wußte, die Kette, an welcher der Süden in grimmigem Unmuth seine Zähne wetzt. Der Verf. ist ein entschiedener Anhänger der Handelsfreiheit.

Die völlige Unabhängigkeit eines Landes zerstört allen auswärtigen Handel (China); die völlige Unabhängigkeit einer Familie, die Alles selbst machen will oder soll, zerstört allen inländischen Handel, und führt, statt zu lebendiger Allgenugsamkeit, nur zur geistigen Beschränkung und leiblicher Dürftigkeit.

Ein amerikanischer Geschichtschreiber, Atwater, sagt:

Wechselseitiger Verkehr erzeugt wechselseitige Abhängigkeit, wechselseitigen Gewinn und wechselseitige Freundschaft. Möge dies fortdauern für uns und unsere Kinder, für unsere östlichen Brüder und deren Nachkommen.

Was hohe Schutzzölle der inländischen Industrie helfen, davon liefert Mexico ein trauriges Beispiel. Was man braucht, wird durch Schmuggelei eingeführt. Dieser Handel wird in solcher Ausdehnung betrieben, daß viele Dinge für weniger verkauft werden als der Zollsatz beträgt! Hr. v. Raumer beklagt, daß, als die Verhandlungen zwischen Amerika und dem Zollverein gepflogen wurden, letzterer nicht durch achtungswerthe und kenntnißreiche Gesandte vertreten wurde, welche die Vorurtheile widerlegen und die Böswilligkeit bekämpfen konnten. Die Beispiele, welche uns der Verf. von der Unkenntniß der Amerikaner über unsere Verhältnisse mittheilt, lassen freilich nicht verwundern, daß die Sache sich zerschlagen mußte. Man fragte ihn, ob Baiern oder Preußen ein größerer Staat sei? Man behauptete, Nordamerika führe gar keinen Handel mit Deutschland, sondern nur mit den Hansestädten, als ob diese für sich die ganze Einfuhr verzehrten! Hr. v. Raumer gibt die Hoffnung nicht auf, daß eine Vereinigung zu Stande kommen werde.

Das stehende Heer ist bis auf 9000 Mann verstärkt. Viele halten das für eine übertriebene Stärke! Um eingeübte Offiziere im Fall eines Krieges für die Landwehr zu haben, ist deren Anzahl unverhältnißmäßig groß. Die Erziehungsanstalt für Offiziere in Westpoint soll sehr zweckmäßig sein. In den Standquartieren an der Grenze werden die Offiziere mit mannichfachen und physikalischen Aufträgen bedacht; zum müßigen Kasernenleben ist kein Anlaß. Das Militairbudget beträgt zwölf Millionen Dollars. Darunter sind aber so viel andere Abgaben begriffen, als für Vermessungen, Wegebesserungen, Abfindung der Indianer, daß für den Sold des Heeres nur 555,000 und für die Bekleidung 395,000 Dollars bleiben. Durch die Kanäle und Eisenbahnen haben sich die militairischen Transportkosten ungemein vermindert. Übrigens ist es ein bestimmt ausgesprochener und festgehaltener Grundsatz, daß das Heer schlechterdings der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen und von ihr zu leiten sei. Der Stolz des Landes beruht auf dem Eifer und dem Muthe seiner Miliz. Im Frieden spielen sie hier und da ein harmloses Spiel damit. Im Kriege hat sie sich noch immer bewährt. Die Kentuckymen mußte Jackson im englischen Kriege wegen ihres zu großen Muthes tadeln. Mit Entschiedenheit spricht sich der Verf. gegen die Haltung großer, stehender Heere aus:

Von ihnen, wie von Vampyren umklammert und ausgesogen, schleppt das alte Europa sein schwächliches und zugleich

Digitized by Google

überreiztes Leben hin, und kann nicht so viel Großes vollbringen als sonst eine Stadt wie Köln oder Strasburg, oder ein in den Wäldern neugeborener Staat Nordamerikas. Mit den Ausgaben für die europäischen Heere, oder auch nur für die Kosten der Befestigung von Paris könnte man unermeßliche Verbesserungen zu Stande bringen und die gedrückten Volksmassen wahrhaft befreien und erheben, ohne daß (bei sonst zweckmäßigen Maßregeln) die Sicherheit des Vaterlandes litte.

Er bestreitet, wie wir schon aus frühern Schriften Raumer's wissen, die Nothwendigkeit dieses „glänzenden Elends" in seiner jetzigen Ausdehnung. Wenigstens bestände diese Nothwendigkeit schon jetzt zur Zeit nicht für das mächtige Frankreich und Rußland. Auch in Amerika richtet das zahlreiche Heer Mexicos Finanzen zu Grunde, welches dennoch von wenigen Texanern geschlagen wurde, und seit 1820 der Herd aller Empörungen und das Mittel aller Revolutionen war.

Wir schließen hiermit unsern ersten Artikel und damit die Anzeige des ersten Theils, einige Abschnitte desselben über die innere Verwaltung und Rechtspflege unserm zweiten vorbehaltend, in welchem wir auch die Reiseroute des Verf. und seine persönlichen Begegnisse mit Amerikas ausgezeichnetsten Männern kurz berühren werden. Dieser erste Theil umfaßt die Handlungen und Ereignisse des germanischen Stammes in Amerika, welcher ihm das Prädicat der „größten friedlichen Eroberer, welche die Geschichte kennt", verschafft hat. Der Amerikaner schätzt die Freiheit so hoch als den Erwerb und noch etwas höher, seine Geschichte beweist es; aber, zum Kriege bereit, wenn es sein muß, achtet er ihn doch, wie der „friedliche Demokrat" Jefferson sagt, für ein völlig untaugliches Werkzeug, Verletzungen und Unrecht wieder gut zu machen, da er den Verlust vervielfältigt, statt einen Ersatz zu geben.

Hr. v. Raumer hat seinem Werke eine Stelle aus des Präsidenten Monroe Botschaft an den Congreß als Motto vorangesetzt; wir glauben unsere Anzeige des ersten Theils und seines Inhalts nicht besser als damit schließen zu können:

Wenn wir den gegenwärtigen Zustand unserer Union mit dem Zustande derselben am Ende der Revolution vergleichen, so bietet uns die ganze Weltgeschichte kein Beispiel von einem Fortschritt und einer Verbesserung in allen großen und wichtigen Dingen, die das Glück einer Nation begründen, welches dem unsern nur im entferntesten ähnlich käme.*)

T.

Vorträge über ausgewählte dramatische Dichtungen Shakspeare's, Schiller's und Goethe's. Herausgegeben von Karl Konrad Hense. Halberstadt, Helm. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

In den Wintern der J. 1842—43 hat laut der Vorrede der Verf. vor einem zahlreichen gebildeten Publicum Vorträge über die auf dem Titel genannten Dichter, ingleichen über Ludwig Tieck und Jean Paul gehalten; eine Auswahl davon sind die abgedruckten Vorträge. Da das wahrhaft gebildete Publicum nirgend ein zahlreiches ist, so weiß man auf den ersten Blick, welche Zusammensetzung man sich unter dem zahlreichen gebildeten Publicum zu denken hat, vor dem Hr. Dr. Hense seine Vorträge gehalten. Auf alle Fälle hat es den Leutchen nicht geschadet, über Shakspeare zu vernehmen, was in Deutschland eines jeden wirklich Gebildeten Überzeugung in dieser Hinsicht ist. Als Beleg die Stelle (S. 1): „In diesem Genius feierte der Geist der britischen Nation seinen höchsten Triumph; denn Alles, was er an Größe, Tiefe und Herrlichkeit in seinem Innern barg, alle Bedeutung historischer That, allen Zauber eines reichen Phantasielebens, allen Ernst des Denkens theilte er verschwenderisch diesem Dichtergeiste mit, welcher mit großartiger Unbefangenheit diese Schätze wieder seinem Volke und der Menschheit zum Genusse übergab. In diesem Umstande aber, daß er der Sohn einer großen Nation, der unbewußte Erbe ihrer geistigen Thatkraft, das getreue Organ der großen Entwickelungen der Zeit war, liegt Shakspeare's Größe und Glück; der Dichter wurde von seiner Zeit getragen und günstiger konnte keine Zeit für einen Dichter sein. Denn er steht an der Grenzscheide zweier Zeitalter; zurück blickt er in alle Größe und Herrlichkeit des Mittelalters, das soeben Abschied zu nehmen im Begriff ist, aber mit all seinem phantastischen und poetischen Sinne noch in die Zeit hineinragt; die Größe und Kraft der untergehenden Feudalwelt, der romantische Zauber des Ritterwesens, die verwegene Macht der Kirche, der Reichthum einer tiefsinnigen Kunst liegen aus der Vergangenheit vor ihm ausgebreitet; vorwärts blickt er wie ein Prophet in die Zukunft und entwickelt das Wesen der philosophirenden Selbstbetrachtung, der Herrschaft des Gedankens und des individuellen Gefühls, der eigenthümlichsten Richtungen der neuern Zeit." Ferner (S. 3): „Die Zauberer und Feen, die Riesen und Zwerge, mit denen das Mittelalter die Welt bevölkert hatte, waren noch nicht aus dem Volksglauben verschwunden, und ebenso bestand das Ritterthum in seinen poetischen Lebensformen und Sitten noch fort, wenn es auch im Staat und Kriege seine Bedeutung verloren hatte. Noch trat man auf in der phantastischen Rittertracht früherer Zeiten, noch nährten die Gedichte eines Bojardo, Ariosto und Tasso den romantischen Sinn, noch waren die Gesänge und Gedichte vom König Artus, von Haimon und Karl dem Großen und vielen andern wirklichen oder erdichteten Helden der Vorzeit nicht vergessen, und die Erzählungen eines Boccaccio, Bandello und anderer italienischer Novellisten waren Lieblingsbücher der Unterhaltung." Alles recht gut, wahr und schön, allein auch so weltbekannt, daß Ref. die Hausnummern und Etagen nachweisen könnte, wo alle Aus- und Eingehende sich mit solchen Bemerkungen als gebildetes Publicum legitimiren. Allerdings kann die Individualität eines Vortragenden auch den bekanntesten, allgemein verbreiteten Ansichten eigenthümlichen, den Mangel der Neuheit ersetzenden Reiz verleihen, und gern wollen wir glauben, daß in den Vorträgen des Hrn. Dr. Hense dieser Ersatz reichlich stattgefunden habe; abgestreift aber ist der Natur der Sache nach den abgedruckten Vorträgen, d. h. einer neuen Schrift, die über Shakspeare, über Schiller, über Goethe eine Nummer mehr in jener Literaturgattung bildet, deren überschwänglicher Reichthum, wenigstens in Beziehung auf letztere zwei große Namen, Ref. an die Äußerung Friedrich's des Großen (in einem Briefe an Fredesdorf) erinnert: „Die Opernbagage habe ich zu Hunderttausendmalen satt." Allein wenn der Deutsche sich lächerlich macht, so soll am wenigsten der Deutsche es lächerlich finden, und darum einige ernste Worte über jene Überliteratur.

Jemandem auf doctrinellem Wege den Sinn für Kunstwerke beizubringen ist unmöglich, steigern aber läßt er sich und ausbilden auf eine Weise, die ähnlich derjenigen ist, wodurch wir vertrauter mit den vorzugsweise sogenannten Naturschönheiten werden. Denken wir uns nämlich, zwei Individuen habe der Himmel die Empfänglichkeit für den Reiz einer grandiosen Landschaft in gleichem Maße verliehen, jedoch nur das eine sei vertraut mit dem Stil des Claude Lorrain, Everdingen, Ruisdael u. s. w. Dieses Individuum, dem die Natur sich nicht

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Digitized by Google

blos im Typus seiner individuellen Auffassung kund gegeben, wird an landschaftlichen Schönheiten inniger und tiefer sich erfreuen als das andere Individuum, dessen Genußfähigkeit in der ihm individuell eigenen Auffassungsweise abgeschlossen geblieben ist. Nicht nur aber für die Natur können Kunstwerke, sondern auch für das Kunstwerk Werke der Rede zu Interpreten werden. Wenn Ardinghello Heinse über Rubens' Amazonenschlacht, Hoffmann über Mozart und Gluck und, um das im vorliegenden Zusammenhange nächstliegende Beispiel nicht zu verabsäumen, Tieck über Shakspeare schreibt, so wird, je größer des Lesers eigene Kennerschaft ist, um so größer der Genuß und die bildende Wirkung sein, die er nicht der eigenen Kennerschaft verdanken sollte. So etwas kann aber nur der Geistesverwandte für den Geistesverwandten, der Genius für den Genius zu Stande bringen; und da nun unter allen vornehmen Verwandtschaften die allervornehmste, die Verwandtschaft mit einem Genius, die wenigsten Mitglieder zählt, so ist leicht zu ermessen, mit welchen Erwartungen der Unbefangene eine neue Nummer der eben bezeichneten Literatur in die Hand nimmt. Dem Hrn. Hense, der über Shakspeare im Allgemeinen nichts Neues zu sagen versucht hat — weit entfernt sind wir, ihn deshalb zu tadeln —, ist es allerdings gelungen, Neues da zu sagen, wo er auf das Specielle eingeht; es ist aber von der Art, daß, wie das Gute nicht neu, so auch das Neue sicherlich nicht gut ist. Man vergleiche S. 27, wo der Vortrag über den „Kaufmann von Venedig" also einleitet:

„Die Idee, welche dem «Kaufmann von Venedig» zu Grunde liegt, ist die Dialektik des abstracten Rechts oder diejenige Entwickelung, in welcher das abstracte Recht in seiner eigenen Nichtigkeit sich erfahren und also selbst aufheben muß. Das abstracte Recht als das Recht des Buchstabens hält unbeweglich nur an der Form fest und verletzt in seiner einseitigen Consequenz andere ebenfalls sittlich berechtigte Mächte des Lebens, kommt mit dem Rechte des Geistes in Widerspruch und wird zum Unrecht. Aber nicht allein mit dem Rechte des Geistes kommt das abstracte Recht in Widerspruch, sondern auch mit sich selbst, denn ein gleich abstractes Recht kann mit derselben Ausschließlichkeit auftreten. Jene Dialektik des abstracten Rechts, welches mit Verhöhnung aller sittlichen Interessen nur sich rücksichtslos durchzusetzen sucht, dann aber in seiner eigenen Abstraction sich auflöst und durch den Buchstaben getödtet wird, den es bannen wollte, ist in dem Rechtshandel des Juden Shylock mit dem Kaufmann Antonio zur Anschauung gebracht worden, aber auch alle übrigen Verhältnisse des Dramas müssen dazu dienen, die Unzulänglichkeit des abstracten Rechts auf dem Gebiete des sittlichen Geistes darzustellen."

Ref. weiß den „Kaufmann von Venedig" englisch und deutsch beinahe auswendig, hat ihn also manch schönes Mal gelesen, aufführen sehen, vorlesen hören; er hat das Stück unzählige Male mit Gleichgesinnten und Andersgesinnten besprochen, so etwas ist aber weder ihm noch irgend sonst Jemandem jemals in den Sinn gekommen, obschon man nicht genau zu ergründen vermag, was hier Hr. Hense wol eigentlich sich gedacht haben mag. Alles Recht ist ein abstractes. Muß in dem concreten Falle Lucius dem Titius 100 Thlr. bezahlen, weil so viel des Erstern fällig gewordene Schuld an Letztern beträgt, so muß er es eben und ist dies eben um deswillen Rechtens, weil in gleichem Verhältnisse des Sempronius an Cajus das Nämliche gelten würde. Ferner: „Dialektik des abstracten Rechts!" Dem Aristoteles, von dem man annimmt, er habe gewußt, was Dialektik sei, ist sie subjectiv: die geschulte Fähigkeit, Sätze überzeugend zu widerlegen und zu vertheidigen, objectiv: die zu Erlangung jener Fähigkeit anleitende wissenschaftliche Methode. Dem Hrn. Verf. ist Dialektik eine Entwickelung, in welcher etwas in seiner eigenen Tüchtigkeit sich erfahren und also sich selbst aufheben muß. Unverholen herausgesagt, Ref. fallen die Worte bei:

Was redt' sie uns für Unsinn vor!
Es wird mir noch den Kopf zerbrechen;
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Groß ist auch das Behagen, womit man über „Romeo und Julie", sage über „Romeo und Julie", das Trauerspiel, „das die Liebe dictirt hat", phraseologischen Tiefsinn wie folgenden ausgeschüttet sieht (S. 19): „Eine Gestalt von der großartigsten Composition ist Mercutio. Sein Standpunkt ist die humoristische Weltanschauung, welche alles Endliche auflöst, da es der Idee nicht entspricht und doch den Schein der Selbstständigkeit und Substantialität behauptet. Es ist begreiflich, daß auf seinem (Mercutio's) Standpunkte der Weltanschauung von einem Pathos nicht die Rede sein kann, da das Pathos eine Hingebung an ein einziges und ausschließliches Interesse ist, wogegen Mercutio durch seinen Humor vielmehr jedes einseitige Interesse auflöst. Es hängt daher mit der Weltanschauung Mercutio's auf das innigste zusammen, daß er in der Tragödie nur so lange eine Stelle hat, als die friedliche Dialektik des Humors ausreicht, und abtreten muß, sobald die erschütternde Gewalt der tragischen Collisionen hereinbricht." S. 20 und 21: „Indem Romeo und Mercutio von der zähen Anhänglichkeit an das Leben frei sind durch die Idealität ihrer Weltanschauung, sind sie doch darin unterschieden, daß Mercutio nur die formelle Freiheit des Gemüthes besitzt, weil für ihn das Leben nicht den substantiellen Werth hat, Träger einer Idee zu sein, Romeo dagegen es zur Negation des Daseins bringt, weil er es dem Ernste seines Pathos opfert." Indeß statt Alles und Jeden folgende Erinnerung an die Idee der Tragödie (S. 17): „In Beziehung auf die Gruppen, welche die beiden Liebenden umgeben, ist an die Idee der Tragödie zu erinnern, daß nämlich der tragische Conflict gebildet wird durch die Gegensätze der freien, sich selbst bestimmenden Liebe und des Rechts der Ältern."

Über Schiller ebenfalls viel des in allgemeine Überzeugung der Nation Übergegangenen, insonderheit Anerkenntniß der großen, seine Werke durchdringenden sittlichen Ideen, hin und wieder höchst würdig besprochen (S. 251): „Der Ausspruch Goethe's über Schiller, daß durch alle seine Stücke die Idee der Freiheit gehe, paßt auf kein Drama mehr als auf den „Tell". Die unendlich hohe Bedeutung dieses Dramas liegt darin, daß es uns die Wirklichkeit der Freiheit im Volksleben und den Genuß derselben zur Darstellung bringt. Jener Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal, welcher insbesondere in den ersten dichterischen Productionen Schiller's auftritt, ist hier überwunden, der Pilgrim, welcher auszieht, um den Ort zu finden, wo das Irdische himmlisch und unvergänglich ist, welcher klagt, daß der Himmel über ihm die Erde nicht berühre und das Dort niemals Hier werden wolle, der Pilgrim hat den Ort seiner Sehnsucht gefunden auf dem Boden des freien Volks, das nach seinen eigenen vernünftigen Gesetzen lebt. Hier auf dem Gebiete der Freiheit ist die Trennung zwischen Idee und Wirklichkeit aufgehoben, ist die Vernunft zur wirklichen Erscheinung gekommen. Der Dichter hat uns in seinem Drama ein Volk gezeigt, das von dem Pathos der Freiheitsliebe glüht." Beiläufig gesagt: die Stelle verlöre nichts, läsen wir am Schlusse derselben von Freiheitsliebe glüht. Allein Pathos ist nun einmal im Modegebrauch und bezeichnet — man vergleiche S. 19 — die Hingebung an ein einziges und ausschließliches Interesse, was offenbar auf den allerwillkürlichsten Gebrauch des Wortes hinausläuft. Überhaupt findet sich aber auch in den Vorträgen über Schiller viel auf Stelzen gehendes Phrasenthum. Z. B. S. 261: „Wie Tell mit den übrigen Männern ganz in substantiellen Empfindungen und Gesinnungen lebt, so auch die meisten weiblichen Gestalten in diesem Drama."

Alles, was Hr. Hense über Goethe sagt, läßt man abseits liegen, weil außerdem nothwendig zunächst auf den „Faust" müßte eingegangen werden, Ref. aber sein Gewissen rein erhalten

Digitized by Google

will von dem Vorwurfe, auch nur um einige Zeilen die Literatur über den „Faust" anzuschwellen. Erfreulich war es ihm, auf S. 322 zu lesen, daß der zweite Theil des „Faust", ästhetisch angesehen, ein völlig verfehltes Werk ist; „darüber hat die Stimme der Nation schon jetzt entschieden, indem dieselbe, die sich so tief ergriffen fühlte von dem ersten Theile, dem andern kein Interesse hat zuwenden mögen". So scheint denn, so leicht auch sonst in Deutschland ein Narr tausend andere Narren macht, die Narrheit — man möchte noch Schlimmeres befürchten: die Affectation —, durch Apotheose des zweiten Theiles von „Faust" sich selbst zu apotheosiren, zum allergrößten Glück nicht angesteckt zu haben. 29.

Bibliographie.

Anwandter, A. F. L., Stimme über den ersten Rechnungs-Abschluß der Feuer-Versicherungsanstalt Borussia und das Schweigen auf die Schrift über deren Entstehen, Bestehen und Vergehen ꝛc. nebst einem Nachtrage zu jener Schrift. Halle, Kümmel. Gr. 8. 6 Ngr.

Apelt, K. F. G., Unsere Bekenntnißschriften, köstliche Kleinodien der evangelisch-lutherischen Kirche. Predigt. Bautzen, Schlüssel. 8. 4 Ngr.

Berg, L., Vom Begriffe und Wesen der Sakramente nach christlichem Bekenntniß. Rede vor einer Gesellschaft Reformfreunde in Worms am 30. März 1845. Worms, Rahke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaligen kurmainzischen Ingenieur-Oberstlieutenants, sodann im Dienste der französischen Republik. Herausgegeben von H. Koenig. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dorguth, F., Schopenhauer in seiner Wahrheit. Mit einem Anhange über das abstrakte Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 5 Ngr.

Eylert, R. F., Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen. 2ten Theiles 2te Abtheilung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. Das nun vollständige Werk kostet 4 Thlr.

Feuerbach, F., Die Religion der Zukunft. 2tes Heft: Die Bestimmung des Menschen. Nürnberg, Cramer. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Derselben 3tes Heft: Mensch oder Christ? Sein oder Nichtsein? Nürnberg, Cramer. Gr. 8. 6 Ngr.

Ghillany, F. W., Über das Verhältniß der Vernunft zur Religion. Nürnberg, Cramer. Gr. 8. 6 Ngr.

Gogel, L., Die todten Seelen. Ein satyrisch-komisches Zeitgemälde. Aus dem Russischen übertragen, mit Anmerkungen versehen und bevorwortet von P. Löbenstein. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gräfe, H., Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Hasenkamp, H. v., Darlegung der Gründe meines Austrittes aus dem Militairdienst. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 3 Ngr.

Heydemann, A. G., Über das französische Unterrichtsgesetz vom Jahre 1844. Eine Vorlesung. Berlin, Nauck. 12. 12 Ngr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 2te Gnadenführung: Die Arbeit in der Liebe. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Zehn Jahre in Ungarn. Erlebnisse und Beobachtungen eines Weltbürgers. Zwei Bände. Leipzig, Hartknoch. 8. 3 Thlr.

Kämpfe, G. A., Antwort auf die Bekenntnisse des Hrn. Pastor Uhlich. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 15 Ngr.

Lacordaire, H., Kanzelvorträge in der Liebfrauen-Kirche zu Paris vom 1. December 1844 bis zum 19. Januar 1845. Nebst biographischen Mittheilungen über Lacordaire von A. du Bois und A. Bonnetty. Deutsch und mit Anmerkungen von M. Smets. Neuß, Schwann. 12. 12½ Ngr.

Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1846 von C. v. Wachsmann. 9ter Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Leipzig, Focke. Kl. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Müller, B., Taschenbuch für Reisende durch den Thüringer Wald und dessen nächste Umgebung. Mit drei lithographirten Ansichten und einer neu entworfenen Reisekarte. Rudelstadt, Renovanz. 8. 1 Thlr.

Perrone, J., Über den Cölibat der katholischen Geistlichen. Nach dem Lateinischen in freier Übersetzung bearbeitet von einem Weltpriester und Caplan im Bisthume Augsburg. Augsburg, Rieger. 8. 3¾ Ngr.

Die Dresdner Petition um Gewährung einer freieren Verfassung der evangelischen Kirche in Sachsen und die öffentliche Meinung. Von einem Laien. Dresden, Arnold. 8. 2 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. 7ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Neuestes Portfolio. Sammlung politischer, auf die Geschichte der Gegenwart Bezug habender Dokumente. Aus dem Englischen. 3te Lieferung. Braunschweig. Gr. 8. 15 Ngr.

Reformationsstimmen der christlich-katholischen Kirche. Herausgegeben von Mollwitz. 1stes und 2tes Heft. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. Jedes Heft 3 Ngr.

Schomburg, K., Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen herausgegeben von K. Bernhardi. Kassel, Bohné. Gr. 8. 2 Thlr.

Schütz, W. v., Die aufgehellte Bartholomäusnacht. Seitenstück zur Schrift: Kämpfe und Triumphe der römischen Kirche in 17 Heften dargestellt. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Sederholm, C., Offenes Sendschreiben an den Herrn Banquier Seufferheld in Frankfurt a. M., über die Art und Weise, wie die von ihm gestellte große Preisaufgabe genügend gelöst werden könne. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 5 Ngr.

Stur, L., Das 19. Jahrhundert und der Magyarismus. Eine Rechtfertigungsschrift. Wien, Benedikt. 8. 5 Ngr.

Süß, J. J., Die Neu-Protestanten Czerski und Ronge, ihre Kniffe, Pfiffe und Speculation. Düsseldorf, Roschütz und Comp. 8. 1¼ Ngr.

Siafraniec-Bystrzonowski, L. v., Serbien, seine europäischen Beziehungen und die orientalische Frage. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Tersteegen, G., Erbauliches und Beschauliches. Ausgewählt und herausgegeben von A. Gebauer. Stuttgart, Cast. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Teufel in Paris. Sitten und Gebräuche, Charaktere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ꝛc. Von Balzac, Cormenin, A. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, A. Karr, G. Sand, E. Sue u. A. Deutsch von F. Bruckbräu. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weidemann, F., Die allgemeine christliche Kirche. Keine Sakramente, keine Symbole, kein Glaubensbekenntniß. Freiheit und Gleichheit in der kirchlichen Gemeinde; kein Papst, kein Bischof, keine geweihten oder ordinirten Priester. Leipzig, Drobisch. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Wendt, R., Geschichte von Huß und den Hussiten, für das deutsche Volk erzählt. Magdeburg, Creutz. 8. 7½ Ngr.

Wolf, J. W., Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Mit drei Kupfern. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 244. — 1. September 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1842—43. Gr. 8. 10 Thlr.

Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit unserer Literatur, daß sie die großen Männer, die an ihrer Entwickelung mitgearbeitet haben, nicht blos in denen ihrer Werke, durch die sie eben die allgemeine Culturbewegung fördern halfen, kennen zu lernen, zu lieben und zu verehren beflissen ist, sondern auch in jenen kleinern und bescheidenern Kundgebungen ihres wissenschaftlichen und literarischen Strebens, in jenen Selbstgesprächen ihres Genius, in jenen oft gleichsam nur halb aus dem Innern hervorgerungenen, halb noch in der geheimnißvollen Werkstätte der Gedanken zurückgebliebenen Farbenskizzen des Geistes, an denen man noch die einzelnen Pinselstriche, den verschiedenen Farbenauftrag, kurz, das ganze so reizende und so lehrreiche Weben und Wirken der schaffenden Geisteskraft unverhüllt anschaut. Es hängt diese Eigenthümlichkeit aufs engste zusammen mit dem Wesen deutscher Geistesentwickelung überhaupt, in welcher das Werdende, das Reifende, das aus der Innerlichkeit subjectiver Zustände in die Äußerlichkeit objectiver Gestaltungen Hinausstrebende eine ebenso große Rolle spielt wie bei andern, anders gearteten Nationen nur das Gewordene, das Reife, das in objectiven Gestalten sich Darbietende. Wenn der Franzose und der Engländer sich damit begnügt, zu wissen, was seine großen Männer gewesen sind und geleistet haben, höchstens noch, unter welchen äußern Verhältnissen sie Jenes wurden und Dieses leisteten, so ist es dem Deutschen wesentliches Bedürfniß, zu erfahren, wie die Männer, die seine Liebe und dankbare Verehrung besitzen, seine Dichter, Philosophen, Staatsmänner Das geworden sind, was sie sind, und zwar nicht sowol unter welchen äußern Einflüssen sie es geworden, sondern hauptsächlich, wie sie sich aus sich selbst heraus entwickelt haben, das tiefinnerliche, geheimnißvolle Werden und Sichentfalten ihrer geistigen Wesenheit. Daher das warme und allgemeine Interesse an Biographien, namentlich Selbstbiographien, Briefwechseln berühmter Männer und Sammlungen der kleinern Kundgebungen ihres Geistes, gleichsam der ersten Knospen und Blätter ihres Geistesfrühlings, aus denen erst später die reife Frucht hervorgebrochen ist. Diesem Interesse, welches selbst die neueste Zeit nicht hat vernichten können, obschon deren nach außen gerichtete und drangvolle Bewegung eigentlich dem stillen Werden und der selbstbeschaulichen Innerlichkeit deutschen Geistesliebens weniger günstig ist, haben wir auch die vorliegende Sammlung der kleinern Schriften Herbart's und die derselben vorausgeschickte Lebens- und Charakterschilderung des bedeutenden Mannes zu verdanken, durch deren Herausgabe Hartenstein, einer der vorzüglichsten Schüler Herbart's, ebenso sehr sich selbst als seinem Lehrer ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Es reiht sich diese Sammlung ähnlichen Sammlungen und biographischen Schilderungen, die wir von Kant, Fichte, Hegel und andern unserer bedeutenden Philophen besitzen, in würdiger Weise an und erscheint als ein sehr dankenswerther Beitrag zur Culturgeschichte unsers Volks, insofern wir darin, neben der Entwickelung eines tiefen und originellen Geistes, die wir hier sich vollziehen sehen, auch vielfache Reflexe der Zeitverhältnisse oder wenigstens der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung gewahren, welche eben dieser Geist beobachtend auffaßte, in philosophischer Vertiefung weiterführte und als Momente der eigenen Entwickelung durchbildete. Nur ein und zwar ein nicht unwichtiges Interesse fehlt dieser Sammlung fast gänzlich, eine Beigabe brieflicher Mittheilungen, welche doch so vorzüglich geeignet sind, die Kenntniß der innersten Persönlichkeit, die Entwickelung des Charakters und der geistigen Anschauung eines bedeutenden Man-

Digitized by Google

nes auf die leichteste und lebendigste Weise zu vermitteln. Zum Ersatz dafür hat der Herausgeber in einer langen biographischen Einleitung, mit Benutzung der Papiere des Verstorbenen sowie der Mittheilungen der Verwandten und Freunde desselben, den Entwickelungsgang, die Persönlichkeit, den wissenschaftlichen und politischen Charakter des Mannes mit ebenso viel Wärme und Vertiefung in seinen Stoff als objectiver Ruhe und Klarheit geschildert. Daß wir aus jeder Zeile dieser Biographie den Schüler Herbart's, den für seinen Meister begeisterten, von dessen Überlegenheit über seine philosophischen Nebenbuhler fest überzeugten und überhaupt und in jeder Hinsicht dessen Ansichten und Tendenzen für maßgebend haltenden Schüler sprechen hören — kann uns dies befremden? Allerdings steigert sich diese Zuversicht des Biographen auf die Vorzüge der Persönlichkeit und der Lehre Dessen, den er schildert, bisweilen bis zu jener vornehmen Sicherheit, welche es kaum der Mühe werth achtet, auf gegentheilige Meinungen oder gar auf Angriffe sich einzulassen, oder diese doch mit der Miene absoluter Untrüglichkeit kurz und fast wegwerfend abthut — eine Eigenthümlichkeit, welche bekanntlich Herbart selbst in hohem Grade besaß und welche seine Schule mit ihm theilt —; indeß, welcher unserer neuen Philosophen (von Fichte an gerechnet) oder welche unserer Philosophenschulen hätte nicht mehr oder weniger den stoischen Begriff der Autarkie für sich in den einer solchen Selbstgenügsamkeit übersetzt? Rühmen muß man dagegen an der erwähnten Einleitung Hartenstein's das gänzliche Fernhalten jener unwürdigen, leidenschaftlichen und schmähsüchtigen Polemik, welche wir leider so oft in den Schriften unserer größten Philosophen antreffen.

Wir wollen jetzt zunächst aus dieser biographischen Einleitung Einiges mittheilen.

J. F. Herbart ward 1776 zu Oldenburg geboren. Sein Vater war Justizrath. Seine Erziehung war sorgfältig und streng, auch bei ihm, wie bei so vielen ausgezeichneten Männern, trifft es zu, daß der mütterliche Einfluß auf seine Bildung sich als der vorwiegende erwies. Ein lebhafter, selbständiger Geist zeigte sich frühe bei dem Knaben, gepaart mit mannichfachen Talenten. Schon im vierzehnten Jahre schrieb er einen kleinen Aufsatz: „Etwas über die Lehre von der menschlichen Freiheit", worin er meist Sätze der Wolff'schen Philosophie — die damals auf den Schulen noch ziemlich allgemein vorgetragen wurde — verarbeitete. Doch wurden ihm auch die Kant'schen Lehren bald bekannt. So vorgebildet, kam er 1794 nach Jena, wo damals eine so außerordentliche wissenschaftliche Bewegung herrschte. Seine Ankunft daselbst fiel zusammen mit der ersten, frischesten Entwickelung des Fichte'schen Idealismus. Daß diese Lehre das philosophische Interesse Herbart's in höchstem Grade in Anspruch nehmen und anregen mußte, war wol natürlich; allein gleichwol war, wie der Biograph sich ausdrückt, „das bereitwillige Staunen, mit welchem die Wissenschaftslehre bei ihrem ersten Auftreten begrüßt wurde, bei Herbart nicht im Stande, den Geist der Prüfung zu unterdrücken, der über jede einzelne Behauptung strenge Rechenschaft verlangte." Herbart ward mit Fichte persönlich bekannt, und Hartenstein theilt einen Brief von ihm an Fichte mit, worin er gegen diesen seine Bedenken über die Fundamentalsätze der Wissenschaftslehre der Lehre vom Ich und Nichtich, offen ausspricht und von ihm Belehrung und Lösung seiner Zweifel erbittet. Ob ihm diese wirklich auf befriedigende Weise zu Theil ward, oder ob auch ihn die gewaltsame Energie der Fichte'schen Lehre doch endlich mit sich fortriß, weiß Hartenstein selbst nicht anzugeben; genug, Herbart war eine Zeit lang ein eifriger und ergebener Anhänger Fichte's, wie aus Aufsätzen von ihm aus der damaligen Zeit erhellt.

Hartenstein berichtet bei dieser Gelegenheit von einer literarischen Gesellschaft, die damals in Jena entstand und deren Mitglied Herbart war. Die Schilderung dieser Gesellschaft, wie sie Hartenstein nach den Mittheilungen eines „hochgestellten Mannes" gibt, welcher in ihr eine kurze Zeit mit Herbart zusammen war, mag, da sie den Geist, der damals auf der Universität Jena herrschte, trefflich charakterisirt, hier eine Stelle finden:

Die Gesellschaft miethete einen kleinen Garten, in welchem sie sich jeden Mittwoch Abend versammelte; abwechselnd wurde von einem Mitgliede ein selbstverfaßter Aufsatz über einen beliebigen Gegenstand verlesen, welcher dann zum geselligen Gedankenaustausch die nächste Veranlassung gab. Es wurden nur literarische Gegenstände besprochen, die Ergebnisse der sogenannten Burschenwelt waren von der Unterhaltung gänzlich ausgeschlossen. Diese Welt wurde überhaupt sehr in den Hintergrund gedrängt in einer Zeit, wo die französische Revolution, die Kant'sche Philosophie und die Blüte der deutschen Dichtkunst die Gemüther gleichzeitig in Anspruch nahmen. Während der ganzen Zeit meines akademischen Lebens in Jena habe ich z. B. nie Veranlassung oder Gelegenheit gefunden, einen sogenannten Commerce, Landesvater u. s. w. mitzumachen. Wenn man dergleichen Lärm im Vorübergehen vernahm, hieß es unter uns: „Wie sich die platten Burschen freuen!" — Während meines Lebens in Jena habe ich in den Ferien mehrmals meine gleichzeitig in Göttingen studirenden Landsleute besucht. Die Physiognomie beider Universitäten bot damals den schneidendsten Contrast. Wenn es in Jena zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte, daß unmittelbar nach Beendigung einer interessanten Vorlesung die Zuhörer sich haufenweise auf der Straße gruppirten, um sich über das Vernommene lebhaft zu unterhalten, wie man gar keinen Anstand nahm, Jemand, dessen besondere Aufmerksamkeit im Collegium bemerkt worden, wenn man ihn auch sonst gar nicht kannte, beim Zusammentreffen auf einem Spaziergange anzureden und im Tone der Emausjünger mit ihm zu verkehren, — so würde ein solcher Versuch in Göttingen mit den Worten: „Meine Herren, ich erinnere mich nicht, daß wir uns gegenseitig vorgestellt wurden", schnöde zurückgewiesen worden sein. In Göttingen wurden beim Beginn einer Vorlesung die Zuhörer nach Stande classificirt und von den Professoren als Hochgeboren, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren angeredet; das hätte in Jena Keiner wagen dürfen, ohne ein allgemeines Gelächter zu riskiren. Edelleute, die auf Bildung Anspruch machten, schämten sich gewissermaßen ihres Adels, das Wörtlein von kam ihnen weder in den Mund noch in die Feder. Wirklich haben Einzelne mir erst beim Abschied als Geheimniß anvertraut, daß sie dem Adel angehörten. Zur Aufnahme neuer Mitglieder in die Gesellschaft wurde Einstimmigkeit der bisherigen Genossen

Digitized by Google

erfodert und dabei nicht auf den Antrag des Eintretenden verfahren, sondern vielmehr diesem der Antrag der Gesellschaft gemacht, ob er geneigt sei, denselben einen Aufsatz mitzutheilen und dann, ohne weiter anzufragen, abzuwarten, ob sie ihn zur Theilnahme an ihren Versammlungen auffodern. Durch dieses gewählte und strenge Verfahren erhielt sich die Gesellschaft in einer gewissen Achtung, sodaß selbst einzelne Professoren, z. B. Fichte und Paulus, keinen Anstand nahmen, dann und wann an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Daß die Gesellschaft alle Ordensmitglieder ausschloß, ohne gegen diese irgend feindlich aufzutreten und ohne in ihrer Mitte irgend einen Esprit de corps zu nähren, daß keiner aus ihrer Mitte an Duellen u. s. w. Theil nahm, ohne deshalb die geringste Verpflichtung eingegangen zu sein, sondern jeder sich lediglich durch den Takt gebunden hielt, der ihm sagte: er würde dann nicht mehr für eine Gesellschaft passen, die in einer Zeit, wo die höchsten Interessen der Menschheit in Frage kamen, einen Genossen, der sich jenen Thorheiten hätte hingeben können, für unwürdig gehalten hatte, darüber nur mitsprechen zu wollen, — das Alles führte der Gesellschaft schon im ersten Jahre ausgezeichnete Köpfe zu. Auch soll sie sich über ein Dutzend Jahre gehalten haben.

Lange kann die unbedingte Hingebung an die Fichte'schen Lehren bei Herbart nicht gedauert haben, denn schon aus dem letzten Jahre seines Aufenthalts in Jena werden zwei Kritiken von ihm über Schelling's damals erschienene erste Schriften „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt" und „Vom Ich" angeführt, worin Herbart zugleich über sein Verhältniß zu Fichte sich selbst klar zu machen sucht und dabei auf manche wesentliche Differenzpunkte zwischen den Fichte'schen Ansichten und seinen eigenen kommt. Zugleich finden sich hier schon die ersten Grundgedanken der später von Herbart selbständig auferbauten Metaphysik, namentlich der Gedanke eines absoluten, einfachen Seins, an welchem er die Bestimmungen des Fichte'schen Ich, das Sichselbstsetzen und die absolute Thätigkeit desselben, prüft und als widersprechend aufzeigt. Herbart theilte diese Aufsätze seinem Lehrer Fichte mit, und dieser gab sie ihm mit Bemerkungen begleitet zurück. Von diesen Bemerkungen ist die eine, welche Hartenstein anführt, höchst charakteristisch für Fichte und bezeichnet zugleich ganz deutlich den Punkt, von wo aus die aus dem gleichen Kerne (dem Kriticismus Kant's) hervorgewachsenen beiden Grundrichtungen der neuesten Philosophie, der Realismus Herbart's und der Idealismus Fichte's und seiner Nachfolger, in entschiedener Trennung auseinandergehen. Zu einer Stelle des Herbart'schen Aufsatzes nämlich, wo dieser vom absoluten Sein und von der Unmöglichkeit, das Ich als Seiendes im strengen Sinne zu denken, spricht, bemerkt Fichte: „Von diesem Allen verstehe ich nur so viel: man hat sich nicht bei dem Sein des Ich aufzuhalten, daraus wird Nichts; man gehe zu seiner Thätigkeit, und damit bin ich ganz einverstanden."

Daß überhaupt damals nicht blos in dem Denken, sondern auch im Gemüthe Herbart's ein Gährungsproceß vorging, bezeugen einzelne abgerissene Selbstbetrachtungen, zum Theil in poetischer Form, die sich unter seinen Papieren vorfinden. Im Ganzen liebte jedoch Herbart nicht, das Werden seiner Gedanken auf dem Papiere zu fixiren, sondern arbeitete sie nur im stillen Nachdenken durch oder sprach sich höchstens mündlich darüber aus; daher ist es ungewiß, welchen Entwickelungsgang sein einmal geweckter selbständiger Philosophiren genommen haben mag. Nur so viel weiß man, daß er damals unter Anderm auf die Geschichte der ältern Philosophie hingewiesen ward, und daß namentlich die Eleaten und Plato sein phiosophisches Interesse in hohem Grade fesselten.

(Die Fortsezung folgt.)

Noch eine Schrift über das königsberger Universitätsjubiläum.

Zu den Schriften über das königsberger Universitätsjubiläum, welche wir in Nr. 97 und 98 d. Bl. erwähnt haben, gesellt sich noch eine sehr freundliche Gabe, das lithographirte, mit dem Facsimile der Namensunterschriften ausgestattete

Gedenkbuch der zur dritten Jubelfeier Albertinas versammelt gewesenen Commilitonen. Königsberg, Tag und Koch.

Wenn auch zunächst nur für die Theilnehmer am Feste von besonderm Werthe, enthält doch dieses Gedenkbuch einzelne Beiträge, die das allgemeine Interesse wol ansprechen. So finden wir vom Staatsminister v. Schön die Worte:

„Kant sagt: Höheres und Erhabeneres ist nicht zu denken möglich als der gestirnte Himmel über und das Gewissen in uns. Und dazu ruft jetzt sein Schüler nach reiflicher Erfahrung, im zweiundsiebzigsten Jahre des Alters, seinen jungen Commilitonen zu: Mit dem Blicke nach oben und dem reinen Gewissen trotzt man dem Teufel in der Hölle und dessen Genossen auf Erden."

Von Dr. Rupp: „Christus verwarf die Schriftgelehrten und gründete sein Reich durch Männer aus dem Volk. Wie weit wird man sich nach hundert Jahren von dem Irrthume frei gemacht haben, es bedarf der Schriftgelehrten, um Das was Männer aus dem Volk gegründet, zu erhalten? Nur wenn man dem Volke gibt, was des Volkes ist, wird man auch der Wissenschaft geben können, was der Wissenschaft ist."

Von Lobeck:

„Wie der Aar im hohen Äther, ohne Grenze, ohne Schranke,
Lenkt den Flug im Geisterreiche unaufhaltsam der Gedanke;
Und das Wort vom Geist empfangen, stark und frei im Dienst der Wahrheit,
Leuchtet durch die Nacht des Lebens mit des Morgenlichtes Klarheit."

Von Burdach: „Es ist ein Gesetz der organischen Bildung, daß das Einzelne im ersten rohen Zustande seines Daseins sich in seiner Einzelheit äußerlich am schroffsten darstellt; erst bei höherer Entwickelung und fortschreitender innerer Ausbildung begrenzt es sich zum Ebenmaße mit dem Ganzen."

Von Peguilhen: „Meine Vorgänger in diesem Verzeichnisse muß ich zwar als höchst würdige und achtbare Commilitonen anerkennen, aber von einiger Tendenz zur Exclusiveneß kann ich sie nicht freisprechen, indem sie sich blos auf die Alma mater beschränken, ohne einen Seitenblick auf gleichzeitige, nicht minder großartige Erscheinungen in der preußischen Monarchie zu werfen. Denn — während hier am Ostende sich Tausende zur Jubelfeier der Albertina versammelten, wallfahrten am Westende Hunderttausende zum heiligen Rock in Trier, durch dessen bloßen Anblick Krüppel plötzlich gesundeten, Wunder auf Wunder folgten, und wo vielleicht schon ein neuer Cucupeter entstanden ist, um die segensreichen Zeiten der Kreuzzüge zu reproduciren. Eine allgemeine Wanderung der Commilitonen zum Heiligen Rock dürfte die würdigste Schlußfeier unsers Jubelfestes sein, und der schicklichste

Digitized by Google

Versammlungsort, sich darüber zu einigen, das Monument des Herrn Staatsministers v. Schön."

(Welche Wunder der Heilige Rock so plötzlich in der katholischen Christenheit hervorbringen würde, konnte man damals freilich weder in Königsberg, noch in Trier, noch in dem unfehlbaren Rom wissen.)

Von Siegfried: „Nicht erwehren kann ich mich in dieser Zeit geistiger und religiöser Bewegung wie andringender Kirchlichkeit der öftern Wiederkehr des Gedankens Friedrich's II.: «Wenn man sehr christlich ist, so ist es schwer, sehr vernünftig zu sein.»"

Von Herbst: „Hay perdidas con alabanza; d. h. zu Deutsch: Es ist manchmal sehr ehrenvoll, keinen Orden zu erhalten."

Auch an curiosen Sachen fehlt es nicht. Einer ruft: „Virtuti semper corona! Dem Schurken eine Maulschelle!" Ein weiser Referendarius schrieb den tiefen Gedanken: „Man muß immer die Wahrheit reden; sie aber ganz zu sagen, verbietet oft die Klugheit." Unmittelbar darunter setzte ein Anderer: „Offen und gerade aus!" Wir schließen mit der Bemerkung, daß die Mehrzahl der Denksprüche mehr im Geiste dieses Letztern als jenes Referendarius gehalten ist, wie hätte es wol auch auf einem, dem Philisterium schnurstracks zuwiderlaufenden Feste anders sein können. Insbesondere haben sich die ost- und westpreußischen Pastoren fast sämmtlich mit solchen Sprüchen eingezeichnet, die ihnen, wenn Wöller's Glaubenscommission noch existirte, hätten böse Tage machen können. Einer derselben ruft aus:

„Wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
Frei ist der Geist:
Der Geist der freien Wissenschaft!"

13.

Notizen aus England.

Der morgenländische Diplomat in Geldverlegenheit.

Das Reisewerk „Three years in Constantinople; or domestic manners of the Turks in 1844", von C. White, enthält eine wahre Fundgrube des anziehendsten und ergötzlichsten Stoffs, der in einer leichten und wohlgewählten Form verarbeitet ist. Die Zustände und Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft im Osmanenreiche werden durch eine Menge eingestreuter piquanter Anekdoten veranschaulicht und es fehlt bis herab zum Recept eines in der kaiserlichen Familie selbst erfundenen neuen Scherbets nichts, um den Gaumen des verwöhntesten Lesers zu reizen. So erzählt der Verf. folgenden Fall: „Bei Erwähnung der diplomatischen Vergeudung an der Hohen Pforte fällt mir die Geschichte eines Gesandten aus Mingrelien ein, der um das J. 1747 während der Regierung Mahmud's I. nach Konstantinopel kam, bei welch Letzterm dazumal Sir James Porter als englischer Botschafter beglaubigt war. Dieser Gesandte, ein mingrelischer Prinz, traf mit einem Gefolge von 200 Leuten, die alle stattlich ausgerüstet waren, in Stambul ein. Wie dies bei allen morgenländischen Gesandtschaften der Fall, wurden sie alle auf Kosten des Sultans untergebracht und verköstigt. Die Sache hatte eine Zeit lang den besten Fortgang. Die Mingrelier, wohlversehen mit Reis, Öl, Brot, Hammelfleisch und andern Bedürfnissen, führten ein lustiges Leben. Aber die Unterhandlungen schleppten sich hin, die Verabreichungen fielen sparsamer aus und wurden endlich ganz eingestellt. Dies ist jedoch selbst in unsern Tagen ein nicht ungewöhnliches Misgeschick für dergleichen Personen dort zu Lande, nein das Beispiel des persischen Gesandten Mirza Dschaffir Khan im J. 1842 lehrt. Dieser hatte mehre Monate, nein, Jahre lang keine Wechsel von seinem Hofe empfangen, und da die Pforte vergessen hatte, ihm Geld oder Lebensmittel zu schicken, so sah sich der ehrenwerthe persische Botschafter schon zu dem Äußersten gezwungen, indem er das mit Brillanten eingefaßte Bildniß seines Gebieters versetzen wollte, wie er dies mit seinem Pferde und Luxusgewändern schon gethan, als noch zeitig genug der Reis-Efendi auf Verwendung eines fremden Gesandten den Vezier veranlaßte, ihm mit einigen tausend Piastern beizuspringen. Dem Mingrelier erging es nicht so glücklich, sodaß er sich aus Mangel an Unterhalt und Erholung in die schrecklichste Lage versetzt fand. Da er aber ein Mann war, der sich zu helfen wußte, so erfand er ein ziemlich neues Mittel, sich Geld zu verschaffen. Er suchte sich aus seinem Gefolge eine Anzahl hübsche Jungen aus und schickte sie auf den Sklavenmarkt, wo sie, obwol etwas ausgehungert, schnell verkauft wurden, und wieder lebte der Gesandte lustig und in Freuden. Einige Wochen, nachdem der Mingrelier mit diesem sinnreichen Auskunftsmittel den Anfang gemacht, fand sich der englische Gesandte veranlaßt, sich nach dessen Wohnung zu verfügen, um ein Geschäft mit ihm zu Ende zu bringen. Nachdem die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit eingeleitet worden, erhob sich der Engländer um sich zu entfernen mit den Worten: «Mit Ew. Hoheit Erlaubniß wollen wir die schließliche Erledigung unsern Secretairen überlassen.» «Trefflich, trefflich!» erwiderte der Mingrelier, «aber es ist ein kleines Hinderniß, Ew. Excellenz Wünschen Folge zu geben.» «Hinderniß!» widerholte Sir James Porter betroffen, «wir sind ja über alle Präliminarien einverstanden.» «Ohne Zweifel», versetzte der Andere, «aber, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich war in der letzten Woche so sehr um baares Geld verlegen, daß ich, nachdem ich schon mein ganzes Personal veräußert, mich gezwungen sah, gestern Nachmittag meinen Secretair zu verkaufen!»"

Das Unterrichts- und Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten.

Nach amtlichen Veröffentlichungen empfingen im J. 1840 in den Vereinigten Staaten bei der damaligen Bevölkerung von etwas mehr als 17 Millionen Seelen 2,025,636 in den verschiedenen Schulen Unterricht. Auf 173 Universitäten und Collegien gab es 16,233 Studenten, auf 3242 Akademien und Sprachschulen 164,139; in 47,209 Primair- und andern untern Unterrichtsanstalten 1,845,244 Schüler. Nur vier Staaten: Arkansas, Florida Territorium, Wiskonsin und Jowa haben keine höhern Unterrichtsanstalten der ersten Gattung. In demselben Jahre belief sich die Anzahl der auf den Hochschulen und Collegien in Großbritannien und Irland eingeschriebenen Studenten auf nicht mehr als 17,370. In den Vereinigten Staaten wurden 468,264 Kinder und junge Leute auf Staatskosten unterrichtet. Von der weißen Bevölkerung über 20 Jahre daselbst konnten 549,693, oder etwas über 12¾ Procent, weder lesen noch schreiben, während in England und Wales in demselben Jahre dies Verhältniß 41,09 war. 12.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Theodor Stamm.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 245. — 2. September 1845.

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften ꝛc. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Im Mai 1797 verließ Herbart Jena und begab sich nach der Schweiz, wo er die Stelle eines Erziehers dreier Knaben, von denen der älteste dem Jünglingsalter nahe war, in dem altpatricischen Hause des Hrn. v. Steiger von Rieggisberg, damals Landvogt in Interlaken, annahm. Über diese Zeit seines Lebens sagt sein Biograph Folgendes:

Der Aufenthalt in dem Steiger'schen Hause bildet schon deshalb einen wichtigen Abschnitt in dem Leben Herbart's, weil er hier die erste Gelegenheit fand, pädagogische Erfahrungen zu machen. Aber Erfahrungen gibt es überall nur für Den, der schon Gedanken hat, deren Bestätigung, Berichtigung, Erweiterung er von der Erfahrung erwartet. Wie weit nun die pädagogischen Gedanken Herbart's eben zu der Zeit ausgebildet waren, wo er sich nach Bern begab, und welchen Zuwachs sie während seines dortigen Aufenthalts erhielten, würde sich höchstens durch einen Rückschluß aus seinen frühesten pädagogischen Schriften, und selbst dann nur höchst unsicher errathen lassen, wenn nicht aus jener Zeit selbst sich einige Aufsätze erhalten hätten, welche zunächst dazu bestimmt waren, von Zeit zu Zeit dem Vater seiner Zöglinge Rechenschaft über sein Verfahren abzulegen. Aus diesen Aufsätzen leuchtet vor Allem eine Gesinnung hervor, deren Wärme mit einem tiefen Ernste der planvollsten Überlegenheit verbunden und Ausdruck seines Charakters ist, dessen Erscheinung sich nicht so rein hätte ausprägen können, wenn seine Wurzeln nicht in einem innerlich wohlgeordneten Gedankenkreise gelegen hätten. Ich habe Gelegenheit gehabt, einmal zufällig mit einem Universitätsbekannten Herbart's zu sprechen, bei dem nach einem Zwischenraume von mehr als vierzig Jahren die Erinnerung an die Fleckenlosigkeit und Schönheit der Gesinnung, durch die Herbart in Jena für seine Freunde Gegenstand der Liebe und der Achtung war, fast ein jugendliches Entzücken hervorrief; und dieselbe moralische Liebenswürdigkeit — wenn anders der Ausdruck eines durchaus männlichen Charakters, eines eigenen klar gedachten Wollens, durch Bescheidenheit, Dankbarkeit und wohlwollende Hingebungen an Andere gemildert, diesen Namen verdient —, spricht auch aus diesen bald sehr sorgfältig ausgearbeiteten, bald nur flüchtig hingeworfenen Aufsätzen.

Einige Stellen, die Hartenstein aus den erwähnten Aufsätzen selbst anführt, glauben wir um der Bedeutung willen, die sie für die Beurtheilung der Sinnesweise sowie des Gedankenganges Herbart's haben, hier ebenfalls mittheilen zu müssen. In einem dieser Aufsätze heißt es:

Da ich kam, dachte ich nur nach dem alten Sprüchwort: durch Lehren zu lernen, und besonders mir meine noch übrigen Universitätsjahre für ein reiferes Alter zu sparen. Ich dachte nur an mich; für Ihre Söhne glaubte ich ebenso gut zu sein wie die andern jungen Männer, die damals gerade in Jena sich darboten. Ob und wie viel Interesse ich an meiner Arbeit würde nehmen können, erwartete ich als eine Zugabe von der Lage, in die man mich setzen würde. Mehr und mehr aber, oft ehe meine Wünsche laut wurden, schienen sie mit Ihren Gesinnungen und Absichten wunderbar zusammenzutreffen. Ich zweifelte, ich fürchtete; ich konnte mich manchmal in mein Glück nicht finden; Eins nach dem Andern schien sich in vollkommene Harmonie aufzulösen. Mein Muth wuchs, ich ging den Folgerungen aus meinen ersten Grundsätzen, die so freien Wirkungskreis fanden, weiter nach, kam auf manche mir selbst neue Idee, und immer mehr nahm in mir der Einklang, die Klarheit, die Evidenz meiner Überzeugung zu. Schienen zuweilen die Aussagen der Erfahrung nicht günstig, so überraschte mich dann auch wieder plötzlich ein Beweis von Erfolg, wenn ich ihn am wenigsten erwartete. Übersehe ich die ganze, jetzt doch schon nicht unbeträchliche Reihe von Erfahrungen, die ich an Ihren Söhnen gemacht habe, so glaube ich alle die Perioden, wo ich mit ihnen weniger zufrieden sein mußte, von zufälligen Zerstreuungen, Unterbrechungen, also von Abweichungen von meinem Plane herleiten zu können.

An einer andern Stelle desselben Aufsatzes heißt es:

Der Zweck der Erziehung ist, meiner Meinung nach, die Kinder dem Spiele des Zufalls zu entreißen. Wäre es nicht die Ungewißheit, der man nicht Raum geben darf, so sollte man lieber an gar keine absichtliche Bildung junger Leute denken; denn oft erzieht der Zufall viel besser als die größte Sorgfalt der Ältern und Lehrer. Der Erziehung gibt also die Zuverlässigkeit ihres Planes ihren Werth; immer muß sie ihren Erfolg wo nicht mit Gewißheit, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhersehen; gibt sie sich ohne die äußerste Noth bloßen Möglichkeiten preis, so hört sie auf, Erziehung zu sein.

Hartenstein setzt hinzu:

Es würde zu weit führen, den einzelnen Bestimmungen des Planes, welchen Herbart für die Erziehung seiner Zöglinge entworfen hatte, nachzugehen; daß aber die Aufgabe eines eigentlich erziehenden Unterrichts, der später einen der Mittelpunkte seiner Pädagogik bildet, schon damals ihm vollkommen klar war, daß er sich überdies nicht nur in der Wahl der Unterrichtsgegenstände, sondern auch in der Art der Mittheilung nach der Individualität des Zöglings mit einer Geschmeidigkeit und Feinheit des pädagogischen Taktes zu richten wußte, die an einem so jungen Manne, der eben von den Abstractionen der Fichte'schen Schule herkam, und dessen eigenes Denken gleichzeitig durch die allgemeinsten Probleme der Speculation aufgeregt war, bewundernswürdig ist, — dieses geht aus den erwähnten Papieren überall hervor. Das

Digitized by Google

tiefe persönliche Interesse, welches er an der Erziehung nimmt, ist dabei wesentlich ein ethisches; aber es ist weit entfernt von der spröden Form des kategorischen Imperativs, unter welcher das Ethische, auf die Behauptung der transcendentalen Freiheit gestützt, in Kant's und Fichte's Schule auftrat; es ist vielmehr jener milde, stille, nachhaltige Einfluß Dessen, was der Mensch selbst als gut, edel, schön erkannt hat, von welchem er, ohne auch nur auf einen Schatten jener transscendentalen Freiheit hinzuweisen, die allmälig fortschreitende Veredlung des Einzelnen wie des Geschlechts erwartet. Dabei sieht er deutlich, daß die Erziehung keine Naturkraft erzeugen, sondern sie nur bilden kann. „Entscheidend", sagt er in dieser Hinsicht, „dünkt mich der Grundsatz, man soll keine menschliche Kraft lähmen; unter dem Schutze des sittlichen Gesetzes und seiner milden Herrschaft sollen alle gedeihen. Also auch der Geschmack fodert Nahrung und Bildung. Wenn wir uns nicht jede Naturanlage heilig sein lassen, wo wollen wir denn aufhören, nach Willkür zu ändern, zu künsteln? Darf man mehr, darf man etwas Anderes thun als die Umstände so leiten, daß Alles sich gleichmäßig entwickeln könne?" Und was sonst noch bei der häuslichen Erziehung von Wichtigkeit ist, Kenntniß der Neigungen und der Willensrichtung der Zöglinge, sorgfältige Beobachtung ihrer Eigenthümlichkeit, Darbietung der Möglichkeit eines liebevollen Anschließens an den Erzieher, zarte Scheu, nicht zwischen Ältern und Kinder als trennende Macht zu treten, regelmäßiges aber nicht pedantisches Zusammenwirken der täglichen Lebensordnung zum Zweck der Erziehung, endlich die Fähigkeit, die jedesmaligen pädagogischen Einwirkungen nach den Fortschritten und Rückschritten der Zöglinge zu modificiren, alles Dieses findet sich in jenen Aufsätzen beachtet und ausgesprochen, die nach Denkweise, Haltung und Überblick vielmehr einen gereiften, als einen angehenden Erzieher verrathen.

Mit der Sorgfalt für seine Zöglinge wußte aber Herbart gleichwol die Fortsetzung seiner eigenen Studien zu verbinden. Zwar, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sich seinen Pflichten als Erzieher widmete, geht aus der Bitte an den Vater seiner Zöglinge hervor, daß er in Bern einen Abend wöchentlich frei haben möchte; „nicht für eine L'hombre-Partie, sondern für einen sehr engen Kreis von Freunden, dem ich unendlich viel verdanke und dem ich mich nicht ohne großen Nachtheil für mich selbst, vielleicht also auch für meine Zöglinge, entziehen zu können glaube. Ließe es sich nicht einrichten, so würde ich aufhören es zu wünschen." Auch da herrscht noch die Rücksicht auf die Zöglinge vor, wo er die Wahl Dessen, womit er sich zu seiner eigenen Ausbildung beschäftigt, nach den Hauptgegenständen des Unterrichts bestimmt. Über diesen Zusammenhang Dessen, womit der Erzieher sich selbst und zugleich die Zöglinge beschäftigt, und über die pädagogische Wichtigkeit dieses sich gegenseitig fördernden Verhältnisses spricht er sich so aus:

„Den Hauptvortheil im Unterricht glaube ich nicht etwa in einer künstlich erleichternden, die Schwierigkeiten umgehenden Lehrart zu finden; diese bildet kein wahres Nachdenken und keine kräftigen Menschen. Vielmehr scheint mir darin jener Hauptvortheil zu bestehen, wenn das eigene Interesse des Lehrers den jedesmaligen Gegenständen des Unterrichts recht nahe bleiben kann. Die Sorgfalt, die Gegenwart der Gedanken, die Lebhaftigkeit und Wärme, die mit denselben unwillkürlich kommt und geht, läßt sich schwerlich durch den guten Willen ersetzen. Deswegen suche ich meine eigenen Arbeiten so viel möglich so einzurichten, daß die Wissenschaften, welche jedesmal die Hauptarbeiten der Zöglinge sind, auch mich selbst vorzugsweise beschäftigen. Deshalb trieb ich bisher am meisten Mathematik, und denke darin noch so lange fortzufahren, als sie den Hauptgegenstand meines Unterrichts ausmacht. Nachher hoffe ich meine Zeit großentheils der Geschichte und besonders den alten Schriftstellern widmen zu können. Manches, dessen Ihre Söhne noch länger hin nicht bedürfen, verschiebe ich auch für mich in noch spätere Zeiten. Auf die Möglichkeit eines solchen Zusammenhangs unserer Arbeiten gründet sich hauptsächlich meine Hoffnung, daß ich Ihnen eine längere Reihe von Jahren hindurch werde nützlich sein können. Es schadet vielleicht noch mehr beim Lehrer als beim Schüler, wenn seine Aufmerksamkeit sich außer den Stunden auf ganz fremde Dinge richtet und so beständig hin- und hergerissen wird. Meine Foderungen an mich selbst werden dabei immer steigen, sich immer auf mehre Rücksichten ausdehnen müssen. Je mehr eigene Kraft mit den zunehmenden Jahren in den jungen Leuten sich entwickelt, desto eher können sie sich selbst unterrichten, desto eher aber auch unter der unendlichen Menge von Gegenständen des Wissens unzeitig wählen, desto leichter, weiter und trauriger kann jene Kraft sich verirren oder in blindem unruhigen Umhergreifen sich ermüden und verzehren, desto wichtiger wird also ein verständiger Rath, ein Wink zur rechten Zeit. Je mehr der Lehrer sich in den täglichen Gesellschafter verwandelt, desto mehr liegt daran, daß er sich nicht erschöpft habe, daß diese Gesellschaft noch immer eine Quelle von neuer Belehrung, besonders zu jedem Guten und Schönen neue Stärkung sein könne; — mit einem Wort, daß der Lehrer nicht ein Buch oder eine Compilation aus Büchern, sondern ein gebildeter Mensch sei. Ich glaube daher mehr, meinen Zöglingen die Zeit zu entziehen, die ich auf mich selbst verwende."

Zeigt sich uns hier Herbart bereits als praktisch mit der Verwirklichung derjenigen pädagogischen Ideen beschäftigt, deren systematische Durchbildung später einen so bedeutenden Theil seiner philosophischen Lebensaufgabe bildete, so sehen wir ihn auch daneben in speculative Studien vertieft und namentlich eifrigst bemüht, die Grundgedanken der Ich- oder Bewußtseinslehre kritisch zu verarbeiten und aufzuklären, was ihm auch so weit gelang, daß sich bereits aus der damaligen Zeit deutliche Spuren seiner spätern psychologischen Anschauungsweise vorfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Der Bauer und Edelmann. Eine historisch-romantische Erzählung von A. Braß. Berlin, Lüderitz. 1845. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Erzählung enthält Alles, was der Titel verspricht. Die Geschichte beginnt 1522 und ist ganz mittelalterlich gehalten. Ref. wird es indeß schwer, ein Urtheil über dieses Werk auszusprechen, wie überhaupt die Kritik immer schwieriger heutzutage wird. Das Lesepublicum ist so groß und besteht aus so verschiedenen Kreisen, daß man nicht mehr unbedingt loben oder tadeln kann. Der Autor müßte immer auf das Titelblatt setzen, für welche Leser er geschrieben hat; erst dann könnte man entscheiden, ob das Werk gut oder schlecht ist. Für ein hochgebildetes Publicum ist das vorliegende Werk nicht. Gymnasiasten, junge Leute von einigen Kenntnissen können sich daran als an einer Unterhaltungslecture ergötzen. Der historische Hintergrund läßt nichts zu wünschen übrig, dagegen die Zeichnung der Charaktere und die ganze Leitung des Romans; der Bauer Georg tritt auf wie der gebildetste Edelmann, wie man zu damaliger Zeit kaum einen Edelmann und in jetziger Zeit der Volksbildung kaum einen Bauer finden wird. Daß die Gräfin Dianora di Gabioli unsern Helden, den sie als Bauer geliebt und von welchem sie als Edelmann verschmäht wurde, als Knappe verkleidet auf seinen Heerzügen während mehrer Monate begleitet und ihm das Leben rettet ohne von ihm erkannt zu werden, möchte auch der Phantasie eines gebildeten Lesers etwas zu viel zumuthen, für solche Dinge muß die Phantasie noch einigermaßen im Naturzustande sein und ihre ganze eingeborene Kraft besitzen.

Digitized by Google

2. Der Pole und der Russe. Roman von A. E. W. Scheel. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 27 Ngr.

So wie ich sah und hörte,
Geb' ich die Geschichte wieder;
Nur die Namen nicht.

Dieses Motto führt einen ziemlich seichten Roman ein, welcher sich der unglücklichen polnischen Revolution anschmiegt. Die erste Hälfte ist auch ziemlich unterhaltend, trotz Oberflächlichkeit der Auffassung von damaligen Zuständen, geringer Local- und Nationalfärbung. Die zweite Hälfte ist sehr gedehnt und gänzlich der Darstellung einer Intrigue voller Unwahrscheinlichkeiten gewidmet. Die Episode des mishandelten Schornsteinfegers im ersten Theil nimmt zu viel Raum ein im Verhältniß zu ihrem geringen Beitrag zur Entwickelung des Romans. Die Freundschaft zwischen dem Polen und dem Russen, welche darzustellen, dem Titel zufolge, die erste Aufgabe des Buchs war, sinkt zum Nebeninteresse herab. Wir vermißten bei diesem Werke so viel, daß wir das wenige Gute, was wir fanden, beinahe darüber vergessen möchten. Selbst der Stil ist nicht so wohllautend und fein polirt als man ihn im 19. Jahrhundert erwarten darf.

3. Gesammelte Novellen von Gustav von Heeringen. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Autor verleugnet auch in diesem kurzen Producte nicht das Talent, welches uns schon in seinen größern Werken, „Der Geächtete", „Der Knabe von Luzern", „Der Knabe von Solothurn" und andern mehr, bekannt wurde; er faßt mit großer Leichtigkeit den Charakter der Zeit, des Locals und der Menschen auf und weiß die Handlung stets in Bewegung zu erhalten. Von den vier Novellen, welche in den beiden Theilen geboten werden, kann jede als ein vollendetes, wohl eingerahmtes Bild gelten; die Hauptfiguren treten scharf hervor, Vorder- und Hintergrund sind genügend ausgeführt. Die „Leibeigenen" entfalten eine Seite der Leibeigenschaft, die seltener berührt wird, weil sie dem großen Haufen selten in die Augen springt. Wir sehen einen reichen Kaufmann als Banquier in Petersburg lebend, welcher Leibeigener ist. Sein Herr hat ihn reich gemacht, er hat ihm Wohlthaten und Freundschaft zugewendet, aber er hat ihn nicht frei gegeben. Seine Frau, eine stolze Engländerin, seine Tochter, das schöne nicht minder stolze und reiche Mädchen, sind dem Gesetz nach Leibeigene. Auch Arinia, die gefeierte Sängerin, ist die Leibeigene desselben alten strengen Herrn; sie muß seinem Machtgebot gehorchen, ihr goldenes Haar unter seiner grausamen Schere fallen sehen, ihrer Liebe entsagen und das heitere gefeierte Leben in Petersburg mit der traurigen Existenz in ihrem Geburtsort, wo sie einst die Gänse gehütet hat, vertauschen. Zum Glück stirbt der strenge Sutar gerade zur rechten Zeit und seine zwei in Armuth erzogenen Neffen erben Güter und Leibeigene: daß der eine der Geliebte der schönen Sängerin ist, der andere die Tochter des reichen Banquiers verehrt, findet man ganz in der Ordnung. Einige grelle Züge russischer Sitten erhöhen das Interesse der fesselnden anmuthigen Novelle. Die andern Erzählungen haben gleiche Verdienste und gleichen Werth, der Verf. weiß immer die charakteristischen Züge der Zeit in das romantische Gewebe zu verflechten, sodaß man nie weiß, welches von den beiden Motiven als Hauptsache ihm vorgeschwebt hat, noch sagen kann, welches von beiden den Leser am meisten anzieht.

4. Tabitha von Geyersberg. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Drei Theile. Jena, Luden. 1845. 3 Thlr.

Dieser Roman spielt in den Zeiten des Bauernkriegs und wir begegnen bekannten historischen Gestalten, als: Götz von Berlichingen, Sickingen, Ulrich von Hutten, dem Truchseß. Gründliche historische Studien sind vorausgegangen und die romantische Erzählung mit Rittern und Ritterfräuleins, Tournieren und mittelalterlichen Ereignissen findet sich sehr gut in den historischen Canevas eingewebt. Die Kriegsscenen sind mit vieler Lebendigkeit ausgemalt, es fehlt nicht an Greuelscenen, an den abschreckenden Grausamkeiten einer rohen Zeit, aber auch nicht an der poetischen Romantik, die diese wieder für den Leser mildert und den peinlichen Eindruck derselben ausgleicht; tapfere Ritter, edle weibliche Charaktere, Liebe und Freundschaft im romantischen Gewand sind wie Blumenkränze um die alte graue Ruine der Vorzeit geschlungen. Amalie Schoppe hat abermals ein hübsches Buch dargebracht, und wir hoffen, die Lesewelt wird ihr dafür dankbar sein.

5. Der Verwaiste. Eine historisch-romantische Erzählung von August Werg. Berlin, Lüderitz. 1845. 8. 1 Thlr.

Der Bruderkrieg zwischen Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht ist der Zeitraum, in welchem der Roman spielt; es fehlt demselben nicht an interessanten Momenten, anziehenden Schilderungen, die Zeit charakterisirenden Bildern. Chroniken haben bei dem Studium der Geschichte behülflich sein müssen, und Quellen wurden aufgesucht: viel Fleiß und Mühe ist an diesen Roman verwendet worden, doch ist das Resultat wenig belohnend. Der Roman ist wirklich nicht schlechter als mancher andere unter den neu erschienenen, aber er ist auch nicht besser als das ganz Gewöhnliche. Es ist nichts Hervorragendes darin nichts, weshalb er anempfohlen zu werden verdiente. Wer ihn las, wird ihn bald vergessen, wer ihn nicht las, kann sich trösten.

6. Die Weise im Kerker. Von Abälard. Zwei Theile. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk muß in jetziger Zeit ein willkommenes sein, da es das Vehikel religiöser Ansichten ist und im Augenblick der Religionswirren mancher Meinung entsprechen, manche widerlegen mag. Man vernimmt verschiedene Glaubensansichten; den rationnel-christlichen hat der Verf. sich indeß vorzugsweise zugewendet, der Katholicismus wird in aller Gehässigkeit dargestellt. Die Grausamkeit, die Verderbtheit der Priesterschaft, alle gegen dieselben gerichteten Vorwürfe sind hier ausgesprochen. Der Roman beginnt beim Einzug der Alliirten in Paris, wo der Held, Marquis de Chatigny, schwer verwundet vom Schlachtfelde getragen wird. Der Marquis entdeckt, daß er kein Recht auf seinen Namen hat; der Sohn der Marquise war im Kerker während der Revolutionszeit gestorben und die Marquise hatte ihn, eine hülflose Waise, angenommen und als ihren eigenen Sohn erzogen. Ein habsüchtiger Vetter benutzte diese Entdeckung, um die Marquise nebst Adoptivsohn in Verlegenheit zu setzen. Letzterer zieht nach Rom mit dem Vorhaben, Priester zu werden, hier im Kloster erkennt er die Schattenseiten dieses Berufs, und der Leser wird Zeuge seiner Kämpfe und vernimmt seine Reflexion. Wir erfahren nun den Einfluß des Priesters auf eine gemischte Ehe. Durch die Einflüsterungen des Beichtvaters wird die katholische Frau von ihrem Gatten getrennt und ein häusliches Glück zerstört. Ein Priester entführt unter dem Vorwande einer Trauung die Schwester des Herzogs von B., die ihn liebt, und läßt die Kranke zuletzt in ein Kloster bringen, wo sie für wahnsinnig gilt. Der Held selbst wird vor einem Priestergericht der Ketzerei angeklagt und in einen unterirdischen Kerker geworfen. Durch einen mysteriösen Fremden befreit, reist er nach dem Orient, wo er eine schöne Mohammedanerin liebt und heirathet, nachdem sie zum Christenthum übergetreten ist. Die Ansichten der Heidin über das Christenthum, nachdem sie ihr Erstaunen über die drei Götter, Vater, Sohn und heiligen Geist und die eine Göttin, die Jungfrau Maria, ausgesprochen hat (und wir erhalten hier christlich-religiöse Ansichten), werden besprochen und bestritten. In den Gesprächen des Marquis mit seinem geheimnißvollen Freunde werden auch philosophische Ideen vorgetragen. Der Held entdeckt zuletzt noch seine wirkliche Abstammung; er ist der Sohn des berühmten Zanoni, den wir in Bulwer's Roman auf etwas langweilige Weise kennen lernten. Zuletzt

Digitized by Google

sehen wir alle Wirren gelöst, die Familie ist vereint, die katholische Frau ist ausgesöhnt mit dem protestantischen Mann, Zanoni ist verheirathet und bei seiner liebenden Pflegemutter; die Verführte ist gestorben und begraben; die Ränke der Priester sind entlarvt und enger schließen sich die Familienbande. Da siegt zuletzt doch noch das böse Princip; der junge Zanoni fällt mit seiner Frau durch Meuchelmord auf einer Lustfahrt und die Leichen werden ins Meer versenkt. Für die Ihrigen bleiben sie verschwunden. Diesen Faden aus der Geschichte herauszuwirren, ist sehr schwierig, wegen der zahlreichen fremdartigen Stoffe, welche eingestreut sind. Der Roman zieht sich durch viele Länder und Verhältnisse und ist immer voll lebendigen Interesses, sodaß der Leser stets mit Spannung und Neugierde folgen kann und gern manche Unwahrscheinlichkeiten verzeiht, denen man die Absicht einer Verlängerung der Erzählung anmerkt. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die berüchtigte Contemporaine.

„Vanitas vanitatum!" donnerte Bossuet seiner glänzenden Zuhörerschar in die erschreckten Ohren, und diese fürchterlichen Worte des Alten Testaments tönen uns aus so manchem Beispiel von der Vergänglichkeit menschlicher Größe entgegen. Unübersehbar ist die Zahl Derer, welche, nachdem sie sich einige Zeit am wohlthätigen Strahle des Glückes gesonnt haben, einem düstern, verhängnißvollen Geschicke anheimfallen. Nirgend bietet sich der schnelle Wechsel des Glückes so häufig als in der Classe der weiblichen Wesen, welche, vom unersättlichen Durste nach Genuß und Glanz getrieben, sich der Laune der Mächtigen preisgeben. Nirgend ist der Übergang aus dem sonnenhellen Tage in das Dunkel und die Verborgenheit der Nacht greller als im Leben dieser traurigen Geschöpfe, die jetzt noch in Genüssen aller Art schwelgen, und dann plötzlich dem Jammer, dem Elend und der Dürftigkeit zur Beute werden. Diese düstern Betrachtungen wurden uns eingeflößt durch die Nachricht, welche wir vor einiger Zeit vom Tode der Contemporaine, Mad. Ida Sainte-Elme, erhalten haben. Was uns veranlaßt, ihrer in diesen Blättern zu gedenken, ist jedoch nicht der Glanz ihres frühern Lebens, noch der bunte Wechsel ihres Daseins — denn wie manches Leben voll Pracht und Wonne hat eine ähnliche Wendung genommen! — sondern der Umstand, daß sie von früher her mit der Literatur in einem gewissen Zusammenhange gestanden hat. Freilich war das Feld, welches sie bebaute, nur das der schlüpferigen Memoirenschriftstellerei; aber dessenungeachtet hat sie sich doch auch auf dieser Bahn einen gewissen Namen gemacht. Erst noch vor einigen Jahren hat man, als einige legitimistische Blätter mit der Veröffentlichung von Briefen drohten, durch welche Ludwig Philipp compromittirt werden könnte, ihren Namen genannt. Da diese ganze Geschichte offenbar auf eine bloße Schwindelei hinauslief, so hätte man, wenn man auch sonst von ihrer übrigen Existenz nichts gewußt hätte, doch schon leicht vermuthen können, daß sie schon ziemlich heruntergekommen sein mußte, um zu so schamlosen Speculationen ihre Hand und ihren Namen zu leihen. Es stand aber in der That schon seit Jahren mislich mit ihr. Der Glanz ihrer Jugend war verflattert, und den eitlen Lohn ihrer frühern Buhlschaften hatte sie längst vergeudet. So mußte sie ihr Dasein auf eine klägliche Weise fristen, bei Denen betteln, die früher zu ihren Füßen gelegen hatten, und mit Elend und Verachtung kämpfen, bis der Tod in einem Hospitale in Brüssel, wohin sie sich von London aus begeben hatte, ihrem wechselvollen Dasein ein Ende machte.

Der Papst als Mäcen.

Der heilige Vater ist in den Beweisen der Anerkennung und Aufmunterung, welche er wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zuertheilt, nicht allzu freigebig, und leider muß man gestehen, daß er, wenn er sich ihrer zur Auszeichnung irgend eines Gelehrten oder Künstlers bedient, nicht immer eben eine völlige Unfehlbarkeit in der Beurtheilung literarischer Verdienste an den Tag legt. Natürlich nehmen wir hier durchaus keinen Bezug auf den verrufenen Index prohibitorum, der jetzt nur noch schwachen Gemüthern Schrecken einzuflößen im Stande ist. In dieser Beziehung läßt sich mit dem Cardinalscollegium durchaus nicht rechten. Merkwürdig aber ist es, daß von Rom aus so viele treffliche Werke, die, weit entfernt das Papstthum herabzusetzen, vielmehr zur Verherrlichung desselben und zum Ruhme der Kirche offenbar beitragen, nicht die mindeste Berücksichtigung finden, während Schriftsteller, deren Verdienste nicht allzu schwer wiegen, sich besonderer Belohnungen und Begünstigungen von dorther zu erfreuen haben. Wenn wir Kraetzer-Rassaerts, der, wenn wir nicht irren, auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris angestellt ist, zu der Zahl Derer rechnen, deren literarische Arbeiten wol nicht eben so bedeutend sind, daß ihnen die Auszeichnung einer goldenen Medaille von Seiten des Papstes gebührt, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, die compilatorischen Arbeiten dieser Gelehrten herabzusetzen, sondern nur weil wir sie unmöglich so hoch anschlagen können, daß wir ihnen eine so seltene Ehre, wie ihnen vor kurzem zu Theil geworden ist, hätten in Aussicht stellen können. Eins seiner jüngsten Werke ist eine statistische Übersicht über die Staaten, aus denen der Deutsche Bund besteht. Diese Arbeit ist ganz fleißig, aber das Verdienst, welches der Verf. sich dadurch erworben hat, geht nicht eben über das einer zweckmäßigen Compilation hinaus, welche durch die Zugänglichkeit und den Reichthum der Quellen noch erleichtert wurde. Nicht viel bedeutender ist die statistische Darstellung, welche wir von der religiösen Organisation des Königreichs Belgien von Kraetzer erhalten haben. Auch hier hat der Verf. weder sonderlich viel Neues geliefert, noch aus den gegebenen Notizen tiefere statistische Anschauungen hervortreten lassen.

Memoiren zur Revolutionsgeschichte.

Man sollte glauben, die ungeheuern, weitschichtigen Sammlungen, welche dem Quellenstudium zur Geschichte der französischen Revolution ein reiches Material bieten, wären nun zu einem gewissen Abschluß gekommen. Aber so umfangsreich auch schon diese Sammlungen sind, so werden doch täglich noch neue Documente ans Licht gefördert, welche der Historiker, der diesen hochwichtigen vielbewegten Zeitabschnitt behandeln will, nicht unberücksichtigt bei Seite liegen lassen darf. Freilich wird es durch dieses Anschwellen des unermeßlichen Stoffes immer schwieriger, einen befriedigenden Überblick zu gewinnen, und es gehört der unermüdliche Sammlerfleiß und die preiswürdige Gewissenhaftigkeit eines Wachsmuth dazu, um das gesammte Material auf eine genügende Weise auszubeuten. Unter der großen Menge authentischer Darstellungen, welche die letzte Zeit gebracht hat — denn die leere Spreu, welche die leichtfertigen Memoirenfabrikanten zu Markte bringen, überläßt der Belehrung suchende Historiker dem Heißhunger der großen Masse —, gebührt den Denkwürdigkeiten des ehemaligen Conventsmitgliedes Courtois besondere Aufmerksamkeit. Vor kurzem erst erschienen, sind sie, so viel wir uns erinnern, in diesen Blättern noch nicht berührt. Was ihnen ein ganz vorzügliches Interesse verleiht, sind die Mittheilungen in Bezug auf die Verurtheilung Ludwig's XVI. und die Schilderungen, welche von der zweideutigen Stellung und dem wankelmüthigen Charakter des Philippe-Egalité geliefert werden. Wir haben hier einzelne Züge gelesen, die uns noch in keinem bisherigen Werke begegnet sind und die von künftigen Geschichtschreibern nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 246. — 3. September 1845.

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften ꝛc. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Im J. 1809 verließ Herbart die Schweiz und lebte von da an bis 1802 auf dem Landgute seines Freundes Joh. Smidt in der Nähe von Bremen, theils als Pädagog thätig, theils im Umgange mit einem Kreise geistreicher Männer und Frauen, denen er seine Erziehungsansichten mittheilte und entwickelte. Er habilitirte sich in Göttingen und trat zugleich mit seiner ersten Schrift, einer Bearbeitung der Pestalozzi'schen Anschauungslehre, auf. Von jetzt an rundeten sich seine philosophischen Gedanken und Beobachtungen immer mehr, im mündlichen Vortrage wie in schriftstellerischen Werken, zum Systeme ab; in den J. 1806 — 8 erschienen bereits drei seiner Hauptwerke: „Die Pädagogik", „Die praktische Philosophie" und die „Hauptpunkte der Metaphysik", welche letztere zugleich schon die Grundzüge seiner mathematischen Psychologie enthielten. Gleichzeitig nahm Herbart diese verschiedenen Gegenstände, einen nach dem andern, in den Kreis seiner akademischen Vorlesungen auf. Über die Beschaffenheit dieser Vorlesungen wie jener ersten größern schriftstellerischen Arbeiten, hinsichtlich ihrer Form, fällt Hartenstein folgendes Urtheil, welchem wir, so weit es das schriftstellerische Talent Herbart's betrifft (worüber allein uns eine Kritik möglich ist), wol beistimmen können. Er sagt:

Wenn man aus Dem, was Herbart selbst über den Vortrag der Philosophie in der Abhandlung „Kurze Darstellung eines Plans zu philosophischen Vorlesungen" sagt, und aus den Proben, die in seinen Papieren darüber vorliegen (von welchen der vorliegende Band die Eröffnungsrede der Vorlesungen über Pädagogik mittheilt), schließen darf, so muß die lautere und reine Wahrheitsliebe verbunden mit einer echt pädagogischen Schonung der Empfänglichkeit des Zuhörers, die lebendigste Energie selbsterzeugter Gedanken verbunden mit der Scheu, „Resultate hinzuschütten" und Behauptungen ohne Beweise auszusprechen, endlich das Streben, durch die höchste Klarheit und Präcision ein vielseitiges Interesse vielmehr an der Untersuchung als an den Resultaten derselben zu erwecken und das eigene Denken des Zuhörers nicht gefangen zu nehmen, sondern frei und regsam machen: alle diese Eigenschaften, welche die frühern Schriften Herbart's vorzugsweise charakterisiren, müssen seinen Vorträgen einen hohen innern Werth gegeben haben.

Über die erwähnten Schriften Herbart's sagt Hartenstein:

Ein Blick auf diese ganze Reihe von Arbeiten lehrt, was sich durch einzelne zahlreiche Stellen derselben im Einzelnen belegen lassen würde, daß das ethische Interesse für Herbart eine überwiegende Bedeutung hatte und der eigentliche Pulsschlag seines geistigen Lebens war, während die theoretische Forschung eben deshalb für ihn wichtig wurde, weil alles richtige Handeln in einer wirklichen Welt die theoretische Kenntniß der nothwendigen Gesetzmäßigkeit Dessen, was da ist und geschieht, voraussetzt. Deshalb durchdringt diese ältern Schriften, namentlich die allgemeine Pädagogik und die allgemeine praktische Philosophie, eine Wärme, eine Innigkeit, die bei der entschiedensten Abneigung vor aller leeren Schwärmerei, und bei der größten Nüchternheit und Besonnenheit der Untersuchung, nur allmälig, aber dann um so nachhaltiger fühlbar wird, weil sie aus einer Tiefe der Überzeugung kommt, die durch Das, was auf der Oberfläche liegt, weder locken noch reizen, noch sich selbst locken und reizen lassen will. Zugleich tragen alle diese Schriften das Gepräge einer Darstellung, die in meinen Augen auf die höchste Reinheit der Classicität Anspruch machen darf. Alles, was an die Pedanterei ängstlich festgehaltener Schulformeln erinnern könnte, ist abgestreift; ohne die gebrechlichen Stützen fremder Kunstworte sucht und findet jeder Gedanke in der eigenen Muttersprache den reinen scharfbestimmten Ausdruck; hart aneinander gedrängt und doch für ein scharfes Auge klar gesondert schreitet die Untersuchung vorwärts, und bewegt sich mit ruhiger Sicherheit durch Schwierigkeiten hindurch, die sie dem Leser mehr verbirgt als zeigt. Diese Schriften gleichen Gebäuden, deren Fundament überbaut, deren Gerüste abgebrochen wurde, ehe sie sich der Betrachtung darboten, und deren Urheber mit echt künstlerischem Geiste sich viel mehr an das Urtheil darüber, als was sie sich darstellen, als an die Berechnung der Schwierigkeiten, die das Werk gemacht haben mochte, wenden wollte. Ich wage nicht einmal zu behaupten, daß Herbart bei jenen frühern Schriften nach dieser echten Kunstform wissenschaftlicher Darstellung gestrebt habe; sie scheint der natürliche Ausdruck der reinen harmonischen Articulation gewesen zu sein, in welche sich seine Gedanken von selbst fügten; daher von den großen Hauptumrissen eines weitverzweigten Gedankenganzen bis herab zu der leisen Schattirung des einzelnen Ausdrucks seine Darstellung ganz unwillkürlich sich an die besondere Eigenthümlichkeit des Gegenstandes anschließt, welchem sie gerade jetzt gilt. In späterer Zeit, wo er vielmehr Andere belehren und überzeugen als sich selbst rein aussprechen wollte, ging diese Schönheit der Form bei aller Meisterschaft und Herrschaft über den Stoff in seinen Schriften größtentheils verloren; aber jene ältern Schriften scheinen mir, je weniger irgend eine Manier in ihnen bemerkbar ist, in der Reinheit ihres durchaus charaktervollen Gepräges ein ausgezeichnetes Muster eines wissenschaftlichen Kunststils zu sein.

In Königsberg, wohin Herbart 1809 einen Ruf auf den Lehrstuhl Kant's erhielt, entstanden die meisten

Digitized by Google

seiner Schriften, darunter neben vielen kleinen Aufsätzen (von denen mehre in dieser Ausgabe seiner nachgelassenen Schriften zum ersten Mal in die Öffentlichkeit gelangen) auch folgende Hauptwerke, nämlich: die „Psychologie", die „Einleitung in die Philosophie", das größere Werk über Metaphysik und die „Encyklopädie der Philosophie aus praktischem Gesichtspunkte", mit welchen der Kreis seiner speculativen Eroberungen nach allen Seiten hin ausgemessen und abgerundet war, sodaß spätere Arbeiten nur noch Einzelnes weiter auszubauen und zu vertiefen hatten. Das Hauptinteresse Herbart's blieb, wie es scheint, fortwährend den psychologischen und pädagogischen Resultaten der Philosophie zugekehrt; nach dieser Seite hin gingen seine beharrlichsten speculativen Bemühungen; dafür suchte er auch praktisch zu wirken, jetzt in größerm Maßstabe, theils durch eine Erziehungsanstalt, die er in seinem eigenen Hause (er hatte sich inzwischen in Königsberg verheirathet) anlegte, theils durch Errichtung eines pädagogischen Seminars, wozu er dem Minister v. Humboldt den Plan einreichte und dessen Leitung ihm übertragen ward. Diese seine Schöpfung überdauerte jedoch seinen Fortgang von Königsberg nicht; wie es nach den hier gegebenen Andeutungen scheint, war sie wol etwas zu künstlich angelegt oder doch mit den eigenthümlichen Erziehungsideen Herbart's zu sehr verwachsen, von seinem persönlichen Eingreifen zu abhängig, um nach seinem Zurücktritte sich selbst zu tragen.

Trotz des erwünschten praktischen Wirkungskreises, den er auf solche Weise in Königsberg gefunden, trotz der Anerkennung, die ihm, wie Hartenstein nach „unverwerflichen Zeugnissen" angibt, von allen Seiten zu Theil ward, sowie der angenehmen Verhältnisse, welche sein Haus zu einem Mittelpunkte der höhern Geselligkeit machten, wünschte Herbart dennoch eine Ortsveränderung, weil Königsberg ihm zu weit von der Mitte geistigen Lebens in Deutschland ablag, und so kam es, daß er, nach Schulze's Tode, gern die Berufung nach Göttingen 1833 annahm. Er trat also hier zum zweiten Male, nach fast fünfundzwanzigjähriger Unterbrechung, wieder als akademischer Lehrer auf, und zwar, wie sein Biograph versichert, mit dem außerordentlichsten Erfolge.

Der Glanz seines mündlichen Vortrags riß die Studirenden zur Bewunderung hin und mehr als einmal wurde ihm lediglich aus diesem Grunde ein Lebehoch gebracht. Die Frequenz seiner Vorlesungen, namentlich derer, welche vermöge ihres Gegenstandes der größern Menge zugänglich sind, war daher bedeutend und, wenn es auch richtig ist, daß die politischen Ereignisse des J. 1837 darin eine Änderung bewirkten, so ist es doch falsch, wie ich mich aus den Zuhörerlisten selbst überzeugt habe, daß die Frequenz seiner Zuhörer zuletzt immer mehr abgenommen habe; im Gegentheil war sie in den letzten Semestern wieder ebenso groß als da er nach Göttingen zurückkam.

Eine Aufzählung der Werke Herbart's hat Hartenstein mit Recht unterlassen, da eine solche, ohne eine Analyse der einzelnen, wenig Nutzen gehabt haben würde; dagegen hat er seine biographische Schilderung mit einigen Zügen über Herbart's Persönlichkeit sowie über seinen wissenschaftlichen sittlichen Charakter geschlossen, denen wir wol ein allgemeines Interesse versprechen dürfen und aus denen daher Folgendes hier seine Stelle finden mag:

Herbart's Statur war nicht über Mittelgröße, der Oberkörper verhältnißmäßig größer als der Unterkörper, daher er sitzend eine stattlichere Figur machte als stehend. Sein Bau war untersetzt, gedrungen, musculös; seine Bewegungen bis in die letzten Tage seines Lebens rasch, kraftvoll, sicher und entschieden. Seine äußere Erscheinung war, wie man es ganz richtig bezeichnet hat, die eines vornehmen Mannes, würdevoll, gegen Unbekannte gemessen, Achtung durch zuvorkommende Höflichkeit gebietend, meist durch einen ruhigen Ernst gleichmäßig getragen. Er ließ sich nie gehen, weder in der äußern Haltung noch in dem Benehmen gegen Andere, noch in seiner Sprache und Unterhaltung. Er sprach natürlich, aber äußerst gewählt, wie er schrieb; wenig oder gar nicht, wenn ihn der Gegenstand nicht interessirte, dann aber sah man, daß ihm mehr Gedanken zuströmten als er aussprechen mochte. Sein großes tiefblaues Auge strahlte dann in einem gesteigerten Glanze und bewegte sich mit größerer Lebendigkeit; und so wie er bei seinen Untersuchungen sich in Das, womit er sich gerade beschäftigte, ganz vertiefte, so sehr, daß ihm eine Unterbrechung der Aufmerksamkeit eine Art geistigen Schmerzes verursachte, so widmete er sich auch dem Gegenstande des mündlichen Gesprächs mit der ganzen ungetheilten Energie seines Geistes, bis er etwa, weil er eine Disharmonie in den Principien entdeckte, oder weil der Gegenstand ihm erschöpft schien, rasch abbrach. Blos individuelle Meinungen, halbentwickelte Gedanken, fragmentarische Einfälle sprach er selbst beinahe nie aus; ebenso wenig mochte er sie von Andern gern hören; daher er sich auf bloße Zweifel, Bedenklichkeiten, allgemeine und unbestimmte Einwürfe gegen Lehrsätze seines Systems nicht einließ, während der Versuch einer in geschlossener Gedankenfolge ihm entgegentretenden Widerlegung sein Interesse zu erwecken allerdings fähig war. Hierdurch mag er Manchen schroff und ungefügig erschienen sein; das war er auch wirklich in der Art, wie es jeder in sich fertige Geist sein wird; überdies hatte gerade er in seinem Leben zu oft erfahren, wie wenig mit dem subjectiven Meinen, mit sogenannten Ansichten, Standpunkten u. s. w. fertig zu werden ist, daß man ihm wohl verzeihen konnte, wenn er nicht geneigt war, Jedem in jeder Weise Rede zu stehen. Namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, wo ich ihn persönlich kennen lernte (1838), war er gegen die mannichfaltigen Verunstaltungen, die sein System unter fremden Händen fortwährend leiden mußte, ziemlich gleichgültig geworden, und konnte über Dinge dieser Art mitunter von Herzen lachen.

Der hervorstechendste Zug in seinem wissenschaftlichen Charakter war seine tiefe, sein geistiges Leben bis in die letzten Wurzeln durchdringende Hochachtung vor der Wahrheit, die ihm allen falschen Schein, alles dictatorische Absprechen, alle hohle, bombastische Phraseologie, alle wissenschaftliche Prahlerei und Aufgeblasenheit verächtlich machte. Aber sie würde nicht als ein Zug seines Charakters betrachtet werden können, wenn er diese Achtung vor der Wahrheit nicht in seinem Wollen und das heißt hier hauptsächlich in der Strenge und Gewissenhaftigkeit seiner eigenen Untersuchungen bethätigt hätte. Daß nun Herbart vor allen Dingen ein Charakter war, daß sein Wollen eine feste ausgeprägte, gleichmäßig durch Das, was er einschloß, wie durch Das, was er ausschloß, bezeichnete Gestalt angenommen hatte, dazu bedürfte es kaum einer persönlichen Kenntniß seines Wesens, sondern es würde die Hinweisung auf die Art genügen, wie er schon als junger Mann den Begriff des Charakters bestimmte. Wer keinen Charakter hat, wird schwerlich Das, was dazu gehört, mit so scharf bestimmten Umrissen zu bezeichnen im Stande sein, wie es Herbart schon damals gethan hat. Aber sein Charakter war nicht blos der Ausdruck einer glücklichen Naturanlage, er war das

Digitized by Google

Werk der Arbeit an sich selbst, der Selbstbeherrschung und der fortgesetzten Aufmerksamkeit auf sich. Was er als Wahrheit erkannt, hatte für ihn, sofern dies bei Erkenntnissen überhaupt möglich ist, auch eine praktische Bedeutung, und so wie er in rein theoretischer Beziehung Das, was sich ihm als Resultat eines nothwendigen Denkens festgestellt hatte, mit unerschütterlicher Überzeugungstreue festhielt, so ordnete er auch in sittlicher Hinsicht sein Wollen denjenigen Musterbildern unter, in denen er den Maßstab für den Werth jedes Wollens gefunden hatte. Daß dieser sittliche Gehalt seines Charakters gleichwol ein individuelles Gepräge angenommen hatte, liegt in der Natur aller geistigen Entwickelung begründet. Überdies hatte gerade er, frühzeitig und gewaltsam auf sich selbst zurückgedrängt, die Stützpunkte seines Wollens nur in sich suchen müssen; und sowie ihm wol schon von Natur jeder Spieltrieb fehlte, der das Leben zwar nicht leiten, aber vielfältig verschönern und erleichtern kann, so wollte er in seinem eigenen Thun und Denken durchaus nichts vom Zufall abhängen lassen. Daher raubte ihm eine strenge Absichtlichkeit des Umgangs mit sich selbst die heitere Beweglichkeit, die sich vom Wellenspiel des Lebens sorglos tragen läßt; die Zurückgezogenheit, in welcher er den größten Theil seines Lebens seinen Untersuchungen widmete, ließ ihn mit äußern Verhältnissen großentheils unbekannt bleiben, und so konnte er wol dem oberflächlichen Beobachter bisweilen als eine fremdartige, leicht mißzuverstehende Erscheinung sich darstellen. So war ihm namentlich eine überwiegende Vorsicht und Strenge in Allem eigen, was an die Idee des Rechtes und der Billigkeit erinnert, eine Vorsicht, die sich oft in einem negativen Verhalten verrieth, indem er sich scheute, irgendwie über den Kreis seiner eigenen wirklichen oder vermeinten Berechtigung hinauszugreifen, und sich in fremde Verhältnisse zu mischen, die keine unmittelbaren Ansprüche an ihn machten. Wo er aber etwas wirklich als seine Pflicht erkannt hatte, war er bis zur Ängstlichkeit gewissenhaft und gerade deshalb, weil er es war, pflegte er bei verwickelten Verhältnissen nicht so rasch und entschieden zu handeln, als man bei gleicher Entschiedenheit der Gesinnung, aber bei geringerer Umsicht hätte erwarten können. Nicht ohne Rührung entsinne ich mich, wie er zu mir einmal sagte: er sei oft in seinem Leben für einen unentschlossenen, pedantischen Mann gehalten worden, weil er in zweifelhaften Lagen bis auf den letzten Augenblick gezögert habe zu handeln, indem er habe warten wollen, ob nicht ein entscheidendes sittliches Moment hervortrete, welches auf eine bestimmte Handlungsweise hinweise. So wurde seine Benehmen gegen Andere in hohem Grade rücksichtsvoll, und es konnte für den flüchtigen Beobachter wol selbst als kalt und förmlich erscheinen. Und dennoch war in der Tiefe seines Gemüths ein Schatz von Wohlwollen, Theilnahme und Güte verborgen, der sich oft in den unbedeutendsten Handlungen auf überraschende Weise verrieth. Wer im Stande war, das Gewebe seiner Empfindungen so zu durchschauen, wie seine Schriften das Gewebe seiner Gedanken durchschauen lassen, der erkannte bald in ihm das weichste, freundlichste Gemüth; manches Schroffe, selbst Abstoßende begriff man dann als ein Product von Verhältnissen und äußern Einwirkungen, welche zwischen der jeweiligen Äußerung dieses Charakters und seinem Wesen eine Distanz befestigt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch. Herausgegeben von Jos. von Hammer-Purgstall. Wien. 1844. 8. 20 Ngr.

Der ebenso gelehrte als liebenswürdige Vers., dem wir, seit das Gebetbuch erschien, in dem historischen Romane „Die Gallerinn"*) ein neues Geschenk verdanken, widmete das erstere „dem Andenken seiner innigst geliebten Gattin Karoline", die ihm, dem Greise von 70 Jahren, in einem Alter von 46 Jahren von seiner Seite genommen ward und der er bereits ein neues großartiges Denkmal zu Weidling am Bach bei Wien in dem Grabsteine weihte, der, für ihn selbst seit Jahren ganz im orientalischen Geschmack fertig, in zehnzüngigen Inschriften am Jahrestage ihres Dahinscheidens, 15. Mai, zu ihrer Erinnerung aufgerichtet ward.

Das Gebetbuch, welches keine Vorrede hat und am Schlusse nur die Worte enthält: „Vollendet am 22. Juli 1844, dem achtundvierzigsten Geburtstage Karolinens", umfaßt 37 Blätter arabischen Text nebst 56 Seiten deutscher Übersetzung, und schickt, ehe die sieben Tageszeiten beginnen, ein kurzes Gebet in der ersten Sure des Korans, die Eröffnerin genannt, voraus. Indem der Vers. jeder Tageszeit, der Morgendämmerung, dem Morgen, dem Vormittag, dem Mittag, dem Nachmittag, dem Abend und der Nacht, nach dem Vorgange der christlichen Horen, einen Hymnus widmete und diesen gleich den orphischen Hymnen in einem besondern nicht ohne Bezug gewählten Rauchwerk, vom Ambra bis zum Moschus, duften ließ, lieh er dem Vertrauen, der Bitte um Gnade und um Verzeihung, der Zuflucht zu Gott, dem Danke, dem Lobpreise und der Ergebung, als den den christlichen und mohammedanischen Glauben vermittelnden Elementen, vor allem Andern Worte, und erschöpfte in kurzen Stoßgebeten, die er in den einzelnen Tageszeiten vereinigte, die Sprache des Orients und Occidents in ihrem Gebete zu Gott. Diese Aufgabe ist dem gemüthvollen und ernsten Manne, der den Stoff dazu aus den Schriftstellern des Ostens seit Jahren sammelte, vortrefflich gelungen, zumal er es sich angelegen sein ließ, Alles zu vermeiden, was der Denk- und Glaubensweise des Morgen- und Abendlandes widersprechen könnte. Einestheils hielt er, wo er konnte, die koranische Alliteration und den Reim in den einzelnen Gliedern fest, anderntheils strebte er nach der unerreichbaren inhaltsschweren Kürze, die wir in den Sentenzen der östlichen Völker bewundern. Es haucht das Buch des Vers. Geist und Gesinnung und wurde für ihn durch die vorgesetzte Weihe das Heiligthum der innigsten Gefühle, die ihn in seiner Liebe zu der Gattin beseelten. Wir empfinden mit ihm die leisen Klänge des Schmerzes wie die süßen Worte des Trostes, wir achten in dem Werke Wort und That des Vers., in dem kein Arg, kein unwahrer Gedanke, und gehen mit ihm zu der Beschließerin desselben, zu dem Schlußgebete, das die hundert Namen Gottes aufzählt, in ihnen den Stein der Weisen, der noch immer nicht im Orient gefunden ward. Der Vers. birgt ihn in seinem Innern und wir danken ihm, daß er uns demselben so viel als möglich eeschlossen.

Es ist überdies dasselbe Werk, welches er an die neu in Deutschland zu begründende Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes, an der er mit jugendlichem Feuer den lebhaftesten Antheil nimmt, als ihr erstes Geschenk übergeben ließ. 68.

*) Wir berichten nächstens darüber. D. Red.

Literarische Notizen aus England.

Noch eine Schrift über den Streit über das Oregongebiet.

Die geheime Eifersucht zwischen dem europäischen Mutterlande, England, und seinen einstigen Pflanzerstaaten, der jugendlich aufstrebenden Union, hat in neuerer Zeit durch den Streit über das Oregongebiet und die Frage des Anschlusses von Texas neue Nahrung erhalten und könnte, ständen nicht die wichtigsten Interessen der beiden größten Handelsvölker dabei auf dem Spiele, leicht in lichte Flammen ausbrechen. Um eine solche Katastrophe herbeizuführen, wird freilich allenthalben von Freund und Feind beiderseits nach Möglichkeit geschürt und gehetzt. Mit welcher Arglist dabei hin und wieder verfahren wird, zeigt sich in einer jüngst in England erschiene-

Digitized by Google

nen Schrift: „Jonathan Sharp; or the adventures of a Kentuckian, written by himself" (3 Bde.). Dies Werk gibt sich als die Veröffentlichung eines Bürgers der Freistaaten kund, der seinen Landsleuten darin, zu ihrem Nutz und Frommen, d. h. wo möglich zu ihrer Besserung, ihren Sittenspiegel vorzuhalten sich als Verdienst anrechnet. Mußte es schon auffallen, daß Einer aus dem selbstgefälligsten und eingebildetsten Volke, welches die Welt noch gekannt, mit einer solchen Selbstverleugnung seines Nationalcharakters die Lösung einer solchen Aufgabe unternahm, so waren andere Umstände vorhanden, die dem Argwohn Raum gaben, man habe es hier mit einer zu bestimmten Zwecken angelegten, mit Vorbedacht ausgeführten Mystification zu thun. Denn obwol der Verfasser allenthalben seine vollkommene Kenntniß des Zustandes der Gesellschaft in den westlichen Staaten der Union verräth und, zwar nicht ohne ins Schwarze zu malen, mit meisterhaftem Pinsel, der den Augenzeugen beurkundet, die Auswüchse jenes in vieler Hinsicht noch halb wilden gesellschaftlichen Lebens schildert, so tritt doch nicht nur überall eine tiefe Gehässigkeit gegen die Nordamerikaner hervor, sondern er handelt auch so unredlich, daß er jene Zustände einer eben aus den Boden gesprungenen, halbcivilisirten Gesellschaft den Bürgern der Neuenglandsstaaten an der Ostküste zur Last legt, oder vielmehr allenthalben andeutet, daß sich in diesen Alles in demselben Zustande befinde wie in ihren mehre hundert Meilen entfernten Hinterländern, während allbekannt ist, daß der Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Zuständen in den Staaten Newyork, Pennsylvanien, Massachusets und denen des fernen Westens nicht geringer ist als zwischen denen Großbritaniens und seiner Colonien in der Südsee. Auch bildet die Erzählung dieser Abenteuer keine eigentliche Novelle, sondern das Ganze hat nur einen Zweck: die den amerikanischen Charakter und die Gesellschaft in Amerika brandmarkenden Behauptungen zu erhärten. Selbst der bessere Theil der englischen Presse ist empört über diese Art Kriegskunst. Sie nimmt an, daß der Verfasser, ein Irländer, der persönlich bei der Frage des Anschlusses von Texas an die Vereinigten Staaten betheiligt sei, den Zweck verfolge, diese Maßregel noch unpopulairer in England zu machen als sie ohnehin ist.

Etwas zur Lebensgeschichte Shakspeare's.

Das „Historical register" theilte kürzlich nach einer im Anfange dieses Jahres aufgefundenen Urkunde mehre interessante Einzelheiten in Bezug auf die Lebensgeschichte des größten Dramatikers aller Zeiten, Shakspeare, mit. Diese Urkunde ist eine Steuerrolle der Besitzungen des Grafen von Warwick vom J. 1590, worin es bei dem Flecken Stratford am Avon, Shakspeare's Geburtsort, wie folgt heißt: „Die Straße Henleystraße genannt: John Shakspeare besitzt ein freies Grundstück mit Gebäulichkeiten zu Lehn, gegen einen jährlichen Grundzins von 6 Pence und Lehnspflicht. Derselbe John hat ein freies Grundstück nebst Gebäuden gegen einen jährlichen Grundzins von 13 Pence und Lehnspflicht." Ohne Zweifel war dies des Dichters Vater. Hunter bemerkte schon in seinen „New illustrations", der triftigste Beleg für die Richtigkeit der Überlieferung, daß des Dichters Vater in dem unter dem Namen Henleystraße bekannten Stadttheil ansässig gewesen und also dort William Shakspeare geboren worden, sei ein noch vorhandenes Gerichtsprotokoll vom J. 1552, wonach in jenem Jahre besagter John Shakspeare und mehre Andere um Geld gestraft worden seien, weil sie in der Henleystraße Dunghaufen angelegt hatten. Durch obenerwähnte Urkunde ist nun auch erwiesen, daß John in jener Straße zwei Häuser besessen, wovon eins sicherlich die Geburtsstätte des großen Mannes war. Ferner wird dadurch die Behauptung Malone's widerlegt, daß Shakspeare's Vater in seinen alten Tagen in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei, denn gegen Ende des 16. Jahrhunderts befand er sich noch im Besitz dieser beiden Grundstücke. Unter den Geschworenen, die die Würderung der Besitzungen des Grafen von Warwick beiden mußten, findet sich der Name „Thomas Shackespere", Besitzer einer Erbpachtung zu einem Erbzins von 4 Schilling 8 Pence jährlich. Jedenfalls war dies das Haupt der in dieser Grafschaft zahlreichen Familie der Shakspeare und scheint der Name Thomas bei dem Stammsitz erblich gewesen zu sein. Der ebengenannte Thomas scheint dieselbe Person mit derjenigen, welche im Testament eines andern Thomas Shakspeare von Warwick im J. 1577 vorkommt. Bei der Herrschaft Shottery findet man in jenem Verzeichniß den Namen Joan Hathaway, als eines gewöhnlichen Grundholden. Dies zeigt, daß zu Lebzeiten Anne Hathaway's diese Familie zu Shottery wohnte, und es läßt sich mit gutem Grunde annehmen, daß wir es mit der Mutter Annens zu thun haben. Bei dem Orte Rowington begegnen wir den Namen von Thomas, Richard und George Shakspeare, welche alle auf dieser Gutsherrschaft Grundstücke besaßen; ihre Personen sind wohlbekannt. Unter den andern Erbpächtern in Stratford findet man die Familiennamen der Combe, Hill und Quincy, die mit der Geschichte des großen Dichters in vielfachem Zusammenhange stehen.

Über die Einführung der lateinischen Sprache in den christlichen Gottesdienst.

Bei Besprechung der „History and antiquities of the anglo-saxon church", von J. Lingard, nimmt ein englisches kritisches Journal die Einführung der lateinischen Sprache in den christlichen Gottesdienst bei den germanischen Völkerschaften in Schutz und äußert in Bezug darauf: „Man muß gestehen, daß die lateinische Sprache ein nothwendiger Bestandtheil in der lateinischen Kirche, wie sie die Angelsachsen bekannten, war. Wir halten es für erweislich, daß eine neue Religion in der That nur mittels einer neuen Sprache in Wirksamkeit gesetzt werden kann.*) Es gibt unter uns Zöglinge der deutschen Schule (Teutonic scholars), welche behaupten, daß wir aller in unserer Sprache eingebürgerten Wörter uns entledigen und an deren Statt Ableitungen aus sächsischen Wurzeln anwenden könnten. Wir könnten z. B. statt «the impenetrability of matter» sagen «the unthoroughfaresiveness of stuff»: aber dies wäre bei theologischen Ausdrücken eine baare Unmöglichkeit, welche, wenn übersetzt, sich unausweichlich mit Begriffen vergesellschaften würden, die durchaus unvereinbar mit ihrer ursprünglichen Bedeutung. Wir zweifeln, ob die Hierarchie die Form einer engverschlungenen Körperschaft angenommen, wenn man episcopus mit overseer (Aufseher) statt mit bishop, oder presbyter mit elder (Ältern) statt mit priest übertragen hätte. Es ist eine der größten Schwierigkeiten, welche protestantischen Missionaren aufstoßen, daß die theologischen Ausdrücke Abgötterei treibender Stämme so sehr mit abgöttischen Gewohnheiten verbunden sind, daß sie stets eine Sache darunter verstehen, während die geistlichen Herren etwas ganz Anderes damit meinen. Das Angelsächsische zu den Zeiten Augustin's war schwerlich ausgebildeter als die Sprache der heutigen Wilden der Südsee (!) und wir zweifeln sehr, ob die römischen Sendboten die Heptarchie zum Christenthum bekehrt, hätten sie dem Volke nicht eine kirchliche Sprache, die mit allen frühern Gedankenverbindungen außer allem Zusammenhange stand, gelehrt." Sehr wahr, aber wer fühlt nicht, daß darin eben eine Beurtheilung solcher Bekehrungen liegt? 12.

*) Das ist eine neue und eigenthümliche Veranschaulichung der Mephistopheilschen Weisheit:

— — — wo Begriffe fehlen,
Da stellet leicht ein Wort sich ein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 247. —— 4. September 1845.

J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften ꝛc. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 246)

Über die Erfolge des wissenschaftlichen Denkens Herbart's, über seinen Werth als Denker und als Gelehrter und über die Zukunft seiner Philosophie spricht sich der Biograph folgendermaßen aus:

Daß er einer der originellsten Köpfe war, die die Geschichte der Wissenschaft überhaupt kennt, daß sich nur sehr wenige, vielleicht kein einziger Denker an eigentlich productivem Scharfsinn mit ihm vergleichen läßt, dafür legt die ganze Anlage und der Verlauf seiner Untersuchungen Zeugniß ab. Gerade darum hat seine Philosophie mit mehr äußern Hindernissen zu kämpfen als irgend ein anderes der neuern Systeme, weil sie auf eine vollständige Revolution der wichtigsten unter den herrschenden Hauptbegriffen hinausläuft. Ob diese Revolution unnöthige Neuerungssucht, Eigensinn eines irregeleiteten Scharfsinns, oder ob sie der nothwendige Ausdruck einer Gedankenarbeit war, welche eben dieselben Begriffe, welche sich in den Köpfen aller Menschen vorfinden, einer Kritik unterwirft, um sich mitten durch die Trümmer der gewohnten Weltansicht den Weg der Untersuchung zu bahnen, das kann nur eine ohne alle fremdartige Voraussetzungen auf den Zusammenhang seines Systems eingehende Kritik entscheiden; gerade dadurch, daß er sehr frühzeitig eingesehen hatte: es komme nicht darauf an, fortzufahren, wo Kant und Fichte oder irgend ein Früherer aufgehört habe, sondern es handle sich darum, im strengen Sinne von vorn anzufangen, bekamen seine Untersuchungen ein so eigenthümliches, fremdartiges, dem Zeitalter unzugängliches Gepräge. Man kann es nicht hoch genug anschlagen, daß Herbart die Rechte der Wissenschaft gegen die Prätensionen ihrer Geschichte zu einer Zeit factisch vertrat, wo man den Streit der Systeme endlich dadurch schlichten zu können meinte, daß man ihren Anspruch auf Wahrheit nach dem Umfange bestimmte, in welchem sich jeweilig Geltung und Ansehen zu verschaffen ihnen geglückt war, wo man sich begnügte, ein System dadurch für gerechtfertigt zu halten, daß es „die Gedanken seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht habe". Herbart dagegen hielt die Aufgabe der Wissenschaft nur dann für gelöst, wenn der Inhalt derselben sich als für alle Zeit gleich allgemeingültig erweisen ließe; er verlangte allerdings eine Philosophie, wie es längst eine Mathematik gibt. Wie viel oder wie wenig er selbst für die Ausbildung der Philosophie („die nur eine ist, so viel auch von Philosophien in der Mehrheit geplaudert wird") gethan zu haben glaubte, daran braucht Niemand erinnert zu werden, der seine Schriften kennt. Zwar die ersten Anfänge der Untersuchung war er überzeugt, richtig bestimmt, die ersten Schritte mit Sicherheit gethan zu haben, dergestalt, daß wesentliche Abweichungen immer Gefahr bringen würden, in alte Irrthümer zurückzufallen; aber mit welcher Vorsicht, mit welcher Bescheidenheit spricht er von der Fortsetzung und Ausführung der unermeßlichen Aufgaben, auf welche er hingewiesen hat; und das nicht etwa blos in der allgemeinen Metaphysik, in der allgemeinen praktischen Philosophie, sondern namentlich auch da, wo er wie z. B. in der Psychologie mit tiefeindringendem Scharfsinn dem concreten Stoffe der gegebenen Erfahrungswelt sich beiweitem mehr genähert hatte. Die etwanige Berichtigung aber, wie die Erweiterung und Fortbildung dieses Systems dürfte wol nicht nur andere Kräfte, sondern auch eine andere Sinnesart verlangen, als welche man in der neuesten Zeit mit der Umbildung der Systeme unter uns beschäftigt gesehen hat; denn ein so geschmeidiger Stoff, der sich willkürlich in allerlei neue Formen gießen ließe, liegt hier nicht vor. So wie nun fast zwei Jahrhunderte verstrichen, ehe der Gedanke des Kopernicus in einem einzelnen Gebiete der Naturforschung das Ansehen eines Axioms erlangte, so wie Newton's Entdeckungen ein halbes Jahrhundert brauchten, ehe sie sich allgemeinen Eingang verschaffen konnten, so wie endlich ein Jahrhundert verging, ehe Herbart in der Monadologie, der einzigen Ansicht, die eine dauerhafte Verbindung der Philosophie mit den Naturwissenschaften verspricht, das Resultat einer unvergleichbar strengern Speculation fand, als dies bei Leibnitz der Fall gewesen war, so wird man sich der zuversichtlichen Erwartung hingeben können, daß auch Herbart's Leistungen irgend einmal in dem Geiste und mit der Gesinnung werden benutzt werden, in welcher er sie der Zukunft übergeben hat.

Endlich noch einige Worte über Herbart's politische Denkart und Handlungsweise aus dem Munde Hartenstein's:

Hier wäre nun der Ort, nicht nur über den Inhalt und die Bedeutung der Lehre vom Staate, wie sie im Herbart'schen Systeme zwar keineswegs ausgeführt, aber in den Grundzügen hinlänglich angedeutet ist, sondern auch über Herbart's persönliche politische Denkungsart zu sprechen. Wenn Beides nicht vollständig zusammenfiel, so ist das keineswegs ein unerhörtes Phänomen; eine Differenz zwischen Beiden kann möglicherweise schon dadurch entstehen, daß einzelne Theile der systematischen Grundlage selbst für den Urheber des Systems bald mehr in den Vordergrund, bald mehr in den Hintergrund der persönlichen Denkart treten. Indessen hierüber Einiges zu bemerken, wird sich vielleicht noch an einer andern Stelle Gelegenheit finden, da der Nachlaß gerade über solche Verhältnisse mancherlei Erörterungen enthält. Daß sich Herbart über Dinge, die sich unmittelbar auf politische Verhältnisse beziehen, immer mit Mäßigung und Umsicht ausgesprochen hat, können ihm natürlich Die nicht verzeihen, in deren Augen Mäßigung eine Art Verbrechen ist; wer aber behaupten wollte, daß sich Herbart aus Mangel an Theilnahme um solche Dinge nicht bekümmert oder daß er eine Scheu vor der Praxis gehabt habe, deren Ziel es ist, die Idee in die Wirklichkeit einzuführen, der müßte

Digitized by Google

von seiner praktischen Philosophie als System betrachtet sehr wenig, und von der Gesinnung, die sich in diesem Systeme ausspricht, gar nichts verstanden haben. Daß Herbart mit verschiedenen andern erfahrenen Männern das Staatsleben für eine viel zu viel verwickelte Erscheinung hielt, als daß ein paar allgemeine Sprüchwörter, wie sie diese oder jene Partei aufstellt, über die im Staate wirkenden Kräfte sowol als über die Zwecke, zu welchen sie zusammen wirken sollen, aber beiweitem nicht immer richtig zusammenwirken, einen genügenden Aufschluß geben könnten, ist wahr; ebenso wahr ist aber auch, daß kein anderer Denker das Ideal eines durch Alles, was auf den Namen einer ethischen Idee Anspruch machen kann, beseelten gesellschaftlichen Organismus reiner hingestellt hat als Herbart; und lediglich in der Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit und, was noch wichtiger ist, in der deutlichen Erkenntniß der nothwendigen, durch bloße Machtsprüche nicht hinwegzuschaffenden Ursachen dieser Distanz lag für ihn der Grund, daß er sich vielleicht mit einem zu großen subjectiven Mistrauen nicht sanguinischen Hoffnungen hingab, alle Maßregeln, die nicht in der Gesinnung wurzeln und auf die Gesinnung wirken, für bloße Palliativmittel und das Bessere für den schlimmsten Feund des Guten hielt. Eben deshalb war für ihn die Erziehung ein Gegenstand von so großer und durchgreifender Bedeutung; denn sie war ihm eben die Kunst der sittlichen Menschenbildung, die den sittlichen Idealen die Willen zuzubilden bestimmte sei, in welchen und für welche allein sich das Ideal der kleinern wie in größern Kreisen allmälig realisiren kann. Man hat auf diesem Gebiete ihm das Zugeständniß eines gewissen Verdienstes wie ein Almosen hingeworfen; Urtheile solcher Art verrathen nur, wie wenig man den Gedankenkreis dieses Mannes im Ganzen und nach den wesentlichen Beziehungen seiner Theile zu durchdringen im Stande ist. Herbart's Pädagogik ist nichts ohne seine praktische Philosophie, nichts ohne seine Psychologie; und die Psychologie schwebt als Hypothese auf einem unsichern Boden ohne die Metaphysik. Gesteht man ihm zu, den Zweck der Pädagogik richtig festgestellt, in der Nachweisung der Mittel zur Erreichung dieses Zweckes auch nur Einiges richtig gesehen zu haben, so wird die Nothwendigkeit, solche Zugeständnisse von dem speciellen Gebiete der Pädagogik rückwärts auf die allgemeinen Untersuchungen zu erweitern, bei einiger Consequenz sich wol allmälig fühlbar machen.

Wir haben uns bei dem Leben und der Persönlichkeit Herbart's nach Anleitung seines Biographen so lange aufgehalten, daß uns für eine Musterung seiner in den vorliegenden drei Bänden gesammelten Schriften der Raum fehlt. In der That aber möchte auch eine solche wol kaum hier am Orte sein, denn eine genaue Analyse der einzelnen Abhandlungen würde uns zu weit führen, und eine bloße Titelangabe wäre ebenso nutzlos als ermüdend. Das Eine glauben wir Denen, welche sich dem Studium der Herbart'schen Schriften widmen, schuldig zu sein: die Titel derjenigen Abhandlungen anzugeben, welche aus dem wissenschaftlichen Nachlasse Herbart's hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit gelangt sind, also in den von ihm selbst herausgegebenen Schriften sich nicht finden. Es sind dies folgende:

Erster Band. Rede bei Eröffnung der Vorlesungen über Pädagogik. 1802. — Über Erziehung unter öffentlicher Mitwirkung. 5. Sept. 1810.

Zweiter Band. Über den freiwilligen Gehorsam als Grundzug echten Bürgersinnes in Monarchien. 18. Jan. 1814. — Bemerkungen über einen pädagogischen Aufsatz. Juni 1814. — Über Fichte's Ansicht der Weltgeschichte. 3. Aug. 1814. — Über den Hang des Menschen zum Wunderbaren. 3. Aug. 1817. — Erste Vorlesung über die praktische Philosophie. Im Sommer 1819. — Über Menschenkenntniß in ihrem Verhältniß zu den politischen Meinungen. 3. Aug. 1821. — Über einige Beziehungen zwischen Psychologie und Staatswissenschaft. — Über die verschiedenen Hauptansichten der Naturphilosophie. 24. April 1823. — Über die allgemeinsten Verhältnisse der Natur. 3. Aug. 1828. — Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik. Unvollendet. — Über das Verhältniß des Idealismus zur Pädagogik. — Oratio ad capessendam in Academia Georgia Augusta professionem philosophiae ordinariam habita. 26. Oct. 1833.

Dritter Band. Aufsätze vermischten Inhalts. Versuch einer Beurtheilung von Schelling's Schrift: Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt. 1796. — Über Schelling's Schrift: Vom Ich oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen. 1796. — Über das Verhältniß der Schule zum Leben. 18. Jan. 1818. — Zwei kleinere Reden zum Gedächtniß Kant's. 1824 und 1833. — Aphorismen und kürzere Fragmente: A. Zur Einleitung in die Philosophie. B. Zur Metaphysik und Religionsphilosophie. C. Zur praktischen Philosophie. D. Zur Psychologie.

69.

Schweizerische Literatur über den Jesuitismus.

Zweiter Artikel.*)

Nachdem das letzte Kriegsereigniß als trauriges Beispiel der Zerrissenheit der Schweiz, der Unhaltbarkeit und Ohnmacht ihres Bundes gegenüber den 25 Cantonalsouverainetäten dasteht, ist bei der nun geschlossenen ordentlichen Tagsatzung die nicht erledigte Jesuitenfrage abermals in Berathung genommen worden. Das vergossene Blut, der tausendfältige Jammer, das Elend zahlloser Familien hat leider die Behörden des reformirten Cantons Genf, die bei der letzten außerordentlichen Tagsatzung unter den Ständen sich befand, welche die Jesuitenberufung für eine Cantonalsache erklärten, nicht vermocht, eine wesentlich andere Instruction zu ertheilen. Guizot soll es gewesen sein, der Genf abgehalten hat, zur Erzielung eines Zwölferbeschlusses zu stimmen. Da sich jetzt auch im Großen Rathe zu St.-Gallen die beiden feindlichen Parteien in völlig gleicher Zahl einander gegenüber stehen, und hiernach der Canton ohne alle Instruction in der Jesuitenfrage für die nächste Tagsatzung geblieben ist, so war die Erfolglosigkeit ihrer Verhandlungen schon jetzt vorauszusehen.

Fürst Metternich soll in einem Schreiben an die luzerner Regierung, worin er ihr Glück wünschte zu dem erlangten Siege, neben dem guten Rathe zur Milde gegen die Besiegten auch die Hoffnung ausgesprochen haben, daß Luzern auf die Berufung der Jesuiten verzichten werde. Die Glückwünsche Metternich's machte jene Regierung bekannt, das Weitere aber soll sie verschwiegen haben. Denn sie war nicht willens, Milde zu üben, sondern Rache zu nehmen; und wagte sie auch nicht, das gegen Dr. Steiger, ihren besonders verhaßten Widersacher, erlassene Todesurtheil zu vollziehen, so sollte doch seine langsame Hinrichtung auf dem Wege der Deportation erfolgen. Allein die jetzt in der ganzen Schweiz gefeierte Selbstbefreiung Steiger's hat alle Racheplane zunichte gemacht und die erbitterten und zum Theil persönlichen Feinde Steiger's dem gerechten Spotte preisgegeben. Gleich wenig ist die luzerner Staatsregierung gewillt, den Jesuiten zu entsagen. Sind doch schon jetzt einige derselben in Luzern, um die Plane zu den Bauten einzusehen, welche für sie in dem ehemaligen Franziskanerkloster unternommen werden. Noch dauert es aber bis zu ihrem wirklichen Einzug in Luzern bis Anfang des nächsten

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 118 und 119 d. Bl.

D. Red

Digitized by Google

Jahres. In einem Lande wie die Schweiz, wo das öffentliche Leben schneller pulsirt wie anderwärts, wo sich durch die letzte blutige Begebenheit neuer Zündstoff gesammelt hat, wo man nie mit Wahrscheinlichkeit berechnen kann, was die nächste Zukunft bringt und wo die Ereignisse oft mit Blitzesschnelle daherstürmen — da mag leicht bis zu Ende des Jahres noch gar Manches geschehen, was eine andere Wendung der Dinge herbeiführen kann.

Bis dahin bleibt es immerhin von großem Interesse, den Erscheinungen in der Literatur, welche sich auf die Jesuitenangelegenheit in der Schweiz beziehen, eine aufmerksame Beachtung zu schenken. Schon früher wurde in d. Bl. der Wunsch ausgesprochen nach einer die Jesuitenfrage in der Schweiz gründlich erörternden Schrift, die diese auch für Deutschland so wichtige Angelegenheit dem Verständniß der Deutschen näher brächte, welche ihre Kenntniß davon bisher nur aus lückenhaften, einseitigen Zeitungsartikeln schöpfen konnten. Eine solche unparteiisch gehaltene Schrift ist noch vor dem luzerner Ereigniß erschienen unter dem Titel:

Die schweizerische Jesuitenfrage in ihrer staats- und völkerrechtlichen Bedeutung. Aus den „Jahrbüchern der Gegenwart" besonders abgedruckt. Tübingen, Fues. 1845.

Zunächst verbreitet sich die Schrift über die „Beziehungen der Schweiz zu den Nachbarländern". Sie gibt Winke, wie die Schweiz mittels einer kleinen Völkerwanderung von Reisenden aller Art, Handwerkern, Wallfahrern u. s. w., die Jahr aus Jahr ein aus den Nachbarländern dahin ziehen, mit diesen im engen Zusammenhange steht, und wie dies vielleicht einen allzu wenig beachteten Einfluß hat, wodurch aber Das, was in der Schweiz vorgeht, unter Umständen eine wichtigere Bedeutung für die Nachbarländer gewinnen kann als es bei dem geringen Umfange des Schweizerländchens scheinen mag. Und was auch von gewisser Seite her über den Grund der jetzigen Bewegung in der Schweiz gesagt werde, er sei doch confessionneller Art und könne bei den namentlich in Deutschland herrschenden religiösen Bewegungen früher oder später seine Verwandtschaft geltend machen.

Es wird weiter zum Verständniß des jetzigen Zustandes der Schweiz historisch entwickelt, wie die römische Curie Schritt für Schritt auf dem durch so mannichfaltige Elemente getrennten Gebiete der Eidsgenossenschaft vorgedrungen ist, wie sie gerade in dieser Zerrissenheit Vorschub für ihre herrschsüchtigen Plane fand, und wie sie besonders ihre Sendlinge, die Jesuiten, langsam aber sicher, trotz aller Protestationen, immer weiter vorschob. Es wird Aufschluß gegeben, wie es möglich ist, daß bei der zu so manchem Streit Anlaß gebenden Cantonalsouverainetät gegenüber der Bundesverfassung die kleinen Cantone in eidsgenössischen Angelegenheiten den größern Gesetze vorschreiben können; und warum der Ultramontanismus, einer Bundesreform abhold, die ultrademokratischen Verfassungen und das ochlokratische Element in den kleinen Cantonen begünstigt. Der Verf. kommt nun, nachdem er der durch die Beschlüsse der Badener Conferenz 1833 herbeigeführten Aufregung sowie einer Reihe durch den verhängnißvollen Ruf der Religionsgefahr herbeigeführter Verfassungsumwälzungen gedacht hat, und nachdem die eigenthümlichen Verhältnisse des Cantons Aargau näher entwickelt sind, auf den folgenwichtigen Beschluß der Klösteraufhebung, den er, in dem von der Tagsatzung später anerkannten Umfange, als einen Act der Nothwehr zur Erhaltung des Cantons Aargau darstellt. Von diesen Klöstern aus war eine beständige Aufregung in dem katholischen Theile des Aargaus erhalten worden, und kaum sah es sich nach Vollziehung jenes Aufhebungsbeschlusses von einer Gefahr befreit, so wurde es durch die Berufung der Jesuiten nach Luzern von neuem bedroht. Diese trotz eines großen Widerspruchs von Seiten des luzerner Volks durchgesetzte Berufung führt den Verf. auf die Jesuitenfrage in ihrer staatsrechtlichen Bedeutung und dann auf die völkerrechtliche Stellung der Schweiz. Vor Allem wird dargethan, daß das Ausland, statt sich einer Bundesreform zu widersetzen, was die kürzlich erlassenen Noten der verschiedenen Großmächte anzudeuten schienen, sie vielmehr in seinem eigenen Interesse für wünschenswerth halten sollte. Namentlich aber wird hervorgehoben, wie besonders im Interesse Deutschlands eine Umgestaltung der eidsgenössischen Bundesverfassung liege, welche die Minderheit der schweizerischen Bevölkerung den Beschlüssen der Mehrheit unterwerfe, welche eben dadurch eine kräftige Bundesgewalt und die thatsächliche Behauptung der schweizerischen Neutralität im europäischen Staatensystem erst möglich mache.

Vérité sur la question des jésuites en Suisse, et sur la situation politique de Genève. Par *Fazy-Pasteur*. Genf 1845.

Der Verf. gehört der gemäßigten Fraction der sogenannten radicalen oder liberalen Partei in Genf an und ist der ausgezeichnetste Redner dieser Partei im Großen Rathe seines Cantons. Er ist als Pamphletist aufgetreten, um in jeder Weise das Seinige beizutragen, daß nicht Genf in der hochwichtigen Jesuitenfrage bei einer Instruction seiner Tagsatzungsgesandtschaft beharre, welche, ein unselig schwankendes Mittelding zwischen Ja und Nein, einen gültigen Zwölferbeschluß verhindert und zur größern Verwirrung in der Schweiz nicht wenig beigetragen hat. Sein Bemühen ist vergebens gewesen: er hatte mit starren Doctrinairen zu thun, die sich in das Dogma einer politisch alleinseligmachenden Cantonalsouverainetät verrannt haben und schwerlich selbst durch Schaden jemals klug werden, der bereits eingetreten ist und in größerm Maße noch eintreten wird.

Die Frage, ob die Berufung der Jesuiten nach Luzern durchgesetzt werden soll, ist auch nach der Ansicht des echt eidsgenössisch gesinnten Verf. eine Lebensfrage für die Schweiz. Mit Berufung auf eine Reihe von Tagsatzungsbeschlüssen seit 1815, aus denen sich ergibt, daß sich die eidsgenössische Bundesbehörde durch das Gespenst der Cantonalsouverainetät nie und nimmer von der Anwendung ihres Rechts hat abschrecken lassen, die ihr zur Erfüllung des Bundeszwecks nöthig scheinenden Maßregeln zu treffen, begründet er zunächst die Competenz der Tagsatzung, auch gegen die weitere Verbreitung des Jesuitenordens in der Schweiz entscheidende Vorkehrungen zu treffen. Wenn er S. 7 behauptet, daß die Tagsatzung im J. 1837 allen Cantonen die Aufnahme fremder politischer Flüchtlinge nur unter der Bedingung gestattet, daß die betreffende auswärtige Regierung ihre Autorisation zur Ausübung des Asylrechts ertheilt habe, so ist dies zwar irrig, da ein solcher schimpflicher Beschluß niemals gefaßt worden ist. Allein richtig ist doch, daß damals die Bundesbehörde allgemeine Maßregeln über die Behandlung politischer Flüchtlinge getroffen hatte, ohne sich aber durch die Berufung auf die Cantonalsouverainetät und durch die Protestation einzelner Cantone hemmen zu lassen.

Bei dem Beweise, daß die Schweiz als selbständige politische Einheit befugt sei, von sich aus auch den Bundesvertrag abzuändern, hätte es keiner Berufung auf das Protokoll des Wiener Congresses vom 13. März 1815 bedurft. Die Auslegung, welche S. 15 diesem Protokoll gegeben wird, als hätten auch die Mächte des Wiener Congresses die einfache Majorität der Standesstimmen zum Abschluß der eidsgenössischen Bundesacte von 1815 für hinreichend erklärt, ist jedenfalls eine allzu weite, da diese Mächte nur die Erwartung ausgesprochen hatten, daß die damals noch dissentirenden Cantone ihren baldigen Eintritt erklären würden. Gleichwol ist der Grundsatz unzweifelhaft, daß durch ein Tagsatzungsconclusum von wenigstens zwölf Standesstimmen eine Abänderung der Bundesacte selbst rechtsgültig beschlossen werden kann.

Nach der Hinweisung auf die verfassungswidrige Berufung der Jesuiten an den sogenannten katholischen Vorort Luzern wird im Abschnitt über die Gefahren des Jesuitismus für die Schweiz unter Anderm berichtet, daß im Großrath des Cantons Wallis der Vorschlag gemacht worden sei, der Gesellschaft

Digitized by Google

Jesu für ihren thätigen Antheil zur Bewirkung der Contrerevolution den Dank der höchsten Cantonalbehörde zu votiren. Dieser Vorschlag wurde nur darum nicht genehmigt, weil die ehrwürdigen Väter bei der augenfälligsten Einmischung in die Politik gleichwol den Schein einer solchen Einmischung zu vermeiden suchen und man hiernach voraussetzte, daß ihnen eine solche öffentliche Dankbezeigung „unter gegenwärtigen Umständen" nicht sehr angenehm sein werde. Sodann ist die Rede von dem Rathe des pariser Jesuitenblatts „Univers" an den General Sonnenberg, mit seinen Scharen von Luzernern und Urcantönlern ohne weiteres in den Canton Aargau zur Bewirkung einer Revolution einzubrechen; sowie von den verschiedenen jesuitischen Anstalten und Vereinen, womit in der neuesten Zeit namentlich auch der Canton Genf heimgesucht wurde.

Der Hauptheil der Flugschrift schließt mit einer kurzen Beleuchtung des genfer Votums auf der Tagsatzung; mit einer Hinweisung auf die Losreißung einer sogenannten katholischen Schweiz vom eidsgenössischen Bunde und mit einer ernsten Mahnung an Genf, im allseitigen Interesse die bisherige separatistische Politik mit einer echt schweizerischen zu vertauschen und sich hiernach den größern Cantonen Bern, Zürich und Waadt ohne kleinliche Eifersüchtelei zu gemeinsamen Handeln offen und ehrlich anzuschließen. Endlich gibt noch ein Anhang einige Auszüge aus Jesuitenschriften und eine kurze Schilderung der traurigen Folgen des von den Jesuiten bewirkten Widerrufs des Edicts von Nantes. 59.

Bibliographie.

Ahner, G. E., Christliche Dichtungen. Grimma, Gebhardt. Gr. 16. 12 Ngr.

Bauer, E., Das Urchristenthum, das ist Christi Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit. Für die gebildeten Christen aller Confessionen dargestellt. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Becker, W. A., Zur römischen Topographie. Antwort an Herrn Urlichs. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Beger, A., Die Idee des Realgymnasiums für Freunde und Beförderer höherer und zeitgemäßer Jugendbildung dargestellt. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, A., Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Grosse. Gr. 8. 1 Thlr.

Ungedruckte Briefe von Schiller, Goethe und Wieland. Herausgegeben vom Besitzer der Handschriften Justizrath Bilkow in Breslau. Breslau, Aderholz. 8. 10 Ngr.

Das Buch der Länder von Schech Ebu Isbak el Farsi el Isztachri. Aus dem Arabischen übersetzt von *A. D. Mordtmann*. Nebst einem Vorworte von *C. Ritter*. Mit 6 Karten. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Schm. 1. 5 Thlr. 20 Ngr.

Cruſenstolpe, J. M. v., Der Pfarrhof zu Hägadal. Aus dem Schwedischen übertragen von Wachenhusen. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Dorner, J. A., Die Lehre von der Person Christi, geschichtlich und biblisch dogmatisch dargestellt. 1ster Theil. 1ste Abtheilung: Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi in den ersten vier Jahrhunderten. 1ste Hälfte. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Ehescheidung. Novelle. Aus dem Schwedischen übertragen von Wachenhusen. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von J. M. Grafen v. Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von F. Palacky. Prag, Calve. Gr. 8. 15 Ngr.

Häuſſer, L., Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 2ter Band. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hermes, C., Züge aus dem Leben der Frau von Guion, Zeitgenossin und Freundin Fenelon's, zusammengestellt und den Freunden christlicher und kirchengeschichtlicher Lecture gewidmet. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Kl. 8. 22½ Ngr.

Kiene, A., Der römische Bundesgenossenkrieg. Nach den Quellen bearbeitet. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Laube, H., Der belgische Graf. Mannheim, Hoff. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leibrock, A., Der Verlobungsring. Ein Familiengemälde. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Müller, O., Bürger. Ein deutsches Dichterleben. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mylius, H., Gedichte in Themarer Mundart. Mit einer Einleitung von F. Hofmann. Hildburghausen, Kesselring. 8. 12½ Ngr.

Noack, L., Mythologie und Offenbarung. Die Religion, in ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer absoluten Vollendung. 1ster Theil: Die Religion in ihrem allgemeinen Wesen und ihrer mythologischen Entwickelung. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nork, F., Populaire Mythologie, oder Götterlehre aller Völker. 1ster Theil. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. 6 Ngr.

Novelletten. Nach dem Französischen von W. Wagner. Frankfurt a. M., Dehler. Gr. 12. 22½ Ngr.

Die Ökonomie der menschlichen Gesellschaften und das Finanzwesen. Von einem ehemaligen Finanzminister (Grafen Canerin). Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1845. 4ter Band. Leipzig, Reclam jun. 1846. Gr. 16. 2 Thlr.

Ozanam, A. F., Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche und geistige Erziehung der Germanen. Aus dem Französischen. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Peipers, E. P., Die positive Dialektik. Die die Formbestimmtheit des Bewußtseins erzeugende That des Erkennens. Düsseldorf, Böttcher. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Petscherin, oder ein Duell im Kaukasus. Aus den hinterlassenen Papieren eines russischen Offiziers herausgegeben von Lermontow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Pott, A. F., Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2ter Theil: Einleitung über Gaunersprachen, Wörterbuch und Sprachproben. Halle, Heinemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Revolution und die Revolutionäre in Italien. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 22½ Ngr.

San Marte (A. Schulz), Des Kreuzes Prüfung. Glaubens-Tragödie. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 12. 15 Ngr.

Schweitzer, C. S., Reisehandbuch für die Sudeten. Ein Führer durch das Riesengebirge, das Schweidnitzer-, Glatzer- und Mährisch-Schlesische Gebirge. Nebst einer Einleitung zur wissenschaftlichen Vorbereitung auf die Sudetenreise — mit besonderer Rücksicht auf die Eisenbahnen und Heilbäder, sowie auf die umliegenden grösseren Orte, als Breslau etc. Als Anhang: Kurze Skizze einer Reise durch die sächsische Schweitz. Nebst Karte und Gebirgsansicht. Berlin, Gumprecht. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soldan, Über den Einfluß der Schule auf das Leben des Volks. Kritik der Gegenwart und Vorschläge für die Zukunft vom protestantischen Standpunkte aus. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Über die Perfectibilität des Katholicismus. Streitschrift zweier katholischer Theologen; zugleich ein Beitrag zur Aufhellung einiger wichtigen Begriffe aus Bolzano's Religionswissenschaft. Leipzig, Voß. Gr. 8. 2 Thlr.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Österreicher. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 248. — 5. September 1845.

Samuel Thomas von Sömmerring.

Samuel Thomas von Sömmerring's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rudolf Wagner. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Voß. 1844. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der Mann, dessen reiches Leben uns hier der als Lehrer wie als Schriftsteller gleich ausgezeichnete R. Wagner in so schlichter und einfacher, eines wahren Biographen würdiger, Weise schildert, gehörte dem schönen Kreise ausgezeichneter deutscher Gelehrten an, die durch ihren Glanz die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts verherrlichten, deren Werke zum Theil noch immer unerreicht vor uns stehen und wol noch nach Jahrhunderten zu Genuß und Belehrung dienen werden. Es war ein schöner Kranz geistig Verbündeter, wie er vielleicht in der Art nie wieder kommen wird. Fürsten, Staatsmänner, akademische Lehrer aus allen Facultäten, Publicisten, Dichter u. s. w. nahmen daran gleichen Theil, erkannten sich, wie Ordensbrüder an geheimen Zeichen, so an ihren geistigen Vorzügen und an Übereinstimmung ihrer Ansichten und Gesinnung, liebten und achteten sich gegenseitig und suchten sich wie in ihren geistigen Bestrebungen so auf ihren verschiedenen Lebenswegen auf alle Weise zu fördern. Fast alle Sterne dieses schönen Kranzes sind untergegangen und nur noch einzelne, worunter Sterne erster Größe, stehen noch immer leuchtend am literarischen Horizonte unserer Zeit. Jene geistige Verbrüderung hatte aber das Eigenthümliche, daß sich nicht allein Fachgenossen zur Förderung ihres besondern Faches verbanden, sondern auch Männer von dem verschiedensten Beruf sich aneinander anschlossen; ein Jeder interessirte sich für das Studium des Andern, der Ton, den der Eine anschlug, hallte auch in der Brust des Andern wider, und neben dem Gärtchen, das jeder besonders bepflanzte, blickte er auch noch über den Zaun hinüber, um zu sehen, was in den Gärten seiner Nachbarn vorging. So blieben die Wissenschaften keine Stiefkinder, sondern lebten in gutem Einverständniß, und oft fiel ein fruchtbarer Keim von der einen in den Schoos der andern und trug hier Früchte, an die man gar nicht gedacht hatte. Ein solches gegenseitiges Zugestehen der einen bei der andern schließt keineswegs die Bearbeitung und das Festhalten an einem besondern Zweig des Wissens, ohne welches wol überhaupt nichts Gründliches und Großes zu Tage gefördert werden würde, aus, wol aber bewahrt es vor Einseitigkeit und jener nicht selten in Pedanterie ausartenden Abgeschlossenheit mancher Gelehrten, denen der enge Raum ihrer Studirstube die Welt ist. Wie der Geist durch eine solche Ansiedelung auf verschiedenen Gebieten des Wissens und durch den gegenseitigen Gedankenaustausch mit verwandten Geistern erstarkt und sich die Sphäre seiner Wirksamkeit immer mehr erweitert, dies lehrt uns das Beispiel Goethe's, der, wenn er auch nicht in allen Fächern gleich groß war, doch bis in sein hohes Alter an allen bedeutenden Erscheinungen im Reiche der Kunst und Wissenschaft die regste Theilnahme bewies und seinen Natur- und Kunststudien den reichsten Stoff für seine poetischen Schöpfungen dankte.

Auch unser Sömmerring war ein solcher vielseitig gebildeter Mann, denn obwol unermüdet in seinem Fache, der Anatomie, und in einem solchen Grade darin excellirend, daß ihm wol Wenige an die Seite gestellt werden können, interessirte er sich doch für Alles, was in den verschiedenen Reichen des Wissens vorging, so namentlich für Geschichte, Geographie, Politik, Physik, Chemie, Botanik, Petrefactenkunde u. s. w.; ja, in den letzten Tagen seines Lebens machte ihm ein vortreffliches Fraunhofer'sches Instrument sogar noch Lust, astronomische Studien zu treiben. Dabei war Sömmerring von Herzen eine so edle, deutsche Natur, ein so pflichtgetreuer Staatsdiener, ein so guter Gatte und Vater, ein so treuer Freund seiner Freunde und ein so gewissenhafter, wahrheitsliebender und nach höchster Vollendung strebender Naturforscher, daß er allen jungen Studirenden als Vorbild dienen kann.

Das Leben eines solchen Mannes verdient aber nicht allein unsere volle Theilnahme als das Bild eines ausgezeichneten Menschen und Gelehrten, es ist auch der Spiegel einer merkwürdigen Zeit und der in ihr lebenden vorzüglichen Männer und Frauen, eines Kurfürsten von Mainz, der Herzoge von Sachsen-Weimar und -Meiningen, einer Fürstin Gallitzin, eines Goethe, Herder, F. H. Jacobi, Johannes v. Müller, Lavater, Heyne, Georg Forster, Merk, Blumenbach, Peter Camper, Heinse, Wilh. und Alexander v. Humboldt, Schlieffen, Montgelas, Schelling, Gall, Jean Paul Fr. Richter,

Digitized by Google

Savigny, Frau v. Staël, Dalberg u. s. w., mit denen Sömmerring theils in persönlichem Verkehr, theils im Briefwechsel stand. R. Wagner hat diese Verhältnisse aufs trefflichste zu nützen gewußt. Ohne den Verewigten persönlich zu kennen und nur aus mündlichen Mittheilungen seines Sohnes, Wilh. Sömmerring in Frankfurt, und aus einem noch vorhandenen Tagebuch und einer Sammlung von 6000 Briefen an und von ihm, hat er ein so plastisches Bild desselben herauszumeiseln verstanden, daß wir den ganzen Mann mit allen seinen überwiegenden Vorzügen, ja selbst mit einigen kleinen Schwächen vor uns zu sehen glauben. Die ganze Biographie ist ein Kunstwerk, in welchem der Geist des Verewigten selbst lebendig heraustritt, als habe er dem Biographen die Feder geführt, in seinen und seiner Freunde Briefen, die mit großer Umsicht ausgewählt sind, liegen die Grundzüge seines edlen Herzens, seiner treuen Vaterlands- und Freundesliebe, wie seiner geistigen Bevorzugung, und obschon der Verf., als Mann vom Fache, nicht versäumt hat, seinen Kunstgenossen genaue Rechenschaft von alle Dem zu geben, was Sömmerring in der Wissenschaft geleistet, so hat er doch, weit entfernt, durch bloße Katheder-weisheit die übrige Welt von der Lectuee seines Buchs zurückzuscheuchen, allen Anfoderungen eines gebildeten Publicums zu genügen gesucht, eine Aufgabe, die nur Der zu lösen versteht, bei dem der Gelehrte den Menschen nicht überwachsen hat.

Eine kurze Skizze des Sömmerring'schen Lebens möge auch hier eine Stelle finden:

Sömmerring war geboren zu Thorn in Ostpreußen am 18. Jan. 1755, fast 300 Jahre nach Kopernicus, dee in derselben Stade das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, Joh. Thomas Sömmerring, war daselbst praktischer Arzt und Stadtphysikus. Schon als Knabe regte sich in ihm die Liebe zu naturhistorischen Gegenständen, er malte Blumen und Kräuter nach der Natur, interessirte sich für wandernde Menagerien und merkwürdige Himmelserscheinungen und als er im J. 1769 auf das Gymnasium zu Thorn kam, erwachte, durch den damaligen Rector Kries geweckt, schon seine Liebe zur Anatomie. Aber auch die Lust zu sammeln und das Interesse an politischen Ereignissen, wozu die Begebenheiten des Kriegs von 1768 bis zur ersten Theilung Polens, die Kämpfe der Conföderirten und Russen die nächste Veranlassung gaben, regte sich ihm. Im Herbste 1774 bezog er 19 Jahre alt die Universität Göttingen, wo er viertehalb Jahre zubrachte, ein Aufenthalt, welcher in allen seinen Beziehungen für den offenen und strebsamen jungen Mann von bleibender Bedeutung war. Bis zu seinem Tode stand er mit göttinger Lehrern, mit der Bibliothek und der Redaction der „Gelehrten Anzeigen" im innigsten Verkehr; hier entschied sich frühzeitig seine Neigung für die Fächer, denen er das ganze Leben treu blieb und in welchen er so Ausgezeichnetes geleistet hat. Vor Allem zog ihn die Anatomie und das anatomische Theater an. Er beschreibt seine ersten Eindrücke; die ersten Körper, die er zu sehen bekommt, sind die einer alten Frau und eines Kindes und ein todter Pavian, der dem Professor Büttner gehörte und an dem er sehr eifrig einen „Burschen" präpariren sieht, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der junge Mann hieß Blumenbach. Mit dem größten Eifer wirft er sich auf die menschliche und thierische Anatomie, sodaß sein Lehrer Wrisberg seine Präparate zu seinen Demonstrationen benutzt, ihn öffentlich belobt und ihn „Herr Neurologe" nennt. Trotzdem will der Vater, wol nicht ahnend, welchen reichen Schatz er an diesem Sohne besitzt, ihn nicht lange auf der Universität lassen und nicht mit dem Gelde herausrücken. Der Sohn schreibt, trockenes Brot sei sein Abendbrot; er hungere; Kaffee und Bier trinke er gar nicht und oft stehe er vor Mittag hungerig auf. Jetzt sei seine Saatzeit, je mehr er säe, desto mehr werde er ernten. Die mit drei Jahren fertig würden, suchten nur um Gottes Willen durchs Examen zu kommen. Praxis habe er nie verachtet, verredet, wenn es der Vater wolle, allein ein bloßer Praktieus wolle er durchaus nicht werden; könnte er blos Theoretica treiben, so schätze er dies für sein größtes Glück. Und wenn er am Ende seiner Studien auch nicht einen rothen Heller habe, habe er nur was gelernt, so müsse, müsse ihm Brot werden. Es ist höchst merkwürdig zu beachten, wie hier der freie Geist allmälig seine Fittige entfaltet und im Bewußtsein seiner künftigen Größe die Fesseln zu sprengen sucht, die ihn in seinem Aufschwunge hemmen.

Aber der Vater ließ sich erweichen, und als bald darauf der Sohn sein Doctoreramen ehrenvoll bestand und eine Dissertation schrieb, von der Wrisberg in einem besondern Schreiben an den Vater sagte, sie sei von der Art, daß sie die Aufmerksamkeit aller Zergliederer rege machen müsse; er dürfe stolz sein auf einen Sohn, der in der Zeit, da er seinen Unterricht genossen, so viel erlernt habe, daß die größte und blühendste anatomische Schule glücklich sein werde, wenn sie einmal diesen gelehrten Mann als Professor besitze u. s. w. — da öffnete sich das Herz und Beutel und er sendete die Summe von 700 Thalern zu einer halbjährigen Reise nach England, welche Sömmerring alsbald am 17. Mai 1778 antrat. Daß er diese Reise für seine Hauptstudien gehörig auszubeuten und aus dem Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern der damaligen Zeit, einem Peter Camper, Gaubius, Sandifort, John Hunter, Cruikshank, Alexander Monro u. A. mannichfaltigen Gewinn zu ziehen gewußt habe, läßt sich leicht vorstellen. Auch die Bekanntschaft Georg Forster's machte er zuerst in London, eine Bekanntschaft, aus der später die innigste Freundschaft erwuchs. Im April 1779 kehrte er nach Deutschland zurück, und schon im Juni desselben Jahrs sehen wir ihn in Kassel als Professor der Anatomie mit 400 Thaler angestellt, nachdem bereits früher sein Freund Forster als Professor der Naturgeschichte dahin berufen worden war. Später (1781) kam auch noch Johannes Müller als Professor der Geschichte hinzu.

Digitized by Google

Von hier schreibt sich auch seine Verbindung mit Heyne, der ihm fast wöchentlich Bücherpaquete zur Recension für die „Gelehrten Anzeigen" von Göttingen nach Kassel, späterhin aber auch nach Mainz und Frankfurt, ja selbst nach München schickte. In Kassel war es auch, wo Sömmerring mit Forster, Johannes Müller u. A. in den Bund der sogenannten Rosenkreuzer trat, die beiden Erstern erkannten aber allmälig den gefährlichen Weg, den sie gingen und lernten in dem Bunde, in dem es mehre Grade gab, Betrüger und Betrogene kennen. Es liegt ein Schleier über den Grund der Furcht, welche es Beiden unmöglich zu machen schien, offen zu brechen und sich loszuwinden. Wahrscheinlich war dieselbe übertrieben; jedenfalls aber geriethen Beide in einen unerträglichen Zustand, aus dem der energischere Forster sich um jeden Preis losmachen wollte. Daher ergriff er selbst im Frühjahre die sich ihm darbietende Gelegenheit nach Wilna zu gehen. Nach Forster's Abgang brachte Sömmerring seine Furcht und isolirte Lage fast der Verzweiflung nahe, bis er im Herbste 1784 so glücklich war, entfernt von Kassel in einen andern Wirkungskreis zu kommen. Er nahm einen Ruf als Professor der Anatomie und Physiologie nach Mainz an, wo der Kurfürst Karl Friedrich, sein Coadjutor und Nachfolger Dalberg und der einflußreichste Minister Albini den Mittelpunkt der geistigen Bewegungen bildeten, welche von hier aus auf weitere Kreise wirkten, wie in ihrer Art andere kleinere Fürstenhöfe jener Zeit, namentlich die zu Kassel, Weimar und Münster. Es war eine merkwürdige Zeit, in welcher ein geistlicher Kurfürst seine Hauptstadt zu einer Universität erhob, viele Protestanten berief und einen von ihnen, Johannes v. Müller, in sein specielles Vertrauen zog, ja ihn selbst zu Verhandlungen mit dem römischen Stuhle in die Hauptstadt der katholischen Christenheit sandte. Eine Reihe einflußreicher Damen lebten an diesem geistlichen Hofe, die sich alle für Literatur und schöne Künste auf ihre Weise interessirten. Damals war es, wo Heinse, von dem der Verf. nach Durchlesung zahlreicher Briefe sagt, er sei besser als seine Bücher gewesen, dem Kurfürsten und der Frau v. Coudenhoven seinen „Ardinghello" vorlas. Hier war es, wo Sömmerring in einen wennschon nicht großen Kreis wissenschaftlich gebildeter Schüler versetzt wurde, die er zum Theil auf alle Weise unterstützte, ihnen Themata für ihre Inauguralschriften gab, und deren unter seinem Präsidium erschienene Dissertationen er zu eigenen kleinern Mittheilungen benutzte. Übrigens hatte er so gut als keine nähern Bekannten und war zunächst auf seine Collegen im medicinischen Fache und in der Facultät, Hoffmann, Wedekind und Weidmann angewiesen. Desto thätiger war er in seinem Beruf und in seinen literarischen Arbeiten, von denen er eine große Anzahl, fast alle auf die mühsamsten eigenen Beobachtungen gegründet, theils vorbereitete, theils ausführte. Im J. 1787 überredete Forster, der von Petersburg den Antrag erhalten hatte, eine unter der Kaiserin Katharina auszuführende Reise um die Welt als Naturforscher zu begleiten, Sömmerring, diese Reise mitzumachen. Sömmerring ging auf Alles ein, suchte sich von seinen Schulden zu befreien, verkaufte einen Theil seiner bereits beträchtlich angewachsenen Sammlung an die Josephinische Akademie in Wien, fing wieder mineralogische Studien an und bereitete sich auf alle Art in der Stille zu dem großen Unternehmen vor. Allein dieses kam nicht zu Stande. Dennoch aber wurden beide Freunde, die sich indessen durch ihren Briefwechsel erst recht nahe gekommen waren, wieder vereint. Forster kam im Herbst 1788 nach Mainz als Bibliothekar an Müller's Stelle und lebte daselbst mit Sömmerring vier Jahre zusammen. Als aber die ersten Ereignisse in Paris, welche die Revolution vorbereiteten, losbrachen, gingen zum großen Schmerz Beider ihre Wege auseinander. Die Jahre lang bestandene innige Freundschaft löste sich mit der Differenz in den politischen Principien. Sömmerring hatte in Mainz ein eigenes Haus. Nahebei wohnte Forster, bei dem Sömmerring gewöhnlich die Abende zubrachte und um den sich ein Kreis geistreicher Männer versammelte, der vorzüglich durch Forster's Frau, nachmalige Huber, belebt wurde, die aber Sömmerring nicht liebte und zu welcher er nie ein rechtes Verhältniß finden konnte. Hier war es auch, wo die beiden Brüder v. Humboldt mit Sömmerring zuerst in Berührung und bald in engeres freundschaftliches Verhältniß traten. Zu den nächsten Freunden Sömmerring's in dieser Periode gehörte auch der edle Friedr. Heinr. Jacobi und der ganze Kreis von dessen Verwandten. Sömmerring war öfter in Pempelfort und Vaels, und es war nahe daran, daß ihn noch ein engeres Band an diese Familie knüpfen sollte; eine Differenz in den religiösen Ansichten ließ es nicht zu Stande kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lenormant's historische Vorträge.

So ungünstig sich auch das Urtheil über Lenormant's eigentliche wissenschaftliche Bedeutung in jüngster Zeit gestaltet hat, so wollen wir uns doch durch seine zweideutige Stellung, welche er in Bezug auf die Universitätsfrage eingenommen hat, nicht etwa zur gänzlichen Miskennung seiner Thätigkeit und Wirksamkeit als Professor verleiten lassen. Wir erkennen es vielmehr an, daß er, als Suppleant Guizot's, den die Staatsgeschäfte von der bescheidenen Stelle eines Universitätsprofessors abwendig gemacht haben, zur Verbreitung eines regern und lebendigern Interesses an den historischen Studien vielfach beigetragen hat. Sein beredtes Wort wurde lange Zeit von der studirenden Jugend mit Vorliebe gehört, bis er durch Parteinahme für die Regierung bei der Erörterung der beiderseitigen Verhältnisse zwischen England und Frankreich anfing, an Popularität zu verlieren. Sein plötzlicher Übertritt zu den Gegnern und Anfeindern der Universität kann offenbar als ein arger Misgriff, welcher aus einer gänzlichen Verkennung seiner wirklichen Stellung hervorgegangen sein muß, bezeichnet werden. Wenn Lenormant ein Mann mit tieferer, gründlicherer Gelehrsamkeit wäre, so könnte er sich wol über die Ungunst trösten, welche nothwendigerweise mehr und mehr über ihn hereinbrechen muß. Er fände dann Ersatz dafür, daß er die

Digitized by Google

Liebe der für freiere Bestrebungen zugänglichen Jugend verscherzt hat, in der unerschütterlichen Ruhe, welche der wahre Freund der Wissenschaftlichkeit aus der ernsten Pflicht der selbstgewählten Studien zu schöpfen im Stande ist. Lenormant kann dies aber sicher nicht. Dazu fehlen ihm die ersten Bedingungen. Talent, vielerlei Kenntnisse und eine gewisse stilistische Gewandtheit sind ihm nicht abzusprechen; ganz vorzüglich aber besitzt er für die mündliche Rede eine unleugbare Befähigung. Das Alles aber wird ihn nicht abhalten, über kurz oder lang die Popularität zu bereuen, welche er aufs Spiel gesetzt hat. Diese Betrachtungen haben sich uns beim Erscheinen seiner Vorlesungen („Cours d'histoire moderne, professé à la Faculté des lettres, par *Ch. Lenormant* 1844—45") aufgedrängt, von denen uns bis jetzt erst einige Lieferungen zu Gesicht gekommen sind. Obgleich sich diese Vorlesungen recht gut lesen lassen, und auch hier und da eine tiefergehende Bemerkung, irgend eine geistreiche Notiz mitunterläuft, so verlieren sie doch ungemein, wenn man den Eindruck, welchen sie schwarz auf weiß machen, mit der Wirkung vergleicht, die sie getragen von der unwiderstehlichen Gewalt eines klangvollen Organs und wahrer Beredtsamkeit hatten. Alles erscheint uns bei dieser Vergleichung auf dem kalten Papiere viel matter, nichtssagender, oberflächlicher, und wir überzeugen uns deutlicher als zuvor, daß Lenormant von einer tiefern philosophischen Auffassung und Behandlung der Geschichte noch ziemlich entfernt ist.

Über Gefängnißwesen.

„Wo die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun", und wo sich in irgend einem Zweige der Wissenschaft eine gewisse ernste Regsamkeit zeigt, wo ein paar hervorragende Geister sich irgend einer bestimmten Frage mit Eifer bemächtigen, da fallen auch für die fingerfertigen Tagesschriftsteller reichliche Splitter ab. So haben sich einige bedeutende Männer in Frankreich und Deutschland mit Interesse auf das bis dahin sehr vernachlässigte Gefängnißwesen geworfen. Diese Bestrebungen sind von den respectiven Regierungen befördert und aufgemuntert, und gleich kommen die nach allen Seiten hin thätigen Autoren, die sich jeder Aufgabe gewachsen glauben, herbeigeeilt, um die Goldbarren, welche in den Werken jener namhaften Männer enthalten sind, zu kleiner Münze zu verarbeiten. Das interessante Thema des Gefängnißwesens beschäftigt fast ebenso viele Federn als die Frage des Pauperismus, wobei es sich denn herausstellt, daß die Armuth eine ergiebige Erwerbsquelle für manche Schriftsteller geworden ist. Unter den verschiedenen Schriften populairen Charakters, welche die Speculationslust der Buchhändler in Frankreich hervorgerufen hat, ist folgendes Lieferungswerk in illustrirter Ausgabe bemerkenswerth: „Les prisons de Paris, histoire, types, moeurs, mystères", von Alhoy und L. Lurine. Der Titel sowie der Name der Verf., von denen der Letztere auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur einen guten Klang hat, verrathen, daß diese Publication auf das Interesse der größern Menge berechnet ist. Sie wird 100 Lieferungen umfassen mit 120 Kupfern. Der Schriftsteller, dessen Name auf dem Titelblatte voransteht, hat ein anderes Werk begonnen, welches im engen Verhältniß zu der eben erwähnten Schrift steht. Es bezieht sich auf Gefängnisse der Galeerensklaven. Sein Titel lautet: „Les bagnes, histoire, types, moeurs, mystères." Der Ankündigung zufolge wird es nicht so umfassend sein als das vorige, indem es mit 50 Lieferungen abgeschlossen sein soll.

Vergleichende Geschichte der mathematischen Wissenschaften im Orient und Occident.

Gladisch stützt sich in seiner bedeutenden „Einleitung in das Verständniß der Weltgeschichte" (Posen 1844), um den Parallelismus in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes im Orient und im Occident nachzuweisen, vorzüglich auf mathematische Analogien. Aus dieser Vergleichung haben sich zum Theil überraschende Resultate ergeben, welche ein eigenthümliches Licht auf die philosophische Erfassung der Weltgeschichte zu werfen im Stande sind. Diejenige Partie dieses geistvollen Werkes nun, welche den mathematischen Beziehungen gewidmet ist, erhält in einer soeben erschienenen Schrift, in der die vergleichende Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Griechenland und im Orient behandelt wird, einen interessanten Beitrag. Diese Schrift führt den Titel: „Matériaux pour servir à l'histoire comparée des sciences mathématiques chez les Grecs et les Orientaux", von L. A. Sedillot. Ihr Verf. ist durch verschiedene Abhandlungen philosophischen Inhalts der Gelehrtenwelt bereits vortheilhaft bekannt.

Gretsch über Frankreich und Deutschland.

Die große Nation, welche mit leicht begreiflicher Selbstüberschätzung in der Glanzperiode ihres Ruhmes sich dieses schmeichelhafte Prädicat selbst beilegte, ist mehr wie jedes andere Volk empfänglich für den Weihrauch, welchen man ihr streut. So scheint es erklärlich, daß die günstigen Reiseberichte, welche der als eifriger Lobredner russischer Verhältnisse bekannte Gretsch einem verbreiteten petersburger Journale von Paris aus sendet, von der französischen Presse mit entschiedener Gunst und mit einem ermuthigenden Lächeln aufgenommen werden. Als er das vielbesprochene Werk Custine's durch eine verzwickte Gegenrede zu entkräften suchte, da lautete das Urtheil, welches man über seine literarische Bedeutung fällte, beiweitem nicht so vortheilhaft. Da hieß es, er sei ein Spion, der im Solde seiner Regierung stehe, während er jetzt mit einem Male wieder zu einer bedeutenden literarischen Notabilität geworden ist. Diese plötzliche Veränderung erklärt sich aus dem Umstande, daß seine Schilderungen aus Frankreich mit Schmeicheleien aller Art für die gebildetste aller Nationen verbrämt sind. Es scheint sogar, als wenn in den Augen der französischen Leser dieses Lob durch die tückischen Seitenhiebe des Verf. auf Deutschland noch einigermaßen an Werth gewönne. 17.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moses Mendelssohn's

gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben

von **G. B. Mendelssohn.**

Sieben Bände in acht Abtheilungen.

Mit Mendelssohn's Bildniß.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Diese Ausgabe enthält außer mehren bis jetzt ungedruckten Aufsätzen eine Biographie Moses Mendelssohn's von dessen Sohne Jos. **Mendelssohn** und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften von **Ch. A. Brandis.**

Der Preis soll der ursprünglich bestimmte (6 Thlr.) bleiben, obwol der Umfang weit stärker geworden ist als beim Beginn des Drucks im Plane lag und daher die einzelnen Bände bei ihrem Erscheinen höher (mit 9 Thlr.) berechnet wurden. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Abnehmern **vollständiger Exemplare** Das, was sie mehr als 6 Thlr. zahlten, zurückzuerstatten; für einzelne Bände aber gilt der bisherige Preis.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 249. — 6. September 1845.

Samuel Thomas von Sömmerring.

(Fortsetzung aus Nr. 248.)

Im März 1792 vertheirathete sich Sömmerring mit Marg. Elis. Grunelius, Schwester des noch lebenden Banquiers Grunelius in Frankfurt, durch welchen er auch mit dem Bethmann'schen Hause nahe verwandt wurde, und trat bald darauf mit seiner jungen Frau eine Reise nach Wien an. Als er zurückkam, war Mainz von den Franzosen belagert, weshalb er es nicht für gut hielt, dahin zurückzukehren, sondern lieber bei seinen Schwiegereltern in Frankfurt blieb. In den ersten Tagen des folgenden Jahrs, als Mainz eingenommen war, erhielt er den letzten Brief von Forster's Hand. Er war entscheidend für Beide. Mit Theilnahme und Liebe blickten Heyne und Sömmerring ihrem irrenden Freunde nach, der unaufhaltsam einem unnatürlichen Ende entgegengegangen wäre, wenn ihn nicht ein milderer Tod vor der vollen Mannesreife, im nicht vollendeten vierzigsten Lebensjahre, vor dem schauervollen Geschick in den Tagen der Schreckenszeit bewahrt hätte. Prophetisch schrieb er noch an Sömmerring: „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß." Es ist rührend, wie Sömmerring noch die alte Liebe zu dem Freunde bewahrte, sich eifrig bemühte, von den Effecten desselben zu retten, was zu retten war, mit der größten Aufopferung an Zeit und Kosten seinen Kindern eine Pension auszuwirken suchte und endlich auf Heyne's Bitte die Vormundschaft über dieselben annahm.

Sömmerring brachte das Ende des J. 1792, wo Frankfurt erobert ward, dann das J. 1793 während der französischen Occupation von Mainz bei seinen Schwiegereltern zu. Im Juni dieses Jahrs ward ihm ein Sohn, Dettmar Wilhelm, geboren, der nun als praktischer Arzt in Frankfurt in einer allgemein geachteten Wirksamkeit steht. Im Juli fiel Mainz nach einer schweren und langen Belagerung unter General Kalckreuth wieder in die Hände der verbündeten Mächte. Sömmerring hatte aber keine Neigung, in seinen alten Beruf zurückzukehren. Er suchte einen Ruf; bald faßte er den Entschluß, sich in Frankfurt ganz der Praxis zu widmen oder nach England zu gehen und in London als praktischer Arzt aufzutreten; bald schöpfte er doch wieder Hoffnung für Mainz, von dem er sich nicht ganz trennen konnte. Es kamen ihm mehre Anträge zu; der Herzog von Braunschweig bot ihm die anatomische Lehrstelle am Carolinum an, Hardenberg die in Erlangen. Im August 1794 erhielt er einen Antrag als anatomical lecturer am St.-Georges-Hospital in London, der den meisten Reiz für ihn hatte. Er reiste im September nach England, kam aber nicht ganz befriedigt mit dem Antrag Ende October wieder zurück. Im J. 1795 wurden Unterhandlungen mit Göttingen und Rußland gepflogen, die aber zu keinem Resultate führten. Von allen seinen Freunden war Sömmerring nur Heinse geblieben, der in Aschaffenburg lebte, wo er mit dem Ordnen der geflüchteten Bibliothek des Kurfürsten beschäftigt war und in seinem heitern Sinne den Druck der Zeiten leichter trug als Sömmerring. „Leben Sie wohl", schreibt er, auf Sömmerring's Geburtsort anspielend, „liebes Kindeskind von Kopernicus; ich habe noch anderswo als in einem genealogischen Werke gefunden, daß Sie wenigstens mütterlicher Seits von dem Lykurg der Sterne abstammen." Diese Laune ging auch auf den Hof über, der sich für die Unbill der Zeiten mit Heinse's Büchern schadlos hielt. „Ein Kanonicus lobte den «Ardinghello» ungeheuer und erzählte, das Buch käme nicht von seinem Bett." Während seines Aufenthalts in Frankfurt mehrte sich Sömmerring's Praxis so sehr, daß er manche Tage über vierzig Besuche zu machen hatte; auch fühlte er sich in dieser Sphäre so einheimisch, daß er sich eine praktische Professur wünschte, lieber aber noch Leibarzt geworden wäre. Im Sommer 1797 mußte er sich aber dennoch entschließen, seine Lehrstelle in Mainz wieder zu übernehmen, blieb daselbst aber nur bis in den Herbst, wo er seine Entlassung nahm. „Es ist nicht mehr das Mainz, das es sonst war", schreibt er, „es ist erschrecklich, wie Alles in dem Grund verheert und zerstört ist, physisch und moralisch." Er lebte fortan wieder in Frankfurt der medicinischen Praxis, die aber seiner Gesundheit nicht sehr zusagte. Er fühlte sich oft sehr angegriffen, litt an Brustbeschwerden und sehnte sich nach Ruhe. Das J. 1802 war für Sömmerring ein

Digitized by Google

sehr verhängnißvolles. Eine tödtliche Krankheit befiel seine Frau, in deren Folge sie am 11. Jan. in den Armen ihres Gatten verschied. Nicht ganz zehn Jahre hatte seine glückliche Ehe gedauert. Bald darauf verfiel er selbst in eine heftige Krankheit, von der er sich nur langsam erholte. Der Aufenthalt in Frankfurt hatte nunmehr für ihn das Anziehende verloren, und da sich die Nachricht verbreitete, daß er es nicht ungern verlassen würde, so fehlte es nicht an Auffoderungen von außen. Wenige Männer werden so viele und so glänzende Vocationen erhalten haben als Sömmerring. In den nächsten Jahren bekam er Anträge als Professor der Anatomie nach Jena, Halle, Würzburg, Heidelberg, dann als Akademiker nach Petersburg und München fast zu gleicher Zeit. Auch nach London bekam er wieder eine neue Einladung. Lange schwankte er zwischen diesen verschiedenen Anträgen, entschied sich aber doch endlich für München, obwol er dagegen eine gewisse innere, instinctartige Abneigung hatte, und den schlüpferigen Boden dieser Stadt ahnte, zumal zu einer Zeit, wo man auf gewaltsame Weise dort eine ganz neue Cultur auf einen sehr steinigen Boden verpflanzen wollte. Im März 1805 erhielt er das Decret als bairischer Geheimrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalte von 4000 Gulden, 500 Gulden Wohnungsentschädigung, Zusicherung von Pension für die Kinder und 1000 Gulden Reisegeld. Der Bau eines neuen anatomischen Gebäudes als Attribut der Akademie war ihm in Aussicht gestellt. Sehr erfreut war er, fast gleichzeitig zu vernehmen, daß auch seine alten Freunde Fritz Jacobi und der pfälzische Geheimrath Schenk nach München berufen seien. Andere ausgezeichnete Männer, als Niethammer, Schlichtegroll, Friedr. Jacobs, Thiersch, Schelling, Ritter v. Moll, Gehlen u. A. schlossen sich ihnen an. Sömmerring erklärte sich anfangs mit seiner Aufnahme außerordentlich zufrieden, bald aber fing der Himmel an sich zu trüben. Es ging nichts vorwärts. Die Streitigkeiten der Akademiker berührten ihn unangenehm, das Klima in München war ihm zu rauh und er sehnte sich in den mildern Himmel nach Frankfurt zurück. Noch im J. 1819 ging er zum Besuch dahin und verweilte dort bis zum Frühling 1820, wo er nach München, jedoch nur auf kurze Zeit zurückkehrte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, sich ganz in seine frühere Heimat zurückzuziehen, die ihm aus vielen Gründen den liebsten Aufenthalt bieten mußte. Man bewilligte ihm den größten Theil seines Gehalts (3000 Gulden). Er sah diese Stadt, wo er 15 Jahre gelebt hatte, nicht wieder. Mit der Akademie unterhielt er übrigens den lebhaftesten Verkehr, er lieferte noch Beiträge zu den Denkschriften und stand in fortwährender Correspondenz mit dem Secretair seiner Classe, v. Moll. Er war vielleicht der fleißigste aller Akademiker, wenn man etwa den früh hinweggenommenen Fraunhofer ausnimmt, mit dem Sömmerring ebenfalls nahe befreundet war, und den er nur den „Demant" der Akademie nannte. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Sömmerring viel mit physikalischen Versuchen, da in seiner nächsten Umgebung für Anatomie wenig zu machen war und ihm ein anatomisches Theater fehlte. Er erfand ein Instrument zum Zeichnen mikroskopischer Objecte, das von ihm benannte „Sömmerring'sche Spiegelchen", welches Fraunhofer besonders trefflich ausführte, und legte 1809 der Akademie zwei Abhandlungen vor, deren eine einen elektrischen Telegraphen, ein Gegenstand, der neuerlich so vielfach, besonders auch bei den Eisenbahnen, in Frage gekommen ist, der andere aber Versuche und Betrachtungen über die Verschiedenheit der Verdunstung des Weingeists durch Häute von Thieren und von Federharz zum Vorwurf hat. Sömmerring hatte nämlich gefunden, daß bei mit Blase verschlossenen Gefäßen der Weingeist an Stärke zunimmt, weil das Wasser allmälig verdunstet. Es machte ihm bis an sein Ende großes Vergnügen, Einheimischen und Fremden Weine vorzusetzen und der Prüfung zu unterwerfen, welche auf diese Weise ihren Alcoholgehalt vermehrt hatten; und wenn er dann junge Rhein- und Mainweine für französische oder spanische Weine gehalten werden sah, konnte er sich kindisch freuen. Auch mit Petrefactenkunde beschäftigte sich Sömmerring in damaliger Zeit, wodurch er mit Cuvier in erneuerte Verbindung kam, der auch, in der letzten Ausgabe seines großen Werks, dessen Arbeiten mit gebührender Anerkennung anführt. In Frankfurt verlebte er noch glückliche Tage im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Geehrt von den Großen und Gewaltigen dieser Erde; anerkannt als Anatom und Physiolog des ersten Ranges, den man in Hinsicht auf die Vollendung der gelieferten Kupferwerke einem B. S. Albin, in Hinsicht des Umfangs der Kenntnisse und als Literator einem Albert v. Haller, und in Bezug auf vielseitige und wohlthätige Wirksamkeit einem Peter Camper an die Seite setzen konnte; berühmt als einer der fruchtbarsten Schriftsteller Deutschlands; geliebt und geachtet von einer zahllosen Menge der angesehensten Männer aus allen Classen, die ihm als persönliche Freunde, als wohlwollende Gönner, als dankbare Verehrer zugethan waren; angebetet in dem Kreise seiner Familie — sah der würdige Mann den Tag seines funfzigjährigen Doctorjubiläums herannahen. Es war dieser Jubeltag ein Tag der Feier für ganz Deutschland. Viele Hundert Deutsche, zum Theil auch Ausländer, Ärzte, Gelehrte, Staatsmänner vereinigten sich, eine Medaille prägen zu lassen; von Gießen, Heidelberg, Marburg, Freiburg, Würzburg, Weimar kamen Gelehrte und Professoren, um an dem Feste persönlich Theil zu nehmen; Glückwunschungsschreiben, Abhandlungen, ausführliche Werke, Gedichte wurden von gelehrten Corporationen und einzelnen Gelehrten eingesendet, Naturproducte nach ihm genannt u. s. w. Noch beinahe zwei Jahre lebte in dem seligen Bewußtsein, Gutes in Fülle gewirkt zu haben, sich und den Seinigen S. Th. v. Sömmerring. Da hatte der ehrwürdige Greis nur noch einen Wunsch, den er dem geliebten Sohne anvertraute: ihm fehle nichts als ein sanfter Tod, um

Digitized by Google

vollkommen glücklich auf dieser Erde gewesen zu sein. Die gütige Vorsehung erhörte auch diesen Wunsch. Allgemeine Mattigkeit, Schläfrigkeit und ungemeine Sehnsucht nach Ruhe stellten sich ein. Fragte man um diese Zeit den Kranken nach seinem Befinden, so äußerte er keine Klage, ja oft ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlsein. „Mir ist himmlisch zu Muthe", sagte er. Mit fester Hand schrieb er noch fünf Tage vor seinem Tode sein Tagebuch, und schloß es, indem er groß seinen Namenszug darunter setzte, und es ruhig mit den Worten zurückgab: „Das ist das Letzte, was ich schreiben werde." An einem heitern Tage, am 2. März 1830, während die Sonne ihn freundlich beschien, und er einem vollkommen sanft Schlummernden glich, hörte er um 1 Uhr Mittags plötzlich zu athmen auf, und endete so ohne allen Kampf, ja ohne die ruhig freundliche Miene zu verlieren, die ihm als Abglanz seiner Herzensgüte eigen war, und die er während der ganzen Krankheit kaum verändert hatte, den Lauf seines preisvollen Lebens.

Ein der Schrift beigegebenes, nach einer Zeichnung von Bagge von Barth in Hildburghausen trefflich gestochenes Portrait gibt auch Denen ein treues Bild, die den Verstorbenen im Leben nicht zu kennen das Glück hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Athenaeum" über den Zweikampf.

Es besteht in England seit längerer Zeit ein „Verein zur Abschreckung vom Zweikampf", dessen Satzungen besagen: „er nehme Diejenigen als Mitglieder in sich auf, welche sich verpflichten, nach Kräften Alles zu thun, um jede Ehrensache, in die sie verwickelt werden, zum friedlichen Austrag vor Schiedsrichtern zu bringen", zu welchem Zwecke jährlich aus den Mitgliedern selbst ein Ehrengericht niedergesetzt wird. Da die Sache in der letzten Zeit auch in Deutschland, besonders auf unsern Hochschulen, wo sich die Unsitte des Zweikampfs am tiefsten eingenistet, lebhaft angeregt und an einigen Orten wirklich in Ausführung gebracht worden ist, so wird es nicht uninteressant sein, das Urtheil eines freisinnigen englischen Blattes über das vorgeschlagene Mittel zur Ausrottung des Übels zu vernehmen. Das „Athenaeum" vom 26. Juli sagt darüber unter Anderm: „Die Frage des Zweikampfs ist so oft erörtert, der unvernünftige Charakter seiner Vertheidigung dargelegt und die Barbarei dieses Brauchs von uns angeklagt worden, daß wir uns berufen fühlen, unsere Meinung über den Plan jenes Vereins darzulegen. Unser eigenes Zeugniß wider diesen abscheulichen Anachronismus der Neuzeit hat sich stets an die Vernunft und das Gewissen unserer Leser gewendet, und wir haben vor Allem jene entsittlichende Schwäche gebrandmarkt, die verständige Männer veranlaßt hat, ihre Vernunft in Fesseln zu schlagen, der Ordnung ergebene Männer, die Einrichtungen der Gesellschaft zu stören, und gute Männer, Blutschuld auf sich zu laden, um eines hohlen Gebots der sogenannten öffentlichen Meinung willen, das nichts Anderes ist als ein geschnitztes Bild der letztern, von ihnen selbst gefertigt und an deren Stelle gesetzt. Es läßt sich deshalb leicht begreifen, daß wir dem Grundsatze eines Heilmittels keinen Beifall schenken mögen, welches eins der gefährlichsten Elemente der Krankheit selbst besitzt. Wir sind in der Sittenlehre keine Homöopathen. Similia similibus curantur können wir nicht zu unserm sittlichen Wahlspruch wählen. Die wahre Heilung eines Übels, welches die knechtische Furcht vor der Meinung der Menschen zu seiner Quelle hat, muß in der Berufung auf einen höhern Grundsatz als den dieser Meinung gesucht werden. Wir gestehen den Vortheil eines derartigen Vereins zu, wenn es ihm gelingt, seine eigenen menschlichmilden Satzungen an die Stelle der «grausamen Ungerechtigkeit» des Zweikampfs zu setzen; aber wir behaupten doch, daß er die Schwachheit obwol unter einer mildern und weniger abschreckenden Gestalt verewige. Wir erklären uns gegen Vereine in Bezug auf sittliche Zwecke. Wir haben nie begreifen können, wie Leute Dasjenige wegen eines ihren Nachbarn gegebenen Versprechens thun sollen, was sie zur Befriedigung ihres eigenen Sittengefühls nicht zu thun im Stande sind; noch wie ein bloßes Wortversprechen bindender sein könne als die Pflicht, die Jeder seiner eigenen Einsicht und seinem Gewissen schuldig ist. Wir können diese Sittlichkeit aus zweiter Hand, dieses Suchen nach einem Stützpunkt außer sich selbst nicht billigen. Wir können uns keinen Begriff von einem Manne machen, der sich auf diese Weise seiner ihm als Einzelwesen zukommenden Verantwortlichkeit entkleidet, sie in einen gemeinsamen Gesellschaftsschatz wirft und ihr Gestalt und Gepräge nach Übereinkommen gibt. Alle sittlichen Bürgschaften werden durch diesen gefährlichen Gebrauch erschüttert, dadurch, daß man untergeordnetere Beweggründe statt der erhabensten zur Erfüllung Dessen, was recht, aufsucht, — daß man die Meinungen an die Stelle der Eingebungen der Vernunft oder des Herzens setzt. Ein solcher Ersatz heißt statt eines lebendigen Grundsatzes ein Götzenbild auf den Altar setzen, dem Aberglauben den Vorzug geben vor einem ehrlichen Glauben." Nachdem noch bemerkt worden ist, daß eine auf solche gebrechliche Grundlagen gebaute Sittlichkeit der Gefahr bloßgestellt ist, beim ersten äußern Drucke nachzugeben und in diesem Falle der in den Augen seiner Vereinsgenossen zu Grunde gerichtete Mensch leicht sittlich für immer verloren geht, fährt das „Athenaeum" fort: „Wir gestehen, daß wir mit nicht geringer Besorgniß die Richtung des jetzigen Zeitalters betrachtet haben, an die Stelle der ungeschriebenen Satzung des Herzens geschriebene Gesetzbücher, an die Stelle der Grundsätze Gelübde, an die Stelle des Selbstvertrauens Genossenschaft zu setzen. In diesem Sichstützen auf Andere liegt weder Sicherheit noch Würde. Wir wünschen Männer zu besitzen, ehrenwerth aus innerer Überzeugung, nicht aus äußerer Überführung; nüchtern aus Erkenntniß, nicht auf Ruf zur Ordnung; ruhig durch Selbstbeherrschung nicht durch das Richteramt Anderer. Wir dürfen diesen sich rasch entwickelnden Grundsatz der Genossenschaft in der Eigenschaft eines sittlichen Hebels nicht befördern." Das „Athenaeum" gesteht dabei ein, daß es gegen die Mittel der großartigen Mäßigkeitsapostelschaft des Paters Matthew dieselben Einwände und Bedenken gehegt, letztere aber nicht geäußert habe, weil es einer großen guten That nicht habe in den Weg treten wollen, die zwar nur durch untergeordnete Mittel erreicht worden, zu deren Erlangung auf dem Wege der erhabensten Grundsätze jedoch keine Aussicht gewesen sei. „Aber", fährt es fort, „hätten wir selbst nichts gegen Vereine und von außen kommende Kräftigung als den anerkannten Grundsatz sittlicher Besserung in dieser Sache einzuwenden, so wären wir doch überzeugt, daß ein «Ehrengericht» wie das vorgeschlagene unzureichend für den Zweck ist. Ehre, so weit darunter etwas von Sittlichkeit Unterschiedenes verstanden wird, ist so ganz und gar Sache gesellschaftlichen Übereinkommens, daß sie mit den wechselnden Vereinbarungen über die verschiedenen Zustände sich ändern muß. Die Ehre der einen Classe wird nicht die der andern sein. Bei allen jenen Fragen, die Gegenstand des Zweikampfs werden und jenem Gerichte zugewiesen würden, mischen sich so viele bloße Gefühle und persönliche oder aus dem Berufskreise erwachsende Empfindungen; diese Gefühle und Empfindungen werden so ohne Unterlaß mit der Erziehung, den Gewohnheiten und ererbten Ansichten der streitenden Par-

Digitized by Google

teien sich ändern; es ist endlich so nothwendig zum erfolgreichen Einfluß auf letztere, daß die Schiedsrichter im Stande seien, jene Gefühle und Empfindungen richtig zu würdigen: daß augenscheinlich es wenigstens ebenso viel solcher Gerichtshöfe geben muß als Classen vorhanden, wenn nicht deren so viele nothwendig werden, als überhaupt Fälle vorkommen. Der völlige Mangel weitumfassender, festgestellter und allgemeiner Grundsätze bei der großen Mehrzahl dieser Streitfälle ist ja der Grund, weshalb sie sich dem Einflusse der gewöhnlichen Gesetze entziehen und dem Zweikampfe anheimfallen; und kein allgemeines Gericht würde zureichend erscheinen für alle die unterschiedlichen Umstände, Gebräuche und Gefühle, welche derartige Streitigkeiten veranlassen und wovon die glückliche Beilegung derselben durch den Schiedsrichter abhängen muß. Wir kommen nach Allem deshalb auf unsere frühere Ansicht zurück, daß das Volk so erzogen werden muß, daß es die Unsitte des Zweikampfs seiner eigenen grausamen Unvernünftigkeit halber verabscheue und hasse, und daß mittlerweile das Gesetz seiner Macht sich bediene, die Gesellschaft an der friedensbrüchigen Gesetzlosigkeit zu rächen." Der einzige wirkliche Werth, welchen das „Athenaeum" besagtem Vereine schließlich zugesteht, ist der, daß das offene Bekenntniß der demselben beitretenden Mitglieder aus den höhern Classen, welche vorzugsweise dieser Unsitte ergeben sind, jene Erziehung des Volks und den Abscheu der öffentlichen Meinung davor ausbilde und fördere. Ein kürzlicher Vorgang im Unterhaus, wo Roebuck ein anderes Mitglied des Friedensbruchs anklagte, weil dieses ihn wegen einer dort gefallenen Äußerung zum Zweikampf zwingen wollte und die lange und ernste Erörterung, die darüber stattfand, wird in dieser Hinsicht als ein erfreuliches Beispiel begrüßt. „Der Einfluß einer solchen Verhandlung", schließt das englische Blatt, „wird, wie wir glauben, in Zukunft segensreiche Früchte tragen. Ein Brauch, den man durch Gründe zu rechtfertigen längst aufgegeben und der nichtsdestoweniger allein durch die Zwangsherrschaft der Meinung und die Feigheit ihrer Knechte aufrecht erhalten wird, wurde durch diese feierliche Erklärung der aufgeklärten öffentlichen Meinung an hohem und einflußreichem Orte in ihrer letzten Verschanzung angegriffen."

26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Specialgeschichte.

Die Literatur der Provinzialgeschichte erfreut sich eines außerordentlichen Gedeihens. Dieser Zweig der Nationalgeschichte kann nicht genug cultivirt werden, denn erst wenn die große Menge der besondern Archive der Provinzen ausgebeutet ist und die einzelnen Erinnerungen jeder Ortschaft gesammelt und gesichtet sind, kann man an die Behandlung einer Geschichte Frankreichs auf einer breitern Grundlage gehen. Zu den bessern Erscheinungen, welche in letzterer Zeit sich auf diesem Gebiete gezeigt haben, gehört die „Histoire de Montauban sous la domination anglaise" von Devals d. Ä., ein Werk, das alle Beachtung verdient. Wenn überhaupt schon jede fremde Occupation für die Geschichte eines Landes von Bedeutung ist, so scheint es noch interessanter, die Beziehungen eines kleinern Gebiets, wie z. B. die einer Provinz, zur Fremdherrschaft und den Einfluß derselben bis ins Einzelne zu verfolgen. Dies thut der Verf. hier mit ebenso großer Unbefangenheit als Gelehrsamkeit. Bekanntlich gehörte Quercy, dessen Hauptstadt Montauban bildete, zu dem Theile des französischen Territoriums, welches in Folge des Vertrags von Brétigny der Oberherrschaft des Königs von England unterworfen wurde. Der besondere Zweck, welcher dem Verf. bei der Entwerfung und Ausführung seines Werkes über die Geschichte Montaubans während der Zeit, wo es England gehörte, vorgeschwebt zu haben scheint, dürfte der sein, daß er seine Vaterstadt von dem Vorwurfe, gegen Frankreich gekämpft zu haben, reinigen wollte. Die Vergangenheit von Montauban steht hier in der unparteiischen Darstellung des Verf., der sich überall auf authentische Angaben stützt, gerechtfertigt da. Es steht zu wünschen, daß Devals sich veranlaßt sehen möge, seine fleißige Arbeit bis auf die Gegenwart oder wenigstens bis zur Belagerung der Stadt, welcher Ludwig XIII. in eigener Person beiwohnte, fortzuführen. In Bezug auf diesen interessanten Abschnitt der Geschichte von Montauban sind gewiß auch in den Archiven der Stadt Documente vorhanden, welche der Öffentlichkeit nicht länger entzogen bleiben dürften.

Historische Geographie.

In der neuern Zeit, wo das Material der Wissenschaften immer mächtiger anschwillt, hat vielleicht kein einziger Gelehrter so sehr das Gebiet des Wissens, dessen Pflege er sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt hat, umgestaltet, gefördert und fast möchten wir sagen neugeschaffen, wie Ritter es mit der Geographie gethan hat. Um das unsterbliche Verdienst dieses Mannes im wahren Lichte erscheinen zu lassen, braucht man nur einen Vergleich anzustellen zwischen dem dürftigen Gerippe, welches die frühern geographischen Handbücher boten, und dem schöngegliederten, lebensvollen, geistig durchdrungenen Körper, als welcher die geographische Wissenschaft uns jetzt entgegentritt. Wenn dieselbe früher nur ein todtes Agglomerat zusammenhangsloser Notizen war, so ist sie jetzt ein schönes, abgerundetes Ganze geworden, das sich jedem andern Zweige des Wissens als ebenbürtig zur Seite stellen kann. Erst dadurch, daß Ritter die Entwickelung des menschlichen Geschlechts mit der Kunde der Erdoberfläche und der übrigen geographischen und statistischen Verhältnisse in Verbindung gebracht hat, ist die Geographie zu einer wahrhaft würdigen Stellung erhoben worden. Dafür wird aber auch in allen Ländern, wohin der Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen nur immer gedrungen ist, der Name dieses ausgezeichneten Mannes mit gerechter Bewunderung genannt. Auch Frankreich ist in der Anerkennung Dessen, was Ritter geleistet hat, nicht zurückgeblieben. Man hat nicht nur seine Werke übersetzt, und sie dadurch also Solchen zugänglich gemacht, welche sonst aus Mangel an Sprachkenntnissen auf ihr Studium verzichten müßten, sondern man kann mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß in der letzten Zeit kein einziges wahrhaft bedeutendes geographisches Werk von einem Franzosen verfaßt worden ist, welches nicht zum Theil wenigstens unter dem Einflusse Ritter'scher Ideen stände. Dies zeigt sich wiederum recht deutlich in einem Werke, welches sich wie schon der Titel andeutet („Application de la géographie à l'histoire", von Ed. Braconnier, 2 Bde.) die Aufgabe gestellt hat, der Geographie dadurch eine neue, lockende Aussicht zu eröffnen, daß sie mit der Geschichte in eine natürliche Verbindung gesetzt wird.

Erinnerung eines Legitimisten.

Unter den Vorkämpfern um die äußerst mißliche Sache des Legitimismus ist keiner leidenschaftlicher und verbissener als der Vicomte Walsh. Wie manchen empfindlichen Stich hat nicht seine giftige und spitzige „Mode" der Julidynastie versetzt. Auch in seinen Reiseschilderungen, deren wir bereits mehre aus seiner Feder erhalten haben, drängt sich das altaristokratische Element, zu dessen eifrigsten und geistreichsten Vertretern Walsh gehört, gern in den Vordergrund. Eleganz, Feinheit in der Beobachtung, gewandte Darstellung ist diesen Werken nicht abzusprechen. Es sind dies Eigenschaften, welche auch sein neuestes Werk „Souvenirs de 50 ans" zu einer unterhaltenden anregenden Lectüre machen. Man fühlt dabei fortwährend, daß man in wirklich guter Gesellschaft athmet.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 250. — 7. September 1845.

Samuel Thomas von Sömmerring.

(Beschluß aus Nr. 249.)

Noch liegt uns ob, etwas über die der Biographie angeschlossenen Briefe an und von Sömmerring zu sagen. Sie sind nicht die geringste Zierde des vortrefflichen Buchs. Sömmerring's Briefe, an seine Freunde Heyne und Ebel gerichtet, drehen sich meist um politische Gegenstände, wozu er nicht allein eine besondere Neigung, sondern auch einen richtigen Takt, kommende Ereignisse vorauszusehen, gehabt zu haben scheint. Früher in der Nähe des Kriegsschauplatzes, später, in München, in Verbindung mit Personen, denen die wichtigsten Begebenheiten immer zeitig zukamen, weiß er den Freunden stets Neues zu berichten, und dies in so interessanter Weise und mit einem so gesunden Urtheil über den jedesmaligen Stand der Dinge, daß man noch jetzt gern diese Briefe liest und sich in die damaligen, an wichtigen Ereignissen so reichen Zeiten zurückversetzt. Um zu zeigen, welche feine Beobachtungsgabe ihm eigen war, möge hier eine Stelle aus seinem Tagebuche über Napoleon Platz finden, den er zuerst in München im Theater sah:

Zuerst sah ich Bonaparte's Kopf im Spiegel in der Loge. Äußerst steif zur habitude gewordene Spannung — zumal der Hände, sogar im Sessel. Sehr bleich, fast erdfahl. Ein wahrer acteur in folio. Alle Bilder, Büsten, Kupfer u. s. w., die ich so häufig von ihm sah, gleichen ihm etwas und dann wieder gar nicht in gewisser Rücksicht. Aber wie ist eine solche Spannung nur auszudrücken möglich! Jetzt ist mir die freschenkelmäßigverzuckte Spannung der Offiziere, die vor Bernadotte paradirten, erklärlich, regis ad exemplum. Er allein saß, indem man ihm gar wohl ansah, daß er schlechterdings allein sitzen wollte und gern noch breiter gesessen hätte. Bei den ein paar Schritte hinter ihm stehenden, wie Pfefferkuchenmänner vergoldeten Offizieren, konnte ich mich des Vergleichs mit Livréebedienten nicht enthalten. Er sprach mit Niemandem. Er gähnte dreimal ganz unverschämt, gleichsam mit Fleiß, ohne die Hand vor den Mund zu halten, betrachtete durch die Lorgnette einigemal die Schauspielerinnen, schlug ein paarmal die Augen auf und sah sich um, aber mit unruhiger Spannung. H.'s Bemerkung, daß seine Unruhe sich in den Händen gewaltig äußere, ist ganz richtig. Sein Anzug, der eines Obersten, blau und weiß, Hut 133 mit der Nationalcocarde und ein rothes Bändchen der légion d'honneur. Nach dem ersten Acte sprang er schnell auf, machte eine paar sehr links sich ausnehmende Bücklinge, Verbeugungen aus der Loge gegen das Parterre und eilte davon. Wie ging mir doch nun ein helles Licht gleich durch den ersten Anblick über so Manches auf. Er muß die Menschen, die ihn zunächst umgeben, so behandeln wie er es thut, — verachtend, sonst ginge es nicht. Er achtet auf sich, um alles Andere verachten zu können. Was ist doch alle Bildnerei bei einem solchen Kopfe für elendes, todtes Machwerk, ungeachtet sein Gesicht Manchem so kalt und todt scheint. Er duldet gewiß Niemanden neben sich und müßte er es noch jemals, so würde er ihn gewiß heimtückisch, boshaft, daß ich so sage: pfetzen, kneipen müssen, ihm hinterrücks unvermerkt auf die Zehen treten, um seiner Wuth eine Ableitung zu verschaffen. Diese ewige, habituelle Spannung darf er bei den Franzosen nicht ablegen, sich nie vergessen!

Was die Briefe an Sömmerring betrifft, so genügt es, nur die Namen: Goethe, Herzog Georg von Sachsen-Meinigen, Herder, Fr. H. Jacobi, Johannes v. Müller, J. Georg Müller, Lavater, Dalberg, Fürstin Gallitzin, Heyne, Georg Forster, Merk, Blumenbach, Rudolphi, Peter Camper, Bremser, Heinse, Hildebrandt, Metzger zu nennen, um dem Leser einen Vorschmack von Dem zu geben, was für ihn hier zu erwarten steht. Es begreift dieser Briefwechsel eine Periode von nahe zu 60 Jahren und kann sich, was die Geschichte der intellectuellen Bildung vom Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts betrifft, keck an die Seite der ausgezeichneten Briefsammlungen stellen, welche uns bereits über diese Periode vorliegen, ja manche Lücke, die jene gelassen, dürfte dadurch ausgefüllt werden.

Goethe's Briefe, 28 an der Zahl, machen den Anfang. Sie beziehen sich vorzüglich auf seine morphologischen Studien. Im zwanzigsten Brief äußert er sich auf offene und einsichtsvolle Weise über Sömmerring's Buch über das Organ der Seele, an dem er Manches auszustellen findet. Die beiden folgenden Briefe des Herzogs von Sachsen-Meiningen, des ausgezeichneten Fürsten, dem auch Jean Paul ein so schönes Denkmal in seiner „Levana" gesetzt hat, sind zu charakteristisch sowol für den vortrefflichen Fürsten selbst als für die damalige Zeit, als daß uns nicht gestattet sein sollte, sie hier wörtlich mitzutheilen:

Meiningen den 26. Nov. 1796.

Mich habt Ihr wol vergessen, Freund Sömmerring; nicht so ich Euch. Geschwiegen hab' ich lange, weil ich glaubte, es müsse Euch wohlgehen. Aber es kommen auch Zeiten, wo es wohl thut, wenn man Freunde hat. So gerne möchte ich Euch wieder sehen, bei mir sehen. Kommt doch und besucht mich, bringt aber Frau und Kinder mit, die Reise bezahl' ich. Wir

Digitized by Google

wollen dann einmal uns der alten Zeiten erinnern und froh sein. Und sehen was nun zu thun ist. Versteht Ihr mich, Ihr versteht ja deutsch?

H. Georg v. S.-M.

Lieber Sömmerring!

Sie werden es mir hoffentlich ungeschworen glauben, daß ich einigen Antheil an Ihrer Berufung nach Jena nehme, und es mir daher nicht gleichgültig war, zu erfahren, daß Sie auf diesen Ruf nicht recht hören wollten.

Ich wage es also die Stimme der Freundschaft ertönen zu lassen und Sie an diese zurückzuweisen, da es scheint, als ob Sie mich vergessen hätten. Welches ich aber mir zu lieb, und als Egoist nicht glauben mag.

Nun zur Sache, warum wollen Sie dem Ruf nicht folgen? Schenken Sie mir reinen Wein ein und verlassen Sie sich darauf, daß, wenn Sie auch eine bestimmtere Foderung machen würden, man sich doch alle Mühe geben wird sie zu erfüllen. Zudem kann ich nicht begreifen, warum Sie nicht wollen; hat man Ihnen etwas Widriges dagegen weis gemacht, oder wie steht das Ding?

Kurz ich sage Ihnen voraus, ich plage Sie so lange, bis Sie ja sagen, und wäre es auch nicht meinetwegen. Keine ruhige Stunde sollen Sie mehr haben. Denn mein böser Genius wird Sie allenthalben versuchen. Also Amice, bringt einmal der Menschheit ein reines Opfer, und schenkt Euch uns.

Leben Sie wohl, aber Ihre Antwort sei ja ja, nicht nein, nein. Adieu auf Wiedersehen.

Meiningen den 4. Sept. 1803.

Herzog Georg v. S.-M.

Welch schönes Verhältniß eines Fürsten zu einem Gelehrten! Diese Sorte großer Herren ist ausgegangen.

Beiweitem die interessantesten Briefe der ganzen Sammlung sind die des unglücklichen Georg Forster. Sie lassen uns einen Blick in das ganze Innere dieses merkwürdigen Mannes thun und zeigen von einer Energie des Geistes und einer Tüchtigkeit der Gesinnung, die uns alle seine Verirrungen vergessen läßt. „Trost ist's mir immer", schreibt er, „daß so viele gute Menschen mir gut sind. Mich dünkt, alle könnten sich doch nicht betrügen, wenn nichts Gutes an mir wäre." Und in der That, daß er gut gewesen, bezeugen diese Briefe, in denen sein ganzes Herz sich dem Freunde öffnet. Selbst sein Übertritt zu den Feinden des Vaterlandes, eine Verirrung, die er mit dem Tode büßte, erscheint hier in einem mildern Lichte und erklärt sich aus seiner Liebe zur Freiheit und seinem Drang, für das Wohl der Menschen zu wirken. Später, als er sich in seinen Erwartungen betrogen sah, als es ihm klar wurde, „daß es süße Träume seien, die der unsittliche Zustand des Menschengeschlechts vernichtete", konnte er nicht zurück; er hatte sich dem Teufel verschrieben. Ein Preis von 100 Dukaten war in Deutschland auf seinen Kopf gesetzt. „Hundert Dukaten nur?" schreibt er an seine Frau nach Neufchatel. „Der arme Schelm von General, der nicht besser weiß, was ein solcher Kopf werth ist; ich gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen." Auch Forster war einer der Unglücklichen, wie deren die neueste Zeit so viele gesehen, die im Bewußtsein ihrer geistigen Kraft und in dem Bestreben, die schönen Träume zum Wohl der Menschheit zu verwirklichen, sich in Zeit und Menschen vervehmen und am Ende enttäuscht untergehen. Zu spät sah auch Forster ein, daß seine politische Laufbahn beendigt sei, er wollte wieder in seine schriftstellerische zurückkehren, als der Tod seinen Lebensfaden abschnitt.

Rührend ist das Freundschaftsverhältniß zwischen Forster und Sömmerring. Jener ist außer sich, wenn einmal ein Brief länger ausbleibt als gewöhnlich, er hat keine vergnügte Stunde und glaubt schon der Freund sei gestorben. Kommt dann ein Brief, so athmet er wieder frei. „Ich habe nun gegen vier Wochen wie eine Pflanze verlebt, nicht wie ein Mensch", schreibt er aus Wilna. „O mein Gott, ich sage dir, ich athme heut' bei Empfang deines Briefes zum erstenmal frei und sehe deine Silhouette mit einer Wonne an, als ob du mir von den Todten erstanden wärst." Überhaupt finden wir in allen seinen Mittheilungen den Mann des Herzens. Merk schreibt von ihm: „Ein Herz wie Forster seins zu finden, wäre eine Reise um die Welt werth, und vielleicht die Frage, ob man ein zweites fände. Bei solchen Verdiensten solche Bescheidenheit, solche Fähigkeit sich mitzutheilen, und in Allem Alles zu sein."

Noch manches andere nicht weniger der Mittheilung Werthe wäre aus Jacobi's, Heyne's, Merk's, Heinse's u. A. Briefen anzuführen, wenn wir nicht fürchten müßten, die Grenzen einer Anzeige, die ja nur zum Zwecke haben kann, den Leser für die Lecture der ausgezeichneten Schrift selbst aufzumuntern, zu überschreiten. Doch können wir es uns nicht versagen, dieselbe noch zum Schluß mit einer schönen Anekdote zu würzen, die sich in einem der launigen Briefe des berühmten Wurmdoctors Bremser in Wien an Sömmerring findet. Als es hieß, daß den großen Arzt Joh. Peter Frank der Schlag getroffen hätte, rannten alle ärztlichen Kundenjäger nach ihm zu, homines clari et obscuri, letztere blos deshalb, um sagen zu können: „Heute war ich beim Consilio bei Frank", oder „Frank geht es heute besser, wir haben ihm verordnet" u. s. w. In kurzer Zeit hatten sich deren zwölf versammelt und diese kamen auch regelmäßig im Anfange, denn es dauerte in die sechste Woche, bis er starb, täglich zweimal. Nachdem sich nun Frank nach dem ersten Anfalle etwas erholt hatte, setzte er seinen Dutzend Ärzten nach seiner eigenen Ansicht seinen Zustand auseinander und schloß damit: „Meine Herren! ich übergebe mich nun Ihren Händen, allein ich weiß zum voraus, daß Sie meine große Krankheit mit aller Ihrer Weisheit nicht werden bezwingen können, d. i. die 76 auf mir lastenden Lebensjahre." Er nahm auch von allen den ihm verordneten Arzneien von jeder nie mehr als einmal. Er war überzeugt, daß dem Menschenleben Ziel und Zahl gesetzt ist. Nach und nach blieb von den vielen besuchenden Ärzten hier und da einer bei einer Visite aus. Er war entweder zu faul zum Gehen oder zu geizig, einen Wagen zu bezahlen. Etwa 14 Tage vor seinem Tode, gerade da, wo er sich etwas besser befand — und nun kommt die Anekdote —

Digitized by Google

waren deren 7 oder 8 um sein Bett versammelt. Er dankte ihnen recht herzlich für ihre ihm bewiesene Liebe und den Eifer, seine Gesundheit wiederherzustellen. „Aber", sagte er, „ein Geschichtchen muß ich Ihnen doch erzählen. In der Affaire bei * * * wurde ein französischer Grenadier von 7 — 8 Kugeln zugleich getroffen. Er hielt sich noch einige Secunden aufrecht und als er fiel, schrie er auf: « Comment! faut-il tant de balles pour tuer un grenadier français! » Ha! Ha! Ha!" 70.

Kleines Skizzenbuch von Theodor Mundt. Berlin, Schepeler. 1844. 16. 1 Thlr.

Der Inhalt dieses Skizzenbuchs, wol nur aus bereits gedruckten Aufsätzen bestehend, ist ziemlich bunt und mannichfaltig. Zuerst „Erinnerungen aus Hamburg", die wir früher einmal in dem Taschenbuche „Delphin" gelesen. Die Hamburger waren nicht sehr entzückt von den Schilderungen, welche Mundt von ihrem Leben und Treiben entwarf. Ref. war damals in Hamburg. Er hörte Mundt vielfach verlästern und verleumden. Die hamburgischen Skizzen sind weniger genau und umfassend als brillirend. Es wird eine Art von berliner Maßstab an Hamburg gelegt und doch können keine Städte durch und durch verschiedener sein als eben diese beiden. Das ist das Einfarbige an ihnen. Das besonders konnten die Hamburger nicht überwinden. Die hamburger Gesellschaft wurde nach den ästhetischen Theecirkeln Berlins und nach den spiritualistischen Elementen der Spreestadt beurtheilt; davon ist nun freilich in Hamburg wenig zu finden, aber ganz so schlimm ist diese Gesellschaft nicht, wie Mundt sie bezeichnet, auch in ihr machen sich „hinter ihrer eigenen Schicklichkeit und Üblichkeit" manche tüchtige Kräfte geltend. Freilich der Schriftsteller steht in Hamburg immer isolirt. Er steht in keinem Zusammenhange mit diesem mercantilisch-materialistischen Getreibe und die kleinen Kreise, welche sich bei Rosa Maria versammelten und in der Stille einen Cultus deutscher Literatur und Wissenschaft zu begehen suchen, kommen in keinen großen Betracht gegen die übrigen Elemente des hamburger Lebens. Daß das Plattdeutsche, weil sich in ihm die gemüthlichen Seiten der Bevölkerung, nicht blos des Volks, sondern auch der höhern Classen befriedigen, sehr wesentlich zu der Absonderung der Hamburger von dem eigentlichen geistigen und literarischen Leben Deutschlands beiträgt, kann nicht geleugnet werden. Mundt meint nun, man müßte es versuchen, die Werke von George Sand, Rahel und Bettina ins Plattdeutsche zu übersetzen, um ihnen an der Elbe und Alster mehr Sympathie zuzuführen. Was die sittlichen Zustände Hamburgs betrifft, so kann man diese Stadt, ganz wie man Lust hat, eine streng, eine puritanisch sittliche und ebenso auch eine ausgelassen unsittliche nennen. Beides hat seine Richtigkeit. Das Giftkraut der Immoralität, welches den Boden von Hamburg zu überdecken scheint, ist in Hamburg wirklich das eigentliche Gegengift gegen alle sociale Unsittlichkeit und die Sicherheit der Ehen hängt von den Pestbeulen ab, welche alle schlechten Stoffe des Gesammtorganismus in sich zusammenziehen und ableiten. Der Unsittlichkeit, welche in Hamburg privilegirt umhergeht, steht eine privilegirte Sittlichkeit gegenüber.

Der zweite Aufsatz ist überzeichnet „Der Landpfarrer. Ein Capitel aus einem verlorenen Roman." Es gibt nichts Abgerundetes, nur einen flüchtigen Blick in die wüste Natur eines alten Priesters. Dann folgen verschiedene kleine Aufsätze, die sich auf ihre Art mit Kunstinteressen zu thun machen. Die Idee von der Emancipation des Fleisches, mit der sich das Junge Deutschland seiner Zeit viel beschäftigte, blickt hier und da aus ihnen hervor. Die Erinnerungen an Schönborn beziehen sich auf eine kleine Schrift, die über diesen interessanten Charakter des vorigen Jahrhunderts und seinen holsteinischen Freundeskreis, der die schönsten Früchte der deutschen Literatur in sich faßte, erschienen ist. Sehr wahr sagt Mundt über den großen Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen Epoche: „Ein Blick in das Thun und Treiben der damaligen Lebenskreise überzeugt uns, wie tyrannisch veränderte Geschöpfe, Kinder ganz anderer Bedürfnisse, Schmerzen und Ideale, wir heutzutage auf der fliegenden Nothbrücke unserer Epoche geworden sind. Das, was jene hatten, besitzen wir nicht mehr, kein Erbtheil ihres Glückes, kein kühlender Tropfen ihrer persönlichen Zufriedenheit ist auf uns gekommen, und wenn es wäre, würden wir keinen Gebrauch und Genuß daraus für uns ersehen. Aber die Erinnerung an solche eingefriedigte Stätte des Lebens und Wirkens durchdringt uns wie die heimliche Wärme eines Familienzimmers mit einem Wonneschauer, indem wir zugleich fühlen, daß wir selbst nicht dafür tangen, sondern zum Umherschweifen draußen und durch Nacht und Nebel bestimmt sind." Im „Kampfe eines Hegelianers mit den Grazien" soll das Recht des Individuellen gegen das Allgemeine, der schönen Sinnlichkeit gegen die kalte Abstraction, der warmen Empfindung gegen den „sich selber denkenden Gedanken" in einer scherzhaften Form vertreten werden. Theodor Mundt war eigentlich nie in den strengen Dogmatismus Hegel's eingegangen, das philosophische Wissen bei ihm ist weit mehr ein philosophischer Anstrich als philosophische Speculation. Suchte er auf einen Augenblick in die Hegel'schen Wasser der Metaphysik hineinzutauchen, so geschah es doch nur, um sich wieder an den warmen Sonnenschein hervorzuheben; die Welt der schönen Erscheinung und die Lust an ihr überwinden bei ihm immer das philosophische Denken, und dieser Aufsatz soll gewissermaßen ein Bekenntniß seiner Natur sein. In einem andern Aufsatze sagt Mundt, sein inneres Bedürfniß noch genauer bezeichnend: „Vergib Meister, die Lebenslust ist groß! Ich bin ein junger Mensch, ich bin keck, ich habe selbst gewagt, mir in dein Schlußsystem der Geschichte kleine Radieschen meiner Lebenslaune zu pflanzen, um die Gespenster des antieipirten Weltgerichts damit weg zu scherzen. Vergib, vergib! Ich bin noch nicht reif zum jüngsten Gericht, ich bin ein junges Blut, ich habe meine tausend verliebten Hoffnungen auf die Erde gesetzt. Ich habe mich wieder in das Individuelle gestürzt, nachdem ich aus dem Kelch des Allgemeinen getrunken, und der Kelch war noch einmal an mir vorübergegangen." Den Schluß des Büchelchens bilden „die Sylphide des Nordens", eine mit der Coquetterie des Weltschmerzes geschriebene Skizze, und „Andeutungen zu einer Philosophie der Musik". Wenn Mundt früher das Individuelle gegen das Abstracte in Schutz nahm, so wollen wir das hier thun. Eine Symphonie von Beethoven, eine Ouverture von Mozart ist uns lieber als eine „Ästhetik der Baukunst", und wäre sie mit noch so viel Aufwand von Geist und Scharfsinn geschrieben. 28.

Literarische Notiz aus England.

Ein neuer Roman von Mrs. Gore.

Zu dem Vielen, was Mrs. Gore geschrieben hat, gehört der vor Jahr und Tag in drei Bänden erschienene Roman „Cecil". Die darin ausgebreitete Kenntniß von dem Wesen der sogenannten fashionablen Welt und die lebenswarme Schilderung der vorgeführten Personen gewannen dem Buche allseitige Beachtung. Die Kritik blieb mit ihrem Urtheil nicht zurück und fast ihr einziger Tadel traf den Charakter der Hauptperson, Cecil's. Man erklärte ihn für zu selbstsüchtig gehalten, hingestellt als reiner Egoist, der er doch nicht gewesen. Diesen Tadel zu widerlegen, ihren Cecil von dem ihm gemachten Vorwurfe zu reinigen, der Kritik zu zeigen, wie ein reiner, echter Egoist aussehe, hat Mrs. Gore einen andern dreibändigen Roman geschrieben, unter dem lakonischen Titel „Self" (London 1845). Und nicht zu leugnen, der Held dieses Romans

Digitized by Google

ist ein Egoist, zu welchem Cecil nicht hinanreicht. Die Verf. hat ihn in Philipp Askham gefunden, zweiter Sohn des Lord Askham, eines steifen, stolzen, selbstsüchtigen Krautjunkers, dessen Erstgeborener, Percy, ein Mensch von Geist, der traurigen Monotonie unter dem väterlichen Dache überdrüßig, den Friedensschluß von Amiens und die Gefälligkeit des Hausarztes zu einer Gesundheitsreise nach Frankreich benutzt hat, dort beim Wiederausbruche des Krieges gleich Andern verhaftet worden ist und bis zu Napoleon's Sturz 1814 in Verdun gefangen bleibt. Hierdurch genöthigt, den ältern Bruder zu vertreten, kommt Philipp nicht aus dem langweiligen Edenschlosse weg, und während die Fessel, die er trägt, ihm den Genuß des frischen Lebensmorgens verkümmert, nimmt die zurückstoßende Kälte seiner Ältern die Liebe zu ihnen aus seiner Brust und weist seine von Natur warmen Gefühle auf sich allein an. Bald bemerkt er mit geheimer Eifersucht, daß alle Liebe und aller Stolz seiner Ältern dem abwesenden Bruder gehört, er als jüngerer Bruder ihnen nichts gilt. Die Eifersucht verwandelt sich in niedrigen Neid, der Neid nagt an seinem Herzen und stumpft seine Gefühle ab. Das reist ihn zum Egoisten, und sowie er der väterlichen Aufsicht ledig worden, tritt er in die Welt als kaltherziger Weltmann, dem sein Ich sein Alles ist. Demgemäß lebt und handelt und stirbt er. 16.

Bibliographie.

Bettziech (Beta), H., Geld und Geist. Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volkskraft. Berlin, Hayn. Gr. 8. 1 Thlr.

Briefe einer Hofdame in Athen an eine Freundin in Deutschland 1837—1842. Leipzig, Hinrichs. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brüggemann, K. H., Der deutsche Zollverein und das Schutzsystem. Ein Versuch zur Verständigung der Ansichten und für Ausgleichung der Interessen. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Bülow-Cummerow, Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 2 Thlr.

Cooper, J. F., Miles Wallingford's Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Aus dem Englischen übertragen von Seybt. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Fenger, J. F., Geschichte der Trankebarschen Mission, nach den Quellen bearbeitet. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Francke. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Forbes, J. D., Reisen in den Savoyer Alpen und in andern Theilen der Penninen-Kette, nebst Beobachtungen über die Gletscher. Bearbeitet von G. Leonhard. 1ste Lieferung. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr.

Görres, J. v., Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien. München. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Heckl, F., Anthropologie, oder: Der Mensch als Gegenstand der Philosophie. Wien. Gr. 8. 1 Thlr.

Heiberg, J. L., Nah und Fern. Aus dem Dänischen übertragen von G. Jacke. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Heinzen, K., Reise eines teutschen Romantikers nach Batavia. 2te bedeutend vermehrte Auflage. Manheim, Bassermann. Kl. 8. 1 Thlr.

Jean Paul, Der Pietist. Ein religiöser Zeitroman in 16 Trakten. In des Verfassers Nachlaß vorgefunden. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lelewel, J., Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens und über die Geschichte seines Volkes. Deutsche, mit Anmerkungen des Verfassers vermehrte Ausgabe. Brüssel und Leipzig, Muquardt. Gr. 8. 2 Thlr.

Limmer, K., Urkundlich-pragmatisch-allgemeine Geschichte der neu-sächsischen Lande oder derer des hohen durchlauchtigsten Hauses Wettin beider Linien. 1ster Band: Älteste Geschichte. Von 100 Jahren vor Christus bis zu dem geschichtlichen Auftreten des Hauses Wettin im 12. Jahrhundert. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Die Neu-Katholischen. Roman aus der Gegenwart. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 21ster Jahrgang (1843). Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Proudhon, P. J., Was ist das Eigenthum, oder Untersuchungen über den letzten Grund des Rechts und des Staates. Aus dem Französischen übersetzt von F. Meyer. Bern, Jenni Sohn. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prutz, R. E., Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet. 1ster Theil. Hanover, Kius. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hamburgische Rechtsalterthümer, herausgegeben von *J. M. Lappenberg*. 1ster Band: Die ältesten Stadt-, Schiff- und Landrechte Hamburgs. Hamburg, Meissner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 31ste Lieferung: Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, von L. Roß. 3ter Band: Melos, Kimolos, Thera, Kasos, Karpathos, Rhodos, Chalke, Syme, Kos, Kalymnos, Ios. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reybaud, L., Jerome Paturot auf der Jagd nach einer gesellschaftlichen Stellung. Nach der 5ten französischen Auflage von J. Lasker. Drei Theile. Berlin, Reichardt und Comp. 8. 2 Thlr.

Scherer, H., Der Sundzoll, seine Geschichte, sein jetziger Bestand und seine staatsrechtlich-politische Lösung. Nebst einem Anhang über die Sundzollfreiheit der Pommerschen und Preussischen Städte. Als Beilagen die auf den Sundzoll bezüglichen Verträge, Friedensschlüsse, Tarife, Taxordnungen, Zollrechnungen der verschiedensten Art und eine Seekarte des Sundes. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Sederholm, C., Die ewigen Thatsachen. Grundzüge einer durchgeführten Einigung des Christenthums und der Philosophie. Ein Gastgeschenk aus Rußland. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seldner, P., Pariser Criminalgeschichten dargestellt nach den Verhandlungen vor den Assisen und dem Tribunal der correctionellen Polizei. 1ster Band. 1ste Hälfte. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Eine Stimme aus Böhmen über die neuesten industriellen und merkantilischen Verhältnisse dieses Landes. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 1 Thlr.

Sugenheim, S., Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland, seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung (1517—1789). 1ster Band: Bis zum Tode König Heinrich's IV. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Theremin, F., Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben von L. Uhland. 1ster Band. (Liedersammlung in fünf Büchern.) 2te Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wackernagel, W., Weinbüchlein. Leipzig, Weidmann. 8. 18 Ngr.

Wirth, J. U., Die speculative Idee Gottes und die damit zusammenhängenden Probleme der Philosophie. Eine kritische dogmatische Untersuchung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 251. — 8. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, unsere Leser mit dem Inhalte und der Richtung eines Buchs bekannt zu machen, das einerseits seine Erscheinung vielleicht nur seiner Seitenzahl zu verdanken hat und bei einigen Seiten weniger vor der Censur hätte verstummen müssen, und das auf der andern Seite wieder eine zu merkwürdige Stelle in den Erzeugnissen der Literatur einnimmt und einen zu wichtigen Gegenstand berührt, als daß dessen Besprechung zu umgehen gewesen wäre, ohne sich der Beschuldigung der Furchtsamkeit und stillschweigender Machthuldigung auszusetzen. Denn der Verf. selbst zählt zu den Erfolgen der Bureaukratie (S. 120) besonders auch Das, daß sie den geheimen Instructionen an die Censoren überdies noch durch allerlei Warnungen und Drohungen an die armen censirten Tageblätter zu Hülfe zu kommen weiß, die für das Publicum leider ebenfalls in der Regel geheim bleiben. Sie weiß den Zeitungen bei jeder Gelegenheit nahe zu legen, daß ihr Leben dem Beamtenwillen preisgegeben ist, und hängt ihnen ein Damokles-Schwert über den Kopf, auf dessen Klinge geschrieben steht: „Schweigen oder — Tod!" Tod, ein schauerliches Wort! Was da lebt scheut den Tod und trachtet, sein Leben zu bewahren; auch jedes Blatt, zumal ein Blatt, das schon einmal die Erfahrung gemacht hat, wie leicht es ist, sich zu verdächtigen und der Verdächtigung zu unterliegen. Aber Schweigen gebiert auch den Tod, einen langsamern der Auszehrung, aber darum nicht minder schweren. Also sprechen soll und muß jedes Blatt; auch versteht es sich, daß es nur dann spricht, wenn seine Rede seiner Absicht und Bestimmung entspricht. Es darf also nicht blos oberflächlich, wenn auch nicht erschöpfend, seinen Gegenstand behandeln, sondern es muß darauf eingehen und berichten, was in der Hauptsache vorgefunden worden und zu finden ist; es hat darüber Betrachtungen anzustellen, wie der Befund selbst sie veranlaßt; und es darf dabei keine Parteilichkeit und Ängstlichkeit verrathen, sondern soll sich innerhalb der Grenzen der Loyalität freimüthig und bedacht erweisen. Es ist deshalb auch der erste Gedanke aufgegeben worden, diesen Artikel mit einer feinen und sich selbst verrathenden Ironie zu behandeln, durch Lobhudelei das Tadelnswürdige und durch ungebührlichen Tadel das Lobenswerthe auszuzeichnen, solchergestalt aber die wahre Meinung nicht zu verkünden, sondern nur anregend errathen zu lassen. Aber liegt nicht in solch einem Versteckspielen schon eine schwere Beschuldigung, da es nur dann zu billigen wäre, dahinter sich zu verbergen, wenn der Muth der offenen und ehrlichen Meinungsdarstellung zu einer unverantwortlichen Thorheit geworden wäre, weil es ausgemacht ist, daß er sich nicht erweisen dürfte, ohne sich widerstandslos der Verfolgung bloßzugeben? Dazu haben wir ein besseres Vertrauen ebenso wol zu den Mächtigen, vor denen wir uns zu fürchten hätten, als zu uns selbst, indem wir klar erkennen, welche Art und Weise in solcher Angelegenheit die schickliche und angemessene ist. Wir meinen, daß sich Alles in der Welt sagen läßt, wenn es nur auf die rechte Weise vorgebracht wird, und daß die Wahrheit eine so Achtung gebietende Kraft hat, daß Niemand sie zu verleugnen wagt, wenn sie nicht selbst durch ungehörige Zuthaten oder durch ein unziemliches Auftreten herausfodert, sie anzutasten und abzuwehren. Möge denn die folgende Beurtheilung einer Schrift, welcher Aufsehen erregt zu haben nicht abgesprochen werden kann, offenbaren, ob unser Selbstvertrauen ein begründetes ist.

Vor allen Dingen hat der Verf. nicht die Ruhe des Geistes, die Besonnenheit und die Bescheidenheit im Urtheilsfassen sich bewahrt, welche unumgänglich nöthig sind, um in einer Angelegenheit, welche so tief ins Erfahrungsleben eingreift, ein durchaus unparteiisches und gerechtes Erkenntniß auszusprechen. Es ist diese Ruhe keineswegs ein Erzeugniß von Schwäche, Furchtsamkeit und Ohnmacht, welche sich über ein blos leidendes Verhalten nicht erheben kann, sondern vielmehr der ausgezeichneten Kraft, welche die Gemüthsbewegungen, ohne sie zu unterdrücken oder unempfindlich dafür sich zu machen, beherrscht und ihrer so weit Meister zu werden die Macht hat, daß sie die Betrachtungen und Überlegungen der Vernunft nicht stören noch abirren können, daß dieselbe vielmehr im Stande bleibt, frei von allen Eindrücken ihrer Sinnlichkeit nach den Grundsätzen und Regeln des rechten Denkens sich zu richten und das Rechte dadurch aus und in sich zu finden. Der Verf. hat sich diesen Standpunkt von vornherein selbst verdorben und

Digitized by Google

benommen, indem er sich einer solchen Gattung des Staatsdienstes nicht um des Dienstes selbst willen, sondern aus eigenliebigen Absichten widmete, für den er nicht paßte und der für ihn nicht paßte, und wo der Ausgang gar leicht vorherzusehen war. Er mußte nothwendig in diesem Dienste, der seiner Natur nach nur mehr mechanisch als freithätig, mehr blos ausführend als selbst einsehend und beschließend sein kann, sich eine klare Vorstellung hiervon machen, als er das Steuerfach wählte und in demselben ganz in der Ordnung von unten auf zu dienen den Beruf übernahm, und dem gemäß sich über seine jedesmalige Amtsstellung nicht erheben, seinen amtlichen Wirkungskreis nicht überschreiten, wenngleich er sich bewußt sein mochte, daß er mehr geistiges Vermögen besaß und mehr zu leisten vermochte als sein Beruf erheischte. Es war an ihm, dieses Bewußtsein durch Bescheidenheit so zu gestalten, daß er für sich seines geistigen Schatzes sich freute und denselben hegte und pflegte, bis er so weit vorgerückt war, wo seine amtliche Wirksamkeit davon diensamen Gebrauch machen konnte, aber nicht vorzeitig und mit Selbstgenügsamkeit und Anmaßung damit hervorzutreten und sich zum Führer und Lehrer seiner Vorgesetzten aufzuwerfen, denen zu gehorchen und zu folgen seines Amtes war. Es hat nicht ausbleiben können, daß der junge Mann als zudringlich und lästig angesehen und mit um so größerm Nachdrucke in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Mit nichten folgt hieraus, daß überhaupt die untergeordneten Staatsbeamten nicht hören noch sehen, nicht beobachten und bemerken, noch ihren Vorgesetzten weder wahrgenommene Mängel noch Verbesserungsvorschläge vortragen sollen, sondern nur, daß sie sehr reiflich es überlegen müssen, bevor sie es thun, daß sie es am rechten Orte und in richtiger Weise thun, daß sie nicht absprechen, nicht ihrem eigenen Urtheile eine Zuständigkeit und Gültigkeit beimessen, die ihm nicht zustehen, mit einem Worte, daß sie nicht mit unreifen Gedanken und geringschätziger Form Diejenigen behelligen, denen sie Ehrerbietung und Unterwerfung schuldig sind, so lange ihnen nichts von denselben angesonnen wird, was den Gesetzen des Staats und der Sittlichkeit zuwider läuft. Denn hiermit schließt aller schuldige Gehorsam ab; es darf aber nicht zweifelhaft, sondern muß ausgemacht sein, daß Dem so ist, indem im zweifelhaften Falle das Urtheil des Vorgesetzten maßgebend bleiben muß, dafern es nicht gestattet ist, darüber höhern Orts anzufragen und die zurückgewiesenen Bedenken zur Entscheidung zu bringen, wie dies das Preußische Landrecht besagt. Der Verf. möge sich nur auseinandersetzen, was aus dem ausübenden Staatsdienste werden sollte, wenn von Stufe zu Stufe die höhern Beamten alle Hände voll zu thun hätten, die Anfragen, Gegenvorstellungen, Einwendungen und Verbesserungspläne ihrer Untergebenen zu erledigen, anstatt darauf zu sehen und zu halten, daß diese ihre Vorschriften und Anordnungen in Ausführung bringen. Die Nichtachtung und Wegwerfung gediegener und beachtenswerther Vorstellungen ist ohne Zweifel ein ebenso tadelnswerther Misbrauch; das Zuviel ist nach beiden Seiten hin tadelnswerth und auch hier die Mittelstraße die einzuhaltende; aber eben hiernach möchten wir nach Dem, was der Verf. von sich selbst erzählt, wol kaum glauben, daß er auf derselben geblieben sei, nicht vielmehr den Anspruch gemacht habe, es solle ihm weit über dieselbe hinaus nachgesehen werden.

Darüber und über die sich selbst zugezogenen Rügen misgestimmt, hat der Verf. den Dienst ganz aufgegeben und tritt nun, entbunden von der davon unzertrennlichen Abhängigkeit, öffentlich auf, die Verwaltung zu tadeln und anzugreifen, welche ihm hinderlich gewesen, sich frei nach seinen eigenen Ansichten zu bewegen, seine Grundsätze und Meinungen ihren Einrichtungen und ihrem Verfahren als gleich berechtigt gegenüber stellend. Auch hierbei wollen wir dem Verf. die Befugniß der uneingeschränkten und der freimüthigsten Prüfung und Beurtheilung nicht im mindesten absprechen; doch aber vorbehalten, daß dasselbe nur in so weit gelte, als der Ober- und Untersatz, worauf es sich jedesmal gründet, anzuerkennen sind, also sowol die Maximen, welche angewendet werden, als die Gewißheit der Thatbewandniß, worauf sie angewendet werden, nicht der Anfechtung unterliegen. Was nun die letztern anlangt, ist nicht abzuleugnen, daß manche gar sehr erhebliche Thatsachen von ihm beigebracht worden sind, und daß ferner, obgleich die wenigsten eben actenmäßig belegt sind, doch sich keine Veranlassung ergeben hat, in die Versicherung des Verf. Mistrauen zu setzen, die vollständige Wahrheit aller angeführten Thatsachen sorgfältig geprüft zu haben. Er würde ja seiner Absicht geradezu entgegen gehandelt haben, wenn er als falscher Ankläger sich verächtlich gemacht hätte. Wir müssen um deswillen es selbst für einen bloßen Schreib- oder Druckfehler annehmen, wenn er (S. 175) in der Stelle des Landrechts, wonach Der, „der außer dem Falle einer Staatsverrätherei die ihm anvertrauten Amtsgeheimnisse Andern, die sie zu wissen nicht berechtigt sind, gefährlicher Weise eröffnet, sich wegen gebrochener Amtsverschwiegenheit seiner Stelle verlustig und noch außerdem strafbar gemacht", das Wörtchen „außer" verwechselt mit „unter", was einen sehr verschiedenen Sinn geben würde. Denn die ganze weitere Ausführung zeigt, daß der Verf. nicht das Merkmal des beabsichtigten Staatsverraths in den Begriff dieses Amtsvergehens aufnimmt, sondern vielmehr hauptsächlich darüber eifert, daß in vielen Vorgängen das gesetzlich ausdrücklich angegebene Merkmal, „in gefährlicher Weise", von den Behörden ganz übersehen und gar nicht beachtet worden ist, was allerdings ein Unrecht enthält, das ernste Rüge verdient. Denn hiernach will das Gesetz, daß auf die Absicht der Mittheilung amtlicher Kenntnisse nur in so weit geachtet werden soll, als sich dabei Staatsverrath herausstellt. Ist dies nicht der Fall, dann liegt das eigentliche Amtsvergehen der gebrochenen Verschwiegenheit vor, wobei die Absicht gar nicht weiter in Betracht kommt, mithin Zweck oder Versehen gleich viel Schuld mit sich bringen, diese jedoch überhaupt von

Digitized by Google

der schädlichen Wirkung bedingt wird, sodaß ohne Gefahr derselben gar keine unerlaubte Handlung obwaltet. Es ist nicht nöthig, daß bereits wirklicher Schaden dadurch angerichtet worden sei, sondern es genügt schon, daß derselbe aus der Mittheilung entstehen und daß der Mittheilende dies als eine Folge seiner Handlung einsehen konnte; aber diese beiden Erfordernisse sind unerlaßlich und alle Anschuldigungen ohne dieselben unbegründet. Hierzu kommt noch, daß der Nachtheil, der den Staat gefährdet, wie bei allen Staatsverbrechen, nicht erst durch Folgerungen weit hergeholt werden darf, sondern ihn unmittelbar bedrohen muß, sowol sub- als objectiv, also nicht erst durch eine andere Person oder als Folge der Mittheilung, vielmehr zunächst durch diese selbst in seinen Gerechtsamen als Staat. Diese Auslegungsregeln sind ebenso einfach als gewiß. Dennoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie umgangen worden sind und daß damit gegen das Recht gesündigt worden ist.

Es ist indessen eine altbekannte Sache, daß das Recht verletzt wird wie innerhalb der Mauern Ilions so auch außerhalb. Kein Staat und kein Land sind ausfindig zu machen, in denen nicht hin und wieder von Behörden etwas Unrechtmäßiges geschähe, auch nicht blos immer aus Versehen, sondern mitunter auch aus unverzeihlicher Unwissenheit oder Trägheit, ja selbst in böslichem Misbrauche der Formen und der anvertrauten Gewalt. Kein Eldorado bietet den Menschenkindern einen unverletzlichen Rechtsschutz. Eben die Unmöglichkeit dessen führt für den Staatsorganismus die unabweisliche Nothwendigkeit herbei, solches durch Einführung von Controlen und Formen nach Möglichkeit zu verhüten, welche keineswegs hiernach sich auf die Voraussetzung eines durchgängigen Mistrauens gründen, sondern schon durch die Möglichkeit des Fehlens nach der Schwäche der menschlichen Natur geboten werden. Daß der Verf. dies nicht gehörig unterschieden hat, daß er in jeder Controle die Verdächtigung eines Schurkenstreichs empfindet und dadurch beleidigt wird, ist ein großer Misgriff und eine Quelle vieler falscher Beschuldigungen, die ihm deshalb entschlüpft sind. Freilich hat unterm Monde Alles seine zwei Seiten und es ist ganz unmöglich, irgend eine Einrichtung zu treffen und irgend Formen oder Controlen einzuführen, die nicht wiederum an ihrem Theile lästig wären, Anstoß verursachten und das Recht benachtheiligten. Es kann sich die Staatsweisheit nur darin ergehen, Beides sorgfältig abzuwägen und das größere Gute dem mindern Übel vorzuziehen. Nimmermehr aber wird sie ohne Allwissenheit und Allgegenwart verhindern können, daß keine Behörde durch Begehungen oder Unterlassungen ihre Pflicht übertrete.

Sonach kommt es nur auf das Mehr oder Weniger an. Die Verwaltung ist die beste, welche bei der thätigsten Erfüllung ihres Berufs die wenigste Unbill zu verüben mag, und diejenige die schlechtere, wo es sich umgekehrt verhält. Alle positiven Bestimmungen für diesen Zweck, alle Formen und Controlen wie alle Strafandrohungen werden dazu nie ausreichen, weil, wo das Bestreben ihrer Hintergehung im Herzen lebt, der Verstand nur allzu gern den geschäftigen Helfershelfer abgibt, die Mittel der Hintergehung und der Hoffnung der Nichtentdeckung ausfindig zu machen. Hier wie anderwärts gilt die große Regel, daß Einrichtungen mehr ausrichten als Gesetze, daß die Thaten oder Unterlassungen nur die Offenbarung der herrschenden Gesinnung sind, und daß die Tugend wie das Laster Übung erfodert, um es darin zur Fertigkeit zu bringen. Es wird hiernach der Rechtszustand der Landeseinwohner gegenüber den Beamten der Verwaltung darauf beruhen, daß 1) diese von Hause aus für ihren Beruf erzogen und in der Kenntniß desselben wie in der Redlichkeit ihrer Gesinnung so ausgebildet worden, daß sich zu ihnen zu versehen ist, sie können und wollen ihn erfüllen. Charakterfestigkeit und wahres inneres Ehrgefühl, ein ganz anderes Ding als die äußere Ehrliebe, die oft mit jenen im grellsten Widerspruche steht, geben sich für diesen Zweck als so unerlaßliche Eigenschaften kund, daß nichts sorgsamer ins Auge gefaßt werden sollte als was dazu angethan ist, sie empor zu bringen oder zu schwächen, sowol während der Vorbereitung zum Staatsdienste als während seiner Verwaltung. Schon auf den Schulen, noch mehr auf den Universitäten und bei der Probedienstzeit ist es von der höchsten Wichtigkeit, nicht nur die innigste Überzeugung aufwachsen zu lassen, daß Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit die alleinigen Effecienten im Staatsdienste sind und durch nichts ersetzt werden können, sondern auch die Gesinnung und das Gefühl so zu stimmen, daß die ganze Beamtung und deren Verwaltung stets als ein Beruf und ein Erweis der heiligsten Pflicht und der lautersten Ehrliebe, keineswegs als Mittel zur Befriedigung der Selbstliebe und des Ehrgeizes angesehen wird. Es fehlt gar viel daran, daß unsere Einrichtungen dieser Anfoderung entsprächen; aber es zieht uns zu weit ab, hier weiter darauf einzugehen. Ebendeswegen können wir auch 2) das zweite wesentliche Erfoderniß der Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit vor Amtsdruck nicht nach seiner ganzen Bedeutung hier auseinandersetzen, sondern nur kurz berühren, daß dasselbe in einer umfassenden und ausreichenden Amtspragmatik besteht, welche, ausgehend von einem richtigen Begriffe vom Wesen und der Bestimmung der Beamtung, die Stellung der Beamten in der Staatsverwaltung und ihr ganzes Verhalten unter sich wie der Regierung und dem Volke gegenüber genau und fest bestimmt, ihre Pflichten und ihre Rechte klar ordnet, und ebenso sehr ihren rechtmäßigen Gehorsam als ihre Sicherheit, Selbständigkeit und Aussicht bei treuer Pflichterfüllung gegen alle Willkür, Gunst oder Ungunst und Concussion bewahrt. Ein wahrhaft ehrliebender Beamter muß mit Freudigkeit gehorchen, wo recht befohlen wird, aber auch in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise sich selbständig bewegen können und für dessen Ausfüllung verantwortlich sein, unbeeinträchtigt von allen Vorgriffen und Zumuthungen.

Digitized by Google

Diese Erörterungen vorzunehmen und in ihrem ganzen Zusammenhange und Umfange darzustellen, wie eine solche Pragmatik nach den Foderungen des Staatsrechts und der Staatsweisheit lauten müsse, auch welche Verschiedenheiten die Natur das Collegialsystems oder der Bureaukratie darin zuwege bringe, wäre eine würdige Aufgabe gewesen und hätte zugleich zu einer tüchtigen Grundlage der Beurtheilung des Zustandes in der Gegenwart gedient. Statt dessen ist der Verf. bei Einzelheiten stehen geblieben, an welche er dann seine Betrachtungen anknüpft, ausführend oder doch darauf ausgehend, daß alle diese Misgriffe und Missethaten aus der Bureaukratie entsprossen seien und dieselbe als verderblich erweisen nach der Regel: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Es fehlt jedoch gar viel an der Rechtfertigung dieser Schlußfolgerung, so lange nicht ausgemacht ist, daß das zu Misbilligende wirklich ein Erzeugniß der Bureaukratie sei und nicht ebenso bei einer andern Verwaltungseinrichtung hätte vorkommen können. So z. B. ist es ganz gewiß, daß, die Wahrheit der Angabe überall vorausgesetzt, woran doch auch noch zu zweifeln, daß in Schlesien Wilddiebe im Walde erschossen, ihre Leichname auf der Stelle verbrannt und darüber keine Untersuchungen eingeleitet noch Bestrafungen kund geworden seien, dies die Bureaukratie ganz und gar nichts angeht, weil man keinen Dieb hängt, bevor man ihn hat und überwiesen hat. Beiläufig gesagt, zeigt der Verf. auch hierbei eine der Lebenserfahrung ermangelnde Empfindsamkeit für die Wilddiebe, deren Verwegenheit und Gefährlichkeit und den daraus geborenen Haß Derer, welche davon betroffen werden, er gar nicht zu kennen scheint. Es wäre daher wol möglich, daß dieser Haß in unerlaubte Selbsthülfe und Todtschlag irgendwo ausgeartet wäre, daß alle Spuren zu einer gerichtlichen oder policeilichen Verfolgung vertilgt wären, und daß dennoch das Gerücht davon umliefe. Umgekehrt ist schon mancher brave Förster erschossen, auch mit Reisig bedeckt gefunden worden, ohne daß die Thäter hätten ermittelt werden können. Dies Beispiel zeigt am deutlichsten, wie leicht darin zu irren ist, eine Schuld ins Schuldbuch auf ein ganz falsches Conto einzuteagen, wenn nicht genau zugesehen wird, wer sie veeschuldete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Zur Sprachenkunde.

Auf Veranlassung und Kosten der Geographischen Gesellschaft und der Kirchlichen-Missions-Gesellschaft in England ist jüngst ein Sprachwerk herausgegeben worden, dessen Resultate auf die Geschichte eines großen Theils der amerikanischen Ureinwohner Licht zu werfen versprechen. Es führt den Titel: „A grammar of the Cree language; with which is combined an analysis of the Chippeway dialect", von Joseph Howse. Die Sprache, von der es handelt, ist mit dialektischen Unterschieden die aller indianischen Stämme in einem großen Theile des nördlichen Amerika, von den arktischen Gegenden bis hinab nach Pennsylvanien, von dem Atlantischen und Polarmeere bis zum Missisippi und zu den Felsengebirgen. Die Sprache der Chippewäer, in welche bereits das Evangelium Johannis übersetzt worden, ist nur ein Dialekt des Cree, einer Sprache die hinsichtlich ihres zusammengesetzten Baus und der Mannichfaltigkeit ihrer Formen den vollkommensten Sprachen der alten Welt an die Seite gesetzt werden darf. Dies Sprachgebäude ist so wundersam, daß der fromme Missionar, der ihre Regeln in diesem Werke festgestellt, nicht anders annehmen kann, als daß sie göttlichen, nicht menschlichen Ursprungs sein müsse: die Creeindianer waren also jedenfalls auch mit beim Thurmbau zu Babel. Die Vollkommenheit und der Reichthum der Formen dieser Sprache erhellt daraus, daß mit Ausnahme des Genetivs alle Beugungsfälle des Hauptworts, außer dem Geschlecht und der Zahl, auch in dem Zeitwort erscheinen. Ja selbst adjectivische Schattirungen des Zeitworts, wie eine Menge Begriffe des Handelns und des Geschehens, die man in keiner andern Sprache auf solche Weise ausdrückt, werden in der Creesprache durch Abwandlungen und Beugungen des Verbums hergestellt. Ein englischer Kritiker meint, wenn dies wichtige Werk auch die Aufmerksamkeit der Engländer, für die es bestimmt ist, nicht auf sich ziehen werde, so könne man doch überzeugt sein, daß es in dem einzig vorhandenen Lagerhaus der Philologie, in Deutschland, nicht übersehen werden würde.

Neue Erscheinungen der italienischen Literatur.

Kürzlich ist in Neapel ein Roman: „Tradizioni popolari", von Carlo Dalbono, in drei Theilen erschienen. Er spielt auf geschichtlichem Boden und hat geschichtliche Grundlagen, indem der Verf. seinen Stoff aus den Jahrbüchern der Geschichte dieses Landes wählte und dieselbe mit einer Menge örtlicher Erinnerungen, Überlieferungen und Sagen durchwebte, die theils im Munde des Volks leben, theils sich in alten Chroniken und verschollenen Volksschriften finden. Als Begleiter auf der Reise durch das südliche Italien muß dies Werk schöngeistiger Muse besondees dem Fremden von Interesse sein, da auf dem Boden, den er betritt, ihm aller Orten die Anklänge früherer Zeit begegnen, die in so anziehender Weise hier in ein meisterhaftes Ganze verwebt sind. Auch Cesare Cantù, eine der ersten literarischen Berühmtheiten Neapels, hat wieder einen geschichtlichen Roman: „La Madonna d'Imbevera", erscheinen lassen, der am Ende des 16. Jahrhunderts spielt und den tödtlichen Zwist zweier lombardischen Fürsten zum Gegenstand hat. Das größte Verdienst dieses Romans ist wol nebst der Reinheit der Sprache die meisterhafte Schilderung der Sitten und Zustände jener Zeit, welche beweist, daß des Verf. wahrer Beruf, den er bereits auf andere Weise beurkundet, der des Geschichtschreibers ist. Endlich hat der Advocat Leopoldo Tarantina, einer der beliebtesten Melodramendichter, seine vielen Dichtungen durch sein „L'eco di Mergellina" vermehrt, welches eine Sammlung seiner anderweitigen Gedichte enthält.

12.

Literarische Anzeige.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Günsburg (Dr. F.), Studien zur speciellen Pathologie. Erster Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 252. — 9. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Wenn der Verf. daher (S. 316) sagt: „Man hat Angriffe auf die Bureaukratie immer dadurch abgewiesen, daß keine Thatsachen gegen sie in den Kampf geführt würden, eine Provocation, die man im Vertrauen auf die eingeschüchterte Censur und das schützende Injuriengesetz ohne große Besorgniß wagen konnte. Ich habe endlich gesucht, diesem Mangel an Thatsachen abzuhelfen und zu dem Zwecke eine Bitte um geeignete Mittheilungen in die Zeitungen gesetzt, habe jedoch aus den alten Provinzen gar nichts erhalten", so sind wir am wenigsten geneigt, das Wahre in Abrede zu stellen, was damit gesagt ist, aber ebenso wenig der Meinung, daß der vom Verf. eingeschlagene Weg viel habe fruchten können, theils weil in der That die Undekanntschaft der Person Viele abhalten mußte, Andern solche Mittheilungen beschwerlich und verdrießlich waren, auch deren Glaubwürdigkeit außer Anfechtung zu stellen nicht immer leicht ist, hauptsächlich aber darum, weil der Schluß vom Einzelnen aufs Allgemeine ein sehr bedenklicher und gewagter ist, wo nicht alle Umstände bekannt sind, damit alle Besonderheiten abgezogen werden und nur das Allgemeine in Betrachtung komme. Allerdings muß hierbei dem Verf. zugegeben werden, daß die Verweigerung der gerichtlichen Erkenntnisse mit ihren Gründen in Criminalsachen eine Rechtsverletzung enthält, zumal bei erfolgter Freisprechung. Aussprüche der Rechtspflege dürfen nie die Beleuchtung am hellen Tage scheuen. Es ist keine Privatangelegenheit, welche die Criminaljustiz verhandelt, sondern stets ein Gegenstand des öffentlichen Rechts, indem sie die allgemeine Rechtssicherheit sowol in passivem als activem Betrachte zu wahren und darüber abzusprechen hat, ob dieselbe durch den Angeklagten oder in der Person des Angeklagten durch dessen falsche Beschuldigung verletzt worden sei. Nur allein der Glaube an richterliche Unfehlbarkeit vermöchte die Behauptung aufzustellen, es sei genug, daß die Justiz gesprochen habe; nach den Gründen habe Niemand zu fragen. Der Glaube an Unfehlbarkeit irgend eines Menschen, einer menschlichen Anstalt oder Behörde ist inzwischen ein durchaus eitler und thörichter, dabei aber ein höchst verderblicher in Staat und Kirche; er ist die Quelle einer Menge von Anmaßungen, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, welche vor dem heller werdenden Lichte der Vernunft nicht bestehen können und vergehen werden. Schon ist im Civilprocesse die Mittheilung der Entscheidungsgründe des Geheimen Obertribunals eingeführt worden; auch aus der Criminalrechtspflege werden die ungebührlichen Heimlichkeiten verschwinden, die ihr selbst so großen Eintrag thun.

Unverkennbar hat der Verf. aus seiner Dienstzeit eine gereizte, bittere und befangene Stimmung mitgenommen, die ihn mitunter zu übereilten und ungegründeten Urtheilen verleitet, so gern wir es anerkennen, daß er sich im Allgemeinen als einen aufgeklärten und hellsehenden Kopf und als ein edles und patriotisches Gemüth erweist, der das allgemeine Beste beabsichtigt und es zu fördern beflissen ist, natürlich so wie er es versteht und absieht. Es ist daher auch im Einzelnen Mancherlei aus seiner Schrift zu lernen, sowie nicht in Abrede zu stellen ist, daß sie zeitgemäß ist. Denn unstreitig hängt der Friede und das Gedeihen vieler Länder, ja der ganze Zustand Europas davon ab, wie sehr sich das bureaukratische Element noch häufen und Raum einnehmen oder auf diejenige Wirksamkeit zurückgebracht werden wird die ihm gebührt, und zu deren Erkenntniß und Würdigung diese Schrift das Ihrige beiträgt. Allein man suche darin nicht eine erschöpfende Ergründung und Darstellung der Natur und der Wirksamkeit der Bureaukratie nach allen ihren Richtungen, noch eine Abwägung ihrer Vorzüge und Gebrechen, ihrer Vortheile und Nachtheile. Denn daß auch sie ihr Gutes hat, kann Niemand bestreiten, der an allen Dingen ihr Gutes und Schlechtes zu entdecken beflissen ist; eben in der Anerkennung und Werthschätzung ihrer Vorzüge ohne gehörigen Bedacht auf ihre Nachtheile liegt der Grund ihrer Einführung und Überhebung, sodaß gar nicht die Rede davon sein kann, sie auszurotten und ganz abzuschaffen, sondern nur allein davon, sie so zu stellen, daß man das Gute an ihr benutzt, ohne darum den Erfolg des Schlechten mit zu erfahren, das ihr anhängt. So aber hat es der Verf. nicht angesehen; er beschäftigt sich lediglich mit der Aufdeckung der Schattenseiten, läßt die Lichtseiten unbeach-

Digitized by Google

tet, und kann solchergestalt es nicht umgehen, öfter einseitig zu werden und zu weit zu gehen. Dabei deutet das Beiwort: preußische, auf dem Titelblatte nicht etwa dahin, daß eigenthümliche oder absonderliche Erscheinungen und Wahrnehmungen sich in Preußen herausgestellt haben, sondern nur, daß solche in der preußischen Verwaltung vorgekommen sind und also auch in diesem Lande sich in der Erfahrung bestätigt habe, was als eine natürliche Folge der Einrichtung selbst zu erkennen ist. Hiernach sind der Zweck und die Aufgabe der Schrift beiweitem beschränkter, als nach dem Titel zu erwarten steht, und dahin zu fassen: Welche Nachtheile und Verderben hat die Überhandnahme der Bureaukratie auch in Preußen zu Werke gebracht und woran ist dies erkennbar geworden? Daß auch in dieser Beschränkung eine geistvolle und lichte Auffassung der Thatsachen und Zustände der jüngsten Periode von außerordentlichem Belange und Nutzen sein könne, wer mag das ableugnen? Der Werth der Schrift bestimmt sich sonach durch die Schärfe der Auffassung, die Gediegenheit der Beurtheilung und die Klarheit der Darstellung.

Bevor wir jedoch hierüber Rechenschaft geben, müssen wir noch über den Schluß des Buchs ein Wort vorausschicken, der auf uns beim ersten Anblicke einen so übeln Eindruck gemacht hat, daß wir es sofort aus der Hand gelegt haben würden, wenn es nicht unsere Obliegenheit gewesen wäre, es durchzulesen, damit es nicht andern Lesern ebenso ergehe. Die letzte Seite des Buchs faßt das ganze letzte Capitel, das, so kurz es ist, doch am meisten dem Tadel bloßgegeben ist. Denn es enthält nichts als das Wort: „Tschech", mit einem ? und ! Es hat uns ungemein leid gethan, daß der Verf. seine Absicht und sich selbst auf diese Art in ein zweideutiges Licht gestellt hat. Dagegen zwar schützt denselben der frühere Inhalt seines Werks, daß man nicht den Verdacht schöpfen kann, als hege er auch nur die geringste Sympathie mit dieser Greuelthat oder wolle sie der weitern Beachtung empfohlen haben. Denn ebenso wahr als schön schreibt derselbe (S. 44):

Wie schwer ist es manchen Regierungen gegenüber, als Mann der Freiheit zugleich ein moralischer Mensch zu bleiben! Es ist schwer der äußern, noch schwerer der innern Feinde wegen. Nicht der Druck der Gewalt, nicht der Haß der Verfolgung, nicht der Hohn der feindlichen Übermacht, nicht die Noth des Lebens sind die furchtbarsten Feinde, welche dir im Kampfe um das höchste Gut der Menschheit entgegentreten; sie geben vielmehr die Bedingungen der Ehre deines Strebens ab, und es ist Dem nicht Ernst um die Freiheit, der nicht für ihre Erringung alle seine Opfer in Bereitschaft hat. Aber dein furchtbarster Feind ist die innere Gefahr, durch die Fruchtlosigkeit deiner redlichen Bestrebungen zu der Wahl unredlicher Mittel gedrängt zu werden, und über dem Streben nach dem Höchsten, was du kennst, dies Höchste zugleich durch Verletzung der Grundbedingungen in dir selbst zu untergraben. Wer, auch der redlichste Freund der Freiheit, ist nicht schon in Versuchung gekommen, die Moral zu suspendiren im Kampfe mit Gegnern, von denen er die Moral thatsächlich abschaffen gesehen hat? Wer wird seine Tugenden nicht als Fehler beseitigen lernen, wenn er sieht, daß er durch Geradheit seiner Sache schadet, durch Vertrauen sich Blößen gibt und durch Ehrlichkeit sich lächerlich macht? Was wirst du thun, wenn du ruheles dein Gehirn verzehrt und alle deine Phantasien erschöpft hast in Planen, der durch die Vernunft gebotenen, durch geschriebenes wie natürliches Recht geheiligten, durch gesetzliche Versprechen zugesicherten und dennoch durch die Gewalt hartnäckig vorenthaltenen Freiheit nur einen Fuß breit Boden von ihrem natürlichen Vaterlande zu erobern; wenn du dein Streben auf gewöhnlichem Wege als vergeblich, dein Beginnen als verpönt kennen gelernt hast; wenn du sterblicher Mensch, der nur einmal diesem Streben sich hingeben und nur in dem Lohne einer würdigen Errungenschaft die Rechtfertigung seines Daseins erblicken kann, wenn du sterblicher, für edle Freiheit glühender Mensch auf deinem Wege bis zum Kirchhofe auch nicht einen Fuß breit Boden vor dir siehst, auf den du dich hinstellen und einmal, nur ein einziges Mal, sagen kannst: Das Wort, das ich jetzt spreche, ist ein freies? Was wirst du thun, du censurgehetzter Mensch, wenn die Natur nicht den Stempel der Dulderbestimmung und Sklaverei bis in das Mark deiner Knochen dir aufgedrückt hat? Wirst du nicht ergrimmt auffahren gegen deine Dränger und in deinen Fesseln bäumend dich winden wie der Löwe in den Umschlingungen der Boa? Wird nicht deine Freiheitsliebe mit deiner Geduld und deine Geduld mit deiner Gewissenhaftigkeit davon gehen? Wird dich nicht die Sophistik versuchen und überwältigen, der allgemeinen Freiheit müssest du deinen blos persönlichen Werth zum Opfer bringen? Wirst du nicht versucht werden, die Lüge im Kampfe mit der Wahrheit durch Lüge, das Unrecht im Kampfe mit dem Rechte durch Unrecht zu überwinden, nachdem dir die Waffen des Rechts und der Wahrheit aus der Hand gerungen worden? Wirst du nicht in die bedenkliche Alternative kommen, bei deinem Streben entweder gewissenlos die Moral der Politik oder muthlos die Politik der Moral zum Opfer zu bringen, und wirst du dich nicht für das Erstere entscheiden, wie deine Gegner, wenn auch in entgegengesetzter Absicht? Wirst du nicht, indem du die Freiheit zum Ziele hast, versucht werden, den Haß zum Grundsatze, die Leidenschaft zum Mittel, und die Treulosigkeit der Feindschaft zur Führerin zu machen, und wirst du nicht auf diese Weise als glühender Freund der Freiheit nach und nach eben der Freiheit unwürdig werden?

Es muß die Lehre unserer Zeit werden, daß keine Sittlichkeit möglich ist ohne Freiheit, daß die Freiheit, die äußere wie die innere, die Sittlichkeit selbst, daß Freiheit und Sittlichkeit ein zusammenfallender Begriff, daß Alles, was gegen die Freiheit, auch gegen die Sittlichkeit, daß jeder Gegner der Freiheit kurzweg schlecht ist, daß Reaction und Despotismus, in welcher Gestalt sie auch auftreten, nichts weiter sind als Abscheulichkeiten. Die wahre Freiheit, als Inbegriff aller zuständigen Rechte, als Rechtsachtung und somit Aller Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung, ist nothwendig auch der Inbegriff aller Sittlichkeit; der Despotismus dagegen als Inbegriff aller Rechtsberaubung, aller Willkür und Unumschränktheit ist nothwendig auch der Inbegriff aller Unsittlichkeit. Der sittliche Maßstab also ist es, den wir an die Handlungen und an das System der Freiheitsfreunde und Freiheitsfeinde legen müssen, und der Proceß bleibt nicht lange unentschieden, wenn wir selbst mit Ehrenhaftigkeit und Festigkeit ausgestattet uns würdig zeigen, das Tribunal zu bilden. Die einfachen Regeln des gesunden Menschenverstandes und der Sittlichkeit sind es, auf welche zuletzt Alles hinauskommt und welche man nur zu berühren braucht, um zu überzeugen. Unfreiheit und Sittlichkeit vertragen sich schon deshalb nicht miteinander, weil Derjenige, welcher über Andere Unfreiheit verhängt, dazu keine sittlichen Mittel gebrauchen, und weil Derjenige, welcher sich darein fügt, darin keine sittliche Kraft bewahren und bewähren kann.

S. 204 setzt der Verf. hinzu:

Die allgemeinen Menschenrechte unter das allgemeine, von der Vernunft dictirte Gesetz zu bringen und durch das Gesetz sicherzustellen, das ist das Endziel der freien Gesinnung; die allgemeinen Menschenrechte in besondere umzuwandeln und

Digitized by Google

durch Gewalt und andere schlechte Mittel zum Vortheil einer geringen Anzahl Menschen ausbeuten zu lassen, das ist theils das Endziel, theils die Sünde der unfreien Gesinnung. Bei einer ausgebildeten, das ist durch Intelligenz geleiteten Gesinnung fallen die politischen Begriffe frei und unfrei ganz unter die moralischen von gut und bös. Wer als einsichtiger Mann wirklich freisinnig ist, der muß auch nothwendig gut sein, und es kann Der unmöglich gut sein, der nicht freisinnig ist und weiß, was er damit will.

In diesem Auszuge, der zugleich eine Probe der Darstellung des Verf. ist und die Grundlage seines politischen Glaubensbekenntnisses, legt sich eine Gesinnung an den Tag, welche ein Unternehmen wie das des am Ende des Buchs genannten Mannes nur mit Kummer und Abscheu erwähnen kann. Es darf deshalb das beigesetzte Fragzeichen nicht anders verstanden werden als: ist etwa auch dieser Mann durch bureaukratischen Druck zu seinem verruchten Entschlusse vermocht worden? und das Ausrufungszeichen für nichts Anderes genommen werden als für ein Warnungszeichen, wenn es so wäre. Allein es ist erwiesen, daß in diesem Falle die Bureaukratie ganz außer Einfluß geblieben ist und es war daher kein zureichender Anlaß, das Andenken an etwas aufzufrischen, woran am besten gar nicht mehr zu denken ist, am wenigsten in der beliebten Weise, die einer Misdeutung so vielen Spielraum gibt und worüber sich unumwunden auszudrücken eine Pflicht ist, wenn man freiwillig davon zu reden unternimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft und Flucht. Denkwürdigkeiten des Grafen Narciß Olizar. Mit einem Anhange: Bemerkungen über die Insurrection in Volhynien. Zwei Bände. Leipzig, Michelsen. 1845. 8. 2 Thlr.

Der Graf Olizar wurde bald nach Warschaus Fall im Sept. 1831 von den Russen gefangen genommen, als er im Begriff war, über die preußische Grenze zu gehen. Als Haupt des volhynischen Aufstandes vor eine Commission gestellt, wurde er in erster Instanz freigesprochen; dies Erkenntniß wurde jedoch nicht bestätigt; es erging vielmehr aus Petersburg der Befehl, den Grafen Olizar einem Kriegsgericht zu überliefern, ein summarisches Scheinverfahren einzuleiten und ihn drei Tage später zum Galgen zu verurtheilen. Das Concept zum Todesurtheile hatte man schon vor dem Anfange des Processes abgefaßt. Indeß fand er glücklicherweise Gelegenheit, zu entfliehen und nach Paris zu gelangen, wo er sich jetzt befindet. Seine Gefangenschaft enthält keine besonders spannenden Momente; über seine Flucht, deren geheime Hülfsmittel er aus löblicher Discretion verschweigt, erfährt der Leser nur wenig. Wichtige Aufklärungen über das russische Treiben und den Untergang der polnischen Nationalität werden ebenfalls nicht dargeboten. Mithin kann dieses Buch keine solche Theilnahme erregen wie die Leidensgeschichte vieler andern Staatsgefangenen; es läßt sich den Mittheilungen eines Niemcewicz, Frignani oder Pellico nicht an die Seite stellen.

Dagegen liefert der Anfang über die Insurrection in Volhynien einen beachtungswerthen Beitrag zue Specialgeschichte der polnischen Revolution. Die Charakteristik der einzelnen Volksclassen in Volhynien dürfte mehr oder minder auf ganz Polen Anwendung finden; man ersieht daraus deutlich, welche Stellung diese Classen bei dem Aufstande eingenommen haben und dereinst noch einmal einnehmen würden, wenn der Wiederausbruch der Revolution denkbar wäre.

Der Verf. unterscheidet folgende Kategorien: 1) die Magnaten, 2) den kleinen Adel (Drobna szlachta), 3) die Bauern, 4) die Priester, 5) die Juden. Jeden reichen Edelmann, dessen Name in der Geschichte des Landes einigermaßen bekannt ist, nennt man Magnat. Die erst in neuerer Zeit reich gewordenen Familien gehören nicht eigentlich in diese Classe, aber da es für sie keine besondere gibt, so hat man sich dahin verständigt, sie zur ersten zu rechnen. Die Namen Czartoryiski, Radziwill, Sanguszko, Potocki, und viele Andere, die sich während des Kampfes ehrenwerth gezeigt haben, beweisen zur Genüge, daß Liebe zum Vaterlande bei den Magnaten nicht fehlt. Aber um ihre Neigung zu einer Insurrection zu beurtheilen, muß man ihre individuelle Lage in Erwägung ziehen. Sie sind nicht unglücklich; wenn sie unter der Bedrückung des Landes leiden, so ist das weniger um ihrer selbst, als um ihrer Mitbürger willen, denn persönlich entgehen sie dem Drucke. Da es ihnen nicht an Geld fehlt, und unter der russischen Regierung Geld Alles ist, so sichern ihnen einige mit Umsicht vertheilte Summen fast unbegrenzte Freiheit. In einem Lande ohne Gesetze, wo unzählige sich widersprechende Ukase tausend Mittel darbieten, jedem Dinge das Ansehen zu geben, das man verlangt, hängt Alles von dem bösen oder guten Willen der Beamten ab, und da ihr Wohlwollen eine Waare ist, kann ein Magnat es immer erkaufen. Es wäre schwer, sich eine noch so strafbare Handlung zu erdenken, von deren Folgen ein reicher Mann in Rußland sich nicht ohne viele Mühe loskaufen kann, falls man in derselben nicht ein Tendenz bemerkt, diesen den Beamten so günstigen Zustand der Dinge zu verändern; denn darin würden sie eine flagrante Feindseligkeit gegen sich selbst erblicken, ein tödtliches Attentat auf ihre einträgliche Industrie und die nach ihrer Ansicht von ihrem Amte unzertrennlichen Privilegien. Der Diebstahl, d. h. der Ertrag dieser unerlaubten Geschäfte, ist für sie das erste ihrer Privilegien. Eine Handlung also, welche dergleichen Befürchtungen in ihnen erwirkte, wäre ein unverzeihliches Verbrechen, besonders wenn ihre Urheber Magnaten wären, denn da diese Classe das meiste Vermögen und Ansehen besitzt, würde sie ernsthaftere Besorgnisse einflößen als jede andere. Hieraus folgt ganz natürlich, daß die Magnaten bei einem Umsturze der Dinge Gefahr laufen, große Vortheile zu verlieren, daß sie sich also auf ein revolutionnaires Unternehmen, ohne eine gewisse Bürgschaft für den Erfolg, nicht leicht einlassen würden.

Der kleine Adel nimmt in Polen ungefähr dieselbe Stelle ein wie der dritte Stand in Frankreich. Er besteht aus Personen, welche kleinen Grundbesitz haben, den reichen Adeligen dienen, Dörfer und Güter pachten. Unter der ehemaligen polnischen Regierung gab ihr Titel als Edelleute ihnen politische Rechte, welche heute nicht mehr respectirt werden. Einige haben dieselben noch genossen, Andere kennen sie nur durch Überlieferung, und sie sind überzeugt, daß die Wiederherstellung Polens ihnen zur Wiedererlangung der Vortheile verhelfen würde, welche die fremde Unterjochung ihnen genommen hat. Da sie weniger beobachtet werden, weniger zu verlieren und mehr zu gewinnen haben, so mußten sie zu revolutionnairen Bestrebungen mehr aufgelegt sein als die Magnaten. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß man unter ihnen die ganze Glut eines reinen Patriotismus findet und daß sie stets bereit sind, sich der nationalen Sache zu weihen, ohne gerade an die oben bezeichneten Rücksichten zu denken.

Über die Bauern sagt der Verf.: „Sie fliehen Polen, die Greise erzählen gern an langen Abenden, wie vormals ihr Zustand war, und die jetzige Generation, welche einer barbarischen Rekrutirung unterworfen ist, von Abgaben erdrückt, von öffentlichen Bauten und Arbeiten überladen wird, möchte gern Polen sich wieder erheben sehen, um dieses frühern Zustandes, der im Vergleich mit ihrer jetzigen Lage milde genannt werden konnte, wieder theilhaftig zu werden. Man würde sich indeß irren, wenn man glaubte, daß sie sich in Masse auf einen einfachen Aufruf im Namen des Vaterlands erheben wür-

Digitized by Google

den. Die lange und harte Knechtschaft, welche Rußland ihnen auferlegt, hat sie verdummt, hat sie zu schüchtern gemacht; um freiwillig zu handeln, hat ihr Wille nicht mehr Schwungkraft genug."

Die katholischen Priester sind im Allgemeinen gute Polen; aber die russische Polizei überwacht sie zu strenge, als daß sie daran denken könnten, den Aufstand zu predigen.

Was die russischen Popen betrifft, so sind sie die natürlichen Feinde einer Wiedererhebung Polens. Im Allgemeinen höchst unwissend, dem Trunk ergeben, ohne Mitleid ihre Gebühren von den Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen, der Beichte u. s. w. einfodernd, ein Art von Steuer, welche die Regierung auf die Bauern überweist, sind sie weder geliebt noch geachtet; selbst wenn sie nützen wollten, würden sie dies sehr wenig im Stande sein; aber sie können schaden und der Wille dazu fehlt ihnen nicht. Erstens haben sie wie alle russischen Beamten die Verpflichtung zu spioniren; ferner wissen sie, daß eine fremde Gewalt sie dem Lande aufgedrungen hat, daß sie in demselben kein Ansehen genießen und sind überzeugt, daß die Polen, wenn sie frei geworden sind, sie ohne Erbarmen fortjagen würden. Da übrigens ihre Unfähigkeit, die sie fühlen müssen und die Foderungen der Gewalt, welche ihnen bekannt sind, ihnen kein anderes Mittel übrig lassen, ihre Stellen zu behalten, als Angeberei und Spionage, so ermangeln sie nicht, den Behörden Alles zuzutragen und zu melden, was ihnen von der Art erscheint, daß es der Regierung Argwohn einflößen könnte.

Hinsichtlich der Juden spricht sich der Verf. folgendermaßen aus: „Die Juden haben sich sehr über den jetzigen Kaiser zu beklagen. Sonst zahlten sie eine Steuer, statt Rekruten zu liefern. Er war es, der sie der Conscription unterworfen hat; den Befehlen dieses neuen Herodes gemäß, werden die Kinder im Alter von 8—12 Jahren dem mütterlichen Busen entrissen. Dennoch sind die Juden von ganzem Herzen Russen. Da sie nur von mehr oder minder unerlaubten oder unmoralischen Speculationen leben, so halten sie sehr viel auf die Vortheile, welche ihnen das systematische, von der Regierung organisirte Spioniren darbietet. Sie betrachten die Bestechlichkeit der Beamten wie ihre Vorsehung, da dieselben den Gewinn beim Schmuggeln und die Einkünfte ihrer Erpressungen theilen und ihnen eine bequeme Straflosigkeit sichern. Sie halten es für unnütz, sich mit einer Gesellschaft zu vermischen, die sie zurückstößt, sie erblicken in derselben nur eine auszubeutende Mine, und da sie kein Vaterland haben, adoptiren sie das, dessen Laster ihnen die meisten nichtswürdigen, aber einträglichen Chancen darbieten."

Faßt man die Beschaffenheit dieser einzelnen Classen der polnischen Bevölkerung ins Auge, erwägt man die eiserne Consequenz der Russificirung dieses unglücklichen Landes und die Verhältnisse der übrigen europäischen Staaten, so stellt sich nur zu sehr die traurige Gewißheit heraus, daß Polen für immer untergegangen ist. 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Handbücher der Universalgeschichte.

Man thut den Franzosen ein schweres Unrecht an, wenn man sie launenhaft, veränderungslustig und neuerungssüchtig nennt. Nirgend zeigt sich vielmehr größere Beharrlichkeit und Stätigkeit als in der Anhänglichkeit, welche man in Frankreich für die Handbücher aller Art und besonders für diejenigen an den Tag legt, welche auf die Geschichte Bezug haben. Vergeblich ist alles Predigen, daß dieselben veraltet und hinter den Fortschritten der Wissenschaften, die im mächtigen Umschwunge begriffen sind, zurückgeblieben wären. Die Pietät, welche man für sie empfindet, hat sich einmal vom Vater auf den Sohn vererbt und dafür, daß sie noch gelesen werden, zeugen immer neue Auflagen, welche fortwährend nöthig werden. So ist Anquétil's seichte und oberflächliche Darstellung der französischen Geschichte, so unhaltbar sie neuern Forschungen gegenüber auch ist, noch immer im Gebrauch, und vergebens bemühen sich Geschichtschreiber, welche auf der Höhe der Zeit stehen, diese Schrift durch gehaltreichere Werke aus den Händen des Publicums zu verdrängen. Erklärlicher ist es, daß Ségur's Weltgeschichte, die trotz aller Mängel noch brauchbar ist, noch immer ihr zahlreiches Publicum hat, welches daraus seine geschichtliche Bildung schöpft; aber ganz unbegreiflich ist es, wie selbst Millot, dessen Werk, als charakteristisch für die Zeit, in der es geschrieben ist, für den Kundigen immerhin ein gewisses Interesse bieten mag, selbst in größern Kreisen noch gelesen werden mag. Aber es zeigt sich hier wieder recht deutlich, wie es eigentlich nur dem Zufall anheimgestellt ist, ob ein Werk einschlägt und eine große Verbreitung findet. Was hilft es, daß ein Gelehrter seine Wissenschaft dem Publicum mundgerecht macht, wenn dasselbe einmal auf eine bestimmte Speise versessen ist? Von alle den übrigen umfassendern Geschichtswerken, welche außer den obigen auf ein größeres Publicum berechnet waren, hat, wie es uns dünkt, nur die Darstellung Burette's noch wirklichen Anklang gefunden. Wenn sich dieses Werk auch, weder was Tiefe der Auffassung noch Gründlichkeit der zu Grunde liegenden Forschungen betrifft, über die Linie erhebt, auf der die meisten Handbücher gewöhnlichen Schlages stehen, so ist wegen mancher ganz beachtenswerther Vorzüge die vorzügliche Beachtung, welche ihm das Publicum geschenkt hat, nicht eben ein Misgriff zu nennen. Vor kurzem ist nun für dieses Buch eine Concurrenz in dem Abriß der allgemeinen Geschichte von Savagner („Abrégé de l'histoire universelle") erstanden. Dieses Werk hat sich gleich von seinem ersten Erscheinen an einen Kreis von Lesern gebildet. Vor kurzem ist der sechste Band davon erschienen, welcher den inhaltreichen zwischen den Jahren 1648—1783 gelegenen Zeitraum auf eine im Ganzen nicht unbefriedigende Weise behandelt. Die Zusammenstellung der Thatsachen ist im Allgemeinen zu loben, und wenn man in dieser Beziehung Einwürfe machen wollte, so ließe sich vom Standpunkt des Verf. aus erwidern, daß über das Zuviel und Zuwenig bei historischen Handbüchern niemals die Stimmen aller Kritiker in Einklang kommen werden.

Zur Geschichte Corsicas.

Wir haben schon manche interessante Darstellung aus dem Orient und besonders über die Verhältnisse Griechenlands aus der Feder eines gewissen Stephanopoli erhalten. Derselbe ist Grieche von Geburt und bekleidete einige Zeit die Stelle eines Secretairs bei der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel. Jetzt benutzt er seine Muße zur Verarbeitung der Beobachtungen und Studien, zu denen ihm der Orient Anregung gegeben hat. In seiner letzten Schrift verfolgt er die Colonistenzüge, welche von Griechenland ausgingen, und deren verschiedene Corsika zum Ziel hatten. Dieselbe führt den Titel: „Histoire de la colonie laconienne établie en Corse depuis 1676." Wir erhalten in diesem Werkchen zum Theil interessante Zusätze zu dem wichtigen umfassenden Werke von Raoul-Rochette über die griechischen Colonien und zu ähnlichen Darstellungen.

Sammlung geistlicher Reden.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, in d. Bl. die unglaubliche Thätigkeit und den außerordentlichen Sammlerfleiß des Abbé Migne zu erwähnen. Unter den verschiedenen Sammelwerken, welche unter seiner umsichtigen Leitung erscheinen und die sich fast auf alle Zweige der katholischen Gelehrsamkeit erstrecken, verdient seine Zusammenstellung der wichtigen geistlichen Redner („Collection intégrale des orateurs") eine besondere Erwähnung, welche ihm, wenn wir nicht irren, bis jetzt in den Spalten dieser Zeitschrift noch nicht zu Theil geworden ist. Von dieser umfassenden Sammlung ist vor kurzem der dreizehnte Band erschienen, mit dem das Ganze noch lange nicht zum Abschluß gekommen ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 253. — 10. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Nachdem wir durch das Bisherige den richtigen Standpunkt ausfindig gemacht haben, von welchem aus das vorliegende Buch zu betrachten und zu würdigen ist, wird die positive Darlegung seines Inhalts in den Hauptzügen einen unaufgehaltenen Fortgang haben können. Das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste die schlimmen Wirkungen der Bureaukratie auf die Gesammtheit des Staatszustandes und seines Bestandes, und demnächst nach beiden Seiten hin im Verhältnisse zum Regenten und zum Volke zeigt; das zweite beschäftigt sich mit den nachtheiligen Einwirkungen auf die ganze Stellung der Beamten auf ihren verschiedenen Stufen untereinander; endlich der letzte führt Thatsachen zu Belegen für früher geäußerte Behauptungen oder Ansichten an.

Daß die Bureaukratie in Preußen von 1809 ab mit raschen Schritten sich fortgesetzt und ausgedehnt habe, davon geht der Verf. als von einer ausgemachten Thatsache aus und kann es füglich, da er sich deshalb auf das laute Zeugniß zweier Männer berufen durfte, denen weder Unkenntniß noch Unredlichkeit vorzuwerfen Jemandem in den Sinn kommen kann, der Staatsminister v. Stein und v. Schön, denen andere gewichtige Männer sattsam zur Seite stehen. Insonderheit liefern die von Grävell zweimal veröffentlichten Actenstücke ein Bild des ganz im Stillen beginnenden und jenem selbst anfangs nicht bemerkbar gewordenen Kampfes zwischen der Collegialität und der Bureaukratie, sowie der allmäligen Überwältigung der erstern durch die letztere, sodaß Viele, die darin den Geist der dargelegten Erscheinungen nicht zu fassen verstanden, nicht begriffen haben, was damit hat dargethan werden sollen. Wer aber die Auflösung des frühern Generaldirectoriums, die gänzliche Sonderung der Ministerialdepartements und deren Gestaltung, die Anstellung der Provinzialsteuerdirectoren und der Oberregierungsräthe und die Erhebung der Präsidenten zu Chefpräsidenten der Landescollegien, und die ganz veränderte Stellung der Landräthe und Obersteuerinspectoren mit der Vergangenheit vergleicht, dem kann nicht verborgen bleiben, woher dies Alles gekommen ist und wohinaus es geht. Oft offenbart sich der ganze Geist eines Dinges oder Zustandes in sehr geringfügig scheinendrn Äußerungen, wie z. B. dies die Veränderung der Benennung der Ministerien in die der Minister ist. Der Justizminister entspricht dem Geiste der Bureaukratie viel mehr als das Justizministerium.

Ehe wir indessen weiter gehen, möchte es vor allen Dingen wol rathsam sein, auszumachen, was der Verf. unter Bureaukratie versteht und was darunter zu verstehen ist. Der Verf. meint (S. 13), dieses Wort gehöre zu den Verrufswörtern, die wir, ähnlich wie Despotismus, Canaille u. s. w., in unserer Muttersprache gar nicht wiedergeben können, der es mehr als uns selbst zur Ehre gereiche, wenn wir vom Auslande gar so schlimme Dinge übernehmen, daß wir sie nicht einmal auf Deutsch zu benennen wissen. Natürlich sei unter dem Ausdrucke nicht blos die Form sondern das Wesen, nicht die äußere Gestaltung sondern der Geist zu verstehen, wie man es darunter zu begreifen sich allgemein gewöhnt habe. Hiernach bedeute derselbe das Zuviel der Beamten und ihrer Wirksamkeit, das Misbräuchliche und Schlechte der Beamten- und Bureauherrschaft. Uns scheint diese Beschreibung jedoch eine sehr unbestimmte und fehlerhafte Erklärung, jedoch das deutsche Wort: Beamtenherrschaft, durchaus dem Sinne entsprechend zu sein. Denn Bureau bedeutet eine örtliche Einrichtung zu einem Geschäftsbetriebe, insonderheit zu einem gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe unter einer Leitung oder Aufsicht, der sich gefügt werden muß, und in der engsten Bedeutung, wie in kaufmännischen Bureaux, wo Einer der Anordnende und allein Verfügende, alle Übrigen nur seine Gehülfen und Werkzeuge sind. Bureaumäßig arbeiten, verwalten, amtiren will also besagen, daß es in dieser Weise und in dem Geiste geschehe, welcher sich diese Einrichtung zu seinem Zwecke also gebildet hat; Bureaukratie folglich bezeichnet die Herrschaft dieses Geistes und dieser Form in der Beamtenstellung und dem Gebrauche der Amtsgewalt, das Aufgehen und Übertragen derselben auf die Person der Beamten in ihrer Unterordnung, die gegliederte Beamtenmacht. Ihr gegenüber steht die Amtsverwaltung, derjenige Zustand der öffentlichen Geschäftsführung, in welchem die Beamten nur als die Werkzeuge der ihnen aufgetragenen Amtsgewalt ihre Verrichtungen besorgen, wo deren Personen

Digitized by Google

und Handlungen von dem Amte und dessen Wirksamkeit genau unterschieden werden, sodaß diese lediglich in der Sphäre der dafür bestehenden Anweisung sich halten muß und, was sie überschreitet, nicht mehr als öffentliche Handlung angesehen wird, innerhalb derselben aber auch keine Zunöthigung und Bestimmung von anderwärts her statt hat, und solchergestalt die Verantwortlichkeit eines jeden einzelnen Beamten für sein ganzes Gebaren genau festgestellt, aber auch ihm selbst anvertraut ist. Dort wird das Amt ein Zubehör und Besitzthum des Beamten, hier bleibt der letztere das Mittel zur Ausrichtung Dessen, wozu das Amt besteht; dort wird der Bürger und Unterthan zum Objecte der Rührigkeit des Beamtenstandes, hier bleibt er das Subject derselben, weil das Volk in seiner Gesammtheit der Herr und Machtgeber, die sämmtlichen Beamten als dessen Beauftragte und Diener dastehen. Demgemäß erklärte der Minister v. Stein in seinem berühmten Testamente: „Das ist das Gebrechen des theuern Vaterlandes: Beamtengewalt und Nichtigkeit seiner Bürger!“ Unfehlbar muß die Würde, die Geltung und der Rechtszustand der Bürger in eben dem Maße abnehmen und verfallen, als die Macht des Beamtenstandes zunimmt. Keinen größern Beleg für diesen unumstößlichen Satz kann man ausfindig machen, als ihn die Geschichte aller germanischen Völker liefert, besonders in Deutschland selbst. Nicht nur beweist die Steigerung der Macht und des Gebots der Vormünder im Lehnrechte und der Schutz- und Schirmvögte in der Kirchen- und Rechtsgeschichte, wie jede einmal ins Leben eingeführte Gewalt sich selbst zum Zwecke ihrer Thätigkeit macht und über den Schützling hergeht, dem sie nicht unausweichliche Rechenschaft zu geben hat, sondern ganz Deutschland hat seit 2000 Jahren nur in seinem öffentlichen Leben das Erlebniß ausgebildet, daß die freien Mannen, die sich zur Bewahrung des Friedens einander verbürgten, verschwunden sind und dazusein aufgehört haben, daß die von ihnen eingesetzten Beamten zunächst zu erblichen Besitzern ihrer Würden, später zu Landesherren, endlich zu ihren souverainen Herren geworden sind, schon vorher aber das Ansehen ihres Oberhauptes zu einem solchen Schattenbilde gemacht hatten, daß derselbe sich genöthigt gesehen hat, die ihm beschwerlich fallende Krone wegzuwerfen. Denselben Erfolg muß in der Dauer jede Genossenschaft unumgänglich erleben und erfahren, in der sich deren Beamten aussondern und einen auf sie beschränkten Organismus ausbilden können, welcher nicht organisch unter der Lebensthätigkeit der Gesammtheit gehalten und durch sie beaufsichtigt wird. Das Erste ist immer die Abschließung, die stufenweise Unterordnung und die Bemächtigung der Amtsbefugnisse unter dem Titel eines Ansehens, welches der Gesammtheit nicht gebührt und über welchem der ursprüngliche Ausfluß aus dieser in Vergessenheit gebracht wird. Der Zweck der Genossenschaft ist hierbei ziemlich gleichgültig; sei er ein religiöser oder politischer, immer ist der Gang dieser Ausbildung der nämliche. Die Hierarchie in der Kirche ist ein Vorbild Dessen, was die Bureaukratie zu thun und zu leisten noch im Ausbilden begriffen ist. Darin sieht der Verf. ganz richtig; er hätte nur noch warnend bemerken sollen, daß, wie die Jesuiten das rüstigste Werkzeug zur Aufrechthaltung des Papstthums abgegeben haben, sie, in sich zu einer besondern Hierarchie ausgebildet, dessen gefährlichste Feinde zu werden sich anschickten. So wird nothwendig jeder Theil der Bureaukratie, je vollkommener er dem Geiste derselben entspricht, auf die Beraubung des Ansehens und der Macht Dessen hinarbeiten, dem zu dienen er vorgibt, und dem er eine Zeit lang, bis das Spiel zu Ende ist, wol noch den Glanz der äußern Schale beläßt, deren Kern er längst sich zugeeignet hat. Die Geschichte offenbart, wie so Vieles, auch dies; aber was lehrt sie nicht, was aus ihr zu lernen verabsäumt wird! Je mehr die Bureaukratie zu einem tauglichen und brauchbaren Mittel der Übung unbeschränkten Willens und der absoluten Gewalt sich gestaltet, desto zuverlässiger überwächst sie eben dadürch die Souverainetät, indem sie dieselbe von der Kraft der Gesammtheit trennt und sich dazwischen schiebt, es dahin bringend, daß sie das Oberhaupt des Staats in seinem Serail mit göttlichen Ehren und den schwelgendsten Genüssen umgibt, außer demselben aber in seinem Namen schaltet und waltet, das Volk aussaugt und die Majestät ausplündert. Freilich ist dies erst das Ende des Liedes; doch muß von der ersten Strophe an Alles darauf hinauslaufen, wenn es inneres Leben, also auch einen nothwendigen Verlauf hat.“

Daß in Preußen das Stück noch lange nicht am Ende, sondern erst, obgleich mit sehr raschem Vorschritte, in der Anlegung des Plans begriffen sei, sagt der Verf. zwar nicht ausdrücklich, aber es folgt aus seiner Geschichtsdarstellung von selbst. Er geht dabei davon aus, daß man 1806 die Erfahrung gemacht hatte, wie wenig Kraft, Widerstand und Dauer eine Staatseinrichtung biete, in der alle Zweige der Verwaltung musterhaft geformt, im Gange erhalten und zusammengefügt waren, wie man allgemein dafürhielt; und daß, sobald man sich so weit von der ersten Bestürzung erholt hatte, die Einsicht kam, nicht blos die Fortdauer, und noch mehr die Wiederherstellung des Staats könne nicht ohne eine gänzliche Umgestaltung der innern Verhältnisse im Lande und dessen Verwaltung zur kräftigen Entwickelung aller dazu im ganzen Volke vorhandenen Mittel, zur Erweckung eines Gemeinsinns und zur Herstellung einer Einmüthigkeit gehofft, noch weniger unternommen werden, sodaß dadurch alle Trennungen zwischen den verschiedenen Bestandtheilen des Volks ebenso wohl, als zwischen seinen und den Bestrebungen der Regierung vermieden und ausgeschlossen würden. Die Gelegenheit zur Erprobung dieser mächtigen Veränderung, durch welche die Staatsverwaltung aus einer Maschinerie in einen lebendigen Organismus überzugehen begonnen hatte, kam bald und zeigte einen glänzenden Erfolg, zum Theil jedoch nicht allein dadurch hervorgebracht, sondern auch durch die Nothwendigkeit, für denselben Alles aufzubieten, weil Alles auf dem Spiele stand. „Man hatte sich von dem

Digitized by Google

willenlosen Gehorsame der Unterthanen an die Bethätigung des freien Willens der Bürger gewendet" (S. 38). Anstatt 1806 dem Volke zu sagen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", hieß es nun: Das Volk erhebe sich und Jeder thue, was er vermag, für den gemeinschaftlichen Zweck und gemäß der Leitung der Regierung! Nie hat der Ruhm des preußischen Volks so glanzvoll gestrahlt als in dieser Zeit seiner wunderbaren Erhebung. Sein König erkannte nicht nur, was es gethan und was es vornehmlich dadurch für ihn erkämpft hatte, sondern er konnte sich auch der Überzeugung nicht erwehren, daß ein solcher Erfolg nur durch das innige Einverständniß und das Wechselleben zwischen dem Volke und der Regierung zu ermöglichen gewesen war. Die weitere Ausbildung und Regelung eben dieses heilbringenden Zustandes, die zweckmäßige Gestaltung der Landesverfassung mußte ihm und den meisten Fürsten Deutschlands sich folglich als eine Nothwendigkeit aufdrängen, und sie wurde auf dem Congresse zu Wien als eine solche anerkannt. Da erhoben sich zunächst einige auf ihre junge Souverainetät Eifersüchtige gegen die Form und den Umfang dieser Zusage, und deren Widerspruch erwirkte so viel, daß sie in die Bundesacte nur ganz nackend, dennoch aber ununwunden aufgenommen wurde, wogegen der König von Preußen seine Dankbarkeit in einer Verheißung beurkundete, welche schon die materielle Grundlage Dessen in sich enthielt, was nicht vorzuenthalten ihm die Staatsweisheit anrieth. Doch mußte die Ausführung bis nach der Beendigung des neuen Kriegs gegen den gemeinschaftlichen Feind verschoben werden, und dieser Verzug ist dann weitere Veranlassung geworden, sie weiter aufzuhalten, indem im Innern alle Diejenigen, welche aus theoretischen Ansichten oder in Betreff ihrer Standesvorzüge Gefahren aus der verheißenen Einrichtung besorgten, ihre Hülfe und Beistand den äußern Widersachern derselben darboten. Vermöge dieses Hergangs der Dinge ist es geschehen, „daß das preußische Volk durch eine Regierungshandlung selbst seinem Regenten als ein moralischer Gläubiger gegenübergestellt worden ist, und daß sie die Gefahr der Mahnung nicht zu entfernen vermag, zu welchen Mitteln sie deshalb greife (S. 60). Eine solche Stellung muß für sie eine höchst peinliche und bedenkliche sein, was allein schon ein überwiegender Grund alle sonstigen Gründe niederschlägt, welche gegen die Einführung einer allgemeinen Staatsverfassung aufgebracht werden mögen." Was Recht und Klugheit erheischen, wird trotz alles Widerstrebens in der Zeit reifen, „aber auf dem Felde friedlicher und normaler Entwickelung; gewaltsame Durchsetzung und Umsturz wird kein Freund der Freiheit um der Freiheit willen beabsichtigen. Revolutionen herbeizuführen bleibt der Reaction überlassen" (S. 88); es ist solches die Frucht der verkehrten Versuche und Bemühungen, die Zeit umkehren zu wollen und zu unterdrücken, womit sie schwanger geht. Oft und meistens aber dient sie nur dazu, schneller zu Tage zu fördern, was ohne den Reiz ihres Drucks und die Anstrengung zu seiner Abwendung, langsamer, öfter eben darum auch vollständiger, sich ausgebildet haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Züge zur ergänzenden Charakteristik George Canning's.

Der englische Minister Pitt besaß vor Allem die seltene Gabe, die Talente jedes fähigen Kopfes herauszufinden und zu benutzen; er hatte sich mit einer Menge vielversprechender junger Männer umringt und jedem seinen besondern Wirkungskreis angewiesen. Unter diesen jungen Männern glänzte neben Castlereagh George Canning, die, so fähig und geschmeidig sie sich unter Pitt's Einfluß zeigten, dennoch einander wesentlich entgegengesetzt und selbst ziemlich eifersüchtig aufeinander waren.

Canning war spottsüchtig, sich zu classischer Declamation neigend und als Redner gar zu sehr nach Beifall haschend, sowie denn auch die Mehrzahl in ihm nur einen geistreichen Redner sah. Canning war ein Mann der Worte, war ein wenig Komödiant, ohne feste Haltung, aber mit einer ungemeinen Leichtigkeit begabt, augenblicklich das Rechte zu finden. Castlereagh hätte für seine Partei, für seine Meinung, die er niemals aufgab, sein Leben geopfert; Canning, ein Renegat seiner Partei, erzwang alles durch Geist und strahlte vor Freude über jeden Rednertriumph, selbst wenn er sein Cabinet dadurch preisgeben sollte.

Nach Pitt's Tode erhielten Fox und Grenville, d. h. die Häupter der Whigpartei, das Cabinet. Canning und Castlereagh waren die schlimmsten Gegner des Fox'schen Cabinets. Aber obgleich Beide nach demselben Ziele strebten, liebten sie sich nicht, weil sie an Talent, Charakter und Geist so ungleich waren. Inzwischen griffen Beide die Verwaltung an, Castlereagh mit Gründen und mit Waffen traditionneller Macht, welche die Tories fesselten; Canning mehr mit Satire und Spott. Das Ende vom Lied war aber, daß Fox das Cabinet verlassen mußte. Austerlitz hatte das Ministerium Fox geschaffen, der Aufstand Preußens führte den Fall der Whigs herbei, und so kam es, daß Lord Portland, von der Partei der gemäßigten Tories, die kritische Leitung der Staatsangelegenheiten Großbritanniens übernahm. Unter ihm erhielt Castlereagh das ihm durchaus geläufige Departement des Kriegs; Canning als einem treuen Schüler Pitt's und Erben seiner Grundsätze wurden die auswärtigen Angelegenheiten übergeben.

Lord Portland, der die neue Verbindung Castlereagh's mit dem Herzoge von Wellington benutzte, gab Castlereagh eine Art von Übergewicht über die Torypartei. Von dieser Zeit an sah sich die Eitelkeit Canning's tief verletzt, um so mehr strebte er nach der Herrschaft. Weil er in seinen politischen Reden einige auf den Universitäten Oxford und Cambridge erlernte classische Verse mit Glück anbringen konnte, glaubte er sich zu einer höhern Stelle berufen als diejenige des Lord Castlereagh war, der nur eine langsame und schwerfällige Rede führte. Seine Eifersucht gegen Letztern nahm zu in Folge der glänzenden Expedition gegen Kopenhagen, wobei dieser ein bedeutendes Talent als Kriegsminister entfaltet hatte, denn er hatte die dänische Flotte England zu Gebote gemacht. Canning wurde wider seinen Cabinetscollegen, dessen Ruhm den seinigen überstrahlte, immer eifersüchtiger, sodaß bald nachher seine geheime Feindschaft wider Castlereagh in lichten Flammen ausbrach. Als Castlereagh zur Zerstörung des Arsenals und der Flotten von Antwerpen in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ungeheure Vorbereitungen zu der Expedition von Walcheren machte, da glaubte nun Canning, der Zeitpunkt sei gekommen, um einen Verrath an seinem Vaterland wie an seinem Collegen zu begehen. Es ist Thatsache, daß Canning den französischen Minister Fouché von den Planen

Digitized by Google

Castlereagh's in Kenntniß setzte, und ebenso unwiderleglich ist es, daß Canning es war, der den Lord Portland veranlaßte, sich des Lords Castlereagh als eines zu harten und unbeugsamen Kopfs, der ganz unfähig sei, das Departement des Krieges zu leiten, oder auch nur eine Debatte zu lenken und zu verfechten, ganz zu entledigen. Canning wollte im Parlament die Partei der Tories beherrschen und Lord Castlereagh stand diesem seinen ehrgeizigen Plane im Wege.

Die Expedition von Walcheren mislang. Gegen Castlereagh, von den Whigs als unfähig angeschuldigten Minister, erhob sich große Unzufriedenheit. Mit seiner Rechtfertigung durchgefallen, war es ihm nicht möglich, das Departement zu behalten. In seinem von tiefer Kränkung und gerechtem Zorn dictirten Schreiben klagte er Canning wo nicht des Verraths, doch der Falschheit und grober Schliche an, die das Unheil veranlaßt hätten. Castlereagh fand sich in seinem gekränkten Stolz veranlaßt, seinen Gegner zu einem Duell zu fodern. Dieses wurde auf Pistolen vollzogen und Canning schwer verwundet. Nichtsdestoweniger behielt Letzterer sein Portefeuille, während Castlereagh seine Entlassung erhielt.

Lord Castlereagh's Haß gegen Frankreich war unbeugsam und beharrlich. Damit sicherte er sich auch ohne Portefeuille jene Herrschaft im Innern der Torypartei, nach welcher Canning vergebens strebte, und so behielt er im Parlament jene energisch politische Haltung, die er wider Lord Portland und Canning geltend machte in dem Augenblick, als Beide Schritte versuchten zu einem Frieden mit Napoleon. Von da stieg wieder sein Ansehen von Tag zu Tage, und als der bedauernswerthe Tod Perceval's die Auflösung des damaligen Ministeriums nach sich zog, erhielt Lord Castlereagh durch die Partei der Tories — die durch den Herzog von Wellington damals so mächtigen Wellesley — an Canning's Statt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Was er als solcher in den kritischsten Momenten für Europa und Großbritannien Großes und Nachhaltiges leistete, bewahrt die Geschichte zu seinem Ruhme.

Es kam zum Proceß der Königin, der der Vorwand wurde zu den Aufständen in den Grafschaften. Jedermann kannte das ausschweifende Betragen der Prinzessin von Wales, die der Tod Georg's III. zur Königin gemacht und die fortwährend den Theilnehmer und Zeugen ihrer Excesse, den schönen und mannhaften Pergami, ihren Ehrenkammerherrn, bei sich hatte. Man weiß, was die Torypartei auf den Rath des Lords Castlereagh that, um zur Vermeidung jedes weitern Ärgernisses vergleichsweise die Königin zu bewegen, mit einer reichlichen Ausstattung abzureisen; aber die radicale Partei ließ es, um die Gemüther zu erbittern, zum Vergleich nicht kommen, die Königin wies auf deren Rath jeden Vergleich von der Hand, und so wurde der schwere lärmende Proceß anhängig gemacht, in welchem sich Lord Castlereagh mit einer ehrerbietigen aber energischen Sprache nicht zu Gunsten der Königin benahm. Wie auch hätte der große Staatsmann Sympathien für eine Königin empfinden können, die in einer Leidenschaft der Antichambre ergraut ist, welche ihre Leidenschaften in Syrien, in Griechenland, in Italien mit jener englischen Sorglosigkeit gekühlt hatte, welche eine wahre Excentricität ist? Doch anders dachte Canning, wenigstens war ihm diese Gelegenheit willkommen, aufs neue als alter Widersacher Castlereagh gegenüber aufzutreten. Nach Popularität strebend, machte er sich zum Vertheidiger dieser Königin, denn es war ihm darum zu thun, die heftigste Opposition wider ein Ministerium hervorzurufen, welchem Lord Castlereagh präsidirte. Wir verschweigen die Debatten und die ärgerlichen Aufdeckungen der Untersuchung und der Zeugen, welche bis in die Mysterien des Schlafgemachs drangen. Aber dieser Proceß und seine Debatten sind es, die den rednerischen Ruf Canning's bedeutend zunehmen ließen. Er erlangte eine außerordentliche Popularität, während Castlereagh eine Zurückstoßung erfuhr. Canning wurde der Mann des Volks; die Menge schmeichelte ihm, denn er wandelte auf dem breiten Wege des revolutionnairen Geistes. Um dem Volke zu gefallen bedarf es weniger des Guten als des Geräusches. Diese Wahrheit hat sich im politischen Leben der beiden sich gegenüberstehenden Staatsmänner Castlereagh und Canning bestätigt. Ersterer gab seinem Vaterlande die hohe Herrschaft, welche es überall ausübt, indem er den Tractat von 1815 unterzeichnete, sicherte demselben ungeheure Stationen, Colonien, neue Welten, und man zwang ihn, sich der Misachtung seines Volks durch den Selbstmord zu entziehen. Canning, der Declamator, der Renegat an Pitt's Grundsätzen, Canning, dessen Politik es war, die Griechenland fünf Jahre lang Mord und Brand aussetzte, von dem feststeht, daß die Ehre und der Ruhm des untoward event ihm keineswegs gebühre, daß die guten deutschen Liberalen sich sehr irrten, wenn sie in ihm den siegreichen Anwalt der Negersklaven, der unterdrückten Katholiken, der Liberalen in Portugal und Spanien und der unterdrückten Colonien feierten, sowie daß er die Reformfrage immer nur als eine theoretische, also überflüssige, mit Witz, Spott und Sophismen abzufertigen gesucht habe, Canning — von welchem man jetzt in England nicht anders spricht als von einem angenehmen Schwätzer, welcher die langen Nächte der Kammer der Lords wie die Kammer der Gemeinen amusirte — wußte sich zu seiner Zeit den Beifall Aller zu sichern und fand einen friedlichen Tod.

Dem deutschen Publicisten Huber gebührt das Verdienst, daß er der erste Deutsche war, der den Tageshelden des Liberalismus, wie er bis 1831 sich offenbarte, George Canning, auf eine Weise bloßstellte, wie es in Deutschland noch nicht geschehen war. In dieser Beziehung empfehlen wir seine interessante Anzeige zur Nachlese, die er im Jahre 1831 in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" von S. 1669—1679 und im zweiten Artikel von S. 1849—1879 niedergelegt hat über ein Buch, das betitelt ist: „The political life of George Canning from his acceptance of the seals of foreign department, in Sept. 1822 to the period of his death, in August 1827. With a short view of foreign affairs subsequenty to that event. By *Augustus Granville Stapelton.*" (3 Bde., London 1831.) 71.

Literarische Notiz.

Themis, eine neugriechische juristische Zeitschrift.

Aus Athen ist uns das erste Heft einer neuen Zeitschrift, und zwar einer juristischen, unter dem Namen: „Θεμις", zugekommen, die von einem jungen, kürzlich aus Deutschland zurückgekehrten Griechen, Leonidis L. Sguta, redigirt wird. Nach dem ersten Hefte zu urtheilen, ist diese Zeitschrift wol geeignet, einem sichtbaren Bedürfnisse in Griechenland abzuhelfen. Sie hat im Allgemeinen die Beförderung der Kenntniß des griechischen Rechts zum Zweck, will diesem Zwecke durch Abhandlungen über einzelne Rechtsfragen und durch Mittheilung von Rechtssprüchen der obern Gerichtshöfe entsprechen, übrigens namentlich das Staatsrecht, Handelsrecht, Strafrecht und Proceßrecht, daneben auch die Geschichte des Römischen Rechts, als „einen der sichersten Führer zur Lösung vieler Fragen", berücksichtigen, und zugleich eine Art Gesetzesblatt für Griechenland sein, dabei jedoch auch die einheimische sowie fremde juristische Literatur, insoweit diese letztere auf Griechenland Bezug hat, nicht unbeachtet lassen. Vernehmlich hat der Herausgeber, den wir für tüchtig und geschickt dazu halten, die Rechtsbildung der Friedensrichter in Griechenland vor Augen, und wünscht gerade auf diese einen besondern Einfluß zu erlangen. Das Blatt erscheint in einzelnen Heften, vorläufig zweimal des Monats vom April d. J. an. Das vorliegende erste Heft enthält Abhandlungen über die Verjährung und die Beweislast im Processe. Die Verfasser derselben kennen die betreffende Literatur Deutschlands, selbst die neueste, und zeigen ein gutes Quellenstudium. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 254. — 11. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

Die Zeit der sogenannten väterlichen oder Patrimonialregierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen muß und sich beliebig leiten lassen soll, läßt sich nicht zurückbringen. Wenn man die Zeit nicht nimmt wie sie wirklich ist, und das Gute das sie bringt nicht ergreift und ausbildet, so straft die Zeit. Wer mag das bestreiten! Die Gesetzgebung hat in allen innern Verhältnissen und Einrichtungen erkannt, daß die Zeit der Patrimonialität vorüber ist, und sich selbst mit deren Abstellung beschäftigt. Sollte diese Einsicht nicht die Erkenntniß begründen, daß es sich ebenso im Ganzen verhalte, daß auch die Landesverfassung dieser Zeitanfoderung nicht entzogen werden könne, und daß diese dahin treibt, das öffentliche Wohl oder die Freiheit Aller nicht von dem Wohlmeinen des Staatsoberhaupts abhängig bleiben zu lassen, sondern solche unter den Schutz der Gesetze zu stellen, welche selbst der Ausdruck der Summe aller öffentlichen Vernunft sind?

Dem redlichen Willen König Friedrich Wilhelm's III. bei der Ertheilung seiner Zusage und deren Erfüllung läßt der Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren und zeigt aus der Zusammenstellung aller einschlagenden Verordnungen und Thatsachen, daß er denselben bis an seinen Tod niemals geändert habe. Ebenso gewiß aber auch ist es, daß derselbe über die Art der Ausführung nicht zu einer festen Entschließung gekommen ist, vornehmlich aus drei Ursachen, deren Beachtung ihm von Denjenigen möglichst einsichtlich gemacht und ans Herz gelegt worden ist, die sich haben angelegen sein lassen, ihn umzustimmen oder wenigstens aufzuhalten. Die erste war die Beachtung des Glanzes und der Größe seiner Krone und seines Hauses oder seiner Familie, welcher durch jede Beschränkung der königlichen Allgewalt Eintrag geschehe. In einem wahrhaften Rechtsstaate können freilich Fürst und Volk überall kein gesondertes Interesse haben; der Fürst kann nur für das Volk und um desselben willen bestehen, sodaß dessen Wohl, Macht und Würde seine rechte Ehre und den Glanz seines Hauses bedingt; ein sittlicher und gerechter Fürstenwille kann niemals beschränkt werden, und ein thörichter oder unzurechtfertigender kann wol der physischen Person eines Fürsten in den Sinn kommen, aber nicht der moralischen, das heißt der die Fürstenwürde verwaltenden und mit ihren Obliegenheiten bekleideten. Jede Einrichtung also, wodurch es verhindert oder erschwert wird, aus mangelhafter Einsicht oder unfürstlicher Nachgiebigkeit gegen Rechtsverleitungen der fürstlichen Hoheit entgegen zu handeln, muß eine Staffel seines Ruhms werden. Gesetzmäßig und vorsichtig nach den Umständen regieren, wie sie eintreten, bringt wohlverdiente Anerkennung, aber noch keine Bewunderung hervor. Diese ist von jeher nur den Regenten zu Theil geworden, welche sich selbst zu bewältigen und dem Vaterlande als dessen erste Bürger Aufopferungen gemacht oder solche Einrichtungen hergestellt haben, durch welche die Sitten des Volks verbessert, die Rechtmäßigkeit der Verwaltung gesichert und nothwendige und dauernde Erfolge veranstalteter Ereignisse oder Zustände begründet wurden. Ein ganzes Jahrhundert hindurch ist Rom von den edelsten und besten Kaisern in einer seltenen Reihenfolge beherrscht worden und dennoch ist der Untergang ihres Staats nach ihrem Abtritte reißend fortgeschritten, weil sie keine Einrichtungen zur Abstellung derjenigen Gebrechen hinterlassen hatten, die ihn nach sich zogen. Weise und dauernde Institutionen zu schaffen und durch sie im voraus die Zukunft zu regieren ist der Gipfel des Fürstenruhms; aber jede Institution hebt in ihrem Bereiche alle Willkür gegen ihren Bestand auf. In einem Rechtsstaate fällt eine Trennung des Glanzes des regierenden Hauses von Dem, was zum Wohle des Volks gereicht, darum in das Gebiet des Widersinnigen, weil das Haupt von jenem auch das Oberhaupt dieses ist; aber einen solchen Staat in seiner Vollkommenheit bietet noch kein Land der Erde dar; überall sind die Staaten noch erst in der Ausbildung, im Übergange aus der thatsächlichen Verbindung in die Rechtseinigung begriffen, wo es schon vorkommen kann, daß ermangelnde Einsicht die redlichste Absicht irre führt.

Die zweite Ursache lieferte die Hervorsuchung jenes bekannten Ausspruchs Pope's (S. 17 und 67), „daß nicht das Land, welches die beste Verfassung hat, sondern dasjenige mit der besten Verwaltung am glücklichsten sei". Das Wahre aber ist, daß nur beide zusammen, eine gute Verfassung und Verwaltung, der Länder Wohlfahrt sichern; und die Unwahrheit jenes Ausspruchs leuchte

Digitized by Google

schon daraus ein, daß eine gute Verfassung eine schlechte Verwaltung zu verhindern und zu verbessern angethan sein muß, die gute Verwaltung aber in der Verfassung gar nichts ändern, sondern höchstens nur ihre Nachtheile abwenden und denselben entgegenarbeiten kann. Das höchste Lob einer guten Verwaltung kann nur darin bestehen, den Mangel einer Verfassung weniger bemerkbar und fühlbar zu machen. Dieses Lob sich zu verdienen und durch dieses Verdienst eben die Verzögerung der Verfassung wett zu machen, dies muß dem Könige als ein seiner würdiges Bestreben wünschenswerth gemacht worden sein, weil unleugbar hierauf die größeste Sorgfalt seiner Regierung gewendet worden ist. „So ist er, weil zugleich der bureaukratischen vor der collegialischen Einrichtung der Vorzug gegeben wurde, vielleicht gegen seine eigentliche Absicht der Schöpfer der neupreußischen Bureaukratie geworden, um das absolute Princip festzuhalten." (S. 15.)

Endlich drittens wurde zu demselben Zwecke der Unterschied von repräsentativen und Landständen aufgesucht, um jene dadurch zu beseitigen, daß ausgeführt und vorgegeben wurde, es seien blos die letztern in Aussicht gestellt worden. Das Unrichtige dieser Meinung ist so gründlich ins Licht gestellt worden, daß eine übergroße Unwissenheit oder Frechheit dazu gehören würde, sie wieder aufzunehmen. Dennoch hat deren Verfechtung so viel ausgerichtet, daß bei der an sich sehr richtigen und trefflichen Gliederung der Ständeeinrichtung für die Kreis- und Provinzialstände, rücksichtlich deren man freie Hand hatte, das Princip der Landstandschaft obsiegte und daß es bei dieser Schöpfung für eine lange Zeit bewendete, weil sie als eine Vorschule für die deshalb noch zurückgehaltene Anstalt der Reichsstände betrachtet wurde. Daß dies aber auf die Dauer nicht vorhalten konnte, solches sah schon der Staatskanzler v. Hardenberg ein, als er im J. 1811 offen erklärte: „daß von den verschiedenen Provinzialständen die Nationalmeinung nicht zu erfahren, vielmehr dazu eine das Ganze vertretende Versammlung erfoderlich ist, wodurch allein Ein Geist und Ein Nationalinteresse an die Stelle der ihrer Natur nach immer einseitigen Provinzialansichten zu treten vermögen" (S. 25), und die ostpreußischen Stände waren zu der Wahrnehmung durch die gemachten Erfahrungen gelangt, daß die höhern Staatsbeamten über den Provinziallandtagen stehen, mithin nicht dadurch zu controliren sind, was bei einem Reichstage nicht statthaben könne und nicht dürfe.

Als nun eben dieser Provinziallandtag auf Veranlassung der Huldigungsvorbereitung die edle Erklärung abgab, wie er von der Bestätigung veralteter Privilegien um der Einheit des Reichs und der Befriedigung seiner Bedürfnisse willen ganz abstehe, um so zuversichtlicher aber der Gewährung der 1815 gethanen Zusage entgegensehe, antwortete der neue König offen, daß sie sich hierin täuschten, weil er solches als gefährlich für das Land erkenne und an das Versprechen seines Vaters sich nicht gebunden halte. Jedenfalls muß man, wie man über diese beiden Gründe immer urtheile, das Ehrenwerthe der Eröffnung selbst anerkennen, welche nicht blos sich unverhohlen aussprach, sondern überdies eine seine Absicht umgehende Auslegung gerade heraus für irrig erklärte. Wenn es aber die Meinung gewesen sein sollte, daß die Stände und die Landeseinwohner sich bescheiden müßten, nicht weiter zu begehren und in Antrag zu bringen, worauf sie ein gutes Recht zu haben vermeinen, so hat die Erfahrung der seitdem verlaufenen wenigen Jahre dargethan, daß dem nicht so ist, daß vielmehr, weil Niemand Partei und Richter zugleich sein kann, die königliche Erklärung für keinen Urtheilsspruch angenommen wird, durch den eine Endentscheidung festgestellt worden wäre, und daß, weil kein Mensch untrüglich ist, von jedem rechtlichen Manne aber vorausgesetzt werden muß, er werde sein Ohr vernünftigen Gründen nicht verschließen, die Hoffnung nicht aufgegeben ist, durch geziemende Vorstellungen zu erreichen, was als ein durch Staatsweisheit und positive Gesetzesbestimmung zugebilligtes Recht heilig gehalten wird. Von dieser Ansicht geht auch der Verf. aus und auf eine ausführliche Beurtheilung der Verfassungsfrage ein, weil er die Bureaukratie für den Gegenfüßler der Ständeeinrichtung und für ihre vornehmste Behinderungsursache ansieht. Er läßt jedoch die politische und staatsrechtliche Erwägung ganz auf sich beruhen und zieht allein die moralische Ansicht in Betracht, überzeugt, daß diese wichtig genug und hinreichend sei zur Entscheidung. Es scheint indessen, daß auch der Rechtspunkt eine Seite darbiete, die wol noch zu wenig hervorgehoben worden ist. Kein Land kann überhaupt ohne Verfassung bestehen, wenn sie auch gerade keine urkundliche zu sein braucht; das ungeschriebene Gesetz steht in seiner Gültigkeit an sich dem geschriebenen nicht nach; die meisten alten Provinzen haben aber auch ihre eigenen Verfassungsurkunden und sonstige Verfassungsbestimmungen; mehren eroberten Provinzen ist durch Friedensschlüsse die Erhaltung ihrer Einrichtungen und ihres Rechtsbesitzstandes zugesichert. Das Allermeiste hiervon ist zwar nicht mehr in Wirksamkeit; aber hat darum seine rechtliche Geltung aufgehört? Findet im Staatsrechte eine Verjährung statt? Das neuere Staatsrecht ist durch mehrfach wiederholte Erklärungen der Regierungen um den Unterschied des De facto- und De jure-Zustandes, des bloßen Besitzes und der Rechtszuständigkeit der Macht, bereichert worden. Wenn der große Kurfürst, nachdem er die ständischen Gerechtsame ausdrücklich anerkannt hatte, sich nicht weiter daran kehrte und wenn seine Nachfolger ihm auch darin nachgefolgt sind, hat darum ihr Rechtsbestand aufgehört, und würde dessen Beanspruchung ein Unrecht sein? Die Unverträglichkeit mancher Bestimmungen mit der Einheit des aus allen Provinzen zusammengesetzten Staats mag wol deren einstweilige Uebertretung entschuldigen, kann aber nichts über das Recht selbst entscheiden, schon darum, weil eben diese Einheit durch das Recht aller vorher selbständigen Landestheile schon bedingt ist und darin durch deren Verbindung unter einem Oberhaupte von Rechts wegen nichts geändert wird. Selbst den Rechtsweg deshalb zu ver-

Digitized by Google

sperren möchte sein Bedenkliches haben und nicht für immer so leicht sein. In demjenigen Lande, in welchem in ganz Deutschland sich die beste Einhelligkeit der Regierung und der Stände stetig erhalten hat, in Würtemberg, ging diese Erwägung der vertragsweisen Zustandebringung der ständischen Verfassung voraus.

Von der rein moralischen Seite nun geht die Erwägung des Verf. davon aus, daß der König Friedrich Wilhelm IV. sich in einem Irrthume befinde und demselben ein solcher in dem Landtagsabschiede vom 12. März 1843 an die posener Stände untergelegt worden sei, wenn es darin heißt: „daß das Versprechen vom 22. Mai 1815 völlig unverbindlich sei, da schon Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät, von denen dasselbe ausgegangen, dessen Ausführung mit dem Wohle ihres Volks nicht vereinbar gefunden und das Gesetz vom 5. Juni 1823 an dessen Stelle treten lassen", indem er aus der Geschichte entwickelt, wie dies letztere nicht behufs einer Stellvertretung, sondern vielmehr zur Vorbereitung für die Reichsstandschaft erlassen und die Absicht deren Einführung fortgesetzt bis zur Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs kund gegeben worden sei. Daran knüpft der Verf. weiter die Ausführung, daß an einem Königsworte nicht gedeutelt und an dem Ernste und der Wahrhaftigkeit desselben kein Zweifel gehegt werden dürfe, ohne sich der beleidigten Majestät schuldig zu machen; daß eine so bündig und feierlich verkündete Zusage weder für ein nacktes Versprechen noch ein einseitiges Angelöbniß angesehen werden dürfe, sondern auf eine bindende Weise das staatsrechtliche Verhältniß zwischen dem Regenten und dem Lande feststelle, mithin als ein Grundgesetz, von welchem von keiner Seite eigenmächtig abgegangen werden dürfe, und daß aus dieser Ursache sowie in Betracht der Umstände seiner Entstehung die Moral einen Unglauben an die Verbindlichkeit und Unverletzlichkeit desselben nicht aufkommen lasse, vielmehr die Ehrerbietung und das Vertrauen daran nur festhalten könne. Zu einem weitern Auszuge aus dieser Betrachtung fehlt hier der Raum, aber sie ist so gehalten, daß, obgleich der Verf. geradezu und unverrückt auf sein Ziel losgeht, er doch immer nur die Sache im Auge behält und keiner Person irgendwie zu nahe tritt, vielmehr im Stile und Inhalte der hohen Würde und Bedeutung des Gegenstandes eingedenk sich erweist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 3 Thlr.

Französische Worte und aristokratischer Standpunkt wurden der Gräfin Hahn-Hahn schon zu häufig vorgeworfen als daß man dieser Eigenthümlichkeiten abermals erwähnen möchte, um so mehr, da doch alle die leidenschaftlichen Kritiken, welche selbst nicht verschmähten, das Ridicule gegen die Autorin und deren Werke heraufzubeschwören, nichts halfen, indem sie immer wieder auf die gewohnte Weise schreibt und ihre Bücher immer wieder mit Vergnügen und Interesse gelesen werden; die geistreiche Frau spricht so ungenirt zu dem Leser, sie erzählt wie es ihr einfällt, wie sie es dem Leben und ihrer Seele ablauscht, sie sucht nicht lange nach Worten, die Wahrheit darzuthun ist ihr Hauptsache. Die Wahrheit? — Was ist denn wahr? Von jedem Standpunkte aus erscheinen die Gegenstände anders; vom Berg herab klein, in der Nähe groß, auf Meeresflächen riesenmäßig; Philosophen behaupten sogar, was man greife und fühle sei nur Schein. Über Leidenschaften läßt sich nun gar kein Urtheil feststellen; diese, zwar überall dieselben, sind doch überall anders; anders erscheinen sie in der Jugend — und anders in den Greisenjahren, jedes Alter hat eine andere Ansicht von der Liebe. Der sterbende Schmetterling, der den Flügelstaub verloren hat, klagt, daß kein Flügelstaub mehr in der Welt wäre. Daß der Liebesroman in der Hütte anders spielt als im Salon, unter der arbeitenden Classe anders als unter der müßigen, daß er durch sociale Verhältnisse sowie durch den Bildungsgrad beeinflußt wird und je nach äußern Umständen den verschiedensten Färbungen unterworfen ist — das ist nicht abzuleugnen, und wir müssen der Gräfin Hahn-Hahn dankbar sein, daß sie uns in ihren Romanen nur die Sphären schildert, die sie überschauen kann, daß sie in keine andern ihr unbekannten eindringt, und die Zustände zeigt, wie sie ihr von ihrem Standpunkte aus erscheinen, wie sie in ihrem Kreise wahr sind. Die Kreise der Reichen und Vornehmen sind ja das eigentliche Terrain für glückliche und unglückliche Leidenschaften, es fehlt dort nicht an Raum und Zeit, dieselben zu nähren und zu hegen, dadurch selig oder elend zu werden.

Die zwei Frauen, deren Schicksale nebeneinander laufen, sind zwei Zwillingsschwestern; die Schilderung ihrer Mutter, der Hofmarschallin, die sie erzogen, müssen wir mittheilen:

„Eine anmuthige Pflichterfüllung in sanfte Kränklichkeit wie in eine lichte Wolke gehüllt, gleich fern von den schädlichen Nebeln böser Laune wie von den Goldglanzfarben einer reichen Phantasie und eines strahlenden Verstandes: das war ihr Leben. Es bewegte sich ausschließlich in der Sphäre des Gefühls; an die des Gedankens streifte es nur mit gelassener Frage, für welche sogleich eine Antwort im frommen Glauben, in gelassener Ergebung in die Abhängigkeit des Weibes gefunden wurde. Der Zweifel, die Forschung, die Leidenschaft blieben als gesetzwidrig und unstatthaft in einer unausmeßlichen Ferne."

In dieser reinen Atmosphäre verbunden mit dem engen Horizont wurde die stille Cornelie phlegmatisch und die lebhafte Aurora schwärmerisch, d. h. jene erfüllte ihre kleinen Obliegenheiten und Pflichten sehr gern, sehr gut, sehr pünktlich, aber so wie eine allerliebste Maschine, ohne das Bedürfniß ihrer Eigenthümlichkeit in Urtheil oder Anordnung dabei auszusprechen; und diese erfüllte sie mehr als gern, war immer bereit darüber hinaus zu thun, zu leisten, auf sich zu nehmen, die Erwartungen zu übertreffen, um von der Mutter mehr Lob, von der Schwester mehr Liebe zu gewinnen. Die zwei Schwestern heirathen an einem Tage. Aurora Hrn. v. Elsleben, Cornelia den Grafen Sambach. Beide fesselt ihr Schicksal an das Landleben. Aurora's Gemahl entbehrt einer feinern Bildung, er ist guter Landwirth, rechtlicher Mann, besitzt viele treffliche Eigenschaften, doch fühlt die schwärmerische Aurora sich nicht verstanden, nicht glücklich an seiner Seite; sie will immer wirken, nützlich sein, geliebt werden, sie sucht Befriedigung von außen, beginnt alle möglichen Dinge, die sie bald wieder aufgibt, weil sie nicht ihren Erwartungen entsprechen. Ein Verhältniß mit einem dichtenden Capitain in der Nachbarschaft beschäftigt ihre Phantasie mit imaginairem Weh, ohne den Stempel einer regen Leidenschaft. In der Kindererziehung gibt es auch Exaltationen und Täuschungen, zuletzt wird sie Pietistin, und nachdem sie ihr ganzes Leben gelitten hat, an Leiden, die sie sich selbst geschaffen, erliegt sie dem ersten wirklichen Schmerz. Nach dem Verlust ihrer Kinder entwickelt sich die Auszehrung und sie stirbt unbefriedigt, wie sie gelebt hat.

Digitized by Google

Die andere Schwester, Cornelie, ist nun die eigentliche Heldin des Romans, ihr wird das ganze Interesse des Lesers zugewendet. Ihr Gemahl, der Graf Sambach, war 17 Jahre älter als sie, und kein gewöhnlicher, sondern ein verderbter Mensch. Man nannte heimlich eine fürstliche Person als seinen Vater. Auch war er das echte Kind jener vornehmen Verhältnisse, welche an allen Höfen des vorigen Jahrhunderts der französischen Revolution vorhergingen. Wir möchten es uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit eine Reflexion der Autorin einzuschalten:

„Die Sittenverderbniß hat sich seitdem durch alle Kreise des Lebens verbreitet; es gibt auch in dieser Beziehung keinen bevorrechteten Stand mehr. Nur weil sie allgemein geworden ist, tritt sie bei Einzelnen weniger, also auch weniger frech hervor. Deutet das nicht auf eine unvermeidliche Revolution, deren Bedingungen sich im Schooße unserer Gesammtverhältnisse combiniren, und die ebenso unfehlbar, wenn auch in keiner vorher zu bestimmenden Form ausbrechen muß wie eine Epidemie unter gewissen Umständen in der physischen Welt erscheint? Ein Mensch wie der Marschall Richelieu ist in unsern Tagen undenkbar. Wo alle kolossalen Proportionen, dem Gleichheitssystem gemäß, verschwinden, kann auch so eine kolossale Wüstlingsexistenz sich nicht ausbilden; aber die Fractionen einer solchen werden jetzt Hunderten zu Theil, und da nur die Größe, auch die der Verderbtheit, mit oberflächlichen Blicken entgegenspringt, so hat sich die vage Ansicht allen statistischen Beobachtungen zum Trotz ausgebildet: unser Jahrhundert lebe in paradiesischer Unschuld verglichen mit den Lasterzuständen des vergangenen. Die schauderhafte und beängstigende Vermehrung der Verbrecher, der Findlinge, der Irrsinnigen, der natürlichen Kinder, kurz die ganze Realität wird nicht in Anschlag gebracht gegen die Illusionen der Eigenliebe und die Jongleries des Sand in die Augen Streuens."

Eustach Graf v. Sambach hatte ein wüstes Leben geführt und sehnte sich jetzt nach Ruhe, deshalb lebte er mit seiner jungen Frau ganz allein auf seinem Gute, und sein Umgang sowie die Beschäftigungen, die er mit ihr vereint trieb, bildeten ihren Geist und ihr Urtheil; was er ihr gab, nahm sie willig auf, sie liebte ihn von ganzer Seele und fühlte sich in ihrer obgleich kinderlosen Ehe beglückt; sie fand Befriedigung in sich selbst und brauchte sie nicht von außen zu suchen. Doch der verwöhnte Gatte begann sich zu langweilen und sie besuchte mit ihm den benachbarten Badeort. Dort lernt der Graf eine coquette Polin kennen und macht ihr den Hof. Cornelien's Eifersucht durchlebt nun verschiedene Phasen, wir sehen sie leiden, dagegen kämpfen und endlich am Schmerz erkranken; Sambach weiß sie durch seine Liebenswürdigkeit immer wieder zu versöhnen und zu beruhigen. Ein Sohn beglückt sie und versöhnt sie mit dem Leben, mit dem Gatten; aber sie verliert den Sohn und versinkt in Trauer, und wieder beginnt Sambach das Liebesverhältniß mit der Polin. In ihrem edeln Vertrauen ladet sie die falsche Freundin noch in ihr Haus. Abermals wirft die Eifersucht sie auf das Krankenlager und abermals gelingt es dem Gatten, sie durch Betheuerung seiner Unschuld und durch Liebenswürdigkeit von seiner Treue zu überzeugen; sie klagt sich an, ungerecht gewesen zu sein gegen ihren Gatten und wendet sich mit neuem Vertrauen, mit neuer Liebe ihm zu. Da verräth der Brief eines jungen Arztes, dessen Schwester bei der Polin als Kammerjungfer war, ihr das strafbare Verhältniß und sie erkennt, daß ihr Gatte ihr gegenüber ihr eine Komödie gespielt, sie sicher gemacht habe, um sein verbrecherisches Treiben ungestört fortführen zu können. Von diesem Augenblicke an liebt sie ihn nicht mehr. Sie sagt ihm offen und gerade heraus, daß sie ihn nicht mehr achten könne, daß er nicht mehr Macht habe, ihr Weh zu thun. Lange kann ihr Körper den Schmerz ihrer Seele nicht bewältigen, sie bringt einen Sohn zur Welt, den sie Tristan nennt, auf ihn trägt sie ihre ganze Liebe über, ihr Gemahl vermag dieselbe nicht mehr zu erwecken, obgleich er sich mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit ihr zuwendet. Die Polin ist entfernt, um nie wieder zu kehren, ebenso wenig als der Frieden des Ehepaares; Cornelie ist heiter, sanft und mild, aber nicht liebend. Zuletzt wird der Graf gereizt und macht Scenen, doch Cornelia bleibt fest bei ihrem Entschluß. „Es ist vergeblich, Eustach", sagt sie trübe, „die Liebe ist dahin, das Vertrauen ist fort .... aber dermaßen fort, daß ich die Überzeugung habe, in demselben Augenblicke, wo ich mit voller Seele an dein Herz sinken würde, würdest du ... mich aufs neue verrathen. Es gibt solche unselige Naturen; steckt es ihnen im Blut, in der Gewohnheit, in den räthselhaften Abgründen der Eigenthümlichkeit — genug, sie sind so beschaffen, daß die Aufrichtigkeit sie anekelt und darum müssen sie mit den Empfindungen und Verhältnissen, die uns Andern heilig sind, ein frevelndes Spiel treiben."

„Cornelie!" rief Eustach zornig, „du bist von einer Härte gegen mich, die aus dem Bewußtsein deiner Tugend entspringt und daher doppelt verletzend ist."

„Meine Tugend?" entgegnete sie achselzuckend; „lieber Eustach, meine Tugend in dem Sinne, den du dem Ausdruck beilegst, schlag' ich sehr niedrig an. Wo keine Versuchung war, kann sie sich nicht bewähren, und du weißt wol, daß ich nie einen andern Mann geliebt habe als dich — woher hätte mir also die Versuchung kommen sollen?"

Sowie Cornelie ein Wort äußerte, das sich auf ihre Liebe zu ihm bezog, oder wenn ihr Auge feucht wurde, oder wenn ihre Stimme zitterte, immer meinte Eustach, jetzt werde die Rührung sie überwältigen; aber nein! Da rief er eines Tages:

„Meine Geduld ist erschöpft! ich will nicht in dieser Weise mit der eigensinnigsten, der launenhaftesten, der unweiblichsten aller Frauen leben! möge diese Scheinehe gelöst werden! .... möge daraus entstehen was da wolle, mir ist's einerlei. Dringst du mir eine unwillkommene Freiheit auf, so will ich wenigstens ganz frei sein."

Der Gedanke, sie mit einem Andern glücklich zu wissen, läßt ihn die Scheidung verwerfen; sie trennen sich, er lebt in Paris oder Wien, Cornelie mit ihrem Sohne und einer treuen Dienerin in Zürich, eingeschränkt und eingezogen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Biographien.

Von neuen englischen biographischen Werken verdient Erwähnung: „Memoir of William Taylor, of Norwich", von J. W. Robberds (2 Bde.), welches zugleich die Correspondenz Taylor's mit dem großen Historiker und gekrönten Poeten Robert Southey enthält. Von dem Letztern, der sich in diesem Genre schon durch die Lebensbeschreibung des Lords Nelson und durch die des John Wesley ausgezeichnet hat, ist jetzt noch „Life of Dr. Andrew Bell" (3 Bde.) erschienen, worin die Lebensumstände des merkwürdigen Erfinders der Bell-Lancaster'schen Unterrichtsmethode und die Grundzüge dieser selbst zusammengestellt sind, wie ihr Urheber sie in seinem bekannten Buche: „Elements of (mutual) tuition (London 1812, deutsch von Tilgenkamp) ausgesprochen hat. Das eben erschienene „Life of Edward Gibbon, with selections from his correspondence etc., and notes", von H. Milman, ist als eine Ergänzung der interessanten Selbstbiographie des bekannten Verfassers der „History of the decline and fall of the Roman empire" anzusehen, welche sich in den von Lord Sheffield nach Gibbon's Tode aus dessen Nachlasse veröffentlichten „Miscellaneous works" (3 Bde., London 1796—1815; deutsch, Leipzig 1801) findet. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 255. — 12. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen.

(Fortsetzung aus Nr. 254.)

Weniger zu billigen ist es, was der Verf. über das Soldatische in der Staatsverwaltung Preußens vorgebracht hat, indem darin mancherlei unrichtige Ansichten und schiefe Urtheile zum Vorscheine kommen. Zugegeben, daß die Ausfüllung der abgehenden physischen Macht durch die Erwerbung eines Reichthums der Intelligenz für Preußen ein unverkennbares und unabweisliches Bedürfniß ist, findet sich doch gar kein Widerspruch darin, daß Preußen das Land der größten Intelligenz und zugleich ein vollendeter Militairstaat sein müsse. Denn dies Letztere bezeichnet mit nichten, daß Alles und Jedes dem Militairdienste untergeordnet und soldatisch eingerichtet sein müsse, sondern vielmehr nur, daß der Landesvertheidigung mit den vorhandenen Kräften aufs beste vorgesehen und dazu alle Vorkehrung getroffen, also auch die Einwohner zum Soldaten tüchtig eingeübt, dabei aber in allen übrigen Stücken in ihrer Bürgerwürde und Freiheit geschützt sind, und alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung ihrer wahren Aufgabe bestens Genüge leisten; denn ohne jenes würde es an der geistigen Kraft des Volks gebrechen, welcher eben ein ungleich größeres Vermögen beiwohnt als der physischen, und ohne dieses würde der Flor des Landes und das Wohlbehagen in demselben nicht aufrecht zu halten sein und dem Kriegswesen es an den benöthigten Mitteln gebrechen. Noch falscher drückt sich der Vers. aus, wenn er ohne genauere Unterscheidung Dessen, was die Ausbildung zum Kriegsdienste und die hierzu unentbehrlichen Übungen, die Strenge der Disciplin und der Übereinstimmung in allen Handthierungen des Kriegswesens erheischt, und Dessen, was über das Erfoderniß hinaus aus Pedanterie oder verkehrtem Eifer etwa verlangt wird, häufig vom Kamaschendienste wegwerfend spricht, und überdies über eine Nachahmung dieses Kamaschendienstes im Civilstaatsdienste sich ereifert, wovon allgemein nichts verlautet. Wer es unternimmt zu kritisiren, sollte sich sorgfältig in Acht nehmen, der Kritik solche Blößen zu geben! Ebenso ungegründet ist die Behauptung der gänzlichen Unverträglichkeit der Bureaukratie mit der Ständeverfassung. In Frankreich und in den meisten Ländern, welche eine solche Verfassung haben, ist jene ungleich mehr ausgebildet als in Preußen.

Dagegen mag nicht in Abrede gestellt werden, daß, je größer die Macht und das Ansehen der Beamtenschaft und des Erbadels geworden ist, desto stärker deren Abneigung gegen die Einführung einer Reichsständeverfassung in deren Verhinderung sich ausweisen werde; daß jene beiden in diesem Widerstande gemeinschaftliche Sache zu machen nicht anstehen; und daß die Beamtenschaft hierin um so mehr zu leisten vermag, je mehr sie durch Bureaukratie schon zu einem absonderlichen Staatskörper sich organisirt hat. Mit der zunehmenden Wichtigkeit des Beamtenstandes und der hierarchischen Gestaltung in demselben schreitet unfehlbar der Nepotismus Hand in Hand vorwärts, wie denn die Klagen über dessen und des ganzen Connexionswesens Zunahme seit 30 Jahren immer vielfältiger laut geworden sind. Auch hierin bieten Kirche und Staat nur gleiche Erfahrungen dar. Die Nepoten und die Wechselseitigkeit der Gefälligkeiten der Hierarchen haben in den Klagen über den Verfall der Kirche vor der Reformation ein großes Capitel gefüllt. Wer hätte es ahnen sollen, daß in den aus den Ausstattungen der Stiftskirchen und milden Gaben errichteten Stiftern eine Ahnenprobe und Vicarien zu Rechtsansehen je kommen würden! Ist es dennoch dort dahin gekommen, so darf man es nicht zu den Unmöglichkeiten zählen, daß es auch im Staatsdienste in Wirklichkeit trete. Bei der wach erhaltenen Controle des Volks durch seine Stellvertreter wird dies wie eine Menge anderer Übelstände unmöglich, welche von einer sich selbst überlassenen Bureaukratie unzertrennlich und welche vom Regenten auf die Dauer schwer abzuwenden sind, eben weil jene sich ihm unentbehrlich zu machen weiß.

Alle diese Übel sind ganz begreiflich im Anfange noch wenig fühlbar, werden aber mit jedem Jahre drückender. Dahin gehört nun ganz vorzüglich: 1) Die Verderbniß des Beamtengeistes durch die Stellung der Beamten selbst, sodaß er nach oben sklavische Unterwürfigkeit und nach unten Übermuth anzieht, welcher allmälig so weit geht, es einem Jeden aus dem Volke mit Lust fühlbar zu machen, daß es nur zum Geben und zum leidenden Gehorsam da ist, und in den Dienern des Staats seine Herren anerkennen muß. In Folge dessen trachtet denn

Digitized by Google

auch jeder Gebieter nach möglichster Befreiung von allen Einflüssen und Rücksichten auf andere Gegenstände, die nicht in dem Bereiche seiner Vorsorge liegen. „Jeder Minister wird mit der Zeit ein Monarch für sich in seinem Departement"; und so von Stufe zu Stufe herab, so viel es durchzusetzen ist. Nichts wird übler genommen als einen andern Geschäftskreis zu berühren.

2) Die öftere Wiederholung der Ausübung der Gewalt erzeugt eine Dreistigkeit und Sicherheit in dem Verlasse darauf, welche immer im Steigen begriffen ist und zur Verachtung Dessen führt, was sie sich unterworfen hat, eine Verachtung, welche so weit geht, dem Volke nicht nur alle Kenntniß von den öffentlichen Angelegenheiten und alles Urtheil darüber abzusprechen, sondern auch seine Augen und Ohren für unfähig zu halten, wahrzunehmen was vorgeht. Als einen Beleg dafür, wie solches sich zu äußern beginnt, beruft sich der Verf. auf die Worte des Hrn. Ministers v. Kamptz, welcher 1838 behauptet habe: „Es sei nicht ein einziger Artikel im bürgerlichen Gesetzbuche, in der bürgerlichen Proceßordnung, in der Strafproceßordnung und im Strafrechte der Rheinprovinzen unter seiner Verwaltung aufgehoben, nicht ein einziger Buchstabe verändert worden", nachdem er eine Übersicht Dessen vorausgeschickt hat, was sich unter eben dieser Verwaltung zugetragen hat und was von ihr Anderndes angeordnet worden ist.

3) Da aber das Denken und Urtheilen eine unwillkürliche Thätigkeit einer denkfähigen Seele ist, muß die Bureaukratie, um die Leute vom Nachdenken über die öffentlichen Angelegenheiten zu entwöhnen, den Grundsatz aufstellen und geltend machen, daß sie überall nichts davon verstehen und sich damit gar nicht zu befassen haben. Das Denken-Können und Denken-Wollen muß überhaupt ein Gegenstand der Gehässigkeit und die Lust dazu benommen werden. Da alle Wissenschaften durch ein unsichtbares Band zusammenhängen, so sucht sich die Bureaukratie der Wissenschaften überhaupt zu bemächtigen, besonders der speculativen, gestattet deren Anbau nur einseitig nach ihren Planen und erniedrigt die Erkenntniß zur feilen Dienerin für ihre Zwecke. Ganz vorzüglich trifft dies die Religionswissenschaft, und mittelbarerweise alle Religion selbst, weil keine wahre Religion ohne lichte Erkenntniß bestehen kann, vielmehr ohne solche nur Köhler- und Aberglaube und Götzendienst an deren Stelle treten. Wem irgend die Religion, seine eigene oder die Anderer, nur zum Mittel für seine Zwecke gereicht, der hat eben darum schon keine Religion.

Wer dieses Geistes durch sie die Geister nicht beherrschen kann, der sucht sie zu blenden; wer sie nicht blenden kann, der sucht sie zu umstricken; und wer sie nicht umstricken kann, der setzt sie aus Rache dem Verfolgungscomplot der Gleichgesinnten aus. Es gibt keine Schändlichkeit, wozu die Religion nicht schon gemisbraucht worden ist, auch keine, die man nicht durch sie zu bemänteln gewußt hätte.

Solche Leute bedienen sich der Religion als eines Stricks, um ihren Anhang damit festzubinden; sie gebrauchen sie als Aushängeschild zu ihrer Recommandation; sie wenden sie an als Schminkpflaster auf ihre moralischen Eiterbeulen; sie kauen beständig die wohlriechende Violenwurzel der Religion im Munde herum, damit nicht der Welt ihr böser Athem auffalle. Sie haben nicht in ihr Inneres die Samenkörner der Religion gepflanzt, sie haben nur äußerlich vom Baume derselben abgeschnittene Zweige sich aufgesteckt, die um so mehr rauschen, je dürrer sie sind. Unter allen Regeln der Religion beherzigen sie keine weniger als die: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen!" Die Religion ist eine Angelegenheit des Gemüths, des Menschen gegenüber Gott. Die Regenten können und sollen Religion haben, weil sie Menschen sind; der Regierungen höchster und ausschließlicher Grundsatz muß aber der sein, gerecht und weise zu regieren nach bestmöglichem Wissen und Vermögen.

Bieten sie den Religionsparteien durch Sympathien einen Anhalt zum Anknüpfen, so hängt sich sofort mit den wenigen Religiösen sogleich der ganze Schwarm der Heuchler daran und treibt dahin, seine religiösen Speculationen von Regierungswegen zu begünstigen. Sie wissen dann den Unterthan mit dem Religiösen zu identificiren und verbinden den falschen Religiösen mit dem falschen Patrioten. Eine Menge Menschen haben beständig das Christenthum nebst König und Vaterland im Munde aus dem einfachen Grunde, weil sie kein Geld in der Tasche haben. Um Geld oder einen Posten oder andere Vortheile zu erlangen, machen gewisse Leute Geschäfte in beiden Artikeln zugleich, wenn einer nicht ausreichen will; sie tragen in der einen Hand die Fahne mit dem Kreuze, in der andern die Fahne mit dem Adler durch das Land umher und betäuben die Leute durch das ekelhafte Geschrei von ihrer Religiosität und ihrem Patriotismus.

Der edle und weise König von Schweden, der seine Krone und sein Leben einsetzte für die Erhaltung des Protestantismus, wußte die große Sache der Reformation genau von der kleinlichen der Glaubensstreitigkeiten zu unterscheiden. Als die Deputation der Universität Heidelberg ihn einlud, der Vereinbarung der Reformirten und Lutheraner sich zu unterziehen, antwortete er: „Nach dem Zeugnisse der Geschichte ist noch nie etwas dabei herausgekommen, wenn Kaiser und Könige sich auf kirchliche Händel eingelassen haben. Ich halte es nicht mit irgend einer theologischen Partei, sondern mit der Heiligen Schrift, und bitte Gott nicht sowol um Herstellung Eines Glaubens unter den Menschen, als um deren Einigkeit in der Liebe!" Dies Wort dünkt uns ruhmwürdiger als die Schlacht bei Lützen.

Dies Alles ist unterschrieben, kann keinen Augenblick Anstand finden. Dagegen irrt der Verf. und geht zu weit, wenn er den Satz aufstellt, es gebe überall keine gefährliche Wahrheit, deren Verbreitung zu verhindern die Vorsicht gebieten könne. Allerdings gibt es eine Menge von Sätzen, die nur bedingungsweise, voraussetzungsweise oder unterscheidungsweise wahr sind, und zu großen Irrthümern und zu ganz falschen Folgerungen Anlaß geben, wenn sie ohne diese ihre Beschränkung behauptet werden. Andere Wahrheiten sind nur das Ergebniß von sehr zusammengesetzten Schlußfolgerungen und deren Inhalt kann von Denen nicht richtig begriffen werden, welche jene nachzudenken nicht die Fähigkeit besitzen. Endlich hat der Sprachgebrauch mit den Ausdrücken

Digitized by Google

nicht selten so mancherlei Bedeutungen verknüpft, daß die Aussage eines Satzes einen ganz andern Sinn bekommt, je nachdem er in dieser oder jener Bedeutung genommen wird. In allen diesen Fällen wird die Behauptung einer Wahrheit, die es an sich ist, gar leicht eine Quelle von vielfachen, und in praktischer Beziehung gefährlichen Irrthümern, wenn sie ohne die dazu erfoderliche Maßgabe, Unterweisung oder Erklärung unter das Volk gebracht wird und dessen Gemüther aufzuregen angethan ist, bevor Dasjenige ebendemselben zugänglich gemacht werden kann, was eben noch fehlt zu ihrer vollständigen Richtigkeit. Hiernach also sind wissenschaftliche Untersuchungen und Erörterungen nicht mit Volksbelehrungen auf gleiche Weise anzusehen. Keineswegs aber folgt hieraus, daß den Staatsbehörden irgend eine richterliche Befugniß über Sätze der Wissenschaft zustehe, noch daß dadurch die Einführung der Censur gerechtfertigt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Zwei Frauen von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Es erheben sich nun Stimmen gegen Corneliens Handeln, sowol im Roman als auch unter den Kritikern desselben: eine Frau hat nicht das Recht, sich der Liebe ihres Gatten zu entziehen; weder physische noch moralische Abneigung hebt ihre ehelichen Verpflichtungen auf; was sollte das werden, wenn jene allgemein gültigen und verständlichen Gesetze von Jedermann aufgehoben werden dürften. Da ein Brief an die Schwester den Schlüssel zu Corneliens Charakter und zu der Tendenz des Romans gibt, theilen wir ihn stellenweise mit:

„Liebe Aurora! Wie die Gesellschaft, welche unter dem allgemein gültigen und verständlichen Gesetz der Sitte besteht, mir vorkommt, kann ich dir nur durch ein Bild anschaulich machen: wie ein Polyp, den man gleich einem Handschuh umkehren kann und den das in seiner Existenz wenig ansicht, ob er auf der rechten oder auf der linken Seite lebt. Er ist herz- und marklos — weshalb sollte er nicht so oder so leben können? da er geschmeidig und genügsam ist. Zu einem solchen Polypengallert werden die Menschen von der Gesellschaft zubereitet, und sie lassen sich rechts und links wenden, wenn sie nur sehen, daß sie das Beispiel, die Zustimmung und das Einverständniß der Masse für sich haben. So machen es Alle, so benehmen sich Alle, so handeln, denken, urtheilen Alle — das ist ihr letzter Grund. Die Gemeinschaftlichkeit mag für äußere Zwecke fördernd wirken, aber der Selbständigkeit schadet sie, denn sie macht es zur Gewohnheit, von außen Stütze und Hülfe zu suchen statt im Innern. Die verfeinerte und gebildete Gemeinschaftlichkeit nennt man Cultur. Sie ist eine schöne Sache, die Cultur, die nur einen Fehler hat: sie erstickt die Natur. Eine Bedingung der Natur ist die Berechtigung des Individuums zu seiner Selbstbestimmung und Selbstentwickelung. Das ist Freiheit. Diese Freiheit wird heutzutage von den Menschen nur als Ausnahme in Anspruch genommen, während sie nach Lehr-, Rede- und Preßfreiheit schreien; denn zum Denken, Reden, Schreiben, ebenfalls zum Thun haben sie Mittel, Eigenschaften und Kräfte, aber — für das Sein — haben sie keine Kraft. Knechte der Cultur, die sie sind, wie könnten sie Kinder der Freiheit sein! So die Männer. Die Weiber, unter strenger Vormundschaft gehalten, sind natürlich Sklavinnen und, in Masse, ohne Bewußtsein — wie das die moderne Schablonenerziehung mit sich bringt, bei der abermals das Princip der Unberücksichtigung des Individuums vorherrscht; denn in die Form! in die Form! muß das Wesen passen. Das negative und passive Naturel der meisten Weiber macht, daß sie sich in die Form zu schicken und zuweilen anmuthig bequem und friedfertig darin zurecht zu setzen wissen. Unterwürfigkeit hat man ihnen so lange als höchste Tugend vorgepredigt, daß die Einen mit stiller Resignation, die Andern im Gefühl ihrer Ohnmacht sich den allgemein gültigen Gesetzen unterwerfen. Daß Tausende dabei unermeßlich elend sind, sich abarbeiten im öden Thun, in schnöder Zerstreuungssucht, im bangen Herumtappen nach künstlichem Wirkungskreise und doch dabei zu keiner Ruhe, zu keiner innern Befriedigung kommen — liegt klar vor unsern Augen. Sie möchten so gern glücklich sein, und reiben sich auf in mislungenen Versuchen, denn Existenzen, die kein Sein haben, können auch nicht glücklich sein, weil es kein anderes Glück gibt als innere Befriedigung. Die, und nur die habe ich erstrebt mein Lebelang! Sie kann nur gedeihen auf dem Erdreich innerer Tüchtigkeit, denn sie ist kein Blumenkorb voll Rosen und Veilchen, den wir uns draußen auf dem Markt kaufen und nach Hause tragen, sondern sie ist ein starkee grüner Baum, der oft nicht eine einzige Blüte aufzuweisen hat, aber durch dessen Zweige die ewig erkräftigenden Lüfte des Himmels wehen."

„Weil ich nun erkannt hatte, daß keine Menschen, keine Verhältnisse, keine Um- und Zustände mir jene innere Befriedigung geben konnten, so beschloß ich, sie von mir selbst zu fodern und aus mir heraus zu arbeiten. Bei dieser Arbeit, die ich in Lust und Leid und Schmerz und Jubel und Verzagtheit und Triumph fortsetzte, entwickelte sich in mir die Überzeugung, daß sie Unsinn wäre, wenn das Individuum nicht ein heiliges Recht hätte an einer selbständigen Entwickelung, und ich vertraute diesem Recht, das mir aus allen Anordnungen der Natur entgegentrat. Damit dies Recht nicht gemisbraucht werde und in Willkür ausarte, wie du es fürchtest, wird es durch die Pflicht in Schranken gehalten, und Pflicht nenne ich das Recht eines Andern in Beziehung auf mich, welches als Wechselwirkung bald in engen, bald in weiten Kreisen durch die ganze Menschheit geht. Aber noch immer genügt das nicht, um die Eigensucht zu sänftigen, dem Recht die Starrheit, der Pflicht die Herbe zu nehmen — wenn nicht die Liebe wäre. Sie ist die ewige Versöhnerin der Menschheit, die sich unter ihrem Schirm von allen Kämpfen, Wunden und Raeben ausruht, und aus allen Verpuppungen trüber und banger Schicksale als freudiger Schmetterling auffährt. Die Liebe macht das Herz fest, klar, muthig und treu; wer diese Eigenschaften durchgängig bei fremden und eigenen Schwankungen in bittern Geduldsprüfungen, bei Sinnenfreuden wie bei Seelenmartern zu bewahren weiß; wer immer bereit ist, die Rücksicht auf fremdes Recht als hochheilige Pflicht für sich zu achten; wer in jedem Opfer nur eine Genugthuung des innerlichsten Seelendranges, nur ein Auflodern des Herzens in seinen eigenen Flammen gewahrt, und daher nicht zu geben, sondern zu empfangen meint; wer beharrlich Zuversicht, Glauben und Vertrauen aufrecht hält, ohne sich durch eine oder ein paar böse Erfahrungen irre machen zu lassen — der liebt. So liebte ich; und wer so liebt, ist selig. Diese Region liegt über derjenigen der innern Befriedigung, denn sie begreift diese in sich, und man kann aus ihr herab in diese steigen, wenn auch die Seligkeit aufhört. Wodurch sie bei mir aufgehört hat? Durch den unerhörtesten Misbeauch frevelhafter Willkür, der mich unter das Panier meines Rechts, das ich von der Natur empfangen habe, zurückschleudert, mich — die ich für alle Ewigkeit still und friedlich unter der Ägide der Liebe zu wandeln wähnte, und nie! nie! etwas Anderes begehrte. Aber der rechtmäßige Widerstand beginnt da, wo in einer liebenden und durchbildeten Seele das Bewußtsein der Entwürdigung beginnt, wo sie sich eingestehen muß: weichst du noch einen Schritt nachgiebig zurück, so liegst du im Abgrund und wirst mit Füßen getreten. Wo dieser Grenzpunkt ist, kann weder Durchschnitts-

Digitized by Google

bildung, noch Durchschnittsgesetz, noch Durchschnittssitte bestimmen, denn diese sind sämmtlich für die Allgemeinheit berechnet und eingerichtet, und diese wird nicht bis zu jenem Grenzpunkt hingedrängt; die wehrt sich und kämpft mit gleichen Waffen. Nur Einzelnen, ich will es hoffen! widerfährt das Äußerste, und da keine Regel ihrer gedacht hat, so können auch sie keiner Regel gedenken. Sie haben nur ein Forum — ihr Gewissen, und müssen mit dessen Zustimmung ihr eigenes Panier erheben und durch die blutige Schlacht des Lebens tragen. Das thue ich mit unüberwindlicher Entschiedenheit. Nicht aus Übermuth oder Leidenschaft zerbreche ich meine Pflichten; nicht für Genüsse feiner oder grober Art nehme ich meine Freiheit in Anspruch. Daß ich Alles verschmähen würde, was wie Vergeltung oder Rache aussieht, versteht sich bei meiner Denkungsart von selbst. Ich will nur meine Menschenwürde retten, und wiederum nicht vor dem Auge und nach dem Urtheil der Welt, sondern vor meinem Gewissen und unter dem Auge Gottes."

Zwei Männer haben Cornelien geliebt, der eine ist Fürst Kallenberg, der andere Doctor Brandt. Kallenberg's Charakter ist ein Typus der großen Welt; gänzlich unabhängig, bestimmt ihn nichts als der Moment, und seine Pläne sind unzuverlässig, weil das kleinste Ereigniß ihnen eine andere Richtung geben kann. Gleich im Anfang erkannte er Corneliens Werth, sah sie von ihrem Gatten vernachlässigt, sah sie trauern und baute darauf Hoffnungen, die an ihrer reinen Seele scheiterten; er blieb ihr in Freundschaft zugethan und suchte die Einsame in Zürich auf, wo er ihr Stilleben erheiterte. Als sie die Leidenschaften ahnte, die sie in ihm erregt hatte, bat sie ihn abzureisen. Doctor Brandt war der Bruder ihrer Begleiterin Dorothea; durch seinen Brief hatte Cornelia die Treulosigkeit ihres Gatten erfahren. Er, in Armuth auf niederer socialer Stellung geboren, hatte Reichthum und Rang als das Höchste im Leben erkannt; als er Cornelien wiedersah in Zürich, ergriff ihn das tiefste Mitleid, weil sie so arm war — der Fürst Kallenberg hatte sie beklagt, weil sie vereinsamt lebte. Am Krankenbette des Kindes gab der junge Arzt ihr Trost, er füllte mit seinem geistigen Gespräch die Leere ihres einsamen Lebens aus, die mit ihm verlebten Stunden waren ihr Erholungsstunden; er hatte sich ihr nöthig, ja unentbehrlich gemacht, sie ahnte seine Liebe und theilte dieselbe; das Geständniß blieb nicht aus; aber auch diesen Liebenden und Geliebten sendet sie von sich, weil „sie nicht das Bewußtsein des Rechts hat, um sich in diesem Verhältniß darauf zu stützen". Brandt hatte ein bedeutendes Vermögen von einem Onkel geerbt, unter der Bedingung, dessen uneheliche Tochter zu heirathen. Vier Wochen nach der Trennung von Cornelie ist seine Hochzeit. Als Cornelien diese Nachricht mitgetheilt wird, ruft sie aus: „Mein Herr Gott! was für Männer hast du geschaffen! sind denn Männer wirklich auch Menschen? .... und bin denn ich so unbegreiflich erbärmlich, daß ich nur erbärmlichen Männern und in erbärmlicher Weise gefallen kann!"

Aber wie sie nun einmal war, sie bebte vor keiner Entscheidung zurück. „Keiner hat mich geliebt", sagte sie entschlossen und wehmüthig; „aber ich — ich habe geliebt! mit diesem Bewußtsein kann man nicht glücklich sein — ach nein! die Blüte, der Duft, die Verklärung fehlen im Dasein .... aber die ernste Befriedigung nicht."

Der Graf Sambach kehrt blind zu seiner Gemahlin zurück und verlangt ihre Pflege, eine mühevolle und undankbare, der sie sich sanft und willig unterzieht. Er stirbt, und kurze Zeit nachher erscheint Fürst Kallenberg; nach vollendetem Trauerjahre heirathet sie ihn. Cornelie hat sich nie ein Ideal von einem Manne entworfen, sie verlangt nur einen Charakter, auf dessen Arm gestützt sie durch Lust und Leid des Lebens gehen kann, an dessen Brust sie ihr müdes Haupt mit unermeßlichem Vertrauen legen dürfe; solch einen Mann hatte sie gefunden.

Das wäre also Geschichte und Moral vorliegenden Romans. Die reiche Ausstattung an Reflexionen und gehaltvollen Gesprächen, die im Salon und am Theetisch die ganze Welt sich als Material zueignen, die Urtheile über Zeitzustände und Zeitfragen, die geistreiche Beleuchtung so mancher Erscheinungen der äußern Welt und deren Einfluß auf das Innere des Menschen, sowie tausend einzelne Züge und Aussprüche sind geeignet, entweder Widerspruch oder Beifall bei dem Leser anzuregen, und er wird vielleicht den Roman misbilligend, in seinen Principien tadelnd aus der Hand legen, aber gewiß nicht gleichgültig. 46.

Literarische Notizen aus England.

Zeitungswesen auf den Südseeinseln.

Auch auf den Südseeinseln, den zuletzt von dem kühnen Forschungs- und Unternehmungsgeist der europäischen, namentlich der germanischen Race erspähten Erdstrichen, beginnt der große Hebel der menschlichen Fortschrittsentwickelung, die Presse, das Zeitungswesen ihr gewaltiges Rüstzeug aufzurichten. Zu Honolulu auf den Sandwichinseln erscheint der „Polynesian", von dem englische Blätter rühmen, er sei „äußerst tüchtig geleitet und würde selbst der alten Welt keine Schande machen" (wahrscheinlich erscheint er censurfrei); der Herausgeber desselben äußert sich über eine andere Südseezeitung „L'Océanie française", das amtliche Blatt von Taiti, das jede Woche einmal erscheint, wie folgt: „Der Herausgeber verräth nicht geringe Gewandtheit und Unternehmungsgeist bei seinem Versuch; da ihm keine Buchdruckerpresse zur Verfügung steht, so sieht er sich gezwungen, sich des Steindrucks zu bedienen und sein Blatt ist deshalb eine «feuille autographiée», zwar nicht so leserlich wie Buchdruck, aber doch wenigstens wie gewöhnliche Schrift." In demselben Blatte wird berichtet: „Verflossenen Sonnabend schickte der Statthalter eine Anzahl Gefangene unter Bedeckung eines Zugs Soldaten und in Begleitung eines öffentlichen Ausrufers durch die Straßen, welch Letzterer an die Bevölkerung die Frage richtete, ob die Gefangenen sich gebührend aufgeführt hätten. Wie es scheint, waren sie des Ausbrechens ihrer Zähne, des Tättowirens und der Begehung anderer heidnischen Bräuche für schuldig befunden worden und die Regierung hatte zu diesem Mittel gegriffen, ihre Schande ihren Landsleuten auszustellen, eine Strafe, welche unserer Ansicht nach sich ebenso wirksam erweisen wird als Leibeszüchtigung."

Eine Geschichte und Statistik der Juden in Großbritannien.

Mehre Mitglieder der Jewish and general Literary institution haben beantragt, Materialien zu einer Geschichte und Statistik der Juden in Großbritannien von deren erstem Auftreten daselbst sammeln zu lassen. Es soll eine Summe von wenigstens jährlich 100 Pf. St. in fünf nacheinanderfolgenden Jahren aufgebracht werden. Davon ist für vier Jahre eine gewisse Summe jährlich für den Gehalt eines Gelehrten bestimmt, der diese Zeit sich ausschließlich mit der Sammlung der Materialien aus den darauf bezüglichen gedruckten Werken und Handschriften in England beschäftigen soll. Da unter den erstern auch die rabbinischen Schriften inbegriffen sind, so muß der damit zu beauftragende Gelehrte nicht nur mit dem mittelalterlichen Latein und dem normännischen Französisch, sondern auch mit dem unter dem Namen rabbinisches Hebräisch bekannten Dialekte vollkommen vertraut sein. Die so gesammelten Materialien werden auf der Literary institution hinterlegt und stehen allen Denjenigen zur Einsicht und zum Studium offen, welche sich um den Preis von 100 Pf. St. bewerben wollen, welcher am Schluß des fünften Jahres dem Verfasser des besten Werks über diesen Gegenstand zugesprochen werden wird. Fremde Gelehrte, welche sich um den Preis bewerben wollen, sollen unentgeltlich mit Abschriften besagter Materialien versehen werden. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 256. — 13. September 1845.

Die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen.

(Beschluß aus Nr. 255.)

4) Die Censur ist vielmehr eins derjenigen Hülfsmittel, dessen sich gar viel und gar gern von eben Denjenigen bedient wird, die sich herausnehmen, die Denkweise und die Wissenschaft der Menschen zu beherrschen und zu leiten. Gerade darum, weil sie hierzu taugt und weil dieser Misbrauch von ihrem Gebrauche nicht zu trennen ist, weil es ganz unmöglich ist, ihre materielle Wirksamkeit gesetzlich zu bestimmen, sondern die Individualität der Einsicht und Liberalität der Censoren formell allein über ihre Anwendung entscheidet, gehört sie in das Capitel der Willkür, die sich mit der Gesetzlichkeit nicht verträgt, ohne welche alles Recht im Staate aufhört. Dies allein schon macht sie verwerflich, was sonst immer über sie noch vorgebracht werden mag, so lange man zugestehen muß, daß kein Zweck das Mittel heilige. In dem Grade also die Bureaukratie auf Geistesbeherrschung ausgehen wird, wird sie auch die Censur handzuhaben nicht verabsäumen. Sonst aber kann man dieses Übel nicht gerade für eine Ausgeburt der Bureaukratie ausgeben; es hat ohne und mit ihr Censur gegeben, im freien Rom sogar eine Censur des Ritterstandes.

Ebenso verhält es sich 5) mit der eigenen Aufsicht und Disciplin, welche die Beamtenschaft in ihrer eigenen geschlossenen Mitte durch die Vorgesetzten über die Untergebenen ausübt. Auch dies, wozu noch die Conduitenlisten gehören, darf der Bureaukratie nicht als eigenthümliches Zubehör zur Last geschrieben werden, sondern nur so viel ist ausgemacht, daß, je geschlossener und ausgebildeter sie ist, desto schärfere Mittel werden auch diese, um damit zu züchtigen und loszulassen, zu begünstigen oder zu unterdrücken. In Absicht der Verantwortungsberichte liegt am Tage, daß jede Verantwortung meist auf eine Rechtfertigung ausgehen wird, daß ohne deren Mittheilung und allenfalls Widerlegung durch die Beschwerdeführer der richtige Stand der Sache nicht ermittelt, und daß insonderheit, wenn der Untergebene auf Geheiß oder auch nur im Sinne seines Vorgesetzten gehandelt hat, die ganze Befugniß der Beschwerdeführung zu einer eiteln Form wird. Eine rechtssichernde Ordnung für die Führung und den Gang der Beschwerden ist deshalb unter die dringenden Bedürfnisse zu rechnen, deren Abhülfe eine Masse von Wohlthaten versiegen lassen muß. Das Unrecht ferner, was durch die geheimen Conduitenlisten schon verübt worden ist, mag der Allwissende zählen. Kein geschickteres Mittel, das Wohl und Weh der Untergebenen in die Hand der Vorgesetzten zu geben, konnte ersonnen werden, folglich auch kein stärkerer Antrieb zur Gefügigkeit und Unterwürfigkeit Jener. Nur schade, daß in demselben Verhältnisse die Beamten zu Automaten werden und aufhören, sich selbst bestimmende und moralische Wesen zu sein, d. h. Menschen. Die Geheimhaltung zerstört die Glaubwürdigkeit, mithin den Werth dieser Listen von Grund aus und macht sie zu Zeugnissen der Gunst oder Ungunst. Es bedarf inzwischen weder geheimer noch öffentlicher Conduitenlisten, sondern nur allein vollständiger und öffentlicher Dienstacten, die Alles ausweisen müssen, was über die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit eines jeden Beamten zu wissen und kund geworden ist, alle Zeugnisse über seine Berufsfähigkeit, wie über gute und schlechte Auszeichnung in der Dienstführung selbst. Eines Mehren bedarf es durchaus nicht, weil von einem Jeden, der sich als geeignet zum Dienste ausgewiesen hat, die Rechtsvermuthung gelten muß, daß er im Dienste selbst auch die Ausbildung zu der zunächst höhern Stufe desselben erlange, und weil diese Vermuthung von dem Einen wie von dem Andern gilt, so weit nicht durch Thatsachen erwiesen wird, daß bei ihm im Guten oder Schlechten eine Auszeichnung stattgefunden habe, welche besondere Rücksicht erheischt. Ohne eine solche einen ältern Beamten dem jüngern hintansetzen oder den Letztern dem Erstern vorziehen, heißt die Dienstehre angreifen und verwunden. Wie das Dienstalter über den Vorrang, den Vorsitz und das Commando entscheidet, muß es auch durchaus über das Aufrücken entscheiden, wo keine öffentlichen Gründe vorliegen, einer andern Rücksicht mehr Gewicht beizulegen; denn es ist ebenso unzuverlässig, solche entscheidende Ausnahmen im Guten oder Schlimmen von dem individuellen Ausspruche eines einzelnen Vorgesetzten im Geheimen abhängig zu machen, als es ein eitles Beginnen ist, auf solche Weise die ausgezeichnetsten Beamten an die Spitze der Geschäfte zu bringen, da man doch nur Diejenigen begünstigen wird, die sich am gefälligsten zu zeigen wissen, hingegen die kräftigen, selbständigen und ehrbaren

Digitized by Google

Männer darob zurückbleiben. Überhaupt ist es ein Wahn, daß es noth thue, im Staatsdienste das Talent überall hervorzuheben, da für denselben die Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Fertigkeit der Dienstführung im Allgemeinen von weit größerm Belange sind als die Genialität oder Außerordentlichkeit, bis auf die wenigen hohen Stellen, welche auf die Gesetzgebung und Dienstregiements Einfluß haben. Für diese wird sich der Bedarf von selbst herausstellen. Wie im Felde die That allein es bezeugt, ob ein Soldat mehr oder weniger als das Gewöhnliche ist zu leisten vermag, und ohne solche Thaten keine Bevorzugung oder Zurückstellung den allgemeinen Diensteifer beeinträchtigen darf, so ist das Feld der Beamtenthätigkeit im Frieden eben der Dienst selbst; und wie dort Derjenige, dem das Geschick keine Gelegenheit zur Auszeichnung sendet, zufrieden sein muß, in seiner Reihe zu bleiben, so auch hier. Auf diese Weise wird der Staat lauter Beamte haben, die ihre Schuldigkeit zu thun beflissen sind, aber nicht darauf ausgehen, einander den Vorrang abzulaufen. Und gerade die wenigen ausgezeichneten Talente, deren er für die höchsten Stellen bedarf, werden sich auf diese Weise ihm schon bemerkbar machen, während er sie zu verlieren die höchste Gefahr läuft, wenn er sich darauf verläßt, sie durch die Conduitenlisten zu entdecken. Denn, was eine Nessel werden will, brennt bald, und es verbrennen sich daran auch die oft gar sehr ungeschickten Hände der Obern, die damit nicht umzugehen wissen und eine Menge ausgezeichneter Talente blos darum unterdrücken, weil sie ihnen in mancherlei Art lästig werden, wo nicht gar gehässig. Geht aber Alles öffentlich zu, kann nichts unbemerkt bleiben, weder das sich in der That auszeichnende Talent noch die ihm widerfahrende Behandlung, dann kann auch das Talent nicht verborgen bleiben und nicht unterdrückt werden. Wenn dann das Volk in seiner Repräsentation einen Ausschuß der Männer aus seiner Mitte hinstellt, welcher das meiste Vertrauen beiwohnt, stellt sich von selbst dadurch die Nothwendigkeit dar, daß das Beamtenthum an Sachkenntnissen und Geiste nicht nachstehen dürfe; die Nothwendigkeit des Bedürfnisses muß die Aufmerksamkeit schärfen, solche Männer ausfindig zu machen, denen eben durch den öffentlichen Verkehr die Gelegenheit geboten wird, sich bemerkbar zu machen; die Brauchbarkeit wird die Epauletten austheilen, nicht die Gunst, und das Land hat den Segen davon. Es braucht unser Verf. kein großer Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß da mancher Minister und Geheimrath nicht auf seinem Platze sich werde behaupten können. Ist das aber nicht ein überaus triftiger Grund, ein solches Ereigniß zu fürchten und abzuwehren?

6) Eine der Bureaukratie besonders beizumessende Wirkung aber ist der Widerwille, Groll und Haß, den sie im Volke gegen sich selbst, und mittelbar gegen die Regierung als deren Werkzeug erweckt und steigert, je unleidlicher dem Volksgenossen die Bevormundung fällt, unter welche sie durch jene gestellt und darin erhalten werden. Wären die Menschen Marionetten, könnten sie durch Drähte bewegt und gelenkt werden; weil sie aber Menschen sind, ist es unmöglich, ihnen das Bewußtsein der Würde ihrer Natur vorzuenthalten. „Einen erwachsenen und ausgebildeten Menschen zu bevormunden, dazu gehört beiweitem mehr Wachsamkeit und fremde Hülfe als zur Bevormundung eines Kindes. In einem Staate, dessen Einwohner sich ihrer Ausbildung und ihrer angeborenen Rechte bewußt geworden sind, ist das einzige Mittel zur Durchsetzung allein nur ein noch oben in eine Spitze auslaufendes Soldaten- und Beamtenheer. Aber wie lange kann dies aushalten? Während auf der einen Seite der Widerstand mit dem Widerwillen wächst, kann das Zwangsmittel an Tauglichkeit, ihn zu bewältigen, nur abnehmen. Die ihrer selbst mächtig werdende Vernunft kann sich nur vernünftigen Gesetzen willig unterwerfen und kann nicht anders als alle widervernünftigen verachten und zu ihrer Vernichtung auffodern; sie müßte sich selbst verleugnen, oder sie muß es vor Augen stellen, daß des Menschen eigentliche Würde in seiner Sittlichkeit, folglich in seiner moralischen Freiheit besteht, und daß diese ohne religiöse und bürgerliche Freiheit nicht zu behaupten ist; daß endlich die Freiheit nicht in Gesetzlosigkeit sich ergeht, wol aber in der Beobachtung solcher Gesetze, welche die Vernunft selbst zu beobachten vorschreibt. Wenn denn die ihren eigenen Denkgesetzen getreue Vernunft bei allen Menschen dieselbe ist und sein muß, so erkennt auch und fühlt jeder mündig gewordene Mensch, daß es dazu für ihn keines weitern Zwanges noch Vormundschaft bedarf, daß jede dennoch ausgeübte Bevormundung eine Herabwürdigung und ein Unrecht enthält, und daß er dadurch beleidigt wird. Wenn dann der Unwille darüber von Haus zu Haus anfangs schleicht, dann unverhohlen geht, wird dem Heere nicht die Besinnung kommen, daß es einen wesentlichen Theil des Volks ausmacht und in das Volk zurücktritt, und wird die ganze Schar der Unterbeamten nicht dahinter kommen, daß nicht sie, sondern allein ihre Obern die Ernte von der Aussaat aller Bevormundung einbringen und genießen? Ein Wagebalken, an dem lebendige Gewichte hängen, von denen das eine im steten Zunehmen, das andere im Abnehmen ist, kann nicht im Gleichgewichte bleiben, wie es auch nicht ungewiß ist, wohin er ausschlagen muß. Und solchergestalt beschließen wir diesen Auszug mit einigen der letzten Worte (S. 318), womit der Verf. ebenfalls endigt:

Wie ganz anders würde es im Lande mit unserer Industrie, mit unsern vielen Steuern, mit unserer Justiz, mit unserer Literatur, mit dem ganzen öffentlichen Leben stehen, wenn nicht die Bureaukratie allein, sondern auch die bei dem Allen zumeist betheiligten Staatsbürger ein zu beachtendes Wort mitzusprechen hätten! Nicht blos Dasjenige, was wir haben und nicht haben sollten, sondern auch Dasjenige, was wir nicht haben und haben könnten, kommt billig auf die Rechnung der Bureaukratie. Wie manches Unternehmen würde ins Werk gesetzt, wie manches physische und moralische Bedürfniß im Volke, ganz abgesehen von dem edeln Bedürfnisse der freien Geistesregung, würde befriedigt worden sein, wenn statt der Bevormundung und Eigenmacht der Bureaukratie die freie Kraft und Thätigkeit des Volks bei dem Staatsverwaltungsgeschäfte mit

Digitized by Google

herangezogen worden wäre, wenn die Schranken fielen, zwischen welchen — — — 43.

Die Reise des Venetianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Zum ersten Male vollständig nach der besten Ausgabe deutsch mit einem Commentar von August Bürck. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von Karl Friedrich Neumann. Leipzig, Teubner. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Für die Länder- und Völkerkunde ist in unsern Tagen ein sehr lebhaftes Interesse erwacht, ein Interesse, das sich durch alle Sphären des gebildeten Volks hindurchzieht und überall gern gesehen und treu und warm erfaßt wird. Darüber kann man sich nur freuen, und wäre es auch blos, insoweit sich darin ein Zeichen zum Fortschritte in der praktischen Volksbildung ausgeprägt hat. Denn gerade in der neu gehobenen Erdkunde, welche nicht anders als mit lichtvoller Verstandesthätigkeit gegeben und aufgenommen sein will, welche nur den klar und gründlich denkenden Geist auf die Dauer zu fesseln vermag, wird das einzelne Wissen und Können eines jeden Menschen zu einem innigen Ganzen verschmolzen, wird es praktisch gemacht für die Welt. Und dem großen gebildeten Publicum gegenüber verfolgen die Gelehrten jeden Ranges den edeln Grundsatz: Alle Wissenschaften zu einem Gemeingute aller Menschen zu machen. Das ist ein hochherziger Grundsatz, der in der Ausbildung des Volks schon Wunder gethan hat. Seine Hauptanwendung hat er bisher in den Naturwissenschaften gefunden, zu denen jetzt die Erdkunde mit gezählt wird. In dieser so schön und kräftig aufgeblühten Wissenssphäre läßt man sich am tiefsten zum Volke hinab, man gibt ihm nicht blos Resultate des Forschens, sondern geleitet dasselbe zu den Quellen hin, um ihm zu zeigen, wo und wie die Gelehrten selbst schöpfen. Das Werk des Marco Polo ist nun eine sehr geschätzte Quelle für geographische Studien über Asien, und in der vor uns liegenden Ausgabe hat Hr. Bürck den Zugang dazu sehr geschickt für Fachmänner sowol wie für bloße Freunde der Länder- und Völkerkunde geöffnet.

Der Name Bürck hat auf dem historischen Felde der populairen Erdkunde schon einen guten Klang. Er ist in den letzten Jahren oft und gern gehört worden. So war sein „Magelhaen" eine Erscheinung, die den Beifall, mit dem sie überall aufgenommen ist, vollkommen verdient; und seine „Geschichte der Entdeckungen und Reisen" hat allerdings erst den ersten Band erlebt, zeigt aber in diesem Anfange schon so viele allgemein interessante Seiten, daß es ein Werk zu werden verspricht, welches in den Bibliotheken des gebildeten großen Publicums einen Ehrenplatz würdig ausfüllen kann. Der Marco Polo, unsers Verf. diesjährige Gabe, hat nun mit den vorhin genannten Werken die ästhetische Färbung, sowie die Popularität gemein, ruht aber daneben noch tiefer und solider auf wissenschaftlichem Grund und Boden. Er gibt ebenso gut eine angenehm unterhaltende Lecture für die allgemeine Lesewelt ab, wie er den Männern von Fach gründlichen Stoff zum Nachdenken und Anregungsmittel zum Forschen darbringt. Und zur gehörigen Würdigung dieser beiden gleich vortrefflichen Eigenschaften des Buches ist auch die Beurtheilung desselben von zwei verschiedenen Seiten aufzufassen, sodaß dabei einmal solche Leser gedacht werden, denen von den Reisen des Venetianers noch nichts bekannt ist, daß dann aber auch die Gelehrten im Auge behalten werden, welche sich vorzugsweise für die kritischen Forschungen über Marco Polo interessiren.

Die Familie Polo kann man als die ersten Entdecker von ganz Asien ansehen. Ihr Verdienst um die Entdeckung dieses Welttheils übersteigt vielleicht noch das des großen, aber unglücklichen Colombo bei seiner Auffindung von Amerika. Das Wenige, was man zu ihrer Zeit durch Alexander's gewaltige Eroberungszüge, oder durch die Missionare Ascelin, Rubruquis u. A. über die asiatischen Länder und Völker in Erfahrung gebracht hatte, hält sich genau die Wage mit Dem, was zu Colombo's Zeiten schon durch die Grönländer von Amerika aufgefunden war, und was zu Ende des 14. Jahrhunderts davon erzählt und vermuthet ward, durch die mehr oder weniger auf Wahrheit beruhende Sage von einem Schiffbruch, welchen einige Italiener an der Küste einer Insel Antilia erlitten haben sollten. Die Reisen der drei venetianischen Edeln Matteo, Nicolo und Marco Polo können daher als Reisen in eine neue Welt angesehen werden. Und das vor uns liegende Werk des Marco Polo ist nicht eigentlich eine Beschreibung dieser Reisen, sondern vielmehr das länder-, völker- und naturkundliche Resultat derselben, oder noch richtiger eine Geographie von ganz Asien mit besonderer Berücksichtigung der damals noch unbekannten Länderstrecken dieses Welttheils. Was nun diese erste Beschreibung von dem neu entdeckten Asien betrifft, so ist sie in viel geschicktere und treuere Hände gerathen als die von Amerika. Hält sich auch jene nicht immer ganz rein von Aberglauben und Übertreibungen, so ist diese von den Greueln des Fanatismus, von der widerlichsten Habgier der unrechtmäßigen Eindringlinge und von dem Bekehrungsfieber der scheinheiligen Mönche so umdüstert, besudelt und verunstaltet, daß vor der schrecklichen Überfülle an Unwahrem, Unrechtem und Falschem das wirkliche Wesen des Landes und des Volkes kaum an einzelnen Stellen klar hindurchblicken kann. Das neuentdeckte Amerika blieb Jahrhunderte hindurch ein unbekanntes Land, seine wahre Entdeckung beginnt erst mit der großen ewig denkwürdigen Reise Alexander's v. Humboldt in das Herz dieses Welttheils. Asien war durch die berühmten venetianischen Reisenden gleich sehr gründlich entdeckt und sorgfältig beschrieben, aber sowol Entdeckung wie Beschreibung blieb ein halbes Jahrtausend unbeachtet und ungewürdigt im Staube der Bibliotheken liegen, oder ward höchstens zur Belustigung und Kurzweil gelesen, ohne Glauben an die zu Grunde liegende tiefe und ernste Wahrheit, wie man heutzutage Jonathan Swift's „Gulliver's travels into several remote nations of the world" zur Hand nimmt und die lieblichen Phantasiegemälde dieses „very ingenious and extraordinary man" mit dem lebhaftesten Interesse liest, obgleich man von der Unwahrheit des Ganzen überzeugt ist.

Marco Polo war 19 Jahre alt, als er sich 1259 zu einer Landreise nach Kambalu entschloß, dem heutigen Peking, damals der Hauptsitz des Großkhans Kubbai, welcher das gewaltige Reich der Mongolen, das größte Reich der Welt, beherrschte. Sein Onkel Matteo Polo und sein Vater Nicolo Polo hatten diese Reise schon einmal gemacht; ihre Erzählungen entzündeten das junge Gemüth, der Entschluß zu einer ähnlichen Reise war bald unerschütterlich festgefaßt und in kurzer Zeit hatte sich der Jüngling zu der großen Weltwanderung vorbereitet. Seine geographischen Studien stützten sich unmittelbar auf das Wahrnehmen und Nachfragen an Ort und Stelle, und das in dem glücklichen Alter, wo der Geist die wahre Reife zum Einsammeln von praktischen Kenntnissen erhalten hat. Die Mittheilung seines größtentheils auf Autopsie gegründeten Wissens hat schon hierdurch einen ungemeinen Werth, besitzt aber auch zugleich noch andere große Vorzüge vor den gewöhnlichen Reisebeschreibungen, denn einmal waren die drei Polo so sehr geachtete Günstlinge des Großkhans, daß sie in seinem Auftrage große Reisen in seinem Reiche unternehmen mußten, wodurch sie die beste Gelegenheit erhielten, die innern und äußern Verhältnisse des ganzen Landes und seiner Bewohner genau kennen zu lernen, und dann währte der Aufenthalt des Marco Polo und seiner Verwandten in Asien 24 volle Jahre. Marco Polo schrieb sein Werk als ein Mann von den mittlern vierzig Jahren, also in einem Alter, wo die Kraft des Geistes durch Erfahrung gestählt, wo die Phantasie

Digitized by Google

den jugendlichen Übermuth verloren und in gesetzter Ruhe neben dem ernsten Verstande durch das Leben wandert. Alles Dies sind sehr glückliche Umstände, sodaß man mit der größten Wahrscheinlichkeit nur Auszgezeichnetes von der Feder des kühnen Reisenden erwarten darf. Und in dieser Erwartung fühlt man sich denn auch wahrlich nicht getäuscht. Durchliest man das Buch, so steigert sich mit jeder folgenden Seite die Bewunderung über des Verf. eminentes Talent im richtigen Auffassen und Darstellen der Eigenschaften und Zustände von den Ländern und Völkern Asiens. Er bewährt sich als der feinste und zuverlässigste Beobachter in Kleinsten wie im Großen, er weiß mit feuriger Lebendigkeit und ernster Wahrheit das Leben der einzelnen Personen wie das der Städte, der Staaten und des ganzen Reiches so schön, richtig und treu zu malen, daß der Leser Augenzeuge von Allem zu sein vermeint. Und das Alles mit unglaublich wenigen Worten und mit der ungekünstelten, einfachen, ganz natürlichen Sprache. Aber das größte Lob, das dem großen Reisenden gebührt, liegt in seiner Wahrhaftigkeit, die gerade in unsern Tagen durch Männer wie Ritter, Humboldt, Klaproth, Neumann erst so recht klar ins Licht gestellt worden ist. Alexander v. Humboldt redet in seinem „Centralasien" von Marco Polo wie ein jüngerer Meister als Schüler von seinem alten Meister, er nennt ihn den „venetianischen Reisenden, welcher das Land besucht und bewunderungswürdig beschrieben hat", er bewundert als Naturforscher den richtigen Blick und die tiefe Einsicht dieses Mannes in die Verhältnisse der Natur und ihrer Wissenschaften, welche erst in unserer Zeit, also 500 Jahre später, ihre vollkommene Würdigung haben finden können. Und Karl Ritter hat in seinem unsterblichen großen Werke über Asien unsern Marco Polo als gediegene Quelle vielfach benutzt und zwar mit der größten Achtung, ja man kann wol sagen, daß der bedeutungsvolle tiefe Gehalt der Reisen des Marco Polo erst durch Ritter gehörig erkannt und gewürdigt worden ist. Beide haben auch viel Verwandtes miteinander. Was Marco Polo beschreibt, behauptet, bewundert, was er sieht und hört, faßt er als großer Denker auf, nichts stellt er allein hin, Alles ist in Verhältniß gebracht mit Bekanntem aus der Heimat oder mit schon Behandeltem aus der Fremde. Er gibt uns so eine vergleichende Erdkunde Asiens und das in meisterhafter Darstellung, als wäre sie von Ritter's Geiste durchdrungen.

Das Interessante und Bedeutungsvolle der Reisen des Marco Polo läßt sich schon daraus abnehmen, daß dieses Werk als Handschrift in vielen Bibliotheken ehrenvoll wie ein Kleinod aufbewahrt wird, daß alle gebildeten Nationen Übersetzungen davon besitzen, Commentare und Kritiken dazu geliefert haben. Unsere deutsche namhafte Übersetzung ist fast vier Jahrhunderte alt (Nürnberg 1477), daher man von ihr schon wieder eine Übersetzung veranstalten könnte, welche den Anfoderungen unserer heutigen Sprache und Wissenschaft genügte. Die Verdeutschung, welche Hr. Bürck uns geliefert hat, legt den Text von Ramusio zu Grunde. Dasselbe thun vor ihm auch schon William Marsden (London 1818), Malte-Brun (Venedig 1824), Baldelli Boni (Florenz 1827) u. A., und diese Männer haben es auch alle nicht an Kritik und Commentaren fehlen lassen. Unser Verf. gibt nun außer einem möglichst correcten Texte auch die verdeutschten Noten von Marsden, Malte-Brun, Baldelli Boni und fügt dann noch eine Menge eigene Bemerkungen sowie kritische Besprechungen von Ritter, Klaproth, d'Ohsson u. A. hinzu, sodaß das Werk dadurch auch für gelehrte Geographen, Sprachforscher und Historiker einen nicht unbedeutenden Werth erlangt hat. Dann ist aber noch ganz besonders herauszuheben, daß in gelehrter Beziehung das Werk einen Hauptgewinn erlangt hat durch die Zusätze und Verbesserungen von Karl Friedrich Neumann, der bekanntlich einer der tüchtigsten Kenner der orientalischen Sprachen und Geschichte ist, der Marco Polo's Reisen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, dieselbe mit Vorliebe studirt und seit langen Jahren Erklärungen darüber gesammelt und aufgezeichnet hat; und jene Zusätze und Verbesserungen sind eben die Früchte dieser langjährigen Studien. Diese Verbindung mit Neumann ward übrigens erst angeknüpft, als bereits ein namhafter Theil des Werks gedruckt war, daher kam es denn, daß die beiden Herren über einzelne Stellen verschieden urtheilen. Dem sei aber wie ihm wolle, die Beiträge von Neumann sind ein ungemeiner Gewinn für das Buch, zugleich aber auch ein großes Lob für die Arbeit unsers Verf., denn Professor Neumann würde seinen reichen Schatz an Forschungen über Marco Polo ihr sicher nicht vermacht haben, wenn er nicht die Überzeugung gehabt hätte, daß derselbe so in gute Hände gerathen sei.

Man sieht, das Werk unsers Verf. ist ganz dazu geschaffen, das Interesse eines sehr großen Kreises von Lesern anzuregen und für sich zu gewinnen. Ref. kann die Besprechung desselben nicht anders schließen, als dem Verf. einen Dank auszusprechen für die höchst anziehende Unterhaltung und reiche Belehrung, welche die vorliegende Schrift gewährt hat. 52.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Darstellung des Hegel'schen Systems.

Wir haben in d. Bl. bereits verschiedene Versuche, die Resultate der neuern deutschen Philosophie den Franzosen verständlich und zugänglich zu machen, angezeigt. Dieser Theil der französischen Literatur hat in jüngster Zeit eine nicht unwichtige Bereicherung erhalten. Während man in Deutschland von manchen Seiten her sich der Meinung hingibt, die Philosophie Hegel's sei überwunden, durchbrochen, abgestreift und wie sonst die Modeausdrücke noch lauten mögen, scheint es als wenn für Frankreich jetzt erst die Zeit kommen wolle, wo ein annäherndes Verständniß dieser tiefsinnigen geistigen Bewegung möglich werde. Noch ist uns indessen keine erschöpfende und nach allen Richtungen hin befriedigende Darstellung des herrlich gegliederten Hegel'schen Systems in französischer Sprache bekannt. Schieben wir die Schuld davon nicht einzig und allein auf die französische Sprache, von der man gemeint hat, sie eigne sich zur Darstellung tiefer Philosopheme nicht. Einzelne gelungene Versuche haben bewiesen, daß dem nicht so ist und daß die Sprache eines Montaigne und Pascal sich den speculativsten Ideen des Philosophen fast ebenso gut leiht als irgend ein anderes Idiom. Woran es in Frankreich gefehlt hat, das ist an einem würdigen Schüler des großen deutschen Meisters, der tief genug eingedrungen wäre in den Geist der Lehre desselben, um dieselbe seinen Landsleuten in einer genügenden Weise vorführen zu können. Mit Freude begrüßen wir deshalb das Erscheinen eines Werks, welches uns eine einfache Auseinandersetzung der Hegel'schen Lehre verspricht. Es führt den Titel „Hégel, exposition de sa doctrine", von L. Prevost. Obgleich es uns bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen ist, so haben wir doch gleich darauf aufmerksam machen wollen, weil der Name des Verfassers einen guten Klang hat und zu nicht geringen Erwartungen berechtigt. Prevost — irren wir nicht von Geburt ein Schweizer — hat sich um die Verbreitung der modernen deutschen Literatur in Frankreich vielfach verdient gemacht. Besonders verriethen einige frühere Aufsätze über verschiedene Richtungen der neuern deutschen Philosophie, daß er in seinen Studien die Entwicklung derselben mit Aufmerksamkeit verfolgt habe.

Zur Geschichte der Kaiserzeit.

Die interessanten Denkwürdigkeiten des Baron von Meneval („Napoléon et Marie Louise"), gegen deren Authenticität kein Zweifel erhoben werden kann, haben auch außerhalb Frankreichs lebhafte Theilnahme gefunden. Die deutschen Übersetzer haben keinen Mißgriff gethan, indem sie sich dieses Werks als ihres rechtmäßigen Eigenthums bemächtigten und damit nach Gutdünken umsprangen. Soeben hat der dritte Band die Presse verlassen. Derselbe steht an Interesse den beiden frühern durchaus nicht nach. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 257. — 14. September 1845.

J. F. Castelli.*)

Seit den zwei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hat in Östreich die Schule Wieland's sich festgesetzt. Auffallend ist diese Thatsache, wenn man weiß, wie man sich erzählt, daß jener Censor in Wien, welchem Wieland's „Agathon" zuerst vorgelegt wurde, denselben mit Füßen trat, ein Überzeugungseifer, der sich heutzutage so lebhaft wol nicht mehr kundgeben möchte. Dem Publicum, sowie den damaligen östreichischen Poeten sagte indeß die Wieland'sche Manier so sehr zu, daß bald Nachahmer derselben auftauchten. Zuerst kam Johann Baptist Alxinger und bearbeitete Ritterstoffe; im J. 1787 gab er „Doolin", 1791 „Bliomberis" heraus, zwei Gedichte, welche zwar ehrbarer sind als Wieland'sche Dichtungen, aber auch rücksichtlich der Darstellungsgabe weit hinter denselben zurückstehen. Der üppigen Natur Wieland's war Aloys Blumauer nahe verwandt; der Witz dieses Poeten ist oft pikant, seine Burlesken reizen manchmal zum Lachen; Vieles in seinen Sachen ist platt und ganz verfehlt. Blumauer hat eine Ader von östreichischem Volkswitz, der vor dem berliner den Vorzug der Natürlichkeit hat. Dem 19. Jahrhundert gehörten Alxinger und Blumauer nicht mehr an; in Östreich sind ihre Namen über Anastasius Grün, N. Vogl, Nikolaus Lenau, Zedlitz u. A., welche freilich einer ganz andern Richtung angehören, vergessen. Aber jene Wieland'sche Richtung hat immer noch in Östreich ihre Bekenner und Freunde. Es scheint im Charakter, namentlich des Wieners, viel Disposition für diese Aristippische Weltansicht zu liegen. Lebhaft regsames Gefühl, Streben nach bildlicher Gegenständlichkeit des Gedachten, kräftige, gesunde Sinnlichkeit, die auch der Weichheit des Gefühls ihr Recht läßt und sich selbst der Thränen nicht schämt, alle diese Elemente lassen sich in Castelli's Schriften aufweisen. Wieland schrieb zwar mit Leichtigkeit Verse, aber er behandelte die Formen mit höchster Willkür; seine Verse sind oft ein sehr schlotterndes Gewand der Gedanken. Ähnliches läßt sich auch von Castelli sagen; er macht einen ganz hübschen Vers, aber er gibt auf die Form nicht viel, das sieht man namentlich seiner Prosa an; nicht selten habe ich gefunden, daß durch diesen Mangel an Harmonie von Stoff und Form eine ganze Novelle zur Nullität hinabsinkt.

Nachdem wir so Castelli's literarische Erscheinung in ihrem Verhältniß zum großen Ganzen der Literatur bestimmt haben, geben wir eine specielle Darstellung seiner Individualität. Castelli ist mit einer gesunden Natur begabt; er hat das Glück gehabt, daß ihm in der Jugend der Verstand nicht in die spanischen Stiefeln der schulmäßigen Logik eingeschnürt ist, daß er nicht gelernt hat, die Welt durch die Brille einer Schule anzusehen. Nicht Allen ist in ihrer Jugend dies Glück geworden; Deutschland würde viel reicher an originalen Geistern sein, wenn man dem Einzelnen mehr Freiheit der natürlichen Entwickelung ließe. Castelli ist im vollen Genuß dieses Vorzuges; er hat einen glücklichen Wahrheitssinn, faßt sowol die Objecte der wirklichen Welt wie auch die Objecte der Phantasie richtig und scharf auf. So unerlaßlich dieser Vorzug zu sein scheint, so selten ist er; in dem Mangel desselben liegt der Grund, daß so viele Poesien, so viele Dramen und Romane uns kalt lassen, uns ganz und gar fremd bleiben, wenngleich die Form fehlerfrei ist.

Mit diesem Vorzuge Castelli's hängt die realistische Richtung aller seiner Productionen zusammen; er stellt menschliche Zustände, menschliche Handlungsweise, menschliche Irrthümer und Verirrungen, menschliche Freuden und Widerwärtigkeiten mit voller Schärfe und Wahrheit dar; vom Idealisiren hält er sich fern; im Gegentheil, er bewegt sich mit Geschick in der Form der Satire, jedoch diese Satire ist nicht hart, nicht bitter, nicht menschenfeindlich, nicht schmerzsüchtig; sie richtet ihre Pfeile nicht blos gegen philisterhafte Beschränktheit, sondern selbst gegen die großen Gebrechen und Verbrechen der Zeit. Wenn Castelli durch seine Satire bald erleuchtet, bald erwärmt, bald erschreckt und erschüttert, so verschmäht er — vermöge derselben realistischen Richtung — auch nicht, aufs kräftigste zu rühren. In dieser Gattung ist die Geschichte von dem deutschen Soldaten, der erschossen wird, weil er einem französischen Bauerweibe ein leinenes Sacktuch genommen hat, ein wahres Musterstück.

Ein anderes charakteristisches Merkmal, welches zugleich ein Vorzug der Castelli'schen Schriften genannt

*) J. F. Castelli's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand in strenger Auswahl. 15 Bändchen. Wien, Pichler. 1845. 16. 5 Thlr. 25 Ngr.

Digitized by Google

werden muß, ist ihre Reinheit: niemals apotheosirt er das Laster, niemals auch nur den Leichtsinn, nie die Gottlosigkeit, nie die Irreligiosität; nirgend malt er mit faunischem Sinn Lüsternheit weckende Bilder; wenn er einmal auf Geschlechtsverhältnisse kommt, so behandelt er sie mit Zartheit, mit wirklicher Naivetät; Wieland'sche und Blumauer'sche Nacktheit malt er nicht; wenn er Thorheiten der Menschen darstellt, so wählt er nur solche, unter denen das höhere Wesen des Menschen nicht zu Grunde geht; wenn er zeichnet, wie der Mensch von der Idee abweicht, so erweckt er durch seine Zeichnung niemals das Gefühl der Abneigung, des Hasses, der Verachtung der Menschheit; er läßt in seinen Darstellungen den höhern Sinn des Lebens ahnen. Man könnte mir einwerfen und sagen, Castelli gehöre ja doch zu den leichtblütigen Wienern und habe so manchen lustigen Schwank geschrieben, die in unsern letzten Sätzen ausgesprochene Ansicht über ihn, sei doch wol eine gar zu ernste. Wer das meint, der achte nur auf den Verfolg unserer Auseinandersetzung und vergleiche damit Castelli's Schriften, so wird er finden, daß wir recht haben.

Wir kommen nun ganz natürlich auf die Frage: ist denn Castelli original? oder in welcher Rücksicht dürfte er so genannt werden? Wir knüpfen die Antwort wieder an unsere obige Behauptung von der realistischen Richtung unsers Autors. In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts grassirte in Deutschland die sogenannte Genieperiode oder die Periode der Originalgenies. Damals sollte Alles original und genial sein; Genie und Original nahm man in jener Zeit für ziemlich gleichbedeutend und machte zum Kennzeichen davon das ganz Abnorme, das noch nicht Dagewesene, das Unerhörte. In diesem Sinne ist Castelli nicht original, und setzt auch gewiß keine Ehre darein, dafür gehalten zu werden. Alle die Schriftsteller, die das Originalgenieweſen forciren wollten, sind wie Seifenblasen zerplatzt; ich erinnere nur an einen Vielgenannten, den Liefländer Reinhold Lenz, der Goethe's Jugendfreund war, mit diesem rivalisirte, sogar in der Liebe zur sesenheimer Friederike rivalisirte; wenngleich Ludwig Tieck, der seine Schriften herausgegeben hat, ihn noch so sehr zu preisen sucht, so zeigt Lenz doch nur ein höchst untergeordnetes Darstellungstalent, und sein Lieblingsthema, Freigeisterei und Wollust, behandelt er oft so, daß es Ekel erregt. Ich verstehe unter Originalität: Neuheit, verbunden mit Musterhaftigkeit. Was nun die Neuheit betrifft, so hat Castelli allerdings, das ist unleugbar, manche Stoffe aus der Gegenwart und der Vergangenheit empfangen und bearbeitet — der genannte Autor ist darin höchst aufrichtig; er verschweigt seine Quellen, die theils in englischen, theils in französischen, theils in italienischen und orientalischen Novellen und Überlieferungen liegen, nicht —; aber viele seiner Stoffe hat er selbständig componirt, daß er darin oft das Rechte traf, haben wir oben bewiesen, und in dieser Beziehung ist unser Autor neu und musterhaft. Aber die Form verdient nicht immer das Prädicat der Musterhaftigkeit. Zunächst muß getadelt werden, daß unser Verf. sich der östreichischen Provinzialismen nicht entschlagen will, selbst dann nicht, wenn dieselben ganz entschiedene grammatikalische Unrichtigkeiten in Formen und Phrasen enthalten. Beispiele dazu liefert jeder Bogen der Werke. Noch mehr zu tadeln ist es, daß der Autor sich oft gar keinen Plan zur Ausführung seines Gegenstandes gemacht hat; er führt ihn aus, so wie es ihm eben aus dem flüchtigen Gedanken in die Feder fließt. Diese Nachlässigkeit geht so weit, daß der Verf. oft nicht einmal seine Gedanken zu einem befriedigenden Schluß concentrirt, wodurch denn der Übelstand eintritt, daß viele seiner Novellen einen ganz guten Anlauf nehmen, sich aber nach und nach im Sande des ordinairsten Nihilismus verlieren. Was den Stil im engern Sinn betrifft, so hat derselbe weder frappante Vorzüge noch Fehler; er hat nicht den Glanz und die Üppigkeit, die seit 1830 ungefähr modern ist, prunkt aber auch nicht mit falschen oder geborgten Steinen; er erhebt sich niemals über das Mittelmaß des Gewöhnlichen, ist aber stets seinem Gegenstande angemessen.

Aus dem Gesagten ergibt sich Folgendes: Da wir Originalität als Neuheit, verbunden mit Musterhaftigkeit, definirt haben, so läßt sich rücksichtlich der Ausführung und des Stils gegen die Musterhaftigkeit der Castelli'schen Schriften im Grunde Vieles einwenden.

Die neue Ausgabe von Castelli's sämmtlichen Werken ist nun so eingerichtet, daß in den ersten vier Bändchen die Gedichte stehen. Einige davon sind in weitern Kreisen Deutschlands besonders dadurch bekannt geworden, daß berühmte Mimen, wie Löwe, Grunert, Seydelmann, sie oftmals zu declamatorischen Vorträgen gewählt haben. Wenn wir die Gedichte Castelli's charakterisiren wollen, so müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß der Verf. den Unterschied von Poesie und Prosa sich nicht entschieden klar gemacht hat; er scheint den Unterschied, wie es früher üblich war, nur in dem Formalen, in dem Vers, zu finden; und man begreift oftmals gar nicht, welchen Grund unser Autor hatte, diese Kleinigkeit in versificirter, jene in prosaischer Form zu geben. Unter Castelli's sämmtlichen Gedichten findet sich selten eins, welches das erhöhte innere Leben eines originellen Geistes in vollendeter Form ausspricht, also im höhern Sinn des Worts ein Gedicht ist; dagegen erwähnen wir es mit Vergnügen, daß unser Autor sich mit viel Geschick und Glück auf dem Gebiet der Reflexion, des Epigramms, der Gnome, des Impromptu, der Fabel und der versificirten Erzählung bewegt.

Aus dem zuletzt Gesagten läßt sich vermuthen, daß Castelli in dem Lyrischen wenig leistet; er läßt wol einzelne, und auch reine lyrische Töne erklingen, aber eben weil sie nur einzeln angeschlagen werden, verhallen sie auch schnell; meistens fällt er aus dem Lyrischen gleich wieder in die Reflexion. Als Beleg führe ich dazu aus dem vierten Bändchen das Gedicht an „Als sie starb", ein Poëm, worin er die philisterhaften Trostgründe der Leute ganz didaktisch widerlegt, z. B.:

Digitized by Google

Ich soll ihr Glück ihr gönnen,
Daß sie nun aller Erdenbürden los.

Und:

Ich werde schon gesunden,
Heilsame Kräfte schlummern in der Zeit u. s. w.

Auch als Kriegsliederdichter lernen wir Castelli in dieser Sammlung kennen, aber zu einem Tyrtäus hat er keine Anlage; seine Kriegslieder sind nicht Geburten eines begeisterungsvollen Moments; es ist zu viel Reflexion darin, darum schlagen sie auch nicht ein; kein Componist wird sie ins Leben bringen, sie sind todtgeboren. Zum Exempel in einem Kriegsliede aus dem Jahr 1809 erinnert er an den Fall der stolzen Roma, wozu auch die Deutschen halfen, und sagt:

Einst hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verschlungen,
Da traten uns're Väter her
Und stellten muthig sich zur Wehr
Und Roma ward bezwungen.

In „Wehrmann's Trinklied" belehrt er über die Wirkung leichter und schwerer Weine und sagt:

Der Frankenwein ist leichter zwar
Als unser Wein, ihr Brüder!
Doch ist nur erst das Trinken gar (?)
Verfliegt sein Geist leicht wieder;
Doch unser österreicher Wein
Dringt feuervoll durch Mark und Bein
Und stärket alle Glieder.

Diese zwei Proben sind für das Urtheil über die Kriegslieder maßgebend; das Feuer der Begeisterung loht nicht darin; populair sind sie nicht und können es nicht werden.

Ganz vorzüglich ansprechend sind Castelli's Epigramme. Unsere deutsche Epigrammen-Literatur kann ihren Zusammenhang mit der römischen immer nicht ganz verleugnen, was um so bedauernswerther ist, da wir Deutsche wirklich Talent für diese Dichtungsart haben; unter den frühern brauche ich nur an Logau, Rist, Wernike, und unter den spätern an Kästner, Lichtenberg und Lessing zu erinnern. Es gibt zwei Gattungen von Epigrammen, das witzige und das sentimentale: das witzige geht vom Verstande aus und wirkt auf denselben, ist didaktisch, oder satirisch, oder burlesk; das sentimentale Epigramm geht vom Gefühle aus und wirkt auf das Gefühl, es ist elegisch und lyrisch. Selbst Lessing kannte diese zwei Gattungen noch nicht, und zwar, weil er sich nur an das römische Epigramm anschloß; Herder, dem auch das griechische bekannt war, hat bewiesen, daß die sentimentale Gattung besonders von den Griechen bearbeitet wurde und daß sie eine nothwendige Erzeugung der ersten ist. Herder begünstigte die sentimentale, Lessing die witzige Gattung. Herder selbst sagt darüber:

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umherfliegt und säuselt und sticht;
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Nektargebüsch duftigen Balsam mir gibt.

Man wird sich im voraus vorstellen, daß Castelli sich im sentimentalen Epigramme seltener versucht; er gibt in seinen Epigrammen lieber einen witzigen Gedanken, der durch eine frappante Wendung eine gefallende Lösung bekommt. Nicht alle Epigramme Castelli's sind neu; gar zu bekannt sind die auf die Ehelosen, auf die Ehehälfte und Eheachtel, auf den Arzt, die Trauer des Schmarotzers und andere; die meisten sind eigenthümlich, viele gnomenartig und bildlich zugleich; eine scharf ins Centrum schlagende Spitze haben alle. Die an Personen gerichteten Impromptus sind zierlich, die an Frauen gerichteten darf man mit französischem Ausdruck galant nennen. Indem wir wiederholen, daß unserm Autor diese Gattung besonders wohl gelingt, erinnern wir zugleich daran, daß auch darin seine realistische Richtung sich beweist. In dem Folgenden werden wir diese Richtung unsers Autors noch weiter nachweisen.

Dem Verf. gelingt die kleine, oftmals poetische, Erzählung und die verwandten, oft schwer zu scheidenden Gattungen sehr gut. In Einfachheit, Natürlichkeit und Naivetät kommt er oft dem unsterblichen Gellert nahe; seine Intention ist allezeit lichtvoll, sein Bild fest eingerahmt. Dies Lob verdient die Mehrzahl dieser Erzählungen; sobald aber unser Verf. fremden Vorbildern folgt, namentlich Blumauer nachahmt, wird er fade, trivial. Zu solchen trivialen Nachahmungen rechne ich: „Nettchens Aussteuer" (I, 12), „Recipe ein gutes Weib zu bekommen" (I, 63), „Ein Mädchen mit 100,000 Gulden zu verheirathen", und einige ähnliche.

(Der Beschluß folgt.)

The white slave; or, the Russian peasant girl. By the author of „Revelations of Russia". Drei Bände. London 1845.

Die „Revelations of Russia" sind so hastig übersetzt und gelesen, so viel besprochen und bekrittelt, so lebhaft gelobt und getadelt worden, daß obengenanntes Werk desselben Verf. der Beachtung um so gewisser sein kann, je enger es, wenn auch im Novellengewande, sich dem frühern anschließt. Wieder versetzt uns der Verf. in jenes fast grenzenlose Land, spielt mit seinem glänzenden Witze, schildert mit seiner gewandten Feder, entwickelt Charaktere und Kenntnisse, und ergeht sich bei alledem wahrscheinlich noch mehr als früher in Wahrheit und Dichtung. In Dichtung schon präsumtiv um der Novelle willen, obgleich diese dem Buche den wenigsten Werth gibt. Die eingewebte Liebesgeschichte ist unbedeutend und Nebensache. Hauptzweck ist Darstellung der russischen Leibeigenschaft, der russischen Politik und der russischen Civilisation — ein Gemälde voll grellster Contraste. Die Leibeigenschaft steht voran und erregt Schaudern, um so tieferes, je seltener der Mishandelte den Muth oder auch nur den Wunsch zeigt, sich aufzulehnen und frei zu machen. Hier ein Beispiel, und ein zweites in der Person des Helden.

„O mein Vater, flehte der Bauer, bei Gott dem Allmächtigen und so wahr ich selig zu werden hoffe, ich besitze nur 25 Kopeken. Es ist schwer, selbst wenn man arbeiten kann und Arbeit hat, die monatliche Steuer von 15 Rubeln aufzubringen. Ist man aber so krank gewesen wie ich, ist es unmöglich. Deshalb flehe ich um gnädige Gestundung."

„Wie, du Schuft, du Räuber, du Hund, dessen Mutter ich entehrt habe; soll ich eine Rotte Bauern dulden, die statt Geld mir Entschuldigungen bringen! Und mit dem Weichselrohre seiner troubka oder langen Pfeife hieb er den Knieenden über Kopf und Schultern. Bei dem vierten oder fünften Hiebe

Digitized by Google

flog das Rohr ihm aus der Hand. „Hol' es!" brüllte er, und kriechend holte es der unglückliche Bauer und schmiegte sich wie ein Hund, den sein Herr ihn genannt hatte. Verdoppelt fielen die Hiebe, bis das Weichselrohr in Splitter sprang; dann stieß ihm der chinovnick den schweren Stiefel ins Gesicht, setzte den Fuß auf seinen Nacken und trat seinen Kopf in den Staub."

„O mein Vater, rief der Bauer, indem er sich langsam aufrichtete und das Blut ihm aus dem Munde floß...."

Es nimmt solchen Greuelscenen den Verdacht der Übertreibung, daß der Verf. auch menschlich gesinnte Gutsherren vorführt. So der Herr des Helden, der Leibeigener ist, von jenem gut erzogen und auf Reisen geschickt wird, in Paris die Liebe eines französischen Mädchens gewinnt, einen ihm unbekannten Menschen, der in einer Loge des Opernhauses sich gegen dasselbe Ungezogenheiten erlaubt, zur Thür hinauswirft, daß er fällt und das Nasenbein bricht, und nach seiner Verheirathung nach Petersburg geht, um nicht blos seinem Wohlthäter seine Frau vorzustellen, sondern auch die versprochene Freiheit zu empfangen. Bei seiner Ankunft ist der Herr todt, Mattheus der Leibeigene des Sohnes. Folgendes die Schilderung ihres ersten Begegnens und das angedeutete zweite Beispiel:

„In Dietrich's Zimmer, sagst du? fragte der Fürst den Kammerdiener. Folge! Und so geschah es, daß der Fürst Isaakoff, die Reitpeitsche in der Hand, mit seinem Begleiter unerwartet in das Zimmer des Haushofmeisters trat. Als Blanche den Kopf hob, Mattheus sein Auge auf den Eingetretenen warf und die Blicke der Drei sich trafen, blieben alle Drei einen Moment unbeweglich, denn wie der Fürst Blanche und Mattheus, so hatten diese ihn erkannt, in ihm den Ungezogenen in der pariser Oper.... Nie während seines ganzen ereignißvollen und übersättigten Lebens hatte irgend etwas den Fürsten Ivan Isaakoff so tief ergriffen als die ihm plötzlich gebotene Möglichkeit, eine lang genährte Rache zu befriedigen... Er wußte nicht, was mit der Freude seines Herzens anzufangen. Seine todten, bleiernen Augen blieben ohne Ausdruck. Sie waren todt für jede Leidenschaft. Aber seine Haltung hatte jenes unverkennbare Gepräge vernichtender Überlegenheit und übermüthigen Triumphes, daß Blanche mit schnell wechselndem Blicke auf Mattheus, der den Kopf auf die Brust sinken lassen, instinctmäßig in ihm den Sklavengebieter, den Richter ihres Gatten sah. Wir kennen uns von früher, sagte der Fürst spöttisch zu Mattheus; tritt näher; erinnerst du dich? Und legte die Hand an seine Nase. Also Zeichen um Zeichen, schrie er und hieb jenem mit aller Kraft seines Armes quer über das Gesicht. Blanche drückte die Augen zu; in ihrer Seele war kein Zweifel, daß ihr muskelstarker Gatte den schwächlichen Fürsten packen und seinen Schädel gegen die Mauer schmettern würde.... Aber obschon der Hieb eine tiefe rothe Furche zurückgelassen hatte und das Gesicht hoch aufschwoll, stand Mattheus ruhig, mit gesenktem Kopfe und gefalteten Armen, ein demüthiger Sklave vor seinem zürnenden Gebieter."

Nebenbei entwirft der Verf. eine Skizze vom Charakter des Großfürsten Konstantin, Bruders des Kaisers Nikolaus, wofür Letzterer bei aller Ordenfreigebigkeit ihm schwerlich einen verleihen wird. Auch die Verworfenheit der russischen Aristokratie erscheint in den düstersten Farben. B.

Literarische Notizen aus Skandinavien.

Schwedische Rechtsgeschichte.

Von dem großen, für die Rechtsgeschichte der germanischen Stämme wichtigen Werke: „Corpus juris Sueo Gotorum antiqui", ist im vergangenen Jahre der sechste Band: „Codex juris Helsingici, codicis juris Smalandici pars de re ecclesiastica et juris urbici codex antiquior, cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis et indicibus nominum propriorum" (Helsinge-Lagen, Kristna-Balken af Smålands-Lagen, och Biärköa-Rätten, utgifne af D. C. J. Schlyter) erschienen. Die Herausgabe dieser umfangreichen Sammlung ward im J. 1827 begonnen, und obwol damals zwei Männer sich diesem Unternehmen unterzogen hatten, so zweifelte man doch allgemein, daß ein Menschenalter hinreichen werde, diese Aufgabe zu lösen, um so mehr als der eine dieser Mitarbeiter bald starb. Trotzdem ist Band auf Band gefolgt; 1830 erschien „Östgöta-Lagen"; 1834 „Uplands-Lagen"; 1838 „Södermanna-Lagen"; 1841 „Westmanna-Lagarne"; zuletzt obenerwähnter Band. Der Däne Kolderup-Rosenvinge, der eine ähnliche Sammlung alter dänischer Gesetze einige Jahre vor Beginn des schwedischen Werks angefangen, hat erst den fünften Band geliefert. Was nun von den alten schwedischen Gesetzen noch zurück ist, möchte an fünf bis sechs Bände umfassen; es ist Folgendes: „Gottlands-Lagen", wovon sich zwei alte Handschriften, die eine in der Originalsprache, die andere in einer alten deutschen Übersetzung, die etwas jünger, in der stockholmer Bibliothek finden; „Wisby Stads-Lag", eine alte plattdeutsch abgefaßte Handschrift, ebendaselbst; „Wisby Sjö-Rätt, gleichfalls plattdeutsch; „Skåne-Lagen", wovon Handschriften in Rouen vorhanden sein sollen; „Skånska Kyrko-Rätten", in den meisten Handschriften den schonischen Gesetzen einverleibt. Da Professor Schlyter noch in den besten Jahren steht, so hofft man, daß er das so eifrig begonnene Werk zu Ende führen wird.

Corfitz Ulfeldt und seine Zeit.

Zwei vor einiger Zeit erschienene Schriften des dänischen Historikers C. Molbech: „Om Corfitz Ulfeldt som Landsforraeder, og om hans politiske Charakter og Handlinger; med et Tillaeg om Corfitz Ulfeldts Midler og Rigdom; tilligemed en Beskrivelse over Indretningen af hans Gaard i Kiöbnhavn", und „Bidrag til Dronning Christinas, Carl Gustavs, det svenske Hofs og Corfitz Ulfeldts Historie i Aarene 1651—55, af Peder Juuls utrykte Breve af Charisius ꝛc.", sind besonders deshalb von geschichtlichem Werthe, weil sie die in neuerer Zeit gemachten Versuche, den Charakter Corfitz Ulfeldt's von den ihm anhaftenden brandmarkenden Flecken zu reinigen, in ihrer Richtigkeit darstellen. Dem dänischen Geschichtschreiber ist dies mit den geschichtlichen Thatsachen in der Hand vollkommen gelungen. Statt eines unschuldigen Opfers König Friedrich's III. und der Misgunst und Rache der Königin Sophia Amalia, als welches ihn die Demokraten Dänemarks gern darstellen möchten, erscheint er hier als eine von der schändlichsten Selbstsucht und der schamlosesten Habgier geleitete Persönlichkeit, dessen unleidlicher Übermuth und Zügellosigkeit ihn wie sein Landesverrath der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben haben. Die zweite der erwähnten Schriften ist der Auszug der Denkschriften eines Zeitgenossen, die erst jüngst von dem Herausgeber in den kopenhagener Archiven aufgefunden worden. „Ein Theil von dessen Inhalt", bemerkt Letzterer in der Einleitung, „enthält theils nur unbedeutende Hofneuigkeiten, theils seit lange bekannte Umstände; aber nicht weniger sicher ist, daß in diesem Schreiben, welches überhaupt das Gepräge eines verständigen, wohlunterrichteten und denkenden diplomatischen Berichterstatters trägt, nicht wenig neue und interessante Züge, besonders des Hofs Christinens und ihrer letzten Regierungsjahre, aufbewahrt sind." Außer vielen bisher unbekannten Anekdoten erhält man daraus neue Beweise über Christinens von Schweden Verschwendungssucht, ihre unbezähmbare Leidenschaftlichkeit und die Unzuverlässigkeit ihres Charakters. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 258. — 15. September 1845.

J. F. Castelli.

(Beschluß aus Nr. 257)

Den Ton der Legende weiß Castelli zu treffen; nur sind seine Stoffe nicht immer befriedigend, bisweilen unpoetisch. Ganz vorzüglich ansprechend sind die „Orientalischen Granaten" (I, 247—311); schon die Titel von vielen sind bezeichnend, z. B.: „Die Heilung eines Dichters", „Die glänzenden Ehemänner", „Der gesattelte Wessir"; kurz, in der ganzen Granatenschnur finden wir nicht einen unechten Stein.

Nicht so günstig urtheilen wir über Castelli's Romanzen; er verliert sich da nicht selten in eine etwas öde Breite, er weiß nicht zu concentriren, das Beiwerk schießt zu sehr ins Laub. Als Beleg zu dieser Behauptung mögen dienen die Romanzen von der Königin Johanna in drei Gesängen (III, 25 fg.).

Wir haben schon im Anfang unserer Relation gesagt, daß Castelli mit Leichtigkeit Verse schreibt. Dieses Talent verleitet ihn aber, was weiß ich Alles in Verse zu bringen; er theilt in dieser neuen Ausgabe seine versificirten historischen Anekdoten, seine Buchstabenspiele an die Bewohner von Grätz, seine Sonette auf weibliche Schönheiten, Fabeln und Sprüchwörter dutzendweise, ja sogar hundertweise, man staune, tausendweise mit. Nicht nur die Theorie fodert zu bescheidenem Zweifel an dieser abnormen Fruchtbarkeit auf, sondern wir überzeugen uns durch die Lecture, daß hier oft höchst philisterhafte, ordinaire Gedanken und Worte in Versen vorgetragen werden. Die versificirten historischen Anekdoten (III, 273 fg.) sind nicht eben bedeutend; die Buchstabenspiele an die Bewohner von Grätz sind etwas matt, es sind ihrer zwölf. Die weiblichen Schönheiten werden in zwölf Sonetten vorgeführt (IV, 160 fg.). Man muß selbst Sonette geschrieben haben, um genau zu wissen, wie schwer es ist, daß die Gedanken sowol in den zweimal vier, wie in den zweimal drei Zeilen vollständig aufgehen und sich abschließen; weil es so selten ist, daß dies Gleichgewicht in den einzelnen Theilen und der Abschluß des Ganzen ganz ungesucht, wie von selbst sich gibt, darum wird ein vollendet schönes Sonett so hoch gehalten. Die Sonette Tieck's und der Brüder Schlegel sind durch die Vollendung der Form und durch die Tiefe des Gedankens ausgezeichnet, aber sie ringen doch gewaltig mit der Sprache. Auf Tiefe des Gedankens werden diese Castelli'schen Sonette keinen Anspruch machen, einen leichten Fluß haben sie, sie sind gewidmet der anmuthigen, gelehrten, reizenden, stolzen, schmachtenden, sittsamen, mütterlichen, zierlichen, lieblichen, hohen, eiteln und strengen Schönheit. Manche der didaktischen Stellen dieses Cyklus ließen sich gründlich bestreiten und total umstoßen, z. B. heißt es (IV, 160):

Die Schönheit strebt gleich Cedern hoch zur Luft,
Die Anmuth gleicht Rosedens mildem Duft,
Die Schönheit laut gleich der Trompete lärmt,
Die Anmuth flötet lieblich durch den Wald,
Die Schönheit ist die Sonne, welche strahlt,
Die Anmuth ist die Sonne, welche wärmt.

An andern Stellen scheint mir der Sonettendichter höchst prosaisch zu werden, z. B. wenn er (IV, 161) der reizenden Schönen sagt:

Unselig Feuer! Unbesonnen Wagen!
Das nur von des Kokythus Flammen stammt,
Unbändig, aber niemals lange flammt,
Der du es fühlst, wie muß ich dich beklagen!
Erloschen ist es bald und aus den Kohlen
Kannst du die mitverbrannte Ruh' nicht holen!

Das zweite Bändchen hat einen Anhang von 100 vierversigen Fabeln. Im J. 1821 erschien in Paris „Fables de quatre vers chacune", von E. L. Mollevant; diese epigrammatischen Fabeln dienten Hrn. Castelli zum Vorbilde; 50 hat er selbst componirt, in Mollevant's Manier, 50 aus dessen Buch übersetzt, und ich meine, seine Leistung verdient Beifall.

Im vierten Bändchen finden sich 1000 Sprüchwörter in Reime gebracht, zur bessern Übersicht alphabetisch rubricirt; eine nicht übel gelungene Arbeit. Indem wir namentlich diese letzterwähnten massenhaften Versleistungen ansahen, wurde uns klar, was wir schon bei vielen andern seiner Sachen dunkel gedacht hatten, daß ein Autor doch vor allen Dingen einer strengen Selbstkritik sich befleißigen muß. Selbstkritik und also Selbstkenntniß ist freilich schwer; die Alten meinten, daß es die Aufgabe für ein ganzes Leben sei; jeder Autor soll sich mit Fleiß darum bemühen. Nicht Alles, was man schreibt, ist doch gleich gut. Ich meine, der müßte ein sehr armer Geist sein, der nicht die Überzeugung hätte, daß er selbst manches Gute, was er geleistet hat, noch über-

Digitized by Google

treffen könne, daß ein glücklicher Gedanke einen noch glücklichern wecken werde. Selbst wenn man eine „vollständige Ausgabe letzter Hand" veranstaltet, und wenn der Buchhändler auch noch so dringend verlangt, daß man Alles wieder drucken lasse, damit das Werk recht bändereich werde, so sollte man doch nicht so schwach sein ihm nachzugeben, selbst wenn man die Gutmüthigkeit eines Östreichers besitzt. Durch eine solche Strenge gegen sich selbst wird ja der Werth der ganzen Sammlung erhöht und ihre Dauer gesichert.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalt der folgenden Bändchen. Das fünfte bis neunte Bändchen enthält die gesammelten Novellen und Erzählungen. Die Novelle ist ausländischer Herkunft. In Deutschland schreibt man Novellen erst seit einer genauern Bekanntschaft mit den spanischen und italienischen Novellen des Cervantes und Boccaccio; die sogenannten Romantiker haben diese Bekanntschaft vermittelt und zugleich durch Novellenschreiben sich bekannt gemacht. Die Novelle ist vorherrschend auf das Begebenheitliche gerichtet und auf momentane Wirkung gestellt; es wird darin ein interessanter Charakter in einen wichtigen Moment, in eine pikante Situation, in ein merkwürdiges Schicksal, in ein eigenthümliches Verhältniß, in ein wichtiges Ereigniß verflochten; die Composition verlangt Leichtigkeit und Natürlichkeit. Dieselben Eigenschaften fodert auch die Erzählung; aber ich bestimme den Unterschied zwischen Novelle und Erzählung so, daß die Erzählung eine einfachere Verwickelung, einen einfachern Plan hat als die Novelle. Charakterentwickelung, reich gegliederte Durchführung eines Charakters, dazu hat weder Novelle noch Erzählung Raum; Novelle und Erzählung, beide gehen nicht in die Tiefe, darum sind sie auch in unserer Zeit so beliebt. Man hat in Deutschland immer gerühmt, daß Tieck die Novelle erst recht ausgebildet habe; indeß das spricht man nur seinen Freunden nach; er hat in seinen Erzählungen und Novellen das Begebenheitliche zurückgedrängt und das Raisonnement vorherrschen lassen, oft so sehr, daß die ganze sogenannte Novelle in nichts als die breiteste Conversation sich verläuft. Und auch diese Conversation hat große Mängel, insonderheit den, daß die Sprechenden gar nicht scharf individualisirt sind; alle Landräthe, alle Barone und Baronessen, alle Damen und Mädchen sprechen wie Tieck selbst. Die Novelle steht in näherer Verwandtschaft mit dem Drama als die Meisten sich vorstellen; durch Raisonnement wird sowol die Novelle wie das Drama zerstört.

Die oft unverständig gelobte Tieck'sche Novellenmanier hat die verrufenen Tendenznovellen, welche zwischen 1830 — 40 stark grassirten, hervorgerufen. Jetzt scheint diese Epidemie einigermaßen vorüber zu sein; sie trug den Todeskeim in sich, und es war lächerlich, daß Steffens von einigen, und ich glaube hohen Seiten aufgefodert wurde, die Tendenznovellen durch eine neue Tendenznovelle zu bekämpfen; er schrieb mit dieser Intention seine „Revolution" und fiel total damit durch. Castelli schreibt wirkliche Novellen, d. h. neue Kleinigkeiten, oder kleine Neuigkeiten, leicht hingeworfen, nicht sorgfältig ausgearbeitet, meistens heiter, auch manchmal sentimental und tragisch, immer lesbar und unterhaltend. Als besonders ansprechend dürfen wir bezeichnen: „Das blaue Sacktuch" (V, 314), „Lieber sterben" (VIII, 129), „Canova's Jugendliebe" (VI, 145), „Das Parkgitter" (VI, 176), „Oberst Chabert" (V, 59), „Der Unbekannte" (VI, 91), „Der erste und letzte Kuß" (V, 303), „Der Spottname" (VII, 252), „Die Ohrgehänge" (IX, 296), „Einäugig und hinkend" (IX, 40), „Der Ehemann, der alle mögliche Sorgfalt für seine Frau hat" (IX, 313).

Bisweilen versucht sich der Verf. auch im Satirischen. Da zeichne ich vor Allen aus „Der Dichter, Traum eines griechischen Philosophen" (V, 115). Mit diesem Capriccio trifft Castelli die modernen Dichter, namentlich die Dramendichter, in den Mittelpunkt ihrer Schwäche. Der Dichter wird erzählend eingeführt und gibt eine Entwickelung aller Vorzüge seines neuesten Dramas. Es umfaßt einen Zeitraum von 80 Jahren, der Held ist natürlicherweise ein Prinz; in der ersten Scene beißt dieser Prinz seiner Kindswärterin die Brust blutig, zu Ende des zweiten Acts schändet er seine Schwester, zu Anfang des dritten vergiftet er seine Mutter, im vierten Act läßt er eifersüchtige Hofdamen köpfen und zwingt deren Verwandte, die Leichname zu umtanzen. Im fünften Act wird endlich der Prinz bestraft: die Schatten seiner Opfer erscheinen ihm um Mitternacht und sagen ihm Grobheiten; man sieht, wie er sich im Bette herumwälzt, aufspringt, Feuer in seinen Palast wirft und mit den Seinen ein Fraß der Flammen wird. Der junge Dichter erzählt weiter, daß sein Werk durch Cabale zu Grunde gerichtet sei; aber er habe sich durch sein Talent die Gunst eines Weinhändlers gewonnen, der publicire seine andern Trauerspiele unter seiner Weinhändlerfirma und stehe im Begriff, ihm seine Tochter zur Frau zu geben.

An diese Novellensammlung schließen sich im zehnten Bändchen „Wiener Lebensbilder", welche das kleinbürgerliche Leben dieser Hauptstadt treu und in pikanten Zügen darstellen. Fast jede Nummer dieses Bändchens bietet amusante Unterhaltung; vor allen zeichne ich aus: „Die Stellwagen", „Der Damenarzt", „Alt- und Neu-Wien", „Wohnungschau", „Der Kritiker auf dem Lande", „Die Wohnung zu ebener Erde". In dieser Art Genremalerei ist Castelli ausgezeichnet; der Ton ist lebensfroh, gemüthlich, streng sittlich.

Das elfte Bändchen enthält Gedichte in niederöstreichischer Mundart. Castelli hat sich mit diesen Versuchen, wie er sie genannt wissen will, an Hebel angeschlossen. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Sprache und des Verstons hat er glücklich überwunden; er liefert Hexameter, Alexandriner, jambische und daktylische Verse, und zwar gute; wir finden sowol Lieder im engern Sinn als Elegien, und alle Arten didaktischer und beschreibender Gedichte. In allen diesen Sachen und Sächelchen begegnet uns der einfache, gerade, natürliche Sinn Castelli's, ein unverdorbenes Gemüth, gesunde, heitere Le-

Digitized by Google

bensanschauung. Daß diese Gedichte überall, wo man sie kennt, großen Beifall finden, scheint ihre Vorzüglichkeit zu verdienen. Der Autor gibt dem Unkundigen eine kleine Grammatik und ein Idiotikon als dankenswerthe Zugabe.

Die folgenden zwei Bändchen enthalten das Theater. Als dramatischer Dichter versucht sich Castelli am häufigsten in der Gattung des leichten anekdotischen Lustspiels. Die Form gelingt ihm; schon in seinen Novellen fanden wir Hinneigung zum Dramatischen. Im Allgemeinen darf man sagen, er stellt mit Kotzebue'scher Leichtigkeit seine Personen und Situationen zusammen; Kotzebue'sche Frivolitäten findet man freilich bei ihm nicht. So wie in den meisten andern Schriften bricht Castelli auch hier keine neue Bahn; die dramatische Dichtung macht durch ihn keinen Fortschritt; wenn neueste dramatische Dichter und ihre Agenten rühmen, daß jetzt ein ganz neuer Dialog, oder Trauerspiele mit lustspielartigen Anfängen erfunden seien, so hat Castelli den Vorzug, daß er wenigstens nach keinem so precairen Ruhme ringt. Castelli hebt sich in seinen kleinen dramatischen Sachen nicht über das Mittelmaß hinaus; das Prädicat, das man denselben zugestehen darf, ist „unterhaltend". Dieses Urtheil scheint nicht sehr günstig zu sein; es wird aber zu einem Lobe, wenn man die ungeheure Masse der dramatischen Versuche, welche totale Misgeburten und im höchsten Grade langweilig sind, einigermaßen kennt.

Es war uns höchst interessant, in dieser Sammlung auch zwei dramatisirte Satiren zu finden. Die eine heißt: „Der Schicksalstrumpf, Tragikomödie in zwei Acten", an deren Ausarbeitung Herr Aloys Jeitteles einigen Theil hat; die andere: „Roderich und Kunigunde, oder der Eremit vom Berge Prazzo, oder die Windmühle auf der Westseite, oder die triumphirende Unschuld, ein dramatisches Gallimathias als Parodie alter Rettungskomödien". Durch diese beiden satirischen Komödien wurden wir an die Tieck'schen Lustspiele erinnert; erinnert, sage ich, denn eine große Verschiedenheit findet statt. Es hat einmal Jemand, und nicht mit Unrecht, von Tieck gesagt, er gleiche in seinen Komödien und Märchen jener Kammerzofe, welche auf der Toilette ihrer Dame ein verjüngendes Lebenselixir fand, es bis auf den letzten Tropfen austrank und dadurch jünger und immer jünger wurde, bis sie zuletzt wieder ein kleines Kind war; ähnlich verfuhr Tieck mit dem Born der Romantik. Und wenn Tieck, wie es damals in der Schlegel'schen Schule Mode war, sich über Schiller's drei Katechismen der Freiheit: „Die Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe" lustig macht in seinem „Gestiefelten Kater", so hätten wenigstens nach unserer Ansicht diese Witze nicht noch einmal von der Bühne herab ertönen sollen.

In diesen Ausstellungen an den Tieck'schen Komödien liegen die Vorzüge der zwei Castelli'schen satirischen Lustspiele; der erste ist: Castelli ist nicht kindisch, der zweite: Castelli zieht nicht gegen werthvolle Producte zu Felde, sondern gegen den Schlendrian, gegen den Unsinn, gegen die Zusammenhangslosigkeit, gegen das Verschnittene mancher Bühnenstücke. Man sehe z. B. einmal auf dem berliner Hoftheater den „Hamlet", was das für eine Mixtur geworden ist, es hängt aneinander wie Öl und Wasser. Ferner geißelt Castelli den Ungeschmack des Publicums, welches oft den miserabelsten Absurditäten entgegenjubelt und sich von dem jämmerlichsten fadesten Zeuge im Schauspielhause halten läßt, statt den ganzen dramatischen oder undramatischen Bettel in großen Verruf zu erklären, wie Studenten einen malhonneten Philister. Castelli scheint mir alle die genannten Dummheiten und Inconsequenzen theils direct theils indirect verdientermaßen trefflich gegeißelt zu haben.

Wir kommen nun zu den zwei letzten, dem vierzehnten und funfzehnten Bändchen. Diese enthalten wieder Novellen und Gedichte, gehören also nicht mehr an diese Stelle, sondern hätten in die frühern Bändchen vertheilt werden sollen; so viel Systematik hätten die Käufer des Werks denn doch wol verlangen dürfen. Das Urtheil, was wir oben über Castelli's Gedichte und Novellen aufgestellt haben, findet durch den Inhalt dieser zwei Bändchen seine Bestätigung. Eine höchst willkommene Zugabe ist Castelli's Portrait vor dem letzten Bändchen dieser Gesammtausgabe. Indem Ref. das Bild betrachtet und den Inhalt seiner kritischen Relation sich vergegenwärtigt, befestigt sich in ihm die Überzeugung, die Charakteristik Castelli's nicht verfehlt zu haben. 25.

Adolf Freiherr Knigge. Von Karl Gödeke. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Ungefähr gleichzeitig mit vorgenannter Lebensbeschreibung Knigge's erschien in dem neuesten Jahrgange von Prutz's „Literarhistorischem Taschenbuch" ein Aufsatz von A. Beck, „Über Knigge", dessen Verfasser dabei noch keine Kenntniß von Hrn. Gödeke's Unternehmen gehabt zu haben scheint. Dennoch ergänzen sich beide Arbeiten sehr gut. Hr. Gödeke gibt eine rein objectiv, so objectiv als irgend möglich gehaltene Schilderung von Knigge's äußerm Leben, Hr. Beck fügt die dort ganz fehlende literarhistorische Würdigung Knigge's hinzu. Letzterer Aufsatz, ganz mit der Frische, Lebendigkeit und Gesinnungstüchtigkeit geschrieben, die ich schon früher in d. Bl. an desselben Verfassers Arbeit über Schlözer zu rühmen hatte, gibt nun aber, freilich ohne es geradezu auszusprechen, den deutlichsten Beweis, daß Knigge nicht der Mann und Schriftsteller ist, der heute noch zum Gegenstand einer Schrift von fast 200 Seiten gemacht zu werden verdiente, und damit ist allerdings im Grunde schon das unerfreuliche Urtheil gesprochen, daß Hr. Gödeke ein überflüssiges Buch in die Welt geschickt habe. Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß Hr. Gödeke sein Buch mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abgefaßt hat, aber er hat diese schönen Eigenschaften eben an einen durchaus undankbaren Stoff verschwendet. Hr. Beck sagt sehr richtig am Schlusse seines Aufsatzes: „Von einem literarhistorischen Einflusse, den Knigge geübt hätte, kann weiter nicht die Rede sein. Er wurde gelesen und wird auch ferner gelesen werden: aber eine Spur hinterläßt er schwerlich." Wozu also eine Biographie, die gar weiter nichts thut, als die ganze Erbärmlichkeit des Mannes des weiten und breiten auseinandersetzen? Ganz anders würden wir dies Buch begrüßen können, wenn es Hrn. Gödeke gefallen hätte, in Knigge den hervortretenden Repräsentanten seiner Zeit zu schildern, wenn er gezeigt hätte, wie sein Held als ei-

Digitized by Google

ner unter vielen gleichen zuerst den bequemen Weg des Hofjunkerthums an den weiland deutschen Duodezstaaten einschlägt, wie er dann theils aus Eitelkeit, theils aus Langweile an den Ordensspielereien Theil nahm, bei denen sich wol die Meisten gar nichts dachten, einige Wenige aber den gutmüthigen Einfall hatten, den Jesuitismus mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen; wie Knigge dabei sein bischen Hab und Gut zuletzt und zu spät merkt, daß seiner Eitelkeit hier wenig Genüge geschehen werde; unterdessen aber hatte sich in Deutschland Manches geändert, die Schriftstellerei war nicht nur einträglich, sondern sogar ehrenvoll geworden, und so sah denn der hannoversche Freiherr keinen Grund mehr, der ihn abhielt, seiner Eitelkeit und seinen Finanzen zugleich auf diesem Wege zu Hülfe zu kommen. So aufgefaßt und durch den Hinblick auf die gesammten Zeitverhältnisse belebt, könnte eine Biographie Knigge's einen Werth bekommen, den sie in der nur fleißigen Weise des Hrn. Gödeke nicht hat. Freilich darf ich nicht verschweigen, daß der Verf. in der Vorrede gerade diesen unersprießlichen Standpunkt als einen absichtlich gewählten bezeichnet. Darin sehe ich aber keine Rechtfertigung: wo es sich blos um statistische Notizen handelt, da ist diese Art zu arbeiten sehr an ihrer Stelle, und es hat deshalb Hrn. Gödeke's Sammlung „Deutschlands Dichter von 1813—43" wohlverdienten Beifall gefunden; eine Biographie aber will und soll einen Menschen schildern als lebendiges Wesen, das in und mit seiner Zeit lebt, folglich darf er auch nicht so dargestellt werden, daß man ihn von allen andern Verhältnissen möglichst isolirt und als ein absolut für sich bestehendes Wesen schildert. Dies aber hat Hr. Gödeke gethan: er nennt ja wol die Personen, mit denen Knigge in Berührung gestanden, aber sie erscheinen nirgend als lebende und wirkende Gestalten, sondern eben nur als todte Namen, während es nicht schwer gewesen sein dürfte, aus dem vorhandenen Stoffe ein für Sitten- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sehr interessantes Zeitgemälde zu machen; freilich hätten dann einzelne Partien, z. B. das Leben an den kleinen Höfen, das Rosenkreuzerthum u. dgl. m., im Detail gezeichnet werden und Knigge selbst nur als Träger, nicht als Hauptperson der Darstellung erscheinen müssen.

47.

Literarische Notiz.

Bernadotte's Geschichte.

Als Nachlese zu den verschiedenen historischen Werken über das vielbewegte Leben des letztverstorbenen Königs von Schweden erwähnen wir die „Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean, roi de Suède". Der Verf., Sarrans jun., ist als Journalist und Historiker moderner Zustände nicht unbekannt. Seiner Farbe nach ist er Radicaler, und die Lebhaftigkeit seiner Feder hat ihn bereits mehre Male mit der Regierung in Conflict gebracht. In allen seinen Werken läßt er gern das nationale Element in den Vordergrund treten. Dieser Ton klingt auch in seinem letzten Werke durch.

17.

Bibliographie.

Auffenberg, J. Freih. v., Schauspiele und dramatische Dichtungen. Acht Bände. Siegen, Friedrich. Gr. 16. 4 Thlr. 15 Ngr.

Barthold, F. W., Geschichte von Rügen und Pommern. 4ter Theil. 2ter Band.: Von der Rückkehr Bogislav's X. vom heiligen Grabe (1498) bis zum Tode des letzten Herzogs von Pommern im Jahre 1637. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Bastardbrüder oder Geheimnisse von Altenburg. Roman. Aus dem Nachlaß eines Criminalbeamten. Zwei Theile. Altenburg, Helbig. 8. 1 Thlr.

Bauer, B., Deutschland und die französische Revolution. 3te Abtheilung: Die Politik der Revolution vom Baseler Frieden bis zum Rastadter Congreß. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blanc, L., Geschichte der zehn Jahre 1830—1840. Deutsch herausgegeben von T. Cramer. 1ster Band: Julirevolution. Nürnberg, Cramer. Gr. 8. 16 Ngr.

Botenlauben. Geschichte und Gedichte des Minnesängers *Otto von Botenlauben*, Grafen von Henneberg. Mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Bearbeitet und herausgegeben von *L. Bechstein*. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 12 Thlr.

Corallo oder die schrecklichen Geheimnisse im Moliser Thale. Eine fürchterliche Räubergeschichte. Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. 2te Auflage. Expedition des Journals für Leihbibliothekare. 8. 1 Thlr.

Deffauer, J. H., Geschichte der Israeliten, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte derselben. Von Alexander dem Großen bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach den besten vorhandnen Quellen bearbeitet. Erlangen, Palm. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Das Evangelium Johannis und die neueste Hypothese über seine Entstehung. Ein Beitrag zur Kritik der Evangelien. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Flinzer, M., Die Geusen, oder Fanatismus und Liebe. Historisch-romantisches Gemälde aus den Tagen der niederländischen Befreiungskämpfe im sechszehnten Jahrhundert. Zwei Bände. Altenburg, Helbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Franz, Agnes, Literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Julie v. Großmann. 4ter Band: Agnes Franz' Leben und brieflicher Nachlaß. Berlin, v. Puttkammer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Freemantle, H., Maria Mancini. Aus den Jugendtagen Ludwig XIV. Historischer Roman. Nach dem Englischen von G. Hesekiel. Drei Theile. Altenburg, Helbig. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Gufeck, B. v., Wildfeuer. Novellen. Zwei Bände. Berlin, v. Puttkammer. 8. 3 Thlr.

Hermes, K. H., Blicke aus der Zeit in die Zeit. Randbemerkungen zu der Tagesgeschichte der letzten 25 Jahre. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 8 Ngr.

Hesekiel, G., Die Tochter des Frömmlers. Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, C. F., Wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Theile. Dresden, Arnold. Gr. 12. 2 Thlr.

Q. Horatius Flaccus sämmtliche Gedichte, in der Versart des Originals übersetzt von K. G. Neumann. Mit gegenüberstehendem Urtext. Trier, Troschel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hurter, F., Der Wiedergeborene durch sich selbst und seine Gegner geschildert. Vom Verfasser der „Geschichte des philosophischen und revolutionären Jahrhunderts." Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Ida. Vom Herzen. Bilder des Lebens. Berlin, Bethge. 12. 1 Thlr.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1846. 12ter Jahrgang. Berlin, v. Puttkammer. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müll, E. van der, Andeutungen über die kunstgemäße Beziehung des Ornamentes zur rohen Form. Wien. 8. 7½ Ngr.

Rettberg, F. W., Kirchengeschichte Deutschlands. 1sten Bandes 1ste Lieferung, die Römerzeit enthaltend. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Verhandlungen der 7ten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden am 1.—4. October 1844. Dresden, Arnold. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 259. — 16. September 1845.

Reiseliteratur über England.

Erster Artikel.

1. Reisen in Schottland. Von J. G. Kohl. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Reisen in England und Wales. Von J. G. Kohl. Drei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 6 Thlr.

Überblicken wir die erstaunende Menge Dessen, was in Brief- und Berichtform in jüngerer Zeit über England veröffentlicht worden ist, so muß sich der Gedanke aufdrängen, daß dies Thema erschöpft sei und eine fernere Behandlung desselben nur schon Berichtetes wiederholen könne. Allein die Eigenthümlichkeiten des englischen Staatslebens und die Abweichungen im Charakter der englischen Gesellschaft, die wissenswürdigen Bezüge seiner Industrie und seines Welthandels sind so groß und mannichfaltig, daß für jeden Nachfolgenden stets noch eine reiche Nachlese übrig bleibt; besonders aber wenn ein Beobachter von so viel Geist und Schärfe wie der Verf. ist sich dieser Arbeit unterzieht. Gewiß ist, daß die Einförmigkeit Frankreichs, obwol seinem englischen Antipoden im Areal fast um das Doppelte überlegen, durch die Hälfte der Berichte, welche über England geliefert wurden, erschöpft und völlig abgethan wäre, während sowol das Staats- wie das Volksleben Englands noch immer vielerlei Ausstrahlungen darbietet, die zu erörtern sind und die ein Interesse der Forschung und Untersuchung geltend machen. Es wäre in der That der Mühe werth, die letzten Gründe dieses zu Tage liegenden Unterschiedes zwischen Frankreich und England offen zu legen und wir wären begierig, einen so bewährten Beobachter wie der Verf. dieser Berichte ist darüber zu vernehmen. Die politische Geschichte der Völker reicht zu dieser Erklärung nicht hin; denn da die Geschichte selbst nichts Zufälliges ist, sondern wiederum ihre letzten Gründe in geistigen und innern Nothwendigkeiten hat, so wäre eine solche Erklärung der Erscheinung nichts als eine petitio principii. Das Phänomen — hier der größtmöglichen Übereinstimmung und Einförmigkeit, dort der möglichst großen Singularität und Selbstbestimmung im Individuellen — muß aus geistigen Bedingungen und unmateriellen Nothwendigkeiten zu erklären sein, oder es bleibt eben unerklärt. Der völlig gleichmäßige Schliff des französischen Volksgeistes gegenüber dem Facettenreichthum des englischen Nationalwesens wäre eine würdige Preisaufgabe für eine historische Akademie.

Wir haben den bewunderungswürdig thätigen Reisenden, der uns hier beschäftige, zuletzt in Irland gesehen, über welches Land er einen ungemein reichen und belehrenden Bericht erstattet hat.*) Wir finden ihn zunächst in Schottland wieder, in der gepriesenen Heimat aller Romantik; unter einem Volke, das seit seiner Vereinigung mit England alle Bahnen der Cultur mit ungemeinem Eifer und mit entschiedenem Glück verfolgt; das, obgleich kaum zahlreicher als die Bevölkerung, welche man von der Höhe der Paulskirche herab überblickt, in Handel und Industrie mit den Städten Englands wetteifert; das sich im Ackerbau und in der Landcultur über England erhebt und in den geistigen und literarischen Bestrebungen, in Volksbildung und Kunst weit über die ältere Schwester emporgeschwungen hat; daneben aber in seinen Bergwüsten eine Kindlichkeit und eine romantische Färbung des Volksgeistes behauptet hat, die in England und Irland längst verschwunden sind. In einem solchen Lande muß der Verf., welcher selbst in Rußland anziehend zu sein verstand, ein verdoppeltes Interesse in Anspruch nehmen, und in der That läßt er nichts von dem Reize fallen, der seine irländische Reise auszeichnete; vielmehr fügt er derselben noch neue hinzu, wie die Abschnitte Edinburg, Sterling und seine Umreisung der hochschottischen Seen genügend darthut. Ein flüchtiger Überblick seiner Beobachtungen muß uns hier genügen.

Der Reisende kommt von Belfast in Irland und steuert den Frith of Clyde aufwärts nach Glasgow hin. Da, wo das Salzwasser endet, hat der Fluß noch zwei bis drei Meilen Breite; bei Glasgow ist er indeß schmäler als die Seine in Paris. Die schöne Flußfahrt, Nachts durch eine wahre Leuchtthurm-Illumination belebt, hat ihren Höhenpunkt bei Dumbarton, das die Ausmündung der Gewässer des Loch-Lommond in die Clyde überwacht und eine herrliche Felsscenerie darbietet. Von hier ab lagert sich Nebel über Fluß und Land, und geht endlich in den Qualm von Glasgow über, das mit seinen

*) Vergl. unsere Mittheilungen hierüber in Nr. 1—3 und Nr. 183—185 d. Bl. f. 1844. D. Red.

Digitized by Google

chemischen Werken sein ganzes Umland ungesund macht. Aus diesem Dunste ragt, als Glasgows Wahrzeichen, der 450 Fuß hohe Schornstein, Tennants Stalk, ein neuer strasburger Münster, riesenhaft hervor. Obgleich die Namensunterschiede der Clans viel an ihrer Bedeutung verloren haben, so ist die Bereitung der Clan-Tartans, jener bekannten gewürfelten Kleiderstoffe, doch noch dergestalt ein wichtiger Manufacturzweig Glasgows, daß es hier Verkaufsmagazine mit 200 Dienern gibt, unglaubliche Massen von Murray-Tartans, Robroy und Stewartkleidern ausbietend. Hiernächst blüht die Stickerei in Glasgow in solcher Art, daß das einzige Campbell'sche Etablissement für mehr als drei Millionen Thaler solcher Waare im J. 1834 umsetzte. Der größte Theil von Glasgow, das jetzt 282,000 Einwohner zählt, ist eine neue Stadt; das alte Glasgow concentrirt sich um die Nekropolis und die Kathedrale, welche ihrerseits die gothische sowie die Börse mit ihrem Säulenreichthum die griechische Architektur würdig repräsentiren. Das Hunter'sche Museum und die Universität, wo Watt, der Erfinder der Dampfmaschinen, lehrte, beschäftigen den Reisenden lange. Wie beinahe in allen Städten Englands die höchste obrigkeitliche Person einen andern Titel führt, in London und York: Mayor; in Glasgow und Aberdeen: Provost; in Belfast und andern Orten: Sovereign u. s. w. heißt: so haben auch die Rectoren der britischen Universitäten überall individuelle Namen und Stellungen. Der „Prineipal" von Glasgow wird von den Professoren und Studenten gewählt; vor einigen Jahren war Robert Peel diese populaire Person, jetzt ist es ein entschiedener Whig, wie denn ganz Schottland wesentlich whiggistisch und daher in Opposition gegen das bestehende Gouvernement ist. Auch an der Universität zu Glasgow, obwol sie nicht wie Oxford und Cambridge mit der Hochkirche zusammenhängt, vielmehr Mitglieder aller Confessionen zuläßt, herrscht eine so engherzige, durch Censoren ausgeübte Disciplin, daß sie ein deutscher Student unerträglich finden würde, und der Verf. knüpft daran die Bemerkung, wie es seltsam und lehrreich sei, daß aus den so gegängelten englischen Studenten später so freisinnige Oppositionsmänner hervorgingen, während die freiheitliebende deutsche Studentenwelt so gehorsame und unterwürfige Bürger erziehe. Humanity, d. h. alte Literatur, besonders abtr Latein — denn das Griechische wird in England mit wenig Ernst verfolgt — blüht auch hier, die Lehrstühle der praktischen Wissenschaften aber sind alle moderner Stiftung. Die Zahl der Studenten ist jetzt von 1600 auf 1000 herabgesunken, meist presbyterianische Irländer. Auch Glasgow hat sein prachtvolles Westend, wie London und viele andere Städte Englands, denn die herrschenden Westwinde machen die westlichen Theile der großen Städte überall zu den heitersten und lichtesten. Merkwürdig ist der große, 110 Fuß breite Aldinkanal, quer durch das Niederland von Schottland beide Meere verbindend, der, da er höher liegt als Glasgow, das sonderbare Schauspiel an den Wolken hinsegelnder Schiffe gewährt.

Durch jenes Niederland, zwischen den englischen Grenzgebirgen und den schottischen Hochlanden, durch jenen Thalweg, in dem die ganze schottische Geschichte verlief, etwa 70 Quadratmeilen groß, wo die Schlachten von Stirling, Falkirk, Bannokburn das Schicksal des Landes entschieden, und die Residenzen Perth, Stirling und Edinburg liegen, geht die Eisenbahnreise nach Edinburg weiter. Das Stadtbild, das der Verf. von der prachtvollen schottischen Hauptstadt entwirft, ist wiederum eine Probe von seiner Meisterschaft in Zeichnungen dieser Art. Mit verhältnißmäßig wenigen Pinselstrichen erhalten wir ein so klares Bild von Gestalt, Lage und äußerm Anblick Edinburgs, daß wir darin vollständig einheimisch zu sein glauben, ein Ziel, das bogenlange Schilderungen Anderer nicht erreichten. Die Art, wie Kohl diese Aufgabe in Moskau und Edinburg gelöst hat, kann durchaus für classisch gelten. Das Centrum Edinburgs, die Highstreet, streicht als eine breite, herrliche Straße von Holyrood aufwärts nach dem Schlosse auf einem hohen Erddamm hin; links und rechts von ihr senken sich zahllose, wie Felsenspalten enge Gäßchen (Closes) drei bis vier Fuß breit, mit alten, himmelhohen Steinhäusern besetzt, in zwei Thäler nieder; jenseit erhebt sich auf der einen Seite Caltonhill mit dem Monumentenhügel, auf der andern Seite die Salisbury-Craggs mit dem Arthur-Seat, ein wildes Trappvorgebirge, mit Schaf- und Ziegenheerden bedeckt; in den zwischenliegenden Thälern, welche Prachtbrücken verbinden, laufen Georgestreet und die neuen Theile der prächtigen Hauptstadt hin. Diese Lage, einzig und außer mit der von Athen fast unvergleichlich, macht Edinburg zu der malerischsten Stadt der Welt, der nur Eins fehlt — nämlich das Wasser. Ihr Hafen Leith ist zwei Meilen entfernt, und der kleine Bach desselben Namens hält sich von der Auld Reeky (die alte Räucherige, Beiname Edinburgs) ferner als der Ilissus von Athen. Edinburg ist weder Handels- noch Manufacturstadt, es ist eine Stadt der Gentry, der Wissenschaft, welcher, wie man behauptet, ein Drittel der 150,000 Einwohner angehört, und unter dieser allein gegen 4000 Justizpersonen. Doch fehlt es jenem Glanzbilde von Palast an Palast in dem Toledo von Edinburg, der Highstreet, nicht an einem nahen Gegenbilde; denn eben jene Closes, mit ihren himmelhohen alten Ritterhäusern von Stein, sind jetzt die Wohnsitze des Elends, des Schmuzes und einer Roheit ohne Gleichen, bei der nur das Merkwürdige ist, daß eben das Elend in den Wohnsitzen des alten Adels, welche unzerstörbar schienen, seine Residenz aufgeschlagen hat. Mord, Verbrechen, Völlerei, und der Irländer mit seinem Liebling, dem Schweine, Schmuz und alles denkbare menschliche Elend, wohnen hier bis in die achte Etage dieser alten Steinpaläste der Morrison, Grey, Blyth und Steward aufwärts. Der Verf. sagt:

In der Masse des Elends und der Armuth, die es in diesem irdischen Jammerthale gibt, wagt man nicht zu entscheiden, wo jene sich am meisten häufen; allein Das ist gewiß, daß das edinburger Elend noch mit ganz neuen Farben auftritt, die selbst in den polnischen Städten nicht angetroffen werden. Die

Digitized by Google

Obrigkeit vermag hiergegen wenig; aber weshalb bilden sich in eben diesem Edinburg Vereine zur Beglückung der Neger und der Juden in Palästina, und keine zur Beseitigung des Elends hinter der prachtvollen Highstreet, Canongate und Georgestreet? Für das Nächste sind wir überall meist blind, weil unsere Phantasie dabei schlummert; das Entfernte aber sie anregt und mit ihrer Zuthat unserm geistigen Auge vorführt.

Auf dem Schlosse sind die alten, fast hundert Jahre lang verschwundenen Kroninsignien, welche man 1818 vermauert wieder auffand, zu sehen; wie es heißt, soll W. Scott ihre Entdeckung veranlaßt haben. Herrlich sind die Hallen des alten schottischen Parlaments, jetzt die Courts-at-law, gefüllt mit Hunderten von schönen jungen Männern in langen Roben und weißgepuderten Perücken; die Bibliothek und Lesesäle mit ihrer höchst comfortabeln Einrichtung; die großartigen Verlags- und Drucketablissements der Brüder Chambers, in der Nähe des alten Talboothplatzes, den wir alle aus W. Scott kennen, sind eine merkwürdige Probe der unermeßlichen Fortschritte, welche Schottland in allen Beziehungen seit etwa 60 Jahren gemacht hat und in welchen kaum ein anderes Land Europas ihm gleichkommt. Hier werden die Werke der Volksbildung — die „Information", die „Educational courses", die „Facts" u. a. mehr, die in 70—80,000 Exemplaren verbreitet so viel zur Erhebung des Volks beitrugen — verfaßt, gedruckt, gebunden und zu geringen Preisen in Massen verkauft; das Buch „A million of facts", ein merkwürdiges Beispiel englischer Compilationswuth und wissenschaftlicher Kochkunst, war nichtsdestoweniger ein starker Hebel der Volksbildung und verdiente wol die Einbürgerung in Deutschland. Am Ende von Canongate dem Schloßberge gegenüber erhebt sich der alte Palast Holyrood, einst Kloster, mit seinem Bezirk, in dem Schuldner ein unantastbares Asyl finden, und der noch heute seinen Hofhalt, Erzerbvorschneider: Hereditary carver, Erzgroßconnetabel, Standartenträger und Siegelbewahrer besitzt. Mit welcher Treue in Holyrood das Andenken an die Königin Maria Stuart bewahrt wird, wie man hier das kleine Schlafzimmer, in dem der Überfall Rizzio's stattfand, die Blutspuren des Opfers, dessen Fall der Verf. nach dem Briefe des Earl of Bedford berichtet, und die Einrichtung der königlichen Gemächer erhält, ist bekannt. Über dieser Erhaltung des Alten ist Holyrood nun am Ende unbewohnbar geworden, sodaß die Königin Victoria es nicht einmal betrat, als sie ihren Triumphzug durch Schottland hielt. Der düstere Aufenthalt mit seinen blutigen Erinnerungen wurde durch den Aufenthalt der vertriebenen Bourbons nicht heiterer.

Hierauf nun machen wir von dem Verf. geleitet eine entzückende Reise um den Frith von Forth und durch die Niederung, am Fuße der Ochill-Sedlaw und Campsiehills, den parallelen Vorbergen der Grampiangebirge, dem Strathmore (Großthal), in das sich der König der schottischen Flüsse, der Tay ergießt, und an dem Stirling und Perth wie zwei Sterne strahlen. Die schottische Kirche in ihren Spaltungen und das Volkslehrerthum werden uns neben trefflichen Naturschilderungen in diesem Abschnitt besonders nahe gebracht, und ein belehrendes Bild, theils von dem Segen der vorgeschrittenen Volkserziehung, theils von den Anmaßungen der Geistlichkeit, die keineswegs so demüthig und anspruchslos auftritt, als wir uns die Presbyterialkirche gewöhnlich denken, geliefert. Und dennoch sind Volkslehrer und Pfarrer in einer Lage, die den Neid ihrer deutschen Amtsbrüder erwecken kann, indem die Letztern, außer „Manse and glebe", Pfarrwohnung und Wiedemuth, gewöhnlich 2—300 Pf. St., die Erstern aber mindestens 70—80 Pf. St. baares Einkommen genießen. Dabei gibt es in Schottland keinerlei Schulzwang; aber, wie ein Parish-schoolmaster sagte: „Es kommt Niemand in den Sinn, seine Kinder nicht in die Schule zu schicken." Wann werden wir in Deutschland so weit sein! Über das gesetzlich seit der letzten schottischen Schilderhebung aufgehobene Clanswesen ist der Verf. belehrend. Die Sitte hat dem Gesetz — das den ganzen Clan der wilden Mac-Gregors sogar für vogelfrei erklärte — so weit widerstanden, daß die Stämme, die Drummonds, die Douglas, die Phersons in gewissen Distrieten noch immer zusammenwohnen, wenngleich die Dienstbarkeit gegen den Clan oder Chief sich auf eine freiwillige Nachfolge bei feierlichen Anlässen beschränkt. Man darf hierbei nicht vergessen, daß durch die jahrhundertlange Verehelichung in demselben Stamm in der Wirklichkeit ein Familienzusammenhang in dem ganzen Clan gebildet wurde, nach welchem auch der Geringste thatsächlich mit seinem Häuptling verschwägert war, und Bande des Blutes den ganzen Clan umfingen, indem sie ihn zu einer Familie machten. Die Mac-Gregors aber verbargen ihren geächteten Namen unter fremden Clansnamen und tauchten vereinzelt erst später wieder auf. Auch die Farben der Plaids herrschen in der ältern Generation noch fort, doch ohne Zwang und nur als alte Erinnerung. Der Verf. besucht Drummond-Castle, wo Lord Willougby, durch Heirath der jetzige Chief der Drummonds (Clan Drummatich), seine Königin empfing und bewirthete, und berichtet über diesen anziehenden Besuch, über die köstliche Lage und die Gärten dieser alten Clanresidenz, mit ihren Einblicken in die Glens der Hochlande. Die Bergstadt Crieff und das bezaubernde Perth, wie ein Observatorium für Highland-Scenery an den Thoren der Vorberge gelegen — eine Stadt, sagt der Verf., von der man nur in Hexametern sprechen sollte, und die die Schotten nur the Noble Perth nennen —, bilden den Inhalt der nächsten Abschnitte. Umher liegen die alte Abtei Sione, altschottischer Königssitz, die Burgen der Kinnouls, Kinfauns, und durch die spiegelglatten Inches (Werder) rollt der Tay seine meeresarmgleichen Fluten dem Meere zu, während die schneebedeckten Hochberge die reizende Scene wie ernste Zuschauer umstehen. Daß die Urbevölkerung dieses Landstrichs am Fuß der caledonischen Berge eine germanische war, wie Tacitus berichtet, wird aus dem Umstande sehr wahrscheinlich, daß das Idiom, unter allen Volksmundarten des britischen Reichs, der deutschen Wurzel noch jetzt am nächsten steht. Kna-

Digitized by Google

ben in Perth riefen: „Do you *kenn* that *muckle* man, that *swach karl*", und in diesem einen Satz sind die Worte „kenn, muckle, swach und karl" so unverkennbar deutsch, daß Tacitus recht haben muß. Hier hört man facht für fight, brigg für bridge, cuh für cow sprechen, unzähliger anderer deutschen Anklänge nicht zu erwähnen, die alle an sächsische oder friesische Wurzeln erinnern.

Man behauptet, jedes Volk verstehe sich auf die Mittel zu seiner Bekleidung am besten; allein, wie der schottische Hochländer zu seiner hosenlosen Tracht und zu seinem burnusartigen Plaid kommt, in einem Klima, bei dem der Russe seinen Bärenpelz nicht ablegen würde, ist in der That ebenso unerklärlich als der französische Frack des Irländers es ist. Und dennoch findet er diesen Shawl, denn weiter ist der Plaid nichts, genügend. Die Versicherung, daß die Tracht des Hochschotten von den Kriegern des Agricola entlehnt sei, der hier im Lowland lange Zeit mit seinen 20,000 Römern lagerte, ist bei solchen Umständen so unwahrscheinlich nicht. Die gälischen Sprachreste, welche sich in diesen Bergen umher mühsam behaupten, beschuldigt der Verf., ein Hemmniß, ein Damm der fortschreitenden Volksbildung zu sein. Wir erkennen seinen praktischen Blick hierin an; aber es ist Schade, daß er recht hat; Nationalitäten verwischen ist wie ein geistiger Mord und die Volksbildung hat ja ohnedies ihren immensen Fortschritt nicht eingehalten; wir gönnen diesen Bergen daher ihre alten Töne, und mögen sie nicht gern so wenig wie die Campagna von Rom und die Ufer des Chenil zum Blachfelde der Cultur werden sehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein Roman in Böhmen.

Das bunte, vielgestaltige Leben Deutschlands hat in jüngster Zeit schon oft die Bühne hergegeben, auf der sich die Schöpfungen der französischen Romandichtung bewegen. Die blauäugigen, blondlockigen deutschen Jünglinge und Jungfrauen, die Vergißmeinnichtsprache und das dämmernde Mondlicht sind Lieblingsthemata geworden, welche von den gelesensten Modeschriftstellern gebührendermaßen ausgebeutet sind. Aber man ist bei dieser süßen Schwärmerei nicht stehen geblieben. Die französischen Romandichter haben das ohnehin schon genug zertheilte Deutschland noch mit einer Menge von Duodezfürstenthümern übersäet und mit Prinzen aller Art bevölkert, denen ein ebenso seltsames als romantisches Leben geliehen wird. Aber fast scheint es, als wären auch diese Felder abgeweidet und die Themata, welche schon so oft hintereinander ausgebeutet sind, fangen an den Reiz der Neuheit zu verlieren. Deshalb machen sich die Romantiker, die es auf malerische Staffage, auf drastische Wirkung neuer Effecte abgesehen haben, auf und tragen ihr Zelt in das noch wenig bekannte Gebiet des slawischen Lebens. Dasselbe war noch bis auf die neueste Zeit völlig eine terra incognita und erst allmälig fangen die einzelnen hervorragenden Punkte dieser Länder an in bestimmtern Formen und mit schärfern Umrissen hervorzutreten. Aber wie lange wird es dauern, so sind auch die reichen Schachte, welche das bunte Leben der slawischen Nationen bietet, von den rastlosen Federn der Tagesschriftsteller ausgebeutet. Zu den letzten Dichtungen, deren Stoff dem Slawenthume entlehnt ist, gehört folgender Roman mit historischem Hintergrunde: „Wlasta ou la Charte des femmes", von J. Mareschal. Historische Einleitungen und vielfache Bezugnahme auf slawische Verhältnisse verrathen, daß der Verf. bei seinem Werke außer der allgemeinen Unterhaltung auch noch die Absicht gehabt hat, durch seine Darstellung in das Verständniß Böhmens einzuführen. Den eigentlichen Gegenstand bildet der bekannte Weiberaufstand, welcher zu Ende der Regierung der Libussa und während der Herrschaft des Przemisl, des Gemahls derselben, stattgefunden hat. Die Einleitung, in welcher der Verf. die älteste Geschichte Böhmens bis auf das 7. Jahrhundert behandelt, ist zweckmäßig angelegt und entspricht ihrem Zwecke vollkommen. Der eigentliche Roman selbst, dem vielfache historische Andeutungen einverwebt sind, verräth eine genügende Kenntniß der Zustände Böhmens während des Mittelalters. Wir können deshalb hoffen, daß dieses Werk zur Bildung einer vernünftigen Ansicht über dieses Land beitragen wird, dessen selbständiges Leben selbst jetzt noch alle Beachtung verdient. Es freut uns um so mehr, dem Verf. diese Anerkennung zu Theil werden lassen zu können, da wir, wie wir hören, von demselben ähnliche Bilder und Darstellungen in Bezug auf Deutschland, welches er aus längerer eigener Anschauung kennt, zu erwarten haben.

Über belgische Zustände.

Es ist in d. Bl., wenn wir nicht irren, früher ein Werk über die nordamerikanischen Zustände von Guillaume Tell Pouffin besprochen worden, welches vorzugsweise materiellen Interessen, der Production und Consumtion, dem Handel und Wandel, den Verbindungswegen u. s. w. gewidmet ist. Dieses Werk, dessen Verf. unter äußerst günstigen Verhältnissen lange Zeit in Amerika gelebt hat, lieferte einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Vereinigten Staaten. Der Verf. desselben hat nun ein Land zum Gegenstande seines ernsten Studiums gemacht, welches auf ähnliche Weise wie Nordamerika vorzüglich der Industrie und dem Eisenbahnwesen mit besonderer Theilnahme zugewendet ist. Wir meinen Belgien. Das Ergebniß und die Frucht der Betrachtungen, welche Pouffin diesem regsamen Lande gewidmet hat, ist die vor kurzem erschienene Schrift „La Belgique et les Belges depuis 1830". Sie ist ganz geeignet, bei der eigenthümlichen Stellung und den verwickelten Verhältnissen Belgiens zu den übrigen europäischen Mächten, den Staub der Journalistik aufwirbeln zu lassen. 17.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Correspondenz
des
Kaisers Karl V.

Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel herausgegeben
von
Dr. K. Lanz.

Zweiter Band.
Mit vier lithographirten Tafeln.
Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band dieses wichtigen Geschichtswerks erschien 1844 zu demselben Preise; der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 260. —— 17. September 1845.

Reiseliteratur über England.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

Nachdem der Reisende uns eine genügende Zeit an diesen Vorbergen und dieser Vorscene der Hochlande umher geführt, besteigen wir mit ihm die Inverneß-Coach, gelangen mit ihr zu der Highland-Mouth von Dunkald und mittels eines Gigs oder zu Fuße in die Hochgebirge selbst. Duncan's Hügel und der berühmte Birnamwald, den jeder Deutsche kennt, bleiben uns zur Seite; das Thal des Tay verengt sich, und wir sind in dem Lande, das sich a Romanis invictus zu sein rühmt, und das der merkwürdige Erd-, Land- oder Felsspalt, den man den Frith of Clyde nennt, von dem Niederland (Lowland) trennt, das seine ganz eigene Geschichte hat und im Charakter seiner Berge eine ganz andere Naturbildung darstellt als die Höhen des Niederlandes, obgleich auch diese bis zu 3000 Fuß ansteigen. Mit der Überschreitung jener Felsspalte des Clyde begegnet uns sofort ein anderer Menschenschlag, der, obgleich nur etwa 400,000 Seelen stark, dennoch die größere Hälfte von Schottland bewohnt und daher eine sechs- bis siebenmal dünnere Bevölkerung darbietet, worin denn eben die Eigenthümlichkeit seiner Sitten ihren Grund und ihr Fortbestehen finden mag. Hier ist die Civilisation, welche Schottland seit 60—70 Jahren völlig unkenntlich gemacht hat, einen Augenblick stehen geblieben; hier herrscht das Galic, der Plaid, die alte Sitteneinfachheit; hier sind noch Wohnungen, wie die Picten und Scoten sie besaßen, zu sehen, hier ist das Clanswesen noch so in Kraft, daß bei dem Besuch der Königin Victoria die Mac-Kays, die Mac-Intries, die Mac-Inrons, die Donnachys u. s. w. mit vielen Hunderten ihrer Clansmänner unter Anführung von acht Dudelsackpfeifern auftraten. Gleich Dunkald ist ganz gälisch. Johnson sagte von der Umgegend, daß ein Baum hier so selten sei als ein Pferd in Venedig. Der jetzige Herzog von Athol pflanzte 15 Millionen Bäume und die schönsten Haine umringen nun den lieblichen Ort. Über Aberfeldy und Kinmore folgt der Reisende dem Wege, den die Königin kurz vor ihm eingeschlagen hatte: wo die schottische Zunge herrscht, tönen Burns' Lieder, der dieser Sprache einen Wohllaut entlockte wie Keiner neben ihm, und dessen Popularität bis zu den Orkneys hinauf keinen Nebenbuhler hat. Der Verf. findet merkwüedig, daß die schottische Nationaltracht bei den Highlanders ganz andere Namen führt: so heißt der Plaid z. B. hier Prächk-kan, der Kilt Fehl u. s. w.; ein sonderbarer Sprachanklang ist es, daß der Schnee, der in den slawischen, germanischen und romanischen Sprachen schon ähnlich klingt, auch im Gälischen Snechk genannt wird.

Taymouth-Castle-(Kenmore), der Clanssitz des Duncanclans, wird im zweiten Bande erreicht. Wie der Herzog von Athol mit seinem zehn Zeilen langen Titel einfach ein John Murray ist, so ist der Marquis von Breadalbane, Besitzer von Kenmore, ein John Caimbel, oder wie die Engländer schreiben: Campbell; die Kinder Caimbel aber nennen ihn und den Herzog von Argyle ihren Clan und Chief, wobei zu merken ist, daß ihre Baronetitel, als ältere, hier immer den Vorrang vor dem Herzogtitel einnehmen. Bekannt ist, daß die Hochländer, d. h. alle, who have the language, sich Gallach, ihr Land aber Kaltach (Caledonien), die Niederländer Machair (?), England Sachsen (Sagsann) und die Engländer selbst Sassanach, Schottland aber Albin oder Allopa, worin der Laut Alpen offenbar anklingt, nennen. Wenn nun auch die Iren die Engländer mit Saff bezeichnen, so fällt es auf, daß gerade die Engländer selbst sich von den Angeln und nicht von den Sachsen her benennen, da sie doch selbst eine sächsische Heptarchie und eine sächsische Kunstperiode bei sich erkennen. Dagegen ist Clan selbst ein englisches Wort und der Hochländer sagt dafür Finneachan oder Ciennich (Kinnich), Häuptlingschaft. Die Poesien leben nur im Munde des Volks, das hochländische Gälisch hat kein eigenes Alphabet wie das Gälische in Irland; gelehrt wird die erlöschende Sprache nur noch an sehr wenigen Orten; dagegen vermehren sich Grammatiken und Wörterbücher in ihr. Nur im Westen der Hochlande gibt es noch Menschen, die angeredet antworten: „I ha' no english." Nach der Revolution wurde bekanntlich geboten, die Hochländer sollten Hosen tragen. Sie trugen sie, aber auf ihren Gebirgsstöcken, wie die Zigeuner, denen man in Rußland Häuser baute, im Hofe der Häuser ihre Zelte aufschlugen und diese bewohnten! Das Thalstück des Tay mit Schloß und Park der Breadalbane ist eine Prachtscene

Digitized by Google

der Natur. „How grand!“ rief die Königin Victoria aus, als sie hier aus ihrem Wagen stieg; Burns hat diese schöne Scene begeistert besungen.

Vom Taymouth-Castle, wo unter zahllosen andern Merkwürdigkeiten auch jene wilden Sprößlinge der ursprünglichen Rindviehrace gehegt werden, die der Reisende schon in Drummond-Castle sah, geht die Reise zum Loch Tay, vorüber am Wasserfalle Achern-Den. Das Land wird nun einsam, der Weg muß zu Fuß zurückgelegt werden; die Häuser werden zu Hütten, mit Haidekraut bedacht, das lang und zottig über den Eingang herabhängt. Jenseit des hübschen Sees ragt der Ben Lawers über 4000 Fuß hoch in die Luft empor; von dieser reichen Scene des Mittelgebirgs hat Landseer in seinen Drovers (Viehtreibern) ein herrliches Bild geliefert, das nach des Verf. Ausspruch eine ganze Reisebeschreibung ersetzt. Die schottischen Seen haben alle den gemeinsamen Charakter schmaler, sehr tiefer Felsspalten, die bis 150 Faden Wasser haben; neben ihnen steigen die 4—5000 Fuß hohen Bens aus dem Spiegel empor, der niemals gefriert; Ben (eigentlich Beann) Newis, Ben More, Ben Ledi, Ben Lomond, Ben Avon sind die berühmtesten unter ihnen; alles Übrige heißt Hill, z. B. the Grampian-hills (Hügel), obgleich sie den Harz an Höhe übertreffen; von den Seiten rinnen die Uilgh (spr. Ültsch), Wasserstürze, herab, oft unzählbar, wie eine Draperie dieser Felskolosse: — dies ist der Charakter aller hochschottischen Seen. In der Umgebung des Loch Tay bis zum Loch Katterine hin herrscht der Clan der Stuartich. Der Normann Fitz Allan wurde Steward (Verwalter) König David's I.; er hieß daher der Steward und ward der Stifter der Royal-Stuarts, die später über England und Schottland herrschten. Im Allgemeinen scheint der Reisende das Entzücken wenig zu theilen, mit welchem Andere diese hochschottischen Seen geschildert haben, und wir sind geneigt, ihm darin Recht zu geben. Während er die Ansichten von Perth und Stirling mit Begeisterung malt, lassen ihn Loch Katterine und Loch Tay kalt. Die Glens, welche sich zu ihnen herabsenken, sind meistens nur am Fuße waldig und schön; höher hinauf öde und dürr, die Felsen starr und gestaltlos, die Flüsse und Übergänge aber geradezu wüst, sumpfig, reizlos. Alles trägt einen düstern melancholischen Charakter, ist farblos und trostlos.

Sehr ergötzlich ist der Abschnitt „Killin“. Der Reisende trifft hier auf Jemand, der des alten Guthrie Beschreibung von Deutschland studirt, und gibt aus dieser vor 70 Jahren geschriebenen Schilderung unsers Vaterlandes wirklich höchst merkwürdige Auszüge; an die Richtigkeit dieser Schilderung der Deutschen aber wird noch jetzt in den drei Reichen geglaubt. Ein paar Züge hieraus müssen wir der Merkwürdigkeit wegen mittheilen; sie scheinen einer zweiten Auflage von der „Germania“ des Tacitus entnommen zu sein. Z. B.:

Der Vielfraß von Deutschland ist das gefräßigste Thier der Welt, er frißt sich so voll, daß er sich nicht rühren kann, und in diesem Zustand überfallen ihn die Deutschen (die ganze Nation?) und tödten ihn.

In der That wurde der Verf. öfters um eine Schilderung des schrecklichen deutschen Vielfraßes (glutton) angegangen, und man wollte ihm nicht glauben, daß er keinen gesehen. Ferner:

Wäre Deutschland vor der Mitte dieses Jahrhunderts (des 18. nämlich!) mit dem Ackerbau bekannt gewesen, so würde es eins der fruchtbarsten und ergiebigsten Länder Europas sein. Selbst in seinem jetzigen rohen Zustande (rude state) sind die Nahrungsmittel billiger als irgendwo, was die großen Armeen bezeugen u. s. w. Das Bücherdrucken wird in Deutschland auf eine übermäßige und fehlerhafte Weise befördert; jeder Unterrichtete ist auch ein Schriftsteller (anno 1776!) und jeder Fürst und Baron ein Naturphilosoph. (Was sagen wir dazu?)

Auf dem Wege von Killin zum Loch Katterine, in der Nähe von Finlarig-Castle, auf dem Kirchhof Inniſt-Mü, wird das angebliche Grab Fingal's gezeigt, des Blondhaarigen, von fünn, hellfarbig. Daß Fingal und Ossian Iren und nicht Caledonier waren, hat der Verf. schon früher wahrscheinlich gemacht, seinen Gründen tritt hinzu, daß die Harfe, ohne welche Ossian gar nicht gedacht wird, sich nirgend in Schottland, wol aber in Irland erhalten hat. Nach Durchwanderung einer trostlosen Wüstenei, in der keine Menschenseele angetroffen wird, geht es endlich in einem hübschen Glen zum Loch Katterine hinab. Der kurze Aufenthalt bei einigen großen Schafzüchtern gibt wieder Anlaß, von der Leidenschaft der Schotten für Bildung und Lecture zu sprechen; überall in diesen Wüsteneien werden kleine Bibliotheken, Journale u. dgl. angetroffen, und es wird belegt, daß durch alle drei Reiche die Hochschotten in Fabriken und Werkstätten für die unterrichtetsten Unterthanen der englischen Krone gelten. Sie gleichen in diesem Triebe den Neugriechen. Merkwürdig ist, hebt der Verf. hervor, daß in allen europäischen Reichen, in England, in Frankreich, in Spanien, in Rußland, in Italien, immer die Bewohner der Nordprovinzen für die Unterrichtetern, Belesenern gelten müssen, und daß diese Beobachtung aus den einzelnen Staaten sich wieder bewährt, wenn man ganz Europa als eine Staatenfamilie betrachtet. Am Loch Katterine (spr. Kattern, eigentlich wol Kearn) nimmt der Miß Stuart großes Hotel den einsamen Wanderer auf. Die Naturscene charakterisirt ein Wort eines Italieners gut. „Ihr Schotten“, sagte er in Bezug auf die Seen der Hochlande, „habt die schwarze Schöne, wir Italiener haben die weiße.“ Rauh, düster, zerrissen, im Grunde aber wenig malerisch, erscheint hier Alles, lieblich nichts. Diese wilde Zerrissenheit, Felsbruch und Felssturz scheint auch in die Töne der gälischen Localbezeichnungen übergegangen zu sein; Namen wie Arbkenkrokran, Crickmacheronach u. a. klingen in der That wie lauter Felssturz und Felsbruch. Nur die Inseln in den Seen sind anmuthig. Hier auf dem Paß zwischen Loch Katterine und Loch Lomond wohnte und hauste Rob Roy, der hier noch in jedem Munde lebt. Von hier wendet sich der Reisende nach Calander am Ben Ledi, das auf einem römischen Lagerplatz erbaut ist. Es war im November; er nimmt von den Hochlanden Abschied und kehrt nach Stirling zurück. Indem er fortfährt,

Digitized by Google

jedem kleinen Zuge des Volkslebens seine Aufmerksamkeit zu widmen und daran aus dem reichen Schacht seines Wissens anziehende Betrachtungen über die verschiedenen Volksindividualitäten zu knüpfen — zwei Vorzüge, welche die Berichte dieses Reisenden durchweg auszeichnen —, gibt er dieser Schilderung Schottlands eben wieder denjenigen Werth, den wir an seinen frühern Arbeiten hervorzuheben hatten. Wir müssen jedoch zum Schlusse eilen, seine Schilderung der Sons of the rocks, seine Beschreibung der Scenerie von Bannockburn, von Doune-Castle, Abbey Craig, der Highland-Society in Stirling, seine Erinnerungen aus Edinburg und endlich seine Reise nach Carlisle und durch die Cheviot-Hills, diesen Hügelirrgarten, welcher die beiden Reiche trennt, mit Stillschweigen übergehen, um uns mit ihm in eine ganz neue Welt — die der englischen Industrie und Handelsgröße — in seinem zweiten Werke zu versetzen.

Die „Reisen in England und Wales" tragen einen ganz andern Charakter als der Bericht über Schottland. Sie sind an bemerkenswerthen Facten und Thatsachen aus der Geschichte der englischen Geld-, Industrie- und Associationsmacht so reich und hierin so lehrreich wie kein anderes neueres Werk über England und die Engländer. Dabei ist Alles aus frischer Anschauung entnommen, so reichhaltig mit Zuständen anderer Länder und Völker verglichen, so folgenreiche Betrachtungen sind aus diesem Vergleiche gezogen, für Natur, für Menschenkunde, wie für Geschichte und Sprachwissenschaft, daß es wieder ein ununterbrochener Genuß ist, dem Verf. von Seite zu Seite in dieser Schrift zu folgen.

Seine erste Downfahrt — denn sonderbarerweise heißt es von allen Eisenbahnzügen, die von London abgehen, daß sie down (niederwärts) gingen, sowie alle Züge nach London up-trains sind — geht nach Birmingham, das schon der alte Camden „von Amboßen tönend" nennt. Diese blühende Stadt ist bekanntlich der Hauptsitz der Hardwarefabrikation, worunter die Engländer alle Arbeit aus Eisen, Messing, Kupfer und Stahl verstehen. Die Theilung der Arbeit geht hier ins Unermeßliche; es gibt hier große Fabriken, wo nichts Anderes als eine gewisse Sorte Sargnägel, andere wo nur eine Gattung Fischangeln, eine bestimmte Art Hundehalsbänder, Stecknadeln, Zahnstocherbüchsen u. dgl., anscheinend geringfügige Artikel, gemacht werden, die aber, da sie eben all over the world, durch die ganze Welt gehen, aus Handelsartikelchen zu einem unermeßlichen Handelsgegenstand werden. Ein solcher Artikel, z. B. die Schuhschnallen, stirbt in der Mode ab, oder wird durch einen Tarif gedrückt und tausend Familien sind sofort brotlos. Dagegen erwacht ein anderer, z. B. die Stahlfederfabrikation, von denen ein einziges Etablissement in Birmingham jährlich gegen 60 Millionen liefert, und der Wohlstand verbreitet sich über tausend andere Familien. Dieses Ebben und Fluten des Wohlstandes ist der Grundzug im Bilde aller englischen Fabrikstädte. Ein Hauptartikel von Birmingham ist die Feuergewehrfabrikation, deren in den Kriegsjahren jährlich etwa eine halbe Million, jetzt nur die Hälfte, hier verfertigt werden. Alle diese Gewehre müssen im Proofhouse ihre Probe mit fünffacher Ladung bestehen und werden hier in Massen von 120 Stück auf einmal abgefeuert; wobei etwa acht bis neun Stück zu zerspringen pflegen. Die Häuserwüstenei von Birmingham enthält jetzt 200,000 Einwohner und bedeckt einen Raum von neun englischen Quadratmeilen in einer wasserarmen, vollkommenen Ebene. Wie alle englischen Fabrikhauptstädte hat es um sich eine Menge kleinerer Städte versammelt, die alle demselben Industriezweige folgen, eine Erscheinung, die sich überall, bei Manchester, Leeds, Sheffield u. s. w. wiederholt. Unter diesen kleinern Orten ist z. B. Wolverhampton mit 30,000 Einwohnern; alle zusammen aber bilden den Hardwaredistrict. An König Edward's Hochschule besitzt Birmingham eins der großartigsten Schulanstalten Englands, bei der merkwürdigerweise ein von Schülern redigirtes Journal erscheint. Die Townhall ist ein schönes Bauwerk in griechischem Stil, wie man sagt, mit dem größten Zimmer in England, dem Hauptsaal, der 8000 Personen faßt. Die Stadt besitzt eine einzige Statue, die kleine Nelsonstatue — auf 200,000 lebende Menschen einen marmorenen, sagt der Verf. —, ein sehenswerthes Workhouse für 800 Asyllose, und mehre Theater, die wie in allen englischen Provinzialstädten die Sitze der tiefsten Geschmacklosigkeit sind. Mit dem Geschmacksverfall der englischen Bühne kann Deutschland sich noch lange nicht messen; dies Vergnügen ist dort völlig der Macht des Pöbels verfallen.

Die Reise nach Stafford geht durch ein an Landsitzen und Villen reiche Landschaft weiter auf der Grandjunctionbahn; Chartleypark, Ingestrie und Tikall, sind hier ausgezeichnete show-houses (Prachtsitze). Staffordshire enthält den merkwürdigen Potteriedistrict, oder die Potteries von Burslem, Tunstall, Snend, Rushton, Laneend, Etruria, Hanley Stoke und andern kleinen Orten, welche alle fünf Erdtheile mit englischen earthenware (Porzellan und Wedgewood) versorgen. Dieser etwa sieben englische Meilen lange und von 70,000 Einwohnern bewohnte Landstrich gibt eine Probe von Dem, was die Industrie und ein einziges industrielles Talent an Wirkungen hervorzubringen vermag. Vor Josiah Wedgewood, d. h. vor 1771, wurden hier nur rohe Buttertöpfe fabricirt, jetzt versieht dieser District die Welt mit den schönsten Porzellan- und Halbporzellanwaaren in einer fabelhaften Menge, und zum Werth von fast fünf Millionen Pf. St. Alle diese merkwürdigen Sachen sind in enormen show-houses (Magazinen) ausgestellt, und diese kleinen Orte, welche alle ineinander fließen, sind die Wohnsitze von Millionnairen geworden.

Hiernächst besuchen wir das alte, merkwürdige Chester, das an Sonderbarkeit seines städtischen Anblicks nicht seines Gleichen hat. Die Hauptstraßen dieser wunderlichen Stadt sind alle in den Felsgrund tief ausgehöhlt, und durch die Beletage der Häuserreihe läuft eine

Digitized by Google

offene Galerie, fallend und steigend, bald hoch bald niedrig, daneben hin, im Hintergrunde Magazine und Kaufläden darbietend; unter diesen Rows sind geringere Kramläden. Einen so sonderbaren Spaziergang besitzt keine andere Stadt der Welt. Eine Singularität ähnlicher Art weist die alte Kathedrale von Chester auf. Zu seiner nicht geringen Verwunderung wird dem deutschen Reisenden hier nämlich das Grab Kaiser Heinrich's IV. von Deutschland gezeigt. Der unglückliche Fürst starb bekanntlich den 7. Aug. 1106 zu Lüttich, und seine Gebeine fanden nach langem Kampf endlich in Speier ihre Ruhestatt. Nichtsdestoweniger ist sein Grab in Chester, als wenn der Streit um seine Leiche durch alle Jahrhunderte hin sich fortsetzen sollte! Wer war der Doppelgänger des armen Kaisers, der sich unter seinem Namen in der berühmten Kathedrale von Chester begraben ließ? Das Räthsel ist ungelöst und man möchte fast annehmen, daß der Gebannte von Lüttich entfloh und dort seine Pseudoleiche zurückließ, um von der Welt endlich nicht weiter verfolgt zu werden. Eatonhall, der Prachtsitz des Marquis von Westminster, grenzt fast an die alten Wälle von Chester. Wir wollen, um von dem Luxus solcher englischen Landsitze eine Vorstellung zu geben, blos bemerken, daß ein einziges von den Wächterhäusern, am Eingang von Eatonhall, 10,000 Pf. St. gekostet hat. Welche Werthmasse ist nun in diesem unermeßlichen Park, in diesem 700 Fuß langen gothischen Schloß mit seiner Zubehör von Bibliotheken, Galerien, Stutereien u. s. w. aufgegangen? Allein freilich gehört der Besitzer — ein Großvenor, auch mit den Northumberland und Sutherland — zu den Leuten, die 1000 Pf. St. täglich werth sind, d. h. zwei Millionen Thaler Jahresrevenuen beziehen und ihrem Agent (Verwalter) 2000 Pf. St. Gehalt geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Luftschiffer Blanchard als Memme und die himmelbeschenkten Frommen.

Der englische Reiseschriftsteller Dudley Costello erzählt in seiner jüngst erschienenen Schrift: „A tour through the valley of the Meuse: with legends of the Walloon country and the Ardennes", folgende Begebenheit, deren Wahrheit wir dahingestellt sein lassen wollen. „Das Dorf La Roche war vor etwa sechszig Jahren das Schauspiel eines Vorfalls, welcher hinlänglich zeigt, wie abgeschieden einsamt dieser Ort liegt und in wie völliger Unwissenheit seine Bewohner über Dasjenige geblieben waren, was damals das lebhafteste Aufsehen im Lande machte. Es war zu jener Zeit, wo die soeben erfundene Luftschiffahrt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, als Blanchard zu Lüttich eintraf. Er erhielt von den Behörden die Erlaubniß, seinen Ballon in der Citadelle zu bauen und dort ein Laboratorium zu errichten, um denselben mit der zum Aufsteigen erfoderlichen Menge Gas zu füllen. Jedermann in Stadt und Umgegend erwartete mit Ungeduld den Ausgang eines Versuchs, worüber das Gerücht so Wundersames verbreitet hatte; endlich ward der 18. December 1756 zum Tage des Aufsteigens angesetzt. Am gedachten Tage war der Andrang der Volksmenge nach der Citadelle so groß, daß beinahe Unglück geschehen wäre; glücklicherweise gelang es noch, dasselbe zu verhüten und die zahlreichen Zuschauer, worunter sich der Fürstbischof und alle Behörden der Stadt befanden, hatten endlich sichere Plätze eingenommen. Auf ein durch Kanonenschüsse gegebenes Zeichen ward die Hülle, die den Ballon umgeben, hinweggezogen und der vielfarbige Ball erschien dicht über dem Boden, welchem er entfliehen zu wollen schien, durch ein Dutzend Männer an Stricken festgehalten. Blanchard saß in der Gondel. Die ungeheure Vorrichtung wurde langsam nach dem Orte hingeleitet, wo sich der Fürst befand, und Madame de Berlaimont, welche an seiner Seite saß, stieg mit einem Blumenstrauß in der Hand von dem errichteten Söller herab und reichte ihn dem Luftschiffer dar. Blanchard, welcher sich stellte, als bücke er sich, um die Blume in Empfang zu nehmen, befahl zugleich den Soldaten die Stricke zu zerhauen, und ließ sich, während der Luftball mit Blitzesschnelle aufstieg, langsam zu Boden fallen und blieb dort, wie durch den Fall ohnmächtig geworden, liegen. Der Fürst erhob sich zornig, wandte sich zu Denen, die ihm zunächst saßen und rief aus: «Man warnte mich vor dem Streich, den dieser Bursche uns zu spielen willens war; aber ich konnte nicht vermuthen, daß der freche Franzmann so dreist sein würde, Ehre und Ruf durch eine dem ganzen Volke zugefügte Beleidigung zu beschmuzen.» Hierauf kehrte er sich zu Blanchard, der sich noch ohnmächtig stellte: «Ich will mich nicht durch eure erbärmliche Gaunerei narren lassen; man wird euch nicht aus dem Gesicht lassen, bis ihr einen andern Luftballon hergestellt; und solltet ihr darin nicht auffahren, so werdet ihr den Händen der Gerechtigkeit überliefert und sollt wie ein gemeiner Dieb den Kopf verlieren!» Nach diesen Worten stieg er ohne sich weiter aufzuhalten in seinen Wagen und kehrte nach seinem Schloß zurück. Währenddem war der Ballon ohne Insassen majestätisch gen Himmel gestiegen, einige Zeit sichtbar geblieben und endlich in der Richtung der Ardennen dem Blicken entschwunden. Aber nun geschah es gerade, sur ces entrefaites, daß in dem kleinen Orte La Roche, worin die größte Armuth und Frömmigkeit herrschten, sich ein großer Streit erhoben. Die Bildnisse des Ortsheiligen und der heiligen Jungfrau befanden sich beide in Bezug auf ihre Kleidung in erbarmungswürdigem Zustand und die Einwohner waren zu arm, um diesem Mangel bei beiden abzuhelfen; eine Sammlung ward veranstaltet, aber der Ertrag reichte spärlich hin, einem der Heiligen ein neues Gewand anzuschaffen. Die Meinungen waren getheilt; Einige erklärten sich für den Ortsheiligen, Andere für die Himmelskönigin; die Anhänger des Erstern befanden sich in der Mehrheit und am Tage seines Namensfestes erschien er, «clinquant-neux», in einem funkelnagelneuen prächtigen Kleid. Aber kaum war seinem Standbilde die gebührende Ehre widerfahren, als ein wunderbarer Gegenstand die erstaunten Blicke der Dörfler auf sich zog, indem aus dem Himmel ein in glänzenden Farben strahlender Ball hervortauchte, welcher sich in gerader Richtung auf den Kirchthurm niedersenkte. Bei genauer Prüfung fand man ihn aus Seide bestehend und die Einwohner von La Roche waren plötzlich überzeugt, es sei ein Geschenk der Jungfrau selbst, um ihr Bildniß zu bekleiden! Sogleich wurde diesem Gedanken auch Ausführung gegeben; der Ballon ward in Stücke gerissen und man machte so viel Kleider daraus, daß von damals bis zum heutigen Tage die Ehre der jungfräulichen Garderobe auf gebührende Weise aufrecht erhalten werden konnte."

Ein gutes Mittel.

Als zu den Zeiten Georg's I. eines Tags über die Mittel berathen wurde, der fortdauernden Thronansprüche der Stuarts sich zu entledigen, äußerte der bekannte Lord Chesterfield mit boshaftem Witze: „Gebt dem Prätendenten Hanover; dies Mittel ist unfehlbar; denn die Engländer werden nimmer wieder einen König aus diesem Lande sich holen!" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 261. — 18. September 1845.

Reiseliteratur über England.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Eine neue Welt umfängt uns nun in Liverpool, jenem Handelsort, der ernsthaft mit London um den Vorrang zu ringen anfängt, nachdem er sich seit 40 Jahren von 70,000 auf 309,000 Einwohner erhoben hat. Es ist auch keine Frage, daß die Lage von Liverpool für den Handel mit Amerika, Ostindien und Irland, durch seine größere Nähe an den Hauptproductionsorten für Wollengewebe (Leeds), für die Potteries (Barslem), für Hardware (Birmingham), für Manufacturwaaren (Manchester), für Eisenwaaren (Sheffield), Vorzüge vor dem entferntern London hat, dem dafür freilich der Handel von Europa bleiben muß. Wenn man nun weiß, daß die Hälfte aller britischen Ausfuhr nach Amerika geht, und daß Liverpool einen Vorsprung von sechs Tagen für diesen Verkehr hat, so ermißt sich die Rivalität von Liverpool mit London leicht. Von den 23 Millionen Pf. St., welche ganz England 1840 an Zöllen aufbrachte, gingen 4,600,000 Pf. St. in Liverpool ein (London brachte etwa 11 Millionen), das Customhouse von Liverpool nahm daher täglich 100,000 Thaler ein! Das mag einen Begriff bieten von der Unermeßlichkeit der in diesen Hallen transigirten Geschäfte! Die ganze Länge der Flußseite ist mit Docks erfüllt, 42 an der Zahl, drei englische Meilen lang. Die Promenade hinter den Princedocks führt durch einen wahren Wald von Masten anstatt der Bäume entlang an unabsehbaren Waarenhäusern und Comptoirs. Hier ist auch die merkwürdige Chaintastingmaschine, wo die Schiffsketten geprüft werden, indem man einen Druck von 2000 Centnern auf sie anwendet; die Segelwerkfabriken (ein Schiff von 500 Tonnen braucht 4841 Yards Segel) u. s. w. Als Fabrikstadt ist Liverpool nur für die Dampfmaschinen von Fawcett und Preston (die größte hier gebaute Maschine hatte 520 Pferdekraft) Schiffskanonen, Gold- und Silberwaaren in Ruf. Liverpool und Manchester machen Lancashire nächst Middlesser zur reichsten Grafschaft Englands; dasjenige Grundvermögen, das mit Armentaxen belegt ist, bringt in ganz England und Wales jährlich 62½ Millionen Pf. St. ein, davon kommen auf Middlesser mit London sieben Millionen, auf Lancashire fünf Millionen Pf. St. Die Börse ist a splendid range of buildings, und der Newsroom darin, das Zeitungszimmer, gibt einen Anblick, der nur hier gewährt ist, in seinen hundert kleinen Pulten mit Zeitungen bedeckt. Ebenso ist Liverpool die Stadt großartiger Excavationen. Sein Kirchhof, eine 40 Fuß tief im Felsengrund ausgehöhlte Area, selbst ein Riesengrab, mit Laub und Gärten bedeckt, hat in der Welt nicht seines Gleichen. Gleich hinter der Stadt aber senkt sich die Eisenbahn in ein anderes Felsengrab, aus welchem unaufhörlich auf einer geneigten Ebene unglaubliche Waarenzüge wie Eimer aus einem Brunnen schöpfen und heradsenden. Bewunderungswürdig ist auch der botanische Garten mit seinen Massen ausländischer Thiere und tropischer Pflanzen, vor allen aber mit seinen kolossalen Typoramas, d. h. naturgetreuen künstlichen Darstellungen ferner Städte und Landschaften, eine neue Erfindung, die in England ungemeinen Anklang findet. Der Reisende sah Rom auf diese Art täuschend nachgebildet; natürlich waren die Bauwerke nur Lattenwerk, die Berge und Hügel künstlich u. s. w., allein die Wirkung des Ganzen war täuschend. Dagegen sah er im Theater in fünf Acten das Leben eines Trunkenbolds, der thatsächlich am Galgen endet, während Jack Catch (bekanntlich der Henker) vom Publicum mit Huzzahs ohne Ende begrüßt wurde. Tiefer kann die Schaubühne wol nicht sinken! wollen wir zu unserm Troste denken, und tiefer als der Methodistenunfug und die Straßenpredigten der Methodisten die Religion herabwürdigen in Wales und in diesem Theil von England, kann das Heilige wol kaum heradgewürdigt werden! Sir Robert Peel's Policei vermag dagegen wenig, aber die Sitte sollte hier der Freiheit Grenzen stecken.

Wir durchwandern nun Wales mit dem Reisenden. So lebhaft auch das Interesse ist, das der Berichterstatter für statistische Zusammenstellungen aller Art zu erwecken weiß, so ist er doch noch beiweitem mehr in seiner Sphäre, wo es sich darum handelt, seltene Naturscenen zu malen, mit wenigen Zügen einen untergehenden Volksstamm zu schildern, merkwürdige Traditionen in ihrer Bedeutung zu zerlegen und daraus historische oder sprachwissenschaftliche Thatsachen festzustellen. Seine Begadung in dieser Beziehung ist die hervorstechendste Eigenschaft an seinen Länderschilderungen; er bringt uns

Digitized by Google

nach und nach die Geneſis der europäiſchen Volksfamilien zur Klarheit. In dieſem Betracht iſt ſein flüchtiger Beſuch von Wales wieder reich an Ausbeute und Ertrag.

Zuerſt Einiges über die Sprache der Kymray, wie die alten Ureinwohner von Wales ſich ſelbſt nennen. Während die Schweſterſprache, das Gäliſche, in Irland und Schottland ſo zurückgetreten iſt, daß höchſtens ein Drittheil der Bevölkerung ſie noch verſteht, hat das Engliſche in Wales ſo geringe Fortſchritte gemacht, daß zwei Drittel der Bevölkerung es nicht verſtehen und beſonders in Nordwales die Landleute ſelten ſind, die des Engliſchen mächtig wären. Südwales dagegen iſt mehr angliſirt. Der Name des Landes ſelbſt iſt germaniſch; die Eingeborenen nennen es Kymri. Ihre Sprache iſt die vocalärmſte aller Sprachen, die ſlawiſchen nicht ausgenommen. Manches Wort hat gar keinen Selbſtlaut, wie Cwm, das Thal; in andern häufen ſich die vocalloſen Sylben in ſolcher Art, daß z. B. eine Kupfermine in Cardigan Cwmswmlog heißt und zwei Bergnamen Amlwchi, Twthill, der Name eines Dorfes in Angelſey Gwltheli und eines andern in Caernarvon Mnelgwn Gwnedd lautet. Seltſam iſt, daß das engliſche th, das weder im Germaniſchen noch im Gäliſchen anzutreffen iſt, aus dem Kymriſchen entlehnt zu ſein ſcheint. Die lange Zeit dunkeln Worte im Wappen des Prinzen von Wales: „Ich bien", ſind kymriſch! man hielt ſie für deutſch, weil ſie mit gothiſchen Buchſtaben geſchrieben werden; dies iſt ein Irrthum; es ſind die kymriſchen Worte: Eych dyn, d. h. „das iſt der Mann", mit welchen Eduard I. nach der Eroberung von Caernarvon ſeinen eben hier geborenen Sohn Eduard II. ſeinen neuen Vaſallen zeigte, die einen eingeborenen Fürſten von ihm verlangten. Daher der Titel und der Wappenſpruch des engliſchen Thronerben. Vieles in Wales erinnert an eine alte Verwandtſchaft der Walliſer mit Volksſtämmen in Tirol; die Tracht, namentlich die ſpitzen Hüte der Frauen, gleiche Liebe zu Muſik und Geſang, Sprachanklänge u. ſ. w. Gewiß werden Tirol und die Schweiz zum Theil von zurückgebliebenen kymbriſchen Volkshaufen bewohnt.

In Wales iſt die Induſtrie der Schieferbereitung Quell des Wohlſtandes geworden; das ganze Nordland iſt ein unermeßlicher Schieferbruch; man polirt, man brechſelt den Schiefer hier, der wiederum von hier all over the world geht und dem Lande Millionen zubringt. Der Verf. beſteigt den Snowdon (Craig Eriri), der 3571 Fuß hoch bei hellem Wetter einen prachtvollen Überblick der „Vier Königreiche" gewährt. Das wilde Cwm Glas (Blaue Thal), der Paß von Llanberris (ſp. Tchlanberis) iſt das Entzücken der londoner Welt, die gern hierher einen Ausflug macht. Im prächtigen Hotel der „Drei Thäler" hält der Wirth noch, wie einſt jeder Mächtige in Wales, ſeinen beſondern Harfenſpieler, der das große und in drei Saitenlagen vertheilte Inſtrument, mit dem er die alten Volkslieder begleitet, trefflich behandelt; dieſe Lieder ſprechen von Liebe, von König Arthur, von Owen Glendwr, dem Helden der Kymray.

Merkwürdig iſt die geringe Anzahl von Vergehen und Straffällen unter dieſem Volksſtamm, der bei den Engländern ſtets für ungemein violent gilt, wahrſcheinlich, weil ſeine Gebehrdenſprache allerdings viel lebhafter iſt als die der Engländer. In der That bot die Criminalſtatiſtik hier ſtandhaft ein Verhältniß wie eins zu drei gegen England dar, und ſondert man Nordwales, wo die Kymray herrſchen, aus, ſogar wie eins zu fünf. Überhaupt iſt dieſer Volksſtamm zum Kirchenthum und zur Frömmigkeit und Nüchternheit geneigt, und die Sekte der ſtöhnenden, ächzenden und tanzenden Methodiſten, der Verzückten und Jumpers, hat daher nirgend mehr Anhänger gefunden als in Wales. „Hier mußte ich", ſagt der Verf., „zu meinem Erſtaunen denſelben Derwiſchtanz wiederſehen, der mich in der Krim wie etwas ganz Beiſpielloſes, Unerhörtes und Alleinſtehendes berührt hatte."

Der Verf. beſucht hiernächſt noch die ſandige und troſtloſe Inſel Angleſey, indem er die berühmte Kettenbrücke über den Strait von Menay überſchreitet, die an 16 ungeheuren Ketten 156 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel 1000 Fuß lang den Meeresarm überbrückt; die Größe des Anblicks zu genießen muß man jedoch darunter hinſchiffen.

Im zweiten Bande kehrt der Reiſende nach Nordengland zurück und ſchildert uns ſeinen Beſuch von Carliſle, Newcaſtle, Durham, York, Leeds, Wakefield und Mancheſter, Südengland für den dritten Band aufbewahrend. In der Nähe von Carliſle liegt Gretnagreen, durch ſeine Eheſchmiede bekannt; es iſt jedoch kein Schmied, ſondern ein Schulmeiſter und ein Tabackhändler, welche dermalen dieſe außerkirchlichen Trauungen nach dem ſchottiſchen Geſetz beſorgen. Zahlloſe kleine Eiſenbahnzüge durchſchneiden dies Flachland des Tyne nach Newcaſtle hin wie Schiffe einen Meerbuſen; es ſind die älteſten Trains in Europa und zum Theil noch ſo kunſtlos conſtruirt, daß die Bahn ohne Schüttung in flacher Erde daliegt, und wie eine Landſtraße ſich windet, was der Reiſe nach Newcaſtle einen eigenen Reiz verleiht. Wir treten in den Collersdiſtrict, einen etwa 17 deutſche Quadratmeilen großen Landſtrich, der unter ſich einen ſo unerſchöpflichen Kohlenreichthum verbirgt, daß er, nach einer Berechnung, noch 450 Jahre lang den Kohlenbedarf von ganz England allein zu liefern vermag, während Südwales nach Buckland für andere tauſend Jahre das Nöthige liefern kann. Dieſer unterirdiſche Reichthum an Brennmaterial iſt geradezu ein Hauptquell der engliſchen Obmacht in der Induſtrie und ſeiner dichten Bevölkerung; denn, ſollten Wälder dies Brennmaterial liefern, welchen Flächenraum müßten ſie der Ackercultur entziehen? In dieſen unermeßlichen Kohlenwerken verdienen etwa 80,000 Colliers oder Pitsmen, ein rüſtiges aber ſehr aufſäßiges, ſtets zu einem Strike (Arbeitseinſtellung) aufgelegtes Geſchlecht, täglich von 2—6 Shilling, durchſchnittlich 1—2 Thaler. Der Verf. zeichnet uns ihre Organiſation; lange Reihen kleiner, netter Häuſer, alle unter einem Dach, die der Grubenherr erbaut, dienen ihnen zur Wohnung, wo die Colliers am Sonntag

Digitized by Google

Luxus, Sauberkeit und Wohlleben für eine im Schooße der Erde verlebte Woche entschädigt. Man kennt die Greuel, welche der Report der Commission in Betreff der Verwendung von Kindern in diesen Kohlengruben an den Tag gebracht hat, und der Reisende liefert uns sogar die Zeichnung eines solchen beklagenswerthen Kindes, das, mit der Kette an den Kohlenwagen gespannt, diesen auf allen Vieren schreitend dahinzieht. Indessen kommt dergleichen doch nur ausnahmsweise in den niedern Kohlenstrichen von drei bis vier Fuß Mächtigkeit vor; im Ganzen ist die Arbeit leicht und wird gut bezahlt. Die ganze Organisation derselben ist merkwürdig und eine Probe von dem praktischen Sinn der Engländer. Unglücksfälle sind allerdings nicht selten, etwa vier Procent aller Colliers verunglücken. Die kleinsten und die allergrößten Eisenbahnzüge, von einem Personenwagen bis 50 Kohlenwagen, mit einer Last von 4000 Centner fliegen hier in allen Richtungen beständig durcheinander hin.

In den beiden Stadtbildern von Durham und York gibt der Reisende uns ein Gemälde solcher englischer Städte, in welcher der Lärm der Industrie schweigt; sie machen, wie Oxford, Salisbury, Wincheſter, Cheſter, Cambridge, vielleicht eben um des Contrastes willen, in ihrer Ruhe, Behaglichkeit und Sauberkeit, in ihrer durchaus anständigen und nobeln Erscheinung, einen ganz eigenen Reiz geltend. Durham, York und Oxford stehen hierin voran. Im ersten Orte ist der alte Bischofssitz von St.-Cuthbert, so großartig und in so malerisch schöner Lage über dem Flusse Wear, daß ihm wenig vergleichbar ist. Die altnormannische Kirchenhalle mit ihren kühnen, 22 Ellen starken Pfeilern, macht einen imposanten, an einen ägyptischen Tempel mahnenden Eindruck; die geschmackwidrige bunte Verzierung dieser Pfeiler wird beim ersten Anblick nicht wahrgenommen. Durham war in alter Zeit ein Palatinat, Markgrafenthum, und sein Bischof ist noch jetzt der mächtigste und reichste unter den englischen Bischöfen; seine Revenuen betrugen vor der letzten Reduction 20,000 Pf. St. Mit einem Theil der Einkünfte des Capitels aber ist hier eine theologische Universität gegründet. Zwischen Durham und York fließt wiederum ein „Don", deren es mehre in England, Irland und Schottland gibt, wie in Rußland, in Polen (Donath), in Deutschland (Donau). York-altera Roma — wie es sich gern nennt, erinnert an Rom, Athen und Jerusalem —, eine köstliche Stadt, in der wir aufathmen und der Phantasie ihr Recht willig gestatten. Die herrliche Kathedrale schildert der Reisende auf anziehende Art; allein er macht die richtige Bemerkung, daß alle gothischen Bauwerke in England, meisterhaft im Einzelnen, an kühnem Aufschwung (Erhebung) den deutschen und französischen weit nachstehen. Alle sind verhältnißmäßig niedrig; nur zwei unter den 24 gothischen Kathedralen Englands haben 101 Fuß Höhe, die meisten, bei 500 Fuß Länge, nur 70 — 80 Fuß Höhe; die Thürme meist zwischen 2 — 300 Fuß; nur der Thurm von Ely hat nahe zu 400, der von Salisbury 387 Fuß. An Glasmalerei fehlt es ihnen fast gänzlich; die Holzschnitzwerke sind dagegen ihre starke Seite; bei dem düstern Himmel Großbritanniens mochte die Glasmalerei hier niemals blühen. Die Feuerverwüstung vom J. 1829 wird übrigens am Dom zu York eifrigst wiederhergestellt. Fernere Architekturwunder Yorks sind das Chapterhouse, St.-Mary's Abbey, Guildhall, die Burg u. s. w.; bei 26,000 Einwohnern hat York 35 Gotteshäuser, d. h. auf 100 Familien eins, oder mehr als Rom selbst. Die Burg ruht auf römischen Substructionen und römische Grabdenkmale enthält die Stadt viele. Sie ist ein Hauptsitz der Quäker, die bekanntlich keine Steuern zahlen, und von welchen daher jährlich 11,000 Pf. St. durch eine herkömmliche Execution zwangsweise erhoben werden. York, der alte Baron unter den englischen Städten, hat nicht weniger als zwölf Namen (Ebor, Caer Ebrava, Everwic u. s. w.), Leeds dagegen, das in etlichen Minuten von hier erreicht wird, ist eine reiche Bürgerstochter mit einem Namen. Welch' ein Unterschied im Charakter beider Städte! Dort Stille, Ruhe, Gedicht; hier rührigste Geschäftigkeit, Geräusch, Erwerb. Leeds ist für die Clothmaker-line Das was Birmingham für die Hardware-line war, man hat sich jedoch in Leeds überverbessert und overproduced und empfindet nun etwas die Nachwehen der Übertreibung. Die Stadt selbst ist eine der reizlosesten in England. Das gaserleuchtete, nicht endende Wakefield mit seinen 30,000 Einwohnern überraschte den Verf., der auf Seenen aus Goldsmith's unsterblichem Vicar gerechnet hatte, nicht wenig. Die Stadt ist älter und hübscher als Leeds und besitzt das schönste Glockenspiel in England. Als Ersatz für die verlorene Täuschung schließt der Verf. hier eine Reihe Dorfscenen an, in denen sich ein neues Talent, das der rührenden Erzählung bei ihm bekundet; bei den Ruinen von Sandalcastle aber malt er uns eine Shakspeare-Scene, die Schlacht nämlich, in der Richard Plantagenet hier mit dem Rufe fiel:

Open thy gate of mercy, gracious God,
My soul flies through these wounds to seek thee!

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Elfriede von Mühleufels. Mit einem Vorworte von E. F. Göschel. Zum Besten der in Ost- und Westpreußen durch Überschwemmung Verunglückten und Bedrängten. Berlin, Besser. 1845. 8. 1 Thlr.

Es ist ein schöner Zug im Charakter unserer bewegten, unruhigen Zeit, daß neben so vielen Versuchen, alte und berühmte Tugenden aus den deutschen Landen zu verdrängen, die Liebe zum Geben sich ungeschwächt erhalten hat. Und da nicht ein Jeder durch Gold und Silber die Noth zu lindern vermag, so sind deutsche Schriftsteller schon seit längerer Zeit bemüht gewesen, ihren geistigen Ertrag zum Besten der Unglücklichen zu verwenden und die Sammlungen für gedruckte Predigten, Reden, historische Nachrichten und Gedichte lieferten nicht unerhebliche Spenden für gute Zwecke. Eine solche liegt auch in dem obengenannten Buche vor uns. Ein Fräulein von frommem Sinne und gebildetem Geiste hat nicht Anstand genom-

Digitized by Google

men, die Resultate eines schönen Talents, das sie in echt weiblicher Bescheidenheit nur ihren nächsten Bekannten bis jetzt bekannt werden ließ, auf den Markt der Öffentlichkeit heraustreten zu lassen, und die Beschäftigungen ihrer besten Stunden zur Unterstützung der bedrängten Landsleute darzubieten. Ein so edelmüthiger Zweck würde an sich schon die Kritik zur billiger Beurtheilung auffodern, aber in dem gegenwärtigen Falle befindet sich dieselbe außerdem in der erwünschten Lage, die Verdienste der genannten Gedichte verkündigen zu können. Denn Fräulein v. Mühlenfels hat sich nicht einseitig blos auf diesen oder jenen Gegenstand beschränkt, dessen Wiederholung am Ende auch den besten Willen geduldiger Leser ermüdet, sondern sie hat in anmuthiger Abwechselung Gedichte an ausgezeichnete Männer und Frauen ihrer Zeit, Naturschilderungen, religiöse Lieder und Epigramme aufeinanderfolgen lassen. So verweilen wir gern bei ihrer treuen Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und an Männer wie Tiedge, Winckelmann, Scharnhost, Fichte und Niebuhr; wir halten uns an der Hand einer solchen Führerin gern in den Gärten von Sanssouci und Erdmannsdorf auf, und in den Bädern von Swinemünde und Helgoland, oder auf den Landsitzen edler Frauen, die durch Natur und Kunst gleich geschmückt sind. In andern Liedern werden Jenny Lind, Clara Novello, Liszt und andere Künstler der Gegenwart gefeiert, die Amazonengruppe von Kiß hat eins der besten Gedichte der Sammlung hervorgerufen, die Gemälde berühmter Meister geben Veranlassung zu sinnigen Betrachtungen. In edler Einfachheit, ohne Prunk der Worte, aber voll tiefen Gefühls sind die religiösen Lieder verfaßt, denen wir auch einzelne Legenden und „Das Mühlrad", ein besonders zartes Gedicht, anreihen. Am wenigsten haben uns die Epigramme zugesagt; es scheint fast, als ob eine solche präcise Auffassung einzelner Gedanken in wenigen Distichen dem weiblichen Geiste nicht zusagte. Dagegen ist die Leichtigkeit, mit der sich Fräulein v. Mühlenfels in antiken wie modernen Rhythmen, in Distichen, Choriamben, Gaselen und Sonet en bewegt hat, sehr zu loben. Daß eine Frau in unsern Tagen sich mit solcher Vorliebe der antiken Metren bedient, als hier aus dem Gedichte und der Antwort auf den Tadel eines Freundes hervorgeht (S. 126), ist in der That etwas Seltenes, aber deshalb auch besonderer Anerkennung werth.

Mit Recht bemerkt daher der geachtete Vorredner, daß solche Frauenlieder keines männlichen Fürwortes bedürfen und ein solcher milder Zweck auch keiner äußern Empfehlung. Er habe daher auch nur ein Vorwort schreiben wollen und dieses enthält manche lesenswerthe Erörterung über das Verhältniß wahrer Poesie zu unserer ästhetisch-kritischen Zeit. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Parlamentarische Verhältnisse.

Die Bücherwelt gibt immer das untrüglichste Thermometer ab für das Interesse, welches man an einer Tagesfrage, an einem öffentlichen Institute oder an Persönlichkeiten nimmt. So lange die constitutionnellen Verhandlungen noch einen gewissen Reiz der Neuheit hatten, erschienen in Frankreich Schriften über Schriften, welche das Verständniß derselben der großen Menge eröffnen sollten. Besonders suchten die speculativen Buchhändler der Nachfrage nach Pamphlets zu genügen, deren Aufgabe es war, in das Getriebe der Parteiungen und in das Leben hinter den Coulissen der Theaterwelt des Repräsentativsystems einzuweihen. Seit einiger Zeit ist nun dieses Thema erschöpft. Die Persönlichkeiten, welche man als die Matadore der Deputirtenkammer anzusehen gewohnt ist, haben sich abgenutzt, und das Interesse an ihrem Treiben hat sich verloren. Daher ist denn auf diesem Punkte eine Art von Ebbe eingetreten. Nur hier und da taucht noch ein Werk auf, welches darauf berechnet ist, die „Mystères" des Palais Bourbon zu enthüllen. Meistens sind dies aber Compilationen, denen sogar oft der piquante Geschmack fehlt. Sehr vortheilhaft zeichnet sich von diesen ungenügenden Productionen eine Schrift aus, welche mit offenbarer Sachkenntniß abgefaßt ist. Sie führt einen Titel, welcher an ein bekanntes Werk von de Maistre erinnert. Derselbe lautet: „Voyage autour de la Chambre des députés par un Slave." Obgleich sich der Verf. hinter die Maske der Anonymität versteckt hat, so können wir doch mit Bestimmtheit erkennen, daß diese inhaltreiche Schrift von Tanski, einem Polen, herrührt, dessen Namen man auf dem Gebiete der französischen Journalistik häufig begegnet. Es ist dies eine von den Naturen, welche gegebene Verhältnisse mit Leichtigkeit durchschauen. Mit slawischer Gewandtheit weiß er sich an Personen, denen er ihre Geheimnisse aushorchen will, heranzudrängen. Das „Journal des débats" konnte daher keinen Mann finden, der geeigneter gewesen wäre als er, die ungeheuern Spalten dieses Blattes mit dem Ballaste der verschiedenartigsten Notizen oder der „petits faits", wie der Name lautet, mit dem man die der Tagesgeschichte gewidmete Rubrik bezeichnet, anzufüllen. Mit quecksilberiger Gewandtheit war er überall zu sehen, wo sich irgend eine interessante Nachricht oder ein piquantes Gerücht erhaschen ließ. Nachdem Tanski lange Zeit vom „Journal des débats" als Lieferant dieser kleinen Artikel, wie sie der Epicier vorzüglich liebt, angewandt war, erkannte Herr Bertin, daß er auch wol noch zu etwas Besserm zu gebrauchen sei. Er schickte ihn deshalb nach Spanien als Berichterstatter. Wir haben von dieser Reise Tanski's aus seiner Feder ein Buch über die spanischen Zustände erhalten, welches sich vor vielen andern durch Feinheit der Beobachtung sowie durch manche werthvolle Notiz auszeichnet. Bei Erwähnung dieses Werks in d. Bl. haben wir schon darauf hingedeutet, daß man in Bezug auf diese Reise allgemein glaubt, die französische Regierung, welche bei Verwendung zu politischen Missionen die zahlreichen Mitarbeiter des „Journal des débats" im Gefühle der Verpflichtung vorzugsweise zu berücksichtigen pflegt, habe zum Theil sich des gewandten Tanski als geheimen Agenten bedient. Wie dem auch sei, mag die Regierung dabei die Hände im Spiele haben oder nicht, wir haben ein recht lesbares Buch erhalten, welches uns über die verwirrten Verhältnisse Spaniens vielfache Belehrung gewährt. Auch das oben erwähnte jüngste Product, welches aus der Feder Tanski's geflossen ist, wird von Denjenigen, welche sich über französische moderne Zustände unterrichten wollen, nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Scribe's Werke.

Als Scribe in den Schoos der Französischen Akademie aufgenommen wurde, gab ihm Villemain, dem die Aufgabe geworden war, ihn mit einer obligaten Prunkrede zu begrüßen, auf eine äußerst feine Weise zu verstehen, wie die Sphäre, in der er sich bewegte, eigentlich nur eine niedere und untergeordnete wäre. Er deutete dies dadurch an, daß er ihm ins Gesicht sagte, seine leichten dramatischen Compositionen hätten besonderes Interesse als lebensvolle Bilder aus dem bunten Alltagsleben. In der That ist dies ihr eigentlichster Werth, und wenn man von drei oder vier Dramen, welche aus seiner Feder geflossen sind, absieht, so können sie auf langwährende Beachtung keinen Anspruch machen. Deshalb ließ es sich vorherbestimmen, daß eine vollständige Sammlung seiner zahllosen Theaterstücke, die ihres Umfangs wegen auf ein mehr als ephemeres Interesse berechnet war, keine allzu große Verbreitung finden würde. Mehr Erfolg ist einer Ausgabe seiner „Oeuvres choisies" zu versprechen, von der bis jetzt drei Bände erschienen sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 262. — 19. September 1845.

Reiſeliteratur über England.
Erſter Artikel.
(Fortſetzung aus Nr. 261.)

Auf dem Wege nach Mancheſter, durch dies Lancaſhire, das ſo devölkert iſt, daß ein Dutzend ganz unbekannter Orte mit 40—60,000 Einwohnern zu finden ſind, wird uns die Lage und die häusliche Einrichtung engliſcher Farmers geſchildert. Es gibt hier Pachterfamilien, die ſeit der normanniſchen Eroberung im Beſitz ihres Pachtgutes zu ſein behaupten.

Mancheſter iſt die zweite Stadt Großbritanniens; es zählt 380,000 Einwohner, die ihren Stolz darein ſetzen, es in Allem London nach, oder beſſer zuvor zu thun. Sie iſt der Hauptort in der Cotton-line (Ellenwaareninduſtrie), und alle jene kleinen Städte umher mit 40—60,000 Einwohnern gehören zu ihrem Induſtriereiche. Der Reiſende hat die Berichte der Poorcommissioners und der Townmission fleißig und gewiſſenhaft ſtudirt; wir müſſen ſeine Reſultate für die Armen- und Verbrecherſtatiſtik jedoch dem ſammelnden Leſer überlaſſen, und bemerken nur, daß das große Mancheſter-Gefangenhaus für eine der Muſteranſtalten dieſer Art in England gilt. Bemerkenswerth iſt auch, daß nach den Regiſtern der Aſyle der Townmission in den ungeheuern Arbeitermaſſen von Mancheſter nur etwa ein Drittel ſchreiben kann, während, ſagt der Verf., unter den Tataren der Krim z. B. faſt Jeder lieſt und ſchreibt. Und doch hat die Stadt mehr als 1000 Schulen mit 60,000 Schülern! Die Geſchichte der Baumwollenindustrie in England iſt ein anziehendes Capitel; England verarbeitet jetzt 260 Mal mehr Baumwolle als vor 100 Jahren, etwa 400 Millionen Pfund, zum Werth von 34 Millionen Pf. St. Nach Macculloch beſchäftigt dieſe Induſtrie 1,400,000 Menſchen, ohne die mit dem Handel des Products beſchäftigten Hände zu zählen. Nicht weniger als 280 Städte und Dörfer im Umkreis von 12 Meilen um Mancheſter leben von dieſer Induſtrie, und darunter ſind ſolche, wie Aſhton (1831) mit 33,000, Bolton mit 28,000, Oldham mit 32,000, Wigan mit 44,000 Einwohnern. Dieſe beiſpielloſe Menſchenanſammlung hat, trotz der Abneigung der Engländer gegen Policeieinmiſchung, dieſe doch überwunden und zur Einführung der Fabrikinſpectionen und der Peel'ſchen Policei Anlaß gegeben. Das große Maſchinenbauetablissement von Sharp und Roberts, die Durchſicht der 380 großen Waarenhallen, welche Mancheſter zählt, die wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die Handwerksſchulen, die naturhiſtoriſchen Muſeen und endlich das allgemeine Stadtbild, dieſer theils großartig und prächtig, theils armſelig und garſtig gebauten Stadt, in der die Hindubettler eine beſondere Rolle ſpielen, und welche, mit einer ſonderbaren Anomalie in England, um 1 Uhr zu Mittag ſpeiſt, — die Arbeiterdisciplin in ihren Fabriken, die Lohnſätze, nach welchen die beſtbezahlten 4—5 Thaler, die ſchlechteſtbezahlten beinahe 1 Thaler täglich gewinnen — bilden ebenſo viele anziehende Abſchnitte in dieſem licht- und ſchattenreichen Gemälde der größten Induſtrieſtadt der Welt, denn das iſt Mancheſter zu unſerer Zeit.

Im dritten Bande begegnen wir wiederum einer reichen Auswahl anziehender Stoffe, indem derſelbe mehr den Alterthümern Englands und den der Wiſſenſchaft geweihten Städten in Südbritannien, Oxford, Salisbury, Wincheſter, Stonehenge, Eton, Windſor u. ſ. w. gewidmet iſt. Vor allen iſt das Bild der Univerſitätsſtadt Oxford, dieſes unvergleichlichen Muſenſitzes und zugleich einer der ſchönſten Städte der drei Reiche, feſſelnd und lehrreich. Aus eigener Erfahrung ſtimmen wir dem Verf. darin bei, daß der Aufenthalt in Oxford an Reizen reich iſt, die etwa nur Rom und Paris für eine bildungsdurſtige Seele in gleicher Fülle darbieten; daß aber das engliſche Univerſitäts- und Studentenleben, der engliſche Geiſt der Wiſſenſchaft nirgend ſo zu begreifen und zu erfaſſen iſt wie hier. Dankenswerth und belehrend iſt hiernächſt beſonders das Bild, das der Verf. uns von den Beſtrebungen des Puſeyismus und der Charakteriſtik ſeines Hauptträgers, Dr. Newman in Oxford, entwirft und das uns wie keine andere Abhandlung über dieſen Gegenſtand vollkommen auf den rechten Urtheilspunkt ſtellt und befeſtigt. Er ſagt ungefähr:

Die Lehren, welche Dr. Puſey und nach ihm beſonders Dr. Newman, in 90 Tractätchen — denn jetzt iſt dieſe Zahl geſchloſſen, da Newman ſich dem Verbot fernerer Publicationen durch die Kirche unterworfen hat — verbreitet hat, der Puſeyismus, ſind eigentlich nicht neu; ſie ſind der Divinity of Oxford, der theologiſchen Facultät daſelbſt, von Alters her ei-

Digitized by Google

gen und nur neu aufgestutzt, talentvoll ausgeführt. Ihr Kern ist dieser, daß die Reformation der High-church die katholische Kirche der Apostel und ihrer ersten Nachfolger in der alten Christengemeinde habe wiederherstellen wollen, gereinigt von den errors of popery; daß daher die 39 Artikel so auszulegen seien, wie sie mit der Lehre der Apostel in Übereinstimmung zu bringen seien, d. h. in einem christ-katholischen, nicht römisch-katholischen Geiste; daß somit die katholische Lehre vom Fegefeuer, Sündenvergebung, Heiligenverehrung, Transsubstantiation, Concilien, Messe, nicht absolut, sondern nur in Dem zu verwerfen sei, was der römische Katholicismus hinzugethan habe, und daß endlich in dieser Läuterung das Heil der Seelen, wie der Kirche, nicht aber ein bloßer negativer Protestantismus, zu finden sei.

Der Alarm, den diese Lehre erweckte, war natürlich groß: die Bischöfe verboten die weitere Verbreitung der Tractate und Newman, ein gehorsamer Diener der Kirchenautorität, unterwarf sich dem Verbot. Er schrieb seitdem nur noch einige Briefe, welche einzelne Beschuldigungen abwiesen, keine neuen Tractate mehr. Jeder von uns sieht leicht ein, wo der Fehler in dieser Lehre beruht. Die ganze Deutung des Dogmas ist durchaus jesuitisch in dem Sinne, daß sie nicht auf die Wahrheit überhaupt, sondern auf ein bestimmtes Kirchenziel hingerichtet ist. Newman widerspricht sich selbst, indem er die Abfassung der 39 Artikel verwirft, die Autorität der Abfasser aber bestehen lassen will; in diesem Widerspruch liegt der Grund seiner Vagheit und Unbestimmtheit, und da er ein scharfsichtiger Mann ist, so muß man durchaus annehmen, daß er ein anderes Ziel verfolgt, und den Widerspruch seines Systems mit Bewußtsein ignorirt. Der Verf. hörte ihn lesen, d. h. predigen; ein regungs- und begeisterungsloser kleiner Mann, mit scharfen Zügen, wie gekrümmt, sagt er, die Brille fest auf sein Heft gerichtet, ohne alle Declamation, eine gewisse stille Heiligkeit in seinem Wesen, sprach über das Königreich des Herrn, die von Gott gegründete Kirche. Überzeugung wirkt Begeisterung im Kampf, von beiden war keine Spur bemerklich. Und dennoch ist diese Bewegung in der stagnirenden englischen Kirche gut und hat schon jetzt zur Abstellung manchen Misbrauchs, z. B. der aristokratischen Kirchenstuhleinrichtung, der Pews, geführt.

Den Organismus der Universität zergliedert der Verf. trefflich; wir müssen diesen lehrreichen Abschnitt jedoch, obwol ungern, zur Seite liegen lassen, um einige Züge aus dem Studentenleben hervorzuheben. Einige 20 Colleges, welche die alma mater von Oxford bilden, haben bekanntlich jedes ihre besondere Verfassung, Wohnung, Tisch, Lehrsäle und Studienplan. Fast jede hat auch ihren besondern Slang, Studentensprache, in der z. B. die Tutoren: dons, die Füchse: fresh men, die Diener: bedmaker, ein flotter Bursch: a fast man, ein großer Gelehrter: a big man, ein Durchgefallener: a plucked man, Geld: a bob, und consiliirt sein: to cut his stick heißt. Die Disciplinstrafen sind Privatverweise, öffentliche Verweise, fines, Geldstrafen und impositions (Arbeiten), Verbannung auf Zeit, rustication, und auf immer, expulsion. Verrufen, to discommonse, gaudys, schwänzen, a grand compounder, ein Vielverzehrender, kommt ebenso vor. Die jungen Leute sind ohne Ausnahme wohlhabend oder durch Stiftungen gut versorgt; unter 350 Thaler verzehrt keiner. An Verbindungen, debating societies, archery und roarmatches mit den Cambrians (cambridger Studenten), an Liedern und Gesängen besonders fehlt es auch nicht; es existirt von letztern vielmehr ein großer Reichthum und Jeder singt, gut oder schlecht, ohne sich viel bitten zu lassen; allein ein Lied, wie das deutsche Studentenlied: „Wir sind die Könige der Welt", hat der englische Student so wenig als er die Gefühle kennt, aus welchen dies Lied hervorgegangen ist. Ihre Ideen berühren den Kreis auch nicht von fern, in dem der deutsche Student lebt und der, wie es scheint, ihn schadlos hält für den gern getragenen Zwang des ganzen übrigen Lebens. Bei uns endet, in England beginnt die Freiheit mit dem Verlassen der Universität; das ist der Kern des Unterschieds. Die prachtvollen Bibliotheken der alma mater von Oxford, ihre Sammlungen und Druckereien — wo jedoch keine deutschen Lettern anzutreffen sind; ganz Europa ist in dem Wunsche einig, daß wir unsere gothischen Buchstaben aufgeben und die allgemein europäischen annehmen möchten — durchmustert der Reisende. You feed us enormously. Sie füttern uns gewaltig, sagte der Bibliothekar der Bodleyana zu ihm, und in der That strömen die philologischen Werke der Deutschen fortwährend zu, da merkwürdigerweise, obwol die humanity in England verbreiteter sein mag als bei uns, große philologische Arbeiten dort doch eine Seltenheit sind.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Pädagogik, vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl von Raumer. Zweiter Theil. Stuttgart, Liesching. 1843. Lex.-8. 2 Thlr. 18½ Ngr.

Wir freuen uns, daß die Fortsetzung dieses vortrefflichen Werks so bald erschienen ist, und säumen nicht länger, die Leser dieser Blätter mit ihr bekannt zu machen. *) Derselbe warme und lebendige Eifer für die gute Sache der Erziehung und des Unterrichts, dieselbe Umsicht und Gründlichkeit der Forschung, dieselbe Unbefangenheit und Tiefe der Auffassung, dieselbe Einfalt, Treue und Sicherheit der Darstellung, welche den ersten Theil auszeichnete, tritt unverkennbar und recht anschaulich auch im zweiten hervor.

Die ganze Arbeit bewährt es, wie wahr der hochverdiente Verf. in der Vorrede versichert: „Es ist mir wahrlich nicht darum zu thun, etwas Neues vorzubringen, sondern Das zu sagen, was unserer Jugend frommt. Dies ernstlich zu erforschen und zu erfahren, auf Ansichten und Urtheile gründlicher Schulmänner zu achten, kurz über einen Gegenstand von so großer Wichtigkeit nicht eitel und leichtfertig in die Welt zu schreiben, ist mir heilige Gewissenspflicht."

Nirgend hat Karl von Raumer es nur auf das Auskramen einer allerdings reichen Gelehrsamkeit und bewunderungswürdigen Belesenheit, nirgend blos auf die Verbreitung

*) Vergl. über den ersten Theil Nr 251—253 d. Bl. f. 1843.
D. Red.

Digitized by Google

des historischen Wissens abgesehen; überall waltet der praktische Gesichtspunkt vor, und die tichtvolle Darstellung ist um so gewisser eine echt pragmatische, der alle Sachkundige mit lebhaftem Interesse folgen und die gerechte Anerkennung nicht versagen werden.

Die den Inhalt des zweiten Theils zusammenfassende Überschrift: „Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden; Kampf, Wechselwirkung und allmälige Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen. Von Baco's bis zu Pestalozzi's Tode" — deutet schon den Reichthum des geschichtlichen Stoffs an, der sich hier mit scharfsinnigen Combinationen und treffenden Bemerkungen vor uns entfaltet. In den zehn Abschnitten, welche die pädagogischen Bestrebungen und Leistungen der ganzen eben bezeichneten Periode anschaulicher machen, gewinnen wir nicht nur eine vollständige Übersicht, sondern auch eine befriedigende Einsicht in die vorherrschenden Richtungen der neugebahnten, zum Theil excentrischen, aber doch alle nach einem menschenwürdigen, nur mehr oder minder klar angeschauten Ziel hinstrebenden Bildungswege. Es ist ein tief empfundenes Bedürfniß und ein kräftiger Eifer erwacht, den Menschengeist von den Banden des Wahns, der Vorurtheile, des Irrthums und des Aberglaubens zu emancipiren, zur selbständigern und hellern Erkenntniß der Wahrheit zu leiten, daß er durch die Wahrheit frei werde. Was aber die Wahrheit, die allein frei machen kann, wo sie zu finden und wie sie zu erringen sei, darüber bildeten sich sehr divergente Ansichten, denen, welche früher bona fide als die allein gültigen und unbestreitbaren behauptet, auch durch die Erfahrung bewährt waren, zum Theil diametral entgegengesetzt, und mehre der auftauchenden Lehr- und Erziehungsmethoden tragen recht unverkennbar das Gepräge der Unsicherheit ihrer Urheber bei Beantwortung der Frage: Was ist Wahrheit?

Die zehn Abschnitte dieses Theils sind unter der zweiten gemeinsamen, treffenden Überschrift „Die Neuerer" begriffen. Daß mit diesem Ausdruck nicht gerade ein ungünstiger Nebenbegriff verbunden ist, das erhellt schon aus den größtentheils sehr ehrwürdigen Namen, welche als Repräsentanten der neuern Richtungen hervortreten. Wir versuchen für diejenigen Leser, welchen das eigene Studium dieses reichhaltigen Buchs nicht vergönnt ist, den Inhalt des zweiten Theils, wie früher den des ersten, zu skizziren, soweit Zweck und Umfang dieser Blätter es gestatten.

Mit einem Rückblick auf den Zustand der gelehrten Schulen Deutschlands beim Beginn des 17. Jahrhunderts beginnend, weist der Verf. zunächst auf die Lehranstalten des Jesuitenordens, als die wichtigsten katholischen Schulen, zurück. Es wird an die unermüdliche, nie rastende und kein Mittel verschmähende, zu List und Gewaltthat gleich geneigte Monopolsucht erinnert, mit welcher der unheilschwangere Orden, um seinen verderblichen Zweck desto sicherer zu erreichen, den ganzen Jugendunterricht an sich zu reißen bemüht war, leider mit dem siegreichsten, wohlberechneten Erfolg. Sie bemächtigten sich zunächst der Gelehrtenschulen, in welchen sie mit den protestantischen Lehranstalten gleicher Bestimmung zu wetteifern gedachten. Obwol der confessionelle Kampf sich auch in die Schulwelt verpflanzte, so war doch den jesuitischen wie den protestantischen Lehranstalten die vorherrschend philologische Richtung, mit Vernachlässigung aller übrigen Lehrgegenstände, gemeinsam, und je mehr diese Einseitigkeit bis zur Caricatur ausartete, da denn aller Unterricht nur darauf berechnet schien, Ciceronianer zu bilden, desto nothwendiger mußte die Reaction hervorgerufen werden, die in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts eintrat und einen principiellen pädagogischen Kampf entzündete, welcher, von Protestanten ausgehend, unter wechselnder Gestalt sich fortspinnend, als Kampf des sogenannten Humanismus und des Realismus bis heute noch hin und her wogt, der Entscheidung sich nur langsam nähernd.

Wenn ungeachtet der unverkennbaren Einseitigkeit und Dürftigkeit des ausschließlich philologischen Princips dieses gleichwol nicht siegreicher bekämpft ward als es geschehen ist, so befremdet das um so weniger, wenn man wahrnimmt, wie viel Einseitigkeit und Beschränktheit auf Seiten der Gegner sich geltend machen wollte, wie viel Irrthum der von ihnen erkannten Wahrheit beigemischt war. So ehrenwerth das Wollen und Bemühen, so redlich der Eifer der sogenannten Neuerer sein mochte, so viel Gutes und Löbliches sie auch leisteten, so waren ihre Ansichten doch nicht vorurtheilsfrei und nicht in dem Maße kerngesund, daß sie das kalte Fieber der philologischen Richtung zu heilen vermocht hätten. Dies erhellt schon aus der vom Verfasser veranstalteten allgemeinen Charakteristik der neuern Lehrmethoden. Den Reigen führt

1. Wolfgang Ratich, geb. 1571 in Holstein, starb 1635. So zuversichtlich wie irgend einer der spätern Erfinder einer neuen Lehrmethode erwartete und prophezeite er von der seinigen das Heil der Welt. Er wendete sich an „das deutsche Reich" und übergab auf dem Wahltage zu Frankfurt 1612 ein Memorial, worin er mit „göttlicher Hülfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit" Anleitung zu geben versprach, „wie alte und neue Sprachen in gar kurzer Zeit leichtlich zu erlernen und fortzupflanzen seien, wie eine Schule anzurichten, darin alle Künste und Facultäten ausführlicher können gelehrt und propagirt werden, und wie im ganzen Reiche eine einträchtige Sprache, einträchtige Regierung und auch einträchtige Religion bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sei". Er hatte freilich mehr versprochen als er, wie sich nachmals auswies, zu halten vermochte. Erfreulich ist die Geneigtheit, mit der deutsche Fürsten (Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Ludwig Landgraf von Darmstadt, und vornehmlich Ludwig Fürst von Anhalt-Köthen), Fürstinnen (Herzogin Dorothea von Weimar, Anna Sophia Gräfin von Schwarzburg) und Magistrate (von Augsburg, Frankfurt, Magdeburg ꝛc.), auch der große Kanzler Oxenstierna in Schweden, Prüfungen der neuen Methode veranstalteten, obwol Ratich sie zum Theil als ein Arcanum behandelte, welches er nur einem Könige theuer verkaufen wollte. Die Probe aber, welche er selbst in der für ihn von dem edeln Fürsten Ludwig von Anhalt in Köthen gegründeten und zahlreich besuchten Schule ablegte, entsprach so wenig seinen Versprechungen und den darauf gegründeten Erwartungen, daß er förmlich um Verzeihung bitten und Abschied nehmen mußte. Doch waren die Gutachten mehrer Gelehrten, die seiner Polemik gegen die bis dahin herrschende Unterrichtsweise mehr oder minder lebhaft beistimmten, seiner Methode günstig. Hr. von Raumer hat diese anschaulich dargestellt. Wir würden zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir auch nur die Grundzüge des Systems enthüllen. Das unbefangene Endurtheil, welches der Vers. ausspricht, wird jeder Sachkundige unterschreiben. Ratich „hat Einsicht genug, um die Mängel des Herkömmlichen einzusehen, aber nicht genug, um ihnen abzuhelfen. Er ahnt manches Bessere, schaut es aber nur in allgemeinen Umrissen als Princip. Will er seinen Principien gemäß etwas verwirklichen, in die Schulen einführen, so zeigt er sich ganz unklar und ungeschickt. Diesen Principien vertrauend verspricht er, was er bei seiner praktischen Unfähigkeit nicht zu halten im Stande ist; so kommt er selbst bei Denen, die ihm wohlwollen, in den Ruf eines Charlatans." Ist sein Mißgeschick schon daraus hinreichend erklärlich, so kommt noch dazu die Menge einflußreicher Widersacher, mit denen Jeder zu kämpfen hat, welcher die Alleinherrschaft ererbter Traditionen und Methoden zu bestreiten wagt. Wohlthätig wirkte Ratich in jedem Fall schon dadurch, daß er auf gründliche Erlernung der Muttersprache drang und den Grundsatz geltend machte: „Alles zuerst in der Muttersprache!" Auch die Grundsätze: „Alles nach Ordnung oder Lauf der Natur!" „Nicht mehr denn einerlei auf einmal!" „Eins oft wiederholt!" verdienten ohne Zweifel sorgfältiger beachtet zu werden.

2. Der zweite Abschnitt enthält Andeutungen von den Gräuetn der Verwüstung, welche der Dreißigjährige Krieg auch über die

Digitized by Google

Schulen Deutschlands verbreitete. Ratich's praktische Thätigkeit endete schon im Anfange dieses Kriegs, aber was er angeregt, das wirkte auch unter den widerwärtigsten Verhältnissen fort, und ein Mann trat auf, trefflich ausgerüstet, auch große Hindernisse zu überwinden. Es war

3. Johann Amos Comenius, geb. 1592 zu Comnia in Mähren, gest. 1671 zu Amsterdam. Dieser reichbegabte, im redlichsten und einsichtsvollsten Eifer für die Jugendbildung nie ermüdende Meister, der in Folge des weit verbreiteten Ansehens seiner trefflichen Schriften und des wohlverdienten Vertrauens, das er sich erworben, zur Reformation der Schulen nach Ungarn, Schweden, England ꝛc. berufen ward, erkannte tief und klar das unabweisbare Bedürfniß nicht nur seiner Zeit, sondern auch der Menschheit aller Zeiten, und trug zur Befriedigung desselben kräftig und folgereich das Seine bei. Er faßte Unterricht und Erziehung in ihrer innigen Verbindung auf; er wollte nicht blos viel und gründlich wissende Gelehrte, sondern auch Menschen, Christen bilden, die den höchsten Zweck des Lebens nie aus den Augen verlören. Dem todten Wissen, dem eitlen Gedächtnißkram, der Form ohne Inhalt, darum dem Schwatzen ohne Verständniß des Gegenstandes feind, drang er darauf, daß der Sprachunterricht mit dem Realistischen wie die Theorie mit der Praxis Hand in Hand gehe, daß man die Jugend anleite, zu verstehen was man sie sprechen lehre, daß man der Mittheilung des Worts auch die Anschauung der Sache anschließe. Die Nothwendigkeit der Anschauung der Lehrgegenstände hat er schon mit entschiedener Sicherheit dargethan; wo man nicht unmittelbar die Sache vor Augen stellen kann, sollen Abbildungen sie ersetzen. Physik, auch Philosophie soll man nicht aus Aristoteles, überhaupt nicht blos aus Büchern, sondern aus der Natur lernen. Das Bedürfniß, der Jugend bildliche Anschauungen zu gewähren, bestimmte ihn zur Ausarbeitung seines geistreichen „Orbis pictus", welcher mehr als seine übrigen trefflichen Lehrbücher bekannt geworden ist und seit dem Jahre 1657, da er zuerst erschien, bis in die neueste Zeit, obwol in mancherlei Umgestaltung, reiche Früchte getragen hat. Das Buch selbst ist eine obwol nicht fehlerfreie, doch mit Einsicht und Liebe gepflegte und gereifte Frucht, in der schöne Samenkörner liegen, zum Theil noch der Entwickelung harrend; das Ganze durchweht der Athem eines kindlichen Glaubens und die Mannichfaltigkeit des Wissens gewinnt Einheit in der Tiefe des religiösen Lebens.

Er ordnet vier Lehranstalten, eine Mutterschule in jedem Hause, eine deutsche in jeder Gemeinde, eine lateinische in jeder Stadt, eine Universität in jedem Lande oder jeder größern Provinz. Wie nachmals Pestalozzi legt er den Müttern den ersten Unterricht ans Herz. In den ersten sechs Lebensjahren wird der Grund gelegt zu Allem, was der Mensch lernen soll. Sinnig zeigt er die Anfänge aller Wissenschaften und Künste in zartem Kindesalter; da soll das religiöse und sittliche Leben tiefe Wurzeln schlagen. Den Ältern empfiehlt er vor Allem ein gutes Beispiel und in der Liebe heilsame Strenge. Die deutsche Schule soll Schule der Muttersprache sein, aber zum Wort immer die Sachkenntniß gesellen.

Wir müssen uns versagen, hier mehr aus den reichen Fundgruben seiner Werke mitzutheilen. Nie ermüdend, fort und fort seine Ansichten aufklärend und berichtigend, seine Werke verbessernd, hat er mit freigebiger Hand köstlichen Samen ausgestreut, der nicht untergegangen ist. Die Kunst, Menschen zu erziehen und zu bilden, bezeichnet er als eins der tiefsten Geheimnisse der Natur und unsers Heils, und er hat diese Kunst mit dem seelenvollsten Eifer, mit der reinsten Hingebung geübt; in jenen Schreckenszeiten des Dreißigjährigen Kriegs, da der hochherzige Mann verfolgt, heimatlos, von Land zu Land irrend, dennoch niemals verzweifelte, sondern seinem heiligen Berufe treu blieb bis ans Ende. In seinem 77. Lebensjahre schrieb er noch Bekenntnisse, gleichsam einen Rechenschaftsbericht über sein Leben, Streben und Wirken, auch im Greisenalter noch voll jugendkräftiger Begeisterung für die große Aufgabe seiner mühseligen Pilgerschaft. Man müßte ihn liebgewinnen, wenn man auch nur aus dieser einen Schrift ihn kennen lernte.

4. Das Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden. Der langwierige, Alles verwüstende Krieg hatte tiefe Wunden und viele Ruinen zurückgelassen; deutsche Fürsten und Magistrate bemühten sich mit rühmlichem Eifer jene zu heilen, aus diesen Neues zu gestalten, die zerstörten Schulen wiederherzustellen, was um so dringender noth war, da die in jenen unheilvollen Jahren herangewachsene Generation so verwildert war, daß dem Vaterlande wie der Kirche zunächst durch eine bessere Jugendbildung geholfen werden mußte. Das Ergebniß der Geschichte dieser Periode ist leicht zusammenzufassen; das Latein verliert seine Alleinherrschaft und die angemaßten Rechte einer zweiten Muttersprache; das Deutsche macht als eigentliche Muttersprache sich geltend, während diese mit fremden Federn sich schmückend ihre ursprüngliche Einfalt und Kraft verleugnete; aber in Folge des schmachvollen Einflusses Frankreichs auf unser Vaterland beherrscht je mehr und mehr das Französische und französische Verbildung mit unheimlichem Zauber die höhern Stände. In den Unterrichtskreis der gelehrten Schulen zieht man immermehr Disciplinen hinein, durch welche neben den eigentlichen Gelehrten gewandte Weltleute gebildet werden sollten, und wie in den Gerichtshöfen eine adelige und eine gelehrte Bank einander gegenüberstanden, so räumte man auch in den Gymnasien den Söhnen der Adeligen eine bevorzugte Stellung und Behandlung ein, ebenso sehr zum wesentlichen Verderb der Privilegirten wie die nichtadelige Jugend herabwürdigend und dadurch die ersten Regungen eines eifersüchtigen Unmuths des ehrsamen Bürgerstandes gegen den Geburtsadel erweckend. Endlich griff auch das sogenannte pietistische Element in die Gestaltung des Erziehungs- und Schulwesens dieser Zeit ein.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Maria Stuart's Briefwechsel.

Noch vor wenigen Jahren war die Klage angemessen, daß in den größern Bibliotheken Europas die wichtigsten historischen Documente ungenutzt, wie ungehobene Schätze, dem Staube und der Vergessenheit preisgegeben lägen. Jetzt möchte sich fast die entgegengesetzte Klage Luft machen, so groß ist die Thätigkeit und Regsamkeit, welche man allerwärts zur Veröffentlichung alles Dessen, was nur einigermaßen im Stande zu sein scheint, einiges Licht auf irgend einen Punkt auf dem unermeßlichen Gebiete der Geschichte zu werfen, an den Tag legt. Täglich schwillt das historische Material an, und welcher Blick wird endlich noch genügen, das ganze Feld zu überschauen. Es wird immer schwieriger, einige Übersicht über diese ungeheure Masse zu gewinnen, da leider von unkundigen Händen, welche die historischen Wissenschaften zu fördern glauben, wenn sie allen Wust, der lieber in den Archiven vermoderte, ans Licht gezogen und dem Druck übergeben haben, neben vielen köstlichen Beiträgen auch recht viel Unnützes und Unersprießliches veröffentlicht wird. Zu den Sammlungen wichtiger historischer Documente, welche wir zu den wesentlichen Bereicherungen der historischen Literatur zu rechnen berechtigt sind, gehören die „Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Ecosse, publiés sur les originaux et les manuscrits du State-paper-office de Londres", welche vor kurzem von dem russischen Fürsten A. Labanoff in sieben Bänden herausgegeben worden sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 263. — 20. September 1845.

Reiſeliteratur über England.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 262.)

Von dem reizenden Muſenſitz Oxford wendet ſich der Reiſende nach Salisbury, dem Old Sarum des Mittelalters. Dieſer nun verödete Ort hat ſein Anſehen von 400 Jahren vollſtändig erhalten und bietet mit ihm dem Wanderer in England eine angenehme Abwechſelung; ſein Stolz iſt ſeine Kathedrale, eine Doppelkreuzkirche der zierlichſten Art, in der es, wie behauptet wird, ſo viel Säulen als Stunden im Jahr, alſo 8766, gibt; ein vollkommen reines, ganz vollendetes, äußerſt zierliches gothiſches Bauwerk, in ſo freier und faſt ländlicher Lage, wie die meiſten gothiſchen Kirchen Englands ſie haben, zum Unterſchied von den deutſchen, die faſt immer aus einem Häuſermeer hervorragen. Der 387 Fuß hohe Thurm hat ſich bekanntlich um faſt zwei Fuß von der Fallinie abgeſenkt. Durch die Wieſengründe von Salisbury hin beſucht der Verf. die merkwürdigen Reſte von Stonehenge, jenes Druidentempelreſtes voll unerklärter Geheimniſſe. Mitten in einer Wieſenfläche, ſechs Meilen von Salisbury, erheben ſich dieſe Steinkoloſſe, welche an Ägypten mahnen, auf einem weichen, ſteinloſen Grunde, nun völlig einſam, roh-prismatiſch, 20—22 Fuß hoch, jeder Block von einem Gewicht von 24,000 Pfund, im Kreiſe, überdeckt mit Kronſteinen von 12,000 Pfund Gewicht, noch 23 an der Zahl in aufrechter Stellung. Wie kamen dieſe Koloſſe hierher? Welche Kraft richtete ſie hier auf und brachte jene 120 Centner ſchweren Kronſteine auf ihre Scheitel? Wer bearbeitete dieſe harten Granitmaſſen? Alle dieſe Räthſel ſind noch ungelöſt und in der That unlösbar. Der Sage nach hätte der Zauberer Merlin ſie aus Irland herverſetzt; wahrſcheinlich bildeten ſie Tempel und Mauſoleum zugleich für den letzten Römer Ambroſius Aurelianus, der hier gegen die Sachſen fiel, und es wären dann römiſche Kräfte, die jene Koloſſe aufrichteten; ein Tempelwall, noch ſichtbar, umgibt das runde Doppelmonument und ähnliche, obwol kleiner und verfallener, finden ſich noch hier und da in Wiltſhire, z. B. bei Aveburg.

Der uralte Flecken Old Sarum, zuletzt aus fünf bis ſechs Hütten beſtehend, ſandte bis zur Parlamentsreform zwei Deputirte ins Unterhaus; natürlich waren dieſe Geſchöpfe des Grundherrn, und man erzählt, daß dieſer, als ſich das Haus einſt unzufrieden mit ſeinen Abgeſandten zeigte, drohte, er werde das nächſtemal zwei Schornſteinfeger ſchicken. Von der unglaublichen Zähigkeit der engliſchen Inſtitutionen gibt es eine Vorſtellung, daß dieſer Zuſtand der Dinge 400 Jahre lang beſtehen konnte.

Das große Reichsgymnaſium von Eton mit ſeinen 650 Zöglingen, faſt alle aus den erſten Familien des Landes, und die künftigen Lenker und Regenten ſeiner Reiche enthaltend, ſchildert der Verf. im Detail. Solche alte Inſtitute, wie Eton, Wincheſter u. a., haben in England eine ſo eigenthümliche Phyſiognomie, daß ſie mit unſern Continentalſchulen gar nicht zu vergleichen ſind. Die Schuldisciplin iſt hier ſo furchtbar ſtreng, daß in Wincheſter z. B. außer einem immenſen Ruthenverbrauch ſogar die Kettenſtrafe gegen Schüler vorkommt! Die Weihnachtszeit bringt der Reiſende in Windſor und London zu, und er liefert uns nicht blos ein reiches Bild von der Geſchichte und den Sehenswürdigkeiten der Reſidenz Windſor, ſondern auch von den eigenthümlichen Mummereien und den claſſiſchen Weihnachtspantomimen Londons. Dieſen höchſt ſonderbaren und an echtem engliſchen Humor — der immer etwas roh und übertrieben auftritt — ſo reichen Harlekinaden, welche in den zwölf Nächten, nach Weihnacht, auf allen Bühnen Englands die Saturnalien des Volks bilden, verdankt Ref. ſelbſt eine heitere Erinnerung, und es iſt löblich, daß der Verf. einen ſolchen Spaß: „Harlekin als König John und die Magna charta", ſeinen Leſern zergliedert, um ſich daran zu erfreuen. Das liebliche Lied „vom Hemde", das er hierauf mittheilt, verdient wol eine deutſche Überſetzung.

Der Verf. rüſtet ſich nun zur Reiſe zu den Antipoden, d. h. den Franzoſen, wie man in England ſcherzhaft ſagt; er beſucht noch Maidſtone, Wincheſter, auch eine jener anmuthigen, ſaubern und anſtändigen Schulſtädte Englands, wo Dampfmaſchinen und Hammerwerke nicht hindringen, die alten Klöſter St.-Croſſ und Nettley-Abbey, Ruinen, die nirgend ſchöner als in England anzutreffen ſind, weil das feuchte Klima ſie mit dem reichſten Pflanzenwuchs bekleidet, den großen New-Foreſt bei Southampton, den größten Wald Englands, 60,000 Acres groß, mit ſeinen Zigeunern, die er uns ſchildert,

Digitized by Google

hierauf das hübsche Southampton, das römische Clausentum, dessen Handelsverkehr jedoch nicht empor will; das mißfällige, aus Haufen niedriger und häßlicher Häuser bestehende Portsmouth, mit seinen Docks und dem Royal George, der eine ganze Literatur hervorgerufen hat und an dem die Taucher sich noch immer abmühen; endlich die allerliebste Insel Wight, mit so mildem Klima, daß an einigen Stellen niemals weder Schnee noch Eis vorkommen, the finest piece of water in England; Ryde und das alte Newport in der Mitte der Insel — und verkriecht sich dann, um von dem ihm werthgewordenen Lande nicht stückweise Abschied zu nehmen, in seine Dampfschiffkoje, in der er nach Boulogne hinüberschaukelt.

Kohl war uns ein treuer, gewissenhafter, sehr lehrreicher und höchst unterhaltender Führer durch Schottland, England und Wales, den ohne Dank zu entlassen die höchste Ungerechtigkeit sein würde. Er verstand es, ohne einen Augenblick unsere Theilnahme einzubüßen, ohne jemals unsere Aufmerksamkeit abzuspannen, durch eine Fülle des Unterhaltenden und Bemerkenswerthen uns einen ziemlich langen Weg so zu verkürzen, daß wir, hier am Ziele, mit vollster Befriedigung auf ihn zurückblicken. *)

19.

Geschichte der Pädagogik, vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl von Raumer. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 262.)

5. Johann Locke, geb. 1632 zu Wrington bei Bristol, gest. 1704 in der Nähe von London. In der Geschichte der Pädagogik kommt dieser scharfsinnige Philosoph zunächst wegen seiner „Gedanken von der Erziehung der Kinder" in Betracht, welches Werk oft gedruckt, in mehre Sprachen übersetzt, einen bedeutenden Einfluß gewann. Als Arzt faßte er besonders die physische Erziehung der Kinder ins Auge, als Staatsmann und Erzieher des Sohns eines reichen Lords die Bildung für die Welt; obwol selbst ein sehr gelehrter Mann, begünstigte er doch am wenigsten die todte Gelehrsamkeit, bewahrte vielmehr überall eine praktische Richtung. Er berücksichtigt fast nur die Erziehung vornehmer Kinder durch Hofmeister; dem gemeinsamen Schulleben mißt er viel Böses bei, ohne zu bedenken, wie wohlthätig dasselbe gerade für die Söhne der Vornehmen, für ihre allseitige Ausbildung und für ihre rechte Stellung zu den untern Ständen wirken kann. Doch hebt er mit Recht den Vorzug der häuslichen Erziehung vor der in Klöstern, Pensionaten ꝛc. hervor. Der Poesie und Musik ist er nicht hold, das Kind soll dafür nützlichere Dinge lernen. „Tugend und Weisheit stehen höher als Kenntnisse", ist sein fester Grundsatz; aber die Tugend, „die erste und unentbehrlichste Eigenschaft eines Menschen oder eines gebildeten Mannes", will er zwar auf einen richtigen Begriff von Gott dem Schöpfer begründet wissen, doch ist es nicht die reine Liebe des Guten, nicht die Liebe zu Gott, sondern der Ehrtrieb, die Liebe zu Beifall und Lob, wodurch er die Tugend erwecken will. Das ist der faule Fleck seines ganzen Erziehungssystems. So viele richtige Grundsätze es enthält, so ist doch das Ziel ebenso engherzig beschränkt wie falsch das Grundprincip.

6. A. H. Francke. Ein Epoche machender Name in der Geschichte der Pädagogik wie in der Theologie und der Kirche! Zwar steht er an der Spitze der Pietisten; aber heißt Das, was den hellsehenden, edelmüthigen, thatkräftigen Francke bewegte und in Wort und That sich bezeugte, Pietismus, so ist dieser nichts Anderes als das wahre Christenthum, das Geist und Leben ist, der Glaube, der in der Liebe sich thätig erweist. Ihm war die christliche Frömmigkeit ein tiefer, heiliger Ernst, das Leben seines Lebens; versteht man unter Pietismus Frömmelei, den äußern Schein eines gottseligen Wesens ohne dessen Kraft, so war ihm derselbe völlig fremd. Zu leugnen ist aber nicht, daß solcher Pietisten wol Manche, Frömmler und Heuchler, aus der damaligen halleschen Schule hervorgegangen sind, nicht ganz ohne Schuld der in jenen Anstalten herrschenden Einrichtungen und Gewohnheiten. Die Zöglinge wurden mit einem solchen Maß von Andachtsübungen überladen, daß diese viele Gemüther der wahren Frömmigkeit mehr entfremden als mit ihr befreunden, manche auch zur Scheinheiligkeit verleiten konnten. Francke selbst faltete die Hände nicht blos zu andächtigem Gebete, sondern regte sie auch zum rüstigen Handeln; er war ebenso thatkräftig wie glaubensstark; und wie er nie und nirgend eine Form ohne Inhalt, ein Bekenntniß ohne Überzeugung, einen Schein ohne Wahrheit befördern wollte, so ging er auch mit einem bewundernswürdigen Beispiel rastloser Wirksamkeit für das Wohl Anderer seinen Zöglingen und Allen, die seinen Wandel beobachteten, voran. Er hat so Außerordentliches geleistet und sein Wirken so fernhin und weit über die Dauer seines harmonischen Lebens hinaus verbreitet, er hat nicht nur so Großes gegründet und vollendet, sondern auch so viel Heilsames angeregt und eingeleitet, daß er mit höchstem Recht den Wohlthätern des Menschengeschlechts beigezählt wird. Im J. 1694 begann er mit 7 Gulden, welche eine wohlthätige Frau in seine Armenbüchse eingelegt hatte, die Stiftung einer Armenschule. Sie war der erste kleine Ring in der unvergleichlichen Reihe wohlthätiger Anstalten, die er fortan eine der andern beigesellte und zu einem großen, Erstaunen und Bewunderung, aber auch Nacheiferung erweckenden Ganzen verband. In seinen Unternehmungen war ebenso wunderbar reich der Segen von oben wie unermüdlich und umsichtig sein Eifer, unerschöpflich seine Liebe, unerschütterlich sein Gottvertrauen. Als er im J. 1727 starb, zählte man im Pädagogium 82 Schüler unter der geistigen und leiblichen Pflege von 7 Lehrern und andern Hausbeamten; in der lateinischen Schule des Waisenhauses 160 Schüler unter 3 Inspectoren und 32 Lehrern, denen 10 Diener zur Seite standen; in der deutschen Schule 1725 Knaben und Mädchen, geleitet von 4 Inspectoren, 98 Lehrern und 8 Lehrerinnen; im eigentlichen Waisenhause 134 Knaben und Mädchen unter 10 Aufsehern und Aufseherinnen; dazu 615 Tischgenossen, nämlich 255 Studenten und 360 arme Schüler; in der Haushaltung, Apotheke und Buchhandlung 53 Personen; endlich 15 im Fräuleinstifte, 8 in der Pension für junge Frauenzimmer, 6 im Witwenhause. Auch das Missionswesen, vornehmlich nach Indien, hatte er erfolgreich in den weiten Kreis seiner Wirksamkeit gezogen und dafür nicht nur bedeutende Mittel gewonnen, die ein beträchtliches Capital begründeten, sondern auch eine Empfänglichkeit und Theilnahme erweckt, welche die Thätigkeit der evangelischen Kirche auf diese große Angelegenheit zu richten begann.

Als Pädagog richtete Francke sein Hauptaugenmerk auf Begründung eines gesunden christlichen Lebens; Unterricht und Erziehung sollten dazu vereint wirken. Er war auch in der Hinsicht kein Pietist in der üblichen Bedeutung, daß er gründliche Gelehrsamkeit nicht verachtete, sondern eifrig förderte und so auch bei seinen Zöglingen auf klare und möglichst umfassende Erkenntniß, Gewißheit und Zuversicht hinwirkte. Nur todtes Wissen begünstigte er nicht, obwol er den Unterrichtskreis fast zu sehr erweiterte. Der deutschen Sprache reclamirte er ihr gutes Recht auch für die Gelehrtenschule, in der er nicht minder den Realien wie den alten Sprachen die ihnen gebührende Stelle anwies. Die Erfahrungen, welche er als akademischer Lehrer machte, da er nur zu oft wahrnahm, wie die jun-

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Digitized by Google

gen Theologen nicht einmal ihre Muttersprache correct, noch weniger gewandt zu schreiben vermochten und, nachdem sie auf der Schule fast nur die alten Sprachen getrieben, nicht einmal diese gründlich kennen gelernt hatten, trieben ihn um so mehr an, die Gebrechen der damaligen Gelehrtenschulen zu beseitigen. Dagegen verfiel er in den Fehler, das classische Griechisch zu sehr in den Hintergrund zu stellen, indem er fast nur das Neue Testament lesen ließ. Aber mit diesem obwol begründeten Tadel können wir von einem Manne nicht scheiden, welcher das Höchste erstrebte, das Beste wollte, das Bewunderungswürdigste leistete, und so werde viel lieber dankbar anerkannt, daß seine pädagogische Wirksamkeit nicht minder theoretisch tiefbegründet und vom rechten Licht durchleuchtet, als praktisch tüchtig, gewaltig, von den außerordentlichsten Folgen begleitet war. Hr. von Raumer hat Francke's Verdienst so unbefangen und wahrhaft gewürdigt, daß wir darin das unbestochene Zeugniß der Geschichte selbst vernehmen. Dieser echte Pädagog mußte freilich in seiner Zeit und später auch ein Zeichen sein, dem widersprochen wird; seine Stellung aber ist auch in der Hinsicht ausgezeichnet und bedeutsam, daß er, mitten in einer Übergangsperiode, durch Wort und That Zeugniß ablegte von der Kraft des Glaubens, der die Welt überwindet und den eine nachfolgende falsche Theologie der Kirche zu entreißen drohte.

7. Die Realschulen. Es leuchtete allmälig immer mehr ein, daß gründliche Bildung nicht auf Lateinischlernen beschränkt und nicht aus den Classikern allein zu gewinnen sei, daß die Schulen nicht blos Gelehrte, sondern auch Geschäftsleute für die verschiedenen Berufskreise des öffentlichen Lebens erziehen sollten. Das realistische Element machte sich den alten Sprachen gegenüber immer mehr geltend. Aber selbst Manche von Denen, welche die Lehrbücher des Comenius in die Gymnasien einführten, rechneten doch zumeist darauf, daß durch die Anschauung der Dinge, durch Bekanntschafe mit den Gegenständen die Vocabeln sich besser einprägen würden, als wenn diese ohne Sachkenntniß auswendig gelernt würden. Indeß wurden in den Gymnasialunterricht allmälig die Realien, vornehmlich Mathematik aufgenommen, besonders seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Der Prediger Semler in Halle aber (geb. 1669) arbeitete mit unermüdlichem Fleiß an der Begründung einer besondern selbständigen Realschule. Indem man nachher aber Realschulen mit Gymnasien zu verbinden versuchte, verwirrte man die Aufgabe beider um so mehr, da beide Richtungen unmöglich sich vereinigen ließen. Dies zeigte sich auch bei der Realschule, die in Berlin 1747 gestiftet ward. Indem man Alles lehren und leisten wollte, in die Realschule auch ein Gymnasium aufnahm und auch nicht blos allgemeine Bildung, sondern besondere Berufsbildung der Kauf-, Berg- und Forstleute ꝛc. beabsichtigte, leistete man viel weniger als man hoffen ließ, obwol so tüchtige Männer wie Julius Hecker, Johann Elias Silberschlag, Andreas Jakob Faber nacheinander der Anstalt vorstanden. Später verwandelte sich diese Realschule wieder in ein Gymnasium. Aber auch in mislungenen Versuchen liegen, wenn sie von einer an sich wahren Idee beseelt sind, die Keime einer günstigern Zukunft, in der das Gold sich von den Schlacken reinigt.

8. J. J. Rousseau. Der Verf. hat diesem merkwürdigen Manne, dessen breite, tiefdunkle Schattenseite selbst seine wärmsten Lobredner, und dessen ausgezeichnete Gaben auch seine schärfsten Tadler nicht hinwegzuleugnen vermögen, viel Raum und viele Aufmerksamkeit gewidmet, aber eine durchaus unbefangene und gerechte Würdigung widerfahren lassen. Kommt er hier zunächst als Pädagog, vornehmlich mit seinem „Emil" in Betracht, so muß man zugestehen, daß die ersten, tieferfaßten, mit der Kraft einer siegreichen Beredtsamkeit ausgesprochenen Lehren, welche er wie feurige Blitze und Donnerkeile in seine schlaffe Zeit und sein wüstes Volk hineinschleuderte, sehr geeignet waren, eine bedeutende Reform im Erziehungswesen hervorzubringen. Aber bei ihm ist überall Irrthum und Lüge mit Wahrheit, Heilloses mit Heilsamem so künstlich gemischt, Tiefe und Erhabenheit der Gedanken mit Oberflächlichkeit und Niedrigkeit der Gesinnung so innig verwebt, daß seine Erziehungslehre ebenso verwerflich wie lehrreich erscheint, und daß Leser, denen es an Scharfsinn und festen Grundsätzen fehlt, leicht bethört und irre geleitet werden können. Da wir hier der scharfsinnigen und wohlbegründeten Raumer'schen Erörterung, die recht als ein lichter Ariadne-Faden durch das Labyrinth der Rousseau'schen Pädagogik leitet, nicht folgen können, so müssen wir es dabei bewenden lassen, auf diesen vortrefflichen Abschnitt aufmerksam zu machen.

9. Das Philanthropin. Mit kühnern und zuversichtlichern Versprechungen, mit größerm Pomp ist seit Ratich kein pädagogisches Unternehmen angekündigt und keins je so großmüthig und nachhaltig unterstützt worden als das im J. 1774 zu Dessau gestiftete Philanthropin, dessen schöner Name durch den Zweck, der ihm vorschwebte, aber nicht durch die Leistung gerechtfertigt ward. Wie der vaterländische Rhein ergeß es sich von schroffer Höhe herab in das Thal, ein breiter Strom, und verlor sich endlich im flachen Sande. Es mislang nicht so sehr, weil es zu viel versprochen hatte, als weil es eines festen Grundes und innern Halts entbehete, vom Anbeginn den Keim der Auflösung in sich trug und weil der Urheber fähiger war, große Ideen aufzufassen, kühne Plane zu entwerfen als auszuführen. J. B. Basedow, geb. 1723 zu Hamburg, gest. 1790 in Magdeburg, war ein Mann von ausgezeichneten, ja glänzenden, aber einseitig und mangelhaft ausgebildeten Talenten, von schwankendem, unstätem Charakter, störrischer, streitlustiger Gemüthsart. Goethe, der ihn gründlich kennen gelernt, hat ihn aufs treffendste charakterisirt. Es ist nicht zu verwundern, daß ein solcher Mann, der viel mehr Abstoßendes als Anziehendes hatte, der außerordentlichsten Begünstigungen und Unterstützungen ungeachtet nichts auf die Dauer zu bauen vermochte. Was deutsche Fürsten und Magistrate, was Gönner und Freunde für ihn und seine Unternehmungen, insonderheit für sein „Elementarwerk", das dem „Orbis pictus" des Comenius geistreich nachgebildet war, geredet und gethan haben, das bewährt den erwachten, lebendigen Eifer für Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Zur ersten Ausgabe des „Elementarwerk" erhielt er 7000 Thlr. Unterstützung. Leopold Friedrich Franz, Fürst von Anhalt-Dessau, der mit beschränkten Mitteln viel Treffliches zu leisten verstand, brachte zur Begründung des Philanthropin große Opfer, indem er nicht nur Basedow eine verhältnißmäßig reiche Besoldung, sondern auch der Anstalt eine dem Bedürfniß vollständig entsprechende Ausstattung gewährte. In der Geschichte der Pädagogik wird die hochherzige Munificenz, mit welcher Fürsten des Hauses Anhalt, und am meisten Anhalt-Dessaus, Erziehungsanstalten von Ratich an bis in die neueste Zeit hegten und unterstützten, ohne durch widerwärtige Erfahrungen sich abschrecken zu lassen, stets ehrende Anerkennung finden.

An dem Philanthropin arbeiteten ausgezeichnete Männer, vor Allem Wolke, an Einsicht, praktischem Talent und Lauterkeit der Gesinnung Basedow weit überlegen, im vorzüglichen Sinne ein geborener Schulmeister, mit ihm Schweighäuser, Simon, Mangelsdorf, Campe, Trapp, Busse, Salzmann, Olivier, Matthissen, Spazier. Aber sie bewahrten die Anstalt nicht vor manchen ihr gleichsam angestammten Absonderlichkeiten, ja Abgeschmacktheiten, welche ihren Ruhm verdunkelten. Kant und andere einsichtsvolle, für Das, was man als das Wohl der Menschheit betrachtete, beredt wirkende Männer, erklärten sich zu Gunsten der Basedow'schen Unternehmungen und erkannten endlich, daß sie zu viel gehofft. Am allerwenigsten konnte Basedow's wunderliche Methode der religiösen Erziehung heilsame Früchte beingen; darin prägte sich die verflachende und erkaltende Richtung des Zeitgeistes am schärfsten aus. Gleichwol ist die Arbeit so vieler redlichwollender Männer keineswegs ganz vergeblich gewesen. Sie haben die Methodik

Digitized by Google

des Unterrichts gebessert, mitgewirkt, daß der Jugend das Lernen nicht mehr wie früher eine Plage, sondern eine Lust werde, und der geistigen Bildung die leibliche Übung zur Seite gestellt; sie haben auch die schon erwachte Theilnahme der höhern Stände am Erziehungs- und Unterrichtswesen genährt und gefördert und die Ältern auf manche Gebrechen der häuslichen Erziehung aufmerksam gemacht; freilich auch beigetragen, ihr die lebenskräftige Wurzel, das christlich-religiöse Element zu entfremden, daher denn das harte Urtheil, daß sie mehr geschadet als genutzt, nicht unbegründet erscheint. Hrn. von Raumer's Milde hat sich gescheut, Dasselbe auszusprechen.

10. J. H. Pestalozzi, geb. in Zürich am 12. Januar 1745, gest. in Brugg am 17. Februar 1827. Der Verf., welcher dem hochherzigen, liebenswürdigen Manne persönlich nahe gestanden, hat mit Wohlwollen aber mit ebenso rühmlicher Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit, wie mit gründlicher Einsicht sein Wollen und Wirken gewürdigt. In scharfsinniger Kritik der herrschenden Erziehungsweisen und Lehrmethoden, in genialer Auffassung reformatorischer Gedanken und Absichten seinem Vorgänger Rousseau vergleichbar, in Entwerfung umfassender, weitaussehender Plane und Unternehmungen, aber auch in Unfähigkeit, sie beharrlich und consequent auszuführen und ihnen kräftig vorzustehen, Basedow ähnlich, doch, wenn es vergönnt ist, ohne absprechend zu richten, von Reden und Thaten auf die Gesinnung zu schließen, reineres Herzens und reicher an Liebe als Beide, hat Pestalozzi, obwol sein Lebenszweck verfehlt scheinen mag, weil alle seine Versuche, ihn zu realisiren, alle seine Unternehmungen völlig mislangen, dennoch den folgereichsten Einfluß auf Erziehungs- und Unterrichtswesen gewonnen, selbst durch seine Irrthümer und Fehlgriffe, sowie durch seine Bekenntnisse und Geständnisse Viele belehrt und einen Samen ausgestreut, der fort und fort sich entwickelt, grünt und blüht und Früchte trägt zum Segen für Mitwelt und Nachwelt. Fichte, der in der Zeit der tiefen Erniedrigung unsers Landes und Volks an der Gegenwart verzweifelnd alle Hoffnung auf die Zukunft, auf das heranwachsende Geschlecht, darum auf eine kräftige und kräftigende Erziehung baute, hat in seinen unsterblichen „Reden an die deutsche Nation" mit schöner Begeisterung von Pestalozzi's Ideen und Unternehmungen geredet und in ihnen, ohne seine Irrthümer und Schwächen zu verkennen, die Morgenröthe eines neuen Tags des Volkslebens erkannt. Er stellt ihn in seiner warmen unerschöpflichen Liebe zu dem armen, gedrückten, verwahrlosten Volke Luther zur Seite. Diese Armenliebe ist recht eigentlich der goldene Faden, der durch alle Windungen seines unruhigen, wechselvollen, bis ins späte Alter hinein mühseligen Lebens sich zieht; sie war der erste Impuls seiner pädagogischen Thätigkeit, und obwol er nicht einmal einer Armenschule mit Erfolg vorzustehen noch sie auf die Dauer zu gründen vermochte, so hat sein Geist und Streben doch auch in Hinsicht auf Volksbildung einen unermeßlichen und heilsamen Einfluß gewonnen. „Ja, eine Liebe zieht sich durch sein ganzes mühevolles Leben, eine Sehnsucht, dem armen, verlassenen Volke zu helfen. Jene Liebe war seines Herzens Leidenschaft, ihr Feuer entzündete in ihm einen starken Zorn gegen Alle, die seinem Liebesstreben in den Weg traten!" Diesem wahrhaften Zeugniß fügt aber Hr. von Raumer ebenso wahr bei: „Freilich war er sich selbst vorzüglich im Wege!" Denn immer war der edelmüthige Mann mit sich selbst im Widerspruch und Streit; Verstand und Herz miteinander in Einklang zu bringen, vermochte er nicht. Er hat sich selbst tief erkannt, wenn er das Bekenntniß ablegte: „Ich ging schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derselben hinwegzlenkten, den todten Weg meines Zeitalters!" Aber diese Selbsterkenntniß war, wie sein ganzes Leben, mehr theoretisch als praktisch, sie leitete ihn nicht dahin, wo allein er Frieden finden konnte für seine vielangefochtene, geängstete Seele. Wenn er zumal in der frühern und wieder in der spätern Periode seines Lebens mit herzinniger Begeisterung schön und kräftig von Christus als dem alleinigen Heiland der Welt redete, so versäumte er doch, auf diesen Grund allein sein Leben und sein Werk zu bauen. So war denn dieses trotz alles Scheins tiefer Begründung, und obwol erhabene Ideen ihn begeisterten, helle Strahlen eines genialen Geistes von ihm ausgingen, auf Sand gebaut und konnte nicht bestehen, weil es schon den Keim der unvermeidlichen Auflösung in sich trug. Aber obwol sein Werk nicht bleiben konnte, so wird doch bleiben wie der Ruhm seines Wirkens und Strebens, seines unermüdlichen Eifers und Fleißes, so die Frucht, welche „Lienhard und Gertrud", „Die Abendstunde eines Einsiedlers" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" getragen haben. Hr. von Raumer schließt diesen Abschnitt mit den sinnreichen Worten: „Tiefsinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter schweren Wehen geboren hat, sie sind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf."

Die acht Beilagen enthalten schätzbare Belege zu dem historischen Text, auch einen Abdruck der in der Gesammtausgabe der Werke Pestalozzi's fehlenden „Abendstunde eines Einsiedlers".

Der letzte Theil dieser treuen Geschichte der Pädagogik möge nicht zu lange auf sich warten lassen!

F. A. Koethe.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte Spaniens.

Der französischen Literatur fehlt es keineswegs an brauchbaren Handbüchern der spanischen Geschichte. Sie ist bereits so ziemlich von allen Standpunkten aus beleuchtet, und einige der umfassendern Werke, welche diesem Felde der Geschichtschreibung gewidmet sind, verdienen alle Beachtung. Wir haben selbst nach Kräften dazu beigesteuert, die Schriften von St.-Hilaire, Romey, Weiß u. A. in Deutschland einzuführen. Jetzt erhalten wir einen neuen Beitrag zu einer frischen, lebendigen Auffassung der wichtigsten Momente im Entwickelungsgange der spanischen Monarchie. Dasselbe führt den Titel „Histoire constitutionnelle de la monarchie espagnole depuis l'invasion des hommes du nord jusqu'à la mort de Ferdinand VII", vom Grafen B. Duhamel (2 Bde.). Auch die spanische Literaturgeschichte hat in Louis Viardot, Philarète Chasles u. A. ansprechende Behandler gefunden. Indessen mangelte es an einer brauchbaren, kürzern aber doch einigermaßen erschöpfenden Übersicht, wie wir jetzt deren eine u. d. T. „Tableau de la littérature espagnole depuis le 12me siècle jusqu'à nos jours" von M. F. Piferrer erhalten, welche bestimmt ist, die bis jetzt empfundene Lücke auszufüllen.

Pariser Skizzen von Paul de Kock.

Die unermüdliche Feder Paul de Kock's ist niemals glücklicher als bei jenen anmuthigen Schilderungen, zu denen er seinen Stoff aus dem vollen Leben des Tages schöpft. Seine Gestalten haben dann Kraft und Saft, und Das, was er mit geübtem Pinsel zeichnet, steht lebendig vor uns da. Wir haben unter seinen letzten Erzeugnissen dieser Art bereits mehrfach seine bunte Sammelschrift „La grande ville" erwähnt, die eine kostbare Galerie heiterer pariser Genrebilder voll köstlichen Humors enthält. Wie es schien, schlief seine Theilnahme an diesem Werke, an dem sich auch andere pariser Tagesschriftsteller betheiligt haben, gegen das Ende hin mehr ein. Jetzt hat er eine neue Sammlung herausgegeben, welche gleichfalls einen unterhaltenden Beitrag zur Charakteristik des pariser Lebens enthält. Sie führt den Titel „Paris au kaléidoscope". Kock zeigt hier dieselbe Leichtigkeit der Darstellung und die nämliche Schärfe der Auffassung, welche den Reiz seiner bessern Schriften ausmacht. Unter den größern Lebensbildern, welche in letzterer Zeit aus seiner productiven Feder geflossen sind, erwähnen wir noch „Un bal dans le grand monde". 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 264. — 21. September 1845.

Sylvester Jordan.

Sylvester Jordan's Leben und Leiden nach seinen eigenen Schriften und einigen andern Quellen. Geschildert von Ferdinand Trinks und Gustav Julius. Leipzig, Naumburg. 1845. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Erster Artikel.

Nicht leicht möchte ein Fall vorgekommen sein, der das Widersinnige unsers heutigen Criminalverfaheens in so helles Licht stellte als der Jordan'sche Proceß. Unsere Leser müssen uns zur Erläuterung dieser Ansicht einen kleinen Abstecher in die Jurisprudenz erlauben. Es werden freilich nur allbekannte und hundertmal schon ausgesprochene Erörterungen sein, die wir vortragen können; allein, da die Gesetzgebung immer noch auf dem alten Punkte steht, so ist man gezwungen, auch immer wieder das alte Lied zu singen. Unser allgemeines deutsches Criminalrecht stellte bekanntlich früher feste Regeln auf über Das, was als Beweis eines Verbrechens gelten sollte; sobald diese Regeln auf den gegebenen Fall paßten, so war die Schuld juristisch bewiesen. Im entgegengesetzten Falle konnte keine Verurtheilung stattfinden. Die Gesetzgebung hatte es dem Richter bequem gemacht; sie hatte die Ermittelung des Beweises der Schuld mechanisirt. Er hatte Schwarz auf Weiß seine Regeln in der Tasche, die er gleich einer Elle nur an den gegebenen Fall anzulegen brauchte, um zu wissen, wie er zu erkennen habe. Es braucht wol kaum erwähnt zu werden, wie überhaupt historische Thatsachen auf solche einfache mechanische Weise sich nicht ermitteln lassen, sondern daß eine viel complicirtere geistige Thätigkeit dazu gehört, um das wirklich Geschehene aus der unendlichen Summe von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten herauszufinden. Diese Beweisregeln waren sehr einfach; es gab deren nur zwei. Die erste war das eigene Geständniß des Angeklagten; die zweite wurde durch die Aussage zweier gültigen Zeugen erfüllt. War das Eine oder das Andere vorhanden, so nahm das Gesetz die Schuld des Angeklagten als unbedingt erwiesen an. Übrigens würde man mit diesen beiden einzigen Beweisfactoren begreiflicherweise nicht ausgereicht haben, denn nur in den allerseltensten Fällen sind zwei gültige, d. h. unverdächtige, unbetheiligte Zeugen bei der Verübung eines Verbrechens gegenwärtig, und ebenso selten wird der Verbrecher geneigt sein, seine Schuld freiwillig einzugestehen und dadurch die gesetzliche Strafe auf sich zu laden. Man würde also unter 100 Verbrechern 99 als nicht überwiesen haben laufen lassen müssen, wodurch dann die ganze Criminalgesetzgebung illusorisch geworden wäre.

Um dieses zu verhüten, hatte man ein eigenthümliches Processverfahren erfunden, wodurch der Verbrecher leichter zum Geständnisse gebracht werden konnte. Dieses Verfahren ist genugsam unter dem Namen der Tortur bekannt. Wenn nämlich eine große Menge von Wahrscheinlichkeitsgründen für die Schuld eines Individuums sprachen, dergestalt, daß jeder unbefangene und verständige Mensch dasselbe für schuldig halten mußte, so war der Richter verpflichtet, durch körperliche Qualen das Fehlende zu erzwingen. Als nun aber im vorigen Jahrhundert die Tortur abgeschafft wurde, weil sie mit dem Rechtsgefühle einer fortgeschrittenen Generation nicht mehr in Einklang zu bringen war, da bekam begreiflicherweise der Criminalproceß eine bedeutende Lücke, die in den meisten Staaten in Deutschland bis auf den heutigen Tag immer noch nicht ausgefüllt ist. Da das Geständniß durch die Tortur nicht mehr herbeigeschafft werden konnte, so trat derselbe Übelstand wieder ein, den wir oben angedeutet haben; die beiweitem meisten Verbrechen waren juristisch nicht zu beweisen. In einigen Staaten steht die Gesetzgebung noch heute ganz auf dem alten Flecke; sie erkennt nur Zeugenbeweis und Beweis durch eigenes Eingeständniß an. Aber das Bedürfniß ist auch hier stärker gewesen als das geschriebene Recht, die Praxis ist allmälig von dem Buchstaben abgewichen und die Richter machen sich dort kein Gewissen daraus, wenn sie einmal völlig von der Schuld überzeugt sind, selbst da eine Verurtheilung auszusprechen, wo der juristische Beweis nicht zutrifft. In andern Staaten hat man allerdings versucht, die durch Wegfall der Tortur entstandene Lücke wieder auszufüllen. Man hat den sogenannten Indicienbeweis gesetzlich für zulässig erklärt. Dieser Beweis beruht auf dem Grundsatze, daß die criminalrechtliche Gewißheit der Schuld eines Angeklagten auch aus solchen Thatsachen, welche zwar die Schuld unmittelbar nicht enthalten, gleichwol aber mit derselben in einem solchen innern und nothwendigen Zusammenhange stehen, daß das Dasein jener Thatsachen durch die

Digitized by Google

Annahme der Schuld sich allein genügend erklären läßt, durch einen Schluß gefolgert werden kann. Wenn z. B. ein Diebstahl ohne Zeugen begangen wird, aber zwei gültige Zeugen sehen eine Person zu derselben Zeit aus dem Fenster des Zimmers steigen, in welchem die entwendete Sache eben vermißt wird, und es stellt sich zugleich heraus, daß dieselbe Person den entwendeten Gegenstand in der Tasche hat, so ließe sich auf diese Umstände der Indicienbeweis gründen.

Aber auch mit diesem Indicienbeweise wurde die Schwierigkeit nicht gehoben, indem die Thatsache, aus der der Schluß einer Verschuldung gezogen werden sollte, immer wieder allein denselben beiden Beweismitteln unterworfen war wie die Schuld selbst. Das Wesen des Beweises blieb dasselbe, nur rücksichtlich des Gegenstandes war ein weiteres Feld gewonnen; nur durch eigenes Geständniß oder durch zwei gültige Zeugen wurde das Indicium zur juristischen Gewißheit erhoben, und es liegt auf der Hand, daß diese beiden Beweismittel bei den Indicien fast ebenso selten ihre Anwendung finden konnten als beim directen Beweise. Auch das Indicium wurde regelmäßig abgeleugnet und konnte nur sehr selten durch zwei gültige Zeugen erhärtet werden. Um daher nicht gezwungen zu sein, die offenbarsten und verderbtesten Verbrecher, an deren Schuld auch nicht ein Mensch den geringsten Zweifel hegte, frei und ungestraft herumgehen zu lassen, so ging man in einigen Staaten, z. B. in Preußen, noch einen Schritt weiter. Man entband die Richter von allen Beweisregeln und ließ sie blos nach subjectiver Überzeugung und Gewissen über den Angeklagten aburtheilen. Nur die einzige Bestimmung fügte man hinzu, daß die volle Strafe bei einer Verurtheilung ohne vollständigen juristischen Beweis nicht eintreten solle, sondern daß in diesem Falle von derselben immer ein gewisses Quantum abgezogen werden müsse. Dieses ist die bekannte, ich möchte sagen, berüchtigte außerordentliche Strafe.

Feste Beweisregeln für alle gegebene Fälle lassen sich überhaupt nicht aufstellen; das haben wir schon oben ausgesprochen. Der Versuch dazu konnte nur in einer kurzsichtigen, geistlosen Zeit gemacht werden. Was sollte aus der Geschichte werden, wenn man auf sie solche Beweistheorien anwenden wollte! Tausend und abermal tausend historische Thatsachen stehen so fest als überhaupt im menschlichen Bewußtsein irgend etwas feststehen kann, ohne daß sie durch jene juristischen Beweisregeln erhärtet wären oder je hätten erhärtet werden können. Es gibt ganz andere und höhere Gewißheiten als solche, die durch das Zusammenaddiren von zwei unbedeutenden Stimmen gewonnen werden, und die Aussage eines einzigen Mannes wiegt oft schwerer als von hundert andern übrigens sehr unbescholtenen Leuten. Ein Schema zur Auffindung der Wahrheit, was man immer nach der Schablone anwenden kann, läßt sich überhaupt auf keinem einzigen Felde menschlicher Verhältnisse erfinden, am wenigsten bei der Frage von Schuld oder Unschuld. Ganz gewiß lag also auch diesem Aufgeben der Beweisregeln ein sehr richtiger Gedanke zu Grunde, aber indem an deren Stelle die Überzeugung des Richters, wie sie aus den unzähligen mehr oder weniger eingreifenden Umständen, wie sie aus mannichfaltigen Gründen dafür und dawider als letztes einfaches Resultat erwächst, mit Recht hingestellt wurde, da vergaß man leider die Hauptsache, ohne welche die neue Theorie ein praktischer Unsinn wird. Während man den Richter blos auf seine Überzeugung verwies, gab man ihm doch nicht die Mittel an die Hand, sich eine Überzeugung zu bilden.

Es sind zwei Momente, welche bei der Auffindung eines Urtheils über Schuld oder Unschuld eines Individuums vorzugsweise uns bestimmen. Einestheils sind es die physischen Umstände, unter denen eine That begangen sein soll, anderntheils sind es die moralischen Umstände, welche dabei mitgewirkt haben können. Letztere beziehen sich auf die wahrscheinlichern oder unwahrscheinlichern Motive derjenigen Personen, welche bei der Thatsache betheiligt sind; sei es als Angeschuldigte, als Verletzte oder als nähere und entferntere Zeugen. Sehr selten wird der Fall eintreten, wo einer dieser beiden Momente für sich allein schon hinreicht, um dem Richter eine genügende Überzeugung gewähren zu können. In der Regel wirken sie beide zusammen und ergänzen und durchdringen einander. In den meisten Fällen aber kann man annehmen, daß die psychologischen Gründe die entscheidendern und hauptsächlich bestimmenden sind. Der Charakter des Angeschuldigten und sein moralisches Verhältniß zu dem Verletzten, sodann der Charakter Desjenigen, an welchem das Verbrechen verübt sein soll, und zuletzt der Charakter, die Urtheilskraft, die möglichen Motive der auftretenden Zeugen — alles Das will auf das feinste und sorgsamste erwogen sein, wenn sich irgend ein lebendiges Bild von den sich gegenseitig bedingenden Verhältnissen des ganzen Processes vor dem innern Auge des Richters gestalten soll, auf welchem ein auf lebendiger Überzeugung erwachsenes Urtheil sich entwickeln kann. Wenn sich nun auch die physischen Beurtheilungsgründe in einigermaßen genügenden festen Umrissen durch den Inquirenten zu Protokoll bringen lassen, sodaß der erkennende Richter in dieser Beziehung hinlänglichen Stoff zur Bildung einer Überzeugung aus bloßen Acten bekommen kann, so ist es doch völlig unmöglich, daß derselbe ohne eigene persönliche Kenntniß sämmtlicher in den Proceß verwickelter Personen irgend einen entscheidenden Eindruck für die psychologischen Verhältnisse des Processes gewinnen könne. Selbst wenn der Protokollant ein Menschenkenner und Menschenschilderer wie Shakspeare wäre, was doch wol selten der Fall sein mag, so würde er doch nicht im Stande sein, ein vollständiges Totalbild aller jener zahllosen, leisen Schattirungen in sein Protokoll hineinzumalen, wie es durch persönliche Anschauung dem Richter vor Augen tritt. In den Protokollen fehlen alle sichern und soliden psychologischen Unterlagen, und doch soll eben allein auf die Protokolle erkannt werden. Kann man sich etwas Wi-

Digitized by Google

dersinnigeres denken, als daß ein Richter über Dinge urtheilen soll, die er gar nicht kennt? Und doch verlangt dieses unser heutiger Criminalproceß. Der Richter soll aus weiter Entfernung die Motive und Charaktere von Menschen abwägen, die er nie mit Augen gesehen hat noch zu sehen bekommt. In der That, unser schriftliches Verfahren beruht auf ebenso viel Widersinnigkeit wie Unwahrheit und Ungerechtigkeit. Ist die moralische Gewißheit über Schuld oder Unschuld einer Person schon an sich eine sehr schwierige Sache, die oft bei der genauesten Kenntniß und schärfsten Beobachtung aller dabei mitwirkenden Lebensverhältnisse schwer zu gewinnen sein möchte, so ist sie ohne persönliche Kenntniß in der Regel eine völlige Unmöglichkeit. Für den gewissenhaften Richter muß diese Lage ganz unerträglich sein; aufrichtig gesagt ist es mir unbegreiflich, wie nicht schon Viele ihr Amt niedergelegt haben, um jener unmoralischen Aufgabe entledigt zu sein, über Schicksal, Freiheit und Leben unzähliger Menschen auf gut Glück absprechen zu müssen, ohne dabei den mindesten Anhalt an ihrer eigenen Überzeugung zu haben. Wie oft ist es mir vorgekommen, daß mir Richter einen interessanten Criminalfall erzählten, über den sie eben aburtheilen sollten und wobei solche psychologische Momente den Ausschlag geben mußten, die sich ebenso gut zu Ungunsten als zu Gunsten des Angeklagten deuten ließen; und wie oft war dann das Resultat unserer Unterredung, daß man durchaus die Angeklagten und die Zeugen erst selbst sehen und sprechen müsse, ehe man auch nur annäherungsweise Überzeugung erlangen könne. Und trotzdem fällten sie dennoch ihr Urtheil, wiewol sie wußten, daß sie dazu nicht befähigt seien; bald sprachen sie frei, bald verdammten sie. Wahrlich! ich glaube, daß sie in besonders zweifelhaften Fällen die Schuld oder Unschuld zuweilen an den Rockknöpfen abgezählt haben. Mündlichkeit der Proceßverhandlung ist daher die erste dringendste Anfoderung, welche an unsere Gesetzgebung gemacht wird. Ich bin von der Nothwendigkeit des öffentlichen Verfahrens und der Schwurgerichte ebenfalls überzeugt; allein ich kann mich auf den Standpunkt Derjenigen versetzen, welche mit diesen beiden Foderungen nicht übereinstimmen; die Frage darüber greift zu gleicher Zeit in das politische Glaubensbekenntniß ein. Aber wie irgend ein Richter oder Staatsmann, dessen Gewissen durch den Schlendrian der Gewohnheit nicht schon völlig abgetödtet ist, die Unabweislichkeit des mündlichen Verfahrens in Abrede stellen kann, das ist mir ein psychologisches Räthsel. Wie das schriftliche Verfahren überhaupt nur bei einem Volke aufkommen konnte, dessen Lebensreste sich nur noch in das Tintenfaß geflüchtet hatten, so wird und muß es auf der Stelle bei Seite geworfen werden, sobald die Lebenspulse wieder etwas voller zu schlagen anfangen. Ich glaube, daß der Jordan'sche Proceß ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Mündlichkeit werfen muß, wenn es desselben überhaupt noch bedarf, und eben in dieser Beziehung wollen wir ihn etwas näher ins Auge fassen. Auch über die Frage der Öffentlichkeit und der Schwurgerichte ließe sich ihm manche interessante Seite abgewinnen; das hat er aber mit jedem politischen Processe gemein. Als entscheidendes Beispiel für die Nothwendigkeit des mündlichen Verfahrens steht er aber so einzig da, daß die lebhafteste Phantasie keinen glücklichern und schlagendern Fall sich hätte ersinnen können.

Jordan ist wegen Hochverrath und wegen Beförderung eines hochverrätherischen Unternehmens durch Kenntniß und Verschweigung desselben in peinliche Untersuchung gezogen. Das marburger Obergericht hat ihn rücksichtlich der Anklage des Hochverraths von der Instanz entbunden. In Beziehung auf die Anklage der Beförderung durch Mitwissenschaft und Verschweigung hat es denselben jedoch zu fünfjähriger-Festungsstrafe verurtheilt. Weder durch eigenes Eingeständniß noch durch gültige Zeugen ist seine Schuld bewiesen; ebenso wenig sind Indicien juristisch constatirt. Nach dem hessischen Gesetze, welches die Theorie von der subjectiven Überzeugung des Richters und von der außerordentlichen Strafe noch nicht kennt, hätte er somit jedenfalls nicht verurtheilt werden dürfen. Wir wollen jedoch zugeben, daß die Praxis von dem Buchstaben des Gesetzes in dieser Beziehung dort wie überall längst abgewiesen sein, und daß die Gewohnheit schon viele Jahre hindurch der subjectiven richterlichen Überzeugung großen Spielraum eingeräumt haben mag. Die Frage, ob dem Gesetz bereits durch eine hinlänglich feststehende Praxis derogirt sei, mag hier außer dem Spiele bleiben; wir wollen annehmen, daß den hessischen Richtern allerdings das Recht zustände, nach subjectiver Überzeugung und Gewissen richterliche Urtheile zu fällen. Aber die Frage, ob es überhaupt möglich gewesen sei, aus bloßen Acten eine feste Überzeugung über die Schuld oder Unschuld Jordan's sich zu bilden, können wir nicht umhin, hier etwas schärfer ins Auge zu fassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Nachdem in den beiden letzten Jahren wenig Bedeutendes in Bezug auf polnische Literatur erschienen ist, bringt dieses Jahr ein sehr interessantes Werk: „Pamiętniki polskie." (Polnische Memoiren, herausgegeben von Xavery Bronikowski. Zwei Theile. Paris 1845.) Es enthält eine Sammlung von Memoiren, Biographien, Mittheilungen von Theilnehmern an der letzten polnischen Revolution, die sehr willkommene Ergänzungen aller bisher erschienenen Geschichten dieser Revolution bilden, und sehr geeignet sind, manche Ereignisse derselben in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn, wie aus der ungesuchten Erzählungsweise, die in diesen Memoiren herrscht, fast mit Gewißheit geschlossen werden kann, glaubwürdige, von Wahrheitsliebe durchdrungene Zeugen uns Das mittheilen, was sie erlebt, gesehen, gethan haben, so sind diese Memoiren von bedeutendem Werthe, wahrhafte Quellen der Revolutionsgeschichte, und werden gleich den alten Chroniken ihren Werth behalten. Am interessantesten sind die Memoiren des Grafen Narciß Olizar, der nach dem Falle von Warschau mit Niemojowski in russische Gefangenschaft gerieth. Mit größter Spannung liest man seine vielfachen vergeblichen Versuche zu entfliehen und seine endliche glückliche Flucht nach Galizien und Frankreich. In einem zweiten Aufsatze berichtet Olizar über

Digitized by Google

den Aufstand der Wolhynier, den er selbst zum Theil organisirte, als Dwernicki sich dieser Provinz näherte. Im Ganzen geschah dort nur wenig, der Aufstand wurde gleich im Entstehen unterdrückt, es fehlte an Waffen, an Munition, es fehlte ein Führer, es wurden voreilig die Projecte der Patrioten bekannt gemacht, „es wurde dort das Schwert erhoben, fast ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Doch wer vermochte auf den Ruf des Vaterlandes taub zu bleiben, selbst bei Androhung von Strafen, die nur der Genius eines Caligula ersinnen konnte, selbst von Spionen und feindlichen Bayonneten umgeben?“ *) Andere Memoiren sind von Andreas Przyalgowski. Dieser schildert den Zustand von Lithauen und den Geist der lithauischen Einwohner, insbesondere den der wilnaer Akademie, deren Mitglied er war, in ganz genauen Zügen bis ins Einzelnste. Noch andere Berichte der Sammlung betreffen die Theilnahme, welche die Revolution in der Gegend der bialowieser Haide in Lithauen, ferner an der Grenze von Kurland und in Grodno gefunden hat. Von speciellem Interesse für Deutsche ist eine Charakteristik des Professors Maus, Lehrers der Geschichte an der lemberger Universität zur Zeit der Revolution, der, obgleich ein geborener Würtemberger, doch die innigste Sympathie für Polen empfand und seine Schüler zur treuen Anhänglichkeit an ihr Vaterland aufforderte, später aber seines Amtes entlassen wurde.

Ein anderes ebenfalls zur Geschichte der letzten Revolution gehöriges Werk ist „Korpus Zgl Polskl“, herausgegeben von Walenty Zwierzkowski (mit einer Karte, Paris 1844). Es enthält eine vom General Malachowski herrührende Beschreibung der Operationen des zweiten polnischen Armeecorps nach der Erstürmung von Warschau, welcher Relationen der Generale Synayda, Gawronski, Tagesbefehle und andere Actenstücke beigegeben sind.

Niemcewicz hat in Paris unter den Polen eine Gesellschaft begründet, die den Zweck hat, Materialien zur polnischen Geschichte, sowol gedruckte Werke, wie Handschriften, Briefe historischer Personen u. s. w. zu sammeln, und Abschriften aus Werken, die sich auf Polen beziehen, in den Bibliotheken zu veranstalten. Sie hat einen Bericht über ihre Thätigkeit bis zum Jahre 1845 veröffentlicht, hat im Ganzen 8905 Francs eingenommen und zu ihren Zwecken 5317 Francs verausgabt, und besitzt bereits reichliche Sammlungen. Ihr Präsident ist der Fürst Czartoryski. Sie befaßt sich jetzt auch mit der Herausgabe der Memoiren Niemcewicz', deren Erscheinen nächstens zu erwarten steht.

Unter den neuesten im ehemaligen Polen erschienenen polnischen Werken macht sich eine Schrift von Tadeusz v. Wolanski bemerkbar: „Listy o Storozytnosciach Slowiańskich.“ (Briefe über die slawischen Alterthümer. Mit 143 Abbildungen auf 11 Kupfertafeln. Gnesen 1845.) Der Verf. der Schrift, früher preußischer Landrath, jetzt Gutsbesitzer, hat numismatische und archäologische Sammlungen zusammengebracht, die besonders für die slawische Geschichte von Wichtigkeit sind. Er hatte die Absicht, wie er in der Vorrede sagt, diese Sammlungen geordnet und erläutert auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, sein hohes Alter aber benimmt ihm die Hoffnung, dieses Vorhaben ganz auszuführen. Er zieht es daher vor, die einzelnen Abtheilungen seiner Sammlungen in die Hände gelehrter Männer oder Societäten niederzulegen und theilt hier öffentlich vier Briefe mit, die er in Betreff seiner Sammlungen an dergleichen Männer und Societäten gerichtet hat, und denen die Abbildungen der in denselben besprochenen Münzen und Alterthümer beigefügt sind. Der erste Brief ist an die kaiserliche Akademie zu Petersburg gerichtet. Der Verf. widerlegt die Ansicht russischer Alterthumsforscher, daß die russischen Münzen erst aus den Zeiten Wladimir's stammen, während andere slawische Münzen bis in die Heidenzeit hinaufreichen. Mehre bisher unerklärte goldene Bracteaten bei Thomsen, dem Director des dänischen Münzcabinets, deutet Hr. v. Wolanski auf Rurik, Olog und Thor, und eine silberne Medaille des berliner Münzcabinets bezieht sich nach ihm auf Olga (945 n. Chr.). Der zweite und dritte Brief an den Verfasser einer sehr geschätzten, polnisch geschriebenen „Geschichte von Lithauen“, Theodor Narbutt, bespricht lithauische Münzen und Götterbilder, z. B. ein vor einigen Jahren am Goplosee gefundenes Götzenbild der Lajma, der Juno Lucina der Lithauer. Der vierte Brief theilt der Königlichen archäologischen Gesellschaft in Kopenhagen Aufschlüsse über nordische und russische Münzen mit. Fehlen nun auch in dieser Schrift bei der Schwierigkeit des Gegenstandes gewagte und unbewiesene Behauptungen nicht, so wird man doch der Gelehrsamkeit und dem kritischen Scharfblicke des Verf. seine Anerkennung nicht versagen können.

Einen herben Verlust hat die polnische Literatur unlängst durch den zu Lemberg erfolgten Tod des Dichters Dominik Magnuszewski erlitten. Im J. 1810 bei Warschau geboren, besuchte er das warschauer Lyceum und die dortige Universität, und machte hier mehre Gedichte bekannt. Seine dramatischen Arbeiten, die ein echt nationales Gepräge haben, bekunden vernehmlich sein echt dichterisches Talent und erregten die größten Hoffnungen. Nicht minder frühzeitig war der Tod des in Warschau verstorbenen Professors Ignatius Richter, der für einen der gelehrtesten Männer Warschaus galt. Im J. 1804 in Lemberg geboren, wurde er zuerst als Professor in Krzebreszyn, dann in Warschau angestellt. Viele seiner Arbeiten erhielten öffentliche Preise. Er war Mitarbeiter an der „Biblioteka warszawska“ und andern warschauer Zeitschriften. In seinem Nachlasse scheint eine Geschichte der Akademie zu Zamosc das Bedeutendste zu sein, da ihm als Bibliothekar der Zamojskischen Familie zu derselben viele sonst ungekannte Materialien zu Gebote standen. 9.

*) Vergl. über die Denkwürdigkeiten des Grafen Olizar auch Nr. 252 d. Bl. D. Red.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Märchen und Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

Mit drei Kupfern.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese „**Deutsche Märchen und Sagen**“ schließen sich an des Herausgebers

Niederländische Sagen.

Mit einem Kupfer.

Gr. 8. 1843. Geh. 3 Thlr.

an und können als Fortsetzung derselben betrachtet werden.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 265. — 22. September 1845.

Sylvester Jordan.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 264.)

Nicht leicht möchte ein Criminalproceß vorgekommen sein, dessen Entscheidung so ausschließlich von rein psychologischen Momenten abhängig wäre wie eben der Jordan'sche. Das Erkenntniß des marburger Obergerichts ist weiter nichts als eine fortlaufende Entwickelung psychologischer Momente, theils in Bezug auf den Charakter der verschiedenen Zeugen, theils in Bezug auf den Charakter des Angeschuldigten selbst. Ebenso beruhen die vielen Vertheidigungsschriften, welche für Jordan erschienen sind, blos auf einer Abwägung der moralischen Glaubwürdigkeit der Zeugen im Verhältnisse zu den Garantien, welche der Charakter Jordan's darböte; beide Auffassungen nehmen ihre Gründe blos aus den Acten. Weder Bode noch Fischer noch Wiegand haben die Zeugen gesehen, noch dieselben sich über ihre Angaben aussprechen hören; ebenso wenig haben die Mitglieder des marburger Obergerichts den Angeschuldigten und die Zeugen persönlich vernommen. Obgleich nun Beide aus derselben dürftigen Quelle, aus den Acten, schöpfen, so kommen sie doch zu den entgegengesetztesten Resultaten. Und nichts ist natürlicher. In den ganzen Acten ist vielleicht kein einziger Umstand von Wichtigkeit angegeben, der nicht eine doppelte psychologische Deutung zuließe. Die abgemessene Zurückhaltung, welche Jordan während des ganzen Processes in seinen Aussagen beobachtete, erscheint den Richtern als Beweis eines schuldigen Gewissens; Bode erblickt darin umgekehrt nur das stolze Selbstgefühl eines reinen Bewußtseins. Wenn Jordan mit den Hauptzeugen confrontirt ist und zufolge der Acten bei dieser Confrontation eine gewisse Befangenheit an den Tag gelegt haben soll, statt mit der feurigen Entrüstung eines unschuldig Verleumdeten zu widersprechen, so sieht das marburger Obergericht darin einen Beweis für das Bewußtsein der Schuld. Bode dagegen erblickt darin nur die Verachtung Jordan's gegen einen ausgemachten Schurken und einen Stolz des seinen Werth fühlenden Mannes, der es nicht zuläßt, sich mit einem unwürdigen Gegner in ernsthafte Discussionen einzulassen. Beide Auffassungen können richtig sein, aber welcher besonnene Mann mag es wagen, darüber zu entscheiden ohne die persönliche Bekanntschaft mit den Personen, um die es sich handelt?

Ein lebendiges Bild der vielen in diesem Processe auftretenden Personen, welches den Stempel innerer psychologischer Wahrheit in sich trüge, liefern die Acten nicht; nicht ein einziges Individuum ist mit deutlichen, lebendigen Zügen gezeichnet. Das Erkenntniß auf der einen Seite und die Vertheidiger auf der andern Seite malen sich daher die Charaktere willkürlich und nach vorgefaßten Meinungen aus. Liest man jenes richterliche Erkenntniß, so kann man sich nicht verhehlen, daß Jordan recht wohl Kenntniß von einem hochverrätherischen Unternehmen gehabt, daß er sogar ehrgeizige Plane darauf gegründet haben könnte, vorausgesetzt nämlich, daß Jordan wirklich der Mann ist, für den ihn die Richter halten und daß die Motive der gegen ihn auftretenden Zeugen ebenfalls so beschaffen sind wie die Richter glauben. Das Erkenntniß ist nicht ohne Geist und ohne psychologischen Scharfsinn abgefaßt und ebenso wenig mangelt es ihm an ehrlichem Streben für Auffindung der Wahrheit. Nichts ist ungerechter als der Vorwurf von logischem Unsinn und von klar auf der Hand liegenden unlautern Bewegungsgründen, welchen man demselben von allen Seiten gemacht hat und mit welchen namentlich Hr. Bode ebenso leichtfertig als sophistisch um sich wirft. An psychologischen Möglichkeiten fehlt es dem Erkenntnisse wahrlich nicht, wir halten es für eine bedeutende und würdige Arbeit. Liest man aber auf der andern Seite die Vertheidigungsschriften von Bode, Fischer u. A., so kann man sich von der völligen Unschuld Jordan's ebenfalls recht gut überzeugen, wiederum vorausgesetzt nämlich, daß die Charaktere Jordan's, Döring's, Becker's, Habich's u. A. von diesen Herren richtig aufgefaßt sind. Ob aber eben diese beiden so entgegengesetzten Auffassungen, die zu so verschiedenen Resultaten gelangen, sich wirklich auf genügende reelle psychologische Anschauungen stützen, das eben ist die Frage, die mit einem entschiedenen Nein! beantwortet werden muß. Auf beiden Seiten finden wir weiter nichts als scharfsinnige Conjecturen, denen es an jeder reellen Grundlage

Digitized by Google

fehlt. Beide können es daher nur höchstens zu psychologischen Möglichkeiten bringen. Eine an Gewißheit grenzende psychologische Überzeugung können sie nun und nimmer gewäheen, weil die ersten Erfodernisse derselben ihnen abgehen. Beide leiden an demselben Grundfehler. Sie wollen aus der Entfernung über Dinge urtheilen, die man nur aus eigener Anschauung kennen lernen kann; sie überschätzen ihre Mittel und wollen von vornherein zu festen Resultaten gelangen, wo solche nach den gegebenen Unterlagen ganz unmöglich sind.

Nehmen wir zuerst die Zeugen und kommen dann auf Jordan selbst. Diese Zeugen sind sämmtlich mehr oder weniger Mitangeschuldigte. Juristisch hat ihre Aussage also keine Gültigkeit; darum könnte ihnen indessen immer noch hinlängliche moralische Glaubwürdigkeit beiwohnen. Da ist zuerst ein Zeuge, Habich aus Kassel, welcher mit Joedan über dessen Betheiligung bei einer bevorstehenden Revolution gesprochen haben will. Seine Aussage ist in unbestimmten Ausdrücken gehalten und sehr schonend gegen Jordan eingerichtet. Während nun das Erkenntniß annimmt, daß Habich ein vertrauter Freund Jordan's gewesen sei, der wol noch mehr hätte sagen können, wenn er gewollt hätte und dessen achtbarer Charakter auf keinen Fall die Vermuthung zuließe, daß er das mindeste Gravamen gegen seinen Freund vorbringen werde, was nicht vollständig in der Wahrheit begründet wäre, berufen sich die Vertheidiger darauf, wie Habich als ein religiöser Schwärmer und als ein Trunkenbold gar nicht mehr als im Besitze seiner vollen Vernunft zu betrachten sei, und die Bedeutung seiner Worte nicht mehr richtig habe abwägen können. Wer von Beiden hat nun recht? Hätte Habich den Richtern persönlich gegenüber gestanden, so würden sie allerdings ein deutliches Bild davon erhalten haben, inwieweit seiner Aussage irgend ein Gewicht beizulegen und in welchem nähern oder entferntern Verhältnisse er zu Jordan gestanden habe. Die Andeutungen in den Acten darüber können unmöglich von überzeugendem Gewichte sein, weder für die eine noch für die andere Auffassungsweise.

Da ist ferner ein Zeuge Becker, welcher gehört haben will, wie Jordan kurz vor dem Ausbruche des Frankfurter Attentats sich misbilligend geäußert, wie er von Bubenstreichen gesprochen habe. Seiner Ansicht nach habe sich das auf das Frankfurter Attentat bezogen. Das Erkenntniß hält Becker trotz seiner politischen Verirrungen für einen durchaus offenen und waheen Menschen, Bode dagegen stellt ihn in dem verächtlichsten Lichte dar. Auf welcher Seite ist nun hier wieder die richtige Auffassung? Unser schriftliches Verfahren läßt uns bei Beantwortung dieser Frage im Stiche.

Ganz derselbe Fall tritt bei dem Zeugen Klemm ein. In den Augen der Vertheidiger erscheint derselbe als ein ganz gemeiner Delator, der von den schmuzigsten Motiven geleitet auch nicht den geringsten Glauben verdiene; das Erkenntniß hält ihn für einen reumüthigen Jüngling voll tiefer Wahrheitsliebe.

Selbst der Charakter Döring's, des Hauptzeugen, läßt eine doppelte Deutung zu, und die Acten sind nicht im Stande, darüber eine Antwort zu geben, welche von beiden die richtige sei. So viel ist freilich gewiß, daß Döring ein mehrfacher Verbrecher und ein sittlich verworfener Mensch ist, aber bis zu welchem Grade diese sittliche Verworfenheit geht und ob sie ihn in Bezug auf seine Aussage gegen Jordan absolut unglaubwürdig macht, das eben ist der große Zweifel, den die Acten freilich anregen, aber nicht lösen. Döring war lange Jahre hindurch Jordan's Hausgenosse und intimster Freund; er war zumal der fast ausschließliche Umgang Jordan's, als bereits sein Haus der Sammelplatz aller Verschwörer geworden, und nachdem er sich schon über Hals und Kopf in das revolutionnaire Unternehmen hineingestürzt hatte. Das Erkenntniß kann nicht begreifen, wie ein so intimer Umgang nicht auch eine gewisse Gemeinschaftlichkeit in den Bestrebungen voraussetze. Die Vertheidiger dagegen behaupten, daß Jordan von dem ganzen Treiben Döring's nichts gewußt und nichts gemerkt habe; auch sei eben in jener Zeit die Intimität des Verhältnisses längst aufgelöst gewesen und nur der äußere Schein desselben habe noch bestanden. Und auch sie wissen ganz plausible psychologische Conjecturen dafür anzugeben. Lange, nachdem Döring des Hochverraths überwiesen und verurtheilt war, hatte er dennoch jede Mitwissenschaft Joedan's standhaft geleugnet, erst als er mehre Jahre im Gefängnisse zugebeacht und die preußische Regierung ihm völlige Begnadigung zugesagt hatte, falls er noch weitere Entdeckungen über unbekannte Theilnehmer und namentlich übee Jordan machen werde, fing er an gegen denselben auszusagen. Das ist nun wol klar, daß Döring zu diesen Aussagen nur durch die Aussicht auf Begnadigung vermocht ist. Sind diese Aussagen nun aber wahr oder unwahr? Sind sie ein bloßer Verrath wirklicher Verhältnisse oder sind sie eine teuflische Erfindung? Ist Döring blos ein liederlicher, frivoler und charakterschwacher Revolutionnair, oder ist er ein völlig satanischer Bösewicht, dee in Hoffnung auf Belohnung ein ganzes Gewebe von Lügen aus der Luft zusammenspinnt, um seinen frühern Freund, dessen völlige Unschuld er selbst am besten kennt, zu verderben? Beides ist möglich, aber welche Ansicht die richtige sei, davon kann nur Der eine Überzeugung haben, der Döring selbst befragt hat, der seine Aussagen persönlich mit angehört und ihn dabei scharf ins Auge gefaßt, und der endlich Döring und Jordan einandee gegenüberstehen gesehen hat. Die Vertheidiger ziehen folgenden Schluß: Weil Döring ein sittlich verwoefener Mensch und ein bestochener Zeuge ist, so ist seine Aussage absolut unglaubwürdig. Da es sich hier aber nicht um juristische Glaubwürdigkeit handelt, so ist dieser Schluß offenbar falsch. Es gibt überhaupt Niemanden, der absolut unglaubwürdig sei; das wäre höchstens der Teufel. Ebenso wenig ist Jemand, dessen Woete absoluten Glauben verdienen. Es kann nur immer von einem Mehr oder Weniger die Rede sein, und selbst der schlechteste Mensch kann so gut

Digitized by Google

eine wahre Aussage machen, wie der Beste in einzelnen Fällen eine Unwahrheit sich zu Schulden lassen kommen kann; es handelt sich immer nur von einem größern oder geringern Grade der Glaubwürdigkeit, der auf psychologischer Abwägung beruht. Die Vertheidiger Jordan's verfallen offenbar in den geistlosen Fehler des alten juristischen Gesetzes, welches feste Begriffe über absolute Glaubwürdigkeit aufstellte. Wir sind alle gemischte Charaktere, zusammengesetzt aus Gut und Böse. Diese psychologische Wahrheit aber scheint Bode namentlich nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen; für ihn ist Jordan ein reiner Heiliger, keiner Verirrung und keiner Unwahrheit fähig und Döring dagegen ein reiner Teufel, der überhaupt gar nicht im Stande ist eine wahre Thatsache auszusagen. Fern sei es von mir, auch nur die mindrste Parallele zwischen Jordan und Döring ziehen zu wollen, aber wo es sich um die Ermittelung der Wahrheit handelt, da darf man nicht von einseitigen Grundsätzen von vornherein ausgehen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanlitteratur.

1. Neue Novellen von Theodor Mügge. Drei Bände. Hanover, Kius. 1845. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ref. fand ein wahres Vergnügen bei Lesung der vorliegenden Blätter. Des Autors Phantasie schmiegt ihre Bilder dem wirklichen Leben an, man begegnet wirklichen Charakteren, welche handeln und sprechen, wie das Leben handeln und sprechen läßt, und wenn auch hier und da in den Ereignissen die Zufälligkeiten an das Wunderbare grenzen, wenn, um die Novelle zu schließen, sich manches nicht ganz Wahrscheinliche zutragen muß, so ist doch das dazu verwendete Material so der Wirklichkeit entlehnt, daß man das romantische Gebäude einem aus Back- oder sonstigen Steinen mit Lehm und Holz erbauten Zauberschlößchen vergleichen möchte. So ist in der ersten Novelle des ersten Bandes, „Die schwarze Dame", geschildert, wie der junge adelige Offizier vor dem Freiheitskrieg noch muthwillig und ungerecht herabblickt auf Civil- und Bürgerstand; auch liest sich das Landleben des ruinirten jungen Grafen mit seiner Schwester und der hübschen reichen Margaretha recht angenehm, und es werden allerliebste Scenen und Gespräche geführt, voll Anmuth und tieferer Bedeutung; der Verlauf des Ganzen bringt aber manches Unbegreifliche, und das Räthsel, welches mit einem Wort zur rechten Zeit hätte in einem Momente gelöst werden können, spinnt sich Monate lang fort. Der Verf. scheint sich viel mit der Ehe zwischen verschiedenen Ständen zu beschäftigen; hier ist die schwarze Dame eine Gräfin und der Geliebte ein junger Advocat, der Sohn eines Landesseckelmeisters. Es ist sehr schwer, des geäfflichen Bruders Einwilligung zu erhalten, und darum verwickelt sich die ganze Novelle. Eine andere Novelle des zweiten Bandes, „Der Voigt vom Hiddensee", behandelt dieselbe Frage; die Vorurtheile eines höhern Standes stehen im blinden Wahn dem Volke gegenüber, doch eines Fräuleins Herz überspringt alle Schranken. Der Hauptwerth dieser Novelle besteht in der Sittenschilderung der damaligen Zeit und des Landstrichs. Die Novelle spielt nämlich 1742 und auf der Insel Rügen. Die einzelnen Charaktere sind trefflich gezeichnet, einzelne Scenen mit wahrhaft dramatischem Talent dargestellt. Manche Gestalten sind meisterhaft: der alte Voigt im Bewußtsein seiner Dienerpflicht, in der stolzen Unterwürfigkeit eines rechtschaffenen Mannes, der in Knechtschaft aufgewachsen ist; dessen Sohn, welcher mit demselben Charakter wie der Vater, in der Bildung weiter vorgeschritten, über die Stellung der verschiedenen Stände reifere Gedanken hegt, vermag den Übermuth der Vornehmen zwar nicht zu brechen, aber er unterwirft sich ihm auch nicht mehr; der alte Freiherr von Wardo, der Repräsentant eines humanen Herrn seiner Zeit, mit Vorurtheilen, welche seine Privilegien ihm anerzogen, die aber sein edler Charakter nicht misbraucht; sein Neffe, der adelige Wüstling von einem verderbten intriguanten Hofe, welcher „daß erlaubt ist was gefällt" auch unter die Privilegien des Adels rechnet; der Graf Kornhelm, der auf der Höhe der Zeit steht, wo kein Vorurtheil mehr die Zukunft umwölkt. In der Novelle „Bilder der Zeit" ist abermals die Ehe in verschiedenen Verhältnissen behandelt, der reiche Vater will sein Kind nicht dem armen Mann geben. Und dieser ertrotzt es. In dieser Erzählung ist Manches sehr unwahrscheinlich, doch vergibt man es gern wegen der anmuthigen und humoristischen Schilderung der Personen: der Friseur in seiner Herzensgüte, mit den zahlreichen Lächerlichkeiten und Schwächen, der alte Schuhmacher in seinen übeln Launen, die heitere Tochter, der gichtbrüchige Major, es sind Alles lebendige Figuren, die man mit Vergnügen handeln sieht, an denen man sich wahrhaft erfreut. Tendenznovellen sind die vorliegenden durchaus nicht; keine Frage der Zeit wird aufgeworfen oder behandelt, der Leser fühlt, daß er unterhalten werden soll, daß er es sich dabei bequem machen kann, nicht zu denken, zu erwägen braucht; er darf hinnehmen, was ihm mit so großem Wohlwollen geboten wird, ohne Dank, denn er merkt, daß der Autor selbst Vergnügen am Schreiben fand; es ist Alles so ungezwungen, so leicht, so gesund, ohne romantische Verzerrung, ohne poetische Geschmacklosigkeiten, ohne Haschen nach Witz. Wir glauben mit vollem Recht, diese Novellen Mügge's empfehlen zu können.

2. Vor einundfunfzig Jahren und Heute. Roman von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1845. 8. 2 Thlr.

Das Verdienst des Buchs sind die Schilderungen des altenburger Bauernstandes, welcher noch jetzt ziemlich ganz genau so beschaffen ist als vor 51 Jahren. Die Frage der Ehe zwischen verschiedenen Ständen, welche jetzt noch immer unter den altenburger Bauern auf verneinende Weise gelöst ist, war damals noch allgemein als eine Unmöglichkeit ausgesprochen, sie zieht sich durch das ganze Buch. Ein Baron liebt eine Pfarrerstochter, ein Zweispänners Sohn des Vierspänners Mädchen und nun gar ein unehelich Geborener eine Pastorstochter; das Vorurtheil lagert sich zwischen all den Liebespärchen und wir sehen sie dagegen kämpfen und ringen. Der Zweispänner wird durch die Gnade des Herzogs Ernst, dem er bei der Landtagseröffnung vorgestellt wurde, zum Kammergutspächter ernannt, was ihn vor den Bauern im Rang so bedeutend erhöhte, daß er seiner Geliebten gleichsteht und sie heimführt; der junge Graf kost mit der Pfarrerstochter und heirathet ein anderes reiches Mädchen, welche seine verschuldeten Güter freimacht; der unehelich Geborene findet einen vornehmen Vater, der ihm seinen Namen gibt und ein schönes Bauerngut kauft, sodaß auch er die Braut heimführen kann. Letztere sind eigentlich die Hauptpersonen des Romans, denen der Leser vorzüglich das Interesse zuwendet. Wir sehen sie auch nach 51 Jahren wieder als Großältern, als die Enkelin dem reichen adeligen Namensvetter aus Mecklenburg gefällt, welcher sie heirathen will. Sie ist höchst gebildet und schlägt ihn aus — weil sie einen Bauern liebt. Einzelne Zeit- und Localbilder sind sehr gut gezeichnet, unter andern zwei Pfarrerfamilien mit Töchtern, deren verschiedener Ton und Lebensrichtung als treues Charakterbild des wirklichen Lebens gelten kann. Als Roman hat das Buch manche Schwäche, doch wird es immer interessiren wegen der trefflichen Sittenschilderung des altenburger Bauernstandes, welcher eine ganz eigenthümliche Erscheinung und wol einzig in seiner Art ist, gleichwie eine wohlerhaltene Festung aus der alten Zeit aus unsern modernen Zuständen hervorragt.

Digitized by Google

3. Rancé. Ein Roman von Gustav vom See. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1845. 8. 2 Thlr.

„Die Geschichte des außergewöhnlichen Mannes, dessen inneres Leben ich in dem nachstehenden Roman zu schildern versucht habe, bietet reichlichen Stoff, um in dem Bilde eines Einzelnen die Leidenschaften, Tugenden und Fehler darzustellen, welche das menschliche Herz bewegen und die unsichtbar schaffenden Kräfte der in die äußere Erscheinung tretenden Handlungen sind. Die verschiedenartigen daraus entstehenden Beziehungen richtig und wahr zu zeichnen, und auf diese Weise Charaktere hinzustellen, welche interessant und würdig genug sind, um im poetischen Gewande gleichsam als Vertreter der Menschheit dazustehen, das scheint mir die Aufgabe des Romans zu sein. Die Begebenheiten müssen entweder als nothwendige Folgen der Eigenschaften Derer, welche geschildert werden, erscheinen, oder dazu dienen, durch sie und in ihnen jene Eigenschaften hervortreten zu lassen. Der Unterschied zwischen einem geschichtlichen und einem andern Romane ist daher ein sehr geringer, und kann nur darin bestehen, daß die Zeit der Handlung in jenem der Vergangenheit, in diesem der Gegenwart angehört. Daß im erstern Falle jene Zeit so viel es nöthig ist treu und richtig geschildert werden muß, ist eine nothwendige Folge, ebenso wie im andern Falle die richtige Schilderung der Gegenwart. Mag der Stoff des Romans der Geschichte angehören oder nicht, die Aufgabe bleibt immer die Schilderung des innern Seelenlebens der handelnden Personen, die Darstellung der Eigenschaften des menschlichen Herzens in seinen unendlichen Beziehungen zu sich selbst, zu Andern, zu der Welt oder zu dem höchsten Wesen. Er ist ein unerschöpflicher Quell, der nie versiegt und nie dieselbe Wasserwelle hervorbringt; ein Kaleidoskop, in welchem die buntesten aber stets veränderten Bilder sich zeigen."

Die Aufgabe, welche der Verf. in der hier angegebenen Vorrede sich stellt, hat er würdig gelöst. Er hat Rancé weder als Caricatur eines Heiligen, noch als den gemeinen Wüstling, wozu ihn die verschiedenen Versionen der Geschichte stempeln, dargestellt; Rancé bleibt jedoch immer der außerordentliche Mensch sowol in seinen frühern Verirrungen als später als Abt von La Trappe. Es ist der Rancé, den Chateaubriand in seinem kürzlich erschienenen Werke schildert, nur mit dem Unterschiede, daß das Verhältniß zu Marie v. Montbazon, welches Chateaubriand in Zweifel hüllt, als ein ganz entschiedenes Liebesverhältniß ausgesprochen wird. Der Roman ist äußerst geschickt dem Stoff angepaßt, die handelnden Personen desselben der Zeit angemessen gehalten, die Nebenfiguren mit Aufmerksamkeit behandelt; es ist an diesem Roman nichts vernachlässigt, und wenn man dem Autor einen Vorwurf machen könnte, so wäre es der, daß er oft Unbedeutendes mit zu viel Raum und Zeitaufwand ausarbeitete.

4. Die Freunde. Roman von Luise Otto. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1845. 8. 2 Thlr.

Das Schicksal zweier Freunde in seinen verschiedenen Verschlingungen füllt diese drei Bände; wir würden es gern in Einen zusammengedrängt gesehen haben. Es werden zu viel fremde Gegenstände in das Thema hineingezogen und Alles wird zu breit behandelt, um nicht dann und wann die Aufmerksamkeit zu ermüden und nach Kürze schmachten zu lassen. Das Vorwort verkündet, daß der Charakter des einen Freundes Ulrich kein erfundener sei, daß die Autorin einen ähnlichen gekannt, welcher wie dieser in feömmelnd überspannter Weise der Herrnhuter erzogen, neben einem von knabenhaften Plänen eines tollkühnen Burschenthums angesteckten Freund und unter den verbrecherischen Intriguen der vornehmen Welt seinen heitern und reinen Sinn bewahrt habe. Es gibt Gegenstände, welche die Feder nur mit dem höchsten Ernst berühren sollte, und darunter gehören die Verirrungen der Burschenschaft, die tollkühnen Pläne einer neuen Generation gegen das Bestehende. Es liegt dieser Erscheinung etwas Heiliges zu Grunde, was nicht so obenhin wie eine Liebesintrigue aufgefaßt und niedergezeichnet werden darf; schon die Heiligkeit des Schmerzes und des Unglücks, welches über Familien einbrach durch die Verirrungen der Söhne, die gescheiterten Existenzen, das hingegebene Lebensglück für eine Idee, welche später als Wahn erkannt wurde. Dagegen verdienen die Localschilderung und Beschreibung herrnhuter Sitten sowie manche Charakterskizze volles Lob. Viel Liebe ist in dem dritten Buch enthalten, viel Detailliren des Gefühls, welches oft aus einem Stand in den andern springt und sich in verschiedenen Stadien bei verschiedenen Charaktern abringt und abspinnt. Viel schwache Stellen hat das Werk bei vielem Guten und Verdienstlichen, sodaß man keinem Leser abrathen möchte vom Lesen wie auch keinen dazu bereden. Es gibt auch so viel verschiedene Leser, und die in Liebesverhältnissen befangenen oder sich nach einem solchen sehnenden Leserinnen möchten wol Erbauung finden. 46.

Notiz.

Benennung der amerikanischen Staaten.

„Simmond's Colonial Magazine", in Deutschland wahrscheinlich eine Seltenheit, gibt den Ursprung der amerikanischen Staatennamen folgendermaßen an: „Maine erhielt bereits 1638 seinen Namen von Maine in Frankreich, einem damaligen Besitzthume der Königin von England, Henriette Marie. Neu-Hampshire heißt der Landstrich, welchen die Plymouth-Compagnie mittels Patents vom 7. Nov. 1639 dem Capitain John Mason überwies und welcher so genannt wurde, weil Mason Gouverneur von Portsmouth war und dies in der englischen Grafschaft Hampshire liegt. Die Bewohner von Vermont gaben dem Staate diesen Namen in ihrer Unabhängigkeitserklärung vom 16. Jan 1777 nach dem Französischen: verd und mont — Grüneberg. Massachusetts heißt so nach einem indianischen Volksstamme in der Nähe von Boston, der seinen Namen von den Blauen Hügeln von Milton entlehnt haben soll. «Ich habe erfahren», sagt Roger Williams, «daß Massachusetts nach den Blauen Hügeln genannt wurde.» Eine Anspielung auf die Insel Rhodus im Mittelländischen Meere gab 1644 der Rhodusinsel den Namen. Connecticut heißt so nach dem indianischen Namen seines Hauptflusses; Neuyork nach dem Herzoge von York und Albany, dem das Land verliehen wurde; Pennsylvanien seit 1681 nach William Penn; Delaware seit 1703 nach der Delaware-Bucht, an welcher es liegt und die ihren Namen von dem daselbst gestorbenen Lord De La War hat; Maryland zu Ehren Henriette Mariens, Gemahlin Karl's I. von England, laut Verleihung an Lord Baltimore vom 30. Juni 1632; Virginia seit 1584 nach Elisabeth, der virgin Queen, der jungfräulichen Königin von England; Carolina seit 1564 zu Ehren Karl's IX. von Frankreich — ein Name, den die Franzosen gegeben —; Georgia seit 1772 zu Ehren Georg's III. von England; Alabama seit 1817 und Mississippi seit 1800 nach ihren Hauptflüssen (Mississippi bedeutet einen ganzen Fluß, d. h. einen, der aus der Vereinigung mehrer entsteht); Luisiana zu Ehren Ludwig's XVI. von Frankreich; Tennessee (ein krummer Löffel) seit 1796, Kentucky seit 1782, Illinois seit 1809 nach ihren Hauptflüssen; Indiana seit 1802 nach den amerikanischen Indianern; Ohio seit 1802 und Missuri seit 1821 nach ihren Grenzflüssen. Michigan erhielt seinen Namen 1805 von dem See, mit welchem es grenzt; Arkansas den seinigen 1819 von seinem Hauptflusse, und Florida wurde 1572 von Juan Ponse Le Lien so genannt, weil er es am Ostersonntage entdeckte und dieser auf Spanisch Pascua florida heißt." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 266. — 23. September 1845.

Sylvester Jordan.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Und so gehen wir denn zu der Betrachtung der Individualität von Jordan selbst über. Die Zeugen haben uns bei dem schriftlichen Verfaheen in Bezug auf ihn im Stiche gelassen, wie die Aussagen derselben in den Acten stehen, so können sie ebenso gut wahr als unwahr sein. Vieles spricht füe die Wahrscheinlichkeit, ebenso Vieles für die Unwahrscheinlichkeit. Die Seele jedes unbefangenen Mannes muß im entschiedensten Zweifel verharren und wir können unsee Bewunderung über die Sicherheit des Urtheils nicht verhehlen, mit der sowol das Erkenntniß als auch die Veetheidiger bei so schwankenden Grundlagen dennoch zu festen Resultaten gelangt sind. Vielleicht gewähet uns dagegen dee Acten-Jordan — der wirkliche reelle Jordan ist wenigstens in Beziehung auf diesen Proceß nicht vorhanden — ein klareres Bild und überwiegendere Geünde füe eine lebendige, innerlich nothwendige Auffassung? Aber auch hier tritt uns sogleich dieselbe Erscheinung vor Augen, die Erscheinung nämlich, daß aus den Acten ein doppelter Joedan heeauszulesen ist, ein schuldiger und ein unschuldiger. Das Erkenntniß erblickt einen schlauen Mann, der sich seiner Schuld bewußt ist, aber mit vollendeter juristischer Geschicklichkeit alle Umstände zu benutzen weiß, die einen jueistischen Beweis seiner Schuld eeschweren könnten, der jedes Woet erst dreimal erwägt, ehe er es zu Protokoll gibt, und der namentlich über Alles eine ausweichende, unbestimmte Antwort gibt, wo er fürchten kann, in mögliche Widersprüche mit sich selbst oder mit der Aussage Anderer verwickelt zu werden. Die allerdings sehr häufig ertheilte Antwort: „Ich weiß es nicht mehr", „Ich erinnere mich nicht", „Ich gebe es nicht zu, aber ich stelle es auch nicht in Abrede", ist für das Erkenntniß eine deutliche Anzeige des Schuldbewußtseins, zufolge dessen ee eigentlich schon darauf resignirt, eine moralische Überzeugung von seiner Unschuld bei den Richtern hervorzubringen, wogegen er nun um so mehr strebt, sich hinter die letzte Verschanzung einee juristischen Unbeweislichkeit der Anklage zurückzuziehen. Die Vertheidiger halten aber eine so eeservirte Haltung, welche keine Lust hat, sich in feurige Betheuerungen seiner Unschuld zu ergehen, mit dem Selbstbewußtsein eines Gerechten völlig übereinstimmend, zumal einem Inquirenten, wie Wangemann gegenüber, gegen den Jordan seine Persönlichkeit weder habe geben können noch dürfen, ohne sich selbst zu erniedrigen. Stände Joedan vor den öffentlichen Scheanken und spräche sich doet aus, so würden wie wol unterscheiden können, was bloßes vorsichtiges Ableugnen und was stolzes Selbstbewußtsein der gekränkten Unschuld sei. So adee müssen wir es dahingestellt sein lassen, inwieweit die Art und Weise seiner Vertheidigung zu seinen Gunsten oder zu seinen Ungunsten spricht.

Den Hauptbeweis füe die Unschuld Jordan's sezen aber seine Vertheidiger in dessen politische und staatsrechtliche Ansichten, wie ee sie in verschiedenen Druckschriften öffentlich und consequent ausgesprochen hat. Jordan tritt in denselben stets als der entschiedene Verfechter eines friedlichen Reformsystems auf. Bei wiedeeholten Gelegenheiten spricht ee sich aus, wie er eine gewaltsame Revolution stets für ein Nationalunglück halten müsse; er bemerkt ausdrücklich, wie Revolutionen sich durch einzelne Individuen nicht künstlich machen ließen, sondeen nue dann unvermeidlich erfolgen müßten, wenn die Regierungen den in den vernünftigen Anfoderungen der Zeit begeündeten Reformen Folge zu leisten sich hartnäckig weigerten. Er hat sich in seinen Scheiften ferner stets als einen Anhängee der constitutionnellen Monarchie gezeigt, wäheend das Frankfurtee Attentat höchst wahrscheinlich die Einführung einee Republik beabsichtigte. Aus diesen Grünnden erkläeen es seine Vertheidiger für eine moealische Unmöglichkeit, daß ee wenige Jahre spätee an revolutionnairen Planen Theil genommen haben, oder auch nur in Mitwissenschaft derselben hätte hineingezogen werden können. Die hessische Verfassung sei vorzugsweise *sein* Werk gewesen, an der ee mit Liebe und Begeisteeung gehangen; wie widersinnig sei nun die Annahme, daß ee dieselbe kurz nach ihrer Einführung schon wieder habe über den Haufen stürzen wollen. Aber das Erkenntniß stellt diesen wohlbegründeten Reflexionen andere entgegen, die ebenfalls auf psychologische Geltung Anspruch machen können. Joedan war bis zu

Digitized by Google

seinem ersten Eintritte in die hessische Kammer mehr Stubengelehrter als handelnder Charakter, seine Rechtsideen waren einzig und allein aus abstractem Nachdenken erwachsen; aus dem Leben selbst waren sie nicht geschöpft, was schon der Umstand beweist, daß weder der Unabhängigkeitskampf der Tiroler, während dessen er ruhig bei seinen Büchern in Innspruck saß, noch die Freiheitskriege den Jüngling im mindesten lebhaft berührten, noch weniger zur thätigen Theilnahme angeregt hatten. Er war bis dahin ein doctrinairer liberaler Professor, der an die Wahrheit seiner Ideen um so fester glaubte, als ihre Einführung in die Wirklichkeit noch keinen Conflict mit dem Leben bestanden hatte.

In diesem unschuldigen Glauben an die Unumstößlichkeit seines Systems wurde Jordan durch den leichten Sieg, den es durch Einführung der hessischen Verfassung errang, nur noch mehr bestärkt. Er kam, er sprach, er siegte; kein Widerstand stellte sich der Einführung seiner Theorien entgegen, die von der großen Masse des Volks dagegen mit lautem Jubel begrüßt wurden. Denn das erste Jahr nach der Julirevolution war ein wahres Treibhaus für frühreife politische Reformen. Daß bei einem solchen plötzlichen Übergange von dem Gelehrten zum handelnden Staatsmanne, von dem mäßigen Beifalle auf dem Katheder zu dem ungeheuersten Succeß auf der Tribune der Glaube an sich selbst, an die große Bedeutung seiner Ideen sowol als seiner Persönlichkeit sich bedeutend steigern mußte, ist zu vermuthen. Aber die Conflicte der Theorie mit der Praxis, denen noch Keiner entgangen ist, traten schnell und unerwartet ein, und Jordan wäre nicht der erste Theoretiker gewesen, der auf der Wagschale des wirklichen Lebens zu leicht befunden worden. Auf der einen Seite wurde die plötzliche Errungenschaft ebenso plötzlich wieder von zahlreichen und mächtigen Gegnern angegriffen; klare Bestimmungen der Verfassung wurden in Frage gestellt; nothwendige Consequenzen derselben abgeleugnet. Jordan selbst wurde der Gegenstand erbitterter Anfeindungen, den man wieder in seine frühere theoretische Unbedeutenheit zurückwerfen wollte. Auf der andern Seite munterte die große Masse fort und fort Jordan zum Weiterschreiten auf der betretenen Bahn auf und bestärkte ihn in dem Glauben an seine persönliche Gewalt. Es gab viele unter diesen, welche sich wol nicht immer mit ihren Mahnungen und Stimulationen in den friedlichen Schranken des Jordan'schen Reformsystems halten noch es an Auffoderungen zu Gewaltschritten fehlen lassen mochten. Ob Jordan schon genügende Menschenkenntniß besessen, um die völlige Bedeutungslosigkeit dieser Schreier gehörig zu würdigen und ob er sie für Das wirklich ansah, was sie waren, für charakterlose Renommisten, auf die nicht zu rechnen sei, mag billig bezweifelt werden; jedenfalls scheint er sich eben mit solchen moralischen Nullen vorzugsweise umgeben zu haben, und wenn er sie auch für Das erkannte, was sie waren, so war ihm doch seine schnellerrungene große Popularität vielleicht zu theuer, um schroff mit allen jenen phantastischen Renommisten zu brechen, sobald sie sich Andeutungen erlaubten, die ein blos friedlicher Reformator nicht anhören darf. Er braucht ihre revolutionnairen Reden und Plane gar nicht gebilligt zu haben und kann dazu doch häufig nachsichtig geschwiegen haben.

Wir wollen noch weiter gehen und eben aus seinen früher ausgesprochenen Ansichten auf die Möglichkeit hindeuten, daß er sehr wohl um revolutionnaire Plane habe wissen und mehr oder weniger sogar auf dieselben habe eingehen können. Jordan war zwar ein Anhänger der friedlichen Reform und erklärte eine gewaltsame Revolution für ein Nationalunglück, aber er bezeichnet auch deutlich eben diejenigen Personen als die eigentlichen Revolutionnaire, welche sich den nothwendigen Fortschritten hartnäckig entgegenstellen. In solchen Fällen beklagt er zwar die Revolution, aber er hält sie für ein unvermeidliches Ereigniß, welches nicht von Einzelnen gemacht und nicht von Einzelnen verhindert werden kann, sondern welches mit Naturnothwendigkeit sich seine Bahn bricht. Wie leicht konnte die Ansicht bei ihm entstehen, daß der plötzlich auftauchende Gegensatz einer schroffen Reaction zu den im Sturmschritt gewonnenen Erfolgen zu einer nahe bevorstehenden Revolution führen müsse, die er als Einzelner zu verhindern auch bei dem besten Willen nicht im Stande sei? Es gährte damals überall, in Polen, in Italien, in Frankreich, in Deutschland. Gar viele andere sonst einsichtige Männer hielten in den ersten dreißiger Jahren den Ausbruch einer allgemeinen europäischen Umwälzung für wahrscheinlich oder gar unvermeidlich. Ich erinnere nur an Gentz und an Niebuhr. Diese Ansicht Jordan's von einer unvermeidlich bevorstehenden Revolution in Deutschland einmal angenommen, so frage ich: War es denn alsdann so verwerflich, wenn er sich mit dieser Eventualität vertraut machte und bei Zeiten schon über die Stellung nachdachte, die er beim Eintritt derselben einzunehmen habe? Er konnte das Unglück einer Revolution im Herzen tief beklagen und doch den Entschluß fassen, auch in diesem Falle, den er für unvermeidlich hielt, sich dem Vaterlande nicht zu entziehen. Und so erklärt es sich auch, wenn er mit den Revolutionnairs nicht entschieden brach, obgleich er nicht thätig an ihren Planen Theil nahm; denn daß er das alberne Frankfurter Attentat nicht gebilligt, davon bin ich, dem doch Vieles in diesem Processe zweifelhaft ist, unbedingt überzeugt. Aber Jordan konnte recht gut auf etwanige Anfragen die Antwort ertheilen, daß er sich beim wirklichen Ausbruche einer Revolution dem Vaterlande nicht entziehen werde, ohne dadurch mit seinen frühern Ansichten in Widerspruch zu treten.

Man verstehe mich recht. Diese zuletzt entwickelte Ansicht stelle ich keineswegs als die wahrscheinlichere auf. Die Acten liefern ebenso viel Wahrscheinlichkeitsgründe für Jordan's völlige Nichtwissenschaft. Aber Das behaupte ich, daß aus diesem Zweifel nur durch ein öffentliches Verfahren herauszukommen gewesen sein würde, und daß Derjenige ein unbesonnener und von einseitigen Vorurtheilen eingenommener Mensch sein muß, der sich

Digitized by Google

aus den Acten allein für die eine oder die andere Möglichkeit mit Evidenz entscheidet. Die Acten sind nicht spruchreif, und werden in diesem Criminalfalle sowie in den meisten andern nie spruchreif werden. Nochmals sei es gesagt, ich bewundere das entschlossene Urtheil des marburger Obergerichts, welches auf die Acten hin sein unbedingtes Schuldig aussprechen konnte. Ich gebe zu, daß auch gegen eine völlige Freisprechung sich ebenso viel sagen ließe, aber um desto mehr scheint mir eine Absolution von der Instanz als der einzige von der Gerechtigkeit und Wahrheit gebotene Ausweg und ich halte es fast für unmöglich, daß die Appellationsinstanz anders entscheiden werde.

Als Richter, der bei geheimem Verfahren lediglich nach den Acten und nach den bestehenden Gesetzen zu sprechen hat, würde auch ich Jordan von der Instanz absolviren, als Geschworener aber würde ich ihn freisprechen. Die Gründe dafür in dem nächsten Artikel. *)

F. von Florencourt.

Das Leben der Hadumod, erster Äbtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Lindolf von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius. In zwei Theilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart, Liesching. 1845. Gr. 12. 17½ Ngr.

Die „Monumenta Germaniae", herausgegeben von dem Geheimrath Pertz, die nun bis zum sechsten Theile angewachsen sind, und die bis jetzt, außer in ihrem bekannten Format, auch in einem bequemern erschienen, haben den Stoff zu dem vorliegenden Werkchen geliefert; die lateinische Urschrift besteht aus zwei Theilen, einem prosaischen und einem versificirten; F. Rückert hat beide übersetzt. Hadumod war die Tochter eines Sachsenherzogs Lindolf, welcher 866 starb; Hadumod's Mutter war aus einem edeln Frankenstamme und wurde 107 Jahre alt. Hadumod selbst war die erste Äbtissin des Klosters Gandersheim, und ihre zwei Schwestern Gerburg und Christina folgten ihr, nacheinander, in dieser Würde. Agius, der Verf. dieser biographischen Mittheilungen, nennt sich selbst Priester und Bruder der Hadumod. Geboren war sie 840 und im Kloster zu Herford streng erzogen. Als ihre Ältern von einer Wallfahrt nach Rom zurückkehrten, gründeten sie in Gandersheim ein Kloster. Der vierte Bischof von Hildesheim, Altfried, weihte es ein, und Hadumod wurde, obwol sie erst zwölf Jahre alt war, Äbtissin des Klosters. Die Regel des Klosters war sehr streng; keine der Schwestern durfte mit Ältern oder Verwandten reden oder speisen, ohne ganz besondere Erlaubniß; außer der gemeinschaftlichen Stunde der Erholung durfte Niemand essen; einzelne Zellen oder Dienerinnen sich zu halten, war Keiner erlaubt; Männer waren gänzlich ausgeschlossen; selbst Priester kamen nicht in den Klosterverschluß. Hadumod selbst hielt alle diese Regeln aufs strengste; sie war 22 Jahre Äbtissin, aber ging niemals aus dem Kloster, nicht einmal zum Besuch der Ältern; sie war im vollsten Sinn des Worts ein dem Dienste Gottes geweihtes Weib. Was das Christenthum befiehlt und verbietet, was es anräth oder zuläßt, in Allem war sie gleich sorgfältig; für ein Frauenkloster war sie ein wahres Vorbild; nie hat Jemand sie zanken, schelten, schwören, verunglimpfen, lügen gehört; Keinen hat sie je beleidigt, verleumdet, geschmäht, Jeden nach seinem Verdienst geehrt oder geliebt. Ihre christliche Tendenz war vorherrschend auf die Verähnlichung ihrer selbst mit Christo gerichtet; von Aberglauben und Schwärmerei war sie in gesunden Tagen frei; während ihrer Krankheit kommen allerdings Spuren von Glauben an Vorbedeutungen, Ahnungen und Erscheinungen vor.

Der erste Theil der kleinen Schrift enthält das Leben der Hadumod; dies Leben ist aber sehr wenig reich an Begebenheiten, an Ereignissen. Die äußere Seite dieses Lebens ist sehr wenig in die Augen springend; die innere ist die beiweitem wichtigere, und auch diese wird doch nur in sehr allgemeinen Zügen geschildert, nichts speciell ausgemalt, ein recht individuelles Bild bekommt der Leser gar nicht. Der Verf. spricht es oft aus, daß das christliche Lebenselement sich in der Hadumod zu einer vorzüglichen Klarheit geläutert habe, allein er weist nicht nach, inwiefern sich das behaupten lasse. So hat diese kleine Denkschrift im Grunde wenig Werth, sowol was die Form als was die Materie betrifft; aber unser Decennium liebt es, dergleichen Einzelheiten, auch wenn sie unbedeutend sind, zu sammeln, und die Sammler, was die Hauptsache ist, kommen sich in dieser Beschäftigung oft sehr groß vor.

Von bedeutenderm Interesse dürfte wol der zweite versificirte Theil sein. Nämlich die Nonnen des Klosters Gandersheim baten den Agius, er möchte doch die Trostsprüche, die er bei dem Tode der Hadumod ihnen zugesprochen habe, aufzeichnen, und das that Agius, und zwar in der Form, daß er redet und daß die Trauernden ihm antworten in mehren Reden und Gegenreden. In den 718 Versen haben wir nun ein Denkmal deutscher Poesie aus dem 9. Jahrhundert, freilich ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben. Der Gebrauch der lateinischen Sprache war nicht nur damals, sondern selbst später noch in Deutschland üblich. Die bekannte Hroswitha, gewöhnlich Roswitha geschrieben, welche ungefähr 100 Jahre später im gandersheimer Kloster als Nonne lebte, besang den Kaiser Otto I. in lateinischen Hexametern; auch ihre anderweiten Poesien, die Gründung des Klosters Gandersheim, der Märtyrertod mehrer Heiligen, sind Lateinisch geschrieben; daß Roswitha den Komödien des Terenz klösterliche Stoffe untergelegt habe, ist bekannt. Dadurch nun, daß man die Poesie der Roswitha mit denen des Agius vergleichen kann, gewinnen beide an Interesse.

Was nun die Verse des Agius betrifft, so finden sich darin verschiedene Elemente, von denen wir die bedeutendsten angeben wollen. Zuerst ein mönchisch-christliches, welches das Fleisch dem Geist direct entgegensetzt; Vers 163 sagt der Verf. geradezu: „Unnütz ist des Fleisches Macht." Ferner müssen wir bemerken, daß sich der Verf. auch zu scholastischer Spitzfindigkeit hinneigt. Die oftmals scurrilen Behauptungen der Scholastiker müssen ihm sehr geläufig gewesen sein; er webt z. B. einmal die Belehrung ein, daß die ersten Menschen im Paradies das Alter von 33 Jahren gehabt hätten und daß jeder Mensch, wenn er aufstände, 33 Jahre alt sein würde, nach dem Vorbilde Jesu Christi, welcher auch im Alter von 33 Jahren gestorben und auferstanden sei: eine Behauptung, zu deren Begründung der Verf. die Stelle aus dem Brief des Apostels Paulus, Cap. 4, V. 13, anführt. Die bildliche Redeweise der Schriften des Alten und Neuen Testament ist dem Agius geläufig, auch in der Historie des Alten und Neuen Testament zeigt er sich bewandert. Zugleich scheint er auch Kenner der griechischen Philosophie zu sein; das μηδὲν ἄγαν des Aristippus führt er wörtlich an. Wenn nun auch in diesen Versen des Agius Manches dem Verf. nicht eigen, sondern der Bibel angehörend gefunden wird, wenngleich Einiges darin höchst prosaisch, Anderes übertrieben ist, wie z. B. wenn er V. 25 von Hadumod sagt, daß um sie der Erdkreis sammt allen Elementen klage und zage: so finden sich doch auch kräftige Anläufe zu echter Poesie; z. B. wo Agius V. 61, 62 sagt:

Soll das Herz an Klag' und Thrän' erstatten nicht,
Was es nicht mehr darf am holden Angesicht u. s. w.

Ferner macht er einmal eine hübsche Anwendung von der Er-

*) Wir theilen ihn im nächsten Monat mit. D. Red.

Digitized by Google

zählung über den Propheten Elia, welcher seinen Jüngern seinen Geist ließ; da heißt es V. 457 fg.:

Ihre Tugend lebt bei euch, ihr Leben lebt
Ihre Red' und Alles, was sie fromm gestrebt.
Dieses, weil ihr nicht mehr könnt ihr Antlitz seh'n,
Lasset als ihr Bild vor euren Augen steh'n.
Also habt ihr, was ihr liebtet meist,
Stets ihr heil'ges Leben, ihren hohen Geist.
Dieses ist die abgestreifte Hülle, dies
Ist der Mantel, den Elias fallen ließ
Und womit Elisa dann des Jordans Flut
Schied; so mögt ihr unterscheiden falsch und gut!

Aus Allem, was Ref. vorgebracht hat, geht hervor, daß wir in diesem zweiten versificirten Theile einen sehr interessanten Beitrag zu der Poesie des 9. Jahrhunderts bekommen haben. Ref. gehört nicht zu den absoluten Lobrednern solcher alten Poesien; er schreibt denselben nicht deswegen, weil sie alt sind, einen höhern Werth zu; er ist überzeugt, daß viele derselben mehr einen historischen als einen poetischen Werth haben; oft gibt man solche alte Sachen für classische aus, ungeachtet der Werth derselben nicht für ein, geschweige für mehre Zeitalter groß und maßgebend ist. Ref. glaubt der vorbenannten Arbeit des Agius, ohne Vorliebe und Abneigung, ihr volles Recht gegeben zu haben.

Was nun den Antheil betrifft, den Rückert an dieser Schrift hat, so besteht derselbe darin, daß er sich zur Aufgabe gemacht hat, möglichst wortgetreu zu übersetzen. Er gibt in seiner Übertragung ein reines Bild der Ausdrucksweise und Schreibart des Agius und das ist in diesem Fall die Hauptsache, mag auch bisweilen der Ausdruck etwas unbeholfen erscheinen, weil die lateinische Wortfügung gar genau beibehalten ist, z. B. in Sätzen wie S. 31: „Das nun, als ich in mein Kloster zurückkam, fand ich, daß es wirklich so sich verhielt"; eine andere Stelle lautet so: „Zum Besuch bei den Ihrigen, oder auf die benachbarten Güter, ist Hadumod nie, seit sie hinein, ausgegangen."

In dem versificirten Theile zeigt Rückert seine große Sprachgewandtheit; doch geht er auch in dieser Übersetzung oft zu weit, er verliert sich ins Gekünstelte und glaubt die sonderbarsten Reime riskiren zu können. So zählt der Verf. einmal die zwölf sogenannten kleinen Propheten des Alten Testaments auf, da hat Rückert die Verse

Mit Zephanja, Zacharias und Haggai
Und Malachia; todt sind alle sechsmal zwei.

Rückert ist zu sehr Selbstkritiker, als daß er dergleichen nicht wissen sollte; aber er hält es vielleicht für eine grata negligentia. Der Werth seiner verdienstlichen Arbeit wird indessen dadurch nicht geschmälert. 25.

Bibliographie.

Bähr, J. C. F., Die Entführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 8 Ngr.

Cuno-Lobo, der furchtbarste Bandit in Catalonien. Eine höchst interessante Räubergeschichte. Leipzig, Expedition des Journals für Leihbibliothekare. 8. 1 Thlr.

Curze, C., Dr. Adolf Gabert. Ein biographischer Versuch. Mengeringhausen. Gr. 8. 15 Ngr.

Didier, C., Caroline in Sicilien. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt. Fünf Bände. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Thekla oder der Consul in Marokko. Roman. Aus dem Französischen übersetzt. Drei Theile. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eckermann, K., Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Nach der Anordnung K. O. Müller's. Für Lehrer, Studirende und die obersten Classen der Gymnasien. 2ter Band. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Frauen-Album. 3ter Band. Kassel, Hotop. 8. 1 Thlr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1846. 15ter Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Comp. Kl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Sigismund Forster. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Heiberg, L., Der Kreuzweg. Novelle. Frei aus dem Dänischen übersetzt. Oldenburg, Stalling. 8. 1 Thlr.

Honek, M., Das Buch für Winterabende. Volkskalender auf 1846. Mit Beiträgen von K. Andree, A. Bock, K. Buchner, K. Karmarsch, G. Nicol, H. B. Oppenheim, A. Oppermann und L. Wiht. Mit den Bildnissen von Schlözer, Sander und Braun, und einer Übersicht der deutschen Eisenbahnen. Hanover, Klus. Kl. 8. 10 Ngr.

Kaim, J., Das Kirchenpatronatrecht nach seiner Entstehung, Entwickelung und heutigen Stellung im Staate mit steter Rücksicht auf die ordentliche Collatur. 1ster Theil: Die Rechtsgeschichte. Leipzig, Barth. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kopp, J. E., Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. 1ster Band: König Rudolf und seine Zeit. 1ste Abtheilung: Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lau, G. J. T., Gregor I. der Grosse nach seinem Leben und seiner Lehre geschildert. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mettingh, Philippine v., Charakterschilderungen. Kassel, Hotop. 8. 20 Ngr.

Bibliographische Mittheilungen über die deutschen Ausgaben von De Bry's Sammlungen der Reisen nach dem abend- und morgenländischen Indien. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Moltke, Freih. v., Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829. Berlin, Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Monczka, A. L., Stunden der Muße. Gedichte. Olmütz 1844. 8. 25 Ngr.

Nestroy, J., Das Mädl aus der Vorstadt, oder: Ehrlich währt am längsten. Posse in drei Aufzügen. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Rötscher, H. T., Seydelmann's Leben und Wirken (nebst einer dramaturgischen Abhandlung über den Künstler). Mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, L., Geschichte der Oper und des königl. Opernhauses in Berlin. Mit architectonischen Beiträgen von *Langhans*. Prachtausgabe mit historischen Documenten, artistischen Beilagen und eingedruckten Holzschnitten. *1ste* Lieferung. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. Imperialfolio. 4 Thlr.

Sten Sture. Historisches Schauspiel in zwei Abtheilungen. (1ste Abtheilung: Der Reichsverweser und der Erzbischof, in drei Acten. — 2te Abtheilung: Das Interdict, in zwei Acten.) Von E. H. Wesel, Bagel. Gr. 16. 1 Thlr.

Übersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der modernen polnischen Literatur. 2ter Band: Der Starost und sein Nachbar. Ein Roman nach dem Polnischen des Grafen v. Starbek. Deutsch von E. v. Lossow. Zwei Theile. Berlin, Pultkammer. 8. 1 Thlr.

Wächter, C. G. v., Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 267. — 24. September 1845.

Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersetzt und erläutert von K. Simrock. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 5 Thlr.

Wenn man sich anschaulich machen will, mit welch reißender Schnelligkeit sich die Kenntniß und Erkenntniß unserer alten vaterländischen Poesie erweitert und vorwärts eilt, so darf man nur Das, was jetzt jeder Laie von einem Dichter wie Wolfram von Eschenbach weiß oder erfassen kann, mit Dem vergleichen, was vor 20 und selbst 15 Jahren sogar angesehene und sehr belesene Literatoren von ihm wußten. Es ist als würde diese Literatur auf Schienenwegen unserer Einsicht näher gebracht. Noch kürzlich war die Sage vom heiligen Gral in tiefes Dunkel gehüllt. Die verunglückte Ableitung des Wortes Gral von Sangréal, Sang Royal, aus einer falschgelesenen Stelle des Jacobus a Voragine von Roquefort aufgebracht, hatte sich, aus den verschiedenen Erklärungsversuchen hervorgehoben, durch Bouterwek in die Jahrbücher eingeschlichen und populair gemacht; der Bewunderung A. W. Schlegel's für den vollständigen „Titurel" wurde lange blindlings geglaubt, und Rosenkranz wehrte sich noch um 1830 für die später von ihm wieder aufgegebene Ansicht, daß der ganze „Titurel" nur eine Überarbeitung eines fast vollständigen Werks von Wolfram sei („Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter", S. 293 fg.); Wachler in seinem „Lehrbuch der Literaturgeschichte" konnte gleichfalls 1830 wiederholt versichern, daß Wolfram von Eschenbach ungemein fruchtbar, und Gottfried von Strasburg voll Zartheit und edeln Gefühls sei, welche Urtheile sich auch umkehren lassen; ja dieser Gelehrte konnte den Klingsor des Wartburgliedes, den Zauberer im „Parzival", für eine historische Dichtergestalt halten und sogar dessen Todesjahr angeben.

Wie ganz anders erscheint uns das jetzt Alles! Daß Gral ursprünglich nichts Anderes heißt als Gradale (Gradalis, Guralis, Gréal, Plur. Gréaux), d. h. Scutella lata et aliquantum profunda, in qua pretiosa dapes suo jure divitibus solent apponi gradatim unus morsellus post alium in diversis ordinibus, et dicitur vulgari nomine Graalz ... argentea vel de alia materia pretiosa, also eine kostbare tiefere Platte oder Schüssel, ein Tafelgeräth, wissen wir seit 1834 durch eine Note Sulpiz Boisserée's („Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals im Titurel", S. 15) aus dem Cistercienser Helinand (gest. 1227); Boisserée erhob es auch zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß der jüngere „Titurel", durch die Fragmente des Wolfram'schen hervorgerufen, ein Werk des Minnesängers Albrecht von Scharfenberg sei (a. a. O. S. 13); schon vorher hatte Lachmann den ungeheuern Abstand in Mythenbehandlung und Stil zwischen Wolfram's „Parzival" und dem jüngern „Titurel" nachgewiesen, und dem dreinfahrenden Gervinus einigermaßen das Recht gegeben zu sagen, der letztere sei ein horribles, lichtloses Monstrum, in dem aller Quark über den Gral zusammengetragen sei, den Wolfram verworfen habe („Geschichte der Nationalliteratur", I, 368, II, 25). Wolfram's „Parzival" selbst wurde zuerst durch San-Marte's Auszug zugänglicher, dann durch Lachmann's Ausgabe (1833) Gemeingut für das Studium, und in den letzten Jahren durch San-Marte's freiere Bearbeitung (Magdeb. Ausg. 1841) und die vorliegende, treue und mit Dichtersinn bewerkstelligte Übersetzung K. Simrock's der gesammten Lesewelt aufgeschlossen. Auch über den jüngern „Titurel" können wir durch San-Marte's Auszüge aus dem alten Drucke nun schon selbständiger urtheilen. Wie viel indessen noch zwischen den Zeilen dieser Sagengedichte zu lesen und zu entziffern bleibt, zeigen uns San-Marte's und Simrock's verdienstvolle Einleitungen, der Letztere hat die seinige bescheiden und mit kleinsten Lettern gedruckt hinter den Schluß des ersten Bandes verwiesen. Wir erfahren aber über Dichter, Gedicht und Sage, über der letztern Quellen und Bearbeitungen in 25 Abschnitten reichlich was wir bedürfen, und wollen unsere Leser, die wir uns nicht als Gelehrte denken, die Alles zum voraus wissen, vor allen Dingen daraus orientiren.

Wolfram von Eschenbach stammt höchst wahrscheinlich aus dem nordgauischen, bei Ansbach gelegenen, Schloß und Städtchen Eschenbach, dem Sitze seiner Ahnen. Dafür spricht, außer der Nähe von Pleienfelden, nach dem er im jüngern „Titurel" (zwischen 1310 und 1320), und bei Püttrich von Reicherzhausen (um 1462), von Eschenbach und Plaienfelden heißt, auch die der meisten deutschen Ortschaften, deren Wolfram gedenkt, und die es von allen Seiten so umgeben, daß es gleichsam den

Digitized by Google

Mittelpunkt seines Horizonts bildet. (Unter diesen Dörfern wird Truhendingen mit seiner Pfanne voll Krapfen erwähnt, 784, 24, nicht Klöße, wie Hr. Simrock meint, sondern ein süddeutsches Backwerk von Butterteig mit Fülle. Noch auf den heutigen Tag, nach 600 Jahren, soll Wasser-Truhdingen bei Eschenbach durch seine Krapfen berühmt sein. Vgl. Bd. 1, S. 512.) Nur eine Angabe seines Wappens bei Püttrich von Reicherzhausen macht Schwierigkeiten. Sein urkundliches Wappen und das der bairischen Eschenbache sind drei (silberne) Messer (auf dem Felde der Manesse'schen Handschrift hat er zwei artähnliche Messer im Wappen: von jenem und diesem colorirte Abbildungen bei San-Marte, II, 297). Wolfram erscheint und schildert sich als Ritter, klagt über seine Dürftigkeit, führte, wie Walther von der Vogelweide, von Hof zu Hof ein unstätes Leben, und suchte wahrscheinlich im Gesang eine Quelle seines Unterhalts. Er fand sich mit Walther zugleich an dem lustigen Hofe des milden Landgrafen Hermann von Thüringen in Eisenach zusammen, nahm aber ihm gegenüber eine unabhängigere Stellung ein Auch später besuchte er diesen Hof noch einmal, wo ihn der Landgraf mit dem Gegenstande seines „Willehalm", die schöne Heiligensage, bekannt machte. Der Sänger scheint kein eheloses Leben geführt zu haben; in einem Minneliede zieht er die Minne eines „offenkundig süßen Gemahls" (eines offen süezer wirtes-wips) der verstohlenen Minne „des nächtigen Schleichers" vor, auch im „Parzival" spricht er mit Rührung von dem Glücke, das mit rechter Keuschheit erworbene Kinder dem Manne gewähren; die sechzehnte Strophe im echten „Titurel" deutet auch auf einen verehelichten Dichter. Ja, in der schönen Episode von der kindlichen Obilot könnte wol in der Rede des alten Lippgut, der sich darübee tröstet, daß er keinen Sohn und nur zwei Töchter habe, nach Simrock, Herr Wolfram seinem eigenen Herzen Luft gemacht haben.

So viel von den Lebensumständen des Dichters, für deren Schilderung Simrock San-Marte's ausführliche Arbeit benutzen konnte. Es werden sodann Wolfram's Werke aufgezählt: sieben Lieder (meistens Tageweisen oder Wächterlieder, deren Erfinder Wolfram gewesen sein soll, deren Unsittliches er abee frühzeitig empfunden zu haben scheint); der „Parzival"; und die beiden Bruchstücke des sogenannten „Titurel"; endlich das Fragment des „Willehalm". Der achte Abschnitt spricht kürzlich von Wolfram's Verhältniß zu Gottfried von Strasburg; dee neunte handelt von Wolfram's Vorgänger, dem Provenzalen Kyot, d. h. Guiot (aus dem man fälschlich den Guyot de Provins gemacht hat; vergl. Lachmann, Vorrede S. XIV; San-Marte, II, 382). Ein fruchtbarer nordfranzösischer Dichter, Chrétien de Troyes (1170—90), hat ein Gedicht von Parzival hinterlassen, das nach seinem Tode von mehren Andern fortgesetzt worden ist. Aus diesem aber, dessen Behandlung der Sage er ausdrücklich tadelt, schöpfte Wolfram nicht, sondern aus dem wahrscheinlich frühern Kyot, der indeß nicht in seiner provenzalischen Mundart, sondern, nach unsers Dichters ausdrücklichem Zeugniß, französisch (d. h. nordfranzösisch) vom Grale gesungen (vergl. Lachmann a. a. O.); es wäre denn, daß Wolfram nur eine gereimte französische Übersetzung des provenzalischen Originals vor sich hatte.

Die Auffindung jenes verloren gegangenen Gedichts Kyot (Guyot) würde es eigentlich erst möglich machen, den Grad von Selbständigkeit zu bestimmen, welchen der deutsche Dichter seiner Quelle gegenüber behauptet hat. Nach Hrn. Simrock's Ansicht wäre nur der stoffartigere, an sich freilich schon sehr gehaltreiche Inhalt, also wol, wozu auch San-Marte neigt, die Verbindung der Gralsmythe mit der bretonischen Sage und dem Kreise der Tafelrunde, die Umspannung des weltlichen wie des geistlichen Ritterthums, das gesammte nur im Ritterstand athmende Leben jener Zeit Eigenthum des Provenzalen im Gedichte; der Gedanke aber, der all diesen sonst verschwendeten Reichthum der Begebenheit und Schilderung beherrscht und durchdringt, das dichterische Bewußtsein, womit alle diese Äußerlichkeiten auf das innere Leben des Helden bezogen werden, dessen geistige Entwickelung in allen ihren Phasen offen vor uns dargelegt wird, der aus kindischer Einfalt in die Entzweiung, ja zur Verzweiflung geführt wird, um aus dieser durch harte Prüfungen geläutert, zur Versöhnung und Heiligung zu gelangen, Das also, was den „Parzival" zum unvergänglichen Kunstwerke stempelt, wäre Das, wodurch Wolfram seine welschen Vorgänger, die ihm (nur) den Stoff überliefert haben, weit hinter sich läßt. Nach solchen schon S. 179 der Einleitung ausgesprochenen Prämissen ist es natürlich, daß der Bearbeiter im Abschnitt über Kyot (oder Kiot, wie Simrock mit San-Marte schreibt) S. 481 sich die Selbständigkeit Wolfram's im „Parzival" nicht groß genug denken kann, daß er seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit überall auf das bestimmteste hervortreten sieht, jede Zeile seinen Geist athmen läßt.

Wenn man ihm aber auch zugeben muß, daß die vielen höchst individuellen Ergüsse sowol als die Anspielungen auf deutsche Verhältnisse und deutsche Sage (was S. 482 nachgewiesen wird) jeden Gedanken an eigentliche Übersetzung ausschließen, und selbst im Thatsächlichen Kyot nicht überall als Wolfram's Gewährsmann gelten kann, so folgt daraus doch noch keineswegs, daß — wie Simrock mit Lachmann annimmt und nach dem Bisherigen annehmen muß — die Abgeschlossenheit des Inhalts, das Ebenmaß der Theile, die Wärme, Wahrheit und Tiefe der Darstellung wir ohne Zweifel dem deutschen Dichter allein zu verdanken haben. Ja, wenn es keinen Zweifel litte, daß der Dichter des jüngern „Titurel" dasselbe Werk des Kyot vor sich hatte und der Ordnung desselben streng folgte, obgleich er den innern Zusammenhang der Sage noch weniger als der französische Dichter faßte, wenn diese Behauptung Lachmann's (Vorrede S. XXV fg.) erwiesen wäre, dann bliebe nichts übrig, als mit Gervinus anzuerkennen, daß es Wolfram selbst war, der aus Dem, was bei Kyot ungetrennt beisammen gelegen wäre, dem „Gewirr unverständ-

Digitized by Google

licher, schlechtverbundener Fabeln", nach Lachmann's Ausdrucke — die ansprechendere Episode des „Parzival" sich zu abgetrennter Behandlung herausgenommen. Allein Simrock selbst ist (wie uns dünkt mit Glück) bemüht nachzuweisen, daß der jüngere „Titurel" Wolfram's Quelle, den Kyot, nicht kannte, und mehre seiner Geschichten mit Wolfram's „Parzival" unvereinbar sind. Damit fiele Lachmann's Behauptung und Gervinus' Folgerung, daß Wolfram selbst es war, der mit sicherm Takt allen Quark, den wir im jüngern „Titurel" besitzen, aus seinem „Parzival" ausgeschieden hätte.

Mir däucht, wenn wir den „Parzival" Wolfram's mit unbefangenem Geiste durchlesen, Das, was er selbst von seinem Verhältnisse zu Kyot sagt (z. B. IX, 453, 5: „Mich batez helen Kyôt", und viel Ähnliches) abwägen, die offenbar aus Kyot's Werke eingestreuten französischen Zeilen ins Auge fassen, manche Schilderungen und Gleichnisse genauer erwägen, so müssen wir uns eingestehen, daß der Plan und die Anordnung des Gedichts im Ganzen und Großen nicht dem deutschen Dichter angehören konnten. Bei Simrock's Annahme müßte nicht nur der von Gervinus meisterlich entwickelte Charakter des Parzival, der unter Wolfram's Händen durch und durch der platonische deutsche Jüngling in den liebenswürdigsten Tölpel- und Flegeljahren geworden ist, sondern es müßte auch die Entwickelung seines Geschicks auf Rechnung des deutschen Eposschöpfers fallen, also z. B. seine Verleugnung Gottes, die der Angel ist, um den sich seine spätere Geschichte bewegt, die ein Grundgedanke des ganzen Gedichts ist, dem Wolfram gehören und nicht dem Kyot; es müßte die ganze Verzweiflung Parzival's, namentlich also die rührende Scene im neunten Abschnitte, wo dieser nicht neben dem grauen Ritter und seinen Töchtern, die zur Einsiedelei Trevrezents wallfahrten, reiten will, „weil Haß ihm den Gott verleiden muß, den sie von Herzen minnen", nicht auf die Rechnung Kyot's kommen. Was bliebe aber dann diesem noch, wenn solcherlei, was ohne daß die ganze Geschichte zerbröckelt nicht herausgenommen werden kann, nicht dem alten Original angehören soll? Unmittelbar vor dem eben angeführten Seufzer Parzival's hat er einen andern Seufzer nach den „heißen, vollen, rothen Munden" derselben Jungfrauen gethan, und spricht zu sich:

Ob ich kleinez dinc dar raeche,
ungern ich daz verspraeche,
ichn holt ein kus durch suonedâ,
op si der suone spraechen jâ.
wîp sint et immer wîp:
werliches mannes lîp
hânt si schier betwungen:
in ist dicke alsus gelungen.

Nach Simrock:

Hätt' ich mit ihnen mich entzweit,
Ich nützte die Gelegenheit,
Den Kuß der Sühne zu empfah'n,
Nähmen sie die Sühne an.
Frauen sind doch immer Frau'n:
Wo sie den tapfern Mann erschau'n
Da sind sie bald bezwungen;
Das bezeugen tausend Zungen.

Redet aus diesen leichtfertigen Worten nicht hörbar genug der Provenzale? Das oben Angeführte aber, was darauf folgt, ist von ihnen gar nicht zu trennen. So ist auch das Gespräch der Aventüre, die im Eingange dieses Abschnitts Einlaß in des Dichters Herz begehrt, der Zuruf an Frau Minne im sechsten Abschnitte 291, 294, und Manches derlei, durchaus provenzalisch.

Nach unserm Dafürhalten gehört der Plan und die Anordnung des Gedichts dem Kyot. Wie hätte sonst auch Wolfram (VIII, 416, 25 fg.) singen können:

Kyot ist ein Provenzâl
der dise âventiur von Parzivâl
heidensch geschriben sach.
swaz er in franzoys dâ von gesprach,
bin ich niht der wizze laz,
daz sage ich tiuschen fürbaz.

Nach Simrock:

Kiot ist ein Provenzal
Der die Mär' von Parzival
Fand in arabischem Buch.
Wie er's Französisch übertrug,
So wird's, wenn mir der Sinn nicht fehlt,
Von mir im Deutschen nacherzählt.

Alles was Gervinus so begeistert von dem Dichtergemüthe Wolfram's spricht, das im Stande war, sich zu einem Spiegel jenes Zeitchaos zu machen, das reich und menschlich genug gestimmt war, um die ganze Fülle der Bestrebungen seiner Zeiten ihrem tiefsten Gehalte nach aufzunehmen, kann diesem freilich bei unserer Voraussetzung nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr ausschließlich, zugute kommen. Wolfram's Genius hatte sich mehr in der Ausführung, und auch hier mehr durch Beschränkung, Auslassung, Modificirung, kleine einzelne Zusätze, vielleicht wenige Episoden, als durch Umwandlung und Hinzudichtung im Großen, reinigend, idealisirend und germanisirend bewährt; ganz unvermerkt (aber nur mit desto größerer Kunst) hätte er seine deutschen Ideale dem leichtfertigern, wiewol im Ganzen doch schon erhaben und geistlich dichtenden Welschen untergeschoben. Und doch hat er den Muthwillen nicht ganz verdrängen können, hat ihn nicht ganz abgewiesen. Wenn in der überhaupt lüsternen Situation zwischen Gawan und Antikonie die Schönheit der Letztern ganz appetitlich mit einem — gespiesten Hasen verglichen wird (VIII, 409, 26 fg.):

Baz geschiet an spizze hasen,
ich waene den gesâht ir nie,
dan sie was dort unde hie
zwischen der hüffe unde ir brust.
Minne gerende gelust
kunde ir lîp vil wol gereizen.

Nach Simrock:

So wohl gegliederten Hasen
Am Spieße sahet ihr wol nie,
Als sie dort war und hie
Um die Hüften, an den Brüsten.
Minnegebendes Gelüsten
Konnt' ihr Liebreiz wol erregen.

so konnte diesem durch seine komische Wirkung sehr einladenden Gleichnisse der deutsche Dichter wol nicht widerstehen; in seiner sittsamen Seele ist aber das Gelüste,

Digitized by Google

aus dem es stammt, gewiß nicht aufgestiegen, so wenig als die Zeilen 407, 2 fg. von ihm geschrieben worden wären, wenn er sie nicht vorgefunden hätte; so wenig als er, Wolfram, diese Ikonie 414, 13 fg. sich ihrer Keuschheit (nach dem Vorhergegangenen) hätte rühmen lassen und behaupten, daß sie „anderes Schöneres nicht hätte als gute Gebehrde und deutsche Site". So bleibt es denn auch sehr zweifelhaft, ob erst Wolfram (nach Lachmann, Vorrede S. xxv) und nicht schon Kyot, empfunden hat, daß Parzival in seiner Verzweiflung nicht Herr der Aventüre sein dürfe, und Gawan so lange in den Vordergrund treten müsse.

Im Verlaufe seiner Einleitung macht uns nun Simrock auch mit Kyot's Quelle bekannt, worüber Wolfram selbst ebenfalls Aufschluß gibt (IX, 453, 11; 455, 22). Flegetanis, eine Heide von Vaterland (man wollte den Namen aus dem persischen Felekdahne, d. h. Sternkundiger deuten), von der Mutter „üz israhêlscher sippe", ein Jude, aus Salomo's Geschlecht, schrieb zuerst von des Grals Aventüre. Er kannte der Sterne Kommen und Gehen und ihren geheimen Einfluß auf die menschlichen Geschicke, und so las er im Gestirne den Namen des Grals, und daß eine Schar ihn auf der Erde zurückgelassen und getaufter Frucht, d. h. Christen, zur Hut übergeben habe, selbst aber wieder hoch über die Sterne hinaufgefahren sei. „Sus schreip dervon Flegetânis", in heidnischer, d. h. arabischer Schrift (vergl. San-Marte, II, 367 fg.), die Kyot zu Toledo (ze Dolet) verworfen fand. Mehr scheint der Araber vom Gral nicht bezeichnet zu haben. Kyot darauf — so erzählt Wolfram weiter — forschte „in latînschen buochen" der Märe weiter nach, und suchte, wo ein Volk gewesen wäre, das den Gral zu pflegen gewürdigt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Urkundensammlung.

Zu Paris ist der Anfang eines für die französische Geschichte wichtigen Werks erschienen, unter dem Titel: „Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia, prius collecta a VV. CC. de Brequigny et La Porte du Theil, nunc nova ratione ordinata, plurimumque aucta, jubente et moderante Academia inscriptionum et humaniorum litterarum", von J. M. Pardessus (Fol.). Dieser erste Band wird eröffnet durch die gelehrten Prolegomena, welche der ersten Herausgabe von de Bréquigny und La Porte du Theil vorangeschickt waren. Diese Arbeit, eine der besten, die über die Geschichte der Dynastie der Merovinger geschrieben worden, ist in drei Abtheilungen getheilt, von denen die erste sich auf den allgemeinen Plan der Sammlung bezieht. Die zweite ist bestimmt, Urtheile über Charten und Diplome zu fällen, nach der chronologischen Ordnung der Regierungen, zu denen diese Documente gehören. In der dritten haben die alten Herausgeber unter verschiedenen Titeln alles Das vereinigt, was diese in der zweiten beurtheilten Urkunde Interessantes über die Sitten und Gebräuche dieser entfernten Zeiten darbieten konnten, ohne Das zu vernachlässigen, was zur genauern Kenntniß der Diplomatik beitragen konnte. Hr. Pardessus hat an dem so allgemein geschätzten Monument der Gelehrsamkeit seiner Vorgänger nichts geändert; aber er hat zu demselben ergänzende Prolegomena hinzugefügt, die sein eigenes Werk sind, und die in der ersten Abtheilung das Historische der ersten Arbeiten und die Darlegung der in dem alten Plan angebrachten Modificationen enthalten, und in der zweiten eine sehr ausführliche Notiz von den der neuen Ausgabe hinzugefügten Documenten. Diese Präliminarien, welche 445 Seiten einnehmen, schließen mit einem chronologischen Inder aller der Documente, welche in die zwei Bände der neuen Sammlung und in die Supplemente aufgenommen werden sollen. Darauf folgen die Texte von 241 Documenten, in chronologischer Reihenfolge geordnet, vom J. 417—627, dem letzten Jahr von Chlotar's II. Regierung, begleitet von einer großen Anzahl kritischer Bemerkungen. Von diesen 241 Actenstücken waren nur 66 in der ersten Ausgabe abgedruckt. Die übrigen 175 bestehen aus gesetzgeberischen Urkunden, Concilien und Briefen. Die neue Sammlung wird im Ganzen 608 Documente enthalten, während die erste Ausgabe deren blos 372 enthielt. 31.

Bugeaud's Biographie.

Das Benehmen Bugeaud's beim berüchtigten Vertrage von der Tafna hatte diesen Krieger in großen Miscredit gebracht, und es bedurfte einer unermüdlichen Thätigkeit von seiner Seite, um sich in der öffentlichen Meinung einigermaßen wieder aufzurichten. Seitdem die Leitung der Angelegenheiten in Algerien seinen Händen anvertraut ist, hat er offenbar aber wegen seiner Regsamkeit, seiner administrativen Talente und besonders wegen einer gewissen Selbständigkeit, die er dem Ministerium gegenüber beobachten zu müssen geglaubt hat, bedeutende Fortschritte in der Gunst des Volkes gemacht. Man spottet wol zuweilen über seine Siegesberichte, welche man im Allgemeinen etwas phrasenreich und pomphaft findet; aber im Ganzen lautet das Urtheil über ihn günstig. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die allzeit fertigen Tagesschriftsteller sich beeilt haben, durch die Behandlung seines ereignißvollen Lebens dem Publicum einen wesentlichen Dienst zu leisten. Unter dem Titel „Souvenirs du maréchal Bugeaud de l'Algérie et du Maroc", von P. Christian, ist soeben ein Werk erschienen, welches einzig darauf berechnet scheint, der Nachfrage der großen Menge nach oberflächlicher Belehrung zu genügen. Tiefern Gehalt können wir dieser Schrift, welche in die weitschichtige Kategorie der Compilation fällt, nicht beilegen. Nur hier und da bietet sich eine Notiz, die bis jetzt der Beachtung eines aufmerksamen Zeitungslesers entgangen sein dürfte. Der Verf. Christian hat seinen Namen schon zu einer großen Menge literarischer Unternehmungen höchst verschiedenartiger Natur hergegeben. Bald begegnen wir ihm als Übersetzer aus dem Englischen und Deutschen, dann tritt er wieder als Historiker auf und dann fördert er wieder ältere halbvergessene Schriftsteller, denen, wie Platen sagt, „die magere Ehre gebührt, zu den Classikern gezählt zu werden", mit geschäftiger Hand ans Tageslicht. 17.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von Dr. **H. Blumenthal**, Dr. **N. Anke** und Dr. **G. Lovestamm.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 268. — 25. September 1845.

Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersetzt und erläutert von K. Simrock. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

Simrock fragt sofort, was wir von der Nachricht über Flegetanis halten sollen, und gibt folgende, hier abgekürzt mitgetheilte Antwort, mit welcher San-Marte's Untersuchungen (II, 364—370) zu vergleichen sind. Der Fund zu Toledo ist wol richtig, der fabelhafte Inhalt klingt ganz gut im Munde eines Heiden, der ein Kalb anbetete, und mutterhalb von Salomo stammte. Die sehr unvollständige Nachricht vom Gral aber ergänzt der „Wartburgkrieg", wo es heißt: „Sechzigtausend Engel, die Gott vom Himmel verdrängen wollten, ließen eine Krone für Lucifer wirken. Als diese der Erzengel Michael vom Haupte Lucifer's brach, sprang ein Stein daraus und dieser Stein ist der Gral." Übrigens wird uns die Wahl gelassen, ob wir bei dem Gral, der somit orientalisch-heidnischen Ursprungs wäre, an „das Heliotrapezon, den Sonnentisch der frommen Äthiopen, der schon bei Herodot jede Nacht mit Fleisch und Fisch sich bedeckte", oder an „den altägyptischen Hermesbecher, den des Dschemschid, Hercules und Bacchus der Mysterien", oder „den schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka", der, einer der Edelsteine des Paradieses, mit Adam zugleich auf die Erde gefallen sein soll, oder eine andere Form der vielgestaltigen Mythe, mit der auch der Stein der Weisen, oder das deutsche „Tischchen deck' dich" verwandt sein mag, denken wollen. Sichtlich ist übrigens, daß mit dem (nach Simrock) ursprünglich heidnischen Mythus sich altjüdische Vorstellungen verbunden.

Flegetanis wäre also die erste Quelle. Als andere bezeichnet Simrock die Chronik von Anjou (vergl. San-Marte, II, 370—381). Weder er noch San-Marte sagen uns ganz deutlich, ob sie die lateinischen Bücher, in welchen nach Wolfram Kyot geforscht haben soll, identificiren mit den Chroniken, die Wolfram unmittelbar darauf nennt. Könnte nicht eine von diesen unabhängige Quelle darunter verstanden sein? Etwa die „Geschichte des Eremiten vom heiligen Gral", deren Helinand zum J. 720 erwähnt: „Daß zu jener Zeit einem Eremiten in Britannien durch einen Engel eine wunderbare Vision vom heiligen Joseph dem Rathsherrn (Joseph von Arimathia) gezeigt worden, der den Leib des Herrn vom Kreuze nahm, und von jener seiner Schüssel, in welcher der Herr mit seinen Jüngern gespeist hat. Worüber eben von jenem Eremiten die Geschichte vom Gradalis (vom heiligen Gral) beschrieben worden ist." (Vgl. Sulpice Boisserée a. a. O., S. 16 Anm.) Doch das mögen die Gelehrten ausmachen.

Wolfram's Nachricht läßt es ungewiß, ob Kyot die Landeschroniken von Britannien (unt anderswâ), Frankreich und Irland mit oder ohne Ausbeute für sein Gedicht durchlesen; seine zweite Fruchtquelle (oder dritte, nach unserer soeben gewagten Vermuthung) war jedenfalls die Chronik von Anjou (ze Anschouwe er diu mære vant). In ihr konnten sich seit 1154 (wie Simrock, vergl. San-Marte, II, 380, ausführt) wol schon britische und provenzalische Sagen verbinden. Wolfram bezeugt aus Kyot, daß die Chronik von Anjou drei Geschlechtsregister enthielt, von denen zwei, die der Könige von Anjou und Britannien, durch den gemeinschaftlichen Stammvater Mazadan verbunden waren, von dem somit Parzival wie Artus stammten, das dritte aber das Geschlecht der Gralskönige Titurel, Frimutel und Anfortas umfaßt, dessen Schwester Herzeleide Parzival's Mutter war. Wenn jedoch diese Chronik nichts weiter enthalten hätte, so wäre das wenig für die Geschichte unserer Sage. Woher stammen dann Parzival's Abenteuer? Gewiß zum Theil aus den Liedern und Sagen, nicht blos auf deren mönchischen Niederschreibungen (s. oben), sondern auf deren mündlicher Fortblüte. Die Muthmaßung Simrock's ist, daß der Ursprung der Parzivalsage märchenhaft ist, und wir in der Jugendgeschichte des Helden eine Variation der bei allen Völkern vorkommenden Dümmlingsmärchen vor uns haben.

Zwei Abschnitte (S. 486—493) sind der Zergliederung eines von Lady Charlotte Guest 1839 herausgegebenen „Mabinogi" gewidmet, in welchem Parzival unter dem Namen Peredur mit seinen Hauptabenteuern erscheint, und worin San-Marte (II, 387—396) die alte echte (und somit wälsche) Quelle der Parzivalsage erkennen wollte. Diese Ansicht bestreitet Simrock und macht es sehr wahrscheinlich, daß das „Rothe Buch von Hergest", aus dem jenes „Mabinogi" entnommen und das, erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben, auch

Digitized by Google

nicht viel früher abgefaßt ist, selbst aus ausländischen Quellen geschöpft hat.

Sodann wird, nach Ausscheidung der britischen Bestandtheile, der Parzivalsage provenzalischer Ursprung aus dem Gralsnamen, aus der in der Provence allgemein verbreiteten Bekanntschaft mit dem Inhalte des Kyot'schen Romans, und dem Umstande, daß das südliche Frankreich und das nördliche Spanien vorzugsweise der Schauplatz der Sage sind, nachgewiesen, und der mehr nordfranzösische Name Parzival daraus erklärt, daß Anjou, auf der äußersten Grenze des südlichen Frankreichs, schon zum Theil in das nördliche hinüberreiche. Daß das Provenzalische sich mehr zur Lyrik neige, kann keinen Einwurf gegen die Möglichkeit eines provenzalischen Epos begründen. Aus diesem Hauptgewebe wird aber denn doch noch südfranzösischer und nordspanischer Eintrag herausgefunden.

Auf Görres und San-Marte gestützt macht ferner in Beziehung auf die Gralssage Simrock die Bemerkung, daß in diesen Geschichten noch keine Spur vom Haß der Christen gegen die Mohammedaner sich finde, den die zur Zeit Kyot's eintretenden Kreuzzüge entflammten, was auf Spanien, wo die Toleranz beider Glaubensbekenner gegeneinander am weitherzigsten geübt wurde, als Heimat der Sage hindeutet. Das Ergebniß ist ihm demnach (S. 496 — 497):

> Daß der ursprünglich orientalisch-heidnische, hernach mit altjüdischen Vorstellungen verbundene Mythus vom Gral in Nordspanien localisirt und mit dem Königsgeschlechte der Hüter des Grals ausgestattet worden sei. Im südlichen Frankreich, wo schon früher, namentlich in Anjou, britische und romanische Sage sich vermählt hatten, traten dann als vorwiegend romanische Bestandtheile Gahmuret's, Parzival's und Schionatulander's Geschichten als britischer Artus und seine Tafelrunde hinzu.

Nachdem nun noch der muthmaßliche Zusammenhang der Gralssage mit der Geheimlehre des Templerordens (vergl. San-Marte, II, 417 — 425) und die drei Nebenzweige der Sage Loherangrin, der Zauberer Kliaschor und der Priester Johannes besprochen worden, wird auch noch (Nr. 23, S. 499) die Verchristlichung der Sage abgehandelt und behauptet. Obgleich schon nach Flegetanis der Gral „getaufter Frucht" zur Hut übergeben ward, so lag nach ihm doch in dem Mythus vom Gral ursprünglich nichts Christliches. Erst von christlichen Völkern wurde die Sage christlich gedeutet. Schon Kyot deutet den Gral, auf den er am Charfreitag alljährlich eine Himmelstaube die Oblate niederlegen läßt, als Symbol des christlichen Glaubens. Die völlige Christianisirung beginnt aber erst mit dem Verderbniß der Sage. So ist nach nordfranzösischen Dichtern der Gral die Schüssel, aus welcher Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen, und worin dann Joseph von Arimathia sein Blut aufgefangen hat, wovon weder Kyot noch Wolfram wußten. So wird auch die blutende Lanze, bei Kyot noch nichts als der vergiftete Speer des Heiden, der den Anfortas verwundet hat, bei ihnen zu der Lanze, womit Longinus Christi Seite durchbohrte, und das Schwert, das der Fischerkönig dem Parzival verehrt, soll noch Chretien einst Judas Makkabäus getragen haben.

In diese Ansicht Simrock's kann sich Ref. nicht ganz finden. Ihm däucht, von wo an in der dichterischen Behandlung der Gralssage von jenem wunderbaren Heiligthum das Wort Gral gebraucht worden ist, welches ja doch nichts Anderes bezeichnet als kostbare Schüssel oder Platte, von da an ist auch die christliche Mythe von der Abendmahlsschüssel, in der Joseph von Arimathia das Blut Christi unter dem Kreuze aufgefangen, zu datiren, und wo der Gral Gral heißt, da hat der Dichter jene Mythe gekannt und vorausgesetzt. Da nun Helinand, der Zeitgenosse Wolfram's, die Geschichte von dem Gradalis, in welchem der Herr mit seinem Jüngern speiste, in offenbarer Verbindung mit dem „Rathsherrn Joseph (von Arimathia)" aus einem jedenfalls sehr alten Buche jenes angeblichen Eremiten kannte, da Wolfram aus Kyot das Wort Gral schon ganz im Gange fand, da endlich die Erzählung von der Oblate, welche die Himmelstaube am Charfreitag „üf den stein bringet" (740), d. h. auf die Platte, die der Gral ist, niederlegt, sinnbildlich (zu einer Zeit, wo in der Oblate das Blut Christi ebenso gut enthalten gedacht wurde als der Leib) nichts Anderes heißt als was die Sage von Dem erzählt, was mit dem Gral durch Joseph von Arimathia am Charfreitag unter dem Kreuze geschah: — wie können wir zweifeln, daß unter dem Gral von ihnen eben jene christlich-mythische Schüssel oder Platte verstanden worden? Ob Flegetanis der Araber das fremde Wort Gral in seiner Erzählung naturalisirt gebrauchte, wissen wir nicht. Wäre es aber geschehen, so dürfte daraus zu schließen sein, was auch San-Marte (II, 370) für möglich hält, daß Flegetanis der Heide, Araber oder Halbjude, eine ursprünglich christliche Sage vom heiligen Gral Arabisch niedergeschrieben habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner von Hermann Burmeister. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Für den größern Theil der Menschen ist das Leben der Erde mit den auf ihr wohnenden leblosen und lebendigen Wesen kein Gegenstand einer tiefern Betrachtung; sie stehen auf und legen sich wieder zur Ruhe mit der Zuversicht, daß Alles morgen noch so sein werde, wie sie es heute gefunden, ohne sich darum zu bekümmern, wie sich dieser ihr irdischer Wohnplatz von Anfang an gestaltet, wie er sich im Laufe der Zeiten fortgebildet habe und was in Zukunft sich mit ihm ereignen werde. Das Ganze erscheint ihnen wie eine Uhr, die, einmal aufgezogen, ruhig ihren Gang fortgeht und nicht eher wieder zu gehen aufhören wird, bis etwa Der, der sie aufgezogen, ihr durch ein Machtgebot ein plötzliches Halt! zurufen wird. Nicht gewohnt, ihre Blicke über die enge Markung ihres Daseins und des kleinen von ihnen bewohnten Raums hinausschweifen zu lassen und den Haushalt der Natur im Ganzen und im Großen zu betrachten, erblicken sie allenthalben nur eine gewisse Stabilität, die durch den täglichen Wechsel der

Digitized by Google

Formen zwar scheinbar aufgehoben, aber doch immer wiederhergestellt wird. Sie sehen alljährlich Sommer und Winter miteinander abwechseln, alltäglich die Sonne auf- und niedergehen, auf Regen Sonnenschein folgen, ihre alten Berge noch auf der Stelle stehen, wo sie seit ihren Kinderjahren standen, Bäche und Flüsse stetig dem Meere zuströmen, Pflanzen, Thiere und Menschen leben und vergehen und wieder andere an deren Stelle treten, mit einem Worte: der Weltlauf, wie er nach Mosis Bericht auf des Allmächtigen Befehl begonnen, scheint sich ihnen noch auf dieselbe Weise fortzusetzen, ohne daß darin seit jener Zeit eine wesentliche Veränderung vorgegangen sein dürfte. Wir gesagt, dies ist die vorherrschende Ansicht der meisten Menschen und der Streng-Bibelgläubige bestärkt sie darin und verwirft jede Abweichung davon als einen Eingriff in die göttlichen Wahrheiten des heiligen Buchs, an denen man festhalten müsse.

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir uns der Leitung des Naturforschers überlassen. Obschon auch er, so wenig wie der Laie, sich, um mit dem Dichter zu reden, „zu dem Kloben aufzuschwingen vermag, woran Zeus den Ring der Welt vorsichtig aufgehangen", so begnügt er sich doch nicht mit der einfachen Mosaischen Überlieferung, und obwol auch er einen Schöpfer voraussetzen muß, ohne dessen Allmacht die Welt nicht zu Stande gekommen sein würde, so kann er sich doch, wenigstens was die Bildung unsers Erdballs betrifft, unmöglich mit der Ansicht einverstanden erklären, daß seine verschiedenen Bildungen auf höheres Geheiß innerhalb sechs Tagen aus dem bloßen Nichts entstanden seien. Ein tieferer Blick in die Natur lehrt ihn, daß auch die Erde mit ihren mannichfaltigen Bildungen, gleich den organischen Wesen, verschiedene Phasen der Entwickelung durchlaufen habe, bis sie Das geworden, was sie gegenwärtig ist, daß Jahrtausende zwischen diesen einzelnen Phasen liegen, daß ihrer Reihenfolge eine gewisse Gesetzmäßigkeit zum Grunde liegt und daß namentlich die Schöpfung organischer Wesen nicht mit einem Male, sondern erst allmälig erfolgt ist und mit den verschiedenen Epochen der Erdbildung in einem nothwendigen harmonischen Zusammenhange steht. Er vermag nicht zu enträthseln, woher der erste Impuls zur Schöpfung der Erde gekommen und auf welche Weise ihre einzelnen Bildungen entstanden sind, aber so viel hat er dem Schöpfer aus seiner Schöpfung selbst abgelauscht, um muthmaßlich bestimmen zu können, wie sie gleichsam aus dem Embryonen-Zustande sich allmälig zu einem vollkommenen Leben herausgebildet hat, von welchen Erscheinungen ihre verschiedenen Altersstufen begleitet gewesen und in welcher Folge sie aufgetreten sind. Manche Jahrhunderte sind dahin gegangen und manche Irrwege sind eingeschlagen worden, bevor sich die Wissenschaft von jener alten Mosaischen Ansicht hat losreißen und sich zu einer klarern, auf Beobachtung und wissenschaftliche Gründe gestützten Anschauungsweise in dieser Sache erheben können, und nur den ausgezeichneten Fortschritten der Naturwissenschaft der neuern Zeit und dem engen Bündniß, in welches die einzelnen Zweige derselben zusammengetreten sind, danken wir die Erleuchtung, die uns darüber zu Theil geworden ist. Mineralogie und Geognosie, Astronomie und Botanik, Chemie und Zoologie haben alle gleichen Antheil an den neuern Aufklärungen über den Entwickelungsgang der Erde, und es ist bei dem raschen Fortschreiten dieser Doctrinen zu hoffen, daß unsere Einsicht über diesen Gegenstand in der Folge immer noch klarer und zuversichtlicher werden werde, denn wir können es uns, bei aller Achtung vor den neuern Theorien der Erdbildung, doch nicht verhehlen, daß Manches noch schwankend und nicht hinreichend begründet sei, daß da, wo Beobachtung und Erfahrung nicht ausreichen, die allezeit fertige Einbildungskraft die Lücken ausfüllt, daß überhaupt jede Nachschöpfung im Geiste des Menschen, gegen Gottes große Schöpfung gehalten, sich verhalte wie die kleine Scheibe des Mondes gegen die wirkliche Größe dieses Erdentrabanten. Verdenken wir es übrigens dem Menschen nicht, wenn er sich an die große Aufgabe wagt, dem Schöpfer in der Anlage und dem Ausbau des von ihm bewohnten Weltkörpers zu folgen und den allgemeinen Gesetzen, auf welche sich dieser Bau gründet, weiter nachzuspüren, da es ihm durch beharrliches Streben gelungen ist, den Bildungsgesetzen so vieler individueller Schöpfungen auf den Grund zu kommen und sich ja nicht absehen läßt, bis zu welchem Punkte seine geistigen Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften vordringen werden. Vieles, was unsern Vätern in der Bildungsgeschichte der Erde gänzlich verborgen worden, worüber sie in offenbarem Irrthum befangen waren, ist schon jetzt keine Hypothese mehr und selbst da, wo letztere noch an die Stelle des positiven Wissens treten muß, stehen ihr wenigstens so viele Beobachtungen und Erfahrungen zur Seite, daß ihr die Wahrscheinlichkeit nicht ganz abgesprochen werden kann. Aber auch abgesehen von aller Wahrheit der Theorien der Erdbildung, gewähren schon die Träume scharfsinniger Naturforscher darüber ein so mannichfaltiges Interesse, daß sich kein gebildeter Mensch dem Studium derselben abgeneigt zeigen wird. Wer möchte nicht gern erfahren, wie alles Das was ist geworden ist? Ja, steht nicht selbst das Dasein des Menschen mit dem Dasein aller übrigen Glieder der Schöpfung in der innigsten Verbindung? und sollte es auch für uns unmöglich sein, den Grund alles Werdens und Schaffens bis zu seinem Urquell zu verfolgen, lohnt es nicht schon der Mühe, dem Entwickelungsgang der Erde rückwärts nachzugehen, so weit es menschlicher Einsicht möglich ist?

Schriften, in welchen der Gegenstand, von dem es sich hier handelt, von verschiedenen Seiten aufgefaßt und besprochen worden ist, gibt es mehre, jedoch ist uns bis jetzt keine bekannt geworden, in der die Resultate der darüber vorhandenen Untersuchungen so zweckmäßig zusammengestellt und zu einem Ganzen vereinigt worden wären als die oben genannte von Burmeister, über welche wir hier Bericht zu erstatten haben. Sie macht, wie der Verf. in der Vorrede sagt, keine Ansprüche auf wissenschaftliche Bedeutung, sondern sie will vielmehr wissenschaftliche Resultate einem größern Kreise zugänglich machen und seinen Blicken das zweite Feld der modernen Wissenschaft in einigen bezeichnenden Umrissen übersichtlich vorführen, und es ist kein Zweifel, daß sie diesen Zweck erreichen werde. Die wenn auch nur theilweise Enthüllung des großen Räthsels, von dem es sich hier handelt, hat so viel Anziehendes und der menschliche Geist läßt sich durch die Erzählung von einem ehemaligen traumartigen Zustand des Erdenlebens so gern zu eigenen Träumen hinreißen, daß, auch ohne unsere Empfehlung, dem Buche eine weitere Verbreitung unter dem lesenden Publicum nicht fehlen wird. Zwar läßt sich nur für diejenigen Leser desselben ein vollkommener Genuß versprechen, die auf den verschiedenen naturwissenschaftlichen Feldern, der Mineralogie, Geognosie, Botanik, Zoologie u. s. w. keine Fremdlinge sind, indem die wissenschaftliche Deduction des Verf. in ihnen ihre Basis hat, der Verf. aber nicht weiter in diese Gebiete hinüberschweifen konnte als er gethan, ohne sich in bändrstarke Untersuchungen zu verlieren; allein auch für die weniger unterrichteten Leser stellen sich doch die Resultate klar und deutlich heraus, sodaß, wenn sie nur einige geistige Anstrengung nicht scheuen, sie dem Verf. auf seinem Wege leicht werden folgen können. Mögen auch Einige über die Kühnheit mancher Hypothesen bedenklich den Kopf schütteln, so wird ihnen doch von der andern Seite die harmonische Verknüpfung aller einzelnen Glieder zum Ganzen und die Verherrlichung des einen großen Gedankens, der der Erdschöpfung zum Grund liegt und durch alle besondern Schöpfungen als leitender Faden hindurchgeht, sie stufenweise vorbereitend und verbindend, nicht entgehen und sie werden dem großen Weltenschöpfer sowie dem nachschaffenden Geiste des Menschen ihre Bewunderung nicht versagen können.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Alles, was über die frühere Schöpfungsgeschichte ausgesagt werden kann, auf

Digitized by Google

vollkommene Gewißheit keine Ansprüche machen darf, denn die verschiedenen und wichtigsten Perioden der Erdbildung liegen zu weit von der Gegenwart ab und von Mittheilungen durch Augenzeugen kann hier nirgend die Rede sein. Es gibt hier keine Chroniken, aus denen wir schöpfen könnten, wie dies bei der Geschichte der Völker der Fall ist; das Buch, aus welchem wir uns belehren können, ist einzig und allein die Erde selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande. In ihr liegt aber glücklicherweise Stoff genug, um daraus auf ihre frühern Umwälzungen Schlüsse ziehen zu können und die aufgefundenen Residua früherer Bildungen, zusammengehalten mit gegenwärtigen Begebnissen, geben Aufschlüsse, wie man sie bei der Dunkelheit des Gegenstandes kaum erwartet hätte.

Auch der Verf. gründet seine Deutung und Darstellung früherer Epochen auf die vergleichenden Untersuchungen. Um sich dazu den Weg zu bahnen, gibt er zuvor einen kurzen Abriß der neptunistischen und vulcanistischen Ansicht von den Schöpfungshergängen, wobei er mit Recht den letztern den Vorrang zuerkennt. Es wird zwar zugestanden, daß das feuchte Element an der Gestaltung der Erdoberfläche mehr geformt und gemodelt habe als das heiße, aber die Bewegung jener Wassergewalt aus vulcanischen Ursachen abgeleitet und somit die erste Quelle und der Grund aller Revolutionen und Umgestaltungen des Erdkörpers dem Vulcanismus zugeschrieben. Ueber alle jetzt folgenden Gegenstände, namentlich über die mechanischen Wirkungen des Wassers in der Gegenwart, untersucht an den Flüssen, Seen und am Meere, über die chemischen Wirkungen der Gewässer in der Gegenwart und den Einfluß der Atmosphäre, über die Wirkungen und das Wesen des Feuers, die Qualitätszustände der Materie überhaupt, die Eigenschaften der vulcanischen Auswurfsmassen, die Eigenschaften der Vulcane und deren Ausbrüche, die Erdbeben, ihre Ursachen und Wirkungen, ihren Zusammenhang mit den Vulcanen, über die Ausbreitung der thätigen Vulcane über die Erdoberfläche, die Temperatur des Erdkörpers in der Tiefe und über sein specifisches Gewicht — müssen wir unsern Leser an die Schrift selbst verweisen, obwol sie zum Verständniß und zur Begründung der folgenden Resultate und Theorie der Erdbildung unentbehrlich sind. Wenn es aber auch ihrer zu diesem Behufe nicht bedürfte, so würde die zweckmäßige und interessante Zusammenstellung derselben schon an sich die darauf verwendete Zeit des Lesens hinreichend lohnen. Die daraus gewonnenen Resultate selbst sind folgende:

1) Der Erdball besteht auf seiner festen Oberfläche aus zweierlei Arten von Bestandtheilen; die einen, welche geschichtet sind, in unabänderlicher Reihe aufeinander folgen und Versteinerungen enthalten, sind Niederschläge aus dem Wasser; die andern, von krystallinischem oder derbem Gefüge, stets ohne constante Reihenfolge und ohne Versteinerungen, befanden sich ursprünglich in einem feurig-flüssigen Zustande.

2) Alle Gebilde der letztern Art sind von unten emporgehoben und lagen anfangs als feuriger Fluß, der erst später beim Heben erkaltete, unter den geschichteten.

3) Unter ihnen finden sich noch jetzt überall geschmolzene Massen von ähnlicher Beschaffenheit.

4) Der Kern der Erde und überhaupt das Innere in ihrer Tiefe ist metallisch, wahrscheinlich sehr stark eisenhaltig.

5) Auch diese metallischen Bestandtheile scheinen im geschmolzenen, ja vielleicht selbst im gasförmigen Zustande sich zu befinden.

Aus diesen fünf Sätzen, von denen jedoch nur der erste ein reiner, auf Beobachtungen beruhender Erfahrungssatz ist, leitet nun der Verf. seine Theorie der Erdbildung ab.

Als erste Grundursache, als uranfänglicher Zustand, der alle spätern Phasen als nothwendige Entwickelungsstufen nach sich zog, wird angenommen: „Der Erdkörper war im ersten Moment seines Daseins ein durch hohe Temperatur gebildeter Gasball, welcher durch allmälige Abkühlung von außen in die spätere Beschaffenheit langsam überging.“ Der erste und hauptsächlichste Grund, auf welchen sich diese Annahme stützt, liegt im Erdkörper selbst, dessen Temperatur noch jetzt im Innern sehr hoch steht und dessen Rindenbestandtheile alle von der Art sind, daß sie durch hohe Temperaturgrade gasförmig werden können. Ein zweiter Grund zeigt sich in den Himmelskörpern, welche unser Sonnensystem zusammensetzen und die alle in verschiedenen Dichtigkeitsgraden sich befinden. Nur zwei von ihnen, Mercur und Venus, übertreffen in dieser Beziehung die Erde; Mercur um mehr als das Dreifache, Venus nur um sieben Hunderttheile; alle andern sind aus einem weniger dichten Stoffe gewebt. Nun kennen wir aber keine andere Ursache, die Dichtigkeit der Materie zu ändern, als die Wärme, denn Zunahme derselben dehnt aus, vermindert die Dichtigkeit, und Wärmeabnahme oder Kälte zieht zusammen, verdichtet die Materie; es liegt mithin nahe, jene andern Himmelskörper für minder abgekühlt als die Erde zu halten.

Noch augenfälliger spricht für die Möglichkeit einer allmäligen Abkühlung der Erde die Beschaffenheit der Sonne, deren leuchtende und Wärme ausstrahlende Eigenschaften allgemein von einer sehr hohen Temperatur abgeleitet werden, welche auf dem Centralkörper unsers Systems herrschen soll. Dazu kommt, daß auch ihre Materie noch nicht den vierten Theil der Dichtigkeit der Erde besitzt, mithin schon deshalb als viel heißer angesehen werden kann. Bedenkt man endlich, daß die Sonne 1,560,000 mal größer ist als die Erde, so läßt es sich wol begreifen, warum dieselbe noch jetzt eine so gewaltige Temperatur besitze, während die Erde doch längst viel kühler geworden ist; denn große Massen kühlen sich langsamer ab als kleine und verbleiben daher auch länger in einer höhern Temperatur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Übersetzungen aus dem Deutschen.

Der bekannte Übersetzer einiger sehr seltenen und merkwürdigen persischen Werke über die Geschichte und Religion der Parsen, Lieutenant E. B. Eastwick, hat kürzlich auch Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ ins Englische übertragen, wobei ihm jedoch, nach seinen eigenen Worten zu urtheilen, hauptsächlich die Absicht vorgeschwebt hat, für diejenigen Engländer, welche Deutsch lernen, ein Buch zu schaffen, worin sie sich durch Rückübersetzen ins Deutsche und Vergleichung mit dem Originale in unserer Sprache vervollkommnen können; denn zu solchem Zwecke habe er es sich angelegen sein lassen so buchstäblich als möglich zu übersetzen und nicht allein den Sinn des deutschen Schriftstellers, sondern auch genau seine Worte und seine Satzbildung wiederzugeben. Diese Übersetzung hat ihm jedoch nur als eine Vorarbeitung zur Übertragung eines viel wichtigern Werkes aus dem Deutschen ins Englische dienen sollen. Er ist nämlich in diesem Augenblicke mit der englischen Bearbeitung von Bopp's „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, der griechischen und der germanischen Sprachen“ beschäftigt. Eastwick ist auch der Verfasser eines Wörterbuches des Dialekts von Sinde, welches bis jetzt als das vollständigste gilt.

Eine theologische Schrift für Frauen.

In England, dem Lande des religiösen Formenglaubens und des Sektenwesens, versucht sich auch das schöne Geschlecht öfters in der theologischen Literatur; so ist unlängst von einer Mrs. H. Smith erschienen: „The female disciple; or, the first three centuries of the christian Era: her trials and her missions.“ Dies Werkchen soll dem weiblichen Geschlecht, für das es vorzugsweise bestimmt ist, die Segnungen des Christenthums für dasselbe durch die Verbesserungen seiner gesellschaftlichen Stellung und die Aussicht, welche jenes für noch weitere Emancipation gewährt, darthun. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 269. —— 26. September 1845.

Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eſchenbach. Überſetzt und erläutert von K. Simrock. Zwei Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 268.)

Die letzten Abſchnitte handeln vom jüngern „Titurel", und beziehen ſich ſomit nicht unmittelbar auf die Gegenſtände dieſer Überſetzung. Das wichtigſte iſt die ſchon oben von uns erwähnte Beweisführung, daß der Verfaſſer dieſes „Titurel" die Quelle Wolfram's, den Kyot, nicht vor ſich gehabt.

Zuletzt rechtfertigt ſich der Überſetzer, daß er Wolfram's Gedichte nicht in eine moderne Form umgegoſſen, vielmehr mit Beibehaltung des Versmaßes Zeile für Zeile in unſerer Sprache ſo gegeben habe, wie er ſie in der ſeinigen fand, ohne daß er ſich verbirgt, wie viel er wage, indem er Werke des 13. Jahrhunderts in ihrer urſprünglichen Geſtalt dem 19. biete. Daß dieſes Wagniß glücklich durchgeführt worden, haben dem Leſer vielleicht ſchon die unſerer Anzeige eingeſtreuten Stellen bewieſen, die wir zur Vergleichung bisher ſowol im Urtext als in Hrn. Simrock's Überſetzung mitgetheilt haben. Indeſſen dürfte noch eine bedeutendere Probe vorzulegen ſein. Des Schönen, das in dieſer einfachen Manier ſich beſonders reizend hervorhebt, iſt ſo viel, daß uns die Wahl ſchwer wird.

Die zwei erſten Abſchnitte von den 16 des Werks: „Belakane" und „Herzeleide" (die Abſchnitte ſind von Wolfram ſelbſt angedeutet, die Überſchriften rühren zu Unterſtützung des Gedächtniſſes vom Überſetzer her), bilden, Gahmuret's Geſchichte enthaltend, die Vorſäle der großen Gedichtshalle. Niemand ſchmückt aber Vorzimmer mit den ſchönſten Geräthen und Bildern, und ſo dürfen die Leſer ſich nicht wundern, daß ſie, wie bei vielen andern Epopöen, ſich im Anfang durch einige Leerheit ermüdet fühlen.

Mit dem dritten Abſchnitt: „Gurnemans", wird die Aventüre ſchon reicher, wie denn der Dichter kurz zuvor (112, 9 fg.) ſagt:

Hier beginnt der Aventüre Spiel:
Wir ſtehen an ihres Anfangs Ziel.

Der Text zeigt übrigens ſchon an dieſen zwei Zeilen, wie viel eine Überſetzung von ſeiner Originalität aufopfern muß, denn, obgleich wörtlich übertragen, lauten die Worte doch bei Wolfram noch viel charakteriſtiſcher:

hiest der âventiur wurf gespilt,
und ir begin ist gezilt.

Ganz wörtlich:

Hier iſt der Aventüre Wurf geſpielt,
Und ihr Beginn iſt gezielt.

Wer aber den Wolfram ſo überſetzen wollte, der müßte freilich die Übertragung auch mit einem fortlaufenden erklärenden Commentar begleiten.

Die Erziehung Parzival's durch Herzeleide, ſeine Frage nach Gott, ſein Abenteuer mit Jeſchuten nehmen ſich auch in der Überſetzung ſehr naiv, ſeine Begegnung Siguners ſehr rührend aus. Die Scene wie der dumme Parzival Ithern nicht auskleiden kann, ſein Erſcheinen an Artus' Hofe, Kunneware's Lachen, Antanor's Reden, Keie's Züchtigung — dieſe drei Dinge, die ſo entſcheidend für die Handlung des Gedichts werden —, endlich der weiſe Lehrmeiſter höfiſcher Sitte Gurnemans, in alle Dem iſt die Grundfarbe des Originals wohlerhalten, nur ſelten verurſacht moderner Ton einen Mislaut, wie 144, 21:

Er hatte Kurtoiſie nicht los,
Das iſt der Umgereiſten (l. Ungereiſten) Loos.

Nach Wolfram:

er kunde kurtôsie niht
als ungevarnem man geschiht.

Für Süddeutſche, deren Sprache der Sprache des Originals überhaupt noch ſo nahe ſteht, hätte, ohne Gefahr des Misverſtändniſſes, hier ganz wörtlich überſetzt werden können:

Er kannte Kurtoiſie nicht,
Wie ungefahr'nem Mann geſchicht.

Im vierten Abſchnitte: „Kondwiramur", fällt uns zum erſten Mal Wolfram's Phantaſiearmuth in Schönheitsſchilderungen auf. Wie ganz anders würde ein Gottfried von Strasburg das ſchönſte Weib Kondwiramur, Parzival's Geliebte und Frau, geſchildert haben, als Wolfram es (187, 12 fg.) thut. Er verſichert zwar, daß ſie der beiden Iſolden Lob mit Gewalt überſchienen habe, und ſagt:

Ja, man muß den Preis beſcheiden
Ihr allein, Kondwiramor:
Die trug den wahren beau corps;
Das heißt im Deutſchen: ſchöner Leib.

Digitized by Google

Wenn man mit diesen hölzernen Worten (und es findet keine Abschwächung durch die Übersetzung statt) die Schilderung Isoldens und ihrer Mutter, „der Sonne und ihres Morgenroths" bei Gottfried von Strasburg („Tristan" 10,888—11,026) vergleicht, so kann man den bekannten Tadel Gottfried's begreifen, der dem Nebenbuhler vorwirft, er gebe Schatten mit dem Ast statt mit dem Lindenblatte. Zwar stichelt Wolfram wiederholt auf die übertriebenen Kleiderschilderungen Gottfried's; aber er selbst vergißt, aus künstlerischer Angst vor dem Übermaß, sogar den Kopf seiner Schönheiten, nicht nur den Leib, zu schildern. Wenn er hierin offenbar eine Schwäche seiner Phantasie zeigt, so ist er desto herrlicher in Schilderung von Handlungen und Scenen, was dieser und die folgenden Abschnitte zur Genüge darthun. Hier und da überraschen uns aber auch kurze köstliche Bilder, wie 188, 10 fg., wo es, eben von Kondwiramur, heißt:

Wie erquickt von süßem Thau
Die Rose aus der zarten Hülle
Hebt des Schimmers frische Fülle,
Der zumal ist roth und weiß —

Oder, wie es in der noch viel kindlich zärtern mittelhochdeutschen Sprache des Originals heißt:

als von dem süezen touwe
diu rose ûz ir baelgelîn
bleket niwen werden schîn,
der beidiu wîz ist unde rôt.

Im fünften Abschnitt, der uns bei Anfortas und dem Gral einführt, ist uns in der Übersetzung wieder ein modernes Wort unangenehm aufgefallen (258, 25):

Sie ritt in solcher Traurigkeit,
Die Thränen netzten ihre Brüste
Anmuthig wie an einer Büste.

Im Original:

al weinde diu frouwe reit,
daz si begôz ir brüstelîn,
als si gedraet solden sîn.

Wörtlich: „All weinende die Fraue ritt, sodaß sie ihre Brüstelein begoß, die (so schmuck) wie gedreht waren."

Im sechsten Abschnitt: „Artus", hebt sich Keie's Ehrenrettung (296, 13 fg.), aber auch die Thersitesrolle, die er (297) spielt, ferner Parzival's Bild, der als ein blühender Engel ohne Flügel geschildert wird, Parzival's ganze Handlungsweise, Kunneware's zarte durchscheinende Liebe zu ihm, auch in der Übersetzung sehr schön hervor. Dagegen ist die für das Epos entscheidende Verzweiflung Parzival's an Gott (332, 1—8), auch bei Wolfram selbst nicht sonderlich hervorspringend.

Der siebente Abschnitt: „Obilot", mit der himmlischen Schilderung des Kindes, ist vortrefflich, auch dem Übersetzer, gelungen.

Im achten Abschnitte frappirt wieder Antikoniens schwache Schilderung (403, 404), und der Stoßseufzer Wolfram's:

O weh, daß uns so früh verstarb
Von Veldeck der weise Mann.
Wer ist nun, der sie loben kann?

nimmt sich wirklich komisch genug aus.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner von Hermann Burmeister.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

Ähnliche, die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansicht beglaubigende Thatsachen liefert die Beschaffenheit fast aller Planeten unsers Sonnensystems, so weit wir ihre Eigenschaften kennen. Während die beiden untern, der Sonne nähern Planeten dichter sind als die Erde, besitzen dagegen die sämmtlichen obern, so weit wir sie kennen, eine geringere Dichtigkeit; alle scheinen zugleich von einer viel dichtern, consistentern Atmosphäre umgeben zu sein, und noch gar nicht ihre Bildungsepochen so weit wie die Erde und die untern Planeten durchlaufen zu haben. Offenbar zeigt aber die stets wahrnehmbare Eigenschaft aller Planeten, daß die Dichtigkeitsgrade des Körpers zur Dichtigkeit seiner Atmosphäre im umgekehrten Verhältnisse stehen, auf eine gleichartige Ursache für alle hin, und da müssen wir denn immer wieder auf verschiedene Temperaturen als die einzigen Agenten der Dichtigkeit zurückkommen. Da ferner an den untern Planeten die Atmosphäre dünner, der Körper dichter ist als an der Erde, so sind sie bereits stärker abgekühlt; und aus dem umgekehrten Verhältnisse beider zu den Bestandtheilen der Erde folgt, daß die obern Planeten alle sich noch nicht so sehr abgekühlt haben, also gewiß in ihrer Entwickelung gegen die Erde zurück sind.

Auch die Kometen dienen zur Bestätigung der aufgestellten Hypothese. Sie sind noch viel mehr in ihrer Entwickelung zurück als die obern Planeten und stellen in ihren verschiedenen Daseinsweisen alle Phasen vor, welche der Erdkörper im Laufe von vielen Jahrtausenden ebenfalls einst besaß.

Wenn dieser bei seinem ersten Entstehen als räumlich individualisirte Masse noch eine Temperatur besaß, die alle gegenwärtig in fester Gestalt an ihm vorhandene Materie in Dunst verwandelte, so bildete er damals einen ungeheuern Gasball mit dem ersten Beginn eines festern Kerns. Geraume Zeit mag dieser Körper zu seiner Vergrößerung gebraucht haben, ehe er eine Dimension erlangte, wie sie zur Attraction aller irdischen Materie in seinen Dunstkreis nöthig ist; bedenkt man indeß, daß die Metalle die schwersten Substanzen der Erde sind und daß alle Anziehung auf der Schwere beruht, oder vielmehr die größere Schwere Resultat einer stärkern Anziehung ist, so läßt es sich leicht einsehen, warum der erst gebildete metallische Kern fort und fort neue Metallschichten an sich heranziehen und alle metallischen Bestandtheile der tellurischen Kugelzone, die nicht durch chemische Affinitäten oder andere physikalische Kräfte zurückgehalten wurden, mit sich vereinigen mußte. Denn außer der größern oder geringern Schwere der Stoffe in jener Kugelzone konnten es blos chemische Affinitäten sein, die in ihr wirksam waren.

Vor Allem war der Sauerstoff in überwiegend größter Quantität vorhanden, denn er bildet noch jetzt 20 Procent der atmosphärischen Luft, 11 Procent des Wassers, die Hälfte der Kieselerde, überhaupt fast ein Drittel der festen Erdrinde, so weit wir ihre Bestandtheile genau kennen. Derselbe Stoff hat zugleich die allergrößte Neigung, mit gewissen Metallen Verbindungen einzugehen und sich mit ihnen zu neuen Substanzen zu vereinen. Es konnte daher unmöglich eine Berührung beider Stoffe ohne Verbindung stattfinden, und da diese Metalle sämmtlich leichtere Körper sind als die edeln Metalle, so verbanden sie sich ohne Zweifel schon in den peripherischen Räumen des Gasballs mit dem Sauerstoff. So entstanden zuerst die Alkalien und alkalischen Erden als Verbindungen von Sauerstoff mit Metallen (Metalloiden), namentlich Kali, Natron, Kalkerde, Thonerde, Talkerde, Kieselerde und alle andern erdigen Materien, welche in kleinern Quantitäten als die genannten constituirende Bestandtheile des Erdkörpers ausmachen. Sie konnten ihres geringen Flüssigkeitsvermögens und der dazu nöthigen hohen Temperaturen wegen nicht in den peripherischen

Digitized by Google

Räumen des Erdballs gasförmig bleiben, wurden daher fest und senkten sich gegen den Kern zu Boden, hier wol durch seine gesteigerte Temperatur in flüssiger Qualität fortwährend erhalten. Aber auch andere chemische Producte gestalteten sich im Gasball, und namentlich bewirkten wol diejenigen Metalle neue Verbindungen, welche weniger gern mit dem Sauerstoff als mit dem Schwefel sich mischen. Zu solchen Schwefelverbindungen oder Sulphureten sind besonders Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Nickel, Spießglanz, Arsenik und Molybdän geneigt; größtentheils Stoffe, die schon bei mäßig hohen Temperaturen flüssig oder gar flüchtig werden, zugleich aber auch eine bedeutende Schwere besitzen, mithin vom festen Erdkern stärker angezogen werden als die oxydirten erdigen Materien. Ihrem jetzigen Lagerungsverhältnisse nach scheinen übrigens diese Schwefelverbindungen eher entstanden zu sein als die Erden, denn wir treffen sie vorzugsweise in den Gangspalten an, welche die ältesten Gebirge durchsetzen, da aber die in den Gängen enthaltenen Erze blos von unten her in dieselben eingedrungen sein können, so müssen sie natürlicherweise tiefer liegen als die Gesteine, deren Gangspalten sie erfüllen. Man darf daher mit einiger Sicherheit gleich nach Entstehung des festen Kerns die Bildung jener Schwefelmetalle voraussetzen und erst auf diese die später gebildeten Erden sich niederschlagen lassen.

Höchst wahrscheinlich gab es für die meisten Erden gar keinen gasförmigen, sondern blos einen flüssigen Urzustand, insofern sie wol gleich bei ihrem ersten Entstehen durch Oxydation der metallischen Dämpfe eine solche Form annahmen. Während dessen hatten sie Zeit, sich wieder miteinander je nach ihrer chemischen Affinität zu verbinden und die mächtigen Massen krystallischer Gesteine zu bilden, welche heutigen Tages nur noch an den höchsten Spitzen der Gebirge oder als vulcanische Eruptionsstoffe über die geschichtete Erdrinde hervorragen. In allen diesen krystallischen Substanzen spielt die Kieselerde als Bestandtheil die Hauptrolle, sie bildet mit den Erden kieselsaure Salze oder Silicate, mit denen sich immer eine wirkliche Erde, oft sogar mehre und dann auch wol neben ihnen ein Alkali findet, sodaß die meisten Silicate aus zwei, drei oder noch mehr Stoffen bestehen. Sie mischen sich dann zu den mächtigen krystallinischen Massen, welche die untersten Lagen der erdigen Rindenbestandtheile unsers Planeten, Granit, Syenit u. s. w. auszumachen scheinen und durch vulcanische Kräfte gehoben nur stellenweise die Oberfläche berühren. Unmittelbar an diese krystallinischen Gesteine schließen sich die ersten, mechanisch abgesetzten schieferigen oder derben Erdlagen, der Thonschiefer, der Übergangskalk und die Grauwacke. Sie liefern zugleich durch die in ihnen eingeschlossenen organischen Reste den sichersten Beweis, daß zur Zeit ihrer Bildung der Erdkörper im Wesentlichen alle heutigen Eigenschaften besaß, und daß zwischen den peripherischen Gasräumen und der festen Erdrinde sich Wasserschichten abgesetzt hatten, in denen das erste organische Leben sich gestaltete. Aus der nahen Übereinstimmung dieser Organismen mit heutigen Formen schließen wir aber auf die Erkaltung des Erdballs bis unter + 80° R., einestheils weil bei höhern Temperaturen über + 80° das Wasser nicht tropfbar ist, wenigstens nicht unter dem Drucke einer Atmosphäre wie die jetzige. Eine solche müssen wir aber schon damals annehmen, weil nur in ihr Thiere und Pflanzen gedeihen und Beimengungen anderer Stoffe das organische Leben beeinträchtigen, wenn nicht gar zerstören würden. Dasselbe gilt auch vom Wasser. Es konnte wol durch mechanische in ihm unlösliche Beimengungen getrübt sein; aber nicht leicht konnte es heftig auf den Organismus wirkende Stoffe, als kräftige Säuren oder scharfe Salze in größern Quantitäten aufgelöst enthalten, weil es in diesem Falle mindestens für Thiere unbewohnbar gewesen wäre.

Daß die Bildung der krystallinischen Massen eine geraume Zeit erfoderte, davon überzeugt uns nicht sowol die ungeheure Quantität derselben, sondern auch das zu ihrem Festwerden nöthige Sinken der Temperatur vom Schmelzpunkte des Eisens etwa (+ 6346 Cels. oder + 5076 R.) bis zu der Siedhitze des Wassers (+ 100 Cels. oder + 80 R.). Gewiß bleibt es wol, daß die ersten oxydirten Erden nur an einzelnen Stellen entstanden und wegen ihrer geringern Schwere auf der Oberfläche der glühenden flüssigen Metalle schwammen. Diese Erden wurden, auch wenn sie nicht flüssig waren, durch die Rotation des Erdkerns ebenso gut wie seine flüssige Metallsubstanz gegen den Äquator hingetrieben und bildeten hier zuerst einen Gürtel, in dem, sowie er entstand, die chemischen Affinitäten der Erden sich geltend machten und binäre Verbindungen derselben unter Anleitung der Kieselerde bewirkten. In dem Maße wie dieser Gürtel breiter wurde, wurde er zugleich, wenigstens unter dem Äquator, dicker: Eigenschaften, die eine schnellere Erkaltung der peripherischen Gasräume möglich machten, weil die Silicate viel schlechtere Wärmeleiter sind als die Metalle, mithin die von dem glühenden Kern annoch ausstrahlende Hitze nur langsam durch sich hindurchließen, vielmehr größtentheils selbst zu ihrem Beharren in flüssiger oder zäher Form absorbirten. Daher erkaltete die krystallinische Rinde zwar nur sehr langsam, allein auch ungleich, nämlich in ihren peripherischen Theilen schneller, weil bis zu diesen äußern Schichten immer weniger und weniger Wärme durchdrang. Offenbar wurden also die äußern Lagen zuerst zähe, breiartig und später sogar fest, während die untersten noch die flüssige Form behielten und geschmolzen blieben. Über diesen großen krystallinischen Gürtel der Silicate standen die bei seiner Oberflächentemperatur annoch gasförmig bleibenden Stoffe, namentlich wol als Substrat der ganzen Mischung, die Bestandtheile der heutigen Atmosphäre, worin große Quantitäten von Wasserdampf, Kohlensäure, Salzsäure, Salpetersäure, Schwefelsäure verbreitet sein mochten. Außer andern Verbindungen entstand auch die zwischen Sauerstoff und Kohlenstoff. Die daraus entstandene Kohlensäure war aber eben nicht geneigt zur tropfbaren oder gar festen Form, da sie bekanntlich bei der gewöhnlichen Temperatur und dem heutigen Luftdruck noch flüchtig bleibt, also gleich bei ihrer Entstehung das größte Bestreben, gasförmig zu bleiben, haben mußte. Dieses Bestreben konnte nur durch einen starken Druck und eine sehr entschiedene chemische Affinität überwunden werden, und dazu mag unter dem Druck des von Wasserdämpfen überall durchdrungenen Gasraums sich die Kalkerde der Kohlensäure darbieten. Sie bildete höchst wahrscheinlich zugleich mit den Silicaten einen Rindenbestandtheil vor Entstehung der wässerigen Niederschläge, ohne mit jenen sich zu verbinden, weil sie schon mit der Kohlensäure, als die Temperatur noch hoch über der Glühhitze stand, sich verbunden hatte, und wurde als solche später vom Wasser theils aufgelöst, theils mechanisch abgespült, bis große Katastrophen den Absatz dieser Massen nach und nach bewirkten. Unter ähnlichen Umständen entstanden die Verbindungen mit Schwefelsäure zu Gyps, mit Flußsäure zu Flußspath, mit Phosphorsäure zu Apatit und mit andern Säuren.

Auf solche Weise gebildet mochten bedeutende Schichten gesäuerter Erden, wenn auch nicht überall, doch stellenweise zwischen und neben den krystallinischen Silicaten sich ansetzend und bis zum Tropfbarwerden des Wassers sich behaupten. Als aber die Temperatur der äußern Rindenlagen bis auf + 80° R. gefallen war, ging der Wasserdampf in flüssiges Wasser über und bildete ein Urmeer, in dem alle im Wasser löslichen Stoffe sich schneller oder langsamer, wie es ihre Eigenschaften zugeben, lösten, während es zugleich die noch über ihm stehenden Gase in sich aufnahm, sobald Temperatur und Druck ihre Verflüssigung gestatteten. Dadurch reinigte sich, so weit es möglich war, die Atmosphäre; Stickstoff und Sauerstoff blieben übrig, sich in ihr zu mischen, der Wasserstoff dagegen ging ganz und gar eine chemische Verbindung mit dem Sauerstoff zu Wasser ein. Das entstandene Wasser blieb aber dunstförmig, bis später eine niedrigere Temperatur eintrat, mischte sich in seinem gasförmigen Zustande mit den übrigen elastischen Materien

Digitized by Google

des Gasraums und besonders mit der Kohlensäure, die nicht blos zur Sättigung des Kalks hinreichte, sondern in bedeutender Menge übrig bleiben mußte, um später den organischen Materien als Bestandtheil dienen zu können. Denn alle Vegetabilien bestehen vorzugsweise aus Kohlenstoff, welcher in die Pflanze nur unter der Form von Kohlensäure eingeht und deshalb für sie als solche vorräthig sein mußte. Heutiges Tags ist diese Kohlensäure sowol in der Atmosphäre als auch im Wasser vorhanden, war es daher gewiß noch weit mehr zu einer Zeit, wo es noch keine Pflanzen gab, ein Zeitraum, der ohne allen Zweifel vor der Entstehung des Wassers in tropfbarer Form nicht beendet sein konnte. Nehmen wir aber an, daß das erste Wasser von dem heutigen durch Gehalt an freien Säuren und aufgelösten Salzen verschieden war, so konnte organisches Leben erst nach Ausscheidung dieser Stoffe eintreten, mithin viel später als die Entstehung des tropfbaren Wassers beginnen.

Manche Gründe sprechen für die Zulässigkeit und Nothwendigkeit der zuletzt gemachten Annahmen, besonders wenn wir die ersten geschichteten, mechanisch abgesetzten Lagen für Producte der Verwitterungen und Zerstörungen überhaupt ansehen, die von den elastisch-flüssigen Bestandtheilen des Gasgürtels auf die ersten krystallinischen Gesteine ausgeübt wurden. Von solchen Verwitterungen sind namentlich die ältesten Schichten des Erdballs, der Thonschiefer, die Grauwacke und der Übergangskalk abzuleiten. Diese Zersetzungen hörten auf, sobald alle freien, der Atmosphäre und dem Wasser zugänglichen Oberflächen der krystallinischen Gesteine mit den neu gebildeten Niederschlägen und chemischen Verbindungen bedeckt waren, womit die Entwickelung des Erdkörpers in dieser Weise ihr Ziel gefunden hatte; das Meer klärte sich durch seine Niederschläge ab, reinigte sich dabei wie die Atmosphäre von allen fremden Beimischungen, und das erste organische Leben entstand, spärlich den organischen Raum mit wenigen, aber desto merkwürdigern Formen bevölkernd. Indessen dieser Zustand der Ausgleichung und Ruhe dauerte nicht lange; Revolutionen, die dem Leben der Organismen verderblich wurden, Erhebungen der in den stockenden geschmolzenen, von eingemengten Gasen getriebenen Massen, Ausströmungen von den Organismen schädlichen und von dem Meere absorbirten Gasen traten ein, bewirkten ihren Untergang und begruben ihre Leiber in den annoch weichen, durch großartige Erschütterungen und Meeresbewegungen wieder aufgerührten Schichten.

Dieselben Processe wiederholten sich auch bei allen folgenden Erdumwälzungen. Das entstandene Land bevölkerte sich wieder mit organischen Wesen, das Meer erzeugte seine alten Bewohner, wenn auch oft in veränderter Weise, und der Friede herrschte neben der Ruhe so lange fort, bis eine neue Eruption eine neue Umwälzungsperiode veranlaßte. Sie tödtete und begrub das Vorhandene wieder, so weit ihre Wirkungen sich erstreckten, und bereitete zugleich neuen, vollkommenern Wesen einen bessern, wenigstens ausgedehntern Boden.

Nachdem der Verf. auf diese Weise die Entstehung und Bildung des Erdkörpers gleichsam aus seinem ersten Keime verfolgt hat, sucht er die Wahrheit seiner Hypothese an den Erscheinungen selbst, namentlich an den Lagerungsarten der geschichteten Erdlagen für sich allein wie im Verhältniß zu den krystallinischen Gesteinen nachzuweisen.

Die einzelnen aufeinander folgenden Perioden der Schöpfung lassen sich, ihm zufolge, nicht strenge scheiden, der Entwickelungsgang sich nicht nach Jahrtausenden übersichtlich messen, und die Gegenwart mit ihrem historischen Alter, wollen wir selbst der jüdischen Ära folgen, ist immer nur als ein Minimum jenes Zeitraums zu betrachten, auf den die nachweisbaren Umänderungen der Erdoberfläche hindeuten. Erst das Auftreten der organischen Welt gibt einen wichtigen und bedeutungsvollen Markstein zwischen der mythischen und geschichtlichen Vorzeit ab. Alles, was über diesen Zeitpunkt hinausreicht, beruht auf Hypothesen, Muthmaßungen und nicht zu begründenden Theorien. Die erste mythische Periode umfaßt die ganze Zeit vor der Entstehung der Erde aus der chaotischen Mischung des Weltalls bis zur Bildung des organischen Lebens auf ihrer Oberfläche und dehnt sich mithin über einen Zeitraum aus, der allein schon viel größer sein muß wie der spätere von der Entstehung der ersten Menschen bis zur Gegenwart reichende, auf welchen die Mythen das Alter der Erde zu beschränken pflegen. Organisches Leben entstand erst, als die Erde ihrer heutigen Beschaffenheit nahe gekommen war und bereits alle die wesentlichen Eigenthümlichkeiten besaß, welche ihren dermaligen Charakter als Himmelskörper bestimmen.

Mit diesem Zeitpunkt beginnt die zweite große Periode der Schöpfung, bei deren Eintritt wir unsere Erde in ihren wesentlichsten materiellen Verhältnissen vollendet finden: sie hatte eine klarere Atmosphäre, durch welche die Sonne mit ihren belebenden und erquickenden Strahlen sich verbreiten konnte; sie hatte einen Ocean, den Organismen bevölkerten, deren Eigenthümlichkeit von den heutigen in keinem Hauptcharakter wesentlich verschieden war; sie hatte auch schon hervorragende Inseln mit Bergzügen, und Thäler, auf denen eine der heutigen Pflanzenwelt zwischen den Tropen ähnliche Vegetation wucherte; aber sie hatte keine luftathmenden Thiere, keine Spinnen, Insekten, keine Vögel, keine Säugethiere und noch viel weniger Menschen. Eine solche Organisation hat sie nicht blos nach allen spätern Umwälzungsepochen aufs neue gebildet, sondern auch in immer edlern Formen wieder erzeugt, zugleich aber erst nach und nach jene Differenz der Zonen entwickelt, welche die Gegenwart selbst von den allerjüngsten Epochen, die ihr vorangingen, so merkwürdig unterscheidet. Die Abnahme der Temperatur auf der Oberfläche der Erde, wenigstens in den gemäßigten und kalten Zonen, wo sie seit der letzten großen Umwälzung sicher eingetreten ist, läßt sich aus dem fortschreitenden Erkaltungsproceß nach Entstehung der Organisation ableiten. Dieser Erkaltungsproceß schritt in der zweiten großen Schöpfungsperiode langsam fort, weil durch die heftigen und großartigen Durchbrüche von unten dem Erdkörper ein nicht unbedeutender Theil seiner Hitze entzogen wurde; dieser erhielt aber durch diese Hitze, so lange ihre Ausstrahlung in die Atmosphäre fortdauerte, den tropischen Charakter und die allgemeine gleichmäßige Temperatur auf der ganzen bewohnten Oberfläche. Dieses Verhältniß hörte auf, sobald die letzten großartigsten Durchbrüche erfolgt und ihre Wärmemengen durch Erkaltung in dem Weltraum verloren gegangen waren, und nun stellte sich nach und nach jenes Mittel der Ausstrahlung von unten und Bestrahlung durch die Sonne von außen ein, welche die Gegenwart von jener zweiten Periode der Erdbildung unterscheidet.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Deutsche Bescheidenheit.

Im J. 1749 erschien in dritter Auflage „Georg Christian Gebauer's, D. Königl. Großbritann. und Churfl. Braunschweig-Lüneburg. Geheimen Justiz-Raths und ersten Lehrers der Rechte auf der Georg-Augustus-Universität, Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten". Das fleißige und für jene Zeit geschickt angelegte Buch behandelt in zwölf Capiteln die verschiedenen europäischen Staaten: Portugal und Moskau fehlen ebenso wenig als Polen und die Schweiz, auch Dänemark erhält sein besonderes Capitel; nur einen Staat hat der Professor auf einer deutschen Universität nicht zu den „vornehmsten europäischen Reichen und Staaten" gerechnet, das ist Deutschland oder, nach dem Sprachgebrauche von 1749, das „heilige römisch-deutsche Reich". In einer gedruckten Geschichte wäre so etwas wol heutzutage nicht mehr möglich; aber in der lebendigen, geschehenden Geschichte? 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 270. — 27. September 1845.

Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersetzt und erläutert von K. Simrock. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Merkwürdig ist im neunten von uns oben schon mehrfach berücksichtigten Abschnitte: „Trevrezent", die schwierige Stelle (489, 1 fg.), die als Hauptprobe im Original, und zur Vergleichung in Simrock's und San-Marte's Übertragung hier stehen mag. Trevrezent tröstet seinen Neffen Parzival, der den Gral dahintengelassen. Nach Wolfram:

Doch wil ich râtes niht verzagn.
dune solt och niht ze sere klagn.
du solt in rehten mâzen
klagen und klagen lâzen.
diu menscheit hât wilden art.
etswâ wil jugent an witze vart:
wil dennez alter tumpheit üeben
unde lûter site trüeben,
dâ von wirt daz wize sal
und diu grüene tugent val,
dâ von bekliben möhte
daz der werdekeit töhte.
möht ich dirz wol begrüenen
unt din herze alsô erküenen
daz du den pûs bejagtes
unt an got niht verzagtes,
so gestüende noch din linge
an sô werdecltchem dinge,
daz wol ergetzet hieze.
got selbe dich niht lieze.

Nach Simrock:

Doch will ich Rath dir nicht versagen:
Auch zu tiefes Leid sollst du nicht tragen.
Du sollst in rechten Maßen
Klagen und Klage lassen.
In der Menschheit ist ein wilder Zug!
Oft wird zu früh die Jugend klug;
Will dann das Alter Thorheit üben
Und seine laut're Sitte trüben,
So wird das Weiße schwarz zumal,
Wird die grüne Jugend fahl,
Und weder hier noch dort gedeiht
Rechter Sinn und Würdigkeit.
Könnt' ich dich noch ergrünen
Und das Herz dir so erkühnen,
Daß du den Preis erjagtest
An Gott nicht mehr verzagtest,
So möcht' es dir gelingen
Solche Würde zu erschwingen,
Daß es Ersatz wohl hieße.
Gott selbst dich nicht verließe.

Nach San-Marte:

Doch rathen will ich's, wie ich's weiß.
Gib dich nicht der Verzweiflung preis.
Die Menschheit ist seltsamer Art;
Oft will die Jugend Weisheit üben,
Indem sie sich mit Einfalt paart.
Dann muß sie laut're Sitte trüben,
Das Reine wird besudelt ganz,
Es welkt der Tugend grüner Kranz,
Und was der Würdigkeit gebührt,
Wird zum Verderben hingeführt.
Könnt' deine Freud' ich neu begrünen,
Dein zagend Herz ich so erkühnen,
Daß diesen Preis du dir gewönnst,
Daß Gott du wieder glauben könntst:
Ja dann, o, wär' es junger Held,
Mit deiner Sache wohl bestellt,
Sodaß sie Trost dir noch verhieße.
Gott selbst dich dann auch nicht verließe!

Hier sind die dunkeln Worte V. 5—12 von Simrock unsicher übersetzt, von San-Marte so ziemlich verwischt. Unrecht hat gewiß der Erstere, wenn er V. 10 für „Tugend" abermals „Jugend" substituirt, was San-Marte nicht gethan hat. Dem Ref. scheint, mit verbesserter Interpunktion, der Sinn der Stelle dieser zu sein: „Hier und dort wagt sich Jugend auf Witzes Fährte. Will denn auch das Alter Thorheit üben, und laut're Sitte trüben, davon wird das Weiße unrein und die grüne Tugend fahl, von welcher doch etwas Wurzel schlagen könnte, das der Würdigkeit taugte." Das heißt aber im Zusammenhange: „Verzage nicht, mein lieber Parzival! Ich will nicht, nach der wilden Art der Menschheit, dich vollends zertreten. Ich weiß wohl, die Jugend handelt oft vorlaut; wenn aber darum auch das Alter Thorheit üben und an der Jugend auslassen zu dürfen glaubt; ein Betragen, wodurch das Reine beschmutzt und die grüne Tugend, aus der sonst noch etwas Würdiges entsprießen könnte, welk wird" — „nun (dies sagen die folgenden Worte) so will ich es doch nicht so machen, will dir vielmehr Muth einflößen, ob du nicht doch noch den Preis erringen möchtest!"

In den köstlichen Abschnitten vom zehnten bis zum vierzehnten: „Orgeluse", „Arnive", „Cidegast", „Klia-

Digitized by Google

schor", „Gramoflanz", sind so viel Herrlichkeiten enthalten, daß unsere Anzeige es wohl fühlt, wie sie hier auch nicht einmal mehr andeuten und auswählen kann. Auffallend ist aber auch in ihnen, daß allen Beschreibungen möglichst ausgewichen ist (z. B. 637, 643, 700), und manche Übergänge überaus trocken historisch behandelt sind (z. B. 503, 1 fg., 728 fg.). Unwillkürlich drängt sich uns bei solchen Mängeln der Gedanke auf, wie viel sicherer und vollkommener doch der Volksgeist in den alten deutschen Heldenepopöen gedichtet als selbst diese großen Kunstdichter!

In der Übersetzung dieser Abschnitte sind uns nur aufgefallen (592, 9): „Der Vogel und das Säugethier" (Wolfram: ez si vogel oder tier); und die Druckfehler (621, 4) „Herr" statt „Heer" und (647, 4) „Rittern" statt „Ritter".

Der funfzehnte Abschnitt: „Feirefiz", glänzt durch die Erkennungsscene der Brüder.

Der sechzehnte Abschnitt: „Loherangrin", ist ein schönes Supplement; nur die arme Sekundille ist sehr obenhin und kalt behandelt, die Taufe des Heiden Feirefiz bewies schon für sich allein, daß auch der „Parzival" kein anderes Evangelium kennt als die Minne (818, 6 fg.), und das merkwürdige Symbolum des christlichen Glaubens (817, 11—30) predigt nur das Mysterium der Menschwerdung, nicht das der Erlösung.

Die Fragmente des „Titurel", das Herrlichste, nach Bewältigung der Form und des Gehaltes Vollendetste, was Wolfram geschaffen, sind auch mit besonderer Sorgfalt und einem gewissen Flusse der Begeisterung übersetzt; ganz vortrefflich die immer darin wiederkehrenden Dithyramben auf die Minne (I, V. 49—51, 63—71, 77, 78, 84—87, 89—91, 94—97), und das unbeschreiblich schöne Zwiegespräch zwischen Sigune und Herzeliede (V. 110—131). Ein tiefer Wort ist von keinem Dichter gesungen worden als die Zeile (I, V. 51, 5):

Minne ist allenthalben, war ze helle.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.

72.

Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner von Hermann Burmeister.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Die dritte große Periode der Schöpfung beginnt also mit dem Eintritt der Zonenunterschiede und dem Erscheinen des Menschengeschlechts auf der Erdoberfläche; sie reicht von da bis in die gegenwärtige Zeit.

Vielfache Thatsachen machen es wahrscheinlich, daß der Übergang von der vorhergehenden Periode durch ein auffallendes plötzliches Sinken der Temperatur in der nördlichen Halbkugel eingeleitet wurde, welches durch kein rein geologisches Phänomen sich erklären läßt. Es drängt sich deshalb von selbst die Vermuthung auf, es müsse die Ursache, falls das Factum wirklich eingetreten ist, in den Stellungsverhältnissen der Erde zu andern Himmelskörpern und zunächst wol zur Sonne begründet sein. Vielleicht bietet dazu die fortschreitende, wenn auch höchst langsame Bewegung der großen Achse unserer Erdbahn gegen die Äquinoctialpunkte eine Veranlassung dar. Auf die Lage dieser Linie gegen die bezeichneten Punkte stützt sich nämlich die jedesmalige Länge der Jahreszeiten, und ihre jetzige Stellung bringt es mit sich, daß gegenwärtig Frühling und Sommer der nördlichen gemäßigten Zone zusammen um sieben Tage länger sind als Herbst und Winter; mithin am Südpol das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Das Gegenwärtige bleibt aber nicht so wie es ist; denn die Ursache desselben, die Stellung der großen Achse unserer Erdbahn, ändert sich, mithin auch die Folge davon; es wird vielmehr der Überschuß immer kleiner, bis beide Summen gleich groß sind; dann wächst die bisher kleinere, wird nach und nach die größere und nimmt, sobald sie ihr Maximum erreicht hat, wieder ab. Der Cyklus dieses Wechsels beträgt beinahe 21,000 Jahre. Wenn nun eine Periode stattfindet, so muß der reinste Gegensatz des jedesmaligen Zustandes nach 10,500 Jahren eintreten, mithin in diesem Zeitraum sich das Verhältniß der beiden langen Jahreszeiten fortwährend verkleinern, während die beiden kurzen sich vergrößern; zugleich aber müssen im Laufe der andern 10,500 Jahre die beiden ersten wieder wachsen und die beiden andern demnächst wieder schwinden. Die Beobachtungen der Astronomen haben nun gezeigt, daß der Zeitpunkt, in welchem Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel zusammen die größte Ausdehnung besaßen, in das J. 1248 fiel, als Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen die deutsche Kaiserkrone trug. Damals waren unser Frühling und Sommer zusammen acht Tage länger als unser Herbst und Winter; seit dieser Zeit aber haben beide Jahreszeiten zusammen an Länge abgenommen, Herbst und Winter sind dagegen gewachsen. Dies wird fortgehen bis zum J. 11,784 unserer Zeitrechnung, dann werden die beiden letztern ihre größte Ausdehnung erreicht haben, wie sie eine solche bereits 21,000 Jahre früher, d. h. im J. 9252 v. Chr., besaßen. Zwischen beiden Grenzen wird es aber jedesmal einen Zeitpunkt geben, in welchem die beiden kalten den beiden warmen Jahreszeiten völlig gleich sind, und diese beiden Zeitpunkte werden von den beiden Extremen um 5250 Jahre entfernt liegen. War also im J. 1248 der oben bezeichnete größte Gegensatz vorhanden, so war ziemlich genau 4000 Jahre v. Chr. dieser Zeitpunkt der völligen Gleichheit eingetreten und damals Frühling und Sommer genau ebenso lang wie Herbst und Winter. „Es ist merkwürdig", sagt Littrow bei dieser Auseinandersetzung, „daß die meisten unserer Chronologen die Zeit der Entstehung der Erde, oder wie man vielleicht angemessener sagen sollte, die Zeit der ersten Spuren des Menschengeschlechts auf unserer Erde, in jene Epoche gesetzt haben."

Diese den Astronomen so bekannte Thatsache ist aber auch von den Geologen nicht unbeachtet geblieben. Allein die Anwendung, welche davon gemacht wurde, ergab kein genügendes Resultat, weil man glaubte, die größere Nähe, in welcher sich die Erde während des Frühlings und Sommers der südlichen Halbkugel zur Sonne befindet, müßte den Einfluß eines längern Frühjahrs und Sommers der nördlichen Halbkugel wieder ausgleichen, weil sich alsdann die Erde in der Sonnenferne befindet. Hiergegen ist aber eingewendet worden, daß es nicht auf die Quantität Wärme ankommt, welche die Erde empfängt, sondern auf die, welche sie behält. Da nun am Südpol die Nächte während des Winters so gut länger sind wie am Nordpol und zugleich der Südpol jetzt einen längern Winter hat als der Nordpol, so folgt daraus eine größere Zahl von Nachtstunden im Vergleich mit der Menge von Tagesstunden für den Südpol, während es am Nordpol umgekehrt sein wird. Demnach strahlt der Südpol, wenngleich er nicht weniger Wärme an den Tagen erhalten dürfte als der Nordpol, doch während der längern Nächte mehr aus und seine mittlere Temperatur ist deshalb gewiß niedriger als die des Nordpols, so lange er in der Stellung wie jetzt verbleibt. Das wird er aber nur bis zum J. 6500 unserer Ära, um welche Zeit Frühling und Sommer ebenso lang sind wie Herbst und Winter; nach diesem Jahre werden Frühling und Sommer der südlichen Halbkugel wachsen und größer werden als Herbst und Winter

Digitized by Google

derselben Hemisphäre, während auf der nördlichen Halbkugel das umgekehrte Verhältniß eintritt. Was also jetzt für den Südpol gilt, wird dann für den Nordpol gelten, sein Polareis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach schon jetzt langsam wachsend allmälig zunimmt, da wir die Zeit der größten Wärme für unsere Halbkugel bereits überschritten haben, wird dann dem J. 6500 immer mehr zunehmen und gegen 11,750 unserer Zeitrechnung seine größte Ausdehnung erreichen. Dasselbe Verhältniß fand im J. 9250 vor Beginn unserer Ära statt und bezeichnet also wahrscheinlich diejenige Epoche, wo eine ungeheure Eiskruste die ganze nördliche Halbkugel bis wenigstens zum 60° der Breite hin bedeckte.

Aus diesen Betrachtungen geht nicht allein eine genügende Erklärung des Ursprungs der großen Eismassen vor Beginn der gegenwärtigen Epoche hervor, sondern ihre weitere Verfolgung führt auch noch zu andern Aufschlüssen. Eismassen von einer Ausdehnung wie die eben angedeutete war haben natürlich auch eine entsprechende Dicke und erreichen daher, selbst wenn sie anfangs auf dem Wasser schwammen, den Boden des Meeres. Ist dies geschehen und dauert zugleich ihre Vergrößerung fort, so wird bei der auffallenden Ungleichheit den Eismassen an beiden Polen auch das Gleichgewicht zwischen ihnen gestört und der Schwerpunkt der Erde der größern Masse genähert. An dieser Verrückung des Schwerpunkts aus dem Centrum nehmen aber, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, alle beweglichen Massen der Oberfläche Antheil, vor allen das Wasser des Oceans; es zieht sich von der Seite, wo die geringere Eismasse sich befindet, gegen die Seite der größern und legt daher das Land in der Nähe jener trocken, während es dasselbe in der Nähe dieser bedeckt. Gegenwärtig, wo sich die größere Eismasse am Südpol befindet, ist daher der Nordpol fast überall von Festland umgeben und die Umrisse der hauptsächlichsten Continentalmassen spitzen sich gegen den Südpol sichtlich zu; weil die Tiefe des Meers nach ihm hin immer wächst, mithin immer weniger Land über seine Oberfläche hervorragen kann. Dies Verhältniß dauert aber auch nur seine Zeit, dann wird sich die Masse des Eises am Nordpol vergrößern, während die des Südpols anfängt zu erweichen und abzuschmelzen. Hat diese Erweichung ihren höchsten Grad erreicht, so zerbricht die Masse in sich, es tritt Eisgang ein und der Schwerpunkt geht plötzlich auf die Seite des andern Pols über, wobei die Wasser des Südpols gegen den Nordpol stürzen, die Umgebungen desselben unter ihrem Spiegel begrabend. Alsdann bedeckt eine plötzlich hereingebrochene allgemeine Flut die Ebenen der nördlichen Halbkugel, spült die auf ihrem Boden bisher angesessenen organischen Geschöpfe gegen den Pol hin und hüllt sie mit in die großen Eismassen ein, welche die Gegenden hier bedecken. Auf solche Weise hat man das Einfrieren der im Eise an den Mündungen der großen Ströme Sibiriens aufgefundenen, auch wohlerhaltenen Thierkörper zu erklären gesucht, deren Cadaver, als sie nach und nach durch Abschmelzung des Eises bloßgelegt waren, den Eisbären der Gegenwart zu Speise dienten, selbst aber nach dieser Berechnung in einer Zeit lebten, welche mindestens 4000 Jahre von dem Beginn unserer Ära entfernt war.

Die gegenwärtige Generation kann sich Glück wünschen, ein solches Umschlagen der Pole nicht in Aussicht zu haben, denn nach des Verf. Angabe steht erst unsern Nachkommen, welche um das J. 6500 leben werden, eine ähnliche Sündflut bevor. Ohne Zweifel wird sie dieselben nicht so unvorbereitet finden als bei der ersten, und es dürfte sich wol mehr als ein Noah zur rechten Zeit mit seinem Schifflein davon machen, wenn man nicht bis dahin gelernt hat, durch die Lüfte zu entrinnen. Auch an Vorzeichen wird es nicht fehlen, denn, dem Verf. zufolge, kann die bis zu jener Zeit fortwährend wachsende Eismasse des Nordpols, die dann ohne Zweifel schon wieder bis in die Ebenen des südlichen Schwedens, ja vielleicht bis nach Deutschland hinabgestiegen sein wird, die Menschen warnen und ihnen das drohende Schreckniß anzeigen, welches der nördlichen Halbkugel bevorsteht. Merkwürdig ist es übrigens, durch diese wie es scheint streng wissenschaftliche Untersuchung zu einem Resultate gelangt zu sein, welches den tausendjährigen Mythus der Völker rechtfertigt und mit mathematischer Schärfe das J. 4000 v. Chr. als den Zeitpunkt angibt, wo die Eisdecke der nördlichen Halbkugel mit der südlichen im Gleichgewicht sich befand, und nun weiter abschmelzend sehr bald die Wasserversetzung von Süden nach Norden herbeiführen mußte. Dann würde die Sündflut, von welcher die heilige Sage berichtet, genau in einen Zeitraum fallen, den traditionnelle Erinnerungen als die äußerste Grenze der jetzigen Menschheit bezeichnet haben.

Was das erste Entstehen der Organismen auf der Erdoberfläche betrifft, so hält sich hier unser Verf. mit Recht an die freilich in neuerer Zeit wieder vielfach bestrittene generatio aequivoca. Er meint, daß in der That kein einziger streng wissenschaftlicher Gegenbeweis vorliege und ohne dieselbe das Entstehen der Organismen auf der Erdoberfläche nur durch unmittelbares Eingreifen einer höhern Macht denkbar sei, dafür aber aus dem ganzen übrigen Entwickelungsgange des Erdkörpers kein hinreichendes Motiv nachgewiesen werden könne, vielmehr ein solches unmittelbares Eingreifen der Gottheit allen andern wissenschaftlichen Resultaten widerspreche. Auch müßte, falls wir dasselbe beim Beginn der ersten Organismen statuiren wollten, seine immer erneute Wiederholung nach jeder Umwälzung der Oberfläche angenommen werden, was offenbar dem großartigen Plane der Weltordnung zuwider sei. Daß jetzt keine höhern Organismen mehr durch Urbildung neu entstehen, erklärt er daraus, daß sie mit eigenthümlichen Fortpflanzungsorganen versehen sind, also in ihnen die Mittel zum selbstthätigen Erzeugen ihres Gleichen in hinreichendem Maße besitzen, um für die gleichmäßige Fortdauer der Art, deren Glieder sie sind, sorgen zu können. Auch fehlt es vielleicht an der materiellen Grundlage, woraus sich neue Geschöpfe bilden könnten, da beweitem die meiste organische Substanz der Gegenwart sich bereits in lebendigen Organismen befindet und kein Vorrath zur Entstehung neuer Individuen in anderer Weise als durch Zeugung vorhanden zu sein scheint. Endlich macht der Widerstreit, in den die Organismen durch ihr Nahrungsbedürfniß untereinander gerathen sind, das Aufsammeln freier organischer Materie unmöglich, da selbst die todten Organismen noch von vielen andern lebendigen als Nahrung benutzt werden, und allem Anschein nach nur ein sehr kleiner Theil ihrer Masse in die organischen Elemente zurückkehrt.

Die Frage, woher die organische Grundmaterie kam, aus welcher die Organismen entstanden, wird dahin beantwortet, daß die Erde zur dermaligen Zeit bereits eine aus Sauerstoff und Stickstoff gemischte Atmosphäre besaß, von einem Weltmeer umgeben war, dessen Abkühlung mindestens bis auf 60° R. gesunken sein mußte, und sowol in ihm als auch in der Atmosphäre große Quantitäten von Kohlensäure enthalten waren.

Bedeutungsvoll ist der Grundtypus oder der Grundgedanke, der durch alle geschaffenen Wesen hindurchgeht und nur durch die äußern Umgebungen modificirt wird. Es ist derselbe, welcher auch dem gegenwärtigen Ideengange der Organisation entspricht. Im Allgemeinen ist übrigens die Mannichfaltigkeit jener ältesten Geschöpfe geringer, die Masse jedes einzelnen Individuums aber beträchtlicher und größere Eigenschaften, die sich leicht als Resultate damaliger äußerer Verhältnisse nachweisen lassen, insofern die Mannichfaltigkeit der äußern Medien, welche der Gegenwart zukemmt, und ganz besonders die Unterschiede der Zonen noch nicht so groß waren, die Fertilität des Bodens aber für jedes einzelne Individuum schon deshalb stärker sein mußte, weil er weniger Formen zu ernähren und in ihren Bedürfnissen zu unterstützen hatte. Im Ganzen mag daher die Masse des organischen Stoffs nicht geringer gewesen sein als jetzt, aber die Vertheilung war eine andere. Wenige kolossale Pflanzenformen bekleideten damals in reichlicher Fülle der Individuen zutinander gesellt das trocken ge-

Digitized by Google

legte Erdreich und bewirkten durch ihre allgemeine Übereinstimmung einen stets gleichen Anblick. Kein Säugethier bewohnte diese Wälder, kein Vogel umkreiste die Wipfel der Bäume, lautlos lag die ganze Schöpfung im morgenlichen Schlummer, denn kein der Stimme fähiges Geschöpf hatte sich bis dahin der Erde entwunden. Stumme Wasserbewohner umgaben, größtentheils aller schnellen Bewegungen beraubt, im Schneckengange langsam dahinkriechend, ja größtentheils ganz ruhend, jene ältesten Inseln, die noch keinen Fruchtbaum trugen, keine Blumen entwickeln konnten; und wenn wirklich eine schleichende Eidechse in diesen Gebüschen lebte, so mußte sie umherlauschen und aus den Meergeschöpfen mühsam ihre Nahrung sich auffischen. Denn sie war, so scheint es, der einzige thierische Bewohner jener bewaldeten Eilande im unabsehbaren Weltmeer. Nur Amphibien konnten in der Atmosphäre, wie sie damals beschaffen war, gedeihen; Spinnen, Insekten, Vögel und Säugethiere aber nicht, denn in jener Zeit, wo die ersten Erhebungen aus der Tiefe kurz zuvor stattgefunden hatten, enthielt die Atmosphäre Kohlensäure in Überschuß, wie sie noch jetzt alle vulkanischen Gegenden aus dem Boden aushauchen. Dagegen war eine solche Atmosphäre der vegetabilischen Organisation desto günstiger, denn alle organisirte, in Zellen und Membranen verwandelte Pflanzenmaterie besteht ihren Grundlagen nach aus Kohle und Wasser, welche Stoffe theils durch die Wurzel als kohlensäurehaltiges Wasser, theils durch die Blätter als kohlensaures Gas aus der Luft aufgenommen werden. Dazu kam eine Temperatur, höher als die jetzige zwischen den Tropen; dies erkennen wir aus der riesenhaften Größe, welche wir an den Stämmen der verschütten Waldflächen bewundern; ferner an der Schnelligkeit, mit welcher die vom Erdreich bedeckten überfluteten Wälder sich aufs neue bildeten, und schließen es endlich aus dem ungeheuern Reichthum verschiedener gleichzeitiger Farren.

Nur ungern versagen wir es uns, den Verf. auf seinen Wanderungen durch die folgenden Formationen des Erdenlebens zu begleiten und unsern Lesern einen Abriß seiner Zeichnungen des Charakters der verschiedenen jenen Formationen entsprechenden Organisationen von den Fischen und Amphibien bis zum Menschen hinauf zu geben, obwol dieser Theil des Werks nicht weniger interessant und belehrend ist als alle vorhergehenden.

Was den Menschen betrifft, so haben wir nur noch zu bemerken, daß der Vers. sein Erscheinen auf der Erde nicht früher als nach der tertiairen Formation und also nicht vor der heutigen Organisationsepoche annimmt und die Abstammung aller Menschen von einem einzigen Paare entschieden verneint. Was den letztern Gegenstand angeht, der auch schon in d. Bl. mannichfach zur Sprache gekommen ist, so ersuchen wir diejenigen unserer Leser, die sich dafür interessiren, doch ja die Gründe des Verf. nicht zu übersehen. Überhaupt aber empfehlen wir die ganze Schrift als eine der interessantesten und belehrendsten Erscheinungen der heutigen populairen naturhistorischen Literatur. 70.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Brougham über Voltaire und Rousseau.

Was den ersten Übungen im Gebrauch einer fremden Sprache nur zu leicht den Charakter der Langweiligkeit aufdrückt, ist die Wahrnehmung, daß man sich im Anfange von dem breitgetretenen Wege abgedroschener Trivialitäten und inhaltloser Allgemeinheiten selbst mit der größten Mühe nicht gänzlich losmachen kann. Immer kommt dem Redenden selbst, der nicht gewohnt ist, stets blos an der Oberfläche der Dinge hinzustreichen, Alles, was er mit schüchternem Flügelschlage in einer fremden Sprache sagt, so alltäglich und gewöhnlich, so hohl und nüchtern vor; es scheint ihm immer, als könne er aus dem engbegrenzten Kreise bestimmter Phrasen nicht herauskommen, bis es ihm endlich nach längerer Übung gelingt, seinen tiefern, innerlichern Gedanken auch in einem fremden Idiome Ausdruck zu geben. Ähnlich scheint es Brougham bei seinen ersten Versuchen als französischer Schriftsteller zu ergehen. Dieser bekannte Staatsmann, dessen unermüdlicher Thätigkeit kein Gebiet des Wissens gänzlich verschlossen scheint, hat sich, wie man weiß, als ausgezeichneter Schriftsteller in seiner Muttersprache nach verschiedenen Richtungen hin einen bedeutenden Namen gemacht. Wie er nun aber, nachdem er sich ansehnliche Besitzthümer in England selbst erworben, auch in Frankreich sich durch Ankauf angesiedelt hat, um sich nach den Mühen der parlamentarischen Arbeiten in der lauen Luft der Provence zu erholen, so hat sich in ihm auch das Verlangen geregt, sich auch im Gebiete der französischen Literatur das Bürgerrecht zu verschaffen. Während seiner häufigen Anwesenheit in Frankreich war ihm oft genug die Gelegenheit geworden, sich in längern Reden der französischen Sprache zu bedienen. Der Beifall, den er bei diesen Veranlassungen nicht selten geärntet hat, scheint ihn angespornt und ermuthigt zu haben, sich auf den schlüpferigen Pfad eines französischen Schriftstellers zu wagen. Aber hier stellt sich nun ein großer Unterschied zwischen seinen Leistungen in englischer Sprache und diesen ersten französischen Stilübungen heraus. In sprachlicher Beziehung wollen wir an dieser ersten Gabe, einer Charakteristik Voltaire's und Rousseau's, nicht mäkeln. Der Stil ist glatt und fließend, wenn er auch, wie dies meistens der Fall ist, so oft man sich einer fremden Sprache bedient, eines bestimmten, individuellen Gepräges ermangelt. Aber wie nichtssagend ist das Ganze! Vergeblich sieht man sich in der ganzen Schrift nach einer tiefern Idee oder auch nur nach einem jener Gedankenblitze um, wie sie in den literarischen Productionen des edeln Lord, häufiger aber noch in seinen Parlamentsreden, zu leuchten pflegen. Alles ist so gewöhnlich und man möchte fast sagen, man hätte es bereits an den Sohlen abgelaufen. Das Urtheil über Voltaire ist nüchtern und ohne alle tiefere Begründung. Das einzige Interesse, welches es uns allenfalls zu bieten im Stande wäre, ist die Bemerkung, daß wir hier eine Würdigung des religiösen Standpunktes Voltaire's erhalten, welche, wenn man bedenkt daß sie von einem Engländer herrührt, auffallend mild und gemäßigt scheint. Aber freilich eröffnet sie uns nicht die mindeste neue Ansicht; nur für England, wo Voltaire häufig genug noch für eine Ausgeburt des teuflischsten Atheismus angesehen wird, kann diese unbefangenere Darstellung einigen Werth bieten. Aber unbegreiflich scheint es, warum sich deshalb Brougham nicht lieber seiner Muttersprache bedient hat. Ebenso wenig durfte er sich schmeicheln, den Franzosen über Rousseau irgend welche neue Bemerkungen mittheilen zu können. Hier nimmt er zwar den Anlauf, als wolle er das Gesammturtheil, wie es sich über diesen hochherzigen Phantasten gebildet hat, ganz und gar modificiren; aber wenn man seine Darstellung einer ins Einzelne gehenden Prüfung unterwirft, so kann man sich nicht verhehlen, daß auch hier wieder unter vieler Spreu kaum ein einziges gutes Körnchen gefunden wird.

Roman von Comtesse Dash.

Zu den neuen Romanen, welche gegenwärtig unter der großen Menge ähnlicher Productionen einige Beachtung finden, gehört auch „Arbello" von der Comtesse Dash, deren wahrer Name Gräfin von Cinq-Mars ist. Der Dichtung selbst ist kein hervorragendes Interesse beizulegen, und man muß den Umstand, daß seit seinem Erscheinen in den Cabinets de lecture häufigere Nachfrage nach diesem Buche geschieht, wol mehr dem Aufsehen beilegen, welches die Person der Verfasserin in den höhern Kreisen der pariser Gesellschaft erregt hat. Eine Herzensgeschichte mit einem jungen Prinzen von Stourdza und eine heimliche Heirath, die aber bald wieder durch Einschreiten des Hospodars gelöst worden ist, haben dem Namen der Verf. ein ephemeres Interesse verliehen, das nun wieder, wie wir dies schon häufig gesehen haben, auf die Productionen ihrer Feder zurückwirkt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 271. — 28. September 1845.

Tagesliteratur.

Für die deutsche Literatur, für Schriftsteller, Verleger und Leser sind die Massen von Flugschriften, welche gegenwärtig erscheinen, ein Unglück. Durch sie werden die geistigen Interessen sowol beim lesenden als beim schreibenden Publicum ins Unendliche zersplittert. Wissenschaftliche Gründlichkeit und künstlerische Vollendung in Darlegung eines Gedankeninhalts sind gleich unmöglich in der Hast, Leidenschaftlichkeit und Parteilichkeit der Tagesliteratur. Nicht überzeugen will sie, sondern überreden, hinreißen; nicht ewige Denkmäler der schöpferischen Kraft des Geistes hinstellen, sondern Feuerbrände, rauchend, glühend, schnellverprasselnd hineinwerfen in eine schon in allerlei wildem Hader entbrannte Welt; oder wol auch beschwichtigen, löschen den Brand durch Ablenkung, Niederdrückung der entfesselten Leidenschaften. Aber dies Unglück der Literatur ist das Unglück dieser Welt, dieser Zeit, in welcher wir leben. Um dieses zu überwinden, müssen wir jenes ertragen, ja fördern. Denn die Tagesliteratur ist ein Schwert, das nicht nur verwundet, sondern auch heilt, das endlich der Wahrheit den Sieg verschaffen wird. Wir haben eine lange Zeit des Friedens hinter uns, während welcher wir genug *gedacht* haben, nun ist die Stunde der *That* erschienen. Die Sehnsucht nach der beweglichen Stille der Studirstube, an die wir uns gewöhnt haben, hilft nichts; die Stunde hat geschlagen und wir müssen an die Arbeit gehen. Die Welt verlangt jetzt die Frucht aus der Geistesblüte der Literatur, welche Deutschland getrieben. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schiller, Goethe, Jean Paul — seht da Blätter aus der Blüte deutschen Geistes! Die Blüte ist zerfallen, ihre Blätter sind verweht, wo ist der deutsche Mann der Gegenwart, der seinen Namen zu den Namen, die ich nannte, zu setzen wagte? Öde und leer ist die deutsche Literatur geworden. Sie existirt nicht mehr um ihrer selbst willen, sie ist nur noch Mittel zum Zweck. Und dieser Zweck, dem die deutsche Literatur dienstbar geworden, diese Frucht einer herrlichen Blüte, diese That, auf welche sich ein halbes Jahrhundert besonnen — sie hat noch ein so unscheinbares Dasein, daß Viele sie anzuerkennen noch zaudern, daß Viele sie nur für ein den Lebensbaum deutscher Nation erstickendes Schmarotzergewächs halten und bejammern. Doch getrost, es ist ein ewiges Naturgesetz, daß die Frucht minder herrlich scheine als die Blüte, daß sie aus den unscheinbarsten Anfängen sich entwickele, aber auch dies, daß sie in ihrem Schoose die Samenkörner der Zukunft zur Reife bringe.

Es mußte so kommen. In der Geschichte wechselten von je die Zeiten, in denen der Geist in sich versenkt war, nur durch Werke der Wissenschaft und der Kunst seine thätige Lebendigkeit bezeugte, mit Zeiten, in denen er das äußere Leben in Volk und Staat nach seinem über sich selbst gewonnenen Bewußtsein zu gestalten unternahm. Und niemals ist diese Umgestaltung ohne hartnäckigen Kampf geschehen, denn niemals hat es an Solchen gefehlt, welche das Bestehende schätzten, das Zerfallene wiederherzustellen suchten, neben Solchen, welche einrissen, um aufzubauen, und immer ist die große Mehrzahl der Menschen unentschlossen, schwankend, furchtsam und doch lüstern nach Zukunft gewesen. Es hat also niemals an Gegenparteien gefehlt und an einem Publicum, welches alle Parteien bearbeiteten, um es für sich zu gewinnen und durch die Masse den Sieg zu erringen. Früher bestiegen Redner die Bühne und bearbeiteten die Massen. Das ging langsam von statten, aber gewaltsam. Jetzt druckt man Flugschriften. Die Stimme eines Einzelnen wird von Millionen gehört und von Tausenden beherzigt, aber diese Tausende lernen erst allmälig einander kennen, weil sie zerstreut sind unter Millionen noch Schwankender. So wirken die Flugschriften in weitern Kreisen, aber minder energisch als das lebendige Wort. Es fehlt die Concentration. Hierin liegt, daß Flugschriften ein weit friedlicheres Mittel sind als die lebendige Rede. Wenn der Redner tausend gleichschlagende Herzen um sich fühlt, so läßt er sich leicht hinreißen zur gewaltsamen That; aber der einzelne Schriftsteller muß wol die Gewalt meiden, wenn er auch viele Tausende von Anhängern unter den Millionen seiner Landsleute hat. Die Bildung ist zu weit vorgeschritten, als daß wir einen Sieg durch Gewalt wünschen könnten, auch nicht für die gerechteste Sache. Es gehört zu den Foderungen der Gegenwart, daß das Recht durch sich selbst siege, nicht durch die Faust. Die Vernunft hat sich selbst in ihrer weltbezwingenden Würde und Macht kennen gelernt, sie verachtet den Bundesgenossen Gewalt. Wehe der Partei, welche zuerst das Schwert

Digitized by Google

ziehen wird in dem gegenwärtigen Streite! Sie zwingt endlich auch die Gegenpartei ein Gleiches zu thun. Aber es wird hoffentlich dahin nicht kommen. Wir haben schon herrliche Beweise für die Vernünftigkeit und Mäßigung der Menschen dieser Zeit, Beweise, daß nicht einmal die Masse des Volks Gewalt mit Gewalt erwidert, sondern nur die Gerechtigkeit angefleht hat, ihr Schwert zur Vertheidigung ihrer Anhänger zu ziehen.

Was ist die Pflicht der Kritik der Tagespresse, der Tagespresse dieser Zeit gegenüber? Zu sichten, zu schlichten, zu richten! Unter den vielen Stimmen, welche laut werden, sind viele erkaufte, viele unlautere Stimmen feiler Creaturen, die mit dem Elende der Menschheit Geld verdienen wollen, vieles gutgemeintes aber überflüssiges oder thörichtes Gewäsch: von solchen Aftergewächsen muß die Tagesliteratur gesichtet werden. Parteischriften sind selten gerecht, Thatsachen werden entstellt, geflissentlich oder aus Leidenschaft, es wird gegen den Anstand eines ehrlichen Kämpfers gesündigt, es werden Punkte, von denen aus eine Verständigung der streitenden Parteien möglich, übersehen: hier ist der Beruf der Kritik, zu schlichten. Aber endlich die Kritik muß selbst Partei ergreifen, sie muß redlich anhören alle Parteien, aber sie muß auch einer das Recht des Sieges zusprechen, bedingt oder unbedingt, in der Regel bedingt; aber in ihrem Urtheil muß sie die Einseitigkeit der streitenden Partei abstreifen und eine absolute Partei der Vorurtheilslosigkeit, der echten Vernünftigkeit zu begründen streben. Weniger die Form ist zu beurtheilen als der Inhalt, die Gesinnung die sich ausspricht, die Redlichkeit, Tüchtigkeit der Sprecher.

Wer zu dem Volke spricht in stolzen Tönen,
Der sei auch würdig vor dem Volk zu sprechen!

Ich weiß wohl was ich will, aber auch, daß ich nicht kann was ich will. Daher mögen meine Versuche einer zeitgemäßen Besprechung der Tagesliteratur mit Nachsicht aufgenommen werden. Ich werde wenigstens so viel bewirken, daß die Leser d. Bl. den Stand und Gang der Streitfrage kennen lernen, die Menge der Flugschriften übersehen und sich in Stand gesetzt sehen, das ihnen Gemäße und das Wichtige zur Lectüre zu wählen. Was ich im Zusammenhange meiner Darstellung nicht aufnehmen konnte oder was einer Besprechung nicht zu bedürfen schien, soll zum Schluß jedes Aufsatzes wenigstens dem Titel nach angeführt werden.

Während des stillen Nachdenkens, in welches die Menschheit lange Friedensjahre hindurch versenkt war, haben sich die Parteien formirt, haben ihre Pläne entworfen, ihre Kräfte geprüft und die schwachen Seiten ihrer Gegner, und es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, einer Herausforderung einer der Parteien, um die bis dahin vermischten Menschen auseinanderfahren und unter die Parteiführer sich scharen zu sehen. Merkwürdigerweise ging die Herausforderung in unsern Tagen und fast zu allen Zeiten von der schwächsten und bornirtesten aller Parteien aus, von derjenigen nämlich, welche in die abgethanen Formen vergangener Jahrhunderte den Geist der Menschheit zurückzwängen möchte, und welche eine solche That für möglich achtet. Die Besonnenen meiden den Parteienkampf so lange als möglich, denn sie wissen, daß je mehr die Ideen der Zukunft unter den Massen der Menschen Ausbreitung und Anerkennung finden, desto schneller und desto minder gewaltsam der Sieg der Vernunft sich entscheiden muß. Sie haben Geduld, denn sie sind ihrer Sache gewiß und glücklich, im Morgenrothe der Sonne der Zukunft zu stehen, welche nur noch leuchtet, aber nicht erhitzt. Daher ist es die That der Unbesonnenen, den Kampf zu beginnen, die Männer des Fortschritts und des Lichts zum Kampfe zu zwingen, indem sie übermüthig gemacht durch das Schweigen derselben, sie zum Rückschritte nöthigen und ihnen das Licht verbauen wollen.

Die Partei der Unbesonnenen und Schwachen hat in diesen Tagen den Kampf begonnen durch Verketzerungen und Bannflüche, durch Aufwärmung des lächerlichsten Aberglaubens, durch Verhöhnung der Wissenschaft und des gebildeten Geschmacks. Wundermedaillen wurden geschlagen, heilige Röcke zur Verehrung ausgehängt, Klöster gestiftet, den Reformatoren selbst zum Trotz das Werk der Reformation, die Erkenntniß des sich offenbarenden Gottes für abgeschlossen erklärt, das persönlichmächtige Dasein des Teufels wieder proclamirt, Bileam's Esel zu Ehren gebracht, das Copernikanische Weltsystem geleugnet, die edelste Errungenschaft des deutschen Geistes, das Einzige, was dem deutschen Volke noch eine geschichtliche Stellung unter den Völkern der Erde erhält, die Philosophie verspieen, das classische Alterthum auf Kosten des Mittelalters erniedrigt, der Rococogeschmack erfunden, mit Einem Worte: — die Jesuiten zu Ehren, Ansehen und Macht gebracht.

Die Jesuiten — damit ist Alles gesagt, es ist mit Recht dies Wort das Losungswort der Parteien geworden. Die moderige, verfaulte Hefe aus einer zu Grabe getragenen Zeit ist in das 19. Jahrhundert hineingeworfen worden und hat dieses allmälig in die Gährung dieser Tage gebracht, und nun wird diese Gährung nicht nachlassen, bis aller Gährungsstoff, die Jesuiten mit ihrem ganzen Anhange von moderigen Überbleibseln der Vergangenheit, herausgeworfen ist und der klare Wein der Zukunft sich von ihm gereinigt hat.

Jetzt arbeitet noch die Masse, jetzt ringt sie noch nach Klärung, jetzt verbreitet das Wort Jesuiten noch Angst, Schrecken, Haß und Verachtung; aber es wird eine Zeit kommen, und hoffentlich bald, wo man es belächeln wird, wie der Jüngling über den Popanz lacht, der ihm noch vor wenigen Jahren Furcht und Zittern in die Glieder jagte.

Das nach Fortschritt lüsterne und doch ihn fürchtende Volk nennt Jesuit jeden Feind des Fortschritts; aber wer sind die echten Jesuiten des Jahres 1845? Wir erhalten volle genügende Antwort auf diese Frage durch ein eben erschienenes Buch:

Digitized by Google

1. Das Innere der Gesellschaft Jesu. Eine durch die Documente des Ordens gegebene Darlegung der Erziehung, Bildung, des innern Ganges, der Verwaltung, des Bestandes und der Wirksamkeit der Gesellschaft in unsern Tagen. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nicht von den alten Jesuiten, wie sie ein historisches Dasein gehabt haben und im Jahre 1773 feierlich und förmlich aufgehoben worden sind, ist hier die Rede, sondern von den Jesuiten dieser Tage, wie sie seit ihrer Wiedereinsetzung 1814 geworden sind. Man sieht es der Schilderung an, daß sie treu ist, ohne Übertreibungen, streng nach den Statuten, Verordnungen der Gesellschaft, ohne parteiische Ungerechtigkeiten und mit der genauesten Kenntniß des Gegenstandes. Es ist wunderbar, wie der Verf. zu dieser Kenntniß hat gelangen können bei der bekannten Vorsicht des Ordens. Es wird dies nicht ohne Listen möglich gewesen sein, die der Jesuiten selbst würdiger sind als ihrer Gegner. Aber die uns mitgetheilten Nachrichten sind jedenfalls höchst interessant und wohl geeignet, alle Furcht vor den Jesuiten aufs gründlichste und unmittelbarste zu widerlegen, obschon sie auch von scheinbaren, äußerlichen Fortschritten, welche der Orden gemacht hat, Zeugniß ablegen. Dies geschieht in den genauen statistischen Nachrichten über den Bestand der Jesuiten. Nach Kreisen und Provinzen sind die Zahlen der Priester, Scholaren und Laienbrüder der Jesuiten für die J. 1841, 1843 und 1845 zusammengestellt. Daraus ergibt sich Folgendes:

Der Zuwachs betrug für die Jahre von 1841—44, also für drei Jahre, 568 Mitglieder oder im mittlern Durchschnitt (jährlich) 189. Das Jahr 1844 hat diese Zahl gleichfalls bewährt, indem es bis 1. Jan. 1845 eine Vermehrung von 194 Personen für etwa drei Viertel der Gesellschaft nachweist. Dazu stand die Zunahme von Laienbrüdern gegen Priester und Scholaren (als welche Priester werden wollen) wie 3 zu 8 in den gedachten Jahren, während sie im letzten Jahr nur wie 2 zu 8 sich herausstellt, also die eigentliche nach außen wirkende Gesellschaft sich gegen das Verhältniß vermehrt hat. Die Vermehrung der übrigen Provinzen (deren Berichte für 1845 noch nicht eingegangen waren) nach denselben Zahlen für 1845 berechnet, so wäre der muthmaßliche Betrag am 1. Jan. 1845 auf 4400 anzunehmen, welche Zahl aus beiden Verhältnissen als mittlere sich ergibt. Hiernach stellt sich eine mittlere Zahl der jährlichen Vermehrung für die Durchschnittsjahre auf 214 heraus, während das Jahr 1844 eine annahmliche Summe von 256 zeigt.

Vergleicht man mit dieser schnellen Ausbreitung des neuen Ordens die des alten, so zeigt sich, daß (nach der mitgetheilten Übersicht von 1626) dieser durchschnittlich jährlich nur um 181 Mitglieder sich vergrößert hatte. Der Zudrang zu dem Jesuitenorden ist dermalen so groß, daß sich der General desselben, Roothan, veranlaßt gesehen hat, neuerdings die behutsamste Auswahl unter den Candidaten zu empfehlen. Dies scheint ein düsteres Zeichen der Zeit zu sein. Aber man bedenke auch, welches die Motive dieses Zudranges zum Jesuitenorden sind. Auf ihn haben alle Diejenigen ihre Hoffnung gesetzt, welche einen Rückschritt, eine Wiederherstellung der guten alten Zeit für möglich halten. Die große Mehrzahl der katholischen Weltgeistlichen, welche früher gegen den Orden die heftigste Opposition machte, fraternisirt und conspirirt jetzt mit ihm, weil sie eingesehen haben, daß ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen, die römische Kirche aufrecht zu erhalten. Dazu kommt endlich noch die weitverbreitete Ansicht, als seien die Regierungen dem Orden geneigt, welcher durch Pfiffigkeit für befähigt geachtet werde, den gefürchteten großen Haufen, dem die moderne Aufklärung eine beängstigende Selbständigkeit gegeben, wieder zu fesseln unter den Gehorsam der Kirche. Man hegt die Meinung, die Regierungen, welche so hart gekämpft haben, sich von der Bevormundung durch die Kirche loszumachen, würden freiwillig unter dieselbe sich zurückbegeben, nur um die Möglichkeit einer Bevormundung der Völker nicht vollends zu verlieren. Diese verkehrte Ansicht treibt die leider noch immer großen Haufen der Minderkräftigen, welche um ihres Vortheils willen die heiligen Interessen der Menschheit verleugnen und aufopfern, dem Jesuitenorden zu, um ihn direct oder indirect zu mehren. Um die modernen Jesuiten richtig zu würdigen, muß man nicht ihre Zahl ansehen, sondern ihre Beschaffenheit; ihre Kräfte muß man prüfen in Vergleich mit dem Werke, was sie zu leisten sich vorgenommen haben. Ein aus Paris zurückkehrender Landsmann erzählte mir eine Anekdote, die ich nicht geglaubt hätte, wenn ich nicht aus dem vorliegenden Buche erfahren hätte, wie die modernen Jesuiten gebildet werden. In Paris ging ein Jesuit darauf aus, in diesem Jahre des Heils einen gebildeten deutschen Protestanten zu bekehren und begann sein Bekehrungswerk damit, daß er ihm mit großer Emphase die Besiegung des Drachen durch den heiligen Michael nicht als eine sinnreiche Allegorie, sondern als eine historische Thatsache erzählte. Diese Geschichte sollte das Samenkorn sein in die Seele des Ketzers geworfen, um seine Bekehrung zu bewirken. O man lese die Schilderung, wie ein Mensch der Gegenwart Jesuit wird, um alle Furcht vor den Jesuiten loszuwerden, sogar den Haß gegen sie, der sich in inniges Mitleid verkehrt! Einst waren die Jesuiten gefährlich, damals, als sie an der Spitze der Bildung ihrer Zeit standen, als sie durch Wissenschaft und Kunst die Geister beherrschten. Aber jetzt! Die modernen Jesuiten schmücken sich mit dem Ruhme und Glanz ihrer Väter, und hoffen deren Einfluß wieder zu gewinnen dadurch, daß sie die Bildungsstufe dieser Väter wieder zu erlangen suchen, anstatt die Bildung ihrer eigenen Zeit sich zu eigen zu machen. Sie sind Helden, welche die Rüstung ihrer Ahnen anlegen, um unverwundbar zu sein im Kampfe gegenüber den Kanonen des 19. Jahrhunderts. Der Verf. unserer Schrift berichtet nichts von den Plänen, Machinationen der Jesuitenpriester, aber er gibt die genauesten Nachrichten über das Leben und Treiben der Novizen und Scholaren der Jesuiten, dieser beiden vieljährigen Vorbereitungsstufen, welche der junge Jesuit durchmachen muß, ehe er unter die Professen aufgenommen wird. Es gibt kein vollkommeneres Mittel, den Geist des Menschen zu Grunde zu richten als diese Erziehungsmethode der Jesuiten. Ein Ziel erreicht sie: den Fanatismus des blinden Gehorsams,

Digitized by Google

aber auch weiter nichts. Die modernen Jesuiten erfahren nichts von den ungeheuern Fortschritten, welche die Wissenschaften seit einem Jahrhunderte gemacht haben, nichts von den Fortschritten, welche das politische Bewußtsein in den Völkern gethan, — und diese Schächer treten in den Kampf wider den heiligen Geist Gottes und seiner Menschheit, mit nichts gerüstet als mit dem Gifte einer erbärmlichen Pfiffigkeit, welches das Gegengift der Aufklärung unschädlich macht, und mit der Keule des blinden Glaubens, welche das scharfe Schwert der wissenschaftlichen Erkenntniß wie eine Binse zerschneidet. Wenn ihr hört, daß man Kant und Hegel studirt in den Jesuitenhäusern, daß Jesuiten Dampfmaschinen erfinden und Fabriken gründen, dann fürchtet sie, dann sind sie gefährlich; aber jetzt, wo sie Küchenlateln plappern, sich selbst durch ihre „geistlichen Übungen" entmannen, wären sie nichts als lächerlich, wenn sie nicht bejammernswerth wären, weil in ihnen und in noch manchem durch sie Verführten menschliches Wesen so gar kläglich verkümmert. Menschen, die da schwören, „nach Vorschrift Anderer denken zu wollen", sind thöricht; Menschen, die sich bestreben, „als ein Leichnam, als ein Stab in der Hand eines Andern" zu werden, sind ohnmächtig, man braucht nicht wider den Stab zu kämpfen, sondern nur wider die Hand, die ihn schwingt; Menschen, deren Klugheit nichts von dem Geiste weiß, wider den sie streitet, sind höchstens ordinair pfiffig, sodaß sie wol ihre Zeitgenossen um einige Millionen Thaler, aber auch nicht um einen einzigen, auch nicht um den armseligsten Gedanken bestehlen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Ethnographisches.

In der letzten Versammlung der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft verlas Dr. Black eine Abhandlung über sichere Spuren römischer Ansiedelung in Lancashire. Aus geschichtlichen Hinweisen und Andeutungen in Verbindung mit der Verwandtschaft, welche zwischen den gesellschaftlichen Einrichtungen der Stämme, die nacheinander das britische Eiland aus den germanischen Ländern überzogen, bestanden hat, schließt der Verfasser, daß die Vermischung derselben untereinander und mit den Überbleibseln der ursprünglichen britischen Bevölkerung vollkommen gewesen und daß, wo man wie in einigen Theilen Lancashires auf einen in Gesichtsbildung, Sprache und Sitten von dem britisch-sächsischen Geschlecht völlig verschiedenen Volksschlag treffe, man Abkömmlinge der ersten Eroberer Britaniens, der Römer, annehmen müsse. In den innern und ackerbautreibenden Bezirken Lancashires hat man nun bis heute unter der Bevölkerung eine Körper- und Gesichtsbildung wie einen Dialekt vorherrschen gefunden, welche durchaus verschieden sind von den in den übrigen Theilen Englands vorhandenen. Der Mann von Heaton und das schwarzäugige Mädchen in Südlancashire sollen bis zu dieser Stunde „der eine wegen des Malerischen in seiner Haltung und seiner Sprache, die andere wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit, im wohlverdienten Ruf unter den starken Söhnen und schönen Töchtern Englands" stehen. In einer spätern Sitzung der Abtheilung für Völkerkunde, worin die besprochene Abhandlung verlesen ward, entwickelte John Kemble bei kritischer Beleuchtung der ethnographischen Karte von Großbritannien und Irland, die unser in Verbannung lebender Landsmann, G. Kombst, herausgegeben, seine Ansichten über Verbreitung der britischen und germanischen Stämme über die britischen Inseln. Er sprach sich dabei gegen die von Kombst bis in das Einzelne gezogenen scharfen Grenzen aus, und meinte, bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über diese Frage könne davon gar keine Rede sein, die Sitze der Picten, der Waleser, der Manx und der cornwalesischen Celten sowie der Sachsen und Dänen so scharf voneinander abzugrenzen. Er deutete dabei auf seine eigenen Forschungen über die Coritani in Lincolnshire und die germanischen Volksbestandtheile in England hin, welche einer frühern Zeit angehören als der des Einfalls der Anglosachsen unter Hengist und Horsa.

Zur Shakspeare-Literatur.

Die Shakspeare society hat durch J. O. Halliwell „Illustrations of the fairy mythology of A midsummer night's dream" herausgeben lassen. Welchen Werth die darin mitgetheilten Märchen und Sagen in Beziehung auf den Feen- und Kobolds-glauben der germanischen und celtischen Völker auch besitzen mögen, so sind sie doch für den Zweck, den sie an der Stirn tragen, ohne alle Bedeutung, da Shakspeare zwar den im Munde des Volkes gehenden Sagen den Stoff zu seinen herrlichen Schöpfungen schuldet, er aber aus dem unerschöpflichen Schatze seiner reichen und glänzenden Einbildungskraft diese magern Stoffe zu den strahlendsten Gebilden verarbeitet, die nicht mehr erkennen lassen, daß überhaupt daran etwas Erborgtes sich findet. Auch ist noch sehr die Frage, ob ein großer Theil der in dem gedachten Werke enthaltenen Märchen wie die „Romance of Launfal", „Romance of king Orfeo", „Thomas and the fairy queen", „Huon de Bordeaux", in dieser Gestalt wenigstens, nicht später erschienen sind als das bezaubernde dramatische Märchen des großen Dichters.

12.

Literarische Anzeige.

Neue Schrift von F. von Raumer.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Vereinigten Staaten
von
Nordamerika
von
Friedrich von Raumer.

Zwei Theile.
Mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1839 erschien bei mir:

Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt von **M. H. Julius.** Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 272. — 29. September 1845.

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Ich sagte schon, Jesuit ist das Losungswort der Parteien geworden. Wenn man Jemand als einen falschen, treulosen, Begeisterung nur lügenden, den wahren Fortschritt hindernden Menschen bezeichnen will, so nennt man ihn einen Jesuiten. Die Parteien brauchen jede Gelegenheit, um ihre Interessen geltend zu machen, wenn auch jene Gelegenheit selbst in keinem genauen Zusammenhange mit diesen Interessen steht. So hat bekanntlich die ultraliberale Partei in der Schweiz das Auftreten der Jesuiten benutzt, um ihre Interessen im Freischarenzuge zu verfolgen. Dieses Verfahren der Liberalen ist als unredlich, als jesuitisch bezeichnet worden, und gegen sie, die „Neu-Jesuiten" sind folgende zwei Dichtungen gerichtet:

2. Radicale Jesuitenpredigt. Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissenden von Pater Incognitus. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. 8. 7½ Ngr.

3. Auf dem Emmenfelde bei Luzern am 1. April 1845. Gedichte von dem Verfasser der Neu-Jesuitenpredigt. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. 8. 7½ Ngr.

Das erste dieser Gedichte ist eine Schiller'sche Kapuzinerpredigt gegen die ultraliberale Partei. Der Gegenstand auf den sie sich bezieht ist noch viel zu jung, das Blut das geflossen noch zu warm, als daß der Spaß darüber nicht mehr verletzen als ergötzen sollte. Beiweitem würdiger ist das zweite Gedicht, auch nicht ohne wahrhaft poetische Stellen. Hier spricht der Dichter ernst und würdevoll. Er vertritt die Partei, welche zwar weit entfernt ist, das Jesuitenthum zu stützen, das völlige Mittelalter regeneriren zu wollen, welche aber nur in der Rückkehr altväterischer Sitte, innigen Glaubens, edler Treue das Heil des Vaterlandes erblickt. Gewiß eine ehrenwerthe Partei, aber die von zu wenig Vertrauen für den in der Geschichte waltenden, ja die Geschichte machenden Gott erfüllt ist. Redlichkeit und Tüchtigkeit der Gesinnung, kräftige Sittlichkeit sind freilich allezeit die Bedingungen, unter denen ein Volk überhaupt noch eine Zukunft zu erwarten hat, aber man darf nicht an Gesinnung und Gesittung sogleich verzweifeln, wo sich ein Streben nach neuen Formen für dieselben kundgibt. Der Dichter „Auf dem Emmenfelde" steht nur zwischen den Parteien wie zwischen Scylla und Charybdis, darum sagt er:

Zerdrückt der Jesuit das Licht: so facht
Der Demagog es zum Vernichtungsfeuer;
Er lehrt dich lästern, wühlen, er verstlacht
Dein geistig Wesen jämmerlich und macht
Dich endlich zum herzlosen Ungeheuer;
Und sieht er dich zerfallen und vergeh'n,
Dann grinst er: „Volk! jetzt bist du souverain!"

Aber der Dichter sollte über den Parteien stehen und nicht blos ihr Unrecht, sondern auch ihr Recht zu begreifen suchen, namentlich das Recht der Partei, welche den Fortschritt, wenn auch noch so schlecht, vertritt. Verletzend ist es, wenn die ganze Bewegung als von „deutschen Hetzern" ausgehend geschildert wird, die selbst zu feig zum Kampfe lachend im Wirthshause beim Weinkruge geblieben wären, indeß sich das von ihnen verblendete Schweizervolk auf ihr Anstiften gegenseitig würgte. Aber der Name der Schweiz wird durch solche Darstellung noch mehr beschimpft als der Deutschlands. Was verdiente das Schweizervolk Besseres als den Untergang, wenn es sich durch den „schlechtesten Auswurf Deutschlands" zum Bürgerkriege verleiten ließe? Aber die Krämpfe, durch welche die gesunde Natur der Schweiz den unverdaulichen Jesuitenorden aus sich auszustoßen strebt, sind ebenso natürlich, wie es natürlich ist, daß diese Bewegung alle trüben Elemente, welche das Volk in sich birgt, auf die Oberfläche wirft.

Man kann auch dem Verf. von

4. Pombal und die Jesuiten. Von H. A. Oppermann. Hanover, Kius. 1845. 12. 12 Ngr.

den Vorwurf machen, daß er die Worte auf den Titel „und die Jesuiten" nur gewählt habe, um durch den allgemeinen Widerwillen gegen die Jesuiten seinem Buche Leser zuzuführen; denn dieses enthält allerdings nur sehr Weniges von den Bestrebungen der alten Jesuiten, wol nichts, was nicht schon längst bekannt wäre. Aber wenn der Verf. durch sein Buch beweisen will, „daß unser Jahrhundert noch Vieles, sehr Vieles zu vollenden hat, was das vorige angefangen hat, ja daß es — was noch schlimmer ist — Vieles wieder anzufangen hat, was das vorige vollendet hatte": so kann man ihm den Beifall

Digitized by Google

nicht versagen. Das Buch schildert das Leben und Wirken Pombal's, welcher unter andern Verdiensten um sein Vaterland auch das sich erwarb, die Jesuiten zu vertreiben, die allmächtigen Jesuiten aus dem bigoten Portugal! Pombal war aber ein gewaltthätiger, tyrannischer Mann und Oppermann ist einer der liberalsten Schriftsteller der Gegenwart. Er hat, um den unversöhnlichen Widerspruch zwischen seiner eigenen Lebensansicht und der seines Helden auszugleichen, das unglückliche Mittel ergriffen, diesen vielfach zu entschuldigen und zu zeigen (nicht ohne bittere Bemerkungen), daß in der aufgeklärtern Gegenwart die Regierungen nicht selten noch zu ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nähmen wie Pombal. Ich meine, es wäre besser gewesen, Oppermann hätte die Tyrannei Pombal's in das schärfste Licht gestellt, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ebendeshalb, weil damals im Kampfe der Staaten gegen die Jesuiten nur die Gewalt einen Sieg über die List davontrug, das 19. Jahrhundert wieder im höhern Sinne eine Aufgabe zu lösen habe, welche das 18. Jahrhundert nur äußerlich, daher unvollkommen und ungenügend gelöst hat. Die Gewalt tödtet nur den Leib, die äußere Erscheinung, Leib und Seele vernichten kann nur Gott, der in der Geschichte der Menschheit waltende Gott, welcher endlich jede Lüge, und so auch die Lüge des Jesuitismus durch sich selbst sich völlig zerstören läßt.

Der directe Zweck des Jesuitismus ist, die römische Kirche, die Herrschaft des Papstes wo sie noch steht aufrecht zu erhalten, wo sie zerstört ist wieder zu errichten. Aber denselben Zweck haben noch andere Erscheinungen, die daher von der Menge nicht selten als jesuitisch bezeichnet werden. Hierher gehören z. B. auch die Stiftungen von Klöstern, nachdem man längst von der Unnöthigkeit, ja Schädlichkeit derartiger Stiftungen allgemein überzeugt zu sein vorgab.

Ganz vom römisch-katholischen Standpunkte aus ist folgendes Schriftchen geschrieben:

5. Die feierliche Eröffnung des Franziskaner-Minoritenklosters in Oggersheim. Geschildert von einem Augenzeugen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Es enthält dasselbe die Schilderung der Eröffnungsfeierlichkeiten, die Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten worden, und die Stiftungsurkunden. Das Merkwürdigste, was wir aus dem Büchlein erfahren, ist, daß Ludwig I. König von Baiern durch Stiftung des Klosters Oggersheim „die heißen Wünsche aller katholischen Pfälzer" erfüllt hat. Nur den Pfälzern, nicht aber dem nur die Wünsche seiner Unterthanen erfüllenden Könige Ludwig I. ist also der Vorwurf zu machen, daß sie im 19. Jahrhundert noch keine weisern Wünsche zu hegen verstehen als die nach einem Kloster. Die Stiftungsurkunde zeugt deutlich, daß der König von Baiern besser als seine Unterthanen weiß, daß die Zeit der Klöster eigentlich vorüber sei, denn er bestimmt sub IV der Stiftungsurkunde: „Wir überlassen dem neugegründeten Kloster, auf so lange wir nicht anders verfügen, den Gebrauch und die Benutzung des zu Oggersheim befindlichen, ehemaligen Casernengebäudes unter Vorbehalt des Staatseigenthums." Man sieht, daß die Mönche nur auf Kündigung Platz erhalten haben, eine in der That sehr weise Maßregel. In der bischöflichen Rede wird hervorgehoben, daß es zwei Wege durch das Reich Gottes auf Erden zum Reiche Gottes im Himmel gebe, den gewöhnlichen christlichen Lebenslauf und den Beruf der Vollkommenheit, welch letzterer der der Mönchsorden ist, welche das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ablegen. 80,000 Gulden hat der König von Baiern den Franziskanermönchen zu Oggersheim zur Fundirung ihres Klosters gegeben.

6. Der heilige Stuhl und der römisch-katholische Klerus gegenüber den Angriffen seiner Gegner. Von F. X. M. A. Kunzer. Breslau, Leuckart. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Es ist dies ein Versuch, die römische Kirche gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche sie in neuester Zeit ähnlich wie vor 300 Jahren hat erfahren müssen. Sie legt unmittelbar ein Zeugniß ab, auf welcher Stufe der Bildung sich der katholische Klerus gegenwärtig befindet. Triviale Redensarten wechseln mit emphatischen auf eine wunderliche Weise. Nicht allein erdreistet sich der Verf., die allbekanntesten Thatsachen zu Ehren seiner Sache in Abrede zu stellen (z. B. wenn er wiederholt von der katholischen Geistlichkeit versichert, sie verdamme Niemand, es sei eine absurde Lüge, wenn man der katholischen Geistlichkeit nachsage, sie lehre, Alle seien verdammt die nicht glauben wie der Papst lehre), sondern er führt auch wissenschaftliche Beweise, welche nicht auf zwei Füßen, wol aber auf vieren stehen. So will er den Vorwurf zurückweisen, daß das neurömische Priesterthum eine Nachahmung des altrömischen (heidnischen) sei, durch die belehrende Legende: Gott habe das Priesterthum und das Opferwesen bei den Heiden eingeführt, von diesen aber sei es durch Tradition auf alle andern Völker (Griechen und Römer) übergegangen, aber in verschlechterten Formen. Daher nun soll die Ähnlichkeit des heidnischen Priesterthums mit dem römisch-katholischen kommen, als welches die Fortbildung des von Gott selbst eingesetzten jüdischen Priesterthums sei! Der Verf. ist besonders eifriger Vertheidiger des Cölibats. Aber auch hier ist seine Argumentation theils sehr unglücklich, theils trivial. So sagt er z. B.:

An die Priester (welche Gegner des Cölibats sind) schließen sich etwelche Candidaten des geistlichen Standes, die von dem Fette des Priesterthums wol leben möchten, aber gern die dazu nöthige Selbstverleugnung und die damit verbundenen irdischen Opfer fort wünschten, um recht ungestört und zügellos einem sinnlichen Lebensgenusse zu fröhnen.

Weiterhin heißt es, „man könne nicht zwei Herren dienen, der Kirche und dem Weibe"; und dann:

Es sind Leute (die Gegner des Cölibats), die entweder verheirathet sind, und dann sollten sie sich mit ihren Ehehälften begnügen und nicht auch den Priestern dergleichen aufdringen wollen; oder die unverehelicht leben — und diese mögen sich vermählen, wenn sie dies für so gut und heilsam halten, doch sollten sie billig jedem Andern und also auch dem katholischen Priester die Freiheit lassen, dies zu halten wie er will. Oder fürchten diese Herren, zum katho-

Digitized by Google

lischen Pristerthume und also auch zum Cölibate gezwungen zu werden? Scheint es doch oft, als beneide man die katholische Geistlichkeit nur um ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre größere Harmlosigkeit, die aus dem Cölibate zum Theil hervorgehen, und wolle sie deshalb mit Frauen versehen.

In solchen ordinairen Equivoqen äußert sich über die Ehe ein Priester der Kirche, welche die Ehe für ein Sacrament erklärt! Man wird zu einem richtigern Urtheile über den Cölibat kommen, wenn man folgende Schrift liest:

7. Charakterzüge aus dem Leben der römischen Kirche. Ein Beitrag zur Volksbelehrung. Erstes Heft: Geschichte des Cölibats. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verf. sagt selbst, daß sein Werkchen eben nur ein Beitrag sein soll zur Belehrung des Volks über einen Gegenstand, der viele Gemüther in der Gegenwart aufs höchste bewegt, über den aber Manche der klaren Anschauung ermangeln. Die Schrift soll weder Neues geben noch ihren Gegenstand mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandeln. Der Verf. zeigt kurz die Unhaltbarkeit des Cölibats vom kirchlich-religiösen, vom theologischen und philosophischen Standpunkte und gibt eine Geschichte der Entstehung, Einführung als kirchliche Satzung, der Folgen des Cölibats und der Versuche zu dessen Aufhebung. Diese geschichtliche Darstellung ist der himmelschreiendste Beweis von der Nichtswürdigkeit und Unsittlichkeit des Cölibats. Das Lasterleben des römischen Hofes wird geschildert, die Sittenlosigkeit der ehelosen Geistlichkeit, welche als Thatsache von der römischen Kirche selbst wiederholt anerkannt worden ist, ja auch bewiesen, daß die römische Curie das volle Bewußtsein davon hat, daß es der Cölibat sei, woraus die Sittenlosigkeit der Geistlichen entspringe, daß sie ihn aber dennoch aus Herrschsucht erhalte wie er aus Herrschsucht gestiftet sei. So ist es denn dahin gekommen, daß die römische Kirche den nichtswürdigen Grundsatz aufgestellt hat: „Wenn nicht keusch, mindestens vorsichtig", und: „Es sei besser zu huren als zu heirathen." Die Gründe, welche das Cardinalcollegium für Beibehaltung des Cölibats angegeben, sind:

Würde man den Priestern gestatten, sich zu verheirathen, so würde das Interesse ihrer Familie, ihrer Weiber und Kinder sie von der Abhängigkeit des Papstes losreißen, und sie dagegen ihren Fürsten unterwürfig machen, und die zärtliche Neigung zu ihren Kindern würde sie antreiben, Alles zum Nachtheil der Kirche zu thun. Sie würden sich bemühen, ihre Pfründen erblich zu machen, und in kurzer Zeit würde die Autorität des heiligen Stuhls auf die Stadt Rom eingeschränkt sein. Vor der Einführung der Ehelosigkeit hätte der Papst aus andern Städten und Provinzen keine Einkünfte gezogen, erst seit derselben habe Rom freie Hand erhalten und so viele Beneficien zu vergeben, um welches Vorrecht es in kurzer Zeit gebracht sein möchte, sobald die Priester heirathen dürften.

Ach ja, um 30 Silberlinge ward Christus verschachert! Und auf solche Belege beschloß das Tridentinische Concil: „Wenn Jemand sagt, daß die Kleriker eine Ehe eingehen können — so sei er verflucht!" Wir verdammen Niemand, sagte der Vertheidiger des Cölibats, der Kaplan Künzer!

(Der Beschluß folgt.)

1. Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. Stuttgart, Cotta. 1845. Breit Lex.-8. 5 Ngr.
2. De ea quae homini cum natura intercedit ratione. Tractatus secundus. — De fragmento Vegoiae cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris romani, Dissertatio. Stuttgart, Cotta. 1845. Breit Lex.-8. 10 Ngr.
3. Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. Stuttgart, Cotta. 1845. 4. 2 Thlr.

Ein eigenthümliches Product, aus Bestandtheilen bestehend, die nach Art und Umfang sehr verschieden sind. Der erste Beitrag ist eine Art Geschichte des Verhältnisses, das zwischen dem Menschen und der elementarischen Natur angenommen worden, auf 24 Seiten; der zweite eine Dissertation über das Fragment eines Agrimensoren (36 S.); endlich das dritte ein dramatisches Gedicht von 240 Seiten. Der Verf. steht, wie die Dissertation ausdrücklich erklärt, in jugendlichem Alter, ist, wie aus manchen in Nr. 1 geäußerten Ansichten und der dort angezogenen Literatur erhellt, Katholik, und hat wenigstens vor kurzem in Thüringen gelebt, wie daraus hervorgeht, daß Nr. 1 und 2 bei Frommann in Jena gedruckt sind und Nr. 3 eine genaue Kenntniß des Ilmthals an den Tag zu legen scheint. Außerdem mag er ein vornehmer Mann sein: wie sollte sonst Cotta eine Dissertation verlegen? Diese äußern Notizen sind für die Auffassung der Sache selbst nicht unwesentlich. Nr. 1 geht davon aus, daß die Natur durch den Sündenfall der Menschen auch sündhaft geworden sei. In der Erlösung durch Christus sei sie nicht mit inbegriffen. Vielmehr habe die Kirche, weil das Heidenthum Naturcultus gewesen, es für ihre Aufgabe gehalten, den Menschen der Natur möglichst zu entfremden. Im 13. Jahrhundert sei ein Streben entstanden, die Natur sich wissenschaftlich anzueignen. Roger Baco muß noch im Gefängniß schmachten, aber ein Jahrhundert später kann keiner Magister werden, der nicht mit Aristoteles' Physik bekannt ist. Die Minnesänger zeigen ein inniges Verhältniß zur Natur; im Rechtsleben des Mittelalters deutet Vieles auf sie hin. Diese Verschwisterung des Natur- und Rechtslebens an einem uralten Beispiel nachzuweisen ist die Bedeutung von Nr. 2. „Der Protestantismus", fährt Nr. 1 fort, „hält das Dogma der Sündhaftigkeit der Natur weniger fest und gibt bei seiner «Mittelpunktslosigkeit» dem Studium derselben freien Raum. Die sogenannten Romantiker weisen auf ein höheres Verhältniß des Menschen zur Natur hin, doch auf phantastische Weise." Der Verf. führt dies in einigen Einzelheiten aus und berührt die Erneuerung des Mittelalterlichen durch eben dieselben Schriftsteller, die er eine falsche und weichliche nennt. Zuletzt hofft er, daß die Zukunft ein tieferes Verhältniß zur Natur begründen werde. Eben diese Gedanken liegen dem dramatischen Gedicht Nr. 3 zu Grunde. Erlinde, die Nymphe der Ilm, spricht in einer der letzten Scenen zu Eginolph, Grafen von Berka:

Uns haben Furcht und Staunen angebetet,
Als wir, die Mächte der Natur, vor Jahren,
Da wir im Element zu euch geredet,
Allein in diesen Gauen herrschend waren,
Ihr sahet Geist'res nicht als unsre Kraft;
Was wir vermögen, leuchtet ihr erkennen,
Doch nicht in reiner Liebe uns zu nennen.
Der stiere Blick auf uns macht nimmer mild,
Das edle Leben trennten Kämpfe wild.
Ihr wähntet göttlich, was Gewalt erschafft,
Fremd war den Söhnen des Entbehrens
Die Segenslust des menschlichen Verkehrens.
Es drang das Christenlicht in euer Wälder ein:
„Kind der Natur, doch auch der Liebe sollst du sein!"

Digitized by Google

Ihr flüchtet, in das neue Wort versenkt,
Geliebten Göttern, die euch sonst gelenkt;
Entzogt, von ihren Stimmen ungerührt,
Was auch noch jetzt der alten Welt gebührt.
Mir war der Ilme Reich gegeben.
„Hinauf", so sprach der Wassermann,
„Erforsche, ob dein Erdenleben
Uns neue Macht gebären kann
Erschien noch nicht die Schöpferstunde,
Die wieder uns ins Leben bringt,
So kehre rasch zum Bergesgrunde,
Eh' dich der Menschen Schmerz umschlingt."
Ich hörte nicht auf das Gebot,
An Liebe glaubt' ich, sah ich eure Noth.
Ich wähnte nah die großen Tage,
Erstorben schon die alte Nixenklage.
Daß du mich nicht verstanden, fühlt' ich tief.
Da wach das kleinste Wort den Zweifel rief,
Der leicht bedeckt in deiner Seele schlief.
Die Hoffnung gab der Erde mich gefangen,
Wie mahnend auch die Stimmen zu mir sangen.
Es trifft des Alten Spruch mein kühn Beginnen,
Kann dich mein liebend Wort nicht neu gewinnen,
Und willst du nicht Erlinden angehören,
Die Schwestern sollen strafend mich zerstören.
Der Ilme Reich wird mir genommen,
Der alte Fluß das neue Bett bekommen, (?)
Ich weebe in die Tiefe hingebannt,
Geheimes ward zu früh von mir genannt.

Diese Verse enthalten einen kurzen Auszug des Ganzen. Erlinde hatte sich dem Grafen in zarter Geisterliebe hingegeben; er, bereits einem edeln Weibe vermählt, dringt auf die letzte Gunst. Erlinde warnt; dies werde ihn ihr entfremden. Wirklich überfällt den Grafen ein Grauen, als hätte er sich mit bösen Geistern eingelassen; er beichtet einem Mönche und macht einen Kreuzzug mit, um sich aus den Banden der Nixe loszureißen. Der Zorn der Geister, die sich verschmäht sehen, vernichtet Beide. Ein sinniger Gedanke: nur wenn wir uns der Natur mit unreinem Sinne nähern, ist sie die Stätte böser Dämonen. Das ganze Gedicht ist mit wahrhaft poetischem Sinne und mit Vermeidung aller abstracten Allegorie durchgeführt; wir empfehlen es Allen, denen die heutige Theorie des Dramas nicht den Geschmack an einer gewissen idealen Gattung von Productionen verdorben hat. Nur noch eine kleine Scene zur Probe. Der Mönch, dem sich der Graf eröffnet, macht sich auf den Weg nach dem Schlosse desselben, um dort die Geister zu bannen. Diese beschließen, ihm auf dem Wege eine Falle zu legen; sie führen ihm ein schönes Mädchen entgegen; verzweifelnd stürzt er dem Abte zu Füßen:

Ich habe meine Keuschheit Gott geraubt.

Später erfahren wir das Schicksal des Mädchens.

Tännicht. Geister im Vorüberziehen.

Die linken.
Habt ihr's vollführt?

Die rechten.
Wie sich's gebührt.

Die linken.
Wo fand sie Ruhe?
Im weiten Wald?
In enger Truhe?
Im Flusse kalt?

Einige der rechten.
Der feene stille Weiher,
Auf dem ein ew'ger Schleier
Von Nebeldüften ruht,
Der hält die Maid in Hut.

Andere von der rechten.
Nie ein Vogel stört das Schweigen
Schwarzer Tannen, alter Eichen;
Hohes Schilf, ein ew'ger Zaun
Starrt am Wasser ungehau'n.

Einige der rechten.
Ohne Blicke und Gedanken
Sah'n die Wälder hin sie schwanken.
Zu der Stelle hingeleitet,
Ward im See ihr Grab bereitet.

Alle rechten.
Leise, sanft, in Geisterhänden
Ließen wir ihr Leben enden.
Schlingkraut hat den Fuß umstrickt,
Doldenduft den Sinn geknickt;
Thränentau zog sie hernieder,
Und der Schmerz klang einsam wieder.

43.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philippe Egalité.

Die Schriften, welche über den berüchtigten Philippe d'Orléans Egalité erschienen sind, lassen sich kaum noch zählen, so groß ist ihre Anzahl. Jeder Anfänger auf dem Gebiete der Geschichtschreibung glaubt über diesen vielfach beurtheilten Mann das Schlußwort sprechen zu müssen. Bei den vielen Monographien, welche zur Beleuchtung seines Charakters erschienen sind, ist im Ganzen wenig von Belang herausgekommen. Im Allgemeinen machen sich ihre Verfasser die Sache etwas bequem. Sie benutzen das vorhandene Material, ohne ihre Zeit mit neuen Forschungen zu vergeuden, und dann glauben sie, sich und ihrer Mitwelt genug gethan zu haben, wenn sie über das ganze Gericht, welches sie dem Publicum aufzutischen im Begriff sind, irgend eine piquante Sauce allgemeiner Floskeln und leichtfertiger Betrachtungen gegossen haben. Auch die neueste Nummer von der langen Liste der Werke, welche über den Vater des gegenwärtigen Königs erschienen sind, ist ziemlich arm an neuen Resultaten. Sie bildet das erste Heft einer Sammlung von Studien über die französische Revolution. („Etudes révolutionnaires. Philippe d'Orléans Egalité. Monographie par *A. Ducoin.*") Neue Gesichtspunkte oder solche Notizen, welche bis jetzt der Nachforschung gewissenhafter Historiker entgangen wären, sucht man in dieser Schrift vergeblich, sprechen ihr indessen nicht alle Brauchbarkeit ab.

Paul de Musset.

Der Groll, welchen man in Deutschland gegen Alfred de Musset hegte, weil derselbe auf eine etwas derbe Weise (vertement) dem Becker'schen Rheinliede, das nun auch schon Antiquität geworden ist, geantwortet hatte, scheint sich jetzt so ziemlich gelegt zu haben; wenigstens lassen sich unsere gewissenhaften Übersetzer dadurch nicht abhalten, die anmuthigen Erzählungen seines Bruders Paul de Musset nach Herzenslust auszubeuten. Letzterer kann zwar, was eigentlich dichterische Productionskraft anbetrifft, seinem jüngern Bruder nicht gleichgestellt werden; aber was ihm an Erfindung abgeht, das ersetzt er durch Sorgfalt und Sauberkeit der Ausführung. Einige seiner kleinen Erzählungen, welche sich auf dem glatten Parquetboden des 17. Jahrhunderts bewegen, sind wahre kleine Cabinetstückchen. Wir erhalten jetzt aus seiner Feder eine Reihe ansprechender Skizzen, welche er von seiner Reise nach Italien zurückgebracht hat. Sie führt den Titel „Course en voiturin" (2 Bde.). Dieses Werk zeichnet sich vor den meisten Productionen der ergiebigen Touristenliteratur, welche mit Bezugnahme auf Italien erschienen sind, vortheilhaft aus. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 273. —— 30. September 1845.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Von der Unsittlichkeit des Cölibats und dagegen von der sittlichen Würde der Ehe legt unmittelbares Zeugniß ab:

8. Katharina von Bora oder Dr. M. Luther als Gatte und Vater. Ein Beitrag zur Geschichte der Priesterehe u. s. w. Von F. G. Hofmann. Mit dem Bildniß der Katharina von Bora. Leipzig, Klinkhardt. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Geschichte von Luther's Ehe, der Ehe des Mönchs mit der Nonne, welche den Papisten zum Hohn und Trotz vollzogen und von denselben so hart geschmäht und verlästert worden ist, wird in diesem Buche gründlich (mit Anführung der Quellen) und gut erzählt. Der Verf. scheint aber nicht alle Schriften über die Flucht der Katharina von Bora aus dem Kloster gekannt und benutzt zu haben, welche Seidemann in seinen „Gründlichen Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden" (Dresden 1844) anführt, bei Gelegenheit der Darstellung der Flucht der Herzogin Ursula von Münsterberg aus dem Kloster St.-Mariae Magdalenae de poenitentia zu Freiberg. Die urkundliche Darstellung dieser Flucht beweist zugleich, was Hofmann nur als Vermuthung ausspricht, welche Aufregung die Schriften Luther's damals auch in den Nonnenklöstern hervorgerufen hatten. Angehängt ist dem Buche unter dem Titel „Vorzüglichste Quellen" ein reichhaltiges Verzeichniß von Schriften, die sich auf Luther und dessen Ehegattin beziehen. Auch hier vermisse ich die angeführte wichtige Schrift von Seidemann sowie die Aufsätze von Möller und Veesenmeyer über die aus Nimtschen befreiten Nonnen, welche im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" (1828, Nr. 131 und 288) stehen, und von Seidemann sehr gelobt werden.

Ein gewiß höchst zeitgemäßes Unternehmen ist die Herausgabe kleiner Luther'scher Streitschriften, wie eine solche in

9. Luther und Rom. Erstes und zweites Heft. Grimma, Gebhardt. 1845. 8. 16 Ngr.

unternommen worden. Das erste Heft enthält: „Luther's Vermahnung an die Geistlichen, versammelt an dem Reichstage zu Augsburg von 1530", das zweite Heft: „Luther's Warnung an meine lieben Deutschen von 1531" und „Luther's letzte Predigt 1546". In allen drei Schriften gedenkt Luther des trierschen Rockes, der auch damals, wie wieder in unsern Tagen zur öffentlichen Verehrung ausgestellt worden war. In der zweitgenannten Schrift äußert sich Luther über denselben also:

Item du mußt auf dich laden und helfen stärken das verführliche, lügenhafte, schändliche Narrenspiel des Teufels, das sie mit dem Heiligthum und Wallfahrten getrieben haben, und noch keinesweges gedenken zu büßen. Hilf Gott, wie hat es hie geschneiet und geregnet, ja eitel Wolkenbrüche gefallen, mit Lügen und Bescheißerei! wie hat der Teufel hie todte Knochen, Kleider und Geräthe aufgemutzt. Wie sicher hat man allen Lügenmäulern geglaubt! Wie ist man gelaufen zu den Wallfahrten, welches Alles der Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche haben bestätigt oder je zum wenigsten geschwiegen, und die Leute lassen irren, und das Geld und Gut genommen. Was that allein die neue Bescheißerei zu Trier mit Christi Rock? Was hat hie der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt und so unzählige falsche Wunderzeichen verkauft? Wenn alles Laub und Gras Zungen wären, sie könnten allein dies Bubenstück nicht aussprechen. Noch müssen wir zusehen, daß sie es nicht bekennen noch büßen, sondern erhalten, stärken und bessern wollen; darzu durch deinen Leib und Blut.

Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie bedeutungsvoll es ist, daß Luther just in seiner letzten Predigt, die er wenige Tage vor seinem Tode in Wittenberg gehalten, nochmals gegen den Unfug mit dem Rocke in Trier geeifert hat, und daß aus der Ereiferung wider eben denselben Unfug auch der jüngste, sich immer großartiger gestaltende Abfall von Rom hervorgegangen ist.

Hieran schließt sich:

10. Wider das Papstthum zu Rom von Martin Luther. Leipzig, Müller. 1845. 8. 5 Ngr.

ein Auszug aus Luther's Schrift von 1545, welche kurz vor dem Trientiner Concilium erschien und zunächst wider zwei Schreiben des Papstes Clemens VII. an Kaiser Karl V. gerichtet ist. In diesen Schreiben hatte der Papst dem Kaiser heftige Vorwürfe über seine Gelindigkeit gegen die Protestanten gemacht und auf das entschiedenste erklärt, daß an keine Änderung auch nicht der geringsten Ordnung des Priesterthums zu denken sei.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Ablaßandacht für die Mitglieder des katholischen Missionsvereins. Nebst einer geschichtlichen Einleitung über das Missionswesen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 12. 2½ Ngr.

Digitized by Google

Bode, B., Heiliger Vater. Oder: Der Papst und sein geschmähter Name. Predigt. Magdeburg, Mazzucchi. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Vertraute Briefe über neuere jüdische Schriftsteller. Erste Lieferung. Bockenheim, Levy. Gr. 8. 4 Ngr.

Dankadresse an die römisch-katholische Geistlichkeit wegen eifriger Beförderung der deutsch-katholischen Sache. Leipzig, Müller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eckenbrecher, G. v., Die Insel Chios. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 8. März 1845. Berlin, Bethge. Gr. 8. 10 Ngr.

Festgebete von einem Züricherischen Synodalen. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 4. 3 Ngr.

Fortschritt — Zeitgeist — Toleranz — christliche Nächstenliebe — Glaubensfreiheit — Lehrfreiheit. Eine Fortsetzung der Schrift: „Ansicht eines Laien über die Frage: Was ist das Essentielle des Christenthums?" Den protestantischen Lichtfreunden gewidmet von demselben Verfasser. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Freimuth, E. W., Die wichtigsten Grundlehren und Vorzüge der neuen Psychologie Dr. Beneke's, dargestellt und begründet in einem Sendschreiben an den Beurtheiler von Dreßler's Seelenlehre als Naturwissenschaft. Geschrieben für Alle, welche mit der alten Psychologie nicht begraben werden, sondern mit der neuen segenverbreitend durchs Leben wandeln wollen. Bautzen, Schlüssel. Gr. 8. 18 Ngr.

Geußler, W. A. F., Wie der evangelische Christ die Bewegungen der Zeit in dem Schoose der christlichen Kirche zu betrachten hat. Predigt. Coburg. 8. 3 Ngr.

Hagen, A. v., Beiträge zur Reform der Advocatur in Deutschland und insbesondere in den altpreußischen Provinzen. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Hänßchel, F. A., Cantor Lindner's funfzigjährige Amtsjubelfeier, oder Lehrerleid und Lehrertrost. Uderf, Müller. 8. 3 Ngr.

Haß, J., Offene Aufforderung zu einer öffentlichen Disputation über 135, die jetzigen Religionswirren betreffenden Sätze. Berlin, Moeser und Kühn. 12. 2½ Ngr.

Heller, A., Rußland im Jahre 1844. Ein Nachtrag zu dem enthüllten Rußland oder Kaiser Nikolaus und sein Reich. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 15 Ngr.

Henhöfer, A., Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Zeugniß für Priester und Volk. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Herrfeldt, J. v., Die Post-Reform, ihr Anfang, Fortgang und die Mittel zu ihrer Vollendung. Frankfurt a. M. Gr. 8. 5 Ngr.

Hertel, L. G. E., Welche Bedeutung hat für uns der westfälische Friedensschluß? Werden den Tag desselben Katholiken mit Lutheranern und andern Reformirten in diesem Jahre gemeinschaftlich feiern — und was ist zu berücksichtigen und zu thun, um dieses zu bewirken? Salzungen, Bocke. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoffmann, E. A. C., Das ewig gültige Evangelium von Jesu Christo. Predigt. Wittenberg, von Schröter. 8. 2 Ngr.

Irmler, J. G. F., Johannes Ronge und der Candidat der Theologie Dr. Emil Francke, sowie die Freunde der Glauchauer Petition im Lichte des Evangeliums. Eine Erwiderung. Leipzig, Thomas. 8. 5 Ngr.

Maier, Erwiderung auf das von Dr. G. Frankel an mich gerichtete Schreiben. Stuttgart, Beck und Fränkel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Tod und die Todesfeier Dr. Martin Luther's. Eine Erinnerungsschrift zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des Todestages Dr. M. Luther's 1846. Gotha, Müller. 8. 6 Ngr.

Pfeiffer, K., Die Freiheit der evangelischen Kirche. Reformationspredigt über Galater 5, 1. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pistorius, H. A., Was und wo ist die lutherische Kirche? Eine Frage unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Preußen beantwortet aus den lutherischen Glaubensschriften. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 8. 15 Ngr.

Die Post und die Eisenbahnen im Königreich Württemberg. Entgegnung auf die Druckschrift: „Über das Verhältniß der fürstlich Thurn- und Taxis'schen Postverwaltung zu den Eisenbahnen. Frankfurt a. M. 1845." Stuttgart, Beck und Fränkel. Gr. 8. 5 Ngr.

Rau, H., Erinnerung an die Gründung einer deutschkatholischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. und ihren ersten öffentlichen Gottesdienst. Nebst Predigt des Herrn Pfarrers Kerbler. Frankfurt a. M., Körner. Gr. 8. 6 Ngr.

Reichard, F., Über Rationalismus der Gegenwart und Josua X, V. 12—15. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sattler, Das Ende eines Branntweintrinkers. Eine wahre Geschichte aus dem Leben. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 1½ Ngr.

Schulze, W., Die Trennung der Deutsch-Katholiken von Rom, in ihrem Ursprunge und Fortgange, dem deutschen Volke erzählt. Magdeburg, Baensch. Gr. 16. 8 Ngr.

Sieger, A. v., Das Zeugniß der allgemeinen Kirche von der Lehre Jesu Christi. Nachdenkenden Christen vorgelegt. Düsseldorf, Roschütz und Comp. 12. 7½ Ngr.

Ein Stündchen unter den sogenannten protestantischen Freunden, oder Rüge und Widerlegung der am 31. October 1844 auf dem Börsensaale zu Magdeburg gehaltenen öffentlichen Vorträge zweier evangelischen Pastoren, der Herren K. und Dr. E. Nebst einer darin enthaltenen Würdigung der kirchlichen Lehrfreiheit, und einer Vertheidigung des Hauptreformators Dr. M. Luther aus seinen Schriften, gegen die ihm von Hrn. Pastor Dr. E. gemachten Beschuldigungen. Von einem Freunde der protestantischen Kirche. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Vide, cui fidas! Trau, schau, wem! Oder: chronologisch geordnete Zusammenstellung aller sich auf das offene Sendschreiben der Anna Czerska an ihren Sohn Johann Czerski beziehenden Actenstücke und sonstigen Belege zur selbsteigenen Prüfung und Urtheilsfällung jedes Unbefangenen hiermit veröffentlicht. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Wildenhahn, C. A., Warum es uns gebühret, an dem allgemeinen Bekenntnisse unserer evangelisch-lutherischen Kirche getreulich festzuhalten. Predigt. Bautzen, Schlüssel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Romanliteratur.

1. Adalay. Ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart von Anton Bilney. Manheim, Wassermann. 1845. 8. 2 Thlr.

Derselbe Verfasser gab voriges Jahr ein Buch über Ungarn heraus, welches Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Roman und der Autor war der Held desselben. Er verließ sein unterdrücktes Vaterland, um in Kaukasien bei den Tscherkessen für die Freiheit und gegen die Sklaverei zu kämpfen. Jetzt schreibt er einen Roman in Kaukasien, worin er abermals eine Rolle spielt. Er hat seinen Namen verändert, und nennt sich Reywill; sein Stil ist nicht besser geworden, ebenso wenig als seine Gedichte; das Schwülstige des Vortrags paßt indeß zu dem Volk, in dessen Schoos er lebt. Er schildert Sitten und Gebräuche jener Nation, Trachten, Wohnungen, häusliche Einrichtungen mit großer Farbenpracht. Mehre der großen berühmten Schlachten und Gemetzel, deren Resultate uns die Zeitungen in der Anzahl der Gefallenen mittheilten, werden im Detail geschildert. Viel Humor und Leben herrscht in dem Buch, man sieht, daß der Autor mit erlebt, gekämpft, gehofft und gefürchtet hat; besonders ist er durchglüht vom heftigsten

Digitized by Google

Haß gegen die Russen, die er sowol als Individuen als auch in der Masse schildert; der Gegensatz ihrer Sklaverei zu der Freiheit der Tscherkessen wird überall herausgehoben. Als charakteristisch führt er an, daß die russischen Gefangenen, welche die Tscherkessen bedienen, als freie Russen bezeichnet werden; sie sind theils durch die Chancen des Kriegs in des Feindes Hände gekommen, theils übergelaufen aus Abscheu vor der Knute und im Druck jeglicher Entbehrung. So finden wir einen gemeinen Soldaten, welcher, als er an dem Magazin Schildwacht gestanden, von seinem Hauptmann den Befehl erhielt, das Magazin anzuzünden. Es sollte am andern Tage eine Inspection vorgenommen werden und der Capitain fürchtete seine mangelhafte Vorsorge, sein bedeutender Unterschleif möchte ans Tageslicht kommen. Der Soldat, welcher die Ordre seines Offiziers befolgt, ward ins Gefängniß geworfen, doch der Offizier gab ihm Gelegenheit zu entkommen, damit er selbst nicht verrathen werde. Da floh der Soldat zu den Tscherkessen und fühlt sich dort als Sklave freier als in der russischen Armee. Die Zustände der russischen Armee werden oft auf grauenhafte Weise geschildert:

„Seht, dort schleicht aus einer Lehmzelle heraus ein Gemeiner mit aufgedunsenem Gesicht, mit Augen ohne Wimpern und rother Liderfassung — und schwankt entgegen der wassergefüllten Mulde an der Holzhütte. Er hält einen dunkeln Gegenstand in der Linken, einen Schuh, eine Eichenrinde, einen trockenen Mistkuchen — oder so etwas Aehnliches, und streckt während des Ganges seinen siechen Körper mühsam nur in die vorgeschriebene Haltung hinein und salutirt auch noch den streng-nachschauenden Offizier. Er wirft das Ding aus seiner Linken in den Trog hinein, setzt sich dann auf die Erde, legt den schweren Kopf in die Hände und bleibt so eine Weile, ohne sich um Gesang und Lärm zu kümmern. Wie er ausgeträumt hat, erhebt er sich, zieht das Ding aus dem Wasser, setzt sich nieder damit auf die Erde, bringt es mit beiden Händen an den Mund und — nutscht und nutscht daran. Da blickt der Offizier hin und sagt: Wie lange schon der Kerl an seinem Commisbrot frißt! — Nun? — »Fort, fort! von diesem Orte des Elends und der Noth.« Nicht doch; ihr sollet bleiben, ihr sollet den Kerl fressen sehen bis er stirbt. Er sah auch schon in seinem Leben Braten und Wein genießen und er wird auch gewiß jenes letzte Gelüste danach fühlen. Reicht ihm daher am harten Sterbelager diese geringe Gabe! er hat sie, wie jetzt, auch in den gesunden Stunden seines Lebens für das höchste Erdengut gehalten. Er träumte auf den Wachtposten, auf dem Nachtlager stundenlang davon — nur einmal wünschte er, sich so recht satt zu essen. Daher versagt ihm nicht die kleine Gabe — Mitleid! — aber weg mit der Knute! nur jetzt weg damit — laßt ihn doch ruhig verenden! Wie er sich windet! — er glaubt unter ihr zu erliegen.“

Folgende Anekdote spricht nicht für russische Rechtlichkeit: „Im Jahre 1829 erlitt General Rosen von dem Tscherkessenhäuptling Hamsad-Bei eine bedeutende Schlappe in den Thälern Dagestháns. Am folgenden Tag lud der russische General seinen gestrigen Gegner zum Gastmahle, um, wie es in der Einladung lautete, hierbei gegenseitige Unterhandlungen anzuknüpfen und auch abzuschließen. Im angestammten Glauben an die Unverletzlichkeit des Gastrechts erschien auch Hamsad-Bei mit seinem Bruder bei dem überaus freundlichen Wirthe, und ließ es sich dort um so besser behagen, als vor dem Mahle schon die Verhandlungen dem Kaukasier ein gutes Ende versprachtn. Es wurden auch Toaste auf die künftige Freundschaft, auf die treue Erfüllung der gegenseitigen Verpflichtungen u. s. w. ausgebracht, und als sich trotzdem die Gäste zweifelhaft und ohne Resultat entfernen wollten, wurden sie gebunden und als Beute eines gelungenen Stratagems zum Oberbefehlshaber nach Tiflis gebracht. Dieser berichtete schnell das Ereigniß nach Petersburg; der Kaiser jedoch befahl, im bessern Rechtsgefühle, die Gefangenen frei zu lassen, ihnen eine Pension anzubieten und sie überdies noch zu beschenken. Die Kaukasier blieben bei all den schönen Worten des Oberbefehlshabers einsylbig, nahmen die Geschenke und sandten sie den Russen von ihrem freien Boden wieder zurück.“

Die Schilderungen der tscherkessischen Zustände sind unparteiische, der Autor läßt dem Verdienst wie den Mängeln der Naturzustände Gerechtigkeit widerfahren. Der Liebesroman ist unbedeutend. Reyvill liebt Adalay, die Tochter seines Gastfreundes, er bekämpft aber diese Liebe und hält sich fern von ihr. Sie gilt als eine Prophetin und ihrem Rath folgt das ganze Dorf, eine ganze Kriegerschar. Er scheidet zuletzt von diesen vielfach bedrohten in ihren Rechten angefochtenen Völkern, während er erkennt, „daß die rohe Freiheit verblutend gestürzt werden muß, um sich wieder geläutert zu erheben“. „Er fühlte daher auch den eigenen Lebenszweck doppelt verfehlt. Wie noch nie mahnte es ihn heute an die Vergesellschaftung seiner civilisirten Brüder in Europa, und als deute der Finger der Vorsehung auf die leere Stelle, die er dort einzunehmen bestimmt war, wollte er folgen dem Wink und zurück, zurückwallen in die Gesellschaft, wo man sich haßt, aber auch liebt, wo man sich andrängen kann in den bösen Stunden der Lebenskämpfe an die treue mitfühlende Menschenbrust.“

2. Das Haus der Nichte. Novelle von St. Nelly. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1845. 8. 2 Thlr.

Ein recht anmuthiger Familienroman in der Art wie „Das Haus“ von Frederike Bremer. Eine etwas exaltirte sich nach einem Wirkungskreise und nach Liebe sehnende Tante tritt in das Haus ihrer Nichte und schildert die einfachen Verhältnisse, die ganz auf das Familienleben berechnete Erziehung der Kinder; ihre eigenen Ansichten weichen sehr von den in der Familie bestehenden ab, Erziehungstheorien werden verhandelt. Die Tante verläßt endlich die Familie, wo sie sich nicht verstanden fühlt, um zu einer andern zu ziehen, welche ihren Ansprüchen an äußere Elegang besser genügt; sie wird dort um ihr Vermögen betrogen und kehrt verarmt in der Nichte Haus zurück. Das Bestreben, ihre Erziehungstheorien durch den Druck zu veröffentlichen, findet auch keinen Erfolg. Alle diese Erfahrungen bringen sie endlich zur Besinnung und sie wird zuletzt noch eine ganz vernünftige Person, was Ref. beinahe als ein Wunder erschien, da solche exaltirte Charaktere gewöhnlich nur von einer Schwärmerei genesen, um in eine andere zu verfallen. Der Leser erlebt nun, daß nach und nach die verschiedenen Kinder versorgt werden, und ihre praktische Erziehung ihnen ein glückliches Loos bereitet. Der Roman führt die verschiedenen Charaktere, die er aufstellt, und worunter auch äußerst originelle sind, treu durch, und Ref. kann das Familiengemälde als ein gelungenes anpreisen.

3. Heinrich von Sachsen. Roman von Philipp Otto von Münchhausen. Drei Theile. Hanover, Kius. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein historischer Roman ist jetzt eine schwierige Aufgabe. Die Muse Klio hat im 19. Jahrhundert außerordentliche Fortschritte gemacht; die Geschichte wird immer mehr gesäubert von Irrthümeen, man berichtigt immer von neuem und nimmt es immer genauer mit der Wahrheit, auch bemüht man sich, die wahren einfachen Begebenheiten so schön als möglich zu erzählen. Wäheend man sonst ein historisches Werk wie ein ernstes Studium las, kann man es jetzt zur Erholung lesen, und das Bedürfniß nach den historischen Romanen ist nicht mehr so vorhanden wie ehedem. Deshalb fodert man nicht nur streng historische Wahrheit nebst der gehörigen Färbung der Zeit, sondern man verlangt auch eine schöne unterhaltende romantische Ausschmückung. Wenn vorliegendes Werk nun auch dem ersten Anspruch genügt, so bleibt es jedoch hinsichtlich des letztern sehr zurück. Wie ein altes schönes Gebäude, welches Menschen und Schwalben mit ihren eigenen Wohnungen verbaut haben, so erscheint uns die Geschichte des Herzogs von Sachsen in der vorliegenden Gestalt, und wenngleich dem Verf.

Digitized by Google

recht bedeutende Verdienste nicht streitig zu machen sind, so hat er doch das Verdienst angenehmer Unterhaltung durchaus nicht an uns bewährt. Die Romangestalten sind ohne Leben und ohne Wahrheit, voller Verzeichnungen, und der Narr mit seinen an den Haaren herbeigezogenen Witzen wird oft lästig.

46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Studium der classischen Dichter des Alterthums.

Es wäre gar keine uninteressante Aufgabe für den Literaturhistoriker, wenn man den Einfluß der alten classischen Dichter auf die dichterische Production, wie er sich in den verschiedenen Perioden der französischen Literatur herausstellt, schildern wollte. Es gäbe dies einen ganz beachtenswerthen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der französischen Nationalliteratur. Einen Hauptmoment einer solchen Darstellung würde der Streit Lamotte's, der Dacier u. A. über den Werth und Unwerth der alten Dichter bilden, den Michiels in seinem „Des idées littéraires" auf eine geistvolle Weise, wennschon etwas fragmentarisch, behandelt hat. Die lebhaften Discussionen, welche bei dieser Gelegenheit zum Theil mit Erbitterung und einem Eifer, der nicht selten über das Ziel hinausschoß, geführt wurden, bilden eigentlich den Wendepunkt und die Zeit der eigentlichen Gährung; deshalb war eben Michiels vollkommen berechtigt, bei der Geschichte der modernen literarischen Ideen von diesem Federkampfe auszugehen. Wenn man recht deutlich den Unterschied ins Auge fassen will, welcher zwischen der blinden, vorurtheilsvollen Bewunderung, mit der man allen Erzeugnissen der antiken Muse unbedingt das Wort redete, und der Art und Weise besteht, wie man jetzt in Frankreich die verherrlichten Dichter des griechischen und römischen Alterthums beurtheilt, so braucht man nur die Vorrede, in der Delille vor seiner bekannten Übersetzung die Verächter Virgil's vom Katheder seiner akademischen Erhabenheit herab der öffentlichen Verachtung preis gibt, mit der Einleitung zu vergleichen, welche Duchemin seiner vortrefflichen Übersetzung dieses vielgepriesenen Dichters vorangeschickt hat. Während Delille im Triumph seiner Siegesgewißheit es kaum für nöthig hält, die Angriffe, welche auf den Dichter der Äneide gemacht sind, leichthin zurückzuweisen, muß der spätere Übersetzer sich schon der undankbaren Mühe einer förmlichen Widerlegung unterziehen. Er muß es gewissermaßen rechtfertigen, daß er seinen Zeitgenossen es noch zumuthet, zum alten „Pedanten" Virgil zurückzukehren. Diese Bearbeitung, von der wir — was gewiß in jeder Beziehung eine seltene Erscheinung ist — bereits eine dritte Auflage erhalten haben, verdient aber auch in anderer Beziehung noch alle Beachtung. Sie kann für einen offenbaren Fortschritt auf der schlüpferigen Bahn der poetischen Übersetzungen gelten. Während sich bei Delille's Arbeit der Flitterstaat der Rhetorik auf eine unleidliche Weise breit machte, schließt sich Duchemin mit möglichster Leichtigkeit an sein Original an. Überall zieht er die einfachen, natürlichen Wendungen dem hohlen, falschen Pathos vor, das uns bei Delille fast aus jeder Zeile entgegengähnt. Seine Arbeit ist aber auch nicht ein Werk, was an die Leichtfertigkeit der Fabrikübersetzer erinnert, sondern das Product der äußersten Gewissenhaftigkeit. Nachdem sich Duchemin einmal von der Haltlosigkeit und Ungenießbarkeit der Delille'schen Übersetzung überzeugt hatte, machte er sich ans Werk, seinen Lieblingsdichter in einem einfachern, ansprechendern Gewande dem Publicum vorzuführen. So erschien im J. 1826 zuerst die Äneide. Der Übersetzer wurde für seine gewissenhafte Arbeit durch eine günstige Aufnahme entschädigt. Nach 11 Jahren war die neue Bearbeitung des ganzen Virgil zu Ende geführt. Diese Bearbeitung hatte, wie gesagt, einen solchen Erfolg, daß vor kurzem schon die dritte Auflage (in drei Bänden) erschienen ist. Der Bearbeiter hat darin eine Verpflichtung für sich gesehen, seine Übersetzung fortwährend der sorgfältigsten Feile zu unterwerfen. So sind auch wieder in dieser neuesten Ausgabe viele Flecken getilgt und verbessert, sodaß etwa 4000 Verse vom unermüdlichen Verf. eine Umarbeitung erlitten haben. In unserer Zeit, wo die Modeschriftsteller guten Muthes meinen, man könne die Meisterwerke aus den Ärmeln schütteln, verdient eine so liebevolle Hingebung an eine Arbeit, welche man sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, doppelte Anerkennung.

Magnetismus.

Um die schroffen Gegensätze der Gegenwart noch greller zu machen, taucht seit einiger Zeit wieder der wunderbare Schwindel des Magnetismus auf, der sich mit den materiellen Richtungen der Jetztzeit und den praktischen Ideen, denen heutigen Tages die Herrschaft der Welt gebührt, schwer in Einklang bringen läßt. Wenn auch Jedermann gern einräumt, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen der armselige menschliche Geist sich nichts träumen läßt, so läßt sich doch auch auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß die „Schattenseiten der Natur" zu häufig von Abenteurern zu Betrügereien und Täuschungen ausgebeutet werden, als daß man den Spuk, welcher mit Magnetismus und Somnambulismus getrieben wird, so unbedingt für volle Wahrheit halten könnte. Unter den vielen Werken, welche uns die letzte Zeit über dieses ergiebige Modethema gebracht hat, ist viel leere Spreu und Vieles, was auf die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge berechnet ist. Zu den wenigen Schriften dieser Art, welche eine ausnahmsweise Beachtung verdienen, gehört folgende: „Des hallucinations ou histoire raisonnée des apparitions, des visions, des songes, de l'extase, du magnétisme et du somnambulisme", von A. Brierre de Boismont. Dieses Werk hat schon den Vorzug, daß es, statt fortwährend ins Blaue hineinzuschwebeln, sich im Ganzen mehr auf Thatsachen stützt. Ob indessen diese wiederum nicht vielleicht noch eine strenge Sichtung zulassen und nicht zum Theil einer tiefern Begründung ermangeln, ist freilich wieder eine andere Frage. Aber wo ist hier eine ganz untrügliche und sichere Ermittelung möglich? Der Verf. theilt sein Werk in zwei Abtheilungen, von denen die erstere der Theorie gewidmet ist, die letztere aber eine sehr reiche und mannichfaltige Zusammenstellung mehr oder minder gut begründeter Thatsachen enthält. Wir erhalten in der ersten Hälfte außer den eigenen Ansichten des Verf. zugleich noch einen Überblick über die Theorien und Systeme, welche über das räthselhafte Treiben der Geisterwelt und über die phantastischen Erscheinungen des Magnetismus zu den verschiedensten Zeiten aufgestellt sind. Aus alle Dem gewinnt man aber immer nur die Überzeugung, daß der Seher noch kommen soll, dem es gegeben ist, die Siegel des geheimnißvollen Buches zu lösen.

Provinzialgeschichte.

Mit besonderm Vergnügen bemerken wir, daß der Eifer, welcher seit einiger Zeit mehre ganz tüchtige Gelehrte zur Behandlung der Special- und Provinzialgeschichte antreibt, in den jüngsten Tagen durchaus nicht zu erkalten angefangen hat. Die französische Nationalgeschichte hat sich einen großen Gewinn davon zu versprechen, daß man, statt sich im leeren Allgemeinen umherzutummeln, lieber anfängt, sich vom großen Ganzen irgend ein kleineres Gebiet zur liebevollen Pflege auszuwählen. Wir haben seit einigen Monaten schon einige ganz gediegene Werke dem Publicum vorgeführt, welchen, obgleich sie sich eben nur auf die früher so vernachlässigte Provinzialgeschichte beziehen, eine bedeutende Stelle innerhalb der historischen Literatur gebührt. An diese Werke reiht sich eine neue beachtungswerthe Erscheinung an, welche vor kurzem der Öffentlichkeit übergeben ist. Dieses umfangsreiche Werk ist der interessanten Geschichte der Provinz Berry gewidmet, und führt den Titel: „Histoire du Berry depuis les temps les plus anciens jusqu'en 1789", von Raynal (4 Bde.).

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 274. — 1. October 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.*)

3. Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien; 1842—44. Von Theodor Freiherr von Hallberg-Broich. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 3 Thlr. 11½ Ngr.

Nichts ist unangenehmer und widerwärtiger als die zahlreiche Classe der modernen Reisenden, welche ihren langweiligen Weltschmerz und ihre vornehme Zerfahrenheit nach allen Himmelsgegenden hin umhertragen, und dann in ihren leeren, ungenießbaren Reisebeschreibungen und -Schilderungen ihr liebes Ich auf eine selbstgefällige Weise bespiegeln. Obgleich der gesunde Sinn des Publicums sich längst von Werken dieser Art mit gründlichem Ekel abgewendet hat, so bilden auf dem weiten Gebiete der Reiseliteratur die Schriften mit rein subjectiver Färbung, in denen lediglich der Eitelkeit des Verfassers gefröhnt wird, leider immer noch die Mehrzahl. Wenn man aber schon im Allgemeinen dadurch, daß sich überall und bei jeder Veranlassung die gleichgültige Persönlichkeit des Reisenden in den Vordergrund drängt, auf eine unangenehme Weise berührt wird, so steigert sich der Unwille des Lesers nothwendig noch höher, wenn diese Persönlichkeit an sich schon eine nichtssagende, verschwimmende und bedeutungslose ist. Daher kommt es denn eben, daß uns aus den zahllosen „Weltfahrten", „Spaziergängen" und „Reiseeindrücken", welche mit steigender Flut den literarischen Markt seit dem ersten Erscheinen der Heine'schen „Reisebilder" immer mehr überschwemmen, eine unaussprechliche Leere entgegenwidert. Nirgend treten uns hier bestimmte Formen, immer nur leere, gestaltlose Allgemeinheiten und die persönlichen Beziehungen des Reisenden entgegen, welche uns bis zum Ekel aufgetischt werden. Flüchtige Begegnungen mit Personen, welche uns ihrerseits wiederum völlig gleichgültig sein können, Wohlbehagen oder Mißfallen über gleichgültige, vorübergehende Erlebnisse, phrasenhafte Betrachtungen und Reminiscenzen, die mit den Haaren herbeigezogen werden, das sind so ungefähr die hauptsächlichsten Elemente, aus denen die Reisewerke mit modernem Gepräge gebildet sind.

Erträglich werden diese Werke noch einigermaßen, wenn die Touristen, deren Herzensergießungen wir über uns ergehen lassen müssen, uns durch eine gewisse gediegene, kernhafte, gesunde Persönlichkeit entschädigen. Deshalb allein können wir die Schrift, deren vielversprechender Titel an der Spitze dieses Aufsatzes steht, nicht mit jenen wasserfarbenen Reiseschilderungen, wie wir sie soeben bezeichnet haben, zusammenwerfen. Freilich stehen auch hier die wenigen Körner Waizen, welche sich etwa finden ließen, gegen unendlich viel Spreu im argen Misverhältniß, und vergeblich würde man sich nach einer wirklichen Belehrung, ja nur nach einer wahrhaft ersprießlichen Notiz umsehen; aber der Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, ist doch wenigstens ein lebensvoller, abgerundeter Charakter. Dies allein entschuldigt für die langweiligen, sandigen Wüsten seines Werkes, durch die man sich hindurchtreiben muß. Wie gern läßt man sich seine grillenhaften Launen, seine Sonderbarkeiten und Extravaganzen gefallen, wenn man die Überzeugung gewinnt, daß der Reisende nicht einer jener wesenlosen Schatten, wie sie uns in unserer verschwimmenden Gegenwart in Unzahl begegnen, sondern ein kräftiger, energievoller Mensch ist, der seine volle, frische Lebenskraft selbst im hohen Greisenalter noch nicht verleugnet. Ein solches Bild aber gewinnen wir von dem bekannten „Eremiten von Gauting" auch aus seinem neuesten Werke wiederum, in dem er, was anzuerkennen ist, uns noch weniger als früher mit seinen persönlichen Eindrücken und Schilderungen behelligt. Was ist dieser rüstige, derbe Greis mit langem Barte und im sonderbaren Aufzuge doch für ein ganz anderer Charakter als jene leeren, abgeschliffenen Touristen, die

*) Vergl. den ersten [illegible] zweiten Artikel in Nr. 153—154 und 206—208 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

in Frack und Manschetten sich uns als Reisebegleiter aufdrängen! Hier ist Natur und sprudelnde Kraft, dort Ohnmacht und affectirtes, abgeschwächtes Wesen. Jene lassen uns kalt und theilnahmlos, während wir bei Hallberg trotz der Formlosigkeit und — um es gerade herauszusagen — der Unbrauchbarkeit seines Buches eines gewissen Interesse uns nicht erwehren können.

Unser wackerer Reisende, der bei seinem hohen Alter den Wanderstab noch so rüstig schwingt, und dem man es deshalb wol gern nachsieht, wenn sein Stil etwas ungefügig und verrenkt, sein Ideengang mangelhaft und verworren scheint, hat sich glücklich zu schätzen, daß der Sturm des Russenhasses sich für den Augenblick wenigstens etwas gelegt hat. Welche Flut von Schimpfreden und Verleumdungen würde sonst schon über ihn hereingebrochen sein; denn man kann es nicht leugnen, seine ganze Schrift läuft eigentlich auf eine Verherrlichung des Kaisers von Rußland hinaus. Derselbe bildet die Sonne, um die sich Alles dreht, und es scheint fast, als ob die andern Schilderungen nur als Staffage um sein erhabenes Bild gereiht wären. Pückler konnte von Mehemet-Ali, „dem Regenerator des Orients und dem Beglücker von Millionen", nicht mehr bezaubert sein als Hallberg es von der imposanten Persönlichkeit des Selbstherrschers aller Reussen ist. Überall stoßen wir in seiner vorliegenden Schrift auf die lebhaftesten Ausbrüche einer maßlosen, unbegrenzten Bewunderung.

Gleich am Anfange des Werkes finden wir folgende in etwas verzwicktem Stile geschriebene Dedication, welche am Eingange wie ein Altar dasteht, auf dem eine Wolke von Weihrauch dampft:

Sr. Majestät dem Kaiser wünsche ich Glück, Heil und Segen, und mit seinem Volke alles Gute, und daß die Russen immer gute Freunde von Deutschland bleiben, wie sie es im letzten Kriege gewesen, und Deutschland ewig dankbar anerkennen muß.

Wie gesagt, wie schlimm würde es dem Verf. in der Tagespresse ergehen, wenn er diese Zeilen zu jener Zeit hätte drucken lassen, wo die Verwünschungen Rußlands der vielbesprochenen „Pentarchie" wie dumpfe Schläge nachdröhnten. Er würde verketzert und als Frevler am Vaterlande verfolgt werden. Aber die Deutschen sind einmal friedfertig und langmüthig, und ihr Groll hat ein kurzes Gedächtniß. Dazu kommt, daß sie sich gern in Rhetorposition stellen und dann, wenn sie ihrem Unmuthe in langen Reden Luft gemacht haben, glauben, Alles sei gut. Nachdem man nun die „Pentarchie", welche man als eine bescheidene Anfrage auffaßte, wie es mit der Suprematie über die kleinen deutschen Staaten stände, mit Worten zurückgewiesen hat, wiegt man sich in der Hoffnung, einen gewaltigen Eindruck gemacht zu haben, wieder in den süßen Schlaf. Deshalb wird diese laute Bewunderung des russischen Heroen von den Journalisten, welche sich ehedem noch als fürchterliche „Russophagen" brüsteten, nicht allzu übel vermerkt werden, und nur der Umstand dürfte vielleicht einiges Kopfschütteln erregen, daß der Tribut der Dankbarkeit, zu dem wir den Russen verpflichtet sein sollen, hier wieder in Anregung gebracht wird. Mit Recht wird man jenen Brief aufs neue ins Gedächtniß rufen, in dem ein früherer russischer General die deutsche Nation den Russen gegenüber des schwärzesten Undanks zieh. Nichts ist unleidlicher als der Trotz, mit dem man russischerseits auf unsere Verpflichtungen pochen zu können glaubt. Wenn einmal bei den verzweigten, vielfachen Beziehungen der europäischen Nationen zueinander eine solche Abrechnung statthaft wäre, glauben denn jene schwärmerischen Verherrlicher Rußlands etwa nicht, daß wir dann vielleicht auch mit einer ganz ansehnlichen Gegenrechnung kommen könnten? Muß es etwa von Rußland aus nicht ebenso anerkannt werden, daß es Deutsche vorzüglich waren, welche zum Theil mit eigenen Aufopferungen und einer edeln Selbstverleugnung an der Entwilderung des unermeßlichen Slawenreiches gearbeitet haben? Und wie hat Rußland diese zahlreichen Dienste, welche ihm von unserer Seite geleistet sind, in neuester Zeit vergolten? Wäre es etwa so unerhört, daß man die Deutschen, seitdem man sie entbehren zu können meinte, in ihrer Stellung bedrängt und belästigt, oder sie geradezu wie Dienstboten, welche sich gegen ihre Herrschaft haben Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen, aus dem Dienste jagt?

Doch genug davon; wenn sich der wackere Eremit von Gauting einmal den Russen zu so großem Danke verpflichtet fühlt, so wollen wir ihm den Ausdruck desselben, da er sich auf individuelle Ansichten stützt, gern gestatten. Nur hätte er seine Leser mit den begeisterten Äußerungen seiner Bewunderung etwas mehr verschonen sollen. Nicht genug, daß er bei jeder Gelegenheit seinen begeisterten Gefühlen in übertriebenen Ausdrücken Luft macht, steigert sich der Enthusiasmus des alten Mannes gegen Ende seines Werks zu dem Grade, daß er, dessen ungeübte Feder schon im einfachen Gange der Prosa leicht strauchelt, das Flügelroß der Poesie besteigt, um seinen Helden im Liede zu verherrlichen. Mit Pathos singt er auf der letzten Seite:

Allmächtiger
Schau mild von deinen Höhen
Auf Rußlands Kaiser,
Auf sein Volk herab.

So bildet der Kaiser den Gegenstand seiner fortlaufenden Bewunderung und im eigentlichen Sinne das Alpha und Omega seines Werks.

Diese lebhafte Verehrung gewinnt von dem Augenblicke an Innigkeit, wo der Reisende den Boden des ehemaligen Polens betritt. Die herrlichen Landstraßen, die Pracht und Großartigkeit in der Anlage öffentlicher Bauten, ja sogar die Reinlichkeit und Sauberkeit, wie sie sich dem Blicke des Beobachters dargeboten haben, flößen uns allerdings eine bedeutende Vorstellung ein von der Schnelligkeit, mit welcher der große Selbstherrscher wie mit einem Zauberschlage die berüchtigte „polnische Wirthschaft" in einen paradiesischen Aufenthalt umgewandelt hat. Wer dies für Übertreibung hält, der belehre sich durch die reizenden Schilderungen des unparteiischen

Digitized by Google

Verfassers eines Bessern. So heißt es (I, 94) ausdrücklich:

Überall sieht man die kaiserliche Munificenz und den Glanz und die Wohlthaten, welche der Kaiser über seine Länder verbreitet, worin ihm ganz Europa nachsteht.

Wenn man diese Berichte, deren Glaubhaftigkeit Niemand bestreiten wird, mit Unbefangenheit liest, so wird man dem Eremiten von Gauting beipflichten, wenn er seine Entrüstung über das Benehmen der Polen ausspricht, die, wie es I, 101 heißt, „sich von Bonaparte am Narrenseil umherziehen ließen und sich gegen den Kaiser von Rußland, der ihr großer Wohlthäter war, rebellirten". Niemand wird ein so verstocktes, teuflisches Gemüth haben, daß er bei dieser Äußerung an den bekannten Spruch: „Wen Gott liebt, den züchtigt er", denken könnte. Es sind diese Schilderungen ganz geeignet, uns eine viel richtigere und wahrheitsgetreuere Vorstellung von dem großen Wohlthäter der polnischen Nation beizubringen. Alle die böswilligen Gerüchte, welche dahin lauteten, daß der russische Autokrat mit unbarmherziger Hand die vielbeklagte polnische Nationalität zu ersticken beabsichtige, müssen wol schändliche Erfindungen des Lügengeistes sein; denn vergeblich sieht man sich in vorliegendem Werke nach Andeutungen um, welche einen solchen Plan, der dem väterlichen Herzen des Kaisers fremd sein muß, vermuthen lassen könnten. Überall erscheint uns derselbe als ein Beglücker seiner Völker, der die verlorenen Söhne, wenn sie reumüthig zu ihm zurückgekehrt sind, mit verdoppelter Liebe umfängt.

Wenn wir nun auch im Allgemeinen alles Große und Herrliche, was der Verf. vom Kaiser zu berichten weiß, mit größter Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit zu unterschreiben keinen Anstand nehmen, so kann man bei einigen allzu hyperbolischen Wendungen des übertriebensten Lobes sich doch nicht enthalten, an eine komische Äußerung zu denken, welche einem preußischen Gardelieutenant, dessen Herz von Bewunderung für den hohen Nachbar seines eigenen Landesfürsten überströmte, in den Mund gelegt wird. Nachdem sich derselbe nämlich in allen enthusiastischen Redewendungen erschöpft hatte, verglich er endlich den russischen Kaiser, das Ideal seiner Seele, mit Gott. Er nahm bei dieser Parallele allerdings keinen Anstand, dem allmächtigen Schöpfer den Vorzug der überwiegenden Größe beizulegen; aber er verwahrte sich dadurch wenigstens gegen den Vorwurf der Respectswidrigkeit, daß er meinte, der Kaiser stehe auch noch in der Blüte der Jahre. Er ließ sich also, indem er demselben die Möglichkeit einer noch größern Entwickelung beilegte, eine Hinterthür offen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke in Tiedge's und in Elisa's Leben. Als Beiträge zur Charakteristik Beider, und insbesondere zur Rechtfertigung Tiedge's in Beziehung auf altes, verleumderisches Geschwätz über ihn. Von A. G. Eberhard. Berlin, Enslin. 1844. Gr. 16. 1 Thlr.

A. G. Eberhard, Verf. einer nicht unbedeutenden Reihe von Dichtungen, von denen jedoch wol fast nur „Hannchen und die Küchlein" auf die Dauer und in weitern Kreisen genannt werden dürften, ist im Mai d. J. hochbetagt gestorben. Er war so ziemlich der letzte Überlebende einer poetischen Richtung, von deren Anfängen wir gerade durch ein volles Jahrhundert geschieden sind; er gehörte nämlich jener Dichterschule an, die in Gleim wenn auch nicht ihren ästhetisch bedeutendsten Vertreter, doch jedenfalls ein für alle Lebensverhältnisse regsames, thätiges und dadurch weithin anerkanntes Haupt besaß. Zu den jüngern Freunden Gleim's gehörte Tiedge, und dessen geistige Einwirkung scheint es wiederum hauptsächlich gewesen zu sein, welcher Eberhard seinen schriftstellerischen Charakter verdankt. Der Grundzug dieser Schule ist, um es kurz zu sagen, Schwärmerei des Verstandes, also freilich etwas mit innerm Widerspruche Behaftetes, da sich Schwärmerei und Verstandesthätigkeit eigentlich gegenseitig ausschließen. Hier sind sie aber doch wunderlich genug vereinigt; daher kommt es denn, daß die Freundschaft von diesen Männern oder doch in ihren Gedichten weit mehr gefeiert wird als Frauenliebe; daher kommt die strengsittliche Reinheit, die in allen diesen Dichtungen lebt und sich vor sich selbst schämt, wenn sie einmal eine gelinde Schalkhaftigkeit erschwingt; daher der religiöse Eifer für eine reine Verstandesreligion, wie sie sich unverhohlen, aber auch durchaus achtungswerth am entschiedensten in Tiedge's „Urania" ausspricht, sich aber zugleich mit all dem Schimmer tiefen und wahren Gefühls umgibt, der sonst nur Sache einer mystischen Religionsansicht zu sein pflegt. Daß eine solche poetische Zwittergattung eines dauernden, innern Lebens sich erfreuen sollte, ist freilich unmöglich, sehr erklärlich aber der augenblickliche Beifall, den sie seiner Zeit fand, da namentlich dem ebengenannten größern Gedichte, einem Hauptwerke jener Richtung, subjective Wahrheit des dichterischen Gefühls ebenso wenig abzusprechen ist als mancher glänzende Vorzug in der äußern Form; dagegen ist aber wol nicht abzuleugnen, daß schon jetzt die jungen Damen, die sich noch an der vor zwanzig Jahren unentbehrlichen „Urania" erquicken, mehr oder weniger in das Reich der alten Jungfern gehören, und so bewährt sich denn auch hier Goethe's gesunder Blick, der diesen Verlauf schon vor geraumer Zeit vorhergesagt hat.*)

Eine so gemüthliche, vielfach an Einzelheiten und Kleinigkeiten haftende Geistesrichtung wie die eben besprochene ist in hohem Grade geeignet, mit dem zunehmenden Lebensalter immer festere Wurzeln zu schlagen und sich mit der Redseligkeit des Greises wol auch fort und fort noch dichterisch zu äußern. So finden wir denn auch bei Gleim, Tiedge und Eberhard, daß sie bis in das hohe Greisenalter dichterischer Thätigkeit nicht ganz entsagt haben. Beschlossen aber hat der Letztgenannte seine literarische Laufbahn mit dem biographischen Denkstein, der zu vorstehenden Betrachtungen veranlaßte.

Der Verf. erzählt in der Vorrede, daß ihm, als Tiedge's altem Freunde, dessen Lebensbeschreibung von Falkenstein nicht durchaus habe genügen können, da sie namentlich auf einen Punkt nicht hinreichendes Licht fallen lasse, von dem aus üble Nachreden leicht Tiedge's Andenken treffen könnten. Es betrifft dieser Punkt aber ein sehr schwieriges Verhältniß, in dem er sich als Hauslehrer der verwitweten Mutter seiner Zöglinge gegenüber dadurch befunden, daß jene Frau von einer leidenschaftlichen Neigung zu dem damals noch jugendlichen Dichter ergriffen wurde; woran sich dann, vornehmlich durch unzartes, vielleicht auch intriguirendes Einmischen der Verwandten, vielfache böse Gerüchte knüpften, die sich sogar bis zu dem halblauten Vorwurfe entsetzlicher Verbrechen steigerten. Eine Auffrischung solches, eigentlich längst verjährten Geredes führte noch in Tiedge's letzten Lebensjahren unangenehme Auftritte zwischen ihm und seinem Freunde Eberhard herbei, welch Letzterer sich in den Stand gesetzt wünschte, derartigen Gerüchten auf sichere Mittheilungen hin zu widersprechen. Offenbar wurde dieser durch ein feines sittliches, mehr noch durch ein

*) Goethe's Werke, Bd. 27, S. 252.

Digitized by Google

echt freundschaftliches Gefühl zu seiner Handlungsweise bestimmt, und doch wird man es wol auch dem fast neunzigjährigen Tiedge nicht verübeln, daß er sich durch die Mahnung an eine längstvergangene Zeit voller Wirrnisse und Unerfreulichkeiten verletzt fühlte; macht es doch selbst bei der Lesung von Eberhard's Darstellung einen unerquicklichen Eindruck, das Elend eines vor fast achtzig Jahren vorgefallenen Zwiespalts durchmachen zu müssen. Tiedge ist durchaus keine so bedeutende Größe, daß zu fürchten war, es würde sich Jemand so große Mühe geben, seinen Nachruhm zu beflecken; auf der andern Seite aber erscheint er durchaus sittlich so rein und edel, daß man derlei Geschwätz ruhig in seiner Erbärmlichkeit hätte können ersticken lassen, wenn es ja wieder aufgetaucht wäre.

Kann Recensent hiernach die eigentlichen Beweggründe und den Hauptinhalt von Eberhard's Schrift nicht recht anerkennen, so ist doch nicht zu verschweigen, daß jener Punkt in der Darstellung selbst weniger grell hervortritt als es nach dem bisher Gesagten erscheinen könnte. Mit liebenswürdig greisenhafter Redseligkeit hat er eine ausführliche Darstellung seines ganzen Freundschaftsverhältnisses mit Tiedge gegeben, deren Einfachheit und Wärme einen durchaus wohlthuenden Eindruck hinterläßt. Fast unwillkürlich ist in diese Darstellung die Erzählung von Eberhard's persönlichen und Familienschicksalen verflochten, vielfach tritt die edle Elise von der Recke auf und mancher charakteristische Zug der Zeit und einzelner Personen findet gelegentlich eine Stelle, sodaß der Leser für die weniger ansprechenden Theile des Büchleins mannichfache Entschädigung findet.

Je seltener uns die neue und neueste Literatur einen wohlthuenden Blick in die Gemüthswelt ihrer Förderer thun läßt, je mehr eine schroffe, schneidende Kälte, ein Abweisen aller versöhnenden Milde über die lebende Generation herrscht, desto höher steigert sich der Werth einer Schrift wie die vorliegende, die bei allem Verfehlten doch allen den Schriftstellern und Lesern, die überall nur Skandal, Haß und Unfrieden suchen, als ein nachahmenswerthes Muster aufgestellt werden könnte.

47.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß historischer Urkunden.

Die sorgfältigsten Untersuchungen sind im Interesse der „Collection des documents inédits sur l'histoire de France", deren bis jetzt erschienene Bände bereits einen köstlichen Schatz historischen Materials bilden, auf Anregung des Ministeriums angestellt. Unter den letzten Reisen, welche zu diesem Zwecke unternommen sind, zeichnet sich besonders die Martial Delpit's durch ein ergiebiges Resultat aus. Dieser Gelehrte hat mit ebenso großem Eifer als Erfolge die Archive und Bibliotheken Londons durchforscht. Einige der Documente, welche er hier aus dem Staube und der Vergessenheit hervorgezogen hat, werden wesentliche Bereicherungen jener eben bezeichneten Sammlung bilden. Dahin rechnen wir vorzüglich interessante Originalbriefe von Heinrich IV., von Katharina von Medici und vom Cardinal von Richelieu, denen historischer Werth nicht abzusprechen ist. Bei dieser Gelegenheit wollen wir eines andern Fundes Erwähnung thun, der mehr ein literarisches Interesse in Anspruch nimmt. François Ravaissen, der bei der Bibliothek des Arsenals die Stelle eines Secrétaire-trésorier bekleidet, hat nämlich vor kurzem in den weitschichtigen Sammlungen der Conrart'schen Papiere einen bisher ungedruckten Brief des alten Balzac gefunden. Dieses Document ist deshalb vorzüglich von Bedeutung, weil der Verf. darin eine Apologie seiner religiösen Ansichten unternimmt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthet man, daß die Person, welcher Balzac in diesem Documente sein Glaubensbekenntniß oder richtiger die Rechtfertigung seines theologischen Standpunktes vorzulegen beabsichtigte, Richelieu selber gewesen sei. Dieser Brief, der einen interessanten Beitrag zur Charakteristik Balzac's liefern kann, findet sich im „Journal de l'Instruction publique", 1845, Nr. 27, abgedruckt.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters.

Wir haben bereits vielfach Gelegenheit gehabt, auf die bedeutenden Unterstützungen hinzuweisen, welche die französische Regierung literarischen und künstlerischen Bestrebungen mit freigebiger Hand zu Theil werden läßt. Kein Gouvernement — wir können es unverhohlen sagen — leistet in dieser Beziehung mehr. So werden auf Kosten des Staats die ausgedehntesten Reisen unternommen, aus denen den geographischen und naturhistorischen Wissenschaften ansehnliche Bereicherungen erwachsen; literarische Leistungen, welche über die Kräfte von Privatpersonen hinausgehen, werden vom Ministerium durch ansehnliche Geldunterstützungen gefördert, und bei keiner Veranlassung zeigen sich die Kammern bereitwilliger, als wenn es sich um derartige Bestrebungen handelt, die erfoderlichen Summen zu votiren. Eins der bedeutendsten Werke, zu dem zwar der Plan von einem Einzelnen entworfen ist, das aber auf keinen Fall selbst mit den bedeutendsten Opfern von dem Manne, der dazu die erste Anregung gab, auf eigene Rechnung zu Ende geführt werden konnte, sind die „Peintures et ornements des manuscrits", vom Grafen Aug. de Bastard. Der Verf., welcher eine hohe Stelle in der juristischen Carrière einnimmt, hat der Abfassung dieses ebenso verdienstvollen als interessanten Werks alle seine Mußestunden gewidmet. Mit der unermüdlichsten Ausdauer und mit tüchtiger Sachkenntniß hat er das erfoderliche ungeheure Material zusammengebracht. Von diesem Werke wird, da es eins der kostspieligsten ist, welche in unsern Tagen erschienen sind, nur eine Anzahl von 100 Exemplaren abgezogen. Wie es heißt, wird sich der Preis eines einzigen vollständigen Exemplars auf 275,400 Francs belaufen. Welche Bibliothek aber ist wol reich genug, um für ein einziges Buch eine so beträchtliche Summe zu erschwingen?

Ludwig's XVIII. Correspondenz.

Einen beachtungswerthen Beitrag zur Geschichte der Restaurationszeit, deren Getriebe beiweitem noch nicht im gehörigen Lichte erschienen sind, erhalten wir in folgendem Werke: „Lettres et instructions de Louis XVIII au comte de Saint-Priest, précédées d'une notice", von P. B. de Barante. Es handelt sich hier um Briefe, deren Authenticität der Name des Herausgebers allein schon verbürgt, wenn man im übrigen gegen ihre Echtheit den geringsten Zweifel hegen könnte. Hr. de Barante hat sich durch die Herausgabe dieser Correspondenz aufs neue den Dank der Historiker erworben.

17.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cancan
eines deutschen Edelmanns.
Dritter Theil.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch diesem neuen Theile wußte der geistreiche Verfasser in anziehenden Schilderungen und Reflexionen aus den Zuständen der Politik und des höhern gesellschaftlichen Lebens jenes hohe Interesse zu verleihen, wodurch die ersten beiden Theile des „Cancan" sich auszeichneten und namentlich in Östreich Aufsehen erregten.

Der erste und zweite Theil erschienen 1842—43 und haben denselben Preis.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 275. — 2. October 1845.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Wie weit die Bewunderung und der Enthusiasmus Hallberg's für den hohen Herrscher geht, kann man am besten daraus sehen, wenn man beachtet, wie er, angetrieben von seiner Begeisterung, keinen Augenblick zögert, sich kopfüber in den schreiendsten Widerspruch zu stürzen — Alles seinem Ideale zu Ehren. Wir müssen uns hierüber näher erklären. Nichts erscheint dem Verf., der sich auf den staubigen Heerstraßen des Lebens viel umhergetrieben hat, lächerlicher und verhaßter zugleich als das Bild eines Gelehrten. Ein solches Wesen betrachtet er als ein an Geist und Körper verkrüppeltes, armseliges Geschöpf. Napoleon kann nicht ärger auf die „Ideologen" geschimpft haben als der Verf., dem wir wahrlich weit entfernt sind den Vorwurf der Gelehrsamkeit zu machen, mit den Gelehrten umspringt, von denen er sich ein gar klägliches und häßliches Bild macht. Dessenungeachtet aber nun, so gering er im Allgemeinen auch den Werth der Wissenschaften anschlägt, gewinnt doch die Gelehrsamkeit mit einem Male an Bedeutung, sobald er meint, von ihr neue Farben zum glänzenden Bilde des Kaisers entnehmen zu können. Wenn man eben erst an unzähligen Stellen gelesen hat, wie tief er jene „träumenden Rabulisten, welche die Unverschämtheit haben, sich Gelehrte zu nennen" (I, 291) verachtet, so muß es nicht wenig sonderbar erscheinen, wenn man dann wieder auf andern Seiten bemerkt, wie er übersprudelt vom Lobe Dessen, was der Kaiser für Wissenschaften und für die Gelehrten gethan hat (I, 166). Es bedurfte dieses Lobes nicht, denn Niemandem ist es unbekannt, wie derselbe innerhalb gewisser Schranken den Wissenschaften seine volle Beachtung und eine freigebige Unterstützung zu Theil werden läßt. Aber im Munde des Verf., der vom Narrenhause zu Erlangen meint, es sei dies ein Spiegel der Universität (I, 8), und der die Bibliotheken nie anders als Behälter menschlichen Unsinns (I, 116, 151) bezeichnet, klingt dieses Lob mehr als lächerlich, und es kann der russischen Polizei wirklich als große Gutmüthigkeit ausgelegt werden, wenn sie in dieser Äußerung, die im Gewande der Schmeichelei auftritt, nicht eine bittere Ironie wittert. Vielleicht aber werden die russischen Policeimänner einigermaßen bestochen durch das reichliche Lob, welches ihnen selbst an mehr als einer Stelle vorliegenden Werks gespendet wird. Die Bewunderung und Begeisterung des Verf. bleibt nämlich nicht blos bei der verherrlichten Person des Kaisers stehen. Alles, was ihm in Rußland vorkommt, entlehnt von dieser einen Sonne einen nicht minder schönen Glanz, sodaß er (I, 190) geradehin erklärt, die Ausdrücke „russisch" und „ausgezeichnet" seien in seinen Augen gewissermaßen Synonyma. Was er aber an der russischen Policei vorzüglich zu loben findet, ist ihre ausgezeichnete Höflichkeit. Diese preiswürdige Eigenschaft berührt ihn gleich bei seinem Eintritte in das russische Polen auf das angenehmste (I, 95), und im Verlaufe der Erzählung bietet sich ihm häufig genug die Gelegenheit, diese Lobsprüche zu erneuern (I, 138, 141 fg.). Um so befremdlicher muß es erscheinen, wenn wir gegen Ende des Werks (II, 189) lesen, wie der Verf., der doch nun schon mehr mit den russischen Verhältnissen vertraut sein mußte, meint, die Policei dulde Betrügereien und Prellereien, unter denen der Reisende vielfach zu leiden hat, während sie andere Diebe und Räuber nach Sibirien schicke. Also gesteht der Verf. durch diese unvorsichtige Äußerung offenbar ein, daß er, der Mann mit unerbittlicher Strenge, sich hier durch die äußere Form, auf die er sonst nicht eben allzu viel Gewicht zu legen scheint, hat bestechen lassen.

Sonderbar und verdächtig klingt ferner das Lob, welches er der russischen Verfassung zu Theil werden läßt, wenn er sagt, „die Gesetze und Verwaltung scheint ohne Mängel" (I, 149). So unverfänglich dies auch klingt, so braucht man, um zu sehen, wie die Sache eine ganz andere Wendung gewinnt, damit nur zu vergleichen, was sich (I, 208) findet:

> Kein Land hat schönere Gesetze wie Rußland, eine amerikanische Freiheit, erdacht zum Glück aller Menschen; fragt man aber nach der Anwendung dieser göttlichen Institutionen der wahren Freiheit der Menschen, so wundert man sich, wie das Wort Freiheit in der Anwendung so verdreht wird, daß es zu frecher Willkür wird.

Wenn es wahr ist, was doch hier ausdrücklich behauptet wird, daß die herrliche, unvergleichliche russische Gesetzgebung eine so mangelhafte und verdrehte Anwendung

Digitized by Google

findet, muß man es dann nicht wiederum für eine staatsgefährliche versteckte Ironie, für einen tückischen Hieb halten, wenn der Verf. mit der unschuldigsten Miene von der Welt und unter dem Anscheine, als glaube er selbst daran, die Behauptung aufstellt, man lebe in Rußland ebenso frei wie in einem andern Lande? (I, 156.) Freilich will mit dieser Freiheit und der vollendeten Gesetzgebung Rußlands die Erzählung einer Prügelexecution, wie wir sie (I, 144) mit großer Kaltblütigkeit aufgezeichnet finden, nicht recht stimmen. Aber wenn man nur ein gutes deutsches Gemüth hat, so kommt man auch wol in Rußland mit heiler Haut davon. Außerdem kann man sich schon mit dem Verf. trösten; wenigstens hat derselbe, wenn man ihm die Härte des russischen Verfahrens entgegenhalten will, die banale Redensart zur Hand: „Strafen müssen sein" (I, 157). Übrigens ist auch seiner Ansicht nach der russische Strafcodex durchaus nicht zu hart, und die russischen Gefangenen haben durchaus keinen Grund, sich, wenn sie ihren Zustand mit dem der übrigen europäischen Sträflinge vergleichen, zu beklagen. So heißt es (I, 200):

Nach allen Nachrichten werden die Staatsgefangenen, welche durch Verschwörung ewiges Gefängniß und oft den Tod verdient haben, das freie Leben in Sibirien gegen die Freunden Petersburgs doch hart glauben, obwol sie in der freien Natur umhergehen können, ihren eigenen Herd haben und gegen die in den scheußlichen Gefängnissen Frankreichs und Deutschlands glückliche Menschen sind. Diejenigen, welche wegen schwerer Verbrechen in den Minen arbeiten müssen, sind mit Denen beinahe gleichzustellen, welche in andern Ländern für Geld in den Minen arbeiten.

Dieselbe optimistische Ansicht wird auch noch an verschiedenen andern Stellen (z. B. I, 209) ausgesprochen.

Diese idyllische Milde, welche man den Verbrechern gegenüber beobachten soll, läßt sich nach den positiven Versicherungen des Verf. wol kaum in Abrede stellen. Das Einzige, was uns die Sache einigermaßen verdächtig machen könnte, ist die Betrachtung, wie sich diese große Humanität gegen die Gefangenen mit dem traurigen Befinden der Bauern in Einklang bringen lassen könnte. Hier würde doch ein Zwiespalt obwalten, dessen Bestehen man bei der „Vollkommenheit der russischen Gesetze und Verwaltung" doch unmöglich wird annehmen können. Was diesen kläglichen Zustand betrifft, in dem sich die Bauern befinden, so berufen wir uns auf die eigenen Schilderungen Hallberg's (I, 119):

Die Bauern sehen schrecklich aus; sie gehen mit Weib und Kind fast nur in Lumpen; ihre Haare hängen bis auf die Schultern, ungekämmt, mit Insekten reichlich versehen; nie sah ich einen, dessen Gesicht und Hände gewaschen waren; ihre Häuser, wenn man die Löcher so nennen kann, bestehen aus übereinander gelegten Hölzern mit schlechten Strohdächern, die im Innern bei dem entsetzlichsten Schmuz und Mangel an allem Hausrath ganz schwarz aussehen, da der Rauch sich den Ausgang durch Thür und Fenster sucht. Betten haben sie keine; sie legen sich in ihre Lumpen gehüllt durcheinander auf die Erde; ihre Nahrung ist das schlechteste Brot und die Kartoffeln, seit kurzem, eine glückliche Gabe des Himmels, ihre höchste Seligkeit ein Glas Schnaps, welchen ihnen der Edelmann, reich mit Wasser versehen, theuer verkauft.

Wenn wir diese Schilderung betrachten, so können wir wirklich kaum dem Verf. beistimmen, wenn er (I, 228) meint, der Bauer in Rußland wäre viel glücklicher als die Armen des übrigen Europa. Überhaupt kommt es ihm auf einen kleinen Widerspruch nicht an; wer wird auch darauf großes Gewicht legen! Nachdem wir gesehen haben, wie der Reisende an vielen Stellen das Lob der Leibeigenschaft gesungen hat, stoßen wir plötzlich auf eine Anekdote, welche dem Verf. selbst begegnet ist, und die geeignet sein dürfte, die Roheit des ganzen Wesens im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Ein Russe, welcher Verlangen nach den englischen Pistolen des Deutschen trug, machte ihm das Anerbieten, sie ihm gegen ein sehr schönes junges Mädchen zu vertauschen. Hallberg, der bereits über die Jahre jugendlicher Thorheit hinaus ist und es sehnsuchtsvoll beklagt, daß er die Sprache der Augen nicht mehr versteht (I, 224), lehnte natürlich diesen Antrag ab, erlaubte sich jedoch die naheliegende Frage, ob sich denn das junge Mädchen nun wol auch diesen Tausch gefallen lasse. Darauf erwiderte ihm aber der Verkäufer (II, 25):

„Sie hat keinen Willen, sie muß, geben Sie ihr nichts zu essen und die Knute, so wird sie schon einwilligen; auf dem Lande sind sie allen unsern Befehlen zu Gebote; wir fragen nicht ob sie wollen, sie müssen." So werden ganze Familien für ein Pferd oder einen Hund weggeben, und dann kreuzigen und segnen sich die Edelleute, sprechen mit Ehrfurcht von Religion, hocken in den Kirchen und fasten viele Wochen.

Der alte, rüstige, lebensheitere Wanderer läßt sich aber nur auf Augenblicke von den Wallungen des Unwillens zu tadelnden Bemerkungen hinreißen. Da es ihm auf die Kunst diplomatischer Ausgleichungen und ungezwungener Übergänge nicht eben sehr ankommt, so erscheint ihm auch bald wieder Alles im rosigsten Lichte. Die Russen, die, wie er sehr beklagt, „im Auslande wenig oder gar nicht bekannt sind" (I, 156), hält er für die schönste Nation der Welt (I, 174). Zuweilen läßt er sich von seiner Phantasie, welche dem Alter zum Trotz noch sehr regsam ist, so weit hinreißen, daß er keinen Anstand nimmt zu behaupten, „die glänzenden Physiognomien der Russen hätten dem Rafael zu Idealen dienen können" (I, 189). Allen Respect vor den körperlichen Vorzügen der zahlreichen Russen, mit denen wir in Berührung gekommen sind; aber so viel an uns ist, können wir das geistige Element in ihren Gesichtszügen nicht eben für sehr überwiegend halten. Und wenn dem auch so wäre, wie könnte die bestehende Außenseite für die innere, unbefriedigende Leere entschädigen? Wir sind an die Beurtheilung dieser Schrift ohne das geringste Vorurtheil herangetreten und wollen deshalb, wenn wir den innern, moralischen Halt unserer lieben Nachbarn, denen wir, wie der Verf. uns oft genug ins Gewissen redet, nicht genug danken können, nur sehr niedrig anschlagen, uns durchaus nur auf die eigenen Behauptungen und Beweisführungen des Reisenden stützen. Ja, auch hier hat er uns wieder die Waffen zur Widerlegung seiner eigenen Sätze in die Hände geliefert, auch hier hat der alte Mann, „der die Sprache der Augen nicht mehr redet" und der sich von der Herr-

Digitized by Google

schaft und Befangenheit der Sinne mehr emancipirt glaubte, sich wieder durch den äußern Schein, durch die bestechende Außenseite einen argen Streich spielen lassen.

Da wir, wie gesagt, hier in Bezug auf die Beurtheilung der Russen keine Behauptung aufstellen wollen, zu der wir nicht Hunderte von Belegstellen aus vorliegendem Werke selbst anführen könnten, so wollen wir, um unsere Ansicht zu beweisen, daß zwischen der „idealen" äußern Erscheinung der Russen und ihrem eigentlichen innern Gehalte ein Zwiespalt herrschen muß, nur von ihrem hervorstechenden Hange zur Unredlichkeit und dann von ihrem gänzlichen Mangel gastfreundlicher Gefühle reden. Wenn wir hier ein recht düsteres, feindseliges Bild zu entwerfen gesinnt wären, so müßten wir gestehen, daß der Verf. uns, ohne es gewollt zu haben, trefflich in die Hände gearbeitet hätte. Wir lesen bei ihm selbst an mehr als einer Stelle, wie sich die Untugend der Bestechlichkeit durch die höchsten und niedrigsten Schichten der russischen Gesellschaft hindurchzieht. Überall ist es auf Betrug und Prellerei abgesehen, und besonders sind es die Postbeamten, welche es in diesen Kniffen und Ränken und in der edlen Unverschämtheit besonders weit gebracht haben. Zuweilen werden die Schilderungen des Verf. komisch (I, 186 fg.), und man muß ihn wirklich für eine recht gutmüthige Haut halten, wenn man bedenkt, daß alles Ungemach, welches er von diesen lustigen und geldgierigen Kerlen auszustehen hatte, nicht im Stande gewesen ist, seinen Enthusiasmus für Alles, was russisch heißt, ein wenig abzukühlen. Auch dadurch hat er sich in seiner begeisterten Anhänglichkeit nicht irre machen lassen, daß er nicht selten von der Thür, wo er anpochte, um Ruhe und Rast zu suchen, mit ungastlicher Hand zurückgewiesen wurde. Die Hospitalität muß wirklich in Rußland eine recht seltene Tugend sein, daß sich sogar unserer Wanderer, der wahrlich nicht verwöhnt ist, so bitter über ihren Mangel beklagt. Er sagt es unumwunden, es gäbe in Rußland gar keine Gastfreundschaft und „das Geld sei für den Reisenden der einzige Freund" (I, 220). Aber es scheint fast, als wenn das Geschick ihn für seine Affenliebe für Rußland einigermaßen hätte züchtigen wollen. Wenigstens muß ein Franzose, wenn ihm diese Reiseschrift in die Hand fallen sollte, mit nicht geringem Behagen sehen, wie Hallberg, der, wo er nur kann, die Franzosen mit Koth besudelt, unwillkürlich der russischen Hütte gegenüber die französische Gastlichkeit im rechten Lichte erscheinen läßt (I, 199):

Die Hospitalität, eine der schönsten Tugenden aller Nationen der Welt, scheint auch in Rußland nicht mehr zu wohnen; sie ist überflüssig in den Ländern, wo man für Geld Alles haben kann und wo die Menge der Reisenden sie unmöglich macht; aber hier, wo nur selten ein Reisender passirt, wo man nicht einmal auf dem Lande Brot kaufen kann, habe ich die traurigsten Erfahrungen gemacht; ich hatte zwar selbst einen gutgefüllten Speisekorb, gab mehren Posthaltern und ihren Familien Taback, Thee, den Kindern Zuckerbrot; ich klagte, daß ich außer Thee nichts Warmes hätte, und sah mehre Male die Familie, welche ich eben reichlich beschenkt hatte, zu Mittag essen, ohne daß sie mir etwas anbot, vielmehr ließen sie sich das gekochte Wasser zum Thee, den sie meistens selbst getrunken hatten, theuer bezahlen. Ich begegnete auch öfters Russen mit gutem Speisevorrath, aber Keiner bot mir etwas an. Doch endlich begegnete ich auch einem Franzosen, der mir gleich seinen ganzen Speisevorrath hinlegte und mich sogar nöthigte, zuzugreifen.

Alle diese Schilderungen geben uns im Grunde nichts Neues. Aber es schien uns doch nicht unangemessen, dem Verf. aus Belegstücken seines eigenen Werks nachzuweisen, wie schwankend die Basis ist, auf welche sich seine Bewunderung für diese Menschen, „welche dem Rafael hätten können als Ideale dienen", stützt. Ein tieferes Erfassen des russischen Volkslebens, neue Ansichten über die Zustände Rußlands sucht man hier durchaus vergebens. Dazu ist die Reise Hallberg's zu flüchtig, und wenn er auch hier und da mit Nationalrussen in Verkehr kommt, so bleiben diese Beziehungen doch meist äußerlicher Natur. Außerdem gehören diese Personen, zu denen er in das Verhältniß einer flüchtigen Bekanntschaft tritt, nur den vornehmen Kreisen an, sodaß ihm das Treiben des Volks durchaus unverständlich bleibt. Es fehlt ihm aber auch der Schlüssel zum Verständnisse desselben, indem er, wie es scheint, sich nicht einmal die oberflächlichste Kenntniß der russischen Sprache angeeignet hatte. Dieses Idiom kommt ihm wenigstens außerordentlich seltsam und ungemein schwierig vor. Im Grunde scheint es ihm fast so zu gehen wie einer Engländerin, welche, sonderbar betroffen von dem Klange der fremden Sprache, in ihrer Herzenseinfalt meinte, „ob denn die Russen sich wirklich verständen" (I, 218).

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriften für das Volk von Schuselka.

1. Erzählungen und ein gemischter Anhang. Von Franz Schuselka. Zwei Bändchen. Wien, Pichler's sel. Witwe. 1844. 12. 1 Thlr.

Für den herrschenden Modegeschmack des eigentlichen Lesepublicums sind diese Erzählungen gerade nicht berechnet; sie bewegen sich größtentheils in den engern kleinern Kreisen, drehen sich fast alle um Liebe und wieder um Liebe und eröffnen nur vorübergehend Perspectiven in diejenigen Sphären der Societät, auf die jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Dennoch dürfen wir sie als einem Zeitbedürfniß entsprechend willkommen heißen. Sie qualificiren sich nämlich durch die Faßlichkeit ihrer Darstellung, durch die Treuherzigkeit ihres Tons, durch die Naturwüchsigkeit und Einfachheit der in ihnen behandelten Stoffe vorzugsweise zur Volkslectüre, und wir dürfen sie in dieser Hinsicht namentlich den Vereinen für das Volksschriftenwesen angelegentlich zur Beachtung empfehlen. Zwar lassen sie auch in diesem Betracht Manches zu wünschen oder vielmehr wegzuwünschen übrig. Besonders stört an ihnen eine gewisse schriftstellerische Absichtlichkeit, eine dem Leser fühlbar werdende Berechnung der Naivetät, auch gefällt sich der Stil hier und da in einer schönthuenden Phraseologie; aber der Eindruck des Ganzen ist dennoch wohlgefällig und zum Herzen sprechend, und namentlich bieten die „Bilder aus der östreichischen Schweiz", welche mit kurzen poetischen Schilderungen des Traunfalls, des Traunsteins, Ischls, Hallstadts u. s. w. eine Reihe localer Sagen verbinden, Manches dar, was dem unverdorbenen, natürlichen Geschmacke des Volkes gut angepaßt ist.

Digitized by Google

2. Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem wiener Volksleben. Von Franz Schuselka. Zweite Auflage. Wien, Gerold. 1844. 12. 1 Thlr.

Dieses Buch kündigt sich in Titel und Vorrede ausdrücklich als Volksschrift an, und entfaltet als solche die an den obigen Erzählungen gelobten Eigenschaften entschiedener und vielseitiger. Da in Nr. 25 d. Bl. f. 1842 bereits die erste Auflage eine Besprechung gefunden hat, so mag es hier genügen, Einiges von Dem mitzutheilen, was der Verf. selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage über das Volksschriftenthum sagt: „Götter, Könige und Helden sind poetisch ziemlich abgenützt, die Honoratiorenpoesie ist so gründlich langweilig wie die P. T. Herren und Frauen Philister selbst: da steigen denn endlich die Dichter zum Urquell aller Poesie, alles Humors, aller Kraft — zum Volke hinab. In dieser Quelle werden Gieche zu Athleten, Zwerge zu Riesen, sie macht das Alter jung, sie wäscht Mohren weiß. Dichter und Dichterlinge brauchen und misbrauchen aber das Volk auf verschiedene Weise. Die meisten benutzen das Volksleben eben nur, um ihren hohen und reichen Gönnern behufs besserer Verdauung das Zwerchfell zu erschüttern. Nur wenigen genialen Geistern gelingt es, wie es unserm Raimund gelang, den wahren Humor des Volks zu begreifen und durch seine poetische Verklärung das ganze Volksleben zu erfrischen und zu veredeln; die meisten dieser Volkspossenschreiber machen das Volk eben blos lächerlich, damit es in jedem und im vollen Sinne der Narr der Gesellschaft sei. Eine andere Dichterpartei faßt das Volksleben ernstlich auf. Diese Partei zerfällt wieder in zwei Theile: der eine größere Theil besteht aus Dichtern, welche die Schatten-, die Schmutz-, die Schandseite des Volkslebens zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen, weniger und seltener in der Absicht, um zur Abhülfe aufzurufen, als vielmehr um der überreizten Neugier des Publicums eine recht «piquante» Nahrung zu schaffen. Denen, die in allen Wonnen der Üppigkeit schwelgen, macht es ein ganz besonderes Vergnügen, mit Hülfe eines solchen Schauerbüchleins durch die Abgründe der Gesittung, durch die Marterhöhlen des Elends zu wandeln, ohne sich die seidenen Fuß- und Handschuhe zu beschmutzen, ohne sich die feine Nase zuzuhalten, den Beutel wohl verwahren oder öffnen zu müssen. Je gräßlicher es in einem solchen Buche zugeht, desto begieriger liest man, weil es so wohl thut, nach einem recht fürchterlichen Capitel die Augen aufzuschlagen und sich der eigenen süßen Wirklichkeit zu freuen. Nebstdem genießen viele Leser bei den Greuelthaten der Pöbelmenschen ein eigenes, evangelisches Vergnügen, jenem ähnlich, womit sich der Pharisäer brüstete. Einige Dichter heben das Ehrenhafte und Ehrwürdige des Volkslebens hervor, ohne darum die Schwächen und Übel desselben leugnen oder beschönigen zu wollen. Sie erkennen und zeigen, daß im eigentlichen Volke noch immer der gesunde Kern, die allnährende Wurzel der ganzen Gesellschaft ist; sie zeigen, daß das Herz des eigentlichen Volkes noch immer ein heiliger Tempel aller menschlichen, bürgerlichen und religiösen Tugenden, daß Tugend überhaupt nur für die gedrückten und bedrängten untern Stände ein Verdienst, für die Schooskinder des Glückes und der Bildung dagegen nichts als strenge Schuldigkeit ist. Diese Dichter bemühen sich zu zeigen, daß die Laster der untern Stände weit weniger eigentliche Laster als vielmehr Krankheiten sind, die durch die Verwahrlosung und Noth des untern Volkslebens nothwendig erzeugt und fortgepflanzt werden müssen. Diese Dichter arbeiten in der Absicht, um einerseits das Volk zu trösten und zu edlerm Selbstbewußtsein zu erheben, andererseits um den höhern Ständen Achtung des Volks und Theilnahme für das Leiden desselben einzuflößen." Natürlich rechnet sich der Verf. zu dieser letzten Classe, und es muß ihm zugestanden werden, daß er wohl befähigt ist, für seine ehrenwerthe Tendenz nicht ohne Erfolg zu arbeiten. 48.

Literarische Notizen aus England.

Geologie.

Ein merkwürdiges Buch, welches in England viele Leser findet, ist folgendes: „Vestiges of the natural history of creation" (London 1845). Das Buch handelt von Kosmogonien im weitesten Sinne, in dem dieses Wort je gebraucht worden. Nachdem der Verf. seine Leser mit sich in die Wolken geführt und ihnen einen Abriß von seiner nebeligen Hypothese gegeben, steigt er mit ihnen zu der niedern Welt herab und erzählt von den Wundern der Erde und von den staunenswerthen organischen Formen, in nacheinander folgenden Zeugungen, welche die Geologen aus den Regionen der Finsterniß hervorgeholt und ans Licht gebracht haben. Dann entfaltet er die Theorie der animalischen Entwickelung oder der allmäligen Entstehung der lebendigen Geschöpfe, worin er uns lehrt, daß die niedersten organischen Wesen zuerst sich bildeten und zwar durch Elektricität oder eine ähnliche Kraft. Er behauptet, daß ein anderer Anfang lebendiger Structuren eine unbegreiflich elende Ausübung der schaffenden Kraft sein würde und daß, nachdem die Natur einen solchen Anlauf gethan, alle Schwierigkeiten vorüber sind; denn durch das allmälige Zeugen werden die ersten Monaden sich den Weg bahnen, ohne äußere Hülfe, durch alle aufsteigenden Stufen der Dinge, zu dem Affen hinauf; und in gleicher Weise, meint er, werden diese zuletzt die Erzeuger der Menschen werden. Zur Bestätigung seiner Ansicht beruft er sich auf die nacheinander folgenden organischen Formen, welche in den alten Schichten der Erde gefunden sind, Foetal-Formen von Menschen und Thieren. Und so stellt er eine Stufenleiter der Natur auf, welche zum Anzeiger eines allgemeinen schöpferischen Gesetzes dienen soll. Das Werk ist systematisch und entspricht seinem Zweck, wenigstens was die äußere Form betrifft. In den Schlußcapiteln werden viele Gegenstände (z. B. das Kreissystem der Naturgeschichte, die Phrenologie, die Instincte der Thiere in Vergleichung mit der menschlichen Vernunft, der Ursprung der Sprachen und die Verbreitung der verschiedenen Menschenracen) behandelt. Es folgt nothwendig, daß in dem Verlauf eines solchen Werks alle zur Naturwissenschaft gehörende Fragen zur Sprache kommen; alle auf dieselbe bezüglichen Gegenstände werden berührt, aber nicht gründlich untersucht. Der Verf. hat selbst nichts Neues gebracht, sondern Alles von Andern entlehnt. Die Oberfläche ist schön, aber es ist das Glimmern von Blattgold ohne die Solidität des kostbaren Metalls. Der Stil ist angenehm, mitunter reizend, und edle Gedanken und Gefühle kommen hier und da auch vor. Nüchterne Wahrheit und feierlicher Unsinn, sonderbar untereinander gemischt und in einer hochtrabenden Sprache dargeboten, treffen disharmonisch unser Ohr und verletzen unsere bessern Gefühle. 31.

Gedichte.

Eine zweite, der ersten schnell gefolgte Auflage von „Sonnets, written strictly in the italian style", von William Pulling (London 1845), sollte auch deutsche Aufmerksamkeit einem Dichter zuwenden, in welchem geachtete englische Kritiker den englischen Petrarca erblicken, dadurch des Dichters eigenen Wunsch erfüllend, den er, nach bescheidenem Zugeständniß, wie tief er dem italienischen sich untergeordnet fühle, in einem herrlichen Sonett so ausdrückt:

But yet I England's Petrarch fain would be,
Would o'er her language shed a softening grace,
And nature sing, and God melodiously; —
And when mine eyes no longer earth can see,
Fain would I hold in memory's book a place,
Like thee, approved for rich, chaste poetry.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 276. — 3. October 1845.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Wenn man die vielen anmuthigen Schilderungen betrachtet, welche der Verf. seiner Erzählung einverwoben hat, und sie, wie man es einem so ehrenwerthen Reisenden wie Hallberg gegenüber zu thun gewohnt ist, als baare Wahrheit annimmt, so traut man seinen Augen nicht, wenn man (I, 271) liest: „In Rußland ist Alles prosaisch und langweilig." Prosaisch allerdings, wennschon nicht wenig kurzweilig sind solche Geständnisse, wie sie dem für russische Verhältnisse und Zustände schwärmenden Touristen nicht selten in einer schwachen Stunde entschlüpfen. Zuweilen sind diese Urtheile so hart und so „misliebig", daß wir sie mit unserer aufrichtigen Verehrung der russischen Regierung kaum in Einklang bringen können. So heißt es, daß von Seiten der Regierung aller religiöse Unsinn ohne allen Unterschied geduldet wird: „Die Regierung duldet alle diese Narrheiten, und bekümmert sich nur um die Seelen der Sklaven, welche Geld einbringen" (I, 217). So haben wir ferner in unserer Gutmüthigkeit geglaubt, das maßlose Geschrei der Presse über den Geisteszwang und den Druck, der auf allen freier sich entwickelnden Kräften lastete, wäre übertrieben. Wir wurden anfangs durch die Lecture dieser Schrift, besonders wenn wir von der unbeschränkten Religionsduldung lasen, welche, wie man eben gesehen hat, hier der russischen Regierung beigelegt wird, in dieser Meinung noch bestärkt. Nach Dem, was uns aber der Verf. selbst mittheilt, bleiben die Schilderungen, welche wir für übertrieben hielten, noch hinter der Wirklichkeit zurück. So sagt der sonst so wohlmeinende Verf.: „Einige russische Zeitungen sind im Adelsclub erlaubt zu lesen, nachdem sie von der Censur und Policei gehörig berochen und beschnitten worden" (II, 182). Daß übrigens dem Verf. der Mangel der freien Bewegung der Presse nicht allzu schmerzlich ist, erkennt man unter Anderm aus folgenden Betrachtungen: „Wann wird man einmal einsehen, daß Wörter keine Steine bewegen." Wenn er aber so abgerissene, so verwaschene Trostgründe vorbringt, wie wir sie an andern Stellen lesen, wie z. B. wenn der chevalereske Reisende meint (II, 13), durch diese strenge Überwachung der Tagespresse würde das Publicum der undankbaren Mühe überhoben, die langweiligen und inhaltslosen Verhandlungen der parlamentarischen Versammlungen zu lesen, so ist dies ein Beschönigungsgrund wie etwa der: Man müsse sich, um nicht so viel Thörichtes und Unnützes zu sehen, die Augen ausstechen oder wenigstens verbinden lassen. Mit solchen Redensarten läßt sich im Grunde Alles, auch die abgeschmackteste Behauptung, verfechten.

Die eigentlichen Ansichten des Verf. lassen sich bei der großen Zerfahrenheit, welche im ganzen Werke herrscht, nicht mit allzu großer Sicherheit bestimmen; so viel aber steht fest, daß er bei der großen Zuneigung für Rußland schwerlich sich von einer französisch-russischen Allianz, einer Misgeburt, mit der unsere allweise Presse eine Zeit lang schwanger ging, sehr angesprochen fühlen würde. Während er nämlich Rußland wie seine keusche Geliebte mit heißer Liebesinbrunst umfängt, erscheint ihm Frankreich als der Ausbund aller Lasterhaftigkeit, Scheußlichkeit und Thorheit. Zur Zeit, als im gerechten Verlangen nach Vergeltung Deutschland sich erhob gegen die Herrschaft der Fremden, und unsere guten uneigennützigen Nachbarn, die Russen, uns zu Hülfe eilten, „was Deutschland ewig dankbar anerkennen muß" (Dedication), kann auf die Franzosen nicht ärger geschmäht worden sein als es hier im vorliegenden Werke bei jeder Gelegenheit und in der Regel ohne alle Veranlassung geschieht. Die Diatriben erscheinen meistens wie mit den Haaren herbeigezogen und ohne allen Zusammenhang. Überhaupt scheint der Verf. sein Collegium logicum längst wieder verschwitzt zu haben.

Dem alten „Ritter des St.-Annen-Ordens und Bürger zu Aichach in Baiern" wollen wir es gern nachsehen, wenn er noch von den Zeiten der Freiheitskriege her ein seltsames Gelüst verspürt, sich an den „tückischen Wälschen" zu reiben. So finden wir es ganz natürlich, wenn er im Nachklange jener Zeit vom „schändlichen Franzosenjoche" spricht (I, 153), oder wenn ihm der Anblick von 1500 Kanonen, welche ihm in Rußland als Siegesbeute gezeigt werden, eine unaussprechliche Freude bereitet, „weil sie N. bezeichnet sind" (I, 170). Auch Das mag man ihm hingehen lassen, daß er selbst jetzt, wo sich allerdings die Leidenschaft einigermaßen gekühlt

Digitized by Google

haben sollte, Napoleon oder wie er ihn vorzugsweise nennt Bonaparte (man erinnert sich, daß die Blätter der Restauration ihn, um ihn der französischen Nation mehr zu entfremden, lieber Buonaparte schrieben) noch als Popanz gebraucht, um die Kinder einzuschüchtern oder um Gelächter zu erregen. Ob wol der Spott, mit dem der Verf., der zum Possenreißer verdorben ist, den großen Mann zu überschütten meint, nicht auf sein eigenes Haupt zurückfällt? Bei aller Milde und Schonung, welche wir den weißen Haaren des Reisenden schuldig sind, kommt es uns doch mehr als komisch vor, wenn derselbe sich in die Brust wirft und wie ein Schulmeister dem bedeutendsten Krieger der Neuzeit seine Fehler vordemonstrirt. Aber wie gesagt, dies Alles wollen wir ihm noch gar nicht hoch anrechnen, weil diese Ansichten nun einmal zu den tausend Grillen gehören, welche sein Werk so buntscheckig machen. Wozu aber macht da der Verf. sich wol bis zum Ekel und Überdruß ohne die mindeste Veranlassung über die „große Nation, wie sie sich im Gestank ihres Eigenlobs nannte" (I, 22), über „die Franzosen, welche als Beweis dafür gelten können, daß wir im Zeitalter der Einbildung leben, indem sie sich die große Nation nennen" (I, 9) lustig? Als Proben des guten Geschmacks mögen wir diese ewigen Wiederholungen nicht anführen.

So führt der Verf. auch die französischen Marschälle, denen er nie ein anderes Epitheton als räuberisch oder diebisch beilegt, so oft an, daß sie endlich in seiner Darstellung zur stereotypen Redensart geworden sind (I, 223, II, 4 fg.). Er spricht zuletzt gar nicht mehr von Dieben oder Wegelagerern ohne durch Association der Ideen dabei an die armen Marschälle zu denken. Wer diese Art von Pointen für allzu wohlfeil halten sollte, möge bedenken, daß dem Verf. allerdings keine bedeutenden stilistischen Mittel zu Gebote stehen.

Ganz vorzüglich erbittert ist der Reisende, der, wie wir gesehen haben, zuweilen eine große Freimüthigkeit verräth und sich sogar so misliebige Äußerungen wie z. B. „das Bundestagscontingent ist zum Lachen" (I, 15) oder „du sollst nicht stehlen, du gehörtest denn zur Regentschaft von Griechenland" (I, 26), gegen die französische Revolution. Sein Zorn gegen dieselbe geht so weit, daß es leicht wäre, ihn mit jenem bekannten ironischen Ausspruche Talleyrand's, Voltaire sei am Sündenfalle, Rousseau aber an der Sündflut Schuld, zu persifliren. Er bezeichnet sie gar nicht anders als die „französische Rebellion" (I, 137). Diejenigen, welche indessen in diesem welthistorischen Ereignisse etwas mehr sehen als eine Rebellion (man wird unwillkürlich an das Wort des Herzogs von Liancourt erinnert: „Non, Sire, ce n'est pas une révolte, c'est une révolution") mögen sich indessen damit trösten, daß er auch in Luther nur einen Rebellen sieht: „Welche Freude das Evangelium zu predigen, wenn so dafür bezahlt wird! Luther selbst hätte nicht revoltirt." (I, 161.)

Die Abneigung des reiselustigen Eremiten von Gauting erstreckt sich nicht blos auf die Dinge, sondern nicht minder auch auf die Personen. Man kann sich wol denken, daß bei der ganzen Richtung des Werks Custine mit seiner Schrift über Rußland nicht allzu glimpflich behandelt werden kann. Es haftet ihm der doppelte Makel an, daß er Franzose und Verächter der russischen Verhältnisse ist. Der Verf. erzählt, wie den strengsten Vorboten zum Trotz das vielbesprochene Werk, „worin die Lüge und Wahrheit zum Nachtheil der petersburger Welt ausgesprochen sein soll", mit wahrem Heißhunger in Petersburg verschlungen wurde. Um den Tadel, welcher in dieser Schrift enthalten ist, einigermaßen zu entkräften oder verdächtig zu machen, hat man dem leichtgläubigen Baiern aufgebunden, das ganze Werk sei eine Mystification — warum nicht gleich geradezu eine Mythe, der Verf., der kein Freund von Büchern ist, hatte die Schrift ja ohnedies nicht gelesen? Wir wollen die hierauf bezügliche Stelle hier einschalten (II, 221):

> Da man sich (in Paris) nach den Regeln des schändlichsten Undanks bei jeder Gelegenheit über Rußland lustig machte, so hatte man in Paris beschlossen, eine Mystification im Großen vorzunehmen; wozu man den Custine mit seiner theils guten, theils langweiligen Feder, die oft in Altweibergeschwätz ausartet, ausersehen. Custine wurde in Paris mit allen möglichen Materialien versehen, und ein großer Theil der Satire auf Rußland war schon fertig, ehe er Paris verließ; dabei hatte man es so veranstaltet, daß Custine sogar eingeladen wurde, nach Petersbueg zu kommen, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete, und da der Ruf eines so großen Weltgenies ihm vorausgeeilt, so fühlte Jeder sich glücklich, ihn zu empfangen, und Alle drängten sich, den liebenswürdigen Franzosen zu sehen und mit einem großen Fest in seinem Hause zu bewirthen; so vergaßen sich die Herzen in Liebe zu ihm, und es entstand das Buch, wodurch Custine sich zwar keine Ehre machte, aber den vorgesetzten Zweck erreichte.

Es liegt auf der Hand, daß Hallberg diese Schrift, über die er uns hier so erbauliche Dinge zu sagen weiß, nicht gelesen haben kann, sonst würden wir in der That nicht umhinkönnen, ihm jede Urtheilskraft abzusprechen. Man sieht ja gleich aus dem Anfange der Custine'schen Schrift, daß das Manuscript oder auch nur das Material nicht fertig aus Frankreich mitgebracht werden konnte, wenn auch nicht aus tausend andern Stellen die Spuren augenblicklicher Eindrücke hervorleuchteten. Übrigens wird man auch nicht einmal recht klar darüber, ob der Verf. das Buch von Custine für eine Einflüsterung der französischen Regierung, welche mit dem petersburger Hofe bekanntlich nicht allzu innig verbunden ist, oder für eine Art von Actienunternehmung von Seiten verschiedener französischer Großen hält.

Indessen kann Hallberg sich bei dem Urtheile, welches er, ohne es gelesen zu haben, auf absprechende Weise über Custine's Werk fällt, immer noch auf ganz ansehnliche Autoritäten stützen. Mislicher steht es schon, wenn er ohne alle wissenschaftliche Begründung einem Manne wie A. v. Humboldt feindlich gegenübertritt. Und wenn es sich hier noch um wissenschaftliche Erörterungen, um abweichende Ansichten handelte! Aber der Verf. geht eigentlich geradezu darauf aus, diesen größten aller jetzt lebenden Gelehrten, bei dem das umfassendste Wissen mit

Digitized by Google

den herrlichsten Charaktereigenschaften gepaart ist, Lügen zu strafen und zu verdächtigen. Einmal stellt er Humboldt als Dupe gemeiner Kerle hin, welche ihn bei seinen naturhistorischen Untersuchungen aufs gröblichste betrogen hätten (II, 24) und dann spricht er wieder von ihm als von einem gemeinen Aufschneider, welcher Beobachtungen, die er gar nicht hat machen können, für seine eigenen ausgeben und unter dem Deckmantel eines europäischen Namens auf die Leichtgläubigkeit der Gelehrten speculiren möchte. Ein solches Benehmen einem Manne wie Humboldt gegenüber kann nicht anders als ein Ausbruch wahrhafter Gemeinheit genannt werden. Als mildernder Umstand kann allein bemerkt werden, daß Hallberg, der planlos in der Irre umherfährt, zu wenig wissenschaftliche Bildung besitzt, um sich nur irgend eine Vorstellung von dem Gehalte und der Bedeutung eines Gelehrten wie Humboldt zu machen. Aber nicht blos in Bezug auf diesen großen Mann läßt er seiner barocken Laune die Zügel schießen, auch gegen den verdienten Parrot, dessen Name als Ethnograph vorzüglich einen schönen Klang hat, bringt er sein Verdächtigungssystem in Anwendung (II, 76).

Wir können uns diese maßlosen Ausfälle nicht anders erklären als daß wir ihren Urheber für unfähig halten, ihre eigentliche Tragweite zu beurtheilen. Auf seinen Charakter wollen wir deshalb keinen Makel bringen. Unserer Meinung nach ist der Verf. vielmehr ein ganz ehrenwerther Mann, den ein übertriebener Hang zu Sonderbarkeiten vielleicht nur allzu oft irreführt. Wir werden sogar durch eine gewisse Geradheit und ein biderbes Wesen bei ihm im Allgemeinen angesprochen. Man kann sich einen Begriff von der Ausdauer machen, welche der Greis seinen hohen Jahren zum Trotz sich noch in jugendlicher Frische bewahrt hat, wenn man bedenkt, wie er in einem Alter, wo Ruhe und die Beobachtung strenger Lebensregeln Bedürfniß zu werden pflegt, eine Wanderung unternommen hatte, von der man glauben sollte, daß sie die volle Manneskraft in Anspruch nehmen müßte. Der treffliche Wagner, einer der unermüdlichsten und erfolgreichsten Reisenden der Gegenwart, den Hallberg schon am Fuße des Atlas getroffen hatte und mit dem er in Tiflis aufs neue zusammengekommen war (II, 83), entwirft uns von unserm rüstigen Wanderer in seinen Reisefragmenten aus Armenien folgendes charakteristisches Bild:

Unter den Reisenden war eine auffallende Gestalt, um die das neugierige Volk, die zusammengelaufenen Straßenjungen Eriwans mit dem Ausdruck der äußersten Verwunderung sich scharten. Es war ein Greis nahe den Achtzigern, der aber mit einer noch jugendlichen Rüstigkeit sich in den Wagen neben eine junge Dame schwang. Vom Kinn und den gefurchten Wangen des Mannes fiel ein ansehnlicher grauer Bart herab, den diamantenglänzenden Annaorden, der am Halse befestigt war, halbbedeckend, während von der linken Brust noch vier oder fünf andere Kreuze und Sterne unter dem schwarzen russischen Kaftan hervorfunkelten und ein rother Türkenfeß mit angenähtem Lederschild den kahlen Kopf bedeckte. — Ich hatte diesen merkwürdigen und vielgereisten Mann im J. 1836 in Algier kennen gelernt, wo wir in Gesellschaft lustiger Landsleute manch heitern Tag zusammen verlebten. Nach sieben Jahren traf ich ihn wieder in Tiflis, und machte mit ihm die Reise nach Armenien zusammen. Seitdem Baron Hallberg am Fuße des Atlas von mir Abschied genommen, hatte er die Pyramiden Ägyptens und die zerfallenen Prachttempel von Heliopolis besucht, nun gelüstete den unermüdlichen Reisenden nach dem Anblick der persischen Königsresidenz. Er war die Wolga herabgekommen über den Kaukasus, hatte alle Beschwerden mit erstaunlicher Energie ertragen und stand nun im Begriff, die Grenzen Persiens zu überschreiten.

(Der Beschluß folgt.)

L'Europe depuis l'avénement du roi Louis-Philippe, par *B. H. R. Capefigue*. Zehn Bände. Paris 1845.

Unter diesem Titel beabsichtigt der Verf. eine Fortsetzung seiner „Histoire de la Restauration" zu schreiben, d. h. ein Bild des Zustandes von Europa während desselben Zeitabschnittes zu geben, den Louis Blanc in seiner „Histoire de dix ans" behandelt hat. Wiewol das Werk bis jetzt noch nicht vollständig erschienen ist, so läßt sich doch bereits aus dem Vorhandenen mit einiger Sicherheit auf den Geist des Ganzen schließen. Hr. Capefigue ist bekanntlich Legitimist. Er sagt zwar in seiner Vorrede, daß er sich bemüht habe, einen über Parteileidenschaften erhabenen Standpunkt einzunehmen und die Ereignisse, welche sich unter seinen Augen abgerollt haben, mehr von dem europäischen als von dem beschränkt französischen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Es ist ihm aber ebenso wenig gelungen, seine copalistischen Sympathien, seine Anhänglichkeit an das Princip der erblichen Monarchie im Allgemeinen und seine Neigung für die ältere Bourbonenlinie insbesondere zu verleugnen, als Louis Blanc es über sich vermocht hat, von seinem Werke die demokratische Färbung ganz fern zu halten. Beide Historiker sind innerlich noch ganz von ihrer Parteiansicht befangen, wenn sie sich auch formell theilweise von ihr losgesagt haben. Die wahre Unparteilichkeit des Historikers liegt vielleicht in der Mitte zwischen diesen beiden — ich will nicht sagen Ansichten, wol aber Auffassungsweisen des Geschehenen. Es ist gewiß eine sehr schwierig zu lösende Aufgabe, die Geschichte seiner Zeit richtig darzustellen; von Männern, die noch am Leben sind, von Ereignissen, deren allseitige Folgen sich noch nicht herausgestellt haben, läßt sich schlechterdings kein vollkommen abgerundetes Bild entwerfen, weil eben ihr Wirkungskreis noch nicht abgeschlossen, vollendet ist. Die sonderbare Form der starren französischen Legitimisten hat Hr. Capefigue allerdings ausgezogen; er schließt nicht mehr wie diese mit Halsstarrigkeit die Augen, um lieber nicht zu sehen, was sich bei offenen Augen nicht verleugnen ließe. Er räumt vielmehr der Geschichte ihr unabweisliches Recht ein, überzeugt, daß ein wenn auch hundertfach wiederholtes Nein! das Geschehene nicht ungeschehen mache. Napoleon ist ihm nicht mehr der „General Bonaparte", sondern ein, wenn auch außer der geraden Linie gewöhnlicher Erscheinungen stehender „Kaiser der Franzosen"; die Julirevolution erscheint ihm nicht mehr als eine „Emeute von zufällig glücklichem Erfolge", sondern als eine wirkliche Revolution; Ludwig Philipp betrachtet er nicht mehr als den „Chef der Linie Orleans und Usurpator des Thrones", sondern, wie der Titel schon anzeigt, als den „König der Franzosen durch den Willen des Volks". Er weigert sich nicht mehr, das Kaiserreich Napoleon's und die Gründung einer neuen Dynastie durch die Julirevolution in den Kreis der historischen Thatsachen aufzunehmen, er stellt sie vielmehr, nach ihrem Einflusse auf die Weltgeschichte, in gleiche Linie mit der Reformation, der Regierung Ludwig's XIV. und der Revolution von 1789. „Eine politische Revolution", sagt er, „findet niemals ohne das innere und äußere Bedürfniß der Gesellschaft (ohne ihren ausdrücklichen Willen) statt; Parteien können eine Emeute hervorbringen, einen glücklichen Überfall

Digitized by Google

und verzweifelte Versuche machen; Umstände können selbst den augenblicklichen Triumph einer Sache herbeiführen. Doch früher oder später protestirt der Geist der Gesellschaft gegen einen Sieg von so kurzer Dauer und gewinnt wieder die Oberhand; die Interessen schaffen sich Raum und der Sturm hat keinen Bestand mehr .... u. s. w."

Hr. Capefigue, sieht man, strebt redlich nach Erringung eines unparteiischen Standpunkts. Der Geist ist willig dieser Richtung zugewandt, aber das Fleisch, das Herz von Fleisch und Blut ist schwach. Die alten, eingewurzelten Zuneigungen und Abneigungen schimmern unwillkürlich überall durch. Wenn der Verf. in der Einleitung sagt, er werde nur die erhabene Seite des Menschen, nur das Edle in ihren Herzen betrachten; wenn er fortfährt: „Genug Verleumdung hat man auf die einzelnen Charaktere geworfen, man hat die schlechte Seite der Geschichte bis zum Ekel herausgekehrt; sie macht mir einen unangenehmen Eindruck: ich glaube, daß in uns Allen, zu welcher Meinung wir auch gehören mögen, eine erhabene und reine Richtung aufzufinden ist; diese will ich erkennen und feststellen. Die Ereignisse sind oft stärker als die Menschen; an den Tagen der Revolution gehört sich Niemand vollkommen selbst an und warum sollten wir in unwürdigen Einzelheiten die schöne Geschichte unsers Frankreich suchen?" wenn er solche Versprechungen zu Gunsten des Charakters seiner Schrift macht, so ist er in dem Augenblicke, in dem er sie ausspricht, schon nicht mehr unbefangen; er denkt nur an die Verunglimpfungen der gestürzten Regierung, er verspricht nur ihre erhabene Seite herauszustellen und unwürdige Details, die sie betreffen, zu verschweigen. Diese Stimmung ist vielleicht bei dem ehrenwerthen Verf. durch das Werk Louis Blanc's, der zuerst als Advocat der Gegenpartei aufgetreten ist, hervorgerufen worden. Jedenfalls aber bewirkt sie, daß das allgemein gegebene Versprechen nach einer Seite hin ganz und gar gebrochen wird. Das Volk, die eigentlichen Kämpfer in den Julitagen, und diejenigen Beamten, welche Menschlichkeit genug besaßen, ihm nicht mit mörderischer Entschlossenheit entgegentreten zu lassen, behandelt der Verf. nicht nur stiefmütterlich, sondern hart und grausam. Die Schilderung der dreitägigen Schlacht in den Straßen von Paris ist für das siegreiche französische Volk nichts weniger als schmeichelhaft. Dasselbe ist durchaus nicht heldenmüthig, sondern vielmehr feige, heimtückisch, niedrig und in jeder Beziehung verächtlich dargestellt. Züge von Heroismus Einzelner aus dem Volke, wie sie andere Augenzeugen mittheilen, sind geflissentlich verschwiegen; einzelne Grausamkeiten aber, Ungerechtigkeiten und Übereilungen in der Leidenschaft sind bis zum Übermaß angeführt und auf die widerwärtigsten Punkte darin mit gehässigem Nachdruck hingewiesen. Das heißt nicht die erhabene Seite der Geschichte und ihrer Träger nach außen kehren!

So viel über den politischen Geist, der das Werk durchweht. Der Verf. spricht noch ein anderes, sehr löbliches Bestreben in seiner Einleitung aus, und dasselbe findet, wie es scheint, eine viel gewissenhaftere Erfüllung. Er sagt nämlich, daß er es für seine Pflicht halte, seine Landsleute mit dem übrigen Europa und namentlich mit der Politik seiner verschiedenen Gouvernements bekannt zu machen. „Was", ruft er aus, „unserer gegenwärtigen Generation am meisten fremd ist, das ist Europa, der Geist der Männer, die es leiten, und die Tendenzen seiner Regierungen. In Folge dieser schlechten Erziehung (durch die Historiker!) haben wir uns Vorurtheile gebildet, die unsern Verbindungen nach außen hin sehr schädlich sind: wie wollen wir uns Bündnisse sichern, den hervorragenden Persönlichkeiten der auswärtigen Politik gegenüber eine ernstliche Stellung einnehmen, wenn wir sie mit so viel Leidenschaft und Unwissenheit beurtheilen?" u. s. w. Die Berücksichtigung dieses wichtigen Punktes ist die starke Seite von Capefigue's neuem Buche und gibt ihm einen bedeutenden Vorzug vor den meisten historischen Werken, welche Frankreich in neuerer Zeit hervorgebracht hat. Der Verf. ist mit dem Auslande sehr gut bekannt. Er hat sich nicht allein persönlich an den meisten europäischen Höfen aufgehalten und daselbst als guter Beobachter Gelegenheit gehabt, sich mit dem Geiste ihrer Politik bekannt zu machen, sondern seine genauen persönlichen Verbindungen mit den namhaftesten auswärtigen Diplomaten, welche in der von ihm geschilderten Periode thätig waren, haben ihn in den Stand gesetzt, die interessantesten Documente als Belege theils in dem Texte selbst, theils in den sehr inhaltsschweren Noten beizufügen. Da finden wir eine Menge von Auszügen aus den officiellen Correspondenzen mehrer Gesandter europäischer Mächte, welche zur Zeit der Julirevolution in Paris waren, officielle und Privatmittheilungen von diesen Höfen selbst, Decrete u. s. w. Außerdem gibt die nahe Stellung des Verf. zu den höhern Kreisen der französischen Gesellschaft, namentlich zu der um die ältere Bourbonenlinie gereihten, ihm die Mittel an die Hand, über die persönliche Haltung des Königs und seiner Familie in jener merkwürdigen Periode, über manche damals vom Hofe ausgegangene, bisher unerklärte Maßregel den überraschendsten und interessantesten Aufschluß zu geben; alle einzelnen Schritte der Minister und höhern Beamten sind ihm mit den kleinsten Details bekannt; er hat sie alle aus guten Quellen geschöpft und zeigt uns, wie einflußreich das scheinbar Unbedeutendste war, wie Alles zum Ruin der alten Königslinie beitragen mußte. Eine so detaillirte und allseitig belegte Darstellung einer interessanten Geschichtsperiode von einem wohlunterrichteten Zeitgenossen behält für die Nachwelt immer ihren bedeutenden Werth, und man wird ihr einige persönliche Färbung um so eher nachsehen müssen, als diejenigen Eigenschaften des Charakters und Herzens, welche den Menschen in den Kämpfen seiner Zeit lebhaft Partei ergreifen lassen, den Schriftsteller auch um so mehr geignet machen, dem Edlern im Herzen seiner Leser nahe zu treten, von den Bessern unter ihnen begriffen zu werden.

Das Werk darf sich, so fortgesetzt, den bessern Geschichtswerken anreihen, welche die Gegenwart hervorgebracht hat; gleichwol hat des Verf. Bescheidenheit auf dem Titel das Wort „Histoire" vermieden, das Louis Blanc's „Histoire de dix ans" und noch berühmtere Schriften gewiß nicht mit größerm Rechte an der Stirn tragen. S.

Bibliographie.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 15ter Band: Auswahl der Minnesänger für vorlesungen und zum schulgebrauch mit einem wörterbuche und einem abrisse der mittelhochdeutschen formenlehre herausgegeben von *K. Volkmar*. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chronik des Landes Hadeln, nebst interessanten Auszügen aus der Geschichte der Ämter Ritzebüttel, Bederkesa und Neuhaus, des Landes Wursten und des Landes Kehdingen. Aus gedruckten und ungedruckten Urkunden, besonders aber aus den gesammelten Nachrichten des weiland Actuars Scherder. Otterndorf. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Hartmann v. d. Aue, Iwein mit dem Löwen. Eine Erzählung, übersetzt und erläutert von W. Grafen v. Baudissin. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Reform der Naturwissenschaften. Aufforderung zu einer gründlichen Kritik, namentlich der Naturlehre. Von einem Lehrer der Naturwissenschaften. Hamburg, Verlagscomptoir. 8. 15 Ngr.

Sophian, Töne aus meiner Liebe. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 18. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 277. — 4. October 1845.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 276.)

In der That, es gehört eine eigenthümliche Kraft des Willens dazu, um die unzähligen Mühseligkeiten einer so ausgedehnten Reise zu ertragen. Der Verf. beweist durch die Praxis selbst die Wahrheit des Satzes, den er aufstellt, daß „der Wille Helden macht, Muß aber nur feige ist" (I, 23). Man freut sich über die Energie des Greises, der alle Sorge und alle Furcht vor den Drangsalen und Unbequemlichkeiten, denen er sich zu unterziehen im Begriff ist, von sich abweist, und der beim Antritt seiner Reise uns Allen mit frischem Wandermuthe zuruft (I, 11):

Ihr, die ihr noch lebt, verlasset euer Schlaraffenleben, trinkt Kaffee, wandert durch die schöne Welt, liebt die schönen Mädchen, betet die Meisterwerke der Allmacht an, werft den Hypochonder mit allen Apothekertöpfen auf die Straße, jaget die Aerzte, Advocaten und Pfaffen weg, berauschet euch in Kaffee, reist und ihr werdet schlafen, gesund sein, euch des Lebens freuen, und bald so wohl und leicht, wie ich bin, werden.

Vor keiner Mühe, keiner Anstrengung scheint er zurückzuschrecken und selbst den Gefahren tritt er muthig entgegen. So erzählt er selbst von seinen frühern Wanderungen (I, 51):

Das Meer im ruhigen Zustande sehen, ist nichts; der Sturm gibt ihm seine hohe Schönheit. Ich habe ihn mehrmals erlebt, aber alles Schreckliche ist nichts gegen den Schiffbruch, welchen ich im Atlantischen Ocean auch erlitten habe und drei und einen halben Tag in einem Boot umherschamm, bis ein rettendes Schiff uns Alle aufnahm.

Die ganze Lebensansicht kann bei einem Naturel, wie wir es hier vor uns haben, nicht anders als heiter sein. Zuweilen blickt sogar eine gewisse Frivolität und Leichtigkeit hindurch. Besonders verräth seine allzu enthusiastische Zuneigung für die Damenwelt, die sich bei einem Manne von einem so vorgerückten Alter selten so schwärmerisch äußert, daß der „Eremit von Gauting" es mit der Enthaltsamkeit des Anachoretenlebens nicht eben allzu streng genommen haben wird. Bald spricht er von einer Gesellschaft schöner Mädchen „als von einem Paradiese, einem Naturaliencabinete der Freude, einer Versammlung der besten Classiker" (I, 127), dann geräth er wieder beim Andenken an die „himmlischen schönen Wesen", die er gesehen hat (I, 130), in wahres Entzücken. Auch sein originelles Heirathsgesuch, das von den öffentlichen Blättern ausposaunt ist, bringt er wieder in Erinnerung, und er berichtet mit sichtbarem Wohlgefallen, daß sich ihm 800 Mädchen, ohne ihn gesehen zu haben, angetragen hätten (I, 6). Etwas kitzlich sind Wendungen wie die, wo er von der Niedlichkeit der Füßchen spricht, „welche uns in aufsteigender Liebe zur Anbetung stimmen" (I, 213), ein Ausdruck, welcher nebenbei gesagt daran erinnert, daß einer unserer jungen Schriftsteller einmal von den Füßen einer berühmten Tänzerin meinte, man sei geneigt, daran transscendentale Philosophie zu studiren. Zuweilen aber nimmt die Erzählung einen etwas allzu frivolen Anstrich an, der wol geradezu an Obscönität streift. Wir haben dabei vorzüglich die Stellen im Sinne, in denen der Verf. von den Besuchen redet, die er an solchen Orten macht, „wo die Mädchen, diese bewunderten Creaturen, von den Zinsen ihres Schönheitscapitals zehren" (I, 112). Hier kommen nämlich nicht selten Naivetäten zur Sprache, wie sie uns im Munde eines so bejahrten Mannes, euphemistisch gesagt, störend scheinen.

Was uns überhaupt in seiner Darstellung äußerst unangenehm berührt, ist Mangel an Takt, welcher sich fast auf jeder Seite des vorliegenden Werks herausstellt. Dahin rechnen wir stilistische Verstöße, welche beim Verf. einen sehr niedrigen Grad literarischer Ausbildung erkennen lassen, sonderbare Abschweifungen und Wiederholungen, die dem Ganzen das Gepräge einer unleidlichen Zerrissenheit und Zusammenhangslosigkeit aufdrücken. In unserer modernen Touristenliteratur sind wir allerdings schon einigermaßen daran gewöhnt, daß die unpassendsten, fernliegendsten Betrachtungen und Einfälle der Erzählung selbst eingeflochten werden. Aber nirgend machen sich doch diese Abschweifungen und Gedankensprünge, welche dem ganzen Werke einen höchst buntscheckigen Anstrich geben, so breit als hier. Nirgend ist uns eine so krause, zusammengewürfelte, unlogische Darstellung aufgestoßen. Ohne allen Zusammenhang und ohne irgend einen vermittelnden Übergang sehen wir hier die heterogensten Gedanken zusammengekoppelt. Zuweilen sind diese Gedankensprünge so sonderbar, daß man geneigt sein könnte, dem Verf. tiefere Beziehungen und feinere Combinationen, wie sie ihm nicht in den Sinn

Digitized by Google

gekommen sind, unterzulegen. Dazu kommt nun noch, wie gesagt, daß er ohne irgend eine Veranlassung sich in den breitesten Exeursen ergeht. So erhalten wir à propos de bottes eine weitschichtige Abhandlung über den Taback (I, 35—40), in der uns erzählt wird, wann das Rauchen Mode geworden ist, welche Eigenschaften der Taback besitzt u. s. w. Dann theilt er wieder seitenlange Excerpte aus einem Werke über Spanien mit, welches ihm der Zufall in die Hände geführt hat (I, 16). Hier erfahren wir die Bedeutung von den Ausdrücken „merinades", „merino", „mesta" u. dgl. Dinge, welche mit dem eigentlichen Gegenstand auch nicht einmal im losesten Zusammenhange stehen. Wenn wir es über uns gewinnen könnten, in diesen Spalten einen längern Abschnitt aus dem vorliegenden Buche abdrucken zu lassen, so würde man in der That staunen über die Verwirrung, welche fast auf jedem Blatte herrscht, und aus der nur hier und da Partien, welche wirklich gelesen zu werden verdienen, wie Oasen auftauchen.

Wir haben schon angedeutet, daß außerdem der Stil nicht eben sehr durchgebildet ist. Wir verlangen von einer so kernigen, derben Natur, wie der Reisende ist, keine Glätte und Abrundung im Periodenbau, noch jene andern stilistischen Vorzüge, welche im Stande sind, der Darstellung einen eigenthümlichen Zauber zu verleihen. Aber wunderbar bleibt es, wie die Feder eines Schriftstellers, der bei aller Verachtung, welche er gegen die Bücherwelt an den Tag legt, doch eine nicht unansehnliche Bändezahl bereits in die Welt geschickt hat, in solchem Grade aller Gewandtheit ermangeln kann. Niemals ist mir der etwas abgedroschene Vergleich deutlicher als jetzt vor Augen getreten, daß man, wenn man ein stümperhaft geschriebenes Buch liest, elendiglich wie über einen Knüppeldamm einherfährt. Was Ungefügigkeit des Satzbaus betrifft, so ist uns selten ein Werk aufgestoßen, in dem wir so lebhaft als hier an den Stil eines deutschen Königs erinnert wurden, dem wenigstens Niemand die Vorzüge der Originalität streitig machen kann.

Bei der eigenthümlichen Planlosigkeit des ganzen Werks würde es, selbst wenn wir es für nöthig gehalten hätten, unmöglich gewesen sein, die wirkliche Reiseroute, welche der Verf. beobachtet hat, zu verfolgen und in einigen allgemeinen Andeutungen hinzustellen. So wollen wir uns denn begnügen, um doch auch die Reise des Touristen außerhalb Rußland, das, wie wir oben gesehen haben, vor ihm nur oberflächlich bekannt war, einigermaßen zu berühren, auf einige Partien, welche auf diesen Theil seiner Wanderungen Bezug haben, aufmerksam zu machen. Dahin rechnen wir die Schilderungen von Armenien, obgleich wir nicht leugnen können, daß die flüchtigen Bemerkungen, welche hier mitgetheilt werden, sehr verlieren, wenn man sie mit jenen oben erwähnten köstlichen Fragmenten Wagner's zusammenstellt. Wie sehr durch einen solchen Vergleich Hallberg in Nachtheil zu stehen kommt, sieht man vorzüglich, wenn man Das, was derselbe über Etschmiadsin (II, 79) sagt, mit den Schilderungen dieses armenischen Klosters von dem Verf. der „Briefe vom Schwarzen Meere" zusammenhält. Dort ist Dürftigkeit, Leichtfertigkeit, hier Gediegenheit und eine unvergleichlich schöne Darstellung.

In Bezug auf Persien erklärt der Verf., daß er eine vollständige Enttäuschung erlitten habe. Auch er hatte, verleitet durch die Phantasiebilder unserer Dichter, von Persien als vom Lande fortwährender Romantik geträumt, und als er es nun betrat, da litten alle seine schönen Illusionen Schiffbruch. Was er fand, war ein prosaisches, nüchternes Land. Sogar die Schönheit der persischen Frauen, von der ihm seine geschäftige Phantasie wunderliche Bilder vorgezaubert hatte, wurde nicht als stichhaltig erfunden. Um dem Einwurfe, er habe vielleicht nicht lange genug im Lande verweilt, um über die Reize der persischen Schönheiten so ohne Weiteres abzuurtheilen, zu steuern, beruft er sich auf den bekannten englischen Reisenden Bell, der nach einem langjährigen Aufenthalte in Persien eine ähnliche Meinung hegte (II, 146).

Indem er so auf diese Weise unsere lieblichen Illusionen mit kalter Hand zerstört, möchte er uns auch in Betreff der Tscherkessen, für die man eine Zeit lang mit besonderer Vorliebe geschwärmt hat, eines Bessern belehren. Die Bewohner des Kaukasus, welche gegen die hartnäckigen Angriffe Rußlands sich mit bewunderungswürdiger Ausdauer vertheidigen — der Name Tscherkesse ist zu eng und zu nebelhaft —, sind für Hallberg, wie er ausdrücklich sagt, nicht edelmüthige Kämpfer für ihre Freiheit, sondern gemeine Diebe und Räuber (II, 45, 264, 196, 236). O über den adeligen Reisenden, der im Angesichte der Kampforte, wo diese Eisennaturen alle heranflutenden Russenheere zurückgewiesen haben, sich über einen frankfurter Professor ereifert, welcher die Sympathie für diese Streiter und ihre Unabhängigkeit durch poetisch gefaßte Schilderungen rege zu machen suchte (II, 60, 65). Konnte sich denn der enthusiastische Bewunderer seines hohen Gönners, des Kaisers von Rußland, nicht wenigstens enthalten, die Tscherkessen mit Koth zu bewerfen? Leider wird man indeß auch wieder zum Nachtheil des Verf. an die vorhin erwähnten Briefe von Moritz Wagner erinnert. Wie ganz anders lauteten die Berichte dieses Reisenden. Wer könnte sich, nachdem er die lebensvollen Schilderungen desselben gelesen hat, noch einreden lassen, jene kaukasischen Völkerschaften wären nur ganz gewöhnliche Diebe und Banditen? Auch insofern weicht er von seinem ehemaligen Reisegefährten ab, als dieser die vollständige Unterjochung dieser energischen Stämme für viel schwieriger hält als er. Hallberg meint nicht nur, die Bezwingung sei kein Werk der Unmöglichkeit (II, 234), sondern er hat sogar, angetrieben von Liebe zur russischen Regierung, eine Denkschrift aufgesetzt, in der er die Mittel entwickelt, deren man sich bedienen müsse, um bei diesem langwierigen Kriege zu einem erwünschten Ziele zu gelangen (II, 199). Der Kaiser, dem er

Digitized by Google

dieses Memoire einhändigen ließ, hat es recht huldvoll entgegengenommen; aber ob er die Ansichten und Vorschläge, welche darin ausgesprochen sein mögen, für ausführbar gehalten hat, davon verlautet nichts. Ebenso ungewiß ist es, ob die Rügen, welche er sich mit gebührender Bescheidenheit erlaubt, ein geneigtes Ohr finden werden, und ob sein Werk, von dem er hofft, daß es gelesen und geprüft, und daß die Beschwerden, denen darin „nicht in böser Absicht", wogegegen er sich ausdrücklich verwahrt, Ausdruck gegeben ist, eine bedeutende Wirkung erzielen wird (II, 163). Indessen würde es recht grausam sein, ihm diese süße Hoffnung durch bescheidene Zweifel trüben zu wollen.*)

G. F. Günther.

Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. Von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 1 Thlr.

In der dramatischen Literatur ist viel Bewegung. Es ist als wenn es in der Luft liege, daß so Viele sich auf dies Gebiet werfen. Einige verirren sich dahin ohne Beruf; Einige, die poetischer Production überhaupt unfähig sind, Andere, die bei poetischem Talent doch keins fürs Drama haben. Wir haben in d. Bl., veranlaßt durch die „Genoveva", schon ausgesprochen, daß Hebbel große und gerechte Hoffnungen erwecke.**)

Es scheinen jetzt vornehmlich zwei Richtungen im Drama sich geltend zu machen: das historische und das Familiendrama. Das historische ist höchst ungenügend vertreten. Nachdem Hebbel in der höhern Tragödie durch Reichthum und Ursprünglichkeit des Gedankens, durch Schwung der Idee, durch Glut der Phantasie sich ausgezeichnet hatte, versucht er auch im Familiendrama Lorbern zu gewinnen. Es ist das Familiendrama als solches nicht eine zufällig etwa erfundene Gattung, sondern eigentlich die Fundamentalgattung. Es ist eine haltlose Behauptung von Prutz, wenn er an Schiller das Familienmäßige seiner meisten Dramen tadelt und behauptet, er schildere den Wallenstein wie einen alten Hausvater, statt daß er ihn als Helden hätte hinstellen sollen. Ganz abgesehen von dem Ungrunde dieser Behauptung, so ist das Familienmäßige der eigentliche Angelpunkt jedes echten Dramas, unter welchem Volke es gedichtet sei. Weil alles Leben von der Familie ausgeht, weil jeder Staat auf die Familie basirt ist, weil jedes Individuum im Zusammenhange steht mit der Familie, weil die Familie der natürliche Boden, der natürliche Hintergrund jedes Individuums ist, so muß das Drama, welches die Idee, die Tendenzen, die Schicksale, die Thaten und Leiden des Individuums in seiner Bewegung, in seinem Fortschreiten zeigt, sich an die Familie lehnen. Ich möchte behaupten, die Art dieser Verbindung ist ein Prüfstein für jedes Drama. Warum fehlt es uns an Sympathien für das spanische Drama? Die Art der Behandlung des familienmäßigen Elements stößt uns ab. Warum misfallen uns die Schauspiele des Kaspar von Lohenstein? Weil statt echten Familienlebens eine Ausgeburt von isolirten, wüsten oder widernatürlichen Vorgängen uns entgegentreten. Warum bleibt die ganze Periode der Haupt- und Staatsactionen uns fern? Weil das Element der Familie entweder fehlt, oder verkehrt angewendet ist.

Wenn ich nun behaupte, daß jedes gute Drama sich auf die Familie basiren müsse, so gebe ich gern zu, daß es unendlich viele Stufen von Hervortreten und Zurücktreten gebe; keineswegs will ich behaupten, daß das Drama sich über den Kreis der Familie nicht erheben dürfe. „Tell", „Wallenstein", „Egmont", „Göz", „Faust", „Nathan", auch Hebbel's „Judith", dies gewaltige Gedicht, lehnen sich alle, näher oder ferner, an das Familienleben. Bisher dachte man bei Familiendramen gewöhnlich zunächst an Iffland's Stücke. Einige sind ganz gute Bilder; aber die Gegenwart macht höhere Ansprüche: es soll sich eine lebendige Verbindung kund machen mit den Tendenzen, mit den Schicksalen, mit den großen und kleinen Charakteren der Gegenwart. So aufgefaßt erscheint diese Richtung als die natürlichste und nothwendige. Jeder Dichter ist ein Sohn seiner Zeit: er erscheint zwar wie ein neues Geschöpf, seine Welt wie eine nicht geahnete, seine Bahn wie eine excentrische; aber das Auge des scharf Beobachtenden findet doch Lineamente, Analogien, verwandtschaftliche Momente seiner Zeit heraus.

Aber ist denn jede Zeit es werth, daß sie im Gedicht verewigt werde? Es gibt Perioden, in denen das höhere, ideale Leben wie ein Strom, der von Sand und Ginster bedeckt ist, hinfließt. Sollte auch eine solche Periode es werth sein, daß sie im Gedicht verewigt werde?

Wenn ein Dichter als Dichter seine Zeit darstellt — gewiß; wenn er es gleichsam als Portraitist thut — gewiß nicht. Hebbel beweist durch seine „Maria Magdalena", daß er diese zwei divergirenden Eigenschaften des Dichters und des Portraitisten in sich vereinige. Hebbel hat ein Werk von seltener Gediegenheit vollendet.

Ein nicht unwichtiger Punkt bei Beurtheilung der „Maria Magdalena" ist das Sittliche. Man hört hin und wieder gegen die Magdalena Stimmen, welche vom Standpunkte der Moral — wie sie behaupten — sich geltend machen.

Die Moralbegriffe sind in unserm Decennium in hohem Grade schwankend, unbestimmt. Die Moral ist jetzt weniger eine Angelegenheit des Herzens, des innern entschiedenen Bewußtseins, als der Speculation. Wir prüfen die Moralsysteme des Hutchinson, des Cumberland, des Shaftesbury, des Wollaston und meinen, daß weder der moralische Sinn, noch das Wohlwollen, noch die Proportion der geselligen und selbstischen Neigungen das rechte Moralprincip geben; wir billigen so wenig das Princip des Eigennutzes von Rochefoucauld wie Mandeville's Behauptung, die Tugend sei ein künstliches Product der Politik und Eitelkeit; die schwärmerische und mystische Moral des Arnauld, Pascal und Malebranche findet ebenso wenig allgemeinen Beifall. Wie gesagt, in der Moral disputirt man jetzt alle Systeme durch, und Jeder componirt sich sein eigenes, wie Bedürfniß und Stimmung des Tages es fodert. Es vermischt sich in den moralischen Ansichten jetzt die größte Freigeisterei mit der größten Philisterei, Jesuitismus mit Mystismus, Wahres mit Falschem; längst abgethane Vorurtheile tauchen wieder auf, ganz materielle Principien machen sich breit und alles Das zusammen stellt in den Köpfen der Meisten ein vollständiges Tohu Wabohu her. Es ist ein Elend unserer Zeit, daß mit einigen eingelernten Redensarten und mit einigen erschluckten Brocken von Kenntnissen Jeder sich als Besitzer von Intelligenz Geltung verschaffen kann; es ist ein Fluch unserer sogenannten allgemeinen Bildung, daß das Äußere derselben überall für das Innere genommen und honorirt wird. So schwärzen sich in alle Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens zahllose Individuen ein, die in andern Decennien immer nur für Pöbel gehalten worden wären. Überzeugung, Selbständigkeit, moralische Selbständigkeit, wo ist die zu finden? Überall die Fluten der Inconsequenz. Wer heute Morgen sich in der „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis erbaute, ergözt sich nach Tisch an Heine's „Neuesten Liedern"; wer am Morgen in der Bibel las, liest zu Nacht den „Ewigen Juden" von Sue. Übrigens scheut man nichts mehr als den Eclat; was nicht eclatirt ist, das ist nicht unmoralisch, wenn nur der Schein bewahrt oder gerettet ist. Dies äußerliche, durch und durch jesuitische Princip regiert auf dem Gebiete der Moral; es rettet jede gute Gesinnung, jede edle That,

*) Den vierten und letzten Artikel geben wir im December.

**) Vergl. Nr. 298 und 299 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Digitized by Google

jede Aufopferung, alle Begeisterung, allen Enthusiasmus, allen Heroismus aus. Der Materialismus in der heutigen Moral geht so weit, daß man die Handlungen nicht nach ihrer Tendenz, nach ihrem Zweck, sondern nur nach ihrem Erfolg beurtheilt. Wer siegt, wer gewinnt, wer das letzte Wort behält, wer den längsten Athem hat, der behält Recht.

Mit dieser ganz äußerlichen Auffassung hängt es zusammen, daß man behauptet, „Maria Magdalena" sei ein unsittliches Drama, weil Clara über ihre Hingebung an Leonhard mit ganz unverschleierten Worten spricht, und man erzählt, daß eine Schauspielerin in Berlin sich deshalb geweigert habe, die Rolle zu spielen. Unsinn! In französischen Dramen gaukelt man mit Vergnügen an der Grenze des Frivolen, des Üppigen, des Zotenhaften hin und her, und man bringt diese Pieçen in Deutschland zur Aufführung; in Tänzen, Geberden sieht man auf deutschen Theatern die größten Obscönitäten und schweigt, oder lacht und ergötzt sich — innerlich gewiß. Jeder Verständige wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß auf dem Gebiete der Poesie, der Kunst überhaupt, nur dann von Unsittlichkeit die Rede sein könne, wenn der Dichter oder der Künstler mit Absicht und Bewußtsein, ohne daß es der Zusammenhang seines Werkes gebietet, das Üppige, gar das Frivole und Lüsterne mit Vorliebe darstellt; ferner wenn er Lüge für Wahrheit, Diabolisches für rein Menschliches, Ordinaires für Edles, Niederträchtiges für Recht ausgeben will; diese Verirrung, diese Täuschung ist durchaus unsittlich. In der zuerst erwähnten Beziehung sind — um Beispiele aus unserer deutschen Zeit zu verschweigen —, die Schriften von Grécourt, von Jean Baptiste Rousseau, Voltaire's „Pucelle d'Orléans" etc. etc. entschieden unsittlich; in letzter Beziehung ist es z. B. Mandeville's „The fable of the bees" so gut wie die Schriften der französischen Encyklopädisten.

Hebbel wird weder von dem einen noch von dem andern Vorwurf getroffen: nie stellt er Üppiges, aus dem Zusammenhang gerissen, mit Wohlgefallen dar; bei ihm erscheint nie das Laster als Tugend, nie eine Lüge als Wahrheit, nie ein Scheusal zur Schönheit aufgeschminkt; bei Hebbel erscheint die Niederträchtigkeit in ihrer ganzen Jämmerlichkeit, die Ehrsucht in ihrer ganzen Armuth, die Genußsucht in ihrer ganzen Zerfahrenheit, die Schwachheit in ihrer ganzen Bedauernswürdigkeit, das Verbrechen in seiner ganzen Todeswürdigkeit.

Die Personen dieses Dramas sind durch und durch Menschen; Menschen aber sind Gottesgeschöpfe, Hebbel seine sind wahrhaftig keine nachgemachten. Es wäre unnütz, über die einzelnen Personen ein Wort hier zu sagen, weil wir doch nicht erschöpfend sein können. Das Bild der Clara ist ein in jedem Strich meisterliches; sie ist durch und durch ein liebendes Weib, gesundeste Natur, ohne alle falsche Sentimentalität; Anlage zum höchsten Heroismus blitzt aus ihrem Wesen hervor. Ich behaupte entschieden, treffender als von Hebbel ist unsere deutsche Jugend des laufenden Decenniums noch von Niemandem geschildert, in ihrem unbestimmten Drange nach Großem, nach Genuß, in ihrem Überdeuß am Alltäglichen, diese theilweis so kräftige Jugend, welcher das Vaterland kein Ziel und keine Lebensarbeit gibt. Träger dieser Schilderung ist Clara's Bruder, Karl, der an der Großemannsucht leidend, das Handwerk verlassen und über See gehen will. Die Scenen, in denen der wilde Junge in das Leid und den endlosen Jammer der Seinen die kecken Seemannslieder hineinsingt, sind das Bewegteste, das Lebensvollste, was wir in dramatischer Dichtung kennen. Hebbel weiß sehr gut, daß es kein Maßstab für den Werth einer dramatischen Dichtung ist, ob sie auf die Bühne kommt oder nicht; aber es wäre eine Maulschelle mehr, die sich die Theaterverstände geben, wenn es der „Maria Magdalena" nicht geschähe. Deamatisch ist das Werk durch und durch; welch ein Charakterbild ist der Meister Anton, wie für Laroche oder Grunert geschrieben.

Der Dialog hat wieder alle die Vorzüge, die wir schon bei „Genoveva" und „Judith" bezeichnet haben. Als Beispiel von Form und Materie dieses Dramas theilen wir einen kurzen Satz mit aus dem ersten Act, wo Meister Anton einmal sagt: „Auch Das hat die junge Welt vor uns Alten voraus, daß sie allenthalben ihre Erbauung findet, daß sie beim Vogelfangen, beim Spazierengehen, ja, im Wirthshaus ihre Andacht halten kann. «Vater unser, der du bist im Himmel.» — Guten Tag, Peter, sieht man dich beim Abendtanz? — «Geheiliget werde dein Name.» — Ja, lach' nur, Kathrinchen, es findet sich! — «Dein Wille geschehe.» — Hol' mich der Teufel, ich bin noch nicht rasirt. — Und so zu Ende, und den Segen gibt man sich selbst; denn man ist ja so gut ein Mensch wie der Prediger, und die Kraft, die vom schwarzen Rocke ausgeht, steckt auch gewiß im blauen. Ich habe auch nichts dagegen, und wollt ihr sogar zwischen die sieben Bitten sieben Gläser einschalten; was thut's; ich kann's Keinem beweisen, daß Bier und Religion sich nicht miteinander vertragen, und vielleicht kommt's noch einmal als eine neue Art das Abendmahl zu nehmen in die Liturgie. Ich alter Sünder freilich, ich bin nicht stark genug, um die Mode mitzumachen; ich kann die Andacht nicht wie einen Maikäfer auf der Straße einfangen, bei mir kann das Gezwitscher der Spatzen und Schwalben die Stelle der Orgel nicht vertreten; wenn ich mein Herz erheben fühlen soll, so muß ich erst die schweren eisernen Kirchthüren hinter mir zuschlagen hören, und mir einbilden, es seien die Thore der Welt gewesen; die düstern hohen Mauern mit den schmalen Fenstern, die das helle, freche Weltlicht nur verdunkelt durchlassen, als ob sie es fürchteten, müssen sich um mich zusammendrängen, und in der Ferne muß ich das Beinhaus mit dem eingemauerten Todtenkopf sehen können!"

Hebbel's „Magdalena Maria" ist von mehr als ephemerem und relativem, sie ist von bleibendem wahrem Werth; erstens als Kunstwerk, zweitens als Bild der Zeit. Wie unser bürgerliches Leben gestaltet und gespaltet ist, wiefern es Theil hat an den großen Ideen, welche die Zeit bewegen, wiefern demselben der Ruhm hoher Intelligenz, gesunder Moral, gesunder bürgerlicher Institutionen gebührt — das stellt dies Drama besser dar als viele Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens.

Mit „Maria Magdalena" hat Hebbel erschüttert; vielleicht gefällt es ihm, bald auch Morgenröthe oder Versöhnung zu malen. Verheißen zu haben scheint er es in den Schlußworten des Trauerspiels, welche heißen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr." 25.

Notiz.

Sammlungen alter englischer Balladen.

Das Britische Museum hat kürzlich für die Summe von 535 pf. St. drei Foliobände alter Balladen angekauft, die früher in des Besitz des Herzogs von Roxburghe, später an einen Herrn Bright für 100 pf. St. gelangten, von wo sie im Wege der Versteigerung an das genannte Institut übergingen. Diese unter dem Namen „Roxburghe's ballads" bekannte Sammlung enthält an 1200 Balladen und ist also viel reicher als die beiden andern, die sich noch in England in den Bibliotheken zu Oxford und Cambridge vorfinden. Eine vierte Sammlung, die sich früher in den Händen des bekannten Heber befand, ward leider bei der Versteigerung der Bücher desselben zersplittert, da man, um die größtmögliche Verwerthung dieser literarischen Schätze zu erhalten, sie in einzelnen Loosen versteigerte. Von den Privatsammlungen, die in England noch vorhanden, sind nur drei von Bedeutung, und zwei davon gehören Personen, die sehr geheim damit thun und keine Benutzung derselben gestatten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 278. — 5. October 1845.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Von Arthur Schopenhauer. Zweite durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landesgenossen — sagt die Vorrede zur vorliegenden Auflage — übergibt der Verf. sein nunmehr vollendetes Werk, sondern der Menschheit; er bezüchtigt das neuere Treiben der Philosophie in Deutschland einer Richtung für Staats- und Gewerbzwecke, während er selbst, davon ungestört, seit mehr als 30 Jahren seinem Gedankengange nachgegangen sei, redlich und offen im Gegensatz mit drei berühmten Sophisten der nachkantischen Periode, auf dem Standpunkt der Reflexion, nicht der Inspiration, darum auch des Beifalls seiner Zeitgenossen nicht gewärtig. Nach 25 Jahren findet er nichts zurückzunehmen, seine Grundüberzeugungen haben sich bei ihm selbst bewährt. Seine Philosophie geht von der Kant'schen aus, die allein den angeborenen von der ursprünglichen Bestimmung des Intellects herrührenden Realismus wirklich zu beseitigen vermag, wozu weder Berkeley noch Malebranche ausreichen.

Nie inzwischen hat sich der Verf. vermessen, eine Philosophie aufzustellen, die keine Frage mehr übrig ließe, denn in diesem Sinn ist Philosophie unmöglich, sie wäre Allwissenheitslehre; es gibt eine Grenze, bis zu welcher das Nachdenken vordringen, und so weit die Nacht unsers Daseins erhellen kann, wenngleich der Horizont stets dunkel bleibt. Die Philosophie kann nirgend mehr thun als das Vorhandene deuten und erklären, das Wesen der Welt, welches als Gefühl Jedem verständlich sich ausspricht, zur deutlichen abstracten Erkenntniß bringen; ihr gegebener Stoff ist kein anderer als das empirische Bewußtsein, welches in das Bewußtsein des eigenen Selbst und in das Bewußtsein anderer Dinge zerfällt. Jede Philosophie, die, statt hiervon auszugehen, beliebig gewählte abstracte Begriffe wie Absolutum, Sein, Wesen u. s. w. zum Ausgangspunkt nimmt, schwebt ohne Anhalt in der Luft, kann daher nie zu einem wirklichen Ergebniß führen. Neuern philosophischen Lehren wird hierdurch der Stab gebrochen.

Nach einfacher Übersicht ist der Inhalt des Werks geordnet: I. „Der Welt als Vorstellung erste Betrachtung: die Vorstellung unterworfen dem Satz des Grundes: das Object der Erfahrung und Wissenschaft." II. „Der Welt als Wille erste Betrachtung: die Objectivation des Willens." III. „Der Welt als Vorstellung zweite Betrachtung: die Vorstellung, unabhängig vom Satze des Grundes: die platonische Idee: das Object der Kunst." IV. „Der Welt als Wille zweite Betrachtung: bei erreichter Selbsterkenntniß Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben." Auf diese vier Abtheilungen beziehen sich die reichen Erläuterungen des zweiten Bandes. Einen Anhang bildet die Kritik der Kant'schen Philosophie, von welcher der Verf. freilich ausgeht, aber Mängel derselben scharfsinnig nachweist. So viel es Zweck und Raum d. Bl. gestattet, werde hier das Eigenthümliche des Ganzen angedeutet.

I. Kant's größtes Verdienst ist die Unterscheidung der Erscheinung vom Dinge an sich. Dasjenige, was Alles erkennt und von Keinem erkannt wird, ist das Subject, Träger der Welt, Bedingung alles Erscheinenden; die Welt als Vorstellung hat zwei wesentliche, nothwendige und untrennbare Hälften, Object, dessen Form Raum und Zeit, Subject, welches nicht in Raum und Zeit liegt. Idealität jedes Objects ist wesentlich, weil ein Ding an sich als solches kein Object sein kann, die objective Welt existirt nur als Vorstellung, und die empirische Realität der Außenwelt wird nicht dadurch geleugnet; aber nur das Bewußtsein ist unmittelbar gegeben, daher ist die Grundlage der Philosophie auf Thatsachen des Bewußtseins beschränkt, d. h. sie ist wesentlich idealistisch. Der wahre Idealismus ist nicht der empirische, sondern der transscendentale. Der Materialismus ist die Philosophie des bei seiner Rechnung sich selbst vergessenden Subjects. Intellect und Materie sind unzertrennliche Correlata, sind relativ, machen zusammen die Welt als Vorstellung aus, welche eben Kant's Erscheinung, mithin ein secundaires ist. Das Primaire ist das Erscheinende, das Ding an sich selbst und sonach auf dem Wege der bloßen Erkenntniß und Vorstellung nicht zu erfassen.

Anschauung ist wesentlich intellectual, nicht blos sensual, Sinne geben bloße Empfindung, wie schon Thomas Reid vortrefflich gezeigt. Der Hauptunterschied zwischen allen unsern Vorstellungen ist der des Intuitiven und

Digitized by Google

Abstracten. Die intuitive Vorstellung befaßt die ganze sichtbare Welt, die gesammte Erfahrung, nebst den Bedingungen ihrer Möglichkeit, nämlich Raum und Zeit. Anschauung ist Quelle aller Erkenntniß. Thiere haben anschauliche, aber keine abstracte Erkenntniß, des Menschen Abstraction ist ein Abwerfen unnützen Gepäcks behufs leichterer Handhabung der zu vergleichenden und darum hin und her zu werfenden Erkenntnisse. Worte sind das Zeichen der Begriffe und Mittel sie zu fixiren, Vernunft ist das Vermögen der abstracten, Verstand das der anschaulichen Vorstellung. Alle Wahrheit und Weisheit liegt zuletzt in der Anschauung; den Begriff aus der Anschauung zu bereichern sind Poesie und Philosophie unablässig bemüht. Der Satz vom Grunde bestimmt die Erfahrung als Gesetz der Causalität und Motivation, das Denken als Gesetz der Begründung der Urtheile; die einfachste seiner Gestaltungen ist die Zeit. Das subjective Correlat der Materie oder der Causalität, denn beide sind eins, ist der Verstand, Causalität zu erkennen ist seine Function. Er ist in allen Thieren und Menschen derselbe, aber die Grade seiner Schärfe und die Ausdehnung seiner Sphäre sind verschieden. Die Classe von Vorstellungen, welche dem Menschen allein angehört, hat zum Stoff den Begriff, und ihr subjectives Correlat ist die Vernunft. Dieses höher potenzirte Bewußtsein, der Reflex des Intuitiven, verleiht dem Menschen jene Besonnenheit, welche ihn vom Thier unterscheidet. Von Begriffen können wir nie anschauliche Erkenntniß von ihrem Wesen erlangen, sondern nur abstracte und discursive, nur denken, nicht anschauen lassen sie sich, und nur die Wirkungen, welche durch sie der Mensch hervorbringt, sind Gegenstände der Erfahrung, Sprache, überlegtes planmäßiges Handeln, Wissenschaft und was aus diesem Allen sich ergibt. Wissen ist das abstracte Bewußtsein, das Fixirthaben in Begriffe der Vernunft des auf andere Weise überhaupt Erkannten. Gegensatz desselben ist das Gefühl und hat durchaus nur einen negativen Inhalt, nämlich diesen, daß etwas, welches im Bewußtsein gegenwärtig ist, nicht Begriff, nicht abstracte Erkenntniß der Vernunft sei. Alle Beweise müssen auf ein Anschauliches und daher nicht mehr Beweisbares zurückführen, die ganze Welt der Reflexion ruht auf der anschaulichen Welt, alle letzte, d. h. ursprüngliche Evidenz ist eine anschauliche. Was der weite Begriff Gefühl befaßt und als nicht abstractes deutliches Wissen bezeichnet, zu einem solchen, zu einem bleibenden Wissen zu erheben, ist Aufgabe der Philosophie.

II. Dem als Individuum erscheinenden Subject des Erkennens ist der Wille ein jedem unmittelbar Bekanntes, und der Leib ist der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens, die Objectität desselben. Dieses Unmittelbarste des Bewußtseins wird übertragen auf alle Erscheinungen, die nicht wie die eigene in unmittelbarer Erkenntniß neben der mittelbaren, sondern blos in letzterer, als Vorstellung allein, gegeben sind. Ding an sich ist allein der Wille, aber nicht blos die bisher allein damit bezeichnete eine Species, der vom Erkennen geleitete, welcher nur die deutlichste Erscheinung des Willens ist. Bisher subsumirte man den Begriff Willen unter den Begriff Kraft, hier geschieht es umgekehrt. Der Wille als Ding an sich ist von seiner Erscheinung gänzlich verschieden und völlig frei von allen Formen derselben, außerhalb des Gebietes des Satzes vom Grunde, schlechthin grundlos, frei von aller Vielheit, obwol seine Erscheinungen in Raum und Zeit unzählig sind, er ist Eins, als Das, was außer Zeit und Raum, dem principio individuationis, d. i. der Möglichkeit der Vielheit, liegt. Das Problem ist nicht ein Verhältniß zwischen Sein und Denken, letzteres hat blos zum Anschauen ein Verhältniß, das Anschauen aber hat eins zum Sein an sich des Angeschauten, und dieses ist das große Problem. Das Ding an sich kann, eben als solches, nur ganz unmittelbar ins Bewußtsein kommen, nämlich dadurch, daß es selbst sich seiner bewußt wird, wir müssen die Natur verstehen lernen aus uns selbst, nicht umgekehrt uns selbst aus der Natur. Fragt man, was denn jener Wille, der sich in der Welt und als die Welt darstellt, zuletzt schlechthin an sich selbst sei? Diese Frage ist nie zu beantworten, weil das Erkanntwerden schon dem Ansichsein widerspricht und jedes Erkannte als solches nur Erscheinung ist. Wille ist Substanz des Menschen, Intellect das Accidens, Wille ist die Materie, Intellect die Form, Wille allein ist αὐτοφυὸς. Intellect als secundairer Natur ist physisch, Wille als das Ursprüngliche metaphysisch.

Mechanik, Physik, Chemie lehren die Regeln und Gesetze, nach denen die Kräfte der Undurchdringlichkeit, Schwere, Starrheit, Flüssigkeit u. s. w. wirken, d. h. die Regeln, welche diese Kräfte in Hinsicht auf ihren jedesmaligen Eintritt in Zeit und Raum beobachten, die Kräfte selbst aber bleiben dabei qualitates occultae. In jedem Ding in der Natur ist etwas, davon kein Grund angegeben werden kann, die specifische Art seines Wirkens, die Art seines Daseins, sein Wesen. Das Ding an sich, der Wille, ist frei von aller Form der Erkenntniß, auch von der allgemeinsten, der des Objectseins für das Subject. Erkennen der Dinge an sich ist schon darum unmöglich, weil, wo ihr Wesen anfängt, das Erkennen wegfällt. Eben weil die Welt ohne Hülfe der Erkenntniß sich gemacht hat, geht ihr Wesen nicht in die Erkenntniß ein, sondern diese setzt das Dasein der Welt schon voraus; der Intellect ist durch die Natur bedingt, liegt in ihr, gehört zu ihr, er kann, wenn das Glück gut ist, Alles in der Natur verstehen, aber nicht die Natur selbst. Daß der Wille nicht aus der Erkenntniß hervorgeht, sondern das Prius derselben, der Kern unsers Wesens, und jene Urkraft selbst sei, welche den thierischen Leib schafft und erhält, ist der erste Schritt der Grunderkenntniß meiner Metaphysik; daß derselbe Wille es sei, der auch in der Pflanze die Gemme ansetzt, um Blatt oder Blume aus ihr zu entwickeln, daß die regelmäßige Form des Krystalls nur die zurückge-

Digitized by Google

lassene Spur seines momentanen Strebens, daß er überhaupt das wahre und einzige αὐτοματον sei — diese Einsicht ist der zweite Schritt in jener Grunderkenntniß, schon durch Reflexion vermittelt. Materie ist das Wirkende (Wirkliche) überhaupt, abgesehen von der specifischen Art seines Wirkens, also Wirksamkeit in abstracto, Dasjenige, wodurch der Wille in die Wahrnehmbarkeit tritt, anschaulich, sichtbar wird. Jedes Object ist als Ding an sich Wille, als Erscheinung Materie. Nothwendigkeit und Freiheit mußte zusammen in die Philosophie eintreten; ohne die Wahrheit zu verletzen, konnte dies nur dadurch geschehen, daß die Nothwendigkeit in das Wirken und Thun (operari), die Freiheit in das Sein und Wesen (esse) verlegt wurde, während man es bisher gerade umgekehrt gehalten hat, und schlechterdings die Freiheit im operari, die Nothwendigkeit im esse suchte. Die Benennung Weltseele, Gott, paßt nicht für den Willen als Wesen an sich, Wille zum Leben ist der wahre Ausdruck.

Es gibt Stufen der Objectivation des Willens, welche Plato mit dem Name Idee bezeichnete. Naturgesetz ist die Beziehung der Idee auf die Form ihrer Erscheinung, auf Zeit, Raum, Causalität. Jede natürliche Ursache ist nur Gelegenheitsursache, gibt nur Anlaß zur Erscheinung des einen untheilbaren Willens, der das Ansich aller Dinge ist. Des Aristoteles forma substantialis bezeichnet den Grad der Objectivation des Willens in einem Dinge. Die Gattungen stellen dar die durch das Band der Zeugung verbundenen successiven und gleichartigen Individuen, und die Gattung ist daher die in der Zeit auseinander gezogene Idee (εἶδος, species). Auf der untersten Stufe sehen wir den Willen sich darstellen als einen blinden Drang, fern von aller unmittelbaren Erkennbarkeit. So erscheint er in der unorganischen Natur. Von Stufe zu Stufe sich deutlicher objectivirend wirkt er im Pflanzenreich, Thierreich; der Mensch mußte, um bestehen zu können, durch eine doppelte Erkenntniß erleuchtet werden, gleichsam eine höhere Potenz der anschaulichen Erkenntniß mußte zu dieser hinzutreten, eine Reflexion jener: die Vernunft als das Vermögen abstracter Begriffe. Mit dieser war Besonnenheit da, enthaltend Überblick der Zukunft und Vergangenheit, deutliches Bewußtsein der eigenen Willensentscheidungen als solcher. Wie der Instinct ein Handeln ist, gleich dem nach einem Zweckbegriff und doch ganz ohne denselben, so ist alles Bilden der Natur. In der äußern wie in der innern Teleologie der Natur ist, was wir als Mittel und Zweck denken müssen, überall nur die für unsere Erkenntnißweise in Raum und Zeit auseinander getretene Erscheinung des mit sich selbst so weit übereinstimmenden einen Willens. Endursache ist ein Motiv, welches wirkt, ohne erkannt zu werden, Instinct ist ein durch speciell bestimmtes Motiv über alle Maßen einseitiger und streng determinirter Charakter.

Die Welt also, in der wir leben und sind, ist ihrem ganzen Wesen nach durch und durch Wille, und zugleich durch und durch Vorstellung; diese Vorstellung setzt als solche eine Form voraus, nämlich Object und Subject, ist mithin relativ; und wenn wir fragen, was nach Aufhebung dieser Form und aller ihr untergeordneten, die der Satz vom Grunde ausdrückt, noch übrig bleibt, so kann dieses als ein von der Vorstellung toto genere Verschiedenes nichts Anderes sein als Wille, der sonach das eigentliche Ding an sich ist. Jeder findet sich selbst als diesen Willen, in welchem das innere Wesen der Welt besteht, so wie er sich auch als das erkennende Subject findet, dessen Vorstellung die ganze Welt ist. Jeder ist also in diesem doppelten Betracht die ganze Welt selbst, der Mikrokosmos, und was er als sein eigenes Wesen erkennt, dasselbe erschöpft auch das Wesen der ganzen Welt, des Makrokosmos.

III. Idee und Ding an sich sind nicht schlechthin eins und dasselbe, denn das Ding an sich soll, nach Kant, von allen dem Erkennen als solchem anhängenden Formen frei sein, wozu auch das „Object für ein Subject sein" gezählt sein sollte; die Plato'sche Idee hingegen ist nothwendig Object, ein Erkanntes, eine Vorstellung, und eben nur dadurch vom Ding an sich unterschieden. Das einzelne erscheinende Ding ist eine mittelbare Objectivation des Dinges an sich, zwischen welchem und ihm noch die Idee steht als die alleinige unmittelbare Objectität des Willens, indem sie keine andere dem Erkennen als solchem eigene Form angenommen hat als die der Vorstellung überhaupt, d. i. des Objectseins für ein Subject. Daher ist auch sie allein die möglichst adäquate Objectität des Willens oder Dinges an sich, ist selbst das ganze Ding an sich, nur unter der Form der Vorstellung. Die Zeit ist blos die zerstückelte und vertheilte Ansicht, welche ein individuelles Wesen von den Ideen hat, die außer der Zeit, mithin ewig sind. Was als blos objectives Bild, bloße Gestalt, betrachtet, und dadurch aus der Zeit wie aus allen Relationen herausgehoben, die Plato'sche Idee ist, das ist empirisch genommen und in der Zeit die Gattung, die Idee ist eigentlich ewig, die Gattung aber von unendlicher Dauer. Die Idee ist species, aber nicht genus, darum sind die species das Werk der Natur, die genera das Werk der Menschen; sie sind nämlich bloße Begriffe.

Ein möglicher, aber nur als Ausnahme zu betrachtender Übergang von der gemeinen Erkenntniß einzelner Dinge zur Erkenntniß der Idee geschieht plötzlich, indem die Erkenntniß sich vom Dienste des Willens losreißt, eben dadurch das Subject aufhört ein blos individuelles zu sein und jetzt reines willenloses Subject der Erkenntniß ist, welches nicht mehr, dem Satze vom Grunde gemäß, den Relationen nachgeht, sondern in fester Contemplation des dargebotenen Objects, außer seinem Zusammenhange mit irgend andern, ruht und darin aufgeht. In solcher Contemplation wird mit einem Schlage das einzelne Ding zur Idee seiner Gattung, und das anschauende Individuum zum reinen Subject des Erkennens. Die Kunst wiederholt die durch reine Contemplation aufgefaßten ewigen Ideen, das Wesen des

Digitized by Google

Genius besteht in der überwiegenden Fähigkeit zu solcher Contemplation, Phantasie ist ihre Begleiterin, ja Bedingung. Sie muß allen Menschen im gewissen Grade innwohnen, um Werke der Kunst zu genießen und überhaupt ästhetisches Wohlgefallen zu haben. Bei dem Schönen hat das reine Erkennen ohne Kampf die Oberhand über den Willen und die seinem Dienste frohnende Erkenntniß der Relationen gewonnen, bei dem Erhabenen ist es erst durch ein bewußtes und gewaltsames Losreißen von den als ungünstig erkannten Beziehungen desselben Objects zum Willen und freie Erhebung über ihn eingetreten.

Das Object der Kunst ist eine Idee, nicht das einzelne Ding, das Object der gemeinen Auffassung, auch nicht der Begriff, das Object des vernünftigen Denkens und der Wissenschaft. Obgleich Idee und Begriff etwas Gemeinsames haben, darin, daß beide als Einheiten eine Vielheit wirklicher Dinge vertreten: so ist doch der Begriff abstract, discursiv, durch Worte ohne weitere Vermittelung mittheilbar, durch seine Definition ganz zu erschöpfen; die Idee dagegen, allenfalls als adäquater Repräsentant des Begriffs zu definiren, ist durchaus anschaulich, vom Individuum als solchem wird sie nie erkannt, sondern nur von Dem, der sich über alles Wollen und alle Individualität zum reinen Subject des Erkennens erhoben hat, also nur vom Genius und von genialer Stimmung erreichbar. Daher die Unbrauchbarkeit des Begriffs für die Kunst; ihm überlassen sich arme Nachahmer, Manieristen. Allegorie ist in der bildenden Kunst ein fehlerhaftes, fremdem Zwecke dienendes Streben. Alle Künste objectiviren den Willen nur mittelbar, nämlich mittels der Ideen, die Musik übergeht diese, ist von der erscheinenden Welt unabhängig, sie ist eine unmittelbare Objectivation und Abbild des ganzen Willens, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen es sind. Es wird ein Parallelismus, eine Analogie sein zwischen der Musik und den Ideen. So ist der Grundbaß in der Harmonie, was in der Welt die unorganische Natur, in den Nipienstimmen ist die Stufenfolge der Ideen kenntbar, die Melodie hat den Zusammenhang der Fortschreitung, sie ist höchste Stufe der Objectivationen des Willens, das besonnene Leben und Streben des Menschen. Es hat immer geheißen: die Musik sei die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft, so wie Worte die Sprache der Vernunft, Musik ist eine im höchsten Grade allgemeine Sprache, die sich sogar zur Allgemeinheit der Begriffe ungefähr verhält wie diese zu den einzelnen Dingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Römerbauten in Schottland.

Für schottische und römische Alterthumskunde ist vor kurzem ein wichtiges Werk unter dem Titel erschienen: „Caledonia romana: a descriptive account of the Roman antiquities of Scotland; preceded by an introductory view of the aspect of the country and the state of its inhabitants in the first century of the christian era", von Mr. Stuart, worin die Grenzlinien der alten von den eroberten Römervolk bis in den fernen Norden der britischen Inlande hinaufgerückten Civilisation nachgewiesen sind, die in ihren zahlreichen Überresten das Denkmal jenes merkwürdigen Kampfes bilden, der Jahrhunderte lang in diesen Gegenden zwischen den Legionen der römischen Imperatoren und den Haufen der Eingeborenen wüthete. Mit welch geheimen Schauern die Römer in der wilden, unheimlichen Natur jener Gegend vordrangen, geht daraus hervor, daß man in der Nähe ihrer befestigten Lager überall auf gottesdienstliche Stätten des dort einheimischen Cultus mit römischen Inschriften stößt, die eben denselben höhern Wesen geweiht sind, mit denen die wilde Einbildungskraft der caledonischen Stämme den Strand ihrer Flüsse und Seen, das Innere ihrer Haine und den Gipfel ihrer Berge bevölkerte. Von überresten römischer Paläste und Theater, wie sie in Gallien und Windelizien, in Pannonien, an Afrikas Nordküste und im Morgenlande mit den Lagern der Welterobrer der Nachwelt hinterlassen worden, findet sich in Schottland keine Spur. Kaum daß man einzelne Trümmer von Landhäusern und Bädern antrifft. Eins der merkwürdigsten Werke römischer Baukunst in jenem Lande, das Herr Stuart beschreibt, und das in dieser Hinsicht gewiß einzig in seiner Art war, ist leider vor etwa hundert Jahren völlig zerstört worden. Es waren dies die unter dem Namen „Arthur's Oon" bekannten Trümmer, welche in dem romantischen Sagenkreis Schottlands eine so große Rolle spielten. „Dieses Bauwerk", berichtet Herr Stuart, „war kreisförmiger Construction und glich seiner Gestalt nach so ziemlich einem gewöhnlichen Bienenkorb. Unten mochte es an 20—30 Yards im Umfang haben, welchen Umfang es bis auf eine Höhe von 8 Fuß behielt, von wo es nach innen hinaufwärts zu abnahm bis die Mauern in einer Höhe von 22 Fuß in einer kreisrunden Kuppel endigten, worin sich eine Öffnung von 12 Fuß im Durchmesser befand. An der westlichen Seite befand sich ein gewölbter Eingang, dessen größte Höhe 9 Fuß betrug, und darüber eine Art Fensteröffnung von ziemlich dreieckiger Gestalt, 3 Fuß hoch und im Durchschnitt ebenso breit. Das Ganze war aus behauenen Quadern aufgeführt, die in regelmäßigen wagerechten Reihen lagen, deren unterste auf einer dicken massiven Unterlage aus gleichem Stoffe ruhte, die, um das Geschmiß beizubehalten, dem gewölbten runden Dreit, worauf der Bienenkorb des Bauern gestellt zu werden pflegt, völlig glich war. Das Innere des Gebäudes erschien im Allgemeinen in ziemlicher Übereinstimmung mit seinem Äußern, nur waren in der vertieften Ausbehlung zwei hervorspringende steinerne Carniese angebracht, die, der eine in einer Höhe von 4, der andere von 6 Fuß vom Boden rings herumliefen. Der Baukitt war höchst verschieden zu nennen und bezugte die vollkommenste Kenntniß der Regeln der Baukunst. Bei dem Bau hatte man sich keiner Art Mörtel bedient und doch waren die Steine so genau aneinander gefügt, daß selbst die so schwierige Aufgabe, durch Vereinigung wagerechtlaufender Steinlager eine Kuppel von so geringem Umfange zu erzielen, auf die geschickteste und dauerhafteste Weise erreicht schien. Den Namen „Arthur's Oon" hielt man gemeiniglich für eine Entstellung der Volkssprache aus „Arthur's Oven". Aller Wahrscheinlichkeit nach mochte jedoch das Wort Oon nichts als die pictische Benennung für Haus oder Wohnung sein, da nach Pownall's „Provincia romana of Gaul" die Worte Piet-con pictische Wohnplätze oder Ansiedelungen bedeuten. Das genitivische Wörtchen Arthur's konnte ein verderbtes celtisches Wort sein. Nach einer Mittheilung Sir William Betham's, des gelehrten Verfassers der „Gael and Cimbri", wäre anzunehmen, daß Arthur's Oon wahrscheinlich von den gälischen Worten Art (ein Haus), und Om (einsam) abgeleitet ist, sodaß es eine abgelegene Wohnung oder eine Einsiedelei bedeuten würde." H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 279. — 6. October 1845.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Von Arthur Schopenhauer. Zweite, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

IV. In Folge unserer ganzen Ansicht ist der Wille nicht nur frei, sondern sogar allmächtig, aus ihm ist nicht nur sein Handeln, sondern auch seine Welt; seine Selbsterkenntniß sind beide und sonst nichts, er bestimmt sich und eben damit beide, in der Welt als Vorstellung ist dem Willen sein Spiegel aufgegangen. Es ist Pleonasmus, wenn wir statt schlechthin zu sagen „der Wille", sagen „der Wille zum Leben". Geburt und Tod gehören zur Erscheinung des Willens, also zum Leben, sind die Pole der gesammten Lebenserscheinung. Nur die Ideen, nicht die Individuen haben eigentliche Realität, d. h. sind vollkommene Objectität des Willens. Die Gegenwart allein ist die Form alles Lebens, sein sicherer Besitz. Jeder ist als Erscheinung vergänglich, hingegen als Ding an sich zeitlos, also auch endlos. Nichtsein ist kein Übel, denn Übel hat, wie jedes Gut, Dasein zur Voraussetzung; Epikur sagt: „Der Tod geht uns nichts an." Die Natur, welche nie lügt, sagt: an Tod und Leben des Individuums ist gar nichts gelegen. Das ganze Sein und Nichtsein der Einzelwesen, in Beziehung auf welches Tod und Leben Gegensätze sind, kann nur ein relatives sein, die Erkenntniß der Ideenlehre geht auf das Erblicken des Allgemeinen im Einzelnen. Was der Schlaf für das Individuum ist, ist der Tod für die Gattung, sie ist das Seiende und Bleibende, Tod und Geburt sind Vibrationen. Jede Idee, d. i. jede Gattung lebender Wesen bleibt ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Gattung ist die durch Eingehen in die Zeit auseinander gezogene Idee. Im Individuum allein liegt das unmittelbare Bewußtsein, deshalb wähnt es sich von der Gattung verschieden, und darum fürchtet es den Tod.

Die strenge Unterscheidung des Willens von der Erkenntniß, nebst dem Primat des Erstern, macht den Grundcharakter meiner Philosophie. Alle Philosophen haben geirrt, daß sie das Metaphysische, Unzerstörbare, das Ewige im Menschen in den Intellect setzten, es liegt ausschließlich im Willen, der von jenem gänzlich verschieden und allein ursprünglich ist. Hierüber hinaus können wir nicht, weil wir nicht über das Bewußtsein hinaus können, daher bleibt die Frage, was denn jenes sein möge, sofern es nicht ins Bewußtsein fällt, d. h. was es schlechthin an sich selbst sei, unbeantwortbar. Als sich bejahender Wille zum Leben hat der Mensch die Wurzel seines Daseins in der Gattung. Demnach ist der Tod das Verlieren der Individualität und Empfang einer neuen, und wir gerathen auf eine Art Metempsychose, doch so, daß sie nicht die ganze Psyche, nämlich nicht das erkennende Wesen betrifft, sondern den Willen allein. Das metaphysische Substrat des Lebens offenbart sich unmittelbar in der Gattung und erst mittels dieser im Individuum. Demgemäß wird in Indien der Lingam mit der Joni als Symbol der Gattung und ihrer Unsterblichkeit verehrt.

Jedes Ding ist als Erscheinung, als Object, durchaus nothwendig, dasselbe ist an sich Wille und dieser ist völlig frei. Eine empirisch gegebene absolute Freiheit des Willens ist eine Täuschung. Der Streit über die Freiheit des einzelnen Thuns dreht sich um die Frage, ob der Wille in der Zeit liege oder nicht. Wie die Natur consequent ist, so ist es der Charakter; was der Mensch im Ganzen will, wird er stets im Einzelnen wollen. Die Anstrebung seines innersten Wesens und das Ziel, dem er ihr gemäß nachgeht, ist durch äußere Einwirkung auf ihn, durch Belehrung, nicht zu ändern. Auf Motive kann gewirkt werden, der Mensch hat hierin eine vollkommene Wahlentscheidung vor dem Thiere voraus, nämlich Deliberation, Abwägung entgegengesetzter Gründe zum Handeln. Sie macht ihn zum Kampfplatz des Conflicts der Motive, ohne ihn ihrer Herrschaft zu entziehen, und daher bedingt die Wahlentscheidung eine Möglichkeit der vollkommenen Äußerung des individuellen Charakters, keineswegs aber als Freiheit des einzelnen Wollens. Es gibt einen intelligibeln, empirischen und erworbenen Charakter; durch letztern wird der Grad von Anstrebungen und Kräften durch Erfahrung klar. Willenshemmung ist Leiden, Erreichung des Ziels Befriedigung, Wohlsein, Glück. Alles Leben ist Leiden, wie unser Gehen ein beständiges Fallen ist, so das Leben unsers Leibes ein fortdauernd gehemmtes Sterben, ein aufgehobener Tod, so die Regsamkeit des Geistes eine fortdauernd zurückgeschobene Langeweile. Schmerz und

Digitized by Google

Langeweile sind die letzten Bestandtheile des Lebens. Wohlsein ist blos negativ, wie der von Natur und Glück begünstigte Voltaire sagt, der Mythos vom Sündenfall ist das Einzige im Alten Testament, dem ich eine metaphysische, wenngleich nur allegorische Wahrheit zugestehen kann, ja er ist es allein, was mich mit dem Alten Testament aussöhnt; das neutestamentliche Christenthum, dessen ethischer Geist der des Brahmanismus und Buddhismus, hat daher an jenen Mythos angeknüpft. Das System des Optimismus ist eine schreiende Absurdität.

Meine Philosophie ist die einzige, welche der Moral ihr volles und ganzes Recht angedeihen läßt; denn nur wenn das Wesen des Menschen sein eigener Wille, mithin er, im strengsten Sinne, sein eigenes Werk ist, sind seine Thaten ihm zuzurechnen. Die Kraft, welche das Phänomen der Welt hervorbringt, mithin die Beschaffenheit derselben bestimmt, in Verbindung zu setzen mit Moralität der Gesinnung und dadurch eine moralische Weltordnung als Grundlage der physischen nachzuweisen, — dies ist seit Sokrates das Problem der Philosophie gewesen. Der Theismus leistete es auf eine kindliche Weise, welche der herangereiften Menschheit nicht genügen konnte. Daher stellte sich ihm der Pantheismus entgegen, und wies nach, daß die Natur die Kraft, vermöge welcher sie hervortritt, in sich selbst trägt. Dabei mußte die Ethik verloren gehen, selbst Spinoza konnte sich nur durch Sophismen helfen. Wenn aber die in der Natur treibende Kraft identisch ist mit dem Willen in uns, so tritt die moralische Weltordnung in unmittelbaren Zusammenhang mit der das Phänomen der Welt hervorbringenden Kraft. Jedes Individuum, indem es nach innen blickt, erkennt in seinem Wesen, welches sein Wille ist, das Ding an sich, das allein Reale ist von innen gesehen Alles in Allem; blickt es hingegen nach außen, so ist es auf dem Gebiete der Vorstellung, der bloßen Erscheinung, wo es sich sieht als ein Individuum unter andern, sonach als ein höchst Unbedeutendes, ja gänzlich Verschwindendes. Gerecht, edel, menschenfreundlich sein, ist nichts Anderes als meine Metaphysik in Handlungen übersetzen. Mein inneres Wesen an sich selbst lebt schon jetzt in Andern — nicht erst laut der Metempsychose, nach dem Tode —, und von diesem Standpunkt erscheint meine individuelle Existenz als ein Hinderniß, welches zwischen mir und der Erkenntniß des wahren Umfangs meines Wesens steht, die Maja des Brahmanismus.

Einbruch in die Grenze fremder Willensbejahung ist von jeher als Unrecht erkannt, derselbe Wille streitet in verschiedenen Individuen durch seine Bejahung gegen sich selbst, diese Erkenntniß augenblicklich, nicht in abstracto, sondern als ein dunkles Gefühl, nennt man Gewissensbiß. Das Unrecht, dessen Begriff in der allgemeinsten Abstraction hierdurch analysirt ist, drückt sich in concreto am vollendetsten und handgreiflichsten aus im Kannibalismus, weiter in Sklaverei, im Angriff fremden Eigenthums. Der Begriff Recht enthält blos die Negation des Unrechts. Zwangsrecht ist die Verneinung fremder Verneinung. Allen den Schmerz des Unrechtleidens zu ersparen, dienen als Mittel Staatsvertrag und Gesetz. Die Verschiedenheit übrigens zwischen Dem, der das Leiden verhängt, und Dem, der es dulden muß, ist nur Phänomen, trifft nicht das Ding an sich, den in beiden lebenden Willen. Der Begriff gut ist relativ, und bezeichnet die Angemessenheit eines Objects zu irgend einer bestimmten Bestrebung des Willens; schlecht und Übel bezeichnen das Gegentheil. Absolutes Gut ist daher ein Widerspruch. Tugend geht aus der Erkenntniß hervor, aber nicht aus der abstracten durch Worte mittheilbaren. Wäre dieses, so ließe sie sich lehren. Zwar auf das äußere Handeln, Thun können Dogmen starken Einfluß haben, aber damit ist die Gesinnung nicht geändert; die Güte der Gesinnung geht hervor aus einer unmittelbaren und intuitiven Erkenntniß der metaphysischen Identität aller Wesen. Daraus entspringen gutes Gewissen, Liebe, die Mitleid ist. Erkenntniß des Wohls und Wehes des Ganzen wird zum Quietiv des individuellen Wollens, führt zur Entsagung, Resignation, wahrer Gelassenheit und gänzlichen Willenslosigkeit. Der Wille bejaht nicht mehr sein eigenes sich in der Erscheinung spiegelndes Wesen, sondern verneint es. Das Phänomen, wodurch sich dieses kund gibt, ist der Übergang von der Tugend zur Askese. Christenthum, Brahmanismus und Buddhismus lehren eine schwere Verschuldung des Menschengeschlechts durch sein Dasein selbst, nur daß sie im Christenthum durch eine That des ersten Menschenpaares entsteht. Demnach ist das Dasein anzusehen als eine Verirrung, von welcher zurückzukommen Erlösung ist, und als Zweck unsers Daseins ist in der That nichts Anderes anzugeben als die Erkenntniß, daß wir besser nicht da wären. Dieses ist die wichtigste aller Wahrheiten, die daher ausgesprochen werden muß, so sehr sie auch mit der heutigen europäischen Denkweise im Contrast steht; ist sie doch im ganzen nicht islamisirten Asien die anerkannteste Grundwahrheit.

Die Heiligkeit, welche jeder rein moralischen Handlung anhängt, beruht darauf, daß solche, im letzten Grunde, aus der unmittelbaren Erkenntniß der numerischen Identität des innern Wesens alles Lebenden entspringt. Diese Identität ist aber eigentlich nur im Zustande der Verneinung des Willens (Nirvana) vorhanden, da seine Bejahung (Sansara) die Erscheinung desselben in der Vielheit zur Form hat. Bejahung des Willens zum Leben, Erscheinungswelt, Diversität aller Wesen, Individualität, Egoismus, Haß, Bosheit entspringen aus einer Wurzel. Die tugendhafte Handlung ist ein momentaner Durchgang durch den Punkt, zu welchem die bleibende Rückkehr die Verneinung des Willens zum Leben ist. Wir sehen alle Religionen auf ihrem Gipfelpunkt in Mystik auslaufen, welche eigentlich blos einen für die Erkenntniß leeren Fleck, nämlich den Punkt andeuten, wo alle Erkenntniß nothwendig aufhört. Der Mystiker steht zum Philosophen dadurch im Gegensatz, daß er von innen anhebt, dieser von außen, daß jener von seiner innern positiven, individuellen

Digitized by Google

Erfahrung ausgeht, dieser von dem Allen Gemeinsamen, von der objectiven Erscheinung, von Thatsachen des Selbstbewußtseins in Jedem. Darum kann Letzterer überzeugen, und soll sich hüten, in die Weise der Mystiker zu gerathen. Die Philosophie muß Kosmologie bleiben und kann nicht Theologie werden. Das Thema des Quietismus und Acetismus dahingestellt sein lassen, darf keine Philosophie, weil dasselbe mit dem aller Metaphysik und Ethik, dem Stoffe nach, identisch ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

In der Angelegenheit Ronge's und der Deutsch-Katholiken fehlt es nicht an neuesten Schriften für und wider.

1. Johannes Ronge, der Kämpfer für Licht und Wahrheit. Biographische Mittheilungen ꝛc. von einem ehemaligen Committionen. Vierte Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

sucht den Charakter und die Sittenreinheit Ronge's gegen verleumderische Angriffe im „Schlesischen Kirchenblatte" zu vertheidigen.

2. Die Taktik der Römlinge, aus anti-Ronge'schen Schriften nachgewiesen. Von W. Gärtner. Dresden, Adler und Dietze. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

ist eine Vertheidigung Ronge's, namentlich gegen Briefes gegen den Bischof Arnoldi wider die Anfeindungen und Widerlegungen der Römisch Katholischen. Der Verf. zeigt, daß die Angriffe der Gegner Ronge's auf unnachweisbaren Behauptungen, ungenügenden Zeugnissen, subjectiven Ansichten, Verdrehung der Namen und der Anklagen, auf protestantischen falsch angewendeten Zeugnissen, auf falsch gedeuteten oder unanwendbaren Stellen der Heiligen Schrift, endlich auf der (un)zureichenden und nichts entscheidenden) Kirchengeschichte beruhen. Die Schmähungen und Schimpfreden wider Ronge werden gebührend zurückgewiesen; sie dienen zur Charakterstik der Gegner Ronge's.

Für die römische Kirche ist das verhängnißvolle Zeichen der Zeit die Ungeschicklichkeit, mit welcher die meisten ihrer Vertheidiger anstatt sie zu vertheidigen sie nackt und bloß ihren Feinden ausliefern. Anstatt den Gedankenreichthum der Kirchenlehre gegen die Gedankenarmuth der deutsch-katholischen Bewegung geltend zu machen, anstatt den tiefen Gedanken einer göttlichen Weltordnung in ihrem Interesse auszubeuten, schimpfen, verleumden, lügen sie. Aber freilich die katholische Kirche hat mit der Scholastik jede Auffassung ihrer Dogmen als Gedanken aufgegeben und die göttliche Weltordnung hat sich in die Vorstellung der Tyrannei unsehlbaren Päpste in der katholischen Kirche verkehrt, leidenen der Papst sich selbst über die Concilien und an die Stelle derselben gesetzt hat. Die moderne Polemik der Römisch-Katholischen wird durch folgende Schriften charakterisirt:

3. Der Pseudo-Reformator des 19. Jahrhunderts und seine Pamphlete. Ein Nachruf aus der niedern katholischen Geistlichkeit vom Niederrhein an Johannes Ronge, als Antwort auf dessen revolutionären Aufruf „an die niedere katholische Geistlichkeit" mit Berücksichtigung der übrigen Schreiben desselben Verfassers. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.
4. Die deutsch-katholische Freischar und die katholische Kirche in Deutschland. Eine Protestation aus dem Südwesten Deutschlands. Schaffhausen, Hurter. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Die dreiköpfige Schlange, die nach der Kirche sticht. Eine ernste Warnung an die Freunde und Feinde der Kirche, mit Hinsicht auf das Votum des Hrn. Generalsuperintendenten Dr. K. G. Bretschneider in Gotha. Von C. G. Wilke. Leipzig, Jackowitz. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Der Katholicismus und Johannes Ronge. In Briefen an einen Freund von Emilian Frei. Erstes Heftchen. Zweite Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 5 Ngr.

In der scheelsten Weise kämpft die erstgenannte Schrift, insofern sie nicht blos wie die zweite schimpft und lästert, sondern zu Lug und Trug die Zuflucht nimmt, Trugschlüsse versucht, ohne auch nur eine Ahnung von logischer Gedankenfolge zu haben. Den Luther wird auf Grund seiner Schriften versichert, er habe selbst eingestanden: er habe aus Eingebung des Teufels und ihm zu Liebe die Messe als Gottesdienst abgeschafft, er habe die Vernunft verrochen als eine Hure Satans, die hohen Schulen Hurenhäuser des Antichrists genannt, er habe gesagt, eine feine glatte Zunge, Gülden und gute Thaler, schöne Metzen und süßer Wein, schöner Sammet seien die Mittel zur Ketzerei zu verlocken. Es wird dann ein zotiges Anekdötchen erzählt, welches beweisen soll, daß die evangelische Kirche durch solche Mittel zu Stande gekommen sei. Worte des fanatischen Krummacher werden angeführt, um zu beweisen, daß die protestantische Kirche ärger fluche als die römische. Für die Jesuiten des Jahres 1845 wird ein Zeugniß Baco's, der 1626 starb, angeführt: daß sie den Zustand der Wissenschaften belebt und gefördert. Das soll ein Beweis gegen Ronge und die deutsch-katholische Bewegung sein! Was Ronge will, ist nach diesem Nachruf „Communismus im vollsten und tollsten Wortsinne!" und dies wird daraus bewiesen, daß ein Freund Ronge's vor einigen Jahren einen revolutionären Toast ausgebracht haben soll, daß Ronge die niedere Geistlichkeit zur Loslösung von Rom aufgefordert habe, „also Rebellion, Empörung wider die gesetzliche Obrigkeit" gepredigt habe u. s. w.

Auch in der zweitgenannten Schrift wird die deutsch-katholische Bewegung als eine communistische verdächtigt und geschimpft. Sie ist ausgegangen von „ein paar excommunicirten und degradirten Priestern und ihrem Concubinenschweif, von pseudoliberalen Musikantenzeitern, leichtfertigen Zeitungsschreibern und andern Aposteln des modernen Liberalismus und Nihilismus, hungerigen, vom Liberalismus verlaufnten (!) Zeitungsschreibern, die mit erborgten Phrasen auf Wirthshausbänken das große Wort führen u." Indem nun der Verf. die ganze Erscheinung stets nur als oberflächliches und seichtes Gerüsch behandelt, vermag er sie nicht an der Wurzel zu fassen, sondern braust mit seinem Beweise der Unkatholicität und Undeutschheit der „Ronge'schen Freischar" nur wie ein Wind durch die Aeste des Baumes, hier und da einige dürre Zweige desselben abbrechend, anstatt den ganzen Baum umzuwerfen. Indeß ist diese Schrift doch unzweifelhaft bedeutender, wissenschaftlicher als die vorerwähnte Broschüre. Der Verf. hat aber das Unglück, stets zu viel und dabei gar nichts zu beweisen. Anstatt Ronge als einen durch die gedankenarme Aufklärerei der Gegenwart angeschlechten Menschen zu beweisen, läßt der Verf. die Aufklärung ein förmliches Complot gegen die römische Kirche machen, sich nach Personen umsehen, die zu einem Scandal in dieser Kirche zu brauchen wären und endlich Ronge und Czerski wählen, als zwar schlechtes Gesindel, aber noch das beste, was zu bekommen war. Anstatt zu beweisen, daß man aus Unwillen über eine Wallfahrt, wegen der Möglichkeit, daß Verehrung der Reliquien mit Anbetung derselben verwechselt werden könne, nicht die ganze römisch-katholische Kirche verwerfen dürfe, nennt der Verf. Ronge's Protestation gegen die Ausstellung des Heiligen Rockes eine „ganz und gar unmotivirte und grundlose".

Hr. Pastor Wilke ergeht sich in der von ihm verfaßten Schrift, in welcher den altgläubigen Lutheranern als Bundesgenossen contra Ronge vertraulich auf die Backen geklopft wird (solche Schmach haben wir der evangelischen Kirchenzeitung zu danken!), in den abgeschmacktesten Allegorien. Da wird vom Tode des altlutherisch-kirchlichen Glaubens, von seinem Begräbniß, vom Regierungsantritt der Vernunft als Thronfolgerin, von ihrer Thronrede, von den Orden, die sie

Digitized by Google

gestiftet, erzählt u. s. w. Die dreiköpfige Schlange, die nach der Kirche sticht, ist der Vernunftstolz, der sittliche Stolz, der Weltsinn. Hr. Wilke ist der Ritter Georg oder gar der Erzengel Michael, der mit der langen Lanze eines glaubig gewordenen gesunden Menschenverstandes den dreiköpfigen Drachen bekämpft. Indem er gegen die Kant'sche Lehre von Raum und Zeit eifert, führt er seinen Gegenbeweis durch den sich bewegenden Urteiler, und ebenso naiv verfährt er: wir schauen keine subjective, sondern eine objective Welt, d. h. die Anschauung ist so wie sie an sich selbst ist. Er merkt gar nicht, daß er hiermit auf dem Standpunkte des allerflachsten Rationalismus steht, daß seine Demonstrationen der verworfene Vernunftstolz selbst sind, nämlich der Übermuth des Verstandes, welcher sich ein Urtheil über die Dinge anmaßt, ohne sich die Mühe ihrer Erkenntniß zu geben, welcher den schlechtesten sinnlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen die Bedeutung der höchsten Objectivität gibt, d. h. sie mit Gott selbst ganz in dieselbe Kategorie der Wirklichkeit setzt.

Der heimtückischste Angriff gegen Ronge geschieht in der Schrift von Emilian Frei. Mit sanfter Katzenpfote wird der „liebe gute Ronge" gestreichelt, um ihn unvermerkt zu fragen, daß das Blut nachrinnt. Aber was wird dadurch für die römische Kirche gewonnen? Der Abfall von Rom ist eine Erscheinung, die mit der Persönlichkeit Ronge's gar nichts mehr zu schaffen hat. Vielleicht wird ein Fanatiker Ronge physisch ermerden, wie ihn andere Fanatiker längst moralisch und zwar Hr. Frei meuchlings zu morden bemüht gewesen; aber das wird auf die Sache des Deutsch-Katholicismus gar keinen Einfluß haben. Ronge ist keine Persönlichkeit wie die Luther's; nicht aus ihm wird eine neue Kirche geboren werden. Welch eine schurkische Heuchelei gehört dazu, mit frommem Augenverdrehen Ronge's Berufung auf Hutten mit den Worten abzuweisen: „Sollte Kaplan Ronge nicht wissen, an welcher Krankheit der Ritter geboren ist? Doch gedenken wir des Horazischen: De mortuis nil nisi bene." Ist etwa Hutten Hutten darum, weil er venerisch gewesen, hat ihn etwa Ronge deshalb citirt, weiß etwa Hr. Frei nicht, daß die Venerie damals wie eine Seuche, ähnlich der Cholera, in Europa wüthete, weiß er etwa nicht, daß auch Papst Leo X. mit einem venerischen Geschwüre behaftet war, welches einen unleidlichen Gestank verbreitete?

Die einzige, zwar nur indirect, die reformatorische Bewegung betreffende Schrift, welche geeignet ist, den römischen Katholicismus in den Gemüthern zu befestigen, ist der

7. Hirtenbrief des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs in Breslau, Melchior Freiherrn v. Diepenbrock, an den gesammten ehrwürdigen Klerus und alle Gläubigen des Bisthums bei seinem Amtsantritte erlassen. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der neue Bischof von Schlesien spricht mit Ernst und Milde, aber nicht ohne Schwuld. Er sucht auf den Standpunkt einzulenken, nach welchem die große Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts nicht schlechthin verworfen wird, sondern als ein Mittel, eine innerliche Selbstreinigung und Erhebung der katholischen Kirche bewirkt zu haben, anerkannt wird. Dabei muß freilich ignorirt werden, was in der neuern Zeit von Rom selbst geschehen ist, um der Welt die Augen über diese von allen aufgeklärten Katholiken bisher angenommene innere Kirchenreformation zu öffnen. Der Bischof ist ferner bemüht, die historische Berechtigung des Papstthums darzulegen, welches freilich nicht angeht ohne gewaltsame Anwendung von Äußerungen älterer Kirchenschriftsteller auf das erst später entstandene Papstthum. Er deutet endlich auf die göttliche Heilsordnung hin, welche sich im Papstthum offenbaren soll. Hierin liegt der stärkste Grund für Rom, gegen den man nichts einwenden kann, aber man kann ihn auch den reformatorischen Bestrebungen mit Fug hinbiegen. Der Bischof von Breslau stützt eine Stelle des h. Irenäus für das Papstthum an, welche die stärkste Verwerfung desselben enthält, für Jeden, der die Geschichte desselben kennt, nämlich folgende: „An Diejenigen (Bischöfe) muß man sich halten, welche die von den Aposteln überlieferte Lehre bewahren und mit dem Priesteramte das gesunde Wort und tadellosen Wandel bewähren, zur Stärkung und Besserung der Übrigen. Denn es war ihr (der Apostel) Wille, daß Diejenigen, welche sie als Nachfolger und Stellvertreter im Lehramte hinterließen, ganz vollkommen und unadelig seien, indem ihr vornehmstes Walten zum großen Segen, ihr Fall aber zum großen Verderben werden mußte."

Die Schwächlichkeit der Angriffe gegen Ronge und seine Sache fodert zur satirischen Erwiderung heraus. Eine solche hat die bekannte Erklärung der 200 schlesischen Kapläne gegen Ronge's Schrift erfahren.

8. Ronge und 200 Gegner. Eine Vorlesung, gehalten den Kaplänen der breslauer Diöcese von L. Sterne. Breslau, Kern. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Controverspredigt ist von scharfer und schneidender Ironie gewürzt, aber zum Frieden, zur Verständigung, zur Befestigung oder zur Belehrung wird sie nichts beitragen. In Meinungsstreitigkeiten über kirchliche und religiöse Gegenstände sollte man die Satire meiden, weil sie erbittert und dadurch Gewaltthätigkeiten vorbereitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur Kenntniß der modernen Zustände.

Selten haben wir uns von einer satirischen Schilderung aus dem bunten Leben der Gegenwart so angesprochen gefühlt als von dem köstlichen „Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale et politique". Gleich als die ersten Nummern dieser Geschichte voll köstlichen Humors in dem Feuilleton des „National" erschienen, haben wir in d. Bl. laut unsere Bewunderung über diese unvergleichliche Production ausgesprochen. Seitdem haben wir, je mehr das Werk in den verschiedensten Kreisen der pariser Gesellschaft Anklang fand, zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Werk, aus dem man das treuste Bild der modernen französischen Zustände bekommt, zu lenken gesucht. Alle Verirrungen und Thorheiten der Gegenwart, das bunte Spiel der sich bekreuzenden Elemente, die Zerfahrenheit unserer Verhältnisse und der mannichfaltige Wechsel auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wie er sich mit steigender Hast in den letzten Jahren beeilen hat, werden hier im scharfgeschliffenen Spiegel einer klaren, durchsichtigen Prosa aufgefangen. Wie wir so alle dazu nach Kräften beigesteuert haben, diesem reichen Charakterbilde um möglich auch einige deutsche Leser zu sichern, so können wir uns auch rühmen, den Namen des Werf. dieser Dichtung zuerst veröffentlicht zu haben. L. Reybaud, der sich schon auf dem weiten Felde der Journalistik einen Namen gemacht hatte und von dem wir neuerdings vortrefflich einige treffliche Werke über politische Fragen der Gegenwart (z. B. über die Socialreformen) erhalten haben, hat sich jetzt nun geradezu zu diesem Werke, dessen Autorschaft wir ihm gleich anfangs beilegten, auf dem Titelblatte der neuern Ausgaben bekannt. Gegenwärtig erhalten wir deren eine, welche mit aller Pracht der Illustration gejetzt ist. Grandville, der unermüdliche Zeichner der „Animaux peints par eux mêmes" und vieler anderer illustrirter Werke, hat dem Herausgeber seinen geistreichen Griffel geliehen. Die ersten Lieferungen, welche wir von dieser Ausgabe bis jetzt zu Gesicht bekommen haben, lassen in der That das Schönste hoffen; denn das Werk bietet uns im Verlaufe noch eine reiche Fülle solcher Situationen, wie sie von Grandville mit besonderm Glück behandelt zu werden pflegen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 280. —— 7. October 1845.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Von Arthur Schopenhauer. Zweite, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Im echten und ursprünglichen Christenthum, wie es sich in den Schriften der Kirchenväter entwickelte, ist die ascetische Tendenz unverkennbar. Als Hauptlehre finden wir die Empfehlung des echten und reinen Cölibats, diesen ersten Schritt in der Verneinung des Willens. Nicht das Judenthum, sondern Brahmanismus und Buddhismus sind, dem Geiste und der ethischen Tendenz nach, dem Christenthum verwandt. Ich gebe daher den Glauben nicht auf, daß die Lehren des Christenthums irgendwie aus jenen Urreligionen abzuleiten sind. Vermöge dieses Ursprungs oder wenigstens dieser Uebereinstimmung gehört das Christenthum dem alten wahren und erhabenen Glauben der Menschheit an, welcher im Gegensatz steht zu dem falschen, platten und verderblichen Optimismus, der sich im griechischen Heidenthum, im Judenthum und Islam darstellt. Der Protestantismus hat, indem er die Ascese und deren Centralpunkt, die Verdienstlichkeit des Cölibats, eliminirte, schon den innersten Kern des Christenthums aufgegeben und ist insofern als ein Abfall von demselben anzusehen. Dennoch hat in seinem Schoos sich der wesentlich ascetische Geist des Christenthums Luft gemacht in der höchst merkwürdigen Sekte der Shakers in Nordamerika. Ehelosigkeit und gänzliche Enthaltsamkeit von aller Geschlechtsbefriedigung ist Grundzug ihrer religiösen Lebensregel. Wer jenes schwerste aller Opfer vollbracht hat, darf tanzen vor dem Herrn, wie sie thun, er hat überwunden. Optimismus ist in der Religion wie in der Philosophie ein Grundirrthum, und mir scheint der Katholicismus ein schmählich mißbrauchtes, der Protestantismus aber ein ausgeartetes Christenthum zu sein. Herbeiführer wird die Verneinung des Willens durch eigenes schwergefühltes Leiden, wie bei Abt Rancé, dem Reformator des Trappistenordens.

Von der Verneinung des Willens zum Leben, welche der einzige in der Erscheinung hervortretende Act menschlicher Freiheit ist, ist nichts verschiedener als die willkürliche Aufhebung seiner einzelnen Erscheinung, der Selbstmord. Dieser ist eine starke Bejahung des Willens, der Selbstmörder will das Leben, ist blos mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen es ihm geworden, daher gibt er keineswegs den Willen zum Leben auf, sondern blos das Leben, indem er die einzelne Erscheinung zerstört. Wie das einzelne Ding zur Idee, so verhält sich der Selbstmörder zur Verneinung des Willens, er verneint blos das Individuum, nicht die Species. Vom gewöhnlichen Selbstmord gänzlich verschieden scheint eine besondere Art desselben zu sein, der aus dem höchsten Grad der Ascese freiwillig gewählte Hungertod, welche vielleicht noch nicht genugsam constatirt ist. Was die christlichen Mystiker Gnadenwirkung und Wiedergeburt nennen, ist die einzige unmittelbare Äußerung der Freiheit des Willens. Sie tritt erst ein, wenn der Wille zur Erkenntniß seines Wesens an sich gelangt, aus dieser ein Quietiv erhält und eben dadurch der Wirkung der Motive entzogen wird. Nothwendigkeit ist das Reich der Natur, Freiheit ist das Reich der Gnade.

Haben wir also das Wesen an sich der Welt als Wille und in allen ihren Erscheinungen nur seine Objectität erkannt, und diese verfolgt vom erkenntnißlosen Drange dunkler Naturkräfte bis zum bewußtvollsten Handeln des Menschen, so weichen wir keineswegs der Consequenz aus, daß mit der freien Verneinung des Willens nun auch alle Erscheinungen aufgehoben sind, jenes beständige Drängen und Treiben ohne Ziel und Rast auf allen Stufen der Objectität, in welchem und durch welches die Welt besteht, auch die allgemeinen Formen der Erscheinung, Zeit und Raum, auch die letzte Grundform derselben, Subject und Object. Nur uns bleibt allerdings das Nichts. Was sich gegen dieses Zerfließen ins Nichts sträubt, unsere Natur, ist ja eben nur der Wille zum Leben, der wir selbst sind. Dennoch ist diese Betrachtung die einzige, welche und dauernd trösten kann, wenn wir einerseits unheilbares Leiden und Jammer als der Erscheinung des Willens, der Welt, wesentlich erkannt haben, und andererseits, bei aufgehobenem Willen, die Welt zerfließen sehen und nur das leere Nichts vor uns behalten. Durch Betrachtung des Lebens und Wandels der Heiligen haben wir den finstern Eindruck des Nichts, das als das letzte Ziel hinter aller Tugend und Heiligkeit schwebt, zu verscheuchen;

Digitized by Google

statt selbst es zu umgehen wie die Indianer durch Mythen und bedeutungsleere Worte, wie Resorption in den Urgeist oder Nirvana der Buddhisten. Wir bekennen vielmehr frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrigbleibt, ist für alle Die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist Denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — nichts.

Was hier in dünnen Umrissen dem Leser vor Augen gebracht wurde, findet sich im Werke voll ausgeführt, durch Excurse und Beispenheit begleitet, wovon Philosophen und Theologen mannichfachen Anlaß zur Erwägung oder Widerlegung nehmen mögen. Schon die von unsern Umrissen ausgeschlossene Kritik der Kant'schen Philosophie verdient alle Aufmerksamkeit, indem der Verf. eben von ihr seinen Ausgang nimmt, und darum ganz anders urtheilt als Andere. Ref. beschränkt sich auf wenige Bemerkungen.

Mit Recht sagt der Verf., nur das Bewußtsein sei unmittelbar gegeben (auch gegebener Stoff genannt), die Grundlage der Philosophie sei auf Thatsachen des Bewußtseins beschränkt, welches Bewußtsein in dasjenige des eigenen Selbst und dasjenige anderer Dinge zerfalle; so auch, daß der Wille ein dem menschlichen Bewußtsein unmittelbar Bekanntes sei. Dieser ist aber bekannt als Selbstbestimmung, Zwecksetzung, woraus menschliche Wirksamkeit hervorgeht. Er wird frei genannt, weil er abstrahirend und reflectirend das Denken beherrscht und dessen Combinationen ordnet, weil er in zwecksetzenden Handlungen unabhängig von sinnlichen Trieben und Begierden hervortreten kann, würdig und edel sich über dieselben erhebend, was die Menschlichkeit von der Thierheit scheidet. Er zeigt in diesem Charakter seine eigenthümliche Bejahung und Macht. Beide sind so hoher Steigerung fähig, daß endlich ein gesammtes Sinnenbewußtsein als Willenszweck verneint wird, vergleichbar mit der vom Verf. getadelten Selbstzerstörung des leiblichen Daseins; der Wille will das Leben, aber ohne alle sinnlichen Bedingungen, wie der Selbstmörder das sinnliche, aber ohne die ihm gewordenen Verhältnisse desselben. Als unabhängig von sinnlichen Motiven macht diese Verneinung stets den Eindruck der Erhabenheit, und ist sie, gleich jeder Entäußerung, Hingebung an einen nichtsinnlichen Zweck, wodurch auch der Selbstmord erhaben sein kann, und deshalb von der Stoa nicht verwerflich gefunden wurde. Dasselbe gilt von indianischen, christlichen, mohammedanischen Mystikern, Quietisten und Asceten, von einer Guion u. s. w., die der Verf. hochstellt, wobei jedoch die Seligkeit, deren diese Weltverneinenden sich rühmen, stark mit religiöser Himmelsphantasie versetzt ist, die der Entsagung Schadenersatz bietet. Wenn ein ganz ascetisch gewordenes Menschengeschlecht ausstürbe, wäre dieses der ascetischen Willensverneinung genehm und zugleich die Bejahung ihres seligen Lebens. Sicher werden alle Religionen, welche über Sinnenbewußtsein erhaben, „eine gewisse mystische Richtung haben", also auch das Christenthum, welches in seinem Fortgange dieselbe hinreichend entwickelte, und schon ursprünglich keinen blos irdischen Optimismus kennt. Hat orientalische Maßlosigkeit diese Richtung bis ins Weiteste — bis zum Nichts der Buddhisten — verfolgt, so nennt die abendländische Willensbahnung solches unvernünftig, und wird ihm durch irgend einen Rationalismus begegnen, der jener Maßlosigkeit ihr Maß gibt, dem Optimismus des Nichtswollens den Optimismus des Etwaswollens entgegenstellt, und das Bewußtsein auf seinen unmittelbar bekannten freien Willen mit Zwecksetzung, Selbstbestimmung, Beherrschung (nicht Zerstörung) des Sinnendaseins zurückführt. Das Christenthum enthält auch hierfür die erforderlichen Andeutungen, und unstreitig deswegen sagt der Verf. von seinem Standpunkt: „In Indien fassen unsere Religionen nie und nimmermehr Wurzel; die Urweisheit des Menschengeschlechts wird nicht von den Begebenheiten in Gasilda verdrängt werden. Hingegen strömt indianische Weisheit nach Europa zurück und wird eine Grundveränderung in unserm Wissen und Denken hervorbringen." (II, 402)!?

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Zu dem Bedeutendsten, was in Angelegenheiten der Deutsch-Katholiken geschrieben worden, gehören folgende Schriften:

9. Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum. Von C. G. Breitschneider. Jena, Frommann. 1845. 8. 5 Ngr.
10. Zwei Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung. Von C. Ullmann und A. Jacobi. Hamburg, F. Perthes. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.
11. Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. Ein Sendschreiben zunächst an die Gemeinden zu Polsnitz, Grüssau und Hunsfeld, dann zugleich an alle katholische Christen, denen die Offenbarung Jesu Christi als ewige und heilige Wahrheit gilt. Von A. Theiner. 1stes Heft. Altenburg, Pierer. 1845. Gr. 8. 18 Ngr.
12. Trau-Rom und -Jesuiten. Ein Gedenkblatt für römisch- und deutsch-katholische Christen. Von Heinrichs. Halle, Schwetschke und Sohn. 1845. 8. 8 Ngr.

Die Schrift von Breitschneider zeichnet sich durch populairer Haltung aus. Es wird in ihr ein Bild gegeben von Dem, was der Papst nach päpstlichen Beschlüssen, nach eigener Selbstverherrlichung ist und als was er von allen Anhängern des sogenannten Curialsystems, also namentlich von den Jesuiten, nicht aber, ausdrücklich nicht von den Kirchenversammlungen anerkannt worden ist, und es wird gezeigt durch eine Reihe schlagender Belspiele, daß der Papst niemals aufgehört hat, seine Ansprüche auf den untrüglichsten Geistesdespotismus aufzugeben. Die Begründung dieser Thatsache ist von der größten Wichtigkeit, denn die Taktik der Römlinge dieser Zeit besteht darin, daß sie das historische Papstthume, diesen Unverschämtheit und Schlechtigkeit verleugnen. Sie wissen nämlich, daß in der Geschichte das unwiderlegliche Zeugniß wider das Papstthum enthalten ist, daß dem Papstthume durch seine thatsächliche Sittenlosigkeit ein Brandmal aufgedrückt ist, von dem es sich nicht zu reinigen vermag, darum behaupten sie, dasselbe sei in den letzten 300 Jahren ein ganz anderes geworden, und um namentlich in dem gegenwärtigen Streite zu siegen, leugnen sie vornehmlich das Geistt des Papstes nach

Digitized by Google

Herrschaft im Weltlichen. Sie brauchen die Gewalt der Fürsten, hoffen sogar, protestantische Fürsten ihren Interessen dienstbar zu machen, darum leugnen sie am Papstthume Alles hinweg, was dasselbe den Fürsten widerwärtig machen könnte.

Daß die Anmaßungen des römischen Stuhls niemals von demselben aufgegeben worden sind, beweisen die Thatsachen, daß Pius IV. im J. 1562 die Königin Johanna von Navarra, weil sie protestantisch war, vor sein Gericht nach Rom foderte, sie in den Bann that und ihre Kinder für unehelich und zur Thronfolge unfähig erklärte; daß Sixtus V. 1585 den König Heinrich IV. von Frankreich in den Bann that und absetzte; daß Pius V. 1570 die Königin Elisabeth von England in den Bann that, Philipp von Spanien zu ihrem Nachfolger ernannte und dabei erklärte: daß kein Ketzer ein Recht habe, über Rechtgläubige zu regieren; daß Urban VII. die Grundonnerstagsbulle erneuerte, in welcher alle Lutheraner 2c. namentlich verflucht werden, sowie alle ihre Beschützer und Alle, welche dem Papste nicht Gehorsam leisten, daß diese Bulle, nachdem sie seit Clemens XIV. nicht mehr verlesen worden, jetzt wieder seit mehren Jahren am Gründonnerstage feierlich zu Rom verkündigt wird; daß Innocenz X. 1648 den Westfälischen Frieden, welcher den Greueln des Dreißigjährigen Krieges ein Ende machte, „aus apostolischer Machtvollkommenheit verdammte, vernichtete und aufhob"; daß Benedict XIII. 1727 der Heiligsprechung Gregor's VII. diesen ausdrücklich bestätigend beifügte, weil er den Kaiser Heinrich IV. in den Bann gethan und dessen Unterthanen vom Eide der Treue entbunden; daß Clemens XI. als 1711 der Herzog von Preußen die Königswürde annahm, den Anspruch der Päpste, daß nur sie die königliche Würde verleihen könnten, geltend machte; daß Pius VII. 1803 aussprach: „In Hinsicht der Fürstenthümer und Lehen ist es eine feste Regel des kanonischen (päpstlichen) Rechts, daß die Unterthanen eines offenbar ketzerischen Fürsten von aller Huldigung, Treue und Gehorsam gegen ihn entbunden bleiben. Wer nur wenig in der Geschichte bewandert ist, der muß die von Päpsten und Concilien ausgesprochenen Absetzungssentenzen gegen Fürsten, die in der Ketzerei beharren, kennen. Zwar ist es jetzt nicht möglich, diese heiligste Maxime gerechter Strenge gegen die Feinde und Rebellen auszuüben; aber wenn auch die Kirche ihr Recht nicht ausüben kann, die Anhänger der Ketzerei von ihren Fürstenthümern abzusetzen und sie ihrer Güter für verlustig zu erklären, so kann sie doch niemals als positiv zulassen, ihnen neue Fürstenthümer und Güter zukommen zu lassen zc." Man sieht, ausdrücklich und förmlich haben die Päpste von ihrer hierarchischen Anmaßung auch kein Titelchen aufgegeben! Nach demselben Grundsatze hat auch der Papst 1815 gegen die deutsche Bundesacte Protest eingelegt! Halten nun die Päpste an ihrer Geschichte fest, so geben sie damit ihren Gegnern auch ein Recht, sie nach dieser ihrer Geschichte zu beurtheilen. Daß aber nicht etwa blos in großen Staatsangelegenheiten die Päpste ihre Maximen nicht geändert haben, daß dieselben auch in den innern Angelegenheiten der Kirche und in dem Verhalten gegen die von Rom abgefallenen Gemeinden noch die alten Maximen aufrecht erhalten, daß sie weder eine Verbesserung des päpstlichen Unfugs in der katholischen Kirche, noch eine mildere Haltung gegen Andersgläubige zugeben, daß sie vielmehr stets nur, wie sie selbst sagen, dissimulirt, das heißt aus Noth sich verstellt haben, das hat Theiner in der angeführten Schrift mit Ruhe, aber auch mit überzeugenden Gründen dargethan. Es ist wiederholt und auch in den neuesten Streitschriften unter Berufung auf thatsächliche Erscheinungen (aber niemals unter Berufung auf päpstliche Erlasse) sowol von katholischen als von protestantischen Schriftstellern die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Kirchenreformation durch Luther eine segensreiche reformirende Rückwirkung auf die römisch-katholische Kirche geäußert habe. Man hat gesagt, die abergläubische Reliquienverehrung, der Unfug der Wallfahrten sei abgestellt worden, der Papst mische sich nicht mehr in die politischen Ereignisse, anstatt der blutigen Verfolgung der Ketzer lehre die katholische Kirche Duldung und christliche Liebe, sie verstehe nicht mehr, sondern ermahne nur, sie lasse die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten zu und störe sie nicht, statt der äußerlichen Gerechtigkeit durch Werke und der vernunftwidrigen, alle Unsittlichkeit fördernden Ablaßs fodere sie wahre Buße und Sinnesänderung; aber die von Theiner aufgeführten Thatsachen beweisen Jedem, der nur Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, daß die allerdings praktisch unter den vernünftigen Katholiken und den guten und weisen katholischen Priestern geschehene Abhelfung der gerügten Mängel der römischen Kirche vom Papste ausdrücklich nicht anerkannt, nicht gebilligt, sondern nur eine Zeit lang aus Berstellung im Drange der Zeitverhältnisse zugelassen worden ist. Hieraus erklärt sich denn vollständig der Abfall, den gegenwärtig die römische Kirche erfährt. Nicht die Reden einiger treulosen Priester, nicht die Verführung durch Wort und Beispiel haben so viele Katholiken gegenwärtig zur Lossagung vom Papste bewogen, daher hilft es den Papisten auch nichts, wenn sie beweisen, daß jene Priester und überhaupt die Wortführer der deutsch-katholischen Partei theils seichte Köpfe, theils aller religiösen Gesinnung baare neuerungssüchtige Menschen seien, die nur die sich darbietende Gelegenheit benutzen, um sich ein Ansehen und eine Partei zu schaffen. Vielmehr, je geistesärmer und unwissenschaftlicher die Führer der deutsch-katholischen Partei sind, je weniger sie von religiöser Begeisterung erwärmt sind, je schlechtere Redner und Schriftsteller sie sind, desto bedeutungsvoller ist das Zeichen der Zeit, desto verhängnißvoller für den römischen Katholicismus ist das Ereigniß, daß sich dennoch so viele Tausende von der römischen Kirche lossagen. Nämlich nicht Ronge, Czerski und Blum haben jene Tausende losgerissen, sondern diese thut die sich mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Thatsache der Wiedererweckung der alten Unduldsamkeit und des alten Aberglaubens ihnen aufdrängende Ueberzeugung, daß sich die römische Kirche nicht, wie sie wähnten, innerlich und im Stillen selbst reformirt habe, sondern daß sie vielmehr emsig bemüht sei, sich in der ganzen Schrecklichkeit ihrer völker- und fürstenvernichtenden, vernunfttödtenden und die Sittlichkeit untergrabenden Despotie wieder zu erheben, die lichte Neuzeit durch die Nacht des Mittelalters wieder verschlingen zu lassen.

In Theiner hat die deutsch-katholische Gemeinschaft eine mächtige Stütze gefunden. Derselbe hat zwar, wie es scheint, ebenso wenig wie Ronge und Czerski eine höhere, philosophisch-theologische Bildung, vermöge deren er befähigt wäre, das religiöse Bewußtsein auf einen höhern, noch nicht dagewesenen Standpunkt zu erheben und damit einer neuen christlichen Kirche Berechtigung und Bestand zu geben; aber er hat gerade historische Kenntnisse und vielseitige Erfahrungen, und ist durch diese sowie durch eine ergreifende Beredtsamkeit befähigt, das Papstthum durch seine eigene Schlechtigkeit zu schlagen, sofern auf den festen Boden der Durchschnittsbildung der Gegenwart. Vor 300 Jahren mußte man dem Papstthume noch die Vernunft- und Religionswidrigkeit des Ablaßkrams, der Reliquienverehrung, des Bilderdienstes, der Unduldsamkeit, der Unfehlbarkeit des Papstes u. s. w. beweisen, nur Männer, die auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen, konnten diese Beweise begreifen. Von unmittelbaren, das Volk, welches Thatsachen, nicht Theorien verlangt, überzeugenden Beweisen hatte man damals nichts als das notorische Lasterleben der Päpste und der sie umgebenden hohen Geistlichkeit. Diese demonstratio ad hominem fällt jetzt mehr oder weniger hinweg, mit ihr aber nicht der Gegenzund, daß ein einzelner Papst zwar unwürdig seiner Stellung sein kann, aber dadurch diese Stellung selbst nichts an Würde verliere. Jetzt braucht man aber nur zu zeigen, daß Ablaßkram, Reliquienverehrung, Unduldsamkeit 2c. notorisch noch bestehen, um ohne Beweis alle Welt zu überzeugen, daß das Papstthum nichts taugt. Jetzt weiß man ebenso allgemein, daß der Reliquiendienst unvernünftig

Digitized by Google

und unsittlich sei, wie man vor 300 Jahren wußte, daß Sodomiterei und Hurerei unwürdig und unsittlich seien. Wäre nicht in der Gegenwart in der großen Masse des Volks die Indifferenz gegen die ewigen Interessen des Geistes so allgemein, der Sinn für das Irdische so verbreitet, daß sich die Mehrzahl so lange als irgend möglich alle religiösen Meinungen vom Leibe hält, weil sie ihnen ganz gleichgültig sind, weil es ihnen lächerlich dünkt, sich um dieselben zu echauffiren, so würde der Abfall von Rom noch eclatanter sein. Unzählige halten nur darum noch zu Rom, weil sie es nicht der Mühe werth achten, wider Rom zu sein, weil ihnen alles Christenthum, alle Religion gleichgültig, widerwärtig, ja verächtlich erscheint. Das erfreulichste Ereigniß dieser Zeit aber ist es, daß diese Verächter der Religion aus ihrem geisttödtenden Schlummer mit Gewalt aufgerüttelt werden. Rom hat es bewiesen, daß es nicht todt ist, sondern noch lebt, daß es noch heute bereit ist, die Scheiterhaufen der Inquisition wieder zu entzünden; der Indifferentismus hat keine Macht gegen Jesuiten und Inquisition, und so müssen sich seine Bekenner entschließen, wieder einmal an das Ewige zu denken und da Hülfe zu suchen, wo allein Hülfe zu finden ist, in der wahren Religion, im echten unverfälschten Christenthume.

Theiner läßt uns tiefe Blicke thun in das geheime Unterwühlen aller Lebensverhältnisse, wodurch Rom nur sich selbst, seinem Eigennutze treu, seine Wiederherstellung beabsichtigt. Ich führe nur Ein Beispiel an. Allerdings hat Rom die Gültigkeit der Ehen zwischen Katholiken und Nichtkatholiken anerkannt, aber unter welchen Bedingungen! Eine solche Ehe ist nichts als eine äußerlich gerechtfertigte Hurerei. Der Katholik fröhnt in solcher Ehe nur sinnlicher Lust, knüpft ein kirchenschänderisches Band, wofür er stets Buße zu thun hat. Er muß in seinem evangelischen Gatten einen der Hölle verfallenen sehen, der fortwährend sein Seelenheil gefährdet, mit dem er nur viehischer Lust fröhnt, durch den er nichts als vielleicht Geld und Ehre vor den Menschen gewinnt; er muß, sobald das Papstthum, die nothgedrungene Dissimulation aufgebend, die Vollziehung der Gesetze gegen die Ketzer befiehlt, es für Religionspflicht halten, den Gatten der Inquisition anzuzeigen, seine Bestrafung und Hinwegräumung aus der Welt zu besorgen, um sich der Sündenvergebung theilhaft zu machen; er muß des entseelten Gatten Leib nur als ein abgenutztes Meuble ansehen, darf für dessen Seele, die schnurstracks zur Hölle gefahren, keine Hoffnungen, keine Gebete, keine Wünsche hegen, ja muß den Tod des Gatten als ein Glück betrachten, das ihn von einem verfluchten sacrilegischen Bande losmacht und ihn von der Buße befreit, welcher er nach des Papstes Lehre während Jenes Lebzeiten fortwährend obzuliegen hatte!

Aber „es hilft nichts, mit Rom sich auseinandergesetzt zu haben und mit dem Papste fertig zu sein, man muß mit Gott und mit dem Himmel ins Reine kommen". Nach diesem Grundsatze sind die „Bedenken" von Ullmann und Hauber abgefaßt, zwei vorurtheilslose, vom Geiste christlicher Liebe und Duldung durchwehte Schriften über die deutsch-katholische Bewegung. Hauber, welcher an dieser Bewegung den tiefern religiösen Ernst vermißt, welcher in ihr kein punctum saliens einer Kirche, keine Ahnung eines neuen Heilsweges entdecken kann, stellt ihr (indeß ohne noch absprechen zu wollen) das Prognostiken, „daß die der römisch-katholischen Kirche entfremdeten ernstern Gemüther in kurzer Zeit der evangelischen Kirche und ihrem Heilswege sich zuwenden, die übrigen aber durch den Zug der Wahlverwandtschaft mit einem Theile protestantischer Rationalisten von der leichten Art vereint, eine Zeit lang noch in Vereinen und Blättern von sich reden und dann in schnelle Vergessenheit sinken werden". Ullmann und Hauber stimmen in ihrem Urtheil über die neue Erscheinung überein, oder richtiger in ihren Bedenken gegen dieselbe. Mit großer Milde und Besonnenheit weisen sie den gegen die Stifter der deutsch-katholischen Gemeinschaft erhobenen Vorwurf zurück, daß dieselben nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit stehen, keine gelehrten Theologen sind, keine ausgebildete Dogmatik aufgestellt haben. Dazu sei es noch nicht an der Zeit, das könne sich Alles noch finden, es erscheine vielmehr als ein Mißgriff (wie auch Bretschneider rügt), daß man überhaupt schon Glaubensbekenntnisse zu formuliren unternommen; deren Dürftigkeit sei kein haltbarer Vorwurf, auch die Erscheinung, daß sich obscure und selbst zweideutige Namen zu der Bewegung herandrängen, sei natürlich kein Vorwurf gegen die Sache selbst; aber sie können wie gesagt kein Princip einer neuen Kirche in der Bewegung entdecken, und bei deren Führern vermissen sie die Spuren von einer innerlichen mühevollen Verarbeitung der Widersprüche im religiösen Leben der Gegenwart zu einem Resultate, das fürs erste nur noch ganz individuelle Existenz zu haben brauchte, das aber doch als ein frischer Lichtquell zukunftversprechend sich verkündigen müßte. Dagegen erkennt Hauber mit vielem Lobe die freisinnige und doch zugleich edelste Selbstbeschränkung, also von wahrhaft vernünftiger Selbstbestimmung zeugende äußere Kirchenverfassung an, welche sich die junge Gemeinschaft zu geben versucht hat und welche so vortheilhaft absticht gegen die „traurige Beschränktheit und Verschnittenheit der evangelischen Verfassungsformen". „Man darf sich", sagt Hauber, „die Frage nicht verbergen, ob es etwa der Wille Gottes sein möchte, nun auch eine Gemeinde auf diesem Wege zu bauen, daß zuerst die äußere Freiheit gesichert, der freie, weite Sinn befestigt und von hier aus dem Geiste aufgegeben wäre, nach den innern Heiligthümern, nach den füllenden Gedanken sich den Weg zu graben." Hauber macht mit Recht darauf aufmerksam, daß aus den Selbstbeschränkungen, welche sich die Gemeinden auferlegt haben, hervorgehe, wie die Beschuldigungen des Radicalismus, Communismus u. s. w., womit die Gegner den Regierungen Schrecken einzujagen und Gewaltmaßregeln hervorzurufen suchen, keinen Grund haben. Dagegen vermißt Hauber, und gewiß nicht mit Unrecht, noch alle Bestimmungen über Kirchenzucht, deren eine lebenskräftige Kirche nicht entbehren kann, da es ihr daran liegen muß, die Sittlichkeit ihrerseits aufrecht zu erhalten, nicht die Sorge für dieselbe dem Staate allein zu überlassen, weil dessen Überwachung der Zucht und Sitte stets nur äußerlich sein kann.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der Rector der Universität in Athen, Asopios, über Büchernachdruck.

Es ist wol etwas Seltenes, und mag freilich in den besondern Verhältnissen liegen, daß gerade der Rector einer Universität öffentlich über den Nachdruck spricht und ihn zum Gegenstande seiner Klagen und Beschwerden macht. An der Universität in Athen ist es im vorigen Jahre von dem neuantretenden Rector, Asopios, bei Gelegenheit der Übernahme des Rectorats am 1. Oct., geschehen. In der Rede, mittels welcher derselbe das neue Amt antrat, kam er unter andern Gegenständen und Übelständen, auf welche er die Aufmerksamkeit der griechischen Regierung lenkte, damit den Übelständen abgeholfen werde, auch auf den Büchernachdruck zu sprechen. Er verglich da die Nachdrucker (für die er den neuen passenden Namen *τυποκλόποι*, *τυπάρπαξ*, sowie für Nachdruck das neue Wort *λογοκλεπτικὸν ἔργον*, gebildet) mit den Harpyen, und meint, sie seien noch schlimmer als Räuber. Er wandte sich mit seinen Bitten an die Kammern; er verlangte Gerechtigkeit von ihnen und von der Regierung, und Schutz des literarischen Eigenthums. Unter Anderm schlug er gegen die Nachdrucker die gesetzliche Bestimmung vor, daß sie als ehrlos und unfähig zu irgend einem öffentlichen Amte erklärt würden. Namentlich in Betreff der Universität in Athen bemerkte Asopios, daß die Nachtheile des Nachdrucks Lehrer und Schüler in gleichem Grade träfen, und Beide durch denselben in ihrer Wirksamkeit, in ihren Studien gehemmt würden. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 281. — 8. October 1845.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Von Arthur Schopenhauer. Zweite, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Ferner tadelt der Verf. — worin Ref. durchaus nicht zu widersprechen gesonnen ist —, jene philosophischen Lehren, welche abstracte Begriffe zum Ausgangspunkt nehmen und dadurch ohne Anhalt in der Luft schweben; welche jede nicht abstracte Erkenntniß unter dem Namen Gefühl begreifen und geringschätzen, dagegen der natürliche Mensch mehr Werth auf das unmittelbar und anschaulich Erkannte als auf die abstracten Begriffe, das blos Gedachte, legt, dessen Werth doch immer in der Beziehung auf die anschauliche Erkenntniß liegt; er verweist auf den Willen „als unmittelbar Bekanntes, welches auf alle Erscheinungen übertragen wird, wir müssen die Natur verstehen lernen aus uns selbst" (II, 199). Zufolge solcher Übertragung sprechen wir von Causalität der Natur (vergl. „Philosophie der Philosopie", Hamburg 1840), einen Makrokosmos aus unserm Mikrokosmos erklärend, und dieses als Gedankengesetz aufgefaßt, gibt den Satz vom Grunde. Indem nun aber der Verf. von Selbstbestimmung und Zweckſetzung, als welche wir im Bewußtsein unsern Willen kennen, abstrahirt, kommt er zum abstracten Begriff eines Willens ohne Selbstbestimmung, Zweckſetzung und Bewußtsein, und ſetzt dieſen als das Metaphyſiſche, den intelligenten Willen als das Phyſiſche. Hiermit geht die Berufung auf ein unmittelbar Erkanntes wieder verloren, das Abſtracte bildet das Urſprüngliche, das im Bewußtſein Erkannte ein Secundaires, jenes das Anſich, dieſes die Erſcheinung. Es heißt dann: jenes ſei nicht zu erkennen, weil Erkanntwerden dem Anſich widerſpreche, das Urſprüngliche wäre alſo das Unerkannte, völlig Unbeſtimmte, die leere Abſtraction, ein Wille ohne Ziel und Grenzen, ein endloſes Streben; ein blinder Drang, ein erkenntnißloſer Wille, der die Realität der Dinge begründet, deren Entwickelung ſchon weit gediehen ſein muß, ehe es endlich im animaliſchen Bewußtſein zur Vorſtellung und Intelligenz kommt und das Denken als das Allerletzte auftritt. Die Ausdrücke Weltſeele, Gott, werden für den Willen an ſich als unpaſſend verworfen, weil ſie ſchon ein Intelligentes bezeichnen, er wird „Wille zum Leben" genannt. Ganz in der Weiſe jenes Philoſophirens, welches abſtracte Begriffe zum Ausgangspunkt nimmt, wird logiſch fortgeſchritten vom Allgemeinen zum Beſondern und Einzelnen, „das metaphyſiſche Subſtrat des Lebens offenbart ſich unmittelbar in der Gattung, erſt mittels dieſer im Individuum, die Natur bedeutet das ohne Vermittelung des Intellects Wirkende, Treibende, Schaffende", was gleich gilt dem Blumenbach'ſchen Bildungstriebe, unendlicher Productivität in der Naturphiloſophie, dem allgemeinen Leben der Dinge, dem unendlichen Werden und abſoluten Proceß Anderer, ja ſelbſt dem (Gefaſel genannten) abſoluten Grund, Urgrund oder Ungrund. Wille ohne Bewußtſein und intellectuelle Zweckſetzung fällt zuſammen mit den Begriffen von Kraft, wirkender Urſache, blinder Productivität, indem vom unterſcheidenden Charakter des Wollen abſtrahirt wurde („Bewußtloſigkeit iſt urſprünglicher Zuſtand aller Dinge"), und ein ſelbſtbewußter intellectueller Wille iſt dann ein Product, eine Evolution, Blüte, Modification oder Objectivation deſſelben. So nimmt es jeder Pantheismus und Naturalismus, die Erkenntniß meiner ſelbſt im Willensbewußtſein iſt verſchwunden, eine Abſtraction iſt an die Stelle getreten, und aus dieſer wird Erklärung geſucht, wie ſolches bei dem philoſophiſchen Gebrauch abſtracter Begriffe zu geſchehen pflegt. Ganz richtig ſagt der Verf., er habe das ἐν καὶ πᾶν mit den Pantheiſten gemein, aber das πᾶν θεός meint er nicht mit ihnen gemein zu haben, weil er nämlich „nicht über die Erfahrung hinausgehe und ſich nicht mit den vorliegenden Datis in Widerſpruch ſetze". Beides thut er aber wirklich, bei ihm gelangt im Menſchen der Naturwille zum Bewußtſein, wie bei Hegel Gott, und eine Namenvertauſchung etwa des Pantheismus in Pantheismus — ändert nicht das Weſen der Lehre.

Deſto auffallender ſind die heftigen Äußerungen des Verf. gegen neuere Philoſophie, gegen ſämmtliche „Philoſophieprofeſſoren, die von Philoſophie leben wollen und eine ſpeculative Theologie brauchen". Die Worte: „Wir ſind weder von Object noch Subject ausgegangen, ſondern von der Vorſtellung, die jene beiden ſchon enthält und vorausſetzt, da das Zerfallen von Object und Subject ihre allgemeinſte und weſentlichſte Form iſt", erin-

Digitized by Google

nern doch stark an K. L. Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens, der ein Professor gewesen. Über J. G. Fichte, „der vom Subject ausgegangen" (aber schwerlich vom individuellen, sondern vom absoluten endlos strebenden) heißt es, er sei „Vater der Scheinphilosophie, der unredlichen Methode, welche den Lernbegierigen zu übertölpeln sucht; ihren Gipfel habe diese, nachdem auch Schelling sie angewandt hatte, bekanntlich in Hegel erreicht, als wosselbst sie zur eigentlichen Charlatanerie herangereift war". Am ärgsten wird nun dieser Letzte gescholten mit seiner „Afterweisheit, daß die Begriffe gar keinen Ursprung hätten, vielmehr selbst der Ursprung der Dinge wären"; mit den „leeren Hülsen der Abstracta"; er sei „ein geistloser Caliban, ein widerlicher geistloser Charlatan und beispielloser Schmierer, den man 20 Jahre hindurch als den größten Philosophen aller Zeiten ausgeschrien"; er sei „ein gemeiner Kopf, den man durch albekannte Mittel zu einem großen Philosophen falschmünzte"; und die „miserable Hegelei" sei „eine Schule der Plattheit, ein Herd des Unverstandes und der Unwissenheit". Auch Andere, die übereinstimmend mit dem Verf. sich gegen die „leeren Hülsen der Abstracta" erklärten, z. B. F. H. Jacobi, der als Verdienst des Forschers angibt „Dasein zu enthüllen", und daß „von Gefühl und Anschauung ausgegangen werden müsse", theilen die Verwerfung, was Grund genug darbietet, einen Mangel an Selbsterkenntniß zu rügen, der dem Philosophen zum Vorwurf gereicht. Abneigung gegen Jacobi wird übrigens durch dessen Theismus erklärbar, dem der Verf. nicht hold ist.

Durch das ganze vorliegende Werk nämlich herrscht ein antitheistischer Widerwille gegen den Theismus und einen durch den Gedanken göttlicher Schöpfung, Vorsehung, Weisheit und Liebe sich daran schließenden Optimismus. Der Verf. entwirft vom innern Schicksal des Willens im menschlichen Dasein ein schauervolles Bild. Alles Leben sei Leiden, alles Wollen und Streben Bedürftigkeit; Schmerz und Langweile seien die letzten Bestandtheile des Menschenlebens, zwischen denen es hin- und herschwinge, und da man alle Leiden und Qualen in die Hölle versetze, bleibe eben für den Himmel nichts übrig als Langeweile. Vermuthlich wird der indische Hang des Verf. ins indische Sprüchwort einstimmen: „Stehen ist besser als gehen, sitzen besser als stehen, liegen besser als sitzen, und das Beste von Allem ist der Tod." Ref. seinerseits ist kein Optimist, der alle Gründe des Pessimisten zu widerlegen sich getraute, er glaubt die Nichtbefriedigung und Mangelhaftigkeit des Erdenlooses hinreichend zu kennen und zu würdigen, er hält eine Theodicee für menschenunmöglich, und stützt darauf seine Lehre vom Welthypochonder, dem ausgezeichnete Sterbliche, wie Goethe (der achtzigjährig kaum vier glückliche Tage kannte), Schiller, Herder, Niebuhr u. A. am meisten verfallen. Es gibt daher eine Schwarzmalerei und Weißmalerei, deren Producte bei jedem Einzelnen von dem stärkern oder schwächern Einfluß jenes Welthypochondets abhängen, aber ohne Schatten und Licht besteht kein Gemälde. Hellung hat Unzähligen die Religion gegeben, und durch einen dämmernden Hintergrund die Farben des Vordergrundes erfrischt; wo nur Finsterniß ist in der Ferne, erbleicht auch die Nähe. Unser Verf. verschmäht den Schimmer des Hintergrundes und sieht daher Alles aschgrau.

Überhaupt ist dem Ref. aus Anlaß der Schopenhauer'schen Schrift die Verschiedenheit der Metaphysik und Religion bei aller Familienverwandtschaft aufs neue entgegengetreten, deren die schon erwähnte „Philosophie der Philosophie" gedenkt, und unter Anderm dahin bestimmt:

Religion stützt sich mit dem Metaphysischen auf dasselbe Bedürfniß der Voraussetzung eines Unsinnlichen, Ewigen, Unendlichen, Unbedingten. Allein die religiöse Überzeugung faßt diese Begriffe mit eigenthümlicher Lebendigkeit für das gesammte menschliche Dasein, für Leben, Fühlen, Thun und Lassen, für den persönlichen Zustand. Ihr Glaube stellt den Menschen in ein besonderes Verhältniß zum göttlichen Wesen, in Abhängigkeit von seiner Macht, seinem Willen, seinem Gebot und Verbot. Religionsphilosophie betrachtet diese Eigenthümlichkeit der Auffassung des Metaphysischen, die Stellung und den Werth der Begriffe, welche sich dafür bilden. Dadurch ist Metaphysik nicht jedesmal Religionslehre, aber sie steht mit ihr in genauem Zusammenhange, kann in dieselbe übergehen oder sich von ihr entfernen. (S. 199.)

Hr. Schopenhauer sieht beide als Eins, läßt Tempel, Pagoden und Moscheen für metaphysisches Bedürfniß zeugen, welche doch eigentlich dem religiösen angehören, ja er unterscheidet beide nur äußerlich als Lehre für die Denker und Lehre für die Nichtdenker, als Überzeugungslehre und Glaubenslehre, und nennt die Religionen eine Volksmetaphysik. Inzwischen — übereinstimmend mit Jacobi, der von einem „Glauben" an das Absolute spricht — bezeichnet er doch ein Credo aller Gerechten und Guten: „Ich glaube an eine Metaphysik", und verneint dadurch wieder jenen angegebenen Unterschied. Denn nun stehen Glaube und Glaube nebeneinander, und da der religiöse Glaube ebenso gut ein Gegebenes ist als der metaphysische, so verflattert er eine Religionsphilosophie, welche der Verf. als seltsamen Zwitter oder Centauren verwirft, und dennoch selbst mit seinem Buddhismus in eigener Art hinfliett. Metaphysik neigte sich von jeher zum Pantheismus, Religion zum Theismus und auch Optimismus, den der Verf. haßt und sogar „niederträchtig" nennt; seine Metaphysik „hält sich nicht verpflichtet, spiritualistisch, optimistisch, ja auch nur moralisch zu sein, sie will keinen andern Maßstab ihrer Schätzung als den der Wahrheit", und in dieser strengen Abschließung des metaphysischen Credo hören wir: „Die Philosophie ist wesentlich Weltweisheit, ihr Problem ist die Welt; mit dieser allein hat sie es zu thun und läßt die Götter in Ruhe." (I, 190.)

24.

Tageslitteratur.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Über das Verhältniß der deutsch-katholischen Kirche zum Staat (d. h. zu den Regierungen) behauptet Hauber nicht so

Digitized by Google

entschieden wie Bretschneider, daß ihr durch Paragraph 16 der Bundesacte Anerkennung oder doch Duldung ohne Benachtheiligung der bürgerlichen und politischen Rechte ihrer Mitglieder garantirt sei; aber er ist der Ansicht, daß sie in jedem Lande, wo die Freiheit der Gewissen geachtet wird, wenigstens geduldet werden werde. „Ihr absolutes Verbot wird ein Zeichen sein, daß der Staat noch oder wieder auf veraltetem Standpunkte steht." Eine directe Begünstigung der Bewegung durch protestantische Regierungen hält Hauber für unprotestantisch. Die protestantische Kirche hat stets den ehrlichsten, offensten Kampf gegen das Römerthum gekämpft, sie ist es sich selbst schuldig, ja sie hat darin ihre größte Stärke, keine hinterlistigen Waffen zu brauchen, auch nicht zur Abwehr der heimtückischsten Angriffe der Papisten. Und „wer wirklich der neuen Bewegung Fortgang, d. h. nicht nur Ausbreitung, sondern innere Consolidirung wünscht, der muß sie mit sich selbst ins Reine kommen, durch sich selbst fortschreiten lassen". Keine Einmengung der Politik! denn was wäre die Folge? Rom würde um den Preis der Unterdrückung der neuen Bewegung auf einige Jahre zur frühern Dissimulation zurückkehren, um in kurzer Zeit das alte Spiel wieder zu beginnen in Hoffnung bessern Glückes. „Was ist dann gewonnen? Ruhe für ein paar Jahre, ein Waffenstillstand, an dessen Ende die Politik, abermals um einen aufgeopferten Bundesgenossen ärmer geworden, den Kampf von neuem zu bestehen hat." Mit Umsicht, Wohlwollen und Milde behandelt Hauber noch mehre Lebensfragen der jungen christlichen Gemeinschaft, welche dieser ebenso sehr zur Beherzigung empfohlen sein mögen wie der weise Rath Bretschneider's: ein kurzes, bündiges Bekenntniß aufzustellen, welches nicht die Bedeutung einer für ewige Zeiten bindenden Glaubensregel habe. Oder noch besser (und auch im Sinne Bretschneider's), die Deutsch-Katholiken sollten fürerst nur diejenigen Punkte bezeichnen, in denen sie sich von dem römisch-katholischen Kirchenbekenntnisse lossagen. Das würde dann zu einer nicht zu umgehenden gründlichen Discussion aller Glaubenslehren führen und so würde allmälig ein christkatholisches Bekenntniß sich herausbilden. In dieser Discussion würde sich das Lebensprincip, der neue Heilsweg der neuen christlichen Kirche von selbst geltend machen, zum Vorschein bringen, in seiner geltenden Kraft bekunden, wenn ihr überhaupt ein solches Princip zu Grunde liegt.

Als ein solches Lebensprincip der deutsch-katholischen Kirche bezeichnet Hinrichs die freie Selbstthätigkeit, deren Anerkennung er in der Gemeinde- und Kirchenverfassung findet, wie sie von der leipziger Versammlung der Abgeordneten der Deutsch-Katholiken vorläufig festgesetzt worden. Auch Hinrichs erkennt den großen Mangel einer freien Kirchenverfassung in der protestantischen Kirche an, deren Stelle ein äußerliches Kirchenregiment vertritt, das wol dazu dienen kann, die Gegensätze, die sich nothwendig herausbilden mußten, äußerlich, also durch Zwang zusammenzuhalten, aber eine Vermittlung und Vereinigung dieser Gegensätze zum Heile der Kirche nicht zu bewirken vermag. Schließlich deutet Hinrichs an, daß es die Natur der römischen Kirche wäre, die strenge (abstracte) Einheit zu sein, die jede individuelle Auffassung des Christenthums schlechthin vernichtet, dagegen ebenso die Natur der protestantischen Kirche, der strenge Gegensatz zu sein, in welchem keine Vermittelung individueller Auffassungen zur höhern kirchlichen Einheit möglich, und daß die Zukunft der christlichen Welt eine neue Kirche sein dürfte, welche die freie Entwickelung und Bewegung in der Einheit nicht absorbirte, durch die Einheit den Gegensatz nicht alterirte. Es ist gewiß, daß in dieser Ansicht eine große Zukunft der deutsch-katholischen Kirche angedeutet ist, daß dieses ihr hier vindicirte Princip durch den ganzen Verlauf der Entwickelung des menschlichen Geistes gefodert sei. Auf allen Gebieten des menschlichen Daseins, namentlich auch im Staatsleben ringt die Gegenwart, wenn man sie nicht von dem Standpunkte der einzelnen Parteien, sondern nach der gemeinsamen Hauptrichtung, nach welcher alle Parteien zusammen streben, beurtheilt, offenbar nach einem allgemeinen Dasein des Menschengeistes, in welchem die Individualität zu ihrem Rechte der Selbstbestimmung gelange. Der Streit der Parteien handelt sich nur darum, daß bis jetzt noch jede Partei auf Kosten der andern dieses Recht der Selbstbestimmung zu erlangen strebt, während im Staate wie in der Kirche nur noch der abstracten Persönlichkeit (nicht dem lebendigen Individuum) Anerkennung zu Theil wird. Aber die deutsch-katholische Gemeinschaft hat so lange noch nicht ihre Möglichkeit als Kirche gerechtfertigt, als in ihr selbst die Freiheit des Individuums in dem durch dieselbe bestimmten allgemeinen religiösen Bewußtsein nur noch als Wunsch oder Foderung ausgesprochen ist. Dies ist in Demjenigen, was das sogenannte leipziger Concil festgesetzt hat, geschehen, aber auch eben noch weiter nichts. In dieser Form ist aber das angegebene Princip noch nicht das einer neuen christlichen Kirche. Weder der römische Katholicismus noch der strenge Protestantismus gibt zu, daß überhaupt in dem Christenthume das Individuum eine Berechtigung zur Freiheit in der Allgemeinheit finden könne. Dasselbe hat auch eine Partei der Neuzeit behauptet, welche jene Foderung der Gegenwart in ihrer Weise anerkannt hat. Sie hat deshalb das Christenthum, ja überhaupt alle Religion verworfen, hat von der Anerkennung dieser Verwerfung die Zukunft der Menschheit abhängig gemacht. Aber ich meine, daß für das Princip der Zukunft gar wohl im Christenthume nicht nur Platz sei, sondern daß vielmehr das Christenthum durch die Anerkennung jenes Princips selbst zur vollendetsten Auffassung der ihm innewohnenden Göttlichkeit gelangen muß. Man denke an das Wort Christi: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, und daran, daß wir Eins sein sollen in Gott wie die Glieder Eins sind im Leibe als dem Ganzen. In diesen Vorstellungen ist die Einheit im Gegensatze, der Gegensatz in der Einheit auf das vollständigste ausgedrückt. Denn das Glied ist der nicht abstracte Theil (wie der einzelne Christ im Katholicismus), auch nicht der schlechthin Einzelne (wie im Protestantismus), der sich als der Erwählte von allen Andern zufällig unterscheidet, sondern der in sich selbst individuell bestimmte Theil, der aber durch seine individuelle Bestimmtheit zur Constituirung des in ihm lebendigen Ganzen beiträgt. Die Sehnsucht des einzelnen Menschengeistes nach der Fülle alles Geistes ist jene Heilsbedürftigkeit, von welcher Hauber spricht, und insofern die christliche Religion als die Erfüllung dieser Sehnsucht anerkannt ist, als die Erlösung des Menschen aus seiner geistigen Vereinzelung in der Natürlichkeit, so ergeben sich aus den Arten, wie diese Erlösung vorgestellt wird, die verschiedenen christlichen Kirchen. Die anfänglichste rohste Vorstellung ist die einer abstracten Einigung in Gott, welche als ein äußerliches Verfahren mit dem einzelnen Menschen und desselben mit sich selbst gefaßt wird; sie ist das Princip der römisch-katholischen Kirche mit ihrer Werkheiligkeit, mit ihrem Ablaß und mit ihrer Lehre von den Sacramenten. Eine höhere Vorstellung ist die, daß der einzelne Mensch als solcher von Gott frei zur Theilnahme an seiner Herrlichkeit erwählt werde, also daß der Gott aus freier Gnade im Einzelnen wirksam und mächtig werde; sie ist das Princip des Protestantismus mit seiner Gerechtigkeit durch den Glauben, welchen Niemand sich selbst geben kann, sondern der unwillkürlich zum Durchbruch kommen muß. Aber es gibt eine noch vollkommenere Vorstellung und diese ist, daß das Individuum, indem es wahrhaft zu sich selbst kommt, auch zu Gott gelangt, die freie Erhebung des Individuums zum Sein bei sich selbst und damit in Gott, und es fehlt auch nicht an einer bestimmten christlichen Bezeichnung dieser Vorstellung, dieselbe ist vollkommen durch die Schrift selbst gerechtfertigt, schließt jene frühern Principien nicht wie ein jedes derselben das andere von sich aus, sondern vermittelt sie vielmehr zur Einheit. Was der katholischen Kirche die Werkheiligkeit, was der protestantischen Kirche die Gerechtigkeit durch den Glauben, das ist der Kirche der Zukunft die Heiligung. Die Hei-

Digitized by Google

ligung ist die Berechtigung des Individuums zur Freiheit. Wovon die Väter der Kirche, wovon die römisch-katholische und die protestantische Kirche prophetisch geredet, was sie als die wahre unsichtbare Kirche in der sichtbaren, den Ansprüchen des Christenthums vielfach nicht genügenden Kirche bezeichnet haben, was ausdrücklich auch von den Reformatoren als die wahre katholische Kirche bezeichnet worden, das muß die deutsch-katholische Kirche, wenn sie eine Zukunft haben will, zur Verwirklichung zu bringen streben: eine Gemeinde der Heiligen.

Ich habe diese meine Überzeugung von der Aufgabe einer freiern Reformation der christlichen Kirche mit Hinblick auf die gegenwärtigen Wirren ausgesprochen in der kleinen Schrift:

13. Gegenwart und Zukunft der christlichen Kirche. Von Oswald Marbach. Leipzig, Voigt und Fernau. 1845. 4. 1 Ngr.

Noch kann auch ich in der deutsch-katholischen Bewegung nicht mehr als nur eine äußerliche Anerkennung des Princips der Kirche der Zukunft erblicken; aber man darf nicht zu viel auf einmal verlangen. Gewiß enthält der Entwurf zu einer Gemeinde- und Kirchenverfassung viel Vortreffliches; aber wenn, wie es den Anschein hat, die künftige Kirchenlehre, zu der es in jeder Kirche kommen muß, auch in einer solchen, welche die Freiheit des Individuums anerkennt, von einer absoluten Majorität auf den zeitweiligen Kirchenversammlungen abhängig gemacht werden soll, ähnlich wie die Gesetzgebung in constitutionellen Staaten, so scheint mir gerade dies mit dem Princip, von welchem ich gesprochen, in Widerspruch zu stehen. Freilich sollen die Beschlüsse der Kirchenversammlung keine bindende Gewalt für das Individuum haben, sondern nur ein freies Zeugniß der Kirche von sich selbst sein in ihrem jedesmaligen Zustande; aber es ist auch nothwendig, daß das wahrhaft freie Individuum nicht in der ihm nachgelassenen Abweichung von der Kirchenlehre, sondern in deren positiven Bestimmungen seine Selbstbestimmung finde.

Noch kann man von der deutsch-katholischen Gemeinschaft nicht mehr verlangen als einen nachdrücklichen Kampf gegen den römischen Katholicismus und dessen Anmaßungen. Ihre Freunde müssen sie darin unterstützen. Auf dem Boden der Geschichte muß dieser Kampf geführt werden. Hinrichs gibt in seiner Schrift einen Abriß der Geschichte der Hierarchie, welcher von der genauesten Kenntniß derselben zeugt. Hier ist ein Vorrath von Waffen für die Deutsch-Katholischen aufgehäuft, eine Masse gegen Rom brauchbarer Details, welche großentheils bis jetzt noch unbenutzt liegen gelassen sind. Hinrichs hebt besonders auch hervor, wie das Princip der abstracten Einheit vom Papstthum zur Vermehrung der Nationalitäten benutzt worden ist und dadurch zur übermüthigen Erhebung seiner selbst. Der Kampf der Päpste mit den für die Nationalitäten und für die freie Entwickelung der Kirche streitenden Concilien wird zur klarsten Anschauung gebracht. Es fehlt mir an Raum, Einzelheiten herauszuheben; nur Eine Stelle kann ich nicht übergehen: „Gegen Friedrich den Großen predigte Rom den Kreuzzug. Der König rächte sich dadurch, daß er selbst die Jesuiten in seinen Lande gewähren lassen wollte, aber schrieb zugleich: «Der Papst und die Mönche werden ein Ende nehmen. Man wird dem Papst eine Pension aussetzen und die katholischen Mächte werden keinen Statthalter Christi mehr anerkennen. Jede Macht wird in ihrem eigenen Lande einen Patriarchen ernennen und Nationalconcilien zusammenberufen. Jede Regierung, die sich zur Säcularisation entschließt, wird die Philosophie lieben und die Schriften verbreiten, die den Volksaberglauben und falschen Religionseifer darstellen. Ich verlange weder Geld noch Segen von den katholischen Priestern. Welche Verbrechen der Fanatismus in der Religion bewirkt hat, wissen wir. So lange die Fürsten theologische Festen tragen, so lange wird die Wahrheit die Völker nicht erleuchten, die Wellen werden nur im Stillen wirken. Frömmlinge erregen schreckliche Stürme gegen Die, die sie Ungläubige nennen u. s. w.»"

In der Schrift:

14. Des Justinus Febronius Enkel über die Frage: „was ist katholisch" oder „was gehört zur katholischen Religion" und „was nicht?" Ein sehr heilsamer Unterricht für alle Christen, besonders für den katholischen Bürger und Landmann in dieser sehr bewegten Zeit. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

wird die römisch-katholische Kirche im Sinne der wahren Katholicität, welche schon von den Kirchenvätern anerkannt wurde, jener unsichtbaren Kirche, die sich durch alle scheinbar unterschiedenen Kirchengemeinschaften hindurchzieht, beurtheilt, ihre Mißbräuche werden angedeutet und bekämpft, meist auf den Grundlagen von Aufsprüchen der Kirchenväter und anderer vom Geiste des reinen Christenthums beseelter Männer. Darum bezeichnet sich der Verf. als einen Enkel (im Geiste) des Febronius, unter welchem Namen bekanntlich der Weihbischof von Hontheim zu Trier 1763 gegen die Anmaßungen des Papstthums schrieb.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Adler, A. M., Abschiedspredigt, gehalten in der Synagoge zu Hanover bei seinem Abgange von Hannover zum Eintritt des Ober-Rabbinats in Großbritannien. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3½ Ngr.

Beck, E. H. C., Die Berechtigung zur Civil-Versorgung des preußischen Soldaten. Nte vermehrte Auflage. Bunzlau, Appun. Kl. 8. 12 Ngr.

Bienengräber, G., Jesus, unser göttlicher Meister seinen Feinden gegenüber. Eine Predigt. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Czerski, J., Drei Predigten, gehalten vor der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schwerin. Herausgegeben mit Erlaubniß des Reformators und eingeleitet durch Apherismen über die Reformation von einem Laien. Posen, Cohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Die blutigen Ereignisse in Leipzig, am 12. August 1845. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Frensdorff, S., Wahlpredigt, gehalten in der Synagoge zu Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Halle, Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Gr. 4. 10 Ngr.

Meyer, S., Der rechte Gebrauch des Wortes. Wahlpredigt, gehalten in der Synagoge zu Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3½ Ngr.

Bibliographische Mittheilungen über die deutschen Ausgaben von De Bry's Sammlungen der Reisen nach dem abend- und morgenländischen Indien. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Opfer des 12. August. Ein Denkmal zur Erinnerung an die in der zweiten Woche des August 1845 zu Leipzig vorgefallenen blutigen Ereignisse. Nebst der Grabrede des Superintendenten Dr. Großmann. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Schott, L., Winke für den israelitischen Volkslehrer. Predigt in der Synagoge zu Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3½ Ngr.

Seubert, J. A., Ob Schelling? ob Schmitz? Oder: Dr. Schelling's und Dr. Schmitz's Offenbarungsphilosophie miteinander verglichen und gewürdigt. Mainz, Wirth. Gr. 8. 11½ Ngr.

Wagner, A., Andeutungen zur Charakteristik des organischen Lebens nach seinem Auftreten in den verschiedenen Erdperioden. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Wendt, J. A., über das Verhältniß der Kirche in den Herzogthümern Bremen und Verden zu den Symbolen der lutherischen Kirche, insbesondere zu der Concordien-Form.. Stade, Schaumburg. Gr. 8. 3½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 282. — 9. October 1845.

Sylvester Jordan.

Zweiter Artikel.*)

Als Richter, der nach vorliegenden Acten des geheimen Inquisitionsprocesses zu urtheilen hat, würde ich Jordan von der Instanz absolviren. Schuld oder Unschuld desselben schwanken zwischen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit; es ist nicht möglich, daß der Richter, gestützt auf so ungenügende und wenig concludente Thatsachen, sich eine feste Überzeugung bilden könne. Es ist ebenso gut möglich, daß Jordan um das Frankfurter Attentat gewußt habe als daß er nicht darum gewußt habe. Bei so bewandten Umständen ist das einzige Auskunftsmittel, welches dem Richter beim schriftlichen geheimen Inquisitionsprocesse bleibt, die Entbindung von der Instanz. Ohne diese glückliche Erfindung wäre es gar nicht möglich Richter zu sein.

Aber als Geschworener würde ich unbedingt mein Nichtschuldig ausgesprochen haben, und zwar mit bestem Gewissen. Der Geist macht lebendig, der Buchstabe tödtet. Dieser Spruch, der auf alle Verhältnisse und Gebiete des Lebens seine Anwendung findet, er paßt vorzugsweise auch auf das Urtheilsprechen nach bestimmten vorgeschriebenen Gesetzen. Daher auch der bekannte Spruch: Summum jus, summa injuria. Die Gesetzgebung kann nur allgemeine Begriffe und Definitionen aufstellen, es ist nicht möglich, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Fälle im concreten Leben durch solche allgemeine Definitionen erschöpft werde. Will man das Besondere, das höchst Individuelle eines einzelnen Rechtsfalls stets mit eiserner Buchstabenconsequenz unter den allgemeinen gesetzlichen Begriff zwingen, so tritt eben jene Erscheinung ein, wo der geschriebene Buchstabe sich am wirklichen Leben versündigt und wo die Anwendung des allgemeinen Rechtssatzes im besondern Falle zum schreiendsten Unrechte wird. Wie überall, so stehen auch im Rechte zwei Pole einander gegenüber, aus deren organischer Durchdringung erst immer die Wahrheit und das Leben hervorgeht. Der abstracte Begriff und der concrete Fall, das allgemeine Merkmal und die individuelle Verschiedenheit, die Regel und die Ausnahme. Nicht unterjochen soll das eine Moment das andere, wenn nicht auf der einen Seite regellose Willkür, auf der andern Seite geistlose mechanische Buchstabendespotie entstehen soll; aber ausgleichen, sich gegenseitig durchdringen sollen sich diese Momente, um die wahre Freiheit und das wahre Leben immer von neuem wieder zu gebären. Wie diese Durchdringung in jedem besondern Falle nun vor sich gehen muß, das läßt sich freilich durch Memoriren abstracter Rechtssätze und durch juristische Consequenzmachterei nicht erlernen; es läßt sich nicht schwarz auf weiß nach Hause tragen. Faust's letztes Lebensresultat:

Nur Der erringt sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

findet auch auf das Recht und den Richter wie auf alle übrigen Menschen seine Anwendung. Das Recht ist in jedem neuen Falle erst immer wieder vom Richter neu zu erobern; es ist in jedem Falle ein anderes und nie wird es fertig. Es ist keiner der geringsten Vorzüge der Geschworenengerichte, daß durch sie die Ungerechtigkeit des allgemeinen Rechtssatzes für den besondern Rechtsfall aufgehoben werden kann, sowie es der größte Nachtheil unsers bisherigen Verfahrens war, daß ein in starre Form verknöcherter Buchstabenschematismus das lebendige Recht in die Zwangsjacke allgemeiner Rechtssätze einschnürte. Es ist bekannt, wie die Geschworenen überall, wo sie existiren, sich die Freiheit nehmen, die Anwendung des allgemeinen Rechtssatzes im besondern Falle zu suspendiren, sobald das Rechtsbewußtsein selbst dadurch verletzt werden würde. Die Geschworenen sind es eben erst, welche die Einseitigkeit eines allgemeinen Buchstabenschematismus aufheben, und auch das zweite Moment, das Besondere, Concrete, vom Augenblicke Bedingte zur Geltung bringen. Und wenn auch diese Freiheit ihnen durch den Buchstaben des Gesetzes nicht zugestanden ist, so werden sie dieselbe doch stets occupiren und in praktische Anwendung bringen; denn der Lebensdrang nach Ausgleichung ethischer Einseitigkeiten ist stärker als der schwache Buchstabe; das ewige Gesetz ist mächtiger als die ohnmächtige menschliche Willkür. Wir sind weit entfernt zu leugnen, daß ein Abirren ins andere Extrem, in regellose Willkür, ebenfalls möglich sei; wir leugnen nicht, daß hier die Gefahr ist, welche dem Rechte eben durch die Geschworenen drohen könnte. Ein

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 264—266 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Hin- und Herschwanken zwischen zwei Extremen, das ist einmal das Loos der Menschheit, das ist der Entwicklungsgang der Einzelnen wie der Gattung, das ist der Proceß der Geschichte. Wie selten zeigt sich uns das Bild einer harmonischen Verbindung der Durchdringung jener zweier Urpole, aus deren Spannung alles Leben entsteht. Bald wiegt der eine, bald wiegt der andere vor. Aber jene Furcht regelloser Willkür durch das Urtheil der Geschworenen scheint mir in diesem Augenblicke wenigstens höchst unangemessen und zu weit aus entfernter Zukunft hergeholt. Die Krankheit, an der wir jetzt leiden, die alles Rechtsleben getödtet hat, sie ist die todte Gesetzmacherei und das mechanische Abtheilen nach blos allgemeinen Rechtsbegriffen und Definitionen, sie ist die Herrschaft des todten Buchstabens. Diese Rechtskrankheit zu beseitigen, darauf kommt es jetzt an. Bis diese geheilt ist und in ihren Gegensatz umschlägt, damit hat es noch gute Weile. Der Philosoph mag diese Möglichkeit in seine Contemplationen über eine entfernte Zukunft mit aufnehmen, der praktische Politiker, der auf dem Boden der Gegenwart steht, hat sich fürs erste noch nicht darum zu kümmern. Von unserm geheimen, schriftlichen Verfahren, von unsern dicken, mit unzähligen allgemeinen und besondern abstracten Rechtsregeln angefüllten Gesetzbüchern bis zum Lynchgesetz, bis zur ungebundenen Volksjustiz ist ein so weiter Weg, daß nur die ausschweifendste, ängstlichste Phantasie sich mit dessen Durchmessung in diesem Augenblicke beschäftigen kann. Es soll damit jedoch keineswegs gesagt sein, daß wir nicht schon jetzt ein wachsames Auge auf unsere Geschwornengerichte, wenn wir sie erst haben, in dieser Beziehung richten könnten, und daß nicht auf eine mögliche Ausartung derselben eine gewisse gesetzgeberische sowol als publicistische Rücksicht genommen werden müßte; aber wir erklären es für eine etwas tolle Furchtsamkeit, wenn man das einzige Rettungsmittel von sich stoßen wollte, blos deshalb, weil das spätere Leben auch wieder seine Gefahren bringen könnte. Der Zeitpunkt, wo man in jeder Beziehung auf Nummer Sicher steht, wird freilich nie erreicht werden; es wäre auch eine etwas langweilige Sache um diese faule Sicherheit. Aber der Verhungernde, der plötzlich Speise findet, wird sich von deren Genusse doch wol nicht abhalten lassen, aus Furcht, daß er später an einer andern Krankheit sterben könnte. Die Geschwornengerichte sind das einzige Mittel gegen unsere einseitige Juristerei in Criminalfällen.

Als Geschworener würde ich Jordan freigesprochen haben, aus verschiedenen Gründen, selbst wenn ich von seiner Kenntniß des Frankfurter Attentats überzeugt gewesen wäre. Denn erstens: Seine moralische Verschuldung wäre bei den eigenthümlichen Zeitverhältnissen und bei seiner besondern Stellung jedenfalls eine so geringe gewesen, daß die Anwendung des juridischen Gesetzes auf ihn eine Ungerechtigkeit involvirt hätte. Es gibt allerdings Zeiten und politische Zustände, wo der Ausbruch einer Revolution unvermeidlich ist, Zeiten, in denen die Revolution nicht künstlich durch Einzelne gemacht wird, sondern wo die Aufrechthaltung der bisherigen Regierungsweise eine moralische Unmöglichkeit und wo eine gewaltsame Explosion gegen dieselbe nicht zu umgehen ist. In solchen Zeiten kann es sehr schwierig werden, ein Gesetz, welches die Abwendung eines hochverrätherischen Versuchs durch Anzeige desselben zur Pflicht macht und die Unterlassung als Verbrechen bestraft, aufrecht zu erhalten. Wenn die Abwendung eines Umsturzes der Regierung im Allgemeinen zur Unmöglichkeit geworden ist, so wird der Einzelne nur zu oft sich zu dieser Abwendung nicht mehr für verpflichtet halten. Es ist möglich, daß irgend ein erster bestimmter Versuch mißlingt, wenn alle geeigneten Mittel dagegen angewendet werden; es ist daher auch möglich, daß die Anzeige desselben ihn scheitern machen würde. Aber ob er noch abzuwenden ist oder nicht, das geht über die Berechnung eines Einzelnen. Wo ich mich einmal von der Unvermeidlichkeit im Allgemeinen überzeugt habe, da kämpfe ich auch im Besondern nicht mehr dagegen an. Es mag dieses auf den ersten Blick sehr gefährlich klingen, bei ruhiger Erwägung aber und bei Prüfung der Geschichte wird man die Richtigkeit dieser Ansicht schon zugeben müssen. Wer sich an dem geordneten Rechtszustande seiner Mitbürger gewaltsam vergeht, wer freveldhafterweise die gesetzlichen Zustände, welche auf dem Gesammtwillen beruhen, mit Überschätzung seiner Berechtigung als Einzelner über den Haufen stürzt, der ist ein Verbrecher, der ist ein Hochverräther, nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste des Gesetzes nach. Auch Der, welcher in ein solches Unternehmen eingeweiht ist und es nicht verhindert, ist ein Mitschuldiger des Verbrechens. Wo aber der gesetzliche Zustand absolut unhaltbar geworden, wo er auf keinem Gesammtwillen mehr beruht, da glaubt vielleicht Mancher, es könne dem Geiste nach auch kein Hochverrath mehr an demselben begangen werden. Ein Verrath mehr an demselben begangen werden. Ein Verbrechen gegen einen Zustand, der eigentlich nicht mehr existirt, erscheint als eine Widersinnigkeit. In solchen Zeiten der bevorstehenden Revolution gelangen aber auch gar Viele zur oberflächlichen Kenntniß eines beabsichtigten Versuchs, die gar nicht den Willen haben, daran Antheil zu nehmen. Mehr oder minder begründete Gerüchte circuliren und verbreiten sich von selbst. Die Gesammtheit der Staatsangehörigen zerfällt keineswegs blos in zwei schroff geschiedene Parteien, in entschiedene Revolutionnairs und in entschiedene Reactionnairs, sondern es liegen eine Menge Mittelclassen von halb neutralen Zuschauern und Beobachtern dazwischen, die in sich selbst über die zu ergreifende Partie noch nicht einig sind, denen aber leicht eine nähere oder entferntere Kunde von einem beabsichtigten Unternehmen zufliegt. Es wäre von diesen zu viel verlangt, wenn sie jedes Gerüchte denuncirten, jeden Einfall der Revolutionnairs, der vielleicht im nächsten Augenblicke schon wieder aufgegeben war, zur Kunde der Gegenpartei bringen sollten. In solchen Zeiten kann jenes Gesetz unmöglich seine Anwendung finden, eben weil es eine moralische Unmöglichkeit verlangt. Wenn nun auch im J. 1833 keineswegs

Digitized by Google

die Zustände der Art waren, daß eine Revolution sich als unvermeidlich vorhersehen lassen mußte — die Erfahrung hat Gottlob das Gegentheil genügend bewiesen —, so ist doch ebenfalls nicht zu verkennen, daß die Dinge ziemlich auf der Kippe standen, und daß namentlich eine solche Ansicht von der Unvermeidlichkeit der Revolution sich in vielen Köpfen festsetzen konnte, ohne daß man ihnen eben frivole Extravaganz schuld geben dürfte. Niemand aber konnte leichter zu dieser Ansicht kommen als eben Jordan. Unvermittelt und plötzlich aus der Gelehrtenstube ins praktische politische Leben übergegangen, hatte er die unerwartetsten, ungeheuersten Erfolge der liberalen Ideen erlebt. Im Nu waren fast alle Schranken der entgegenstehenden Ansicht gefallen, was Wunder also, daß er die Kraft und die Verbreitung der liberalen Ideen bei der Gesammtheit seiner deutschen Mitbürger weit höher, daß er die Widerstandskräfte der Gegner weit geringer anschlagen mußte als sie wirklich waren? Und als dennoch auf die unerwartetste Weise für ihn diese geglaubte Ohnmacht in schroffer Reaction sich dem allmächtigen Willen der liberalen Gesammtheit entgegenzustemmen wagte, mußte er da nicht ein solches Verfahren für thöricht, für unvermeidlich die Revolution provocirend halten? Wenn irgend Jemand, so mußte eben Jordan zu dieser Ansicht gelangen, er, der von zahllosen jubelnden Anhängern umgeben, Zeuge gewesen war, wie jedes liberale Wort in der Menge zündete, er, der überall, wo er hinblickte, in seiner Umgebung nur begeisterte Hingabe sah; er, der unter seinen Büchern keine Gelegenheit gehabt hatte, die schwankende Menge mit ihren oberflächlichen Fluctuationen richtig zu würdigen und den Unterschied zwischen tiefer Charakternothwendigkeit und blos momentaner Aufregung kennen zu lernen. Ach, diese Kenntniß ist ihm nur zu vollständig geworden! Den Mann der Theorie hat das Leben nur zu spät in eine so gründliche praktische Schule genommen, daß die Illusion wol nie wieder bei ihm einkehren wird. Ja, Jordan mußte an eine nahebevorstehende, unvermeidliche Revolution glauben. Was uns Andern als entfernte Möglichkeit erschien, das mußte er in seiner Stellung als entschiedene, nahe Gewißheit betrachten. Gefreut hat er sich über diese Nothwendigkeit gewiß nicht; er hat ihre Ursachen gewiß tief beklagt, aber gegen die Folgen derselben, wie sie in seinem Geiste sich als unvermeidlich darstellten, konnte er seine Augen nicht verschließen. Daß er mit sich darüber zu Rathe gegangen, wie er sich zu nehmen habe, wenn nun endlich diese unvermeidliche Revolution zum Ausbruch käme, davon sind wir fest überzeugt. Das wird ihm auch Niemand zum Verbrechen machen; denn es war seine Pflicht. Wir sind auch fest überzeugt, daß er für diesen Fall die besten Vorsätze gefaßt, daß er an seinen constitutionnel-monarchischen Ideen, dem theoretischen Ergebniß ernster Studien, festzuhalten, daß er sich die Rolle des Mäßigers, des Besänftigers, des Ankämpfers gegen Volksleidenschaft, Pöbelherrschaft und Anarchie zugedacht habe. Aber daß er bei jeder hingeworfenen Andeutung auf einen directen Versuch nicht auf der Stelle den Denuncianten gegen seine eigenen begeisterten, wenn auch zu weit gehenden Anhänger gemacht hat, und noch dazu ganz nutzloser Weise, das würden wir nie und nimmer ihm zum Verbrechen anrechnen, selbst wenn es entschieden bewiesen wäre, was doch keineswegs der Fall ist. Die Strafe des juridischen Gesetzes, welche ohne Ungerechtigkeit nicht für alle Fälle stattfinden kann, würden wir von seinem Haupte abgewandt, wir würden ihn als Geschworener freigesprochen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

The Englishwoman in Egypt, being letters from Cairo during 1842—44, with *E. W. Lane*, by his sister (Mrs. *Poole*). Zwei Bände. London 1845.

Noch vor 30 Jahren war das Land Ägypten ein Land des Staunens. Seine Gigantentempel, seine geheimnißvollen Pyramiden und räthselhaften Sphinxe, seine großartigen Gräber und Jahrtausende alten Mumien erregten Gefühle der Verehrung, die durch biblische Associationen ihre Weihe erhielten. Das ist jetzt anders. Dampf und Forschlust haben die Schleier gelüftet, die Ägypten einhüllten. Nichts gewöhnlicher als einem Reisenden zu begegnen, der die Pyramide des Cheops erstiegen und in Karnac's Halle geweilt. Schnelle und leichte Verbindung mit Europa hat Ägypten einen Anstrich modernen Wesens gegeben. Europäische Kaufleute mit ihren Waaren haben unterm Ohr von Kleopatra's Nadel ihre Buden aufgeschlagen; der Hafen, den einst die Galeeren des Marc Anton gefurcht, schwellt und wogt jetzt stündlich vom Räderschlage der Dampfboote, und in der Stadt, die Alexander der Große gegründet, ist während der Saison wenigstens einmal wöchentlich italienische Oper. Nicht weit von einigen der grandiosesten Werke antiker Baukunst zeigen kolossale Baumwollspinnereien ihre häßlichen Gesichter, und gleich als ob alles Das noch nicht genug, hat neulich ein berühmter englischer Ingenieur, Herr Galloway, den Tract ausgemessen, welchen die Israeliten gezogen, um von Großkahira eine Eisenbahn zu bauen nach dem Theile des Rothen Meeres, wo Pharao sammt seinen Scharen jämmerlich ertrunken. Ein Alterthumsfreund, ein Bewunderer des Herodot möchte ob dieser Neuerungen blutige Thränen weinen. Was aber vor 25 Jahren einem Engländer geschah, der in den Ruinen von Theben durch den Anblick eines weißen Musselinkleides und violeten Spensers, das Eigenthum einer englischen Zofe, sich so choquirt fühlte, daß er auf und davon lief und nach Frankreich segelte — das kann heutigen Tages nicht mehr geschehen, heute, wo jede indische Post ein Dutzend Engländerinnen durch Unterägypten führt, wo Alexandrien an nichts weniger Mangel leidet als an europäischen Damen und eine Engländerin sogar in Kahira ihren festen Wohnsitz genommen.

Sothane Engländerin ist die Verf. oben rubricirten Buchs, heißt Mistreß Poole und ist die Schwester des durch sein interessantes Werk über Ägypten: „The manners and customs of the modern Egyptians", der literarischen Welt hinreichend bekannten Edward Lane. Aus der freundlichen Umgebung von Kensington begleitete sie den Bruder nach der heißen, ungemächlichen Stadt, welcher die Eingeborenen, sonst Niemand, den stolzen Namen der siegreichen gegeben haben — Al-Kahira —, und an ihn sind die vorliegenden Briefe von 1842—44 gerichtet.

Nach einer schnellen Seereise schiffte die Verf. von Alexandrien den Kanal von Mahmudieh entlang, den Nil aufwärts nach Bulak, dem eine kleine Stunde von Kahira entfernten Hafen. Diese kurze Strecke legte sie, faute de mieux, zu Esel

Digitized by Google

zurück und zog so in Kahira ein. Doch hat das dort weniger auf sich als in Leipzig oder London. Schon die dortigen Esel sind ganz andere Geschöpfe, verhalten sich zu den englischen und deutschen wie ein arabisches Vollblutpferd zu einem Mühlesel. „Der Kahirasche Esel", sagt die Verf., „stammt in gerader Linie von Freund Munker in den arabischen Nächten, ist ein hübsches Thier mit einem buntfarbigen Packsattel, der Sattelknopf von rothem Leder, worauf man die Hände legen, die Ellbogen stützen und faullenzen kann. Hat Steigbügel und Zaum, ist mit einem Worte ein halber Europäer." Auch sind diese Thiere dort so beliebt, daß es deren in Kahira allein an 40,000 geben soll. Über den ersten Eindruck, welchen die Stadt auf die Verf. gemacht, äußert sie sich folgendermaßen:

„Die Stadt sah mir just aus, als sei sie etwa 100 Jahre lang gänzlich verlassen gewesen und plötzlich von Menschen bezogen werden, denen es an Geld oder an Willen fehlt, sie zu reparieren und die verdorbenen Spinnengewebe wegzuräumen. So viel Spinnengewebe in dunkeln, dichten Festons vor jeder Öffnung sind mir nirgend vorgekommen. Ich wollte, ich fürchtete mich vor keiner Spinne. Aber für mich hat kein Insekt auf Erden einen so grauenhaften Anblick wie eine schwarze, dickleibige Spinne. Nachdem ich durch mehre Straßen gegangen, wo die Häuser ihre sämmtlichen Bewohner herausgesetzt zu haben schienen, kam ich an ein hübsches Haus inmitten von Gärten, das ich einstweilen bewohne. Überall graciöse mit Früchten beladene Palmbäume. Dazwischen Akazien, Bananas, Orangen-, Citronen-, Granatbäume und Weinstöcke. Eins nur — und Alles wäre wunderschön — ein erfrischender Regen. Das Laub ist tief mit Staub bedeckt und der Garten wird mittels eines Rades gewässert, das ein geduldiger Stier in Bewegung setzt. Dieser Garten ist übrigens sonderbar angelegt. Parallel laufende Gänge, zu beiden Seiten Rinnsteine und der Boden in viereckige Beete abgetheilt, jedes zu sechs Fuß im Geviert und mit Erdgraben von einem halben Fuß Höhe umdämmt, wo in einen nach dem andern das Wasser eingelassen wird." Das Haus, welches die Verf. später sich zur Wohnung wählte, beschreibt sie so: „Zu ebener Erde ein offener Hof, ringsum die Gemächer, Galerie über Galerie. Um den Hof fünf Zimmer: ein großes (Mandarah), in der Mitte ein Springbrunnen, zum Empfang männlichen Besuchs; ein Winterzimmer; eine Badestube für einen männlichen Gast; eine Küche und ein Kaffeezimmer für die Dienerschaft. Rechts unmittelbar an der Hausthür die Thür zum Harem, oder vielmehr zu der Treppe, welche zu den Frauengemächern führt, denn mit Ausnahme der Zimmer im Erdgeschoß gilt das ganze Haus für Harem. Das erste Stock hat zuvörderst eine marmorgetäfelte Stube, mit einem nach Norden offenen, mäßig ansteigenden Dache, wo stets eine erquickende Luft einströmt. Außerdem noch fünf Zimmer .... Alle Wände weiß getüncht, die Decken kunstreich, einige geschmackvoll in Holz geschnigt. Überdies, ebenfalls mit Marmor getäfelt, ein Vorzimmer und ein Bad .... Im zweiten Stock vier Zimmer, deren größtes auf eine herrliche Terrasse öffnet, welche die meisten der benachbarten Häuser überragt und wo wir unter dem reinsten Himmel von der Welt Frühstück und Abendbrot nehmen."

Dies zugleich die Beschreibung aller bessern Häuser in Kahira. Der jährliche Miethzins betrug 12 Pf. St. und ebenso wohlfeil ist das ganze Leben in Kahira. Der Anhang zu Lane's erwähntem Werke weist nach, daß ein Mann, mit Ausschluß des Miethzinses und Dienstlohns, jährlich mit 2600 Piastern oder 180 Thalern als Gentleman, d. h. als anständiger Müßiggänger leben kann.

Im Laufe der Zeit machte die Verf. mehre vornehme weibliche Bekanntschaften und theilt darüber Einiges mit, was den meisten Lesern neu sein und nicht von Frauen allein mit Interesse gelesen werden dürfte. Ich zähle dahin namentlich ihren Besuch im Harem des Vicekönigs und eine detaillirte Schilderung der Badeoperation. 23.

Literarische Notizen.

Schwedische Novellen von B. F. Palmblad.

Da nun die kosmopolitischen Deutschen seit einer Reihe von Jahren endlich angefangen haben, auch von der schwedischen Literatur, besonders der belletristischen, einige Notiz zu nehmen und nicht allein des berühmten Tegnér „Frithjofs-Sage", sondern auch mehre schwedische Romane, z. B. von Frederike Bremer, Aygare-Carlen u. A., mit Vergnügen lesen können, und da diese Sachen, wie vervielfältigte Auflagen und Nachdrucke zu beweisen scheinen, großen Beifall finden, somit für alle Seiten beachtenswerth sind, so erlauben wir uns das viel lesende deutsche Publicum auf drei schwedische Novellen aufmerksam zu machen, die für Hochgesinnte gestiftete Lesezirkel bringen. Im Upsala sind erschienen: „Tre Noveller af Wilhelm Friedrik Palmblad. I. Kärleck och Politik. II. Holmen i Sjön Dall. III. Amala." Die erste der obgedachten Novellen: „Liebe und Politik", spielt zuerst in Brasilien zur Zeit des Königs Johann von Portugal und seines Sohnes, des Kaisers Dom Pedro, und zuletzt in Portugal; die zweite: „Das Eiland im See Dall", im Paradiese der Erde, Kaschmir; die dritte: „Amala", in Hindostan, Thibet und am Himalajagebirge. Leider können wir in einer dünnen, dürren und magern Notiz nichts Weiteres von den Inhalt dieser Novellen berichten. Es würde uns indeß nur freuen, wenn ein Anderer die Kastanien, die wir aus dem Feuer gehelt, genieße, wie dies uns seit Jahren so oft begegnet ist. Man hat sie so, wie man glaubt, weggeleitet. Der ehrenwerthe Verfasser der hier angezeigten Novellen ist, horribile dictu, ein Gelehrter, ein Professor der griechischen Literatur und Sprache an der Universität zu Upsala, ein Geschichtskenner und ein Geograph in Karl Ritter's Sinn. Er hat ein sehr bedeutendes und gehaltreiches geographisches Werk geschrieben, durchaus auf selbständige Forschungen gebaut, und schreibt gegenwärtig eine griechische Alterthumskunde oder Alterthumswissenschaft, von der, wie wir hoffen, die so gründlich gelehrten deutschen Philologen zu seiner Zeit auch einige Notiz nehmen werden. Voll Leben, Phantasie und Gefühl, schreibt dieser gelehrte Mann dann und wann auch, zu seiner Erholung, ein schönes Gedicht, eine geistreiche Novelle, was ihm wol nicht zu verdenken ist, da das gewöhnliche Leben einen Jeden so manche harte Nuß zu knacken gibt. In seinen belletristischen Versuchen versteht es Palmblad, das Ideal mit dem sogenannten wirklichen Leben zu vereinbaren und dem letztern eine höhere Richtung zu geben. In seinen Novellen gibt er als Geschichtskundiger und Geograph seinen Lesern ein treues und lebendiges Bild von den Personen, Ländern und Gegenden, die er uns vor Augen führt. Sein Styl ist edel, rein, fließend und dem von ihm behandelten Stoff angemessen, seine Erzählung spannend, seine Charakterzeichnung genau, fest und bestimmt, seine Schilderungen von Scenen reich, anmuthig und schön. Wäre uns in diesen Blättern der Raum dazu gestattet, so würden wir unser Urtheil durch hinlängliche Beweise und Anführungen aus den hier erwähnten Novellen erhärten. Aber eine aufs Nähere eingehende Recension derselben bleibt uns noch vorbehalten. 31.

Eine englische Schrift über jüdische Frauen.

Dem jüdischen Volke und dem jüdischen Glauben ist jüngst in England unter den schönen Töchtern Israels eine glühende Vertheidigung erstanden. Ihr Buch: „The women of Israel; or, characters and sketches from the holy scriptures and jewish history. Illustrative of the past history, present duties, and future destiny of the hebrew females, as based on the word of god. By Grace Aguilar" (2 Bde.), gibt nicht nur eine begeisterte Anhängerin des alten Jehovahglaubens kund, sondern athmet auch hin und wieder die Erbitterung und den Groll dieses Volkstammes gegen die Nazarener. Der neuen Deborah wird der deutsche Übersetzer um so weniger fehlen, als die Schilderung der weiblichen Charaktere des Alten Testament eine Meisterhand verräth. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 283. — 10. October 1845.

Sylvester Jordan.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Zweitens: Das Verbrechen des Hochverraths kann bekanntlich von jedem Staatsbürger begangen werden, auch eine Regierung kann es begehen, wenn sie mit Gewalt auf nicht verfassungsmäßigem Wege Staatsgrundgesetze factisch umstößt. Nichts ist natürlicher, als wenn in solchem Falle die Anhänger des Staatsgrundgesetzes der List wiederum List, der Gewalt wiederum Gewalt, und der Ungesetzlichkeit ebenfalls Ungesetzlichkeit entgegenzusetzen suchen. Wer ist in solchen Fällen nun der eigentliche Autor des Verbrechens? Wenn die Regierung von ihrem erhabenen Standpunkte herunter steigt, wenn sie selbst Partei wird und sich ungesetzlicher Mittel bedient, dann wundere man sich doch nicht, wenn eine allgemeine politische Demoralisation einreißt, und wenn das Beispiel der Regierung seine Früchte trägt. So soll es aber nicht sein! Gesetzmäßigkeit auf beiden Seiten! Wer für seine eigene Person kein Gesetz anerkennt, dem steht es übel an, wenn er auf die Strenge desselben in Beziehung auf Andere sich stets beruft. Durch solches Verfahren werden politische Leidenschaften und Verbrechen recht eigentlich hervorgerufen. Ich kann hier aus eigener Erfahrung sprechen. Jung und begeistert für alle liberalen Ideen, wie ich war, hatte ich bis zum Juni 1832 doch jeden Gedanken an eine gewaltsame Einführung derselben standhaft von der Hand gewiesen und nicht in mir aufkommen lassen. Ich hatte immer klar erkannt, daß dieses nur durch Erregung unedler Pöbelleidenschaft geschehen könne, daß in Folge eines solchen Unternehmens schwerere Gewaltschritte und Ungerechtigkeiten geschehen müßten als bei den bestehenden Regierungszuständen stattfänden, daß eine Pöbelherrschaft, und wenn sie auch nur vorübergehend wäre, dem Rechtscharakter des deutschen Volks tiefere und unheilbarere Wunden auf lange Zeit hinaus schlagen müßte als die willkürlichste der bestehenden Regierungen es nur immer thun könnte. Das Studium der französischen Revolution hatte mich belehrt; ich sah ein, daß die politische Demoralisation dort in das innerste Mark des Volks gedrungen war, daß jeder feste Grund dort verschwunden, jeder feste Charakter dort gebrochen sei, daß nur Eigennutz und Eitelkeit dort regierten und noch auf lange hinaus ausschließlich regieren würden, gleichviel unter welcher Form. Und da ich mich größtentheils in den untern Ständen herumgetrieben hatte, so kannte ich auch so ziemlich die Motive der Menge bei uns. Das wahre Recht und die wahre Freiheit hätten sie nicht in Bewegung setzen können, und andere Motive verschmähte ich. Aber als jene Julibeschlüsse des Jahres 1832 erschienen, da leugne ich nicht, daß ich in der ersten Aufregung darüber unbedenklich die Hand zu einem gewaltsamen Unternehmen mit geboten haben würde, wenn sich mir sogleich eine Gelegenheit gezeigt hätte. Die Bemerkung, daß die ganze Bedeutung dieser Beschlüsse von dem Volke gar nicht gefühlt wurde, curirte mich schnell genug von meinem Revolutionsfieber. Aber sie erfüllte mich auch mit hoffnungsloser Verachtung gegen Deutschland; ich machte Anstalten zur Auswanderung nach Amerika, und nur ein glücklicher Zufall, den ich schon lange gesegnet habe, verhinderte mich an der Ausführung dieses Planes. Ich kann mir aber lebhaft denken, wie eben ein für Recht und Gesetz begeistertes Gemüth durch Willkürlichkeiten der Regierungen zu leidenschaftlichem Grolle und zur Selbsthülfe getrieben wird. Daß die hessische Regierung bei den politischen Verbrechen der Jahre 1833 und 1834 nicht umhin konnte, directen Aufruhr und Hochverrath zu strafen, das gebe ich gern zu. Aber dennoch hätte sie nicht mit so leidenschaftlichem Eifer dabei verfahren sollen, wie sie es unverkennbar gethan hat. Am allerwenigsten aber hätte sie ganz entfernte Betheiligungen, die auf augenblicklicher Verirrung beruhten, keine nachtheiligen Folgen gehabt hatten, nie zur That geworden waren, nachdem Alles längst zur Ruhe zurückgekehrt und Alles vergessen war, mit solcher Geschäftigkeit ausforschen und veraltete Gesetze hervorziehen sollen, die auf die moralischen Bedingungen der gegebenen Fälle nicht mehr paßten. Fünf Jahre waren bereits vergangen seit jenem Attentate und Jordan lebte seit dieser Zeit entfernt von aller politischen Thätigkeit blos seinem akademischen Wirkungskreise, als er zur Verantwortlichkeit gezogen wurde über seine etwanige Kunde eines bereits verschollenen Ereignisses. Wenn man alle diese Umstände erwägt, so kann man freilich nicht ableugnen, daß

Digitized by Google

der Buchstabe des Gesetzes auf Seiten der Regierung war, aber der Geist einer höhern Gerechtigkeit muß ein solches Verfahren verdammen. In Betracht der moralischen Provocation, die von gewissen Maßregeln selbst ausgegangen war, in Betracht der persönlichen Leidenschaftlichkeit, die gegen Jordan an den Tag gelegt wurde und welche mit der moralischen Würde einer Regierung unverträglich ist, in Betracht endlich der Nutzlosigkeit und Inhumanität, welche in einer so verspäteten Aufnahme des Processes lag u. s. w., würde ich daher als Geschworener Jordan freigesprochen haben, selbst wenn ich überzeugt gewesen wäre, daß er in jener leidenschaftlich erregten Zeit einem verbrecherischen Plane auf Augenblicke sein Ohr geliehen hätte, ohne davon Anzeige zu machen, und durch dieses mein Votum würde ich das wahre Recht mehr zu fördern geglaubt haben als durch die buchstäbliche Subsumtion eines eigenthümlichen Falles unter ein unpassendes, ungerechtes Gesetz.

Ich habe dabei noch die unwürdigen Reizungen gänzlich übergangen, die eben der Person Jordan's widerfahren waren. Es mag dahingestellt sein, ob die Regierung aufrichtig in ihrem Rechte zu sein glaubte, als sie sich dem Wiedereintritte Jordan's in die Kammer widersetzte; es bleibt wenigstens möglich, wenn auch schwer zu glauben. Aber nie läßt sich ein Verfahren entschuldigen, wodurch man Jordan von dem Eintritt in die Kammer zurückzuschrecken suchte, und welches actenmäßig constatirt ist. Das Ministerium Hassenpflug erröthete nicht, die Aussage einer gemeinen liederlichen Dirne, daß ein Deputirter von der Statur Jordan's während der Dauer des Landtage zu ihren Kunden gehört habe, zu der Drohung zu benutzen, dieses Factum öffentlich vor die Kammer bringen zu wollen, falls Jordan auf dem Landtage wieder erscheinen werde. Wo soll man Worte hernehmen, um eine solche Handlungsweise zu charakterisiren? Und solcher schmählichen Mittel bediente sich ein Mann ganz offen und sans façon mit dreister Stirn, der vorzugsweise den Ruhm eines guten Christen für sich in Anspruch nimmt, und der die Beförderung des Christenthums als höchsten Zweck seiner staatsmännischen Thätigkeit proclamirt! Was muß ein solcher Mann für einen Begriff mit dem Christenthume verbinden, und welchen Einfluß muß er auf die öffentliche Moral äußern! Was muß das für ein Glaube sein, der solche Werke wirkt! Irren und Fehlen ist unser Aller Loos; auch der Beste kann eine Sünde begehen und um so leichter, jemehr er im Gewühle der Welt und im Gedränge eines praktisch thätigen Staatslebens sich bewegt. Wer als ruhiger Zuschauer fern von der Erregtheit des Moments dabei steht, der hüte sich wohl, den ersten Stein aufzuheben und mit seinem Verdammungsurtheile schnell fertig zu sein. Unsere größten Charaktere könnten vor solcher Kritik nicht bestehen. Aber auf der andern Seite gibt es Thaten, denen der Stempel tiefster sittlicher Gemeinheit so schneidend aufgedrückt ist, daß eine einzige derselben hinreicht, um die unedle Natur des Mannes überhaupt unwidersprechlich zu constatiren, und den will ich sehen, der solcher Thatsache gegenüber, Hrn. Hassenpflug noch für einen Staatsmann erklären will, der ihn mit unserm Meister Jesus Christus in eine moralische Verbindung zu bringen wagt.

Diese politischen Processe, wie ihr Hergang nun allmälig sich offen vor den Augen des Publicums entrollt, gewähren überhaupt einen tiefen Blick in die sittlichen Zustände unserer heutigen Staats- und Regierungsweise. Auch das blödeste Auge hat nun Gelegenheit, dieselben in ihrer wahren Beschaffenheit zu erkennen. Wer das Talent besitzt, von einzelnen organischen Thatsachen auf das Ganze zu schließen, der bedurfte freilich solcher Enthüllungen nicht mehr; die Klaue des Löwen ist auf jedem Blatte unserer Tagesgeschichte zu sehen. Aber in diesen politischen Processen steht der ganze Löwe vor unsern Augen, erkenndar auch für Den, der die Sehergabe moralischer Phantasie und Combination nicht besitzt. Was schwatzt man doch viel von Jesuiten, was sucht man doch ihrem Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel. Wenn je der Spruch seine Anwendung fand: Du siehst den Splitter in deines Bruders Auge, und nicht den Balken in deinem eigenen, so findet er es hier.

Was treten in diesen politischen Processen nicht für moralische Abnormitäten und Scheußlichkeiten auf. Ein Georgi, von dem man nicht begreift, wie er die Last eines mit Fluch und Schande bedeckten Daseins nur noch einen Augenblick zu tragen vermag! Und dieser Georgi, dessen Amtsübertretungen actenmäßig constatirt sind, er ist von seinem Amte noch nicht suspendirt! Dieser Georgi, gegen den Indicien vorsätzlichen Mordes vorliegen, gewichtig genug, um bei jedem Privatmanne eine Untersuchung zu veranlassen, gegen den aber auf alle Fälle so schwere Anzeigen einer culposen Tödtung sprechen, daß jeder Unbefangene an der Wahrheit der Schuld auf den ersten Blick schon nicht mehr zweifeln kann, er geht frei und ungefährdet umher, und kein Gericht darf die Untersuchung über ihn verhängen.

Da haben wir ferner einen Kuhl, der von der Staatsregierung erkauft wird, um die Rolle des Verschwörers fortzuspielen, auf daß möglichst viele Verbrecher in die ihnen gegrabene Grube fallen möchten. Statt das Verbrechen im Keime zu ersticken, statt die Irrenden zu warnen, läßt man es absichtlich reif werden, befördert es, reizt durch einen nichtswürdigen Verräther dazu auf. Mit einem solchen nichtswürdigen Subjecte läßt sich die höchste Staatsregierung ein, sie reizt ihn zu dieser nichtswürdigen Handlungsweise durch Versprechungen und Belohnungen an, sie schließt einen förmlichen Contract über Leistungen der Sünde mit ihm ab, und als dieser Kuhl nun die Versprechungen nicht für vollständig erfüllt hält, als er aus diesem nichtswürdigen Contracte eine Klage gegen den Minister du Thil anstellt, da tritt der eigene Fall ein, daß die Gerichte diese Klage zurückweisen, weil das Geschäft, auf welches sie sich gründet, contra bonos mores sei, weil eine turpis causa ihr zu Grunde liege.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703. Aus archivalischen und andern gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von P. Albert Jäger. Innsbruck, Wagner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

In der Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges bildet die Geschichte der Kämpfe in Tirol eine der interessantesten Episoden. Denn wer sehen einen der glänzendsten Kriegsfürsten jener Zeit an der Spitze eines wohlgerüsteten Heers und im Besitz aller zur Kriegführung nothwendigen Mittel gegenüber einem Volke, das, durch eine schlechte, unwissende Verwaltung vernachlässigt und fast ohne alle militairische Unterstützung gelassen, allein durch seine heiße Liebe zum Vaterlande und durch die angestammte Treue gegen seinen Landesherrn die feindlichen Scharen aus seinen Grenzen treibt und sich den Sieg erkämpft. Das ist alles der Gegenstand, den sich der würdige Benedictiner im Stifte Marienberg, der Pater Jäger, für die vorliegende Schrift, die sich an eine ähnliche Monographie über den Engadiner Krieg anreiht, erwählt hat. Warme Liebe zu seinem Vaterlande und zu den Großthaten seiner Einwohner spricht überall aus diesem Buche, das aber zugleich manche Schattenseite mit Wahrheit und Freimüthigkeit aufdeckt, also keineswegs als eine Parteischrift zu betrachten ist. Andere Vorzüge desselben sind die Gewissenhaftigkeit der Forschung, die Sammlung des zerstreuten Materials, die Benutzung der Archive und die genaue Kenntniß aller Oertlichkeiten, wie sie ein Geschichtschreiber des tirolischen Krieges nothwendig besitzen muß. Einen Vortheil über andere politische Verhältnisse bot durfte ein solcher im gegenwärtigen Falle nicht und das erste, einleitende Capitel über die spanische Successionsfrage sowie das dem Kaiser Leopold I. zu reichlich gespendete Lob zeigt auch, daß solche Erörterungen nicht gerade die Sache unsers Verf. sind. Alles Andere aber ist verdienstlich und stellt ihn Jäger in die alte Reihe eines Kurz, Chmel, Mednyanski und anderer Oftreicher, die in erlesenen Schriften, ohne Prunk und schöne Redensarten, die Geschichtskunde in ihrem Vaterlande auf das beste gefördert haben.

Wenn wir uns nun an einige Hauptsachen des vorliegenden Bandes halten, so bietet sich zuvörderst ein trauriges Bild der innern tirolischen Zustände dar. Der Durchmarsch der 30,000 Mann öftreichischer Truppen, die im Winter 1700 ihren Weg durch Tirol nach Italien nehmen sollten, brachte sehr unerfreuliche Streitigkeiten zwischen dem tirolischen geheimen Rathe und dem eingesetzten Militairdirectorium einerseits und der Landschaft sowie den beiden Fürstbischöfen von Trient und Brixen andererseits hervor, indem die letztern in den Winkelzügen der Erstern bei den Bestimmungen über die Militairverpflegung nur ein fein angelegtes und auf den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung gerichtetes Streben erblickten. Daher beschlossen sie zwar, zu leisten was sie schuldig wären, aber auch jeden Eingriff in ihre Verfassung zurückzuweisen und haderten auf den Versammlungen zu Bozen und zu Innsbruck lange miteinander, bis endlich der Einfall des Kurfürsten Max Emanuel im Mai 1703 allem Zanken und Streiten ein Ende machte. Da war nichts gehörig zur Vertheidigung geordnet, es fehlte überall; der von Kaiser Leopold zum Generalkriegsdirector in Tirol ernannte General Gschwind lebte, wie die geheimen Räthe, in ungeheurer Sorglosigkeit, und während man eine Bitte nach der andern nach Wien abgehen ließ, um Truppen zu erhalten, versäumten Jene alle Mittel, welche das Land verfassungsmäßig zur Vertheidigung darbot, ja Gschwind hinderte sogar jede Thätigkeit, um eine Volksbewaffnung einzurichten. Aeußlich haben noch viel später deutsche Generale die Idee eines Volkskrieges nicht fassen können.

Als nun der Kurfürst von Baiern am 17. Juni an den Grenzen Tirols erschienen war, ward die wichtige Festung Kufstein binnen wenigen Tagen ohne Schuß und Schwertstreich durch die Feigheit ihres Commandanten sein Eigenthum, die Festung Rattenberg hielt sich nur drei Tage lang, Schwaz und Hall fielen in seine Hände, und über den Besitz von Innsbruck ward sofort unterhandelt. Noch vor Ende des Juni sahen sich die Baiern überall als Sieger, der Kurfürst hielt am 2. Juli seinen Einzug in Innsbruck und schaltete im Lande war mit Mäßigung und Güte, aber doch als gebietender Herr und mannerjagter gefürsteter Graf von Tirol. Die öftreichischen Generale waren aus dem Lande entflohen und die hier und da zusammenberufene Landwehr zog ohne Ordnung umher, plünderte, ließ ihren Unmuthen an schlechten Patrioten über Regierungsmaßregeln Luft und verlor sich dann allmälig in ihre Heimat.

Hat uns nun der Verf. bis zum zwölften Abschnitte die Ereignisse ausführlich und ohne Beschönigung des Schlechten geschildert, welche die rasche Einnahme des größten Theils von Tirol bewirkten, so gelangt er jetzt auf ein dankbareres Gebiet. Denn mit patriotischer Freude begrüßt er den bessern Geist, der jetzt in Südtirol und in den Schluchten des Oberinnthals erwacht war, die Versammlungen der Scheiben- und Scharfschützen, das Aufgebot des Adels und der Bauern im Etschviertel und das Verrücken der Landstürme, den Ueberfall der gegen den Brenner, wo die unbegreifliche Schwäche des öftreichischen Generals Guttenstein die Unternehmungen hemmte. Zu derselben Zeit erhoben sich auch die Gemeinden des Oberinnthals, und die vier Gerichte Landeck, Laudeck, Pfunds und Rauderberg vollführten unter der leitung Martin Sterzingers, des durch Kenntnisse, populaire Beredtsamkeit und unbeschränkte Rechtlichkeit allgemein beliebten Mannes, den Ueberfall einer baierischen Heeresabtheilung bei der pontlatzer Brücke am 1. Juli mit solchem Erfolge, daß nicht ein Mann entkam, der dem Kurfürsten die Niederlage der Seinigen hätte anfagen können. Hierauf verbreitete sich immer mehr der Aufstand, wackere Männer, Keidl, Hartl und Andere zogen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, um ihre Mitbürger zu beleben, und in Bozen und in Brixen bildeten sich aus den Landeshauptleuten, den Fürstbischöfen und den angesehensten Adeligen Schutzdeputationen, die an die Stelle der Landesregierungen traten und denen von öftreichischer Seite eine kleine Anzahl regulairer Truppen unter dem Oberwachtmeister von Heindl zur Unterstützung geschickt wurde. In Innsbruck hielt die Anwesenheit des Kurfürsten noch den Aufstand zurück; als aber derselbe am 19. Juli die Stadt verlassen hatte, um gegen den Brenner vorzurücken, erhoben sich die Unterinnthaler gleich falls und drangen gegen Innsbruck vor. Die Städte Rattenberg und Hall wurden von ihnen wieder genommen, die Lueg und die Scharnig von den Oberinnthalern angegriffen und endlich eine Aufstellung bei der Martinswand und beim schwarzen Kreuz genommen. Hier erlagen sie zwar der baierischen Kriegskunst am 23. Juli, aber dies Gefecht, das unglücklichste während der ganzen Zeit des feindlichen Einfalls, schwächte den Muth der Tiroler nicht, die bei dem sich immer mehr ausbreitenden Aufstande am 27. Juli die Hauptstadt Innsbruck wieder besetzen konnten.

In den folgenden Kriegsbegebenheiten ist die Einnahme der Festung Ehrenberg durch die Tiroler besonders wichtig; Kufstein dagegen blieb noch in den Händen der Baiern. Wären die öftreichischen Generale Guttenstein und Heister nicht so feig und bequem gewesen, daß sich die Tiroler über sie in Wien und bei dem Markgrafen Ludwig von Baden zu beschweren genöthigt waren, so hätte eine energische Verfolgung des Kurfürsten den Kämpfen schon früher ein Ende machen und er selbst hätte schon vor dem 21. August das Land Tirol verlassen müssen. Aber die öftreichischen Generale fingen es im 3. 1703 in Tirol ebenso verkehrt an als manche ihrer Nachfolger (Chasteler und Buol machen ehrenvolle Ausnahmen) in dem Kriege vom J. 1809, worüber Hormayr mit Recht so laute Klage geführt hat.

In das Einzelne zu gehen verbietet der Raum nicht, sonst würden wir noch manche Beweise aufopfernder Vaterlandsliebe und kriegerischen Muthes aus der Erzählung des mit ganzer

Digitized by Google

Seele bei den Leiden seines Vaterlandes betheiligten Verf. aufzunehmen haben, z. B. die Schilderungen des Einfalls Bernadotte's in Südtirol und der kräftigen Gegenwehr der Einwohner, der entschlossenen Klugheit Riccole Corlera's und des Heldenmuths des Dominicus Tasch. Gegenden und Personen verfleht Hr. Jäger mit Anschaulichkeit zu schildern, so den kriegerischen Zug des Kurfürsten Max Emanuel, das Schloß Ambras, die Festungen Kufstein und Kattenberg, die schauerliche Umgebung der pontlaper Brücke und die Berge am Schwarzen Kreuze.

Mit Bedauern erfährt dagegen der Leser aus dem vorletzten Abschnitte die traurige Zerrissenheit der innern Zustände nach dem Abzuge der Baiern und die Auflösung fast jeder gesetzlichen Ordnung. Diese Uebelstände waren durch eine außerordentliche Geldnoth, die Eingriffe der beiden mehrgenannten Generale, die Schwäche der Behörden und die Anmaßungen der gegen jede gesetzliche Gewalt aufrührischen Bauernschaften erzeugt worden und fanden erst allmälig ihre Abhülfe. Daher schließt Hr. Jäger mit folgenden Worten: „Meine Geschichte zeigt, wie viel darauf ankomme, daß Bestreben an der Spitze einer Landesverwaltung stehen, welche sich als Väter des Volks, als Vertreter seiner Rechte betrachten; sie zeigt ferner, welcher unverwüstliche Kern von Anhänglichkeit an das Kaiserhaus im tiefsten Wesen des Tirolervolkes liege und welche Spannkraft diese liebe in Augenblicken der Noth in die physischen und moralischen Muskeln desselben zu bringen vermöge; sie zeigt aber auch, wie schwer es sei, eine aufgeregte Volksmasse wieder in das Geleis der Ordnung zurückzuführen, wenn auf der einen Seite die Leidenschaft der Gemüther, Überschätzung der eigenen Verdienste und der Eigennutz, der sich gern jeden Tritt und Schritt möchte zuhnlich belohnen lassen, ihre hochgespannten Forderungen nicht erfüllt sehen, auf der andern Seite ungerechte und kranke Vertrauens würdige Diener der Regierung die wahren Verdienste des Volks nicht anerkennen und den Schmerz der Wunden noch verschärfen, statt ihn zu lindern."

Einer Einzelheit gedenken wir noch, weil Hr. Jäger hier mit dem berühmten Geschichtschreiber Tirols, mit dem Hrn. v. Hormayr, in geraden Widerspruche ist. Der Letztere nennt nämlich in seinem „Taschenbuche für vaterländische Geschichte" (1845, Nr. XVI, S. 218 fg.) den martinsberger Revierförster Anton Schandl als Denjenigen, der unfern der alten Burg Fragenstein in der Nähe der Martinswand den Grafen Ferdinand Arco, als dieser dem Kurfürsten Max Emanuel um wenige Schritte vorausgeritten war, am 23. Juli 1703 erschossen habe, in der Meinung, als sei derselbe der Kurfürst. Hr. Jäger aber nennt den Schützen Anton Lechleitner, kaiserlichen Revierförster, und bezeichnet als den Ort der That den Reißenden Nanggen, einen senkrecht in den Inn abstürzenden Felsen, an dem nur einzelne Wanderer gehen können. Er selbst ist hierbei den Memoiren des Generals Maffei, der die Erzählung aus dem Munde des Kurfürsten selbst vernommen hatte, und der Überlieferung, die in der Familie Lechleitner noch fortlebt, gefolgt. Da sich nun wol annehmen läßt, daß der Geschichtschreiber des Krieges vom J. 1703 die damaligen Begebenheiten genauer erforscht hat als der Geschichtschreiber des Krieges vom J. 1809, dem die frühern Ereignisse doch mehr Nebensachen waren, so glauben wir auch für künftige Erzählungen dieser That die Autorität des Hrn. Jäger als die bessere empfehlen zu können. 20.

Bibliographie.

Baldur, O., Cypressenblätter. Berlin, Ende. Kl. 8. 7½ Ngr.

Benzenberg, J. F., Versuche über die Umdrehung der Erde. Aufs neue berechnet. Düsseldorf, Bötticher. Gr. 8. 10 Ngr.

Einige Blätter der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors F. v. Luck. Berlin, A. Duncker. 8. 15 Ngr.

Die Blume der Alschach. Roman in drei Bänden von ****. Berlin, Buchhandlung des Lesekabinets. 1846. Kl. 8. 5 Thlr.

Militairische Briefe eines deutschen Offiziers während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich im Anfange des Jahres 1844. Mit besonderer Bezugnahme auf die neuern französischen Befestigungsanlagen in militairischer und politischer Hinsicht. Worf, Verlagsbureau. Gr. 8. 2 Thlr.

Cameron, Mrs., Sophie oder der Segen der Kirsikal. Eine Erzählung. Nach der 3ten Auflage aus dem Englischen übersetzt von R. Binder. Mit einem Titelkupfer. Reuttingen, Enßlin, und Laiblin. 12. 3½ Ngr.

Einiges aus dem Leben des Dr. da Costa in Amsterdam. Von ihm selbst geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt nebst einem erläuternden Vorwort von J. A. Hausmeister. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 2½ Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. 2ter Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fischart, J. († 1589), Der Jesuiter oder die unerhörte Legende von dem Ursprunge des vierhörnigen Jesuitenhutleins. Aufs Neue zum Druck befördert von C. Schad. Leipzig, Engelmann. Gr. 12. 10 Ngr.

Gaillard, C., Bilder aus Tschertessien. Dichtungen. 2te Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 12 Ngr.

Gärtner, W., Andreas Hofer. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 27 Ngr.

— Max Lalor, oder: Muß es eine Krise geben? und welche? Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth. Von einem Unbekannten. Neue illustrirte Ausgabe. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hurter, F., Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. 2tes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Keil, E., Melancholie. Liebes-Novelletten. Bautzen, Schlüssel. 8. 1 Thlr.

Lessing, G. E., Vollständiger Beweis, 1) daß wir bis jetzt noch kein verständiges System der Philosophie gehabt haben, und 2) die modernen Philosophien von Kant bis Hegel Phantasien, nicht aber Wissenschaften sind. 3ter Band. Breslau, Gruss, Barth und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Mengel, E. O., Die Rementirung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Gestaltung, als Beitrag zur Geschichte der preußischen Militair-Verfassung. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Schildknecht, J., Zugendträume. Poetische Versuche. Konstanz, Bannhard. 12. 7½ Ngr.

Stelleys, B. P., Dichtungen, deutsch von F. Prösel. Mit dem Leben des Dichters und dem Bildnisse desselben. Braunschweig, Meyer sen. Kl. 8. 22½ Ngr.

Stier, R., Gedichte, christliche und biblische. Neue Sammlung und Bearbeitung. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1846. Begründet von G. Ley, herausgegeben von dessen Wittwe. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wuntschli, B. G., Pädagogische Briefe vom Rhein an den Verfasser der Volksschule als Staatsanstalt. Mannheim, Hoff. Kl. 8. 1 Thlr.

Zimmermann, G., Die deutsche Politei im 19. Jahrhundert. 1ster und 2ter Band. Hanover, Schlüter. Gr. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 284. —— 11. October 1845.

Sylvester Jordan.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 282.)

Da haben wir ferner einen Hrn. v. Breidenstein, welcher die moralische Unwürdigkeit dieses Kuhl und der von ihm gespielten Rolle mit den schwärzesten Farben schildert, und der dessen Geschäftsgenossen dennoch als einen Engel des Lichts hinstellt, an dessen Fingern auch nicht der kleinste Theil von dem moralischen Schmutze kleben bliebe, was dem Geschäfte anhängt. Und über dieses Thema schreibt der gute Mann ein ganzes Buch, in welchem der moderne Jesuitismus auf eine so grau-sophistische Weise gepredigt wird, wie die alten Jesuiten es wol schwerlich gethan haben. Zuletzt ruft er emphatisch aus, daß er jeden Augenblick bereit sein würde, ein ähnliches Verrath- und Spionageschäft zu entriren. Daran zweifeln wir auch nicht im mindesten, aber wir halten es für einen logischen Fehlschluß, wenn er aus seiner eigenen Bereitwilligkeit die moralische Sauberkeit eines solchen Geschäfts deduciren will. Wenn derselbe Herr einem andern Denuncianten Namens Clemm ferner in dieser Schrift ein Testimonium der Ehrenhaftigkeit ausstellt, wenn er uns gerührt versichert, daß jeder Ehrenmann ohne Bedenken seine Hand in die Hand Clemm's legen könne, so wird er uns es nicht verargen, wenn wir, abgesehen von der sonstigen Wahrheit oder Unwahrheit dieses Urtheils, auf sein Zeugniß wenigstens keinen Werth legen, und wenn wir es im Interesse des Clemm selbst gewünscht hätten, daß es lieber unterblieben wäre. Nachdem Hr. v. Breidenstein uns einmal seine Grundsätze über Ehrenhaftigkeit entwickelt hatte, wird er es dem Publicum nicht verübeln können, wenn es die Ansicht gewinnt, daß er in diesem Fache der Ehrenhaftigkeit eben keine tiefen Studien gemacht habe, sondern darin nur ein etwas oberflächlicher Dilettant ohne genügende Urtheilsfähigkeit sei.

Aber ich weiß schon, was die Genannten mir einwenden werden. „Das sind schöne moralische Theorien", werden sie sagen, „aber in der Praxis kommt man damit nicht durch. Um das Bestehende aufrecht zu erhalten muß der praktische Staatsmann schon zu solchen Mitteln greifen." Wenn dem wirklich also ist, so ist die Theorie, die ich bis jetzt vom Staat und Staatsleben gehabt habe, freilich eine falsche; allein alle urtheilsfähigen Männer von Plato und Aristoteles bis zu Kant und Fichte sind alsdann in demselben Irrthume befangen gewesen, auch alle wahrhaft großen, praktischen Staatsmänner haben diesen Irrthum getheilt, ein Sully, ein Chatam, ein Washington, ein Stein. Sie Alle haben bis jetzt geglaubt, daß der Staat die Verwirklichung des Rechts, die Entwickelung alles Guten und Schönen unter den Menschen zum Zweck habe. So weit hat Niemand von ihnen den Patriotismus getrieben, daß er Ehre und Gewissen demselben zum Opfer gebracht habe. Das heißt die Aufopferung bis auf die höchste Spitze treiben. Seltsam! der Staat, diese vielgegliederte moralische Rechtsidee, die erfodert zu ihrer nothwendigen Unterlage die persönliche Ungerechtigkeit und die persönliche Immoralität Derer, welche sich vorzugsweise mit ihrer Verwirklichung beschäftigen! In der That, ein seltsamer Widerspruch in der moralischen Weltordnung! Aber sie haben ganz recht diese Herren. In dem Staate, den ihr meint, ist jeder unabhängige edelsinnige Charakter ein gefährlicher Mensch, der à tout prix beseitigt und unschädlich gemacht werden muß. Ist euch denn aber nie in schwachen Stunden der Zweifel gekommen, hat sich euch nie die Frage aufgeworfen, ob der Staat, der zu seiner Aufrechthaltung eines so ungeheuern Aufwandes von Immoralität bedarf, auch wol der rechte Staat sei? Ob das Bestehende, worauf ihr euch immer mit solcher tiefen Verehrung beruft, auch wol des Bestehens werth sei? Sehet, darin liegt euer Irrthum, den ihr selbst wol nicht mehr zu erkennen vermögt. Eure ganze geistige und materielle Existenz hat sich an das Bestehende so angeklammert, daß sie in Trümmer zerfällt, sobald nur leise daran gerückt wird. Ihr wagt daher den Gedanken gar nicht ins Auge zu fassen, daß das Bestehende — und sei es noch so morsch und moralisch angefault — wol einem Bessern Platz machen könne. Der Staat, das Recht, die Religion, oder wie ihr es nennt, Monarchie, Thron und Altar, sie können manche Veränderung ertragen, ja sie bedürfen deren sogar, ohne daß ihre Existenz gefährdet wird; aber eure eigenen Zustände, eure eigenen Gewohnheiten, eure eigenen Existenzen, sie sind es, die keine Veränderung mehr ertragen können, und diese eigene Existenz habt ihr halb bewußt, halb unbewußt auf eine geschickte Weise immer mit der Existenz

Digitized by Google

der Monarchie, des Throns und des Altars verwechselt. O glaubt es mir, der Staat läßt sich sehr verjüngen.

Und zuletzt haben wir da einen Mann, der uns in Bezug auf Jordan zunächst angeht, den Apotheker Döring. Diesen Manne, der zu fünfzehnjähriger Festungsstrafe wegen Todtschlags und Hochverrath verurtheilt war und der eine noch schärfere Strafe in Aussicht hatte, versprach die preußische Regierung völlige Begnadigung, wenn er wichtige Aussagen über hochverrätherische Unternehmungen überhaupt und zumal gegen Jordan machen wolle. Heißt das die Verwirklichung des Rechtes, wenn man einem anerkannten groben Verbrecher die Strafe erläßt, um sie auf einen möglichen Andern vielleicht erstrecken können? Das wahre Recht weiß von solchem Schacher nichts. Und auf dieses rechtlose, unmoralische Verfahren, auf diesen durch Bestechung herbeigepreßten Zeugen gründet sich der ganze Jordan'sche Proceß. Der Königszeuge in England ist ein alter barbarischer Gebrauch, der einem gereinigtern Rechtssinne mehr und mehr gewichen ist. Es scheint aber, als wenn man ihn bei uns einführen wollte. Man könnte wol etwas Besseres aus dem englischen Rechtsverfahren zu uns herüber holen als diesen schlimmsten Makel desselben.

Um einem solchen Versuche zu wehren — und das ist der vierte Grund — würde ich als Geschworener Jordan ebenfalls frei gesprochen haben; ich würde der Regierung dadurch die Lehre haben geben wollen, daß sie uns ein für allemal mit solchen Königszeugen vom Leibe bleiben solle.

Ich schweige von der gehässigen und ungesetzlichen Weise, mit welcher der Untersuchungsrichter Wangemann gegen Jordan inquirirt hat. Nach dem Gesetze soll der Untersuchungsrichter unparteiisch sein; Alles was für die Unschuld des Angeklagten spricht, soll er so gut ans Tageslicht zu ziehen suchen als die Indizien der Schuld. Das hat dieser Wangemann nicht gethan, sondern mit sichtbar gehässiger Voreingenommenheit hat er blos auf die Schuld inquirirt. Aber da bei öffentlichen Geschworenengerichten ein solches Untersuchungsverfahren mit seiner jahrelangen Qual und Inhumanität überhaupt nicht vorkommen kann, so brauche ich in dieser Beziehung diese Thatsache nicht zu erwägen.

Gern hätte ich noch über das harte Schicksal der übrigen hessischen Verurtheilten etwas gesagt und über die Art und Weise des bei ihnen angewandten gerichtlichen Verfahrens. Es ist unrecht, daß die Presse über die bedeutendere Persönlichkeit Jordan's die Leidensgenossen desselben so ganz vergißt. Doch kommen wird die Zeit, wo auch ihr Schicksal, wo auch das Schicksal so mancher Andern, z. B. Behr's, Eisenmann's, an das helle Tageslicht der Öffentlichkeit gezogen werden, und wo die öffentliche Meinung eine große gewaltige Abrechnung mit Inquirenten und Richtern halten wird, und auch ich werde bei keiner Gelegenheit versehlen, mein Scherflein dazu beizutragen.*)

F. von Florencourt.

*) Den dritten und letzten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

Neue Märchen von H. L. Andersen. Aus dem Dänischen von Le Petit. Mit sechs Bildern. Hamburg, Kittler. 1844. 8. 2 Thlr.

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind und die Märchen sind des Wunders Geschwister. Sie ländeln und flattern aus dem Wunderlichen in das Wunderbare und von dem Wahrscheinlichen zum Wahren. Sie kleiden sich in die buntesten Farben, in die verschiedensten Gewänder: an den Polen in das dickste Fell des Eisbären und in die leichteste Hülle der Schneeflocke, am Aquator in die duftenden Blüten der Schlingpflanzen oder in die schillernde Haut der Riesenschlange. Lumpen und Flitterstaat sind ihnen gleich angenehm; sie besuchen die Säle der Reichen und die Hütten der Armen und nehmen oft die sonderbarsten Gestalten vor; doch nie verleugnen sie die Familienähnlichkeit mit dem Wunder, welches ihnen allen liebend und lächelnd verwandt ist. Dessenungeachtet steht das Märchen unter einer gewissen Kritik und Manche wollen ihm Gesetze vorschreiben: man hat auch für das Märchen ein Prokrustesbett. Es soll nur für Kinder und Volk existiren, sich kindlichen Gemüthern anpassen; es soll die Reflexionen vermeiden; keine Tendenzen haben, oder solche wenigstens künstlich verhüllen; alle Absicht soll vermieden werden, und die Phantasie bewußtlos ins Leben hineinträumeln und die Stoffe zusammentragen. Es soll auch im gläubigen Ton erzählt werden, gleichsam als glaube das Märchen selbst an seine eigene Wunder — alles Das verlangt eine gewisse geistreiche Kritikerpartei. Ref. theilt nun diese Ansichten nicht, er billigt es nicht, daß man das Märchen an einen Faden binde wie den Maikäfer, er läßt es willig flattern wohin es mag, und sich auf alle Blütenzweige setzen die es erreichen kann.

Andersen's Märchen indeß müssen dem strengsten Kritiker genügen. Alle Märchenerdichtung sind darin enthalten, Erfindung und Ausführung entspricht den strengsten Märchenansehen und sie sind im allgemeinen Beifall im Vaterland des Dichters sowol als im Auslande; in Kopenhagen werden diese Märchen auf der Bühne in den Zwischenacten vorgelesen zur großen Erbauung der Zuhörer, und in Deutschland sind sie durch verschiedene Übersetzungen ganz einheimisch geworden.

Wie ein unerschöpflicher Quell sprudelt Andersen seine Märchen hervor und lieblich murmelnd durchziehen sie die Welt; das Leben wirft seine Wahrheiten hinein wie bunte Kieselsteine, oder läßt sie darin spiegeln wie die Blumen am Rande eines Baches; der Mondschein bricht seine silbernen Strahlen darin, die Sonne theilt ihre Glut und ihr blendendes Licht mit, und die Sterne scheinen sich darin zu versenken; Himmel und Erde begegnen sich in Andersen's Märchenwelt. Dadurch ist auch die Abwechselung so reich in der zarten Sammlung, und jeder Leser findet ein oder einige Lieblingsmärchen, jedes Märchen einen besondern Liebhaber; daher kommt es, daß der Kritiker nicht zu bestimmen weiß, welches das beste ist, er muß sie alle gut nennen, denn sie alle gefallen, obwol sie sehr verschiedener Art sind. Ref. möchte sie eintheilen in Naturmärchen und in historische, in symbolische und in Traummärchen. Vielleicht ist diese Classification selbst ein Märchen und die Beurtheilung mehr ein Werk der Phantasie als des Verstandes: die Phantasie muß aber auch mit zu Gericht sitzen, wenn so phantastische Produktionen vor den Schranken erscheinen.

Unter die als Naturmärchen bezeichnen gehören vor allen „Das Gänseblümchen", „Die Störche" und „Der Buchweizen". Da sprechen Blumen und Thiere, Alles wird lebendig und bekommt eine Seele. Das Gänseblümchen fühlt eine Neigung zur Lerche und sieht diese im Käfich verschmachten; die Wehmuth des Mitgefühls, das nicht helfen kann, die Ohnmacht der Unbemerkten spricht sich in diesem Blümchen auf rührende Weise aus: es faltet am Abend wie betend seine Blätter zusammen und schlummert ein, und am Morgen streckt es die weißen Blättchen wie sehnsüchtige Arme gen Himmel, gegen Luft und Licht. Dichter und Leser sind in die Blumen

Digitized by Google

weit versetzt und leben im Blumenherzen. Das Märchen von den Störchen ist nur eine echte Kindergeschichte, die schönsten Bilder aus dem Storchleben enthaltend. Der Storch scheint überhaupt Andersen's Lieblingsvogel zu sein; die Poesie des Reisens hat der Dichter auf ihn übergetragen. Auch „Der Buchweizen" gehört in die Rubrik der Naturmärchen; er ist im Fabelstil gehalten; wie bei den Lokontaine'schen Fabeln erwartet man eine Moral am Ende, sie kommt aber nicht, die Poesie bleibt immer die Hauptlenkerin.

Das historische Märchen ist in der Art gehalten wie manche historische Bilder einer alten, längst untergegangenen Schule, wo die drei Könige aus den Morgenlande mit Krone und Scepter zum Bethlehem reisen und der König David selbst im Bette die Krone auf dem Haupte hat. Unter diese Märchen gehört „Der kleine Schweinehirt". Es fängt folgendermaßen an: „Es war einmal ein armer Prinz, er hatte ein Königreich, das allerdings ganz klein, jedoch immer noch groß genug war, um darauf zu heirathen, und heirathen wollte er eben." Der Prinz schickt einer benachbarten Prinzessin einen Rosenstock und eine Nachtigall, um ihre Liebe zu gewinnen; beide Geschenke sind ihr aber zu natürlich, sie verlangt Kunstproducte. Da verkleidet sich der Prinz als Schweinejunge und nimmt Dienste bei dem Kaiser, der Prinzessin Vater. Er verfertigt einen Wanderkessel, welchen, wenn das Wasser kocht, „D du lieber Augustin" spielt. Wenn man den Finger in dessen Dampf hielt, konnte man gleich riechen, welches Gericht in dem Augenblick auf jedem Herd der Stadt gekocht wurde. Dann verfertigte er eine Schnurre, welche beim leisesten Herumschwingen alle die Walzer und Hopser ablieferte, die man seit Erfindung der Welt kannte. Diese Gegenstände will er der Prinzessin gegen Küsse verkaufen; sie fühlt zwar einiges Bedenken und will, daß ihre Hofdamen statt ihrer küssen möchten. Da der Schweinejunge das nicht annimmt, meint sie sich opfern zu müssen für die Kunst, weil sie eine Kaisertochter sei. Die Hofdamen bilden einen Kreis um die Küssenden, um sie zu bergen, doch der neugierige Kaiser zieht die Pantoffeln in die Höhe — das sind niedergetretene Staatsschuhe —, überrascht die Prinzessin während des Küssens und verstößt sie; der Prinz aber straft sie mit Verachtung, weil sie ihn mit seinen edlen Geschenken verschmäht und nur am Gemeinen Geschmack gezeigt hat. Es liegt ein wahrer Schatz von Humor in diesem Märchen.

Unter den symbolischen Märchen verdient „Die junge grüne Ente" hervorgehoben zu werden. Eine alte Ente brütet zufällig ein Schwanenei aus; der junge Schwan ist aber sehr häßlich und wird von allen Enten gehaßt und verachtet; nur die Mutter duldet ihn, obgleich ihre mütterliche Eitelkeit oft durch ihn leidet. Das Entenleben, die Verhältnisse des Hühnerhofs, sind sehr anmuthig dargestellt, sie sind in ihrem thierischen Bewegungen so menschlich gehalten durch die gelungenste Übersetzung der Thierwelt. In dem jungen Schwan, der für einen Entrich gilt, ist das Genie dargestellt, welches unter den gewöhnlichen Menschen immer bekrittelt und nicht verstanden wird; erst nach unzähligen Leiden und unglücklichen Abenteuern, erst nachdem er tausend Gefahren bestanden, die albernsten Rathschläge für sein Betragen, die dümmste Beurtheilung seines Charakters erfahren hat, erst nach einem Leben voll Kummer und Sehnsucht, voll Angst und Verfolgung geräth der arme grüne Entrich nach einem kühnen Flug zu den Schwänen, zu seines Gleichen, die ihn anerkennen und zu würdigen wissen; das Genie ist in seiner Sphäre. Da brauste das prächtige Schwanengefieder des bis dahin schwer verkannten Vogels, der schlanke Hals bog sich nach oben, seiner eigenen königlichen Würde bewußt, und von Herzen jubelte er: „Von einem so großen Glück träumte ich nicht, als ich noch die junge grüne Ente war!"

Unter Traummärchen verstehe ich nun solche, welche ohne Absicht erfonnen, keiner Idee als Hülle bestimmt sind, sondern nur vom Zufall der Phantasie eingegeben scheinen; Wunderliches und Wunderbares ist da aneinander gereiht; bunt wie der herbstliche Wald, ohne Zusammenhang aus allen Welttheilen zusammengetragen. Wo hast du das her? möchte man den Dichter fragen. — Von Gottes Gnade. Wie kamst du darauf? — Das wüßte er selbst nicht wissen. In „Der fliegende Koffer" entzückt die Abendunterhaltung des Küchengeräths, der Eigendünkel der Schmelzhölzchen, die charakteristischen Äußerungen des Wasserrimers und der Teller, des Mörtlerkes, welcher die Neuigkeiten zuträgt, des Theekessels, welcher nicht singt, weil er sich erkältet hat, und der Federpose, welche von der Nachtigall sagt, daß sie auch ein wenig musikalisch sei, obgleich sie keine Noten gelernt habe. Als das Dienstmädchen eintritt, schweigt Alles und jedes Küchengeräth bildet sich ein, daß es nicht viel zur Abendunterhaltung beigetragen haben werde. Im „Sinnselbaten" spielt der Nußknacker die Rolle eines Zauberers; „Die Lucktonn" aber, der deutsche Sandmann, bereitet über gute Kinder des Nachts seinen Regenschirm aus und führt nun die bunten Bilder wirklich kindlicher Traumphantasien heraus; es ist ein wahres Kunstwerk diese Zusammenstellung, ein tiefes Studium des Kinderlebens gehört dazu, und zwar jenes Studium, welches ebenso sehr mit dem Herzen als mit dem Kopf gemacht wird. „Die Glasschen des Glücks" gehören ebenso zu den Traummärchen als zu den symbolischen. Wer diese Glaschen trägt, sieht alle seine Wünsche erfüllt, und wie wenig die Erfüllung der Wünsche den Menschen zum Glück gereicht, geht aus den bunten Abenteuern hervor, die der Autor von verschiedenen Individuen beschreibt und auf anmuthig humoristische Weise ausführt. Die Abenteuer des jungen Cadetten sind die unterhaltendsten. Im Theater wünscht er unter den Andern durch alle Herzen der auf einer Bank sitzenden Zuschauer zu spazieren. Wer einigermaßen die Phantasiethätigkeit beobachtet hat, findet die Art und Weise, wie dieser Wunsch entsteht, ganz natürlich. Die Schilderung der verschiedenen Herzen ist sehr originell und charakteristisch; aus dem muthwilligsten Hohn verfällt der Dichter in die heiligste Stimmung, je nach Beschaffenheit der Herzen, welches die Seele des jungen Cadetten durchreist. Das Märchen von den Galoschen ist vielleicht das einzige in der Sammlung, welches Kindern bisweilen unverständlich und für den denkenden Menschen geschrieben ist, es umhüllt sehr ernste Lebensanschauungen.

Ref. wendet sich nun einem Märchen zu, welches er in keine der vier von ihm selbst aufgestellten Classen zu reihen vermag, er möchte es als ein religiöses Märchen bezeichnen. Es heißt „Der Engel" und ist das erste in der Sammlung.

„Jedesmal, wenn ein gutes Kind stirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde herabgestiegen, nimmt das todte Kindlein auf seine Arme, breitet die großen weißen Flügel aus, fliegt so über alle die Stellen hin, welche dem Kinde besonders theuer waren und pflückt eine ganze Hand voll Blumen, die sie dann hinaufbringen zu Gott, um da noch schöner zu blühen als auf der Erde. Der gute Gott drückt die Blumen alle an sein Herz; der Blume aber, welche ihm die liebste ist, gibt er einen Kuß und alsogleich erhält sie eine tönende Stimme, sodaß sie jubelnd mitsingen kann im großen Chor der Glückseligkeit."

Ein Engel erzählt dieses dem todten Kinde, welches er an seinen Armen dem Himmel zuträgt; Beide sammeln Blumen. In einer engen Gasse sieht der Engel einen zerbrochenen Blumentopf und eine verwelkte Feldblume; er nimmt sie auf; sie hatte während ihrer Blütenzeit einem armen kranken Knaben als einzige Lebensfreude gedient und der Engel selbst war der arme Knabe gewesen, welchen der Tod endlich erlöst hatte. Dothalb wurde auch die welke Feldblume von Gott geküßt, erhielt eine tönende Stimme und sang im Jubelchor mit all den Engeln, welche Gott umschwebten. Die Poesie des Engelglaubens, die der Unsterblichkeit der Blumen finden sich in diesem Märchen auf so fromme Weise vereinigt, daß es einen

Digitized by Google

beinahe heiligen Eindruck hervorbringt und sowol Kinder als Erwachsene mit inniger Gemüthlichkeit anspricht.

Über Andersen's Märchenwelt ist eine unbeschreibliche Anmuth ausgegossen; wie durch einen Zauber wird der Leser selbst mit hineingezogen, er fühlt sich verwandelt, das Alter wird zum Kind und das Kind zum ernstern Gedanken reif. Daher kommt es auch, daß Alt und Jung sie immer wieder mit Freude aufnimmt, und der Titel des Buchs „Neue Märchen" wird auch nach Jahren nicht als unpassend erscheinen, da immer wieder neue Menschen sie mit neuem Entzücken aufnehmen werden. **Amalie Winter.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur altfranzösischen Literatur.

So groß auch der Eifer ist, mit dem man sich seit einiger Zeit auf das Studium der mittelalterlichen Literatur geworfen hat, so bringt doch fast jeder Tag immer noch neue Bereicherungen. Man sollte glauben, das Material wäre nun erschöpft und der Kreis durchlaufen, aber fortwährend werden noch Erzeugnisse mittelalterlicher Dichter zu Tage gefördert, welche bis jetzt der Beachtung der Gelehrten entgangen sind. So hat die königliche Bibliothek zu Paris, deren altfranzösische Schätze von ausgezeichneten Kennern ausgebeutet sind, kürzlich erst wieder ein kostbares Manuscript erworben, welches früher Eigenthum der Familie Quenballe war. Dasselbe enthält eine Sammlung von Rendeaux, welche von verschiedenen Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts herrühren. Darunter befinden sich einige kleine Gedichte von Charles d'Orléans, welche den Herausgebern bis jetzt entgangen waren. Einige rühren von Tanneguy Duchâtel, einem Ahnherren des gegenwärtigen Ministers, und von einem gewissen Monseigneur Jacques her, von dem man glaubt, er sei ein Herzog von Nemours gewesen. Dieses Manuscript, welches, wie man sieht, des Interessanten viel enthält, ist noch ganz wohl erhalten.

Nachlaß des Professors Diez.

Der Tod des Professors Diez in Königsberg, welcher im J. 1836 stattfand, hat eine schöne Arbeit unterbrochen, die dem Namen dieses kenntnißreichen, unermüdlichen jungen Gelehrten einen wohlverdienten Ruhm gesichert hätte. Wir meinen die Herausgabe der griechischen medicinischen Schriftsteller, zu der Diez auf seinen ausgedehnten Reisen in Frankreich, England und Spanien die kostbarsten Materialien gesammelt hatte. Die französische Regierung, welche nach allen Seiten hin wissenschaftliche Unternehmungen unterstützt und fördert, hat nun vor kurzem einem rühmlich bekannten Gelehrten, Dr. Daremberg, Bibliothekar der königlichen Akademie der Medicin, die Mittel gewährt, von diesen Papieren jenes zu früh gestorbenen Forschers behufs einer ähnlichen größern Arbeit über die griechischen Ärzte Einsicht zu nehmen. Indessen ist Daremberg dabei nicht stehen geblieben, sondern er hat auch die übrigen größern deutschen Bibliotheken zu seinen Zwecken durchforscht. Wie es scheint, hat sich die Ausbeute sehr ergiebig bewiesen; wenigstens können wir dies aus dem Rapport schließen, in dem Daremberg von seinen Nachforschungen dem Minister einen kurzen Bericht erstattet. Derselbe befindet sich im „Journal de l'instruction publique" (Bd. 9, Nr. 33) abgedruckt.

Tiroler Ansichten.

Unter den verschiedenen Reisewerken, in denen das Leben irgend eines Theiles unsers großen, weiten Vaterlandes geschildert wird, dürfte keins sein, welches der Vorwurf der Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit weniger träfe als Mercey's „Le Tyrol et le Nord de l'Italie" (2 Bde.). Dessenungeachtet muß man sich nicht vorstellen, als sei das Ganze ein mühsam zusammengebrauter Extract aus andern Büchern und ein unersprießliches Product der Arbeitsstube. Nein, es weht vielmehr durch die ganze Schrift, die in manchen Franzosen bereits das Verlangen nach den schönen Bergen Tirols erregt hat, ein frischer, heiterer Hauch des Lebens. Ansprechende Bilder des Volkstreibens, malerische Ansichten einer wunderbar reichen Natur und Genrestusen der verschiedensten Art werden hier im bunten Wechsel an uns vorübergeführt. Diese Mannichfaltigkeit und die ansprechende Darstellung, welche dem Werk im hohen Grade eigenthümlich ist, haben seiner Schrift gleich bei ihrem ersten Erscheinen eine günstige Aufnahme gesichert, und es ist sehr erklärlich, wie es gekommen ist, daß ihr nach kurzer Zeit bereits die Ehre einer neuen Auflage geworden ist.

Rémusat's neuestes Werk.

Wenn man die inhaltreichen Jahrgänge des „Globe" — wir meinen die Periode, wo dieses ausgezeichnete Journal das Princip des Fortschritts auf dem Gebiete der Literatur vertrat — durchblättert, so begegnet man dem Namen Ch. de Rémusat, der jetzt nur selten noch anders als bei der Erwähnung politischer Verhältnisse genannt wird. Damals in jener Zeit, wo sich die junge romantische Schule mit mächtigem Schwunge hob, stand er unter den Vorkämpfern der neuern Richtung, während er jetzt mehr das friedliche Feld der Literatur mit dem Schlachtfelde der politischen Parteiungen vertauscht hat. Nur in Bezug auf die Behandlung philosophischer Themata, welche auf das Gebiet des praktischen Lebens hinüberspielen — eine Richtung, wie sie von den frühern Moralistes etwa vertreten wird —, war seine elegante Feder zuweilen noch thätig. Jetzt erhalten wir ein neues Werk von ihm, welches geeignet sein dürfte, seine Erinnerung unter den Literaturen einigermaßen wieder aufzufrischen. Wir behalten es uns vor, auf dasselbe später noch zurückzukommen, und begnügen uns vorläufig den Titel hier zu bemerken. Derselbe lautet „Abélard". 17.

Literarische Anzeige.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1846.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Uranie. Novelle von **A. von Sternberg.** — II. Der Schein trügt. Erzählung von **F. Dingelstedt.** — III. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Verfasserin von **Jenny** und **Clementine.** — IV. Die Sängerin. Novelle von **W. Martell.** — V. Strafklinge. Dorfnovelle von **Berthold Auerbach.**

Den frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 285. — 12. October 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.*)

Was für den Reisenden in Europa Schlösser, Museen, Rathhäuser und Kirchen, das sind in Amerika für ihn — die Gefängnisse. Hat er Empfehlungen nach einer Stadt, so lautet die erste Frage: Haben Sie schon unsere Gefängnisse gesehen? Er muß sie sehen, wenn er die Gastfreunde nicht beleidigen will. Die schönen Gefängnisse sind der Stolz einer Stadt. Dies ist keine Notiz aus Raumer's Buche, wir haben sie aus dem Munde eines andern Reisenden; aber auch der Verf. weiht diesem von der neuen Welt mit der Wichtigkeit einer Lebensfrage und mit der Manie für eine Lieblingssache behandelten Gegenstande seine besonders ernste Aufmerksamkeit. Während unsere Vorfahren beim Bau der Gefängnisse mit barbarischem Geiz zu Werke gingen, fangen wir an es mit verschwenderischem Luxus zu thun. Viele Gefängnisse in der neuen Welt gleichen Palästen, ägyptischen Tempeln, alten Ritterburgen. Von Amerika aus ging die Verbesserung des Gefängnißwesens (die erste Veranlassung von daher, die unser Stolz anzumehmen gewürdigt hat), der Eifer für die Sache zeigte sich aber nicht allein in der Erbauung, sondern er ging in einen wissenschaftlichen über. Zwei Systeme streiten sich über den Vorrang: das Philadelphiasystem und das Auburn'sche. Beide, so geringfügig ihre Differenz ist, werden von ihren Gegnern mit Leidenschaftlichkeit und Übertreibungen angefochten; es hat oft den Anschein, als gelte es ein Religionsdogma, um welches man Ströme Blutes vergossen und Scheiterhaufen angezündet hat. Die Vertheidiger des Philadelphiasystems nennen die Schriftsteller, welche gegen das ihre geschrieben, fahrende Buchmacher, bissige Hunde von Philanthropisten, rastlose Denuncianten, verfessene Köpfe, die für Geld sich zu der Meinung bequemt hätten; das Auburnsystem sei eine unmenschliche, die Natur entwürdigende Institution, deren Erfinder nicht Scham und Schande gekannt. Die Anhänger des Auburnsystems lassen es an ähnlichen Gegenanschuldigungen nicht fehlen. Und was ist denn der Unterschied, welcher die Köpfe so erhitzt? Daß nach dem Philadelphiasystem die Gefangenen Tag und Nacht abgesperrt sitzen, nach dem Auburnsystem aber nur während der Nacht und bei Tage durch die äußersten Mittel zum Stillschweigen gezwungen und von jeder Mittheilung mit ihren Mitgefangenen abgehalten werden!

Möchten des Verf. ernste und treffende Anmerkungen und Betrachtungen ebenso ernste Erwägung überall finden, wo es sich um die Verbesserung unserer Gefangenanstalten handelte. Beide Systeme gingen nach ihm von gescheiten und wohlgesinnten Männern aus, aber die Anhänger Beider hätten mehr Grund sich darüber zu freuen, mit ihren Wahrnehmungen sich die Hand zu bieten als sich zu verkehren. Ein und dasselbe System paßt nicht für alle örtliche Verhältnisse und alle Verbrecher, und bei gleichen Grundsätzen kann dieselbe Anstalt durch einen trefflichen oder umsichtigen Director einen ganz andern Charakter annehmen. „Insbesondere sollte man die verschiedenartigsten Verbrecher nicht in derselben Weise behandeln, nicht die abstracte, unwahre Gleichheit vor dem Gesetze bei ungleichen Verhältnissen als letztes Ziel vorstecken; sondern Gesetz, Behandlung und Strafe nach Maßgabe dieser Verhältnisse anders und angemessen gestalten und abstufen." Das ist freilich schon anderwärts den allzu strengen Principmännern entgegengesetzt worden, ein Sieg dieser Ansicht läßt sich aber erst dann für uns erwarten, wenn die Justiz aus dem Papier heraus zur lebendigen Anschauung der That und der Thäter sich emancipirt haben wird. In der löblichen Richtung, die demoralisirende Communication der Sträflinge zu hindern, geht man, nach dem Verf., in Amerika viel zu weit; es scheine doch weniger daran gelegen, ob einige Worte gesprochen werden, als daß man deshalb unzählige Strafen auferlegt; noch weniger möchten die kostspieligen Mittel zu billigen sein, welche man anwendet, um die Fortschwingung des Schalls unmöglich zu machen.

Das strenge Philadelphiasystem könnte in andern Staaten ohne den Ruin wesentlicherer Interessen gar nicht nachgeahmt werden. Welcher Staat in Europa könnte, ohne Versündigung gegen seine Bürger und unschuldigen Armen, Schlösser erbauen, wo jeder Sträfling eine Zelle Parterre mit einem abgesonderten Garten, oder im obern Stockwerk zwei Gemächer zu separater Benutzung erhielte! Aber selbst in Philadelphia hatte man

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 240—243 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

früher den Grundsatz ausgesprochen, daß unbedingte Absperrung nur für einen Theil der Strafzeit und nie über zwei Jahre eintreten sollte; und ebenso wenig ist es erwiesen, ob unbedingte Vereinzelung des Verbrechers dem Zweck der Strafen und der Humanität entspricht. Außerhalb Pennsylvanien sind übrigens in ganz Amerika nur noch zwei Gefängnisse ganz nach dem Einsamkeitssysteme eingerichtet.

Hr. v. Raumer bestreitet auch aus allgemeinen Gründen, daß der Einsame mehr denke als der Gesellige, und wenn, daß er dadurch besser werde.

Man soll in der Welt gar nicht so viel über sich denken; es läuft dies nur zu oft auf ein egoistisches Verhätscheln hinaus und gibt keine größere Kraft und Weisheit, sondern erzeugt ein krankhaftes Wesen, unfruchtbare Grillen, Dummheit oder Wahnsinn. Sonst prügelte man die Verbrecher, um sie zur Erkenntniß und Besserung zu bringen; jetzt sperrt man sie zu dem Zwecke in einsame Zellen. Die Einsamkeit aber ist bei der natürlichen Geselligkeit der Menschen ein aufgezwungener, unnatürlicher Zustand. Sie läßt sich rechtfertigen, sofern das Gemeinwesen nur dadurch kann geschützt werden, nicht aber als ein bewährtes Tugendmittel.

Erst wenn man von schroffen, unbedingten Gegensätzen zur Mannichfaltigkeit der Verhältnisse hinabsteige und dieselben berücksichtige, schließt der Verf. seinen Aufsatz, erst wenn die feindlichen Systeme sich versöhnen und nicht das Verschiedenartigste über den Leisten ihres allein herrschenden Begriffs schlügen, werde das Gefängnißwesen den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit erreichen. Bei der Beschäftigung der Sträflinge sorgt man übrigens dafür, daß ihre Arbeiten den Markt der freien Handwerke so wenig als möglich verderben; dennoch gehen einige nach dem Auburnsystem verwaltete Gefängnisse einen bedeutenden Überschuß.

Was der Verf. über das amerikanische Recht und die Gerichtshöfe sagt, mögen unsere Leser im Buche selbst nachlesen. Es ist nicht die erfreulichste Seite der neuen Welt, da fast die ganze Verworrenheit des englischen Verfahrens und der englischen Gesetze nach Amerika hinübergebürgert ist. Außerdem hat jeder Staat sein eigenes Gesetzbuch, oder doch eine mehr oder minder beglaubigte Sammlung der bei ihm gültigen Gesetze. Über das Lynchgesetz, zu welchem das menschliche Gefühl, das in den Formelwesen vergebens nach einem Ausweg suchte, in gewaltsamer Eruption des Affects griff, hätten wir gern mehr Historisches durch den Verf. erfahren. Hier wie in manchen andern Punkten möchten wir auf den poetischen Correferenten Raumer's (obgleich Keiner von dem Andern wissen dürfte, stimmen sie doch in so vielen wesentlichen Punkten überein) auf den Verf. der transatlantischen Romane (Seatsfelds) verweisen. In seinen mehr als lebendigen, in seinen warmblütig plastischen Skizzen geht er oft aus dem Dichter in den tiefsten Ernst des Historikers über. Die Armuth drückt in Amerika noch nicht mit der bleiernen Last wie in dem alten Europa; noch hat es seine Prairien, seine Wüsten für die Dürftigen, noch vermag es auch dem Nothstand der alten Welt dort weite Strecken zur Cultur nachzuweisen. Ein fleißiger Tagelöhner kann in einem Tage für Weib und Kinder auf drei Tage erwerben, und noch sind die Armsten in Amerika reich gegen die Armen in Irland. Doch ist das Armenwesen, besonders in den östlichen Staaten, gut geordnet; ebenso die zahlreichen milden Anstalten. Die meisten wirklich Armen werden es durch den Trunk; es sind zumeist Irländer, und leider auch — Deutsche.

Den Begriff der europäischen Policei muß man zurücklassen; die freien Bürger sind sich in den meisten Fällen selbst Policei, die in vielen Fällen mit unerbittlicher Strenge geübt wird. Nur über den Missbrauch der Feuerpolicei gab es dauernde Klagen, wie wir auch aus andern Berichterstattern wissen. In einzelnen puritanischen Staaten zeigt sich übrigens noch immer die alte Sittenstrenge der Presbyterianer. Dort werden von Staatswegen der Ehebruch, die Hurerei, unnatürliche Sünden, Verkauf schmutziger Bücher, Gotteslästerung, Fluchen und Trunkenheit gerügt. Dennoch wird in keinem Lande der Welt so wenig von oben herab regiert und so viel der eigenen Anordnung und Entscheidung des Volks überlassen. Auffällig für uns ist dagegen der außerordentlich häufige Wechsel der Beamten, besonders in der städtischen Verwaltung. Man führt dafür an: daß ein seltener Wechsel andere Übelstände mit sich führt, und der Ersatz abgehender Personen aus den geschlossenen Kreisen der Magistrate wie in den germanischen Municipalitäten weniger taugt als ein freies Wahlsystem, was sich durch Wiederholung immer berichtigt; daß bei kurzer Amtsdauer die Verantwortlichkeit strenger, und die Möglichkeit eines Misbraucks geringer ist; daß ferner in Amerika jeder Bürger mit den öffentlichen Angelegenheiten besser vertraut ist, sich also sogleich in das Amt zurecht findet. Man fürchtet mehr den Mangel an Treue und Rechtlichkeit als den an Geschicklichkeit, weil Einer den Andern unterstützen kann; und endlich hat es sich noch immer in der Mehrzahl bewährt, daß die Beamten die kurze Zeit ihres Dienstes dazu benutzt haben, Tüchtiges zu leisten, um ein gutes Andenken zu hinterlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

Was von Seiten der Deutsch-Katholiken bisher zur innern Constituirung ihrer Kirche geschehen, ist, so weit es mir bekannt, äußerst schwach. Es kann nicht genug vor einer äußerlichen, aber sich den Anschein tiefer Innerlichkeit gebenden Beschwätzung der großen Angelegenheit gewarnt werden, wie z. B. in folgender Schrift geschieht:

1. Offenes Sendschreiben an die christkatholischen Gemeinden Deutschlands über Wesen und Erscheinung der neuen Kirche. Von einem Glaubensgenossen. Breslau, Günther. 1845. 8. 3 Ngr.

Der Verf. geht von dem richtigen Gedanken aus, daß die Constituirung der neuen Kirche auf der Basis einer Kritik der Geschichte (der Kirchengeschichte) geschehen müsse, aber er kommt diesem Gedanken selbst nicht nach, sondern ergeht sich statt dessen in Gefundenmenschenverstandsgeschwätz, welches nicht selten in eine moderne Scholastik ausartet, die alle Schwächen der altkatholischen und nichts von deren dialektischer Schärfe hat. So z. B. wenn er die Frage berührt: ob beide Gestal-

Digitized by Google

ten des Abendmahls nothwendig sind, und meint, dies sei nicht der Fall, da schon der physische Widerwille gegen den gemeinschaftlichen Kelch allein ein hinreichender Grund sein könne, ihn sich selbst zu entziehen, wozu nur die Kirche kein Recht habe, oder wenn er von einem Papst mit constitutioneller Verfassung schwatze. Solches Geschwätz ist darum gefährlich, weil es jedem Schwachkopf wie er geht und steht, ohne nach Erleuchtung seines Innern, weder wissenschaftlich noch religiös, gerungen zu haben, herausfodert, sein Urtheil über die Kirche wie über ein Paar Stiefeln, ob sie bequem sind oder nicht, abzugeben, und weil es sich obenein die Miene gibt, alle Bildung des Geistes sich „an den Schuhen abgelaufen zu haben", wenn es nur etwa aus den Vorreden philosophischer Schriften einige Redensarten in zum Unsinn carikirter Weise wiedergeben weiß. So sagt der Verf.: „Erst unsere Zeit erlebte mit dem Hegelschen Pantheismus den Triumph des Glaubens, daß Alles, was in ihm wahrhaft christlich, auch wahrhaft philosophisch, nämlich von der spekulativen Vernunft anerkannt sei." Verstände der Verf. die Hegel'sche Philosophie, so würde er sie nicht Pantheismus nennen, und verstände er, was Pantheismus sei, so würde er das Christenthum nicht von einer pantheistischen Philosophie approbirt sein lassen.

In dem

2. Sendschreiben an den Priester Cyerski, betreffend das Glaubensbekenntniß von Schneidemühl. Danzig. Homann. 1845. 8. 1½ Ngr.

wird eine einzelne Frage aus der Dogmatik besprochen, nämlich die über die „Ewigkeit der Höllenstrafen". Es ist gewiß in der Ordnung, auf solche einzelne Fragen die Aufmerksamkeit zu lenken und eine Lösung derselben auf Grund des Princips der neuen Kirche zu verlangen. Aber man muß über dieses Princip erst ein bestimmteres Bewußtsein erlangt haben, ehe dieselben außer dem Zusammenhange genügend beantwortet werden können. Die Lehre vom Bösen bedarf am dringensten einer Reform; eine solche ist aber auch am gründlichsten vorbereitet. Das Böse und der Böse als solcher ist das an und durch sich selbst Vernichtete, was die Vorstellung der ewigen Höllenstrafe andeutet; aber ebenso gewiß ist es, daß kein Keim der Ewigkeit verloren gehen, kein Funk göttlichen Lichtes kann. Dieser Widerspruch findet seine Lösung in dem wahren Begriffe der Ewigkeit, welcher, wie der Verf. richtig bemerkt, nicht durch die Vorstellung einer ins Unendliche fortlaufenden Linie, aber ebenso wenig durch die vom Verf. aufgestellte Vorstellung eines unendlichen lebensprozesses genügend bezeichnet wird. So lange der Einzelgeist noch Bildungsstufen, wie der Verf. will, durchzumachen hat, um zu sich selbst zu gelangen, ist er noch nicht in der Ewigkeit nach der Endlichkeit, sondern jedes Moment der Verklärung aus der Lüge der Endlichkeit zur Wahrheit seiner selbst ist Erhebung aus Zeit in Ewigkeit. Das Christenthum bringt den Menschen nicht blos auf den Weg zum Geiste, sondern es setzt ihn als Das, was er ist, als Geist.

Folgende kleine Schrift gibt Kunde von einer neuen deutsch-katholischen Gemeinde.

3. Die erste deutsch-katholische Gemeinde zu Danzig. Von H. Bartholdi. Danzig, Homann. 1845. 8. 3 Ngr.

Bartholdi sagt: „Während Luther der Träger seiner Zeit war und die Reformation machte, hat J. Ronge nur den Anstoß zu einer Reformation gegeben, die sich selbst trägt. Ronge hat nicht wie Luther die Revolution gemacht, er erhält und erweitert sie nicht durch die Gewalt seiner Persönlichkeit; der Katholicismus von 1845 reformirt sich selbst." Dieser Satz enthält manches Wahre neben einem historischen Irrthume. Luther hat nicht die Reformation gemacht, aber er hat die weit durch die ganze gebildete Christenheit verbreiteten reformatorischen Bestrebungen in seinem klugen und starken Geiste concentrirt und dieser ist so zum weiterleuchtenden Brennpunkte geworden. Dies ist bei Ronge nicht der Fall, wenigstens noch nicht. Dieser concentrirt die Ideen der Bildung seiner Zeit nicht, von ihm geht kein neues Licht aus; er ist der Eckstein, an den sich der sich aufs neue in die Welt herauswagende Triumphwagen der Hierarchie gestoßen. Der Katholicismus kann sich auch nicht reformiren ohne große Persönlichkeiten; bis jetzt hat man nur protestirt und das Bedürfniß nach Reform ausgesprochen.

Es ist von Interesse, die Wege kennen zu lernen, auf welchen Menschen der Gegenwart in die deutsch-katholische Bewegung hineingerissen werden, namentlich Priester und solche, welche in der Welt nichts mehr zu gewinnen, sondern nur noch zu verlieren haben. Ehrlich, offen, bis in alle Details genau wird uns eine solche Geschichte in Folgendem mitgetheilt:

4. Pfarrer Licht und seine Trennung von der römischen Kirche. Eine Charakteristik seiner Grundsätze, dargelegt von ihm selbst in einer Correspondenz mit der bischöflichen Behörde in Trier, seinen Anverwandten daselbst, dem Gemeinde-Vorstand in Leiwen sowie in Zuschriften von dem verstorbenen Bischofe v. Hommer und andern Personen; nebst einem Gesuche an den Herrn Cultus-Minister Eichhorn u. s. f. Frankfurt a. M., Körner. 1845. 8. 10 Ngr.

Das Allgemeine dieser Geschichte ist schon aus den Zeitungen bekannt, aber die hier mitgetheilten Einzelheiten haben ein große psychologisches Interesse. Pfarrer Licht ist kein eben sehr tief gebildeter Gelehrter, kein neuerungssüchtiger, auch kein jugendlich begeisterter, noch Märtyrerthum begehrender Mann; aber er ist ein würdiger Greis, dem es daran liegt, wahr gegen sich und die Welt zu sein, und der sich lieber entsetzlichen Schmach vor der Welt auf sich zu nehmen als geheime Selbstverachtung. An solchen Personen verliert die römische Kirche am meisten, sie sind hinreißende Beispiele des Abfalls.

Auch ihre Dichter hat die deutsch-katholische Kirche schon gefunden:

5. Lieder meiner Kirche. Von Ida v. Düringsfeld. Breslau, Kern. 1845. Kl. 8. 2½ Ngr.

Die Dichterin ist als talentvolle Romanschriftstellerin schon bekannt. In den vorliegenden sechs Gedichten sprechen sich eben keine „weltbewegenden Gedanken" aus, vielmehr eine flüchtige Gedankenflüssigkeit, z. B.:

Es soll nicht länger ein Himmel
Noch eine Hölle sein —
Nichts als die irdische Liebe
In unserm Leben allein.

Eine Religion, die keinen Himmel wollte, wäre keine Religion, am wenigsten eine christliche; diese will den Himmel, den Himmel der Liebe, den Himmel auf Erden!

Nicht nur in der katholischen Kirche, sondern auch in der protestantischen haben sich reformatorische Bestrebungen in den Zusammenkünften der sogenannten protestantischen Freunde kund gethan und sind mit lautem Beifall aufgenommen worden. Der Besprechung derselben will ich folgende, meist von Führern der reformatorischen Partei ausgegangene Schriften zu Grunde legen:

6. Die protestantischen Freunde. Sendschreiben an die Christen des deutschen Volkes vom Pastor Uhlich in Pömmelte. Dessau, Fritsche. 1845. 8. 2½ Ngr.
7. Uhlich's Anspruche an die protestantischen Freunde auf der Asse im Lande Braunschweig am 20. August 1845. Wolfenbüttel, Holle. 1845. 8. 2½ Ngr.
8. Das Büchlein vom Reiche Gottes. Allen freien Christen gewidmet von Uhlich. Zweite durchgesehene Auflage. Magdeburg, Creutz. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.
9. Der rechte Standpunkt in Sachen der protestantischen Freunde. Von K. B. König. Vierte und fünfte Fortsetzung. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. à 5 Ngr.
10. Herr Hengstenberg Anno 8. Von K. B. König. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1845. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

11. Thesen in der protestantischen Kirche des 19. Jahrhunderts angeschlagen, oder Gedankenspäne auf der Wanderung durch das Gebiet der Wissenschaft gesammelt und allen Freunden des Lichts und Rechts in Miscellen aus dem schriftlichen Nachlasse eines verstorbenen protestantischen Geistlichen dargeboten von E. L. Hagen. Erstes Bändchen. Jena, Luden. 1845. 8. 24 Ngr.
12. Nicht Rückschritt, sondern Fortschritt; nicht Zwiespalt, sondern Einigung. Synodalrede bei der allgemeinen Versammlung der anhalt-dessauischen Pastoralgesellschaft am 9. Juli 1845 gehalten von C. Schlesier. Dessau, Fritsche. 1845. 8. 4 Ngr.
13. Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pfarrer Wislicenus. Halle, Schwetschke und Sohn. 1845. 8. 12½ Ngr.
14. Erste Mittheilung der protestantischen Freunde in Breslau. Den Freunden zur Beherzigung, den Gegnern zur Prüfung. Breslau, Leuckart. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
15. Die protestantischen Freunde und ihre erste Hauptversammlung in Breslau vertheidigt gegen den Hrn. Diaconus Baron in Löwen. Ein offenes Sendschreiben ꝛc. verfaßt von C. W. A. Krause. Breslau, Leuckart. 1845. 8. 3 Ngr.

Ich betrachte diese Schriften zunächst äußerlich nach ihrem Inhalt, um später über die Richtung, welche sich in ihnen allen ausspricht, meine Überzeugung auszusprechen.

Die erste dieser Schriften (Nr. 6) gibt eine allgemeine Darstellung und Rechtfertigung des Strebens der protestantischen Freunde von dem eigentlichen Stifter derselben: „Die protestantischen Freunde wehren Allem, was die freie Entwickelung des Christenthums hemmen will; sie wirken darauf hin, daß das Christenthum in unserer Zeit die rechte Fassung erhalte; sie wollen in der christlichen Kirche Frieden stiften; sie bauen an einem Reiche Gottes auf Erden."

Nr. 7 ist eine der Gelegenheitsreden Uhlich's, in welcher derselbe ausdrücklich die positive Richtung, „das Bauen am Reiche Gottes" der protestantischen Freunde hervorhebt. Hier heißt es: „Besser ist es geworden durch das Christenthum, aber das Reich Gottes ist noch fern!" Die Idee der protestantischen Freunde ist also die unendlich ferne, nimmer erreichbare Idee, gegen welche sich alles menschliche Thun und als solches auch das Christenthum nur als niemals sein Ziel erreichendes Streben verhält. Es wird dann weiter das Thun und Treiben der protestantischen Freunde, nach den später zu beurtheilenden Grundsätzen derselben gerechtfertigt und zuletzt die Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Kirchenverfassung hervorgehoben.

Nr. 8 ist eine Zusammenstellung von religiösen Reflectionen und Bibelsprüchen, durch welche der „Inhalt der christlichen Vernunft und des vernünftigen Christenthums" ausgedrückt sein soll. Es wird zum Unterrichte der Jugend (als Katechismus) empfohlen.

Nr. 9 erscheint als eine Zeitschrift in ungezwungenen Heften. Den Inhalt bilden Aufsätze über die rationalistische Auffassung des Christenthums, Polemik gegen die „Finsterlinge", Notizen aus dem kirchlich-religiösen Leben der Gegenwart und der protestantischen und römisch-katholischen Kirche.

Nr. 10 charakterisirt das Treiben der „Evangelischen Kirchenzeitung" und namentlich ihres Herausgebers. Zur Einleitung werden über dessen Persönlichkeit eine Menge gehässiger Insinuationen vorgebracht, welche bei dem besonnenern Theile des Publicums die Wirksamkeit des Buchs nur beeinträchtigen können. Dann aber wird gezeigt, was in dem ersten Drittel dieses Jahres von der „Evangelischen Kirchenzeitung" verfolgt und was begünstigt worden ist, um „die immer größer werdende Zudringlichkeit, mit welcher sich dieses Blatt der Regierung an die Seite stellt, sowie ihren immer deutlicher hervortretenden Einfluß auf unsere kirchlichen Zustände offen zu bekämpfen", und „zur Abwehr unerhörter, oft wahrhaft pöbelhafter Angriffe, deren Ziel der Verf. mit seinen Freunden seit Jahr und Tag gewesen ist."

Nr. 11 enthält eine Reihe wol großentheils schon früher publicirter Aufsätze vom rationalistischen Standpunkte, der sich jedoch noch nicht so kühn geltend macht wie dies in neuester Zeit geschehen. Über die verschiedensten kirchlich-religiösen Interessen wird in wortreichen aber gedankenarmen kleinen Abhandlungen mit jener klügelnden Besserwisserei gesprochen, welche überall reformirt ohne wirklich etwas zu Stande bringen zu können. So z. B. sagt der Verf.: „Ein christlicher Katechismus darf weder ein apostolischer, noch ein Lutherischer, weder ein Paulinischer, noch ein Johanneischer ausschließlich sein, sondern er muß sein was er soll, ein christlicher." Das ist sehr weise bemerkt, nur daß leider jeder apostolische und jeder Lutherische Katechismus auch eben nichts Anderes sein will als ein wahrhaft christlicher. So macht sich der Verf. stets die schönsten Schwierigkeiten, dreht sich eine Weile herum und steht zuletzt immer wieder auf der alten Stelle, nur daß er zum Schluß seinen Schwierigkeiten den Rücken zuwendet, denen er anfangs das Gesicht zugekehrt hatte. Von eigentlichen Thesen, Sätzen, über welche sich streiten ließe, ist in dem ganzen Buche nicht die Rede. Es ist ein Geschwätz, was man etwa noch zehnmal beschwätzen kann.

Nr. 12 ist eine der gehaltvollsten der vorliegenden Schriften, indem in ihr rein das Princip des Rationalismus, welches das aller denkenden Menschen ist, vertheidigt wird. Der Redner beruft sich wiederholt auf Luther: „In einem christlichen Volke soll und kann kein Zwang sein, und wenn man die Gewissen mit äußerlichen Gesetzen anführt zu binden, so geht bald der Glaube und das christliche Wesen unter." Noch treffender auf eine wichtige Frage der Gegenwart ist folgendes Wort Luther's zu dem apostelischen Spruche: „Prüfet Alles und das Beste behaltet": „Siehe, hier will der Apostel keine Lehre noch Satz gehalten haben, es werde denn von der Gemeinde, die es hört, geprüft und für gut erkannt. Denn dies Prüfen geht ja nicht die Lehrer an, sondern die Lehrer müssen zuvor sagen, was man prüfen soll. Also ist auch hier das Urtheil den Lehrern genommen und den Schülern gegeben unter den Christen, daß es unter den Christen ein ganz ander Ding ist, denn mit der Welt. In der Welt gebieten die Herren was sie wollen, und die Unterthanen nehmen's auf. Aber unter euch, spricht Christus, soll's nicht also sein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Neue englische Romane.

Unter den in England neuerlich erschienenen Romanen sind zu erwähnen: „The whiteboy; a story of Ireland in 1822", von der als irische Patrietin bekannten Mrs. Hall, deren Dichtungen immer den Zweck haben, die Theilnahme für ihr unglückliches Vaterland zu steigern. „The prime minister; an historical romance by William H. G. Kingston." Der Held des Werks ist der große Staatsmann Portugals, Pombal, der einer der Ersten den despotisme éclairé gegen das Jesuitenthum und den Aberglauben zur Geltung brachte. Das Erdbeben in Lissabon spielt im Roman eine große Rolle, der reich ist an herrlichen Schilderungen, tief angelegten Verschlingungen und scharfen Charakterzeichnungen. „Whitehall: or the days of Charles I. An historical romance." Mit großem Talent, aber wenig ästhetischem Sinne geschrieben. Der geschichtliche Boden, auf dem die Erzählung sich bewegt, wie die historischen Personen (darunter außer Karl I. Oliver Cromwell, George Fox, Milton ꝛc.), die darin auftreten, werden diesem Roman den großen Leserkreis sichern, der die Geschichte sich gern im Gewande der Dichtung und mit den Effectmitteln derselben verführen läßt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 286. — 13. October 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Daß die Policei sich bei gewissen Aufständen nicht stark genug gezeigt hat, ist leider gewiß, und der Verf. geht die Geschichte der berühmtesten dieser Aufstände durch. Es waren aber zumeist solche, wo die untern executirenden Behörden aller Staaten nicht ausgereicht hätten, wo die Wurzel der Empörung in der Parteiung des Volks selbst, oder in solchen gespaltenen Elementen lag, welche auch in monarchischen Staaten furchtbare Risse, wo nicht gar Trennungen herbeigeführt hätten. Abgesehen von der großen französischen Revolution und ihren Folgen, die Europa eine andere Gestalt gaben, hatte es die Wirkungen der pariser Julirevolution zu verschmerzen. Mit allen diesen Ereignissen sind die Vorfälle in den Vereinigten Staaten nicht zu vergleichen. Es gab keine Revolution seit 70 Jahren, keine Verfassung wurde gewaltsam umgestürzt und nicht einmal wiederholte sich die Trennung von Holland und Belgien in der Trennung der südlichen Agricultur- und Negerstaaten von den nördlichen Fabrik- und Tarifstaaten. Vernunft und gesunder Sinn kamen von beiden Seiten sich zur rechten Zeit entgegen. Statt aller dieser europäischen Umwälzungen und blutigen Katastrophen, wo keine Policei, und selbst die Macht der Bayonnete und Kanonen nicht ausreichte gegen die Parteienwuth und die Erbitterung der öffentlichen Meinung, gab es in Nordamerika nur einige Antiabolitionistenexcesse, ein Zähneweisen bei der Nullificationserklärung Südcarolinas, die Ermordung des Propheten der Mormonen, ein trauriger Ereß, dessen Folgen noch jetzt spuken, und außer einigen particularen Aufständen den höchst bedauerlichen Aufruhr in Philadelphia im vorigen Jahre, den Hr. v. Raumer selbst dort erlebte, aber wenigstens aus der Ferne Zeuge davon war.

Dieser Aufruhr wird uns hier in seiner ganzen Scheußlichkeit vorgeführt. Scheußlich nicht allein der furchtbaren Excesse wegen, als weil die Parteien dabei ein nichtswürdiges Spiel trieben, weil, wie der Verf. sich wohl darüber unterrichtet zu haben glaubt, er nicht ein Erzeugniß augenblicklich hervorbrechender wilder Leidenschaft gewesen, sondern Folge einer Erschlaffung der sittlichen Grundsätze und Bande, hervorgerufen durch das schlechte Beispiel der Regierung, durch ihre Vorliebe für die liederliche und betrügerische Bankwirthschaft sowie durch Leichtsinn und Willkür mancherlei Art, und noch scheußlicher, weil während drei Tage lang Plünderung, Mord und Brand unbewältigt herrschten, und Häuser, Kirchen und das Leben und Eigenthum der Katholiken der Verwüstung ausgesetzt waren, die vornehme Welt, Herren und Damen, geputzt und wohlgemuth in den nicht inficirten Straßen spazieren gingen und den Greueln von fern als einem interessanten Schauspiele zusahen, welches Niemanden betraf als die ohnedies mißliebigen Irländer. Eine schlechte Parteilosigkeit, ruft der Verf., welche Solon mit Recht verwarf; eine grauenvolle Gemüthlosigkeit in einem Augenblicke, wo das Wohl und Wehe so vieler Mitbürger auf dem Spiele stand! Die gesammte Presse trat mit Entschiedenheit und 'gleichzeitig für Recht und Ordnung auf, und eine Wiederholung des Aufstandes ward hintertrieben. Die Geschworenen verurtheilten die zur Untersuchung Gezogenen und sprachen den schuldlos Leidenden ihr Recht auf Entschädigung zu. Im Allgemeinen gingen die amerikanischen Unruhen fast nirgend aus der Demokratie, sondern weit öfter aus Fanatismus und aus unvollkommenen Einrichtungen hervor, welche mehr den Vornehmern und Gebildeten als den Massen zur Last fallen. „Prophylaktische" Gesetze gegen Aufstände sind in freien Staaten schwer zu geben. Und haben sie, fragt der Verf., in absoluten Staaten sich bewährt, von Neapel bis Rußland und der Türkei? Das Hepp-Heppgeschrei gegen die Juden, die Choleraemeuten, die Bierstumulte in München, die Weberaufstände in Schlesien, die Fabrikantenunruhen in Böhmen geben darauf eine sehr bestimmte Antwort. Der Widerstand gegen die gesetzliche Behörde gehört in Amerika zu den seltenen Ausnahmen. Ein Constable allein darf sich in die wüthendste Schlägerei wagen, und verhaftet ein halbes Dutzend ergrimmter Menschen, die vorhin nur mit Mühe abgehalten worden, sich bis aufs Blut anzugreifen. Sie Alle sind freie Männer, Wähler, sie haben auch bei diesem Constable das Wahlrecht ausgeübt. Sie müssen den Mann ihrer Wahl respectiren;

Digitized by Google

leisteten sie ihm Widerstand, widerständen sie ja ihrer eigenen Souverainetät.

Ein für die Mehrzahl der deutschen Leser gewiß sehr lehrreicher Abschnitt ist den Parteien in Amerika gewidmet. Wir lesen von Demokraten (oder Locofocos) und Whigs, und es wird uns schwer, ihre Bedeutung und Unterscheidung zu finden. Auch dem Reisenden, der mitten in das Parteigetriebe hineinkommt, wird es schwer. Es paßt nichts von unsern, von englischen Vorstellungen hinein. Alle Parteien in den Vereinigten Staaten sind jetzt und wollen nur Demokraten sein. Beide, Whigs und Locofocos, erkennen Jefferson jetzt als ihren Lehrer und Meister, keiner beruft sich auf Hamilton, das Haupt der ehemaligen Föderalisten, nur in der Auslegung der Meinungen Jefferson's sind sie getheilt. Der Verf. stellt einige der Hauptverschiedenheiten beider Parteien in kurzen Zügen dar. Die Whigs sind für Erweiterung der Rechte des Congresses, also für eine größere Centralisationsmacht; die Demokraten protestiren dagegen und fodern strenge Auslegung der Verfassungsurkunde. Die Whigs möchten das Votorecht des Präsidenten beschränken, die Demokraten verlangen es unverkürzt; die Freiheit einer Wiederwahl desselben soll aufrecht erhalten werden. Die Whigs wollen die Rechte der Einwanderer beschränken, wenigstens nicht den in Amerika geborenen Kinder derselben das volle Bürgerrecht ertheilen; die Demokraten widersprechen diesen Beschränkungen. Jene wollen zum Theil eine große, mächtige Bank wiederhergestellt. Die Demokraten sind ebenso entschieden dagegen als gegen die von den Whigs vorgeschlagene Vertheilung der Einnahmen vom Verkaufe der Staatsländereien an die einzelnen Staaten. Endlich waren die Demokraten für die Vereinigung mit Texas, und sind für möglichst freien Handel und gegen hohe Schutzzölle. Die Sklavenfrage darf hier nicht zur Sprache kommen. Hr. v. Raumer ist der Meinung, daß, wenn Jefferson noch lebte, derselbe schwerlich auf die Seite der Whigs, sondern auf die der Demokraten, wenigstens in den meisten Punkten treten würde. In den Hauptlebensfragen, in der Wahl der Präsidenten haben in letzter Zeit die Demokraten gesiegt. Thörichterweise schreibt man von Seiten der Whigs dieses Resultat der Abstimmung der Einwanderer, namentlich der Deutschen zu, und argumentirt daher im Parteiinteresse, daß die Rechte der künftigen Einwanderer möglichst zu beschränken seien. Es ist natürlich, ruft Hr. v. Raumer, daß die einwandernden Deutschen nicht für Papiergeld und hohe Schutzzölle in Begeisterung gerathen können. Unsere sogenannten Anhänger des Historischen, welche für Alles, was auswärts einen antidemokratischen Namen im Schilde trägt, sich interessiren zu müssen glauben, können nicht mehr irren, als wenn sie aus ihrer Unkenntniß moderner Verhältnisse für die amerikanischen Whigs Partei nehmen, weil ihre Gegner sich Demokraten nennen! Übrigens ist es für Amerika unwahr, wie für Europa, wenn es heißt: daß die Persönlichkeit alle Bedeutung verloren habe. „Auch dort leiten, trotz der Macht des Volks, nur wenige ausgezeichnete Männer, und es ist sehr erfreulich zu sehen, wie das Volk Selbstachtung der eigenen Stellung mit der Begeisterung für Hochbegabte zu vereinigen weiß.“ Gewisse Namen, gewisse Männer kommen immer wieder und tauchen immer wieder aus den Strudeln der Volksströmung auf. In allen wesentlichen Fragen stehen die amerikanischen Parteien sich doch näher als die nach den sich schroff widersprechenden Richtungen hinsteuernden europäischen, und mit Recht ruft der Verf., wie es dann bei uns aussehen würde, wenn gar noch alle innern Fragen mit Königswahlen in Verbindung träten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Nr. 13 enthält zwei interessante Actenstücke: die Erklärung der Gemeindeglieder der halleschen Vorstadt Neumark in Beziehung auf ihr Verhältniß zu ihrem Pfarrer Wislicenus an das Oberpräsidium der Provinz Sachsen, und die Petition der Stadtverordneten von Halle an den Oberpräsidenten der Provinz Sachsen. Die Gemeindeglieder sprechen ihre Übereinstimmung mit den von Wislicenus in seiner bekannten Schrift: „Ob Geist? ob Schrift?“ ausgesprochenen Ansichten aus und geben ihm das ehrenvolle sittliche Zeugniß, daß er ein Muster seiner Gemeinde sei, ein Muster der Redlichkeit, des Biedersinns und der Wohlthätigkeit, der Liebe und der Wahrheit.

Nr. 14. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher über das Zustandekommen einer Vereinigung protestantischer Freunde in Breslau berichtet wird, folgt die bei der ersten Versammlung derselben vom Senior Krause gehaltene Rede. Der Redner geht sehr willkürlich mit der Geschichte der Kirche um. Er hebt nur die Schattenseiten derselben hervor. Das Streben nach Ausbildung einer bestimmten Kirchenlehre ist ihm nur ein Streben des klügelnden Verstandes, das Christenthum zu seinem Vortheil und zum Nachtheil der Menschheit auszubeuten. Er begreift nicht, daß es eine erhabene Aufgabe der Menschheit ist, sich ein bestimmtes Bewußtsein über seine religiöse Erkenntniß zu verschaffen und daß die verschiedenen Kirchenlehren Versuche sind, diese Aufgabe zu erfüllen. Er vermag nicht den Geist Gottes in seiner Kirche zu erkennen; daher scheint ihm die Menschheit immer wieder nach wenigen Lichtblicken, wie das Auftreten Jesus' und das Luther's, in dieselbe Geistesnacht zu versinken. Besonders dem Protestantismus thut er unrecht, wenn er ihm nachsagt, daß in ihm nur „der Glaubenszwang eines Menschen gegen den menschlicher Satzungen vertauscht worden sei“. Es ist solches zuweilen, und so auch jetzt von einzelnen Männern, die aber ohne alle Berechtigung und Anerkennung dastehen, versucht worden, aber im Ganzen kann man der protestantischen Kirche nur den Vorwurf machen, daß es ihr bei ihrer unvollkommenen Verfassung an den Organen zur Fortsetzung der Reformation in allgemeingültiger Weise fehle, nicht aber den, daß sie den Geist unter Menschensatzungen zu binden versucht habe. Die Geschichte der protestantischen Theologie strafft diese Lästerung Lügen. Zum Schluß wird die Richtung der protestantischen Freunde gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen in Schutz genommen.

Nr. 15 enthält eine Rechtfertigung des Senior Krause wegen seiner Anschließung an die protestantischen Freunde. Sie ist großentheils ganz subjectiv gehalten und kann insoweit nur Diejenigen interessiren, welche mit dem Verf. in persönlichen Beziehungen stehen. Oft läuft diese Rechtfertigung auf eine bloße Entschuldigung hinaus, durch welche sich der Verf. mehr schaden als nutzen wird. Ist die Sache der protestantischen

Digitized by Google

Freunde eine durchaus gerechte, so hat Niemand nöthig, für seine Person den Anschluß an dieselbe zu rechtfertigen, oder zu entschuldigen. Sehr schwach ist der Grund, welchen der Verf. für die öffentlichen Versammlungen der protestantischen Freunde anführt: „daß dort Alle zusammenkommen könnten, welche das Bedürfniß nach einem Verkehr mit dem Geistlichen fühlten, ohne zu fürchten, seine Zeit ihm zu rauben, ihm beschwerlich zu fallen und ohne sich in anderer Art beengt zu fühlen." Diese öffentlichen Versammlungen sind sicher das schlechteste Surrogat für die verloren gegangene Seelsorge; die Ostentation der Öffentlichkeit macht jede ehrliche Herzensergießung, Mittheilung von Gewissensscrupeln unmöglich. Zwischen den Zeilen des Herrn Senior steht, da das Volk nicht mehr in die Kirchen komme und nicht mehr nach Seelsorge verlange, diese auch für die Pastoren sehr unbequem sei, so müsse man es da aufsuchen, wo es zusammenkomme, müsse außerkirchliche Zusammenkünfte anordnen, um es für die Interessen der Kirche, d. h. der rationalistischen Pastoren zu gewinnen. Indeß spricht Krause doch manchen wahren Gedanken zeitgemäß aus, z. B. die Überzeugung, daß das Wahre und Göttliche nie vergehen könne, daß das Unwahre und Menschliche, wenn es den Verfall droht, vergeblich durch äußerliche Kraft gestützt werde. Er ist mäßiger als viele seiner protestantischen Freunde. Während diese dem Geistlichen nur eine Stelle im Volke anweisen, ja wol gar verlangen, daß derselbe erst vom Volke lernen solle, was demselben gemäß und also das allein als Religion Anzuerkennende sei, verlangt Krause, daß der Geistliche wissenschaftlich über seiner Gemeinde auch in den Zusammenkünften der protestantischen Freunde stehen und diese leiten, belehren, „mit dem Grunde, auf dem wir geistig ruhen, in stetem Zusammenhange erhalten soll". Im Übrigen enthält die Schrift die Berichtigung eines Berichts über eine Zusammenkunft der protestantischen Freunde in Breslau am 30. Juli, bei welcher Uhlich zugegen war. Sie ist ein Muster mäßiger, anständiger Controverse.

Doch betrachten wir jetzt auf Grund der vorliegenden Schriften die protestantischen Freunde nach ihrer Entstehung, ihrer Bedeutung, ihrem Einfluß auf Gegenwart und Zukunft der christlichen Kirche!

Uhlich erzählt (in Nr. 6), wie die protestantischen Freunde entstanden sind. Im Frühling 1841 sprach ein Landprediger Uhlich in Pömmelte bei Schönebeck im preußischen Herzogthum Sachsen zu einigen Amtsbrüdern: «Laßt uns zuweilen zusammenkommen. Immer offenbarer tritt das Streben einer gewissen Partei hervor, welche die christliche Einsicht unserer Zeit durch die Satzungen der Vergangenheit binden will. Jeder von uns kann in den Fall kommen, daß ihm diese Partei in den Weg tritt; da ist es aber sehr wünschenswerth, einen Kreis von gleichgesinnten Freunden zu wissen, bei welchen man sich Raths erholen kann. Dabei können wir uns über die rechte Fassung des vernunftgemäßen Christenthums verständigen; denn das ist nicht in solch ein fertiges Lehrgebäude zusammengestellt wie die Satzungen der alten Zeit.» Man sieht, die Vereinigung kam ursprünglich aus der äußerlichen Rücksicht auf persönliche Sicherstellung zusammen und erst das zweite, secundaire Interesse war das reformatorische. Dieses gelegentliche Reformiren ist auch bei der weitern Ausbreitung der protestantischen Freunde der Charakter ihrer Versammlungen geblieben. Uhlich besucht einen Freund in Eisleben und hält bei dieser Gelegenheit einige öffentliche Vorträge; Leute aus allen Ständen kommen in Gasthöfen, öffentlichen Gärten zusammen und besprechen sich bei dieser Gelegenheit über religiös-kirchliche Angelegenheiten. Man kommt und geht; Niemand ist verpflichtet für die Sache; Jeder kann reden, Jeder antworten. Der Zweck ist, durch diese Besprechungen diejenige Form des Christenthums zu gewinnen, welche den verständigen Menschen dieser Zeit eben gemäß und genehm ist. Da nun die beiweitem große Mehrzahl der Menschen weder tiefsinnig, noch geistreich, sondern in jener Durchschnittsbildung befangen ist, welche man als den „gesunden Menschenverstand" jeder Zeit bezeichnet, so kann die hier Geltung, allgemeine Anerkennung findende Auffassung des Christenthums auch weder tiefsinnig, noch geistreich, sondern nur die dem gesunden Menschenverstande gemäße sein. Die Führer der Versammlungen berufen sich daher auch ausdrücklich bei allen ihren Deductionen auf den gesunden Menschenverstand. Uhlich preist sich und seine Freunde glücklich (in einem Briefe, welcher von König im fünften Hefte von „Der rechte Standpunkt" mitgetheilt wird), daß ihnen etwas in die Hände gefallen, woran sie früher nicht gedacht: die freie Vereinigung, in der sie stehen. Diese großen Vereine haben sich von selbst gemacht ohne Band, ohne Zwang, sie sind unwillkürliche Manifestationen des gesunden Menschenverstandes dieser Tage.

Uhlich und König kommen in ihren Schriften wiederholt darauf zurück, daß das Christenthum nicht eine Offenbarung für die Geistigreichen, sondern für die Geistigarmen sei, daß es zu seiner Auffassung und Erkenntniß nicht eine tiefere Bildung verlange, sondern daß es vielmehr für die Ungebildeten gegeben sei. Sie meinen ferner, daß in diesen Tagen die protestantische Kirche zur Wahrheit werde, nach welcher wir ein priesterliches Volk sein sollen, nach welcher also nicht ein Priesterstand zur geistigen Bevormundung des Volks als Bewahrer eines göttlichen, dem Volke nicht zugänglichen Mysteriums sei, sondern Jedem in der Gemeinde dasselbe Stimmrecht über Religions- und Kirchenangelegenheiten zustehe. Hierdurch soll denn der gesunde Menschenverstand in seiner Berechtigung, die Kirche zu reformiren, von der Kirchenlehre nur das ihm Gemäße anzunehmen, gerechtfertigt sein. Uhlich sagt (in Nr. 7): „Was den Kindlein sein soll und ein den Armen gepredigtes Evangelium, das muß wol so schlicht sein, daß es auch der Ungelehrte auf eigene Hand durchdenken kann." Es ist nicht zu leugnen, daß der Stifter des Christenthums selbst gesagt hat: «Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr"; aber hat er dadurch ihre Geistesarmuth als den Inhalt göttlicher Offenbarung angenommen oder zum Richter über diese gemacht; hat er nicht vielmehr ausgesprochen, daß er sie von dieser Armuth zu befreien gekommen sei und an die Stelle dieser Armuth die Fülle des höchsten Geistesreichthums setzen wolle? Ein vermeintlich Geistigreicher geht schwerlich in das Himmelreich ein, weil er sich bei seinem vermeintlichen Reichthume begnügt und kein Bedürfniß nach einer göttlichen Offenbarung empfindet. In Wahrheit ist sein Reichthum aber die kläglichste Armuth. Der nun, welcher stolz ist auf seine Geistesarmuth, der von Bettelstolz Besessene, welcher sich herausnimmt, auf Bierbänken kraft seines gesunden Menschenverstandes über das Evangelium abzusprechen, der ist nicht jener Arme, der im zerknirrschenden Gefühl seiner Armuth hungert und dürstet nach Speise von Gott, nicht jener Arme, für welchen Christus in die Welt gekommen, sondern er ist der Reiche, für welchen kein Platz im Himmelreich ist.

Das läßt sich vom religiösen Standpunkte gegen das angegebene Princip der protestantischen Freunde erinnern. Auf dem philosophischen Standpunkte kommen sie noch schlechter weg. Hier ist der vielgepriesene „gesunde Menschenverstand" längst in seiner erbärmlichen Nichtigkeit erwiesen. Es ist wissenschaftlich gezeigt worden, daß er nichts ist als der nur auf endliche Interessen gerichtete Verstand, welcher sich selbst nicht beherrschen kann, ja nicht einmal kennen gelernt hat, welcher mit dem wahren Denken nichts gemein hat, welcher ein Feind aller wahren Erkenntniß, das größte Hinderniß der geistigen Entwickelung der Menschheit ist. Es ist nicht wahr, daß er vorwärts strebt, sondern als das caput mortuum einer unter den Gebildetsten der Zeit bereits abgethanen Bildungsstufe hat er die Form eines hartnäckig von der gedankenfaulen Menge festgehaltenen Vorurtheils angenommen, welche der nach weiterm Fortschritt in der Erkenntniß ringende Menschengeist zu durchbrechen hat. Die Philosophie hat stets wie die Religion gegen diesen gesunden Menschenverstand zu kämpfen, ihn zu vernichten gehabt, bei jeder neuen verklärtern Erscheinung ihrer selbst hat sie diesen

Digitized by Google

Niederschlag einer frühern philosophischen Anschauungsweise mühselig als den klebrigen Moder der Vergangenheit von sich abzustreifen gehabt. Aber diese Versicherung und ihr wissenschaftlicher Beweis nützen dem gesunden Menschenverstande gegenüber nichts, man muß ihn durch sich selbst widerlegen. So will ich denn einen Beweis ad hominem bringen. Colombo hatte die Ansicht, daß, da die Erde eine Kugel sei, man rund um sie herumfahren könne, daß man auf dieser Reise viel neues Land entdecken und einen Seeweg nach Ostindien finden müsse. Er foderte Geld, Mannschaft, Schiffe zu dieser Entdeckungsreise. Der gesunde Menschenverstand aber erwiderte ihm: Unsinn, wenn du mit deinem Schiffe auf die andere Seite der Erdkugel herumkommst, so fällst du herunter ins Bodenlose, denn es ist ein ewiges Naturgesetz, daß alle schweren Körper nach unten fallen. Die so redeten, das war der große Haufe, war alle Welt. Ganz anders sprachen einige wenige wissenschaftlich Gebildete zu Colombo's Zeit. Nicht wahr, der König von Portugal hätte klüger gethan, diese Wenigen zu fragen, statt der vielen mit dem gesunden Menschenverstande? Ihr Menschen dieses großen Zeitalters der Erfindungen seid klüger geworden. Wenn ihr eine Eisenbahn bauen wollet, so nehmet ihr Sachverständige an, lasset sie das Terrain untersuchen, den Gang der Bahn und ihre Einrichtung bestimmen, haltet euch aber die Schneider und Handschuhmacher in diesen Dingen vom Leibe. Was meint ihr aber, das schwerer ist, Gott zu erkennen oder das Wesen einer Eisenbahn? Und wäre nicht Jeder von euch im Stande, wenn er nur von Jugend auf Fleiß und Ausdauer auf die Erlernung der Mathematik und der Naturwissenschaft verwendet hätte, eine Eisenbahn zu bauen? So kann wol auch Jeder Gott erkennen, es weit bringen in philosophischer und theologischer Wissenschaft, aber Fleiß und Ausdauer gehört dazu, mehr als zur Erkenntniß des Wesens einer Eisenbahn. Die Eisenbahnen sind auch für Jedermann, Jedermann kann auf ihnen fahren, Actien kaufen, in der Generalversammlung eine Stimme haben; aber er gibt hier nicht eher diese Stimme ab, als bis er seine Ansichten durch das Urtheil der Sachverständigen berichtigt hat. Ist es nun nicht thöricht, wenn ihr in Ansehung des Himmelreiches minder vorsichtig seid als in Ansehung einer Eisenbahn? Hier könnt ihr im schlimmsten Falle Geld verlieren, dort eure unsterbliche Seele. Gibt es keine Sachverständigen in Angelegenheiten des Himmelreichs, die ihr befragen könnet? Eure Theologen und Philosophen sollten wenigstens solche sein, und sind sie es nicht, versichern sie euch selbst, daß sie es nicht sind, so legt selbst Hand an, aber nicht eher, als bis ihr durch Fleiß und Ausdauer zu einer Erkenntniß gekommen seid, die euch noch fehlt. Die Bibel, heißt es, enthalte eine Offenbarung Gottes; ei so prüft sie, studirt sie, aber verwerft sie nicht ohne Prüfung, nicht blos auf Grund eures gesunden Menschenverstandes.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Erste englische Bücher.

Das erste in englischer Sprache gedruckte Buch ging aus einer kölner Officin hervor, 1471. Der Drucker hieß William Caxton und war ein Engländer, das Buch eine Übersetzung von Raoul le Fevre's „Recueil des histoires de Troyes". Es leidet kaum einen Zweifel, daß das Original ebenfalls das erste in französischer Sprache und von demselben Caxton um das J. 1467 gedruckte Buch ist. Denn obgleich Hallam behauptet, daß die ältesten französischen Druckwerke von 1470 und 1471 datiren, und obschon Caxton's Buch weder das Jahr, noch den Ort, noch den Drucker nennt, so ergibt sich doch, daß es bei Lebzeiten des 1467 verstorbenen Herzogs von Burgund gedruckt sein muß, dessen Kaplan der Verf. war. Caxton brachte später die Buchdruckerkunst nach England. „Priting was found out at Mentz (wie man damals Mainz schrieb) in 1459, and first brought to London by William Caxton, mercur", wie es in einem Büchelchen heißt des Titels: „Francis Adams' writing tables, with sundry necessarye rules" (1594). Daher auch der von S. W. Singer in einer eigenen als Manuscript veröffentlichten Abhandlung (1812) hervorgehobene Einwurf gegen die Richtigkeit der Annahme, daß in England das erste Buch 1468 zu Oxford gedruckt worden sei unter dem Titel: „Expositio Sancti Jeroniml in symbolo apostolorum." Es stellt sich vielmehr heraus, daß William Caxton das erste Buch in England gedruckt hat, nämlich: „The game and playe of cheese, translated out of the French, and imprinted by William Caxton. Fynysched the last day of Marche, a. D. 1474." Wenigstens ist es das erste, welchem Caxton die Jahreszahl beigefügt hat. Dagegen ist das erste auf in England fabricirtem Papiere gedruckte Buch Trevisa's Übersetzung von Glanville's Tractat „De proprietatibus rerum", aus der Officin des Wynkin de Worde, 1507. Das erste Buch mit englischen Holzschnitten ist Caxton's „Mirrour of the world" (1481), wovon bei Versteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh ein completes Exemplar für 351 Pf. 15 Sch. und ein sehr defectes für 12 Pf. verkauft wurde. Das erste englische Werk mit Kupfertafeln ist Sir John Harrington's Übersetzung des „Orlando furioso" (1590), die erste Sammlung englischer Landkarten ein Foliobaud von Sarton (London 1579), der, wenn vollständig, was sehr selten, 35 Karten und ein illuminirtes Portrait der Königin Elisabeth enthält. Die erste in England erschienene Grafschaftsgeschichte ist: „Lambarde's perambulation of Kent" (1576) und der erste Druckband englischer Gedichte John Wolton's „Speculum christiani", gedruckt in London von William Machlinia, jetzt so selten, daß ein Exemplar mit 200 Thlr. bezahlt wird. Die frühesten Proben englischer Jamben lieferte Surrey's Übersetzung des zweiten und vierten Buchs der Äneide. Das erste genealogische Werk ist Kelton's „Chronycle" (1547), mit einem Stammbaume des sechsten Eduard. „Ferrex and Porrex", von Sackville, der 1608 starb, ist die erste regelrechte englische Tragödie. Die erste englische Bibel gab Miles Coverdale heraus (starb 1568). Der 1577 gedruckte „Almanac for twenty-five years" ist der erste erschienene Kalender und der erste englische Bücherkatalog ein Foliobaud von Andrew Maunsell: „The first part of the catalogue of english printed bookes" (London 1595). Für älter wurde ehemals gehalten: Robert Scott's „Catalogus librorum ex variis Europae partibus advectorum". Er ist jedoch erwiesen von 1674. Die erste gedruckte Nachricht über Shakspeare findet sich in einem Buche: „Polimanteia, or the means to judge of the fall of a commonweath, whereunto is annexed a letter from England to her three daughters Cambridge, Oxford, Inns of Court", von W. C. (Cambridge 1594). Das erste englische Buch über Schiffahrt erschien 1626 und heißt: „An accidence, or pathway to experience, necessary for all young seamen, or those that are desirous of going to sea", von Capitain John Smith, „sometime governor of Virginia and admiral of New-England". Ein gewisser Roberts schrieb das erste englische Werk über Handel: „The merchant's mapp of commerce" (1638), und über Landvermessung zuerst Sir Richard de Benese: „Boke of measuring of lande, as well of woodland as plowland, and pasture in the field; to compt the true nombre of acres of the same" (1560). Ein früheres Werk: „Boke of surveyng" (1540), bezieht sich ausschließend auf Ackerbau. Die ersten englischen Bücher über Arithmetik, Geometrie, Algebra, Astronomie und die Sphärenlehre sind von Robert Record, der 1558 im Schuldgefängnisse der Kingsbench starb und zugleich der Erste in England war, der das System des Kopernicus annahm. Auch Braun's und Hogenberg's „Civitates orbis terrarum" (6 Foliobände, Köln 1582), dürfte insofern hierher gehören, als es die ersten perspectivischen Ansichten vieler englischen Orte enthält, unter andern des berühmten Palastes Nonsuch. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 287. — 14. October 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Das Capitel über Schulen und Universitäten ist zu reich an statistischen Details, als daß es Auszüge erlaubte. Schon das Rechnungsfacit darf uns von der irrthümlichen Ansicht heilen, als geschähe in den Vereinigten Staaten wenig oder nichts von Staatswegen für das Schulwesen. Im Gegentheil hat kein Volk in so kurzer Zeit so viel für die Schulen gethan. Acker, Aussaat, Hände und Kräfte sind da; wenn die Ernte dem noch nicht entspricht, so ist der Grund davon in Dingen zu suchen, von denen wir schon an einem andern Orte sprachen. Amerika ist auch hierin ein Land der Zukunft. Washington's und Jefferson's ausgesprochene Überzeugung: daß je größere Rechte ein Freistaat seinen Bürgern einräume, desto mehr müsse er für ihre Erziehung und geistige Bildung sorgen, ist allgemein anerkannt, nur meint man auch in Amerika, daß zu viel äußerlich geschehe, an unnützer Pracht in Gebäuden, Erweckung falschen Ehrgeizes, während die wichtigsten Dinge des Unterrichts oberflächlich behandelt würden. Den Schulen ist ein unermeßliches Geschenk durch die Bundesregierung gemacht, indem sie ihnen ein Sechsunddreißigstel aller Staatsländereien zuwies. Der Werth desselben wächst mit jedem Jahre, er wird aber nicht übereilt vergeudet; man fodert vielmehr, daß die Gemeinden auch ihrerseits sich selbst anstrengen, die Bedürfnisse anzuschaffen. Daß sie, in den südlichen und den spärlicher bevölkerten westlichen Staaten nicht überall sogleich die tüchtigen Lehrer finden, ist eine Sache für sich. An guten Grundsätzen, welche durch die Autorität ausgesprochen werden, fehlt es ebenso wenig als an einzelnen tüchtigen Lehrern und den von diesen herangebildeten Schülern, die wieder ernst und umsichtig gelehrte Männer wurden. In dem Erziehungsplan für das Yalecollege zu Newhaven heißt es: „Es ist nicht der Zweck unserer Anstalt, einseitigen Unterricht nur über einzelne Gegenstände zu geben; andererseits aber auch nicht von allen Dingen und ein Weniges oberflächlich beizubringen, oder alles Einzelne für einen bestimmten Beruf zu lehren." Dagegen ist auch wohl zu beherzigen, was ein Schulbericht in Albany über den sittlichen Einfluß der amerikanischen Schulen sagt: „Er hat ohne Zweifel unsere geselligen Verhältnisse gebessert, aber er hat noch nicht der Tugend diejenige Energie und Kraft gegeben, welche zu Sicherheit und Glück so wesentlich ist. Die gewöhnlichen Tugenden sind meist die bloßer Klugheit, welche aus Selbstsucht entspringen und zu Reichthum und Berühmtheit führen, aber nicht in gleichem Maße zu wahrem Wohlsein und Glücke. Viele Menschen haben den Glauben an Menschen verloren; denn erfolgreiche Schurkerei geht unter dem Deckmantel von Gewandtheit unerröthend durch die Straßen und fodert die Zustimmung der Gesellschaft." Auch der Verf. muß bei aller seiner Verehrung für Amerika Dem beistimmen, und daß die Amerikaner eine zu geringe Verehrung für die eigentliche Wissenschaft haben, wenn sie für die Frage: Was nutzt sie? keine unmittelbare Antwort wissen. Erkenntniß, rief ein amerikanischer Staatsmann, ist sowol die Ursache als die Folge guter Regierung. Eine Erkenntniß, die mit goldenen Buchstaben über den Portalen zu den Monarchien wie zu den Republiken geschrieben zu werden verdient.

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung ist die Verbindung gewisser Schulen mit praktischer Arbeit. Campe wollte doch nur, daß jeder Gebildete zugleich ein Handwerk erlernen sollte, um im Nothfall sich damit zu ernähren. In Amerika gibt es Schulen, wo die Schüler zugleich durch körperliche Arbeit den Unterricht ab und den Lebensunterhalt sich verdienen müssen. Im Mittelalter kam es vor, daß die deutschen Studenten während der Ferien auf Wegelagerung oder was nicht viel besser war ausgingen, um sich Unterhaltungsmittel zu verschaffen, hier aber arbeiten sie in gewissen Stunden des Tages als Buchdrucker, Tischler oder, wie bei Palmyra in Missuri, als Ackerleute. Günstig urtheilt der Verf. über das Jesuitencollegium zu Georgestown bei Washington. Die classischen Studien werden hier von den Jesuiten mit mehr Eifer gepflegt als in den übrigen amerikanischen Schulen.

Das Medicinalwesen erscheint nicht so ganz frei gegeben als wir es nach der Analogie mit andern Einrichtungen in den Freistaaten erwarten sollten. Doch sind die Bestimmungen darüber verschieden. In Washington trat eine Gesellschaft zusammen, welche sehr löbliche Vor-

Digitized by Google

schriften über das Benehmen der Ärzte aufsetzte, zugleich aber auch, daß es jedem Mitgliede verboten sein solle, weniger von den Patienten zu nehmen als die sehr hohe Taxe besagte!

Mit Eifer nimmt der Verf. sich der Amerikaner gegen den Vorwurf an, daß ihnen mit dem Alterthum auch die Jugend für Poesie und Kunst fehle. Das Alterthum, die Denkmäler, den Shakspeare Altengland mögen die Amerikaner ebenso gut als ihnen zugehörig betrachten als die Deutschen und die Franzosen auf Karl den Großen Anspruch machen. Aber die eigentliche Poesie der Amerikaner liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. „Die Amerikaner gehen durch die Morgenröthe vorwärts zum Tage. Und beweisen denn Pyramiden, Kolosse und Raubschlösser mehr den Werth und die Fortschritte der Kunst, oder mehr das Elend, welches Tyrannei immer erzeugt und begleitet?“

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Doch ich kehre zu Ulhich und Königk zurück. Sie sind die Verfechter der protestantischen Freunde, laßt sehen, ob sie Sachverständige in Sachen des Himmelreichs sind! In der Vorrede zu dem „Büchlein vom Reiche Gottes“, in welchem sich das Christenthum der protestantischen Freunde finden soll, sagt Ulhich: „er finde keinen Widerspruch zwischen Christenthum und Vernunft — das reine Christenthum sei die echte Vernunft!“ Das sind herrliche Worte, sie müssen wahr sein. Entweder ist unsere Vernunft in der Unwahrheit befangen, dann würde uns eine Offenbarung der Wahrheit nicht nützen, sie wenig wie dem Blinden das herrlichste Gemälde der Welt diese zur Anschauung bringt; oder unsere Vernunft ist fähig der Wahrheit, dann muß die Offenbarung als höchste Vernunft Jedem klar werden, welcher sie begreift. Ulhich sagt auch: „Die Vernunft unserer Zeit ist von dem Grundgedanken des Christenthums durchdrungen.“ Es soll also jede Zeit ihre besondere Vernunft haben, während es für alle Zeiten Eine Offenbarung Gottes gibt. Soll jener Satz einen Sinn haben, so muß es der sein, daß die Vernunft im Werden, in der Entwicklung begriffen sei und daß sie in unserer Zeit dahin gelangt sei, mehr als je das Christenthum in seiner Wahrhaftigkeit zu begreifen. Ulhich erkennt also das Urtheil der Vernunft wie sie gegenwärtig ist als Kriterium der Wahrheit des Christenthums an. Nun hören wir, was nach Ulhich das Christenthum lehrt: „Der Mensch ist ein Doppelwesen, ein Leib, eine Seele.“ Daßelbe soll die Vernunft lehren. Das ist aber nicht wahr. Die Vernunft im Gegentheile lehrt, daß der einzelne Mensch anfänglich scheinbar nichts als Leib sei, aus einem Leibe sich zu Seele und endlich zu Geist verklare. Der Zweck des Menschen ist Vergeistigung seiner ursprünglichen Leiblichkeit. Leib ist Erscheinung des Geistes, Geist Wesen des Leibes; sie sind nicht nebeneinander, sondern durcheinander und ineinander. Jener abstrakte Unterschied zwischen Leib und Seele, jene Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens, jene Lehre von den Kräften der Seele, welche Ulhich weiter vorbringt, jenes Beherrschtwerden des Willens durch Triebe u. s. w., alles Dies hat einmal für vernünftig gegolten, ist aber etwas längst Abgethanes: die Vernunft ist über diese anfänglichen Vorstellungen längst hinaus. So wenig wie die Ulhich'sche Ansicht aber mit der Vernunft auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe übereinstimmt, ebenso wenig stimmt sie mit der Lehre des Christenthums überein. Dieses lehrt, daß der Mensch von Natur fleischlich sei und daß er diese seine angeborene Natürlichkeit verklären müsse zur Geistlichkeit, daß er eine Zukunft des ewigen Lebens nur dadurch habe, daß der Geist Gottes in ihm lebendig werde. Ja die Vernunft stimmt mit der Offenbarung überein, aber nicht die Unvernunft, nicht der gesunde Menschenverstand Ulhich's und seiner Genossen. Es ist diese Anmaßung ein trauriges Zeichen der Zeit, diese Anmaßung der in einer verschimmelten Bildungsstufe sitzen gebliebenen Borniertheit, sich für die Vernunft auf ihrer höchsten Stufe der Entwickelung auszugeben, ohne sich um den Entwicklungsgang des denkenden Geistes nur im geringsten bekümmert zu haben. Aber dies Zeichen der Zeit ist sehr leicht zu verstehen, wenn man nur ein klein wenig um die Geschichte der Theologie seit einem Menschenalter sich bekümmert. Man sagt gewöhnlich, die rationalistische Theologie, welche diese Frucht getragen, sei eine Tochter der Kant'schen Philosophie. Man hat ihr damit eine viel zu große Ehre erzeigt. Sie ist nur ein Bastard dieser Philosophie. Kant war z. B. hocherhaben über jene abstrakte alberne Eintheilung des Menschen in Leib und Seele. Aber Kant lehrte, eine objective Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge sei nicht möglich. Aus diesem Satze ist die rationalistische Theologie durch einen Trugschluß entstanden: sie hat daraus geschlossen, daß der Mensch folglich keine subjective Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen zum Probirstein der Offenbarung zu machen berechtigt sei. Der Fehlschluß ist so evident, daß ihn sogar der gesunde Menschenverstand begreifen könnte. Ulhich und Königk stehen noch ganz in diesem Standpunkte fest. Sie sagen: nichts sei dem Menschen so klar und gewiß als was in seinem eignen Innern vorgehe. Aber gerade das Umgekehrte ist wahr: schon Sokrates hat gesagt, daß das Schwerste, die höchste Aufgabe der Philosophie, die Selbsterkenntniß sei. Diese die Subjectivität zum Kriterium in Sachen des ewigen Geistes annehmende Theologie hat niemals wissenschaftliche Anerkennung gefunden, auf dem Gebiete der Wissenschaft kann sie stets als eine der Vernunft unwürdige Erbärmlichkeit verachtet, welche des Namens des Rationalismus nicht würdig sei. Sie hat sich durch nichts gehalten als durch den geistigen Hochmuth und die Gedankenfaulheit der Theologen. Diese hatten nun nicht nöthig, weder sich mit der schwierigen Philosophie abzuquälen, noch mit Angst und Zagen eine Erleuchtung durch den Glauben im Gebet zu erringen. Sie sprachen nach ihrem gesunden Menschenverstande, d. h. nach der geringen Bildung, die sie auf den lateinischen Schulen bei Gelegenheit der Lectüre unverstandener römischer und griechischer Classiker erlangt hatten, über den ganzen Inhalt der Offenbarung selbstgefällig ab. Diese Richtung hat seit einem Menschenalter den christlichen Gemeinden ihre Prediger geliefert, durch diese ist sie in den Gemeinden eingeführt worden. Von der Philosophie hat sie sich immer weiter entfernt. Während diese z. B. zu der Überzeugung gelangte, daß der Menschengeist seit Jahrhunderten sich auf die gesetzmäßigste Weise entwickelt habe, sodaß die Wahrheit, die Vernunft, welche von jeher den Kern, den tiefsten Inhalt der Menschheit ausgemacht hat, in ihr zu immer vollkommenerer Gestaltung im Bewußtsein gekommen sei, daß die Geschichte also den von jedem Einzelmenschen in seiner geistigen Entwickelung durchzumachenden Weg zu allem Geiste nur in großartigstem Maßstabe zeige — während dessen hat die rationalistische Theologie alle Achtung vor der Geschichte, allen Glauben an das Walten eines göttlichen Geistes in derselben so völlig fahren lassen, daß sie dieselbe als eine Nacht voll allerlei gespenstischen Unsinnes verachtet und es unternimmt, den Geist unabhängig von aller Vergangenheit erst jetzt zu improvisiren. Die Folge dieser Arroganz und Thorheit war, daß die Prediger die Kirchenlehre als etwas jener verachteten Vergangenheit Angehöriges verschmähten und die Bibel nur als ein Mittel benutzten, nicht göttliche Offenbarung, sondern ihre eigene improvisirte Weisheit unter das Volk zu bringen. In den Gemeinden hatte dies zur Folge: völliges Vergessen der Kirchenlehre, Verachtung der Bibel, Gleichgültigkeit gegen alle Religion. Der Rationalismus zerstört sich selbst: Hinz sieht ein,

Digitized by Google

daß Hansens Weisheit nicht besser sei als seine eigene; hat sich Gott nicht den Menschen in Christus offenbart, so thut er es auch nicht durch Pastor Hans, der nichts besser ist als Bauer Hinz. Ueblich selbst und alle ihm Gleichgesinnte erkennen an, daß der religiöse Sinn in den Gemeinden erforderlich ist, daß das Bewußtsein von einer die Christenheit in Gott zusammenfassenden Kirchenlehre verschwunden ist; aber sie suchen die Ursache dieser Erscheinung nicht da, wo sie allein ist, in sich selbst, in der Erdürralichkeit der rationalistischen Theologie. Die Kirchen sind ihnen leer geworden, weil die Menschen endlich durch sie selbst so klug geworden sind, daß sie nicht mehr die leeren Redensarten ihrer Pastoren statt einer von ihnen gesuchten Offenbarung Gottes in sich aufnehmen mögen, weil sie ihnen glauben, daß es gar keine Offenbarung Gottes gebe; darum steigen jetzt die rationalistischen Prediger von der Kanzel auf die Bierbank und disputiren mit den Gemeinden, die sich von ihnen nicht mehr wollen belehren lassen. Und das nennen sie Wiedererweckung religiösen Sinnes! Es ist nur ein Zeugniß, daß das Bedürfniß nach Religion in den Menschen dieser Zeit wie aller Zeit unerlöschbar ist, daß aber dieses Bedürfniß durch die rationalistischen Prediger in das Untergewächs des Beschwätzens und Absprechens nach ihrem Beispiel auch in den Gemeinden ausgeartet ist, anstatt sich in Sehnsucht und Ringen nach einer religiösen Erleuchtung durch den Glauben zu offenbaren.

Die Reaction gegen den Rationalismus ist nicht ausgeblieben. Die Rationalisten sagen es ihren eifrigsten Gegnern, wie Hengstenberg, selbst nach, daß sie aus dem Rationalismus hervorgegangen sind, Kinder sind, gegen ihre eigene Mutter wüthen. Sie haben recht. Hengstenberg und Consorten sind nicht besser als sie. Es sind nichts als Rationalisten, die an ihrer eigenen Vernunft verzweifelt und nun bemüht sind, den Menschengeist mit Unvernunft zu ersticken. Das geistlose fanatische Treiben dieser „Hinterlinge" wird in der Schrift von König (Nr. 10) nicht schlimmer dargestellt als es ist; als unchristlich, unprotestantisch, unvernünftig, unsittlich. Diese Verkehrer haben sich des Geistes nicht angenommen gegen die Geistlosigkeit, sondern nur Geistlosigkeit gegen Geistlosigkeit gesetzt. Die Kirchenlehre nehmen sie nicht an, weil sie von ihrer Wahrheit, Vernünftigkeit überzeugt sind, sondern aller Vernunft zum Trotz, weil sie in ihr einen Mantel finden, ihre eigene Armseligkeit zu verhüllen, und eine Waffe, ihre Feinde zu erschlagen. Dieses pfäffische Excommuniciren, dieses gleisnerische Andiebruststchlagen und Herr, Herr sagen, dieses Liebäugeln mit römischem Aberglauben, dieses jesuitische Verkehrern, dieses Loben und Rluchen aus Einem Munde ist eine Nichtswürdigkeit, eine Schmach des Jahrhunderts! Eine Schmach des Jahrhunderts, in welchem Goethe und Hegel lebten, ist dieser ganze Hader zwischen Rationalisten und Antirationalisten. Der eine sagt (Wislicenus und Genossen): die Bibel ist nicht Glaubensnorm, denn in ihr steht geschrieben, es habe ein Esel geredet und sie weiß nichts vom Kopernicanischen Weltsystem; der andere sagt (Guerike, Harnisch und Consorten): Wir glauben an die Schrift und darum glauben wir auch, daß ein Esel geredet hat und daß die Sonne still stand auf Gideon: Kyrie eleison! Der sprechende Esel ist zum Schiboleth des Glaubens geworden! Wahrlich, es ist schwer zu sagen, welcher dieser Parteien der Preis der Dummheit gebühre! Es wäre nicht der Mühe werth, von diesem ganzen unlautern Handel zu reden, der Geist Gottes und der Geist der Menschheit ruht auf andern Säulen, er liegt mitten inne wie der neugeborene Christ zwischen Ochs und Esel in der Krippe, auch heute noch wie von jeher; aber es handelt sich wahrhaftig in dieser Zeit darum, in einer großen Menge von Menschen wird diese Frage entschieden: ob wir in den Hengstenberg'schen Schafstall oder in die rationalistische Biersstube gepfercht werden sollen.

Vor dem Hengstenberg'schen Schafstall braucht Niemand bange zu sein. Und wenn es gelänge, den Geist der Menschheit durch Maßregeln in denselben hineinzubringen, so würde das Feuer bald zu allen Enden desselben herausbrennen. Aber vor der rationalistischen Biersstube! Der Sauerteig des Rationalismus setzt jetzt die Massen gewaltig in Gährung, die Bewegung ist stark, aber gasförmig. Sie würde nur dann gefährlich werden, wenn man ihr mit Gewaltmaßregeln entgegenträte. Man lasse sie gewähren und aus der innerlichen Fäulniß wird sich ein herrliches Gewächs entwickeln. Der Geist Gottes ist auch heute noch unter seinen Menschen und wird bei ihnen bleiben ewiglich. Der Rationalismus ist in seiner letzten Phase, in dem gesunden Sinne des Volkes muß er seinen Untergang finden. Das Wahre an ihm wird sich vom Falschen sondern, und es ist des Wahren genug, viel an ihm. Der Hengstenberg'sche Glaube ist ein todter Glaube, daraus nimmer etwas wird, der rationalistische Unglaube ist ein lebendiger Unglaube, der den lebendigen Glauben gebähren wird. Lasset das Volk nur suchen auf seine Weise, es ist nicht gottverlassen und wird den rechten Weg schon finden, wenn es auch eine Weile irre geht. Aber sendet ihm Sachverständige in Sachen des Gottesreiches. Es wird anfänglich nicht auf sie hören, es wird lieber Denen folgen, die seiner Eitelkeit schmeicheln und die so thöricht sind wie die thörichsten in ihm; aber in kurzer Zeit wird es dieselben ebenso aus den Bierstuben heraus, wie es von ihnen aus den Kirchen herausgepredigt worden ist und achtet auf die Stimme der echten Vernunft. Lehret, predigt, ermahnet, schaffet, daß auf den Universitäten wahrhaft philosophisch gebildete Lehrer die Theologie wieder zu einer Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen auf Grund der Offenbarung und auf Zeugniß einer zur wahren Freiheit, d. h. zur Selbstbestimmung gelangten Vernunft machen, aber wollet nicht in Einem Tage gut machen, was ein Menschenalter schlimm gemacht hat. Und es ist nicht einmal schlimm, die protestantische Kirche hat diese Phase durchmachen müssen, um zu einer weitern Entwickelungsstufe zu gelangen. Schon jetzt treibt der Rationalismus im Volke hervorliche Früchte, deren ich auf Grund der vorliegenden Schrift einige erwähnen will.

Man erinnert sich der Kirchenlehre, und indem man Opposition gegen dieselbe macht, sieht man sich genöthigt, auf dieselbe einzugehen und deren zeitgemäße Fortbildung zu versuchen. Daß keine Kirche ohne positive Kirchenlehre bestehen kann, geben selbst die Rationalisten. wie König in Nr. 9, ausdrücklich zu. Die symbolischen Schriften der protestantischen Kirche, welche gegenwärtig der noch formell geltende Ausdruck der Kirchenlehre sind, enthalten eine Menge Beziehungen auf ältere Richtungen in der Kirche, von denen die Gegenwart nichts mehr weiß, enthalten eine Anzahl Vorstellungen des Ewigen, welche theils nicht mehr verständlich, theils dem geläuterten Geschmack der Gegenwart nicht mehr entsprechen; enthalten aber auch mehre Lehren der Schrift nicht, welche erst die fortgeschrittene Bildung recht würdigen gelehrt hat. Die sind, namentlich die ältesten (Augsburgische Confession und Schmalkaldische Artikel) abgefaßt weniger in der Absicht, die Lehre des Evangeliums frei nach dem Principe der evangelischen Kirche auszusprechen, als vielmehr in Rücksicht auf die römische Kirche, zur Rechtfertigung der Katholicität der evangelischen Kirche vor derselben. Diese Rücksicht braucht gegenwärtig nicht mehr in den Vordergrund gestellt zu werden, man braucht nicht mehr darauf auszugehen, Confessionen zu machen, um eine Vereinigung mit Rom zu ermöglichen. Daß die Symbolischen Bücher keine die Geister bindende Kraft haben, daß sie nur ein Bekenntniß der Evangelischen aus der Reformationszeit sind, versteht sich nach dem Princip der evangelischen Kirche von selbst und ist zum Ueberfluß von ihren Urhebern selbst auf das bestimmteste ausgesprochen worden. In Preußen ist durch die Union thatsächlich über diese Symbolischen Bücher schon hinausgegangen worden. Ebenso gewiß ist aber auch, daß sie nicht ohne Prüfung über Bord geworfen werden können, daß die reformirte Kirche sich selbst untreu werden würde, wenn sie an die weitere Bestimmung der Kirchenlehre auf einem an-

Digitized by Google

dern Wege ginge als auf dem der Prüfung, Sichtung, Ergänzung und Umbildung der in den Symbolischen Büchern ausgesprochenen Kirchenlehre.

Was ist nun von den protestantischen Freunden in dieser Beziehung geschehen? Besonders König hat sich auf die Symbolischen Bücher und einzelne ihrer Lehrbestimmungen eingelassen, freilich meist nur zu dem Zwecke, ihre Unbrauchbarkeit für die Gegenwart darzuthun. Es verletzt die witzig sein sollende Manier König's, mit der er eine so wichtige Sache behandelt. Diese Manier tritt auch in der Schrift gegen Hengstenberg störend auf. Fade Bierwitze, wie die Studenten diese schlechteste Art von Späßen nennen, werden als naseweise Bemerkungen dem Setzer in den Mund gelegt, oder auch wol in den Text des Hrn. König selbst aufgenommen, religiöse Erörterungen werden mit berliner Eckensteheranekdoten eingeleitet. Üblich nennt dies freilich „scharfen Witz, der mit einer kleinen Redewendung dem Gegner den treffendsten Schlag versetzt". So beurtheilt König den ersten Artikel der Augsburgischen Confession, in welchem die Lehre von Gott nach dem Beschlusse der Nicänischen Kirchenversammlung angenommen, klar und bestimmt ausgesprochen, dann aber die ketzerischen Sekten namhaft gemacht werden, deren Irrthümer vermieden werden sollen. König meint nun: „Wie werden die Geister der Schulkinder sich wunderbar erweckt fühlen, wenn der Lehrer vorgeschriebenermaßen mit Wärme und Feuer die Manichäer schildert, die Pelagianer und Semipelagianer, und die Kinder väterlich und ernstlich bittet, keine Samosatener zu werden!" Ist das eine Kritik des Symbols? Weiß König nicht, daß die Augsburgische Confession nicht für Schulkinder geschrieben ist, sondern für Theologen von Fach? Auf die Sache geht König gar nicht ein, nicht darauf: ob die durch die Namen jener Ketzer bezeichneten Irrthümer über das Wesen Gottes noch heute als Irrthümer zu bezeichnen sind. Mit würdigerm Eifer, gründlicher und erfolgreicher greift König die in die Kirchenlehre aufgenommene Vorstellung von der stellvertretenden Genugthuung an, welche allerdings einseitig und daher unvollkommen ist. Aber er hätte doch auch anerkennen sollen, daß durch dieselbe dem Opferwahn entgegengetreten wird, welcher freilich in der heidnischen Form nicht mehr gäng und gäbe ist, wol aber noch in der Form katholischer Werkheiligkeit und ebenso in der Form rationalistischer Rechtschaffenheit. Vereinigt mit dem gleichfalls in der protestantischen Kirche vielfach zu einseitig festgehaltenem Dogma von dem seligmachenden Glauben lehrt das Dogma von der stellvertretenden Genugthuung die höchst vernünftige Gerechtigkeit durch Heiligung, die sich in Werken offenbart, welche nicht in ihrer Aeußerlichkeit, sondern durch ihre Innerlichkeit einen Werth haben. In dem Aufsatze „Die Kirchenlehre" kommt Hr. Pastor König wieder auf seine Späßchen und diese verführen ihn, mit sich selbst in Widerspruch zu treten, sodaß er die doch von ihm als nothwendig erklärte Kirchenlehre wieder ganz in die subjective Willkür der Prediger stellt. Er wendet gegen sich selbst ein: „da könne ja ein christlicher Pfarrer über den Koran predigen und seine christliche Gemeinde zu Mohammedanern machen." Der spaßige Pastor antwortet: „Das hat gar nichts zu sagen, ihr guten Leute! Wollte z. B. ein christlicher Pfarrer die mohammedanische Lehre von der Vielweiberei von der Kanzel empfehlen, so würden die christlichen Weiberchen ihren Pantoffel ausziehen und so lange auf dem Herrn Pastor herumtrommeln, bis er ausriefe: Hört doch nur auf, ihr sollt ja alle eure Männer behalten!" Also den Scandal will He. König als Zionswächter hingestellt haben. So ist's in den nordamerikanischen Sekten; wenn dort der Prediger seinen Zuhörern nicht mehr gefällt, so werfen sie ihn zur Kirche hinaus. Sind zwei Parteien in Einer Gemeinde, so kommt jede mit ihrem Candidaten nach der Kirche, wo es dann zu einer Prügelei kommt, die entscheidet, welche Partei das Recht hat, ihren Candidaten auf der Kanzel zu installiren. Der gesunde Sinn des Volkes muß über diese Oberflächlichkeiten des Rationalismus hinwegkommen und das dringende Bedürfniß nach einer zeitgemäß formirten, aber von der Innerlichkeit der alten Kirchenlehre nichts aufgebenden Kirchenlehre erzeugen.

Ein zweiter Gewinn aus der rationalistischen Bewegung im Volke ist, daß es das Wesentliche von dem Unwesentlichen in der Schrift scheiden lernt. Die philosophische Bildung ist dem Volke weit vorausgeeilt. Jene hätte es nicht für möglich gehalten, daß man noch einmal die Göttlichkeit des Christenthums von der historischen Wahrheit der Wundergeschichten abhängig machen könnte, um so weniger, da Christus selbst gegen die „ehebrecherische Rotte" geeifert hat, die da Zeichen und Wunder verlange. Nun haben wir aber in diesen Tagen erlebt, daß man wirklich wieder diese Geschichten theils als Grund, theils als Gegengrund des Glaubens aufgetischt hat. Die selig machende Kraft des Christenthums, das Glauben und Innewerden der Göttlichkeit der Offenbarung hat aber einen ganz andern Grund als jene Geschichtchen. Je mehr man diese herunterzieht, oder je höher man sie dem Verstande zum Trotz erhebt, desto mehr muß das Volk sich des rechten Glaubensgrundes bewußt werden, desto mehr bereitet sich in diesem eine Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit vor. Denselben Vortheil hat es, wenn die Rationalisten auf die Widersprüche in den religiösen Vorstellungen der Apostel aufmerksam machen, z. B. auf den Widerspruch der Vorstellung, daß Gott erwähle wen er wolle und in den Menschen das Wollen und Vollbringen schaffe, gegen die Vorstellung, daß er ein liebender Vater aller Menschen sei, welcher wolle, daß allen Menschen geholfen werde. Durch solche Widersprüche wird der menschliche Geist genöthigt, über die bequemen einseitigen Vorstellungen hinauszugehen und eine Vermittelung derselben durch den Gedanken zu suchen. Die gedankenvolle Auffassung des Christenthums, wie sie durch die Hegel'sche Philosophie bereits mit großem Erfolge angestrebt worden, wie sie auch auf dem Gebiete der Theologie durch geistvolle Männer wie Schleiermacher versucht worden, diese ist die allein zeitgemäße Auffassung des Christenthums, zu der es kommen muß, wie sehr sich auch die vulgairen Rationalisten und ihre Gegner, die Finsterlinge, gemeinschaftlich dagegen wehren mögen. Der seichte Verstandesrationalismus muß sich verklären zum wahren Rationalismus der sich selbst überwindenden, sich selbst beherrschenden Vernunft.

Der Rationalismus der protestantischen Freunde treibt das Volk so gewaltig vorwärts, daß eine Umkehr zur gedankenlosen Auffassung des Christenthums nicht mehr möglich ist. Wie er schon in der Theologie die geistreichen Rationalisten zum Streben nach einer gedankenvollen Auffassung hingedrängt hat, um der trostlosen Leere, die er als erste Wirkung hervorgebracht hat, zu entgehen, so wird er ein Gleiches auch in den Gemeinden bewirken. Nicht der Glaube, sondern nur der Unglaube ist es, und wenn er sich auch noch so fromm gebehrdet, welcher an der Kraft des Geistes Gottes in den Gemeinden verzweifelt und fürchtet, das Christenthum könne durch den Rationalismus zu Grunde gerichtet werden.

Endlich wird durch die Verketzerungen und Intriguen der Finsterlinge ebenso wie durch das demagogische Treiben der Rationalisten die Mangelhaftigkeit der Verfassung der evangelischen Kirche auf das überzeugendste dargethan. Alle, Volk und Gelehrte, Finsterlinge und Lichtfreunde, Regierende und Regierte, Alle stimmen in dem Wunsche zusammen, daß der evangelischen Kirche eine Verfassung gegeben werde, bei welcher die Gemeinden mehr als bisher betheiligt seien und in welcher zu einer Fortbildung der Kirchenlehre die gesetzlichen Organe bestimmt seien. Diese Kirchenverfassung wird die bisher unerfüllte Foderung des Protestantismus, daß alle einzelnen Mitglieder der Gemeinde zur Priesterlichkeit berufen seien, zur Wahrheit machen und wird verhindern, daß nicht die sich neubildenden deutsch-katholischen Gemeinden die alten evangelischen durch ihre Verfassung überflügeln; sie wird vielleicht die evangelische Kirche würdig machen, jene neugebildeten Gemeinden mit sich zu vereinigen.

Oswald Marbach.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 288. — 15. October 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Daß die unbedingte Freiheit der Presse in Nordamerika der größte Hebel der freien Entwickelung aller Geister sei, darüber sind, hinsichtlich der eigentlichen Bücher, alle Stimmen einig. Getheiltere Ansichten sprechen sich, wie in Europa, über die Freiheit der Zeitungspresse aus. Auch hier erblicken Einige darin das Palladium aller Wahrheit und Freiheit, während Andere alle Übel der neuen Welt davon herleiten. Ihre factische Macht ist unbestreitbar. Während es im J. 1771 nur 25, gab es 1840 schon gegen 1560 Zeitungen. Über die Ausgelassenheit und Sittenlosigkeit der Parteipresse fehlt es nicht an anklagenden Stimmen. Sie versündige sich aber nicht allein an der Sittlichkeit, sondern auch gegen den guten Geschmack, und die Zeitungsschreiber, welche das Volk erziehen und belehren sollten, sänken noch oft unter dasselbe hinab. Kein Fremder sei im Stande, so viel Unbilliges, Ungerechtes und Anstößiges über Amerika zu sagen als die eigenen amerikanischen Zeitungsschreiber täglich anhäuften. Beim Durcheinanderlesen verschiedener Blätter werde Einem bisweilen zu Muthe, als gäbe es gar keine Wahrheit, gar keine Geschichte. Es wäre sündlich, diese Lasciviität als einen Ausfluß, oder nur als ein nothwendiges Accidens der großartigen republikanischen Einrichtungen zu betrachten. Ein Amerikaner sprach es geradezu gegen den Reisenden aus: daß die Zeitungsschreiber im Durchschnitt die geringste Kenntniß und das oberflächlichste Urtheil über öffentliche Angelegenheiten hätten. Aber wer wollte fodern, daß die Schreiber für 1500 Zeitungen, nur vier für jede Zeitung gerechnet, daß 6000 Schriftsteller Männer von Genius, Anmuth und Takt sein sollten! Sind etwa die wenigen ausgewählten Zeitungsschreiber in Censurländern sämmtlich so außerordentliche Leute! Aber die ungestüme Strömung reinigt die Luft, sie läßt keine giftigen Dünste auf die Dauer dieselbe inficiren. Die ungehemmte Kraft der Wahrheit und des Rechts macht sich über kurz oder lang in Amerika geltend, und der Bischof White in Philadelphia sagte: „Niemand, der rechtschaffen lebt, kann jemals in Amerika durch Verleumdung völlig erdrückt werden. Was auch die augenblicklichen Wirkungen sein mögen, er wird jede Verleumdung danieder leben."

Die Proben der amerikanischen Preßfreiheit, welche der Verf. und mittheilt, überschreiten jedes Maß, welches wir in Europa dafür haben; der Congreß, die edelsten Männer, wie Washington und Jefferson, wurden ihrer Zeit angegriffen wie nichtsnutzige Buben, sie wurden denuncirt als ein Unkraut, das man je eher desto lieber aus dem Wege räumen müsse; aber die Männer und der Congreß und der Staat haben diese Angriffe überlebt. Sie brauchten nicht um Genugthuung an die Nachwelt zu appelliren. Wie sehr auch alle edeln Amerikaner die Mängel ihrer Presse erkennen und beklagen, erkennen sie doch mit derselben Bestimmtheit an, daß ihnen nicht durch Zwang und Gewalt abgeholfen werden könne, sondern nur durch Ausbildung zartern Gefühls, durch Wahrheitsliebe, durch Abscheu vor Verleumdung, Ekel an Gewäsch, kurz nur durch eine steigende Bildung der freien, selbstherrschenden Bürger. Im Congreß, wo 1827 nicht über Beschränkung der Preßfreiheit, sondern nur über die Mittel verhandelt wurde, den irrigen Abdruck der Reden zu verhindern, wurde die unabweisbare Wahrheit mit Entschiedenheit ausgesprochen: Daß, sobald man versuche, eine Grenze zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit aufzustellen, die Freiheit und Alles, was den Amerikanern theuer sei, verloren gehe. „Bleibt unser Wandel offen und rechtlich", rief ein Redner aus, „fallen alle Pfeile der Bosheit kraftlos zu Boden." Eine gebundene Presse zeigt weder den wahren Sinn eines Volks, noch bildet sie ihn.

Die deutschen Zeitungen in Amerika werden zum großen Theil gut und mit gemäßigtem Sinn redigirt, dennoch aber können sie sich „die beschnittenen oder furchtsamen Zeitungen des alten Festlandes" nicht zum Muster nehmen. Auch der Deutsche, sobald er ein Amerikaner geworden, will so Überzahmes, oder eine so gewundene und verdrehte Sprache, mit der man die Wahrheit nur umschreibend ausdrücken kann, nicht mehr lesen. Ganz abweichend von den europäischen Gesetzgebungen ist die Bestimmung, daß die Wahrheit eines Libells dasselbe rechtfertigt, wenn es gegen öffentliche Beamte und Maßregeln gerichtet ist.

Digitized by Google

Ein geistiges Eigenthum ist von der Gesetzgebung anerkannt; es dauert für den Autor 28 Jahre, für Witwe und Kinder noch 14 Jahre länger. Über den Zustand der schönen Künste kann uns Hr. v. Raumer keine bessern Mittheilungen machen, als was wir bereits wissen. Zwar findet er nicht wie jener amerikanische Redner den Grund, weßhalb Amerika keine großen Bildhauer hervorgebracht, darin, daß die dortigen Steinbrüche keinen carrarischen Marmor lieferten, es gibt aber der Gründe genug für einen Zustand, den er nicht unbedingt beklagenswerth erachtet, weil der Amerikaner noch bergan gehe und hoffentlich noch fern sei von der Nachblüte der alexandrinischen Entwickelung. Die Vorherrschaft der Puritaner im Norden tritt der freien Kunstbildung dort entgegen. Die prude Sonntagsfeier hindert die volksthümliche Entwickelung der Musik. Bei dem Mangel großer Kunstschätze in Amerika bleibt die sinnliche Kenntniß derselben ein Eigenthum weniger Personen. Bei dem anstößig befundenen Studium des Nackten fehlt die Einsicht in die und die Begeisterung für die wahre Schönheit der Formen. So fehlt die helle, klare Heiterkeit des Lebens, wie sie blos politische und blos religiöse Aufregungen nie geben können.

In der Geschichtschreibung, die der Verf. mit vollem Rechte zu den Künsten zählt, haben Einzelne so viel geleistet, „daß sich kein lebender europäischer Historiker ihnen voranstellen darf, wol aber erfreut und dankbar sein wird, wenn sie ihm als einen Genossen die Hand reichen wollen". Er nennt Bancroft, Prescott, Sparks. Möge dieses Zeugniß zum Studium der genannten Männer in Europa auffodern. Die Amerikaner sind mit ihrer eigenen Geschichte wohl vertraut; allgemeine Geschichte wird zu wenig gelehrt und gelernt. Wie die Europäer ihre Vergangenheit, stellen die Amerikaner ihre Gegenwart und Zukunft zu hoch in Rechnung.

Die Kunst der Beredtsamkeit ist das natürliche Kind der amerikanischen Verfassung. Sie ist es, wo sich die größten Fortschritte zeigen. Aus den höchstgebildeten Kreisen staatsmännischer Beredtsamkeit theilt und der Verf. mehre Proben von Webster, Clay und Calhoun mit. Sie steht aber nicht vereinzelt da, denn jeder Bürger der Vereinigten Staaten ist und muß in seinen Kreisen ein Redner sein. Die Natur und die Verhältnisse geben es, die Kunst kommt nachher von selbst hinzu.

Poesie und Philosophie eines Landes sind zwei Dinge, um die, wenn es sich lohnte sie kennen zu lernen, man füglicherweise nicht dahin zu reisen brauchte; sie müßten uns über Meere und Berge entgegen gekommen sein. Von der amerikanischen ist es Einiges, aus dem Gebiete des beschreibenden Romans; von der lyrischen Poesie theilt der Verf. selbst und eine kleine Blumenlese mit. Ich zweifle, ob diese sanften Flügelschläge des Morgenhaus und diese melodischen Kirchhofsglockentöne aus dem Lande der Freiheit zu unserm Ohr mitleidsvoll tönen werden, das, im Lande der Unfreiheit, jetzt auf gewaltigere metallene Sturmglockenklänge der Sehnsucht horcht. Eine eigene Philosophie hat sich noch nicht gebildet. Einige hoffen, daß es geschehen werde; nach den Ansätzen, über welche Hr. v. Raumer berichtet, dürfte die Aussicht gering sein. Die Geistlichen sind in der Mehrzahl aller Philosophie abhold, weil sie nur Empörungen gegen die zum Herrschen berufene Theologie herbeiführte. Andere einheimische Philosophen wissen vom Teufel, daß er große Geschicklichkeit und Bekanntschaft aller Dinge besitze, auch große speculative Kenntnisse, daß er in der besten Schule der Theologen im Himmel erzogen sei, eine klare Einsicht in die Lehre von der Dreieinigkeit habe und mehr Kenntniß als hundert Theologen und Heilige von gewöhnlicher Erziehung; er sei kein Deist, Socinianer, Arminianer, sondern orthodox und gesund in allen Artikeln seines Glaubens, aber in seinem Herzen kein Zeichen errettender Gnade. Nach solchen Proben läßt sich erwarten, daß die amerikanischen Philosophen der deutschen Philosophie auch nicht viel Gnade schenken. Schon der Wechsel, die Mannichfaltigkeit der Schulen ist ihnen ein Anstoß, „um so unerwarteter", sagt der Verf., „da in der ganzen Geschichte der Philosophie sich nicht so viel Schulen finden als in Amerika theologische Sekten vorhanden sind". Fichte's Philosophie schon gilt ihnen als eine Philosophie des Unglaubens, die wegen ihrer titanengleichen Wagnisse der Speculation angeklagt wird; bis zur Kenntniß der neuesten Hegelianischen Kämpfe scheint man indeß in Amerika noch nicht gedrungen zu sein. Wie auch in England, wird hier die theologisch-philosophische Entwickelung Deutschlands ketzerisch und ungläubig gescholten, „aber dabei vergessen", sagt Hr. v. Raumer, „daß die Deutschen mit Recht an einer Geistesfreiheit und Selbstregierung darin festhalten, welche an dieser Stelle noch über die amerikanische hinausgeht. Die Philosophie ist der Deutschen Sicherheitsklappe gegen hierarchische Tyrannei."

Schon im ersten Artikel deuteten wir an, daß die Gewissensfreiheit aller Bekenntnisse und Sekten in Amerika nichts weniger als von je an ausgesprochen war; daß man vielmehr erst allgemach, ja in manchen Staaten erst sehr spät sich zu der Überzeugung durchkämpfte, daß kein Mensch das Recht habe, einem andern eine Glaubensnorm vorzuschreiben. Das alte Vorurtheil, daß jede Kirche in dem Maße höher und reiner dastehe, als sie sich von allen andern scharf trenne, pflanzte sich auch in Amerika fort. Weniger stimmte jedoch die Erinnerung an die eigenen Leiden als ehemals Verfolgte die Eiferer zur Duldsamkeit als die baare Unmöglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Erst Jefferson und seine Freunde kamen zu der Überzeugung, daß eine herrschende Kirche vom Übel sei, und erst 1785 beschloß das episcopale Virginien: „Kein Mensch solle gezwungen werden, zu besuchen oder zu unterstützen irgend einen religiösen Gottesdienst, Kirche oder Priesterschaft; auch solle man Niemand deshalb an Leib oder Gut beunruhigen, zwingen oder belästigen, oder ihm wegen religiöser Meinungen und Glauben irgend Leids anthun." Jetzt ist dieser Grundsatz so weit in Fleisch und Blut der Na-

Digitized by Google

tion gedrungen, daß die Geistlichen der ehemals herrschenden Kirchen selbst behaupten: Unterstützung der Kirche durch den Staat erzeuge nur Neid und Herrschsucht, jedes Geben führe zum Beaufsichtigen und Zügeln, und in der Mehrheit der Sekten und Kirchen liege eine Bürgschaft für die Freiheit Aller.

Für ihre Kirchen haben die einzelnen Staaten weniger gesorgt als für ihre Schulen, eine natürliche Folge der vielen Sekten. Keine derselben darf gezwungen werden, zum Kirchenbau einer andern beizutragen. So sind denn oft die Gefängnisse, zu denen die Bekenner aller Confessionen beitragen müssen, Prachtgebäude im Verhältniß zu den Gotteshäusern. Über die Frommen, Bibel- und Missions-Gesellschaften sind die Urtheile in Amerika wie in Europa getheilt. Sehr bestritten wird namentlich, ob die Missionare den Indianern Segen oder Fluch gebracht. Heuchelei, Betrug und Entsittlichung sind die Folge, sagen die Einen, daß man den Kindern des Waldes das doctrinelle Christenthum beibrachte; und einige Verehrer des großen Geistes, die Christen geworden, klagen geradezu, daß sie dadurch ein uneiniges und zanksüchtiges Volk geworden. Hinsichtlich der Beschreibung der Sekten (43) und ihrer Geschichte verweisen wir auf das Werk selbst.

Über die Mormonen und Shakers, Verirrungen des Fanatismus, die in die finstersten Jahrhunderte des Aberglaubens und nicht in das unsere und einen freien intelligenten Staat zu gehören scheinen, finden wir bei andern Reisenden aufsuhrlichere Darstellungen; über die für Seele und Geist weit gefährlichere, weil anscheinend verninftigere, in den Cammeetings und den sogenannten Revivals oder Wiederbelebungen, läßt sich der Verf. weitläufiger und mit vollem sittlichem Ernste gegen sie ankämpfend aus. Es sind mörderische Versuche, Seele und Nerven in Trunkenheit zu versetzen, aus der häufig vollkommene Zerrüttung und Wahnsinn hervorgehen. Unter vielen Sekten sind Spaltungen und wieder Unterabtheilungen eingetreten, auch zeigen sich Tendenzen zu weitern Trennungen, ein Etwas, was nicht immer als ein Unglück zu betrachten ist. So hat sich z. B. die sehr mächtige, und der Herrschsucht nicht abgeneigte Methodistenpartei in zwei Hälften gespalten und ihre Kraft dadurch geschwächt. Wer sieht das Ende dieses Processes voraus, und welche höhere Einigkeit vielleicht als Ziel hinter diesen Zersplitterungen verbleibt. Wenn einige Geistliche und Gemeindeglieder, von ihrer Kirche ausgeschlossen, eine neue Kirche bilden und nun behaupten, ihre Kirche und ihr Glaube seien die allein wahren, zu der sich die Andern bekehren müßten, so klingt dies absurd, aber der Verf. hebt auch die andere Seite hervor: „Die Vielheit der aus freier Selbstbestimmung hervorwachsenden Sekten zeigt die Natur und den Werth der Persönlichkeit dieses Mikrokosmus; denn das wahrhaft unverwüstlich Christliche erleidet in den menschlichen Seelen eine zahllose Umgestaltung, unbeschadet der zum Grunde liegenden objectiven Wahrheit.“ Möge man das Weitere, was Raumer über die Unduldsamkeit sagt, beherzigen. Auch die Amerikaner sind erst zur Erhebung von dem äußern Zwange zur äußern Freiheit gediehen, noch aber nicht zur innern Erkenntniß einer innern Natürlichkeit und Nothwendigkeit der voneinander abweichenden Entwicklung. Möchten folgende Worte des Verf. mit goldenen Buchstaben über dem Portal jedes Cultusministeriums stehen: „So lange jede Sekte die andere blos duldet, strebt sie folgerecht nach ihrer Unterjochung. Nur die Unmöglichkeit hält davon ab, nicht die Erkenntniß und die Liebe.“ *) 7.

Henriette Hanke und die deutsche Idylle.

Durch deutsche Literatur und Kunst geht und ging zu aller Zeit ein Hang zur stillen Selbstbeschauung. Der Sag des alten Weisen: Mensch, erkenne dich selbst! ist in unserer Entwickelung zum unfreiwilligen Wahlspruch geworden. Keine andere Literatur hat so viele Monologe, so viel Einsiedelei des mit sich selbst verkehrenden Gedankens aufzuweisen. Diese Eigenthümlichkeit ist die Quelle unserer geistigen Tugenden und Schwächen. Sie färbt ganz besonders die dichterischen Erzeugnissen, deren Geburtsstätte das vorige Jahrhundert war. Zu den Schwächen dieser nationalen Eigenthümlichkeit gehört eine oft grenzenlose Weltentfremdung. Es ist nicht blos das Vorherrschen des lyrischen Elements, auch die reflexive Beschaulichkeit, was unsere Poesie charakterisirt. Auch wenn unsere Geister sich eine Zeit lang auf den Wogen des bewegten Lebens schaukelten, fast immer wurden sie erst poetisch regsam, wenn sie sich aus „all den verschlingenden Strudeln“ der Welt in die Stille des Herzens zurückflüchteten und „das da draußen“ als etwas Fremdes sich selbst überließen. Das Herz gestaltet sich den Kreis der Familie und so sind Familienlieb und -Leid das stehende Thema deutscher Poesie geworden. Wenn selbst unser Drama auf diesem Boden Fuß faßte, wie sollte unser Roman sich nicht gern auf das Gebiet beschränken! Und selbst wo ein großes Herz für Völkerglück und Unglück schlug, es hielt sich gern in der eingesperrten Stille eines kleinbürgerlichen Lebens. Ich habe für diesen Grundzug deutschen Wesens kein anderes Wort als idyllisch. An die arkadische Schäferwelt Gehner's will ich dabei nicht gedacht haben, wenn ich vom deutschen Hange, sich in sich selber einzuspinnen, sprach. Mich dünkt, auch Jean Paul habe in der großen Phantastik seiner ebenso gottesfüllten als weltentfremdeten Seelengemälde nichts Anderes als Idyllen gedichtet. Er hat Dessen auch gar kein Hehl und weiß selbst darum, daß er die großen Anschauungen seiner begeisterten Prophetie sich mitten in der Armseligkeit einer trödelhaften Schusterbude entwickeln läßt. Es ist idyllisch, sich die Welt von seinem Herzenspunkte aus zu construiren. Auch in der Poesie unserer Romantiker steckt eine völlige Verleugnung aller Wirklichkeit. Und ein Poet kommt immer nur so weit als seine Nation ihn bringt. Ob er auf dem Dorfe oder in großen Städten seine Anschauungen sammelt, ist gleich viel, wenn ihm der ganze Zuschnitt seines Zeitalters und seines Volks die Richtung gibt. Jean Paul hätte, auch wenn er große Weltstädte gesehen, sich nicht anders entwickeln können. Geht nicht selbst Lorenz Sterne, der uns eine sentimentale Reise beschreibt, in Paris nur seinen Idyllen nach? Sind wir nun jetzt in Deutschland, wo uns Weltzustände und Volksinteressen zu beschäftigen anfangen, dahin gekommen, das Wort Idylle blos für eine Schwäche, für einen Schimpf zu nehmen, den man nicht auf sich sitzen lassen mag?

Ein Freund der Romane von Henriette Hanke hat sich bitter beklagt, daß ich die Darstellungen dieser liebenswürdigen Schriftstellerin Idyllen nannte. Ich nannte sie so (s. Nr. 89 d. Bl.) in Ver-

*) Den dritten und letzten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

gleich mit den Romanen der Verf. von Gebrüder Kaste, die uns gern politische Weltbilder schildern möchte, aber vom alten Hange deutscher Empfindsamkeit getrieben immer wieder in einen thränenseligen Abgrund von bürgerlichen Haustreuden und -Leiden untertaucht oder uns die großen Tragödien des Weltschicksals in diesen Familienjammer verlegt. Mich dünkt, man könne auch noch heutzutage deutsche Idyllen liefern. Die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" sind doch in der That Idyllen. Und hat jener Freund der Hanke'schen Poesie, der die Bezeichnung Idylle fast für eine Beleidigung nimmt, keinen Sinn für die große Herzensenfamkeit Jean Paul's, Lorenz Sterne's? Diese Herzensenfamkeit mitten im Gericht der Welt ist aber idyllisch und deutsche Poesie wird sich das Element solcher Idylle nicht nehmen lassen, auch wenn sie jetzt endlich anfing, das Schicksal des Volks sich zum Thema zu stellen. Volk und Staat sind freilich noch immer sehr neue Begriffe für uns und die Poesie ist selten prophetisch, sie läuft meist den Ereignissen nach.

Jener Freund der Hanke'schen Romane deckt mit jedoch in Aeußerungen über die persönlichen Lebensverhältnisse seiner Dichterin Unrichtigkeiten auf und mein Pflichtgefühl reicht weit genug, meine falschen Angaben über Henriette Hanke hier zu berichtigen. Verleitet von Mittheilungen einer Person, die diese Schriftstellerin persönlich genau zu kennen vorgab, erzählte ich der Welt, Henriette Hanke's Vater sei Dorfprediger gewesen; sie selbst habe schon früh viele kleine Geschwister zu pflegen gehabt und einen Landpastor geheirathet; es sei erklärlich, wenn ihre Lebensblicke nicht über die Kirchhofsmauer hinausreichten. Guter, werther Freund der Hanke'schen Muse! reichen unsere Blicke überhaupt weiter als bis an die Kirchhofsmauer? Aber es beliebt es als unzweifelhaft, daß der Vater Henriette Hanke's Kaufmann war, und zwar ein nicht weniger wissenschaftlich als mercantil gebildeter Mann. Ihr Gatte, der vier Jahre nach der Ehe starb, war Hofprediger, nicht Landprediger, zu Dohrenfurth an der Oder, „einem Städtchen oder eigentlich Fleckchen, das einst allmächtigen Ministern von Schlesien, weiland Grafen von Hoym". Nicht fünf Geschwister, sondern ebenso viele Stiefkinder habe sie erzogen u. s. w. Das Alles, dünkt mich, thut dem Idyllischen keinen Abbruch. Aber sie habe, versichert jener Freund, niemals auf dem Lande gelebt, immer nur in Jauer, jene vier Jahre ausgenommen, wo sie in Dohrenfurth gewohnt. Was aber will Dohrenfurth, was will Jauer besagen, wenn man weiß, daß Yorick selbst in Paris, mitten im Gewühl der Welt, seine sentimentale Idylle von der Fille de chambre schrieb? Man braucht sich für Idyllen, auch der derflichen, nicht zu schämen. Zur Steuer unrichtiger Angaben, aber auch zur Steuer der falschen Begriffe von dem Idyllischen sei dies hier beigebracht.

F. G. Kühne.

Bibliographie.

Andreä, F. C., Die Todten-Gebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. Leipzig, F. Fleischer. 1846. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bohagel, J. P., Das Familienleben nach Sophocles. Ein Beitrag zur sittlichen Würdigung dieses Dichters. Mannheim 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Beranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von A. v. Chamisso und F. Freih. Gaudy. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder Verzeichniß der von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des Jahres 1845 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und anderer zur schönen Literatur gehörigen Werke, sowie der deutschen Übersetzungen poetischer Werke aus lebenden fremden Sprachen. Herausgegeben von W. Engelmann. 2ter Band. (Die Literatur von der Mitte des Jahres 1836 bis zur Mitte des Jahres 1845.) Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dahlmann, F. C., Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerhard, E., Über Venusidole. Eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Berlin, Besser. Gr. 4. 20 Ngr.

Gutzkow's, K., Dramatische Werke. 1ster Band. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Lercé. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, M., Reich und Schwert. Dichtungen. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Lercé. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hermann, K. F., Zur Rechtfertigung der Aechtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. Iste Abtheilung. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 15 Ngr.

Holland, L., Tagebuch über eine mit besonderer Beziehung auf Landwirthschaft unternommene Reise durch Bayern, Sachsen-Altenburg, Königreich Sachsen, Böhmen, Mähren und Öftreich. Reutlingen, Fleischer. Gr. 12. 18½ Ngr.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von K. A. Müller. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde, herausgegeben von C. Lebrun. 1ster Jahrgang. Neue Auflage. Mit Biographien und Facsimiles. Hamburg, Schuberth und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Jesuiten in England und Österreich. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lenz, J. M. R., Der verwundete Bräutigam. Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben von K. L. Blum. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 15 Ngr.

Manastein, H. F., Geschichte, Geist und Ausübung des Gesanges von Gregor dem Grossen bis auf unsere Zeit. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Martineau, Mrs. H., Die Ansiedler im eigenen Hause. Herausgegeben von W. Häring (W. Alexis.) Berlin, Buchhandlung des Lesevereins. 1846. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meltenburg, C., Die Sphinx. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Brauns. 8. 2 Thlr.

Phantasie-Bilder eines Blinden. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Newerofft, C., Die Abenteuer eines Auswanderers. Erzählungen aus den Colonien von Van-Diemens-Land. Aus dem Englischen von J. Meyer-Bücher. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. Kl. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schreiber, C., Ottilia, die Bergmannsbraut. Ein poetisches Gemälde aus der Zeit des Mittelalters. Eisleben, Reinhardt. 8. 10 Ngr.

Schweizer, C. F. Freih. v., Gedichte. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Seßmann, Wilhelmine, Die letzten Tudors auf dem Throne von England. Geschichtlicher Roman. 1ster und 2ter Band, jeder in zwei Theilen. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 12. 4 Thlr.

Sporschil, J., Feldzug der Engländer, Spanier und Portugiesen gegen die französischen Armeen der Pyrenäen und von Aragonien im Jahre 1814. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. Lex.-8. 24 Ngr.

— — Feldzug der Österreicher gegen Joachim Murat im Jahre 1815. Braunschweig, Westermann. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde. Herausgegeben von D. v. Corvin-Wiersbitzki. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Teubner. 1846. Gr. 16. 1 Thlr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1846. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit acht Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Theremin, F., Abendstunden. Zte bedeutend vermehrte Ausgabe in einem Bande. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 289. — 16. October 1845.

Ästhetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit. Dargestellt von Theodor Mundt. Berlin, Simion. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Gang, den die Einleitung zu dieser Ästhetik nimmt, ist folgender. Die Erkenntniß ist in unserer Zeit reif geworden, daß die Freiheit nicht blos für die Reichen und Bevorrechteten ist, sondern daß auch die Armen und Unglücklichen, die Jesus selig gepriesen, das Recht haben, frei zu werden, das heißt aufgenommen zu werden in „die Gemeinschaft der berechtigten Wirklichkeit". In dieser neuen Erkenntniß drängt es uns, Den, der den Geist erlöst hat, auch als des Leibes Erlöser zu schauen. So bildet sich das Christenthum einem neuen Weltalter der Freiheit zu, in welchem die seit so lange vom Genuß geschiedene Arbeit sich mit diesem wieder vermählen und eben dadurch ein künstlerisches Leben der Völker herbeiführen wird, und wie das Christenthum verkündigt hat, daß alle Menschen zur Glückseligkeit bestimmt sind, so muß neben der Freiheit auch die Schönheit sich als der wahre Lebensglanz erkennen lassen, der von der christlichen Einigung göttlicher und menschlicher Natur ausgeflossen ist; und die Wissenschaft der Ästhetik hat keine andere Aufgabe als „die Erlösung aller unserer Zustände zur Schönheit auf den wahrhaft menschlichen Schaffenstrieb zu begründen, der aus der innern Nothwendigkeit des Geistes heraus das Schöne zu gestalten hat". Nun ist das Streben und das Charakteristische unserer Zeit dies, aus der ehemaligen Transcendenz, wonach alles Glück und alle Freiheit an ein unerreichbares jenseitiges Ideal überlassen blieb, herauszukommen, und zur Immanenz, d. h. zu demjenigen Dasein zu gelangen, in welchem die Trennung von Idee und Wirklichkeit aufgehoben und die Göttlichkeit des Diesseit erkannt ist. Logisch sei dieser Proceß bereits durch die Philosophie unserer Tage vollbracht worden, die aber dabei in einen Grundirrthum gefallen sei, und überdies auch auf das Leben der Völker nicht die erforderliche einwirkende Kraft besitze. Die wahre Verkündigerin der Gottlichkeit des Wirklichen sei die Kunst; in ihr offenbare sich die Einheit des Bewußtseins und seiner Form, der Idee und der Gestalt, der Freiheit des schaffenden Willens und der Schönheit und Wahrheit des aus ihm hervorgegangenen Organismus. Daher also finde sich das Gesetz der Immanenz schon im Kunstwerk verkörpert, in ihm der alte Fluch der Materie gelöst, und mit dem Eintritt in die Kunstsphäre gelange man in dasjenige Gebiet, worin uns die Anschauung des Einen, das uns in allen heutigen Lebenszuständen noth thue, herzstärkend ergreifen und Alles uns entgegentreten werde, worauf die Gedanken und Wünsche der gesammten Gegenwart gerichtet sind. Daß die Kunst wesentlich nur ein Interesse des Vergnügens sei, gereiche ihr nicht zum Vorwurf, denn das Vergnügen sei etwas für die ganze Menschheit Nothwendiges, die wahre Muse des Menschengeschlechts, ein Allerheiligstes der Geschichte darstellend, zu welchem die blutlose Frömmigkeit der Zeit erst dann Zutritt erhalten könne, wenn sie in der lebendigen Wirklichkeit selbst den Gott gefunden. Die heutige Vergnügungssucht sei Drang nach Glück und von diesem mit fortgerissen werde der Staat sich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke sei und werde Alles schön. Die heutige Ästhetik sei demnach Glückseligkeitslehre, zwar nicht jenes veralteten subjectivmoralischen Glücks, sondern einer Glückseligkeit, die aus dem Selbstbewußtsein entspringe, das, als schöpferisch, Quell der Kunst ist. Erkenntniß des menschlichen Selbstbewußtseins in der Form der Kunst ist Ästhetik.

Nach einer solchen Einleitung muß der Leser nothwendig erwarten, eine socialistische Ästhetik zu erhalten; leider aber sieht er sich getäuscht. Es geht mit der Ästhetik des Verf. wie mit vielen naturwissenschaftlichen Lehrbüchern, deren Einleitung in großer Anlage und mit mächtigem Anlauf das Verhältniß der Natur zum Geiste, zur Geschichte, zur Religion, zu Gott zu entwickeln beginnt und alle Erscheinungen in diesem Verhältniß aufzuzeigen verspricht; fängt dann das Buch selbst an, so werden Steine, Pflanzen, Thiere in ganz gewöhnlicher Weise beschrieben, Schwere, Licht, Magnetismus nach ganz empirischer Art abgehandelt, die hohe Weihe des Eingangs ist verschwunden, das wissenschaftliche Pathos jener Ankündigung heiseite geschoben. Doch wird es nöthig sein, auf diese Einleitung unserer Ästhetik, da in ihr allein das etwa Eigenthümliche derselben liegt, näher einzugehen. Bekanntlich war es Schiller, welcher den Gedanken, daß, um das politische Problem

Digitized by Google

zu lösen, man durch das ästhetische den Weg nehmen müsse, weil es die Schönheit sei, durch die man zur Freiheit wandere, zuerst unter uns entwickelt hat. Er schrieb zu einer Zeit, da die französische Revolution alle Geister und Gemüther einnahm, und indem er sah, daß der Übergang vom Naturstaat zum freien vernünftigen Staat, für welchen der günstige geschichtliche Augenblick gekommen schien, an dem Mangel der moralischen Bedingungen des Gelingens scheiterte, warf er sich die Frage auf, wie im Menschengeschlechte dieser Mangel, dieses Hinderniß der Freiheit gehoben werden könne, und beantwortete sie auf eine seines großen und edeln Geistes würdige Weise. Er fand nämlich, daß diese Umwandlung des einen Staats in den andern davon abhänge, den natürlichen Staat zum Aufgeben seiner Willkür, das vernünftige Individuum aber zur Beschränkung seiner unbedingten Freiheit zu vermögen und auf diesem Wege ein Drittes, einen Zustand herbeizuführen, in welchem einerseits ebenso die moralische von der Vernunft gesonderte Einheit, als andererseits die individuelle von der Natur gefoderte Mannichfaltigkeit gerettet, und so die erstrebte Totalität gefunden würde. Jenes ist der Weg, dieses das Ziel; welches und wo sind die Mittel? Ist es die Kraft? Nein, denn diese kommt dem Naturstaat zu, der ja eben aufgehoben werden soll. Die Vernunft? Auch nicht, denn es handelt sich nicht um vernünftige formelle Erkenntniß, sondern um erscheinende Vernunft; das Individuum soll mit der Sicherheit der Natur sittlich handeln, d. h. seine Sittlichkeit soll mit seinen Trieben in Übereinstimmung kommen, damit es selbst Staat werden, sich zum Staat veredeln könne. Also, sagt Schiller, muß das Empfindungsvermögen ausgebildet werden; dies ist das richtige, aus der Natur des Zweckes sich ergebende Mittel; ästhetische Erziehung; sie nimmt den Weg durch das Herz zum Kopfe, führt durch Besserung des Charakters zu der des politischen Lebens; und weil die Schönheit die Denkkräfte in Freiheit setzt, sobald sie nach ihren Gesetzen sich äußern können, so ist sie fähig, den Menschen von Empfindungen zu Gesetzen und aus einem beschränkten in ein absolutes Dasein zu führen.

Historisch war dies nicht der Weg, den die Völker genommen haben; noch ist kein Volk durch die Schönheit zur Freiheit gelangt, und Schiller hat sich diesen Einwurf selbst gemacht, seltsamer-, ja unbegreiflicherweise aber ihn so beseitigt, daß er sagte, die Schönheit, von der er rede, sei nicht die, welche in der Geschichte aufgetreten, während doch zu erwarten war, daß er dies von der Freiheit und nicht von der Schönheit sagen würde. Denn wenn Jemand behauptete, daß in der Geschichte die Freiheit noch nie und nirgend erschienen, so würde er schwer zu widerlegen sein. Der Gedanke Schiller's ist unfruchtbar geblieben und mußte es bleiben, was hier nicht näher nachgewiesen werden kann; der Verf. nun hat ihn zwar aufnehmen, fortführen, zeitgerecht machen wollen, statt dessen aber ihn durchaus entstellt, vergriffen, gemißbraucht. Immer und immer müssen wir zu hören bekommen, daß das Charakteristische unserer Zeit in dem Bestreben liege, aus der Transscendenz, die alles Gute einem unerreichbaren Jenseit zuweist, herauszukommen. Der größte Gedanke unserer Zeit ist, nach dem Verf., daß „die innere Welt äußere werden soll; daß sie sich eben damit dem Gesetz der Schönheit überliefert habe, in deren höherer Unmittelbarkeit das Innere zugleich Äußeres geworden". In der That, wer unsere Literatur von diesem unaufhörlich sich wiederholenden Geschwätz über diese sogenannte Immanenz unserer Zeit befreite, wäre ein großer Wohlthäter zu nennen. Es hat niemals eine Zeit gegeben und niemals eine geben können, die ein anderes Bestreben gehabt als dem innerlich Erkannten, dem für wahr, für recht, für wünschenswerth, für heilig Erachteten äußerliche Realität zu geben. Die ganze erkennbare Geschichte hat nur diesen und keinen andern Inhalt. Sklaven die ihre Ketten sprengen, Völker die sich empören, Bauern die Krieg gegen die Gesellschaft führen, Sekten die sich von der Kirche lostreißen und nach eigenem Satzungen constituiren, die Kirche selbst in ihrer Ausbreitung und ihren Kämpfen, Nationen welche erobernd über den Erdboden hinziehen, Parteien die sich in den Staaten bekämpfen, kurz Alles und Jedes, Große und Kleines, wovon die Geschichte voll ist, hat nichts Anderes als eben den Willen, die äußere Welt der innern, gedachten, gemäß zu machen, zur treibenden Macht gehabt. Was aber näher die Immanenz betrifft, welche als anerkannte Göttlichkeit des Diesseits definirt wird, so ist sie wenn man statt Diesseit die Erde setzt der Gedanke, in welchem das ganze Alterthum gelebt hat; ihm war die Welt göttlich, weil die Göttlichkeit die es erkannte nicht Anderes und Höheres war als Welt. Diese Art der Immanenz, das sogenannte neuerfundene Lebensgesetz, ist also so wenig etwas Neues, daß man sie weit eher etwas Uraltes nennen kann. Wir, die Neuern, indem wir das Wort diesseit sagen, sprechen eben damit einen Gegensatz aus, der, wenn es selbst möglich wäre, ihn religiös und wissenschaftlich fortaufschaffen, doch unvertilgbar in unserm Gewissen bliebe. Keine Weisheit ist populairer, keine Überzeugung weiter selbst bis in die untersten Bildungsstufen verbreitet, keine Lehre durchdringt tiefer die Geister und wurzelt fester in den Gemüthern als die der nothwendigen Unvollkommenheit und unüberwindlichen Mangelhaftigkeit dieses Diesseits. Und kämen tausend Rhetoren, zu beweisen und zu versichern, daß aller bisherige Jenseitsglaube Täuschung gewesen sei, daß wir uns im Falle befunden hätten, den Himmel vor lauter Erde nicht zu sehen wie den Wald nicht vor Bäumen, und daß der gepriesene selige Himmel nichts Anderes sei als unsere liebe Erde selbst, ihre Weisheit würde heute und immerdar vor dem gesunden Sinn und Gemüth der Völker zu Thorheit werden. Die Lobredner unserer Zeit haben recht; unsere Zeit ist bedeutend, und daß sie es ist, dafür enthält die Größe der Verirrungen und des Unsinns, den sie hervorbringt, nicht den schlechtesten Beweis, denn diese Größe ist eins der Symptome der Energie ihrer geistigen Anstrengungen. Wem die

Digitized by Google

Schicksale der Lehren und Meinungen in der Welt nicht unbekannt sind, der wird über den Weg, welchen die Resultate der neuesten deutschen Philosophie in unsern Tagen genommen haben, nicht in Verwunderung gerathen sein. Indem diese Philosophie den großen und tiefen Satz aussprach, daß der Menschengeist die Objectivität sei, in welcher der absolute Geist als unendliche sich auf sich beziehende Negativität zum Bewußtsein seiner gelange, so war es offenbar, daß sie damit ein endloses Reich des Missverstandes und blödsinniger Wissenschaft eröffnet haben werde. Doch beheiten anfänglich die durch jenen Satz hervorgerufenen Irthümer, die meist auf eine Identificirung des absoluten und des endlichen Geistes hinausliefen, das Respectable, daß sie immer doch eine Verbindung mit der Wissenschaft selbst bewahrten und sich als deren Auswüchse nachweisen ließen, indem man sehr wohl den wissenschaftlichen Punkt erkennen konnte, von welchem aus sie abweichend den richtigen Weg verlassen hatten. Nun aber kam der Socialismus aus Frankreich zu uns herüber, und indem es sogleich geschah, daß dies schwer zu handhabende System, das zu seiner richtigen Auffassung einen scharf unterscheidenden Verstand und eine mit den politischen und staatswissenschaftlichen Verhältnissen genau vertraute Einsicht erfodert, sich bei uns mit jenen philosophischen Auswüchsen verband, so konnte es nicht fehlen, daß aus dieser Verschmelzung die ungeheuersten Missgeburten zu Tage kamen. Der Boden der Wissenschaft ward sofort ganz verlassen, und was nun als Ergebniß des modernen Gedankens gepriesen und wofür die gegenwärtige Zeit stolz über alle vergangene Zeiten hinausgehoben wird, das sind Ansichten, welche sich von denen der gemeinsten und rohesten Lebensauffassung durch nichts als höchstens eine vornehmer klingende Ausdrucksweise unterscheiden. Nein, jene vielgerühmte Immanenz ist nicht die Weisheit unserer Zeit, sondern nur die einiger Bücherschreiber. Was an diesem Gedanken das Wahre ist, dies zu finden, systematisch zu begründen und darzustellen, ist zu allen Zeiten das Geschäft der Philosophie gewesen, ja man kann sagen, daß sie niemals ein anderes gehabt habe als eben Gott im Universum zu erkennen, und aller in der Geschichte erschienene Pantheismus ist nur die absolut einseitige Form dieser Erkenntniß; er ist entweder Atomismus oder Atheismus, und was heutzutage von Jenen geächtet wird, könnte ebensalls unter eine dieser beiden Formen begriffen werden, wenn nicht die Niedrigkeit der Gestalt, in welcher diese angebliche Neuweisheit auftritt, sie außerhalb aller wissenschaftlichen Kategorien setzte. Welches ist der sicherste, schnellste und angenehmste Weg, dem rohen Haufen aus jenem veralteten Transscendenzglauben herauszuhelfen und seine Blicke von dem erträumten und gehofften Jenseits auf das selige Diesseits zu lenken? Das beste Mittel offenbar ist, ihm zu zeigen, daß dieses Diesseits ein handgreifliches Allerheiligstes in sich schließe, das auch für den gemeinsten Sinn nichts Geheimnißvolles habe. Dies Allerheiligste ist „das Vergnügen"; ferner, daß dies Diesseits auch handgreifliche Freiheit in sich trage. Diese Freiheit ist, was „die Reichen und Bevorrechteten" besitzen, und was alle „die Armen und Unglücklichen" von Jenen nur holen dürfen. Diese Bewandniß also hat es mit der diesseitigen Göttlichkeit. Wenn erst Alle ihre Vergnügungssucht, die nichts Anderes sei als „Drang nach Glück", befriedigt, wenn erst Alle auf diese Weise sich glücklich gemacht haben werden, dann werde der Staat, von diesem Glücksstrom „mitfortgerissen", sich „der Schönheit öffnen", denn unter einem glücklichen Volke werde Alles schön. Diese Herren haben wol einmal läuten hören, ohne aber zu wissen wo es läutet noch was es bedeutet; da es ihnen aber gefiel und sie gern auch ihrerseits läuten mochten, aus sich selbst aber nicht im Stande waren, einen klingenden Ton hervorzubringen, so blieb ihnen kaum etwas Anderes übrig als sich eine Kappe mit Schellen aufzusetzen und damit umherzuspringen; so machen sie denn auf ihre Weise Musik mit. Vergnügen, Genuß, Glück, Leben, das sind die einzelnen Töne der Musik. Aber, ihr Herren, nicht den Genuß, sondern die Arbeit allgemein zu machen, ist der Gedanke und die Aufgabe der Zeit.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pietist. Ein religiöser Zeitroman in 16 Tracten von Jean Paul. In dessen Nachlaß vorgefunden. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was zunächst das Verhältniß dieses „Pietisten" zu Jean Paul betrifft, so besteht dasselbe natürlich nur in einer müßigen Fiction der Verf., welcher im Vor- und Nachbericht unmaskirt hervortritt, ist C. Göhring, manchem Leser d. Bl. wohl bekannt durch sein inhaltreiches und nicht uninteressantes, aber mit affectirter Rohheit geschriebenes Buch „Warschau, eine russische Hauptstadt". Ob es blos kaune oder eine besondere Verehrung Jean Paul's ist, die Hrn. Göhring bewogen hat, diese Maske vorzunehmen, erfahren wir nicht, es gilt aber von diesem wie von den meisten ähnlichen Versuchen das vielangewandte Wort: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt" u. s. w., d. h. Hr. Göhring hat die stilistischen Eigenthümlichkeiten seines Vorbildes mit ganz leidlichem Geschick nachgeahmt, aber weder von der Anlage eines Jean Paul'schen Romans noch weit weniger von dem Geiste, der in diesem lebt, von dem Wesen des Jean Paul'schen Humors ist irgend etwas auf seinen Jünger übergegangen. In Jean Paul's Romanen ist Alles vermaßen innerlichstes Leben, gehen alle Entwicklungen so ausschließlich in der Gemüthswelt vor sich, wird alle irdische Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit so ganz bei Seite geschoben, daß man daran nicht immer mit Unrecht einen Tadel hergeleitet hat: bei Hrn. Göhring dagegen sind es lauter äußerliche Einwirkungen und Einflüsse des Zufalls, die seine Personen in Bewegung setzen und einen endlichen Abschluß zu Wege bringen. So kann also Ref. durchaus keinen billigen Grund einsehen, weshalb der edle Jean Paul seinen Namen auf dem Titel dieses Buchs hat müssen auffrischen lassen.

Was nun den Inhalt des „Pietisten" betrifft, so ist der Stoff desselben ebenso viel oder so wenig werth als in hundert ähnlichen Arbeiten der Seminarrevieter und Geheimeoberschulcollegiencommissionsrath Kurel verbindet mit der allerschlechtesten Sorte von Frömmelei ein sehr lebhaftes Verlangen nach

Digitized by Google

der Oberhofpredigerstelle seines Vaterlandes, unternimmt deshalb eine Reise in die fürstliche Sommerresidenz, verfehlt zwar diesen seinen Hauptzweck, verlobt aber dafür nach anfänglicher Weigerung und später erlangter besserer Einsicht sein holdseliges Töchterlein, welches freilich bei Licht besehen seine Tochter nicht ist, mit einem sehr würdigen jungen Theologen, der zwar ein Rationalist von reinem Wasser, aber dafür auch der Busenfreund seines Fürsten ist. Daß bei diesem Zusammenhange der Dinge eine Menge psychologischer Unwahrheiten unterlaufen, will ich weiter nicht berühren, sondern lieber anerkennen, daß manche einzelne Scene ganz lesbar dargestellt, daß namentlich der Charakter der Frau Seminardirectorin nicht ohne Verständniß schwieriger Seelenzustände mit sichtlicher Liebe gezeichnet ist.

Die Hauptsache bei dem „Pietisten" ist aber offenbar nicht der ziemlich dürftige und gewöhnliche stoffliche Gehalt, sondern die schon auf dem Titel angedeutete Tendenz, die Bekämpfung des Pietismus. Von dieser Seite aber ist Hrn. Göhring's Arbeit durch und durch mislungen, weil er sich nicht über die alleräußerlichste Auffassung seines Gegenstandes zu erheben vermocht hat; nur Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten werden nicht sowol bekämpft als lächerlich gemacht. Der Pietismus wird eben nur als ein Aushängeschild Dessen, der ihn zur Schau trägt, behandelt; nun ist es leider wahr genug, daß das Verhältniß in vielen Fällen von der hier behandelten Art ist, immer aber steht es doch nicht so. Wer also den Pietismus bekämpfen will, muß sich nicht an seine schlechtesten und verächtlichsten Vertreter halten, sonst muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er entweder mit zu leichten oder gar, daß er mit unredlichen Waffen ficht; ein solcher Vorwurf aber, den Gegnern des Pietismus mit irgend einigem Scheine des Rechts gemacht, kann nur der guten Sache schaden; der wahre Freund des Lichts und der Freiheit muß den Pietismus von seiner besten, edelsten Seite fassen und so, auf dessen innere, geistige Substanz eingehend, seine innere Unhaltbarkeit und Verkehrtheit darthun. Deshalb kann man nur wünschen, daß so seichte, rein äußerliche Angriffe, wie sie Hrn. Göhring's „Pietist" enthält, künftig unterbleiben mögen. 47.

Literarische Notiz aus England.

Zur Geschichte der englischen Bühne.

Ein wichtiges Werk für die Geschichte der englischen Bühne hat die in dieser Hinsicht unermüdliche Shakspeare society wieder in dem „Diary of Philip Henslowe, printed from the original Ms. at Dulwich College" herausgeben lassen. Schon Malone, der bekannte Herausgeber des großen britischen Dichters, hatte das Vorhandensein dieses Tagebuchs in Dulwich-College in Erfahrung gebracht und dasselbe bei seiner Arbeit benutzt, aber so unvollständig und ungenau, daß eine völlige Veröffentlichung dieser Urkunde höchst noth that. Der jetzige Herausgeber, J. Payne Collier, war dieser Aufgabe ganz gewachsen. Leider mußte er aber selbst erklären, daß die Handschrift nicht mehr in dem Zustande vorhanden, in welchem sie sich befand, als sie einst Malone in Händen hatte. „Diese Thatsache", bemerkt Collier, „erhellt daraus, daß Malone lange und merkwürdige Stellen aus Theilen derselben anführt, die sich jetzt im Manuscript nicht mehr vorfinden." Der Verf. dieses größtentheils eigenhändig niedergeschriebenen Tagebuchs war ein wie es scheint in alle Sättel gerechter Bursche, er war londoner Bürger, Sporer und Färber, Aufseher über den Bärengarten König Jakob's I., Tafeldecker im Dienste Sr. Maj., Eigenthümer des Rosentheaters in Southwark, mit seinem Stiefsohn Alleyn, dem »berüchtigten Red Alleyn«, als Lostheilhaber beim Fortunatheater in Goldinglane betheiligt, ein Speculant und Trödler in alten und neuen Stücken, mit oder ohne glänzende Zugaben (adycions), in Schauspielereffecten, in feuerfarbenen und dunkelrothen Mänteln, ein Pfandleiher für Dichter und Schauspieler, die sich in Noth befanden und nicht die Mittel besaßen, sich ihren Rollen gemäß zu kleiden, mit einem Worte ein wahrer Proteus und Schatzkasten für Histrionen und Poeten. Sein Tagebuch bildet einen in Pergament gebundenen Folioband von beträchtlicher Dicke, der ursprünglich von den Jahren 1576—86 zum Eintragen der mit dem Fällen, dem Verkauf und Verbrauch des Holzes im Ashdowe-Forst in Sussex in Beziehung stehenden Rechnungen benutzt wurde. Henslowe, der wahrscheinlich in jener Gegend mit seiner Familie sich früher aufgehalten, benutzte die hintern nicht beschriebenen Blattseiten dieser Strazze, wie die noch ganz leeren Blätter darin, um die Geschäfte einzutragen, welche er in der Folge bei seinen vielgestaltigen Unternehmungen abzumachen hatte. Der Mann war ein schlechter Schriftsteller, seine Rechtschreibung ist der Art, daß selbst sein Herausgeber in Verlegenheit scheint, seine Ausdrücke zu enträthseln, um so mehr, als Alles pêle-mêle durcheinander geht; da findet man in buntem Gemisch Anordnungen über die Darstellungen einzelner Stücke, Preise für bezahlte dramatische Dichtungen, Darlehen und Vorschüsse, Bescheinigungen über Zurückzahlungen, Nativitätsberechnungen, ärztliche Recepte und Besprechungen u. Aber in vieler Rücksicht ist diese Handschrift von großem Werthe. Man erfährt, daß Stücke mit demselben Titel wie diejenigen, deren Verfasser Shakspeare unbestreitbar ist, von Dichtern, die vor ihm lebten, zur Aufführung gekommen; ferner erfährt man daraus, welchen Ehrensold damals dramatische Dichtungen von den Theatereigenthümern erhielten. Der höchste Preis, den Henslowe zahlte, war 11 Pf. St., welche Summe Ben Jonson und Dekker für ihren „Page of Plymouth" erhielten. 12.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von J. Voigt. — II. Graf Kael Friedrich Reinhard. Von G. E. Guhrauer. — III. Schloß und Schule von Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich. Von E. Kolloff. — IV. Geschichte der Law'schen Finanzoperation während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich. Von A. Kurtzel. — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von K. Hagen.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.**, der erste bis fünfte Jahrgang zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 290. — 17. October 1845.

Ästhetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit. Dargestellt von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 289.)

Welcher Beruf nun der Kunst in diesem neuen Weltsysteme vom Verf. zuertheilt werde, ist aus seinem Buche nicht zu entnehmen. Zwar da er äußert, daß die Kunst „die Anschauung des Einen, das uns in allen heutigen Lebenszuständen noth thue", gewähren und daß in ihr uns Alles entgegentreten „werde", worauf „die Wünsche der gesammten Gegenwart gerichtet sind", so möchte man daraus schließen, daß er nach Schiller die Kunst als Erziehungsmittel zu einem vernünftigen Dasein machen und einrichten will. Aber das kann seine Meinung nicht sein, da er vielmehr ausspricht, es handle sich jetzt gar nicht um Vernünftigkeit, wir seien vielmehr schon „viel zu vernünftig". Es gibt Leser, die in Folge eines solch unüberlegten und abverwigen Wortes das Buch aus der Hand legen. Kann man ihnen Unrecht geben? Aber solche Äußerungen charakterisiren gegenwärtig eine große, der Masse nach nicht unbeträchtliche Partie unserer Literatur. Die Kunst also, Offenbarung der Einheit von Wesen und Form, von Idee und sinnlicher Gestalt, sei die wahre Verkünderin der Göttlichkeit des Wirklichen und an ihr können und sollen die Völker jene Immanenz begreifen und empfinden lernen. Wenn aber die Kunst irgend etwas bewerst, so ist es, daß es eben des Könnens bedarf, um das Sinnliche und Wirkliche göttlich zu machen, daß dieses Sinnliche überall nachgeschaffen und in eine andere Sphäre gehoben, dieser andern ideellen Sphäre productiv eingebildet werden muß, um als Göttliches zu erscheinen. Darum eben ist sie Kunst. Soll demnach jene Beziehung der Kunst zu den Völkern überhaupt irgend einen Sinn haben, so kann es nur der sein, daß das Volk selbst Künstler werde, um durch den genannten ideellen Proceß alles Wirkliche, das Diesseits, in ein Göttliches verwandeln zu können. Diese Lehre würde dann socialistische Ästhetik sein, und eine solche würde ganz eigentlich nachzuweisen haben, wie die Materie durch schöpferisches Gestalten und künstlerische Behandlung heilig werden, wie die Arbeit in Genuß und die Nothwendigkeit materiellen Thuns in Freiheit verwandelt werden könne. Müßte man eine solche Ästhetik auch den größten Verirrungen beizählen, so würde sie doch jedenfalls den Vorzug eines consequent aus einem ursprünglich schiefen und verkehrten Gedanken hervorgegangenen Products haben, und überdies den immer zu schätzenden Vortheil einer belustigenden und unterhaltenden Lecture gewähren.

Die Definition des Schönen entnimmt der Verf. der Hegel'schen Ästhetik; danach ist es denn „das höchste Scheinen der Wirklichkeit, das Scheinen und Durchleuchtetwerden der Wirklichkeit von der Idee". Doch anderwärts definirt er das Schöne auch nach eigener Weise als „Idealismus der Unmittelbarkeit". Das Unmittelbare, sagt er, habe Hegel mit dem schlechten Endlichen verwechselt!

Das unmittelbare Leben ist das sich vollbringende göttliche Leben der Wirklichkeit. Die Unmittelbarkeit ist die That der Gottheit selbst, ihrer Verwirklichung . . . An der Begründung der Idee der Unmittelbarkeit hat es allen bisherigen Kunstlehren gefehlt. Es ist die große Aufgabe unserer Zeit, die Philosophie der Unmittelbarkeit zu finden und darin die echte Philosophie der That in das schwankende Herz der heutigen Menschheit zu pflanzen. Die echte Vermittelung muß immer wieder zur Unmittelbarkeit übergehen .... jede gewaltsame und durch Umwälzungen erworbene Erkenntniß wieder unmittelbar zu machen, d. h. hineinzugestalten in den Lebensproceß der Wirklichkeit, dies ist der eigentliche Bewegungspunkt jeder Zeit, auf dem sich ihr Schicksal entscheidet.

Für Solche, welche von Philosophie überhaupt, und von Hegel'scher Philosophie insbesondere auch nur einige Kunde haben, bedarf es keines Wortes zur Aufdeckung des eben aufgeschriebenen Gedankenwirrwarrs. Für Andere sei ein Citat aus Hegel hiethergesetzt; es genügt, das erste beste Buch von Hegel aufzuschlagen, denn da die Bestimmungen von Unmittelbarkeit und Vermittelung Hauptbestimmungen seiner Philosophie sind, so findet sich Auskunft überall.

Endliche Dinge sind dies, daß sie vermittelt sind .... Alles was existirt, zunächst das Endliche, da es zu seinem Sein ein Anderes nöthig hat, insofern ist es vermittelt .... Wenn wir uns nur äußerlicher Weise verhalten, so gibt es gar nichts Unmittelbares, es ist nichts, dem zukäme nur die Bestimmung der Unmittelbarkeit mit Ausschließung der Bestimmung der Vermittelung, sondern was unmittelbar ist, ist ebenso vermittelt und die Unmittelbarkeit ist wesentlich selbst vermittelt.

Sieht man nun oben, daß der Verf. äußert „die echte (!) Vermittelung muß immer wieder zur Unmittelbarkeit übergehen", so ist offenbar, daß er selbst nichts

Digitized by Google

Anderes als eine solche vermittelte Unmittelbarkeit unklar in seiner Vorstellung hat. Aber man muß diese Dinge nicht zu ernst nehmen, und würde unrecht haben, sich durch den philosophischen Laut aller dieser Worte verleiten zu lassen, mit dem Verf. philosophisch zu rechten. Denn man höre, was er sich überhaupt unter Unmittelbarkeit denkt. Er tadelt jenen alten Maler, der den einäugigen macedonischen König im Profil malte und so diesen Mangel dem Anblick entzog; dieser Maler, sagt der Verf., verfuhr wie eine Staatszeitung, welche die Handlungen der Regierung immer nur von einer Seite darstellt; er hätte, sagt er, den König auch einäugig darstellen sollen, und das ideale königliche Lebensbild, dem kein endlicher Widerspruch etwas anzuhaben vermag, hervorzaubern, oder resultiren müssen, wenn der König auch als König einäugig gewesen; denn „die Unmittelbarkeit soll nicht durch Handstreiche corrigirt werden". Man sieht, die Einäugigkeit des Königs ist dem Verf. das Unmittelbare; das Profil des Königs aber (das der Maler malte) ist nicht unmittelbar. In diese Unmittelbarkeit verlangt nun der Verf., daß „die heutige Welt hineinabsteigen soll, gesund zu werden; in diesen Quell soll sie all ihr Wissen und Glauben, die Kolosse ihrer Gelehrsamkeit, die Ruinen ihrer Systeme, das sauere Gepäck ihrer Traditionen hineinstürzen". Wenn Hegel diese Unmittelbarkeit mit der schlechten, ja sogar mit der allerschlechtesten Endlichkeit verwechselt hat, wie dies ihm oben vorgeworfen wird, so muß jeder Billige das verzeihlich finden. Wie Hegel, so wird auch Schelling in die Schule genommen, in folgendem Satze, dessen Sinn vielleicht ein oder der andere Leser zu fassen im Stande ist:

Da das absolut Unmittelbare, das in der Schönheit zur Erscheinung kommt, auch stoffartig gar nichts Bewußtloses an sich hat, sondern das gestaltete Bild der göttlichen Lebensein heit ist, in welcher das Bewußtsein als die treibende Lebenskraft in der Wirklichkeit selbst gesehen wird, so ist das Schöne die Unendlichkeit der Unmittelbarkeit, und nicht wie Schelling will, die Einheit des Bewußten und Unbewußten.

Beide Philosophen mögen bei Immanuel Kant Trost suchen. Von diesem sagt der Verf.:

Man weiß, daß Kant, wenn er vom Schönen spricht, meist an schöne goldene Dosen, schöne Ringe, schöne für einen königsberger Professor seiner Zeit sich ziemende Schuhschnallen gedacht hat.

In solcher Weise wird von Kant gesprochen, von Kant, dem alle neuere Ästhetik ihre wissenschaftlichen Principien verdankt, der das Schöne ein Symbol des Sittlichguten genannt hat. Hilf Himmel, was Alles muß man sich jetzt gefallen lassen! Ehedem hieß es wol das Papier ist geduldig; heute möchte man sagen, das Papier ist recht- und schutzlos, ist ein Paria. In diese Lage ist das Papier vornehmlich durch die „Immanenz" gebracht worden. Denn da die Immanenz, nach dem Verf., diejenige Bildung ist, „welche von dem Denken jetzt zugleich das Sein, und von der Handlung die Alles an sich herausstellende Öffentlichkeit verlangt", so ist begreiflich, daß das vorzüglichste Material der Öffentlichkeit, das Papier, weit mehr und weit schonungsloser in Anspruch genommen wird als in der guten alten Zeit der Transscendenz. Aber auch unsere immanente Zeit hat ihre Gebrechen und Verirrungen, und der Verf. ist nicht blind gegen sie, wie man unter Anderm schon aus folgender Äußerung entnehmen kann: „Wie Sulzer den großen Kopf, so bezeichnen Andere in neuester Zeit das große Maul als Kennzeichen des Genies."

Nachdem, wie aus einem der obigen Citate zu ersehen, von einem stoffartigen Bewußtsein die Rede gewesen, kann es nicht auffallen, nun auch von der Schönheit als einer mit einem Dinge materiell verwachsenen Eigenschaft handeln zu hören:

Das Naturschöne, welchem die Schönheit entweder nur als Element oder als eine mit dem Naturding selbst materiell verwachsene Eigenschaft anhaftet, kann darum nicht diese innerste Zugehörigkeit zu dem menschlichen Geiste bekunden als die Schönheit des Kunstwerks, in dem die wesentliche Entwickelung des Menschengeistes im Kämpfen und Ringen mit der Natur ihre eigenste Leidensgeschichte vollbracht hat.

Dort war die Schönheit der Idealismus der Unmittelbarkeit, hier ist sie eine materiell verwachsene Eigenschaft. Man könnte glauben, der Verf. habe bei dieser letztern Bestimmung der Schönheit schöne goldene Dosen und Schuhschnallen im Sinne gehabt; aber diese Annahme wäre irrig, er stellt sich die Sache anders vor, wie aus folgendem Gedanken hervorgeht:

Die Natur drückt das Hinstreben zur menschlichen Persönlichkeit als zu ihrem Gipfelpunkte sogar in manchen abenteuerlichen Formationen aus, wie denn viele Bergzipfel und Felsenhäupter bekannt sind, welche eine bestimmte menschliche Gesichtsbildung an sich tragen, z. B. der Gipfel des Traunstein, der nach der einstimmigen Bemerkung aller Reisenden, wenn man ihn von der linzer Straße aus erblickt, vollkommen das in Profil gezeichnete Gesicht Ludwig's XVI. darstellt.

Dies wäre denn eine jener materiell mit dem Naturdinge verwachsenen Eigenschaften. Als nämlich jene Erdrevolution geschah, deren Ergebniß die gegenwärtige Gestalt der Erdrinde ist, brach die Natur in ihrem stoffartig bewußten Hinstreben zur menschlichen Persönlichkeit den Traunstein so entzwei, daß der Bruch so genau als möglich jenem unglücklichen König Ähnlich wurde. Gut daß dieser Monarch nicht einäugig war, sonst würde sich die präformirende Natur, indem sie nur sein Profil darstellte, desselben Fehlers schuldig gemacht haben, den jener Maler des macedonischen Königs beging, als er „die Unmittelbarkeit durch Handstreiche corrigirte". Zum mindesten aber hätte doch der Traunstein den Verf. daran erinnern sollen, daß das „Charakteristische im Reiche der Natur" nicht ist, daß „alle ihre Erscheinungen so rasch wechseln und vergehen", indem dieser Fels mit andern Felsen Das gemein hat, an Alter und Dauer alle „Erscheinungen" der Kunst ziemlich zu übertreffen. In den Kreis dieser Betrachtungen über die Natur gehören auch noch nachstehende zwei Stellen, die eine über Naturseynsucht, die andere über das Meer:

Die Naturseynsucht der Neuern, die aus allen ihren Zuständen herauszuschlagen beginnt und in der sich das beständig drängende und in sich selbst erzitternde Wesen des christlichen

Digitized by Google

Geistes am tiefsten ausströmt, sie ist das charakteristische Streben mit der Unruhe des in sich selbst wogenden Geistes, welche das Christenthum entzündet, sich wieder in den Naturfrieden hineinzuretten und ein neues Reich der Versöhnung zwischen Natur und Geist zu begründen.

Das Meer ist diese wahrhaft pathetische Tragödie der Natur, worin sie im Angestimm und in der Festesfestigkeit der Erscheinung in diesem titanenhaften Anstürmen gegen die ewig bindende Nothwendigkeit des Weltalls mitten in dieser Gesetzlosigkeit und Freiheit selbst die höchste Befriedigung des Naturgesetzes vollbringt.

Nimmt man zu allem bisher Angeführten noch die Definition des Kunstwerks hinzu, wonach es „das eins gewordene Gebilde von Freiheit und Nothwendigkeit ist, das mit dem nothwendigen Inhalt des Lebens zu einer freien und schönen Wirklichkeit gekommen", endlich noch folgende Angabe über den höchsten Zweck der Kunst, nämlich „durch ihre Mittel dem Ideal die Form eines Existirenden zu geben", so wird man im Stande sein, sich von dem Inhalt und Gehalt des allgemeinen Theils dieser Ästhetik eine Vorstellung zu machen, zugleich aber auch begreifen, daß die Kritik sich nicht versucht fühlen kann, in die speciellen Theile des Buches hinabzusteigen. Wie es in diesen aussehe, davon mögen folgende Proben Zeugniß geben: Der Verf. macht aufmerksam auf die

blinde Objectivität des alten Gottes, der das Zeichen des göttlichen Selbstbewußtseins, das Auge, noch nicht an sich trägt. Der Mangel des Auges drückt den fehlenden subjectiven Lebenspunkt aus.

Muß man einräumen, daß Sätze wie dieser — und mit ähnlichen ist das ganze Buch angefüllt — vollkommen niederschlagend und sinnverwirrend sind, so wird man über die folgenden nicht milder urtheilen können:

Harmonie in der Musik ist eben dies, daß in ihr Töne verschiedener Stimmen gleichzeitig zusammentreffen und in einer solchen ideell zusammenpassenden Verbindung des Verschiedenartigen ein wesentlich bestimmtes reiches Verhältniß der Kunst ausdrücken.

Auf der Verschiedenheit der Instrumente und der Menschenstimmen beruht die Vielseitigkeit der dramatischen Wirkung in der Opernmusik, wo Sänger und Orchester concertirend einander gegenüberstehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Unisono zu hören wähnt.

Kann es für erlaubt gehalten werden, über Künstle zu schreiben, wenn der Autor in jedem einzelnen über sie ausgesprochenen Worte den offenbarsten Beweis gibt, daß seine Unkunde derselben bis zur Ahnungslosigkeit selbst ihrer ganz äußerlichen und elementaren Verhältnisse geht? Diesem Buche eine auf Belege gestützte Anzeige zu widmen, war nothwendig, denn es bezeichnet ein Maximum, einen Gipfel der unbeschreiblichen Verirrungen, zu welchen eine gewisse Art der Bildung führt. Über diesen Gipfel ist in derselben Richtung kein weiteres Hinausschreiten möglich und Umkehr nothwendig. Diese Nothwendigkeit wird ohne Zweifel der Verf., der in andern Gebieten sein schriftstellerisches Talent bekundet, bald selbst an sich erfahren und es dann an öffentlichen Zeugnissen dieser Umkehr ohne Zweifel nicht fehlen lassen.

62.

Die Champagnerrede eines englischen Ministers.

Im dritten Band von Horace Walpole's mehrerwähnten „Memoirs of the reign of king George III." erzählt der Verf. folgenden ergötzlichen Vorfall als Beweis der Verwirrung, welche in dem Ministerium herrschte, das der ältere Pitt, als er zum zweiten Mal ans Ruder gelangte, aus den widersprechendsten Parteifärbungen zusammenwürfelte. Diese in allen Farben schillernde Verwaltung selbst schildert Walpole mit folgenden Pinselstrichen seiner höfischen Meisterhand: „Chatam bildete ein so buntscheckiges und gefleckte Ministerium: er zimmerte ein so in die Kreuz und Quer lausendes und launenhaft schwalbenschwänzig geformtes Gestell zusammen: ein Cabinetchen *) mit so bunt eingelegter Arbeit; ein Stück von so grell voneinander abstechender Mosaik, solch einen gewürfelten Fußtritt ohne Kitt: hier ein Stückchen schwarzen Stein und dort ein Stückchen weißen; Patrioten und Höflinge, Anhänger des Königs und Republikaner; Whigs und Tories; verrätherische Freunde und offene Feinde: — daß es wahrhaft sehr merkwürdig anzusehen, aber höchst gefährlich zu berühren und unsicher darauf zu stehen war." Der Grund eines so unerklärlichen Verfahrens von Seiten eines so großen Staatsmannes wird darin gesucht, daß Chatam die Krone und das Land von dem Joch befreien wollte, das beiden durch das Einverständniß und die Herdinbung der großen Whigfamilien, welche seit der Königin Anna ausschließlich die Zügel des Staats in den Händen gehalten, aufgebürdet worden war. Pitt hoffte dadurch, daß er die „verlaufene Heerde" der verschiedenen aristokratischen Parteifärbungen zusammentrieb und aneinander kettete, seinen Zweck zu erreichen.

Der oben erwähnte Vorfall ist aber folgender. Im Parlamente kamen damals die wichtigen Verhältnisse zwischen der Regierung und der zu jener Zeit noch allmächtigen Ostindischen Compagnie zur Sprache. In Folge der gemischigen Fragen, die sich darüber erhoben, hat das ministerielle Parlamentsmitglied Dyson, im Unterhaus eine Bill einbringen zu dürfen, bestimmt die Vertheilung der Dividenden durch die Directoren der Compagnie unter die Mitglieder der letztern zu ordnen. Die Art und Weise, in der der liederlich geistreiche Charles Townshend, ein Mitglied der Verwaltung und an parlamentarischer Beredtsamkeit und Gewandtheit seinem Collegen Pitt kaum nachstehend, an der Debatte Theil nahm, schildert Walpole also: „Bei dieser Gelegenheit war es, wo Charles Townshend die staunenswerthe Macht seiner Fähigkeiten und die nicht weniger staunenswerthe Veränderlichkeit seines Charakters in einem kaum glaublichen Umfang entfaltete. Er selbst hatte gleich im Anfang der Sitzung sich mit einer Unterstützung des Verhaltens der Compagnie befaßt; bei dieser Gelegenheit hatte er in einer sehr kaltblütig gehaltenen Rede und in gebührendem Bewußtsein seines eigenen Leichtsinns dem Haus erklärt, er hoffe, er habe durch die Vorzüglichkeit, die er dieser Angelegenheit gewidmet, die Unbesonnenheit seines frühern Lebens gut gemacht. Kaum war er aber mit seiner Rede fertig, als er auch schon, gleichsam um diesen (obwol erheuchelten) Reumuth zu sühnen, das Haus verließ und nach Hause zum Gelage eilte, indem er sich um den Antrag Dyson's nicht weiter kümmerte. Da jedoch Letzterer ganz ungewöhnlicher Art war, so rief er Mißtrauen, Bedenken, Schwierigkeiten hervor. Der Minister Conway, von Hause gebrängt und durchaus nicht gewillt, der einzige Vertheidiger einer verhaßten Maßregel zu sein, die zwar keineswegs allein in den Geschäftskreis Townshend's gehörte, zu der Letzterer aber hauptsächlich beigetragen, ließ ihn ins Parlament zurückholen. Er traf gegen acht Uhr Abends, halb berauscht von Champagner und noch mehr von andern geistigen Getränken, dort ein. Er erhob sich, ohne sich Zeit zu nehmen, erst zu erfahren, oder sich überhaupt darum zu kümmern, worüber man denn eigentlich streite; nur wußte er, daß die Motion Anlaß

*) Wortspiel; cabinet, soviel das Cabinet als ein Schrank.

Digitized by Google

dazu gegeben. Das Erste, was er that, war, er rief Gott zum Zeugen, daß man ihn bei der Motion nicht zu Rathe gezogen, ein Bekenntniß, worin zugleich das Geständniß lag, daß er über eine Angelegenheit seines eigenen Geschäftskreises nicht um Rath gefragt worden sei; dies war um so merkwürdiger, als die Schmach, über die er sich zu beschweren oder der er sich zu rühmen schien, durchaus erlogen war. Um ihn her saßen zwölf Personen, die noch an demselben Morgen mit ihm darüber berathen und mit seinem Beistand eben dieselbe Motion auf seinem Tische entworfen hatten, und die nun über seine beispiellose Frechheit und völlig ursachlose Lügenhaftigkeit wie versteinert dasaßen. Als er sich niederließ, fragte ihn sein College Conway leise, wie er eine so plumpe Unwahrheit vorbringen könne? Sorglos entgegnete er: «Ich glaubte, es werde so am besten sein»; aber ehe er sich niederließ, hatte er eine Flut von Witz, Geistesfunken, Laune, Kenntniß, Abgeschmacktheit, Eitelkeit und Erfindung hervorgesprudelt, die durch alle Reize des Lustspiels, glückliche Anspielungen und Citate und die Übertreibung der Posse noch gehoben wurden. In Bezug auf die vorliegende Frage sagte er nicht eine Silbe. Es war ein geistreiches Gewäsch über die Zeiten, eine Schilderung der Parteien, ihrer Leiter, ihrer Hoffnungen und Mängel. Es war eine Lob- und eine Spottrede auf sich selbst, und während er die Ansprüche der Geburt, des Reichthums, der Connexionen, der Gunst und Titel malte; während er Lord Rockingham und dessen Faction zu preisen sich anstellte und doch darauf hindeutete, daß nichts als seine eigene Partei befähigt sei, an der Spitze zu stehen; während er endlich weniger verhohlen die ungestüme Unfähigkeit Lord Chatam's rügte, rief er ein solches Murmeln des Staunens, der Bewunderung, des Beifalls, ein solches Gelächter, Mitleid und solchen Zornausbruch hervor, daß nichts wahrer erschien als die Bemerkung über die Regierung, womit er seine Rede schloß; er sagte, sie wäre geworden, was er selbst oft genannt worden sei, ein Wetterhahn. Der Witz, die sprudelnde Fülle und die Unschicklichkeit dieser Rede war der Art, daß man einige Tage lang von gar nichts Anderm fragen und sprechen hören konnte. «Hörten Sie Charles Townshend's Champagnerrede?» war die allgemeine Frage. Was mich selbst anlangt — fügt Walpole hinzu — so muß ich betheuern, daß es das in seiner Art einzigste Vergnügen war, das ich je genoß. Die bacchanalische Begeisterung Pindar's stürzte in weniger raschen und weniger beredten Strömen und fließt weniger Entzücken ein als Townshend's Bilderfülle, die in jeder Bemerkung eine Anspielung enthielt. Er war Garrick, der aus dem Stegreif Scenen von Congreve niederschreibt und darstellt. Ein kleiner Umstand steigerte die Lust seiner Zuhörer noch. Im Feuer der Rede rieb sich Townshend das Pflaster vom Auge, welches er drei Tage vorher als schwer verletzt geschildert hatte; keine Spur einer solchen Verletzung war zu erkennen, nur die zunächst Sitzenden bemerkten einen Riß, der so geringfügig war, daß er von einer Nadel herrühren und vielleicht von ihm selbst gemacht sein konnte. Für mich war die Unterhaltung dieses Tags vollkommen. Er ging mit uns zu Conway zur Tafel, wo er, da der Strom seiner Heiterkeit nicht erschöpft war, die Tafelgesellschaft bis zwei Uhr des Morgens in lautem Lachen erhielt durch die mannichfaltigsten Ausfälle und Schilderungen, deren letzte ein Auftritt war, worin er auf unnachahmliche Weise seine eigene Frau und eine andere vornehme Dame, in die er verliebt zu sein vorgab, nachäffte; die Schwächen und Manieren beider gab er lebensgetreu wieder. Nur Müdigkeit, nicht Mangel an Witz und neuen Gedanken schloß endlich seine Lippen." Bl.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte des höhern Unterrichtswesens.

Der gegenwärtige Minister des öffentlichen Unterrichts, Salvandy, der sich auf dem Gebiete der Literatur selbst einen Namen gemacht hat, möchte, wie es scheint, seine Verwaltung gern durch irgend eine bemerkenswerthe Maßregel auszeichnen. Der Zustand der Rechtsfacultäten, welcher schon vielfache Klagen veranlaßt hat, und dessen Umgestaltung dringend nothwendig geworden ist, zieht, wie man sagt, seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Er läßt es aber bei der Bemerkung, daß hier etwas gethan werden muß — il y a quelque chose à faire lautet die etwas anrüchige Phrase, als deren Urheber Teste bezeichnet wird —, nicht bewenden, sondern er soll den ernsten Willen hegen, die Abhülfe der Übelstände zu bewerkstelligen. Zu dem Zwecke hat er sich von verschiedenen Seiten Gutachten einreichen lassen, zu gleicher Zeit aber außerdem noch, um auch die Anstalten anderer Länder zu berücksichtigen, einige Gelehrte mit einer Specialmission nach Deutschland geschickt, um über die Einrichtungen der Rechtsfacultäten, wie sie hier bestehen, sich Bericht erstatten zu lassen. So hat Dr. Bergé den Auftrag erhalten, die Universitäten des nördlichen Deutschlands zu diesem Zwecke zu besuchen, während der als Publicist bekannte Dr. Debrauz mit einer ähnlichen Mission nach Süddeutschland und Östreich beauftragt ist. Letzterer hat sich besonders durch ein werthvolles Werkchen, welches bei Gelegenheit der Regentschaftsfrage von seinem Gönner Lamartine von der Tribune herab empfohlen wurde, einen Namen gemacht. In letzter Zeit hat er sich besonders mit Studien in Bezug auf das Unterrichtswesen befaßt, und die Schrift „L'enseignement supérieur en harmonie avec les besoins de l'état", welche er vor kurzem herausgegeben hat, ist ein Ergebniß der hierauf bezüglichen Untersuchungen. Mit diesem empfehlenswerthen Werke bringen wir noch folgende Schrift des bekannten Deputirten Corne „De l'éducation publique dans ses rapports avec la famille et avec l'état" in Verbindung. Schon der Name des Verf. macht sie, abgesehen von dem ihr innewohnenden Gehalte, zu einer beachtenswerthen Erscheinung.

Historischer Atlas.

Alle Literaturen nehmen einen immer mehr kosmopolitischen Charakter an und der Austausch der geistigen Producte der verschiedenen Nationen wird immer lebhafter. Wir sind weit entfernt, die zahlreichen Übersetzungen, welche von jedem nur einigermaßen bedeutenden Werke erscheinen, zu tadeln; ja, wir müssen gestehen, daß wir recht sehr wünschen, die Gelehrten möchten doch die auf ihr Fach bezüglichen Werke, welche die Literatur der fremden Völker aufzuweisen hat, noch mehr als dies bis jetzt geschieht berücksichtigen. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist, daß, während wir uns den bekannten historischen Atlas von Lesage (Lasteyrie) durch die gelungene Bearbeitung vom Minister von Dusch angeeignet haben, zum Ersatz dafür nun wieder der nicht minder treffliche Kruse'sche „Atlas zur Übersicht der Geschichte aller europäischen Staaten" durch eine französische Bearbeitung so zu sagen zu einem Ausfuhrartikel wird. Diese Übersetzung rührt von dem bekannten Archäologen Lebas, der schon Mehres aus der deutschen Literatur entlehnt hat, zuweilen auch ohne seine Quelle anzugeben, und F. Ansart her, welcher bei der Akademie von Caen die Stelle eines Inspectors bekleidet.

Descartes' Monument.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auf den Eifer aufmerksam zu machen, mit dem verschiedene jüngere Gelehrte in letzter Zeit sich in ihren Studien der Geschichte der Renaissance der Philosophie in Frankreich zugewandt haben. Dadurch sind die großen Männer jener Zeit, vor Allen Descartes, deren Verdienste lange Zeit von den Franzosen selbst allzu gering angeschlagen wurden, wieder zu der ihnen gebührenden Popularität gelangt. Es zeigt sich dies unter Anderm vorzüglich in der allgemeinen Theilnahme für eine Statue, welche man dem Cartesius zu Ehren in Tours zu errichten im Begriff steht. Die erste Anregung dazu ist von der Société archéologique de Tours ausgegangen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 291. —— 18. October 1845.

Leben, Werk und Zeitalter des Thucydides. Mit einer Einleitung zur Ästhetik der historischen Kunst überhaupt. Von Wilhelm Roscher. Erster Band. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein historisch-philologisches Werk, das wie das vorliegende Ansprüche auf Anerkennung erhebt und dies auch im Wesentlichen zu thun berechtigt ist, dürfen auch diese Blätter nicht blos im Vorbeigehen erwähnen und unter der Menge verschwinden lassen wollen: sie werden deshalb ihrer Bestimmung nicht untreu, den Richtungen und Leistungen der wissenschaftlichen Welt nur im Allgemeinen zu folgen und überhaupt gebildeten Lesern eine belehrende Unterhaltung zu gewähren. Wenn wir nun Veranlassung nehmen, das oben genannte Werk mit etwas größerer Ausführlichkeit zu besprechen, so wollen wir die Entschuldigung keineswegs von unserm Berufe entlehnen, sondern aus dem Werthe und dem mannichfaltigen Inhalte des Werks sowie aus der Hoffnung, daß es uns gelingen möge, den Wünschen und Anforderungen der geehrten Leser nicht ungenügend zu erscheinen. Übrigens erlauben wir uns auch noch den Grund anzuführen, daß hier zu historisch-philologischen Erörterungen und Darlegungen, die den Stand dieses Theils der altclassischen Studien in der Neuzeit übersichtlich nachweisen, die Gelegenheit nicht oft gegeben ist und unter den obwaltenden Verhältnissen auch nicht gegeben werden kann. Wir haben uns nach Maßgabe des reichen Stoffs, der uns zu Gebote steht, folgenden Plan entworfen. Erstlich soll eine möglichst gedrängte Übersicht der wissenschaftlichen Geschichtsliteratur gegeben werden. Zweitens gedenken wir den Standpunkt anzugeben, den Hrn. Roscher's Werk nach unserer Ansicht einnimmt. Drittens endlich wollen wir einige Stellen aus demselben insbesondere besprechen.

Obschon die historischen Schriftdenkmäler Hindostans, Chinas, Ägyptens und anderer Theile der beiden größten Continente der alten Welt sowie die Fragmente der Geschichtschreiber, des Phöniziers Sanchuniathon, des Ägypters Manetho und des Babyloniers Berosus, theilweise derjenigen sichern Grundlage entbehren, deren man bedarf, wenn das Gebäude einer beglaubigten Geschichte errichtet werden soll, so sind sie doch im Allgemeinen keineswegs zu verwerfen, wie nicht nur rein geschichtliche, sondern auch solche Forschungen dargethan haben, die in das Gebiet der Geschichte eingreifen und ihre wissenschaftlichen Ergebnisse oder Überlieferungen zu stützen vermögen. Die Ergiebigkeit und Brauchbarkeit jener Denkmäler und Fragmente ist, wie wir glauben, zur Zeit noch sehr bedingt durch eine Vermehrung derselben, durch sprachvergleichende Studien sowie durch eine erweiterte Kenntniß der Völker und Zeitalter, denen sie angehören. Einen beiweitem höhern Werth besitzen die biblischen Urkunden; denn abgesehen von der Vorzüglichkeit des religiösen Princips, auf dem sie größtentheils ruhen, haben sie im Ganzen eine größere Einheit, Streben nach historischer Wahrheit und einen bedeutendern Grad der Wahrscheinlichkeit für sich. In einzelnen Schriften zeigen sich sogar die Elemente historischer Kunst. Doch darf man bei dem Gebrauche und bei der Kritik der biblischen Urkunden niemals vergessen, daß die Juden ebenfalls ein orientalisches Volk waren, daß Nationalvorurtheile und Beschränktheit der Kenntnisse auf die Darstellungs- und Auffassungsweise der Begebenheiten und Zustände von bedeutendem Einflusse sein mußten. Zu bemerken ist, daß die jüdische Archäologie des Juden Flavius Josephus, der in der Schule der Griechen gebildet war und auch Griechisch schrieb (70 n. Chr. Geb.), von dem alttestamentlichen Erklärer sorgfältig zu Rathe gezogen werden muß. Übrigens nimmt man bei der Betrachtung der historischen Schriftdenkmäler des Orients im Allgemeinen folgende Erscheinungen wahr: die Phantasie steht über der Verstandesreflexion, die historische Sprache ist von der poetischen nicht wesentlich verschieden, die Eigenthümlichkeit der religiösen Dogmen tritt in der Auffassungsweise und Darstellungsart der Begebenheiten stark hervor, die despotischen Grundsätze, auf denen die orientalischen Staaten in den verschiedensten Formen und Abstufungen ruhen, lassen kein unbefangenes Hervortreten der Individualität, kein freies Urtheil und keine auf die reine Wahrheit gerichtete Erforschung und Untersuchung der Thatsachen zu; es fehlen die Grundbedingungen für eine historische Kunst. Die Schöpfer dieser Kunst wurden die osteuropäischen Griechen: ihre geistigen und sittlichen Anlagen, ihr Staats- und Volksleben entwickelten die dazu erforderlichen Bedingungen. Dieses edle Volk, dessen Mythen und namentlich sein Homer uns in verschiedene Theile und Verhältnisse

Digitized by Google

der kleinasiatischen und osteuropäischen Welt einführen und, wenn sie mit gesunder Kritik und Vorurtheilsfreiheit betrachtet und erklärt werden, keine verwerflichen oder ganz unergiebigen Geschichtsquellen sind, sah, nachdem sich die Prosa aus der poetischen Sprache gestaltet hatte und die sogenannten Logographen im 6. Jahrhundert v. Chr. Geb. eine eigentliche Geschichtschreibung angebahnt, um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. den Herodot von Halikarnassus als den Vater der Geschichte aus seiner Mitte hervorgehen. „Er hat", sagt sein vier Jahrhunderte später lebender Landsmann und eifriger Vertheidiger Dionysius, „der Geschichte einen größern und glänzendern Gesichtskreis gegeben." Er lehrte zuerst die Griechen von ihrem Standpunkte aus die Ereignisse und Zustände der damaligen Welt nach einem größern Maßstabe auffassen und darstellen. Ihm folgt eine lange Reihe von Historiographen, die in Absicht auf Glaubwürdigkeit und Kunst theils vorzüglicher sind, theils tiefer gesetzt zu werden verdienen. Viele sind aber selbst bis auf die Namen verloren gegangen, Viele nur in Bruchstücken noch vorhanden, die Allerwenigsten besitzen wir vollständig. Nur Wenige aber suchten wie Diodor von Sicilien um Chr. Geb., dem Theopompus und Timäus bereits vorausgegangen waren, den welthistorischen Stoff zu umfassen, oder gruppirten, wie Polybius (183 v. Chr.) und Appian (147 n. Chr.) gethan haben, um die römische Geschichte die Thaten und Schicksale anderer merkwürdiger Völker. Viele beschränkten sich auf die Nationalgeschichte ihrer Zeit, wie Thucydides und sein Fortsetzer Xenophon, oder wie Arrian (137 n. Chr.) auf einen merkwürdigen Abschnitt der Vergangenheit. Andere endlich wendeten sich theils lediglich der ganzen römischen Geschichte zu, wie Dio Cassius (200 n. Chr.), theils einzelnen Perioden derselben, wie Dionysius von Halikarnaß (August's Zeitgenosse) der altrömischen Zeit ein ausgezeichnetes Studium gewidmet hat, oder wie Herodian (230 n. Chr.), dem wir einen Theil der Kaisergeschichten verdanken. Den Meister der antiken Biographie, Plutarch (100 n. Chr.), dürfen wir theils als eine wichtige historische Quelle nicht übergehen, theils auch deshalb nicht, weil er durch Geist, Kunst der Darstellung und Ausdrucksweise der classischen Zeit sich in einem Grade zu nähern verstanden hat, wie es außer Lucian keinem der später lebenden Griechen gelungen ist. Obschon nun die griechische Geschichtschreibung einen rein nationalen Charakter an sich trägt, den des Hellenismus, so hat sie doch ihre Kunstform zu allgemeiner Musterhaftigkeit erhoben und über den Orientalismus hinaus einen Riesenschritt gethan: sie hat den Begriff der Freiheit, das Wesen des Staats und die Lehren einer auf das Höchste gerichteten Philosophie zu den Leitsternen ihrer Betrachtungs- und Auffassungsweise gemacht.

Die Römer, wie überhaupt in Wissenschaft und Kunst Schüler der Griechen, waren es auch in der Geschichtschreibung. Ihre Annalisten nehmen bei ihnen ungefähr dieselbe Stelle ein wie bei den Griechen die Logographen. Da die historische Kunst der Römer sich in einer Zeit ausbildete, wo ihr stolzes Selbstgefühl das Imperium romanum dem Orbis terrarum gleichsetzte; da mit diesem Stolze des Selbstgefühls der Glaube wahrhaft national geworden war, daß ihr Staat höhern Ursprungs und von höherer Bestimmung sei als sich andere Staaten rühmen könnten: so ist eine ganz natürliche Erscheinung, wenn die Historiker dieses Volks ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Geschichte ihrer respublica wenden; wenn, wie Heeren in etwas anderer Beziehung sehr wahr bemerkt, die Geschichte der Römer stets eine Geschichte der Stadt Rom bleibt. Entweder fassen nun die römischen Historiker das merkwürdige Ganze der Thaten und Ereignisse ins Auge, durch welche ihr Volk zu der staunenswerthen Größe emporstieg, wie Livius und Vellejus Paterculus (15 n. Chr.), oder nur einzelne hervorstechende Partien derselben, wie Cäsar und Sallust; und die Großartigkeit der Rollen, welche in der Glanzperiode Roms mehre seiner Bürger spielten, schuf eine Memoirenliteratur, die in Sulla und Cäsar geistvolle Repräsentanten hatte. Den Verlust von Sulla's Memoiren, die Plutarch noch las, müssen wir sehr beklagen. Was aber Tacitus betrifft, so steht er als Historiker im ganzen Alterthum einzig in seiner Art da. Wenn auch vorzugsweise mit der Charakteristik einzelner ihm zunächst stehender Zeitalter seiner Nation und deren ausgezeichnetsten Persönlichkeiten beschäftigt — selbst die „Germania" gehört in den von ihm entworfenen Bildercyklus seiner Zeit und fällt nur deshalb bei ihm als altem Historiker auf, weil er über die nationalen Grenzen hinaus mit Interesse und wol nicht ohne prophetischen Geist in ein Barbarenland schaut —, so übertrifft er doch Alle an tiefer und umfassender Weltanschauung sowie an Stärke und Tiefe des sittlichen Gefühls. Die Grundsätze, die er bei seinen Urtheilen in Anwendung bringt, sind nicht blos aus dem Gesichtskreise seiner Nation entlehnt, sondern zugleich aus den sittlichen Forschungen und Überzeugungen seiner Persönlichkeit. Und mag auch Hoffmeister's „Weltanschauung des Tacitus" mehr Wahrheit enthalten als Böttticher's „Das Christliche im Tacitus", so viel bleibt immerhin gewiß, daß in diesem Historiker Elemente für die Erklärung enthalten sind, wie sie in keinem andern der alten Welt sich finden. Übrigens hatte die römische Historiographie gegen die griechische gehalten in sittlicher Beziehung einen Rückschritt gethan. Allein Tacitus hat diesen Rückschritt nicht blos ausgeglichen, sondern sogar die Griechen überwunden. Ein einzelnes vorzügliches Denkmal allgemeiner Geschichte eines Römers würden wir besitzen, wenn uns Trogus Pompejus, ein Zeitgenosse des Augustus, nicht blos in dem Auszuge des Justinus aufbewahrt worden wäre. Mit der übrigen Literatur Roms sank auch seine Geschichtschreibung, obschon historische Studien selbst in den höchsten Kreisen geschätzt wurden und zur Empfehlung dienten. Darum haben aber auch die Historiker der spätern Zeit nur Werth als Quellenschriftsteller, nicht mehr als Meister der Darstellung. Eine große Anzahl der-

Digitized by Google

selben ist jedoch verloren gegangen. Unter denen, die uns noch erhalten sind, steht oben an Sueton (100 n. Chr.), der Biograph der ersten zwölf römischen Imperatoren. Das Werk trägt einen archäologischen Charakter an sich. Von Wichtigkeit sind die Scriptores historiae Augustae, oder die von sechs verschiedenen Verfassern gearbeiteten Lebensbeschreibungen der Kaiser von 117 bis 283 n. Chr. Diese Männer erklären unumwunden selbst, daß sie und ihr Zeitalter nicht befähigt seien, mit den Historikern der classischen Zeit zu wetteifern. Zu bedauern ist, daß wir die 31 Bücher der Rerum gestarum des Ammianus Marcellinus (im 5. Jahrh. n. Chr. Geb.), der sich als Fortsetzer und Nachahmer des Tacitus betrachtet wissen will, nur vom 14. Buche an besitzen, d. i. vom Jahre 353—378.

In Folge der insbesondere über das Abendland hereinbrechenden Zerstörung und Barbarei verstummte die Muse der Geschichte allmälig ganz. Die Freiheit war längst dahin, die Sprache war barbarisch geworden, das innere und äußere Leben abgestorben: das Alterthum ging wenigstens im Abendlande mit dem 5. Jahrhunderte zu Ende. Das kommende Mittelalter, in seinen ersten Anfängen kaum im Stande die dürftigsten Geschichtsnotizen niederzuschreiben, erhebt sich nach und nach zur Verabfassung von Chroniken durch Geistliche und Mönche: ein neuer Geist, ein neues Volksleben, eine neue Religion sind in der Entwickelung begriffen, aber zum Werden einer neuen Historiographie mangelt es an Freiheit, Kenntnissen und Geschmack. Zwar bewahrten die Byzantiner noch eine Geschichtschreibung und die Araber schufen sich eine Geschichtsliteratur; allein den Ersteren waren die trefflichen Eigenschaften ihrer Vorfahren in jeder Beziehung längst ausgegangen, und die Letztern waren Asiaten und Anhänger des Fatalismus: von einer historischen Kunst des classischen Alterthums konnte also keine Rede sein. Erst mit dem Wiedererwachen der classischen Studien trat auch eine historische Kunst wieder ins Leben. Die Italiener, von den Quellen des Alterthums nie völlig abgeschnitten und durch die Freiheit, Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit in ihrem politischen Sein am meisten hergebildet, gingen mit Beispiel voran: Machiavelli (gest. 1527) und Guicciardini (gest. 1540) gaben den Ton an. Die Spanier Mendoza und Mariana, denen Morales, der Historiograph Philipp's II., vorangegangen war, bildeten die Historiographie ihrer Nation. Die Franzosen, die sich schon im Mittelalter durch ihre in der Nationalsprache geschriebenen Chroniken ausgezeichnet hatten, blieben nicht zurück, während die Deutschen durch ihre kirchliche Reformation veranlaßt wurden, sich eifrig mit der Kirchengeschichte zu beschäftigen (Magdeburger Centurien, Flacius), und mit den merkwürdigen Begebenheiten jener Zeit (Sleidan). Bald aber übertrafen die Holländer am Ausgange des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts alle andern Nationen an classischer Bildung. Die alte Geschichte sowol als die Nationalgeschichte ward Gegenstand der Forschung ihrer besten Köpfe: Douza, Hugo Grotius, Hoost, Gerhard Vossius, Justus Lipsius, Pertzonius u. A. beweisen dies. Vorzüglich war es jedoch das 18. Jahrhundert, welches die gegenwärtigen Richtungen der Geschichtskunst anbahnte. Die Engländer Hume, Robertson, Gibbon und die Franzosen Rollin, Beaufort, Montesquieu u. A. traten mit ihren in mancher Hinsicht meisterhaften Werken hervor, denen dann die Deutschen wenigstens mit Gründlichkeit und Fleiß bald nacheiferten. Schlözer darf als der Schöpfer der deutschen Geschichtskunst betrachtet werden; auf Justus Möser aber, auf Spittler, Joh. v. Müller, werden die Deutschen immer stolz sein können. Allein Lessing und Herder, obschon keine Historiker von Fach, haben dennoch um die deutsche Geschichtschreibung sich das glänzendste Verdienst erworben: sie haben dieselbe, wie kein anderes Volk weder des Alterthums noch des neuern Europas sich rühmen kann, auf die Menschheit gerichtet. Und diese Richtung ist einzig und allein aus dem christlich-germanischen Geiste hervorgegangen, einzig und allein durch ihn möglich geworden. Auf diese Weise hat die historische Kunst eine Verediung erfahren, die ihr vor allen Werken des Alterthums den Preis zuerkennen muß; auf diese Weise ist sie erst im edelsten Sinne des Worts die magistra vitae geworden, auf diese Weise ist sie erst, wie wir fest überzeugt sind, zu ihrer wahren Würde gelangt und auf ihrem höchsten Gipfel angekommen.

Wollten wir den Stoff, der uns durch dieses Resultat gegeben ist, zu weiterer Verarbeitung benutzen, so würden wir weit über die uns hier gesteckten Grenzen hinausgehen müssen. Nur folgende Bemerkungen können wir des Zusammenhangs wegen nicht unterdrücken. In Absicht auf die Kunstform der Geschichte zeigen die Alten eine Meisterschaft und Musterhaftigkeit, die wir ohne Widerrede anerkennen und zum Vorbilde für unsere Arbeiten nehmen müssen. Auch rücksichtlich des politischen Werthes, den die alten Historiker ihren Werken zu geben verstanden haben — die Mehrzahl der Besten unter ihnen gehört Staatsmännern an —, können unsere Geschichtschreiber noch Vieles lernen. Allein in Bezug auf Umfang und Gediegenheit der Forschung, in Bezug auf die ethische Anschauung und Auffassung der Thatsachen, in Bezug endlich auf Mannichfaltigkeit der Geschichten und deren Darstellungsmethoden sind wir dem Alterthum unleugbar beiweitem überlegen.*) Wenn daher Hr. Roscher in dem Abschnitte, der über den Unterschied der alten und neuen Kunst überhaupt handelt und die Absicht deutlich genug an den Tag legt, die Literatur der neuern Völker gegen das Alterthum herabzusetzen, eine Neigung, die auch an andern Stellen des Werks sich aussPricht, die Aeußerung thut: „Wir sind an das Thor gelangt, welches uns den Tempel des Thucydides'schen Geistes erschließen soll. Ein ergreifender Moment! Wir ziehen unsere Schuhe aus, denn es ist

*) Wir haben diese ganze Einleitung nicht zweck- und absichtslos geschrieben; wir finden Das, was der Verf. über die ganze Sache gesagt hat, weder genügend noch gerecht.

ein heiliger Boden, den wir betreten wollen", so beabsichtigen wir allerdings nicht, ihm seinen etwas hyperbolisch und sonderbar ausgedrückten Enthusiasmus für Thucydides zu verkümmern, um so weniger, weil dieser Enthusiasmus zu einer im Allgemeinen tüchtigen wissenschaftlichen Leistung Veranlassung geworden ist; können aber doch den Wunsch nicht unausgesprochen lassen, der Verf. möchte lieber die Schuhe des Vorurtheils oder der Parteilichkeit ausgezogen haben: denn die Sachverständigen wissen die Fortschritte und Vorzüge unserer Geschichtswissenschaft zu gut zu würdigen, als daß sie durch solche blos von einer gewissen Begeisterung eingegebene Urtheile sich sollten bestechen lassen, und die Classiker bedürfen fürwahr der Verleumdung oder Herabsetzung der Neuzeit nicht, um groß zu erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Jesu-Wider oder die unerhörte Legende von dem Ursprung des vierhörnigen Jesuitenhütleins von Johann Fischart (gest. 1589). Aufs neue zum Druck befördert durch Christian Schad. Leipzig, Engelmann. 1845. 8. 10 Ngr.

Ref. hat sich schon längere Zeit gewundert, daß in unserer polemischen und namentlich den Umtrieben der Jesuiten abholden Zeit die obenzenannte witzige Schrift des ohne Zweifel geistvollsten Satirikers des 16. Jahrhunderts nicht wieder abgedruckt worden ist. Zwar kann sie nur von Denen gewürdigt werden, welche mit dem Geiste und der Entwickelung des 16. Jahrhunderts völlig vertraut sind, und paßt demnach durchaus nicht für das große Publicum, das sich für die Polemik gegen die Jesuiten interessirt. Alle Diejenigen aber, welche sie mit wahrhaft historischem Sinne lesen können, werden es dem Herausgeber Dank wissen, daß er ihnen diese seltne gewordene ergötzliche Satire zugänglich gemacht hat.

In den damals üblichen kurzen Reimpaaren (1142 Versen) stellt der Dichter dar, wie Lucifer, erbittert darüber, daß Christus der Hölle Macht zerstört und der Teufel Hörner um ihr Ansehen gebracht habe, seine Diener zusammenruft und ihnen vorschlägt, die Hörner künftig so zu gestalten und zu verstecken, daß man nicht merken könne, daß sie vom Teufel wären. Darauf wird zur großen Befriedigung und Ergötzlichkeit der Teufel erst ein einiges Spithorn (die Mönchskapuze) fabricirt und geweiht, dann ein Doppelhorn (die Bischofsmütze), und darauf das dreifache Horn (die Papsthrone). Dann heißt es weiter:

Nun weiß ich, daß ihr, die dies lesen,
Werd denken, daß an den drei Böden
Und diesen Teufelshörnern drei
Unglücks genug auf Erden sei.
Dies han die Teufel auch gedacht.
Die vor han die drei Göhrn gemacht.
Man hab sich an der Christen Pochen
Mit vorigen Hörnern genug gerochen

Aber der Lucifer hat noch nicht genug, er bringt mit Hülfe seiner Diener das vierfache Horn (das Jesuitenhütlein) zu Stande:

O schönes Satanitenhüblein,
Wie manchen wirstu überhüblen
Durch deinen vierhörnigen Schein.
Bei dem wir sonst nicht können ein.

heißt es unter Anderm in Lucifer's Gespräch mit seinen Dienern. Zuletzt, nachdem Jener den Segen darüber gesprochen, klagt das Hütlein unter die Menschen:

Und klagt sich zu den Menschen schnell.
Daß es sie plag, verjagt und quäl.
Und recht erzweifl durch Buberei.
Daß es das ärgste Hütlein sei.
Ja daß es alles dies erklär.
Darzu es Satan beschworen hat:
Sieht also dahr ihr lieben Leut
Den Ursprung alles Übels heut.

Und wer ein solches nicht glauben will.
Der wirds bald fühlen nur zu viel.

K. G. Heldig.

Literarische Notizen.

Jean Paul in Amerika.

In Amerika ist „The life of Jean Paul F. Richter compiled from various sources, together with his autobiography, translated from the German" erschienen und zugleich in England in „Chapmen's catholic series" aufgenommen worden, wie der Herausgeber erklärt, „nach den mit dem Verf. getroffenen Vereinbarungen, welch letzteren ein pecuniaires Interesse bei dessen Erfolg hat". Ein englischer Kritiker sagt darüber: „Wie mit den Schriften Jean Paul's, so ist es mit der Biographie dieses Schriftstellers. Jeder Theil derselben ist mit kostbaren und tiefsinnigen Dingen angefüllt, aber im Ganzen ist sie überladen und erregt bei englischen Lesern an vielen Stellen den Gedanken verdrießlicher Tändelei. Man versteht uns nicht falsch. Was den „Weinberg seines Geistes" anlangt, war Jean Paul kein Tändler. Er dichtete begeistert, ernst und zu edlen Zwecken trotz nagender (!) Armuth. Aber in Sachen der Gefühle, die in dieser Lebensbeschreibung eben auch keine unbeträchtliche Rolle spielen, erscheint obiger Ausdruck nicht ganz unbegründet." Den Schluß macht ein Ausfall auf die Hingebung des weiblichen Geschlechts in Deutschland an Dichter, die ihre Seele zu fesseln wissen, und auf den Hang zur Flatterhaftigkeit an deutschen Schriftstellern, der größer sei als er sich für das stärkere Geschlecht gezieme.

Englische Memoiren.

Jüngst ist das „Memoir of the last archbishop of Tuam" erschienen. Dies Werk verdient insofern Erwähnung, als Erzbischof Trench viele Jahre lang an der Spitze der sogenannten „evangelischen Partei" in der irischen Kirche stand und seine Lebensgeschichte dadurch in innigem Zusammenhang mit den kirchlichen Streitigkeiten steht, die im irischen Protestantismus bis heutzutage ihr Wesen treiben. Den noch allgemeinern Antheil ist jedoch, das dieser Prälat bei dem berüchtigten Prozesse der Königin Karoline an der Spitze jener den königlichen Bedenken geleisteten Opposition im Oberhause stand, die sich der in der Anklageakte enthaltenen Scheidungsclausel widersetzte und dadurch die Zurücknahme jener Bill herbeiführte, womit leichtsinnige, den gehässigsten Leidenschaften eines Monarchen fröhnende Minister das größte öffentliche Ärgerniß gegeben, das vielleicht die Geschichte der Neuzeit kennt. Noch ist hier der Biographie eines andern hochkirchlichen Prälaten zu erwähnen, die mit seinen hinterlassenen Werken vor kurzem erschienen ist: „Remains of Charles Dickinson, bishop of Meath. With a biographical sketch", von J. West. Der Verstorbene machte sich besonders um Volkserziehung in Irland verdient und kämpfte als Schriftsteller für die Reform der englischen Kirche, die wie die meisten ihrer Schwestern mit allen Ideen des Zeitbewußtseins längst im Widerspruch getreten ist.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 292. —— 19. October 1845.

Leben, Werke und Zeitalter des Thucydides ꝛc. Von Wilhelm Roscher. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Thucydides, der Aeschylus der antiken Geschichtschreibung, ward von Griechen und Römern bewundert und als musterhaft anerkannt. Plutarch's Urtheil darf als der Ausdruck der allgemeinen Meinung des Alterthums gelten. Dionysius von Halikarnaß glaubt sich deshalb entschuldigen zu müssen, wenn er in diese Bewunderung nicht einstimme und Manches zu tadeln finde. Und Thucydides ist allerdings kein Schriftsteller, für den der Maßstab eines Sprach- und Kunstrichters passen konnte, der in gewissen abstrahirten Regeln und Gesetzen seiner Zeit befangen war: Thucydides ist in jeder Beziehung so individuel, daß er nach der Bildungsschule, aus der er hervorgegangen war, sowie aus und durch sich selbst erklärt sein will. An Nachahmern unter den Griechen hat es nicht gefehlt, auch nicht an Versuchen, eine Vergleichung mit Sallust oder Tacitus durchzuführen. Allein Keiner der Ersteren hat ihn auch nur im geringsten erreicht, und die Zusammenstellung mit den Letztern im Wesentlichen nur das Ergebniß geliefert, daß Thucydides mit den beiden Römern tief von dem Ernste der Geschichte durchdrungen sei und deshalb wie diese in einer Sprache rede, die von der gewöhnlichen Ausdrucksweise sich vielfach und unendlich oft entferne, der Gedanke, die Idee beherrscht bei diesen Männern oft die Sprache, die Construction. Bald nach der Wiederherstellung der alterthümlichen Studien erregte auch Thucydides die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde. Und wie groß ist die Anzahl der Ausgaben von der editio princeps 1502 bis auf Poppo; wie groß die Anzahl der Monographien über diesen Historiker. Poppo hat aber so Unrecht nicht, wenn er sich über Verkehrtheiten beklagt, welche sich die Herausgeber und Erklärer desselben hätten zu Schulden kommen lassen. Vorzugsweise sind es natürlich Philologen gewesen, welche sich entweder mit der Kritik des Textes, mit seinem besondern Sprachidiom oder mit der Erklärung einzelner Stellen, mit der Topographie oder mit der Lebensbeschreibung des Thucydides, oder auch mit seiner historischen Kunst beschäftigt haben. Allein Geschichtswerke, die Staaten, Ereignisse und Persönlichkeiten darstellen, die zu den glänzendsten und einflußreichsten ihrer Zeit gehören, Geschichtswerke, die dem Griffel eines Thucydides ihr Dasein verdanken, bieten noch eine andere höchst wichtige Seite dar, die von dem Standpunkte des Philologen und Kunstrichters aus entweder gar nicht gesehen oder nicht nach Verdienst ins Auge gefaßt wird; es ist dies aber nicht blos zu einer richtigen Würdigung des Ganzen erforderlich, sondern in seinen Resultaten auch im hohen Grade belehrend. Und diese Seite ist keine andere als die politische. Wir sind überhaupt von jeher der festen Überzeugung gewesen, daß ein wahres Verständniß der Geschichte ohne genaue Bekanntschaft mit der Politik, d. h. des innern und äußern Lebens eines Staats und der Grundsätze, auf welchen dasselbe beruht, nicht möglich sei, und daß folglich auch ein Erklärer der alten Historiker mit politischen Kenntnissen ausgerüstet sein müsse, um so mehr, da, wie schon oben bemerkt worden, die Mehrzahl jener Schriftsteller in das staatsmännische Leben und dessen Maximen eingeweiht war. Hr. Roscher hat nun bei seinen Betrachtungen und Zergliederungen des Thucydides'schen Werks zugleich einen politischen Standpunkt eingenommen, wozu er sich theils veranlaßt theils befähigt finden konnte, da er Lehrer der Staatswissenschaften in Göttingen ist. Dadurch ist es ihm in der That möglich geworden, in das Innere des griechischen Geschichtswerks tiefer einzudringen als eine blos sprachliche Erklärung zu thun vermag; er hat manches Neue zu Tage gefördert, Manches richtiger aufgefaßt als seine philologischen Vorgänger; er hat insbesondere die Reden des Thucydides in Betrachtung gezogen, sie gegeneinander gehalten, um aus ihnen theils diejenigen Momente zu gewinnen, welche für eine politische Beurtheilung ihres Verfassers von Wichtigkeit sind, theils Dasjenige festzustellen, was die einzelnen Staaten Griechenlands zu dem großen peloponnesischen Kampfe trieb und im Verlauf desselben sowol die hervorragendsten Männer als ihre Staaten zu ihrer Handlungsweise bestimmte. Zugleich durchweht das Ganze eine gewisse jugendliche Frische, Wärme, ja Begeisterung, der man zwar den ersten weitern Ausflug anmerkt, zugleich aber auch das Bestreben, der Wissenschaft ihren praktischen Werth und der Kunst ihre Anerkennung zu verschaffen. Kurz, des Verf. Werk läßt sich in seiner Art und im Allgemeinen betrachtet an die Leistungen Krüger's, Popp-

Digitized by Google

po's, Ulrici's und Ottfried Müller's anreihen. Allein nicht so vortheilhaft können wir über die Anordnung und Durchführung des Plans urtheilen, den sich der Verf. entworfen hat. Zerstückelung der Hauptmomente, Abschweifungen, Einmischung fremdartiger Dinge, wohin namentlich Parallelen mit der Neuzeit und heftige Seitenhiebe auf dieselbe gehören, verrücken sehr oft den eigentlichen Gesichtspunkt und führen den Leser plötzlich von dem Ziele ab, an das er so gern gelangen mochte. Die Anmerkungen sind bis zum Übermaße gehäuft und nicht selten ohne Bedürfniß ausgedehnt: der Verf. hat mit dem Füllhorn seines Wissens kein segenbringendes Maß gehalten. Dagegen vermißt man in einigen Punkten die erforderliche Ausführlichkeit und wahrhaft wissenschaftliche Durchführung. So finden wir z. B. Das, was der Verf. zur Charakteristik des hellenischen Volks beibringt, sehr dürftig; und das elfte Capitel, was über die Sprache des Thucydides handelt, sollte durchaus gehaltvoller sein*) nach Dem, was Poppo geleistet, dem bekanntlich das Verdienst gebührt, einen wahren Augiasstall gereinigt zu haben, mag immerhin die Sprachphilosophie gegen manche seiner Ansichten und gegen Das, was er noch als grammatisch gültig ansehen zu müssen glaubt, protestiren dürfen. Die Sprache des Verf. ist zwar klar und ohne stilistische Härten, aber weder immer edel genug noch schön: er hätte für seine sprachliche Darstellung aus seinem Lieblinge, dem Thucydides, und aus vielen Historikern des neuern Europas, die in seiner Meinung freilich nicht sehr hoch stehen, Manches lernen und in Anwendung bringen können. Dem Ganzen fehlt, um es mit wenigen Worten zu bezeichnen, die Abrundung der Composition und diejenige Durchführung des Plans, der man es ansieht, daß sie die einzelnen Fäden stets fest in der Hand hält.

Wenn der Verf. (S. 350) eine Ähnlichkeit, wie man sie zwischen Tacitus und Thucydides hat finden wollen, ableugnet, und eher eine Vergleichung mit Sallust in gewisser Beziehung für zulässig erklärt, so würde eine kurze Vergleichung der griechischen und römischen Sprache in ihren Hauptmomenten an ihrem Orte gewesen sein, um eine Basis für den Satz zu gewinnen, daß ein sprachliches Kunstwerk des Römers und des Griechen allemal einen verschiedenen Eindruck erzeugen und gerade deshalb jede derartige Vergleichung zwischen Schriftstellern verschiedener Nationen hinken müsse, weil die schärfsten und unbeugsamsten Gegensätze in den Individualitäten der Sprachidiome ihren Grund haben. So ist die Sprache des Römers gleichsam der Reflex seiner den Volksgeist durchdringenden disciplina. Sie ist energisch in ihren Ausdrücken, militairisch streng in ihren Formen, unbiegsam fest in den Wendungen, die sie einmal zu den ihrigen gemacht hat. Ihre Perioden, mannichfaltig gegliedert wie die politische und militairische Verfassung des Volks, werden doch durch feststehende Regeln zu einem großern oder kleinern systematischen Ganzen mit effectvoller Stärke vereinigt, gleich den einzelnen Elementen des Staats, die durch gewisse Alles beherrschende Grundsätze zu einer eminenten Größe und Wirkungskraft zusammengehalten werden. Sie ist bestimmt und abgemessen wie die Rechtsformeln der Juristen; sie ist unwiderstehlich und stürmt die Leidenschaften auf, wenn der Redner mit ihren Blitzen bewaffnet die Gemüther erhitzt; abgebrochen und kurz wie das Commandowort, welches über die Legionen gebot, und gleich den Schwertern dieser Legionen hat sie mit ihrer geistigen Kraft die Welt erobert: mit einem Worte, sie ist die Sprache der Energie und des Herrscherstolzes, und gleich den Tugenden und Sünden des Volks, das sie redete, imposant! Die griechische Sprache dagegen ist die Tochter des Gesanges und der Poesie, ihre Laute sind der Widerhall der alten Phorminx, ihre Formen sind mannichfaltig, beweglich und biegsam wie die Volksstämme und der Geist, der sie bewegte; ihre Constructionen sind leicht und flüchtig wie die Eindrücke und Empfindungen, die in den Volksgemüthern wechselten; ihre Satzverbindungen sind frei wie ihre Republiken, und doch scharf wie die Subtilitäten, die in ihren Philosophenschulen herrschten. Ihr ganzes Wesen hat gleiche Leichtigkeit für die Schwingen der erhabensten und frivolsten Phantasie wie für den tiefsten Ernst der Geschichte und für den Kothurn der emporstrebendsten Philosopheme der Vernunft: sie ist die Sprache der Genies, und schon darum nicht geeignet, eine Weltsprache zu werden; sie ist die Sprache der Kunst und Wissenschaft, und darum finden sich die Elemente beinahe alles menschlichen Wissens in ihr niedergelegt. Daß in so verschiedenen Nationalgefäßen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, nicht Gleiches enthalten sein könne, daß in denselben der durch die Sprachen vermittelte Gedankenprozeß ein verschiedener sein müsse, liegt auf der Hand.

Hr. Roscher handelt im siebenten Capitel von der Religion des Thucydides. Die Sache wäre interessant genug, wenn sich nur mit irgend einiger Sicherheit darüber urtheilen ließe. Schon Wigand und Kortüm sind insofern an der Frage gescheitert, als sie blos zum Allgemeines darüber zu sagen vermocht haben. Und unser Verf. selbst gibt die Frage gewissermaßen preis durch die Äußerung: „Thucydides' Urtheil von den Göttern seines Volks ist nicht mit Deutlichkeit in seinem Buche wahrzunehmen." Er sucht aber gleichwol das Feld zu behaupten: aus Aristophanes soll der Beweis für die Religiosität des Thucydides und für gewisse religiöse Ansichten desselben geführt werden. Das ist in der That ein gewagter, fast gewaltsamer Versuch, um ans Ziel zu gelangen, gibt aber allerdings dem Verf. Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit dem Aristophanes an den Tag zu legen, der wir auch alle Gerechtigkeit widerfahren

*) Die schriftstellerische Thätigkeit der Griechen entwickelte sich erst während und nach dem peloponnesischen Kriege in größerm Umfange und größerer Mannichfaltigkeit. Dadurch setzte sich auch der Sprachgebrauch erst fest. Die Grammatiker thaten das Übrige. Thucydides verleugnet die ältere Zeit und Schule nicht. Er war durch philosophisches Denken an abstracte Formen gewöhnt. In seiner Schreibart ist dies ausgeprägt.

Digitized by Google

lassen müssen; er hat sehr richtig erkannt, daß jener Komiker eine ergiebige Quelle für die Sittengeschichte seiner Zeit sei. Welche Stellung aber Thucydides dem Volksglauben gegenüber einnahm, ergibt sich unsers Bedünkens klar genug aus der höchst werthvollen Einleitung in sein Geschichtswerk. Dem Aberglauben und der Orakelverehrung ist er entschieden abhold, darin also das offenbare Gegentheil von Herodot, wie dies schon Backenaer richtig bemerkt hat. Er gehört unbestreitbar einer Schule an, an deren Spitze Anaxagoras, Perikles u. A. standen, und die entweder den Volksglauben zu reinigen bemüht war oder sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein überlegener Bildung von demselben entfernt hielt. Darum trug auch Thucydides kein Bedenken, die frühere griechische Geschichte und die Überlieferungen, an denen das Volk als einem Heiligthume ging, rücksichtslos zu kritisiren. Thucydides kritisirt die Geschichte der Vergangenheit und ihre Historiker wie Aristoteles in seiner Politik den Staat des Plato. Seine Ansicht über das Leben ist von einem herben Charakter; es hängt diese Erscheinung mit den Zeitereignissen und den Zuständen Athens zusammen. In Plato's und Xenophon's Schriften spricht sich eine ähnliche Seelenstimmung aus, die gleichfalls nicht ohne Wirkung auf ihre Grundsätze und Urtheile über das Staatsleben überhaupt und über das der Athenienser insbesondere geblieben ist. Aber trotzdem verliert Thucydides das Gleichgewicht der Seele nicht; er beurtheilt mit Seelenruhe Thatsachen und Personen, läßt Freund und Feind Gerechtigkeit widerfahren. Diese Erhabenheit der Gesinnung erkannten auch die Alten an, wie wir aus Plutarch's „Nicias" sehen, und unter den Neuern drückt sich Bayle in dieser Hinsicht mit folgenden Worten aus: „Le comble de la gloire pour un historien c'est de faire justice à ses plus grands ennemis. C'est un véritable héroisme. Thucydide s'est immortalisé par là bien plus glorieusement que par tout le reste de son histoire."

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Jack und John. Novelle von Gustav von Heeringen. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In neuerer Zeit ist es mehrfach und namentlich in England vorgekommen, daß ein Buchhalter mit der Kasse seines Prinzipals sich unsichtbar machte. Ein solches Ereigniß gibt dem Verf. Anlaß, uns eine leichte Novelle zu erzählen, die freilich nichts Neues bietet, aber doch ganz angenehm unterhält. Zu dem nicht Neuen gehört auch die Geschichte mit dem ersten und zweiten Sohn eines Lords, wo der Erste umkommen muß, damit der Zweite „Sir Lordschaft" heiße, denn Jener ist vor der Copulation geboren, ein Spieler, Fuchsjäger und roher Verschwender. Am lebhaftesten unterhält Jack's und John's Irrfahrt nach Norwegen, ihre Bedrängniß und Jack's Beschießung einer kleinen Hafenstadt, wo er zugleich den verschwundenen Buchhalter seines Vaters und damit Reichthum und Ehre desselben wiederfindet. Der Verf. verweilt nirgend, er reiht Begebenheit an Begebenheit und hat daher nur flüchtige Augenblicke für Charakteristik und Dergleichen übrig. Am Ende fügt sich Alles glücklich zusammen und wir haben eine Stunde lang uns ganz vergnügt unterhalten.

2. Royalisten und Republikaner. Aus der Zeit der französischen Republik von Georg Hesekiel. Drei Abtheilungen. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 3 Thlr.

Die drei Abtheilungen geben „Paris im Jahre 1793", „Graf Larochejaquelin, oder der Kampf in der Vendée", „Marquerite, oder die Landung von Quiberon". Die französische Revolution von 1789 bietet eine Fülle des Großen, Schönen, Erschütternden und Entsetzlichen und wird darum noch lange eine reiche Fundgrube für den Romanschriftsteller und zugleich eine dankbare bleiben. Er kann fast überall beginnen, fast überall schließen, die passendste Gruppirung bietet sich von selbst in dem Leben und den Schicksalen einer Person oder Familie, wie man sie nun eben für die Darstellung erwählen will. Der Verf. des vorliegenden Buchs, welcher auch unter dem Namen C. Schwertinger schreibt, hat es sich übrigens sehr bequem gemacht. Die Berichte jener Zeit nimmt er bruchstückweise als Aufzug und Einschlag zugleich, und läßt als Muster dazwischen einzelne Personen nur so weit hervortreten als nöthig scheint, ihnen etwas nähern Antheil zuzuwenden. Daneben wird meistens weit über das Ziel hinausgegangen, welches wir nach dem Titel jeder Abtheilung nur erwarten können, und hat der Leser sich zufällig selbst mit den Begebenheiten jener Zeit etwas vertraut gemacht, so wird er die Geschichte um ein Bedeutendes reicher und fesselnder finden müssen als die hier gebotenen romantischen Darstellungen, denen durch strengern Zusammenhang der Motive wie der Maschinerie so leicht die innere Nothwendigkeit ihrer Existenz zu geben war.

3. Nemesis, oder Wege des Schicksals. Ein Roman nach einer Begebenheit aus dem bürgerlichen Leben der neuern Zeit, bearbeitet von Carlo del Re. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zeitungsleser werden sich erinnern, daß ein preußischer Feldjäger vor mehren Jahren wegen falscher Geldpapiere, die man in seiner Kasse fand, in Untersuchung gerieth; ferner, daß derselbe sich ein Lehrer Wander irgendwo in den schlesischen Bergen wegen demagogischer Umtriebe gefänglich eingezogen, doch bald wieder entlassen wurde. Diese beiden Ereignisse sind mit einem dritten, einem Knabenraube zur Zeit der Schlacht von Aspern, in Verbindung gebracht, sodaß aus dem Ganzen der Dr. Wander als der geraubte Knabe hervorgeht, die Tochter Dessen heirathet, welcher nach jener Schlacht sich des Knaben annahm und das lange Zeit als herrenlos verwaltete Landgut seines Vaters als Erbe besieht. Dazwischen bewegen sich noch ein Spieler und Mörder und ein Wildbieb, Beide an dem Raube, der Erstere auch an den falschen Geldpapieren betheiligt. Das Ganze ist eine farblose Relation, mit einigen nüchternen Betrachtungen und vielfachen Wiederholungen durchwebt, und weder in der Anlage noch in der Durchführung entdeckt man irgend eine künstlerische Idee. Indessen nimmt Alles ein gutes, ein glückliches Ende, wo die Gefängsteten, die Verfolgten belohnt, die Bösen aber ihrer Laufbahn durch den Tod entrissen werden, und das ist denn die Nemesis.

4. Eulle d'Altame. Ein historischer Roman von Maria Lenzen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 3 Thlr.

Die Kämpfe der Guelphen und Ghibellinen im 13. Jahrhundert bilden den Hintergrund dieses romantischen Gemäldes inseweit, als einzelne Stände und Personen dadurch unter sich in eine freundliche oder feindliche Stellung geriethen. Der Hauptgegenstand des Romans liegt in dem düstern Schicksale der Familie Aldobrandeschi. Der Graf war früher in Deutschland und knüpfte hier ein inniges Verhältniß zu einer jungen Dame an. Später heirathet er und lebt anscheinend glücklich mit der Gemahlin, einem Sohn und einer Tochter. Der Erstere ist Nebenbuhler vom Sohne eines Wucherers und Sachwalters, der in beiden Eigenschaften sehr nahe zum Grafen steht. Das blutige Ende der Nebenbuhlerschaft reizt den Sachwalter zu der grausamsten Rache. Lange schon im Besitz von

Digitized by Google

Familienpapieren des Grafen stellt er diesen vor der Familie als einen Verbrecher seltener Art hin: er ist nämlich der Vater seiner Gemahlin. Der Roman ist gut geschrieben und zeugt für Kenntnisse mancher Art, sowie für Geschick, sie zu bethätigen, und wenn er auch in manchen Dingen nicht frei von jenem Schiboleth ist, woran die Damenfeder überall erkannt wird, so haben wir ihn doch gern gelesen und denken, Andere werden das ebenfalls gestehen. 18.

Bibliographie.

Alberts, Deutsche Volkssagen und Märchen der Vorzeit. Aus alten Urkunden. 12te Auflage. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Eyssenhardt. 8. 10 Ngr.

Beckmann, G., Das Laternenmännchen. Aphorismen über Leben, Kunst und Natur. Berlin, Dehmigke. 8. 1⅓ Ngr.

Beidtel, E., Balladen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

— — Der Kauf der Ehre. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Bissinger, J. U., Abenderzählungen eines bayerischen Veteranen aus seinem Leben und Schicksale, besonders in den Kriegsjahren 1805 und 1806. Eine Volksschrift. Nördlingen, Beck. 8. 8 Ngr.

Brühl, J. A. M., Geschichte des heiligen Ignatius von Loyola und der Gesellschaft Jesu. Mit besonderer Berücksichtigung des neuesten politischen und literarischen Verfahrens in Betreff dieses Ordens. 1ste Lieferung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 10 Ngr.

Bürkner, A., Der Polterabend. Eine Sammlung dramatischer Scherze zur Aufführung bei festlichen Gelegenheiten. 1stes Bändchen. Königsberg, Theile. 8. 10 Ngr.

Engel, J. J., Fürstenspiegel. 2te Auflage. Berlin, Mylius. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. 3te Auflage. Berlin, Mylius. Gr. 16. 22½ Ngr.

— — Mimik. Neu herausgegeben und eingeleitet von L. Mundt. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Mylius. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Philosoph für die Welt. Neu herausgegeben und eingeleitet von L. Mundt. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Mylius. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Schauspiele. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Mylius. Gr. 16. 1 Thlr.

Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von A. Pichler. Wien 1846. 12 10 Ngr.

Griesel, A. W., Die Hussiten. Romantisches Gemälde. Herausgegeben von J. J. Pelt. Zwei Theile. Prag, Medau. 12. 12½ Ngr.

Hunkler, J. F. X., Was hat die Menschheit der Religion Jesu zu verdanken. Rottenburg, Gack. 1844. Gr. 8. 23⅓ Ngr.

Der Index des Kanzlur. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und beantwortet von *J. G. Schmidt*. Petersburg. Gr. 8. 2 Thlr.

Jacobi, A., Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes, mit besonderer Berücksichtigung der Abstammungsverhältnisse der Bewohner. Leipzig, Weber. 4. 10 Ngr.

Jocham, M., Vom Besitzthume der Geistlichen. Ein Fragment aus der Priester-Moral. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Judenstein, oder Geschichte des Martertodes des unschuldigen Kindes Andreas von Rinn. Innsbruck. 12. 6½ Ngr.

Kinder-Dramen aus der Mährchen- und Sagen-Welt zur Darstellung auf einem Puppentheater und im Familienkreise. 1stes Bändchen. Königsberg, Theile. 8. 15 Ngr.

Kramer, P. W., Ein Opfer der Spielhölle. Zeitbild in vier Aufzügen. Nach einer Thatsache bearbeitet. Landau. 1844. 8. 10 Ngr.

Krämer, S., Bilder aus dem jüdischen Volksleben. Altenmuhr. 8. 12 Ngr.

Lange, L., Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte, zur Vertheidigung, Befestigung und Fortbildung der protestantischen Kirche, mit besonderer Rücksicht auf Studirende bearbeitet. Leipzig, Kollmann. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Manilius, M., Himmelskugel, lateinisch und deutsch. Im Versmaß des Originals zum ersten Male übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. Merkel. Aschaffenburg, Pergay. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mörbe, J., Orts-Chronik von Petershain im Rothenburger Kreise, nebst einigen Nachrichten aus der Nachbarschaft und mehrerer Urkunden. Rothenburg O. L. 1844. 8. 15 Ngr.

Müller, C. F., Eisenbahn-Almanach, oder die Tarife und hauptsächlichsten Bestimmungen bei den Eisenbahnen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Belgien. 1ster Jahrgang. Eisenberg, Schöne. Gr. 16. 17½ Ngr.

Münchenberg, A., Systematisch geordnete Anweisung zur harmonischen Ausbildung des Körpers auf turnerische Weise, mit physiologisch-ästhetischen Rücksichten. Königsberg, Beigt. 16. 15 Ngr.

Nitsche, J. A., Geschichte des Tabaks und seiner Schicksale seit der Entdeckung Amerikas bis auf unsere Zeiten, nebst einer Beschreibung dieser Pflanze, ihrer Kultur ꝛc., sowie Betrachtungen über den Missbrauch des Tabakrauchens. Prag. Gr. 8. 10 Ngr.

Orlich, L. v., Reise in Ostindien in Briefen an Alex. von Humboldt und Carl Ritter. Zwei Bände. Zu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 8. 3 Thlr.

Pickering, Miß Ellen, Der Erbe von Norton Park. Ein Roman. Nach dem Englischen von Mathilde Franziska, verehel. gew. v. Jakobillot geb. Giesler. Drei Bände. Wesel, Klönne. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Kaiser und Narr. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Reuter, H., Geschichte Alexander's des Dritten und der Kirche seiner Zeit. 1ster Band. Berlin, Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Saint-Priest, Graf A. v., Geschichte des Sturzes der Jesuiten im 18. Jahrhundert (1750—1782). Uebersetzt von K. L. Metzler. Hamm, Schulz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sinerrus, T., Der erste Schiffer aus kindlicher Liebe. Ein kleines Heldengedicht zunächst für die studirende Jugend und ihre Gönner. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 5 Ngr.

Strang, C. F. v., Geschichte des deutschen Adels, urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. Drei Theile. Mit einer Wappen- und Siegeltafel. Breslau, Kühn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Supp, F., Stunden heiliger Weihe in christlichen Gedichten. Rottenburg, Gack. 1844. 12. 17½ Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 35ter Jahrgang 1846. Mit zwei Bildnissen und mehreren Zeitcarricaturen. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 15 Ngr.

Über weibliche Bestimmung und Erziehung im Allgemeinen. (Nach dem Werke der Frau Necker de Saussure.) Von M. D. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 3 Ngr.

Voß, J. H., Sämmtliche poetische Werke. Fünf Bände. Leipzig, Müller. 1846. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1846. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 8ter Jahrgang. Stuttgart, Besser. Gr. 16. 1 Thlr.

Wolff, O. L. B., Märchen-Schatz. Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 293. — 20. October 1845.

Leben, Werke und Zeitalter des Thucydides ꝛc. Von Wilhelm Roscher. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Die Darstellung des Feldzugs der Athenienser gegen Syrakus, welcher Thucydides, wie die Wichtigkeit des Unternehmens es erforderte, die ungetheilteste Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist auch von unserm Verf. mit besonderm Fleiße bearbeitet worden: sie gehört zu den besten Abschnitten seines Buchs besonders deshalb, weil die politischen Momente, die den Angriff Athens herbeiführten, ja beinahe herbeiführen mußten, in das gehörige Licht gestellt worden sind. Die Expedition war allerdings gegen des Perikles System, wie sich aus Thucydides (II, 65) selbst ergibt; aber Handelsinteressen, gewisse politische Umstände und die Kriegslust, besonders des Alcibiades, befestigen den Gedanken daran immer mehr auch in der Volksmasse, die freilich nicht befähigt war, die obwaltenden Schwierigkeiten zu beurtheilen. Man sieht aber aus Plutarch's Biographien des Alcibiades und Nicias, sowie auch aus Thucydides (VI, 90), daß man an die Eroberung der Insel Sicilien die ausschweifendsten Pläne knüpfte, und Alcibiades verstand es vortrefflich die Phantasie des Volks damit zu schmeicheln. Sollte doch sogar ein Angriff auf Karthago dann unternommen werden. Zugleich wollte man aber auch der dorischen Symmachie, die in der Insel Sicilien und vorzüglich in dem mächtigen Syrakus einen guten Stützpunkt oder wenigstens Rückhalt hatte, einen empfindlichen Streich versetzen. Man kann von diesen Gesichtspunkte aus die atheniensische Unternehmung gegen Sicilien mit Cäsar's Feldzug nach Britannien vergleichen. Daß aber die Expedition einen unglücklichen und für Athen so verderblichen Ausgang nahm, dessen Folgen niemals wieder auszugleichen wurden, erklärt sich theils aus der durch Intriguen herbeigeführten Abberufung des Alcibiades, der allein dem Unternehmen gewachsen war, und der Unfähigkeit des Nicias, der an seine Stelle trat, theils aus der tüchtigen Vertheidigung der Stadt Syrakus und ihrer Größe und Festigkeit. Die Stadt, von den Doriern unter Archias' Leitung um das Jahr 709 v. Chr. Geb. gegründet, bestand eigentlich aus fünf Städten: 1) Naxos oder Inselstadt, die älteste Anlage auf der Insel Ortygia. Auf diesen ältesten Theil ist das heutige Siragossa beschränkt. 2) Achradina, der größte und glänzendste Stadttheil, und zugleich außerordentlich stark befestigt. Ihre Befestigungswerke griff selbst zwei Jahrhunderte später noch der Römer Marcellus ohne Erfolg an. 3) Tyche, von einem Tempel der Göttin Τύχη so genannt. Nach Cicero's Angabe war sie am meisten von allen Stadttheilen, namentlich von der Handwerkerclasse bevölkert. 4) Neapolis; diese Neustadt bildete früher wie Tyche nur eine Vorstadt von Syrakus. Aus militairischen Gründen aber wurden beide durch Befestigungswerke zur Hauptstadt gezogen. 5) Epipolä; diese Syrakus beherrschenden Anhöhen hatte der ältere Dionysius mit Befestigungswerken versehen. Außer der Besatzung scheinen dort keine Bewohner sich befunden zu haben. Der Umfang der Gesammtstadt betrug nach Strabo's Angabe 180 Stadien oder 4½ deutsche Meile. Den Schlüssel zur Eroberung von Syrakus bildete Epipolä. Die Angriffe der Athenienser auf diesen Punkt scheiterten aber, und das Schicksal ihres Expeditionsheeres war entschieden, als Verluste zur See und Muthlosigkeit hinzukamen. Selbst die Römer bedurften des Verraths, um Syrakus zu erobern. Übrigens besitzen wir über diese glänzendste und größte Stadt des griechischen Alterthums viele Nachrichten von den Alten selbst und zahlreiche Monographien aus der Neuzeit. Wir können indeß hier unsere Leser nur auf Arnold's „Geschichte von Syrakus" (Gotha 1816) verweisen, besonders deshalb, um noch Raum für den letzten Punkt zu behalten, den wir uns zu besprechen vorgenommen haben.

Wir können es uns nämlich nicht versagen, die verheerende Krankheit, unter dem Namen der atheniensischen Pest bekannt, noch zu besprechen. Sie ist merkwürdig in der Geschichte der Krankheiten und der Medicin, war aber auch von Bedeutung für den Verfall des atheniensischen Staats. Unser Verf. hat sie mit Unrecht nur flüchtig in einer Anmerkung in Betracht gezogen, und mit der Aufführung des Sophokles'schen Dramas, des „Königs Ödipus", und der Bemerkung Niebuhr's in Verbindung gebracht, daß große Pesten auf unerklärbare Weise mit politischer Ausartung zusammenhingen; eine Erscheinung, die in der That nicht so unerklärlich ist, wenn man nicht in den gegebenen Fällen die Ursachen

Digitized by Google

mit den Wirkungen und umgekehrt verwechselt. Thucydides hat die Beschreibung des schrecklichen Phänomens in einer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit geliefert, wie sie nur einem Manne möglich war, der nicht blos mitten unter der Verheerung der Krankheit lebte, sondern selbst daran gelitten hatte. Lucrez, Virgil, Ovid und der Dichter Seneca haben seine Schilderung als Quelle und Muster gebraucht. Wir theilen die Stelle des Thucydides in einer freien und zum Theil auszugsweise gehaltenen Übersetzung mit:

Noch waren die Feinde nicht lange im attischen Gebiete, als die Krankheit in Athen ausbrach. Sie soll zwar schon vorher viele Gegenden heimgesucht haben, namentlich die Insel Lemnos, doch war sie, wie es heißt, nicht so verheerend und von solcher Sterblichkeit begleitet. Die Ärzte vermochten sie anfänglich aus Unkenntniß nicht zu heilen, ja sie selbst wurden um so leichter von ihr hingerafft, je mehr sie zu den Kranken gingen. Und keine andere menschliche Kunst vermochte etwas: Gebete in den Tempeln, Orakelbefragungen und dergleichen, Alles war ohne Erfolg. Zuletzt stand man von der Gewalt des Übels überwältigt auch davon ab. Zuerst nahm die Krankheit, wie erzählt wird, ihren Anfang in Äthiopien, oberhalb Aegyptens, dann stieg sie nach Ägypten und Libyen herab und suchte einen großen Theil der Länder des persischen Königs heim. In die Stadt Athen brach sie urplötzlich ein. Zuerst befiel sie die Bewohner des Piräus, sodaß von diesen behauptet ward, die Peloponnesier hätten die Brunnen vergiftet. Von da verbreitete sie sich nun auch in die obere Stadt und die Sterblichkeit ward im Verhältniß größer. Jede andere Krankheit war in dieser Zeit verschwunden, und litt Jemand an einer solchen, so ging sie in die herrschende über. Ohne alle Veranlassung aber befiel die Gesunden ein heftiges Brennen des Kopfes, Erröthung und Entzündung der Augen. Die innern Theile, Kehle und Zunge wurden sofort blutig und erzeugten einen übelriechenden, stinkenden Athem. Dann trat Niesen und Heiserkeit ein. Bald nachher kam der Schmerz auf die Brust mit heftigem Husten. Wenn er nun im Magen sich festgesetzt hatte, brachte er denselben in die heftigste Bewegung; es erfolgten alle nur möglichen Gallenergießungen mit großem Würgen. Die Meisten bekamen den Schlucken mit starker Convulsion, bei Manchen ließ derselbe bald nach, bei Andern ziemlich spät. Wenn man den äußern Körper anfühlte, so zeigte er sich nicht sehr warm, auch nicht bleich, sondern roth unterlaufen, bläulich, mit kleinen Blasen und Geschwüren bedeckt. Dagegen brannten die innern Theile des Körpers dermaßen, daß die Kranken weder die dünnsten Kleider oder Decken von Leinwand noch irgend etwas Anderes außer völlige Entblößung leiden konnten, ja sogar sich gern ins kalte Wasser stürzten. Und Viele, die ohne Wartung und Pflege waren, stürzten sich von unlöschbarem Durst gequält in Brunnen. Es war aber einerlei, ob man viel oder wenig trank. Zugleich peinigte den Kranken Mangel an Ruhe und eine immerwährende Schlaflosigkeit. Auch ward der Körper, so lange die Krankheit dauerte, nicht abgemattet, sondern widerstand den Leiden auf eine unglaubliche Weise. So wurde die Mehrzahl nach Verlauf von neun oder sieben Tagen durch die innere Hitze ohne ganz entkräftet zu sein hingerafft; falls aber auch diese Zeit überstanden wurde, so starben doch später noch Viele an Entkräftung, da die Krankheit in die Eingeweide hinabdrang, eine schmerzhafte Entzündung derselben entstand und eine unstillbare Diarrhöe erfolgte. Entging man indeß der größten Gefahr, so zeigte doch die Verletzung der Extremitäten das Leiden an der Krankheit. Denn sie verletzte sogar die Geschlechtstheile, die Finger und Zehen, und Viele kamen nur mit dem Verluste derselben davon, Manche verloren auch die Augen; Andern war nach ihrer Wiedergenesung jede Erinnerung verschwunden, sodaß sie weder von sich selbst noch von ihren nächsten Verwandten etwas mehr wußten. Der Charakter dieser Krankheit war über alle Beschreibung schrecklich. Sie ging über die Kräfte der menschlichen Natur eines Jeden, den sie befiel. Die Vögel oder die vierfüßigen Thiere, die gewöhnlich Leichname angehen, näherten sich entweder den vielen unbegrabenen Leichen gar nicht, oder, wenn sie davon genossen, so starben sie. Deshalb sah man denn auch dergleichen Raubvögel in der Stadt gar nicht mehr oder wenigstens nicht um die Leichname herum. Die Krankheit war jedenfalls eine ganz ungewöhnliche, nicht endemische Erscheinung. Die Hunde lieferten wegen ihres Umgangs mit den Menschen einen noch sprechendern Beweis dafür als die Vögel. Ein Theil der Kranken starb aus Mangel an Pflege, ein anderer selbst unter der sorgfältigsten Behandlung. Es gab durchaus kein einziges Mittel, dessen Anwendung hätte helfen müssen: denn was dem Einen half, das schadete dem Andern. Kein Körper, mochte er von schwacher oder starker Gesundheit sein, war gegen diese Krankheit kraftvoll genug; sie überwältigte Alle, mochten sie auch noch so sorgfältig verpflegt werden. Das Schrecklichste aber bei der Krankheit war erstlich die Muthlosigkeit, die sich eines Jeden bemächtigte, wenn er sich von derselben befallen fühlte. Denn Die, welche sich sofort der Verzweiflung ergaben, opferten sich selbst viel eher hin und widerstanden um so weniger. Dann aber auch der Umstand, daß die Menschen, der Eine durch die Wartung des Andern angesteckt, wie die Schafe hinstarben. Das machte ihre Verheerung so groß. Und wollte man sich aus Furcht gegenseitig nicht beistehen, so gingen die Verlassenen unter. Auch starben viele Familien aus wegen Mangels an pflegenden Personen. Unterzog man sich aber der Pflege, so war man verloren. Besonders traf dieses Loos Diejenigen, welche sich von Mitgefühl leiten ließen. Denn aus Pflichtgefühl schonten sie sich selbst nicht und gingen zu ihren Freunden, zumal da auch die Hausgenossen von dem fürchterlichen Unglücke betäubt auf das Klagegeschrei der Sterbenden nicht mehr hörten. Zum zweiten Male aber ward Niemand lebensgefährlich von der Krankheit befallen.

Übrigens wüthete die Seuche auch unter den auswärts stehenden Truppen der Athenienser. Thucydides sagt dies ausdrücklich (II, 58). Der Raum gestattet uns nicht, über die sittlichen und politischen Folgen zu sprechen, von denen dieses schauderhafte und verheerende Phänomen begleitet sein mußte. Wir können unsere Leser nur auf Thucydides selbst verweisen, der sie anschaulich genug schildert. Nur folgende Bemerkungen mögen uns noch gestattet sein. Der Gedanke, die athenienſische Pest mit der Cholera zu vergleichen oder beide Krankheiten für identisch zu halten, liegt ziemlich nahe. Als die Cholera Deutschland heimsuchte, erhielt deshalb der verstorbene Heeren von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen den Auftrag, historisch nachzuforschen, ob eine Gleichheit beider Epidemien angenommen werden könne oder nicht. Das Resultat war: auf historischem Wege sei eine solche Gleichheit nicht nachzuweisen. Die beiden gelehrten Ärzte Kraus und Hecker haben die athenienſische Epidemie für eine untergegangene Typhusart erklärt. Dagegen hat Häser in seinen „Historisch-pathologischen Untersuchungen" (2 Theile, Dresden 1839—41) die Meinung aufgestellt, sie sei eine unvollkommen ausgebildete Bubonenpest gewesen, die nach der gewöhnlichen Annahme erst im 6. Jahrhunderte unter Justinian nach Europa gekommen sein soll. Eine Entscheidung wird schwer zu erzielen sein, indem das athenienſische Phänomen unbestreitbar einen ganz eigenthümlichen Charakter

Digitized by Google

an sich trägt, der durch ebenfalls eigenthümliche klimatische, locale und temporelle Zustände ausgebildet ward.

Karl Zimmer.

Theologische Censurlücke in der ältesten Ausgabe von Goethe's Werken.

Die von dem Buchhändler Christian Friedrich Himburg in Berlin widerrechtlich zusammengeraffte erste Ausgabe von „J. W. Goethe's Schriften" (1775) mit Chodowiecki'schen Bildern wiederholten gleich in den nächsten Jahren immer vermehrte Auflagen, die zweite schon 1777, die dritte 1778; und während so der unverschämte Nachdrucker sich bereicherte, rächte sich der junge fergloſe Dichter nur durch ein Gedicht, welches jenem das dafür erbotene berliner Porzellan an den Kopf warf, eingedenk, daß damals die preußischen Juden für die Heirathserlaubniß einen gewissen Satz solchen Porzellans aus der königlichen Fabrik kaufen mußten. *)

Im dritten Bande dieser Sammlung (1779) steht auch „Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel", wie es 1774 zu Leipzig und Frankfurt ohne Namen erschien, nämlich enthaltend, nach dem Prolog, „Des Künstlers Erdewallendrama", „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen. Schönbartspiel", und „Ein Fastnachtspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brig dem falschen Propheten. Zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel." Hier ist im Jahrmarktsfest das Spiel von Haman und Esther ganz anders als in der ersten rechtmäßigen Sammlung von „Goethe's Schriften" (Bd. 4, Leipzig 1791), wo es in Alexandrinern der französischen Tragödie einherschreitet und umständlich die Entschlüsse des Königs und der Königin gegen und für die Juden herbeiführt; dagegen ist die ursprüngliche Fassung in den kurzen Reimpaaren der Hans Sachs'schen, überhaupt altdeutschen Schauspiele, und stimmt auch dadurch näher zu dem Schönbartspiel und dem gesammten moralisch-politischen Puppenspiel, ebenso wie durch den Inhalt. Dieser ist, wie mehre Darstellungen des jungen Dichters, z. B. der in der leipziger Ausgabe diesem Puppenspiel angehängte Prolog zu Dr. Bahrdt's neuesten Offenbarungen Gottes gegen die damalige Freigeisterei und Aufklärerei gerichtet, in seiner derben unumwundenen Weise. Und in diesem kurzen Krakehler zeigt nun der berliner Nachdruck eine merkwürdige Spur damaliger preußischer Censur. Es lautet nämlich vollständig also:

(Der Vorhang hebt sich. Man sieht den Galgen in der Ferne.)

Kaiser Ahasverus. Haman.

Haman.
Gnäd'ger König, Herr und Fürst,
Du mir es nicht verargen wirst,
Wenn ich an deinem Geburtstag
Der beschwerlich bin mit Bedrohn und Klag.
Es will mir aber das Herz abdrücken,
Kann weder schlafen, noch trinken, noch essen.
Du weißt, wie wir es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glaubn mehr,
Wie's thut das große Schock-Heer;
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch,
Und sei im Grund nicht mehr davon,
Als an den Kindern Haimon.
Darob wir denn nun jubilieren
Und derglichen Mitleiden spüren
Mit den armen Schelmsnarrnhansen,
Die noch zu unserm Herrgott taufen.

) Im Nachtrag Bd. 9. S. 16, aber Ausgabe letzter Hand, Bd. 8.

Aber wir wollen sie bald bekehren
Und zum Unglauben sie bekehren.
Und lassen sie sich 'was nicht weisen,
So sollen sie alle Teufel zerreißen.

Ahasverus.
Insofern ist mir's einerlei,
Doch brauch'ts all, dünkt mich, nicht 's Geschrei.
Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen.
Damit wir kapf're Kinder kriegen.

Haman.
Behüte Gott, Ihro Majestät,
Das leide sein Lehrtag kein Prophet.
Doch wär's die noch zu bekehren;
Ihre die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum theuern Aerger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Erstoßen vom Tyrannenthron.
Wenn die Kerls ihren neuen Ohren
Ohn auf die Trümmer fegen.
Religion, Empfindsamkeit
('s ein Dreck), ist lang wie breit.
Müssen das all exterminieren,
Nur die Vernunft die soll uns führen.
Ihr himmlisch klares Angesicht.

Ahasverus.
Hat auch dafür keine Maden nicht.
Wollen's ein andermal besehen,
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Haman.
Wünsch Euer Majestät geruhige Nacht.

Hierauf reimt die in der neuen Darstellung verwaist stehende Zeile: „Der erste Actus ist nun vollbracht."

Gestrichen aber ist in dem berliner Drucke die ganze eingeklammerte Stelle und sind dafür die Seiten 209—7 je zur Hälfte leer gelassen. Bei der neuerdings öfter gerühmten Freiheit der Presse, zumal der religiösen, unter dem großen König, der in seinem Lande Jeden auf seine Façon wollte selig werden lassen, darf man in obigem Censurstriche schwerlich eine übertriebene Ehrerbietung vor der Bibel sehen, eher erklärt sich derselbe wol eben dadurch, daß hier, unter mächtigen französischen Einflüssen, die Aufklärung ihren Thron aufgeschlagen hatte, und weil sie in der fraglichen Scene ihre Bemühungen verspottet sah, sie im Dienste der Freiheit unterdrückte. Daß Goethe ganz bestimmte Erscheinungen im Auge hatte, erhellt aus der später auch von ihm selbst veränderten Stelle zu Anfang, wo der Marktschreier seine Tragödie empfiehlt:

Hüten uns auch für Toten und Trachten.
Getdrom die Gegend in Einer Nacht
Der Landkatechismus stattlich gemacht.

Wofür es in der Überarbeitung von 1791 allgemein heißt:

Seitdem in jeder großen Stadt
Man ähnreiene Sitten hat.

So wie gleich darauf vom Hanswurst gesagt wird:

Der macht euch sicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner seid u. s. w.*)

anstatt:

Der soll im Intermezzo brav
Die Leute weckt aus'm Sittenschlaf.

Der hier erwähnte Landkatechismus betraf freilich nicht Preußen, sondern das Rheinland, wo Goethe's nachmaliger Schwa-

*) Das ganze folgende Gespräch ist neu, während im alten Spiel sogleich der Bedrängte spricht: „Bist Empfehl vom gnäd'gen Fräulein."

ger, Georg Schlosser, denselben herausgab, zum Ärgerniß der strenggläubigen Geistlichkeit. Goethe's Vater schreibt davon an den dänischen Consul Schönborn nach Algier, 24. Juli 1776 *): „Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrifft, kann er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie denn aber diese schwarzen Männer mit weißen Kragen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden und daher den weltlichen Arm zur Confiscation reigten."

Daß dieser weltliche Arm auch mit dem berliner Censorstrich nicht ausreichte, versteht sich, zumal bei einem so lebendigen Werke wie das Goethe'sche, und wie gewöhnlich blieb noch Anstoß genug stehen. Das bezeugt der unbeschnittene zweite Act der Tragödie, welcher die sämmelnden Lavater'schen Umtriebe so urkräftig schildert und immer in der neuesten Ergänzung zu Goethe's Werken wieder verstümmelt ist. Vollständig lautet er:

Die Königin Esther. Mardochai.

Esther.

Ich bitt' Euch, laßt mich ungeklagt.

Mardochai.

Hätt's gern zum letztenmal gesagt;
Wem aber am Herzen thut liegen,
Die Menschen ineinander zu fügen,
Wie Krebs und Kaldfleisch in ein Ragou
Und eine wohlschmeckende Sauer dazu,
Kann unmöglich gleichgültig sein
Zu seh'n die Heiden wie die Schwein',
Und unser Lämmlein-Häuflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all sie gern modificiren.
Die Schwein' zu Lämmern verwandeln
Und ein Ganzes d'raus combiniren.
Daß die Gemeine zu Korinthus
Rom, Kalosh und Ephesus
Und Herrenhut und Herrnhag
Davor beschämt mit Schand und Schmach.
Da ist es nun an Dir, o Heu!
Dich zu machen an die Königsau
Und seiner Borsten harten Strahs
Zu kehren in Lämmleinswolle heraus.
Ich geh' aber im Land auf und nieder,
Kapor' immer neue Schwestern und Brüder
Und gründ'ge sie alle zusammen
Mit Lämmleins, Lämmleins Liebesflammen.
* Geh dann davon in stiller Nacht,
* Als hätt' ich in das Netz gemacht;
* Die Mägdlein haben mir immer Dank;
* Ist's nicht Gerucht, so ist's Gestank.

Esther.

Mein Gemahl ist wol schon eingeschlafen.
Lag' lieber mit einem von Euren Schafen;
Indessen kann's nicht anders sein,
Ist's nicht ein Schaf, so ist's ein Schwein. (ab)

Die hier bestenten Zeilen fehlen in dem nachträglichen Abdrucke dieser Stücke zu Goethe's Werken **); wol nur zufällig und nicht ihrer Unrichtigkeit wegen, denn derselbe Ergänzungsband enthält viel Stärkeres dieser Art, sowol ausgeschrieben als gestrichen, oder punktirt, zumal vorher Ungedrucktes, z. B. Hanswurts Hochzeit und die Paralipomena zum „Faust", die mit den Invectiven (B. 56) aus Goethe's durch Falk bekannten infernalischen Schlauch entwischt sind. v. d. H.

*) In A. Nicolovius' „Zeugnissen der Mitlebenden von Goethe", und E. Boas' „Nachträgen zu Goethe's Werken", Th. 2. S. 8.

**) Im Nachlaß, Bd. 17, oder Ausgabe letzter Hand, Bd. 57, S. 39.

Literarische Notizen aus England.

Ein interessanter englischer Roman.

Geschichte und Conversations-Lexika kennen mehre Grafen von Königsmark. Unter ihnen einen Philipp Christoph, ältesten Sohn des schwedischen Reichsfeldzeugmeisters, der als schwedischer Oberst während seines Aufenthalts in Hanover mit der von ihrem Gemahl, dem Kurprinzen Georg, vernachlässigten Prinzessin Sophie Dorothea von Celle in des Erstern Abwesenheit ein sogenanntes Verhältniß anknüpfte und eines Abends, wo er angeblich mit derselben den Plan zur Flucht verabredete, auf Befehl und unter den Augen des Vaters des Kurprinzen, Kurfürsten Ernst August, im Schlosse ermordet wurde. Diesen Königsmark hat der englische Novellist Captain Chamier, hinreichend bekannt durch: „The life of a sailor", „Ben Brace" u. A., zum Helden eines historischen Romans gewählt — „Count Konigsmark; an historical romance" (3 Bde., London 1845) — sich aber dadurch kein „frisches Reis zum Kranz" erschrieben. Was auch immer der geschichtliche Graf gewesen sein möge, Chamier's Romanheld ist ein eminenter Schuft, ein herzloser Bruder Liederlich, an welchem kein quter Haar, Mittelpunkt von Scenen, die nicht einmal die von gewissen Kaffeearten unternehmen Sympathien für ihn anregen. Dazu kommt, daß mit Ausnahme der einzigen Isabelle alle andern Charaktere weiten, breiten und vierten Ranges — Schlecht, zum Theil noch verächtlicher, mit einem Worte, alle auftretenden Personen mehr oder weniger schwach, einfältig, eitel, habsüchtig, ausschweifend, hinterlistig und grausam sind. Und das macht auch in künstlerischer Hinsicht eine schlechte Wirkung und ist um so mehr zu bedauern, weil manche Abschnitte, voll Kraft und Leben, sich sonst ganz hübsch lesen würden. Alles Das möchte indeß noch hingehen, wenn nur nicht das Buch etwas enthielte, das bisher den neuern englischen Romanen keineswegs zum Vorwurf gereicht hat — einen Mangel des Erkennens der Linie, über welche die Schilderung Don Juan'scher Liebesabenteuer nicht hinausschreiten darf. Wie leicht können englische Leserinnen sich verlockt fühlen, den lüsternen jungen Mädchen nachzuahmen, die bei Chamier gar zu gern auf den Knieen der Männer sitzen, hinter den Schleier blicken zu wollen, den Chamier fallen läßt, wenn er schon zu viel gezeigt hat, und die Sterne nach ihrer Bedeutung zu fragen, mit welchen Chamier ein Capitel schließt! Das wäre traurig. Nur hätte ich es vielleicht nicht sagen sollen, denn wie viele Übersetzungen werden nun in Arbeit genommen werden.

Eine neue englische Schriftstellerin.

Die Masse der Schriftstellerinnen im Allgemeinen und die Menge der englischen insbesondere hat durch Camilla Toulmin, Verfasserin von „Says and legends illustrative of English life" (London 1845), einen wie es scheint sehr erfreulichen Zuwachs erhalten. „Ich wollte versuchen", heißt es im Vorwort, „einige Erinnerungen aus der romantischen Vergangenheit mit einer Erzählung aus der wirklichen, tiefsenkenden, lebhaft bewegten Gegenwart zu verweben, denn meines Bedünkens ist es Aufgabe der Dichtung, Ereignisse auszuführen, welche gemeinhin und unwillkürlich der Hand des Historikers und Biographen entschlüpfen." Das ist unter obigem Titel in einer Reihe von Erzählungen geschehen, bald in gereimter, bald in ungereimter Rede, insgesammt Bürgen eines geläuterten Geschmacks, kräftiger Phantasie, gefeilten Stils und weiblichen Zartsinns. Der Faden, an welchem sie hinlaufen, ist allerdings keine Neuigkeit. Eine Dame kramt in einem alten Schreibtische, berührt eine verborgene Feder und findet in dem hervorspringenden Kästchen ein Paquet Manuscripte von der Hand ihrer Mutter. Das aber ist einigermaßen eine Neuigkeit, daß der Leser am Schlusse des Buchs sich den Wunsch gestehe. die Herr möchte einen zweiten gleich glücklichen Fund thun und veröffentlichen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 294. — 21. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.*)

49. Epos und Lyra. Dichtungen von Ernst von Brunnow. Zweite doppelt vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist sehr überflüssig, daß die Kritik sich über poetische Leistungen ausspreche, über welche das Publicum bereits ein entscheidendes Urtheil gefällt hat. Lesteres ist mit vorliegenden Dichtungen des edlen nun auch dahingeschiedenen E. v. Brunnow insofern geschehen, als eine zweite, doppelt vermehrte Auflage derselben nöthig geworden. Ist nun auch Kriticus und Publicum zuweilen im Zwiespalt hinsichtlich des Urtheils, so kann dies hier nicht der Fall sein; denn der Dichter hat einen ebenso guten Anfang, wenn er die epische Tuba an die Lippen setzt, wie er Gewandtheit und leichtigkeit der Finger beim lyraspiel bekundet. Unter der ersten Abtheilung des schön und correct gedruckten Buchs, „Epische Gedichte", ist — und das will in unserer Zeit viel sagen — nichts Mittelmäßiges. Die „lyrischen Sachen" verbinden rhythmische Grazie mit tiefer Empfindung und schöner Sprache. Die „Kleinen Blüten" sind ebenso glänzend als duftreich, und wenn der Dichter das „Erstliche, Freundschaftliche und Gesellige" einleitend sagt:

Scheint es werth des Tadels nicht —
Das Gelegenheitsgedicht;
Ist es warm von Dichterblute,

so bedurfte es solcher Apologie gar nicht da, nach unserm Dafürhalten, das Gelegenheitsgedicht gerade das Kriterion des Dichtergenies ist. Einige Nummern sind aus des Verfassers „Ulrich von Hutten" (Leipzig 1842) und andere aus seinem „Troubadour", ebenfalls einem historisch-romantischen Gemälde (Leipzig 1844), genommen, woraus sich erkennen läßt, daß es dem vielseitigen Künstler ein Leichtes ist, Klio's Griffel mit Polyhymnia's Leier zu vertauschen. S. 245 lesen wir:

Aus Gelb und Blau entsprießet Grün,
Aus Blau und Roth Violen blüh'n.
Nimm Gelb und Roth, so wird Auror,
Aus Roth und Weiß geht Rosa vor;
So eint die schöne Kunst der Farben
Die Strahlen zu stets neuen Garben
Dem Maler gleich im Farbenspiele
Mischt auch das Herz sich die Gefühle.

Also geschieht auch Lesteres in diesem Buche.

50. Historisch-dramatischer Sonetten-Cyklus über die wichtigsten Momente der Vorzeit, biblischen, mythologischen, griechischen, römischen, moslemitischen und romantischen Inhalts. Ein Weihgeschenk für Musensöhne von Aloys Businger. Aarau, Christen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Musensöhne werden hier vom Hrn. Professor feierlichst eingeladen, sich gefälligst auf das Prokrustebett des deutschen Klinggedichts zu legen, und allda zu studiren: 1) die Geschichte der alten Welt nach dem Alten Testament abgefaßt in 50 Sonetten; 2) die Geschichte Jesu Christi, nach dem Neuen Testament abgefaßt in 50; 3) mythologische Scenen und Personen aus dem Zeitalter der Griechen in 50; 5) die römische Profangeschichte in 50; 6) die Geschichte der Lehre Mohammed's und seiner Nachfolger in 50; 7) die Geschichte des mittelalterlichen Rittervesens, der Kreuzzüge, Johanna d'Arc, Ritter Bayard, Gutenberg, Abälard und Heloise, Dante und Beatrice, auch Petrarca und Laura u. A. bis zur Palingenesie Europas in 65 Sonetten, Summa in 365 Sonetten. Folgen die Commilitonen der Einladung, so kommt auf jeden Tag im Jahre gerade eins; die Mühe wird also so groß nicht sein. Wir rathen selbst den Musensöhnen, sich also das Studium der Historie zu erleichtern; man läßt ja auch für Kinder, welche lesen lernen sollen, Buchstaben aus Pfefferkuchen backen, um sie in den Stand zu setzen, die elementarische Gelehrsamkeit im buchstäblichen Sinne des Wortes zu verdauen. Folgen die Herren dieser Methode, so entgehen sie überdies der Unannehmlichkeit, durch die Monotonie der 365 Sonette in einen tiefen Schlaf zu verfallen, wovor sie kaum sicher sind, wenn sie das erste Halbhundert hintereinander weg lesen. Referent seinerseits ist sehr froh, daß er nach dieser ästhetischen Methode die Geschichte nicht zu studiren braucht; er hat kaum zwanzig Stück gelesen; aber die wirken schon wie ein Schlafkrumk.

So wirken aber nicht

51. Allerhand seltsame Gedichte von O. von Cornberg. Hanover, Schlüter. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fast hat es den Anschein, als wolle der Verf. dieser Gedichte durch des Titels Seltsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen; denn ein gewisses Rococo in der Form und hin und wieder eine jetzt immer seltener werdende Ovid'sche Lüsternheit im erotischen Genre abgerechnet, haben wir eben nichts Seltsames gefunden, und wir können hinzusetzen — auch nichts Ordinaires, sondern bei recht gesunder Anschauung menschlicher Verhältnisse und Zustände das Talent, das Beobachtete mit klarem Worte und in gefälliger Bildung darzustellen. Zuerst durchwandert der sich selbst bizarr nennende Dichter das Gebiet der Venus Amathusia, und er durchwandert es, wie schon gesagt, größtentheils an der Hand Catull's und Ovid's, schreint auch bei Wieland und seinen Nachfolgern (wir wollen nicht sagen bei Gresvort) in die Schule gegangen zu sein. Man lese z. B. „Verführung" (S. 75), und jedem Leser, der nicht ein halbes Säculum hinter sich hat, wird diese Lektüre das Blut glühendheiß durch die Adern jagen. Allerdings ist es seltsam und heutzutage ungewöhnlich, daß unserm jungen bisbedichter die Lust, das Weibchen an das Herz zu drücken „eine Teufelsluft" ist (steht zu lesen S. 27); indessen sind doch viele Bilder und Zustände recht treu aus dem Leben gegriffen und geschildert. Im „Schützenfest zu X" stellt sich uns germanisches Philisterthum in seiner ganzen Behäbigkeit vor die Seele,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 284—289 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

und die tragikomischen Seiten seines Standes. Der Verf. ist hannoverscher Offizier) hat er mit frischem glücklichen Humor aufgefaßt und dargestellt. Einen Beleg dazu gebe das kleine Lebensbild „Tempora mutantur“ (S. 81):

Es saßen drei Mädchen im Lagerzelt
Und schlugen die Harfen und sangen.
Mich hat, sprach die Jüngste, der Hauptmann bestellt,
Er lachte und küßt mir die Wangen.

Die Andre rückerte: der Lieutenant kam
Und winkte mich leise bei Seite:
„Du weißt, du bist meine Herzensdam',
Doch bring' auch die Schwester mir heute!“

Der Altesten rollt eine Thräne vom Aug',
Sie stimmet zu ernsterer Weise;
Vor Zeiten bestellte der Hauptmann sie auch,
Als Jüngrich noch schüchtern und leise.

Hier und da pfuscht er auch ins Epische, wenigstens in die Romanze; doch sind nicht alle derartige Versuche so wohl gelungen wie „Der Perlenfischer“ (S. 84). Weiterhin stellt er sich auch in das Verhältniß zu unserer Zeit, deren Zustände und respektive Unbilden sich in seinen Dichtungen abspiegeln; denn es ist als ob die heutigen Dichter das müßten. So spricht er in „An die jüdischen Protestanten“ (S. 141) ein Wort der Begütigung und Duldung für die Juden, und in einer Ränie (S. 150) über denselben Gegenstand nennt er den Haß, mit welchem Rußland das unglückliche Volk neuerlichst verfolgt hat, einen Molch:

Und der Molch, der, sonst von beiden Seiten
Aufgenährt, noch nagt an deinem Heil,
Welchen wird er hier den nächsten Fetzen:
Nur auf einmal stirbt sein Wagenrecht!

Seines Schweifes wellgetheilte Spulen
Faulten mit viel altem Unrath ab,
Steif nur hielt er noch das Haupt im Osten,
Wo ihm Barbarismus Nahrung gab.

Rothschild wird (S. 154) zu seines Volkes Rettung aufgefordert. Mit ziemlich bittern Sarcasmen wird endlich der intolerante Obscurantismus an der Isar und das Censurwesen in Deutschland überhaupt angegriffen.

52. Gedichte aus dem Nachlasse von Franz Hartmann. Hannover, Hahn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

In diesem kleinen poetischen Vermächtniß eines unbekannten Dichters an die Nachwelt tritt die Liebe ganz anders auf als bei dem seitsamen, hannoverschen Sohn des Kriegsgottes. Sie naht nicht im militairischen Sturmschritt und dem triumphirenden: Veni, vidi, vici von dort, sondern schüchtern, leise, blöde, halb eingetaucht in die larmoyante Sentimentalität Petrarca's, halb in die metaphysische Schwärmerei Plato's. Doch ist der Verf. nicht etwa so dürftig, daß er Bilder und Situationen aus dem Reichthum jener Beiden entnehmen müßte; — nein, er ist reich und selbständig genug, um das Material aus der Tiefe der eigenen warmen Brust zu eigenthümlicher Bearbeitung zu holen. Blos in der zweiten Abtheilung „Nachklänge“, die dem „Liebesstrauß“ folgen, gewinnt es den Anschein, als habe er einige pikante Züge aus dem „Buche der Lieder“ in die eigene Gesichtsbildung geweht (man lese z. B. die Nr. 10 und 11, S. 89—91); aber dies geschieht mit solcher Discretion und Geschicklichkeit, daß nur wenige Augen die Heine'sche grelle Grundfarbe durch die neu aufgetragenen Farbentöne durchschimmern sehen möchten, wie denn von dieses Sängers gemachter Zerrissenheit und cynischer Ungenirtheit nirgend hier eine Spur zu entdecken ist. Als wir zum dritten Abschnitte „Vermischtes“ gekommen waren, fürchteten wir, der Verf. werde seiner Zeit den Tribut an politischen Liedern nicht vorenthalten; aber, Dank sei dem Himmel, unsere Besorgniß war ungegründet: auch hier fanden wir nichts als reine, schöne Liebesliederlust, ein Thema, das längst erschöpft und ausgebeutet zu sein scheint, und doch hier in keuscher Wärme und in idyllischer Lieblichkeit durchgeführt wird. Wenn der Verf. in der letzten Nummer dem Leser zuruft (S. 187):

O sei nicht neidisch auf mein dürftig Singen! —
Wenn meine Lieder leicht wie Blumen blühen,
Nicht sind es Düfte, die von Rosen ziehen,
Nicht leise Wolken auf den Abendd Schwingen.

Wir sind es Blumen, die die Brust durchklingen,
Als wollte grollend ein Vulkan entblühen
Als wollten flammen auf zum Himmel sprühen,
Und eine Welt sich aus der Seele ringen.

Und steigt ein Lied aus Nacht- und Tagesschmerzen,
So scheint's mir nur ein halberloschter Funken,
Nur eine Schlacke, die herabgesunken.

Das Gold, das fährt ich flammend noch im Herzen;
Von neuem will mich sein Edelmuth entzünden,
Und noch sein Dichter wohl? es zu ersinden —

so stellt sich hier uns eine dichterische Persönlichkeit vor, die noch nicht war, was sie hätte werden können, wenn der Tod nicht mit seinem unerbittlichen und schneidenden Beil dazwischen getreten wäre. Dank aber müssen wir es dem anonymen Herausgeber wissen, daß er diesen materiell kleinen, aber werthvollen Nachlaß den Zeitgenossen nicht vorenthalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tageliteratur.

Prüfen wir kurz, was zur Vermittelung feindlicher Gegensätze in der Kirche, zur Gestaltung einer Kirche der Zukunft indirekt oder direkt geschehen ist. Man hat theils rationalistischen und äußerlichen Streben der Majorität zunächst dadurch eine größere Innerlichkeit zu geben gesucht, daß man ältere Schriften frommer Männer erneuert hat. Diese Schriften sollen unmittelbar auf die Gemeinden wirken, in denselben ein tieferes Interesse für das Christenthum anregen, den alten frommen Sinn wieder erwecken. Hierher gehören:

1. Die rechte Sache im Christenthume dem falschen Wege entgegengesetzt von David Hollaz. Aufs neue durchgesehen und herausgegeben von Thym. Malchin, Piper. 1845. 8. 6 Ngr.
2. Theologischer Sendschreiben erster Theil, worin der Unwissende unterrichtet, der Gottlose gewarnt, der Fromme aufgemuntert und der Betrübte mit nachdrücklichem Trost wird emporgerichtet. Abgefaßt von Georg Ritsch. Aufs neue durchgesehen und herausgegeben von Thym. Malchin, Piper. 1845. 8. 8 Ngr.

So wahr es ist, daß im Allgemeinen unserer Zeit der fromme Sinn abgeht, so gewiß ist es auch, daß ihr der Sinn für Frömmigkeit fehlt. Daher werden diese Schriften nur mit Widerwillen abgelehnt werden. Sie werden nur einer kleinen Schar in einer abgethanen Anschauungsweise sitzen gebliebener oder auf sie reducirter Menschen zur Befestigung und Begeisterung in ihrer Parteianstcht dienen, und dadurch nicht zur Fortbildung der Kirche, sondern nur zur schärfern Herausbildung der Gegensätze beitragen. Der Standpunkt Hollaz's wird durch einen Satz der Vorrede vollständig charakterisirt: „Es sind zwar viele Parteien wider das Evangelium vom Verdienste Christi eingenommen, aber wenn nur Alle, sowol die das Evangelium mit Füßen treten, als auch Die, welche es unbillig hassen, arme Sünder würden, so würde es ihnen zur seligmachenden Kraft werden.“ Der Weg zum Christenthume ist die Heilsbedürftigkeit und diese darf sich auf einer gewissen Bildungsstufe in der Verzweiflung über die eigene Sündhaftigkeit, in der Zerknirschung, Selbstverachtung des Sünders. Zur Zeit der Reformation trat die Heilsbedürftigkeit vorzugsweise in dieser Form auf. Aber Diejenigen irren, welche diese Form für die einzig mögliche, die einzig wahrhaft

Digitized by Google

christliche halten, und welche hoffen, in den Menschen der Gegenwart jenen Ekel gegen sich selbst wieder erwecken zu können, um sie zum Christenthume wieder zurückzuführen. Die Bildung der Zeit ist über den Standpunkt, auf welchen sich die Heilsbedürftigkeit in der Zerknirschung des Sünders äußerte, hinaus, weil die Welt zur Selbstgewißheit des Gedankens gekommen ist. Wie stehen jetzt, im einem Prometheischen Standpunkte gegen Gott, der menschliche Geist lehnt sich im Gefühl der Ebenbürtigkeit wider den allmächtigen Gott auf und fühlt die eigene Ohnmacht als Allmacht des Geistes in dem trotzigen Widerstreben, in welchem er zu Grunde geht. Gewiß ist ein solches Widerstreben ebenso sündhaft als eitel und der Sünder dieser Kategorie ist des Heils, der Erlösung im höchsten Grade bedürftig, um so mehr, je weniger er zugibt es zu sein. Aber die Form, unter welcher diese Heilsbedürftigkeit ins Bewußtsein tritt, ins Bewußtsein gebracht werden muß, ist nicht die der Zerknirschung, sondern die der Verzweiflung an der vollkommenen Erkenntniß. Sünder dieser Kategorie müßt ihr nicht durch die Gerechtigkeit Gottes schrecken und durch seine Barmherzigkeit trösten, sondern ihr müßt ihren Stolz durch die Weisheit Gottes überwinden und durch seine Heiligkeit aus der Hölle der Verzweiflung erretten. Der trotzige Wahlspruch dieser Zeit ist:

„Mir ist so viel an Gott, als Gott an mir gelegen!“

Aber beweist nur den Menschen dieser Zeit, daß Gott an ihnen gelegen sei, so werden sie auch bald zu der Selbsterkenntniß kommen, daß im Grunde dem Menschen an nichts gelegen sei als an Gott. Beweist dem übermüthigen Verstande, daß die höchste Erkenntniß, zu der er es bringt, nur ein matter Abglanz der Weisheit Gottes ist, so wird er alsbald die Quelle des Lichtes höher achten als den Widerglanz desselben in seinem eigenen Geiste, den er bis dahin für eine selbstleuchtende Sonne hielt. Dann wird er Gottes würdig zu werden suchen, um seiner selbst würdig zu sein, dann wird er sich selbst zu erringen streben, indem er strebt, den Geist Gottes in sich lebendig werden zu lassen.

Auch die an geistreichen Bemerkungen ebenso wie an brünstiger Frömmigkeit reiche Schrift von Georg Ritsch wird unsere Zeit unbefriedigt lassen. Was konnte eine Schrift wirken, welche durch die Angst vor dem Tode, durch die Schrecknisse der Flüchtigkeit der Zeit zur Flucht zu Gott bewegen will in einer Zeit, in welcher man die Unsterblichkeit als einen alten Wahn zu verspotten oder zu einer seelischen Verschwimmung in das Meer alles Geistes zu verwischen sich nicht scheut!

Sehr beherzigenswerth ist das kleine aber gedankenvolle Schriftchen:

3. Evangelische Christen, was thut noth in dieser Zeit? Zwölf einleitende Sätze zu ernster Beherzigung. Heidelberg, Winter. 1845. Kl. 8. 2½ Ngr.

Die Sätze, welche der Verf. aufstellt, sind höchst wichtig für die Zukunft der Kirche. Wir evangelische Christen meint er, müssen uns wieder klar bewußt werden, daß die protestantisch-evangelische Kirche durch Christum, den Herrn, gegründet sei und durch alle christlichen Jahrhunderte gehe, mit andern Worten: wir müssen nicht aufhören zu protestiren gegen die unverschämte Lüge, als seien wir außer der Kirche, der Papst aber in ihr, ihr Mittelpunkt, während doch gerade er der abgefallene ist, während durch den Protestantismus die Kirche vor dem papistischen Verderben gerettet worden ist. Die Reformation ist auch nicht eine einmal geschehene That in der Kirche, sondern sie ist die continuirliche Lebenskraft der Kirche, hat ihr nie gefehlt und darf ihr nie fehlen. Im 16. Jahrhunderte hat sich diese Lebenskraft der Kirche, weil diese krank war am Papismus, nur mit erhöhter Energie gezeigt. Mit dem Tridentinum, durch welches das Princip der continuirlichen Reformation verworfen wurde, sind die Papisten aus der uralten, durch alle christlichen Jahrhunderte hindurchgehenden Kirche, welche nicht ohne den Geist Gottes, d. h. nicht ohne Reformation sein kann, förmlich ausgetreten. Daher muß nun aber auch in der evangelischen Kirche jeder Fortschritt in Lehre, Cultus oder Verfassung auf Dem ruhen, was sich früher als Wahrheit erwiesen. Nur die fortgehende, mit sich selbst im Zusammenhange stehende Reformation ist wahr, alle abrupt auftretenden Neuerungen sind Lügenwerk. Die reformatorische Thätigkeit dieser Zeit muß darauf gerichtet sein, das Tüchtige, was bisher zurückgelassen wurde, wieder aufzugreifen und es in lebendiger Fortentwickelung organisch in die evangelische Kirche einzuführen. Bei Reformation der Verfassung der Kirche muß beherzigt werden, daß in ihr wol die Wahrheit zu ihrem Rechte kommen müsse, daß aber das Princip der Einheit (nach Schrift und Geschichte) das vorherrschende sein müsse. Der ideale Grund der Einheit der Kirche wird immer der in der Gemeinde lebendige Geist Gottes sein; es fragt sich aber, durch welche äußere Einrichtung diese Einheit repräsentirt sein soll. Die evangelische Kirche, meint der Verf., sei in ihrer Weise und in ihrem Thun zu abstract geworden, das Positive im Christenthum und die historischen Resultate seien der Gemeinde in Folge des Rationalismus abhanden gekommen. Aber: nicht todter Orthodoxismus hilft, sondern frische und lebensreiche Auslegung und Anwendung des Schriftwortes und Kirchenbekenntnisses. Das Bewußtsein des allgemeinen Priesterthums, zu dem jedes Glied der Kirche berufen ist, muß geweckt, es muß durch die lebendige Rede gemirkt, es muß mit Waffen des Geistes gekämpft, es muß fest an der Hoffnung der Zukunft gehalten werden.

Die gänzliche Unbekanntschaft der Gemeinden mit den symbolischen Schriften der evangelischen Kirche wird von allen Parteien anerkannt, daher fischen die theologischen Richtungen im Trüben, welche für oder gegen diese Bekenntnisse Anhänger werben. Nachstehender Aufsatz aus den Bekenntnisschriften soll dazu dienen, die Gemeinde wieder mit der Kirchenlehre bekannt zu machen:

4. Die Glaubenslehren der evangelisch-lutherischen Kirche, zusammengestellt nach den symbolischen Büchern, welche im Königreich Sachsen öffentliche Geltung haben. Dresden, Arnold. 1845. 8. 6 Ngr.

Dieser Aufsatz ist nur geeignet (wol auch bestimmt) gegen die symbolischen Bücher einzunehmen, indem er nichts bewirkt als den Widerspruch derselben gegen den gesunden Menschenverstand dieser Tage in seiner ganzen Härte fühlbar zu machen. Es fehlt an einer gründlichen historischen Erläuterung und an einer geistreichen Vermittelung der widerstreitenden religiösen Vorstellungen, durch welche erst ein Verständniß der Symbole bewirkt wird. Auf dieses Verständniß aber kommt es an, nicht auf eine blos äußerliche Bekanntschaft. Indeß kann bei Denen, welchen es Ernst ist, durch diese jene weil angetregt werden. Nicht billigen kann ich, daß der Herausgeber die Artikel von den Mißbräuchen der römischen Kirche ganz weggelassen hat, da gerade durch diese (weil diese Mißbräuche noch offen vor Augen liegen) Vieles zum Verständnisse der positiven Bestimmungen der Kirchenlehre beigetragen wird. Ein Mißverständniß wird durch die Worte der Vorrede erzeugt: „daß die symbolischen Bücher in der lutherischen Kirche des Königreichs Sachsen gesetzliche Geltung haben“; sie sind nur gesetzlich anerkannt, was etwas wesentlich Verschiedenes ist.

Mehr zur Verständigung der Parteien dürfte beizutragen geeignet sein:

5. Dr. M. Luther's Glaubensbekenntniß von ihm selbst gestellt im Jahre 1529, mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, zu Vergleichung und Beurtheilung der von den in der Bildung begriffenen deutsch-katholischen Gemeinden aufgestellten Glaubensbekenntnissen, wiedergegeben von J. C. Dietmann. Gotha, Müller. 1845. 8. 5 Ngr.

Dieses Glaubensbekenntniß vom J. 1529 liegt allen folgenden Bekenntnißschriften, so weit der Geist Luther's auf sie influirt hat, zu Grunde. Luther gibt es als sein Glaubensbekennt-

Digitized by Google

niß, als seine religiöse Überzeugung, welche in ihm selbst die Frucht langen mühseligen und ernsten Ringens gewesen. Diese subjective Form raubt ihm die Bedeutung eines Symbols, aber empfiehlt es den auf der Basis der Subjectivität stehenden Rationalisten. Ehe es zu einem objectiven Bekenntnisse der Kirche der Zukunft kommen kann, muß dasselbe diese Form erst durchmachen. Die Reformatoren dieser Zeit werden erst zu einer Berechtigung gelangen, wenn sie mit dem Geiste Luther's nach der Erkenntniß des Christenthums gerungen haben. Jeder muß wie Luther zuvor wissen: Das glaube ich ehe er in der durch ehrliche Prüfung seiner selbst gewonnenen Überzeugung, durch das feste Bewußtsein von der Gottlichkeit des in ihm lebendig gewordenen Geistes, Kraft und Beruf erlangt, auszumachen, was die Menschheit als Inhalt göttlicher Vernunft, wahrer Offenbarung anzunehmen habe. Nur wer wie Luther am Schlusse seines Bekenntnisses selbst sagen kann: „Dieses ist mein Glaube, denn alle glauben alle rechte Christen und also lehret uns die Heilige Schrift", ist zum heiligen Reformationswerke befähigt. Wer aber mit seinem Glauben sich im Widerspruche fühlt mit den rechten Christen und mit der Schrift, der kann wohl wieder das Christenthum sein, aber nicht in demselben an einer Fortbildung der Kirchenlehre arbeiten, welche denselben Einen Inhalt bewahren und erhalten muß, wenn auch das Gefäß (die Form) dieses Inhalts mit der Zeit eine andere wird.

Ein recht wohlgemeinter Versuch zur Herstellung des Kirchenfriedens ist:

6. **Concordia**, d. i.: Neuer oder bisher doch viel zu wenig gekannter und versuchter Weg zur allgemeinen kirchlichen Einigkeit. Berlin. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Mann, der es gewiß ein sehr würdiger Mann, aber die Schlangenklugheit ist seine Sache nicht. Er erzählt, wie er Tag und Nacht gesonnen habe, durch welches Mittel der von so vielen Meinungen zerspaltenen Kirche geholfen werden könne; und sie sei er endlich zu einer Entdeckung gekommen, welche er „Regierungen und Behörden, Theologen und Geistlichen" und also der Welt zur „Beobachtung" vorlegt. Dieser entdeckte Fund besteht darin: Man soll über die Glaubenslehren, über welche man bereits einig ist, einig bleiben, und über die übrigen, über welche man nicht einig ist, sich vereinigen, natürlich ohne Bitterkeit, Verurtheil und Rechthaberei. Daß dies Mittel unfehlbar zum Ziele führt, ist so gewiß, als es selbst das Ziel ist, nach welchem alle Parteien mit so vielem Eifer suchen.

Ein von mancher Seite her begünstigtes Mittel zur Abziehung von den vielfach ärgerlichen religiösen Streitigkeiten ist die Anregung thätiger Christlichkeit, äußerer Bethätigung sittlichen und frommen Willens. Zu solcher fodert auch auf:

7. Der evangelische Verein. Ein Aufruf an die Gemeinde. Heidelberg, Winter. 1845. 12. 12½ Ngr.

Der Zweck des Vereins soll sein: leibliche und geistige Bewahrung, Pflege und Rettung der Hülfsbedürftigen — alle auf Anhalte der vorhandenen, besonders sittlichen Noth bei Kindern, Armen, Kranken, Gefangenen und andern Hülfsbedürftigen gerichtete christliche Thätigkeit des Staats, der Kirche, der Einzelnen oder anderer Vereine vorbauend, einwirkend, nachhelfend zu unterstützen und darin die Gesinnung der aus dem Glauben kommenden Liebe zu bethätigen. Mitglied des Vereins kann jeder evangelische Christ werden, der sich verpflichtet, nicht nur dem Gebote der Kirche für die Hülfsbedürftigen sich anzuschließen, sondern auch seine herzliche Theilnahme durch Leistungen an Wort, Gaben und Handreichung zu persönlicher Aufsicht und Pflege nach Kräften zu beweisen. Es ist zunächst anzuerkennen, daß die Bedingung des Beitritts zu dem Vereine nicht von einer besondern Partei potenzirter Gläubigkeit abhängig gemacht, daß der Verein als Angelegenheit der gesammten evangelischen Kirche hingestellt wird. Ferner ist es ganz recht, daß wir daran erinnert werden, daß die Liebe die größte ist unter den christlichen Tugenden, daß sie und einigen soll und daß sie fruchtbar sein soll an guten Werken. Aber dennoch muß man vom Prinzipe der protestantischen Kirche aus solchen Vereinen aufs kräftigste entgegentreten, welche wie dieser so universeller Natur ist, daß die Kirche ihrer praktischen Seite nach ganz in dieselbe aufgeht. Zu einzelnen Äußerungen christlicher Gesinnung mögen sich die Mitglieder der Kirche in Vereinen zusammenschließen und dadurch absondern, aber sobald die Bethätigung christlicher Gesinnung überhaupt zur Aufgabe eines Vereins gemacht wird, sondert sich die Kirche von sich selbst ab. Ein solcher Verein ist die Kirche selbst, eine wesentliche Seite derselben, oder er tritt der Kirche gefährlicher entgegen als alle Parteien über Glaubenssätze. In der römischen Kirche sind solche Vereine am Platze, weil die römische Kirche die Meinung festhält, daß es zwei Wege zu Gott gebe, einen geistigen und einen weltlichen, und darauf den Unterschied zwischen Priestern und Laien gründet. Ein Verein wie der vorgeschlagene führt in die römische Kirche zurück. Die Wertheitlichkeit, welche die evangelische Kirche so streng verpönt, ist, wenn solche Vereine im Namen der Kirche gestiftet werden, unvermeidlich. Nach der Grundüberzeugung der protestantischen Kirche muß das Christenthum im Menschen, der Glaube, die Liebeswerke als freie Frucht hervorbringen, sie dürfen nimmermehr zum Zwecke einer kirchlichen Gemeinschaft gemacht werden, sondern müssen unwillkürliche Äußerungen derselben sein. Schon die Öffentlichkeit eines Vereins wie der beabsichtigte ist unchristlich, denn die linke Hand soll nicht wissen was die rechte thut, und am allerwenigsten soll man sich durch die Liebeswerke ins Gedächtniß halten, eine besondere Gemeinschaft in der christlichen Gemeinde zu bilden. In den protestantischen und auch in katholischen Ländern hat sich längst zu den Zwecken solcher Liebeswerke, wie sie vorgeschlagen werden, ein Verein gebildet, welcher allen Schein besonderer Christlichkeit und jeden Schein von Öffentlichkeit dadurch von sich fern hält, daß er nicht im Namen der Kirche zusammengetreten ist, vielmehr so viel ich weiß alle kirchlichen Streitigkeiten, ja alle religiösen Meinungsdifferenzen in seinem Innern ignorirt, und daß seine Mitglieder ihre Mitgliedschaft vor der Welt verbergen: die Freimaurer. Der Verein derselben in Liebeswerken ist eben deshalb während christlicher als der in Vorschlag gebrachte Verein, weil er die Liebeswerke als das behandelt was sie sind, Äußerungen reiner Menschlichkeit unter dem keuschen Schleier des Geheimnisses geübt, zu denen das Christenthum nur durch die sittliche Bildung, die es einflößt, befähigt. Schon durch die instinctmäßige Abneigung Derer, welche die christliche Werkheiligkeit in Schutz nehmen, welche die christliche Freimmigkeit in die Liebeswerke setzen, gegen die Freimaurer wird bezeichnend dargethan, daß nach heutzutage der Unterschied zwischen Pharisäern, die an den Straßenecken ihre Heiligkeit zur Schau tragen, und den von ihnen verdammten Samaritanern und Zöllnern besteht, welche demüthig keine priesterliche Berechtigung in der Kirche in Anspruch nehmen und da, wo es Niemand sieht, Werke der Barmherzigkeit üben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cola di Rienzi.

Trauerspiel

von

Rudolf Kirner.

Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 295. — 22. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

53. Gedichte von Theodor Amelang. Mit einem Nachwort von Ehrenreich Eichholz. Berlin, Springer. 1845. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Abermals ein pietistischer Nachlaß, und wahrlich nicht ohne Kunstwerth. Was uns hier geboten wird, sagt uns des Vorwortes Schluß:

Uns wallt von Gottes Gnaden
Das Blut so frei und frisch:
Romanzen und Balladen
Sucht nicht an meinem Tisch!

Mit keinen Schauergerichten
Seid ritterlich genannt:
Wir athmen und wir dichten
In freier Gegenwart.

Wirklich hält der Verf. Wort. Er läßt den Stoff in fünf Rubriken zerfallen. Nr. 1: „Studententhum.“ Herrliche Sachen. Jugendfrisch, keck, in hehenden Momenten erzeugt und mit Kraft geboren. „Beim Regenwetter“ (S. 19) kann dem Goethe'schen ähnlichen Liede dreist an die Seite gestellt werden. Es lautet:

Ich weiß nicht, was mich fröhlich macht,
So recht aus Herzensgrund;
Der Himmel weint, die Erde lacht,
Das Weitell ist gesund.
Die Männer dürstet nicht nach Blut,
Die Weiber sind mir alle gut.

Ich weiß nicht, warum heut der Wein
Mir so besonders schmeckt;
Ich schaute tief ins Glas hinein,
Und hab' doch nichts entdeckt;
Ich trinke mehr und immer mehr,
Und bin so durstig wie vorher.

Ich weiß nicht, uns're Kehlen sind
So herrlich heut gestimmt;
Nach Hut und Mantel greift geschwind,
Wer unser Lied vernimmt;
Mein Nachbar thut sich recht hervor:
Schon bin ich taub auf einem Ohr.

Ihr Freunde sagt, warum die Wand
So wunderbarlich schwankt?
Die Tische wachsen hier zu Land
Und auch mein Schemel wankt;
Die sinn're Decke schwebt empor,
Setzt, Brüder, setzt der Engel Chor.

Nr. 2: „Freundschaft und Liebe.“ Mit der vorigen Rubrik zusammengehalten, zwar von geringerm Werth, aber doch ein Arkadien voll zarter, duftender Gefühlsblüten. Nr. 3: „Gesinnung, Leben, Zeit.“ Wirklich tüchtige Gesinnung, die es nicht mit schönen Worten, sondern mit Thun und Thaten hält. Freundlich sieht er das Leben an; und das Leben ist ihm dankbar dafür und schüttet ihm seine bunte Schätze in den Schoos. Die politische, religiöse und soziale Gegenwart redet zu ihm; er versteht sie; sie regt ihn an, ohne ihn zu überspannen. Der Rhein, der kölner Dombau, die Juden, bedeutende Persönlichkeiten der Jetztwelt faßt er ins Auge und bespricht sie, aber ohne Animosität, ohne Vorurtheil, ohne Andern nachzusprechen, und wenn er auch in „Das Reichsjahr“ (S. 134) Deutschlands Einheit will, so verläugnet sich doch weder hier noch in andern Nummern der preußische Patriot. Wie leicht und anmuthig er über publicistische Bestrebungen und Unternehmungen der Gegenwart singt und scherzt, bezeuge uns „Die Rheinische Zeitung“ (S. 149):

Befreit vom Staub die lieben, vollen Blätter:
Geht uns die Zeitung her!
In ganz Europia, ihr Herren Spötter,
Wächst solch ein Blatt nicht mehr.

Sie kommt nicht her aus Ungarn oder Polen,
Noch wo man Russisch spricht:
Da mag der Türke sich Depeschen holen;
Wir holen sie da nicht!

Sie bringt das Vaterland aus seiner Fülle!
Wie wär' sie sonst so gut?
Wie wär' sie sonst so feurig und so stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Sie wächst nicht überall im deutschen Lande;
In Oestreich wächst sie nicht,
Auch wächst sie nicht am Elb- und Oderstrande,
Noch wo man Märzbier picht.

Hanover kann sich selber nicht beschirmen,
Da kann sie nicht gedeih'n;
Auch kommt sie nicht von altberühmten Firmen:
Was thut das Geld allein?

Von Augsburg, zum Exempel, kommt ein Wesen,
Soll eine Zeitung sein,
Allein man kann, wahrhaftig, sie nicht lesen:
Sie ist zu allgemein.

Die Leipz'ger scheint der lange Herr Philister:
Sie schwankt oft hin und her,
Drum tanzen auch die lieben Herrn Minister
Mit ihr die Kreuz und Quer.

Bei Haud' und Grenzer dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn viel ihr finden wollt:
Sie bringen meist nur altgeback'nen Kuchen
Und wenig, wenig Gold.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Blätter:
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie bei gut' und schlimmem Wetter
Im freien Sonnenschein:

Digitized by Google

Ist das nicht Asmus redivivus? Auch ein Nachruf „An Salle!" (S. 168) ist noch beachtenswerth. Nr. 4: „Kunst", spricht sich über Dichter- und Malerwerke zuweilen etwas matt aus. Was er (S. 185) gegen H. Heine sagt, hat unsere ganze Beistimmung; oder hat er nicht Recht, wenn er über ihn urtheilt:

Laß in wohig breiten Bildern
Gossnen deines Geistes Licht;
Hirsch und Gumpert kannst du schildern,
Aber Liebe brauchst nicht.

Die „Lenien", die uns im fünften Abschnitt endlich gegeben werden, sind kein würdiger Schlußstein. Sie haben stumpfe Spitzen und laboriren sogar theilweis an der Wassersucht. Dessenungeachtet bedauern wir hier zwei Dinge. Einmal, daß, wie der Herausgeber dieser Gedichte, Hr. Ehrenreich Eichholz zu Berlin, uns in einem Nachworte mittheilt, nicht alle Gedichte Amelang's, und zwar gerade die, in welchen sich die Gesinnung desselben am entschiedensten ausspricht, gewisser Verhältnisse wegen, der Oeffentlichkeit übergeben werden konnten, — wobei wir wünschen, daß für die Begabtenen ein Auferstehungstag anbreche —, und zweitens, daß, während diese frischen Jugendklänge beginnen, in weitern Kreisen wiederzuhallen, ihr edler Sänger schon Abschied genommen hat von dem Lichte des Tages. Hr. Eichholz gibt uns in dem erwähnten Nachworte eine Skizze vom lieben Amelang's, welcher Kammergerichtsreferendar zu Berlin war und der, wie dieses Buch bekundet, so schöne Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Das letzte Wort, welches er sterbend dictirte, meißeln wir gern in den Denkstein, den d. Bl. schon Manchem gesetzt haben. Es lautet:

So Reh' ich an des Lebens letzter Schwelle,
Dem Kunst'gen und Vergang'nen abgekehrt;
Kein Paradies erwart' ich, keine Hölle;
Ein Mensch hab' ich der Erde zugehört!

Begierig trank ich aus des Lebens Bächen.
Sah alle Tiefen, stürmte alle Höh'n;
Und an des Lebens Rande darf ich sprechen:
Die Welt ist herrlich und das Leben schön.

Wie früh entgückte mich der Schönheit Wunder!
Zu schnell begeistert, wach ich schnell zerstört;
Doch glühend hebt aus Asche sich und Zunder
Ein Funke, der dem Weltgeist zugehört.

Mutb! treues Herz, du sollst und darfst nicht brechen!
Du rangst bis tief von Sünd' und Sclaverei.
Geläutert jetzt und sterbend darf ich sprechen:
Der Mensch ist göttlich und der Wille frei!

Kaum brauchen wir wol zu bemerken, daß alle Die, welche sich zur Hegel'schen absoluten Anschauung der Menschheit hingearbeitet haben, diese Worte hochstellen werden. Das Göttlich-Menschliche erlosch und der freie Wille brach in Theodor Amelang am 22. August 1844.

54. Poetische Erzählungen von Kalisch. Siegen, Friedrich. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. bewegt sich gewandt und anmuthig in diesem Genre. Einige Erzählungen haben eine historische Unterlage, andere scheinen von eigener Invention. Scenen und Sitten im Orient werden meisterhaft geschildert. Das Pathos, ein Hauptrequisit bei epischen Leistungen, ist überall ohne Schwulst, die Phatasie gehalten, und nur hin und wieder verfliegt das Wort in eine gewisse Breite. Freunde historischer Dichtkunst werden dies Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tageslitteratur.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Die frommen Werke, welche vor den Leuten gethan werden, um die christliche Gesinnung zur Schau zu tragen, sind der Kirche gefährlicher als ihre lautesten Widersacher. Nämlich sie täuschen die Menschen, welche sie verrichten, über sich selbst, daß sie meinen, was Rechtes zu sein im Reiche Gottes, wenn sie, auch mit dem unreinsten Herzen, äußerlich gute Werke verrichten; sie stumpfen den Stachel ab, der in jedes Menschen Brust gelegt ist und ihn nicht zur Ruhe der Selbstgefälligkeit kommen läßt, sondern ihn unablässig treibt zur Gottähnlichkeit. Und besonders in dieser Zeit ist es gefährlich, die Werke zu predigen, in dieser Zeit, wo es darauf ankommt, einen ehrlichen Kampf zu kämpfen um die Wahrheit, wo die Menschheit endlich einmal wieder erwacht aus dem behaglichen Dusel, in welchem die ewigen Interessen des Geistes abgefunden werden mit guten Werken, und übrigens nur den irdischen Gütern heißhungerig nachgejagt wird. Die den Frieden auf Vertrag, auf die Bedingung des Verschweigens der Wahrheit predigen, die nicht heiß und nicht kalt sind, sondern nur widerwärtig lau, das sind die falschen Prediger; Kampf ist die Losung, aber christlicher Kampf, nicht mit den Waffen des Jesuitismus, sondern mit dem Schwerte der Wissenschaft und mit dem Spiesse des Glaubens. Die Menschen dieser Zeit müssen Partei ergreifen, und um dies zu können, müssen sie die Geister prüfen. Das kann auf zweifache Weise geschehen, vom unmittelbaren Standpunkte des Glaubens, der innern Gewißheit eines gotterleuchteten Herzens oder vom Standpunkte der Wissenschaft, einer zum Siege über sich selbst gelangten Vernunft, welche in der Schärfe eines gebildeten Verstandes eine sicher treffende Waffe besitzt, welche nur in der Hand des Unmündigen Schaden anrichtet. Die Berechtigung des erstgenannten Standpunktes ist gegenwärtig mit Unrecht in Zweifel gezogen worden. Der Geist Gottes ist in seiner Menschheit gewesen zu allen Zeiten, auch zu denen, da die menschliche Vernunft noch nirgend zur Mündigkeit, zur Selbstständigkeit gelangt war. Und der Geist Gottes ist in seiner Menschheit aller Orten, auch noch heute wie von jeher, also auch in denen Menschenherzen, welche durch die selbstgewisse Vernunft noch nicht erleuchtet sind. Es gibt auch eine göttliche Stimme des Herzens, welche mit der Stimme der wahren Vernunft nicht im Widerspruche steht, sondern nur dasselbe wenn auch in einer andern Sprache redet. Ein reines Herz, das des göttlichen Geistes voll ist, wird auch über die Wirren dieser Zeit im richtigen Urtheil sprechen, es wird die Geister wohl zu prüfen verstehen, und an die reinen gottererfüllten Herzen hat besonders der Prediger in seiner Gemeinde seine Worte zu richten, sie hat er zur Prüfung aufzufordern und ihr Ohr zu schärfen, daß sie die Stimme recht vernehmen, welche in ihnen Zeugniß ablegt für die Wahrheit. Diesen Standpunkt muß man anerkennen, um gerecht zu sein gegen Schriften wie die folgenden:

8. Vier Predigten über die Bewegungen der Zeit, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Sommer 1845. Von A. Tholuck. Halle, Mühlmann. 1845. 8. 6 Ngr.

Man muß dem geistreichen Redner eintäumen, daß er die Seelen seiner Hörer und Leser zu fassen weiß, und man wird auch nicht umhinkönnen, in vielen seiner ernsten und strengen Urtheile über die „falschen Propheten dieser Zeit", nämlich zunächst über die sogenannten Protestantischen Freunde, die Stimme der Wahrheit zu erkennen. Aber der große Mangel dieser Predigten ist, daß in ihnen sich kein Bewußtsein, ja keine Ahnung von der Zukunft der christlichen Kirche ausspricht, daß sie zwar die Irrwege bezeichnen, auf welche viele Menschen dieser Zeit gerathen, aber nicht die Gestalt der Kirche, welche durch diese Irrungen selbst entwickelt wird, andeuten. Auf die inhaltschwere Frage, wie diese Irrungen am Ende zur Ehre Gottes dienen müssen, eine Frage, die sich dem frommen Gemüthe ebenso wie dem denkenden Verstande aufdringt, hat bacher Tholuck nur eine höchst dürftige, unbefriedigende Antwort: „die geistliche Wachsamkeit der Gemeinden will Gott auf die Probe stellen in dieser Zeit, und Gott will mit uns eine Probe anstellen in dieser Zeit, wie es mit dem einfachen Artikel des Glaubens an die Vorsehung bei uns steht." Welche schwach-

Digitized by Google

liche Vorstellung, als ob Gott, der des Menschen ganzes Innere kennt, weit besser als dieser selbst, ja ganz allein wahrhaft kennt, als ob Gott solch einer Probe bedürfte, um uns kennen zu lernen. Der Glaube an die Vorsehung ist nicht groß, wenn er in den Weltbegebenheiten nichts erblickt als ein schulmeisterliches Verfahren Gottes mit den ein zufällig lebenden Menschen, wenn er nicht überzeugt ist, daß solche Weltbegebenheiten nichts Anderes sind denn äußere Merkzeichen des an seinen Werken arbeitenden Gottes. Nicht um unsertwillen hat Gott diese Zeit also geordnet wie sie ist, sondern um der Zukunft willen, um diese Zukunft herbeizuführen, darum sind wir von Gott an die Arbeit gestellt in diesen Tagen, Jeder an seinem Ort. Eine tiefre liegende Auffassung thutet Tholuck mit den Worten: „Wenige Gemeinden will Gott haben, die an Gottes Wort groß geworden und durch des Herrn Geist erleuchtet, selbst zu prüfen wissen, welche Geister aus Gott sind“; aber ich fürchte diesen Worten einen falschen Sinn unterzuschieben, wenn ich in ihnen mehr suche als die Erkenntniß, welche ich vorhin aussprach, daß es eben an der Zeit sei, auch vom Standpunkte der wahren Frömmigkeit die Geister zu prüfen. Und so kommt Tholuck nicht aus dem subjectiven Standpunkte heraus, auf welchem nur von den nächsten persönlichen Verhältnissen zwischen Gott und dem Einzelmenschen einzig die Rede ist, nicht aber von dem Verhältnisse Gottes zur Menschheit als Ganzes, von dem Werke eines Gottesreiches, in welchem der Einzelne nur ein zum großen Ganzen gehöriges Glied ist. Dieses äußerliche Standpunkt ist aber der des Pietismus, womit ich nicht die confuse Vorstellung, welche jetzt in den Köpfen der Massen spukt, bezeichne, sondern jenen idealen Egoismus des sich in Gottseligkeit zum Ganzen aufblähenden Einzelgeistes, der sich nicht bewußt wird, daß er nur organischer Theil einer zwar auch in ihm, aber auch außer ihm lebendigen Gemeinschaft ist. Dieser Pietismus ist wie immer auch heute nicht zeitgemäß, er ist unfähig, die Bedeutung der Parteien, in denen die Gegenwart auseinander fährt, um durch die Gegenwirkung der Parteien zur Zukunft zu werden, zu begreifen, also auch sie zu vermitteln. Alle Bewegung muß ihm, weil er nicht ihre positive Bedeutung begreift, als schlechthin böse erscheinen, und er müßte, da auch die Bewegung von Gott ausgeht, consequenterweise Gott selbst den Vorwurf der Bosheit machen, wenn er sich im Entsetzen vor einem solchen Gedanken nicht durch die armselige Vorstellung vom „auf die Probe stellen“ aus der gefährlichen Schlinge zöge. Die Folge einer so unvollkommenen Auffassung der Bewegung der Zeit ist dann, daß sich leider auch Tholuck ein, wenn auch nicht zelotisches, doch liebloses und im höhern Sinne des Worts unverständiges Bertheyen zu Schulden kommen läßt, indem er auf die unzweideutigste Weise die Ausstoßung der rationalistischen Prediger, welche die Partei der protestantischen Freunde hervorgerufen, oder doch wenigstens ihre Amtseinsetzung beantragt. Wie klein ist der Glaube, der schon bei einer rein geistigen Fluctuation an der Möglichkeit verzweifelt, daß auch sie zur Ehre Gottes, zur Förderung seines Reichs beitragen müsse. Tholuck ist geistreich, aber er ist auch ein Meister in Aeußerlichkeiten, und wenn man nicht annehmen darf, daß er diese Aeußerlichkeit selber durchschaue und also zu sophistisch unheilige Mittel zum heilig erachteten Zweck anwende, so muß man wol annehmen, daß ihm jene Bildung abgehe, welche den Verstand von Aeußerlichkeiten abzuhalten vermag. So z. B. will er den leichtfertigen Reformatoren dieser Tage in Luther das Bild eines Mannes entgegenhalten, der mit brennendem Eifer „den heiligen Geist auf dem Wege der Heiligung“ gesucht habe. Und dazu führt er Luther's Worte an: „Auch ich bin zwanzig Jahre lang Mönch gewesen und habe mich gemartert mit Beten, Wachen, Fasten, Frieren, daß ich allein für Frost mich gestorben sein und mir so wehe gethan, als ich es nimmermehr thun will, ob ich gleich könnte“; und fragt dann: „und ihr Männer des Tages, was laßt ihr es euch kosten?“ Schon in den letzten Worten Luther's liegt klar ausgesprochen, daß Luther dieses äußerliche Ringen nach dem Reiche Gottes, dieses Streben durch fromme Werke (Pönitenz) den nach Erkenntniß Gottes strebenden Geist abtuttöten, als etwas Frevelhaftes straft und verachtet. Wer aber die Stelle noch nicht versteht, der vergleiche sie mit folgenden Worten Luther's, welche doch wol bestimmt aussprechen, daß es nicht löblich, sondern sündhaft sei, den Geist durch äußere Mittel, wie alle jene Werke sind, zwingen zu wollen. Luther sagt: „Denn wiewol ich ein großer, schwerer und schändlicher Sünder gewesen bin und meine Jugend auch vordammlich zugebracht und verloren habe, so sind doch diese meine größten Sünden, daß ich so ein heiliger Mensch gewesen bin und mit so vielen Messen über funfzehn Jahre meinen lieben Herrn so gräulich gemartert und geplagt habe, daß ich ein so heiliger Mönch gewesen und Messe gehalten habe.“

Auch an die reinen, gotterleuchteten Herzen, an die wahren Christen ist folgende Schrift gerichtet:

9. Reden an die evangelischen Christen in Deutschland. Magdeburg, Rubach. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verf. verstehen ist vielleicht weniger geistreich, auch minder energisch beredtsam als Tholuck, aber seine Frömmigkeit ist aufgeklärter und darum reiner, sein Eifer ist minder brennend, aber mehr wohlthätig wärmend mit dem ruhigen Feuer der Liebe. Er erkennt eine Fortbildung der Kirche an, er würdigt Partei und Gegenpartei streng aber gerecht, und er glaubt an eine Zukunft der Kirche als das Resultat dieser gegenwärtigen Streitigkeiten. Darum fordert er die wahren evangelischen Christen auf, an den Parteien vorbeizugehen und zur Gründung einer Kirche der Zukunft zu schreiten, indem sie von den entgegengesetzten Parteien das Gute annehmen und das Schlimme vermeiden. Aber so äußerlich läßt sich die Sache nicht machen, die Kirche ist überhaupt keine Sache und läßt sich schlechthin gar nicht machen; wenn ihre Zeit gekommen ist, wird sie ganz von selbst werden. Und ihre Zeit wird gekommen sein, wenn alle die Fragen genügend beantwortet sein werden, nicht blos wissenschaftlich, sondern religiös, welche der Streit zu Tage fördert. Es hilft also auch nichts, an den Parteien vorbeizugehen, wie der Verf. sagt, sondern man muß auf sie eingehen, durch sie hindurchgehen, darf sie nicht rechts und links liegen lassen, sondern sie selbst, die Parteien, müssen endlich aufgehen in die Wirklichkeit der christlichen Kirche.

10. Der Glaube oder die Liebe? Ein Wort der Verständigung an die protestantischen Freunde: zunächst in Anhalt-Zerbst, Kummer. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Schrift ist ganz geeignet, die Meinungen derjenigen Volksclasse zu berichtigen, welche auf der Bildungsstufe des gesunden Menschenverstandes dieser Tage stehen, dabei aber nicht ohne tieferes Gefühl für Religiosität sind, wenn sie sich desselben auch nicht weiter als in der Form des Festhaltens an der Wahrheit der Väter, an welche sie sich vertrauensvoll anlehnen, wo ihre eigene Weisheit zu Ende geht, bewußt werden. Das Verf. Sprache ist schlicht und nicht ohne Gedankenbitze. So z. B. sagt er: „Christus lehrt die Liebe nicht, er gebietet sie nicht, sondern er wirkt sie in allen Gliedern seines Leibes und sein Leib ist die Kirche.“ Mit ihren eigenen Waffen, denen des gesunden Menschenverstandes, schlägt er die protestantischen Freunde, indem er ihnen beweist: „Ihr glaubt an Das, was Ihr auf das entschiedenste verwerft, Ihr predigt Das, wogegen ihr kämpfet: Die Verderbniß des Menschen durch die Erbsünde und den Glauben als das höchste Maß, wonach der Mensch zu beurtheilen sei, ja noch mehr, Ihr habt einen vollständigen Codex von Glaubenssätzen, dem Viele unter Euch, gegenüber dem lebendig machenden Glauben Jesu Christi, mit einer Starrheit anhängen, die Euch aller frischen Lebensthätigkeit entzieht.“

Digitized by Google

11. Kritische Auslassungen über Wislicenus' Buch: Ob Schrift? ob Geist? über Dr. Harnisch's zwei Schreiben an Wislicenus und Ühlich und über das Wollen und Wirken der Dreimänner Wislicenus, Ühlich und König von F. A. H. Leipzig, Orthaus. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

bezeichnet in gedrängten, gedankenvollen, aber der großen Masse unverständlichen Aphorismen die Einseitigkeiten der streitenden Parteien. Ein gewichtiges Endurtheil über Verstehen spricht der Sag aus: „Es wird erst dann wieder der Sieg auf die Seite der an der Bibel und ihrem Wort und Geiste und Ideen festhaltenden Geistlichen und Seelsorger sich wenden, wenn auch sie als begeisterte Parlamentairs auftreten, denen es gelingt, allmälig das Volk selbst zu rühren, idealen Ansichten zu erheben, und wenn es dahin beim Volke kommt, daß Christenthum auch ideell oder ideal auffassen, das Historische selbst in Jesu Christo jetzt mehr als Nebensache und Beiwerk sein zu lassen, oder doch nur den knöchernen Leib zur lebenden Seele. Dann kommt sicher ein großer Sieg!" Hat nun oder der Verf. diese Überzeugung, daß aus diesen Kämpfen eine Kirche der Anbetung Gottes im Geist und Wahrheit hervorgehen müsse, dann ist es unbegreiflich, wie er zu dem lauen Mittelwege anrathen kann: sich den Kämpfen des Glaubens nicht hinzugeben; bei den Worten und Ausdrücken der Heiligen Schrift zu bleiben, ohne die in der Folge der christlichen Jahrhunderte geformten Dogmen anders als mit den eigenen biblischen Worten auszuprägen, die christliche Gemeinde zu trennen als die Hauptsache. Wie kann er denselben Indifferentismus empfehlen, den er selbst tadelt, daß durch ihn das Christenthum den gedankenlosen Nihilisten und der ebenso gedankenlosen Stupidität zum Gebiete des widerwärtigsten Hasses überlassen werde!

Der stärkste, gewichtigste Gegner, welchen die Protestantischen Freunde unter den Theologen gefunden, ist der Diakonus Cunz, welcher ihnen mit folgender Schrift entgegengetreten ist:

12. Die Protestantischen Freunde, mit besonderer Beziehung auf ihr Hervortreten in Eisleben. Beiträge zu ihrer Charakteristik und zur Apologie des biblischen Christenthums von F. A. Cunz. Eisleben, Reichardt. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Schrift kann namentlich den Theologen nicht genug empfohlen werden, sie ist besonders in ihrem polemischen Theile sehr geeignet, derselben noch immer sehr schroffen Richtung der Theologie Kraft und Leben zu geben, welche das Christenthum als die wahre Vernünftigkeit gegen die falsche, nur vermeintliche Vernünftigkeit des abstracten Rationalismus zur Anerkennung zu bringen sucht. Das Urtheil, welches Cunz über die Protestantischen Freunde ausspricht, stimmt ganz mit demjenigen überein, welches vom Standpunkte der Philosophie über sie gefällt werden muß, längst gefällt wurde, ehe der jetzige Streit dadurch den Schein von Wichtigkeit gewonnen, daß die Gemeinden in ihn hineingezogen wurden:

„Das große Recht der Protestantischen Freunde besteht darin, daß sie statt der äußeren eine innere Auctorität, statt des todten Satzungsbuchstabens einen lebendigen Vernunftglauben wollen. Ihr großes Unrecht dagegen besteht darin, daß ihre innere Auctorität keine objective reale Macht, sondern der eigene Subjectivismus und daß ihr Vernunftglaube den inhaltlose, abstracte, von dem Boden der geschichtlichen Entwickelung des Reiches Gottes losgerissene und darum nichtige ist." Der Verf. gibt historische Belege und Beweise zu dieser Behauptung. Es ist aber besonders darauf zu achten, daß die Protestantischen Freunde, so wie sie außer der geschichtlichen Entwickelung des Reiches Gottes als Kirche stehen, ebenso auch in der Entwickelung des Reiches Gottes im philosophischen Wissen keine Ahnung haben, daß sie mithin gar kein Bewußtsein, nicht einmal von ihrem eigenen Ursprunge, von ihrer tiefern Berechtigung haben, welche sie erst aus dem Munde ihrer wahren, siegreichen Gegner erfahren, denen, die mit ihnen auf demselben Principe stehen und sie als eine willkürliche Caricatur dieses Princips in das Nichts ihrer Inhaltslosigkeit stürzen.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Die polizeiliche Ausweisung des Kaplans Rock aus dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt, beleuchtet von dem Standpunkte des öffentlichen Rechts. Juristische Zuträgung der Ausweisung vorhergegangenen Thatsachen und Verhandlungen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Fliegende Blätter für die Deutsch-Katholiken und ihre Freunde, von einem aufgeklärten Laien. II. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 1½ Ngr.

Bäst, F., Die römisch-katholische Kirche, belungen in drei Gedichten. Trier, Lintz. 12. 6 Ngr.

Die neueste Entdeckung zu Trier an der Mosel. (Den Stoff des heiligen Rockes betreffend.) Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Funk, J. F., Ist der Staat die Kirche? Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3½ Ngr.

Gilbert, H. D., Rede, gehalten bei der Versammlung des Frankenberger Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 13. Juli 1845. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 1½ Ngr.

Dreiundzwanzig wunderbare Heilungen, die sich während der Ausstellung des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier vom 18. August bis 6. October 1844 ereignet. Ein Sendschreiben für Alle, welche Wahrheit lieben und suchen. Koblenz, Hölscher. 12. 4 Ngr.

Die letzten Hermesianer und kein Ende. Vom Verfasser des Gewissens. Trier, Lintz. 8. 1½ Ngr.

Der Schubring'sche Irrweg und der Ritter von Florencourt. Von einem Protestanten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Hürte, R., Humoristisch-militairisches Defiuitorium des General v. Hühnerbein: das heißt: nüchterne Erklärung aller in der Soldaten-Sprache gebräuchlichen und vorkommenden verblüffenden Kunstausdrücke, nebst sonnenklarer Beweisführung von der gränzenlosen Nützlich- und unbedingten Nothwendigkeit aller bestehenden Kriegs- und sonstigen Einrichtungen. Hamburg, Verlagskomptoir. 16. 7½ Ngr.

Katechismus eines denkenden Christen des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 10 Ngr.

Lichtstrahlen über die katholische Kirche und ihren Mittelpunkt. Gesammelt und zwar hauptsächlich aus den Schriften Hirscher's und des Marquis von Beaufort, mit Hinsicht auf die gegenwärtigen Ansendungen des Katholicismus, von einem katholischen Geistlichen der Diöcese Trier. Trier, Lintz. Gr. 12. 6 Ngr.

Löhe, W., Drei Bücher von der Kirche. Aus Abdruck. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 17½ Ngr.

— — Von dem göttlichen Worte, als dem Lichte, welches zum Frieden führt. Die unveränderte Auflage. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 Ngr.

Luther's, M., Rath für Ältern und Erzieher. Dargeboten von J. G. Kelber. Erlangen, Palm. 16. 7½ Ngr.

Müller, A., Die Gustav-Adolf-Stiftung und ihre nothwendige Organisation, namentlich in Hinblick auf unsere Provinz. Königsberg, Bon. Gr. 8. 5 Ngr.

Urkunden zur Beurtheilung der kirchlichen Verhältnisse im Fürstenthum Lippe. Mit einer Einleitung. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr.

Vecqueray, J. L., Die allgemein-christliche Gemeinde oder der Revolutionsgeist im Reiche Gottes. Eine Stimme in der Wüste erklungen dem teutschen Volke in Haupt und Gliedern. Die vermehrte Auflage. Koblenz, Hölscher. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 296. — 23. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

55. Gedichte von Guido Görres. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1844. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein zierliches Büchlein in Taschenbuchformat, mit glänzendem Goldschnitt und goldverziertem Deckel, ein Büchlein, verfaßt von einem Sänger, der in Maria's Dienst schon längst die Seraphsharfe geschlagen, ein Büchlein, geschrieben vom Sohne eines bekannten, berühmten Vaters, süße und hier unter Sang und Feder. Aber es gewinnt sein Inhalt unser Herz dennoch nicht; überall fehlt Geist, Tiefe, Grazie, höhere Weihe. Die Rheinlieder sprudeln Rheinwasser; die Romanzen sind ordinair; den Scherzliedern fehlt Salz und Anmuth und Naivetät, und in dem Abschnitt „Aus dem Leben der Heiligen" ist der Verf. von „Das Leben der heiligen Cäcilie" *) und „Marienlieder vor Feier der Maiandacht gedichtet" zwar ganz in seinem Element, aber auch da läßt er uns kalt — eiskalt. Unter den „Vermischten Gedichten" ist das gefühlteste „Das Zigeunerweib" (S. 239); doch sind sie alle durchzuckt von kindisch-mystischem Gewinsel nach dem lieben Jesulein. In die schärfste Opposition mit den Ansichten und Bestrebungen der kirchlichen Jetztzeit tritt er durch die langathmige Apostrophe „An Rom" (S. 255), woraus dem Leser ein paar Proben mitzutheilen wir uns nicht enthalten können. Das Stück beginnt:

O Stadt, die Gott zum Sitze sich erbaut,
Sei mir gegrüßt, o Rom, du Gottesbraut!
Dein Haupt umfängt ein leuchtend Stadtdiadem
Und purpurrot erglänzt dein Festgewand.

— — — — — —

Der weiten Erde Völker führest du,
O Völkerlehrerin, dem Kreuze zu:
Das Licht hast du von Hand zu Hand gereicht,
Das mild ihr rachgrüdend Herz erweicht.

— — — — — —

Dem Schlüsselhalter an dem Himmelsthor,
Den sich an seiner Statt der Herr erkor,
Ward's du zum Sitz und Erde angetraut,
Bon wo er hütend auf die Völker schaut.

— — — — — —

Du bist das Herz der Christenheit, o Rom!
Drum vor der Schwelle von St.-Peter's Dom
Erbebe sich der gold'ne Meilenstein,
Zu dem der Völker Straßen lenken ein u. s. w.

Bricht nun Ref. über dieses Büchlein auch den Stab, so ist er doch weit entfernt, zu behaupten, man werde Solches überall thun. Chaque rose a son papillon, sagen die Franzosen, um bildlich anzudeuten, daß auch das minder anmuthige Mädchen nicht ganz ohne Verehrer sei; — und so werden auch diese Verse ihre Verehrer unter Papisten und selbst unter Lutheranern von einer gewissen Farbe finden.

*) Vgl. Nr. 193 d. Bl. f. 1844.

56. Kreuz und Leier. Dichtungen von Adolf Prölß. Leipzig, Hartung. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir waren anfänglich geneigt, die Sammlung den religiös-lyrischen Schriften beizugesellen, da die Mehrzahl der Gedichte religiösen Inhalts ist; indessen brachten uns die vaterländischen und geselligen Lieder, die jenen folgen, auf andere Gedanken; wir schließen sie an die lyrischen an. Hr. A. Prölß, ein biederer Sachse, gewiß genau bekannt mit Witschel und Spitta, häuft seine Gedanken und Empfindungen recht oft an Ereignisse und Scenen aus dem Evangelium oder an Sprüche aus den Briefen der Apostel. An christlichen Festliedern ist kein Mangel. In den von Hundert religiösen Dichtern versuchten Paraphrasirungen und Glossirungen des Unser Vater (wir zählen hier deren drei) haben wir nichts Aufgezeichnetes gefunden. Er ist Protestant. Die Lieder haben durchaus keine dogmatische Färbung und aus seinen Worten ertönt kein Schibboleth; sein zahmer Vers fließt ohne uns zu schouiten dahin und so läßt er den Leser im Nachen seiner Gedanken und Gefühle gemach auf dem ruhigen Strome seiner Poesie dahintreiben: wer weiß, ob nicht mancher Kahnfahrer durch das monotone Wellengeräusch und das gleichmäßige Schaukeln in einen sanften Schlummer gewiegt wird. Selbst ein Oratorium in zwei Abtheilungen „Der Erlöser", so wenig wir dessen äußere Form antasten und seine Componirbarkeit bestreiten wollen, könnte Ref. nicht reizen, es in Musik zu setzen. Auch die weltlichen Dichtungen haben einen religiösen Anflug, und mehre Überschriften derselben klingen, als ob sie Predigtthemata gewesen wären, woraus wir den Schluß ziehen möchten, der Verf. gehöre dem geistlichen Stande an. Einmal nur — und wir sagen das blos, um uns einmal auch als Recensent zu geriren — ist er aus dem Bilde gefallen, wie man zu sagen pflegt. S. 4 nämlich lesen wir: Mag immerhin des Lebens Uhr verrinnen. Die Uhr verinnt sa nicht, wol aber der Sand in der Uhr.

57. Balladen und Romanzen. Von R. Hirsch. Neue Folge. Wien, Gerold. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf die Gefahr hin, für einen kritischen Bericherstatter gehalten zu werden, dem es eben kein Mensch recht machen kann, müssen wir bekennen, Hr. R. Hirsch hat in dieser Neuen Folge den schönen Erwartungen, welche die ersten früher erschienenen Balladen weckten *), nicht ganz entsprochen, und wenn wir a. a. Orte orakelten, er werde sich gewiß zu einer literarischen Notabilität emporarbeiten, so gestehen wir heute beschämt, daß wir ein schlechter Prophet waren. Denn der Klang dieser Tuba hat eher an Fülle und Kraft verloren als gewonnen; den meisten Balladen und Romanzen fehlt das

*) Vgl. Nr. 229 d. Bl. f. 1842.

Digitized by Google

Großartige, Ergreifende und Pathetische. Situationen, Scenen, psychologische Zustände und Stimmungen der handelnden Personen — Alles ist unbedeutend und alltäglich. Indessen kann sich der R. Hirsch von 1841 nicht ganz verleugnen; es konnte sich im Einzelnen weder die Schönheit der Form noch der Adel der Sprache ganz verwischen; wer den Balladensänger von 1841 wiederfinden und genießen will, der lese „Brillchen" (S. 60); 1 und 2 der „Mitschodischen Balladen" (S. 84); „Axil und Hake" (S. 72); „Flügi von Kyperment" (S. 125) (worin besonders die kecke Behandlung zu rühmen); „Die arme Magd" (S. 135) (vortrefflich!); „Römhilde" (S. 165) und „Der Verschollene" (S. 169). Sehr ansprechend würde auch „Ave Maria" (S. 78) sein, wenn die Behandlung nicht ganz unbefriedigend wäre.

58. Gedichte von G. E. Thurn. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 20 Sgr.

Aus diesem Sänger hätte etwas werden können, wenn kein Heine gesungen und kein Hegel doziert hätte. An Phantasie, und an recht frischer, kecker, fehlt es wahrlich nicht; aber es herrscht in ihr ein wildes unerfreuliches Durcheinander, sodaß man fast betäubt wird. Zweifelssohne sind es Erstlinge, was uns hier geboten wird, die der Verf. selbst in der einleitenden „Weihe" Kinder von vielen Unarten und schlechter Sitte nennt; und wie er diese Lieder auch durch den Gebrauch veralteter Redewesen pikant und naiv zu machen sucht, wie er auch den Hebel genialmoderner Blasphemie zur Hand nimmt, wie er ihnen ein gewisses Kecoco in der Form andreht: — sie bleiben immer unartig und werden Alle choquiren, in deren Gesellschaft sie treten; sie bleiben immer ein schmunzendes Nichts, das höchstens in „Sterben" (S. 32) und in „Mein Schwesterlein auf der Höh" (S. 142) etwas zu werden versprecht. Schade um das schöne Talent, das ganz und gar vergessen hat, der Diamant könne nur mit dem eigenen Staube geschliffen werden. Indessen — wir wiederholen hier ein schon oben dagewesenes Wort der Franzosen —: Chaque rose a son papillon.

59. Der Frühling. Fortsetzung des Winters von K. J. Schuler. Manheim, Löffler. 1844. 8. 10 Sgr.

Wir verweisen den Leser bei diesem Büchlein auf Das, was wir in Nr. 364 d. Bl. f. 1838 sowie in Nr. 193 und 299 f. 1844 über den Verf. gesagt haben.

60. Nachklänge der alten Geschichte verhallend bis in die Neuzeit. Von Friedrich von Pechlin. Frankfurt, Sauerländer. 1844. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Sgr.

Auch hier können wir uns kurz fassen, da wir des Verf. Persönlichkeit bei Gelegenheit seiner 1842 erschienenen „Gedichte" in Nr. 267 d. Bl. f. 1844 fixirt haben. Hier liegt er die lyra beiseite, und die epische Tuba an die Lippen setzend, gibt er uns in einem vierfachen Cyklus die Geschichte Roms in vierfüßigen Jamben. 1) „Vom Beginn bis Rom." 2) „Von Roms Gründung bis zu den Bürgerkriegen." 3) „Aus Roms Bürgerkriegen bis zu Augustus" und 4) „Von Augustus bis zum Ende des weströmischen Reichs." Weß Geistes Kind der Verf. in hinsicht seiner kirchlich-religiösen Denkart sei, kunde uns der Anfang des chapsdidischen Anhangs:

Doch wer erbaut den Kaiserthron,
So lag in Rom zentrümmert schon?
Kann eine Kirche, die umwoh'n
Die Völkerstürme, kann sie fall'n,
Wenn ihr und aller Christenheit
Ein Göttersohn seinen Arm nicht leiht?
Die Glut in Asien entzündet,
Als Mohammed sein Licht verkündet,
Bozanz, der noch nicht dürre Zweig
Vom abgestorb'nen Römerreich,
Und in Italien Barbaren,
Von allen Seiten brob'n Gefahren.
Und zu der Kirche Hut und Wehre
Gebars't du Horte und seiner Heere.

Dieser Hort ist nach der Ansicht des Hrn. Freiherrn kein anderer als der Papst; er schließt sich somit in seinen Ansichten und Meinungen an Hrn. Guido Görres.

61. Träume und Schäume des Lebens. Poetische Gossen von O. L. B. Wolff, zu einer Radirung von Karl Sandhaas. Frankfurt, Ullmann. 1844. Lex.-8. 1 Thlr.

Wir können es uns recht wohl denken, wie Hr. Wolff, ein Mann von so erregbarer Imagination, ein so produktiver, schreibseliger Mann, durch vorliegende Radirung von Sandhaas, die einen Traum dieses Künstlers auf dem Papiere in meisterhaften Umrissen verkörpert trägt, zu einer poetischen Gossirung derselben begeistert werden konnte. Über sein Schaffen hier urtheilt er selbst (S. 22):

Verlangt darum auch von dem Dichter nicht,
Daß er die Bilder heute nach dem Wort.
Nur wie in ihm der Sonnenstrahl sich bricht,
Sendet das Licht der Spiegel weiter fort.
Nicht Glaubensleiden trägt er hier auch vor.
Die lernt ihr besser aus dem höchsten (?) Buch.
Was seine Phantasie sich auserkor
Zu eig'ner Deutung, sei auch euch genug.

Das Mittelbild stellt ein Begräbniß dar. Darüber reflektirt nun der Gossator, und mitunter gut; z. B. (S. 17):

Kannt sind wir Alle. Alle! an der Zahl.
Doch laßt uns nur nicht krank am Herzen sein:
Wer mit der wahren Liebe sich vermeint.
Dem beut das arme Leben nichts als Pein.
Das Göttliche im Menschen liebt mit Fleiß;
Denn in ihm offenbart sich sein Gebot;
Wer Gott im Menschen nicht zu ehren weiß,
Den trifft hienieden schon der Seele Tod.

Zu den beiden links und rechts auf dem Bilde aufsteigenden Arabesken gibt er unter der Überschrift „Erde und Himmel" einen Kommentar oder eine wirkliche Auslegung; Dasselbe thut er hinsichtlich der unteren und oberen Arabeske — und füllt so 62 Großoctavseiten. Recht erwogen, konnte das Buch — nicht ungeschrieben — aber ungedruckt bleiben; denn, wie viel Personen wird es etwa geben, für welche das Gedicht wahres Interesse hat?

62. Gedichte von Maler Müller's Neffen. Vier Hefte. Speier, Lang. 1844. 8. 1 Thlr.

Wenn Vetterschaft auf einen Ehrenplatz am Parnaß Anwartschaft gäbe, dann stände Maler Müller's Neffe gewiß recht hoch; aber so ist's nicht in der Wirklichkeit; selten vererbt sich ein schönes Talent und in der Musenkunst gibt's kein Patroeiren. So ist's auch hier, wo Alles, was den Dichter macht: Phantasie, Witz, Gesinnung, Gefühl und Adel der Sprache, fehlt. Ist der Verf. der sich unter der Vorrede Chr. H. Gilardone unterschreibt, identisch mit demselben Gilardone, dessen „Poetisches Allerlei" wir in Nr. 362 d. Bl. f. 1834 auf den Index librorum prohibitorum setzten, so haben gegenwärtige Gedichte doch noch Vorzüge vor jenen, die unter aller Kritik sind. Leider fließt die poetische Ader vom Neffen noch immer; denn wir haben hier nur vier Hefte, von denen das letzte erst den Anfang des zweiten Bandes bildet. Die Kritik wird den Fluß des Blutes nicht stopfen können, da der Verf. das Motto auf seines Werkes Titelblatt hat setzen lassen:

Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
Der stört und ruht. — er wird vorüberwallen.

63. Ulrich von Hutten. Ein Gedicht von Wilhelm Ruckwich. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 1844. Gr. 8. 7½ Sgr.

Eine willkommene Gabe, niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes, die uns solche Mis- und Fehlgeburten der poeti-

Digitized by Google

schen Literatur, sie sich uns in voriger Sammlung darstellten, leicht vergessen läßt! Der uns unbekannte Verf. leitet die Lieder auf seinen bekannten Helden mit einer lebendigen und warmen Dedication an Aug. Lewald ein, der in seiner Zeitschrift „Europa" das Gedicht hat abdrucken lassen. Dann hebt er die bedeutendsten und lichtvollsten Punkte aus dem Leben des Mannes hervor, von welchem er singt (S. 10):

Wo man Luthern und Melanchthon nennet, fehlt auch nicht der
Hutten.
Er, der Dunkelmänner Geißel, Er, das Schicksalswort der Kutten,
Er, der fromme, tichte Sänger, dessen Lied ein Freibeitband.
Dessen Lied die hell'ge Frucht ist an der Wahrheit Blütenstrauch.

Hier ist zwar Luther's Name genannt; aber wir haben in den nachfolgenden Liedern vergebens nach einer Schilderung oder wenigstens Andeutung über das Verhältniß gesucht, in welchem der Ritter zu jenem Reformator stand, und wenn der Verf. Ulrau, die Insel, wo Hutten endete, ein Gelzatha nennt, so hat ihn die allzu große Beglaubigung für seinen Helden zu dieser Verirrung verleitet. Als besonders gelungen heben wir hervor „Rückkehr nach Stackelberg" (S. 30), dem Stammschloß der Familie Hutten; „Ich hab's gewagt" (S. 49), das bekannte Symbolum Hutten's; „Deutsche Gedichte" (S. 53); „Hutten als Flüchtling" (S. 63) und „Hutten's Ende" (S. 66).

64. Das Mädchen vom See. Romantischer Lieder-Cyklus von Melani Will Vogel. Augsburg, Rieger. 1844. 8. 7½ Bgr.

Ein artiges Gedicht, welches uns den Sieg der Göttin der Liebe über die Göttin des Heldenruhms in dem Leben eines jungen Magyaren schildert, der für Polen kämpft und nach dessen Untergange auf einer Insel des Bodensees eine junge reizende Kahnführerin findet, in deren Armen ihm die Träume von Ruhm entschwinden. Die Formen sind mannichfaltig, die Sprache gebildet, aber der Reim zuweilen unrein.

[Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung Nr. 222.]

Bei Gelegenheit der Ankündigung einer Ausgabe von August Wilhelm von Schlegel's sämmtlichen Werken.

(Aus einem Briefe.)

Berlin, 26. Sept. 1845.

Ich habe den Katalog der von August Wilhelm v. Schlegel hinterlassenen Büchersammlung durchgesehen und finde gleich Ihnen die Sorgfalt sehr zu loben, mit der er angefertigt worden. Er zeichnet sich besonders auch durch die dankenswerthen Zugaben aus, die hier gar nicht zu erwarten waren, und daher um so angenehmer überraschen, nämlich durch ein Widmid des Besitzbuches und durch die Liste seiner sämmtlichen Druckschriften. Der Verf. des letztern Verzeichnisses, der sein allerdings mühsames und von großen Schwierigkeiten bedrängtes Geschäft mit umsichtigem Fleiße wacker durchgeführt hat, gesteht gleichwol, daß seine Arbeit noch keine völlig abgeschlossene sei. Das darf uns nicht wundern bei einem Schriftsteller, dessen langes Leben eine Reihe von Wanderungen und Schicksalswechseln und dessen literarische Thätigkeit während eines mehr als funfzigjährigen Zeitraums in den mannichfachsten Formen und Sprachen den verschiedenartigsten Gegenständen und Richtungen gewidmet war. Er selbst, wie hier versichert wird, besaß nicht mehr alle seine Druckschen in ihrer ersten Gestalt, manche mochten sogar seinem Gedächtniß entschwunden sein. Überhaupt sind die Schriften aus dem Anfange der romantischen Schule jetzt schon selten zu finden und dem heutigen Geschlechte fast unbekannt; wer kennt z. B. das „Athenäum", diese Zeitschrift, wo die kühnen Hauptstreiche der literarischen Revolution gethan wurden, zu welcher damals beide Schlegel und ihre Frauen, Schleiermacher, Novalis, Tieck, Bernhardi und einige Andere vereinigt waren? Oder wer weiß jetzt von dem Eindruck und Erfolg der von August Wilhelm Schlegel in Berlin 1801 — 4 gehaltenen Vorlesungen? In gewissen Blättern las ich vor kurzem, diese Vorlesungen, gehalten in einer Zeit, wo Berlin eine seiner dürrsten Perioden gehabt, seien unbedeutend und erfolglos, der ganze Aufenthalt ein unfruchtbarer gewesen! Große Unkunde, sowol der damaligen geistigen Zustände Berlins als der Bedeutung und Wirksamkeit der Schlegel'schen Vorträge kann nicht an den Tag gelegt, ein geschichtlicher Bestand nicht unrichtiger aus willkürlicher Einbildung abgeurtheilt werden! So sah ich vor einiger Zeit irgendwo die aus halbem Hinhören und irrem Verwechseln entstandene Behauptung, Ludwig Tieck sei in seiner frühesten Zeit mit Friedrich Nicolai und mit dessen Aufklärerei verbunden gewesen! Er hatte den von seinem Vater in Grundsätzen und Lebensweise sehr abweichenden Sohn Karl August Nicolai zum Verleger, das ist Alles! Doch es solchen einzelnen Mißgriffen ist nicht viel gelegen; nur bleibt es zu bedauern, daß ein so naher und wichtiger Abschnitt unserer heimischen Entwickelungen schon so vergessen sein kann; ein jüngeres Geschlecht hätte für seine Kämpfe dort manche schwer durchdringliche Rüstung finden können.

Auf unser Verzeichniß zurückzukommen, so muß ich bemerken, daß ich demselben einstweilen nur wenig hinzuzufügen weiß, dagegen Mehres wegzulassen finde. Einige Gedichte mögen noch, hier und dort an unscheinbaren Orten gedruckt, stehen, ein paar Erklärungen und Anzeigen aus den Reitseljahren sind gewiß noch aufzuführen; erheblicher und bestimmter aber ist der Aufsatz anzuführen: „Über einige tragische Rollen, von Frau v. Stael dargestellt. An Madame Bethmann, geb. Jünner." Derselbe beträgt 38 Seiten, ist von „Genf im April 1806" mit „A. W. Schlegel" unterschrieben und steht im „Berlinischen Damenkalender" auf das Jahr 1807; ebendaselbst findet sich das Gedicht „An Ida Brun", elf sechszeilige Strophen auf vier Seiten, nebst einer Vorbemerkung in Prosa von drei Seiten. Neben diesem Zusatze finden aber mehre Auswerfungen statt.

Unter dem J. 1798 muß der schon durch ein Fragezeichen als unsicher vermerkte Aufsatz im „Athenäum": „Über Goethe's Meister", unzweifelhaft wegfallen, derselbe ist ganz bestimmt von Friedrich Schlegel. Bei den ebenfalls im „Athenäum" abgedruckten „Fragmenten" sagt das Verzeichniß, sie seien zum kleinern Theil von August Wilhelm, und beruft sich auf die später von dem Verf. in die „Kritischen Schriften" aufgenommenen. Jedoch ist diese spätere Aufnahme nur als eine Auswahl zu betrachten. Überhaupt mag hier eine scharfe Trennung schwer durchzuführen sein, und wie bei den Ferien Goethe und Schiller oft selbst nicht mehr zu unterscheiden wußten, von wem jedes Distichon sei, so war auch in manchen der Fragmente der Antheil nicht nur der beiden Brüder, sondern auch Schleiermacher's ineinander geflossen; dieser Letztere war nämlich ihr fruchtbarer Mitarbeiter. Bei einer Prüfung und Sichtung, die wir in Halle 1807 unter Schleiermacher's Augen versuchten, war er dieser Theilnahme gern eingeständig, und konnte sich einige der gewichtigsten, schreffsten und für eine spätere Zeit anstößigen Aussprüche unbedingt beimessen, andere bekannte er als gemeinschaftlich ihm und Friedrich Schlegel angehörig, wie eben die Einfälle und Ausdrücke auf gefelligen Spaziergängen, oder in Abendstunden bei Wein und Thee, sich dargeboten und vereinigt hatten; auch half er das Eigenthum der beiden Brüder mit kritischer Bermuthung auseinanderlesen, so weit dies überhaupt thunlich war; in meinem Exemplar des „Athenäum" finden sich noch am Rande die Zeichen der damals beliebten Unterscheidung. Ob die „Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur" im „Athenäum" ganz von August Wilhelm herrühren, möchte zweifelhaft sein; bedeutende Stimmen verschern, den Aufsatz habe größtentheils August Wilhelm's Frau, geschiedene Böhmer und geborene Michaelis, verfaßt.

Digitized by Google

Bei dem J. 1802 kann das Fragezeichen bei dem „Sonett“ wegfallen, das Blatt erschien in diesem Jahre wirklich und ich besitze davon den unterzeichneten Abdruck. In demselben Jahre aber kam auch als Gegenstück auf einem ganz kleinen Blatt das „Triolett“ heraus.

Die Angabe, August Wilhelm sei Verf. der in der „Jenaischen Literaturzeitung“ 1806 erschienenen Recension von „Des Knaben Wunderhorn“, ist mir nicht sehr glaublich. Mir fehlt es jetzt an Gelegenheit, die Sache aufs Reine zu bringen. In den „Testimonia auctorum de Merkelio“, welche 1806 in Hamburg bei Adolf Schmidt herausgekommen, ist nichts von August Wilhelm als vielleicht das auch dort nur vermuthungsweise dafür geltende und in unserm Verzeichniß hier als zweifelhaft angemerkte Schreiben „An den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt“. Die im Verzeichniß in Frage gestellten „Variationen“ sind von Bernhardi, „Meister und Lehrling“ und „An Garlieb Merkel“ von Wilhelm Neumann, „Offenbarung“ von Adolf Schlesinger.

Im J. 1809 hat August Wilhelm wol die gesammelten Proclamationen und Kriegsberichte des Nordberer nachträglich herausgegeben, aber schwerlich deren Verfaßt. Seine Schreibart geht dem Kronprinzen von Schweden nicht, er fand sie weitschweifig und matt, und wies die ihm vorgelegten Entwürfe fast immer zurück. Schlegel selbst zeigte mir einst während des Feldzugs mit Wohlgefälligkeit einen Aufsatz — un passage —, den der Kronprinz in eins seiner Bulletins aufzunehmen gewürdigt: wie würde er sich beznügt haben, des Absatzes zu erwähnen, wenn er hätte Aufsätze anführen können! Ich muß also, bis zu nähermn Beweise der Echtheit, die Nummern 60—65 des Verzeichnisses zur Streichung verurtheilen. Was die „Zeitung aus dem Feldlager“ betrifft, so hat August Wilhelm keine Zeile dazu gegeben, die Aufsätze, welche wahrscheinlich als die einzigen gemeint sind — in Nro. 2, 3, 13 — habe ich geschrieben, der ich der Redacteur des Blattes und mit einigen Andern der thätigste Mitarbeiter war.

So viel über das Verzeichniß! Meiner alten philologischen Neigung müssen Sie hierbei schon etwas zu gute halten. Es ist aber in der That nicht gleichgültig, ob einem Autor etwas mit Recht zugeschrieben wird oder mit Unrecht, und ob wir den Umfang seiner Schriftthätigkeit gehörig überschauen. Da gerade jetzt eine Ausgabe der sämmtlichen Schriften August Wilhelm v. Schlegel's veranstaltet wird, so scheint es zweckmäßig, an die literarischen Foderungen zu erinnern, zu denen das Publicum berechtigt ist. Man spricht zwar von „Absiften“, die nicht zu den Lebenden gehören, und ich bin damit einverstanden, daß nicht Alles, was Jemand geschrieben, für die Öffentlichkeit bestimmt oder geeignet sein kann, allein niemals darf zu dem Wegzulassenden das schon einmal Veröffentlichte gerechnet werden, auf dieses hat der Autor selbst kein Vernichtungsrecht, noch unterwirft sich die Welt seinem Schwachsinne, wenn er seine vielleicht besten Schriften verlaugnet, noch den Nachsichten Derer, die an seine Stelle treten und ihn nicht als Den wollen erkennen lassen, der er wirklich war. Nach Virgil's letzem Willen durfte Niemand mit Recht die „Aneis“ lesen, wie aber vergessen getrost sein Gebot, um sein Werk nur desto freudiger zu bewundern. Wenn man Niebuhr, wenn man Schleiermacher ihre polemischen Schriften nimmt, so entzieht man ihnen ihre kräftigste Wirksamkeit, ihre glänzendste Erscheinung. Wenn Friedrich v. Schlegel bei seinen Lebzeiten in Wien seine gesammelten Schriften drucken läßt, so kann er freilich die „Lucinde“ nicht aufnehmen, noch seine frühern Aufsätze über Lessing; aber ist Friedrich Schlegel ohne die „Lucinde“ und jene Aufsätze noch Friedrich Schlegel? Man sehe auch nur, was diese verstümmelte Herausgabe für Fortgang, für Wirkung gehabt hat! Ebenso würde es sein, wenn man bei August Wilhelm zu ängstlich verfahren, seine „Ehrenpforte“, seine „Riebubriana“ wegfassen wollte. Wir haben vortreffliche Muster der Herausgabe an Luther's, an Lessing's Werken. Diesen Beispielen folge man.

Karnhagen von Enfe.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beiträge zur Kirchengeschichte.

Außer der Biographie des heiligen Augustinus aus der Feder Poujoulat's haben wir in jüngster Zeit noch ein anderes interessantes Werk erhalten, welches sich auf die Patristik bezieht. Es ist dies die „Histoire de Saint-Jérôme, père de l'église au quatrième siècle“, von Collombet (2 Bde.). Diese Arbeit scheint die Frucht fleißiger Studien und ganz empfehlenswerth zu sein. Wir setzen damit eine gleichfalls erst vor kurzem erschienene Biographie des Patriarchen Photius in Verbindung, welche vom bekannten Abbé Jäger, der sich unter Andern bei der Bearbeitung von deutschen kirchenhistorischen Werken betheiligt hat, verrührt. Der Titel derselben lautet: „Histoire de Photius, patriarche de Constantinople, auteur du schisme des Grecs, d'après les monuments originaux, la plupart encore inconnus.“ Außer mehren bisher noch unbenutzten Documenten sind die ältern vorhandenen Werke, z. B. die „Histoire de Photius, patriarche schismatique de Constantinople, par P. L. H. E.“ (Paris 1772), Fontanius' „Diss. de Photio etc.“ (Florenz 1785) u. s. w. gebührendermaßen berücksichtigt. Zum Theil mehr für ein größeres Publicum und für solche Leser, denen es nicht auf eine tiefer gehende Forschung ankommen kann, berechnet ist eine „Histoire chronologique et dogmatique des conciles de la chretienté, depuis le concile de Jérusalem, tenu par les apôtres l'an 50, jusqu'au dernier concile tenu de nos jours“, von der kürzlich der erste Band erschienen ist. Der Verf. dieses Werkes, Roisselet de Sauvelières, hat zugleich auch noch eine Darstellung des Calvinismus in Frankreich („Coup d'oeil sur l'histoire du calvinisme en France et sur l'esprit politique de cette secte, contenant etc.“) der Öffentlichkeit übergeben. Diese Schrift dürfte vorzüglich bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen besonderes Interesse gewähren.

Die Revolution in der Provinz.

Es scheint als wenn das Gebiet der Provinzialgeschichte, das längere Zeit fast ganz brach und unbebaut lag, sich immer mehr erweitern sollte. Schon bleibt man nicht mehr bei der Beschreibung der Schicksale, welche eine Provinz oder irgend ein wichtiger Punkt innerhalb derselben erlitten hat, stehen, sondern, geleitet von einem löblichen Streben nach Gründlichkeit, ist man dazu gelangt, sich immer kleinere Kreise der Behandlung auszuwählen. So haben wir denn in der letzten Zeit Monographien erhalten, welche aus der Geschichte irgend einer Stadt eine beliebige interessante Periode herausgreifen, um sie in mehr oder minder ausführlicher Weise zu behandeln. Mit besonderer Vorliebe, die man wol erklärlich finden wird, hat man sich vorzüglich im Süden Frankreichs der französischen Revolution und den Erscheinungen, welche sie in verschiedenen Gegenden des französischen Territoriums hervorgerufen hat, zugewendet. Dieser inhaltreichen Zeit ist folgende Schrift gewidmet, welche sich auf die Geschichte der Revolution in Lyon bezieht: „Histoire politique et militaire du peuple de Lyon pendant la révolution française (1789—95).“ Wer einigermaßen mit dem Entwickelungsgange der französischen Revolution bekannt ist, der kann sich ohngefähr eine Vorstellung davon machen, wie reichhaltig das Material ist, welches zu einer solchen Darstellung vorliegt. Die erste Lieferung, das Ganze wird aus 60 Heften oder drei Bänden bestehen, vorspricht sowol dem Inhalte als der Behandlung nach ein interessantes Werk.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 297. — 24. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

65. Gedichte von Karl Stern. Dorpat. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Siehe, da geht der deutschen Lyrik am nordeuropäischen Himmel ein Stern auf! — zwar kein Stern erster Größe, aber doch ein Stern, dessen Strahl unsere Brust in sanfter Wallung durchzittert, ein Stern, der tröstend und beruhigend vom Himmel blinkt, ein Stern, dessen Licht dem Dichter und uns eine schöne Zukunft verheißend herniederstrahlt, ein Fixstern, der vom eigenen Lichte funkelt und solches nie von einem andern entlehnt, ein Komet endlich, der durch alle Räume, Tiefen und Falten der Menschenbrust zieht und da seinen Glanz ausgießt. Doch ohne metaphorische Witzelei: Wir haben hier die pierischen Erstlinge eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings (vgl. das Sonett S. 138) vor uns, welchem die neun Schwestern alle Keime zu etwas Tüchtigem gewogen in die Brust senkten. Die elegische Stimmung, die ihn selten verläßt, kleidet ihn vortrefflich, und man sieht es den meisten Liedern an, daß sie einem überflutenden Gemüthe entquollen sind und daß sie ihm zugleich das beste Trost- und Beruhigungsmittel in den Wechseln seines eigenen Lebens gewähren. Dankbar erkennt er auch den Segen poetischen Schaffens, indem er (S. 159) ausruft:

Lodern sollst du, hell entlodern, du, mein flammendes Gedicht!
In die Schranken will ich fodern Jeden, der dawider spricht! —
Auf, ihr Streiter, nah' und ferne, keine and're ist wie sie,
Die da strahlt ein Stern der Sterne, und ihr Nam' ist Poesie!

Das ist ein Wort voll Keckheit, aber auch voll Selbstgefühl. Seinen ganzen Erstlingsliedervorrath läßt er in fünf Abschnitte zerfallen. „Die Lieder aus der Knabenzeit" sind gerade die gefeiltesten und gefühltesten und tragen die Merkmale poetischer Tironenschaft keineswegs an sich. Hören wir eins davon, „Ein Sänger" (S. 8):

Ein Sänger zog durchs Leben,
Durchs Leben himmelwärts;
Ihm waren Begleiter gegeben:
Die Harfe, das Lied, der Schmerz.
Und als er sollte sterben,
Sprach willig er: „Es sei!"
Da rief er seinen Erben,
Sie alle kamen herbei.

Er sprach zum Abendwinde:
Dir geb' ich die Harfe mein!
In Silbersaiten gelinde
Wieg' dich in Schlummer ein.

Er sprach zur Trauerweide:
Gib auf die Gabe Acht!
Du sollst mein tiefes Leiden
Verbergen in Blätternacht.

Er sprach zur Nachtigalle: (?)
Nimm all die Lieder mein!
Laß einsam sie erschallen, (?)
Verborgen in dem Hain.

Und wie dies Wort verklungen,
Sank todt er auf die Au;
Aus Blumen ist gedrungen
Perlheller Thränenthau.

Die Harfe tönt, durchdrungen
Von Geisternacht und Klang.
Die Nachtigall hat gesungen
Im dunkeln Wald so bang.

„Vermischte Gedichte von 1839—41" enthalten Lieder in heiterer Stimmung empfangen und geboren; doch ist keins dabei, in welchem die Lebenslust hoch aufschäumte, oder das vom Humor Kund' und Zeugniß ablegte; viel besser kleidet ihn, wie oben gesagt, die elegische Stimmung, die sich uns in der dritten Abtheilung, „Im Herbste 1841" überschrieben, so warm mittheilt, daß es uns beim Lesen war, als müßten wir mit ihm in die Einsamkeit eines fernen Waldes ziehen, um da mit ihm zu klagen. In dem vierten Abschnitt, „Liebesepisode", trägt selbst die Liebe einen purpurdunkeln Schleier, und Ref. wurde beim Lesen desselben lebhaft an Petrarca's 28. Sonett erinnert, welches mit der Terzine schließt:

Ma pur si aspre vie, nè sì selvagge
Cercar non so, ch' Amor non venga sempre
Ragionando con meco, ed io con lui.

Wir wollen mit diesem unübersetzbaren ragionare sagen, der Verf. gebe dem Gefühl der Liebe einen metaphysischen Anstrich. Unter den „Sonetten, Octaven und vermischten Gedichten von 1842—44" sind treffliche, wahre Klanggedichte, von denen wir uns nicht enthalten können, das erste mitzutheilen, welches die Überschrift hat „Das Sonett".

Ich form' euch, mag'sche Glöcklein von Krystall,
Ein funkelnd, schmeichelnd, zauberisch Gelichter;
Wenn läutend sie bewegt der kund'ge Dichter,
So tauchen lichte Bilder aus dem Schall

Aufseufzt ein lieblich Leben überall,
Aus Blumen nicken holde Frau'ngesichter,
Und Vögel flattern, gleich wie farb'ge Lichter:
Nicht weißt du, sind's Gebilde, ist's ein Hall?

Wenn so das Glöcklein tönt mit zartem Läuten,
Will glühend stets in sehnsüchtigem Beben
Es das Mysterium der Schönheit deuten,

Und holder Zauber spiegelt ab das Leben:
Feurig und südlich dehnet sich die Luft,
Und Erd' und Himmel steht mit gold'nem Duft!

Übersehen wir einige rhythmische Unebenheiten, so verdienen noch hier hervorgehoben zu werden ein Sonett „An Heine" (S. 108), in welchem er sich von diesem Dichter los-

Digitized by Google

sagt, weil er den würdigen Platen so unwürdig behandelte; das Sonett „An das Junge Deutschland", bei dessen Erwähnung zu rühmen ist, daß sich der junge Dichter von der Manie des modernen Weltschmerzes frei erhalten hat; die drei Sonette „In der Weihnacht" (S. 114), und das welches die Überschrift trägt „Matth. 27, 24". In der letzten Abtheilung: „Vom 20. April bis 7. Mai 1844", genügt er am wenigsten, indem er da, wie man zu sagen pflegt, sich gehen läßt, die Feile nicht gebraucht, noch sein Gefühl läutert. Außerdem behagen wir noch zwei Dinge. Erstens ist das Buch, woran wir hier zu Lande gar nicht mehr gewöhnt sind, auf grauem, dem russischen Novemberhimmel ähnlichen Papier gedruckt, und zweitens muß der junge Musengünstling die deutsche Sprache und namentlich den Gebrauch der Präpositionen besser studiren, wenn er sein Licht in Zukunft wieder leuchten läßt. So lesen wir S. 50: Rings um mir war es Nacht, und S. 129: kraft meinem angeborenen Adelstande. Da wir uns auf Correctur grammatischer Schnitzer bei Anzeige dieser Bücher nicht einlassen können, so übergehen wir hier einige andere Sprachunrichtigkeiten und Solözismen mit Stillschweigen und sagen zum Schluß: Ubi plurima nitent etc.

66. Gedichte von Karl Simrock. Leipzig, Hahn. 1844. 12. 2 Thlr.

Da bring' ich meine Siebensachen
Denn auch zu Markt, ein wenig feil.
Man wird des alten Sängers lachen.
Da rings sich rasche Jugend dicht.

Und wär' ich allzu früh gekommen.
Es ist Postenlook, man weiß:
So sei ich gütig aufgenommen.
Posten denn in euern Kreis.

Mögt ihr mich nachbarlich vertragen
Auf Einem Bett, im gleichen Schrank.
Ich bin's ein' aus meiner alten Tagen.
Erzählte manchen guten Schwank.

Mit diesen Worten legt der Verf., den Deutschland früher bereits auf einem andern Felde der poetischen Literatur in ehrenwertester Thätigkeit sah, sein pierisches Contingent auf dem reichen Bazar unserer Literatur nieder, und wir danken ihm, daß er die Frische und Kraft eines schönen und reichen Talents vor uns erschiessen hat. Auch materiell reich ist dieses Contingent (bad Buch ist auf 44½ Bogestaffeln gedruckt!) und bietet uns vollständig die seit einer Reihe von Jahren in Berlin und am Rhein entstandenen Dichtungen, in fünf Abschnitte geordnet, dar. Erstens „Lieder"; sie feiern die ewigen Themata menschlichen Denkens, Empfindens und Lebens: Liebe und Wein, jauchzen zur Carnevalslust und erhöhen durch glücklichen Humor die Reiselust; doch bekennen wir offen, so geistreich sie sind, so rein die angeschlagenen Saiten klingen, sie stehen au niveau derartiger Zeitleistungen und tragen nicht alle den Stempel scharf ausgeprägter Originalität. Anders ist es zweitens mit den „Romanzen"; hier ist der Beackerer deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter und besonders des Nibelungenliedes ganz an seinem Platze. Es sind wirkliche Romanzen, denn sie tragen nicht die düstere Farbe der Ballade, und schließen sich würdig an die edelsten, derartigen Gestaltungen der Neuzeit an. Drittens „Deutsche Sagen". Hier ist der Dichter ganz in seinem Element. Der Geist der Zeit, welcher sie entnommen sind — des Mittelalters nämlich — umweht sie alle. Ein Hauptgrundzug derselben ist jene anmuthige Naivetät, die im Volke nur lebt und nur da erlernt werden kann. Auch zeigt der Dichter eine besondere Geschicklichkeit darin, daß er den verschiedenen, von ihm gewählten und bearbeiteten Sagenstoffen stets die angemessene Form anpaßt. Als Meister in dieser Gattung deuten wir hin auf „Siegfried und Genovefa", „Der Apfelschuß", „Der Teufel und der Wirth" und „Das Christkindlein in Wien" (S. 256), welches wir als Probe hier mittheilen:

Ist euch wem Christkindlein zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer jedweit größer schien
Als wer da vor ihm stand?

Und war der Mann auch noch so klein,
Es hieß sich zu ihm nieder,
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt es seine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Christkindbild
Sich dort noch schauen läßt,
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest:

Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke,
Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich recke.

So spricht auch sein verkündend Wort
Schlicht zu dem schlichten Mann,
Das alter Erdenweisheit hört
Doch nie erreichen kann.

Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen:
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister auswärts unverdrossen.

Sachen von so tiefem Sinn und von so prägnanter Diction wie dieses, gibt es noch manche hier. Viertens „Terzinen". Eine Dichtungsart provenzalischen Ursprungs. Wir haben diese Gattung in seiner neuern Gedichtsammlung gefunden und können es nicht anders als einen glücklichen Gedanken des beiseenen und gewandten Dichters nennen, daß er diese poetischen Disputationen wieder erweckt hat. Die sittingernden Rathsherren werden von jetzt an nicht unterlassen, auch einen Abschnitt in ihren Sammlungen mit jener Überschrift zu versehen; mögen sie nur Geist, Witz, Scharfsinn auch so als Waffe und Wehr gebrauchen wie hier geschehen. Der fünfte und letzte Abschnitt „Mancherlei" bringt uns größtentheils Gelegentliches, was die gewandte Feder überall bekundet. Einige politische Gedichte, die der Verf. wol nur als einen kleinen Tribut der Zeit bringt, werden vor dem Tribunal unserer jungen Freiheitsritter schwerlich Gnade finden. Der harmlosen, heitern Natur Simrock's widerstreben theils das prosaische, theils das Ägende Moment in jenen Expectorationen, und die Lärm blasende Trompete findet mit ihrem schrillen Tone kein Echo in diesen ruhigen Herzen, welches ungetheilt den feindlichen Mächten angehört.

67. Gedichte von Ritter Anton von Prokesch-Osten. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sie enthalten unter I „Sonette", die uns in der That hier und da in die Sphäre der Petrarca'schen Gefühlsweise versetzen, nur daß sich in die Empfindungen ein mystisches Dunkel mischt, nebst einigen rhythmischen Härten, die durch eine kleine Umstellung der Worte leicht hätten verbessert werden können. S. 18 fehlt in der zweiten Quaternerie eine Zeile, was doch nichts anders als ein Druckfehler sein kann. Hier eins zur Probe (S. 39):

Mir gilt es gleich, ob man der Schmeichelstöne
Dem schwachen Ansturm Dessen, was ich fühle.
Klug spöttend lächelt, so wie mild'gem Spiele,
Womit ich eitlem Wahn und Träumen fröne;

Ob man mit falschem Lobe mich verhöhne,
Ob man mit Tadel selig mich unterwühle;
Mein Herz, mein Geist strebt nur nach einem Ziele,
O stolzes Ziel, daß ich mich nie entwöhne!

Die Welt veracht' ich, seit ich sie erkenne,
Seit ich das Wort entfernter Zeit vernommen,
Und so das Bild vom Jetzt und Einst bekommen;

Es will fortan darauf mein Blick nicht weilen —
Dich will wie Geist und Herz das Aug' weiten,
Du, mir zu heilig, als daß ich dich nenne!

Digitized by Google

Wir glauben hier eine Nummer gewählt zu haben, wodurch die ganze Persönlichkeit des Dichters charakterisirt wird. II. „Wanderung.“ Hier fürchteten wir schon auf jene verbrauchten Reiseleiden zu stoßen, in denen „die schöne Schenkin“ ihre leidige Rolle spielt, nachdem sie, von einigen genialen Tonangebern dieses Genre auf das Prosenium geführt, ein Gemeingut aller ungenialen Nachtreter geworden ist, welche die Arme gemißbraucht haben, aber unsere Furcht war diesmal ohne Grund. Wir lesen hier poetische Begrüßungen der Lande, Inseln und Städten, die der poetische Reisende durchzog, oder wo er sinnend und fühlend weilte. Historische und mythologische Erinnerungen weben sich mit ein. Weniger geschieht dies in den Liedern unter der Aufschrift „Venedig“, während uns unter der Rubrik „Griechenland“ antikisirende, orchische Nationalgesänge der Neugrist und Borzeit, heimwärts liebende Sehnsuchtsseufzer, Stücke mit moslemitischer Färbung, Klänge aus Ägypten, Syrien, Palästina und den Inseln der griechischen Gewässer, aber, was doch so nahe lag und jeder christliche Leser erwarten konnte, christlich-archäologische Lieder gar nicht gegeben werden. Wie der Verf. sich dies ganze reiche Gebiet verschließen konnte, wissen wir nicht. „Vermischtes“ gibt uns Gelegentliches, namentlich Erinnerungen an die große Zeit des Befreiungskrieges in den J. 1842—14, und gefühlte Apostrophen an vaterländische (österreichische) Städte, Plätze und Provinzen. Das Buch bildet den sechsten Band „Kleiner Schriften“ des Verfassers, und ein Freund desselben hat vorliegende Gedichte gesammelt und aus Licht gestellt. Für das größere Publicum konnte weniger gegeben werden. Ein Freund ist für des Freundes Werk oft zu sehr eingenommen, der Verf. selbst aber, dem die Redaction letzter Hand gebührte, mußte strenger gegen sich selbst sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensstudien, oder: Mein Testament für Mit- und Nachwelt. Von J. Ch. A. Heinroth. Mit einer Vorrede von Gottfried Hermann. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Titel dieses Buchs läßt sogleich vermuthen, daß es ascetischer Art sein möge. Es bedient sich auch wirklich der Form, welche dergleichen Schriften am liebsten anzunehmen pflegen. Der Verf. wendet sich darauf an sich selbst in seiner individuellen Persönlichkeit, sodaß man, wenn nicht das Gegentheil aus manchen Stellen auf das ausdrücklichste hervorginge, der Meinung sein könnte, das Manuscript sei ursprünglich gar nicht für den Druck bestimmt gewesen. Freilich ist diese Form für diesen Zweck die allergeeignetste. Wir sollen in uns gehen, unser eigenes Ich in seinem sittlichen Zustande gewahr und in demselben heimisch werden; wie sollte nun der eigenthümliche Act des Geistes, der dazu nöthig ist, sicherer in uns hervorgerufen werden, als indem man uns unvermerkt zwingt, denselben vorerst in der Person eines Andern zu vollführen. Ist dies einmal gelungen, so bleibt fast nur noch übrig, an die Stelle der bestimmten persönlichen Schwächen unserer Vorbilder — der Verf. wirft sich häufig zu großer Neigung zum Lehrhomberspiel und Tabackrauchen vor — unsere eigenen zu setzen. Sodann wird in den verschiedensten Wendungen beständig wiederholt, daß das wahre Ich des Menschen nur mit und in Gott gefunden werden könne. Insoweit wäre also der Schrift ein entschieden religiöser Charakter nicht abzusprechen. Gleichwol würde es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Rechtgläubigen dieselbe ebenso wenig für wahrhaft christlich gelten zu lassen geneigt sein sollten, wie sie auch sonst schon die nach dieser Seite einschlagende Thätigkeit des Verf. gehässig haben. Und wir könnten ihnen dabei wenigstens ein klares Bewußtsein über die unterscheidenden Merkmale des religiösen Standpunktes nicht absprechen. Man trifft bei Heinroth wirklich verschiedene Elemente an, die diesem letztern fremd sind. Zuerst identificirt er, wozu in neuerer Zeit manche geistreiche Männer, z. B. Drechsens, hinneigen, die religiöse Selbstbetrachtung mit derjenigen, welche von Goethe am meisten ausgeübt worden ist. Die Sprüche dieses Letztern genießen bei dieser Geistesrichtung fast ein gleiches kanonisches Ansehen mit denen des Neuen Testament und werden abwechselnd mit diesen angeführt. Und doch sind sie, mögen sie auch mit denselben eine tiefere Verwandtschaft gemein haben, von durchaus verschiedener Natur. Sie beruhen allein auf der ästhetischen Begabung, eigene wie fremde Seelenzustände mit Tiefe und Gewandtheit zu schildern, während alle religiöse Contemplation darauf Anspruch macht, einen Vorgang zu vergegenwärtigen, welcher nicht innerhalb des menschlichen Seelenlebens stattfindet, sondern demselben vielmehr zu Grunde liegt. Mit dieser Vermengung zweier ganz verschiedener Standpunkte steht noch ein anderer Umstand in Verbindung, der dem Verf. die Beistimmung der Rechtgläubigen rauben muß. Der Begriff, welcher ihm vor allen andern zum Organe dient, ist der neuern Philosophie entlehnt. Wir gehen hierauf etwas näher ein, weil hierin überhaupt die Erklärung jener Vermischung von Wissenschaftlichem und Religiösem zu liegen scheint, die der Verfasser andeutet. „Mit scharfem Verstande ausgerüstet“, sagt dieser S. 4: „mit großer Empfänglichkeit für das Schöne begabt, von regem und redlichem Streben nach der Wahrheit geleitet, verfolgte Heinroth seinen ärztlichen Beruf, und indem er vornehmlich die Beobachtung der psychischen Krankheiten sich zum Ziele setzte, schreitet er durch die Bemerkung, daß viele von diesen Krankheiten Folgen von verlorener Herrschaft über Neigungen und Begierden sind, bei seinem frommen Sinne immer mehr zu der Überzeugung gekommen zu sein, daß das schwache menschliche Gemüth, das in sich selbst keine hinreichende Stütze hat, seiner Natur nach, wenn es nicht durch Religion aufrecht erhalten werde, in Irrthum, und durch die Sünde in deren traurige Folgen verfalle. Es haben daher, indem er Frömmigkeit und Religion, Religion und christlichen Glauben für identisch nahm, auch in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, wo immer sich eine Veranlassung zeigte, religiöse Rücksichten und Betrachtungen, ja selbst theologische Fragen Platz ergriffen.“ Natürlich, wenn einmal anderseits das Religiöse mittels eines wissenschaftlichen Organs aufgefaßt war. Damit verhält es sich aber so. Es ist aller Ascete eigen, daß sie, während der lebensfrische nach außen gerichtete Mensch ganz einfach in jedem einzelnen Falle das Rechte zu thun sucht, wobei es dann nicht ausbleiben wird, daß er sich in sich selbst vertieft, indem das Gute ihm durch die Übung immer leichter und endlich zur Gewohnheit wird, ihrerseits auf diese innere Umwandlung selbst losgeht, und diese an sich selbst, ohne das äußere Handeln oder so, daß sie demselben vorangingen, zu bewirken und somit den Krieg gleichsam von der Stube aus zu führen sucht, wie denn auch diese Sinnesrichtung auf ein mehr oder weniger ausgeprägtes Einsiedlerleben hinzuführen pflegt. Nun fragt es sich aber, was denn nun bei diesem Processe, dessen Möglichkeit freilich nicht in Abrede zu stellen ist, im Grunde vorgeht. Hierfür scheint die neuere Philosophie einen Ausdruck gefunden zu haben, einen sie ein inneres Wesen, ein Ansich des Geistes anerkennen lehrt. Und dieses soll es nun sein, was man nach des Verf. Ansicht in sich zu erwecken, zu verwirklichen, mit Einem Worte hervorzuleuchten hätte. Daher sein unablässiger Kampf gegen die Passivität, sein fortwährendes Streben nach Freiheit. Und eben dieses ist denn nun auch der Punkt, an dem er mit der orthodoxen Theologie in entschiedenen und ihm selbst wohlbewußten Gegensatz geräth. Wenn es nun darauf ankommen soll, die innere Natur des Menschen herauszuarbeiten, so muß dieselbe an sich selbst gut sein. Dies behauptet daher der Verf. mit Entschiedenheit, während die Orthodoxen es in Abrede stellen und alles Gute nur von der Gnade Gottes herleiten. Der Streit ist im Grunde de lana caprina. Die beiden Parteien denken bei dem Worte Natur etwas ganz Verschiedenes. Die

Digitized by Google

moderne Anschauung nimmt dieses, wie erwähnt, mit dem innern Wesen gleichbedeutend, und da kann ihr nun nichts Anderes denkbar sein als daß, wenn überhaupt jemals etwas Gutes am Menschen solle sein können, es in diesem innern Wesen begründet sein müsse; denn wie könnte selbst Gott einem Wesen etwas mittheilen, das ihm ursprünglich fremd wäre? Auf solche Begriffe läßt sich aber der theologische Standpunkt gar nicht ein; er versteht unter der Natur des Menschen ihn, wie er nun einmal ist, und daß da nicht viel an ihm sei, gibt ja auch die andere Partei zu; wenn aber diese die Mitwirkung Gottes bei unserer Bekehrung als eine Erneuerung unserer eigenen Kraft bestimmt, oder tiefer so, daß er sich dabei nicht anders äußere als durch unsere eigene Selbstthätigkeit, so halten sich die Theologen einfach daran, daß Gott doch immer das Prävenire spielen müsse. Übrigens ist der Verf. von der reinen Wissenschaft als solcher ein entschiedener Verächter; die moderne Philosophie, sagt er S. 32, legitimirt sich als vollkommene Thorheit dadurch, daß sie nicht Weisheit sucht, sondern Wissenschaft; wir möchten ihr eher vorwerfen, daß sie sich nicht genug auf diese letztere beschränke, und den Hegelianismus erklärt er, sowie auch Steffens, für dare Verrücktheit im eigentlichsten Sinne des Worts. Er läßt also ihre Begriffe nicht an sich selbst, sondern nur in jener ästetisch-contemplativen Anwendung gelten, und so findet nur Schelling allenfalls Gnade vor seinen Augen, der in neuerer Zeit selbst eine in etwas verwandte Richtung eingeschlagen hat. 42.

Literarische Notizen aus England.

Ein neues Gedicht über den Sündenfall.

Ref. gesteht unverhohlen, daß die Tage des Schwärmens für Poesie bei ihm in der Vergangenheit liegen und es ihm eine gewisse Anstrengung kostet, ein größeres Dichterwerk zum Behuf des Beurtheilens aufzunehmen. Das war auch sein Fall mit „The triumph of Kvilz: a poem, in eight cantos", von John Hobart Caunter (London 1845). Er gesteht aber ebenso aufrichtig, daß er die acht Gesänge mit innigem Vergnügen, oft mit Andacht gelesen und das Buch mit Dank gegen den ihm unbekannten Dichter niedergelegt hat. Der behandelte Gegenstand ist nichts weniger als neu. Es ist der Sündenfall — der Engländer nennt ihn richtiger den Fall des Menschen — und die daran geknüpften Folgen. Um so überraschender neu ist die Behandlung. Nach Mitten kein Epos, sondern eine fortlaufende Erzählung, deren steigendes Interesse nicht in der kunstreichen Schürzung und Lösung des Knotens beruht, sondern aus dem Großartigen der Ereignisse, aus der Zeichnung der Leidenschaften, aus der Entwicklung des Gefühls und aus erhabener Scenerie sich von selbst gestaltet. Schon der erste Anfang fesselt, die Schilderung der Manneš und Weibes und deren Glückseligkeit im Zustande vollkommener Unschuld, unsterblicher Jugend und unsterblicher Liebe. Was auch immer diesen Zustand aufgehoben, die Urbestimmung des Menschengeschlechts verändert, unser irdisches Glück am Quell verzaftet haben möge, der Dichter will nicht klüger sein als die Heilige Schrift und folgt gleich Mitten dem dortigen Berichte, nur daß er ihn auf kühne und originelle Weise erläutert. Er bleibt bei der Schlange, schafft aber aus ihr ein so eigenthümliches Geschöpf, voll so reizenden Schönheit, daß der nüchternste Mensch sich zur Anbetung verlockt fühlen muß. Dann malt er Eden mit so lieblichen Farben, als habe er Traumbilder herbeizuzaubert, die den Sinn des Lesers umfangen, und selbst der Schmerz, den jede Erzählung des Menschenfalls in der Menschenbrust erregt, wird durch gelesteten Ersatz gemildert. Das ganze Gedicht ist, mit einem Worte, ein vollständiges Gemälde des innern Menschen und der ihn umgebenden Natur, eine Darlegung der wichtigsten Wahrheiten und ein philosophischer Versuch, auch den Zweifler an der Vorsehung mit ihr zu versöhnen.

Die Folgen des Nachdrucks in den Vereinigten Staaten.

Es mag einige Jahre sein, daß der nordamerikanische Schriftsteller N. P. Willis zuerst durch seine „Pencillings by the way" auch in Deutschland bekannt wurde und Anerkennung fand. Er hat seitdem Mehres geschrieben, was weniger Beifall gewonnen, vielleicht weit er darin weniger über England und die Engländer herzog. Jetzt hat er wieder drei Bände gegeben: „Dashes at life with a free pencil" (London 1845), kleine, meist gut angelegte, glänzend ausgestattete und glücklich durchgeführte Erzählungen, die, obwol sie vielfach gelesen, doch ebenso schnell vergessen werden dürften und in d. Bl. kaum eine Erwähnung verdient hätten ohne das Vorwort, das einigermaßen mit den Zuständen des literarischen Erwerbs in Deutschland verführt. „Gleich dem Bildhauer", heißt es, „der aus den Bruchstücken seines unverkauft gebliebenen Jupiter Spielzeug für Kinder fertigte, liefert der Verf. in nachfolgender Sammlung kurzer Geschichten ein Material, das er um eines einzigen Grundes willen nicht umfangreicher bearbeitet hat. Und dieser einzige Grund ist der, daß wegen unserer mangelhaften Gesetzgebung in Betreff des an gastlich gegebenen Werken anstehenden Eigenthumsrechtes amerikanische Schriften in Amerika keinen Verleger finden. Da bei uns dem ausländischen Schriftsteller kein Eigenthum an seinen Werken gebührt, erhält der amerikanische Verlagsbuchhändler jeden neu erscheinenden Roman umsonst. So lange er alle die neuesten Dichtungen eines Bulwer, D'Israeli, James und Anderer unentgeltlich verlegen kann, mag er einem amerikanischen Schriftsteller, und wären dessen Sachen ebenso gut, kein Honorar zahlen. Die natürliche Folge ist, daß wir entweder unhonorirte Werke schreiben oder und einem besondern Zweige der Literatur widmen müssen und deshalb ziemlich alle amerikanische Autoren sich nur mit kurzen Beiträgen für Zeitschriften beschäftigen."

Eine neue englische Schriftstellerin.

Rose Ellen Hendricks ist der Name einer Engländerin, die eben mit einem historischen Romane debutirt; „The astrologer's daughter; an historical novel" (3 Bde., London 1845). Sie soll kaum zur Jungfrau erblüht sein, und nach dem Buche zu urtheilen ist das glaublich. Die Novelle ist sehr jung. Mit Rosa ist erst vor kurzem aus einem pariser Pensionnat nach England zurückgekehrt. In dem Pensionnat hat sie französischen Gewäsch gelesen und will nun „den Traum des Lebens ausweinen". Kein Wort weiter. 16.

Literarische Anzeige.

Unter der Presse befindet sich und wird noch im Laufe d. J. versandt:

Zur

Todtenfeier Dr. M. Luther's

am 18. Februar 1846.

Von

Dr. F. A. Koethe.

Inhalt: Geschichte der letzten Lebenstage Luther's. — Bericht der Zeitgenossen über deren Tod. — Melanchthon's Gedächtnißrede. — Nachrichten von der Feier des 18. Februar 1546 und 1746. — Gedächtnißrede für das Jahr 1846.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 298. — 25. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

68. Neueste Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Stuttgart, Cotta. 1844. 16. 20 Ngr.

Sie bitten den sechsten Band der „Sämmtlichen Dichtungen", deren erster Band 1834 erschien. Den fünften Band findet der Leser in Nr. 297 d. Bl. f. 1838 angezeigt, und jene Anzeige überhebt uns hier der Mühe einer weitläufigern Besprechung der Persönlichkeit des Dichters, dessen poetische Rüstkammer unerschöpflich zu sein scheint. Dieser Unerschöpflichkeit wird sich gewiß die Schar seiner zahlreichen Freunde und Verehrer freuen; ob das größere Publicum? ist die Frage. Denn Neues und Besseres als das Dagewesene wird uns hier keineswegs geboten. Es war Ref. als läse er den fünften Band, so ähnlich in Form und Geist sind diese Productionen mit jenen frühern. Im ersten Buche „Natur" gibt es einige Nummern, in denen Wessenberg der Mensch ebenso hoch dasteht als Wessenberg der Dichter. Sie sind „Winterklage" (S. 25), „Abendphantasie" (S. 29), „Die Geisterlaute" (S. 31), „Die Trösterin Natur" (S. 33). In den „Wanderungen" „Das Rheinthal" (S. 42). Im zweiten Buch unter der Aufschrift: „Zustände der Weisheit des Lebens", zeichnen sich aus „Nur immer Muth" (S. 176) und „Lebensweisheit" (S. 178). Das „Religiöse" erscheint in der allbekannten frühern Färbung. Das „Epigrammatische" bringt uns vortreffliche Sachen. Wir können es nicht unterlassen, einige Proben aus dem Haufen zu lesen:

An einen Kritiker.

Dein Donnerbeil ist so ganz dumpf gehogen;
Versuch' es einmal mit dem Regenbogen.

Des Doctors Strauß Leben Jesu.

Da steht mir doch einmal
Ein echt Original!
Der Mythus, d'ran wir sollen glauben,
Ist rein sein Freund: wer wird die Ehr' ihm rauben?

Doctor Strauß an die Züricher.

Ich leugne Christum, sagt ihr: o wie dumm!
Ich leugne nur — sein Evangelium.

Die Züricher an Doctor Strauß.

Just deshalb wollen wir Sie nicht;
Denn Glauben tauschen wir um kein Gedicht.

Die spekulativen Systeme.

„Welcher der Seifenblasen gebührt der Preis der Schönheit?"
Zankten die Knaben sich ernst, während schon jede zerplatzt.

Das sogenannte Junge Deutschland.

Selig, welche schon als Kinder sterben!
Ihren Fehlern folgen keine Erben.

Auch die beiden letzten, „Die Recensenten" und „Kunstkritik", sind geistreich und scharf. Könnten wir nur auch ein gleiches Urtheil über ein fünfactiges Trauerspiel, betitelt: „Padilla, oder der letzte Freiheitskampf Castiliens", womit der sechste Band schließt, fällen! Leider ist das nicht möglich! Fehlerhaft ist fast Alles daran; am fehlerhaftesten aber, daß das Stück trotz seiner langwierenden Breite wenig Handlung hat, indem fast Alles blos als geschehen erzählt und nichts auf die Bühne gebracht wird. Der Held verschwindet schon mit dem dritten Acte gänzlich von der Bühne und alles Weitere geht hinter den Coulissen vor. Selbst die Sprache ist schwerfällig und gespreizt. Der ehrenwerthe Prälat, der als Lyriker und Epiker mehr als ein Lorberblatt gepflückt hat, sieht auf dramatischem Felde den edeln Baum welken. Nicht einmal das schwache Epigramm „Das verunglückte Drama" (S. 250), welches lautet:

A. Warum, du Schelm, lobst du mein Drama nicht?
B. Sind schöne Verse denn schon ein — Gedicht?

paßt hier; denn die Verse sind nicht schön.

69. Äther und Dunstkreis. Gedichte von Moritz Ernst von Lichtenberg. Weimar, Hoffmann in Commission. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

Ein berühmter Name, dem hier wenig Ehre gemacht wird; — ein klingender Titel, welchem aber der Inhalt nicht entspricht, denn der reine Äther der Poesie wird durch den trüben Dunstkreis schülerhafter Unbeholfenheit und schaler Reimerei völlig verhüllt, und es ist kein Wunder, daß der Sänger dieser Lieder, der sogar ins Dramatische pfuscht, keinen Verleger für sein Buch finden konnte. Wir bitten, uns zu erlassen, solches Urtheil durch Auszüge zu belegen.

70. Dichtungen von Wilhelm Genth. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. Siegen, Friedrich. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In diesem posthumen Werke wird uns reiche Entschädigung für die Langeweile, die uns aus dem trüben Dunstkreise des vorerwähnten Werkleins träge angähnte. Hr. Dräxler-Manfred hat seines früh heimgegangenen edeln Freundes literarisches Vermächtniß gesammelt, redigirt und in einem splendiden Bande der Mitwelt übergeben; indessen hat sich Ref. wohl gehütet, den in einer sogenannten „Vorhalle" diesen Dichtungen mitgegebenen Geleitbrief, bestehend in kurzen biographischen Notizen, Todesanzeigen, einigen Anteutungen über Genth's Talent, und einem verpfiffenen Nachruf, früher als die Gedichte selbst zu lesen, um sich vor jedem Vorurtheil zu wahren und ohne jene Brille zu lesen, die in solchen Fällen gewöhnlich von der Hand der Freundschaft und trauernden Liebe gefärbt erscheint. Und da haben wir denn gefunden, daß das hier sich entfaltende Talent und Dichterleben allerdings der Erhaltung für Mit- und Nachwelt werth sei und in verwandten Seelen gewiß Sympathien wecken werde. Einen Namen hat der Verstorbene noch nicht erworben. In Folge einer liebenswürdigen Bescheidenheit, vielleicht auch in Folge des Hasses seines Freundes, des Grafen Platen, gegen das Urtheil der Menge, ver-

Digitized by Google

barg er lange seine Poesien, und erst, nachdem er den „Gruß an Platen“ im „Morgenblatt“ niedergelegt, und ihn das allgemeine Urtheil freudig als Wohlberechtigten im Kreise der Dichter begrüßt hatte, trat er freier und sicherer hervor. Alle Lieder geben Kunde und Zeugniß von tüchtiger Gesinnung, von Reichthum an Gedanken, von beweglicher Phantasie, von Adel der Sprache und von Geschicklichkeit in der Bildung zierlicher Formen, wie denn auch alle Rhythmen sich hier zierlich bewegen und schweben. Der erste Abschnitt: „Romanzen und Lieder“, bringt uns „Rheinlieder“, die wir dem besten in dieser Art Gleichsten an die Seite stellen können, z. B. „Niederwald“ (S. 27), „Auf dem Rochusberge“ (S. 37), „Hafenruhe“ (S. 54), „In der Neujahrsnacht“ (S. 56), ein patriotisches Lied, „Harfe und Dichter“ (S. 82), nach dem Englischen. Als Probe theilen wir aus diesem Abschnitt mit „Sommernacht“ (S. 39):

Wie ist die Nacht so warm und schön!
O blühendes Land am Rhein!
So kann sie nur auf deinen Höh'n.
In deinen Thälern sein
Dem Himmel ruht, zur Braut bestimmt,
Du in dem Arme ganz,
Und schaukelnd in dem Strome schwimmt
Sein goldner Sternenkranz.

Was hebt und trägt mich himmelan?
O traulues Land am Rhein!
So voll von Duft und Feuer kann
Nur deine Rebe sein.
Verkennt in diesen Wogen ruht
Ein alter, mächt'ger Hort,
Und in der Traube gährt in ihrem Blut
Erhebt er fort und fort.

Wie hebt sich mächtig meine Brust!
O heil'ges Land am Rhein!
Für meines Volkes Ehren must
Du stets der Tempel sein.
Der Vorzeit Helden niederschau'n
Von heil'gen Strom entlang,
Auf märchendsten Inselau'n
Erklingt der Minnesang.

Der Minnesang erklingt aufs neu!
Glückselig'es Land am Rhein!
Der Liebe wirst und Liedestreu
Du ew'ge Heimat sein.
Ein leuchtendes Gebild erstedt
Schon die Geliebte hort.
O Sommernacht, dein Hauch verweht.
Sie lebt unsterblich fort.

Ein zweiter Abschnitt enthält „Sonette“, die das Gepräge wahrer Tiefe und technischer Abrundung tragen, und unter denen sich die „An Almina“ (den Gegenstand einer wehmüthigen Jugendliebe des Dichters) auszeichnen. „Die elegischen Gedichte und Oden“ bekunden ein reiches aber stilles, in sich geschmiegtes Innenleben, welches nur ungern aus sich herauszutreten scheint. Unter den „Vermischten Gedichten“ gibt es Zeitklänge und patriotische Lieder, die von würdiger Haltung in Tagen allgemeiner Aufregung und von loyaler Gesinnung ein schönes Zeugniß ablegen; wir deuten hier hin auf „König und Barde“ (S. 159), „Der Adler auf Rheinstein“ (S. 165), „An Ferdinand Freiligrath“ (S. 171), „Der deutsche Dom“ (S. 174) und „Zur Einweihung von Walhalla“ (S. 178), ein zeitgemäßes, beherzigenswerthes Wort. Besonders beachtenswerth sind hier die Lieder an den Grafen Platen, den Jugendfreund, den er sich schon auf der heidelberger Hochschule gewonnen, und der auch seinerseits in einer Ode aus Italien „An Wilhelm Genth“ seiner Freundschaft mit dem Verstorbenen ein schönes Denkmal gesetzt hat. Schade, daß wir hier nichts davon mittheilen können. Dann folgt ein Märchen in drei Gesängen, betitelt „Die Aechter der Luft, oder das Weispermärchen“, in dem „Rheinischen Taschenbuche“ für 1844 zuerst abgedruckt, welches wir unter die besten derartigen Leistungen in unserer Zeit zu stellen nicht das geringste Bedenken tragen, und welches dem Verf. einen Ehrenplatz auf den Bänken unserer poetischen Nationalliteratoren sichert. Was hätte man, nach solcher Probe, in Zukunft von ihm erwarten können! In einer Zugabe, „Prosa“ überschrieben, finden wir „Eine Nacht im Curfale“ und „Das Waldhafthorinchen“, die allenfalls hätte wegfallen können. Das anständige Außere des Buchs wird noch gehoben durch des Dichters in Stahl gestochenes Bild, von dessen Außerm die „Borhalle“ uns kündet: Genth's Außeres verrieth den Dichter; groß, etwas vorgebeugt, bleich, mit weichen, blassen, träumerischen Augen, fand man ihn immer bedeutender und lieber, je länger man ihn betrachtete.

71. Gustav Adolf, Gedicht in neun Gesängen von Karl Hermann Simon. Leipzig, Schreck. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Buchs, welches dem Schwedenkönig Oskar I. dedicirt ist, und welches er ausdrücklich auf dem Titel für sein Eigenthum erklärt, konnte es nicht länger mit ansehen, daß kein deutscher Dichter daran gedacht hat, den von ihm hochverehrten und innig geliebten Vertheidiger seines Glaubens in einem längern Gedichte das schwächste Zeichen der Anerkennung, der Liebe und Dankbarkeit zu geben, und hat er sich ausdrückt, abzutragen. So hat er zwölf Jahre gewartet; da ist ihm aber der Geduldsfaden gerissen, und er hat nun, so gern er es einem begabtern Geiste und einer geübtern Feder überlassen hätte, den Entschluß gefaßt, selbst ein Lied im höhern Chor auf den Helden zu singen. Uebrigens bekennt er offen, daß er wol Ursache habe, den Leser zu bitten, die Mängel seines Werks übersehen zu wollen; denn er sei „kein Dichter von Profession“, sondern eigentlich ein Advocat, aber — ein Advocat, der bereits seit seinem siebzehnten Lebensjahre sich zu seinem Vergnügen mit der Poesie beschäftigt, und sogar immer die Idee festgehalten habe, ein großes Gedicht auf den großen König zu machen. Nun — groß, lang, breit, gedehnt, auseinander gesponnen ist es wirklich, voll Tiraden, müßiger Exclamationen, Schwulst und falschem Pathos, sodaß auch der Leser, welcher an dem stärksten Anfalle der in unsern Tagen epidemisch gewordenen Gustav-Adolf-Manie laborirt, noch der Lectüre aller neun Gesänge einer Anwandlung von menschlichem Katzenjammer nicht widerstehen können wird. Mich ein gutes und loyales Gemüth der Verf. habe, wolle der Leser d. Bl. aus folgenden drei Octaven (S. 12) entnehmen:

O! glaubt es mir, ich bin kein Königshasser;
Sind' einen Herrscher ich auf einem Thron',
Der nicht gerade Schlemmer ist und Prasser,
Nicht allem Guten, Edlen bietet Hohn,
Der nicht statt Himmelsgluth gibt kaltes Wasser,
Dann freu' ich mich und bin zufrieden schon;
Denn schwer ist's ja, von Lastern rings umgeben,
Nicht selbst der Sünde Reizen nur zu leben.

Doch sind' ich einen König, der im Herzen
Der Wahrheit und der Tugend Werth erkennt;
Dem mitleidvoll bei seines Volkes Schmerzen
Das Mitgefühlte Glut im Innern brennt;
Der selbst entkommt der Freiheit Strafenkerkern,
Der König ist, nicht nur sich König nennt:
Dann preis' ich tief im innersten Gemüthe,
Die Ihn uns gab, des ew'gen Vaters Güte.

Und könnt' ich wol ein schön'res Vorbild zeigen,
Für eines solchen Herrschers Thun (sic!)
Als dich, mein Gustav! Soll die Lippe schweigen,
Wenn durch die Seele zucht Begeisterungskraft?
O! möchte jedes Herz zu mir sich neigen!
Mich drängt's zum Lieb', ich habe keine Wahl.
O! großer Held! steh' schützend mir zur Seite,
Daß ich nicht falle in dem kühnen Streite

Digitized by Google

Offen gestehen wir, der große Held hat seinen Sänger dennoch im Stich gelassen und sein Gebet nicht erhört; denn das Werk ist — wir müssen bei aller Bescheidenheit des Berf. so urtheilen — ein verunglückter Versuch, wir wollen nicht sagen, eine auf die Manie unserer Tage berechnete falsche Speculation, und von dieser Seite mögen auch wol die Verleger, denen das Manuscript angeboten ward, die Sache angesehen haben; übrigens sind die Reime rein, der Druck correct, das Papier weiß, das Bild des betenden Helden vor dem Titelblatte schön; aber — man lese die drei mitgetheilten Stanzen!

72. Bilder und Sprüche. Von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Theile. 1814. Gr. 8. 22½ Ngr.

Freundlichst heißen wir willkommen die neue Gabe des schon oft hier rühmlich erwähnten westpreußischen Sängers, der im Schutze der liberalen Albertina sich bereits manches Herz errungen. Die Bilder sind gar holdselige Genrebilder, klar gedacht und mit leichter kundiger Hand ausgeführt, und die Sprüche für eine bewegte Zeit aus bewegter Brust geredet, wie man sie jetzt aus Königsberg zu hören gewohnt ist. Er selbst sagt im Prolog über den Inhalt:

Ich biete, wie der Titel spricht,
Nur Bilder hier und Sprüche,
Wohl manches — das bestreit' ich nicht —
Gemalt ins Wunderliche.
Bibel's Scheere auch, nun — Gott sei Dank!
Den keine angelegt'wre;
So nehmt denn hin den heitern Schwank,
Das Wort, das ernstverwa'nte.

Ref., für seine Person versteht sich, hat am liebsten hingenommen den „Esel als Hofrath" (S. 27); unter den Frühlingsbildern die Nr. 9 und 10; „Verkörperung" (S. 81); „Großmütterchen" (S. 99) und „Die Witwe" (S. 104). „Licht und Ruhe" (S. 57) theilen wir hier mit:

Hell! wenn der Kampf der Gefühle ruht,
Doch muß die ihn beseelen,
Willst eine Welt du dann der Flut
Durch ihn entlauchten sehen.

Und über dem Kampfe schwebt ein Geist
Vor deinem innern Gesichte;
Des Denkens Lichtgestalt: Sie heißt
Das Dunkel sich scheiden vom Lichte.

Du fühlest kühlend ihren Hauch
Um die heiße Stirne schweben:
„Auf, werde Licht!" spricht sie zum Aug',
Und: „werde ruhig" zum Leben.

Wir gehen jetzt zu Dem über, was die religiöse und kirchliche Lyrik hervorgebracht hat. Sie bietet indessen minder Auffallendes und Polemisches, als man nach der allgemeinen Bewegung und Aufregung auf diesem Gebiete in unsern Tagen erwarten sollte. Entschieden für eine gewisse Auffassung der Christuslehre, und zugleich gegürtet mit dem Petrusschwerte des Glaubens, mit welchem kampflustig in die Reihe Andersdenkender eingehauen wird, tritt

73. Gustav Lierow*) in einer kleinen Broschüre auf, welche des Lichtes Flammen in der Esse der Wahrheit schürt, den wetterleuchtenden Glauben an Jesus Christus zum Grunde alles Heils legt, und allen Bekennern des Gottmenschen anempfiehlt, aus dem und von dem dargebotenen Quell der Liebe zu trinken, da der Genuß solches Getränks uns allein zur wahren Freiheit verhelfe. Dabei zieht er in sichtbaren Rhythmen und in frischer Begeisterung, dem Liede ein Schriftwort als Motto an die Stirn setzend, zu Felde gegen jenen Feuerbach, von welchem er (S. 15) singt:

Ha, vom weißen Gipfel
Stürzt ein Feuerbach,
Rollt, von Zorne glühend,
Tiefe Fluthen forthin.
Auf der Kirche Falschen Dach!

Gegen die Hegelinger, denen er (S. 19) warnend zuruft:

Noch immer spielt der alte Hegel
Mit euern Grausefötzen Kegel,
Und wirbelt sie durch Sand und Steelt
Entlang die schiefste Endlichkeit.
O Endlichkeit, du Riesenschlange!
O Endlichkeit, wie währet es lange.
Bis deinm Verstandeslampenschein
Wir endlich „alle Neune!" scheln!

Gegen die repristinirenden Dunkelmänner der Zeit, aber auch gegen die Ultrapietisten und Mucker, denen er (S. 32) zuruft:

Ihr sucht die Finsterniß und wir das Licht,
Am späten Abend mögt ihr euch verirren,
Wir lassen von der Sonne uns beschirmen,
Wir halten frei, vor allem Gericht.

Gegen die theologischen und kirchlichen Girouetten, die, klug wie die Schlangen, den Mantel nach dem Winde hängen; gegen Herwegh endlich, den er (S. 43) apostrophirt:

Du Aar an Fang und Schwingen,
Du Nachtigall an Kehle,
Ich muß ein Lied die singen
Aus feeier, tiefster Seele:

Sag' an mir, was verschwörmest
Du all die edle Kraft?
Sag' an mir, was verdürmest
Du deine Meisterschaft?

Reiß aus die Kuckuckszunge,
Die ewig, Heerwegi schreit,
Und beck. mit eitlem Schwunge,
Dein schönstes Lied entweiht!

Zerbrich die Götzenbilder
In deiner Phantasie!
Wol machen sie dich „wilder",
Doch nimmer, nimmer frei.

In der That können wir der Entschiedenheit in Ansicht und Gesinnung dieses religiösen Janitscharen-Dichters wie auch der Freimüthigkeit seines energischen Wortes unsern Beifall nicht versagen, und wir wünschen dem Büchlein Leser, welche nicht blos lesen, sondern auch dabei denken und beherzigen.

Von einem ganz andern Geiste sind die folgende von uns anzuzeigende Schrift, die der Feder einer rheinischen Dame entflossen ist. Anfänglich waren wir unschlüssig, ob wir das Buch in die Kategorie der religiösen Schriften bringen sollten, indem in demselben vorzugsweise das Gebiet der Heiligenlegende betreten wird; indessen der fromme Sinn der Verf. und die Persönlichkeit der Heldin, die das Lied besingt, unterdrückten bald jedes Bedenken und veranlassten uns, es hier mit zu besprechen.

74. Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Von Katharina Diez. Essen, Bädeker. 1845. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die ehrenwerthe Dichterin, die wir hier zum ersten Male als Stimmberechtigte im deutschen Dichtersaale begrüßen dürfen, und die von ihrem Werke in der Dedication an die Königin Elisabeth von Preußen sagt:

Ich schrieb's mit meines Herzens Blut,
Ich haucht' hinein mein tiefstes Sehnen,

*) Christliche Zeitbilder von Gustav Lierow. Glogtrom, Opitz und Comp. 1844. 8. 6⅔ Ngr.

Digitized by Google

Ich taufet' es in des Glaubens Glut,
Und nahm' es mit der Liebe Thränen —

hat demselben nicht blos äußerlich eine würdige und geschmackvolle Gestalt vom Verleger geben lassen, sondern auch in reiner, edler Sprache, in mannichfachen Formen, Das aus dem Leben ihrer Heldin mit poetischem Takte hervorgehoben, was vom grossen Abergläuben und roher Mönchsphantasie nicht in das Gebiet der Prosa gezogen und entweicht worden ist. Hysterisch fußte sie bei Abfassung des Gedichts auf Prof. Justi's vortrefflichem Werke: „Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen, nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellet", und auf das mit fremmem Wunderglauben geschriebene Werk des Grafen Montalembert: „Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, ein Erbauungsbuch für katholische Christen." Entschieden jedoch erklärt sie sich gegen den bekannten fanatischen Priester Konrad von Marburg und seine Mittheilungen in der Kirchengeschichte über die Heilige, indem sie in der neunten Anmerkung am Schlusse des Buchs sagt, sie könne mit dem von diesem fanatischen Priester entworfenen Bilde der Heiligen diese Blätter nicht beflecken. Und so führt sie an ihrer Hand die Heldin in 29 Gesängen, deren jedem ein deutsames Schriftwort vorgesetzt ist, vom stillen Thale der Kindheit durch alle Lebenswechsel bis zum Sterbebett, über welchem sie die Krone der lohnenden Vollendung schweben läßt. Vermißt der kundige Leser etwa hier ein recht treues Gemälde der Zeit Elisabeth's, oder dünkt es ihm, als ob die Dichterin sich hier und da einer gewissen überschwänglichkeit ihres subjectiven Gefühls hingebe, so wolle er nicht vergessen, daß allen Damen das Objectiviren schwer werden, und daß Gefühl, namentlich religiöses Gefühl, das Element sei, in welchem der weibliche Sinn lebt und webt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die „Sunday Times" über Heinrich Zschokke und deutsche Erziehung.

Bei Gelegenheit der Anzeige einer englischen Übersetzung von Zschokke's Autobiographie in der „Foreign library" (London 1845) ergeht sich die „Sunday Times" in folgenden Auslassungen:

„Was uns vor Allem an Herrn Zschokke mißfällt, ist der ungewöhnliche Wohlklang seines Namens. Es ist ein so musikalisch-s Aneinanderreihen von Consonanten, daß wir, die wir nicht musikalisch sind, die größte Mühe haben, unsere Zunge zum Aussprechen desselben zu bewegen. Die weiche Construction dieses Namens bezeugt die außerordentliche Übersiegenheit des Deutschen über das Englische. Zschokke! Welcher Honigfluß! Doch dürfen wir an dem Manne die Sünde seiner Verväter oder vielmehr die Sünde des ganzen deutschen Geschlechts nicht heimsuchen. Feeund Zschokke hat die rauhe Härte sich nicht gewählt, deren Opfer er geworden. Seine Ältern haben ihm den Namen vermacht und, wie zu vermuthen, die Erbauer Magdeburgs ihn erfunden."

„Herrn Zschokke's Autobiographie ist eine höchst unterhaltende und belehrende Erzählung. Sie schildert die meisten eigenthümlichen Wechsel im Leben eines deutschen Schriftstellers, der aus dem Dunkel sich zur Berühmtheit erhebt. Sie enthüllt äußerdem viel von der in Deutschland eigenthümlichen Weise geistiger Thätigkeit und offenbart mindestens einige der vielen Ursachen, deren Zusammentreffen ihr eine so unglückliche Richtung gegeben hat. Die Wissenschaften sind in Deutschland kaum etwas mehr als eine gleiche Zahl Gewerbszweige, und um in diesem oder jenem sich hervorzuthun, werden die Menschen einer systematisch-mechanischen Zucht unterworfen, von welcher andere Folgen nicht zu erwarten sind als die wir sehen und beklagen. Keine Seele scheint sich recht darum zu kümmern, daß der Jüngling richtig denken, das Princip achten, die Wahrheit schätzen und lieben lerne. So viele Universitäten, so viele Mistbeete der Eitelkeit, wo junge Männer zu Doctoren der Philosophie und Theologie aufschießen, ehe sie die Zwanzig erreicht haben, sodaß, wenn man sich in Deutschland kleidete wie bei uns, ganze Schaaren Doctoren dort in Jacken herumlaufen würden. Unsern Daseinsalterns verfeinerter, unserer würdigen technischen Weisen vom Anfang bis zum Ende den Zweck der Erziehung. Sie füttern und stopfen den jungen Verstand mit Bergen von rohem und ungesundem Wissen, das sich selbst verdauen und verarbeiten soll zu Niemandes Nutz und Frommen. Aber dem ewigen Geschwätz von Philosophie haben sie noch nicht entdeckt, was Philosophie ist und heißt, haben etliche Gemeinplätze und einen Dauern Rinde verpfuschter und träumerischer Speculation umwunden und das Weisheit genannt. Kein Versuch scheint dort je gemacht zu werden, die Menschen mit den Planen der Vorsehung zu versöhnen, ihre Hoffnungen auf sichern Pfade nach dem Jenseit dieser Welt zu lenken, oder wenn sie dieselt enden sollen, die Menschen auch damit zufrieden zu stellen."

„Das von Zschokke außerordentliche Gemälde seines Strebens und Wirkens könnte aus den Händen manches deutschen Träumers hervorgehen, wenn er gleiche Fähigkeit dazu besäße. Die Erfahrung ist Allen gemein, aber die Kraft, sie beredt zu erzählen, Wenigen beschieden. Zschokke genoß nicht das Glück einer heitern Kindheit, kannte nicht die Zärtlichkeit, nicht die wache Sorge einer Mutter. Auch den Vater nahm ihm der Tod, als er noch Kind war, und er kam unter die Obhut von Verwandten, die, ob sie ihn auch liebten, doch den Plag der Ältern nicht ausfüllen konnten. Zschokke beschreibt die Scenen jener Tage außerordentlich hübsch, nur vielleicht bisweilen etwas zu declamatorisch. Seine Erzählung zeigt wenig von Rousseau's Geschick. Es fehlt ihm die Kunst, den Leser für kleine Ereignisse zu interessiren. Er fühlt und es verfolgt und ängstigt ihn, daß er Unbedeutendes berichtet. Er eilt darüber weg aus Furcht zu langweilen. Es scheint ihm nie eingefallen zu sein, daß der Reiz solcher Schilderungen in ihren kleinsten Einzelheiten liegt, daß sie es sind, die dem Leser den Charakter des Erzählers und Gesinnung und Temperament Dieser verschaulichen, mit welchen Verhältnisse ihn zusammengeführt. Auch als Naturmaler ist Zschokke nicht besonders. Seine Landschaften sehen aus, als sein sie ihm zu fern gewesen, sie deutlich zu erkennen."

„Dessenungeachtet zieht sein Buch an, immer mehr, je weiter man liest. Schreibt er doch die Geschichte seiner eigenen Gefühle und spricht keck, wenn auch nicht ganz freimüthig von den Hoffnungen seiner frühern Tage. Ein Gemisch von Mancherlei verwickelte ihn in Abenteuer. Sein Leben in Magdeburg behagte ihm nicht, denn einer trüben Kindheit folgte ein trübes Knaben- und Jünglingsalter, und das bewog ihn zuletzt, seinen zwar geistig beschränkten, doch gegen ihn nicht ungünstigen Vormünder zu entlaufen. Vielleicht irren wir nicht, daß Zschokke's Eigenliebe dieß Theil seiner Erzählung gefärbt hat. Wir vermuthen, er hat den Grund seiner Unzufriedenheit stark übertrieben und mancher englische Jüngling von gleicher Fähigkeit und größern Erwartungen würde den Hindernissen, denen er unterlag, die Stirn geboten und sie besiegt haben. Es will und wirklich bedünken, als beurtheile er seine Fehler zu mild, die Fehler Anderer zu hart. In Autobiographien sodern wir, daß der Mann nicht zu augenscheinlich für den Knaben Partei nehme, daß er über sich selbst zu Gericht sitze, um wo möglich die Welt abzuhalten, es an seiner Statt zu thun..... Zschokke gefällt sich selbst so sehr, daß er unserer Sympathie nicht bedarf. Er besammert sich mit einer Beredtsamkeit, daß wir es dienlich achten, ihm das allein zu überlassen. Dem Allen ungeachtet, wiederholen wir, ist sein Buch ein ergötzliches Buch, das sich schnell beliebt machen wird."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 299. — 26. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 298.)

75. Welt und Glauben. Münster, Deiters. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Reflexionen, Sitten- und Zeitgemälde, Genrebilder aus dem socialen Leben, Andeutungen, Ermahnungen, Warnungen, Sehnsuchtsklänge, Pfeilschüsse aus der Rüstkammer von geistlichen und Profanscribenten, nicht immer religiöser Natur oder von theologischer Farbe, Alles gewürzt mit dem Pfeffer pikantester Reimkunst und Wortbildung, ergießt sich hier über des Lesers Geist und Gemüth in einem Strome von 448 Klanggedichten, die unter drei Rubriken: 1) „Zorn und Zuflucht"; 2) „Offenbarung und Kirche" und 3) „Glauben und Gnade", ziemlich unmotivirt vertheilt sind. Es ist in der That eine starke Zumuthung von Seiten des anonymen Verfertigers derselben, daß man dieses Stromes ganze Wasserfülle über sich hereinbrechen lassen soll; denn ein labendes und erquickendes Bad ist es nicht. Schon die Monotonie der Form hindert jede Erhebung des Gemüths; doch auch die Sachen selbst entsenden selten leicht beflederte und das Herz sicher treffende Pfeile, und wir können dem geistlichen Sonettarius nichts zugestehen, als was er selbst (S. 130) von seinem Genius urtheilt, der halb Flügelroß, halb Esel ist:

Oft gleicht mein Genius dem Flügelroß,
Durch blaue Luft hoch in die Aetherferne,
Bis, wo verbämmern letzte Nebelsterne,
Hineilend wie der Sonne Glanzgeschoß.

Doch oft gleicht er dem Thierchen, das nicht groß,
Grau, langsam schreitet, bußbaum tief im Kerne:
Getrostbekörnet trägt zur Mühl' es gerne,
Dämmt dem Stock und jedem Spotte blos.

Dann wohlbepackt mit Kist' und Kräuterfächen,
Mit Pflastern, Wurzeln, Apothekersachen,
Zieht ruhig es die Straßen sonder Klagen,

Freiwillig bald, bald unter Treibers Stecken.
Bald ernsthaft, bald selbst mit Iron'schem Lachen,
Klugs bringend Heil für Kopf und Herz und Magen.

76. Feierklänge von Wilhelm Kilzer. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sie feiern in protestantischem Sinn und Geist, ohne vorklingendes Schibboleth, aber auch ohne besondere Merkmale einer höhern religiösen Geisteoweihe, Gott, Jesum, Kirchenfeste, Menschenleben und Natur, und erinnern, wiewol entfernt nur, an Spitta und Wirschel.

77. Mahnrufe eines christlichen Streiters. Erlangen, Heyder. 1845. 8. 10 Ngr.

Hier ist's anders: hier ist Entschiedenheit, Farbe, Bewegung, eine eigenthümliche Gemüthswelt. In dem „Karl Ulmer" unterschriebenen Vorwort lautet eine Stelle:

Mag Manchem Manches immerhin nicht munden,
Gleich viel! ich weiß: das Recht muß betten geh'n!
Der um mich war in der Vogeiß'rung Stunden,
Ihm tönt mein Lied, so wird's auch wohl bestell'n.
Es regt sich frisch ein freudend Thun und Forschen,
Und wie im Lenz pulst eingsam Werdeluft.
Nicht labt auch mich der Brudergruß der Morschen,
Und Freiheitsglut schwellt freudig meine Brust.

Und diese Freiheitsglut schwellt — kaum ist's zu glauben — die Brust „eines Stillen im Lande". Bei aller dieser Stille und Ruhe aber tönt sein Wort frei und stark. Er schilt die modernen Freiheitsprediger, die sich unter das Joch der Zeit stecken, und nicht einsehen wollen, daß nur Der frei sei, der Christi Knecht werde. Jedem Liede ist statt der sonst üblichen Überschrift ein biblisches Wort an die Stirn gesetzt. S. 55 lesen wir das Wort Pauli an die Korinther: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte." Darüber glossirt und commentirt er also:

Geh' aus, du Wort, auf Adlersflügel,
Brich überall die Bahn!
Geh' aus, und ruf von Berg' und Hügel:
„Gott will's! kein Knecht sortan!"
„Kein Knecht sortan!" ruft's allerort,
Wo stumpfe Knechte frohnen:
„Kein Knecht sortan!" ruft's fort und fort,
Wo noch Despoten thronen!

Kein Knecht sortan! Ihr nennt euch Christen;
Seid ihr's, so seid ihr frei.
Nicht soll die Welt euch überlisten.
Brecht nur ihr Joch entzwei!
Muth gegen Trotz, Recht gegen Trug.
So setzt euch kühn entgegen!
Bis hieher! hier soll sich der Zug
Der stolzen Wellen legen!

Kein Knecht sortan! Hör' unsre Bitte,
O Herr, hör' unser Fleh'n;
Sei gnadenreich in unsrer Mitte,
Laß Noth und Druck vergeh'n!
Dein Reich, das Reich der Herrlichkeit,
Es komme zu uns allen.
Triumph! durch dich sind wir befreit,
Du läßt uns nimmer fallen.

Nun dringt unser Stiller und sucht Stille im Lande aber nicht blos, nach Art pietistischer Dunkelmänner, auf Glauben, sondern auch auf Streben nach Weisheit, Liebe, That und selbst auf — deutsche Einheit, in Bezug worauf wir (S. 75) lesen:

Was wir wollen? Vorwärts immer,
Hin zum gottgesteckten Ziel.
Was da hürzte, hebt sich nimmer
Und nur werth nur, daß es fiel.

Digitized by Google

Nach geborst'nem Wintereise
Sproßt empor die junge Saat:
So erstehʼ auch, Gott zum Preise,
Neu der Deutschen ein'ger Staat.

Wir sehen hieraus, der Mahnrufer ist fast in derselben poetischen Stimmung wie die patriotischen Sänger des Jahrs 1813, in denen sich auch das religiöse Moment mit dem politischen verschwisterte. Nächst diesem Vorwärts für Deutschland predigt er einen Kreuzzug gegen die Barbaren und Heiden der Jetztwelt, präconisirt Luther, mahnt Katholiken und Protestanten zur Union, orakelt von der Zeit, wo Ein Hirt und Eine Heerde sein werde und schließt mit dem Wunsche

Die Laute, die dem Innern sich entrungen,
Sie mögen sich in And'rer Seelen drängen'
An dem der Brust gedeihnste Fasern hängen,
Dem Vaterland hab' ich sie treu gesungen

Diesem aber hat bis heute noch kein Stiller im Lande so gesungen.

78. Johann Jac. Rambach's geistliche Lieder. Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens herausgegeben von Julius Leopold Pasig. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1844. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Gesangbuchnoth der Gegenwart, das neuerwachte Glaubensleben in der evangelischen Kirche, das Beispiel Wackernagel's und der evangelische Geist, der aus Rambach's Schriften, namentlich seinen einst so berühmten Predigten weht, mögen Hrn. Pasig veranlaßt haben, eine Sammlung der sämmtlichen Lieder desselben zu veranstalten. Da ihm überdies eine Sammlung Rambach'scher Lieder zur Hand war, welche, wie er in der Vorrede versichert, auffallenderweise den Hymnologen bisher ganz unbekannt geblieben ist, so kann vorliegende wenigstens den Anspruch auf Vollständigkeit machen. Aber es gebührt dem Sammler auch die Anerkennung des Verdienstes, mit kritischem Geiste festgestellt zu haben, was Rambach's Eigenthum ist, und was es nicht ist. Den Text der Lieder, unter denen viele noch heute in unsern Kirchen gesungene, hat er nach den Originalsammlungen unverändert wieder gegeben, die alte, zuweilen auch ungleichmäßige Orthographie ward nach der heutigen umgeändert und hier und da eine richtigere Interpunction eingeführt. Die beigegebene Variantensammlung zeugt ebenso rühmlich vom Fleiße wie vom kritischen Geiste des Herausgebers, der außerdem eine gut geschriebene Lebensskizze des frommen Mannes seinem Buche beigibt. Hinsichtlich der äußern Form und Ausstattung sollen sich diese Lieder an die von Wackernagel besorgte und bei Liesching in Stuttgart erschienene Ausgabe der Lieder Paul Gerhard's anschließen, was die Besitzer der letztern den Verlegern gewiß Dank wissen werden. Es soll diese Sammlung zwar zunächst nur zur Privaterbauung dienen, indessen wird sie Hymnologen und Redactoren von Gesangbüchern doch auch willkommen sein, und wir können dem Vorhaben des fleißigen und umsichtigen Herausgebers, noch einige andere geistliche Liederdichter in gleicher Weise folgen zu lassen, Zustimmung und Beifall nicht versagen.

(Der Beschluß folgt.)

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn Alexander von Humboldt die Feder rührt, so geräth die ganze gebildete Welt in laute Freude! Sie ist des Gewinns für die Gesammtbildung auf Erden gewiß, sie empfing nur Großes aus der Hand dieses Meisters. Dem vorliegenden „Kosmos" wird aber vor allen andern Werken des Verfassers Beifall zu Theil werden müssen, da derselbe in einer jedem gebildeten Denker verständlichen, edlen Sprache die gediegensten Früchte des menschlichen Wissens und Glaubens über das Universum harmonisch zu einem vollendeten Ganzen ordnet. Das Werk berührt Alles, was der große Naturkundige Bedeutungsvolles von der Welt gesehen und erforscht hat; es berücksichtigt und würdigt Alles, was unsere an Aufklärung, Entdeckung und Erfindung reich gesegnete Zeit Neues zu Tage gefördert hat, übersieht aber auch die Verdienste der Vorzeit nicht.

Aus der wissenschaftlichen Richtung Humboldt's und aus dem darauf gestützten unveränderlichen Fortgange hätte das Erscheinen des „Kosmos" schon als nothwendige Folge vermuthet werden können. Sein literarischer Triumphzug beginnt mit dem Jahre 1793, in welchem er zu Braunschweig „Beobachtungen über die Basalte" herausgab. Dieses Werk war die Frucht einer bedeutungsvollen Reise am Rhein, durch Holland und England, welche er, kaum erst 21 Jahre alt, mit dem berühmten Weltumsegler Georg Forster gemacht hatte. Hieran schlossen sich seine Versuche über Galvanismus, über chemische Zerlegung des Luftkreises, seine vorbereitenden naturwissenschaftlichen Reisen nach Italien, der Schweiz, Frankreich, Spanien, seine erste Weltreise in die Äquinoctialgegenden des neuen Continents. Und nun entstand der erste denkwürdige Ruhepunkt des schon allgemein bewunderten Mannes, von wo aus er seine reichen Erfahrungen und Forschungen überblickte und systematisch verarbeitete. Seine „Ansichten der Natur" bildeten das allgemein faßliche Resultat dieses ersten Rückblicks. Die spätere gelehrte Verarbeitung und Herausgabe seiner Entdeckungsreise nach Amerika, das ununterbrochene Thätigsein an naturwissenschaftlichen Zeitschriften und Vereinen, das Forschen über alle Theile der Erde, welches die angestaunten Ideen über die Geographie der Pflanzen, Thiere und Menschen, über Geognosie, Erdmagnetismus, Vulkanismus, Meteorologie ins Leben gerufen hat, wobei nirgend die sorgfältigsten Beziehungen auf Sternkunde fehlen durften, und endlich die neuen Weltreisen nach Asien, dies Alles machte einen zweiten Ruhepunkt nothwendig, von dem abermals ein Rück- und Überblick über die eigenen Erfahrungen und Forschungen sowie über das Gesammtgebiet der Naturkunde im Allgemeinen möglich ward. Und das jedem gebildeten Denker zugängliche Resultat dieses wichtigen zweiten Moments, wozu der vorhin erwähnte erstere im Verhältniß steht wie ein Theil zum Ganzen, ist der „Kosmos".

Die eben angedeutete Möglichkeit zu einer Vermuthung gewann aber erst Halt und Glauben durch den bekannten Cyklus von Vorlesungen, womit Alexander von Humboldt der Singakademie zu Berlin die erste Weihe gab und welchen derselbe später in Paris wiederholte. Diese Vorlesungen enthielten schon die wesentlichste Grundlage zu unserm Werke, und der Vers. hätte dem allgemein fühlbar und laut gewordenen Wunsche seiner Zuhörer, die Vorträge durch den Druck veröffentlicht zu sehen, sicher bereits früher zu genügen gesucht, wenn seine mündlichen Mittheilungen damals nur schon mehr als skizzirt niedergeschrieben gewesen wären. Einer vieljährig geübten Gewohnheit huldigend, sind nämlich diese Vorlesungen beständig nur ein Product der freien Rede gewesen. Später, bei der Herausgabe „Centralasiens", des geographischen Meisterwerks des Verf., dringt die erste Spur von dem wirklichen Angriffe der literarischen Bearbeitung der Vorträge ins Publicum. Schon wird hier der Name „Kosmos" gebraucht, schon ausgesprochen, daß das betreffende Werk die generelle Physik der Erde in einer dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften entsprechenden Weise enthalten werde. Wie eifrig diese und ähnliche vorläufige Nachrichten von den öffentlichen Blättern aufgegriffen und benutzt worden sind, ist bekannt genug.

War nun durch alle diese Vorgänge des Publicums Erwartung immer höher und höher gespannt, war auch die Ver-

Digitized by Google

muthung über den wahrscheinlichen Inhalt des sehnlichst erwartetern Werkes mit möglichster Sicherheit festgestellt, so übertraf die Schrift selbst doch Alles, was man von ihr gewünscht, erwartet oder auch nur geahnt hatte. So weit der „Kosmos" und jetzt vorliegt, ist er schon viel mehr und auch ganz etwas Anderes als die gehofften Vorlesungen, als die angekündigte allgemeine Physik der Erde. Er bildet ein Glaubensbekenntniß über das All der Schöpfung, wie dasselbe in dem Kopfe des umfassendsten Naturforschers unserer in Facher der Natur hochgebildeten Zeit hat entstehen können. Daß dazu ein Alexander von Humboldt vollkommen befähigt und berufen sei, setzt Niemand in Zweifel, daß er sich aber zu einer so unaussprechlich schwierigen Arbeit verstehen würde, haben wol nur Wenige für wahrscheinlich halten können. Doch nun, da es wirklich geschehen, ist die Freude groß. Alles bewundert den tiefen Fonds von Geisteskraft, Alles staunt über den Reichthum an Wissen und Können, welchen das Buch auf jeder Seite entfaltet. Es liegt in seinem bedeutungsvollen Anfange vor den Augen der Welt, wie ein großes Seitenereigniß. Aus ihm spiegelt sich der ganze Gehalt der gesammten Jahrhunderte, in ihm glänzen die schönsten Früchte menschlichen Scharfsinns, menschlichen Fleißes, menschlicher Ausdauer, Forsche, welche Jahrtausende hindurch gehegt, gepflegt und zur Reife gebracht worden sind.

Schwer wird es, den „Kosmos" mit andern Werken zu vergleichen. Ein so umfassendes Gebiet bietet kaum noch eine auf einem einzigen Kopfe geschöpfte Schrift. Nur in den einzelnen Theilen stehen ihm ebenbürtige Werke zur Seite. Und in dieser Hinsicht bildet er ein Hauptglied in der bewunderten Kette von Schriften, welche die vernunftgereiste Wissenschaftlichkeit der Naturkunde aus dem finstern Abgrunde des scholastischen Unsinns wieder an das helle heitere Licht des Tages gezogen und in dieser jugendfrischen Klarheit ungetrübt erhalten haben. In dieser unendlich denkwürdigen Wiedergeburt einer vernünftigen Geistesthätigkeit, wobei die Empirie als die allernothwendigste, zuverlässigste Grundlage des Denkens und Forschens hoch in Ehren gehalten wird, hat ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, half das gleichzeitige Beieinanderleben, sowie die innigste Nacheinanderfolge von nahe verwandten großen Geistern des 16. und 17. Jahrhunderts. Den ersten Impuls gab Nikolaus Kopernicus durch das Auffinden der wahren Weltordnung. Darauf bahnte Bacon von Verulam den Weg mit seinem „Neuen Organon der Wissenschaften" schon breiter und weiter aus. Galileo Galilei, der kühne, klare, scharfe Geist that mit seinen „Dialog über das Weltsystem" einen muthigen Schritt vorwärts, er brachte Licht und Ordnung in die Mechanik des Himmels und der Erde, in die Naturwissenschaften überhaupt, aber er erlag damals nur noch dem gewaltigen niederschlagenden Rebel der Durchbruch seines Lichtes war einer spätern Zeit vorbehalten. Den endlichen Sieg über alle Finsternis errang der bewreisen glücklicher Isaak Newton, der ruhig tiefe, erfindungsreiche, systematisch ordnende, mächtige Denker; seine „Mathematischen Principien der Naturphilosophie" schließen ein „System der Welt" in sich, das die Welt nie aufgeben kann zu bewundern. In der Fortsetzung dieser Kette von Epoche machenden Werken nimmt nun der „Kosmos" einen Ehrenplatz ein.

In Laplace's „Exposition du système du monde" besitzt unser Werk einen 50 Jahre ältern, aber innig verwandten Vorgänger. Diese Schrift hier namhaft zu machen, kann Ref. um so weniger unterlassen, als der Verf. des „Kosmos" sich selbst auf dieselbe stützt und darin ein hohes Vorbild anerkennend verehrt. „Unsere Nachbarn jenseit des Rheins", sagt der Verf., „besitzen ein unterblühtes Werk, Laplace's «Entwicklung des Weltsystems», in welchem die Resultate der tiefsinnigsten mathematisch-astronomischen Untersuchungen verflossener Jahrhunderte, abgesondert von den Einzelheiten der Beweise, vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erscheint darin als die einfache Lösung eines großen Problems der Mechanik." So verehrt und erkennt Humboldt in Laplace seinen Lehrer und Führer! Jedes der beiden Werke entsprang aus einem großen Kopfe, in welchem es durch ein vielbewegtes, segensreiches Leben mit Sorgfalt gepflegt wurde und allmälig zur schönsten Reife gedieh. Beides sind die kostbarsten Edelsteine der durch Galilei und Newton geöffneten Fundgrube einer vernunftgereinten Erfahrungsnaturphilosophie. Beide verachten das eitle Spiel der übersinnlichen Speculation, wo das Schaffen des Systematisiren aus einer vorgefaßten Idee mehr gilt als das Auffinden der Wahrheit in der Wirklichkeit. Sie gehen der Natur des menschlichen Geistes gemäß von den Erfahrungen aus, zeigen darin das Uebereinstimmende, ordnen dies zu einem Gesetze und erheben sich jetzt erst zur Idee, zur Theorie. Verschieden sind beide Werke wie die individuelle Bildungsrichtung ihrer Verfasser. Wenn Beide von der Gesammtnatur ein Gemälde entwerfen, die Erscheinungen, Thatsachen und Wirkungen derselben auf Gesetze und Grundprincipien zurückführen, so thut dies der Eine vorzugsweise im Interesse der Astronomie, der Andere aber ganz allgemein im Interesse aller Naturwissenschaften; der Eine kennt die Erde von der Studirstube aus, während der Andere sein Wissen über unsere Erde durch Weltreisen bereichert und befestigt hat. Suchen sich nun auch beide Werke möglichst frei zu halten von specieller Berücksichtigung des tiefer liegenden gewichtvollen mathematischen und naturhistorischen Wissens ihrer Verfasser, so möchte dennoch das eine ebenso sehr noch vorzugsweise Mathematiker und Astronom erwarten, wie das andere besonders dazu geschaffen ist, Naturhistoriker und Naturforscher zu begeistern. Und haben sie auch Das miteinander gemein, daß sie ebenso gut den durchgebildeten Männern von Fach wie den denkenden Freunden der Naturwissenschaften, daß sie das Alter wie die Jugend mit unwiderstehlichem Reize zum Nachdenken anfassen, wie die Phantasie beleben, mit Anmuth das Herz durchglühen, so unterscheiden sie sich doch wieder darin, daß der „Kosmos" noch tiefer herabsteigt als die „Exposition du système du monde", daß sich jener sogar dem großen Haufen des Volks nähert und hier verständlich bleibt, daß der Umfang seines Wissens noch um ein halbes Jahrhundert mehr erweitert hat als der des andern Werkes. Eine mächtige Erweiterung! wenn man bedenkt, daß in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit die gesammten Naturwissenschaften bedeutend mehr an Inhalt und Tiefe gewonnen haben als alle Jahrtausende vorher zu schaffen, zu begründen im Stande gewesen sind. Treten wir noch näher zu beiden Werken heran, so springt die Verschiedenheit immer merklicher in die Augen. Laplace's Werk schließt sich in der Astronomie ab, während das andere die Astronomie nur als Hauptheil des Ganzen betrachtet. Jenes ist von Anfang bis zu Ende mehr belehrend und beweisend als beschreibend, dieses dagegen mehr beschreibend als belehrend und beweisend. Dort werden die Elemente der Mathematik ihrem ganzen Umfange nach als ein Hauptmittel der Untersuchung mit zur Anwendung gebracht, hier wird Mathematik so gut wie gar nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen, ihrer Thätigkeit geschieht ehrenvoll, aber doch immer nur historisch Erwähnung. Von der Erde reden Laplace wie Humboldt mit hervorragender Vorliebe, indeß fortwährend von den verschiedensten Gesichtspunkten aus; Sternwarte, Astronomie und Mathematik bilden bei dem Einen den Centralpunkt, bei dem Andern dagegen Weltreisen, Geographie, Naturwissenschaft. Dem Einen ist das Ganze der Erde — der Form, Größe, Lage und Bewegung nach — Ziel und Zweck, dem Andern ist dies nur Anfang, das Wesen und die Wirksamkeit der Erde steht ihm höher, ist ihm Hauptaufgabe, deren Lösung ebenso gut das Ganze wie die einzelnen Theile sorgfältig prüfend vor Augen behält. Das Leben auf Erden besitzt für das eine Werk nur ein sehr untergeordnetes Interesse, dagegen richtet das andere gerade auf diesen Punkt die höchste Aufmerksamkeit von den zartesten Pflanzenkeimen und Infusorien bis hinauf zu den vollendetsten impo-

Digitized by Google

sanften Lebenskreisen der organischen Welt alles Irdische zu beobachten und darüber zu denken, zu empfinden, ist das vornehmste Geschäft des „Kosmos“. Von der Physik nimmt jeder neu nur insoweit Notiz, als dieselbe übereinstimmend ist mit der angewandten Mathematik und Astronomie, von der Chemie weiß es noch gar nichts; ganz anders verhält es sich mit dem andern, dies benutzt alle Forschungen beider Wissenschaften und steht insoweit ebenso bedeutend höher, wie der bereits Stand der gesammten Naturwissenschaften den früheren überflügelt hat.

Doch kommen wir nun wieder aus dieser Vergleichung zu unserm „Kosmos“ allein zurück, richten wir bei dem Einzelnen verweilend den Blick noch entschiedener auf den Inhalt desselben, so bemerken wir zuvörderst, daß der vorliegende Theil aus drei Abschnitten zusammengesetzt ist. Jeder Abschnitt besitzt noch einen Anhang von Noten, welche zur wissenschaftlichen und gelehrten Begründung des Textes dienen; sie sind Fingerzeige auf die Wege des speciellern und tiefern Eingehens in die mehr summarisch berührten Gegenstände. Der erste Abschnitt trägt die Überschrift: „Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze.“ Von ihm bemerkt der Verf., daß derselbe am Tage der Eröffnung der Vorlesungen in der Singakademie zu Berlin vorgetragen sei. Der zweite Abschnitt gibt eine „Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung“. Der dritte Abschnitt bildet den eigentlichen Kern des ganzen ersten Bandes; er ist überschrieben: „Naturgemälde. Allgemeine Übersicht der Erscheinungen.“

Ref. muß sich nun hier einer ausgedehntern Besprechung um so mehr enthalten, als er der Übersetzung lebt, daß die Leser d. Bl. ein Selbstlesen der höchst interessanten Schrift sicher nicht unterlassen werden. Nur mögen noch ein paar kurze Auszüge hier Platz finden, welche dazu beitragen können, den hohen Werth des Buches in ein selbständiges Licht zu stellen.

S. 5: „Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannichfaltigsten in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganze. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher dieses: in der Mannichfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen Alles zu fassen, was die Entdeckungen der letztern Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge Grenze der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen.“

S. 69: „Der Inbegriff von Erfahrungskenntnissen und eine in allen ihren Theilen ausgebildete Philosophie der Natur (falls eine solche Ausbildung je zu erreichen ist) können nicht in Widerspruch treten, wenn die Philosophie der Natur, ihrem Versprechen gemäß, das vernunftgemäße Begreifen der wirklichen Erscheinungen im Weltall ist. Wo der Widerspruch sich zeigt, liegt die Schuld entweder in der Hohlheit der Speculation oder in der Anmaßung der Empirie, die mehr durch Erfahrung erwiesen glaubt als durch dieselbe begründet ward.“

S. 71: „Mißbrauch oder irrige Richtung der Geistesarbeit müssen aber nicht zu der die Intelligenz entehrenden Ansicht führen, als sei die Gedankenwelt, ihrer Natur nach, die Region phantastischer Trugbilder, als sei der so viele Jahrhunderte hindurch gesammelte überreiche Schatz empirischer Anschauung von der Philosophie wie von einer feindlichen Macht bedroht. Es geziemt nicht dem Geiste unserer Zeit, jede Verallgemeinerung der Begriffe, jeden auf Induction und Analogie gegründeten Versuch, tiefer in die Verkettung der Naturerscheinungen einzudringen, als bodenlose Hypothese zu verwerfen und unter den edlen Anlagen, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat, bald die nach einem Causalzusammenhang grübelnde Vernunft, bald die regsame, zu allem Entdecken und Schaffen nothwendige und anregende Einbildungskraft zu verdammen.“

S. 103: „Die 12 Monde des Saturn, Jupiter, der Erde bewegen sich alle, wie die Hauptplaneten, von Westen nach Osten und in elliptischen Bahnen, die überaus wenig von Kreisbahnen abweichen. An der äußersten Grenze des Planetensystems, wo die Centralkraft der Sonne in 19 Erdweiten schon beträchtlich geschwächt ist, zeigt das freilich noch wenig ergründete System der Uranusmonde die auffallendsten Contraste. Statt daß alle andern Monde, wie die Planetenbahnen, wenig gegen die Ekliptik geneigt sind und sich, die Saturnsringe (gleichsam verschmolzene oder ungetheilte Trabanten) nicht abgerechnet, von Westen nach Osten bewegen, so stehen die Uranusmonde fast senkrecht auf der Ekliptik, bewegen sich aber, wie Sir John Herschel durch vieljährige Beobachtung bestätigt hat, rückläufig von Osten nach Westen.“

S. 166 (Bohrlöcher, bergmännische Grubenbaue): „Diese Arbeiten erreichen in senkrechter Tiefe nicht viel mehr als 2000 Fuß (weniger als $\frac{1}{11}$ Meile unter dem Niveau der Meere, also nur $\frac{1}{1000}$ des Erdhalbmessers. Die vulkanischen Massen, durch noch thätige Vulkane ausgeworfen, meist aus einem Gebirgsarten der Oberfläche ähnlich, kommen aus unbestimmbaren Tiefen, gewiß 60 Mal größer als die sind, welche die menschlichen Arbeiten erreicht haben.“

S. 368: „Von den fernsten Nebelflecken und den kreisenden Doppelsternen sind wir zu den kleinsten Organismen der thierischen Schöpfung im Meere und Land und zu den zarten Pflanzenkeimen herabgestiegen, welche die nackte Felskluft am Abhang eisiger Bergzipfel bekleiden. Nach theilweise erkannten Gesetzen konnten hier die Erscheinungen geordnet werden. Gesetze anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt; in denen des vielfach gespaltenen, mit schaffender Geisteskraft begabten, sprachererzeugenden Menschengeschlechts. Ein physisches Naturgemälde bezeichnet die Grenzen, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt. Es bezeichnet die Grenzen und überschreitet sie nicht.“ 52

Notiz.

Ein Ausspruch von Horace Walpole.

Der Welt- und Menschenkenner Horace Walpole bemerkt in seinen Denkschriften der Regierung Georg's III., wo er über den Aufstand der amerikanischen Colonien spricht, sehr wahr: „Die Gewalt mißt die Freiheit nie nach unten zu! Selten will man unter Freiheit die Unabhängigkeit der unter uns Stehenden verstanden wissen; es ist nur unsere eigene Befreiung von dem Joche der Obern. Der Pair fürchtet den König, das Mitglied des Unterhauses den Pair; die Amerikaner das Parlament. Jeder amerikanische Krämer hielt sich für einen Brutus, einen Hampden, während er mit dem Unterhause im Streit lag; aber seine armen Neger fühlten, daß ihr Gebieter, Brutus, ein schlimmerer Zwingherr war als Nero oder Muley Ismael. Hätte das Parlament gewagt, durch eine himmlische That alle Sklaven in unsern Colonien zu freien Leuten zu erklären, es hätte nicht einen Patrioten in Amerika gegeben, der nicht über Verletzung des Eigenthums geschrien und bethauert haben würde, daß die Abschaffung der Befugniß, in Ketten zu schmieden, Ketten anlegen heiße. O Mensch! Mensch! erdreiste dich nicht mit deiner Tugend dich zu brüsten, während die Eigensucht durch jede Pore dringt!“ 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 300. — 27. October 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 299.)

79. Maria Magdalena. Religiöse Dichtungen von Friedrich Ludwig. Frankfurt, Brönner. 1844. 12. 18½ Ngr.

Eine Monographie der durch das Evangelium berühmt gewordenen, von Jesus aus den Schlingen des sittlichen Verderbens geretteten Sünderin. Solche Versuche setzen immer die Geschicklichkeit des Objectivirens und Ausscheraustretens oder die Kunst voraus, sich ganz in das psychische Naturell eines Andern zu versetzen, und sie können nur dann gelingen, wenn zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten eine gewisse Gleichheit im Denken, Fühlen und Wollen stattfindet. Hr. Ludwig bekundet in dieser Kunst hier eine nicht gemeine Geschicklichkeit, und seine psychische Persönlichkeit mag ihm wol das Werk erleichtert haben. Er läßt seine Büßerin sich zuerst dem „Bangen und Sehnen", dem Bangen um die verlorene Unschuld des Herzens und der Sehnsucht nach dem Frieden, der aus der Versöhnung mit Gott fließt, hingeben, wobei er uns tiefe Blicke thun läßt in jenes friedlose, freudenarme, umnachtete, zerknirschte, zerklüftete, verzweifelnde Herz. Der zweite, minder wohlgelungene Abschnitt ist überschrieben „Glauben und Liebe", und schildert die Rückkehr in die Arme Gottes und Jesu, die Hingebung ihres Herzens an den Retter ihrer Seele und die Seligkeit der Liebe zu ihm. Diesem Zustande folgt drittens das „Seligsein in Hoffnung", wo sich ihr Gemüth ungetheilt und rein gebrannt von den Schlacken irdischen Sinns auf Das richtet, was Droben ist und ewig währt, und den Vorgeschmack des Himmels kostet: Alles psychologisch treu und wahr und mit warmem Colorit hingestellt. Wir haben jedoch einen Hauptzug aus dem Gemüthsleben dieser Maria Magdalena vermißt, dessen Darstellung doch so einfach ist und nahe liegt. Ihr ward nämlich, nach der Erzählung des Johannes, das Glück zu Theil, den Neuerstandenen am Ostermorgen an seinem leeren Grabe zuerst wieder im Kreise der Lebendigen zu begrüßen. Es liegt bei weiterm Nachdenken eine Welt von Poesie in dieser großen Scene, und wir können nicht begreifen, wie weder Maler noch Dichter sie zum Gegenstande ihrer Darstellungen gemacht haben. Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken weiter auszuführen; wir bedauern es aber, daß unser Maria-Magdalena-Sänger dieses Moment aus dem Leben seiner Heldin nicht herausgriff und auf seine Weise behandelte. Die hier folgende Probe „Zerklüftetes Herz" (S. 10) wird den Leser befähigen, diese Lieder zu beurtheilen:

Ich hab' es erfahren das schrecklich' Geheimniß:
Wer Sünde thut, dem bricht das Herz.
Ich hab' es erfahren das schrecklich' Geheimniß,
Ich spüre die Kluft und spüre den Schmerz.

Ich habe gelüftet verbotenen Schleier,
Ich habe gespaltet die Seele tief.
Ich habe gelüftet verbotenen Schleier,
Die Hölle geweckt, die schweigsam schlief.
Ich habe verschwendet die Kräfte des Trostes,
Der einst im Frieden des Herzens war.
Ich habe verschwendet die Kräfte des Trostes;
Mein Leben ist jeder Genesung bar.
Ich habe gemordet ein seliges Leben,
Mein Leben, das einst wie Unschuld war;
Ich habe gemordet ein seliges Leben,
Mein Leben, das einst wie Gottes war.
Ich hab' es erfahren das schrecklich' Geheimniß:
Wer Sünde thut, dem bricht das Herz.
Ich hab' es erfahren das schrecklich' Geheimniß.
Ich spüre den Bruch und tödtlichen Schmerz.

Herausgegeben ist das Buch zum Besten der Gustav-Adolf-Stiftung und bedeirt der Reisgräfin von Gech.

80. Blüten der Andacht. Religiöse Lieder und Gesänge von Karl Walther. Göttingen, Dieterich. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Diese dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Hannover gewidmeten Lieder zeichnen sich weder aus durch eine theologische Farbe, noch durch Gedankenreichthum, noch durch eine kühne und glänzende Phantasie; sie sollen aber auch keinen Anspruch machen, wie ihr Verf. in dem Vorwort versichert, sondern wollen nur Andachten und Unterredungen mit Gott sein, denen sich in den meisten Fällen unwillkürlich die poetische Form beigestellte. Einige haben fließende, klingende Rhythmen, andere aber sind gangbaren Choralmelodien angepaßt, alle aber geben Kunde und beugnis von einem wahrhaft frommen Sinn, und werden gewiß bei Denen, deren Gaumen durch pikante Speise der Art nicht zu überreizt ist, das Gefühl der Andacht wecken und nähren; daß Solches geschehen, ist eben der Wunsch des ebenso beschiedenen als von evangelischer Einfalt durchdrungenen Sängers derselben.

81. Der Rhein und Jerusalem. Eine Phantasie für die Charwoche von Franz Theremin. Mit Holzschnitten. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir schließen unsern zweiten Artikel durch die Anzeige der neuesten Schrift eines würdigen und hochgestellten Geistlichen, der, ebenso geistreich wie fromm, als Homilet einen noch viel größern Namen hat wie als Poet, und über dessen dichterische Persönlichkeit wir uns schon einige Male in d. Bl., namentlich in Nr. 272 f. 1835, bei Gelegenheit der Anzeige seiner „Abendstunden", ausgesprochen haben. Hier führt ihn Gefühl und Glaube zur Erfindung folgender Fabel. Ein zu Christi Zeiten lebender Deutscher, Hermann genannt, der als Soldat in Roms Legionen getreten, wird nach Jerusalem gesandt, wo er nicht blos Zeuge des feierlichen Einzugs Jesu in diese Stadt ist, sondern auch am Tage der Kreuzigung Christi von seinem den Dienst dabei versehenden Centurio den Befehl bekommt, dem großen Dulder Hände und Füße mit Nägeln zu

durchgraben. Glaube, Liebe, Verehrung, Schmerz und Mitgefühl machen ihn ohnmächtig bei dieser Henkerarbeit. Zornentbrannt jagt ihm da der Centurio einen Speer in die Seite, wodurch er tödtlich verwundet niedersinkt. Man schafft ihn beiseite, doch also, daß er Zeuge der Leiden und des Todes Jesu am Kreuz bleibt. Nachdem der Leichnam des Herrn bereits bestattet ist, lehnt Severus, ein Freund Hermann's, den Todesmatten an des heiligen Grabes Felsenwand, welcher die beiden Marien, in Schmerz versenkt, gegenübersitzen. Zu diesen Beiden aber gesellt sich bald die geisterhafte Erscheinung einer dritten Frauengestalt. Es ist dies Welleda, eine junge Bewohnerin des Rheingestades, die Hermann einst geliebt, aber treulos verlassen hat, und welche, den Schmerz verschmähter Liebe und getäuschter Hoffnung nicht länger tragen könnend, in den Fluten des Rheins freiwillig geendet hat. Sie erzählt nun dem reuigen treulosen Geliebten, wie sie in die Unterwelt gekommen, wo Christus erschienen sei, um die gebundenen Seelen aus der Tiefe zu retten, zu deren Zahl auch sie gehöre; von dem Herrn der Herrlichkeit, fügt sie hinzu, sei sie abgesandt, um ihm in seinem letzten Kampfe beizustehen. Da springt des heiligen Grabes Stein, der Herr ersteht,

Und in jenem Augenblicke
Da der Herr durch seine Macht
Kehrt ins Leben — sinket Hermann
In des Todes kurze Nacht.

An dem Rande seines Grabes
Steht der Herr und hält Gericht;
Hermann und Welleda treten
Vor des Heilands Angesicht.

„Diese zwei verlor'nen Kinder"
Spricht er, „die ich mir gewann",
Diese Erstlinge der Deutschen,
Enget, führt sie dimmetan.

Diese an und für sich ziemlich einfache Erfindung weiß die Phantasie und der fromme, gläubige Sinn des würdigen Verf. so auszuschmücken und zu adeln, daß nicht blos Mystiker und Pietisten, sondern auch Denkgläubige reiche Erbauung und Erhebung des Gemüths darin finden werden.

Über des Buchs äußere Physignomie müssen wir jedoch noch ein Wort sagen. Auf jedem der Royaloctav-Velinblätter sehen wir eine von J. G. Flegel in Kupfer gestochene mit christlichen Emblemen und Engelsgestalten sinnlich verzierte Arabeskenkante, und jedem der sieben Gesänge ist eine den Inhalt des Gesangs illustrirende Vignette, nach Zeichnungen von E. Holbein, beigefügt, die uns den Beweis gibt, daß die Kunst der Xylographie in jüngster Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat. *) 54.

Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München, verfaßt von Konstantin Höfler. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Wer Hrn. Höfler aus seinem Werke „Die deutschen Päpste" kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird leicht errathen können, auf welchen Standpunkt er sich stellte, als er das vorliegende Buch schrieb; welches, wie wir beiläufig aus der Vorrede bemerken wollen, ursprünglich nur eine kurze Abhandlung werden sollte, aber um das Dreifache wuchs, um wenigstens einigermaßen den Stoff unterzubringen, der dem Verf. zu Gebote stand. Dessenungeachtet hat der Leser keine vollständige Biographie Friedrich's II. vor sich. Fragt man nun, was denn der Verf. eigentlich geben wollte, auf welchem Standpunkte er bei seiner Darstellung steht und welche Quellen er benutzte, die es namentlich rathsam erscheinen ließen, das Buch zu schreiben und der wissenschaftlichen Lesewelt vorzulegen, so erhält man in der Vorrede, die aber keineswegs das Buch selbst vollkommen und deutlich genug charakterisirt, im Wesentlichen folgende Auskunft:

„Unsere Schrift beschäftigt sich eigentlich nur mit Lösung gewisser Probleme im Leben Friedrich's II., sie ist eine biographische Skizze, welche, ohne erschöpfend zu sein, Das mit besonderer Vorliebe behandelte, was andern Arbeitern entweder entging, insofern der vor ihnen liegende Stoff hierzu nicht ausreichte, oder was sie auf eine Weise darstellten, welche nach dem vor mir liegenden Stoffe als unhaltbar angesehen werden muß. Ein Augenmerk schwebte hierbei dem Verf. besonders vor, daß sein Büchlein für die Geschichte des Mittelalters so viel als möglich unentbehrlich und nicht gerade von ephemerer Dauer werden möge. Sollten später neue Forschungen in diesem Gebiete der Geschichte stattfinden, so hegt der Verf. die Hoffnung, daß sie sich zu den seinigen doch nicht anders verhalten werden als wie zum Vordersatz die conclusio, wie zur Basis die Säule. Die Geschichte Friedrich's II. bleibt für alle Zeiten von dem höchsten Interesse, weil der Wendepunkt des Mittelalters in sie fällt. So große Schwierigkeiten hierbei der Gegenstand darbietet, so liegen doch die bedeutendern in den Anfoderungen der Leser, indem die meisten von dem Verf. geradezu verlangen, er solle sich entweder lobend oder tadelnd über das Recht der Päpste, die Könige abzusetzen, und die Pflicht der Letztern, der Hierarchie zu widerstehen, aussprechen. Je nachdem dies geschehen, wird ihm auch Anerkennung oder Verwerfung zu Theil werden. Mit Absicht hat jedoch der Verf. darauf gar keine Rücksicht genommen. Was auch gegen die innere Begründung eines aufgestellten Rechtssatzes eingewendet werden mag, dem positiven Rechte wird man seine Geltung nicht versagen können. Jedweder allgemeine Satz enthält des Wahren beinahe ebenso viel als des Falschen in sich. Darüber mögen die Leser, welche Lust haben, sich ereifern; der Historiker hat nur das Particulaire, die gegenseitigen Beziehungen zu erforschen und zu würdigen. Alle Gewalt aber war, dem Begriffe der Zeit gemäß, wenn sie rechtlich sein sollte, nur eine gegebene; es gab keine Rechte ohne besondere Pflichten. In der Bewahrung jener, in der Erfüllung dieser bestand die Freiheit jener Tage. Die neuern Zeiten haben diesen Grundsatz zu nichte gemacht und die Freiheit in die Willkür gelegt, sodaß aufs neue Herrschen oftmals nichts Anderes heißt als die Willkür üben. Auf dieser Bahn ist, wie mehre Hohenstaufen, vor Allen Friedrich II. ihnen vorangegangen. Sein Kampf mit dem Klerus trug hervorragend diesen Charakter, da der Grundsatz des Traditionnellen sich nirgend so kundgegeben hatte als in diesem Stande. Der Kampf des Kaiserthums mit dem Papstthum erhielt in der vorliegenden Schrift eine neue Berücksichtigung, da er nicht nur dem Papste und Klerus gegenüber, sondern insbesondere in seiner Beziehung zu dem Laienstande verfolgt wird, welcher, gleichsam Erbe des gewaltigen Streits zwischen dem Priester- und Königthume, von nun an eine Stellung in der christlichen Welt einnimmt, die mit jedem Jahrhundert von größerer Bedeutung wird. Ist deshalb auch das Resultat dieses Buchs ein von der gewöhnlichen Auffassungsweise abweichendes, so möge dieses dadurch entschuldigt werden, daß die auf dem Titel angekündigte Benutzung von Handschriften in- und ausländischer Bibliotheken volle Wahrheit ist. Salimbene's werthvolle Chronik aus der vaticanischen Bibliothek, die Regestenauszüge Papst Gregor's IX. und Innocenz' IV. aus der Vallicelliana, der Regestenband Innocenz' IV., den die königliche Bibliothek zu Paris aufbewahrt, das Conceptbuch des bekannten päpstlichen Legaten Albert von Beham, welches als Autographon und seines seltenen Materials wegen zu den vorzüglichsten Kostbarkeiten der königlichen Bibliothek zu München gehört, die den Manuscripten der kai-

*) Einen dritten und letzten Artikel gedenken wir im December mitzutheilen. D. Red.

Digitized by Google

ferlich-königlichen Bibliothek zu Wien entnommenen Briefe ꝛc. können dem Leser bürgen, daß ich nicht in den Schuhen meiner Vorgänger einherzuschreiten, sondern eigene Wege zu wandeln suchte."

Die deutsche Geschichtschreibung ist gewohnt, das Zeitalter der Hohenstaufen als die Glanzperiode des deutschen Reichs im Mittelalter darzustellen, d. h. als diejenige Zeit anzusehen, in welcher das deutsche Volk durch seine Kaiser repräsentirt politisch und geistig den Gipfelpunkt erstieg, der ihm im Mittelalter bestimmt war. Von da an Verfall, Auflösung und allmäliger Übergang zu neuen Verhältnissen. „Deutschlands Verhältnisse", sagt Bülau ganz treffend, „führten sichtlich darauf hin, daß auf allen Punkten das Besondere seinen eigenen Ausdruck erhielt." Friedrich II. hatte das Geschick, „an dem Ausgange jenes Kampfs zu stehen und die Entscheidung tragen zu müssen". Und unsere Geschichtschreibung, den national-politischen Gesichtspunkt festhaltend, hat in ihre Geschichtsbücher über diesen Fürsten, der sieben Kronen auf seinem Haupte trug, im Wesentlichen Folgendes eingetragen. Friedrich II. hatte einen furchtbaren Kampf zu bestehen gegen die Lombarden, gegen die Päpste und die Feinde, die ihm von diesen sowol offen als im Geheimen entgegengestellt wurden. Sein ganzes Leben ging in diesem Kampfe unter. Er entwickelte aber auch Muth, Kraft und Klugheit in einem solchen Grade, daß er mit Recht in der Reihe der ausgezeichnetsten Fürsten Deutschlands steht. Nie sind, kann man mit vollkommener Berechtigung sagen, schönere Talente und größere Kräfte an die deutsche Herrschaft über Italien und an die Demüthigung der Hierarchie gesetzt worden. Von denselben Herrschergrundsätzen ausgehend, die seinen Großvater Friedrich Barbarossa geleitet hatten, verkannte er wie dieser die Unmöglichkeit, den Freiheitsgeist der Städte, mit denen sich die Interessen der päpstlichen Politik verbanden, durch das Lehnssystem zu besiegen. Darum führten aber auch die vielen Gesetze, die Friedrich in Verbindung mit seinem berühmten Kanzler Peter de Vineis zur Beschränkung der Städte und zur Begründung oder Wiederherstellung der kaiserlichen Macht gab, ebenso wenig zum Ziele als die unermüdete Thätigkeit und Grausamkeit seines talentvollen und selbstsüchtigen Bundesgenossen Ezzelino da Romano. Um seine Erbstaaten, Sicilien und Neapel, gegen offene und geheime Angriffe der Päpste zu sichern und Italiens Herr zu werden, vergaß Friedrich Deutschlands Interessen nur zu sehr, wohl wissend, daß ihm von dortaus keine wahrhaft ernstliche Gefahr drohe, und führte durch die Überlassung der Territorialoberhoheit an die deutschen Fürsten, deren Anhänglichkeit er in dem Entscheidungskampfe gegen Rom bedurfte, nothwendig die Zerstückelung Deutschlands herbei. Wie aber Friedrich nach der Unterwerfung Italiens strebte, ebenso trachteten die Päpste um jeden Preis den wegen seiner italienischen Erblande doppelt furchtbaren Kaiser aus ihrer Nähe zu entfernen. Die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Italien fühlte der Letztere nur zu gut; daher seine wiederholte Weigerung, den längst versprochenen Kreuzzug anzutreten. In Folge dessen sprach der Papst Gregor IX., der noch im Greisenalter die Hitze eines Jünglings und die Thatkraft eines Mannes besaß, den Bann über ihn aus. Und als Friedrich den Kreuzzug 1228 unternahm und selbst Jerusalem ohne Schwertstreich den Christen wieder gewann, wie er der christlichen Welt in einem Briefe selbst verkündigte, umgab ihn die erbitterte Curie in dem heiligen Lande mit Feinden und Gefahren. Und ihr Verdienst war es in der That nicht, daß der Kaiser nicht durch Meuchelmord fiel und der Sultan von Ägypten sich ehrlicher und großmüthiger zeigte als man von einem mohammedanischen Feinde damals zu erwarten gewohnt oder berechtigt war. Des Kaisers Abwesenheit benutzend hatte Gregor IX., wie vorauszusehen war, Krieg und Aufruhr in dessen Erblande geworfen; die Rückkehr des Gewaltigen verscheuchte jedoch bald die Schlüsselsoldaten. Die Opposition, die sich in Deutschland gebildet und an deren Spitze man den jungen und unerfahrenen Sohn Friedrich's, Heinrich, zu drängen gewußt hatte, unterdrückte der Kaiser sehr schnell und der Sohn büßte seine Schuld oder Verführung mit lebenslänglichem Gefängnisse. Um seinem Kampfe in Italien, den er, es koste was es wolle, zur Entscheidung zu führen entschlossen war, ungestört obliegen zu können, hielt er einen großen Reichstag zu Mainz (1235); ein allgemeiner Landfriede, dessen Verkündigung zum ersten Male in deutscher Sprache geschah, ward geboten. Friedrich sah Deutschland nicht wieder. Da zwischen seinen Herrschergrundsätzen, den Ansprüchen der lombardischen Städte und den Planen Roms keine Ausgleichung möglich war, nahm der Kampf zwischen Kaiser und Papst, nachdem der Letztere insbesondere den Erstern excommunicirt hatte, eine solche Heftigkeit und Erbitterung an, daß beide Kämpfer selbst der Gefahr nicht achteten, mit welcher nicht nur Deutschland, sondern der größte Theil der europäisch-christlichen Welt durch die Mongolen bedroht ward; beide Streiter, an Ehrgeiz, Kraft und Ausdauer einander würdig, fühlten lebhaft, es sei für Jahrhunderte vielleicht der Tag der Entscheidung gekommen zwischen der Fürstenkrone und der päpstlichen Tiara. Friedrich erklärte, Das was auf dem Spiele stand richtig würdigend, nach seiner Besiegung würden die übrigen Könige bald an die Reihe kommen; und diese durften denn in der Wahrheit den Ausspruch des Historikers Florus auf sich anwenden lassen: „post Carthaginem neminem vinci puduit." Als Gregor IX. starb, theils aus Gram über die Niederlage seiner genuesischen, reich mit Geistlichen und englischem Gelde beladenen Flotte, theils an den Folgen ungünstiger Gesundheitszustände in Rom (1241), stand Friedrich dem Anscheine nach auf dem Punkte obzusiegen. Allein bald änderte sich die Scene. Er ward 1243 bei Viterbo von den mit Erbitterung und Verzweiflung kämpfenden Italienern geschlagen und der neue Papst Innocenz IV., der ihm als Cardinal Sinibald Fiesco befreundet gewesen war, trat mit solchem Herrscherstolze und solcher Festigkeit gegen ihn auf, daß er sich zu Unterhandlungen entschließen mußte. Aber ehe diese noch zum Abschlusse kamen, entfloh der Papst nach Lyon zum größten Unmuthe des Kaisers, der daraus ganz klar erkannte, daß sein erbitterter Feind in dieser sichern Stellung nun das Äußerste gegen ihn wagen würde. Und er täuschte sich nicht. Auf einem dahin berufenen großen Concil, vor dem der kaiserliche Gesandte Thaddäus von Suessa vergebens seine Beredtsamkeit zur Vertheidigung seines Herrn erschöpfte, sprach Innocenz IV. am 14. Juli 1245 einen ebenso verhängnißvollen als schmählichen Bannfluch aus*): er galt der Vernichtung des ihm verhaßten Hohenstaufischen Geschlechts. Der Papst verfügte über die Kronen und Länder desselben, Deutschland eingeschlossen, mit maßloser und despotischer Willkür. Mit prophetischem Geiste rief Thaddäus aus: „dies ista, dies irae, calamitatis et miseriae! Doch ungebeugten Muths, im Vertrauen auf seine Rechte und der noch inwohnenden Kraft setzte der Geächtete in Italien den Kampf mit abwechselndem Glücke fort, während er in Deutschland die Bekämpfung zweier Gegenkönige, die ihm die päpstliche Politik schnell nacheinander entgegensetzte, seinem Sohne Konrad überließ. Plötzlich aber machte der Tod dem stürmischen und welthistorischen Leben Friedrich's ein Ende. Gift und Dolch hatten ihn nicht zu erschüttern vermocht; aber die Treulosigkeit seines Kanzlers Peter de Vineis und die Gefangennehmung seines Lieblingssohnes Enzio brachen ihm zuletzt das Herz. Sein Fall war der erste Act der großen historischen Tragödie, in der seinem gewaltigen Hause unterzugehen bestimmt war. Welchen Eindruck aber dieser Hohenstaufe namentlich auf das deutsche Volk durch seine Thaten und durch die Verfolgung der Mönche gemacht hatte, sieht man daraus, daß noch unter Rudolf von

*) Der Papst machte ihn der ganzen christlichen Welt bekannt, er theilte ihn selbst dem Sultan Melaheddin mit. Dieser gab aber eine Antwort, die vortrefflich geeignet war, das Haupt der Christenheit tief zu beschämen; schwerlich war eine solche erwartet worden.

Digitized by Google

Habsburg Betrüger auftreten konnten, die sich für Friedrich II. ausgaben; in Mainz mußte Rudolf sogar die Waffen gegen den Anhang eines solchen Pseudo-Friedrich ergreifen. Deutschland und Italien übrigens lagen blutend und zerrissen da; das war der vielgerühmte Segen der Hierarchie und der sogenannten Befreiung der Kirche aus der Knechtschaft der Hohenstaufen. Daß aber an diesen Triumph des Papstthums der Anfang seines Sturzes sich knüpft, das haben katholische und protestantische Historiker schon längst und allgemein anerkannt. Die Nemesis hängt an den Füßen des Frevlers gegen die Gerechtigkeit!

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Archier, A., Die Familie Morand, ein Zeitgemälde aus der Pariser Welt. Nach dem Französischen übersetzt von J. P. Silbert. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 17½ Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1846. Herausgegeben von J. G. Seidl. 22ster Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Riedl's Witwe und Sohn. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.

Baur, F. C., Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer kritischen Geschichte des Urchristenthums. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Blanc's, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 5te Auflage, herausgegeben von W. Mahlmann. 1stes Heft. Halle, Schwetschke und Sohn. 7½ Ngr.

Bock, W. v., Zur Geschichte des Kriminalprocesses in Livland. Dorpat, Karow. Gr. 8. 24 Ngr.

Boyens, J., Die Schweden in Deutschland zur Zeit des 30jährigen Krieges. Ein historischer Roman. Friedrichstadt. Gr. 8. 1 Thlr.

Bresemann, F., Das Zauberblättchen der Blumenkönigin. Volksmährchen. 1ste Lieferung. Berlin, Wolff. Kl. 8. 2½ Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Praktische Erläuterungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episcopat und Jerusalem. Mit Vorwort und vollständigem Briefwechsel herausgegeben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Kl. 8. 2 Thlr.

Büttner, J. G., Briefe aus und über Nordamerika, oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Castle, M., Die Phrenologie. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr.

Chateaubriand, Geist des Christenthums. Übersetzt von H. Kurtz. Ulm, Heerbrandt und Thämel. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eberhard, A., Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller christlichen Confessionen. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eckardt, L. M., Tron und Hütte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 8. 20 Ngr.

Elze, K. F., Über Philologie als System. Ein andeutender Versuch. Dessau, Aue. Gr. 8. 10 Ngr.

Engelbrecht, J., Ursprung und Kennzeichen des Rationalismus, oder der speculativen Theologie, Begründung der lutherischen Religion und Entgegnung aus Gottes Wort durch die Erklärung des im Jahre 1841 herausgegebenen Manuscripts über Offenbarung, Auctorität der heiligen Schrift und Inhalt des christlichen Glaubens, sammt der Erklärung der heiligen Sacramente, nebst der Erörterung des unglückseligen Zustandes der Baptisten-Gemeine oder Wiedertäufer, und wieder ans Licht gebrachte reine Kirchenordnung aus Gottes Wort, nach der Lehre Jesu Christi und seiner Apostel. Hamburg. 1844. 12. 1 Thlr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1846. 43ster Jahrgang. Mit sieben Kupfern. Wien, Riedl's Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Görling, A., Novellen und Erzählungen. Hannover, Pockwitz. Kl. 8. 20 Ngr.

Grün, K., Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien. Briefe und Studien. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Haltaus, K., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Fest. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heller, K., Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1846. Mit fünf Stahlstichen. 5ter Jahrgang. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1846. 26ster Jahrgang. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Mit sieben Kupfern. Wien, Riedl's Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Karl XII. vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaction in vier Actus, nebst einem Epilogus. Mit einem Vorworte herausgegeben von H. Lindner. Dessau, Aue. Gr. 16. 15 Ngr.

Die allgemeine Kirchen-Versammlung zu Trient, nebst sämmtlichen dahin einschlagenden päpstlichen Bullen. Deutsch, mit Nachweisungen und kirchenrechtlichen Anmerkungen von B. Schilling. Berlin, Hayn. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kohl, Ida, Paris und die Franzosen. Skizzen. Drei Theile. Dresden, Arnold. 8. 5 Thlr.

Leschke, J. W., Halleluja! Eine Sammlung christlicher Gedichte und Lieder. Grünberg, Weiß. 8. 7½ Ngr.

Luhe, A., Praktiker der reinen Homöopathie. Ein humoristischer Schwank in Versen von J. R....th. Berlin, Wolff. Kl. 8. 5 Ngr.

Muchar, A., Geschichte des Herzogthums Steiermark. 2ter Theil. Grätz, Damian und Sorge. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1846. Herausgegeben von T. Hell. Neue Folge. 6ter Jahrgang. Mit drei Stahlstichen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ritter, J. J., Geschichte der Diöcese Breslau. 1ster Theil: Von der Pflanzung des Christenthums in Schlesien bis zum Jahre 1290. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Saintes, A., Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit. Nach dem Französischen mit Anmerkungen und Excursen dogmatischen und dogmengeschichtlichen Inhalts herausgegeben von C. G. Ficker. 1ste Abtheilung. Gr. 8. 12 Ngr.

Stainach, G. Graf, Historisch-topographische Beschreibung von Graz en miniatur, enthaltend Fragmente ausgezeichneter Schriftsteller. Grätz, Kienreich. 1844. 8. 20 Ngr.

Stettler, F., Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern. Von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zur Einführung der Verfassung vom Juli 1831. Bern, Huber und Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Ein Tag aus der böhmischen Geschichte. Leipzig, Grunow. 16. 15 Ngr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lecture. 20ster Jahrgang. 1846. Mit sieben Kupfern. Wien, Riedl's Witwe und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Welcker, P. H., Thüringens Grüße bei der Ankunft Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland. Gotha, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Zeitklänge. (Gedichte.) Sonderhausen, Eupel. Gr. 16. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 301. — 28. October 1845.

Reiseliteratur über England.

Zweiter und letzter Artikel.

3. Englische Skizzen. Aus den Tagebüchern von Ida Kehl und J. G. Kohl. Drei Theile. Dresden, Arnold. 1845. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

4. Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer, von J. G. Kohl. Drei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 8 Thlr. 20 Ngr.

Das Material, welches Kohl auf seiner Reise in England gesammelt, ist so reichlich ausgefallen, daß er uns zu den in d. Bl. schon besprochenen Werken über Irland, Schottland und England noch zwei Supplementarwerke liefert, in deren ersterm die Gesellschaft und gesellschaftliche Sitte den Hauptinhalt bildet, während im zweiten Literatur, Sprache, öffentliche Vergnügungen, Clubs, Classen, Sekten und Parteien den Stoff seiner Besprechungen darbieten. Wir sind gewohnt, Alles was aus dieser trefflichen Feder fließt mit Dank zu empfangen, und dieser Dank fehlt dem Vers. auch jetzt nicht, obgleich wir bekennen müssen, daß ihm der Stoff fast allzu reichlich zufließt. Welche Detailkenntniß wir von England auch begehren mögen, er gewährt sie in diesen neun Bänden, und die Resultate, der Abschluß, zu welchem er mit ihnen gelangt, befriedigt jede Foderung; denn tiefer als er ist wol nie ein Deutscher in Geist und Wesen, Natur und Bildung des englischen Volks eingedrungen. Eine vollkommene und seltene Beobachtungsgabe und eine vollständige Kenntniß der Sprache und der Literatur der Engländer standen ihm hierbei zur Seite; Sammlerfleiß und geschickte Behandlung seiner Stoffe sowie das Bemühen, jedem seiner Abschnitte etwas von einem Kunstwerke — Rundung, Geschmack, Fülle und Abschluß — mitzutheilen, gingen mit jenen Eigenschaften Hand in Hand. So hat er für alle Leser etwas, für die Meisten voll Befriedigendes geliefert und wir danken seiner fleißigen und regsamen Feder eine — vollständige Kenntniß der britischen Inseln.

In dem zuerst angeführten Werke: „Englische Skizzen", ist Gesellschaft und häusliches Leben der Grundstoff der Darstellung. Häusliches und Geselliges, Ernstes und Heiteres, Blumen, Kränze und Miscellen bilden die Abschnitte der drei anmuthigen Theile. Eine weibliche Hand hat an ihnen mitgewirkt, die Schwester und Geistesgenossin des trefflichen Berichterstatters, die seinem Beobachtungssinne, seinen Kenntnissen und seinem Geschmacke so nahe stand, daß wir uns dieser Mitwirkung, welcher die zartern Theile der Beobachtung zufielen, nur freuen können. Wir müssen dies durch einen raschen Überblick des Inhalts belegen. Die Rolle, welche das Kaminfeuer (the fireside) in England spielt, ist mehr oder minder bekannt. Am Kamin hat die englische Geselligkeit ihren Sitz; der Feuerplatz ist ihr Mittelpunkt. Eine englische Wohnung hat in der Regel weder Spiegel noch Sophaplatz; ihr Ein und Alles ist die Feuerseite, mit leichten, beweglichen Stühlen umringt, der stete Gegenstand der Beschäftigung des ganzen Cirkels, der Lückenbüßer aller Unterhaltung. Dies reiche Thema zergliedert auf das anmuthigste das erste Capitel. Die spiegelblanken Utensilien des Feuers darf zwar nur ein Eingewiehter der Familie zur Hand nehmen, allein die schönsten Zeichen wachsender Vertraulichkeit sind es, wenn uns eine englische Hausfrau oder ihre Tochter auffodert: „to give the fire a stir." Sagt aber Jemand etwas Ungehöriges oder macht die Unterhaltung eine Pause — fliegt ein Engel über das Haus —, so heißt es im Kreise: „You better give the fire a stir." Der Engländer hat für unser gemüthlich, seelenvoll, selig, selbst für unser freundlich kein entsprechendes Wort; aber das Comfortable seines Feuerplatzes ersetzt ihm alles Fehlende. Die Stille eines englischen Hauses, in dem kein Wind pfeift, keine Thüre knarrt, kein Tritt gehört wird, kein Mäuschen knappert, kein Vogel singt, hat für den Deutschen, der an alle diese Töne gewöhnt ist, anfangs etwas Grabartiges; dem Engländer aber ist ein Continentalhause ein wahrer Lärmkasten. Wir bringen den Sommer gern auf dem Lande, den Winter in der Stadt zu, der Engländer umgekehrt. Der milde Winter, besonders die Weihnachtszeit, ist seine Country-season, im Frühjahr und Vorsommer verkriecht er sich in die Stadt; im Spätsommer badet, schifft und fischt er, vom October ab ist er Landmann.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 259—263 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Der Tageslauf einer englischen Gentry-Familie gibt das Bild zu einem andern Abschnitt, reizend wie der erste. Auch die Küchenangelegenheiten fehlen nicht, jenes kurze Capitel englischer Nationalgerichte, die sich wie muttonchop, der Unvermeidliche, stew, roastbeef, der König des englischen Mahles, und etliche mehr um plumpudding und mincepy und pattatoes sammeln. Die Hauseinrichtung mit ihren offices-pantry, housekeeper-room, kitchen, scullery, larder, dairy, laundry, wine-cellar: die Bibliotheken mit ihrem reichen Bücherüberfluß an Classikern und Lexiken — die Leselust Englands ist viel größer als die Deutschlands oder Frankreichs —, die Familienlust des Schenkens, Sendens und Einpackens — alles Dies wird uns von jener weiblichen Mitarbeiterin aufs anmuthigste geschildert.

Im Abschnitt „Geselliges" erfahren wir, was gentlemanlike sei, und wie streng die Kritik Dessen, was jenem Begriff nicht entspricht. Ruhe der Haltung ist die Grundlage desselben; nicht zu höflich, zu weinerlich, nicht zu vertraulich, nicht wankend in seinen Meinungen, nicht zu lebhaft und excentrisch, niemals begeistert, nie ein Sprüchwort gebrauchen, möglichst ernst, würdevoll, kurz gegen Geringere, bei Tische die Gabel in der Linken, und nichts zerschneiden, niemals von gentlemanlike sprechen, nicht von Religion und selten von Politik: — alles Dies gehört zu den ersten Erfordernissen eines Mannes comme il faut. Die Tischmanieren, die Trinksitte, das Handschütteln, Kuß und Gruß, die „schwere" Kunst des Strickens — eine Art von Familiengeheimniß in England —, Berlin-embroidery (berliner Stickerei), die Morning-calls (Morgenbesuche), die Sitte des Langeschlafens, das Go-a-shopping (Magazinbesehen), die Haltung der Kinder, Mündigkeitserklärung derselben, das Deutsch-Englisch- und das Französischlernen, die verschiedenen Manien, der Durst nach Fashion, Lyons und Lyonthum, die Frauen, ihre Erziehung, ihr Müßiggang, ihre gelehrte Bildung, ihre Theilnahme an der Politik, endlich die Frauen auf dem Thron: — alles Dies wird uns in so lebhaften und lieblichen Bildern vorgeführt, daß wir das Capitel mit Lust zu Ende lesen. Auch die Ausartungen der blue-stockings und der horsewomen (Gelehrte und Pferdeweiber) mangeln in diesem Bilde nicht, sowie denn auch die scharfe Schilderung eines englischen Reisenden von den deutschen Frauen nicht ohne Interesse zu lesen ist: „The German woman is — a feminine — nothing else; patient, enduring, an example of duty and touching devotion; irresolute, weak, a victim of the nerves and nonsense; without proude, but without dignity — without reserve, but without refinement." Unsere Leserinnen werden uns die Übersetzung erlassen.

Im zweiten Theile behandelt eine männliche Feder die Abschnitte „Ernsthaftes" und „Heiteres". Das Capitel „Insulaner" ist reich an treffenden Wahrnehmungen. Aus der Insellage und Inselnatur Englands fließt die ganze und volle Eigenthümlichkeit des englischen Wesens und Charakters ab. Der Verf. sagt:

Alle Inseln neben Continenten werden von diesen ausgesamt; Menschen und Pflanzenwelt gehört ihrem Ursprunge nach dem Continent an; aber die Geschiedenheit der Inseln bewirkt, daß dieser Same eine eigenthümliche Ausbildung annehmen muß. England hat so wenig als irgend eine Continentalinsel seinen Adam: allein Cultur, Sprache und Sitte jener Einwanderer, die von Zeit zu Zeit, niemals fortdauernd, herüber kamen, erfuhr in den langen Zwischenepochen eine eigenthümliche Umwandlung, eine Insularmetamorphose. Darum ist der Engländer auf dem Continent uns sogleich kenntlicher wie irgend ein Continentaler, und der Letztere ist in England eine stets kenntlichere, immer — selbst in London — neugierig betrachtete Erscheinung; so, diese ist ein Nationalzug des Engländers. So kam es auch, daß die Engländer, eine Mischnation wie keine andere in Europa, doch so homogen in sich und gegen alle andern Nationen, so compact-eigenthümlich sich ausbilden konnten. Man sollte annehmen, Alles bei ihnen müsse zerfahren, schwankend, zerfallen sein, da schon die Grenzvölker gewöhnlich so sind; aber gerade die Inselnatur machte, daß sie sich isolirten und Alles gleich, treu und fest in sich gestalteten, eins in und an sich, wie ihre Insel.

Diese treffliche Beobachtung wird sodann im Einzelnen in Sprache, in Literatur, in Sitte, Geschichte und Politik durchgeführt. Die Engländer empfingen Alles vom Continent; fast nichts gehört ihnen seinem Ursprung nach, weder Verfassung, Recht, Industrie, Cultur: allein, während sie alle erste Gabe dem Continent verdanken, bildeten sie jede für sich und für sich allein aus. Daher ihr Selbstständigkeit, ihr Alleinstehen in politischen Bestrebungen, ihre Unabhängigkeit von dem Ringen und Streben des Continents; darum endlich ihr wahrer Spruch, daß England the sacred refuge of mankind sei. Wie weicht die Sitte hier von der Sitte des Continents ab? Wir bringen die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu, der Engländer den Winter; wir behandeln den Sonntag als einen Tag der Lust und Freude, der Engländer weiht ihn dem Ernst, der Stille; wir stehen des Morgens auf, der Engländer zu Mittag; auf dem ganzen Continent ist der Männerkuß erlaubt, in England ist er verpönt; auf dem Continent regiert die Regierung, in England läßt sie sich regieren; seine Sports kennt England allein, wie seinen maßlosen Luxus und sein maßloses Elend; überall ist der Adel vermischt, der Bauer erhoben, nur England hält seine Aristokratie fest, wie sie war; seine isolirte Stellung aber, seine völlige Unabhängigkeit vom Urtheil Anderer, macht England zum Schiedsrichter der Welt. Es fühlt in sich seinen Schwerpunkt und folgt nur seinen eigenen Impulsen.

Der folgende Abschnitt behandelt die Wissenschaft im gemeinen Leben. Nirgend ist eine so zahlreiche Welt der Wissenden. Zwar können in Deutschland unter derselben Anzahl Menschen Mehre lesen als in England; aber die Zahl Derer, die von dieser Kunst keinen Gebrauch machen, ist bei uns unendlich größer. Bei uns ist die Wissenschaft einsam; das eigene Denken ist jedes Engländers Sache. Aus tausend Quellen fließt die Wissenschaft dort ins Leben über. Die Masse der Privatbibliotheken, die Menge der Lehr- und Handbücher, die Zahl der Institutions aller Art ist unermeßlich. Während der deutsche Kleinbürger zu Bier, zum Kaffergarten,

Digitized by Google

zur Kegelbahn eilt, geht der englische mit seiner Familie in eine physische oder mechanische Schaustellung und läßt sich die seltensten Dinge und Experimente zeigen, indem er sagt: „Knowledge is power.“ Botanik, Zoologie, Mechanik, Physik kennen unter 100 Engländern 30, in Deutschland Einer. Nirgend ist die Lesewelt größer, nirgend werden mehr Bücher gekauft als in England; nirgend ist Lectüring (Vorlesungen) verbreiteter als hier; kein noch so kleiner Ort ist ohne dieselben, und sind diese auch nicht alle an sich werthvoll, so verbreiten sie doch eine solche Menge von wissenschaftlichen Begriffen, wie weder das deutsche noch das französische Volk sie kennt. Dagegen achtet der Engländer die Philosophie im deutschen Sinne gering; sie soll ihm sein: ein instrumentum ad usus necessarios. Philosophie ohne Leben begreift der Engländer so wenig wie Kirche ohne Staat. Fast ebenso verhält es sich mit der Kunst. Für die Weihe der Kunst hat der Engländer kein Wort; Klima, Sinnesart und Religion sind bei ihm auf gleiche Weise der Kunst entgegen. Der Verf. geht die einzelnen Kunstrichtungen durch und zeigt uns ihren Zustand in England. In allen ist die abwärtsgehende Neigung zum Gewerbe sichtbar und charakteristisch für England. Unter dieser Richtung leidet selbst die Architektur; denn obwol England in jeder Stilart einige ausgezeichnete Bauwerke aufzuzeigen hat, obwol in jüngerer Zeit Prachtbauten, immer jedoch nur für Handels- und Gerichtszwecke, in Menge entstehen: die schöne Mannichfaltigkeit deutscher und italienischer Städte, die ein Kunstbedürfniß aussprecht, kennt England nicht, und seine Städte bieten ein trostloses Bild der Monotonie und mangelnden Kunstsinns dar. Das Comfort, die häusliche Abgeschlossenheit, Alles was der Engländer mit Domestic bezeichnet, steht hier entgegen.

In welchem Maße der Handelsgeist das ganze Volk durchdringt und Napoleon's Ausspruch wahr macht, zeigt der folgende Abschnitt. Hier ist Alles feil; ganze Kapellen, Hunderte von Predigerstellen, ja ganze Schuletablissements mit Kindern und Zöglingen und alle Sorten gerichtlicher Handlungen werden in den Blättern täglich feil geboten. Aus diesem Geiste fließt die erstaunliche Pünktlichkeit des Engländers, seine Kürze im Briefstil, seine Zuverlässigkeit, seine beständige Eile ab; time ist ihm power und er findet den Deutschen unbegreiflich, umständlich, weitläufig, unbesorgt und zu Wiederholungen geneigt. Nach seinem Urtheil ist unsere ganze Literatur eine beständige Wiederholung und Schiller viel zu weitschweifig (!). Seine Strenge im Besuchmachen (er bezahlt — pays — a visit), im Beantworten von Zuschriften, ist ein Ausfluß seiner business. Alles ist ihm ein Geschäft, a job, ein Ertrag. Ein Bein zu brechen ist a bad job, eine Einladung, ein Mahl a good job. Eine reiche Sammlung von Sprüchwörtern und immer wiederkehrenden Redensarten, sayings, belegt seinen Handelssinn und was damit zusammenhängt, seine Worttreue, seine Gewinnliebe. Man kann sagen, der Deutsche sei zufrieden sein Brot zu haben, der Engländer will make the best of every thing. Nicht Erhaltung, sondern Vermehrung seines Besitzes ist das Lebensziel des Aermsten wie des reichsten Aristokraten. Die Männer von 100,000 pounds a year sind daher Kohlenhändler, Frachter, Handelsleute aller Art.

Trefflich ist der Abschnitt „Deutschthum und Englischthum“. Der Deutsche ist und bleibt, sagt der Verf., ein Griechenland, der Engländer ein Römerkind. Jenem gilt das Ideal, diesem die Wirklichkeit. Die „Angst des Irdischen“ treibt der Deutsche abzuwerfen, der Engländer lebt in ihr. Unsere Schwärmerei, unsere Werther, unser Prunken mit dem Vaterland sind, wie unser zerstücktes Volkswesen, Gegenstände seines Spottes. Wir könnten die frische, freie Luft nicht vertragen, sagt der Engländer von uns; von dem friedlichen Glück manches kleinen deutschen Fürstenthums hat er indeß keine Vorstellung. Tacitus' „Germania“, fährt der Verf. fort, paßt jetzt viel mehr auf die Engländer als auf die Deutschen. In haec corpora excrescunt paßt auf die Engländer. Maxime Mercurium colunt desgleichen. Luexhausta pubertas ebenso. Caerulei oculi, rutilae comae, pruinicia septa — paucissima adulteria, consilia earum non spernantur gilt von den Engländerinnen. Plus boni mores, quam leges, somnum in cibem extrahunt, cibi simplices, sine blandimentis famem expellunt, sua cuique mensa, sua sedes — alles Dies paßt wunderbar auf England und hat in Deutschland seine Bedeutung verloren.

Im Abschnitt „Heiteres“ finden wir sodann eine reiche Sammlung von Kinder- und Ammenliedern, ABC-Versen, Märchen, Legenden und Sagen (Tom Thumb) und eine Menge scherzhafter Gebräuche aus der Zeit of merry old England (das uns so wenig merry scheint) an den verschiedenen Volksfesttagen. Von unsern Tieck'schen, Musäus'schen, Grimm'schen Märchen aber fragt der Engländer: Wozu soll Das nützen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Von Konstantin Höfler.

(Beschluß zum Nr. 309.)

Sehen wir nun, wie unser Verf. Friedrich II. und die Verhältnisse aufgefaßt hat. Seine Quellen, denen er vorzugsweise folgt, sind durch und durch mit römisch-hierarchischen Ansichten geschwängert. Und diesen einseitigen Charakter trägt auch sein ganzes Buch an sich. Den Schlüssel dazu kann man in den Worten Salimbene's d'Adami, der dem Verf. als besonderer Gewährsmann dient, finden: „Friedrich würde seines Gleichen nicht gefunden haben, hätte er Liebe zur Kirche gehabt; der Haß aber, welcher ihn zu dem Streite mit ihr entflammte, hat alle seine guten Eigenschaften zerstört.“ Hinc illae lacrimae! In Folge Dessen ist alles Unrecht auf Seiten des Kaisers und seiner Anhänger, die Kirche aber vielmehr die Hierarchie ist schuldlos, besindet sich nur im Stande der Nothwehr, während sie doch handgreiflich mit schauderhafter Willkür in weltliche Rechte und Verhältnisse übergreift. Wer gab dem Papste auch nur im geringsten die Befugniß, die Hohen-

Digitized by Google

staufen Konrad, Manfred, Konradin diesseit und jenseit der Alpen ihrer Kronen zu berauben? War Friedrich schuldig, was hatten Kinder und Enkel verbrochen? Man gestehe es nur, die unparteiische Geschichte und die Gerechtigkeit drängen unwiderstehlich zu diesen Geständnissen: die Hierarchie bebte vor keinem Gewaltstreiche zurück, um das verhaßte, mächtige und kraftvolle Geschlecht der Hohenstaufen zu verderben. Deutschland, das Vaterland des Verf., erntete Blut, Verwüstung und Zerstückelung von den Bestrebungen und endlichem Siege der päpstlichen Macht. Hat der Verf. ein Herz für diese herzzerschneidenswerthen Folgen? Nein, seine Augen sind mit dem Herzen zugleich nach Rom gerichtet, dort ist der einzige Sitz des Rechts, dort die wahre Quelle des Segens. Und fast möchte man glauben, folgende Worte wären zum Hohne geschrieben:

„Die Angelegenheiten des deutschen Reichs überwachte Innocenz mit der unermüdlichsten Sorgfalt, und wenn dasselbe als nächste Folge der Absetzung der Hohenstaufen eine grenzenlose Verwirrung erntete, so darf man hierbei nicht die natürliche Folge dieses Ereignisses und des charakterlosen Ehr- und Ländergeizes seiner Fürsten auf Kosten der Anordnungen hinsetzen, die Innocenz für das allgemeine Wohl ergreifen mußte, oder die Augen für Dasjenige schließen, was zur Herbeiführung eines bessern Zustands, der mystischen Verhältnisse ungeachtet, Trefflichs und Geeignetes geschah. Der König selbst kam unter den besonderen Schutz des Papstes."

Wir enthalten uns jeder weitern Bemerkung über diese Stelle; unsere Leser werden von selbst die Stimme eines Mannes daraus vernehmen, der das „Rom hat gesprochen" auch für sein Vaterland als die suprema lex anerkennt. Wenn endlich der Verf. in der Vorrede erklärt, er habe keine Biographie Friedrich's II. zu liefern beabsichtigt, sondern nur neue Beiträge liefern und berichtigen wollen, so wäre das an sich ebenso rühmlich als verdienstlich. Allein es hat derselbe wohlweislich nur die Verhältnisse, Kämpfe und Fehler Friedrich's zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht, die seinem specziellen Zwecke dienten, während er vorauszusetzen scheint, daß eine solche jeder nach allen Richtungen hin getreuere Biographie ihm manchen schmerzhaften Pfahl in sein hierarchisches Fleisch treiben mußte, wenn er sich nicht zum Falsarius der Geschichte herzugeben wollte. Nach allen diesen Bemerkungen wird man übrigens auch unsere Aeußerung erklären, die wir zu Anfang gethan haben, daß die Vorrede des Verf. keineswegs völlig klar und offen sei. Stellen wir nun unser Urtheil über das Buch in wenige Worte zusammenfassen, so glauben wir es in folgender Art ohne alle Ungerechtigkeit und Nebenabsicht thun zu dürfen: der Verf. hat gleich einigen Andern im Interesse einer gewissen Partei einen Versuch der Rehabilitation der vor dem Forum der Geschichte verurtheilten Hierarchie gemacht, wie sie im 13. Jahrhundert den Hohenstaufen gegenüber erscheint. Seine neuen Quellen dienten ihm glücklich als Veranlassung und Beweismittel. Die theilweise mühevolle Sammlung und die Mittheilung dieser Quellen verdient den Dank der Geschichtswissenschaft schon aus dem Grunde, weil diese das audiatur et altera pars als ein Recht unbedingt anerkennen muß und dieses natürlich weder dem Verf. noch der Partei, die er vertritt, zu verweigern geneigt sein kann. Allein sollen jene Quellen ihren wahren Werth für die Historiographie erhalten, so dürfen sie keinem Parteizwecke zum Mittel dienen, sondern müssen außerhalb desselben nach den Gesetzen der historischen Kritik geprüft*) und benutzt werden. Die historische Kritik hat aber in den Geschichten des Mittelalters solche Fortschritte gemacht, daß sie recht wohl im Stande ist zu beurtheilen, welcher Werth, welche Autorität dieser oder jener Urkunde gebühre. Sie läßt sich nicht mehr durch Alter oder sogenannte heilige Hände täuschen und bestechen; sie hat die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch liegen möge, zum Endziel ihrer Prüfungen gemacht. Und so können wir uns denn auch jetzt, um es mit kurzen Worten noch einmal auszusprechen, von der Überzeugung unmöglich trennen, das Verf. Quellen bedürfen einer Kritik und Benutzung, die von jedem Parteizwecke sich entfernt halten, um auf ihren wahren Werth für die Geschichte der Hohenstaufen zurückgeführt zu werden. Wir hegen aber die Hoffnung, daß die Befriedigung jenes Bedürfnisses nicht lange außenbleiben werde, sowie das des Verf. Buch auf die Darstellung und Beurtheilung der Hohenstaufischen Geschichten im Ganzen von keinem wesentlichen Einflusse sein werde. Indem der Verf. am Schlusse noch manche charakteristische Züge aus der Zeitgeschichte, besonders aus dem Mönchsleben der Franziskaner, nach seinen Quellen mittheilt, schließt er das Ganze mit folgender Stelle:

„Die ungeheuren Anstrengungen, zu welchen unter Innocenz IV. die Kirche genöthigt gewesen war, hatten dieselbe in einen so unnatürlichen Zustand versetzt, daß Jahrzehnde vergingen, bis sie aus dem Schwanken wieder zur Ruhe gebracht werden konnte. Innocenz hatte von Anfang an nach Frieden getrachtet; allein die Unmöglichkeit, einen solchen ohne die unverantwortlichste Verletzung seiner Pflichten zu schließen, hatte ihn zu den äußersten Schritten vermocht, welche sein Pontificat mit dem Hasse der Gibellinen erfüllten. Als er schnell nach dem Sturze des Kaisers wieder einzulenken versuchte, mußte er die Erfahrung machen, wie die Auflösung der Parteien ein selbstständiges Leben zu gewinnen vermöge, auch wenn die Ursache derselben längst weggefallen war. Dafür konnte ihn aber das Bewußtsein trösten, in der äußersten Bedrängniß nur Dasjenige gethan zu haben, was zum Heile der Kirche menschliche Besonnenheit für unumgänglich erachtete. Es blieb einem höhern Ermessen überlassen, im Laufe der Zeitgeschichte die Ursache klar zu machen, warum die alte Verbindung zwischen Papstthum und Kaiserthum gelöst, das Abendland der Zerrüttung, das christliche Morgenland dem Untergange preisgegeben werden sollte. Die Saat, die seit Heinrich IV. unablässig ausgestreut worden, war endlich aufgegangen; sie hatte ihre Früchte gebracht und vergeblich mochte jetzt die Welt wiskennen, was nur die natürliche Folge voraussorgsamer entsetzlicher Ursachen war. Entrinnen konnte sie den Übelständen derselben nicht mehr; dann erntete sie auch die bessern Früchte." 73.

*) Der Verf. erkennt es an, daß er den kritischen Werth seiner Quellen in dem vorliegenden Buche habe besprechen sollen, es sei aber unterlassen worden, weil das Gedenkliche von ihm bereits in den „Münchner gelehrten Anzeigen" niedergelegt wäre. Wir glauben denn doch, er hätte besser gethan, wenn er jene Kritik auch dem Buche selbst einverleibte, die wissenschaftliche Welt würde es ihm gewiß Dank gewußt haben, abgesehen von der Zweckmäßigkeit, die Quellen und ihre Kritik auf einem Punkte zu vereinigen.

Literarische Anzeige.

Neuer Roman.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaiser und Narr.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 302. — 29. October 1845.

Reiseliteratur über England.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

Im dritten Theile nehmen wir wieder eine weibliche Feder in den Spaziergängen à l'Anglaise, den Blumen und Kränzen, in den Miscellen und den irländischen Bildern wahr. Es sind besonders die lieblichen Seiten der englischen Sitten, die hier zur Darstellung kommen; die Festlichkeiten des Landlebens, der Ernte (Erntelieder), die Vorliebe für Blumen, die Namen, Bedeutungen der letztern und die Sagen, mit welchen sie in Verbindung stehen, die englische Thier- und Pflanzenwelt. Drei Dinge, in Deutschland sehr gewöhnlich, kennt man in England nicht: Störche, Nachtigallen und Schachteln. Der Storch ist allerdings ein fast auf Deutschland beschränkter Gast; in England und Irland, wo St.-Patrick die Frösche und Kröten verbannte, findet er seine Nahrung nicht; ob es Nachtigallen in England gibt, ist einigermaßen problematisch, gewiß singt sie nicht wie bei uns. Der Engländer hat dafür sein beliebtes Rothkelchen und seinen Zaunkönig (wren), wie er anstatt unserer Schachteln von Pappkasten Gebrauch macht. Merkwürdig ist die Verehrung der Mistel (misletoe), die auf dem Lande, ja selbst noch in der Kirche dieser Pflanze des Druidenthums dargebracht wird, und die Rolle, welche sie im Volksglauben und in Volksliedern noch immer spielt. Wie zäh ist doch der menschliche Glaube! Die schöne Ballade: „Oh the misletoe-bough" übergehen wir ungern. Taxus und Weide sind in England die Trauerbäume, in den Namen der kleinen und gemeinen Pflanzen versteckt sich in England eine reiche Volkspoesie, die als etwas ganz Neues uns hier zum ersten Mal aufgeschlossen wird. Die Wappenschilder geben ein anderes reiches Capitel; Quäker, irländische Zustände ein anderes; die Feste, kirchlichen Gebräuche (z. B. die Confirmation, welche nicht eben sehr „protestantisch" begriffen wird), die Erinnerung an die Pulververschwörung — der 5. Nov. wird noch heute viel besungen —, die Nachtwächter mit ihren Liedern, endlich die Eigenthümlichkeit der Cockneys — Spitzname der Londoner, von cocagne, oder von the cocks neigh, die Höhne wiehern, wie ein Londoner von einer Landreise heimgekehrt erzählt haben soll —, bilden ein drittes Capitel, reich an anziehenden Einzelheiten; zu merken ist, daß Cockney überall Wunder sieht, dabei höchst unschuldig ist und stets geprellt wird, daß er v und w stets verwechselt, daß h immer falsch anwendet und damit Mißverständnisse erregt, und den Worten auf einen Vocal gern ein r anhängt, z. B. idear, drawr anstatt idea und draw.

Alle diese Gegenstände haben wir hier blos andeuten können; sie bei den Verfassern zu verfolgen aber ist ein Vergnügen, ein Genuß, dem wir viele Theilnehmer wünschen.

Das letzte Werk: „Land und Leute der britischen Inseln", nimmt das Thema in einer andern Weise wieder auf. Zuerst: der Eintritt in England. Luft und Klima hält in England in Allem die Mitte; die Gleichmäßigkeit der Temperatur, der relativ geringe Unterschied zwischen Sommer und Winter, die immer grüne Landschaft, die langsame Entwickelung der Natur, welche nichts übereilt, nichts jäh und heftig auftreten läßt, diese allgemeine Mäßigung, die weder glühende noch bitterkalte Tage kennt, hat den englischen Nationalgeist zu Dem gemacht was er ist; ruhig, langsam, arbeitsam, solid. Der beständige Wechsel des Landes läßt keine Weiten zu, Alles ist concentrirt; Wiesen, Wüsten, Wälder, Berge, nichts zeigt lange Linien; die Cultur geht Hand in Hand mit der Natur in England; die Wälder sind nicht ausgerottet, aber sie sind durchbrochen, Alles hat sich in die gehörigen Schranken gefügt. So viel von der Natur Englands. Der Mensch selbst bietet eine abweichende Schädelbildung dar; es ist eine merkwürdige Thatsache, daß kein Engländer auf dem Continent einen genau passenden Hut finden kann. Die Continentalhüte sind ihm zu rund; die englische Stirn geht in Anfängen von Fühlhörnern aus; die Musen haben an ihm nicht gleichmäßig gearbeitet.

Hierauf folgt eine Schilderung des Gewühls von London mit seinen zwei Millionen! Man glaubt in der Wolfsschlucht zu sein, sagt der Verf. Von einem unendlichen Gebrause halbverständlicher Töne erschallte die Luft; es war größtentheils Englisch, ich verstand aber nicht Alles. Viel stash und cart war darunter. A million — a million, 100,000 a year! distress! plenty! — oh starvation! good food! business! money! no

Digitized by Google

empoiment! pounds! starvation! so scholl es durcheinander. Ein Überblick der Nationalitäten hat die nächste Stelle. Zwei Drittel von England nimmt das normännisch-sächsische Mischlingsvolk ein, ein Drittel der celtische Urstamm. Wohnsitze, äußere Gestalt, Charaktere und Sprache dieser Volkstheile werden im Einzelnen durchgegangen. Zuerst die Irländer und seine Geschichte. An Gestalt kleiner als der Engländer, von wohltönendem Organ — denn obwol sein brogue (Dialekt) verhöhnt wird, so versteht der Fremde den Irländer doch weit besser als den Engländer —, seine Gutmüthigkeit, Falschheit, Unverschämtheit und Zudringlichkeit, sein Schmutz, seine Gastfreundschaft, seine Rauflust, Grausamkeit und überfließende Zärtlichkeit, seine Genügsamkeit, Kunstneigung und Heiterkeit, seine Geschwätzigkeit und Aufschneiderei, seine poetischen Illusionen endlich, geben zu fesselnden Capiteln den Stoff. Eine nicht minder scharfe Beobachtung bewähren die Abschnitte, welche sich mit den schottischen Volksstämmen beschäftigen. List und Rührigkeit, der clanische Geist und die Stammliebe, die Schotten im Ministerium, die Ähnlichkeit der Schotten mit den Schweizern, die Freiheit und das Reinement der schottischen Gesellschaft, ihre Neigung für Gelehrsamkeit und Bildung, ihre langsame Schmelzung in das englische Nationalwesen, das frühe Germanenthum in Schottland, ihr Haß gegen die Union, welche nach der Meinung vieler Schotten „such a parcel of rogues", ein paar Schelme zu Stande brachten, endlich die Kirchenfrage und die schottischen Hoffnungen, welche auf die Emancivation der Presbyterialkirche gerichtet sind, bieten sehr anziehende Erörterungen dar. . Endlich folgen die Wälschen, mit einem bemerkenswerthen, sprachlichen Capitel — über alte Sprachreste in Europa —, die Charakteristik der „Western" und „Southern" und der Fremdlinge in England.

Die Größe des britischen Reichs, politische Fragen und englische Antworten darauf, Römer und Engländer, hiernächst die nachbarlichen Verhältnisse, Engländer und Franzosen, französische Sprache und Einfluß in England, Nationalhaß, Gerechtigkeitsliebe, unausgleichbare Gegensätze, nehmen die nächsten Abschnitte ein. Der Verf. sagt:

Im ewigen Gegensatz, im steten Wetteifer und unversöhnt zingen Griechen und Römer zum Tartarus ein, und so werden auch Engländer und Franzosen, so lange sie bestehen, miteinander wetteifern, kämpfen, ringen, bis ihre Zeit kommt. Die Massen bleiben sich abgeneigt wie zuvor und:

Siehe, wir streiten, wir hassen, es trennt uns Neigung und Meinung.

Aber es bleibt indeß die sich die Locke wie mir.

Engländer und Deutsche, Differenzen im Kleinen, bei Zuneigung im Großen, und wechselseitige Ergänzung beider Völker — wir Deutschen sind in diesem Punkte fast undankbar gegen die Engländer —, sodann England und die Amerikaner, die potenzirten Briten, die fortschreitende Antipathie beider Völker, die Handelseifersucht, die nachbarlichen Streitigkeiten, das gegenseitige Brummen und Murren über Kleinigkeiten, der wilde Ernst der Amerikaner, ihren Vätern gegenüber, Alles dies füllt den ersten Band auf eine ungemein fesselnde und belehrende Weise. Deutschland war der körperliche Vater, Frankreich der Erzieher des Engländers; Amerika ist seine Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

Ehe ich das Gebiet der religiösen Streitigkeiten auf einige Zeit verlasse, um mich andern Gebieten der Tagesliteratur zuzuwenden, gedenke ich noch zweier Schriften, welche einen tiefen Blick in das unheimliche Treiben der jesuitischen Römlinge und römischen Jesuiten thun lassen, wie diese auch außerhalb Deutschlands emsig bemüht sind, die römische Herrschaft über die Geister wiederherzustellen. In England hatte kaum der so oft und laut beschriene Druck gegen den römischen Katholicismus etwas nachgelassen, als der ihnen bewiesene Edelmuth der Protestanten von den Römlingen durch einen der energischsten Katholisirungsversuche belohnt wurde, der als ein heimtückisches Attentat erscheint, unter der Maske der strengsten Kirchlichkeit das innerste Herzblut der englischen Kirche zu vergiften, um sie rettungslos der römischen Hierarchie als dem einzigen Arzte wider die Todeskrankheit in die Arme zu treiben. Dieses Attentat, unter dem Namen Puseyismus bekannt, hat einen schnellen und raschen Verlauf genommen und ist deshalb ganz geeignet, die Taktik der Römlinge im Kampfe gegen den Protestantismus kennen zu lernen. Der Beifall, den der Puseyismus auf vielen Seiten fand, bewog dessen Verfechter mit ihren Schlußfolgerungen schnell, Schlag auf Schlag herauszutreten, sie hofften die englische Kirche im Sturmschritt mit sich fort zum Romanismus hinreißen zu können; aber sie haben sich getäuscht. Die Überreste der Hierarchie, welche sich in der englischen Kirche erhalten haben, erleichterten ihnen zwar die Ankämpfung ihrer Bestrebungen, aber der gesunde Sinn des englischen Volks ließ sich nicht gefährlichen Consequenzen aus diesen Anfängen nicht gefallen. Das elende Resultat des ganzen Bekehrungsversuchs war, daß Newman, der eigentliche Stifter und Hauptvertreter des Puseyismus, wie uns vor kurzem die Zeitungen meldeten, nachdem er seine Stellung bei der Universität Oxford eingebüßt, öffentlich als Das, was er längst war, sich bekannt hat: als Papist. Das war des Pudels Kern! Die Entwickelungsgeschichte des Puseyismus kann man aus der nachfolgenden Schrift kennen lernen:

1. Der Puseyismus nach seinem Ursprunge und als Lehrsystem dargestellt von Schleyer. Freiburg, Wagner. 1845. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. ist römischer Katholik und zwar so sehr, daß er sich nicht scheut, Haß, Verachtung und Verleumdung gegen den Protestantismus öffentlich auszusprechen. Daher ist er bemüht, den Puseyismus als eine nothwendige Entwickelungsstufe der englischen Kirche darzustellen, aufzuzeigen, daß er im Grunde nichts Anderes als der Übergang zum römischen Katholicismus ist, und die Gründe anzugeben, weshalb trotz der Nothwendigkeit, mit welcher der Puseyismus aus dem Anglicismus, der Romanismus aus dem Puseyismus folgt, dennoch die Engländer noch nicht in Masse in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sind. Der Verf. versichernigt, daß Newman sich nunmehr als Papist verrathen hat, vielleicht wußte er es selbst noch nicht; aber jedenfalls werden Alle, welche des „Pudels Kern" kennen gelernt haben, durch das Raisonnement des Dr. Schleyer sich nicht täuschen lassen, sondern nur an die von ihm vorgebrachten Thatsachen sich halten, um den Puseyismus als Das was er ist, als Versuch der Verführung zum Papismus zu würdigen. Der Beweis des Dr. Schleyer, daß der Puseyismus eine nothwendige Ent-

Digitized by Google

wickelungsstufe der englischen Kirche sei, ist sehr schwach, indem er in der That nur zeigt, daß die Reformation der Kirche in England nur unvollkommen geschehen sei, daß in ihr einige Überreste der Hierarchie verblieben seien. Aber daß diese Überreste der Hierarchie nothwendig also anschwellen müßten, daß durch sie endlich die ganze Reformation zu nichte gemacht und der Romanismus wiederhergestellt würde, ist nicht wahr. Sie können nur benutzt werden zum Versuche, die Reformation zu zerstören. Der Puseyismus ist keine nothwendige Folge, sondern nur eine willkürliche Folgerung aus einigen schwachen Stellen der englischen Kirche. Daß er dies sei, geht aus der vorliegenden Schrift selbst auf das bestimmteste hervor. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit der Papismus von Anfang an bei der ganzen Begebenheit die Hand im Spiele gehabt, wie lange Newman schon sich heimlich zum Papismus bekannt hatte, ehe er es öffentlich that; ich will annehmen, die Schlußfolgerungen, welche Newman machte, um vom Protestantismus zum Romanismus hinüber zu gelangen, seien die dialektische Bewegung seines eigenen Geistes. So betrachtet erscheint zwar der Puseyismus nicht vornherein als Teufelei, als bewußte Lüge, aber er ist ein trefflicher Commentar voller Nutzanwendungen auf unsere Verhältnisse zu dem Spruche: Gib dem Teufel einen Finger und er hat dich ganz. Folgen wir der Darstellung Schleyer's, so ging der Puseyismus hervor aus demselben bösen Principe, welches auch innerhalb der römischen Kirche den Papismus geboren hat, aus Pfaffenstolz. Die Geistlichen, welche vom Hochmuthsteufel besessen sind, begnügen sich nicht mit der erhabenen Würde, zur Verkündigung der an die ganze Menschheit geschehenen göttlichen Offenbarung vorzugsweise von ihren Mitchristen berufen zu sein, sondern sie wollen einen specifischen Vorzug vor allen andern Menschen haben, der sie zur absoluten Herrschaft über die Geister berechtigt. Die anglicanische Kirche hat die Schwäche von ihren Bischöfen als einen besondern Vorzug zu rühmen, daß sie in ununterbrochener Reihenfolge Nachfolger der Apostel seien. So lange dieser Vorzug nur als eine historische Äußerlichkeit gerühmt wird, ist er unschädlich, aber die Puseyisten begannen damit die Autorität der Geistlichkeit aus der apostolischen Nachfolge abzuleiten. Sie sagten: „Wir (die Geistlichen) sind nicht aus dem Fleische geboren, noch aus dem Blute, sondern aus Gott. Unser Herr Christus hat den heiligen Geist seinen Aposteln gegeben; sie haben wieder ihrerseits Denjenigen die Hände aufgelegt, die ihnen nachfolgen sollten; diese haben wieder Andere eingesegnet und so ist diese heilige Gabe auf unsere gegenwärtigen Bischöfe fortgepflanzt worden, welche uns zu ihren Gehülfen und gewissermaßen zu ihren Stellvertretern eingesetzt haben." Mit diesem Satze ist das Princip des Romanismus anerkannt und es läßt sich aus demselben consequenterweise Nichts ableiten als eben der Romanismus. Die Puseyisten, welchen ihre Zeit nicht kirchlich genug gesinnt war, sprachen jenen Satz aus, angeblich um die englische Kirche zu Kraft und Ansehen zu bringen, sie schlossen formell den Romanismus auf das bestimmteste aus. Aber indem sie nun auf Grund jenes Princips eine Erörterung über die in den bekannten 39 Artikeln niedergelegte anglicanische Kirchenlehre anstellten, so gaben sie thatsächlich nichts Anderes als eine Widerlegung oder Umgestaltung derselben in die Lehre des Papismus. Dr. Schleyer weist dieses in überzeugender Weise nach, er ist auch ehrlich genug anzuerkennen, daß dieses nicht anders als durch die ärgste Sophistik geschehen konnte und geschehen ist. Betrachten wir den oben angeführten Satz näher, so spricht sich in ihm, wie gesagt, zunächst jener uralte Pfaffenhochmuth aus, welchen die Welt nicht mehr ertragen zu wollen nun endlich fest entschlossen zu sein scheint. Seine Unvernünftigkeit ist längst erwiesen, daher will ich nur seine Unchristlichkeit andeuten. Gesetzt, daß wirklich eine Fortpflanzung des heiligen Geistes durch das Handauflegen der Apostel stattfand, so würden durch dieses nicht nur die Priester, sondern alle Christen desselben theilhaft geworden sein; alle Christen sind in demselben Sinne unmittelbare Nachfolger der Apostel, wie dieses von den Bischöfen ausgesagt wurde. Aber es ist überhaupt unchristlich, ist Papismus, anzunehmen, daß durch irgend eine äußerliche Handlung als solche Geistiges bewirkt werde. Das Christenthum ist der entschiedenste Gegner alles Zauberwesens; der heilige Geist ist keine „Gabe", die sich äußerlich wiedergeben läßt. Nimmt man ihn als solche, so muß man consequenterweise auch die ganze Heilswirkung des Christenthums als ein äußerliches Verfahren mit dem Menschen betrachten, durch welches dieser eben wie der Stein durch den Bildhauer, so durch Christus und seine Nachfolger, die Pfaffen, zu einem Erwählten für das Himmelreich zurecht gemacht wird. Man steht also dann mitten im Papismus, im Gegensatze gegen welchen das wahre Christenthum und als solches der Protestantismus Lebendigwerden Gottes im Menschen, Heiligung der Gesinnung fodert, und die Werke, d. h. nicht die guten Früchte eines heiligen Sinnes, sondern das äußerliche Thun, um sich des Himmelreichs theilhaft zu machen, verwirft.

Die Vorwürfe, welche Dr. Schleyer dem Protestantismus macht, concentriren sich in der bekannten jesuitischen Insinuation: „Daß der Protestantismus in seiner consequenten Entwickelung zum Princip der absoluten Autonomie des Subjects, zur organisirten und declarirten Demokratie in Kirche und Staat, ja selbst bis zum Königsmorde führe." Die Hinrichtung Karl's I. in England soll den historischen Beleg zu dieser Ansicht liefern. Was ist aber diese That protestantischen Fanatismus gegen die blutigen Thaten des Fanatismus in der römischen Kirche! Der hier ausgesprochene Vorwurf ist längst so gründlich widerlegt, daß er nur bezeichnet zu werden braucht, um den Verf. zu charakterisiren. Nur Dem ist noch zu widersprechen, als ob der Protestantismus überhaupt zur „absoluten Autonomie des Subjects" führe, nicht um den Dr. Schleyer zu widerlegen, sondern zur weitern Widerlegung jenes in der Anfänglichkeit des Denkens sitzen gebliebenen Rationalismus, welcher den Feinden des Protestantismus diese gefährliche Waffe in die Hände gegeben hat. Auch Dr. Schleyer beruft sich auf einen solchen rationalistischen Ausspruch von C. Fock aus Kiel, welcher in einer Abhandlung über den Puseyismus sich des Ausdrucks bedient haben soll: „Das formale Princip des Protestantismus sei die Autonomie des Subjects, die Unabhängigkeit von aller und jeder äußern Autorität." Dieser Ausspruch ist ebenso unprotestantisch wie überhaupt irreligiös. Nicht allein ist historisch von den Reformatoren die Autonomie des Subjects auf das entschiedenste verworfen worden, sondern auch die wissenschaftliche Entwickelung des Protestantismus, welche in der protestantischen Philosophie, nicht aber in der von aller wissenschaftlichen Bildung sich immer mehr entfernenden rationalistischen Theologie zu suchen ist, hat die Nichtsnutzigkeit der Subjectivität in den ewigen Interessen des Geistes auf das bestimmteste anerkannt und ausgesprochen. Wenn das Christenthum und die Reformatoren ein Lebendigwerden des Geistes Gottes im Menschen verlangen, durch welches dieser erst zu einem Gliede im Gottesreiche werde, ohne welches derselbe aber ein Nichts, ein verächtlicher „Madensack" sei, so verlangt die Philosophie vom Menschen Aufgeben seiner subjectiven Willkür an die Objectivität des Geistes, in welcher das Subject erst zu seiner wahren Freiheit gelange. Daß mit dieser Objectivirung des Subjects zugleich eine Subjectivirung des Objects gefodert sei, ist gewiß, aber es ist dies so wenig unchristlich, daß in der Menschwerdung Gottes die Subjectivirung des Objects ausdrücklich als Grundbedingung des ganzen Erlösungswerkes bezeichnet ist. Das Princip des Protestantismus ist also vielmehr die Autonomie des Objects im Subject, die Freiheit in der Selbstbestimmung des göttlichen Geistes. Man kann den Unterschied zwischen Katholicismus, Rationalismus und Protestantismus (wahrem Christenthum und echter Philosophie) kurz so bezeichnen: Der Mensch ist weder wie Lehm in der Hand Gottes, den dieser äußerlich formirt und

Digitized by Google

dadurch zur Theilnahme am Himmelreich geschickt macht, wie der Katholicismus will, noch ist er ein gleichberechtigtes lebendiges Wesen außer Gott und gegen Gott, wie der Rationalismus will, sondern er ist Geist vom Geist, Odem Gottes, der also zu sich selbst kommt, indem er zu Gott kommt, und in welchem Gott zu ihm selbst kommt, indem er Mensch wird. Sodaß also der Mensch außer Gott und wider Gott, der in der Form der Subjectivität aufgehende Mensch, der natürliche Mensch als solcher schlechthin nichtig und vernichtet ist.

Daß endlich auch in Frankreich die jesuitisch-papistische Partei eine angestrengte Thätigkeit entwickelt, davon zeugt folgende Schrift:

2. Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit. Eine Gelegenheitsschrift von L. A. Warnkönig. Freiburg, Wagner. 1845. 8. 15 Ngr.

Die Art, wie sich die Frage der Unterrichtsfreiheit in Frankreich gestaltet hat, wird in dieser Schrift fast zu gründlich erörtert, insofern die erste Hälfte derselben eine Darstellung der Geschichte der französischen Kirche seit Clodwig's Taufe 596 enthält, und nur die zweite Hälfte sich speciell mit der Unterrichtsfrage beschäftigt. Diese wird im Allgemeinen ganz in derselben Weise dargestellt, wie neulich von einem Berichterstatter in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" geschehen. Ich hebe hier nur dies hervor, daß in Frankreich die Geistlichkeit, welche ganz von jesuitischem Geiste besessen ist, die in der Charte versprochene Freiheit des Unterrichts verlangt, ganz offenbar in der Absicht, hernach ähnlich wie in Belgien sich des Unterrichts fast allein zu bemächtigen und durch die Erziehung die spätere Gestaltung des Staats vorzubereiten. Diese soll eine solche sein, wie sie der Hierarchie zusagt; in Frankreich handelt es sich hierbei um die Existenz der gegenwärtig herrschenden Dynastie. Gegenwärtig hat die Universität einen regelnden Einfluß auf den öffentlichen Unterricht; die Regierung hat Gesetze erlassen, durch welche, wie es heißt, der Freiheit des Unterrichts Grenzen gesetzt werden. Die Intrigue der katholischen Geistlichkeit bei dem Streit um die Freiheit des Unterrichts ist ganz eigentlich jesuitisch; nämlich nicht blos deshalb, weil als die künftigen Lehrer der französischen Jugend die Jesuiten in Bereitschaft gehalten werden, sondern auch besonders deshalb, weil die Geistlichkeit und die sie unterstützende legitimistische Partei mit der Regierung wissentlich ein falsches Spiel spielt, indem sie ein von ihr als an sich schlecht und verwerflich erklärtes Princip (das der Freiheit) als Mittel zu ihrem für heilig gehaltenen Zwecke benutzt. In dem ganzen Streite spielt übrigens der noch immer nicht verdrängte verwirrte Begriff der Freiheit eine mächtige Rolle. Noch immer wird Freiheit und Gesetzlosigkeit von den streitenden Parteien identificirt und dies sogar auch von der Regierungspartei, welche doch unmittelbar einsehen gelernt hat, daß eine Freiheit, die nicht den Ausdruck einer vernünftigen Willensbestimmung enthält, eine Unmöglichkeit ist. Die Gesetze müssen nicht Beschränkungen der Freiheit sein, sondern sie müssen Selbstbestimmungen derselben sein. Gegen das von der Regierung erlassene und in den Kammern gebilligte Unterrichtsgesetz ist außer der principiellen Miskennung der Bedeutung der Freiheit und des Gesetzes (welche sich durch alle modernen Gesetzgebungen hindurchzieht) hauptsächlich zu tadeln, daß die Regierung selbst aus äußerlichen Rücksichten an der strengen Durchführung des von ihr übrigens festgehaltenen Princips der staatlichen Überwachung des Unterrichts sich hat hindern lassen. Sie läßt noch immer bischöfliche Unterrichtsanstalten zu, indem sie nicht darüber hinweg kann, daß der Klerus das Recht habe, für seine eigene Heranbildung zu sorgen. So räumt die französische Regierung dem Klerus ein Privilegium des Unterrichts ein und begnügt sich, ihm dasselbe so weit zu verkümmern, daß es ihr nicht nachtheilig werden könne. Dies ist die unglückliche Manier dieser Zeit, daß sich die Regierung die Stellung einer Partei im Staate gefallen läßt, ja selbst sich diese Stellung gibt, anstatt im Bewußtsein ihrer Einheit mit dem vernünftigen Willen des Volkes, mit der Kraft des absoluten l'état c'est moi aufzutreten. Es ist hier nicht der Ort, auf die Bestimmungen eines vernünftigen Unterrichtsgesetzes einzugehen, aber aus der Gestalt, welche das französische Unterrichtsgesetz angenommen, erkennt man jenes überall als ein Schreckbild auftauchende Zeichen der Zeit: die Regierungen machen den Bestrebungen einer herrschsüchtigen, unverbesserlichen, selbst nicht klüger gewordenen und darum auch noch alle Welt für dumm haltenden Priesterkaste Concessionen, obschon diese Kaste sich nicht scheut, offen als der gefährlichste Gegner der Regierungen diesen mit schnödem Undanke zu lohnen; und die Regierungen thun dies, weil sie plötzlich das Vertrauen zur Philosophie verloren haben, weil sie nicht glauben, daß diese die Geister auch beschwören könne, die sie heraufgerufen, und sich deshalb im Interesse ihrer selbst und der von ihnen vertretenen Völker in den Schutz einer Kaste begeben zu müssen meinen, die sich rühmt, die Geister beherrschen zu können, aber täglich die schmählichsten Niederlagen durch die schwächlichsten ihrer Gegner erfährt, während ihre stärkern Gegner sich noch gar nicht in den Kampf mit ihr eingelassen haben, weil sie sie als einen todtgeborenen Posthumus des 16. Jahrhunderts verachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der Vereinigten Staaten.

Die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten bietet zwar im Allgemeinen keine allzu große Mannichfaltigkeit, aber was ihr an Fülle fehlt, kommt ihr an Erhabenheit zu Gute. Besonders ist sie geeignet, das Nationalgefühl und den Sinn für Freiheit zu nähren und zu kräftigen. Deshalb ist sie auch meist von solchen Schriftstellern zur Behandlung gewählt, denen es darauf ankommt, auf die Gemüther ihrer Leser aufregender einzuwirken. Es hat bei dieser bestimmten Tendenz der amerikanischen Geschichte nicht fehlen können, daß sie durch vielfache Verdrehungen und besonders einseitige Auffassungen gefährdet ist. Es ist deshalb erfreulich, daß wir jetzt einen anspruchslosen Abriß erhalten, dessen Verf., der bekannte Graf Pelet de la Lozère, keinen Anspruch auf den Theatereffect hohler Phrasen macht. Dieses Werk ist vor kurzem unter dem Titel „Précis de l'histoire des Etats-Unis d'Amérique depuis leur colonisation jusqu'à nos jours" erschienen. Was das Stoffliche betrifft, so genügt es Demjenigen, der ein allgemeines Bild vom Entwickelungsgange der Vereinigten Staaten gewinnen will; die Behandlung entspricht dem Gegenstande vollkommen.

Modeschriftsteller.

Eine der ersten unter den zahllosen Nachahmungen, welche die vielgelesenen „Mystères de Paris" ins Leben gerufen haben, waren die „Mystères de Londres". Dieselben wurden einem Engländer Namens Francis Trollope zugeschrieben; aber man erfuhr sehr bald, daß sie von einem französischen Schriftsteller verfaßt wären, und ein junger Feuilletonist, Paul Féval, wurde als ihr eigentlicher Verfasser genannt. Diese Schrift fand schon als bloße Nachahmung kein allzu großes Interesse. Nachdem aber einmal der Autor sich in einem größern Werke versucht, hat er nun seine Feder nicht wieder bei Seite geworfen. Wie es scheint krönt nun auch ein größerer Erfolg seine Arbeiten; wenigstens ist seinen neuesten Romanen „La forêt de Rennes" und den kürzlich erschienenen „Amours de Paris" eine äußerst günstige Aufnahme zu Theil geworden. Wir können ihm ein gutes Prognostikon stellen, indem wir überzeugt sind, daß er sich mit seinem bedeutenden Talent Bahn brechen wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 303. — 30. October 1845.

Reiseliteratur über England.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Im zweiten Bande beschäftigen uns die Classen, Parteien und Sekten, in welche Staat, Gesellschaft und Kirche Englands zerfallen. Das durch und durch aristokratische England zeigt unter allen Staaten der Welt das System der „Bestenherrschaft" am vollständigsten entwickelt. In Frankreich waltet die Geldaristokratie, in Rußland die Beamtenaristokratie, in Oestreich die Geburtsaristokratie, in Preußen — vielleicht — die Geistesaristokratie vor; Großbritannien aber wird von einer gemischten Geburts-, Beamten-, Geld- und Geistesaristokratie beherrscht, die sich gegenseitig in einer Schwebung halten. Dieser neue Gedanke wird von Kohl vollständig entwickelt und durchgeführt. Zuerst zeigt er uns die Pyramide des Geburtsranges: Royal blood, Nobility, Gentry, Ancient families, Baronets, Knights, Squires, Yeomen, Commoners, Plebejans, Farmers, Cottagers, Mob; lehrt uns die Vorrechte jeder Stellung, die Rangstufen der Nobility und Gentry, den Rang der Frauen, Titel und Titelfeindschaft, endlich die Einflüsse von Geist, fashion und station auf diese Verhältnisse kennen; das allgemeine Drängen zu Höhern, die ausgleichenden Tendenzen, zwischen welchen dennoch eine wunderbare Regelmäßigkeit und Ordnung in solcher Weise waltet, daß der Engländer sich an der continentalen gesellschaftlichen Unordnung ärgert, die Stellung der jüngern Söhne, die Schwierigkeiten, welche ein plebejischer Minister zu überwinden hat, und Ähnliches werden uns in ansprechender und lehrreicher Weise vorgetragen. Wir können diesem reichen Abschnitte nur eine flüchtige Betrachtung des leitenden Gedankens widmen. Die Engländer sind ein vom Ranggeist und der Parteiung so durch und durch beseeltes Volk, daß eben dieser Geist zum Regulator der ganzen Staatsmaschine wird, daß er es ist, der die Ordnung in diesen gährenden Kräften erhält, damit sie die Reifen des Gefäßes nicht sprengen; daß jede Classe ihr besonderes Leben lebt, ihre besondern Vorurtheile und besondern Sitten hat; daß man in einer Classe die Lebens- und Denkweise der andern kaum kennt. In dieser gesicherten Stellung eines Jeden bedarf es der ängstlichen Aufrechthaltung äußerer Schranken nicht wie bei uns. Die königlichen Prinzen selbst mischen sich ohne Prätension in die Gesellschaft; man ladet sie zu Dinners und Soirées ein, wo dem Family-dinner kaum eine Schüssel hinzugefügt wird; der Peer tritt ohne Furcht, daß man seines Ranges vergessen könnte, in die Gesellschaft der Gentry; hier gibt es keine Herablassung, kein künstliches Fernhalten, keine Titulaturen, denn in der scheinbaren allgemeinen Verbrüderung ist Jeder sicher, seinen Platz ungefährdet zu sehen. So scheint es fast, als hätten die Engländer die Nation geflissentlich in eine Menge scharfgesonderter Classen gespalten und nachher ebenso geflissentlich eine Menge von Veranstaltungen getroffen, um diese Classen wieder zu vermischen und ineinander zu schmelzen, daß es einem Fremden fast unmöglich wird, zu unterscheiden, was Grenze und was Schmelzung ist. Und dennoch steht dies Alles ungemein fest und duldet keine Art von Störung oder Verwirrung. Ein Beispiel mag genügen.

Unzweifelhaft hat der Nobleman (etwa 550 Familien in Großbritannien) den Vorrang vor der Gentry, die vielleicht im Ganzen aus 20,000 Familien besteht. Allein ein Nobleman kann gemacht werden, die Gentry aber knüpft sich nur an die Geburt aus einer ancient family; in dieser Beziehung kann ein Gentleman mehr sein als ein Nobleman mit dem prächtigsten Titel: Duke, Marquis, Viscount oder Baronet, und der, jedoch nur selten gebrauchten Anrede: Your Grace oder Mylord. Die Übergänge, welche durch die jüngern Söhne der noble families und durch die Freiheit der Ehen aus den höhern Ständen in die tiefern gebildet werden, sind natürlich als der Haupthebel dieses Sonderungs- und Schmelzungsprocesses anzusehen. Die Familiennamen der noble families sind somit zugleich fast in allen Volksständen anzutreffen.

Wir gehen hierauf zu den Parteien, als dem zweiten Sonderungs- und Schmelzungsprincip der englischen Gesellschaft über. Hof- und Volkspartei, Whigs und Tories, Reformers und Antireformers, mit allen ihren Nuancen und Unterabtheilungen der Hochtories und der Gemäßigten, der Conservativen, Whigs und der Radicalen, der Chartisten und speciellen Tendenzen, der Stich- und Scheltworte dieser Parteien, ihrer Verbreitung in die verschiedenen Schichten der Gesellschaft; der horizon-

Digitized by Google

talen und verticalen Spaltung, die sie in dieselbe bringen, der consistency (Consequenz), welche die öffentliche Meinung von einem Parteimann fordert, und die den Gedanken deutscher Unabhängigkeit der Ueberzeugung ganz ausschließt — also eine nach unsern Begriffen höchst unwürdige geistige Sklaverei gründete —, sodann die Art der Kriegführung dieser Parteien gegeneinander, kriegerische und borige Parteiausdrücke bei meist sehr friedlichem allgemeinen Patriotismus, Zweck und Mittel der Parteien, Uebertreibungen in schreckenden und reizenden Bildern, die Taktik der Parteien im Ober- und Unterhause, die Movements, durch die Volkspresse gemacht — wer alles Dies in dem mit gährendem Most gefüllten, aber von starken Reifen festgehaltenen Gefäße, England, kennen lernen will, muß diesen Abschnitt ponderiren. Die übeln und die guten Folgen dieser „einigen Zwietracht", wie man sie wol nennen kann, der Parteigeist in der Wissenschaft selbst, in der Geschichtschreibung, der allgemeine Mangel wahrhafter eigener Ueberzeugung, und diesem gegenüber wiederum der freundschaftliche Verkehr aller Parteien untereinander, die Etiquette und die begütigenden Formen für verletzende Dinge, alle diese Erfindungen, die den englischen „Frieden" so sehr von dem deutschen Frieden im Volke unterscheiden, die Coalition der Parteien und die politische Windstille endlich zeigen die folgenden Abschnitte.

Das dritte Sonderungs- und Mischungselement endlich, die Sekten, die kirchlichen Parteien, machen den Beschluß. Es ist ein lehrreiches Capitel, auch für Deutschland, auch für die Gegenwart. In England, wo zwischen Staat und Kirche eine viel größere Identität der Begriffe vorausgesetzt wird wie bei uns, mischt sich natürlich viel mehr Politisches in den Parteikampf auf dem religiösen Gebiete als bei uns; unser Sektenwesen ist viel reinerer Ausfluß religiöser Ueberzeugungen, allein eben deshalb dem Fanatismus auch stets viel näher als der englische Sektengeist. Hierin aber hat wiederum die englische Toleranz ihre Wurzel. Hierzu kommt die gänzliche Abwesenheit alles Zwanges, auch in der Presse, und die Gewöhnung des Engländers, mit Parteigenossen auf einem gewissen Fuß der Etiquette umzugehen, sich mit ihnen auf andern Gebieten friedlich und in der Gesellschaft freundlich zu begegnen, was denn auch den Stachel des Fanatismus wesentlich abstumpft und auch bei heftigstem Kampfe den äußern Schein allgemeiner Toleranz erhält. Das Bild der englischen Geistlichkeit, ihres Einflusses, ihrer Beredtsamkeit, Vortheile und Nachtheile des Predigtlesens für die Ausbildung des religiösen Verständnisses, bei welchem das Herz jedoch oft leer und kalt bleibt, die ganze religiöse Auffassung des praktischen Engländers, gegenüber dem contemplativen Deutschen, die Bibelverbreitung, der Missionseifer, die alttestamentliche Ansicht vom Sabbath und der Sabbathfeier — die Sabbath-breaker und deren Asyl in den Ginhäusern —, dies macht den Inhalt dieser Capitel aus. Der Schluß desselben, die religiöse Abgeschlossenheit des Engländers gegenüber dem deutschen Pantheismus, der jenem unbegreiflich ist, die Trennung des Religiösen von Poesie und Kunst dort, während bei uns diese Gebiete sich beständig durchdringen, die formelle Kirchlichkeit des Engländers in den Hausandachten, knienden Gebeten mit Kindern und dem Gesinde, Hausorgeln in Privathäusern und an Versammlungsorten, kurz, die Concentration des Engländers auf gottesdienstliche Handlungen, während bei uns die Religion als etwas mit dem Leben stets Gemischtes und Untrennbares begriffen wird, nehmen unsere Theilnahme in vorzüglichen Anspruch. In England, heißt es zum Schluß, hat die Kirche sich wie ein Park eingehegt; die Speculation, das philosophirende Element, das bei uns sie überall durchdringt, ist von ihr ausgeschlossen; in ihr gilt nun und nichts als die Offenbarung. In Deutschland aber schattet der Baum der Religion weit über das Kirchengebiet hinaus, und seine Wurzeln verzweigen sich überall unter das Leben hin. Darum beschuldigen uns die Engländer, die diese Verzweigung weder erkennen noch zulassen wollen, so allgemein eines sündlichen Pantheismus. Es ist aber eben die Aufgabe des deutschen Gedankens, Religion und Speculation in ihrer gegenseitigen Durchdringung darzustellen.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Das sich wieder zu gewaltsam regende Streben nach Pfaffenherrschaft, welches nicht nur von Rom her die sogenannte Kirche und alle mit ihr zusammenhängenden, in ihr als ihrem Brennpunkte sich sammelnden freien Geistesrichtungen bedroht, sondern auch in der reformirten Kirche selbst sich wieder regt und hier einen Gegensatz der Unkirchlichkeit, Irreligiosität, Gedankenlosigkeit hervorgerufen hat, drängt auf das mächtigste zu der Untersuchung hin, ob sich nicht im kirchlichen Leben der Gegenwart selbst schon Anfänge einer Kirche der Zukunft finden, welche nicht erst nur noch in der Negation Dasein haben wie die neukatholische Gemeinschaft, sondern ein wenn auch noch verhülltes positives christliches Bewußtsein. In dieser Beziehung erlaube ich mir noch auf folgende Schrift die Aufmerksamkeit zu lenken:

3. Der Geist der unirten evangelischen Kirche. Von H. E. Schmieder. Leipzig, Vogel. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Union wurde in Preußen eingeführt zu einer Zeit, wo der Indifferentismus für kirchliche Angelegenheiten den höchsten Grad erreicht hatte. Die Oppositionen, welche sie fand, war eine der ersten religiösen Regungen, die seitdem so viele Verbreitung gefunden haben. Mit Begeisterung aufgenommen wurde die Union eigentlich nirgend, man ließ sie sich eben gefallen, ohne weder warm noch kalt für sie zu werden. Die Union hat wegen der Art, wie sie eingeführt wurde, vielen und gerechten Tadel gefunden. Sie gründete sich in den Gemeinden auch nicht auf ein ausgesprochenes höheres kirchliches Bewußtsein, sondern nur auf die Gleichgültigkeit gegen die früher mit so großem Eifer vertheidigten Unterschiede der widereinander streitenden reformirten Kirchen. Indeß muß man bei genauerer Prüfung doch zugeben, daß die preußische Regierung, von welcher die Union ausging, mit Klugheit nicht nur den rechten Zeitpunkt zur Einführung der Union gewählt, sondern auch mit Bewußtsein oder nach einem richtigen Takte durch sie allerdings eine zeitgemäße Discussion der Kirchenlehre vorbereitet habe. Dr. Schmieder hat in seiner geistvollen Abhandlung die

Digitized by Google

Union in diesem Sinne aufgefaßt. Es ist durchaus nothwendig, wenn wirklich etwas Bleibendes hergestellt werden soll, daß die auf dem Vorhandenen abzuleiten. Die Union ist eine Thatsache, die man anerkennen muß, wenn auch der Ursprung derselben nicht gebilligt, und man muß das Unbestimmte, welches ihr noch anhaftet, zu einem bestimmten religiösen Bewußtsein auszubilden sich bestreben. „Es muß zu einer Reinigung und Abklärung des kirchlichen Bekenntnißstandes kommen und vor allen Dingen ist es unerläßlich, daß die unirte Kirche eine klare und vollständige Darlegung über ihr Verhältniß zu den Grundlagen der evangelischen Lehre sich erarbeite." Dr. Schmieder macht nun einen Versuch dieser Art. Er zeigt in dieser Beziehung, daß die geistwürdigste Auffassung der Kirchenlehre nach ihrer biblischen Begründung sehr wohl neben einem Freigeben der sinnlichen Vorstellungen über dieselbe und aus derselben bestehen könne, indem die letztern von den verschiedenen Bildungsstufen und Geistesrichtungen der Einzelnen abhängen. „Denn die Aufgabe der Kirche ist nicht", wie er sagt, „Lehrsätze über Geheimnisse, die Gott nicht geoffenbart hat, aufzustellen, sondern die Seelen zu Christo zu führen und in ihm zu erhalten, daß sie das Leben und volle Genüge finden mögen." „Die Symbolschriften Bücher enthalten die Glaubensprincipien der evangelischen Kirche, so weit es zur Zeit ihrer Auffassung nöthig und möglich war, sie auszustellen; sie enthalten aber daneben auch wissenschaftlichen Dogmatismus, der über das unzweifelhafte kirchliche Wissen aus Gottes Wort hinausgeht. Die unirte Kirche hat also das Streben und die Aufgabe, hierin eine Sonderung anzubahnen und das Bekenntniß zu vereinfachen. Doch sie weiß, daß sie in diesem Geschäfte nichts übereilen (?!) darf und am allerwenigsten will sie Denen in die Hände arbeiten, die mit dem alten im Glauben wurzelnden Dogmatismus den Glauben selbst angreifen und, wenn es möglich wäre, vertilgen möchten. Was die Grundlehren des Glaubens betrifft, so findet sie in den Symbolischen Büchern deren nicht zu viele, sondern sie vermißt vielmehr einige, die als unmittelbarer Gegensatz gegen den Unglauben unserer Zeit ausdrücklicher ausgesprochen werden sollten." Man sieht, in welcher Sache sind freudhafte Keime enthalten. Der Verf. gibt indeß wenig auf ein speculatives Erkennen der Wahrheit des Christenthums, seiner mehr contemplativen, sinnig frommen Gemüthsrichtung gemäß legt er einen größern Werth auf eine sinnige Vertiefung in die so tiefbedeutungsvolle Geschichte Jesu als des in seiner Gemeinde fortlebenden Christi. „Das Leben Jesu will durch den heiligen Geist nach seiner Beziehung zur Weltschöpfung, zur Welterlösung, zum Weltgericht, in klarem Lichte erkannt sein. Alles Das, was seit der Verklärung Jesu die Gläubigen mit Gewißheit, aber im Dämmerlichte und darum vereinzelt und zerstückt gesehen, das will man zusammengefaßt sich vergegenwärtigen, und wenn Das in dem Maße, wie es jetzt durch Gottes Gnade möglich ist, geschieht, so werden viele Herzen, die jetzt wahrlich nicht mit Freude, sondern in großem innern Elend voller Zweifel dahingehen, innerlich erleuchtet, erneuert und befestigt werden. Das Leben Jesu ist nur das Symbol, welches der Geist der unirten Kirche noch als Einlage in sich trägt, als die Frucht, die unser Glaube gebären möchte, als das Bild, in dem wir unser seliges Geheimniß ausgesprochen und sinnlich gemacht sehen würden." Gewiß ist die Richtung des Verf. Mysticismus, aber ein geistreicher Mysticismus, specifisch unterschieden von dem zelotischen Eifer für die Unvernunft der Vernunft zum Trotz, tiefsinnevoll und dabei vom Geiste der Liebe beseelt. Die Religion wird stets eine achtungsvolle mystische Fassung zulassen und viele tiefsinnige Menschen werden einer solchen Fassung nie entbehren können. Aber gewiß ist die Mystik auch nicht die einzig mögliche Fassung der Religion, die speculative Erkenntniß wird neben ihr ihre Berechtigung auch ferner wie von je haben, und die Entwirrung der Widersprüche der Gegenwart wird vielleicht bei Einzelnen wol in jener Form der Mystik, im Allgemeinen aber in Kirche und Staat gewiß nur in der Form speculativer Erkenntniß geschehen. Die Vorstellungen der Menschen vom Ewigen wollen nicht blos unter Festhaltung des Tiefbedeutungsvollen frei entlassen, sondern in ihrem bestimmten Verhältnisse zur Wahrheit klar und bestimmt aufgefaßt sein. Es kann keine entgegengesetztern Standpunkte geben als diejenigen sind, von denen Dr. Schmieder in der vorliegenden Schrift und ich in den bis jetzt von mir gegebenen Abhandlungen über die Zeitliteratur die religiösen Fragen der Gegenwart behandelt, um so mehr hat es mich getreut, in den wesentlichsten Punkten mein Urtheil über die Zeitverhältnisse von Dr. Schmieder bestätigt zu sehen. Ich führe in dieser Beziehung nur noch einen Ausspruch desselben an: „Die Kirche bedarf vor Allem der reinen, von aller Parteimacherei und Parteikluft freien Wahrhaftigkeit; selbst wahrhafter Unglaube wäre, obgleich sehr schlimm, noch besser als unwahrhafter Glaube."

Es ist eine in den Zeitungen bis zum Überdruß und auf die zudringlichste Weise besprochene Thatsache, daß auch im Judenthume reformatorische Bewegungen sich kräftig regen. Es wird seinen Einfluß auf die Weltgeschichte, nicht einmal auf das Wohlbefinden einzelner Völker haben, ob die Juden ihren mehrigen, widerwärtigen Aberglauben, ihr längst zum bedeutungslosen Unsinn verwitterten Ceremonialgesetz sich noch länger gefallen lassen, sich vielleicht gar noch tiefer hinein vergraben, oder ob sie sich von demselben endlich befreien und einer geistwürdigen Auffassung des Messianismus sich zuwenden; daher haben jene Bestrebungen auch kein allgemeines Interesse, sind der ungeheuern Mehrzahl der christlichen Bevölkerung ganz gleichgültig. Für die Juden selbst freilich sind sie von dem eminentesten Interesse, denn es handelt sich um die Frage, ob sie jemals fähig und damit berechtigt werden sollen, zu den vollen Bürgerrechten in den von ihnen bewohnten Staaten zu gelangen. Wo man ihnen diese Rechte eingeräumt hat, da ist man von der Überzeugung ausgegangen, daß die Juden sich längst von ihrem alten Aberglauben und Ceremonienwesen losgemacht hätten; wo man sie ihnen verweigert hat, da hat man angenommen, daß sie noch in demselben festsitzen. Es ist auch anerkannt, daß die Emancipation der Juden das beste Mittel zu ihrer Civilisation sei, und diese Thatsache bewesit es, daß die religiöse Bildung der Juden ganz genau mit ihrer bürgerlichen Stellung im Verhältniß steht. Aus dem gegenwärtigen Streite der Parteien im Judenthume geht mit Bestimmtheit so viel hervor, daß sich in demselben die Parteien noch viel schroffer entgegenstehen als in der christlichen Kirche, indem der gedankenleerste Unglaube und der widerwärtigste Aberglaube in einer Weise einander entgegentreten, die jeder Vermittelung unzugänglich erscheint. Die Nothwendigkeit einer Reform ist kurz und bündig, unwiderleglich in folgender kleinen Schrift dargethan.

4. **Die Reform im Judenthume. Aufruf an die denkenden Israeliten Königsbergs zum Anschluß an die deutsch-jüdische Kirche. Königsberg, Universitäts-Buchhandlung. 1845. 8. 3 Ngr.**

Es wird hier auf eine Menge von kalmudischen Bestimmungen hingewiesen, welche mit der Humanität, um nicht zu sagen mit dem Christenthume, in einem so himmelschreienden Widerspruche stehen, daß man sich nur wundern kann, wie es noch Menschen geben kann, denen man die Nichtswürdigkeit dieser Bestimmungen erst zu Gemüthe zu führen hat. Die Schrift will dem berliner Reformverein Anhänger zuführen und gibt eine Zusammenstellung von dessen Grundsätzen. „Der berliner Reformverein verlangt eine Erklärung der Bibel dem Geiste nach, verwirft die Autorität des Talmud, weist den Glauben an einen persönlichen Messias und die Herstellung eines palästinensischen Reichs zurück und erkennt den gegenwärtigen Wohnsitz der Mosaischen Glaubensgenossen als ihr Vaterland an." Allerdings ist in diesen Grundsätzen Alles

Digitized by Google

ausgesprochen, wozu sich die Juden entschließen müssen, um im christlichen Staate eine berechtigte bürgerliche Stellung einnehmen zu können. Es ist aber damit zugleich die völlige Aufhebung des Judenthums ausgesprochen. Das Judenthum ist wesentlich eine Nationalreligion, und wenn daher der berliner Reformverein von seinem Streben sagt: „So wird die jüdische Religion eine Weltreligion", so ist damit von ihm selbst die Aufhebung des Judenthums ausgesprochen.

Das Judenthum wird durch eine solche Reform nicht reformirt, sondern es wird mit Anerkennung der ausgesprochenen Grundsätze ein ganz neue einzige Gemeinschaft gestiftet werden versucht. Dies ist anerkannt in der mit vielem Verstande geschriebenen Schrift:

5. Noch ein Wort zur israelitischen Reformfrage. Eine Stimme aus dem Volke, vielleicht auch eine Stimme in der Wüste. Hamburg, Bogel. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Verf. bemerkt ganz richtig, daß alle sogenannten aufgeklärten Juden längst zu derartigen Grundsätzen sich bekannt, längst als Schismatiker und Sektirer verschrieen sind und daher sich gar nicht zu scheuen brauchen, förmlich als Sekte sich abzusondern.

Nur als einen Beleg von der traurigen Zerrissenheit der jüdischen Genossenschaft führe ich folgende zwei Schriften an:

6. Die sedenundsiebzigste sogenannten Rabbiner und die Rabbinerversammlung. Von A. Adler. Erstes Heft. Manheim, Bensheimer. 1845. 8. 7½ Ngr.
7. Die zweite Rabbinerversammlung zu Frankfurt a. M. Eine vollständige Beleuchtung der Tendenz, Richtung und Gesinnung, sowie insonders des Geistes, der bei und in derselben vorwaltend war. Von S. M. Schiller. Leipzig, Hunger. 1845. 8. 7½ Ngr.

Die Rabbinerversammlungen haben einander und die einzelnen Rabbiner die Versammlungen verketzert, verhöhnt und verkannt. Es ist da ein greuliches Gemisch von Unglauben und Aberglauben, Unwissenheit und absurder Gelehrsamkeit. Es fehlt auch nicht an Stimmen verständiger, redlicher, edler Menschen, aber man kann diese nur beklagen, verdammt zu sein, am Ausmisten eines solchen Augiasstalles theilzunehmen. Da ist eine Rabbinerversammlung zu Braunschweig abgehalten worden, welche reformatorischen Bestrebungen huldigte, man hat sie verketzert: 77 Rabbiner sind in entgegengesetzten Sinne zusammengetreten, und nun werden diese von Adler als Verderber des Judenthums dargestellt gegen Adler tritt ein ehemaliger Busenfreund mit jenem boshaften höhnischen Knoblauchwitz auf, welcher jüdische Jünglinge so wohl kleidet; Adler vertheidigt sich ruhig, würdig, wendet alle Waffen seines Feindes gegen diesen selbst zurück. Eine fernere reformatorische Rabbinerversammlung ist zu Frankfurt abgehalten worden und der Rabbiner Schiller beweist, daß ihre Tendenz eine destructive, ihre Richtung eine falsche, ihre Gesinnung eine unlautere, ihr Geist ein Geist des Unfriedens und des Zanks sei. „Ein paar Dutzend Rabbinerchen und Predigerchen, die, geschmückt mit dem Doctortitel, ziemlich hoch die Nase tragen, stehen sich zusammen, um sich über Israels Religion zu berathen und kommen endlich auf den köstlichen Einfall: um sie erhalten zu können, muß man sie vorerst — abschaffen!" Man denke nur, Schiller sagt von der frankfurter Rabbinerversammlung: „Nicht zwei dieser Prediger und nicht acht dieser Rabbiner vermögen richtig Rabbinisch zu lesen!" Es handelt sich um Erhebung des Judenthums zur Weltreligion — und zwischen um Rabbinischlesen und Paßkalender u. dergl. Schiller sagt: „Als ich zum ersten Mal in Deutschland war, kam ich zu einem Prediger, der einen Paßkalender hatte. Mit dem Paßkalender hat es folgende Bewandtniß. Nach dem Alphabete sind alle möglliche casuistische Fragen verzeichnet und aus diesem ertheilt man Bescheid. Z. B. man kommt mit einer Schaale: Hr. Dr., auf den Kochlöffel, der fleischig ist, ist ein Tropfen Milch gefallen, darf man ihn brauchen? Da geht der gelehrte Rabbiner und schlägt nach Buchstaben K — weil dieser mit Kochlöffel correspondirt — und fragt aus dem Blätthen heraus: Wann hat man diesen Kochlöffel gebraucht? War die Milch nicht heiß? u. s. f. und dann ertheilt er Antwort." Wenn die wichtige Frage über den Paßkanklender und noch tausend ähnliche wichtige Fragen entschieden sein werden, dann wird es Zeit sein, das Judenthum oder vielmehr die Juden zur Weltreligion zu erheben!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Urtheil eines Engländers über Deutschland.

Ein englischer Reisender beschreibt im „Athenaeum" die „Altenbürger (!) Bauern", hält denselben und besonders den „Bauermädchen", weil sie einen höhern Unterricht genießen, Musik und tanzen lernen ꝛc. und dabei doch noch den Kühen sehen und buttern helfen, eine große Lobrede. Er kommt dabei auch auf die allgemeinen Bildungsstände unsers Volks zu sprechen, bemerkt beiläufig in Bezug auf die deutschen Fürsten, welche in Folge der Revolution von 1830 ihren Unterthanen Verfassungen gegeben: „An der Spitze Derer, welche ihr Wort gaben und es mit Großmuth und Würde hielten, ehrenmannes gehalten, steht der König von Sachsen." Der sittlichen Bildung unsers Volks bringt er in folgender Stelle seine Huldigung dar: „Ich fodere Jeden, der mit der Sprache und den Gewohnheiten dieses Volkes bekannt ist, auf, dies Land zu durchreisen und er wird nicht umhin können überall die Spuren einer dreihundertjährigen guten Schuldbildung, der langen und tiefeingewurzelten Gesittung zu erkennen — man verstehe mich recht, nicht einer hohen, in der gewöhnlichen Bedeutung genommenen, oder glänzenden, sondern einer volksgemäßen und tiefen Gesittung; das wilde Thier im Herzen des Volks ist gebändigt. Sie können verschiedener Meinung sein und streiten, ohne einander zu zerreißen. Der Gedanke der Unterordnung macht sie nicht gleich gefesselten Tigern vor Wuth schäumen. Ihre Vergnügungen sind nicht grausam, sie suchen nicht beständig Hader mit andern Völkern. Alles dies ist geschehen seit Luther die Volksschule gründete." Und trotz dieser schönen Eigenschaften — muß man leider den Engländer ergänzen — doch Censur, Bevormundung und Gängelung des deutschen Volks!

Wunder.

Die „Distorisch-politischen Blätter" in München brachten vor einiger Zeit den Aufsatz eines vornehmen deutschen Reisenden, der das Wunder von Blutwerden des Blutes des heiligen Januarius in Neapel steif und fest glaubte und dessen Bahrheit nach selbstgemachten Erfahrungen und Beschichtigungen zu beweisen suchte. Es ist freilich ein starkes Stückchen, im Jahre des Heils 1845 mit solchem Kohlerglauben vor die Öffentlichkeit zu treten. Aber der Fall steht in der Schriftstellerwelt nicht allein da. In England ist in der letzten Zeit ein Buch erschienen: „The tiara and the turban; or, impressions and observations on character within the dominions of the Pope and the Sultan" (2 Bde.), dessen Verf. S. S. Hill ein ebenso Starkgläubiger wie der Wanderer der Görres'schen Blätter. Auch er sieht ein wirkliches Wunder in dem Pfaffentrug. Mit solchem Vorgläubnis in innerm Zusammenhang steht wahrscheinlich auch seine Bewunderung des moslemitischen Charakters und der Institutionen Mohammed's, die er im schönsten Lichte zu schildern sich zum Zwecke gesetzt zu haben scheint. Außerdem ist sein Buch reich an Thatsachen und Ansichten über den Zustand Italiens und des osmanischen Reichs.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 304. — 31. October 1845.

Reiseliteratur über England.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Zeitschriften, Clubs, Sports und endlich die Sprache bieten die Hauptabschnitte für die reichen Notizen dar, welche der dritte Band dieses Werks enthält. Über die Einrichtung, die Verfassung, den Werth, die Bedeutung der Tagesblätterindustrie in England gibt der Verf. so viel Interessantes und Lehrreiches, daß es eines eigenen Artikels bedürfen würde, von seinem Sammlerfleiß eine richtige Vorstellung zu geben. Einige rhapsodische Notizen müssen uns genügen. Das Verhältniß der englischen Tagespresse sowol zu der Regierung als zum Volke wird von uns gewöhnlich ganz irrig aufgefaßt, namentlich ist es dem der französischen Presse ganz entgegengesetzt. In Frankreich macht die Tagespresse die öffentliche Meinung; in England stellt sie nur factisch dar, was schon in der öffentlichen Meinung lebendig ist. Der Franzose liest die Blätter um eine Meinung zu haben, der Engländer hat sie schon und will nur erfahren was geschieht. Daher System, Theorie, Phrasen, Rhetorik auf jener Seite, kurze, kalte Berichterstattung des Vorgehenden ohne Raisonnement auf dieser Seite. Hieraus fließt ab, daß die englische Tagespresse eigentlich viel wirkungsloser ist, und weder auf das Volk noch auf die Regierung denjenigen Einfluß ausübt, den wir bei ihr voraussetzen, und den die Presse bei uns, noch mehr aber in Frankreich wirklich besitzt. Daher auch das große Ansehen der Journalistik und der Tagesschriftstellerei in Frankreich und das geringe Gewicht derselben in England. Dort drängt man sich zu ihr: die ersten Talente Frankreichs schreiben in den Journalen; die Minister des Königs selbst verschmähen dies Mittel nicht, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen. In England ruht hierauf eine Art von Anrüchigkeit; Niemand hat gern mit der Tagespresse zu thun und Niemand gesteht gern zu to be connected with the press. Die Besitzer, die Redacteure der mächtigsten Journale — in Frankreich die vierte Staatsgewalt — kennt man in England kaum, und Beispiele einer Laufbahn wie die von Thiers und Guizot sind in England gar nicht denkbar, da sich durch die Tagespresse hier Niemand zu Ehre und Ansehen zu erheben vermag. So ist die Journalistik in England wol eine bewunderungswürdige Industrie, ein Mittel reich zu werden, aber nicht zu Ansehen und Macht zu gelangen.

Der Anwachs dieser Industrie ist erstaunend. Im J. 1753 wurden in Großbritannien erst 7½ Millionen Zeitblätter gedruckt, 1790 betrug diese Zahl 14 Millionen, 1827 31 Millionen, 1842 über 63 Millionen. Bemerkenswerth ist hierbei die standhafte Zunahme der conservativen Blätter, obgleich dieselben noch immer in einer kleinen Minorität gegen die liberalen sich befinden; die letztern lieferten 1837 26 Millionen Blätter, und 1842 ebenso viel, während die Conservativen sich in dieser Zeit von 17 Millionen auf 23 Millionen erhoben haben. Da nun die englischen Blätter in der Regel nur von ihrer Partei gelesen werden, so ist der Schluß auf eine starke Zunahme des conservativen Geistes im Volke gerechtfertigt, und bestätigt sich auch durch die Geschichte der einzelnen Blätter.

Beiweitem der gewaltigste unter allen diesen Zeitungsriesen ist „The Times", deren Verfassung uns Kohl in einem anziehenden Detailbilde entwickelt. Die „Times" liefert allein über 6 Millionen Blätter jährlich, und da jedes Blatt derselben einem mäßigen Octavband von 300 Seiten gewöhnlichen Drucks gleichkommt, ohne die Supplemente, also 6 Millionen Octavbände, deren jeder in einer Nacht, oder genauer in den fünf Stunden von 1 — 6 Uhr geschrieben, redigirt, corrigirt, gedruckt und versendet werden muß, um die ganze Welt zu durchfliegen. Welch ein Riesengeschäft! Die „Times" ist dreimal umfangreicher als das nächste Blatt nach ihr, der „Morning chronicle" mit etwa 2 Millionen Blättern; sie beschäftigt über 500 Menschen; ihre Herstellungskosten betragen 100,000 Pf. St. jährlich; sie druckt jährlich die ungeheure Summe von 3½ Billionen Buchstaben, eine Papieroberfläche von 24½ Millionen Quadratellen; jedes Blatt derselben gibt seine Nachrichten und Meinungen mindestens an 14 Millionen Menschen ab; sie liefert den zehnten Theil der gesammten englischen Presse (800 Journale), und fast die Hälfte aller acht ersten englischen Journale; ihre 6 Millionen Blätter haben einen Verkaufswerth von 4 Millionen Francs. Die „Times" hat ihr Redactionsbureau, aus

Digitized by Google

dem Editor, dem Assistant Editor und den Specialredacteuren beistehend; ihre Parliament reporters, 20—30, welche sich selbständig ablösen, ihre festbesoldeten London, Foreign, Gerichts-, Polizei-Reporters, ihre Literary reporters und eine Unzahl gelegentlicher Reporters (Penny-a-line reporters), ihre festen Correspondenten in den Hauptstädten, ihre wandernden Correspondenten, ihre Leaders-, Hauptartikelmacher, hierauf ihr Heer von Druckern unter einem Chief-printer, ihre Publishers und ihre unzählbaren Agents. Der Editor erhält ein Wochengehalt — seltsamerweise stehen alle Angestellte auf Wochenlohn — von 15 Pf. 15 Sh. Der letzte Assistant Subeditor erhält 5 Pf. 5 Sh. So viel erhalten auch die salarirten Correspondenten und Reporters. Die Drucker und Correctoren haben von 5 Pf. bis zu 2 Pf. 2 Sh. abwärts; die Stempelabgabe beträgt 35,000 Pf. St. jährlich; der Staffettendienst kostet 1000 Pf. St., die Overland-post von Indien ebenso viel, die Extraeisenbahnzüge noch mehr. In der Gesammttagespresse von England aber schwingt sich ein Capital von 8 Millionen Thalern jährlich um. Das Bild von der Composition eines Blattes der „Times", diese Scene nächtiger Geschäftigkeit, wie es keine zweite gibt, muß man bei dem Verf. selbst nachlesen. Im Übrigen tadelt er die in den englischen Journalen herrschende Unordnung in der Artikelfolge, in der sich nur ein Engländer zurechtfinden lernt. Blickt man nun zurück auf Das, was die englische Journalistik zur Zeit der französischen Revolution, ja noch 1814 war, wie ungeheuer in ihrer Erscheinung, wie gering in ihrem Umfang, wie matt, altklug und unsicher in ihrer Redaction, so bietet sich das Bild eines staunenswerthen Fortschritts dar; bis 1820 erschien die „Times" selbst in etwa 20 Columnen, jetzt häufig in 72.

Die Provinzial- und die Colonialpresse gibt dem Verf. zu nicht minder anziehenden Erörterungen Anlaß. Das kleine Schottland (2½ Millionen Einwohner) liefert über 6 Millionen Blätter, Irland mit 8 Millionen Einwohnern nur 5,900,000; überall die Handelsstädte mehr als die Fabrikstädte, z. B. Manchester ebenso viel als das weit weniger volkreiche Glasgow. Von Journalen in fremden Sprachen erscheinen drei in altkommerischer Sprache, eins in altcelitischer Sprache in Glasgow („Cuaintear Nan Gleann"), in irisch-celtischer Sprache keins. London hat zwei französische, ein italienisches und ein deutsches Blatt. Höchst interessant ist die Uebersicht der Colonialpresse. In den ostindischen Blättern (31 in Kalkutta, von denen acht in der Landessprache) liest man, wenn Prinz Albert einen Hasen gejagt hat; in dem „Colombo Observer" der in Ceylon erscheint, treten Eingeborene als englische Dichter auf, wie denn der Indianer Narainaswamy Sangrepillay gar kein schlechter englischer Poet ist; in Hobarttown auf Vandiemensland, in Bermuda und am Cap finden wir londoner Salonscenen und hottentottische Pferdediebe beisammen. Rechnen wir aber vollends Amerika hinzu, so hebt sich die Zahl der in englischer Sprache geschriebenen Tagesblätter auf 1300; 1720 hatten England und Amerika zusammen deren 70. So stieg der Umfang der Presse in einem Jahrhunderte; was wird sie im nächsten sein?

Die leitenden politischen Wochenblätter (Magazines) und die Monatsblätter (Reviews), zuletzt die Annuals, finden hierauf Erwähnung. Wir wollen nur noch als einen charakteristischen Zug anmerken, daß man in der englischen Tagespresse das System der Abonnements nicht kennt, daß der Absatz ganz kaufmännisch, die einzelnen Blätter ein freier Handelsartikel in der Hand der Agents und Subagents, auf dem Lande meist Krämer, Buchbinder und Barbiere sind, mit welchen die Redaction in gar keiner Verbindung steht. In den Reviews aber bezahlen die Buchhändler die Artikel zuweilen mit 300 Guineen (2000 Thaler), und der bekannte Nimrod (Apperley) empfing als Mitarbeiter des „Quarterly review" 25 Guineen für den Bogen.

Die unzählbaren Clubs bilden in England eine von den großen Fencing-Anstalten (Abwehrer), die der Engländer zur Erhaltung der Ordnung bei sich einzuführen nöthig gefunden hat. So wie das ganze Land überall hin mit Zäunen, Hecken, Pfeschen wie besäet ist, und einem Engländer bei uns nichts mehr auffällt als unsere zaunlose Landschaft; so wie eins seiner Hauptsprüchwörter das ist: „Love your neighbour, but do not pull down your hedge", so geht dieser Trieb der Absonderung vom Ungleichartigen und der Vereinigung mit dem Gleichartigen auch durch die Gesellschaft und die ganze moralische Welt Englands. Dies ist der Duell, aus dem die unzähligen Clubs, Societies, Associations u. s. w. entspringen, und diese invisible fences werden mit der größten Peinlichkeit und Sorgfalt von Jedem vertheidigt, beschützt. Barriere ist Alles in England, fencing das allgemeine Feldgeschrei, ja in den Clubs selbst sucht Jeder wiederum fencing hinter seiner box. Der Verf. gibt ein vollständiges Bild der innern Einrichtung der verschiedenen politischen, commerziellen, socialen Clubs, die bei der Unthätigkeit der Regierung zugleich als Assecuranzen gegen Unglücksfälle und als Wohlthätigkeitsanstalten aller Art auftreten. Die ernste Materie der verschiedenen Sports kommt sodann zur Erörterung. Die Jagd-, die Hawking (Falken)-, die Shooting-, Angling-, Boxing-, Wrestling (Ringen)-, die Pedestrian-, Cricketting (Ballspiel)-Sports, die alle mit Manie und wie die ernsteste Sache von der Welt betrieben werden, die Races endlich, die Hahnen- und Hundewettkämpfe, die Wasserspiele, Schwimm-, Taucher-, Ruderkämpfe, die Segelwetten und Regattas werden uns in lebhaften Bildern vorgeführt.

Endlich beschäftigt uns die Sprache, ihre Vorzüge, ihre Mängel; die Seltenheit schöner Organe, der frühe Verlust der Stimme, das Lispeln der Engländer, werden als klimatische Wirkungen nachgewiesen. Reichthum und Armuth der Sprache, Stilarten — latin and saxon style —, Kürze der Phrase, Klarheit der Satzbildung, Dialekte, Provinzialismen — das Englische hat keine Dialekte, sondern nur ein Patois —, Classicität und Vulgarität der Sprache, der Reichthum an Slang- und Cant-

Digitized by Google

ausdrücken (Slang der Hochschulen, der londoner Slang, amerikanischer, Slang der Vornehmen, der Gaunet, des Parlaments), der Reichthum an Onomatopoeticis, und endlich die Elemente, aus denen diese wunderliche Sprache entstanden ist, nebst einer Klage über den Untergang des niedersächsischen Sprachstamms, füllen diesen Abschnitt.

An der Hand des Verf. und von seinem reichen Wissen geleitet haben wir die britischen Inseln nun in solcher Specialität kennen gelernt, daß es kaum für möglich geachtet werden möchte, daß uns Jemand nach ihm noch etwas Neues zu berichten haben könnte. Und dennoch fehlen in diesem bändereichen Bericht die wesentlichsten Sachen, innere Verwaltung, Communalverhältnisse, der ganze Staatsbau dieses gewaltigen Reichs. Welch ein großes, noch unangebautes Feld für den trefflichen Berichterstatter!

19.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Wie jüdischer Aberglaube großartig ist in seiner Art, so ist es auch jüdische Unverschämtheit in der ihren. Ein glänzendes Beispiel derselben ist

8. Der alte Rock und die neuen Lappen. Eine Parabel als Sendschreiben an alle aufgeklärten Israeliten, Katholiken und Protestanten. Heilbronn, Drechsler. 1845. 8. 2½ Ngr.

Der Verf., ein Anhänger jener unglücklichen Sekte, die sich mit Paßkalendern und Rabbinischlesen herumschlagen muß, um sich zu reformiren, führt den Gedanken des Judenthums als Weltreligion in seiner Weise so aus, daß er in einer vorsichtigen Parabel zu erkennen gibt, das Flicken an dem alten Rocke des Christenthums führe zu nichts, man müsse denselben ganz zerstören und seine Ursachen, den Mosaismus, oder vielleicht noch weiter zurück, den Monotheismus der Erzväter rein wiederherstellen. Nur aus Censur- und Polizeirücksichten hat der Verf. seine tiefsinnigen Gedanken in eine Parabel eingekleidet. Übrigens liegt der Gedanke, das Judenthum zur Weltreligion zu erheben, so ungeheuer abgeschmackt und lächerlich er scheint, doch einem großen Theile der jüdischen Reformbestrebungen zu Grunde, und es scheint, als ob sie sich eben deshalb so gewaltsam in die Öffentlichkeit hinausträngten. Dieser Gedanke der Nothwendigkeit einer Umbildung des Judenthums zur Weltreligion liegt ja auch im Judenthume selbst, er ist nichts Anderes als eine abstracte Auffassung der Messiasidee. Das Christenthum gibt sich für diese Umbildung des Judenthums aus. Erkennen es nun die heutigen Juden als solche nicht an, so müssen sie entweder in der Borniertheit ihrer Nationalreligion mit ihrer unendlichen Messiashoffnung sitzen bleiben, oder sie müssen wie die berliner Reformer sagen: „Wir erweitern das Judenthum zur Weltreligion und die Messiashoffnungen sind aufzugeben, weil sie durch diese Erhebung des Judenthums durch die berliner Reformer erfüllt sind.“ Dann wäre also der große berliner Stern der so lange erwartete Messias, oder dieser tritt auf als Corporation im Reformvereim. Bei dem gebildeten Geschmacke der modernen Juden kann ihnen die Wahl zwischen dem jerusalemischen und dem berliner Messias nicht schwer fallen. Die moderne Erhebung des Judenthums zur Weltreligion unterscheidet sich von der von anno 1 wesentlich dadurch, daß sie nicht eine Erfüllung des Gesetzes und der Propheten ist, sondern eine Entleerung derselben. Dies wird in dem oben angeführten „Aufruf“ selbst naiv ausgesprochen, indem es dort heißt: „So wird die jüdische Religion eine Weltreligion, aber nicht in dem Sinne einer egoistischen Vernichtung aller fremden Elemente, sondern in dem einer Neutralisation mit allen Richtungen des menschlichen Geistes.“ Es ist übrigens nicht zu verwundern, daß die jüdischen Reformatoren zu so kühnen Hoffnungen sich erheben. Haben sie nur erst den verwünschten Paßkalender und das Rabbinischlesen überwunden, so kann ihnen der Sieg über das Christenthum nicht schwer fallen. Ein Christ läßt sich viel leichter bekehren als ein Talmudist. Jene Hoffnungen werden von derjenigen christlichen Partei gefördert, welche auch im Neutralisiren des Geistes das Princip der Reformation suchen. In der That ist Das, was im neutralisirten Judenthume übrig bleibt, nichts als der Satz: es ist ein Gott, und Das, was im neutralisirten Christenthume übrig bleibt, derselbe Satz: es ist ein Gott! und so hätten sich durch das schöne Experiment des Neutralisirens Judenthum und Christenthum glücklich zu einer Weltreligion geeinigt.

Der Gedanke an das Judenthum als Weltreligion ist auch in der armseligsten Gestalt immer ein erquickender Trost für die unglücklichen jüdischen Reformer, die mit noch viel übelriechenderm Moder des Aberglaubens zu kämpfen haben als wir Christen im Kampfe mit Papismus und Jesuitismus, und dieser Trost ist ihnen zu gönnen. Daß aber ein christlicher Poet, der einmal von Herrn Menzel im „Morgenblatt“ als deutscher Pindar celebrirt worden, zum Dichter der modernen Weltreligion des neutralisirten Judenthums sich hergegeben hat, verdient alle Anerkennung. Seit die Protestantischen Freunde eine Macht geworden, aber vielmehr als eine solche von den Zeitungen proclamirt worden, seitdem gibt es keine Armseligkeit, die sich nicht auch einmal ans Licht der Öffentlichkeit traute, um ihr Glück zu versuchen. Hrn. Ortlepp, auf dessen neuestes Werk:

9. Israels Erhebung und der ewige Jude. Zeitgedichte von Ernst Ortlepp. Belle-Vue, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. 12. 7½ Ngr.

ich mich hier beziehe, hat es nie an Gedankenlosigkeit und nie an dem Muthe, dieselbe mit hochtönenden Worten unumwunden auszusprechen, gefehlt, aber mit diesem glänzenden Einfall selbstgefälliger Ignoranz hat er bis auf diesen Augenblick klüglich zurückgehalten. Ortlepp's Prophezeiung der Erhebung Israels lautet:

Dann wird auch zu der Menschheit Ruhm
Von gegenseit'gen Sünden
Vereinigt, sich das Christenthum
Und Judenthum verbinden.

Entsprang doch beides einem Quell,
Der, wie man auch ihn trüben
Gemocht hat, in dem Grunde hell
Doch immer ist geblieben.

Des Judenthumes ew'ger Kern
Starb nicht wie and're Kerne.
Sein Stern, er ist auch unser Stern,
Ein rechter Stern der Sterne!

Auch eine neue tiefsinnige Auffassung der Idee des ewigen Juden, nach der dieser sich ganz wohl befindet bei seiner Erlaubniß, nicht sterben zu dürfen, bringt Hr. Ortlepp in schönen Versen, wie folgende:

Nennt Luther, Gustav Adolf mir,
Nennt Rußlands Peter, Preußens Zier,
Den großen Friedrich, und den Sohn
Der Ewigkeit, Napoleon.

Zum Schluß noch ein ernstes Wort. Alle modernen Reformbestrebungen bis auf die der Deutsch-Juden herab sprechen von einer Rückbildung der Religion, und der thörichte Einfall einer Reformation des Judenthums zur Weltreligion geht in der Tendenz der Rückbildung bis zu den äußersten Grenzen, bis Abraham und wo möglich noch weiter zurück. Dieses Rückbilden hat nur einen Sinn, insofern es eine Erinnerung an die

Digitized by Google

Quelle der Religion enthält; übrigens ist es ein thörichtes und, unwahres Gerede. Weder der Abrahamitische Monotheismus in welchem Gott seinen Bekenner auf die Probe stellt, indem er ihm die Tödtung seines Sohnes anbefiehlt, noch das Urchristenthum, in welchem man noch an ein demnächst herzustellendes sinnlich gegenwärtiges tausendjähriges Reich unter dem wieder in irdische Erscheinung getretenen Gottessohne hoffte, können der Gegenwart genügen. Aber auch die eben ausgesprochenen Vorstellungen enthalten eine Fülle ewiger Wahrheit, jene den Gedanken: daß der Mensch nur verdiene, daß sich Gott an ihn hingebe, der sich an Gott hinzugeben fähig ist, diese: daß das Reich Gottes nicht ein abstract jenseitiges, sondern ein ewig diesseitiges ist; sodaß sie nach diesem ihren Gedankeninhalte der Gegenwart selige Genüge zu leisten gar wohl befähigt sind. Nicht also von einer Rückbildung der Religion kann die Rede sein, sondern von einer Herausbildung der ihr innewohnenden ewigen Wahrheit zu einer immer vollkommenern geistwürdigern Erkenntniß des Geistes von ihm selbst.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Aman, J. A., Die erste Rose am lebendigen Gebetskranze der ganzen Christenheit. Mit Gebeten um Ausgießung des heiligen Geistes und um göttliche Gnadenhülfe in den Nöthen unserer bedrängten Zeit. München, Lindauer. Gr. 12. 8¾ Ngr.

Arndt, F., Fürchte dich nicht, du kleine Heerde. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 8. 3 Ngr.

Beleuchtung des „zweiten Sendschreibens vom Professor v. Moy, die Kniebeugungsfrage und die Gewissensfreiheit betreffend, an den Grafen C. v. Giech", von einem Freunde der Wahrheit und des Rechts. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 5 Ngr.

Bode, B., Feagliche Reform in der katholischen Kirche. Eine Kirchweih-Predigt. Magdeburg, Mazzuechi. Ge. 8. 5 Ngr.

Die drei ersten Erbauungsstunden der Deutsch-Katholiken in Dresden. Dem Beschlusse derselben gemäß herausgegeben von F. Wigard. Dresden, Arnold. 8. 8 Ngr.

Gilbert, R. O., Constitutionspredigt am 15ten Sonntage nach Trinitatis. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Ngr.

Humoristische Glossen und interessante nachträgliche Notizen zu dem Rock von Trier und was daran und darum hängt. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 3 Ngr.

Hieronymi, W., Predigt über Gal. 5, V. 1—15. Wie beweist die junge deutsch-katholische Kirche, daß sie nach ihrem Geiste alt und apostolisch sei? Mittweida, Billig. 8. 2 Ngr.

Huchzermeyer, Ein Enthaltsamkeitsfest ein Gerichtstag für Alle. Predigt. Gütersloh. 8. 2½ Ngr.

Johannes, Die Lehre von Gott nach vernünftigen Begriffen und zeitgemäßen Bestimmungen. (Erster Versuch zur Fassung des Lehrbegriffs in der deutsch-katholischen Kirche.) Leipzig, Fest. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kann ein Deutsch-Katholik (der Webermeister Rewitzer in Chemnitz) Mitglied der Ständeversammlung eines christlichen Landes sein? Und noch ein Paar Worte an das deutsche Volk. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Lehmann, J., Das Gesetz Israels. Seine Wichtigkeit für die ganze Menschheit und Israels Anhänglichkeit an demselben. Rede. Mannheim, Bensheimer. 8. 2½ Ngr.

Der Mensch als werdender Engel in Gesprächen dargestellt von einem Prediger. Oder Friederikens Geburtsfestfeier im Kreise ihrer Jugendfreundinnen. Ein Erbauungsbuch und besonderer Theil der Extrazüge auf der Eisenbahn nach dem heiligen Rocke. Eisenberg, Schöne. 8. 8 Ngr.

Paasch, A., Drei Predigten über Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit und freie Forschung, zur Rechtfertigung und Warnung gehalten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann Gr. 8. 3 Ngr.

Pelz, E., Noch ein Wort über die deutsche Leinwandfrage. Breslau, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Richter, H. E., Die schwedische nationale und medicinische Gymnastik. Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden. Dresden, Arnold. 8. 7½ Ngr.

Schubring, J., Der Irrweg der protestantischen Freunde. Dessau, Aue. Gr. 8. 5 Ngr.

Sobolewsky, L. v., Protestantische Gegenrede auf römisch-katholische Schmähredе wider Luther's Sittlichkeit. Breslau, Scholz. Gr. 8. 3½ Ngr.

Steglich, F. A. W., Wie hat sich der Volksschullehrer als Religionslehrer bei den religiösen Bewegungen der Gegenwart zu verhalten? Ein Vortrag in der erweiterten Versammlung des pädagogischen Vereins zu Dresden am 26. Juli 1845. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 3 Ngr.

Thiersch, F., Apologie eines Philhellenen wider den Fürsten Hermann L. G. v. Pückler-Muskau. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1846. 20 Ngr.

Über das Princip der Rechtgläubigkeit und seine Consequenzen. Von einem Weltbürger. Breslau, Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Wangenmüller, M., Was verlangen die deutschkatholischen Gemeinden? Eine Stimme zu deren theilweiser Rechtfertigung. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Paar nothwendige Worte über das Referat in der Königsberger Hartung'schen Zeitung vom 9. Juli 1845, betreffend das Fest des diesjährigen Königsschießens zu Königsberg. Gumbinnen. 8. 2½ Ngr.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Geschichte des Schlosses Eu.

Von allen königlichen Lustschlössern in Frankreich hat in neuester Zeit durch die zweimalige Anwesenheit der Königin von England das Schloß von Eu vorzüglich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Natürlich wirft sich nun die Speculation der Buchhändler und der dienstfertigen Schriftsteller auf die Geschichte und Beschreibung dieses Palastes, die für gewinnlustige Federn eine schöne Ausbeute versprechen. Außer verschiedenen Specialwerken gibt es eine größere Beschreibung der Résidences royales aus der Feder von Batout, in der auch Eu eine ausführliche Darstellung erhalten hat. Gegenwärtig erscheint nun ein Kupferwerk, welches die Geschichte dieses Schlosses durch bildliche Darstellungen vergegenwärtigt. Der Text zu dieser glänzenden Publication rührt gleichfalls von Batout her, welcher durch seine Stellung vorzüglich zu einer solchen Arbeit befähigt ist. Der Titel dieses Kupferwerks lautet: „Le chateau d'Eu illustré depuis son origine jusqu'au voyage de sa majesté Victoria, reine d'Angleterre."

Socialismus.

Die socialistischen Ansichten, welche immer mehr und mehr ihr Haupt erheben, lassen sich nicht mit einigen absprechenden Phrasen, mit allgemeinen, nichtssagenden Sentenzen abfertigen. Sie müssen vielmehr von jedem Standpunkte aus erörtert und beleuchtet werden. Jeder Beitrag, welcher zu ihrer Würdigung geliefert werden kann, er möge nun von einer Seite herrühren von welcher es immer sei, muß uns willkommen sein. Deshalb halten wir es für angemessen, hier auch eines Werks zu gedenken, welches, ohne an und für sich gerade Zeugniß abzulegen von einer sonderlichen Tiefe, doch ein dankenswerther Versuch ist, das Wesen des Socialismus zu erfassen und zum Verständniß zu führen. Diese Schrift führt den Titel „Socialisme. Trois leçons du professeur E. Cherbuliez sur Fourier, son école et son système, reproduites et refutées par un ministre du saint Evangile." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 305. — 1. November 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Geschichte des Proselytismus.

1. Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Documente begründete Darstellung ihres Übertritts zur römischen Kirche, von Wilhelm Hoeck. Wolfenbüttel, Holle. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. Von W. G. Soldan. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Schrift von dem bekannten Priester des Oratoriums in Rom Augustin Theiner*) hat die nächste Veranlassung zu den beiden vorliegenden Werken gegeben. Es ist die 1843 zu Einsiedeln erschienene „Geschichte der Zurückkehrung der regierenden Häuser (!) von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche im 18. Jahrhundert und der Wiederherstellung (!) der katholischen Religion in diesen Staaten. Nach und mit Originalschriften von A. Theiner.“ Diese wie eine frühere Schrift desselben Römlings: „Versuche und Bemühungen des heiligen Stuhles in den letzten drei Jahrhunderten, die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinigen“, ist nur ein neues Specimen jener Verfahrungsweise der Ultramontanen, die keine Entstellung der Geschichte scheut, wenn sie dadurch ihre Zwecke erreichen zu können hofft. Beide erinnern an die Äußerung über den heiligen Rock zu Trier: „es sei ganz gleichgültig, ob er der echte sei, wenn er nur für den echten gehalten werde.“ Doch ließe sich eine solche Auffassung des Reliquiendienstes allenfalls noch gemüthlich entschuldigen; ein Geleherter aber wie Aug. Theiner darf bei geschichtlichen Darstellungen nicht absichtlich aller Kritik Hohn sprechen, wenn er sich nicht den Vorwurf bewußter Lüge zuziehen will, die er indeß in der That als eine pia fraus gar nicht zu scheuten scheint. Den deutlichsten Beweis hiervon liefert der in der „Geschichte der Rückkehr“ erfolgte Wiederabdruck einer kleinen Schrift mit dem Titel: „Anton Ulrich, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Beweisgründe aus der Vernunft und den Grundsätzen des Glaubens, daß die römisch-katholische Religion allen übrigen Religionen vorzuziehen sei.“ Dieses Büchelchen führt Aug. Theiner ohne Weiteres als ein Werk Anton Ulrich's ein, obgleich dasselbe sowol nach innern Gründen als den bestimmtesten äußern Zeugnissen längst und schon von den Zeitgenossen als untergeschoben erkannt ist. Wir bemerken hier nur das Eine, daß das Opus schon 1705, vier Jahre vor der Bekehrung Anton Ulrich's, und zwar zuerst Lateinisch in Hildesheim, ohne Namen eines Verfassers, erschien, und daß der dem Herzoge sehr nahestehende helmstädtische Theologe Fabricius, als dasselbe 1711 nach erfolgter Bekehrung des Herzogs von

*) Über die Gebrüder Johann Anton und Augustin Theiner vgl. das „Conversations-Lexikon der Gegenwart“, wo man auch an die frühern jetzt fast vergessenen, besonders durch Prof. Dresler in Breslau (um 1830 und bis 1835 zurück) hervorgerufenen antiromanischen Bestrebungen unter den schlesischen Katholiken erinnert wird, welche allein die jetzigen durch Ronge veranlaßten Bewegungen erklären. Was damals als Stimme der Gelehrten zu verhallen schien, ist jetzt mehr und mehr Sache des Volks geworden. Von Augustin Theiner hier nur so viel, daß er anfänglich wie sein Bruder, durch Universitätsstudien auf einen freiern katholischen Standpunkt erhoben, Angriffe auf den Romanismus unternahm, dann aber unbetrieblich durch das Verneinende seiner Richtung zuerst in Wien, nachher in Paris im Umgange mit Lamennais, und endlich in Rom selbst sich einer streng ultramontanen Ansicht in die Arme warf. Anton Theiner wirkte durch verschiedene gelehrte und populaire Schriften von 1825—30 für Reformen in der katholischen Kirche, ward aber in dem letztgenannten Jahre, nachdem ihm schon früher die Vorlesungen, welche er als außerordentlicher Professor an der Universität zu Breslau über das kanonische Recht hielt, untersagt waren, auf das Pfarramt Polnisch bei Breslau entfernt. Seitdem hat er in der Stille fast nur seiner Gemeinde gelebt, bis er sich neuerlich der deutsch-katholischen Kirchengemeinschaft angeschlossen hat, die auf ihn als den ausgezeichnetsten unter den Gelehrten, die bisher zu ihr übergetreten sind, eine große Hoffnung gründet.

Digitized by Google

neuem in deutscher Sprache aufgelegt und nun diesem zugeschrieben wurde, öffentlich erklärte: „es sei gewiß, daß Se. Durchl. diese Motive noch niemals gesehen". Doch es erschien für die Bekehrungszwecke Aug. Theiner's allzu günstig, „dieses Meisterstück, das sich", wie er meint, „sowol durch Geistesschärfe als durch entschiedenen und festen Ton der Überzeugung äußerst vortheilhaft auszeichnet", unter dem Namen eines berühmten Fürsten von neuem in die Welt einzuführen, als daß bei ihm von einer kritischen Untersuchung über die Echtheit nur die Rede gewesen wäre. Möchten doch jene Ultramontanen, welche zur Erreichung ihrer Zwecke so unbedachtsam zu der Lüge greifen, sich klar machen, was sie auf solchen Wegen allein zu erreichen vermögen! Wenn es ihnen auch wirklich gelingt, Einzelne aus andern Kirchen durch die grasseste Täuschung zu ihrem starren Romanismus hinüberzuziehen, so entfremden sie sich doch durch ihr Verfahren die erleuchteten Protestanten in immer höherm Grade. Sie aber tragen auch die Schuld, daß die katholische Kirche, als deren wahre Wortführer sie zu gelten pflegen, weil sie am lautesten reden, bei den meisten Protestanten in weit ungünstigerm Lichte erscheint als sie ihrer Gesammtheit nach verdient, und daß so statt einer Annäherung unter den christlichen Schwesterkirchen der Bruch immer mehr erweitert wird. Aber Gottlob! es gibt in dem Schoose der katholischen Kirche auch eine Partei des Fortschreitens, die immer mehr erstarkt; sie folgt einer gleichen Richtung wie wir, wenn auch auf einem andern Pfade, und so müssen wir dereinst an einem höhern Ziele zusammentreffen! Nur auf diese Weise aber ist eine endliche Einigung der Kirchen — so weit dieselbe auch noch entfernt sein mag! — oder doch, was wol das einzig wirklich Erreichbare bleibt, eine friedliche Annäherung möglich, nimmermehr mittels eines Zurückschreitens, einer „Rückkehr" der Losgetrennten zu dem Romanismus, wie jene Dunkelmänner sie träumen!

So wenig wir indeß bei diesen Ansichten das Streben der Ultramontanen zur Untergrabung des Protestantismus fürchten, so verderblich erscheint es uns doch, durch Beleuchtung ihres Treibens der von ihnen beabsichtigten Hemmung des Fortschritts, auch unter den Katholischen selbst, entgegenzutreten. Und es ist echt protestantisch, durch treue Forschung die geschichtliche Wahrheit an den Tag zu ziehen, damit vor ihrem Lichte das Gespenst der Lüge von selbst in seiner Nichtigkeit verschwimme. Aus diesem Gesichtspunkte heißen wir die beiden hier zu besprechenden Schriften willkommen.

1) Die Monographie des Hrn. Wilhelm Hoeck — eines jüngern Bruders des göttinger Gelehrten — ist übrigens keineswegs nur durch ein polemisches Streben gegen Hrn. Theiner hervorgerufen, weshalb auch die Bekämpfung desselben mit Recht in einen „Anhang" verwiesen ist. Hr. Hoeck hatte sich vielmehr schon längere Zeit mit selbständigen Forschungen über die Bekehrung der Elisabeth Christine und Anton Ulrich's beschäftigt und die Schrift des Hrn. Theiner ward nur die Veranlassung, daß er dieselbe rascher beendigte und veröffentlichte als es sonst wol geschehen wäre.

Das selbständige, namentlich psychologische Interesse dieser beiden Bekehrungsgeschichten bedarf hier wol nicht erst einer besondern Auseinandersetzung; in geschichtlicher Beziehung erinnern wir nur daran, daß Herzog Anton Ulrich einer der hervorragenden Repräsentanten der Bildung seiner Zeit heißen darf und daß seine Enkelin Elisabeth Christine, die Tochter seines eine Zeit lang in Blankenburg regierenden Sohnes Ludwig Rudolf, die Gemahlin Kaiser Karl's VI. und Mutter der Maria Theresia ward. Durch die Behandlung des Verf. ist aber das Interesse des Gegenstandes noch bedeutend gefördert. Es standen demselben sehr reichhaltige archivalische Quellen, welche die herzoglich braunschweigische Landesregierung mit großer Liberalität eröffnete, zu Gebote; er hat diese auf das sorgfältigste benutzt, daneben aber, um ein vollständigeres Urtheil über seinen Stoff zu gewinnen, eine Menge gleichzeitiger Flugblätter und größerer Druckschriften, welche er auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand; auch seine Auffassung und Darstellung ist zu rühmen, da sie von einem tüchtigen Streben zeugen, die in Betracht kommenden Charaktere allseitig zu würdigen und die Thatsachen aus dem Zusammenhange mit den größern Begebenheiten und dem Geiste der Zeit begreiflich zu machen.

Im „Eingange" sind die Verhältnisse des Welfenhauses, als mitten unter den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs das mittlere Haus Wolfenbüttel mit dem schwachen Herzog Friedrich Ulrich († 1634) erlosch, gut gezeichnet. Wir erinnern hier nur, daß damals der hochgebildete Herzog August, aus dem ältern, aber aranagirten Zweige der lüneburgischen Linie, Begründer des jüngern (d. i. neuern) Hauses Wolfenbüttel wurde. Es folgt eine Schilderung des Lebens am Hofe dieses ausgezeichneten Fürsten, der Erziehung seiner Kinder, unter denen Rudolf August und Anton Ulrich als seine Nachfolger zu nennen sind, wie der damaligen religiösen Richtung, von der die Erziehung der herzoglichen Kinder vollig beherrscht wurde. Es war dem Herzoge August Ernst um das Christenthum, doch führte ihn seine hohe und vielseitige geistige Bildung zu einer freiern Auffassung desselben, insbesondere hinsichtlich des Unterschiedes der Confessionen. Hierauf wirkten auch schon mehr und mehr die großen Zeitverhältnisse hin, da unter den Greueln des Dreißigjährigen Kriegs endlich die Sehnsucht nach gegenseitiger Duldung unter den christlichen Parteien erwacht war; von Seiten der Wissenschaft aber ward damals ein versöhnlicher Sinn gegen die den Lutherischen gegenüberstehenden Kirchen besonders von der braunschweigisch-lüneburgischen Gesammtuniversität Helmstädt aus durch den ältern (Georg) Calixt genährt, der „in den Unterscheidungslehren der protestantischen Kirchen wenig mehr als theologische Schulfragen sah". Auch die Kinder des Herzogs August wurden von früh auf zu dieser religiösen Richtung erzogen, was bei Beurthei-

Digitized by Google

lung der in Frage stehenden Confessionswechsel allerdings nicht zu übersehen ist. In dem stillen und sanften Herzoge Rudolf August entwickelte sich eine herzliche Frömmigkeit als Grundzug seines ganzen Charakters; Anton Ulrich, lebhaftern und umfassendern Geistes, dabei eitel und ehrgeizig von den frühesten Jahren an, gewann eine vielseitige, besonders auch ästhetische Bildung in der Weise der damaligen französischen Schriftsteller; wie Alles war auch die Religion bei ihm mehr Sache seines die übrigen Seelenkräfte überwiegenden Verstandes. Als Herzog August im J. 1666 starb, folgte ihm sein ältester Sohn Rudolf August, der jedoch 1685 seinen Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten annahm. Seit dieser Zeit entstand Mißtrauen und Eifersucht unter den beiden Hauptzweigen des Welfenhauses, da das lüneburgische Haus auf mannichfache (gerechte und ungerechte) Weise, besonders durch Einigung seiner noch getheilten Länder und durch die eifrigst gesuchte Gunst des Kaiserhauses, sein Ansehen und seinen Glanz über das ältere, schon sehr geschmälerte Haus zu erheben wußte, was den leidenschaftlichen Anton Ulrich namentlich zu dem „Vereine der wider die neunte (Hanover unertheilte) Kur correspondirenden Fürsten", ja selbst zu einer Verbindung mit Frankreich während des Spanischen Erbfolgekriegs trieb. Nach Vereitelung seiner Bestrebungen, Hanover zurückzudrängen, war denn auch er, besonders seit er nach dem Tode seines Bruders († 1704) die Regierung allein fortführte, eifrig um die Gunst des kaiserlichen Hauses bemüht.

Kaiser Joseph I. war mit einer hanoverschen Prinzessin vermählt; sein Bruder Karl, der damals in Spanien um das ihm von den Franzosen bestrittene Königthum kämpfte, sollte jetzt auch vermählt werden, und Anton Ulrich setzte Alles in Bewegung, um ein Verlöbniß des noch nicht 20 Jahre alten Prinzen mit seiner kaum vierzehnjährigen Enkelin, Elisabeth Christine, zu Stande zu bringen. Unter mehren Intriguen von verschiedenen Seiten kam ihm bei seinem Plane der Wunsch des Kaisers und seiner Gemahlin zu statten, durch Förderung desselben die Zerwürfnisse zwischen den beiden welfischen Linien zu beenden, und nicht minder seine Bereitwilligkeit, seine Enkelin zu dem katholischen Glauben hinüberzuführen, was bei der von Karl III. selbstgewählten anspachischen Prinzessin nicht gelungen war. Die Verwirklichung des Vorhabens beruhte indeß noch auf der Zustimmung der jungen Prinzessin, insbesondere zu dem verlangten Uebertritte. Hiermit beginnt denn die Bekehrungsgeschichte der Elisabeth Christine, die durch vielfache dabei in Bewegung gesetzte Machinationen wie durch das Sträuben der noch unmündigen, aber doch mit ganzem Gemüthe ihrer Confession ergebenen Prinzessin ihr besonderes Interesse gewinnt. Schon bei den ersten Unterhandlungen über die beabsichtigte Verlobung erging von dem östreichischen Hofe die Erklärung*), es werde „vor Allem präsupponirt, daß die Prinzessin nach vorhergegangener genugsamer Information den katholischen Glauben annehmen werde". Herzog Anton Ulrich fand dabei nach seiner ganzen religiösen Richtung keine Schwierigkeit, zumal nach den am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen und auch von ihm sehr eifrig beförderten Versuchen zur Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche, bei denen der Abt Molanus von Loccum, der große Leibniz und die helmstädter Theologen sich sogar für eine Anerkennung des Papsthums und der Hierarchie von Seiten der Protestanten und für die wesentlichsten anderwärtigen Annäherungen an den Katholicismus ausgesprochen hatten. Anton Ulrich, dem die Verherrlichungssucht der Eiferer in den verschiedenen Parteien immer widerlicher geworden war, war in der That für seine eigene Person indifferent gegen alles speciell Protestantische. Aber es handelte sich hier nicht um den Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung, sondern um die absichtliche Umwandelung einer andern, die aufs tiefste mit dem Gewissen zusammenhing. Ludwig Rudolf, der Vater der Elisabeth Christine, fügte sich noch leicht genug; der Religionswechsel seiner Tochter war ihm freilich nicht lieb, machte aber dem lebenslustigen Manne keine großen Gewissensscrupel; dagegen hing Elisabeth's Mutter, Christine Luise, eine ottingische Prinzessin, fest an Luther. Sie hatte noch kurz zuvor bei den Unterhandlungen über die Verlobung Karl's mit der Anspacherin ihrer Tochter selbst gesagt:

Und wenn ich meiner, wofür mich Gott behüte, so gar vergessen und dir befehlen sollte, um einer Heirath willen die evangelische Religion zu ändern, siehe, so sage ich dir hiermit, daß du mir keinen Gehorsam, sondern Gott mehr zu gehorchen schuldig bist als den Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ungern vermissen wir hier wie öfter das Datum; die Unterhandlungen beginnen um den Anfang des J. 1705, wo Elisabeth Christine, geb. 28. Aug. 1691, das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte.

Maria. Ukrainische Erzählung von Anton Malczeski, übersetzt von Konrad Roman Vogel. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1845. Breit 8. 1 Thlr.

Es ist dies eine gleichfalls herrlich ausgestattete Ausgabe des berühmten Gedichts in deutscher Sprache und schließt sich an die in demselben Verlage erschienene Originalausgabe würdig an. Malczeski ist in der polnischen Literatur, nachdem er lange Zeit fast ganz in Vergessenheit gerathen, in der neuesten Zeit erst wieder zur vollen Anerkennung gelangt. Sein Hauptverth in der Literaturgeschichte besteht darin, daß er der Erste in einem umfassendern Gedichte den Pfad des französischen Pseudoclassicismus, d. i. die steife auf lateinische und griechische Methodologie, in französische Hofetiquette und nicht selten naturwidrige Idyllenspielerei bastirte Versschmiederei verließ und ein Gedicht schrieb, so wie es der Pole dachte, wie es der Mensch fühlte. Wie Malczeski in diese Richtung gekommen, welche Verdienste er sich dadurch wie nicht minder durch seine Theilnahme an den Kriegen seiner Nation um diese erworben, können wir hier nicht näher auseinandersetzen und müssen die Leser auf die Einleitung in dem vorliegenden Buche verweisen, in welcher Malczeski's ebenbürtiger Landsmann, Severin Goszczynski, den Mitbegründer der neupolnischen oder nationalen Poesie so charakterisirt, wie es der gegenwärtige Stand der polnischen Frage mit sich bringt. Das Gedicht selbst erzählt eine jener so oft wiederkehrenden Greuelthaten des ho-

Digitized by Google

hen polnischen Adels in der Ukraine, der im Besitze außerordentlicher Macht, beherrscht vom ungemessensten Stolze, keine Schranke für sich zu fest, keine Schandthat für sich zu schlecht hielt, die er nicht hätte überspringen, die er nicht hätte ausführen dürfen, wenn es galt, seinem Stolz und seiner Herrschsucht Genüge zu thun. So ein Wojwode läßt hier die Frau seines eigenen Sohnes, die dieser gegen seinen Willen genommen, meuchelmörderisch und mit List umbringen, während ihr Vater und ihr Gatte von den Wojwoden beredet einen Kriegszug gegen die eben einbrechenden Tataren unternehmen, um des Wojwoden Besitzungen vor deren Verwüstung zu schützen! Alles aus dem einen Grunde, weil der Vater seiner Schwiegertochter ein schlichter Edelmann von altpolnischem Schrot und Korn, Besitzer eines kleinen Dorfes, ihm an Reichthum und Macht nicht gleichstehe. Die Scenen, welche uns der Dichter vorführt, sind so voll Leben und Kraft, die Charaktere so warm und mit solcher Liebe gezeichnet, besonders Maria und ihr Vater, der alte Schwerträger, daß das Gedicht in einer Übersetzung, welche bei der so vollständigen Verschiedenheit der beiden Sprachen außerordentliche Schwierigkeiten bietet, indem die gedrängte polnische Wortstellung fast unmöglich in gleiche Grenzen sich zusammendrängen läßt, gewiß zahlreiche Verehrer auch in Deutschland finden wird. Als Probe, wie der Übersetzer sich bemüht hat, seinem Originale so nahe als möglich zu kommen, mögen uns der erste Abschnitt des ersten Gesanges und der Schluß des Gedichts dienen.

Hei! frisch Roßauf! wohin du zogst auf deinem schnellen Roß?
Verfolgt dein Aug' den Hasen Flucht, der über Steppen schoß?
Ha! willst du im Gedankenflug, im wonnigen Behagen,
Mit dem ukrain'schen Wirbelwind weit um die Welte jagen?
Wie? eilst du zur Geliebten hin, die dort im grünen Rieb
Sehnsüchtig deiner harrend singt ein schwermuthvolles Lied?
Die Mütze schiebst du keder jetzt, die Zügel läßt du hängen,
Daß Staubeswolken wirbelnd hoch sich über'm Berg hin drängen
Hat mich ein Feuer muß die so die braune Mähne rebiten.
Ich seh' darauf der Jugend Lust mit Muthes ein Zeichen blitzen!
Dein treues Roß so standbereit, so flink und willig wie du,
Durchschnaubt den Steppen mit rasendem Galopp in einem Nu!
Nur fort Roßak und spanne bei dein muthig wiehernd Thier:!
Denn es verstreute sonst dein Salz der Sohn der Steppe dir.
Und du o schwarzer Vogel du dort droben in der Luft,
Der Boten du erspähst und den nach Gräbern bist zur Gruft,
Enthülle dein Geheimniß rasch noch der Roßackrotte,
Bevor vollendet ist dein Flug — denn dürftig fleh'n die Rosse.

In einer ukrainischen Kirche steht ein bestorter Katafalk und Sarg mit vielen Kerzen, zu dessen Füßen liegt die Gestalt eines Ritters.

Ach! das ist des betümmerten Schwertträgers weißes Haupt,
Der jetzt am Sarg der Tochter kniet, dem jüngst sein Weib geraubt
O! schaudert' es die Wiege nur, sie in den Sarg zu betten!
Und brachte' er ihr den Lohn, um ihn und Leichentuch zu ketten!
Seltsam! bei dem Brautjungfrau'schen gefühlen er zu sein.
Als wär' er schon mit seinem Kind im himmlischen Verein.
So war es später auch gefaßt, und Klagen nicht und Stohnen
Hört von dem fahlen Lippenpaar man jemals nur ertönen.
Der starre Blick des Auges ward von keiner Thräne bleich,
Mit Menschen nicht, mit Gott verkaut, im Übrigen sich gleich.
Tagtäglich ging er sinsternem dieselbe Stunde fort,
Und eh' man noch das Zeichen gab, war er schon wieder dort.
Doch einst verstrich die Mitternacht, der Ritt blieb noch aussen.
Und als die treue Wachsamkeit statt Hoffnung fühlt ein Grausen,
Als wild das Horn ertönt und schnell, wie Blitze, aufgereift
Zur Rache oder Hülfe eilt die tiefer'er Ritterschaft —
Da fand man auf dem Feldesthau, der Maid und Kind ihm raubte,
Auf ihrem Leichenstromen knien mit tiefgesenktem Haupte:
Dieselbe Mitr' und Lippenpaar, die Mähn' im Angesicht.
Dieselbe Glut in seinem Aug', der Wange bleiches Licht —
Der Schwertbaut und die Mähne, stets für Polens Feind ein Schrecken —
Derselbe schwarze Bupan auch, — nur daß ihn nicht erweckten
Das Echo konnte, wenn zum Kampf Trompetenschmettern rief,
Und er zum Schwerte nicht mehr griff. Da er auf ewig schlief
Wo die drei Leichenhügel steh'n mit dicker fetter Krone.
Ihr wißt ihn, still und ernstig in der düst'gen Ukraine. 74.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sanskrit-Literatur.

Unlängst sind erschienen: „Fragments arabes et persans inédits relatifs à l'Inde antérieurement au IIième siècle de l'ère chrétienne, recueillis par M. *Reinaud*“ (Paris 1845). Der von Reinaud veröffentlichten Fragmente sind fünf an der Zahl und alle vor der Mitte des 11. Jahrhunderts geschrieben, zu einer Zeit, wo die muselmännische Invasion in Hindostan eine Modification des Nationalgeistes nothwendig herbeiführte. Der Text ist von einer Übersetzung und Anmerkungen begleitet und scheint geeignet, den kritischen Geist Derer, welche Ostindien zum besondern Gegenstand ihrer Forschungen machen, zu üben. Man findet unter diesen Bruchstücken eine bisher unbekannte Erzählung von dem ersten Einfall der Muselmänner in das Industhal. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Orientalist, der diese Thatsachen entdeckt hat, derselbe ist, welcher vor einigen Jahren die Erzählung von den Einfällen dieser Muselmänner in das andere Ende der damals bekannten Welt, Frankreich, Nordeitalien und die Schweiz, einer kritischen Prüfung zuerst unterworfen hat. Zugleich machen wir den Leser aufmerksam auf einen Brief des Herrn Arrien de Longpérier über die Medaillen der Könige von Kabul, welcher eine neue Erklärung vieler Punkte der orientalischen Numismatik enthält.

Baukunst.

Architekten und Freunden der Baukunst dürfte folgendes Werk: „Traité historique et descriptif des ordres d'architecture, avec un nouveau système simplifié, avec 32 planches, par M. *de Saint-Felix*“ (Paris 1845), willkommen sein. In dieser summarischen Abhandlung von den verschiedenen Ordnungen der Architektur hat der Verf. den Tempel Fortuna's zu Präneste, das Parthenon, das Orangeriehaus zu Versailles, das Monument von Terracina, den Tempel der Fortuna virilis und das Pantheon Agrippa's zum Gegenstand seiner Beweise gelegt. Da praktische Belehrung das Ziel ist, welches der Verf. sich vorgesteckt hat, so geht er in alle nöthigen Erörterungen und Entwickelungen ein, damit sein Buch Bauskünstlern, Schülern und Arbeitern zum Führer diene. Ein doppelter Anhang vervollständigt auf eine nützliche Weise das Werk. Der erste Anhang enthält die Biographie einer großen Anzahl Architekten, welche 350 Namen umfaßt; der zweite ein Wörterbuch der Kunstausdrücke (über 5000), welche der Baukunst und den von ihr abhängenden Künsten eigen sind. 31.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen.

Elf Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Geschmackvolle typographische Einrichtung, Gediegenheit der Übersetzung und ein billiger Preis zeichnen diese Ausgabe gleich vortheilhaft aus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 306. — 2. November 1845.

Zur Geschichte des Proselytismus.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Vor Allem schwierig war es aber, Elisabeth Christine selbst für die Glaubensänderung zu gewinnen. Sie war freilich eben erst 14 Jahre alt, hatte aber einen lebendigen Geist und ein tiefes Gefühl, und hing wie die Mutter an dem Katechismus Luther's, auf den sie sich kaum ein Jahr zuvor von Herzen verpflichtet hatte. Die Herzogin Luise fügte sich indeß, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Willen des Schwiegervaters und stellte die Sache Gott anheim. Charakteristisch ist ein Brief an sie von Anton Ulrich selbst:

Ich habe Gelegenheit bekommen, mit Liebethchen von der bewußten großen Affaire zu reden, die ich dann sehr raisonnable gefunden, und kann wol sagen, daß ich mich über ihren Verstand verwundert. Ich habe ihr dort eingebunden, mit keinem Menschen als mit ihren Altern hievon zu reden; und wie man die Unterredung zu Ende ließ, sagte sie, sie hätte müssen, als sie confirmiret worden, angeloben, Lutherisch zu bleiben, deswegen könnte die Religion changiren. Worauf ich sie bedeutet, daß dieses Angeloben darauf gegangen, daß sie sollte nimmer von dem christlichen Glauben abweichen, noch was sie in ihrem Katechismo gelernet, verleugnen; allermaßen sie bei Annehmung ihres künftigen Königes Religion ihren gelernten Katechismum ganz wohl behalten könnte, darinnen Nichts enthalten, das die Katholischen nicht ebenfe glaubeten. Wemit sie schien zufrieden zu sein; und da ich es nöthig befinde, sie allhie viel bei mir zu haben, will ich ihr diesen Zweifel, der ihr mit großer imprudence gemachet worden, mit göttlicher Hülfe schon benehmen ....

Der Brief schließt: „Nun Adieu, grandmère du futur empereur!“ und ist noch aus dem Anfange des J. 1705; warum fehlt das Datum?

Anton Ulrich zog dann zunächst den Abt und Consistorialrath Professer Fabricius zu Helmstädt zu Rathe, dessen Milde und Fügsamkeit er schon kannte, um durch die beifällige Ansicht eines so gelehrten und vornehmen Theologen seine Familie zu beruhigen. Fabricius erklärt zu Anfang, daß man auch in der katholischen Kirche zur ewigen Seligkeit gelangen könne, „weil sie mit uns einerlei Grund des Glaubens und Wandels habe“ u. s. w. Demgemäß beantwortet er die Frage: „Ob eine evangelische Prinzessin sich zur römisch-katholischen Religion wegen Vermählung mit einem katholischen König mit gutem und unverletztem Gewissen bequemen könne“, mit Ja, sofern dabei betrachtet werde: 1) „daß sie zu solcher Mariage Sich nicht angeboten, sondern daß es Ihr ohne Zweifel nach göttlicher heiliger providentz angetragen werde; 2) daß solche Vermählung nicht allein dem Herzogthum, sondern auch der protestantischen Religion und dem hochgewünschten Kirchenfrieden könne zuträglich und erspriesslich sein.“ Elisabeth Christine erklärte sich um diese Zeit (... Sept. 1705) in einem Reverse:

Weiln ich mich schuldig finde, der göttlichen Direction und dem Gutachten meines hochgeehrten Großherrn Vaters Gnaden in allen Dingen zu folgen, so erkläre und verspreche ich hiemit, daß wann Gott der Allmächtige nach seinem unerforschlichen Rath es so schicken wird, daß ich für andere in Vorschlag gekommene Prinzessinnen zur spanischen Königin erwählet werden sollte, ich alsdann darunter die göttliche providence erkennen und die Wahl in geistlicher Gelassenheit annehmen will u. s. w.

Um dieselbe Zeit aber (1. Sept.) schreibt sie an ihre Mutter:

Je le peux assurer, qu' à présent c'est ma seule consolation, que j'espère fermement, que le bon Dieu détournera le grand malheur, qui est sur ma tête, de quoi je le prie sans cesse. J'assure V. A. que si c'en venoit à cela, que je ne pourroi jamais consentir et que j'aimerai mieux mourir que de le faire.

Da indeß die Verhandlungen bekannt wurden, eiferten die Hofprediger in Wolfenbüttel von der Kanzel gegen die beabsichtigte Bekehrung. Anton Ulrich legte denselben nun mehre Fragen zur Beantwortung vor, auf welche Rinkamp unter Anderm erwidert:

Das Argument ab utili hält im Gewissen den Stich nicht. Der Erfolg ist auch ganz ungewiß.

Die göttliche Providenz, die sich bei diesem Abfall und Heirath zu erkennen geben soll, wird, weiß nicht woraus geschlossen. Doch das ist gewiß, ... daß dieselbe in allem Bösen nicht weniger als in dem Guten walte ... Und kann die Versuchung davon keineswegs ausgeschlossen werden, sodaß man bei dergleichen, da in einem und andern die göttliche Providenz will erkannt werden, sich wohl vorzusehen hat, ob es Versuchung oder aber göttlicher Wohlgefalle sei, da es denn nach überwundener Versuchung in Himmel und auf Erden gar schön klinget: Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest! 1. Mos. 20, 11, 12.

Die beiden Hofgeistlichen erklären sich geradezu gegen die Zulässigkeit des Übertritts. Fabricius wußte den Herzog über diese Aussprüche zu trösten; doch wurden die Hofprediger mit ihren Angriffen gegen die Papisten und nicht minder gegen das Leben am herzoglichen

Digitized by Google

Hofe immer dreister; als sie aber dem Herzoge „kraft des Amts der Schlüssel" mit der Ausschließung vom heiligen Abendmahle drohen, auch nicht auf den Vorschlag zu ihrer „anderweitigen honorablen Beförderung" eingehen, werden sie ihres Amtes entlassen. *)

Es wurden dann Gutachten von andern ausgezeichneten Männern, namentlich den einzelnen theologischen Professoren zu Helmstädt eingezogen, welche verschieden ausfielen. Von besonderm Interesse sind die Antworten von Molanus und Leibnitz, von denen jener, doch unter vielen Bücklingen, sich endlich gegen die Bekehrung „der Heirath wegen", ausspricht, Leibnitz aber die Sache sehr allgemein behandelt, zuletzt jedoch den Wünschen des Herzogs mit weltmännischer Feinheit sehr das Wort redet, indem er sagt:

Bei dem Uebereifer ist der katholischen Kirche sei wohl zu unterscheiden unter denen Gelegenheiten und Bewegnissen. Ein weltliches Absehen gibt oft Gelegenheit, daß wir Menschen auf etwas Höheres unsere Gedanken wenden und die Sache untersuchen, da sich's denn begeben kann, daß wir nach der Untersuchung eine herzliche Überzeugung bei uns finden, und eine Änderung treffen, die nicht der ersten äußerlichen Gelegenheit, sondern der innerlichen Bewegniß und Überzeugung zuzuschreiben. Also verursachet vielleicht eine Krankheit, daß ein ruchloser Mensch in sich gehet; eine Gefangenschaft macht, daß ein Türk dem Christenthum nachdenket und sich bekehret; eine Heirath, Beförderung, verbesserte Erbschaft und dergleichen machen zu Zeiten, daß ein Römischer in England oder ein Protestirender in Schlesien die Streitigkeiten untersuchet, und hernach ernstlich und aufrichtig seine Meinung ändert, deswegen aber gar nicht vor einen liderlichen Heuchler oder bethasten Apostat zu halten. Dergleichen Urtheil fällen nur Diejenigen, die mit Leidenschaften geblendet oder übel berichtet oder auch wol selbst eines bösen Gemüths sein und Andern die Neigungen zulegen, die sie an sich befinden.

Fabricius zeigt sich inzwischen fortwährend am dienstfertigsten; im J. 1706 gab er eine kleine Schrift heraus, deren Titel ihren Inhalt deutlich genug bezeichnet: „Erörterte Frage, Herrn Fabricii, Theologiae Doctoris und Professoris, anfangs zu Altdorff und jetzt zu Helmstädt. Daß zwischen der Augspurgischen Confession und katholischen Religion kein sonderlicher Unterschied sein, und daß man bei dieser so wohl als jener selig werden konnen, also statuirt occasione einer vorgewesenen Vermählung eines katholischen Königs und evangelischen Prinzessin" (1706, 4.). Diese erweckte jedoch besonders in England Anstoß, wo es der herrschenden politischen Partei erst vor kurzem gelungen war, der kurfürstlichen Familie in Hanover, eben ihres Protestantismus wegen, die Aussicht auf den Thron zu eröffnen, weshalb es ihr nicht gleichgültig sein konnte, daß von der Universität Helmstädt, die nicht minder unter dem Schutze und Einflusse Hanovers als Wolfenbüttels stand, Grundsätze wie die der „Erörterten Frage" vertheilet wurden. **) Von England aus wurden Responsa von verschiedenen deutschen Universitäten über jene Schrift eingeholt, vor denen besonders das tübinger sehr kräftig war, in welchem es unter Anderm heißt:

Vor Gott und seinem Gewissen sei man noch nicht frei von der Theilnahme an fremder Sünde, wenn man sie nicht verantaßt oder nicht dazu gerathen habe; man müsse sich ihr auch bereit und tapfer und aus allen Kräften entgegengesetzt haben. Das Stillschweigen sei im vorliegenden Falle nicht ohne Schuld.

Auf Verlangen der hanoverschen Regierung sah sich nun Fabricius genöthigt, 1709 seine Entlassung als Professor der Theologie zu nehmen *), berief sich auch noch 1724, um seine Wiedereinsetzung zu erlangen, vergeblich darauf: „daß er der damaligen raison d'état sich unterworfen, in Betrachtung daß ein Unterthan schuldig sei, auf begebenden Fall sich seinem Herrn zu sacrificiren." Die Prinzessin war inzwischen schon vor Anstellung ihres erwähnten Reverses in den Lehren der katholischen Region nach dem Katechismus des Canisius unterrichtet; im Juni 1706 erklärte sich nun auch Karl III. für die Heirath mit ihr. Dann wurde „zur nöthigen Information der allerliebsten Prinzessin der Jesuit Wolfgang Plöckner aus Wien als ein gelehrter, discreter und moderater Mann" bestimmt, zu dessen Unterstützung schon vorher ein anderer Jesuit, Max aus Hildesheim, in Wolfenbüttel eintraf. Der Unterricht ward auf dem herzoglichen Lustschlosse Salzthalum in aller Stille ertheilt. Die Lehre von der „Wahrheit der katholischen Kirche" versetzte indeß die Prinzessin in eine „Unruhe, welche sich mit vielem Weinen und Seufzen geäußert", besonders weil sie fürchtete, es möge eine Abschwörung ihres bisherigen Glaubens und eine Verdammung ihrer Angehörigen als Lutherischer von ihr gefodert werden. Das ging dem Großvater zu Herzen und er zog den Generalsuperintendent von Gandersheim, Behm, zu Rathe, der nun die Jesuiten zu „Präliminarien" vermochte, welche anscheinend die edelste Duldung verkünden, wie sich aber nachher erwies nur ein Lockmittel für die Prinzessin sein sollten. So heißt es:

11. Darff sich denn ein jedweder sogleich die Freiheit nehmen und seinen Neben-Christen deßfalls (des Glaubens wegen) beurtheilen? — Beileide nicht u. s. w.

12. Die römische Kirche verdammt gleichwohl die Lutheraner? — Ich erinnere mich nicht, daß weder im Concilio de Trento noch in den Glaubens Professionen alle Lutheraner mit Nahmen verdammet werden.

14. Wenn demnach die Katholischen einen Lutheraner verdammet halten, verstehen sie nur Denjenigen, welcher erkennet, daß er eine gegen Gott und seine Wahrheit laufende Lehre liebe, und sie nicht fahren lassen will? u. s. w. — Allerdings,

*) So sagt Herd. S. 110; nach Seidan. S. 191. wurden sie nur suspendirt, und es kam nicht zur endlichen Entscheidung, weil sie inzwischen auswärtige Berufungen erhielten und annahmen.

**) Noch 1705 war sogar die „Erörterte Frage" Lateinisch unter dem Titel: „Declaratio Helmstadiensium theologorum de diversimine exilii Lutheranam inter et Romanam ecclesiam transitusque ad Romanae rituu non illicito", als offizielles Gutachten der Helmstädter theologischen Facultät von Köln auch bekannt gemacht. Im J. 1706 erschien nun aber eine Protestation der letztern wider dieses Opus, welche Fabricius als Decan abgefaßt hatte; in Fabricius protestirte um dieselbe Zeit auch gegen seine Autorschaft der „Erörterten Frage", die er wenigstens in der Gestalt, in der sie erschienen war, nicht anerkennen wollte; doch ist sie bis auf wenige Schreibfehler ein wörtlicher Abdruck seines ersten Gutachtens.

*) Nach Seidan ward er schon im Nov. 1705 Cyborus des braunschweigischen Schulwesens mit Beibehaltung seines Gehalts.

Digitized by Google

denn von diesen allein ist klar, daß sie Gott nicht gehorchen wollen.

15. Kann ich aber mit gutem Gewissen dergleichen von meinen Aeltern zum Exempel vermuthen? — Keineswegs u. s. w.

18. So sind ja Viele unter denen Lutheranern Römisch-Katholisch — Freilich, denn alle fromme rechtschaffene Christen (wie sie oben beschrieben worden) haben vor Gott den Allgemeinen Glauben und die diesen haben sind Römisch-Katholisch oder wie man Diejenigen will nennen, welche im wahren Glauben Gott gefallen.

20. So bedeutet ja der Ausspruch: In der Römischen Kirche kann man allein Seelig werden gar nicht, daß nur Diejenigen, welche mit der Römischen Kirche die äußerliche Gemeinschaft hegen und handhaben, können Seelig werden? — Keines Weges.

23. Darff denn also ein Katholischer von seinen Lutherischen Freunden hoffen, das Sie vor Gott auch Katholisch gehalten werden und seyn möchten? — Er darffe nicht alleine, sondern er muß es.

Inzwischen hatte die Prinzessin auch selbst ein „Glaubensbekenntniß" aufgesetzt, welches sich der Bibel und den drei ältesten Symboleu anschloß und dem sie Folgendes hinzufügte:

Weil nun mein Groß-Herr Vater wie auch meine Aeltern aus gewissen Ursachen für gut befunden, daß ich mich in der sogenannten römisch-katholischen Religion soll unterrichten lassen, weilen Sie mir die Versicherung gegeben, daß Nichts wider mein Gewissen und gegen dies mein Glaubensbekenntniß angemuthet werde, als habe ich mich willig und gehorsam dazu bequemet und will gerne die nöthige Information annehmen, der Hoffnung lebende, es werde mir Nichts angemuthet werden, so wider mein Gewissen und dies mein Glaubensbekenntniß werde laufen?

Dann erklärte sie sich bereit, den „Präliminarien nach dem darin enthaltenen buchstäblichen Verstande" ihre Zustimmung zu geben. Sie ließ ihrem Großvater durch Behm sagen, daß sie über diese Punkte nun „ruhig" sei; „sie hoffe aber, daß die Katholischen nicht hernach kommen und es ihr anders ausdeuten würden; sie wolle ihrem Großvater gern gehorsamen" u. s. w. Der Herzog freuet sich über diese Erklärung und verspricht seiner Enkelin noch einmal: „daß sie bei ihrem frühern Glaubensbekenntnisse bleiben und ihr nichts angenuthet werden solle, das wider dasselbe und ihr Gewissen streite; sie möchte nun aber auch alle vorgefaßte Meinung und Argwohn fallen lassen und sein ruhig bleiben."

Bei dem fortgesetzten Unterricht zeigte sich indeß bald, daß es sehr viel war, was die Prinzessin zu ihrem Glaubensbekenntniß noch hinzunehmen und glauben sollte. Und nun begann zunächst über die Lehre von der Kirche ein förmliches Handeln und Dingen zwischen Behm und Plöckner wegen des Mehr und Weniger des Glaubensbekenntnisses, bis sich die Jesuiten mit folgendem Entwurfe der Prinzessin zufrieden erklärten:

Ich erkenne die insgemein genannte römisch-katholische Kirche vor die wahre Kirche Gottes und daß selbe in Austeuung des Wortes Gottes und in der Glaubenslehre nicht könne fehlen, weil sie Grundfeste der Wahrheit und von dem heiligen Geist regieret wird.

Diesem fügte sie indeß noch eine ausführliche „Erklärung" hinzu, in welcher sie namentlich sagt:

Ich nenne die römisch-katholische Kirche alle Die, welche in oder mit derselben das Apostolische und Athanasianische Glaubensbekenntniß von Herzen annehmen, im Glauben vor Gott gerecht erkannt werden und gottselig leben u. s. w.

Von dieser „Erklärung" nahmen die Jesuiten keine weitere Notiz. Auch über viele andere Punkte wurde mehrfach verhandelt, bis endlich eine „Moderirte Profession" abgefaßt wurde, auf welche Elisabeth erklärte: „daß sie das, wie es da stände, in einer moderaten Erklärung approbire." Diese nur scheinbare Anschließung der Elisabeth Christine an die Lehren der römischen Kirche ließ nun Plöckner sogleich durch einen Courrier in Wien melden, und die kaiserliche Familie wußte ihre Freude „über das im Geheim abgelegte Glaubensbekenntniß" nicht genug auszudrücken. Nun sollte aber der förmliche Uebertritt der Prinzessin öffentlich geschehen; der Herzog Anton Ulrich willigte darein, daß dieses im Frühjahr 1707 auf der Reise der Prinzessin nach Wien in Bamberg stattfinde. Dabei ging jedoch die Ahnung der Prinzessin in Erfüllung: „daß man ihr anfangs zwar viel Gutes vorsagen, hernach sie aber herber tractiren werde." Die Katholiken wollten einen Triumph über das protestantische Deutschland feiern. Das „Moderirte Glaubensbekenntniß" ward beiseite geschoben, an die frühern Concessionen der Jesuiten, insbesondere Erlaß der Abschwörung und Verfluchung des Ketzerglaubens, hielt man sich nicht mehr gebunden. Durch die Umstände gedrängt fügte sich Anton Ulrich; auch Elisabeth, wol um nicht durch einen Rücktritt zu großes Aufsehen zu erregen. Am 1. Mai 1707 legte Elisabeth Christine, 16½ Jahre alt, ihr förmliches Glaubensbekenntniß im Dom zu Bamberg in Gegenwart einer großen Menge angesehener Personen aus Nähe und Ferne ab. Das unzweideutige Bekenntniß ließ sich zwar unmöglich mit den frühern Vorbehalten der Prinzessin vereinigen; sie scheint sich indeß mit diesen getröstet und den öffentlichen Uebertritt nur als eine Form betrachtet zu haben. Sie selbst schreibt darüber:

Die Profession, welche sie nicht hat können geändert werden, habe ich also gethan nach einer Erklärung, welche aber Niemand weiß als ich.

Die Vermählung wurde nun auch im Frühjahr 1708 zuerst durch Procura vollzogen und gleich darauf begab sich die junge Königin zu ihrem Gemahl nach Spanien. Es ist bekannt, daß dieser nach dem Tode seines Bruders Joseph I. als Karl VI. den Kaiserthron bestieg, dagegen auf die spanische Königskrone verzichten mußte. Elisabeth Christine ward 1713 Mutter eines Prinzen, der jedoch schon wenige Monate nach seiner Geburt starb; am 13. Mai 1717 gebar sie die große Maria Theresia.

Daß sich Elisabeth Christine späterhin wegen ihres Uebertritts zu der katholischen Kirche unglücklich gefühlt habe, ist, wie der Verf. zeigt, nicht begründet*); vielmehr lebte sie sich, in enger Verbindung mit der kaiserlichen Familie, die sie in Allem, auch in ihren religiösen Ueberzeugungen, mit der größten Schonung behandelte, immer mehr in den katholischen Cultus und Glauben hinein. So eifrig sie sich aber auch bei Ausübung der

*) Vergl. jedoch unten Seidan über die erste Zeit ihrer Ehe.

Digitized by Google

katholischen Ceremonien fortan bewies, so hält sie sich doch bei verschiedenen Gelegenheiten von jedem Versuche, Andere zu ihrer nunmehrigen Kirche hinüberzuziehen, völlig fern, und scheint die freiere Ansicht, die keine alleinseligmachende äußere Kirchengemeinschaft anerkennt, bis an ihr Ende treu bewahrt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das centrale Föderativsystem. Leipzig, O. Wigand. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das vorliegende Buch läßt die große historische Belesenheit des Verf. nicht verkennen, aber es wird darin jede klare Beherrschung des Stoffs vermißt werden müssen. Es ist fast unmöglich, dem Verf. geduldig bis ans Ende seiner zusammengepackten Citate zu folgen, denn man findet kaum einen Faden in dem Labyrinthe und merkt kaum, was aus all diesen Citaten und Specialitäten herauskommen soll. Das Buch macht Ansprüche, etwas Anderes zu sein als eine historische Abhandlung, es prätendirt publicistische Bedeutung und trägt hier und da in der That publicistische Färbung. Zuweilen guckt der Wolf aus dem Schafspelz hervor, und was er vor allen Dingen empfiehlt, ist allgemein festes Vertrauen Deutschlands auf Rußland. In diesem Grundsatze ist der Mittelpunkt aller breitspurigen und weitschichtigen Dispositionen zu finden. „Warum bietet man Alles auf, was die Sprache und Einbildungskraft nur irgend vermag, um Lästerungen wider Rußland zu liefern? Was gibt es noch für ein Verbrechen, dessen man Rußland zu beschuldigen vergessen habe? Da ist es keine erheiternde Arbeit, zu zeigen, in welchem bösen und giftigen Sinn, mit welcher frevelhaften Unerschrockenheit und Wildtür und mit welcher entschlossenen Verachtung selbst jedes äußern Anstrichs von Wahrheit jene Anklagen abgefaßt sind u. s. w." Da haben wir das Glaubensbekenntniß des Verf. in nuce: „Der deutsche Aar wird und soll sich erheben", sagt der Verf. pathetisch. Meint er vielleicht im Sinne der noch nicht vergessenen „Pentarchie"? Wir danken in der That für eine solche Erhebung, die den deutschen Aar in den Aar des Hauses Romanow umwandeln könnte und an die Stelle des Scepters eine Art von Knute exemirte. Der Verf. sagt, der deutsche Staatenbund sei das Centrum des Föderativsystems, der Bürge des europäischen Friedens, der Vermittler der Gegenwart mit der Zukunft. Solle ihm die nothwendige innere Stärke nicht entgehen, so müsse auch innerhalb des Bundesgebiets der germanische Stamm sich einen, jedoch — setzt der Verf. hinzu — „dieses Aufstammen des Germanismus greift über jene Grenzen weit hinaus." Wirklich? Und wo? Etwa in den russischen Ostseeprovinzen, wo man das deutsche Element ungestört immer tiefer erniedrigt? Etwa in Schleswig, wo die deutsche Nationalität rechtlich und factisch begründet ist? Der Verf. belehrt uns, daß dieser „übergreifende Germanismus" den Krieg provocire, daß die deutsche Größe, die deutschen Volksführer diese Bahn eingeschlagen haben und daß unsere Nachbarn im Osten und Westen immer mißtrauischer gegen den und daß uns schreckliches Unglück bevorstehe. Das heißt mit andern Worten, wir sollen wieder wie ehemals stammfromm sein und uns weder um die Demonstrationen Frankreichs, noch um die Anmaßungen Rußlands, noch um die Eingriffe Dänemarks bekümmern. So bleibt Deutschland, nach dem Verf., der Wiege des europäischen Friedens: sagen wir aber lieber, das offene Schachbret für die Interessen und den Egoismus der übrigen Nationen. Der Verf. kommt indeß mit seinen schönen Rathschlägen etwas zu spät, über Rußland ist sich allmälig Jeder in Deutschland klar geworden und das Selbstgefühl, welches sich allmälig in unserm Volke steigert, läßt sich nicht wieder so schnell und leicht durch Drehungen oder Schmeichelworte beschwichtigen. Wenn Deutschland an der Stelle Frankreichs das Centrum des europäischen Föderativsystems geworden, so ist nicht leicht einzusehen, weshalb es nicht eben solche Rolle spielen sollte wie Frankreich sie einst — vom Verf. weitläufig entwickelt — gespielt hat, weshalb es eben nichts Anderes als eine melkende Kuh sein sollte. Wenn der Verf. die Wirkung Deutschlands im Innern thrilich will und nicht blos als bestechende Phrase, als Köder vorschiebt, so ist es schwer zu begreifen, wie er die Wirkung und Centralstellung Deutschlands mit der Fortdauer der Allianz zwischen Preußen, Oestreich und Rußland, welche er dringend empfiehlt, vereinigen möchte. Was übrigens seine sentimentalen Exclamationen in Bezug auf Deutschland betrifft, so hätte er sich dieselben ersparen mögen, und wir können, ungeachtet des großen Materials, welches er zusammengeschleppt, seinem Buche nicht die geringste Bedeutung zuerkennen. Er klärt über nichts auf, er gibt keine neuen Standpunkte, er verwischt und russificirt uns und spielt nebenbei auch noch den deutschen Patrioten. 28.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman von Fenimore Cooper.

Die wol nicht grundlose Vermuthung, daß indianische Scenen aus den Wildnissen Nordamerikas von ihrer ehemaligen Magnetkraft ansehnlich verloren haben, mag den berühmten Schilderer derselben, Fenimore Cooper, veranlaßt haben, in seiner neuesten Dichtung: „Satanstoe; or the family of Littlepage. A tale of the colony" (3 Bde., London 1845), den darin auftretenden Huronen und Onondagos jeweile Rollen zuzutheilen. Wenn das klug ist, so ist es um so klüger, weil diese zweiten Rollen vortrefflich gespielt werden und Manches darin mit dem Schönsten aus den Tagen der Prairien wetteifert. Das Hauptinteresse bilden aber die meisterhaften Zeichnungen der Colonialsitten und Gebräuche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gleichsam eingelegte Blätter in die Autobiographie des auf dem Titel angedeuteten Herrn Cornelius Littlepage, der anscheinend kunstlos, mit verdecktem Geschick und deshalb doppelt gefällig die Begebenheiten in seiner Familie, seine eigene Erziehung, seine Liebe und seine Abenteuer erzählt.

Zur Geschichte der Bastille.

Wer Englisch versteht und an den kurzweg so zu nennenden Bastillegeschichten sich noch nicht satt und müde gelesen hat, dem bietet sich etwas Neues in „Chronicles of the Bastille, an historical romance" (3 Bde., London 1845). Der ungenannte Verf. hat die historischen und topographischen Alterthümer von Paris mit ungewöhnlichem Fleiße studirt und daraus unter Beimischung einer hübschen Liebesgeschichte ein Buch fertig gemacht, das gewiß nicht zum schlechtesten seines Genus gehört. Die Erzählung beginnt in der Regierung Ludwig's XIV und fußt auf jener großen politischen Intrigue, durch welche Karl von Spanien dahin gebracht wurde, auf seinem Todbette dem Enkel Ludwig's, dem jungen Herzog von Anjou, seine Krone zu vermachen. Madame de Maintenon spielt eine Hauptrolle. So auch der liederliche aber liederliche, der verworfene Herzog von Chartres. Aber die Angel des Ganzen ist d'Argenson, der furchtbare Polizeilieutenant, dessen häßliches Gesicht und dessen Grausamkeiten ihm vom Volke den Beinamen des Verfluchten eintrugen.

Ein Führer zur Reise nach Indien.

Ein von der englischen Kritik außerordentlich lobhaft empfohlenes Handbuch zu einer Reise nach Indien ist: „The Anglo-Indian passage, homeward and outward", von David Lester Richardson (London 1845). Es wird namentlich wegen seines reinen und eleganten Stils gelobt, soll eine Masse der nützlichsten Nachweisungen und Rathschläge sowie vortrefflich ausgeführte Holzschnitte enthalten und scheint im Ganzen eins der glücklichen Bücher zu sein, die eine längst gefühlte Lücke ausfüllen. Ly.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 307. — 3. November 1845.

Zur Geschichte des Proselytismus.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Der erste Vortheil, welchen Anton Ulrich von seiner Verschwägerung mit dem Kaiserhause erntete, war die Erhebung der Grafschaft Blankenburg, welche der Vater der Elisabeth als Apanage besaß, zu einem Fürstenthum (1. Nov. 1707), was freilich nur Anton Ulrich's Eitelkeit schmeichelte. Etwa ein Jahr nachher wurde dann nach langen Zwistigkeiten endlich Hanover in das Kurfürsten-Collegium eingeführt; dafür aber hoffte jetzt Anton Ulrich anderweit entschädigt zu werden. Die damalige Vertreibung des im Spanischen Erbfolgekriege mit Frankreich verbündeten Kurfürsten von Köln aus seinem Erzbisthum wie aus dem Bisthum Hildesheim schien dazu eine Gelegenheit zu bieten, und es mag sein, daß dieser Wunsch die erste Veranlassung wurde, daß auch Anton Ulrich auf einen Übertritt zu der katholischen Kirche dachte.

Die Geschichte seiner Bekehrung ist indeß weit dunkler als die seiner Enkelin, da sie mehr aus dem freien Entschlusse des Convertiten als durch eine beabsichtigte äußere Einwirkung erfolgte und schon deshalb keine so bestimmten Documente über dieselbe vorhanden sind. Es bleibt daher hier der Vermuthung ein freieres Feld eröffnet und wir möchten das Ereigniß immer noch als ein interessantes psychologisches Räthsel bezeichnen, in dessen Lösung der Verf. nicht glücklich gewesen zu sein scheint. Derselbe faßt den Religionswechsel sicher allzu äußerlich auf, wenn er meint, daß die klar gedachte Absicht, die erwähnten weltlichen Vortheile zu ernten (die übrigens auch für Anton Ulrich so unsicher waren, als wir über die ihm geschehene Verheißung derselben in Ungewißheit sind), das alleinige Motiv der Bekehrung gewesen sei oder daß er zugleich von dem Bestreben geleitet sei, seiner Enkelin „beiläufig zu zeigen, daß er mit ihr selig oder verdammt sein wolle". Am wenigsten aber können wir mit dem Verf. darin übereinmen, daß hier eine Selbsttäuschung nach der ganzen Eigenthümlichkeit Anton Ulrich's „nicht leicht denkbar" sei. So lange noch eine durch frembartige Motive bestimmte Handlung vor dem Gewissen gerechtfertigt werden soll, bleibt Selbsttäuschung auch bei dem klügsten Sterblichen nicht leicht aus und wird sich gerade am leichtesten einstellen, wenn die Motive von einer Leidenschaft hergenommen sind, welche den Menschen stets verblendet und über welche er sich am wenigsten klar Rechenschaft gibt. Wenn daher auch das Streben nach äußerer Hoheit, das den Herzog so sehr beherrschte, ein Anreiz zu seinem Übertritte war, so gestand er sich dieses doch gewiß nicht so geradezu; und gewohnt, seine Überzeugungen auch durch tieferes Nachdenken und selbst durch wissenschaftliche Ansichten zu begründen, suchte er gewiß auch auf diese Weise den vielfach anstößigen Schritt vor sich selbst zu rechtfertigen. Davon geben uns denn auch die von dem Herzoge selbst aufgesetzten „Bewegenden Ursachen", in acht Artikeln, durch welche der Herzog sich zunächst vor seinen Umgebungen zu rechtfertigen suchte, die deutlichsten Beweise und können unmöglich als blos zur Täuschung Anderer erfunden betrachtet werden. Wir finden in denselben vielmehr offenbar tiefere Aufschlüsse über den Seelenzustand des Herzogs, aus welchem seine Bekehrung hervorging. Der alte Mann — Anton Ulrich war 77 Jahre alt, als er kurz vor Weihnachten 1709 *) sein Glaubensbekenntniß zuerst insgeheim ablegte — fühlte sich durch das Streben nach äußerm Glanze, dem er bislang doch ohne großen äußern Erfolg gefröhnt hatte, nicht mehr recht befriedigt; er wurde von einer innern Unruhe, wie sie sich nach einem von Leidenschaft bewegten Leben beim Herannahen des Todes so häufig einstellt, getrieben und wünschte vor Allem seiner Seligkeit gewiß zu werden. Da rächte sich die Leichtfertigkeit, mit der er früher den Confessionswechsel betrachtet und bei seiner Enkelin betrieben hatte; er meinte, doch nun auch prüfen zu müssen, ob nicht die Lehre, zu der er jene hinübergelockt hatte, wirklich die wahre sei, und indem es ihm vor Allem auf eine äußerliche Gewißheit zu Erlangung der Seligkeit ankam, fand sein von jener innern Unruhe bedrängtes Gemüth, wie es psychologisch völlig erklärbar ist, eine besondere Befriedigung in der Idee eines Opfers zur Vergebung der Sünden. Man sieht wahrlich aus jedem Worte, daß er es keineswegs darauf ankommen lassen wollte, ob er mit seiner Enkelin selig oder verdammt würde, sondern mit welcher Ängstlichkeit er vielmehr

*) Oder vielmehr im Jan. 1710; s. unten Sodan.

Digitized by Google

nach der Gewißheit der Seligkeit ringt. Daher der immer wiederkehrende Gedanke, für die katholische Kirche sei „mehr Beweisthum", sofern sie auch von den Protestanten für eine wahre christliche Kirche erkannt werde, wogegen die protestantische Kirche nicht die gleiche Anerkennung von der katholischen erhalte; man gehe viel sicherer, sich zu Denen zu halten, die „unstreitig von aller Welt für wahre Priester, welche Sünde vergeben könnten, erklärt werden". Daher auch der Versuch einer wissenschaftlichen Begründung des Vorzuges der katholischen Kirche vor der protestantischen, der so ganz aus dem Ideenkreise des Herzogs entnommen ist; es sei in allen Religionen der Welt von Anfang an ein Opfer gewesen, das aber den Protestanten allein fehle. Daß die „Bewegenden Ursachen" in der That zu Uebertretungen Anton Ulrich's geworden waren, läßt sich auch wol noch durch die Bemerkung wahrscheinlich machen, daß er doch noch ein gutes Theil seiner aufgeklärten protestantischen Ansichten zu retten sucht und sich gegen das Bekenntniß eines grassen Katholicismus vorwährend sträubt.

Der Verf. gibt nun freilich auch zu, daß Herzog Anton Ulrich in seinen letzten Lebensjahren von einer innern Unruhe, wie wir sie annehmen, gereinigt sei, sieht diese aber erst als eine Folge der äußern Wirkungen seines Uebertritts an, der Unzufriedenheit seines Erbprinzen, seiner Räthe, der Prediger und Stände des Landes. Dagegen erinnern wir indeß, daß wir erst begreifen, warum sich der Herzog über diese Folgen, die er auch ohne seine gepriesene Klugheit recht wohl voraussehen konnte, entweder täuschte oder hinwegsetzte, wenn wir in der Gewissensunruhe, die ihn trieb, eben die Ursache seines Uebertritts zu der katholischen Kirche erkennen. Von dieser zeugt auch noch sein ängstliches Streben, die Erlaubniß zum Genusse des Abendmahls in beider Gestalt von dem Papste zu erhalten, um auch dadurch, wenn er dieses von den Protestanten in seinem vollen Umfange vindicirte Heilmittel empfinge, noch gewissere Zuversicht von seiner Seligkeit zu gewinnen. Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden, daß sich auch hier eine kleinliche Eifersüchtelei einmischen mochte, indem dem hanoverschen Prinzen Johann Friedrich das gleiche Zugeständniß von dem Papste zu Theil geworden war.

Von besonderm Interesse sind nun noch die mitgetheilten Schreiben des bisherigen herzoglichen Beichtvaters, seines Geheimraths-Collegiums, der Landstände und des geistlichen Ministeriums der Stadt Braunschweig, welche sämmtlich im März 1710 erlassen wurden, als man von dem geheimen Uebertritt des Herzogs Kunde erlangt hatte und eine öffentliche Erklärung desselben bei Gelegenheit einer beabsichtigten Reise besorgte. Sie liefern ein getreues Bild ebenso wol von dem damaligen warmen, allerdings zum Theil zelotischen Eifer der Protestanten für ihren Glauben, wie von der Offenheit und Wahrheit, mit welcher die ersten Diener des Fürsten nicht minder als die Landesvertreter und Kirchenlehrer gegen das damals so hochgestellte Staatsoberhaupt a, wo es die heiligsten Angelegenheiten galt, hervortreten. Und dies blieb nicht ohne Erfolg. Zwar hinderte es den Herzog nicht, sein Glaubensbekenntniß nun auch öffentlich abzulegen, welches am 11. April 1710 zu Bamberg, doch ohne große Feierlichkeit, geschah; wenn derselbe aber auch namentlich auf die Remonstrationen der Geistlichkeit wenig Werth legte, so nahm er doch das Schreiben der Räthe „nicht ungnädig" auf und bemühte sich ernstlich, diese wie die Landstände und durch sie sämmtliche Unterthanen der Zukunft wegen über die Religionsangelegenheit zu beruhigen. Schon unter dem 24. März 1710 stellte er für die höhern Collegien und für die Landschaft ein wichtiges Document aus des Inhalts, daß 1) die Unterthanen bei freier Übung der ungeänderten Augsburgischen Confession belassen, 2) es mit den geistlichen Gütern wie bisher gehalten, 3) kein Richtevangelischer in die Rechts- und andere Collegien, auch Hofdienste, admittiret, am Hofe aber nur ein oder höchstens zwei römisch-katholische Geistliche, durchaus aber kein Jesuit geduldet, 4) das Jus sacrorum in der evangelischen Kirche des Landes einstweilen zum Theil an den Erbprinzen übertragen, zum Theil von dem Geheimrathe-Collegium geübt werden solle, welches dasselbe den Nachfolgern evangelischer Religion unverletzt zu erhalten habe, — Alles übrigens unter ausdrücklichem Verzicht auf jede Reservation.

Überhaupt zeigt indeß der Herzog durch sein späteres Verhalten, daß er durch seinen Übertritt nur seiner Überzeugung nachkommen wollte, die gleiche Berechtigung aber auch seinen Unterthanen zuerkannte. Von sich selbst sagt er in einem Schreiben aus Bamberg an einen seiner Geheimräthe vom Tage nach seiner öffentlichen Profession:

> Er könnte von meinetwegen die Versicherung geben, daß ich so wenig Köln als Hildesheim verlange und suche anders nichts, als Ruhe zu haben, die keinem Menschen jemals zu nehmen intendiren werde.

Wir können auch dieses nicht wie der Verf. für ein bloßes Vorgeben halten. Unduldsamkeit vertrug sich mit des Herzogs Denkweise nicht; doch mochte es allerdings auch Politik sein, daß er zunächst den Reformirten in Braunschweig eine Kirche zugestand, um desto leichter nun auch die katholischen daselbst in gleicher Weise zu begünstigen; in Wolfenbüttel erhielten diese gleichfalls freie Religionsübung. Größere Zugeständnisse verhinderte indeß der Einspruch der Landstände. Die anfänglich großen Erwartungen des Papstes und Kaisers von der Bekehrung des Herzogs, namentlich als Beispiel für seine Familienglieder, blieben nicht minder unerfüllt; Anton Ulrich selbst hielt die Seinigen vielleicht eher vom Übertritt ab, als daß er denselben beförderte; nur seine Tochter, Henriette Christine, Äbtissin von Gandersheim, folgte ihm (1712) aus eigener Bewegung.*) Daß es ihm selbst mit dem katholischen Glauben Ernst blieb,

*) 31. Dec. 1715 ward indeß auch Anton Ulrich's dritte Tochter, Auguste Dorothea, welche an einen schwarzburgischen Fürsten vermählt war, bekehrt (Soldan, S. 340).

Digitized by Google

bewies er übrigens auch dadurch, daß er, da ihm der Papst wiederholentlich den Genuß des Kelches verweigert hatte, einige Tage vor seinem Tode die Sterbesacramente der römischen Kirche nahm; er starb in der Nacht nach dem 26. März 1714. Um seinen andersgläubigen Unterthanen kein Aergerniß zu geben, hatte er alle Ceremonien bei seinem Begräbniß untersagt, auch verordnete er:

Leichenpredigten wollen wir durchaus nicht gehalten haben, weil wir besorgen, es möchten die lutherische Geistliche, da sie noch ihren Religionseifer unser im Leben nicht geschonet, selbigen nach unserm Tode noch mehr auslassen, und unserer Religionsveränderung, ungeachtet wir die in der evangelischen Religion Lebende keinesweges verdammen, nicht im besten gedenken, welches dann durch die Unterlassung der Leichenpredigten vermieden werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nelson und sein Sarg.

Der soeben erschienene dritte Band der „Dispatches and letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson" umfaßt der Zeit nach nur einen kleinen Raum, enthält aber jene in den Annalen der Geschichte ewig denkwürdige Waffenthat, die Seeschlacht von Abukir, welche, indem sie den Namen ihres Helden im Glanze eines Siegs ohne Gleichen verherrlicht durch die Welt trug, dem am Horizont erschienenen wundergleichen Gestirn des Corsen eine neue Richtung aufwang und so nach zwei Seiten hin die Geschicke der Welt in unvorhergesehene Bahnen leitete. Es ist bekannt, wie der englische Seeheld das Mittelmeer nach allen Richtungen mit seinem Geschwader durchzagte, um die französische Flotte aufzuspüren, die Bonaparte mit seinem Heer von Toulon nach dem Lande der Pharaonen getragen, wie er von der Küste Kleinasiens zurückeilte nach Syrakus, um sich schnell von dort wieder einzuschiffen und auf seinen Feind zu treffen „und wäre er bei den Gegenfüßlern", wie er sich ausdrückte. Schen wurden seinen Gönnern in England, dem Ministerium, das diesen Auftrag ertheilt, Vorwürfe darüber gemacht. Man ließ es an hämischen Bemerkungen nicht fehlen, daß er sich den Vogel hatte entschlüpfen lassen. „Was ist denn an eurem Günstling, dem Helden ihr" sagte Jemand dem Admiral Geodal, „er hat die französische Flotte an seiner Nase vorüberfahren lassen u. s. w." Aber die Nachricht von dem in den Jahrbüchern der an kühnen Waffenthaten so reichen englischen Marine unerhörten Sieg änderte Alles: ein begeisterter Jubelruf ging von einem Ende des britischen Reichs bis zum andern. Aus allen Richtungen trafen auf dem Vanguard, dem Flaggenschiff des Helden in der Schlacht, Beglückwünschungsschreiben voll des köstlichsten Weihrauchs ein. In vollen Zügen schlürfte der Mann des Tags den berauschenden Zaubertrank, dessen Folgen auf seinen Charakter nicht ausblieben. Seine alten Waffengefährten, seine Freunde und Gönner, seine Rebenbuhler und selbst seine Feinde überschütteten ihn mit den fürstlichsten Schmeicheleien: die Weiber mit den allergläubigsten. „Heil, Heil, Heil Ihnen, braver, tapferer, unsterblicher Nelson!" schreibt ihm die Gräfin Spencer, die Gemahlin des Seeministers, „nie ward eine solche Hab gejagt. Mein Herz will schier springen vor Freude, Dankbarkeit, Stolz, die es wechselweise bewegen, vor allen den Gefühlen, die je den Busen eines britischen Weibes bei der Kunde von ihres Vaterlands Ruhm durchglühten, und all Dies von Ihnen vollbracht, mein geliebter, mein theurer Freund! Ich bin halb wahnsinnig und fürchte, daß ich einen seltsamen Brief geschrieben, aber Sie werden es entschuldigen ꝛc." Ehren und Würden wurden nun von allen Seiten auf Nelsen gehäuft. Die beiden Häuser des Parlaments wetteten ihm unter den schmeichelhaftesten Erörterungen den feierlichen Dank der Nation; der König verlieh seinem neuerzeugten Wappen die Devise: Palmam qui meruit ferat; er wurde zum Baron Nelson vom Nile, mit einer Pension von 2000 Pf. St. jährlich für sich und Kind und Kindeskind, ernannt; die Ostindische Compagnie bewilligte ihm 10,000 Pf. St.; die Türkische Handelsgesellschaft ein kostbares Silbergeschirr; die Stadt London ein prächtiges Schwert u. s. w. Die hohe Pforte, der russische Zar, die Könige von Sardinien und Neapel überhäuften ihn mit Würden und Auszeichnungen, und von Letzterm ward er zum Herzog ernannt und ihm eine bedeutende Besitzung geschenkt. Aber unter allen diesen berauschenden Ehrenbezeigungen und kostbaren Geschenken fehlte das ernste Memento mori nicht, das hier in Gestalt eines Geschenks aus Freundes- und Waffengefährtenhand auftrat. Capitain Hallewell, der in der Schlacht von Abukir die Fregatte Swiftsure befehligt, kam auf den seltsamen Gedanken, aus dem Maste des französischen Admiralschiffs, das bekanntlich mit seinem gefallenen Befehlshaber Brueys und der ganzen Mannschaft am Bord in der Schlacht in Brand gerieth, einen Sarg anfertigen zu lassen und dies Andenken an jenen denkwürdigen 1. August seinem Freunde zum Geschenk zu machen. „Er trug dergestalt Sorge", erzählt Sir Harris Nicolas in seinen dem Werke beigefügten Anmerkungen, „daß durchaus nichts bei Anfertigung dieses Sargs verwendet wurde, was nicht von jenem Schiffe herrührte, daß die Krampen aus den Nägeln geschmiedet wurden, die man aus den Futterstücken des Mastes gezogen. Diese Krampen wurden in den Ecken des Sargs befestigt und nachdem der Deckel darauf gelegt war, trieb man Keile in die Krampen, um ihn festzuhalten und sich nicht der Nägel oder Schrauben bedienen zu müssen. Die Nägel im Sarge waren gleichfalls aus den Nägeln vom Maste angefertigt. Auf dem Boden ward ein Blatt Papier mit folgender Bescheinigung befestigt: «Ich bescheinige hiermit, daß jeder Theil dieses Sargs aus dem Holz und Eisen des Orients verfertigt ist, dessen größter Theil von Ihrer Maj. Kriegsschiff unter meinem Befehl in der Bai von Abukir aus dem Meere aufgefischt wurde. Swiftsure, 23. Mai 1799. Benj. Hallewell.» Dieses seltsame Geschenk war von nachstehenden Schreiben begleitet, welches treu nach dem Original aus den Nelsen schen Briefschaften entnommen ist; eine Thatsache, die hier zu erwähnen nothwendig, weil Chornak und Harrisen sich nicht damit begnügt haben, die Einfachheit der Abfassung zu vermichten, sondern auch die Adresse in „Sir" umgeändert und das Datum „im August 1799" zu setzen, um die Welt glauben zu machen, daß der Capitain unmittelbar nach der Schlacht von Abukir dem Admiral verehrt worden war. Es ist sehr zu bedauern, daß Nelson's Antwort darauf nicht hat aufgefunden werden können. Das Schreiben lautet:

„An den ehrenwerthen Lord Nelson."

„Mylord, hiermit sende ich Ihnen einen Sarg, der aus einem Theil des großen Mastes vom Orient gefertigt ist, damit, wenn Sie dieses Lebens müde, in einem Ihrer eigenen Siegeszeichen begraben werden; möge jedoch diese Zeit noch sehr fern sein, dies der aufrichtigste Wunsch Ihres gehorsamen und sehr verpflichteten Dieners. Swiftsure, 23. Mai 1799.

Beni. Hallewell."

„Das Staunen", fährt Sir Harris Nicolas fort, „welches sich unter der Mannschaft des Vanguard kundgab, als sie sich überzeugten, es sei ein Sarg, den man an Bord gebracht, wird noch lange in der Erinnerung ihrer Offiziere fortleben. «Wahrlich, wir werden ein heiß Stück Arbeit noch bekommen», äußerte ein Matrose, «Ihr seht, der Admiral gedenkt zu fechten, bis er fällt, und hier soll er begraben werden.» Nelson schlug das Geschenk hoch genug an und einige Zeit ließ er den Sarg mit dem Deckel darauf an seinem Kajütenverschlag hinter dem Essel, auf dem er bei Tische saß, aufgestellt. Endlich gab er den Bitten seines alten Dieners nach und erlaubte, daß man ihn hinunterbrachte. Als der Admiral den Vanguard verließ, ward der Sarg auf den Foudroyant gebracht, wo er

Digitized by Google

lange Zeit auf dem Gatter des Quarterdecks blieb. Als die Offiziere denselben eines Tags betrachteten, kam Nelson aus seiner Kajüte und sagte: »Sie mögen sich ihn nach Gefallen ansehen, meine Herren, aber verlassen Sie sich darauf, Niemand von Ihnen soll ihn erhalten.« Es muß hinzugefügt werden, daß Nelson wirklich in diesem Sarg begraben ward.

36.

Bibliographie.

Archdeacon, M., Shawn na Soggarth, der Priestersänger. Eine irische Erzählung aus den Zeiten der Religionsacht. Augsburg, Schmid. 8. 1 Thlr.

Bodenstedt, F., Die poetische Ukraine. Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder. Ins Deutsche übertragen. Stuttgart, Cotta. 8. 20 Ngr.

Chavin de Malan, F. C., Geschichte des heiligen Franciscus von Assisi 1182—1226. Aus dem Französischen. 2te Auflage. München, literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 26⅔ Ngr.

Clement, K. J., Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, insbesondere der Friesen nördlich von der Elbe. Kiel, Bünsow. 8. 15 Ngr.

— — Reisen in Irland, oder Irland in historischer, statistischer, politischer und socialer Beziehung. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 2 Thlr.

Damitz, K. v., Emmerich von Tököly. Romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 1846. Kl. 8. 4 Thlr.

Denner, J. F., Die Oberfläche der Schweiz. Ein Beitrag zur gründlichen Behandlung der topischen und physikalischen Geographie. Biel. 8. 15 Ngr.

Franzén, F. M., Selma und Fanny. Ein Cyclus von Gedichten. Aus dem Schwedischen übersetzt von *V. A. Altén*. Gothenburg 1843. 8. 5 Ngr.

Goethe's Werke. Erklärungen von *K. Schwenck*. Frankfurt a. M., Sauerländer. Kl. 8. 22½ Ngr.

Günther, G., Liederkranz. Lyrisches und Religiöses. Celle, Capaun. Gr. 8. 15 Ngr.

Hartung, J. A., Lehren der Alten über die Dichtkunst, durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt. Homburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hentschel, C., Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza. Gedicht in zehn Gesängen. Mit dem Bilde Hermann's von Salza. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 1 Thlr.

Heßlein, B., König und Narr. Roman. Leipzig, Hunger. 1846. 8. 1 Thlr.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt. 3ter Theil. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hofferichter, A., Deutsche Akkorde auf der Davidischen Harfe. Lauban, Expedition des Wochenblattes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Holbein, F. v., Der Verräther. Lustspiel in einem Aufzuge. 2te Auflage. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Israeli, B. D', Sybille, oder die gedeppelte Nation. Ein Roman. Aus dem Englischen von *B. F. L. Petri*. 1ster Band. Leipzig, Brauns. 1846. Kl. 8. 10 Ngr.

Kinkel, G., Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Mit 28 Tafeln. 1ste Lieferung: Die altchristliche Kunst. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kinzl, L., Militärische Betrachtungen. Wien, Beike. Gr. 8. 1 Thlr.

Köchly, H., Über das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller. Eine Skizze. Dresden, Arnold. Gr. 8. 8 Ngr.

Krutter, J., Schultheiß Wenge von Solothurn. Vaterländisches Schauspiel. Solothurn, Zent und Gaßmann. 8. 15 Ngr.

Irische Melodien der Gegenwart. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 8. 10 Ngr.

Meulen, L. van der, Die Separatisten. Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, F., Die k. k. österreichische Armee seit Errichtung der stehenden Kriegsheere bis auf die neueste Zeit. Nebst einer Beigabe: Notizen über die bewaffneten Bürger-Corps der größern Städte der Monarchie. Geschichtlich nach den besten Quellen bearbeitet. Zwei Bände. Prag, Haase Söhne. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Müller, W., Beethoven. Festgabe, dargebracht bei der Inauguration eines Monuments am 11. August 1845. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. 5 Ngr.

Rembrandt's. 3., Das Wahrsagebuch. Mit Holzschnitten. Hannover, Pockwitz. 16. 3½ Ngr.

Otto, F., Gedichte. Basel, Schweighauser. 8. 26⅔ Ngr.

Pfarrius, G., Das Nahethal in Liedern. 2te Auflage. Vermehrt mit topographisch-historischen Nachweisungen für die Besucher des Nahethals, mit einem Stahlstich und einer Karte. Bonn, Habicht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Philosophen der Neuzeit. Ein Gedicht. Von *Paffy*. Erlangen, Bläsing. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller's Lied von der Glocke. Beleuchtet und erläutert von *G. v. Leinburg*. Frankfurt a. M., Bronner. 12. 7½ Ngr.

Skizzen aus Nord-Amerika. Schilderungen aus der Natur, dem religiösen, politischen und socialen Leben. In Briefen eines katholischen Missionairs. Augsburg, Schmid. Kl. 8. 1 Thlr.

Storch, L., Allerlei Geschichten. Zwei Bände. Leipzig, Fritzsche. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stuart, M. Elisabeth, geb. Dacre von Gilsland. Aus dem Englischen von *B. F. L. Petri*. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. Neue Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Historisch-statistisches Taschenbuch für Thüringen und Franken. Herausgegeben von *L. Bechstein* und *G. Brückner*. 17er Jahrgang. (1845.) Meiningen, Keßner. Gr. 12. 1 Thlr.

Thiersch, H. W. J., Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neuestestamentlichen Schriften. Eine Streitschrift gegen die Kritiken unserer Tage. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Reise in den Orient. Zwei Bände. Leipzig, Tauchnitz jun. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Über die obrigkeitliche Zustandsgleichheit in standesherrlichen Vormundschaftssachen. Von *Hellmuth*. München, literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Ulrich, J., Das hohe Lied. Berlin, Puttkammer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1846. Neue Folge. 8ter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1846. Von *B. v. Guseck*. 11ter Jahrgang. Mit acht Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weckesser, P., Gedichte. Mannheim. 8. 1 Thlr.

Wrangell's Chronik von Esthland, nebst angehängten Esthländischen Capitulations-Punkten und Nystädter Friedensschluß. In Druck herausgegeben von *C. J. A. Paucker*. Dorpat. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 308. — 4. November 1845.

Zur Geschichte des Proselytismus.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

2. Der Bericht über das Buch des Hrn. Hoeck war schon geschrieben, als dem Ref. die zweite der oben genannten Schriften zu Handen kam. Dieselbe durchmißt ein viel weiteres Feld als jene, aber auch mit rascherem Schritte; sie faßt vorzugsweise, wie schon der Titel besagt, das Geschäft des Proselytismus, seine Mittel und Erfolge ins Auge, ohne ein so genau ausgeführtes Charakterbild von den Bekehrern und Convertiten zu geben, wie es sich Hr. Hoeck zur Hauptaufgabe gestellt hat. Allerdings setzte Hr. Soldan auch dieses psychologische Interesse nicht beiseite, doch ist sein Standpunkt von vornherein mehr ein praktischer; ihn empörte (S. VI) das Treiben der Leute, die in unsern Tagen die Proselytenmacherei unter den mannichfaltigsten Formen nicht nur praktisch üben, sondern ihr auch aus der Vergangenheit durch Fälschung der Geschichte Förderung und Betherrlichung zu erwerben trachten.

Die Proselytenmacherei — sagt er — ist ein Gift für das Glück der Familien wie für die Eintracht der Confessionen. Ihr entgegenzutreten, heißt dem Frieden dienen, und Jeder, der hier etwas zu geben hat, ist berufen.

Zunächst fand sich auch Hr. Soldan durch Augustin Theiner's Schriften „zur Abwehr" auf den Kampfplatz gefodert; auch war es ebenso wie bei Hrn. Hoeck die Auffindung einer noch unbenutzten Quelle, welche dem Verf. Veranlassung zu weitern Forschungen über seinen Gegenstand gab. Der rühmlich bekannte Dr. Paul Wigand überließ ihm das eigenhändig geführte Tagebuch des alten Fürstabts Florentinus von Korvei, der selbst einen Antheil an den gleichzeitigen Bekehrungen im Hause Braunschweig hatte. Durch diese Quelle haben auch Hoeck's Forschungen eine wenngleich nicht sehr bedeutende Ergänzung erhalten. Im Übrigen stand freilich Hrn. Soldan nichts Handschriftliches von Erheblichkeit zu Gebote, und er wünscht mit Recht, indem er Hrn. Hoeck's nur nachträglich von ihm benutzte Schrift freudig willkommen heißt: „daß die sächsischen Archive sich recht bald in ähnlicher Weise erschließen mögen wie dieses soeben die wolfenbüttelschen gethan haben." Mit desto größerer Sorgfalt sind aber von dem Verf. die ihm zugänglichen Druckschriften über die behandelten Facta, insbesondere auch die von Theiner neu mitgetheilten Urkunden, aus denen er mehrmals diesen selbst widerlegt, gebraucht worden.

Die Einleitung (Nr. I) S. 1—76 macht den Leser mit den Anstalten, den Mitteln und der Taktik des römischen Proselytismus im Allgemeinen bekannt, berücksichtigt aber vor Allem die Verhältnisse, welche die Bekehrungssucht am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts zu ihren Gunsten vorfand oder hervorrief, in den „30 Jahren", wo das Streben Roms in den Häusern Braunschweig und Sachsen allerdings eine Reihe von Siegen erfocht, die jedoch keineswegs von so glänzenden Folgen begleitet waren, wie damals die Ultramontanen hofften und wie Hr. Theiner noch jetzt den Unkundigen glaublich machen möchte. Es kommt hier ebenso wol die Thätigkeit der Jesuiten als der Standpunkt des Protestantismus zur Zeit der bekannten irenischen oder synkretistischen Versuche zur Sprache. In einer kurzen Geschichte der letztern werden ebenso wol das Verfahren Bossuet's und Spinola's, als auf der andern Seite Molanus' und Leibnig' Verhalten gewürdigt werden, wobei man nur eine noch größere Ausführlichkeit wünschen möchte. Doch tritt das Ergebniß der einleitenden Betrachtungen am Schlusse noch klar genug hervor, das der Verf. selbst in folgenden Worten zusammenfaßt:

Wenn schwache Gemüther in dem Kampfe mit der alten Orthodoxie und durch das Durchdringen der protestantischen Freiheit die Stetigkeit des materiellen Bekenntnisses einer frühern Zeit erschüttert sahen, so mochten sie, unfähig den Fortschritt zu begreifen und überall des Festpositiven bedürftig, leicht dazu kommen, an der Stelle des Erschütterten Dasjenige zu ergreifen, was ihnen eine andere Kirche als fest und unwandelbar anpries.

Und dieses führt ihn zu dem gewiß sehr begründeten milden Urtheile:

Ist es dann (hiernach) zu viel behauptet, wenn wir annehmen, das Mancher gewonnen ward, der seinen Schritt in vollkommen gutem Glauben that?

Die Bekehrungsgeschichten selbst, welche der Verf. mittheilt, bilden ein Corollarium, welches nach den beiden hier berücksichtigten Regentenhäusern in zwei Abtheilungen zerfällt, die einen verbindenden Mittelpunkt in dem Wirken des Papstes Clemens XI. finden, dem

Digitized by Google

deshalb ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Noch vor Clemens' Erhebung auf den päpstlichen Stuhl erfolgten jedoch die hier zunächst (Nr. II) erzählten Bekehrungen, nicht nur des „Cardinals von Sachsen", sondern auch des „Kurfürsten Friedrich August I." Jener, Christian August von Sachsen-Zeitz, ist es, welcher in der historischen Reihe und durch seinen Einfluß auf alle folgende Bekehrungen im sächsischen Hause die erste Stelle einnimmt; aber auch nach den ihn leitenden Motiven ist er das Vorbild der spätern Convertiten jenes Fürstenstammes, deren Bekehrungsgeschichten wie die seinige fast alles psychologischen Reizes entbehren, da die lediglich äußerlichen Beweggründe hier nur allzu offen zu Tage liegen. Ist es aber auch nur traurige Wahrheit, die wir hier dem Verf. zu danken haben, so ist sein Verdienst deshalb nicht geringer, da Hr. Theiner auch hier ungescheut die ärgste Entstellung historischer Thatsachen gewagt hat.

Als nachgeborener Prinz einer dürftig ausgestatteten Nebenlinie sah sich Christian August nach des Vaters Tode nur spärlich apanagirt. „Er war ein Herr von großem Verstande und vieler Gütigkeit, aber dabei der Welt und ihrer Lust und Herrlichkeit ergeben." Dem Waffenhandwerk entsagte er bald, um sich dem Dienste der katholischen Kirche zuzuwenden; sein Übertritt zu derselben erfolgte 1689 insgeheim. Schon im ersten Jahre sprach der junge Convertit sodann aus, daß er sich zu weitern Bekehrungen in seinem Vaterlande berufen fühle, und in zwei Schreiben, welche Theiner mittheilt, sagt er fast unumwunden: „Gebt mir Kanonikate und Präläturen und ich werde Sachsens Bekehrer sein!" Sein Eifer wurde von dem Papste durch Ertheilung eines Kanonikats zu Lüttich belohnt und von neuem angeregt; indem er für jenes dankte, fügt er sogleich neue Versprechungen für Sachsens Bekehrung wie neue Bitten um Beförderung bei. Er erhielt bald andere Pfründen und endlich den Cardinalshut wie das Erzbisthum Gran nebst dem damit verbundenen Primatiat von Ungarn; seine Jahreseinkünfte erreichten die Summe von 200,000 Thalern.

Ein solcher Mann erwarb sich auch das Verdienst, den Kurfürsten Friedrich August I., als er König von Polen zu werden wünschte, zuerst insgeheim in die römisch-katholische Kirchengemeinschaft aufzunehmen (1. Juni 1697). Der Charakter August's wie die Motive seines Religionswechsels sind längst bekannt; vergebens hat Hr. Theiner, indem er die Chronologie verwirrt, den Schein herzustellen gesucht, als habe des Kurfürsten Übertritt gar nicht mit seiner Bewerbung um die polnische Königskrone in Zusammenhang gestanden und sei längst vor dieser beabsichtigt gewesen. Der Nachweis, wie unrichtig diese Darstellung bei nur mäßig sorgsamer Vergleichung der von Theiner selbst mitgetheilten Actenstücke erscheinen muß, ist in dem Buche selbst (S. 96 fg.) nachzulesen. Es muß danach bei der Meinung bleiben, die die Welt immer gehabt hat, auch trotz der Versicherungen des Convertiten selbst, nach welchen man freilich glauben sollte: „er sei nicht katholisch geworden, um König von Polen zu werden, sondern habe vielmehr die polnische Königskrone angenommen, um dem Katholicismus bessere Dienste zu leisten!"

(Der Beschluß folgt.)

Über Gymnasialreformen.

1. Das deutsche Gymnasium nach den Bedürfnissen der Gegenwart dargestellt von E. Freese. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.
2. Über das Princip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller. Eine Skizze von Hermann Köchly. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.
3. Über den zu großen Umfang des Lehrstoffs für die Gelehrtenschulen und dessen mögliche Vereinfachung. Ein Vortrag von Theodor Thrämer. Dorpat, Gläser. 1845. Gr. 8. 9 Ngr.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß im Heerlager der Philologen und Gymnasiallehrer selbst, nachdem sie vereint die Hauptangriffe ihrer Gegner zurückgeschlagen haben, sich an verschiedenen Orten und gleichzeitig Stimmen, und zwar gar nicht verächtliche Stimmen erheben, welche in vielen Stücken die Berechtigung der Gegner zugestehen und Vorschläge zu einer ehrenvollen Ausgleichung des Streits machen. Daß unser Gymnasialunterricht in manchen Beziehungen mit dem Zeitbewußtsein im Widerspruche stehe, wird in allen diesen Schriften als eine nicht abzuleugnende Thatsache anerkannt. Einige klagen über zu geringe Berücksichtigung der Realien und über die dessenungeachtet geringen Resultate der so viele Zeit in Anspruch nehmenden Studien der alten Classiker; Andere da, wo den realistischen Tendenzen der Zeit mehr Concessionen gemacht worden sind, über den zu großen Umfang des Lehrstoffs und Überladung und dadurch herbeigeführte Körperliche und geistige Schwächung der Schüler. Und daß diese Klagen nicht ohne Grund sind, wird Niemand leugnen, der diese Verhältnisse ohne Vorurtheil betrachtet. Ist es auch nicht überall so schlimm wie es die öffentliche Meinung darstellt, so ist es doch an vielen Orten schlimm genug und es gibt wol kein Gymnasium, wo nicht die tüchtigsten Lehrer darüber klagen, daß die Schüler im Erlernen der alten Sprachen, besonders im mündlichen und schriftlichen Ausdruck im Lateinischen, was zeither meistens als Hauptzweck der Gymnasialbildung betrachtet wurde, hinter frühern Generationen zurückstehen. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Früher wurde der lateinische Schüler von kleinauf formwährend theoretisch und praktisch zum Lateinschreiben und -Sprechen abgerichtet; wie der Gelehrte in seinem Berufe, so blieb der Schüler in der Schule von den Einflüssen der außerhalb seiner künftigen Zunftinteresse liegenden Verhältnisse unberührt, die Realien lagen ihm fern, die Ausbildung in der Muttersprache wurde dem Zufalle überlassen, und also sich concentrirend konnte der Schüler leichter eine Fertigkeit erlangen, die ihm zu freier Bewegung in seiner Wissenschaft unentbehrlich war. Damals erreichte also der gut gebildete Gymnasiast seinen Zweck, sich die Gelehrtensprache zur Vorbereitung auf seine Fachwissenschaft anzueignen. Aber jetzt ist dies ganz anders geworden. Die Geschäftsleute sind praktischer, die Gelehrten vielseitiger geworden und haben sich mit dem Leben vertrauter gemacht; das Latein zieht sich mehr und mehr zurück und friftet, während es früher die allgemeine Gelehrtensprache war, sich nur noch ein kümmerliches Dasein in den Disputationen und Prüfungen der Universitäten sowie in einzelnen gelehrten Werken, in akademischen und Schulschriften. Kein Prediger, kein Jurist, kein Arzt braucht es gut zu schreiben und zu sprechen, um sich einen achtungswerthen Wirkungskreis zu verschaffen, und dem geistvollen und sonst tüchti-

Digitized by Google

gen Gelehrten wird es von der öffentlichen Meinung leicht verziehen, wenn er darin unbeholfen iſt. Iſt es bei ſolcher Gringſchätzung dieſer früher ſo hochgeachteten Fertigkeit ein Wunder, wenn dieſe allgemeine Zeitrichtung auch auf die Schule einwirkt? Kann es ferner auffallen, wenn bei der nothwendigen Beſchränkung des lateiniſchen Unterrichts, bei der Theilung des Intereſſes der Schüler für die vielen nach dem Bedürfniſſe des Lebens in den Lectionsplan aufgenommenen Wiſſenſchaften jene Übung vernachläſſigt wird? Iſt es überhaupt nicht thöricht, nach einem Ziele zu ſtreben, das nicht leicht mehr erreicht werden kann, und ſelbſt wenn es erreicht wird als völlig unnütz für die Wiſſenſchaft und das Leben keine Befriedigung gewährt? Daher erklären ſich alle die drei obengenannten Herren, der preußiſche, der ſächſiſche und der ruſſiſche Gymnaſialſelbherr, entſchieden für völlige Beſeitigung der freien lateiniſchen Schreibe- und Redeübungen, ſobald die lateiniſchen Disputationen und Examina auf den Univerſitäten abgeſchafft ſein würden. Denn wie klüglich hierbei oft geſprochen, welche Gedankenloſigkeit zur Bequemlichkeit geiſtloſer Menſchen in Schrift und Wort in leidlichen Phraſen verſteckt wird, das iſt ſo allgemein bekannt und von den achtbarſten Männern angeſtanden, daß hierüber kein Wort mehr verloren zu werden braucht.

Gehen wir nun aber auf die oben erwähnten Schriften im Einzelnen ein, ſo finden wir bei der allgemeinen Anerkenntniß der Nothwendigkeit einer Reform, bei dem Zuſammentreffen einzelner Anſichten, wie eben an einem Beiſpiele erwähnt worden iſt, doch eine ſehr bedeutende Divergenz der Meinungen und Vorſchläge. Die Schrift Nr. I verbreitet ſich mit großer Ausführlichkeit über alle Zweige des Gymnaſialunterrichts. Das Einzelne darf hier nicht der Kritik unterworfen werden. Zwar läßt ſich im Allgemeinen ſagen, daß der Verf. den Gegenſtand mit Liebe und Ernſt behandelt hat und ſich in vielen einzelnen Bemerkungen als erfahrenen Pädagogen zeigt. Dennoch aber müſſen ſeine Vorſchläge ſelbſt von allen beſonnenen Freunden einer Reform entſchieden zurückgewieſen werden. Er ſucht nämlich das Gymnaſium und die Realſchulen zu vereinigen. Dieſe Vereinigung will er aber auf eine Weiſe geſtalten, daß das Gymnaſium ganz zur Realſchule wird. Dem Lateiniſchen ſollen ſechs Stunden verbleiben, das Griechiſche wird ganz geſtrichen und nur von den künftigen Theologen zum Verſtändniß des Neuen Teſtament in zwei Stunden getrieben, die dadurch gewonnene Zeit ſoll neben den überall aufgenommenen Lehrgegenſtänden einer breiteren Entwickelung des Unterrichts in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, in der Mathematik und in den Naturwiſſenſchaften in ihrer weiteſten Ausdehnung — auch Chemie und Technologie in unſern Claſſen*) — zu Gute kommen. Es iſt unbegreiflich, wie ein philologiſch gebildeter Pädagog den Werth der claſſiſchen Studien, den Einfluß derſelben auf die wiſſenſchaftliche Bildung der künftigen Studirenden ſo verkennen kann. Der Gymnaſiaſt ſoll die geiſtige Entwickelung des Alterthums nicht zu faſſen vermögen und die formelle Bildung, die geiſtige Gymnaſtik, welche zeither im Studium der alten Sprachen geſucht wurde, ſoll das Studium der deutſchen und franzöſiſchen Sprache auf eine für das Leben nützlichere Weiſe gewähren! Nun, wenn der Gymnaſiaſt das Alterthum nicht begreifen lernt, ſo liegt der Grund in ſeiner Trägheit oder in der ſchlechten Methode des Lehrers, und deutſcher ſowie franzöſiſcher grammatiſcher Unterricht kann für formelle Bildung des Geiſtes wenigſtens in den untern Claſſen nie den Vortheil gewähren wie das grammatiſche Erlernen der alten Sprachen, weil jener der Altersſtufe gemäß betrieben wenig Schwierigkeiten macht und, wenn hier nicht Maß gehalten wird, ſogar langweilig und den Geiſt abſtumpft. Bei einem Realſchüler wird Das, was in dieſer Beziehung nicht berückſichtigt werden kann, auf eine ſeinem künftigen Lebensberuf entſprechende Weiſe durch die Mathematik und durch Übung der Anſchauung und Combination in dem gründlichen Studium der Naturwiſſenſchaften verfolgt; der Studirende aber kann zu einer gründlichen Betreibung ſeiner Fachwiſſenſchaft, zum gehörigen Verſtändniß des geiſtigen Lebens, für welches er vorzugsweiſe wirken ſoll, des gründlichen Studiums der alten Sprachen, des gehörigen Verſtändniſſes der Entwickelung des geiſtigen Lebens der Alten nicht entgehen. Gern gibt Ref. zu, daß nach dem vom Verf. vorgeſchlagenen Plane recht tüchtige Mathematiker, Naturforſcher und Techniker, ja ſelbſt brauchbare Ärzte gebildet werden könnten, aber in der Philoſophie, Geſchichte, Jurisprudenz und Theologie würde alle wahre Wiſſenſchaftlichkeit aufhören und es würden für dieſe Fächer auf ſolchen Schulen blos Routiniers gebildet werden, was man in der Praxis bald ſchmerzlich empfinden würde. Was übrigens ſolchen Schülern in den ſechs lateiniſchen Stunden wenigſtens in Tertia und Secunda geboten werden ſoll, daran würden ſich ſelbſt Realſchüler nicht erbauen, denn Phädrus, Juſtin und Cornelius Nepos ſind doch wahrlich keine Schriftſteller, deren Lectüre man jungen Leuten vom 15.—18. Jahre zumuthen kann. Es kann dies aber nicht auffallen, da Hr. Freeſe nur das praktiſche Bedürfniß im Leben und daneben den formellen Nutzen des grammatiſchen Erlernens des Latein vor Augen hat (S. 16 fg.). Natürlich iſt ihm da der Inhalt der geſtellte ganz gleichgültig.

Nr. 2 iſt eine kurze, aber ſehr inhaltreiche Skizze, welche ſo geiſt- und lichtvoll, mit ſo vieler Friſche und Energie geſchrieben iſt, daß ſie, ganz abgeſehen von dem behandelten Gegenſtande, ſchon deshalb auch außerhalb des Kreiſes der Schulmänner Intereſſe erregen muß. Den Schulmännern aber, welche durch angebliche Ketzereien in dieſem Büchlein verletzt manchmal an den Spruch denken konnten: Ars non habet osvom nisi ignorantem, kann verſichert werden, daß der allerdings vom modernen Bewußtſein durchdrungene Verf. dieſer Skizze in gründlicher Kenntniß der alten Sprachen und beſonders in der Gewandtheit des lateiniſchen Ausdrucks in Rede und Schrift den ſtrengſten Forderungen eines jeden Philologen zu genügen vermag.

Während der Verf. von Nr. I das Gymnaſium und die Realſchule vereinigen will, verlangt Köchly mit Recht entſchiedene Trennung beider Anſtalten, des Gymnaſiums zur Vorbereitung auf die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, der Realſchule zur Vorbereitung auf die Naturwiſſenſchaften, wobei zu bemerken, daß er unter hiſtoriſchen Wiſſenſchaften diejenigen verſteht, welche „den Geiſt in ſeiner mannichfaltigen, ſtetig fortſchreitenden Entwickelung“ zum Gegenſtande haben. Die Mediciner werden der Realſchule zugewieſen, ein Vorſchlag, der, obgleich er, wie Ref. weiß, von ſehr tüchtig gebildeten Ärzten gebilligt worden, dennoch in mancher Beziehung bedenklich ſcheint. Doch davon ſpäter noch ein Wort. Für die Vorbereitung zum ſelbſtändigen Studium der den ihm ſo genannten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften nimmt Köchly das gründlichſte Studium des claſſiſchen Alterthums als Grundlage der Gymnaſialbildung in wöchentlich 17 Stunden, alſo ungefähr der Hälfte der wöchentlichen Unterrichtsſtunden, in Anſpruch, aber ſo, daß die Sprache nur als Mittel zum Zweck betrachtet und nach gründlichem grammatiſchen Unterricht in den untern Claſſen die hiſtoriſche Auffaſſung des Alterthums das Ziel der Gymnaſialbildung ſei, das in den untern Claſſen ſchon berückſichtigt, von Secunda an aufwärts aber mit Beſeitigung alles unnützen rein philologiſchen KramS immer entſchiedener ins Auge gefaßt werden müſſe. Die Auswahl, Reihenfolge und Behandlungsweiſe der Schriftſteller muß namentlich in den beiden obern Claſſen nach dieſem hiſtoriſchen Principe eine ganz andere werden als die, welche das philologiſche Princip zeither geltend gemacht hat, nach welchem die Wahl der Lectüre ziemlich gleichgültig war, wenn ſie nur Stoff zu grammatiſchen und kritiſchen Übungen

*) In Quinta die Tertia (ſ. S. 62) ſollen Inſtrumente der Handwerker gezeigt, ſoll Kalk gelöſcht, Ante, Feuerzeug und Lauge gemacht, die Einrichtung von Schiffern und Uhren erklärt, ſollen Gegenſtände gemeſſen und gewogen werden ꝛc.

Digitized by Google

gab. Es sollen im Griechischen außer Homer und passenden Bruchstücken der Lyriker nur die Classiker des 5. und 4. Jahrhunderts mit Weglassung der Philosophen, von den Römern die Komiker, die Classiker des letzten Jahrhunderts der Republik und des Augustin'schen Zeitalters, sowie Tacitus und der jüngere Plinius, und diese theils ganz, theils in nach jenem Prinzipe ausgewählten Stücken in wohlbegrenzten Cursen und cursorisch mit vorzüglicher Berücksichtigung des Historischen in weitern Sinne des Worts und deutlicher Erklärung so gelesen werden, daß der abgehende Gymnasiast ein vollständiges Bild der Entwickelung der Sprache, der Literatur und des geistigen Lebens dieser Völker gewonnen habe. Daß damit der abgehende Gymnasiast mehr für seine wissenschaftliche Ausbildung gewinne als mit allerhand kritischen und grammatischen Observationen, die das wahre Verständniß einer schriftstellerischen Erzeugnisses als eines Ganzen und die Erkenntniß der Entwickelung des antiken Geistes in den bedeutendsten literarischen Producten unmöglich machen, liegt auf der Hand. Die achtbarsten Männer klagen, daß man sie auf den Gymnasien zu Philologen habe bilden wollen und daß sie darüber versäumt hätten, die Alten wahrhaft zu würdigen und für ihre Wissenschaft und das Leben fruchtbar zu machen.

In Bezug auf die Art und Weise aber, ob und wie dies Ziel erreicht werde, könnten hier besonders zwei Bedenken erhoben werden. Zuerst könnte man glauben, daß bei solcher Methode der Gründlichkeit des Verständnisses des Einzelnen Eintrag geschehe. Doch hier läßt sich leicht zurücksehen, da theils die zweckmäßige Unterricht in den untern Classen den Schüler so weit gebracht haben muß, daß er die nothwendigen Elemente zum Verständniß der Sprachen kennt, theils aber auch die fortwährende Erläuterung des eigenthümlichen Sprachgebrauchs bei der Lecture in den obern Classen und die mit Recht sehr empfohlene Übung in Extemporalien Dies und das noch Mehr immer mehr grammatische Sicherheit gewähren muß. Dann aber fragt sich, ob der Lehrer im Stande sein wird, den für Secunda und Prima bestimmten Lesestoff auf eine für die Schüler fruchtbare Weise zu bewältigen. Daß ein sehr begabter Lehrer die fähigern Schüler auf diese Weise durch den ganzen Cursus durchzubringen vermag, will Ref. nicht leugnen. Aber im Allgemeinen für alle Lehrer und Schüler ist die Forderung sicherlich zu hoch gestellt. Wie sollen z. B. alle Schüler in einem halben Jahre drei drei Stunden eine genugende Kenntniß der „Ilias" erhalten, sodaß der Lehrer ihnen die Ökonomie des ganzen Gedichts deutlich mache, die wichtigsten Stücke mit ihnen lese und die übrigen, die sie zu Hause lesen sollen, mit ihnen bespreche, zumal da ja die Schüler auch in den andern parallel laufenden Schriftstellern die wichtigsten Stücke für sich lesen sollen, die zwischen den in der Schule gelesenen Abschnitten liegen. Hier wird den Schülern eine Anstrengung zugemuthet, die sie großtentheils gar nicht über sich nehmen können, und sämmtlich nicht zu übernehmen Lust haben würden, und Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit in den Studien würde die natürliche Folge einer solchen Zumuthung sein. Doch deshalb braucht die Methode des Dr. Kochly noch nicht zurückgewiesen zu werden. Man darf nur einige Gegenstände der Lecture, z. B. im Griechischen die Lyriker, den Isokrates und Aeschines, im Lateinischen die Elegiker und den Plinius wegfassen und sich mit einer an rechter Stelle eingeschalteten Charakteristik derselben begnügen, um für die andern Schriftsteller mehr Raum zu gewinnen und z. B. die Zahl der zu lesenden Stücke der Tragiker und der Abschnitte aus den Historikern vermindern, ohne daß dadurch das Princip der Anordnung und Behandlungsweise der Schriftsteller, wie es Dr. Kochly angibt, wesentlich alterirt wird. Kurz Ref. ist der Überzeugung, daß die oben erwähnte Methode im Wesentlichen ausführbar ist und eine wahrhaft für die Wissenschaft und das Leben fruchtbare Vorbereitung der Gymnasiasten zur Hochschule herbeiführen würde. Für richtiges Verständniß dieser Methode macht Ref. besonders auf die geistreiche Charakteristik der Schriftsteller aufmerksam, durch welche der Verf. bei deutlich machen wollen, wie sie von den Schülern aufgefaßt werden sollen. Wenn sie aus der Quelle selbst zu einer solchen Erkenntniß gelangen, so werden sie nicht mehr über die auf den Gymnasien verlorene Zeit klagen und die erfreulichen Folgen einer solchen Auffassung werden in der Wissenschaft und im Leben sich bald wirksam zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Nachgelassene Dichtungen von C. Delavigne.

Jetzt ist der Romantismus ebenso gut überwunden als der Classicismus; die Kluft, welche beide Richtungen trennte, ist ausgefüllt und die beiden Schulen existiren in ihrer Schroffheit gar nicht mehr. Jetzt gegen eine dieser Lehren mit einer scharfen Polemik auftreten zu wollen, wäre eine Thorheit und wurde an das Don Quixote'sche Fechten mit den Windmühlen erinnern. Natürlicherweise wäre es ebenso falsch, sich jetzt noch einer dieser Schulen, die zu Grabe geläutet sind, als Anhänger verschreiben zu wollen. Aber anders standen die Sachen, als die Parteien noch lustig aufeinander einhieben und als der Streit noch seine volle Berechtigung und Nothwendigkeit hatte. Damals galt es „die Waffen!" zu rufen, statt zu vermitteln und zu temporisiren. Diesen erklärt es sich auch, daß alle die Schriftsteller und Dichter, welche damals die großen Fragen an sich vorüber ziehen ließen, ohne von ihnen berührt zu werden, jetzt schon immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Zu ihnen gehört der vor etwa einem Jahre gestorbene Casimir Delavigne. Er gehörte keiner der beiden sich feindlich gegenüber stehenden Richtungen an und er vermeinte, es werde ihm in jenen kritischen Zeiten durch geschickte Vermittelungen gelingen, sich durch die Parteien hindurchzuschlängeln. Delavigne wird immer seines Charakters und seines Talents wegen achtungswerth dastehen, und einige seiner bessern Leistungen werden selbst seinem Namen eine gewisse Dauer geben; aber eine große, tiefere Bedeutung wird selbst eine wohlmeinende Kritik ihm unmöglich beilegen können. Die werden in dieser Meinung noch durch die Lecture seines literarischen Vermächtnisses bestärkt, welches vor kurzem die Presse verlassen hat. Es ist dies eine Sammlung nachgelassener Poesien, welche folgenden Titel führen: „Dernières chants de C. Delavigne, poésies et ballades sur l'Italie, précédés d'une notice par Germain Delavigne." Der Herausgeber, Bruder des Verstorbenen, bekannt durch leichtere dramatische Erzeugnisse, z. B. Vaudevilles u. s. w., hat diesem Bande noch einen und einen halben Act einer Tragödie „Méluzine" hinzugefügt, welche sein Bruder unvollendet hinterlassen hat.

Forschungen über die celtischen Sprachen.

Die celtischen Studien haben in Frankreich wie in Deutschland, in letzterm Lande vorzüglich unter Anregung von Bopp, Diefenbach und Pott, eine große Bedeutung gewonnen. In Frankreich war besonders ein gelehrter Akademiker Edwards der tüchtigste Vertreter dieser linguistischen Forschungen, durch dessen Tod manche schöne Arbeit unterbrochen worden ist. Das Werk, welches bestimmt ist, den Namen dieses Gelehrten auf dem Gebiete seiner Lieblingsstudien zu verewigen, ist vor kurzem u. d. T. „Recherches sur les langues celtiques. Ouvrage présenté à l'Académie des inscriptions et belles-lettres, et qui a obtenu la médaille du prix Volney" erschienen. Es enthält eine lexikographische Bearbeitung des Sprachschatzes, welchen die verschiedenen celtischen Idiome bieten, und eine Untersuchung ihrer grammatikalischen Bildung, aus der sich zum Theil sehr interessante Resultate für die vergleichende Sprachenkunde ergeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 309. — 5. November 1845.

Zur Geschichte des Proselytismus.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Papst Clemens XI. (Nr. III) wurde erst 1700, in dem kräftigen Alter von 51 Jahren, zum Pontificate berufen und starb in dieser Würde 1720.

Er war nicht ohne gelehrte Bildung, in Geschäften mannichfach geübt und von einer Zähigkeit des Willens, die oft in Eigensinn ausartete, — zwar keineswegs immer glücklich in der Behauptung einer vorellig oder im Drange der Umstände gewählten politischen Stellung, aber desto thätiger und beharrlicher in Allem, wo es galt, den hohen Vorstellungen, die er sich von seiner kirchlichen Würde gebildet hatte, Anerkennung zu verschaffen, die römische Kirche vor Verlust zu bewahren und ihr neue Erwerbungen zuzuführen. Hier kannte er weder Billigkeit, noch Achtung vor bestehenden Verträgen u. s. w.

Wie er in diesem Sinne nach den verschiedensten Seiten hin zu wirken wußte, weist der Verf. in mannichfachen Beispielen nach. Wir begnügen uns, bei den noch folgenden Bekehrungsgeschichten auf die Art seines Verfahrens hinzuweisen.

Mit noch traurigern Gefühlen als der Hergang bei dem Übertritte des Kurfürsten Friedrich August (d. i. König August II. von Polen von 1697—1733) erfüllt uns die Erzählung von der Bekehrung seines Kurprinzen, des nachherigen Königs August III. von Polen (regierte von 1733—63). Wenn Jener doch einen entschiedenen Beweggrund zu seiner Handlungsweise in seinem eigenen Ehrgeize fand, so weiß man hier nach der ganzen Sinnesweise des Kurprinzen nicht recht herauszufinden, was ihn eigentlich zu der katholischen Kirche hinübertrieb; und auch die Quellen lassen uns darüber im Dunkeln, ob von einer eigenen Neigung desselben zum Katholicismus die Rede sein darf oder ob er nur als ein Opfer gänzlicher Charakterschwäche dem industriellen Proselytismus in die Arme fiel. Der junge Prinz, Friedrich August (geb. den 17. Oct. 1696) war schon früh ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Papst Clemens XI., und dieser baute seine Haupthoffnung, auch das sächsische Volk bekehrt zu sehen, die sich durch den Übertritt August's I. nicht verwirklichen wollte, auf die Bekehrung des Kurprinzen (Breve vom 5. März 1707). Die Gemahlin wie die Mutter August's I. wachten aber mit Erfolg darüber, daß sich keine Katholischen in die Umgebung des Knaben eindrängten. Der Papst wurde deshalb mit der Zeit immer dringender. Unter dem 5. Jan. 1711 schrieb er: „Gott läßt sich nicht spotten; man erwartet des Königs Maßregeln, um nach diesen die seinigen zu bemessen!“ Jetzt erfolgte auf einer Reise fern von der Heimat die Bildung eines Hofstaats aus lauter Katholiken für den Kurprinzen und bald ward derselbe auf längere Zeit nach Italien gesandt (Jan. 1712). Auf spätere Bedenken der Stände ließ der König durch seine Minister die Standhaftigkeit des Prinzen in der evangelischen Religion „bei den ihm auflosenden mächtigen Versuchungen“ anpreisen. Inzwischen wurde der Prinz von Jesuiten, namentlich dem Pater Salerno bearbeitet, und im Nov. 1712 schwur er den protestantischen Glauben insgeheim ab. Auch nach seiner Rückkehr aus Italien ward sein Übertritt geheimgehalten und der Prinz wußte sich auf das arglistigste zu verstecken; bei seinem Aufenthalt in Paris (1714) erfuhr nur Ludwig XIV. selbst, was mit ihm vorgegangen war. Die Herzogin von Orleans schreibt von dort noch im Sept. 1714: „Wenn man seine Leute fragt, sagen sie alle, sie wüßten nicht, was er wäre.“ Der Envoyé, Mr. Suim, sagte noch possirlicher:

Der Prinz thut wohl, sich nicht zu erklären, so lange sein Herr Vater lebt; denn sollte er König in Polen werden, müßte er katholisch sein, sonst kann er es nicht sein; sollte er aber Kurfürst von Sachsen bleiben, wäre er seinen Unterthanen lieber lutherisch als katholisch; also thut er gar wohl, sich nicht zu erklären.

Einige Wochen später schreibt Derselbe:

Er wird so gehütet, daß man ihn weder mit Mannsnoch mit Weibspersonen allein reden läßt. Der Prinz hält noch fest wie eine Mauer und läßt sich nicht persuadiren!

Seit Ende des J. 1714 betrieb dann Clemens XI. eine Vermählung des Kurprinzen mit einer Tochter Kurfürst Joseph's I., um hierdurch dem Katholicismus in Sachsen eine noch festere Stütze zu gewähren. Nach erfolgter vorläufiger Einwilligung des Kaisers, ihm eine seiner Töchter zu geben, sollte auch der Übertritt des Kurprinzen veröffentlicht werden; doch scheute sich der König vor seiner alterehrten, dem Protestantismus streng ergebenen Mutter Anna Sophie. Erst nach dem Tode derselben (Juli 1717) trat der Prinz 11. Oct. 1717 förmlich zum Katholicismus über. Der Nuntius las zu Wien im Zimmer des Prinzen die Messe; als die protestantischen Hofleute nach derselben eintraten,

Digitized by Google

sagte er ihnen: „Nun ihr Herren, jetzo wißt ihr was ich bin, folgt mir bald nach!“ Der General von Kosboth erwiderte: „Ich habe es noch nicht im Sinn, dürfte mir auch sobald noch nicht einfallen“, worauf der Prinz sagte: „Er hat recht, man muß zuerst ein guter Christ werden, ehe man soll katholisch werden.“ Auf die schwankenden Ansichten des Prinzen läßt der Bericht einer Ungenannten aus dieser Zeit (Wien, 10. Oct.) schließen:

Wie dann es Vielen vorkommt, als wenn der gute Herr noch immer von Gewissens-Scrupulen combatiret worden und je näher Er der Endschaafft des Werkes Kömmet, iemehrere Anfechtung und Beunruhigung des Gemüthes empfindt.

Der Papst pries die „selbstthätige und freie Bewegung des großen Geistes“, der in der Folge einer der stumpfsinnigsten Monarchen seines Jahrhunderts wurde.

Die Hoffnung Clemens' XI., mit dem Übertritte des Regenten auch das ganze Volk des Sachsenlandes in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, schlug jedoch bekanntlich fehl, nicht, weil es der Proselytismus an Anstrengungen zu fehlen ließ, sondern weil „seine Gewaltmittel und Lockungen nur Einzelnen, niemals aber der Gesammtheit eines edeln gesinnungsvollen Volkes gefährlich sind“. Wie schon bei der Bekehrung Friedrich August' I. drang auch jetzt, als der künftige Regent denselben Schritt gethan hatte, der sächsische Landtag auf feste Versicherung wegen der Religionsfreiheit, welche auf das bündigste ausgestellte und dem Landtagsabschied einverleibt ward. Überdies schlossen die Stände selbst eine Vereinigung, „beständig bei der augsburgischen Confession zu verbleiben, ihre Güter nur an augsburgische Confessionsverwandte zu veräußern und nur solche auf Land- und Ausschußtagen zuzulassen“ (28. Mai 1718).

In dem sächsischen Fürstenhause gelangen dem Proselytismus freilich noch einzelne Erwerbungen (Nr. V). Der unermüdliche Cardinal Christian August verlockte durch die ihm zu Gebote gestellte Eröffnung weltlicher Aussichten seinen Neffen Moritz Adolf (1716), der sich dann in dem Besitze zweier Bisthümer befriedigt fühlte; weniger glücklich ging es indeß mit dem Bruder des Cardinals, Moritz Wilhelm, der im J. 1715 zum Übertritte bewogen ward, darüber aber 1717 die Administration des protestantischen Stiftes Naumburg einbüßte und nun, von vielfacher Noth bedrängt, der Stimme seiner protestantisch gebliebenen Gemahlin Gehör gab und zu der Religion seiner Väter zurückkehrte. Die mehrfach interessanten schriftlichen Motive dieses Rücktrittes sind angehängt S. 162—182.

Papst Clemens XI. hatte inzwischen auch die Freude erlebt, einige Sprößlinge des braunschweigischen Hauses, aus dessen hanoverschem Zweige schon früher Johann Friedrich bekehrt war, zu Convertiten werden zu sehen, die Enkelin Anton Ulrich's, Elisabeth Christine (Nr. VI) und jenen hochgebildeten Herzog selbst (Nr. VII). Auch hier scheiterte indeß die vom Papst genährte Hoffnung, daß diese Bekehrungen von großen Folgen für die Rückführung des nördlichen Deutschlands in den Schoos der katholischen Kirche sein würden. Wir kennen den Hergang bei diesen Bekehrungen aus der ausführlichern Darstellung des Hrn. Hoeck; wenn aber Hr. Soldan auch nicht im Stande war, aus so reichen Quellen als Jener zu schöpfen, so ist es um so interessanter, gewahr zu werden, wie er mit demselben doch in den Hauptsachen zu gleichen Resultaten gelangt. Als das gewichtigste Factum, das hier zur Ergänzung von Hoeck's Darstellung mitgetheilt wird, betrachtet der Verf. den dem oben erwähnten Tagebuche des Abts Florentinus entnommenen, bisher noch unbekannten Umstand, daß der Herzog Anton Ulrich sich unmittelbar nach seiner Firmung 10. April 1711 „auch die Tonsur geben ließ“. Es wird daraus auf die Absicht des Herzogs geschlossen, sich zu „geistlichen Würden“ wählbar zu machen. Für die Beurtheilung der Motive des Herzogs zu seinem Übertritte darf indeß auf diesen Umstand wenigstens kein so großes Gewicht gelegt werden, wie der Verf. meint, und zwar schon deshalb nicht, weil der Confessionswechsel des Herzogs bereits am 4. Jan. 1710*) erfolgte, die Annahme der Tonsur also mehr als ein Jahr nachher geschah. Über die Aussichten, welche man dem Herzoge bereits vor seinem Übertritte auf geistliche Würden eröffnete, hat übrigens Soldan noch weniger Bestimmtes als Hr. Hoeck zu erforschen vermocht, und dieses wie die gesammte Erwägung der Verhältnisse hat ihn doch zu einer ähnlichen Ansicht über die Bekehrung des Herzogs geführt, wie sie Ref. oben im Gegensatz gegen Hoeck's Meinung aussprach, wobei freilich zu bemerken ist, daß eine genauere Kenntniß von Anton Ulrich's Charakter das günstige Urtheil Hrn. Soldan's über denselben wol etwas herabstimmen würde. Doch glaubt er gewiß mit Recht, die bekannten acht Sätze nicht als bloße Vorwände betrachten zu dürfen und spricht darüber folgendes sicher wenigstens viel Wahres enthaltende Urtheil aus:

Diese Sätze, in einem gemäßigten Tone abgefaßt, wie er sonst bei Convertiten nicht zu sein pflegt, gestatten einen Blick in des Herzogs Zustand. Sie zeigen den Mann (der Formen und des Positiven?), der erfolglos wie Leibniz und (aber) ohne das sichere Bewußtsein, das in diesem lebte, am Vereinigungswerke gearbeitet hat und nun aus den Schwankungen eines bodenlosen Synkretismus in dem Hafen einer unbedingten Autorität Rettung sucht. Papst, Lehreinheit, Meßopfer und Sündenvergebung sollen der ermüdeten Seele eine Ruhe schaffen, die sie durch selbständige Einsicht nicht zu gewinnen hoffte.

So heißt es auch weiterhin:

Wir sind völlig überzeut, daß Anton Ulrich in seinem Übertritte nichts erblickte, was ihm gegen Überzeugung und Gewissen zu gehen schien, daß er vielmehr ehrlich (?) glaubte, was er in seinen acht Sätzen aussprach; aber wenn wir hier dennoch etwas erwähnen müssen, was die dringende Vermuthung begründet, daß menschliche Rücksichten wenigstens als begleitend mit untergelaufen seien, so glauben wir ihm hiermit kein Unrecht zu thun. Der Glanz des Hauses war ihm auch eine Art Religion u. s. w.

*) Dies Datum geht mit Bestimmtheit aus dem Tagebuche des Abts von Corvei hervor, und es muß danach die Angabe Hoeck's, daß der Übertritt zur Weihnachten 1709 erfolgte, berichtigt werden.

Digitized by Google

Endlich wird es noch wahrscheinlich gemacht, daß auch Anton Ulrich's früheres Verfahren bei der Bekehrung seiner Enkelin nicht ohne Einfluß auf seinen eigenen Übertritt geblieben sei. Nach Pöllnitz' gleichzeitigen Memoiren

fragte die Prinzessin während der Unterhandlungen über ihre Bekehrung den Großvater, ob er denn selbst die Religion, bei der ihre vorschläge, für gut genug hielte, um sie anzunehmen? Der Herzog versicherte, daß er in kurzem katholisch werden würde. — Als die Prinzessin zwei Jahre mit ihrem Gemahl gelebt hatte, ohne Zeichen der Fruchtbarkeit zu geben, erwachten die Verurtheile der Erziehung wieder: sie glaubte, daß Gott ihre keine Kinder gebe, weil sie die Religion gewechselt habe. Sie schrieb deshalb ihrem Großvater und gab ihm zu erkennen, daß ihre Seelsorgerin ihr gesagt, besonders dadurch vermehrt würden, daß sie ihn nicht das ihr gegebene Versprechen, katholisch zu werden, erfüllen sähe. Die Vorwürfe der Königin von Spanien rührten den Herzog, er erklärte sich katholisch.

Wer, der das Menschenherz in seinen Tiefen durchforscht hat, sollte es nicht glaublich finden, daß alle die genannten Motive vereinigt wirken konnten, um Anton Ulrich zu dem Entschlusse des Übertritts hinzudrängen? Bei den bedeutendsten Handlungen finden wir ja fast immer gemischte Motive. Wenn aber auch das Streben nach äußerm Glanze bei dem Herzoge die erste Veranlassung zu dem Gedanken des Übertritts gegeben haben mag, ja wenn dasselbe vielleicht in der That unter allen Motiven am meisten Einfluß auf ihn übte, so darf darum doch nicht behauptet werden, daß er sich dieses Einflusses selbst klar bewußt war, vielmehr muß Anton Ulrich's geistige und sittliche Eigenthümlichkeit eine Selbsttäuschung, bei der der Verstand die Rolle des Sophisten im Dienste der Leidenschaft übernahm, im höchsten Grade glaublich machen.

Nach Allem, was wir gesagt haben, möchten wir jedoch nicht mit derselben Zuversicht wie Hr. Soldan aussprechen, daß Anton Ulrich's „Schritt kein psychologisches Räthsel sei". Selten vermag die Geschichte überhaupt mit Entschiedenheit über die Seelenzustände abzusprechen, aus welchen die offen vorliegende That entspringt; am schwierigsten aber ist dieses gerade bei dem Wechsel der religiösen Überzeugung, die in der Tiefe der Seele verborgen dem Blicke des Beobachters niemals vollständig zugänglich sein kann. Gerade in dem Streben, möglichst in die Tiefen zu dringen, liegt aber ein Hauptinteresse der Bekehrungsgeschichten im Allgemeinen und insbesondere der vorliegenden, deren Studium unendlich viel anziehender ist als sämmtliche andere vorhin besprochene Bekehrungen aus dem sächsischen Fürstenhause, wo die Motive meistens nur allzu klar zu Tage liegen. Eine sorgfältige Vergleichung der Schrift des Hrn. Hoeck mit den Abschnitten der Soldan'schen Schrift über Anton Ulrich kann in dieser Beziehung zu manchen höchst anziehenden Betrachtungen führen.

Schließlich bemerken wir noch, daß Hr. Soldan in seinen kritischen Untersuchungen über die angeblich (auch nach Aug. Theiner) vom Herzog Anton Ulrich herrührenden „Funfzig Bewzggründe" (Nr. VIII), obgleich auch hier seine Quellen nicht so klar flossen wie die des Hrn. Hoeck, doch wie dieser zu dem Resultate der Unechtheit derselben gelangt.

Die „Beilagen und Nachträge" liefern (Nr. I) das Tagebuch des Abts Florentinus von Korvei, das allerdings, wie der Verf. selbst gesteht, „Vieles, was der Nachwelt gleichgültig ist", enthält, daneben aber doch nicht blos einzelne schätzbare Nachrichten über jene Zeit aufbewahrt, sondern auch durch seinen ganzen Gehalt zu einer Anschauung derselben beizutragen vermag. In den Nachträgen aus Hoeck's Schrift erkennt der Verf. dankbar dessen Verdienste an, vermißt aber wie Ref. an mehrern Stellen ein deutliches Hervortreten der chronologischen Beziehungen.

75.

Über Gymnasialreformen.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Der Verf. des Schriftchens Nr. 3 dringt in einer umfassenden Beleuchtung aller Gegenstände des Gymnasialunterrichts besonders auf weises Maßhalten in den an die Gymnasialen gestellten Forderungen, auf Beseitigung alles Dessen, was entbehrlich ist, aus allen Zweigen des Unterrichts, und auf einen organischen Zusammenhang der zu lehrenden Disciplinen, sodaß sich der Unterricht gegenseitig unterstützen und dadurch Zeit gewonnen werden könne. Er verwirft wie Köchly die einseitige philologische Bildung der Schüler beim Studium der alten Sprachen, ohne sich jedoch über die in dieser Beziehung nöthige Reform so bestimmt auszusprechen; er warnt vor übertriebenen Forderungen in der Mathematik und den Naturwissenschaften, ohne die Wichtigkeit dieser Unterrichtsgegenstände zu verkennen; eigenthümlich ist ihm nur das sehr entschiedene Hervorheben streng grammatischen Unterrichts im Deutschen nach den neuesten Methoden, worüber hier ausführlicher zu sprechen nicht der Ort ist. Kurz er berührt eine Menge Gegenstände, welche in Nr. 1 und 2 besprochen werden, und trifft oft mit den dort aufgesprochenen Ansichten zusammen, ohne gerade Lust zu bezeigen, wie die Verf. jener Schriften eine vollständige Skizze der Umgestaltung des Unterrichtsplans zu geben. Man sieht, er will nur anregen, nur vorbereiten, in der Hoffnung, daß die Debatte über diesen Gegenstand den Weg zu entschiedenerm Auftreten bahnen werde.

Ref. ist der festen Überzeugung, daß der schon so lange Zeit geführte Streit über Gestaltung des Gymnasialunterrichts bald entschieden sein wird. Sehr gern wird man den Gymnasien die classischen Studien und 16 wöchentliche Stunden darin lassen, wenn sich die öffentliche Meinung von der Nützlichkeit dieser Studien überzeugt haben wird. Dies kann jedoch nur durch eine Methode des Unterrichts geschehen, welche unbeschadet der Gründlichkeit der Jugend mit dem Geist und Leben des Alterthums vertrauter macht. Die übrigen Gymnasialdisciplinen sind jetzt in allen wohleingerichteten Gymnasien so weit berücksichtigt, daß die öffentliche Meinung, welche Beachtung verdient, vollkommen zufriedengestellt ist. Nur die Mathematik und die Naturwissenschaften waren zeither auf den sächsischen Gymnasien nicht überall gehörig berücksichtigt. Dies wird nach den von dem Ministerium bereits vorbereiteten Änderungen nächstens anders werden. Der Naturgeschichte in den untern Classen, einer encyklopädischen Übersicht der gesammten Naturwissenschaften mit vorzüglicher Berücksichtigung der Physik in den obern Classen müssen zwei Stunden wöchentlich eingeräumt werden. Für die elementare Mathematik in den untersten Classen dürften zwei, für Tertia drei, für die obern Classen vier Stunden wöchentlich ausreichen. Diese resp. vier bis sechs Stunden wöchentlich führen keine Überladung der Schüler herbei; die Zahl von 28—30 wöchentlichen Lehrstunden wird

Digitized by Google

dadurch nicht überschritten. Wenn jener Unterricht in guten Händen ist, wenn durch Apparate und Sammlungen für die Lehrbedürfnisse gesorgt sein wird, dann dürfte auch der Mediciner auf dem Gymnasium seine Rechnung finden; denn da er nicht blos mit der Natur in ihren cyklisch wiederkehrenden Zuständen, sondern auch mit Erkenntniß des Geistes in seiner mannichfaltigen Entwickelung zu thun hat, so darf er die Erkenntniß einer in vielen Beziehungen normalen Geistesentwickelung, wie es die des Alterthums ist, nicht unbeachtet lassen. Freilich aber muß ihm das Gymnasium diese auch wirklich verschaffen können, er muß daselbst nicht blose Anleitung zur speciellen Sprachforschung und philologischen Notizenkrämerei bekommen, womit dem Theologen und Juristen wenig, dem Arzte gar nicht gedient wird.

Noch fügt Ref. einige Worte über ein angeblich von einem höhern sächsischen Regierungsbeamten verfaßtes Schriftchen bei, worin die wohl zu beachtende Ansicht unter vielen bedeutenden Fraction des intelligenten Publicums über diesen Gegenstand ausgesprochen wird. Sie führt den Titel:

4. Über die Stellung der Gymnasien und gewerblichen Unterrichtsanstalten in Sachsen. Leipzig, Hinrichs. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verf. sucht hauptsächlich darzuthun, daß auf den Gymnasien mit Festhalten der humanistischen Bildung als des Hauptzwecks das realistische Element und in den sprachlichen Aufsätzen das humanistische Element mehr berücksichtigt werden müsse. Ref. glaubt, daß der Verf. von Dem, was soeben vom Ref. für Gymnasialbildung gefodert und zugestanden worden ist, im Wesentlichen befriedigt sein werde. Auffallend ist ein öfters bemerktares Schwanken zwischen den idealen Foderungen einer allgemeinen höhern Bildung, nach welchen den classischen Studien ihre volle Bedeutung zugestanden wird, und den Consequenzen eines einseitigen Nützlichkeitsprincips, aus denen sich wenn auch nur leicht hingeworfene Bemerkungen über die Beschränkung des griechischen Unterrichts und über die Nothwendigkeit des Lateinlernens für die künftigen Examina und Disputationen erklären. Nein, nach solchen Gesichtspunkten darf man nicht gehen, sie würden nothwendig zu einer Umgestaltung des Gymnasialwesens führen, wie sie Freese vorschlägt, wovon doch der Verf. dieses Schriftchens weit entfernt ist. Wer einmal wie Dieser die Bedeutung der classischen Studien für geistige Gymnastik und für Erkenntniß des Geistes und Lebens der Alten anerkannt hat, der darf das Griechische nicht mehr beschränken wollen, der darf das allmälig immer weniger fühlbare Bedürfniß der Kenntniß der lateinischen Sprache für akademische Formalitäten nicht ins Auge fassen. Er muß vielmehr von dem oben angegebenen Gesichtspunkte aus der classischen Bildung ihr Recht lassen und wird das ohne Bedenken thun, wenn er sich überzeugt haben wird, daß das realistische Element ohne Beeinträchtigung des Griechischen und ohne Überladung der Schüler im Gymnasium seine rechte Geltung erhalten kann und daß eine zweckmäßige Methode die Erreichung des einzig fruchtbaren Ziels der classischen Studien möglich macht. Daß übrigens Manches, was der Verf. in verschiedenen Beziehungen an den sächsischen Gymnasien vermißt, bereits längst seine Erledigung gefunden hat, wird Jeder zugestehen müssen, der mit dem sächsischen Gymnasialwesen bekannt ist.

K. G. Heldig.

Bibliographie.

Adami, W., Grünberg, wie es ist, ißt und trinkt, u. s. w. Grünberg, Levysohn. 8. 7½ Ngr.

Amelie. Aus den Papieren eines Unbekannten. Leipzig, Schmidt. Kl. 8. 24 Ngr.

Gründliche Anweisung zur Erlernung des Pereat. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Kamerich, Romen. Gr. 16. 10 Ngr.

Atlas des Ätna von *W. Sartorius v. Waltershausen*, mit Beihalte von *S. Cavallari*, *C. F. Peters* und *C. Ross*. 1ste Lieferung. Berlin, Schropp und Comp. Gr. Imperialfolio. 9 Thlr.

Breidenstein, H. K., Festgabe zu der am 12. August 1845 stattfindenden Inauguration des Beethoven-Monuments. Mit zwei Facsimiles und der Abbildung des Monuments in zwei Stahlstichen. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 4. 20 Ngr.

Chastles, P., Die englische Revolution. Karl der Erste, sein Hof, Volk und Parlament. Anekdotische Schilderung der englischen Volksaufstände und Bürgerkriege im 17. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von H. Hermann. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Colletta, P., Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825. Aus dem Italienischen übertragen von A. Ueber. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Figgare-Carlén, Emilie, Die Dachkämmerchen. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Bachenbusen. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Goethe, Gig von Berlichingen. Ein Schauspiel. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von E. Neureuther. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Schm. 4. 2 Thlr.

Gumppenberg-Pöttmes, F. Freih. v., Gedichte. Eßlingen, Dannheimer. 1843. Gr. 16. 20 Ngr.

Hahn, C. H., Geschichte der Keger im Mittelalter, besonders im 11., 12. und 13. Jahrhundert, nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band: Geschichte der neumanichäischen Keger. Mit einer Karte vom Schauplatz des Albigenserkrieges. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Rinkel, G., Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben. Zugleich ein Führer für Ahreisende. Mit einem Stahlstich. Bonn, Habicht. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kleinschrod, C. J., Der Pauperism in England in legislativen, administrativen und statistischen Beziehungen. Mit einer Übersicht der Hauptergebnisse der jüngsten Bevölkerungsaufnahme in Großbritannien und Irland nach amtlichen Quellen bearbeitet. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kuranda, J., Belgien seit seiner Revolution. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lebensbilder aus den Gefängnissen. Erzählungen für das Volk. 1stes Bändchen. Görlitz, Heinze und Comp. 8. 10 Ngr.

Loose, H., Ein Blüten-Strauß aus dem Heimbachthale bei Eßlingen. Eßlingen, Dannheimer. 1844. 12. 3½ Ngr.

Lüken, H., Die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung über die ganze Erde. Hanover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meynert, H., Rautenblätter. Gesammelte neuere Erzählungen und Novellen. Zwei Bändchen. Pesth, Hartleben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mommsen, T., Oskische Studien. Berlin, Nicolai. 8. 20 Ngr.

Nolte, B., Stellung und Aussichten des Welthandels in den ersten Monaten des Jahres 1845. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte neuerer Zeit. Trieft, Favarger. Gr. 8. 1 Thlr.

Oertel, F. M., Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert. Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Leipzig, Brockhaus. Quer 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die weiße Sclaverei, oder die Leibeigenschaft in Rußland. Von dem Verfasser des enthüllten Rußland. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Simon, J. P., Poetische Blumen dem Norden entsprossen. Leipzig, Voß. 8. 20 Ngr.

Völter, L., Geschichte und Statistik der Rettungs-Anstalten für arme verwahrloste Kinder in Württemberg. Mit Erörterungen und Vorschlägen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des Pauperismus. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 310. — 6. November 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.*)

Wo zwischen dem Ohio und Eriesee, zwischen dem 40. und 42. Breitengrade, vor 60 Jahren ein wilddurchwachsener Urwald stand und ein Wiesenmeer, mehr von Bären, Panthern, Füchsen und Wölfen bewohnt und beherrscht als von den wenigen indianischen Ureinwohnern, blüht heute eine reiche Republik mit europäischen Sitten, Einrichtungen, ein großartiger Acker-, Fabrik- und Handelsstaat, der fast zur Hälfte aus Deutschen besteht! Es ist der Staat Ohio, den Hr. v. Raumer aus den 26 Staaten, deren gesonderte Staatseinrichtung zu beschreiben seine Aufgabe überschritte, herauswählt, um in der Schilderung desselben eine pars pro toto zu geben. Diese Königin, dieses Wunder des Westens übt fast eine berauschende Wirkung auf den besonnenen Historiker, und in einer Parabel zum Schluß des Capitels erklärt er sich geradezu als ein Verliebter in die Republik Ohio, was der deutsche Leser ihm gern glaubt, sowol wenn er den ans Fabelhafte grenzenden Fortschritt des menschlichen Geistes, wie er sich hier als segenspendender Eroberer darthut, als auch ins Auge faßt, daß es zum großen Theil mit deutsche Kraft ist, welche hier die Wildniß bändigte und zur reichen Cultur zwang.

Der Staat Ohio wird in diesem Jahre wahrscheinlich eine Bevölkerung von zwei Millionen Menschen erreichen, und am 16. April 1781 ward das erste weiße Kind innerhalb seiner heutigen Grenzen geboren, und erst 1788 siedelten sich etwa 40 weiße Ansiedler an dem großen Strome an, welcher dem Lande seinen Namen gegeben hat. Erst vor 43 Jahren trat er in die Reihe der Staaten und erhielt eine Verfassung, und während derselbe heute ein Gemälde des Gewerbfleißes, der Behaglichkeit, des Reichthums und der Ordnung darbietet, war das Land selbst damals noch eine Wüste mit hier und da versprengten Ansiedlern; keine Wege, Stege und Brücken; die Richter mußten zu Pferde reisen, ihre Lebensmittel mitnehmen und in den Wäldern schlafen!

Aber es lohnte sich hier, daß der Geist die Massen bewegte, die Natur bot einen überaus fruchtbaren Boden in Ackerland und Bergschätzen, und die Wasserverbindungen waren von der Natur selbst gegeben, um diese Schätze zu verwerthen. Die Thätigkeit der Ansiedler wetteiferte mit ihrem Anwuchs. Die 1800 gegen 45,000 Köpfe starke Bevölkerung war schon 1844 auf 1,784,000 gestiegen. Davon waren 764,000 Deutsche. Das gesunde Klima ist dem Geschlecht günstig. Die Menge und der Werth aller Besitzthümer stieg in demselben Verhältniß. In einem Jahre wurden gewonnen für 720,000 Dollars Kohlen, für 1,800,000 Dollars Eisen, für 90,000 Dollars Salz, für 800,000 Dollars Steine. Der Ackerbau trug ein 95,400,000, der Umsatz im Handel 13,500,000, die Manufacturen für 20,100,000 Dollars! Für Kanäle, Straßen, Eisenbahnen verwandte der Staat gegen 18 Millionen Dollars, die von dem Ertrage derselben mit 5—7 Procent verzinst werden. Unter den 13 Städten, welche entstanden sind, hat keine unter 2000 Einwohner, Cincinnati, der Stolz und das Wunder des Westens, bereits über 46,000, worunter 17,000 Deutsche. Im J. 1810 zählte es nur 2500. Mit Hinzurechnung der Nebenorte im Thal, welche bald mit der Stadt vereinigt sein werden, wird die Bevölkerung 80,000 Köpfe betragen. Der Boden, auf dem es steht, jetzt Millionen werth, wurde für etwa 50 Thaler erkauft, nach einer andern Sage für ein Pferd. Wenige Quadratruthen kosten jetzt mehr als damals die große Fläche. Der Ohio mit seiner blühenden Dampfschiffahrt verbindet sie mit dem Mississippi und Neuorleans, der Eriesee mittels des neuen Eriekanals mit den andern Seen, dem Lorenzstrom, Canada und dem Weltmeer. 4000 Frauen ernähren sich durch Kleidermachen und -Verkaufen, und 29 Zeitungen erscheinen, darunter 6 deutsche. In Cincinnati allein sechs deutsche Zeitungen; so viel uns bekannt, mehr als (eigentliche Zeitungen) in irgend einer Stadt des deutschen Mutterlandes. Aber der Haupthandel besteht, in der Stadt mit Marmorpalästen, — in Schweinefett! Ohio producirt so viel Schweine, daß das Fleisch, trotz beider Arme des Welthandels, keine Käufer findet. Man rief den Dampf zu Hülfe, und die ihrer Schinken und Eingeweide entledigten Schweine werden im Dampfkessel innerhalb 12 Stunden in Fett verwandelt, welches zum

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 240—243 und 285—288 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Brennen, Lichtziehen, Gas und zum Erleuchten der Wachtthürme verbraucht wird. 13 Factoreien sind damit in Cincinnati beschäftigt; eine davon liefert jährlich 750,000 Pf. Öl und Stearin, und zwischen December und Februar werden nicht weniger als 250,000 Schweine geschlachtet.

Mit klarerm Bewußtsein, mit genauerer Würdigung der Verhältnisse wurde keine Verfassung gegeben als die Ohios. Der Urkunde darüber wurde eine Bill der Rechte beigefügt, welche folgende Grundsätze festsetzte, die bei allen künftigen Änderungen unverrückt beobachtet werden sollten: unbeschränkte Religions- und Preßfreiheit, öffentliche Gerichtsbarkeit und Geschworene, keine Verhaftung wegen Schulden nach ehrlicher Übergabe des Vermögens, keine Verweisungen, keine körperlichen Strafen im Kriegsdienst, keine Einquartierung, keine erblichen Vorrechte oder Auszeichnungen irgend einer Art, keine Sklaverei, keine Kopfsteuer, gleiches Recht für alle Bürger, Waffen zu tragen, Recht (auch der Armen) alle Schulen und Universitäten zu besuchen, und Recht des Volks zu friedlichen Versammlungen, um Vorstellungen zu Abstellung von Misbräuchen zu entwerfen.

Demokratischer im Princip konnte keine Verfassung gegeben sein, und man war nicht unbesorgt, daß das letztere gesetzlich von vornherein constituirte Recht des Volks, sich zu versammeln, um gegen die Gesetze und ihre Vollstrecker zu berathen, Unruhen anlocken und die Grundvesten der Verfassung erschüttern werde. Allein in 42 Jahren ward nicht einmal eine Abänderung der Verfassung vorgeschlagen, kein gewaltsamer Widerstand fand gegen die Anordnungen der selbst erwählten Obrigkeit statt. So wohlthätig wirkte das volle, das Übermaß der Rechte, welches dem jungen Volke gegeben war. Weil sie nie bestritten, nie in Zweifel gestellt waren, respectirte und bewachte das Volk selbst mit strengem Wächtereifer die Grenzen. Nur die Neger blieben auch in Ohio ohne Rechte. Die Natur des Menschengeschlechts, ihre Gefühle, ließen sich auch in einer so vollkommenen Demokratie nicht ändern. Dadurch, daß es eine reine, weiße Bevölkerung sich zu erhalten gewußt, habe, behauptet man, hauptsächlich Ohio manchen benachbarten Staat überflügelt. Aber es steht nicht allein in materiellen Dingen groß, reich und geehrt da, auch seine Schulen, seine milden Anstalten, wie die Taubstummen-, Blinden- und Irrenanstalten, sind in blühendem Zustande und verdienen wegen ihrer sorgfältigsten Einrichtung das größte Lob. Auch für die Armen ist gesorgt, obgleich es deren nur wenige in einem Staate gibt, wo der Tagelohn noch unverhältnißmäßig hoch ist. Der neue Staat hat schon 18 Universitäten und Gymnasien, 73 grammatikalische Schulen und 5186 Primairschulen; 164 Zeitungen und Zeitschriften, und von sechs Schulbüchern gingen in sechs Jahren 650,000 Exemplare ab. Je nach Verhältniß der Bevölkerung leben nach dem Verf. in Ohio so viel Gelehrte wie in Frankreich! Daß deutsche Sitte und Sprache hier möglichst erhalten werden soll, ist schon gesagt. Daß in den deutschen Schulen auch Englisch gelehrt wird, versteht sich von selbst, daß aber auch in den englischen auch in der deutschen Sprache Unterricht gegeben wird, ist eine wichtige Concession. An freiwilligen Beiträgen zur Förderung des Schulwesens überbieten sich die Reichen. So ward eine Sternwarte gegründet, ein deutsches Fernrohr für 13,500 Thlr. gekauft und zwei Sachverständige wurden zum Erforschen des Schulwesens nach Deutschland gesandt. Hr. v. Raumer hörte im Woodward-College einem Vortrage über den „König Ödipus" des Sophokles zu, an einer Stelle, wo vor 50 Jahren noch die Wölfe heulten!

Den europäischen Propheten gegenüber, welche für Nordamerika nichts als Auflösung und Untergang wittern, weil sein Dasein, seine Geschichte und seine Aussichten dem Princip schnurstracks widersprechen, auf dem allein nach ihnen ein großes Gemeinwesen, ein Staat gedeihen könne, sieht Hr. v. Raumer Amerikas Zukunft durch die Geschichte seiner Vergangenheit, durch das Bild seiner Gegenwart verbürgt. Nicht von Übermaß, von den Explosionen der Demokratie befürchtet er Störungen, Veränderungen; eben daß diese Grenzen der Freiheit gesetzlich so weit gesteckt sind, ist ihm Gewähr dafür, daß der Strom, auch in seinen Strudeln und Wirbeln frei sich bewegend, sie nicht überschreite, die Dämmen und Bollwerke nicht einreißen werde. Wenn etwas im Innern für die Vereinigten Staaten zu fürchten, so sei es der unter leichter Decke glühende Fanatismus der Sekten, der allerdings noch weit entfernt ist von einer geistigen innern Einigung. Lesen wir doch in diesem Augenblick, daß die wahnsinnigste aller Sekten, die der Mormonen, sich im Stillen waffne, um die ihr angethane Unbill blutig zu rächen. Diese kleine Fehde wird sich freilich leicht beilegen lassen, aber die Macht des Fanatismus ist groß, und die Zeit hat eine große Aufgabe, andere Irrungen, aus religiösem Dünkel entspringend, auszugleichen. Noch weniger Gefahr erblickt er für die neue Welt durch die Conflicte mit dem Ausland. Ihr weiser, seit Washington und Jefferson aufgestellter und streng beobachteter Grundsatz, sich in die europäische Diplomatie und das Elend der europäischen Kriege nicht einzumischen, bewahrt die Vereinigten Staaten vor gefährlichen Consequenzen. Auch darin, in höherm Sinn, egoistisch, kümmern sie sich nicht um die Grundsätze, die in Europa die Politik bestimmen, und wollen nichts weniger als propagandistisch ihre erprüften Freiheitsgrundsätze den Völkern der alten Welt aufdrängen. Wenn natürliche Sympathien für die Freiheitsbestrebungen der europäischen Nationen auch in Amerika sich regten, so blieben es Sympathien der Einzelnen, die sich nicht einmal durch sehr starke materielle Spenden für Griechen, Irländer u. s. w. manifestirten. Der Staat Nordamerika hatte es nur mit Handelsverträgen mit den factisch bestehenden Regierungen zu thun, und man erinnert sich, daß er es zuerst war, welcher die factische Herrschaft Dom Miguel's in Portugal anerkannte. Nordamerika hat keinen Feind zu fürchten, nicht zu

Digitized by Google

Lande, nicht zur See. Im Fall eines großen europäischen Seekriegs leidet das bisherige Völkerrecht eine völlige Umänderung. Die kriegführenden Mächte können nicht mehr ihre bisher gesetzlich ausgeübte Seetyrannei wie zur Zeit der französischen Revolution erneuern. Die zu mächtig gewordenen amerikanischen Staaten können nicht mit Ergebung zur Abbrechung des Handels mit beiden Theilen ihre Zuflucht nehmen, sie werden und müssen die Rechte ihrer Neutralität in einer Art geltend machen, welche einen solchen großen, vernichtenden Krieg vielleicht selbst unmöglich macht. Mexico und die südamerikanischen Freistaaten können den Vereinigten Staaten ebenso wenig gefährlich werden als die jenseit des Mississippi mehr vereinigten Indianer. Entweder gewinnen diese durch Civilisation eine Selbständigkeit, oder sie werden durch einen traurigen Krieg ganz ausgerottet. Texas betrachtet der Verf. schon als unbedingt für die Staaten gewonnen. Die Oregonfrage wird sich nach ihm durch einen von der Vernunft und Billigkeit gebotenen Vergleich von selbst lösen; es gibt eigentlich nur wüstes Land zu theilen. Zweifelhafter ist ihm die Stellung gegen Canada; nämlich ob in diesen Provinzen Elemente schlummern, welche eine Vereinigung mit Amerika wünschenswerth oder nothwendig machen, gewiß aber ist, daß von daher auch im entgegengesetzten Falle keine Gefahr für die Vereinigten Staaten droht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

Eine Betrachtung der politischen Verhältnisse Europas vom deutsch-nationalen Standpunkte hat ihr sehr Mißliches, wie es mit der deutschen Nationalität überhaupt leider seine großen Mißlichkeiten hat. Wird dieselbe auch von allen weisen Regierungen deutscher Staaten respectirt, so kann sie doch von keiner zur Maxime des Handelns gemacht werden, weil diese Maxime mit dem Sonderinteresse jedes einzelnen Staats im schärfsten Widerspruche steht. Aus dieser Maxime würde für die kleinen deutschen Staaten die Vernichtung ihrer vollständigen Selbständigkeit folgen, während sie größere deutsche Staaten nicht nur ihren undeutschen Staatstheilen gegenüber in die Stellung von Eroberern zu Unterworfenen bringen, sondern überdies in die Verlegenheit setzen würde, ihren Einfluß auf die kleinern Staaten auf ein Princip zu basiren, welches auch den jetzt sorgfältig bewahrten Schein der Selbständigkeit dieser kleinen Staaten vernichten würde. Die deutsche Nationalität ist durch diese Verhältnisse auf dem Gebiete der Politik zur Ruhe verwiesen. Sie mag sich in Wissenschaft und Kunst hervorthun, aber in der Politik soll sie schweigen. Sie hat nur einen einzigen Anhalt in der thatsächlichen Gegenwart, die Bundesversammlung, und an diesen Anhalt, gewährte er auch wirklich nicht mehr Festigkeit als ein Strohhalm, muß sie sich klammern, wenn sie ihre politische Existenz nicht ganz aufgeben will. Nichts daher ist thörichter als die Anfeindungen der Bundesversammlung durch die deutschen Publicisten. Sie sollten vielmehr darauf bedacht sein, einer bisher vielleicht noch sehr inhaltlosen Form Gehalt und Kraftgefühl zu verschaffen, indem sie das Bewußtsein von der großen Bedeutung dieser so unscheinbaren und zu Zeiten nur im Abwesen des Mißliebigen thätigen Vereinigung unter allen Deutschen ausbreiteten und das Vertrauen zu derselben kräftigten. Mit Unrecht macht man den deutschen Regierungen, besonders den constitutionellen, häufig den Vorwurf, daß sie die von ihnen selbst hervorgerufenen Bundestagsbeschlüsse nur benutzten, um mißliebigen Richtungen und Verhältnissen auf eine von dem ordentlichen Gange der Gesetzgebung unabhängige Weise entgegenzutreten. Wenn von den deutschen Regierungen nicht auf directe Weise durch den Bundestag zur Regulirung des deutschen Staatslebens eingewirkt wird, so ist der Grund hiervon doch gewiß ebenso sehr in der übeln Meinung vom Bundestage, welche das deutsche Volk hegt, zu suchen, wie in der Eifersucht der verschiedenen Regierungen gegeneinander in Behauptung ihrer Selbständigkeit. Gewiß wäre es bei dem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Angelegenheiten das verkehrteste Mittel, welches eine deutsche Regierung, um ihren Erlassen Anerkennung zu verschaffen, ergreifen könnte, wenn sie dieselben im Namen des Deutschen Bundes publicirte. Gewiß also ist es mißlich, von einer Politik Deutschlands zu sprechen, so lange das einzig gesetzmäßig organisirte Organ des gesammten Deutschlands nicht in der Achtung und im Vertrauen des deutschen Volks befestigt ist. Es läßt sich nur noch Ein Ausweg treffen, daß man nämlich den Deutschen Bund nur als ein Mittel betrachtet, den Einfluß der größern deutschen Bundesstaaten auf die kleinern zu organisiren, um ihm den gehässigen Schein der Gewalt zu nehmen und daß man jenen größern Staaten das politische Interesse Deutschlands als das ihrige darstellt. Dabei stellt sich nur die Schwierigkeit heraus, den beiden Großmächten, von denen hier zunächst nur die Rede sein kann, Preußen und Östreich, zu beweisen, daß ihre politischen Interessen dieselben, die national-deutschen seien, und doch ihre staatliche Trennung, ja ihren Gegensatz zu rechtfertigen. Man wird nicht umhinkönnen, auf diesem Standpunkte einen Gegensatz norddeutscher und süddeutscher politischer Interessen anzunehmen, welche ebenso wol in Conflict miteinander treten können, wie sie geeignet sind, Deutschland nach seinen norddeutschen und süddeutschen politischen Beziehungen zu vertreten. Dazu kommt, daß aber die politischen Beziehungen Deutschlands sich gar nicht in norddeutsche und süddeutsche spalten, sondern in ostdeutsche und westdeutsche. Und wollte man nun auch Preußen als Vertretee der ostdeutschen politischen Verhältnisse, Östreich als Vertretee der westdeutschen Verhältnisse betrachten, so würde sich sogleich die Bemerkung aufdringen, daß Preußen und Östreich hierzu zwar durch ihre Lagen am Meere befähigt sind, daß aber im Gegentheil hierzu Östreich durch seine Stellung zu seiner slawischen Bevölkerung vielmehr zu einer Schutzmacht gegen den Osten als gegen den Westen befähigt ist, indem es nicht einmal ausgedehnte Grenzen gegen Westen hat, und daß ebenso Preußen durch seine Grenzverhältnisse gegen Westen auf das bestimmteste zum Schirmvoigte der Westgrenze bestimmt erscheint. Auch die Sympathien und die Antipathien der preußischen und östreichischen Regierungen scheinen Preußen Frankreich, Östreich dagegen Rußland zur Vertretung der deutschen Interessen gegenüberzustellen.

Von dem angegebenen Standpunkte nun ist folgendes jedenfalls höchst beachtenswerthe und interessante Werk geschrieben:

1. Mittelmeer, Ost- und Nordsee. Von Franz Schuselka. Leipzig, Weidmann. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. ist ein begeisterter Patriot, eine seltene Erscheinung an einem Politiker, und ein deutscher Patriot, eine noch seltenere Erscheinung. Seine edle und mannhafte Gesinnung, das ist es, woran man sich zunächst halten muß, dann wird man ihm manches herbe und bittere, vielleicht sogar ungerechte und unwahre Wort verzeihen. Es wäre schmachvoll, wenn es ihm nicht verziehen würde, wenn eine von der innigsten Vaterlandsliebe glühende Gesinnung, die Wohlgefallen und Mißfallen ehrlich und derb ausspricht, welche das Panier Deutschlands unerschrocken durch ein Heer innerer und äußerer Feinde hindurch trägt, kleinlich zur Rechenschaft gezogen, inquirirt und maltraitirt würde, bis aus dem edlen Patrioten ein gleichgültiger Philister, aus dem mächtigen Vertreter deut-

Digitized by Google

scher Nationalität ein nutzloser Speichellecker geworden wäre. Solche Schriften, welche die vaterländische Gesinnung hoch erheben, welche kraft derselben alle Regierungen hofmeistern, der nur klugen Diplomatie den Stab brechen, den Politikern die Gedanken angeben, nach denen sie zu wirken haben, welche Staaten gründen und andere niederreißen, Kriege führen und Friedensverträge schließen — solche Schriften sind wahrlich ungefährlich, jeder erhabene Diplomat kann sie mitleidig belächeln, aber sie haben einen großen Nutzen, welcher den Regierungen zu Gute kommt: sie erhöhen das patriotische Gefühl, welches die Regierungen stets zu ihrem Vortheil und zu dem des Vaterlandes benutzen können. Das Werden der Geschichte geht nicht so vor sich, daß die Geschichte durch die Pfiffigkeit der Diplomaten gemacht wird, daher haben sowol Die Unrecht, welche die Diplomaten verantwortlich machen für historische Zustände, als auch Diejenigen, welche meinen, ein ehrliches derbes Wort, eine unvorsichtige Äußerung über gewisse Regierungsmaximen, politische Intentionen habe etwas Staatsgefährliches. Nein, das Werden der Geschichte geht unmittelbar in den Herzen der Völker vor sich, welche für die Diplomaten ganz unzugänglich sind, und die Politiker sind nur die Steuerleute des Staatsschiffes, welche dieses in den Wogen der Geschichte lenken, sodaß sie es vor momentanen Unfällen sichern, ohne seinen Lauf im Ganzen bestimmen zu können, der von dem Wehen des Weltgeistes, von den Strömungen des Volksblutes abhängig ist. Je mehr aber ein Volk zum Bewußtsein über sich selbst kommt, desto gleichmäßiger, desto weniger in gewaltsamen Wirbeln und Katarakten strömt sein Blut, desto leichter fällt es einer ehrlichen, wahrhaft das Volksbeste beabsichtigenden Regierung es zu regieren, denn sie hat sich eben nur vor dem Verstande des Volks zu rechtfertigen, anstatt wie früher gegen die rohen Leidenschaften, gegen die grobe Gewalt seiner Vorurtheile zu kämpfen. Bücher, welche zur Hebung des Volksbewußtseins beitragen, arbeiten also den Regierungen in die Hände, sie nöthigen allerdings die Regierungen, ihre Maximen dem Volke gegenüber zu ändern, indem sie allmälig die Herrschaft des Verstandes an die des Schwertes setzen, aber es ist unendlich leichter, gebildete Menschen durch den Verstand, als ungebildete durch das Schwert zu regieren. Der Vers. ist keiner jener bodenlosen Neuerer, jener Politiker im Blauen, welche die historisch gegebenen Zustände verachten und ignoriren und Volk und Staat nach ihren subjectiven Einfällen zu improvisiren unternehmen. Er respectirt die gegebenen Verhältnisse in hohem Grade und sucht nur anzudeuten, welche Entwickelung diese Verhältnisse nehmen müssen, wenn Deutschland seine Stellung in der Geschichte behaupten, seinen Beruf, an welchen er glaubt, erfüllen soll. Die gegenwärtige Verfassung Deutschlands ist ihm nicht blos ein heuchlerisches Machwerk der Diplomaten, sondern sie ist ihm *ihrem Wesen nach* ein neues, großes, gastlich einladendes deutsches Staatsgebäu, festgestützt auf den politischen Schwerpunkt Europas, im Innern den deutschen Volksgeist wohlgefälliger eingetheilt, nach außen hin ringsum die weiteste herrlichste Aussicht bietend, entstanden auf das mächtige Werde des erwachten Volksgeistes. Dabei verkennt er nicht, daß dieses Neudeutschland, wie es seit dem Befreiungskriege sich dargestellt hat, noch in einer unscheinbaren Form existirt, daß es durch seine Umgebungen in der Entwickelung zurückgehalten wird, aber „aus Kindern werden Leute", und so zweifelt er nicht an einer herrlichen Zukunft des Kindes Neudeutschland, macht auf seine Lebenskräfte aufmerksam und deutet an, wie sich dasselbe zu entwickeln habe, um in seiner äußern Erscheinung seine große Bestimmung zu erfüllen. In der ersten Abtheilung seines Werks zeigt Schuselka die Weltnothwendigkeit der Erhebung Deutschlands. Die Deutschland feindselig entgegenstrebende Politik Frankreichs, Englands, Rußlands, ihre politischen Verhältnisse gegeneinander und die Consequenzen, welche sich hieraus für Deutschland ergeben, werden scharf und im Ganzen gewiß richtig charakterisirt. Dabei gibt Schuselka nur zu viel auf die Intentionen der Regierungen dieser Staaten, welche namentlich bei dem von ihm aufs härteste angefeindeten Rußland zum Theil mit dem Wesen ihrer Völker in keinem Verhältnisse stehen. Die Beschaffenheit der Völker, nicht die Intentionen der Regierungen bestimmen über den Verlauf der Geschichte im Großen. Von Rußland kann man sagen: „Was hülfe es ihm, und ob es die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele." Die slawischen Völker haben noch immer das Schicksal gehabt, da, wo sie sich über Deutschland ergossen, von dem deutschen Volksgeiste absorbirt zu werden. So lange sich im russischen Volke keine Keime des geistigen Lebens entwickeln, so lange die Masse des slawischen Volks nicht über sein blos vegetatives Dasein sich erhebt, ist es für Deutschland nicht gefährlich. Schuselka macht indeß selbst auf die nur *scheinbare* Macht des nordischen Kolosses aufmerksam, so wie er auch hervorhebt, ohne jedoch genug Gewicht darauf zu legen, daß die romanischen Völker mehr und mehr sich ausleben, an den Überresten des Romanismus zu Grunde gehen. Auch Frankreich lebt sich in dieser Weise aus, obgleich es am meisten unter den romanischen Völkern mit germanischem Blute durchsetzt dem Verderben die meisten Kräfte entgegenzusetzen hat. Dagegen scheint in England das eingeimpfte romanische Blut durch das urkräftige Germanenthum mehr und mehr bewältigt zu werden und so würde England mehr als ein Vertreter deutscher Interessen für die Zukunft zu betrachten sein denn als ein Gegner derselben; das stolze England muß sich endlich selbst erkennen, als was es Schuselka bezeichnet, es muß seine höchste Ehre darin finden: eine Colonie des großen deutschen Volks zu sein. „Deutschlands Weltberuf ist nicht blos der passive, durch eine starke Stellung den Grund- und Tragstein des europäischen Staatengebäudes zu bilden; das deutsche Volk ist vor allen berufen, freithätig ins Weltleben einzugreifen." Man kann hinzusetzen, während die erste große Weltperiode Deutschlands das Griechen-Römerthum war, seine zweite der Romanismus, so ist seine dritte das reine Germanenthum, welches, *nachdem es alle Überreste des Römerthums in sich ausgeschieden*, erst sich ganz selbständig zu entwickeln berufen ist. Der Romanismus, und mit ihm, als eine seiner Phasen, das heilige römisch-deutsche Kaiserthum, bildet nur eine Übergangsepoche aus der römischen in die deutsche Weltherrschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Künstler-Dramen

von

L. F. Deinhardstein.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Pigault Lebrun. — Boccaccio. *Zweite Auflage.* — Salvator Rosa. *Zweite Auflage.* — Hans Sachs. *Dritte Auflage.* — Garrick in Bristol. *Zweite Auflage.*

Als besonderer Abdruck wird einzeln erlassen:

Pigault Lebrun. Lustspiel in fünf Acten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 311. — 7. November 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Dem letzten Abschnitt des eigentlichen wissenschaftlichen Theils in diesem Werke über „Staatsrecht und öffentliches Leben" würden wir ein Unrecht anthun, wenn wir den Versuch machten, in unserer schon das gewöhnliche Maß überschreitenden Anzeige davon einen Auszug zu liefern. Er enthält, indem er alles bisher Gesagte und Beurtheilte zusammenfaßt, die eigensten Ansichten des Verf. über das Wunderwerk des amerikanischen Volkslebens und der nordamerikanischen Verfassung. Die da bisher an dem Historiker getadelt, daß er nur die sich gegenüberstehenden Thatsachen und Gründe abwäge, ohne das selbst daraus gezogene Facit auszuwerfen, werden hier diesen Vorwurf nicht machen können. Mit einer Entschiedenheit, die von einer an Begeisterung grenzenden Bewunderung und Liebe zeugt, aber einer Bewunderung, welche nicht durch einen flüchtigen Empfindungsrausch geweckt ist, nicht durch den blendenden Glanz der Erscheinung, sondern hinter sich ernste Lebensstudien und getreffte Anschauungen hat, spricht sich der Verf. über einen Staat und eine Demokratie aus, die ihm eine ganz neue, einzige Erscheinung ist, welche eben darum gar keinem Vergleich mit allem bisher Dagewesenen unterliegt. Es ist ihm eine großartige, vollkommen demokratische Republik, die aber eben in ihrer Berücksichtigung aller Rechte nichts gemein hat mit Dem, was im Alterthum, im Mittelalter und der Gegenwart sonst wo unter dem Namen von Republiken existirt hat oder noch existirt. Sein Lob, sagt Hr. v. Raumer, wird vielleicht nicht hier nicht dort gefallen. Den Verehrern des sogenannten Historischen auf keinen Fall, aber auch nicht dem europäischen Liberalismus; denn dieser sei in der Regel nur ein theilweiser, gegen die monarchischen Spitzen gerichteter, während er sich seinen besondern Bestandtheil vorbehalte und diesen auf alle Weise pflege, verehre und hätschle. Gewisse monopolistische Rechte halte Jeder für unantastbar, und erhebe große Wehklage, daß die Amerikaner alle diese Heiligthümer entheiligt, ihren Glauben für Aberglauben, ihre Götzen für Götzen erklärt hätten. Wenn man europäische Standpunkte festhalte und europäische Maßstäbe mitbringe, müsse natürlich Alles schief und maßlos erscheinen. Das wahrhaft Amerikanische bestehe in jener Totalität der geselligen, kirchlichen und öffentlichen Verhältnisse und nicht in diesem oder jenem einzelnen Satze der Verfassungsurkunde. Wir meinen, daß der europäische Liberalismus in seiner Hauptströmung bereits weiter vorgeschritten sei als Hr. v. Raumer hier annimmt.

Vorzugsweise deutet er darauf hin, wie Republik und Demokratie hier ihren ganz eigenen Gang gingen, aus sich selbst, ohne irgend ein Vorbild, sich entwickelnd, wie es ganz unrecht sei, den Werth der republikanischen Einrichtungen nach den mißglückten Versuchen der französischen Revolution abzumessen, wie den germanischen Bewohnern der englischen Colonien eine Schule gesetzmäßiger Freiheit bereits vorgelegen, während die Franzosen Sklaven gewesen, welche eine drückende Kette zerbrachen; jene geleitet von germanischem Ordnungssinn, Geduld und Selbstbeschreidung, diese von gallischem leicht entzündeten Traumfeuer. Bekannte furchtsame Historiker seien zu Tode erschrocken über Ereignisse der neuern französischen Geschichte. Dies sei zu begreifen, aber schwer nachzuweisen, was denn Entsetzliches sei in der amerikanischen Geschichte. Ihre Revolution war von keinen Greueln begleitet, ihr Staatsrecht kein von Wenigen a priori erfundenes, sondern das Ergebniß einer Vorbereitung von zwei Jahrhunderten. Das republikanische Prinzip sei in den Vereinigten Staaten ganz anders verzweigt, verwachsen und durchgebildet als in irgend einer Verfassung der alten und neuen Welt. Nie habe in Amerika wie in den sogenannten Republiken Europas eine geringe Mindergahl entscheiden, sondern stets die wahrhaft überzeugte Mehrheit des ganzen Volks. Die gewöhnlichen Wahlintriguen, Bestechung, seien bei der Menge der Wähler ganz unmöglich —; die Präsidenten waren meistens arm —; einseitige Ansichten möchten obwalten, aber die Erhitzung der Gemüther werde durch die allgemeine Kenntniß der Verhältnisse, die Vorbesprechungen des Gegenstandes wieder paralysirt.

Gern berufe man sich auf die Resultate, und sie sprächen doch nur zu Gunsten Amerikas. Während dort 11 Präsidenten in 57 Jahren ruhig erwählt wurden und

Digitized by Google

friedlich regierten, alle würdig ihres Amtes, wurden in Europa mehr als noch einmal so viel Könige abgesetzt, wieder eingesetzt, enthauptet und ermordet, in Schweden, Rußland, Polen, Portugal, Neapel, Spanien, Frankreich, die Türkei nicht mitgerechnet. Vom Veto haben in diesen 57 Jahren die 19 Präsidenten nur zwanzigmal Gebrauch gemacht, und auch dieses Veto erregte keine Unruhen! Die Übel, welche jedes Beamtenwesen mit sich führt, werden auch gefühlt und gerügt, vielleicht mehr gefühlt als sie in Wirklichkeit hervortreten. Es ist aber keine Gefahr vorhanden, daß sie, als ein dienstbares Heer der Gewalt, eine Willkührherrschaft unterstützen sollten. Sie auf Lebenszeit anzustellen gilt für unrepublikanisch; daß sie gar zu leicht absetzbar sind, und zu oft gewechselt werden, erscheint dem Verf. dagegen als ein nicht wegzuleugnender Übelstand. Die Beamtenmacht ist auch schon um deswillen minder bedeutend, weil es keine Regierungsgeheimnisse gibt. Bis auf wenige diplomatische Verhandlungen wird Alles dem Volke mitgetheilt.

Dies ist die Stärke der Regierung. Es weiß, es kennt Jeder sein Recht, seinen Antheil an derselben; er wird in ihr geknüpft und geehrt, geschädigt und gewinnt durch sie. Die Regierung sucht keine Hülfe beim Aberglauben, sie unterstützt keine Täuschungen und macht keinen Gebrauch von den salbungsvollen humanklingenden Redensarten und Erklärungen, durch welche ein altes oder neues Unrecht überfirnißt werden soll. Der Verf. tritt auch als Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts auf, wohlverstanden für die amerikanischen Staaten wie sie sind, und nachdem er vorausgeschickt, daß er es für unmöglich halte, alles in Amerika Vortreffliche nach Europa zu verpflanzen. Doch führt er auch im Allgemeinen den Satz auf, daß, wo man alle Besitzlosen zum Pöbel stempelt, man Pöbel erzeuge. Eigentlicher Pöbel hat sich bis jetzt nur in einigen der großern Seestädte gebildet. Verletzungen gegen Anstand und Ordnung, die im Congresse vorfielen, lassen sich weder in Abrede stellen, noch rechtfertigen, der Verf. will aber das Unrecht nur in der Leidenschaft Einzelner gegen Einzelne finden, während sich die großen einander gegenüberstehenden Parteien nie zu solcher allgemeinen Unbedühr forreißen lassen, wie es in Frankreich nur zu oft geschehen.

Er widerlegt alle die Gründe, von Europäern und dann und wann auch von furchtsamen oder von Parteileidenschaft aufgeregten Amerikanern hervorgesucht, welche eine Auflösung des Bundes, eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung herbeiführen könnten. Der nüchtern besonnene Verstand, der im amerikanischen Bürger vorherrschend ist, bewahrt ihn vor jenem Dünkel, vor jenen wahnsinnigen Eingebungen, durch welche so viele Throne und Reiche in der alten Welt gestürzt sind. Wenn er einmal aufwallt, besinnt sich der Amerikaner sehr bald eines Bessern, wo er einsieht, daß bei der Erhitzung kein Heil zu holen ist, wie dies der einzige wirklich drohende Fall war beim Streit über den Tarif und die Nullification. Beide Theile gaben nach, und — zu rechter Zeit. Im Übrigen erscheint Amerika als der ruhigste, beharrlichste und conservativste Staat, wenn man erwägt, daß fast alle seit 1787 vorgeschlagenen Änderungen seiner Verfassung verworfen wurden. Endlich, und damit schließen wir unsere Anzeige, ruft Hr. v. Raumer, um den gewöhnlichen Vorwurf der Europäer zu widerlege, im Tone der wärmsten Vertheidigungsrede aus:

Es ist unwahr, daß die Amerikaner niemals aufwärts blickten, der echten Weisheit nicht vertrauten und echte Staatsmänner bloßen Schreiern und Charlatans nachsetzen. Sie wissen sehr wohl, daß eine Demokratie nur durch allgemeine Bildung und Erleuchtung des Geistes gesichert ist. Auch gibt es nirgend eine so allgemeine, wirksame, eingreifende, politische Erziehung und Thätigkeit wie hier. Jeder Bürger athmet und lebt von Jugend auf in einer Atmosphäre öffentlicher Beziehungen, werden man in Europa kaum einen Begriff hat. Keineswegs halten demokratische Einrichtungen Alles in jämmerlicher Mittelmäßigkeit, vielmehr kann, die Geschichte beweist es, alsdann Jeder ohne positives, gesetzliches Hindernis dem Höchsten nachstreben, und Mehre werden es erreichen als wo Kasten, geschlossene Stände, Erb- und Amtsrechte in den Weg treten.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Der Verf. geht über auf die Betrachtung von Deutschlands nächsten Aufgaben. Sein Hauptgedanke ist: „Soll Deutschland überhaupt eine Macht werden und bleiben, so muß es eine Seemacht haben.“ Er zeigt, daß die Verhältnisse zu seinen Nachbarn, deren für Deutschland so gefährliche Intentionen angegeben werden, daß der Kampf, zu welchem sich Europa vorbereitet, auf das dringendste eine deutsche Seemacht heischen. Daß aber Deutschland gar wohl befähigt sei, eine solche hervorzubringen, beweist er aus einem geschichtlichen Rückblick auf das deutsche Seeleben, welches sich schon einmal, obgleich von den deutschen Kaisern gar nicht unterstützt, sondern von ihnen eher behindert, nur aus dem Volkswillen heraus sich gestaltet hatte (in der gewaltigen Hansa); wie viel mehr müßte Deutschland zur See gewaltig werden können, wenn die deutschen Regierungen als die Vertreter des deutschen Volkswillens dem Standpunkte der politischen Bildung der Neuzeit gemäß, durch die Herstellung einer großen deutschen Kriegs- und Handelsflotte den Volkswillen zu verwirklichen sich bestreten. Drei Meere hat Deutschland: die Ostsee, die Nordsee, das Mittelmeer, sie sind die Pforten der deutschen Weltherrschaft. Die Stellung Deutschlands im Allgemeinen und der einzelnen Staaten an diesen drei Meeren, die politischen Beziehungen zu den Nachbarstaaten, wie sie an diesen Meeren, um sie und auf ihnen sich gestalten, werden von dem Verf. meist ausführlich, zum Theil aber auch nur andeutungsweise besprochen. Er ist bemüht, Preußen und Österich ganz ins deutsche Interesse hereinzuziehen, indem er als den natürlichen, gefährlichsten Feind für ganz Deutschland, aber zunächst für Preußen, Rußland darstellt und Österich zu beweisen sucht, daß es durch seine slawischen und romanischen Völker sich nicht dürfe abhalten lassen, sich ungetheilt Deutschland anzuschließen. Diese Völker müssen einsehen, daß ihnen nur in und durch Deutschland eine Zukunft blüht, und sehen sie dies nicht ein, so müssen sie im Interesse Deutschlands zu ihrem eigenen Heile genöthigt werden, was leicht ist, da sie keine Kraft zur Selbständigkeit besitzen. Die Türkei wird als der Schandfleck Europas dargestellt, zugleich als der Erisapfel, um welchen sich der unvermeidliche europäische Weltkampf entsinnen wird.

Digitized by Google

Schuselka erkennt es als eine unvertilgbare Eigenthümlichkeit des germanischen Volkscharakters an, daß er sich die Uniformirung, das Centralisationssystem der romanischen Völker nicht gefallen läßt, vielmehr an der Anerkennung der Individualität jedes germanischen Volksstammes hartnäckig festhält. So lange der Romanismus in der Welt herrschte, mußte aber in Folge dieser Eigenthümlichkeit der deutschen Nationalität Deutschland von den romanischen Völkern überflügelt werden. Aber das Princip des berechtigten Individuums in der Freiheit der Gesammtheit, des freien Zusammenschließens der einzelnen Individuen zum staatlich ausgebildeten Volksstamm und der freien Stämme und Staaten zur Einheit Deutschlands ist das Princip der Zukunft, und so wird es der Charakter der Weltherrschaft Deutschlands sein, daß sie alle Volksindividualitäten zur selbständigen Staatenbildung frei entlassen und nur im Bewußtsein ihres gemeinsamen Heils zur Einheit zusammenfassen wird. Es handelt sich nicht darum, daß Deutschland die Welt erobere und sich unterwerfe, um sie auszusaugen, sondern es handelt sich darum, daß Deutschland sich selbst und die Welt organisire.

Ganz derselben Richtung wie die eben erwähnte gehört auch folgende Schrift an:

2. Wohin und Wodurch! Von Haubold Freiherrn von Speßhardt. Hildburghausen, Kesselring. 1845. 8. 8 Ngr.

Der Verf. ist weniger feurig und lebhaft in seiner Darstellung als Schuselka, geht auch nicht auf die politischen Beziehungen Deutschlands zu den übeigen europäischen Staaten ein, gibt aber dafür in einer sehr gebildeten Sprache und in scharfen bestimmten Zügen eine bestimmte Vorstellung von der Entwickelung, welche Deutschland in seiner innern Verfassung nehmen könnte, um den Anfoderungen zu genügen, welche von allen Deutschen gemacht werden, welche mit patriotischem Gefühle eine höhere Intelligenz verbinden. Er faßt die Verhältnisse etwas abstract auf, ist aber um so verständlicher für Jedermann. Seine Gesinnung ist ebenso edel wie die Schuselka's, und sein Wille ist der reinste, den es geben kann. Was er will ist kurz Folgendes. Er hält die constitutionnelle Staatsform für die einzig zeitgemäße und eben deshalb für unvermeidlich. Ein nicht constitutionneller europäischer Staat scheint ihm auf die Dauer eine Unmöglichkeit. Östreich sieht er es nach, daß es sich die zeitgemäße Staatsform noch nicht gegeben hat, weil es auf seine nichtdeutschen Unterthanen Rücksicht zu nehmen hat, wobei allerdings zu erinnern ist, daß gerade ein Theil nichtdeutscher Staaten von der östreichischen Regierung nach constitutionnellen Formen regiert wird. An Preußen aber stellt Freiherr von Speßhardt die unabweisliche Foderung, daß es sich zur constitutionnellen Regierungsform entschließe. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die preußische Regierung ebenso wie das preußische Volk diese Staatsform anstrebe. Die Weisheit der östreichischen Regierung achtet der Verf. übrigens sehr hoch; nur ihr haben wir es seiner Ansicht nach zu danken, daß die Entwickelung Deutschlands bisher so ungestört vorwärtsgeschritten ist. Sobald Preußen in die constitutionnelle Staatsform übergegangen sein wird, ist es an der Zeit, daß die Einheit Deutschlands eine Wahrheit werde. Dies wird geschehen, indem sich zunächst die bestehenden constitutionnellen deutschen Staaten nach dem Vorbilde Preußens zu denselben, den freisinnigsten Staatsformen conformiren werden und hernach zur Bildung deutscher Reichsstände als zweiter Kammer neben der ersten Kammer des deutschen Bundestages, in welcher die deutschen Fürsten repräsentirt sind, zusammentreten. Die Repräsentanten der deutschen Volksstämme also werden die zweite, die Repräsentanten der deutschen Fürsten die erste Kammer des deutschen Reichs bilden. Der Verf. macht auf die Segnungen aufmerksam, welche, häufig verkannt, aus der Vielheit der deutschen Staaten entstehen; Deutschland verdankt diesem Verhältnisse sein reges wissenschaftliches und künstlerisches Streben und den Wohlstand seiner Bewohner. Durch eine Verfassung wie die angedeutete wird dieser Vortheil erhalten und zugleich werden die politischen Nachtheile der bisherigen Spaltung vermieden. Das staatlich vollkommen organisirte Deutschland, diese mächtige Staatenrepublik, welche innerlich auf das kräftige monarchische Princip basirt ist, wird die achtunggebietende politische Stellung einnehmen, die es verdient. Gegen die Kammer der deutschen Reichsstände werden sich die Ständeversammlungen der einzelnen Staaten als Provinzialstände verhalten. Von den deutschen Reichsständen wird Deutschland die Segnungen einer gleichmäßigen und nationalen Gesetzgebung erhalten, die Industrie und der Handel werden durch sie geregelt und beschützt werden, es wird eine auch von dem Freiherrn von Speßhardt als unentbehrlich erkannte deutsche Flotte entstehen, die Auswanderung aus Deutschland wird nicht fernerhin für das Stammland verloren gehen, sondern wird sich unter dem Schutze des deutschen Reichs zu blühenden Colonien formiren, die durch regen Verkehr mit dem Mutterlande gedeihen und auf dieses segensreich rückwirken werden. Mit Recht bemerkt der Verf., daß die Zeit der Politik der Lüge und Verstellung, die Heimlichthuerei der Regierungen vorüber sei, daß fortan nur durch Offenheit und Redlichkeit die Regierungen mächtig und groß sein können. Betrachten wir ohne Vorurtheil die deutschen Regierungen, so werden wir sehen, daß sie bereits der Mehrzahl nach die französische Maxime der Intrigue aufgegeben haben, daß die den gebildeten Völkern so verhaßte Manier, die Unterthanen wie unmündige Kinder zu behandeln und wider Wissen und Willen glücklich zu machen, fast überall schon aufgegeben ist, und daß, wo Rückfälle in die veraltete Regierungsform vorkommen, dies nur wider den bessern Willen der Regierungen theils aus Mistrauen gegen die Volksgesinnung, theils als Folge der Bedrängnisse geschieht, in welche sie da gerathen, wo der gesetzliche Weg zur ehrlichen Communication zwischen Regierung und Volk noch nicht geordnet ist. Der Verf. deutet die unendlichen Vortheile an, welche den deutschen Regierungen ebenso wie dem deutschen Volke aus der Entwickelung der deutschen Verfassung entsprießen werden. Der Deutsche Bund wird in dem Volke Achtung und Einfluß gewinnen, die Kosten für die Gesandtschaften, welche von dem Bundestage ausgehen, werden sich für die einzelnen Staaten vermindern, Preußen wird als einer der mächtigsten deutschen Bundesstaaten eine europäische Großmacht sein und bleiben, ohne diesen Rang mit den großen Opfern zu erkaufen, welche es jetzt nöthig hat; was aber die Hauptsache ist, die Regierungen werden nicht mehr nöthig haben, ihre Völker mit so ängstlicher argwöhnischer Spannung zu beobachten, ja wol gar zu fürchten, ihre Sorgen für dasselbe durch Undank belohnt zu sehen, die revolutionnairen Bewegungen der Nachbarländer werden nicht mehr ihren Nachhall in der Bevölkerung Deutschlands finden, denn diese wird nie mehr von außen Heil erwarten, sobald sie ein politisches Dasein errungen hat, welches dem deutschen Volkscharakter gemäß ist und in welchem sie sich wahrhaft frei, hochgeehrt und für ihr materielles Wohl auf das beste gesorgt fühlt. Nur auf dem Wege dieser Erhebung Deutschlands kann es, wie der Verf. sehr richtig bemerkt und nachweist, zur Befriedigung der so oft und laut ausgesprochenen Foderungen der Gegenwart kommen, zu einer gesetzlich bestimmten Freiheit der Presse, zu einer deutsch-katholischen Kirche, zu einer Reorganisation des Adels, einer geachteten Aristokratie u. s. w.

Nach den angegebenen Schriften über die vielbegehrte Einheit Deutschlands mögen Solche, welche Räthsel lieben und Psychologen, welche die Gesetze der Ideenassociation studiren wollen, noch folgende Schrift lesen:

3. Die Staatsverfassungen Deutschlands, von Benzenberg. Düsseldorf, Böttricher. 1845. 8. 15 Ngr.

Es ist diese Schrift eine neue Publication einer 1834 gedruckten Abhandlung, ausgestattet mit den feierlichen Reden, welche der gegenwärtig regierende König von Preußen bei den

Digitized by Google

feierlichsten Gelegenheiten gehalten und den bekannten Erlassen Friedrich Wilhelm's III. über die preußische Verfassung. Bengenberg's Schrift selbst stellt in der Vorrede die Frage auf: „Wie ist nun zu machen, daß die Staaten Deutschlands eine Verfassung erhalten, welche für die Dauer ist?“ Die Beantwortung dieser Frage beginnt: „Ich bin Protestant. Mein Vater war reformirter Prediger u. s. w. Als Protestant lese ich die Schriften des alten und neuen Bundes. Diese Schriften sind meine Religion. Lucas u. s. w. sagt: Der war ein Sohn Enos's, der war ein Sohn Seth's, der ein Sohn Adam's, und der war Gottes. Denn der Mensch ist göttlichen Geschlechts“ — und schließt: „Der König von Holland sagte neulich bei Eröffnung der Generalstaaten: Einigkeit macht stark. Das ist ein wahres Wort, was seine Majestät da gesagt haben. Und so auch in Deutschland: Einigkeit macht stark.“ 1) Die königliche Domaine besteht in 7 Millionen Renten und die Einnahme und Ausgabe hat der König zu bestimmen. 2) Die Landesabgaben bestehen mit den Hebegebühren in 50 Millionen. Auch diese bestimmt der König sowol in der Einnahme als in der Ausgabe. Dieß ist 4 Thlr. 10 Sgr. auf den Kopf. Die Oberpräsidenten, die 4 Pf. auf den Kopf kosten, die Regierungen die 2 Sgr. 10 Pf. auf den Kopf kosten, und die landräthlichen Kreise, die 2 Sgr. auf den Kopf kosten, sind hierin schon mit begriffen. 3) Die Gemeinenabgaben, welche mit den Armen 2 Thlr. 10 Sgr. kosten, hat der König freigegeben. Eine Verfassung haben wir schon, doch ist sie noch nicht geschrieben.“

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Barthélemy als politischer Proteus.

Es ist ein eigenes Ding um die politischen Apostasien. Man könnte fast veranlaßt werden zu sagen, daß die verschiedenen Parteien in dem Punkte nach strengchristlichen Grundsätzen verführen, daß sie mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte empfinden. So viel steht wenigstens fest, daß jede Abtrünnigkeit von der Oppositien wieder vergessen und vergeben wird, sobald nur der Ton der Schmähung gegen die Regierung wieder angestimmt wird. Die leidenschaftlich man auch immer gegen kerminier geschimpft hat, weil er aus den Reihen der Opposition in das Lager des Ministeriums desertirte, so hegen wir doch die Überzeugung, daß dieser gewandte und geistreiche Publicist schnell wieder von Seiten der liberalen Partei zu Gnaden angenommen werden würde, sobald es ihm in den Sinn käme, wieder eine der Regierung feindliche Flagge aufzuziehen. Wir haben etwas ganz Ähnliches sich in Bezug auf Barthélemy, der lange Zeit mit Méry das literarische Siamesen-Brüderpaar bildete, zutragen gesehen. Sein schamloser Farbenwechsel rief mit Recht einen Sturm der Entrüstung gegen ihn hervor und lange wurde sein Name nicht genannt, ohne daß damit der Begriff der äußersten Schmach verbunden gewesen wäre. Unter diesen Umständen war es rathsam für ihn, daß er sich für längere Zeit von einer eigentlichen literarischen Thätigkeit entfernt hielt oder daß er sich doch nur mit solchen schriftstellerischen Beschäftigungen befaßte, welche nicht geeignet waren, an seine frühere Stellung als politischer Dichter zu erinnern. Daher sag er es vor, lieber die unpoetischsten Gegenstände, z. B. die Syphilis, den Tabak u. s. w., in seiner leichten Versification zu behandeln und sein ansprechendes Talent zum bloßen Übersetzen zu verwenden. Auf die Dauer scheint aber diese untergeordnete Beschäftigung ihm nicht mehr Befriedigung gewährt zu haben. Vielleicht ist ihm seine Stellung in den obscuren Reihen der Ministeriellen quand même zu unbedeutend vorgekommen. Mit einem Male ohne alle Vermittlung wie ohne alle Übergänge hat Barthélemy nun wieder volte-face gemacht und er setzt nun sein unerquickliches Geschäft als Lyräus der Opposition wieder fort. Es gehört wahrlich eine eigene Unverschämtheit dazu, daß er gleich bei seinem neuen Debut als radicaler Brauerbas an seine frühern Leistungen, denen er doch auf einige Zeit wenigstens offenbar unttreu gewesen ist, wieder erinnert, indem er die jüngsten Producte seiner oppositionellen Muse „Nouvelle Némésis“ betitelt. Es ist dieß eine handgreifliche Reminiscenz seiner frühern vielgelesenen versificirten Pamphlets, die unter dem Titel „Némésis“ in Tausenden von Exemplaren ausgegeben wurde. Nennen aber nun auch in der politischen Stellung die Proteischen Umwandlungen bei einiger Gewandtheit nicht eben sehr compromittiren können, so rächt sich doch auf dem Gebiete der Poesie jede Abtrünnigkeit und jede Felonie stets auf eine unfehlbare Weise. Wir geben zu, daß es bei Beurtheilung des poetischen Standpunkts keineswegs auf die politische Farbe ankommt, aber Niemand kann sein Talent auf eine so plumpe Weise, wie Barthélemy es gethan hat, ungestraft herabwürdigen. Es zeigt sich in den neuesten Productionen dieses Dichters recht deutlich, zu welcher miserablen Dürftigkeit sein Talent zusammengeschrumpft ist. Nirgend tritt uns ein bedeutender Gedanke entgegen, der irgend wie über die Sphäre der plattesten Mittelmäßigkeit hinüberragt. Seine Verse sind glatt und fließend, aber ihr Inhalt ist rhetorischer Wust und gereimte Journalpolemik.

Neue Übersetzung von Goethe's Werther.

Man kennt die ungeheure Wirkung, welche Goethe's Werther in Frankreich hervorgerufen hat, und es heißt wol nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß gerade durch den Eindruck dieses Werks zuerst Frankreich auf den literarischen Umschwung, der sich in Deutschland Bahn brach, einigermaßen aufmerksam geworden ist. So ist es also erklärlich, daß es eine Menge von Übersetzungen gibt, welche beigetragen haben, diese leidenschaftliche Compositien in Frankreich zu verbreiten. Ein Theil dieser Bearbeitungen ist zu mangelhaft und gewissermaßen bereits zu veraltet, als daß sie der gegenwärtigen Generation geboten werden könnten. Es scheint uns deßhalb nicht unangemessen, daß ein gewandter Schriftsteller diesen Becher leidenschaftlicher Auftragung seinen Landsleuten noch einmal credenzt. Der sozialistische Philosoph P. Leroux, der aber mit den vielen Flachköpfen dieser Richtung nicht zusammengeworfen werden darf, thut dies in einer neuen Übersetzung, welche in eleganterer Ausstattung zu erscheinen angefangen hat. Diese neue Bearbeitung, welche gewiß — der Name Leroux's ist die beste Garantie — selbst strengern Anforderungen genügen wird, ist mit einer Vorrede von Leroux und mit einer Art von Einleitung von der dem Herausgeber befreundeten G. Sand versehen. Diese Abhandlung ist bestimmt, den geistigen Zusammenhang des Werther mit seiner Zeit und seine literarische Bedeutung nachzuweisen.

Racinesche Gesellschaft.

Wenn auch die Mode der Akademien und sonstigen gelehrten Gesellschaften in Frankreich noch nicht in dem Maße wie in Italien verbreitet ist, so fehlt es außer den allgemeinen und öffentlichen Institutionen auch hier nicht an Vereinen und Stiftungen aller Art. Fast jeder einigermaßen wichtige Ort hat seine archäologische, literarische oder poetische Gesellschaft, von deren Thätigkeit meist außerhalb des Bezirkes der Stadt nur wenig verlautet. Die England seine Shakspeare Society hat, so haben sich in Frankreich u. A. Vereine zur ausschließlichen Pflege Racine's und wieder andere zur Verbreitung des Studiums von Corneille gebildet. Die Société Racinenne zu Ferté-Milon hat vor kurzem unter dem Vorsitze des Herzogs von Poix ein „Eloge de Racine“ zum Druck befördert, als dessen Verfasser Gabrie, Censor der Studien zu Versailles, genannt wurde. Dieser Gelehrte hat sich durch sein kürzlich erschienenes Werk über die südfranzösischen Volksdichter bekannt gemacht. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 312. — 8. November 1845.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Den Auszügen aus den Reisebriefen, welche dem Werke angehängt sind, sieht man zu sehr an, daß sie es sind. Es ist in den meisten nicht mehr die reelle Frische der ersten Eingebung, nicht das originelle Sichgehenlassen, wodurch Raumer als Briefschreiber so oft angestoßen, noch öfter aber angezogen hat. Wenn er hier eine zu strenge Selbstcensur angelegt hat, was wir besonders in Bezug auf alle persönlichen Verhältnisse bedauern, da uns statt der Namen der ausgezeichneten Männer, mit denen er in Berührung kam, nur Buchstaben gegeben werden, so fügte er sich einestheils einer pruden Kritik, deren Berechtigung, wie wir schon oben andeuteten, wir bestreiten müssen; andererseits fühlte er sich selbst wol so von der Größe seines Gegenstandes und seiner Aufgabe ergriffen, daß ihm diese persönlichen Beziehungen dagegen ganz unbedeutend erschienen und er sich gedrängt fand sie zurückzuschieben. Dadurch aber sind gerade diese Briefe in unsern Augen etwas Halbes geworden. Des Interessanten, des Hinreißenden ist gewiß darin, die kurzen Schilderungen, die Reflexionen verrathen die Meisterhand, die ganze Wärme der Begeisterung, aus der sie entsprungen; aber immer sieht man in den raschen Wendungen und Übergängen die Schere, welche da einen plötzlichen Schnitt that, wo wir so gern mehr erfahren, weiter gelesen hätten. Bei der Art, wie Hr. v. Raumer die Personen vorführt, war Das nicht zu besorgen, was die Engländer dem Fürsten Pückler nie vergeben können, — ein persönlicher Skandal. Ihm ist die Sache, ihm sind die Beziige der Persönlichkeiten zu dem Gegenstande von ungleich größerer Wichtigkeit als Anekdoten und Aufzählung kleiner persönlicher Bezüge, die zu Klätschereien werden können. Alle die mit Buchstaben angedeuteten Personen hätten ohne jene zu verletzen genannt werden können, den deutschen Leser hätte es mit den amerikanischen Notabilitäten in nähere Bekanntschaft gebracht, und in Amerika selbst würde man es schwerlich Indiscretion genannt haben, wenn der Reisende auch diejenigen Gastfreunde persönlich vorgeführt hätte, durch welche er eine so vortheilhafte Vorstellung der dortigen Zustände gewann.

Aber schon das räumliche Maß widersetzte sich, wenn wir sehen, wie der Verf. in einem halben Jahre von England nach Halifax, von dort nach Boston und plötzlich 10 Breitegrade südlich bis Charlestown in Südcarolina reiste, von dort zurück nach Washington und Baltimore, von da westlich, über die Alleghanies, den Ohio entlang nach Cincinnati; nach Abstechern ins Innere des Staates von Ohio und ins Innere von Kentucky noch westlicher bis Mississippi und Missuri, und von St.-Louis über Illinois nach dem Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosee, den Lorenzstrom hinunter bis Quebec, und von dort wieder südlich und westlich bis Philadelphia und in Pennsylvanien hinein. Verfolge man auf der Karte diese Entfernungen, um zu begreifen, daß nur ein Schriftsteller von der Lebhaftigkeit, Regsamkeit und Dauerkraft Raumer's diese Reise in so kurzer Zeit und nur mit seinen Vorstudien, seinem ihm vorausfliegenden Namen mit solchem Erfolge zurücklegen konnte. Aber sie auch nur als Reisebeschreibung wieder zu erzählen, erfoderte, was den Umfang betrifft, ein neues Buch. Noch weniger ist es an uns, aus diesen gedrängten, oft schon aphorismenartigen Auszügen neue Auszüge zu geben. Hier wird der Leser Das finden, was er bis da vielleicht vermißt hatte, die Schatten, welche das helle Licht modificiren. Der Reisende verschweigt nicht die Unannehmlichkeiten und Unarten, welche ihn wie Jeden verdrossen und geplagt haben, aber er folgte dem christlichen Sittengesetz: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern — überzeuge dich, daß es von dem Guten überwunden werde. Wenn der Sturm die Wälder der Alleghanies durchbraust, und er das Jahr vorausberechnet, wo auch dieser Naturschmuck fallen wird, ein Opfer der Dampfmaschinen und Fabriken, gemahnt es ihn, daß jeder Fortschritt einen Wechsel und jeder Wechsel auch einen Verlust in sich schließe. Aber er kann sich nicht überzeugen, daß der Amerikaner recht thue, weder als Ökonom noch selbst als Kaufmann, wenn in den Baumwollenpflanzungen des Südens von den alten schönen Bäumen auch nicht ein einziger verschont bleibt. Der leichte Sandboden wird bei der großen Hitze immer beweglicher und zur Sandscholle. Mit dem Man-

Digitized by Google

gel an Holz wird, und noch früher, der schützender Bäume empfunden werden. Amerikas Gesetzgebung hat kein Mittel dagegen! Wenn er die gesetzliche Gewissens- und Religionsfreiheit rühmt, blickt er doch mit Scheu auf den Fanatismus der Sekten, auf die Anmaßung der Theologen, welche in einem Chor den größten und rohesten Staatsmann Amerikas, Jefferson, noch im Grabe als Ertzketzer verschreien, und er ruft aus: „Unduldsamkeit und die Meinung, Wahrheit allein und ganz zu besitzen, ist mit der Natur und dem Wesen der Theologen viel inniger und tiefer verwachsen als sie selbst wissen.“ Aller ausländischen Herrschaft frei, sieht er doch die moderne Welt Amerikas dem Joch der europäischen Mode unterworfen. Selbst von den Schweinen rühmt man, daß sie sich dem selfgovernment unterwerfen, sie kehren Abends, ohne Hirten, selbst in ihre Ställe zurück; aber die Elite der schönen Welt, die sich in Saratoga versammelt, erscheint völlig unterthan der wechselnden Willkürherrschaft der pariser Schneider und Friseure! Die Qualen in den eingeengten Stagecoachs, in den engen, überladenen Dampfschiffen und Eisenbahnwaggons, unter den spuckenden, tabackkauenden, die Füße an die Decken stemmenden oder zum Fenster hinaus lehnenden Nativos finden unsern Reisenden ebenso wenig mit einer Schwimmhaut dagegen gewaffnet, als sein Gaumen sich wohlbefindet bei der amerikanischen Küche. Diese letztere verdammt er mit eben der Entschiedenheit, mit welcher er die Staatsverfassung rühmt, und nicht als Gourmand, sondern aus sehr einfachen Sanitätsrücksichten; ja er schreibt viele Krankheiten, an denen die Amerikaner leiden und die auffallend blasse Gesichtsfarbe der Frauen und Mädchen (die für ein Zeichen der Vornehmheit und Bildung gilt) den gewürzten, überpfefferten, trockengebratenen Speisen, der Hast mit der sie verschlungen werden, dem Brote, welches mit Butter überstrichen noch heiß, wie es aus dem Ofen kommt, verzehrt wird, dem Essig welchen die Damen trinken, um blaß zu werden, kurz dem Umstande zu, daß das Essen in ganz Amerika nur als ein Geschäft betrachtet wird, nicht als eine Erholung. Die schönen Frauen im Norden spricht er von dem Vorwurf frei, sämmtlich blaustockings zu sein, dagegen möchte er ihnen anempfehlen, sich der Küche anzunehmen, die auf die einfachste Weise vortrefflich werden könnte, wenn man die vortrefflichen Stoffe einfacher, naturgemäßer zu bereiten sich entschlösse.

Möge dieses deutsche Werk, welches uns Amerika in seiner Totalität in einer Beleuchtung zeigt, wie es der Europäer noch nicht sah, überall Leser finden, welche zu ihrer Belehrung nicht blättern, sondern lesen; wer aber nur blättern will und kann, den möchten wir auf viele Stellen aufmerksam machen; ist ihm indeß auch das zu viel, so verweisen wir ihn nur auf die Rede, die unser Landsmann bei dem freundschaftlichen Festmahle hielt, welches die Deutschen in Philadelphia ihm gaben und von dem die Zeitungen viel sprachen. Leider haben nur wenige jene Worte wieder abgedruckt, welche den ganzen Ernst, die deutsche Pietät und den deutschen Freisinn aussprachen, kurz den Sinn, in welchem Raumer die wichtige Reise unternahm und dieses wichtige Buch niederschrieb.

7.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 311.)

In den vorerwähnten Schriften, so viel Chimärisches sie auch vielleicht enthalten mögen, regt sich Muth der Zukunft und spricht sich ein edles Selbstvertrauen deutscher Männer aus. Wie ganz anders müssen solche Schriften erhebend auf den besten Theil des Volks wirken als jene Art vom patriotisch sein sollenden Schriften, in denen das Vaterland, seine Staatsverhältnisse und sein Volk nur verspien, beschimpft und auf alle Weise in den Schmutz gezogen werden. Den edlern Theil der Nation kann dieses Verfahren, das öffentliche Durchpeitschen des deutschen Michels, nur empören, es kann ihn nur einer Nation entfremden, welche sich von ihren Schreibern so wegwerfend behandeln läßt. Nur die Gemeinheit freut sich der Gemeinheit. Es gibt kein elteres Verfahren als das, durch den Grimm über sich selbst und die Verachtung seiner selbst ein Volk zur geschichtlichen That aufregen zu wollen. Gegen seine Feinde muß man das Volk zu Gunsten zu Verachtung treiben, wenn es sich zur That ermannen soll. In der eben bezeichneten widerwärtigen Manier, übrigens mit Gewandtheit und schriftstellerischem Talent, ist geschrieben:

4. Der Liberalismus der Gegenwart. Ein Zeitthema, vom volksthümlichen Standpunkte aus beleuchtet von H. von Oppel. Gemma, Verlags-Comptoir. 1845. 8. 10 Ngr.

Der Verf. kämpft in diesem Buche einen Verachtung Windmühlenflügelkampf à la Don Quixote. Es ist als ob derselbe vor 20 oder wenigstens 15 Jahren geschrieben hätte, als ob er die moderne deutsche Literatur gar nicht kenne. Doch daß er sie kennt, beweist er dadurch, daß er sich auf H. Laube als seine Autorität zu verschiedenen Malen beruft. Der Vorwurf nämlich, welcher unter Schmähungen des deutschen Volkscharakters im Allgemeinen und speciell des gebildeten Theils des Volks gegen die deutschen Schriftsteller ausspricht, ist ein Tadel, der vor 15 Jahren noch ganz wohl am Platze war, seit der Zeit aber allen Grund verloren hat. Er sagt nämlich den deutschen Schriftstellern nach, daß sie eine sich vornehm dünkende Gelehrtenkaste bildeten, welche das Volk verachtete, nicht sich herbei ließe, die Sprache desselben zu schreiben, nur Den anerkennte, der Griechisch und Lateinisch gelernt habe, und in einem unverständlichen Gelehrtenjargon die Freiheit der Presse nur als ein aristokratisches Vorrecht ihrer Kaste verlangte. Es ist wahr, daß es eine Zeit gab, wo man in Deutschland wissenschaftliche Bildung als Grundbedingung der Schriftstellerei ansahen, es ist auch wahr, daß eine Zeit lang eine große Anzahl von Gelehrten die deutsche Sprache vernachlässigte und daß man sich keine Mühe gab, sich dem Volke verständlich zu machen. Aber H. v. Oppel, der Laube kennt und anerkennt, der sich mit seinem Tadel ausdrücklich gegen die „liberalen Literaten“ erklärt, muß wunderliche Vorstellungen von Gelehrsamkeit haben, wenn er den modernen deutschen Literaten den Vorwurf der Gelehrsamkeit oder auch nur der Gelehrthuerei macht. Man würde ihnen eher vorwerfen können, daß sie die Unzelehrtheit, die wissenschaftliche Ignoranz affectiren, da man doch von einer großen Anzahl nachweisen kann, daß sie sich Studirens halber auf Universitäten aufgehalten haben, also unmöglich so ganz aller wissenschaftlichen Bildung bar und ledig sein können als wie sie sich aus Streben nach Popularität stellen. Die moderne Literatur, die „liberalen Literaten“, welche H. v. Oppel so ungerechterweise anfeindet, haben es sich zur ausdrücklichen Aufgabe gemacht, wie alle Welt weiß, die deutsche Literatur von dem Einflusse der antiken zu emancipiren, sie haben es auch

Digitized by Google

dahin gebracht, in ihren dichterischen Werken, besonders in ihren dramatischen Productionen, alle seit der Griechenzeit bei den Gebildetsten aller gebildeten Völker anerkannten Kunstregeln nicht nur zu ignoriren, was ihnen weniger schwer fallen würde, sondern sogar in der Unmittelbarkeit ihres genialen Schaffens thatsächlich zu widerlegen, und dies Alles offenbar, um sich dem Volksgeschmacke zu nähern, der eine öffentliche Hinrichtung lieber sieht als einen unmaskirten Monolog in Versen hört. Und diesen Literaten sagt H. v. Oppel noch, daß sie jede poetische Production nach den Regeln des Aristoteles beurtheilten, daß sie Jeden verachteten, der nicht Lateinisch und Griechisch verstehe. Sie können sich doch nicht selbst verachten! Und wenn sie sich selbst verachteten, so könnten sie keine ästhetische Sache ästhetisch verachten. H. v. Oppel kann nachsagt. Denn Selbstachtung, Selbstüberschätzung ist der Charakter jeder Aristokratie. H. v. Oppel begeht eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die moderne Literatur! Er sagt ferner den Deutschen nach, sie erkennten keinen Naturdichter an, sie wollten nur Schulpoeten. Auch dies ist eine Unwahrheit. Der Verf. widerlegt sich selbst durch das Beispiel, welches er anführt: Hans Sachs. Er erzählt, daß Goethe und daß alle Verehrer Goethe's Hans Sachs als Dichter anerkannt hätten, daß auch die Zeit gewesen, wo die Gebildeten wie die Ungebildeten Hans Sachs hoch geehrt hätten. Was will er denn mehr? Und sprechen wir von der Gegenwart, so widerlegt diese den Verf. auf das glänzendste. Wie viele von den „liberalen Literaten" der Gegenwart sind denn nicht „Naturdichter", wenn sie überhaupt Dichter sind? Kunstdichter sind sie doch gewiß und wahrhaftig nicht, was sind sie also, da sie doch nun einmal Poeten sind, anders als Naturdichter? Wie seine Dichter so schmäht H. v. Oppel auch das deutsche Volk, welches nicht wie das französische weiß soll für die Preßfreiheit. Er will keine Preßfreiheit, weil sie bei der Erbärmlichkeit deutscher Zustände ein Privilegium der aristokratischen Sekte der liberalen Literaten sein würde!

Die Schriftsteller, von denen ich bei dieser Betrachtung deutscher Zustände ausgegangen, erkennen die Nothwendigkeit einer deutschen Flotte, und das Wünschenswerthe deutscher Colonien an. Ich darf voraussetzen, daß die Vorschläge, welche man zur Anlegung einer deutschen Colonie auf der Mosquitoküste gemacht, aus den Zeitungen allgemein bekannt sind. Im Auftrage des Prinzen Karl von Preußen und des Fürsten von Schönburg-Waldenburg sind die angedeutenen Landstriche an der Mosquitoküste von einer Commission untersucht worden. Der Commissionsbericht ist bereits veröffentlicht worden. Auf Grundlage desselben sind folgende zwei Schriften erschienen, welche den Zweck haben, das Project in weitern Kreisen zu verbreiten, zu empfehlen und zu dessen Verwirklichung anzutreiben:

5. Der Mosquitostaat. Nach authentischen Quellen geographisch-statistisch dargestellt von L. von Winterfeldt. Nebst einer Generalkarte des Mosquitostaates und einer Specialkarte des Cap Gracias a Dios. Berlin, Stuhr. 1845. 8. 12 Ngr.
6. Das deutsche Colonisirungsproject an der Mosquitoküste unter Angabe des Hauptinhalts des betreffenden preußischen Untersuchungsberichtes beleuchtet von W. Kretschmar. Mit einer Karte. Königsberg, Bornträger. 1845. 8. 7½ Ngr.

Die erstgenannte Schrift ist mit einer guten Karte versehen, weist eine große Anzahl von Schriften nach, welche der Verf. zu seiner Arbeit benutzt haben will, und gibt eine gedrängte, trockene, aber gründliche Zusammenstellung alles über das Mosquitoland Bekannten. Die zweite Schrift ist in einer wunderlich schwülstigen und verrupten Sprache geschrieben, läßt sich auf allgemeine wohlmeinende, auch zum Theil sehr beachtenswerthe, aber leider nicht leichtverständliche Betrachtungen ein, und empfiehlt das Unternehmen. Die beigegebene Karte besteht aus sehr rohen Umrissen.

Auch ein Privatmann fodert zur Anlage einer kleinen Colonie zunächst Schweizer, aber auch Deutsche auf:

7. Florida, als Auswanderungsterrain für Deutschland und die Schweiz. Von Dalwig. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1845. 8. 5 Ngr.

Dalwig hat in Florida ein Stück Land von 7,056,000 Quadratfuß an der Meeresküste erworben, und wünscht dasselbe mit etwa 100 Colonisten zu besetzen. Er empfiehlt dasselbe angelegentlich zum Ankauf und deutet Mittel an das Geld zur Colonisirung durch Actien aufzubringen. Ein solches Privatgeschäft ist sehr mißlich; Colonisten werden sich noch leichter finden als Actienunternehmer, welche weder von Abenteuerungssucht noch von Verzweiflung aus dem Vaterlande getrieben werden, sondern welche nur den Gesichtspunkt der vortheilhaften Anlegung ihrer Capitale haben. Abgesehen von der fehlenden Garantie der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des einladenden Unternehmers, so haben die Actionnaire in der Bedingung, Zinsen und Capital erst nachdem sich das Unternehmen rentabel gemacht fodern zu dürfen, eine Last, die ihnen das Geschäft um so mehr verleiden muß, als sich schwerlich in Florida Zwangsmaßregeln gegen die Gläubiger zur Anwendung bringen ließen, wenn diese auch beim glänzendsten Fortschritte der Colonie doch nicht zugeben wollten, daß dieselbe schon so weit rentire, um an die Actionnaire denken zu können. Aus allen diesen Beschreibungen amerikanischer Länder erlangt der besonnene Leser nur die Eine bestimmte Vorstellung, wie unendlich mißlich jeder Colonisationsversuch für den Privatmann ist, wie sicherer eine Colonisation, welche sich halt für das Mutterland ausbar erweisen soll, unter den steißigen und geschickten Händen tüchtiger Colonisten nur gedeihen kann, sobald der Staat oder eine größere Gesellschaft bemittelter Patrioten die erste Sorge für die Colonie und deren Einrichtung übernimmt. Nur große Capitale an Geld und Kräften sind im Stande, einer Colonie schnell und ohne unberechenbare Verluste ein gedeihliches und die Betheiligten zufriedenstellendes Dasein zu verschaffen, nur einem solchen garantirten Unternehmen kann der solide, geschickte, fähige und nicht aus Noth oder Abenteuerungssucht, sondern aus einem ehrenwerthen Speculationsgeist an Auswanderung denkende Bürger sich anschließen.

Man hat die Auswanderung häufig ergriffen, um dem in der Heimat herrschenden Nothstande zu entgehen; man hat die Regierungen aufgefodert, dieselbe zu reguliren, um dem umschgreifenden Elende der Verarmung, dem Pauperismus entgegenzuwirken. Es leidet keinen Zweifel, daß die Auswanderung ein Mittel, wenn auch kein genügendes, wider den Pauperismus ist. Eine Masse von Menschen, welche daheim keinen Erwerb finden, theils weil sie arbeitsscheu sind, theils weil sie nicht fähig sind, zu einer andern Art von Arbeit sich geschickt zu machen als zu derjenigen, welche ihnen früher Brot verschaffte, aber durch den Gang der Industrie überflüssig geworden ist, entschließen sich, wenn ihnen noch so viel moralische Kraft geblieben ist, zur Auswanderung. Es ist aber nicht zu verkennen, daß gerade diese Classen der Menschen zur Colonisation am wenigsten befähigt sind, weil diese die energischste und zugleich eine ganz ungewohnte Art der Kraftentwickelung fodert. Die Mehrzahl dieser Menschen werden durch die Auswanderung nur aufgerieben, das Vaterland wird zwar von ihnen befreit, aber auf eine barbarische, unsittliche Weise. Gerade für diese Menschen läßt sich theils durch Arbeitshäuser, theils durch Anweisung und Belehrung in der Heimat besser und würdiger sorgen als durch Auswanderung. An wirklicher Übervölkerung leidet Deutschland im Allgemeinen nicht, wie sich alsbald ergibt, wenn man Bevölkerung und Flächenraum Deutschlands und Frankreichs vergleicht. Nur insofern ist die Anlegung von Colonien ein gründliches Mittel zur Abwehr des Pauperismus, als sie im Interesse des gesammten Vaterlandes und mit dessen Kräften unternommen, ein kräftiges Mittel zur Hebung des Wohlstandes im Vaterlande, zur Vermehrung der Arbeit und zur Kräftigung des Handels und der Industrie ist.

Auf die Quellen des Pauperismus weist folgende Schrift hin:

Digitized by Google

8. Woher und Wohin? Ein zeitgemäßes Wort über die auch in Deutschland zunehmende Verarmung zur Förderung eines milden Zweckes veröffentlicht von H. Ch. Heimbürger. Celle, Capaun. 1845. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. gibt als Grund der verschuldeten Verarmung an: Glaubensverfall, mangelnde Selbsterziehung, hochgestiegener Luxus, weitverbreitete Vergnügungssucht, Spiellust, Trinklust, Tanzlust, also überhaupt Mangel an sittlichem Gehalt; als Ursachen unverschuldeter Verarmung nennt er Zunahme der Bevölkerung, gehäufte Concurrenz, gesteigerten Industrialismus, und das Zusammentreffen mehrer socialer Übel, z. B. den Mangel eines ausgebildeten deutschen Rechts, Gewerbefreiheit u. s. w. Ueber das Wohin? des Pauperismus läßt er sich nur kurz und andeutungsweise aus. Aber auch das Woher hat der Verf., wie mir scheint, trotz seiner beredten Schilderung und verständigen Beurtheilung der Ursachen der Verarmung nicht gründlich genug behandelt, sonst würde er auch zu bestimmtern Ansichten über die Mittel gegen das immer mehr überhand nehmende Übel gelangt sein.

Sehr schätzbar ist für Denjenigen, welcher sich im Interesse der Menschheit überhaupt und speciell des deutschen Vaterlandes bestimmte Vorstellungen über die Zustände der so großen armen Bevölkerung verschaffen will, die Broschüre:

9. Über die Zustände der arbeitenden Classen in Breslau mit Benutzung der amtlichen Quellen des königlichen Polizeipräsidii und des Magistrats von Alex. Schneer. Berlin, Trautwein. 1845. 8. 10 Ngr.

Der Verf. hat mit großer Sorgfalt die Verhältnisse der arbeitenden Classen in Breslau geprüft, hat sich nach den Gründen der vorhandenen Übelstände erkundigt und Alles zusammengestellt, was bereits zur Abwehr des Nothstandes geschieht. Was jene Gründe betrifft, so unterscheidet er sehr richtig: allgemein politische, örtlich communale und allgemein sociale Gründe der Verarmung. Die bereits in Thätigkeit gesetzten Mittel werden mit großer Sachkenntniß geprüft und es wird besonders auch aufmerksam darauf gemacht, wie nöthig es sei, den sich überall zeigenden Associationstrieb zu benutzen, um eine intellectuelle und sittliche Hebung der arbeitenden Volksclassen zu bewirken. Ich kann hier nur auf das vortreffliche, durchaus praktische, die lehrreichsten Überblicke gewährende Buch dringend aufmerksam machen. Es enthält des Bedeutungsvollen und Wichtigen zu viel, um auf die Einzelheiten desselben hier eingehen zu können.

Der Vollständigkeit wegen führe ich auch noch folgende wohlgemeinte aber ziemlich unklar gedachte und oberflächliche Schrift an:

10. Das Armenwesen, sein Ursprung und die Mittel zur Abhülfe, ein Beitrag zur Erklärung der Noth der Armen, den deutschen Landständen und Finanzmännern gewidmet von B. Werner. Darmstadt, Kern. 1845. 8. 1⅓ Ngr.

Der Verf. gibt eine große Anzahl von Rathschlägen zur Verminderung der Armuth, welche, da der Gegenstand von so eminenter Wichtigkeit ist, gewiß Berücksichtigung verdienen. Ich erlaube mir nur noch auf Einen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen. Drei der wichtigsten Ursachen des Pauperismus sind: 1) Daß der Arme Alles theuerer kaufen muß als der Reiche, weil er mit seinen Bedürfnissen dem Kleinhändler anheimfällt, sodaß ihm die nöthigsten Waaren oft erst aus der zehnten Hand zukommen, in jeder Hand aber haben sie sich vertheuert, es wird also seine nothwendige Ausgabe aufs Maximum gesteigert. 2) Daß der Arme das Werk seiner Hände nicht an den letzten Käufer zu bringen vermag, sondern sich genöthigt sieht, dem Händler dasselbe abzulassen, wodurch sein Verdienst auf das Minimum reducirt wird. 3) Daß der Arme keinen Credit findet. Dem abzuhelfen hätte der Staat oder hätten die Gemeinden wol die Mittel: es müßte dafür gesorgt werden, daß der Arme gute Waare in kleinen Quantitäten zu den billigsten Preisen erhielte; es müßten Niederlagen errichtet werden, wo die Arbeiter ihre Arbeiten zum Kauf auslegen könnten, nachdem ihnen von der Gemeinde oder vom Staate ein Vorschuß auf dieselben gewährt worden wäre und wo der Verkauf lediglich zum Vortheile der Armen geschähe; es müßten Leihhäuser etablirt werden, in denen der Arme gegen die allermäßigsten Interessen mäßige Vorschüsse, weniger an Geld als an zu verarbeitendem Material, gegen Verpfändung seiner Arbeitskräfte erhielte, so also, daß der betrügerische Entleiher zur Restituirung des Darlehns eventuell Zwangsarbeit zu leisten hätte.

Oswald Marbach.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Vorgeschichte der Reformation.

In Erwartung der lange verheißenen Reformationsgeschichte aus der Feder Mignet's, von der außer einem Bruchstücke in den „Notices et mémoires" dieses berühmten Historikers noch nichts erschienen ist, erhalten wir ein recht brauchbares Werk über die Vorläufer der Reformation oder, um einen Ausdruck Ullmann's zu gebrauchen, eine „Geschichte der Reformatoren vor der Reformation". An künstlerischer Gestaltung und an echt historischem Werthe wird diese Erscheinung allerdings wol von Mignet weit überflügelt werden; aber die Schrift von Bonnechose — dies ist die Publication, auf die wir hier die Aufmerksamkeit lenken möchten — ist immerhin eine ganz beachtenswerthe Gabe. Sie führt den Titel „Les réformateurs avant la réforme, 15ième siècle, Jean Hus et le concile de Constance" (2 Bde.). Der Verf. hat zu seinem Werke, das hoffentlich noch eine Reihe ähnlicher Darstellungen aus seiner Feder zur Folge haben wird, die vorhandene Literatur mit Umsicht benutzt und sich stets bestrebt, aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. So trägt seine Darstellung, welche sich durch schmucklose, aber correcte Einfachheit empfiehlt, nirgend das Gepräge der Parteileidenschaft oder der Einseitigkeit.

Literarische Preisvertheilungen.

Zu den eifrigsten Verbreitern der deutschen Literatur in Frankreich gehört auch die Frau von Carlowitz, die sich durch ihre Übertragungen von Schiller's „Dreißigjährigem Kriege" und von Klopstock's „Messiade" als Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Diese Arbeiten haben nicht nur von Seiten des Publicums eine günstige Aufnahme gefunden, sondern die französische Akademie hat der Verfasserin auch durch Ertheilung eines doppelten Preises bereits ihre Anerkennung zu erkennen gegeben. Vor kurzem ist nun Frau von Carlowitz von derselben gelehrten Corporation für ihre Bearbeitung der „Histoire de la poésie des Hébreux, de Herder" aufs neue gekrönt. Unter den übrigen Auszeichnungen, durch welche die Akademie verdienstliche literarische Arbeiten krönen zu müssen geglaubt hat, bemerken wir einen Preis von 10000 Fr., den Damas-Hinard für eine Übertragung des „Romancero" erhalten hat. Dieser verdiente Gelehrte hat sich bereits durch ein umsichtig angelegtes Werk über die spanische dramatische Literatur („Théâtre espagnol") bekannt gemacht. Die Académie des inscriptions et belles lettres, welche über bedeutende Geldmittel zu verfügen hat und der die Entscheidung eines bedeutenden Preises für hervorragende historische Leistungen zusteht, hat aus dem Fonds der Golbert'schen Stiftung der trefflichen Schrift von Pétigny: „Études sur l'histoire, les lois et les institutions de l'époque mérovingienne", die Summe von 9000 Fr. zuerkannt. Eine weniger bedeutende Belohnung erhielt Alexis Monteil für sein bekanntes Werk „Histoire des Français des divers états".

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 313. — 9. November 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Erster Artikel.

I. Urania.

Hätte nicht „Urania" freiwillig den aristokratischen Ruhm ihres Alters dem demokratischen Verlangen, für ein jüngstgeborenes Kind der Zeit gelten zu wollen, zum Opfer gebracht, so möchte sie jetzt leicht als die Urahnfrau der Taschenbücher bezeichnet werden dürfen. Wie sehr sie jedoch diese wenn auch noch so schmeichelhaft scheinende Deutung ihres Namens verschmäht, geht, wie aus der Verleugnung ihrer propalingenetischen Jahre, so auch aus den Namen derjenigen Poeten und Schöngeister hervor, die sie in ihrem ästherischen Salon um sich zu versammeln pflegt. Zwar hegt und pflegt sie unter ihnen auch mehre vom nobelsten Klange und bewährtesten Alter; daneben aber läßt sie es auch nicht an solchen fehlen, welche kaum über das jüngste Decennium zurückreichen und zum Theil in höchst eclatanter Weise ihre „plebejische" Abkunft und „commune" Gesinnung an den Tag gelegt haben, und sie gibt also gerade durch diese kühne Mischung am unzweideutigsten zu verstehen, daß sie sich von den veralteten Vorurtheilen des Standesseparatismus gänzlich losgesagt habe. Auch in diesem Jahre ist sie diesem ihrem Charakter treu geblieben und sogar so weit gegangen, uns mitten unter literarischen Notabilitäten, welche mehr oder minder der haute volée angehören, einen anerkannten und entschiedenen Volksschriftsteller vorzustellen, wir meinen Berthold Auerbach. „Mitten unter" enthält zwar genau genommen eine kleine Unrichtigkeit; wir hätten „hinter" oder „nach" sagen sollen; indessen da derselbe, nämlich letzte Platz, welchen diesmal der jüngste und — wir dürfen nicht einmal sagen bürgerlichste, sondern bäuerlichste von ihren Günstlingen einnimmt, im vorigen Jahre dem ältesten und nobelsten Hausfreunde, dem Freiherrn von Sternberg, zugewiesen war, der dafür diesesmal den ersten erhalten hat, so dürfen aus diesem Umstande durchaus keine für die Dame des Hauses mißgünstige Consequenzen gezogen werden, vielmehr glaube ich, daß sie sich — wenn nicht das Ganze blos Zufall ist —, hierbei durchaus nur von derselben wohlmeinenden und ausgleichenden Gesinnung hat leiten lassen, mit welcher die Königin von Dänemark, nachdem ihr Gemahl „Dank, Rosenkranz und lieber Güldenstern" sich ausgedrückt hat, in umgekehrter Ordnung sagt: „Dank, Güldenstern und lieber Rosenkranz!" Demgemäß glaube ich nur im Geiste der Dame zu handeln, wenn auch ich ihre unfreiwillige Hintansetzung des neugewonnenen Freundes dadurch wieder gut zu machen suche, daß ich ihm in dieser zweiten Vorstellung den ersten Platz einräume, und ich kann dies um so unbedenklicher thun, als er desselben ohne alle Frage vollkommen würdig ist. Zwar sind unter den Personen, welche er seinerseits uns wieder vorführt, solche, die sonst gerade nicht in der „ersten Gesellschaft" gelitten werden, nämlich Sträflinge, ja sie bilden so sehr die Hauptpersonen seiner „Dorfgeschichte", daß er sie sogar zu Pathen derselben gemacht hat; indeß ich hoffe, das Publicum nimmt daran keinen Anstoß, da es ja bei Voß und Eugen Sue längst gelernt hat, daß die „schlechte" Gesellschaft nicht gerade die uninteressanteste ist, und da namentlich die Sträflinge in neuester Zeit selbst bei den zartfühlendsten Damen fast ebenso sehr zu einem beliebten Modeartikel und zu Elektrophoren des Enthusiasmus geworden sind, wie vor kurzem Fanny Elsler, Franz Liszt und Georg Herwegh und gegenwärtig Ronge, Czerski und die Protestantischen Freunde. Aus dem Umstande, daß ich oben an Sue erinnert habe, bitte ich jedoch nicht den Schluß zu ziehen, als ob die Sträflinge, die uns in dieser Dorfgeschichte vorgeführt werden, mit jenem uns von Sue beschriebenen Inhalt oder Auswurf der pariser Strafanstalten in eine Kategorie zu werfen wären; im Gegentheil, während Sue vorzugsweise darauf ausgeht, die unverbesserliche Ruchlosigkeit und Verabscheuungswürdigkeit dieser Menschenclasse zu schildern, sucht Berthold Auerbach dagegen die besserungsfähigen, reumüthigen oder ganz und gar schuldlosen Elemente derselben hervorzuheben und das wärmste Mitgefühl dafür zu erwecken. Er spricht sich daher auch im directen Gegensatze zu Sue entschieden gegen das Zellensystem im Gefängnißwesen und gegen das „Schweigstummmachen" der Gefangenen aus, indem er unter Anderm darüber sagt:

Jahre lang in einsamer Zelle sitzen ohne eine Menschenseele, der man die flüchtigen und scheinbaren wie die tiefern Regungen der Seele mittheile — das ist eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächst und die es zu ausgemergelter Frömmelei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thatkraft zurück,

Digitized by Google

sperrt die scheußlichen Dämonen ein in der Brust eines Menschen, daß sie sich ineinander krallen, sich zerren und raufen; gebt Acht, daß ja Keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedete Welt eindringt, — schickt dann euern Pfaffen, sein Opfer oft bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnsinns zuvorteilt.

Freilich läßt er hierbei die von Sue so schreiend hervorgehobenen Gefahren und Übelstände des entgegengesetzten Systems gänzlich unberührt, und da er überhaupt an den Strafanstalten fast nur die zurückschreckende und empörende, an den Sträflingen dagegen fast nur die Mitleid und Theilnahme erweckende Seite zur Darstellung bringt, so kann man seiner Geschichte, insoweit sie zugleich Besprechung einer Zeitfrage ist, nicht mit Unrecht den Vorwurf der Einseitigkeit machen; indeß bleibt es immer höchst verdienstlich, für diesen unglücklichen und mitten in der höchsten Verdorbenheit immer noch theilnahmswürdigen Theil der Menschheit in so warmer Weise das poetische Wort ergreifen zu haben, zumal da dieses unendlich viel wirksamer und eindringlicher ist und der Sache mehr Anhänger verschaffen dürfte als alle Zeitungsartikel und wohlstilisirten Zwecksreden. Freilich dürfte nicht jeder Schriftsteller im Stande sein, diesen Stoff in poetischer Form so wirksam zu gestalten; es ist eben dazu jene besondere und eigenthümliche Darstellungsgabe des Verf. erforderlich, welcher seinen „Dorfgeschichten" in ganz Deutschland und in allen Volksclassen eine so lebendige Theilnahme errungen hat. Diese Darstellungsgabe hat sich denn auch in diesem seinem neuesten Producte aufs neue bethätigt, und es besitzt also neben seiner tendenziellen Verdienstlichkeit einen ebenso hoch anzuschlagenden ästhetischen Werth. Die Geschichte als solche ist sehr einfach. Von neuerfundenen Facten, künstlichen Verwickelungen, frappanten Auflösungen ist darin nicht die Rede; aber dennoch nimmt sie von Anfang an unser Interesse in Anspruch, wir verfolgen den natürlichen, aber trotz seiner Natürlichkeit doch immer durch das dazwischentretende Entweder-Oder eines Scheidewegs unberechenbar gemachten Gang der Entwickelung mit stets gleicher Spannung und freuen uns zuletzt eines alle Dissonanzen glücklich überwindenden Schlusses. Auch die darin vorkommenden Persönlichkeiten sind nichts weniger als pikante Originalsiguren; aber sie sind wahr und treu dem Leben nach gezeichnet, mit frischen sinnlichen Zügen ausgestattet und zum Theil von höchst wohlthuender Wirkung. Das Letztere gilt vorzugsweise von Magdalene, die, obwol nur ein aus einer Strafanstalt entlassenes Dienstmädchen, eine wahrhaft reizende Erscheinung genannt zu werden verdient. Macht Jakob wegen seiner Verschlossenheit nicht unmittelbar einen so freundlichen Eindruck, so gewährt er dafür ein um so tieferes psychologisches Interesse, namentlich durch den Contrast zwischen seiner ursprünglichen und seiner durch Schuld und Strafe aus der Bahn gerissenen Natur; gegen das Ende aber nehmen wir um so wärmer Theil an der glücklichen Restitution seines Wesens in integrum. Sehr ansprechend ist auch der Doctor Heister, der Vertreter des menschenfreundlichen Liberalismus, desonders dem diplomatischen, bureaukratischen Regierungsrath gegenüber, sowie der warm und herzlich für die nahe liegenden Zeit- und Lebensinteressen predigende Geistliche. Diesen guten Elementen gegenüber ist das böse Princip nur dürftig vertreten. Der Lumpensammler Friedet ist der einzige wirklich eingreifende Repräsentant derselben. Indessen reicht er vollkommen aus und die Zeichnung desselben bleibt an Lebenswahrheit und Anschaulichkeit nicht hinter der Charakteristik der übrigen Personen zurück. Die Zeichnung und Ausmalung, ich meine die Versinnlichung eines in der Vorstellung gefaßten Gesammtbildes des Besondern und Einzelnen, ist überhaupt die künstlerische Force des Autors. Dabei kommt ihm sehr die gewandte und ungezwungene Handhabung der Sprache zu statten, in welcher er namentlich, wie nicht leicht Jemand nach Hebel, den Dorf- und Volkston nicht nur im Allgemeinen trifft, sondern auch je nach der persönlichen Anlage Dessen, dem er sie in den Mund legt, wieder auf sehr mannichfaltige Weise zu modificiren versteht. Aber darin liegt jene Force des Autors doch keineswegs allein, und ich möchte Keinem rathen, diese Sprache nachzuahmen, wenn er nicht dabei dieselbe feine Beobachtungsgabe in Auffassung sowol der äußern Verhältnisse als der innern Bezüge besitzt, deren sich unser Verf. erfreut. Dieser hat darin ein Auge, so ins Verborgenste blickend, so das Kleinste bemerkend, daß er darin am treffendsten mit Jean Paul verglichen wird, obwol dieser seine Beobachtungen origineller und überraschender aus sich widerspiegeln läßt, während Berthold Auerbach die Einfachheit, Natürlichkeit und Grazie der Darstellung vor Jenem voraus hat. Als Probe sei der Eingang der Geschichte mitgetheilt, die Schilderung eines Sonntagsmorgens. Sie lautet:

Wir sind im Dorfe. Alles ist still auf der Straße, die Häuser sind verschlossen, da und dort ist ein Fenster offen, es schaut aber Niemand heraus. Die Schwalben fliegen noch am Boden und haben Niemandem auszuweichen. Auf dem Brunnentrege am Rathhause sitzen andere Schwalben, trinken und schauen sich klug an und zwitschern miteinander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachstelzen trippeln herzu und schwänzeln davon und schweigen still, als wollten sie damit kundgeben, sie wüßten schon Alles und noch viel besser. Nur eine Scharhühner hat sich um die Schwalben versammelt und lauscht begierig ihren Reden. Sie hören wol vom freien Biegen in den Lüften, von ziehen übers Meer und nach fernen Ländern; denn sie heben und drehen ihre Flügel und lassen sie wieder sinken und schauen traurend auf, gleich als wüßten sie nun wieder aufs neue, daß sie stets am Boden haften und den fremden Schutz der Menschen suchen müßten. Besonders eine kohlenschwarze Henne mit rothem Kamme hebt und senkt ihre Flügel oft und oft. Eine Gluchenne wandelt, sich stolz pustend im Kreise ihrer Söhne und Töchter, das Dorf hinauf und hält sie durch stete Ermahnungen um sich versammelt und ätzt sie mit ihrem Funde. Sie will nichts vom freien Biegen in den Lüften, von der Sehnsucht nach der Ferne. Eine wundersame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe. Die Menschen haben die getrennten Wohnungen verlassen und sich in dem einen Hause Dessen eingefunden, der sie allesammt eint. Die zerstreut schweifenden Blicke, die nur das Eigene suchen, heben sich jetzt vereint zu dem Unsichtbaren, der Alles sieht und dem Alles eigen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichte des deutschen Reiches unter Konrad III., von Philipp Jaffé. Hanover, Hahn. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Betrachtet man die einzelnen Zeitalter der Geschichte der Menschheit oder der einzelnen Völker, so ergibt sich unverkennbar, daß immer einzelne Männer, die durch Geistesgröße und Charakterstärke entweder auf dem Gebiete des politischen Lebens oder der Intelligenz hervorragen, mehr oder minder die Bildner und Träger des Zeitcharakters sind: an ihre Thaten, an ihre Schöpfungen und Bestrebungen knüpfen sich die Neigungen, Richtungen und Umgestaltungen im Staat, Kirche und Wissenschaft. Ja es ist unläugbar, daß die hervorragendsten Gestalten des Menschengeschlechts das Sein und Leben nicht nur einzelner Völker sondern auch eines großen Theiles der Menschheit für Jahrhunderte, für länger als ein Jahrtausend bestimmt haben. Sehen wir aber auch von diesen eminenten Größen ab, so bleibt es bestenungeachtet eine durch die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart bestätigte Wahrheit, daß das Gesammtleben im Staate und im Gebiete der Wissenschaft sich um eine gewisse Anzahl bevorzugter Geister bewegt, die gleichsam einen Mittelpunkt bildend nach allen Richtungen hin Licht und Leben ausströmen und das Antlitz der übrigen Waltsmasse sich zugewendet sehen. Daher denn auch die Wahrnehmung, daß die Biographien ausgezeichneter oder hochgestellter Persönlichkeiten für den Denker überhaupt und für den Historiker insbesondere nicht nur einen hohen Reiz haben, sondern auch ein mehr oder minder reiches Material der Belehrung darbieten: der Genius der Menschheit, das Charakterbild einzelner Völker und Zeiten spiegeln sich oft am klarsten und reinsten in dem Gesammtleben von der Natur hervorragter oder durch die Zeitzustände begünstigter Individuen ab. Eben darum wird man es aber auch erklärlich finden, weshalb das classische Alterthum sowol als die Neuzeit den Biographien, wenn sie materiell und künstlerisch Das sind, was sie sein sollen, einen hohen Werth beilegen. Solche Biographien sind nun aber nicht möglich ohne ein in das Specielle eingehendes Quellenstudium; und dieses Quellenstudium muß, wie auf der Hand liegt, der historischen Wissenschaft wesentliche Dienste leisten. Da nun unsere Zeit insbesondere die Ueberzeugung gewonnen hat, daß, wenn die höchste Anforderung an die Geschichte, Treue und Wahrheit, befriedigt werden soll, ihre Darstellungen auf die Quellen zurückgehen und auf dieselben basirt sein müssen, so sind einzelne Zeitabschnitte, einzelne Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenstand specieller Geschichtsforschung und Darstellung geworden: historische Monographien und Biographien sind in großer Anzahl erschienen.

Die Geschichtschreibung unserer Nation, seit ungefähr 30 Jahren vorzüglich auf das deutsche Mittelalter gerichtet, ist in Folge der von uns soeben bemerkten Uebergangung theils biographisch, theils monographisch verfahren, um die noch ungelöste Aufgabe einer allgemeinen Geschichte des deutschen Volks im Mittelalter ihrer sehnlichst gewünschten Lösung näher zu bringen. Se erschienen denn, um auf die erste Hälfte des Mittelalters zu beschränken, z. B. die Biographien Heinrich's des Löwen, Ludwig's des Frommen, Otto's I., Heinrich's V., Lothar's II., Friedrich's II., der Päpste Gregor's d. Gr., Sylvester's II., Gregor's VII., Alexander's III., Innocenz' III., während gleichzeitig meisterhaftes ausgezeichnete Monographien über das Zeitalter der Karolinger, der sächsischen Kaiser, der Salier, der Hohenstaufen, der Kreuzzüge und über die Ritterorden geschrieben wurden. Alle diese Werke, die zum Theil sehr umfangreich sind, deren Zahl wir aber leicht noch vermehren könnten, sind in dem Zeitraume von 1815—45 herausgegeben worden. An diese Werke reiht sich nun dasjenige an, das soeben vor uns liegt.

Wir kennen den Verf. bereits aus der Preisschrift „Geschichte des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen" (Berlin 1843) und als Gegner von Gervais, dem Verf. der „Politischen Geschichte Deutschlands unter der Regierung Heinrich's V. und Lothar's III." (2 Bde., Leipzig 1841—42). Obgleich uns nun keine Vorrede über die Gründe Aufschluß gibt, welche den Verf. zu seiner Monographie veranlaßten, da ja v. Raumer und Luden in ihren großen Geschichtswerken dasselbe Thema behandelt haben, so dürfen wir doch voraussetzen, daß Das, was von uns oben über den Werth historischer Monographien und Biographien bemerkt worden ist, im Allgemeinen als Bestimmungsgrund obgewaltet hat. Im Besondern aber ist gewiß der Umstand nicht ohne Einfluß gewesen, daß die Ansichten über Konrad's Regierung und über seine persönliche Bedeutsamkeit verglichen mit seinem unmittelbaren Vorgänger Lothar III. keineswegs völlig übereinstimmend sind. Der Grund dieser Verschiedenheit läßt sich schon aus der Parteinahme der Quellenschriftsteller ableiten, und das darf uns nicht Wunder nehmen. Deutschland und Italien waren ja seit dem 12. Jahrhundert in zwei große Heerlager zerspalten, in Ghibellinen und Welfen, deren Kampf um so hartnäckiger, erbitterter und verhängnißvoller ward, da Rom das Feuer ununterbrochen schürte und nur nach dem Untergange der Ghibellinen seine weltliche und geistliche Herrschaft völlig entwickeln und sichern zu können glaubte. Dieser Kampf nun, der schon lange um so zu sagen seine Vorspestgefechte gehabt hatte, brach unter Konrad III. förmlich los. Die Frage aber, was dieser Fürst dem deutschen Reiche gewesen sei, konnte nur mit einiger Vollständigkeit in einer Biographie, die sich auf die Resultate der neuesten Kritik der Quellen und ihre Vergleichung stützt, zu einer genügenden Lösung gebracht werden. Daher sind denn auch Gervais' und unsers Verf. Urtheile über Konrad im Wesentlichen übereinstimmend ausgefallen, obschon der Erstere für Lothar zu entschieden gegen den Hohenstaufen Partei nimmt und in Folge dessen Manches zwischen den Zeilen der Quellenschriften zum Nachtheile des Letztern liest, was Andere ohne diese parteiische Stimmung nicht leicht finden werden. Indem wir voraussetzen, daß unsere Leser mit Dem bekannt sind, was Gervais am Ende des zweiten Bandes seines mehrfach erwähnten Werks über Lothar geurtheilt hat, lassen wir hier zur Vergleichung und Belehrung eine Stelle von unserm Verf. folgen, die deutlich genug die Uebereinstimmung beider Historiker in der Hauptsache zu erkennen zu geben geeignet ist:

„Demüthigend genug müssen die Gedanken gewesen sein, die ihn während seiner äußersten Lebensstunden umschwebten. Wie sehr war der Glanz, den Lothar dem kaiserlichen Ansehen verliehen hatte, erblichen; wie gründlich hatte der, den Jener nach vielen Mühen aufgerichtet, unter Konrad's Regierung erschüttert. In den Grenzlanden lag die Oberhoheit des deutschen Königs fast ganz danieder. Statt des Zinses, den Lothar aus Polen gezogen, sah Konrad von dorther seinen Schwager verjagt, seine Kriegskunst beschämt, seine Befehle verachtet. Bela II. von Ungarn hatte sich den Besitz seiner Krone von Lothar bestätigen lassen; während Konrad's Herrschaft überfiel und verheerte Geisa II. deutsches Land, ohne Vergeltung dafür zu empfangen. Zweimal hatte Lothar Italien betreten und zum Gehorsam gebracht; jetzt trug König Roger höher als jemalk sein kühnes Haupt, waren Rom und die lombardischen Städte von Freiheitsideen durchdrungen, denen die Majestät des deutschen Königs kaum etwas mehr als einen leeren Titel bedeutete; über die Absicht, das Land in Pflicht zu nehmen, kam Konrad nie hinaus. Auch auf Dänemark, wo Lothar seine Oberlehnsherrlichkeit geltend gemacht, hatte sich Konrad keineriei bedeutsamen Einwirkung zu erfreuen; die beiden dänischen Thronverwerter Swen und Knut wandten sich an ihn um Entscheidung ihres Zwistes, und erlangten die gewünschte Schlichtung nicht. Durch Deutschland selbst ging, seine übrigen Zerrüttungen überragend, die Entzweiung zwischen dem königlichen Hause und den Welfen. Hier hatte sich des Königs schwankender, fremden Einflüssen ergebener und durchgreifender Kraft entbehrender Charakter am verderblichsten bewiesen. Ausgehend von dem Wunsche einer völligen Niederdrückung des

Digitized by Google

feindlichen Geschlechts hatte sich Konrad dann mit einer Schwächung desselben begnügt und ihm so viel Kraft gelassen, daß es die Erkämpfung des Verlorenen mit allem Nachdruck wieder aufnehmen konnte. Fast auf der Flucht vor Heinrich dem Löwen ging Konrad in den Tod."

Wir zweifeln übrigens nicht, daß von Gervais und Jaffé der wahre historische Standpunkt festgestellt worden ist, von welchem aus der Charakter Konrad's III. und die Zustände des deutschen Reichs unter ihm angesehen und beurtheilt werden müssen: die Werke der allgemeinen Geschichte Deutschlands werden künftighin die Ansichten dieser beiden Historiker für maßgebend zu erklären haben, um so mehr, als namentlich Jaffé's vorliegende Schrift ein höchst sorgfältiges Studium und gewissenhafte Zusammenstellung und Vergleichung der gleichzeitigen Geschichtsquellen verräth. Sie gibt durchgängig selbständige Forschung zu erkennen, ist weder von Luden noch von Raumer abhängig. Auf die Beilagen machen wir Historiker von Fach besonders aufmerksam, namentlich auf das Verzeichniß der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe während der Regierung Konrad's. Überhaupt ist Anlage, Einrichtung und Plan des Buchs gleich gehalten mit Dem, was wir dem Verf. über Lothar verdanken. Auch der Stil ist derselbe: einfach, klar; man sieht es ihm an, daß er wesentlich aus den Quellen hervorgegangen ist; der Phantasie ist kein Spielraum gelassen worden. Unser Endurtheil können wir aus voller Überzeugung durch folgende Worte bezeichnen: Die deutsche Geschichtschreibung ist um ein verdienstliches Buch reicher geworden und zugleich kann Pertz, dem dasselbe auch gewidmet ist, in ihm eine abermalige Anerkennung und Frucht seiner Verdienste um deutsche Geschichtsforschung wahrnehmen. 73.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur Geschichte der Journalistik.

Die Journalistik ist ein gefährliches und schlüpfriges Feld. Schriftsteller, welche mit einiger stilistischen Gewandtheit und Beweglichkeit begabt sind, werden leicht, wenn sie einmal diese Bahn betreten haben, durch den Antrieb, Aufsehen zu erregen, durch die Leichtigkeit des Gewinns und durch den Einfluß, den man sich als Journalist verschaffen kann, verführt. Wie manches Talent hat sich auf diesem Gebiete nicht schon abgenutzt; aber, wie mancher Charakter ist nicht auch schon durch den fortwährenden Verkehr mit der Tagespresse anrüchig geworden! Bestechlichkeit, Eitelkeit, persönliche Rücksichten, dies sind die Handhaben, bei denen der Teufel, welcher in der Journalistik seinen Spuk treibt, die unverfänglichsten Seelen zu erfassen versteht. Und haben sie sich diesem Bösen einmal verschrieben, dann ist es um sie geschehen; sie reiben sich im Gewühl der Parteileidenschaften auf. Nur wenige standhafte Gemüther gibt es, welche von diesen Regungen nicht angefochten werden und die aus der Prüfung unbefleckt hervorgehen. Einer der wenigen Journalisten, denen während der ganzen Dauer ihrer Thätigkeit selbst nicht einmal in den Augen ihrer Gegner der geringste Makel anhaftete und deren Namen ungetrübt vom Gifthauche des Leumundes blieb, war Henri Fonfrède. Dieser gewandte und energische Tagesschriftsteller, dessen Tod unter den Verfechtern der Regierung oder richtiger der Julidynastie eine Lücke gelassen hatte, unterschied sich aber auch noch in einer andern Beziehung von den Journalisten gewöhnlichen Schlages. Die meisten derselben halten nämlich Paris für den einzigen Ort, wo sie ihr Werkzeug, ihre Feder, die sie jeder Partei leihen, weil sie selbst von ihr keine allzu hohe Achtung haben, auf eine gewinnbringende Weise handhaben können. Daher ist denn auch die pariser Tagespresse, obgleich seit einiger Zeit verschiedene Parteiorgane der Provinz schüchtern ihr Haupt zu erheben angefangen haben, immer noch ein Tummelplatz der unruhigen Kampfhelden. Unähnlich diesen literarischen Glücksrittern wich Fonfrède von dem Punkte, den er sich einmal erwählt hatte, bis zu seinem Tode nicht wieder. Er hatte sich einmal die Aufgabe gestellt, in der Provinz für die Julimonarchie, deren Sache er zur seinigen gemacht hatte, die Sympathien zu erwecken, und keine auch noch so glänzenden Anerbietungen konnten ihn vermögen, seine Vaterstadt Bordeaux mit Paris, wo ihm ein leichterer Ruhm und eine lockendere Beute zu Theil geworden wäre, zu vertauschen. Was uns das Bildniß dieses Mannes von gediegener Gesinnung und ehrenwerthem Charakter wieder auffrischt, ist der Umstand, daß wir in der „Revue nouvelle" einige Bruchstücke aus seiner noch ungedruckten Correspondenz gelesen haben, welche uns einen Blick in die innersten Falten seines Herzens gestatten. Man kann sich hier recht überzeugen, daß in ihm kein Falsch noch Hehl war, und daß seine unbestochene Feder in schlichten Worten aussprach, wie es ihm ums Herz war. Diese Proben machen uns begierig auf eine Auswahl seiner Schriften, welche uns von einer dem Verstorbenen befreundeten Hand in Aussicht gestellt wird. 17.

Literarische Anzeige.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.
Mit biographisch-literarischen Einleitungen.
Gr. 12. Geh.

Hiervon sind im Jahre 1845 neu erschienen:

XXXIX. XL. **Dante Alighieri, Prosaische Schriften.** Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von **K. L. Kannegießer.** 2 Thlr.

XLI. XLII. **Bremer (Frederike), In Dalekarlien.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. 20 Ngr.

XLIII—LIII. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen. Elf Theile. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die früher erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Inez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kreis. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Strenge und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Cichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dance,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXIX XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Horfer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Malsius. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 314. — 10. November 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

Die Vorgängerin dieser Dorfgeschichte ist „Die Sängerin", eine Novelle von W. Martell. Auch dieser Autor hat vor mehren Jahren eine Dorfgeschichte in die „Urania" geliefert, und wir erinnern uns noch lebhaft des günstigen Eindrucks, den sie damals auf uns machte. Diesmal hat er es vorgezogen, uns in die aristokratischen Kreise zurückzuführen, in welchen bereits seine erste uns bekannt gewordene Novelle spielte. Wir können uns und ihm kein Glück dazu wünschen. Zwar besitzt er manche Eigenschaften und Talente, die ihn zu einer ansprechenden Darstellung der vornehmen Welt befähigen. Einerseits zeigt er sich als mit den Sitten und Lebensansichten derselben aufs genaueste bekannt und macht überall den Eindruck, als ob er selbst den höhern Gesellschaftskreisen angehöre; andererseits ist er doch nicht so in diesen Kreisen befangen, daß er etwa durch eine exclusiv-aristokratische, den Zeitideen fremdartige Gesinnung zurückstieße, vielmehr läßt sich seine Erzählung als eine indirecte Abfertigung engherziger Standesvorurtheile betrachten. Ferner begnügt er sich nicht mit der Darstellung vornehmer Persönlichkeiten und aristokratischer Beziehungen als solcher, sondern er fühlt das Bedürfniß, die Abgeschlossenheit und Leere derselben durch Hinzufügung einer individualisirenden Charakteristik und moderner Romantik vergessen zu machen. Indeß trotz alledem macht die Novelle — einzelne Partien ausgenommen — keinen rechten Eindruck, wir bleiben von Anfang bis zu Ende außerhalb derselben stehen und können uns weder für die Personen als solche noch für die Entwickelung ihres Schicksals genügend erwärmen. Die wesentlichsten Mängel derselben scheinen uns folgende zu sein. Zunächst fehlt es ihr an einem wirklichen Conflicte. In der Exposition wird zwar ein solcher vorbereitet, es werden Gegensätze zwischen einer redlichen Stiefmutter und ihren drei ebenso redlichen Kindern nachgewiesen, die an sich ganz interessant sind und einen besondern Kampf, eine eigenthümliche Lösung nöthig zu machen scheinen; aber diese Gegensätze gerathen gar nicht ernstlich aneinander, sie sind dem Thatbestande nach schon vor dem Beginn der Novelle gelöst und werden innerhalb derselben nur durch ein mystificirendes Spiel, das aber der Leser mit Leichtigkeit durchschaut, scheinbar fortbestehend erhalten. Natürlich geht hierbei aber jedes reelle Interesse verloren. Dies möchte jedoch noch zu verschmerzen sein, wenn dafür wenigstens ein Interesse am Spiel als solchem erweckt würde. Zwar macht der Verf. auch hierzu den Versuch, indem er einige komische Individualitäten einfügt und das Spiel selbst so poetisch und romantisch als möglich zu gestalten strebt. Aber es gelingt ihm nicht. Einmal sind die komischen Individualitäten an sich nicht sehr wirksam, denn ihre Komik, auf Sprachverderbung und namentlich auf falschen Gebrauch der Fremdwörter gestützt, ist wohlfeil und abgenutzt und nicht einmal glücklich durchgeführt; sodann greifen sie aber auch in das eigentliche Spiel gar nicht wesentlich und nothwendig ein, sondern laufen ziemlich gleichgültig zwischenburch oder nebenher. Was aber die poetisch-romantische Gestaltung dieser Mystification betrifft, so ist diese zwar an sich ganz wohlgelungen, und namentlich unter den einverwebten Gedichten finden sich mehre sehr zarte und innige; aber für den Zweck eines bloßen Spiels ist wieder viel zu viel Sentimentalität und elegischer Charakter darin enthalten und den Erfolgen wird viel zu viel Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beigelegt als daß eine wirklich ergötzliche Wirkung dabei herauskäme. So ist es denn natürlich, daß uns der Verlauf der Geschichte fortwährend in einem unbehaglichen Zwittergefühle von Ernst und Scherz erhält und uns nirgend über den Gefrierpunkt hinauskommen läßt, wo man weder kalt noch warm werden kann.

Zweitens vermissen wir in der Novelle einen nothwendigen Fortschritt und eine organische Gliederung. Weil eigentlich Alles von vornherein fertig ist und zuletzt nichts herauskommt, was nicht zu Anfang auch schon dagewesen wäre, so fehlt der Erzählung eigentlich jede innere Triebkraft und Bewegung. Da sie nun aber doch fortschreiten muß, so wird sie durch eine Reihe durchaus willkürlicher, nach Belieben des Dichters ihr von außen her aufgedrungener und obenein an sich bedeutungsloser Scenen und Situationen hindurchgezogen und die ganze Vermittelung von Anfang und Schluß ist also weiter nichts als eine zickzackartige und planlose

Digitized by Google

Herumführung im Kreise, wie wir sie uns wol im Blindekuhspiel einer burlesquen Komik, nicht aber in einer ernstlich gemeinten Novelle gefallen lassen.

Drittens endlich geht der Novelle eine gedrungene, kernige Darstellung ab. Der Stil des Verf. leidet überhaupt an Zerflossenheit und Breitez namentlich aber tritt dies im Dialog hervor, der oft gar keinen andern Inhalt hat als einen Austausch geselliger Artigkeiten und verbindlicher Wendungen, welche weder zum Fortschritt der Erzählung als solcher noch zur Charakteristik der Personen irgend etwas Wesentliches beitragen und überdies auch an sich selten pikant und überraschend genug sind, daß wir sie um ihrer selbst willen gern mit in den Kauf nähmen.

Können wir um dieser und anderer Mängel willen der Novelle im Ganzen keinen großen Werth zuschreiben, so fehlt es ihr doch, wie schon zugegeben, nicht an manchen interessanten Einzelheiten. So sind z. B. die eigentlichen Charakterschilderungen zu Anfang, besonders die der Ministerin, wohl gelungen; der treffenden Bemerkungen und anziehenden Reflexionen sind nicht wenige und namentlich unter den Liedern finden sich manche recht ansprechende, welche sich durch ihre leichte Fassung und Sangbarkeit auszeichnen. Wir heben Beispiels halber nur das eine aus, welches lautet:

Wie dringt dein Athem süß und rein,
O Nacht, in meine Brust!
Wie ist, als zögen Engel ein
Und weckten mich zur Lust.
Und doch ist mir das Herz so schwer,
Die Seele so betrübt,
Als ob mir was gestorben wär',
Das ich wie heiß geliebt.

Ich nenn' es nicht, doch fühl' ich's tief,
Was einst mich froh durchdrang,
Mich sonst zu Spiel und Tänzen rief,
Wenn die Schalmei erklang.
Es war ein liebliches Gedicht
Von Hoffen und Vertrau'n,
Es war ein Frühlingstraumgesicht
Wie Himmel anzuschau'n.

Hinweg! was schleichst du, schwacher Fuß,
Um der Geliebten Haus?
Noch diesen letzten, letzten Gruß,
Dann in die Welt hinaus!
Wo endlos sich die Meilenzahl
Der grauen Steppe webt
Und mein Entzücken, meine Qual
Die Wüste stumm begräbt!

Ach! wüßte ich das Eine nur:
Ob sie an mich noch denkt?
Noch meiner längst vermessen Spur
Ein mild Erinnern schenkt?
Wie sollte unterm Pilgerkleid
Das Herz mir sank erglüh'n,
Wie wollt' ich, ohne Klag und Neid,
Still meine Straße zieh'n.

Je weniger wir uns durch die eben besprochene Gabe befriedigt gefühlt haben, um so tiefern Eindruck hat die vorangehende Erzählung auf uns gemacht: „Ein armes Mädchen" von der Verf. der „Jenny" und „Clementine". Hier ist ein zwar nicht ganz neuer, aber markiger und von vornherein packender Stoff, eine ruhige, natürliche und Schritt für Schritt interessante Entwickelung desselben, eine durchweg warme, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Darstellung, eine je nach dem Bedürfniß bald einfache, bald blühende, immer aber geschmackvolle Diction, und endlich zum Schluß ein zwar nicht wohlthuender, nicht befriedigender, aber tief ergreifender und bleibender Effect. Bei solchen Vorzügen treten die Mängel von selbst in den Hintergrund. Wir merken es nicht, daß von eigentlichen Thatsachen im Anfang nur wenig die Rede ist, wir nehmen keinen Anstoß daran, wenn in der Mitte ganz unvorbereitet eine neue Person eintritt, welche von da ab fast das Hauptinteresse für sich in Anspruch nimmt, wir lassen es uns gefallen, wenn die erzählende Form gegen das Ende in die briefliche übergeht, wir übersehen es auch, daß die den Schluß herbeiführende Entdeckung ein schon allzu oft gebrauchter und darum leicht vorauszusehender Rancour ist. Nur über Eins fühlen wir uns gedrungen mit der Verf. zu rechten, nämlich über den fatalistischen Charakter der Novelle. Martha, ein armes Mädchen, das in den Straßen Berlins einen alten, blinden Invaliden herumführt, erweckt durch ihr zartes und leidendes Wesen die Theilnahme Ludwig's, eines jungen adeligen Offiziers. Als dieser von dem Alten erfährt, daß sie nur sein Pflegekind ist, welches ihm einst eine bei einer Feuersbrunst umgekommene unbekannte junge Dame hinterlassen hat, überredet er ihn, sie ihm abzutreten, worauf er sie Rösner, einem ihm befreundeten Landprediger in W.... dorf, zur Erziehung übergibt. Nicht aus Theilnahme, sondern zum bloßen Scherz betheiligen sich an dieser Sache auch noch drei Freunde Ludwig's. Martha entwickelt sich in den neuen Verhältnissen rasch zu einer in jeder Hinsicht höchst reizenden Erscheinung, für welche Ludwig alsbald die innigste und feurigste Liebe empfindet. Diese Liebe ist durchaus rein und keusch und ganz so frei von jeder strafwürdigen Nebenabsicht wie seine erste Theilnahme für Martha. Auch sonst ist er durch und durch von edler Gesinnung und sittlicher Haltung. Nicht minder rein und schuldlos steht Martha da; sie empfindet für Ludwig zwar keine geschlechtliche Liebe, aber die zärtlichste und innigste Dankbarkeit und es scheint als sei sie ganz dazu geschaffen, ihren Wohlthäter glücklich zu machen. So stellen sich Beide als Personen dar, welche des schönsten Looses würdig sind. Dennoch bricht über sie ein schreckliches Mißgeschick herein. Sogleich zu Anfang haben Beide zu leiden von der unzarten Einmischung der Freunde, auf welche die Schönheit Martha's ebenfalls einen bedeutenden, jedoch mehr sinnlichen Eindruck gemacht hat, und Ludwig kann es von ihnen nicht erlangen, daß sie sich ihres Antheils an ihrer fernern Lebensgestaltung begeben. Da beschließt er, unverzüglich um ihre Liebe und Hand zu werben; aber ehe er diesen Entschluß ausführen kann, wird er durch eine schwere Krankheit seines Vaters genöthigt auf eine Zeit lang nach Breslau zu gehen. Als

Digitized by Google

Tode desselben entdeckt er sich zwar seiner Mutter; als aber diese gegen eine so unehrenbürtige Verbindung Bedenken erhebt, verfällt er bald darauf in eine schwere Krankheit. Da er in derselben mehrmals nach Martha verlangt, so läßt seine Mutter durch ihren jüngern Sohn Hugo dieselbe aus W.... dorf abholen. Im ersten Augenblicke umarmt Ludwig dieselbe ungestüm; unmittelbar darauf aber stößt er sie von sich und will nichts mehr von ihr wissen. Ueberhaupt stellt sich von jetzt an sein ganzes Verhältniß zu ihr als höchst räthselhaft dar; man kann nicht erforschen, ob er mehr Liebe für oder mehr Widerwillen gegen sie empfinde. Mittlerweile entspinnt sich eine innige gegenseitige Neigung zwischen Hugo und Martha. Doch Beide bekämpfen und unterdrücken sie lange Zeit, jener aus brüderlicher Rücksicht, diese aus Dankbarkeit für Ludwig. Erst als Ludwig sich entschieden erklärt, daß er sich niemals mit Martha vermählen werde, kommt es zwischen Beiden zum gegenseitigen Geständniß. Unmittelbar darauf wird Martha in die Familie des Landpredigers zurückgeschickt; bald kehrt auch Ludwig nach Berlin zurück, von wo aus er in einem Briefe Hugo auf das feierlichste beschwört, seine etwanige Liebe zu Martha zu bezwingen, ohne jedoch einen bestimmten Grund hinzuzufügen. Martha's Geburtstag veranlaßt einen Besuch Ludwig's und der drei andern Offiziere in W....dorf. Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich einer derselben eine unangemessene Vertraulichkeit gegen Martha, Ludwig gibt ihm dafür eine Ohrfeige und es kommt zum Duell, worin Ludwig seinen Gegner erschießt. Ludwig kommt auf die Festung, der Pfarrer Rösner wird nach Lithauen versetzt, und Martha, von entehrenden Gerüchten verfolgt, faßt den Entschluß, auf Hugo zu verzichten und ohne dessen Wissen nach Paris zu gehen. Ludwig bestärkt sie in diesem Plane, aber ehe er ausgeführt werden kann, überrascht sie Hugo noch einmal in Brandenburg. Er weiß ihren Entschluß zu brechen und Martha wird im Augenblick der neuen Vereinigung ganz und gar die Seinige. Er theilt dies im freudigen Rausche Ludwig mit und erhält dafür die Nachricht, daß Martha eine natürliche Tochter ihres Vaters, also ihre beiderseitige Schwester sei. In Folge dessen nehmen Hugo und Martha Gift und Ludwig stirbt bald darauf vor Gram.

Ist das nicht eine vollkommene Schicksalstragödie in Novellenform? Wir können ihr das Ergreifende, die tief einschneidende Wirkung nicht absprechen; aber es fehlt ihr das Versöhnliche, das Verubigende, was jede Dichtung, auch die tragische, besitzen muß. Dies hätte die Verf. nicht versäumen sollen ihrem Producte einzuhauchen, sie hätte entweder ihre Personen, wenn einmal unschuldig, dem Untergange entziehen oder, wenn einmal zum Untergange bestimmt, als schuldig erscheinen lassen sollen. Dann würde die Novelle nicht blos tief erschütternd, sondern durch die Hindeutung auf die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung auch tröstend und erhebend gewirkt haben. Doch auch so wie sie ist verdient sie namentlich um ihrer aus dem Innersten kommenden Darstellung willen unsere wärmste Anerkennung, und wenn die größern Dichtungen der Verf.: „Jenny", „Clementine" und „Eine Lebensfrage", dieser kürzern an intensivem Werthe gleich kommen, verdienen sie jedenfalls das günstige Urtheil, das von verschiedenen Seiten über sie ausgesprochen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseerinnerungen aus Belgien. Von Luise von Ploennies. Berlin, Duncker und Humblot. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist recht erfreulich, zu sehen, wie sich die Aufmerksamkeit Deutschlands mit jedem Tage mehr dem benachbarten Belgien und in ihm den uns durch Sprache und Sitte so eng verwandten und doch seit so langer, langer Zeit von uns ganz vernachlässigten Flämingen zuwendet. Daß wir sie so lange vernachlässigt, kann man uns wol gar nicht übel nehmen. Lasten von der einen Seite der Vorwurf auf ihnen, daß sie ihrem Deutschthume ungetreu geworden, dann sahen wir auf der andern Seite sie willig den Nacken bücken unter die Herrschaft einer Kaste, welche Flamland wie mit einer chinesischen Mauer umzogen hielt und es zum Herde des grassesten Aberglaubens, der größten Unwissenheit immer mehr zu machen strebte. Kein Wunder, daß dies krankhaft sich hinwindende Volk unser Interesse nicht zu erregen vermochte, kein Wunder, daß die plattenbreitgetretenen Sauerdroste seiner Aktenriker uns kalt ließen. Seit zwei Decennien aber änderten sich diese Zustände. Flamland hat sich emancipirt von der Herrschaft des französischen Geistes und tritt als selbständige Macht auf; es beginnt allmälig, sich auch von der Herrschaft des Pfaffenthums zu emancipiren, wie sehr dieses auch bemüht ist, die 360 Klöster, welche Belgien besitzt, mit jedem Jahre um einige noch zu mehren, wie sehr dieses, kräftigst unterstützt von dem größten Theile des katholischen Adels, auch strebt, jede antiultramontane Regung gleich im Keime zu ersticken. Der im vorigen Jahre in Antwerpen gedruckte nichts weniger als römische Almanach, welcher mehre sehr bedeutende Aufsätze hintereinander erhielte, und der letzte Wahlsieg sind unter Anderm bedeutsame Zeichen in dieser Beziehung.

Seit mehren Jahren schon brachten Kuranda's „Grenzboten" und neben ihnen manche der geachtetsten deutschen Blätter uns einiges Rühre über das neukräftig erwachende Flamland; zu näherer Anschauung seiner Zustände im Allgemeinen aber gab uns noch Keiner unserer Schriftsteller Gelegenheit. Dies schien der Herausgeberin der „Britannia" vorbehalten.

Unter der nicht unbedeutenden Zahl unserer schriftstellernden Frauen zeichnet sich Luise von Ploennies aus durch Gemüth, Naturlichkeit und Kraft der Empfindung. Wenn wir überhaupt zu Vergleichen geneigt wären, dann würden wir sagen, Bettina sei genialer, die Gräfin Hahn-Hahn geistreicher, Frau v. Paalzow kenntnißvoller, Luise v. Ploennies aber die liebenswürdigste aller. Der Geist echter Weiblichkeit, Tiefe und Reinheit des Herzens spricht sich in all ihren Werken aus, sowol in ihren vor zwei Jahren erschienenen „Gedichten", als auch in den eben uns vorliegenden „Reiseerinnerungen"; er auch stimmt uns gleich von vorn herein zur Nachsicht gegen etwanige Mängel, denn immer aufs neue erinnert er uns daran, daß wir es mit dem Werke einer Frau zu thun haben, welche uns in durchaus einfacher und ganz anspruchsloser Weise ihre Anschauungen und Empfindungen darlegt. Diese machen auf uns einen vorherrschend jugendlichen Eindruck und erführen wir nicht im Laufe der Erzählung, daß Frau v. Ploennies Mutter einer schon sehr erwachsenen Tochter ist, dann wären wir wol geneigt, sie noch für gar jung zu halten. Über das

Digitized by Google

Motiv ihrer Reise sagt sie uns selbst Folgendes in der Vorrede: „Von warmer Theilnahme für das vaterländische Streben der flämischen Dichter erfüllt, hatte ich der an mich ergangenen Aufforderung gefolgt, die flämische Literatur und ihre Vertreter im Lande selbst kennen zu lernen. Meine Reise traf mit dem günstigsten Moment zusammen. Die Herzen waren durch manches Vorangegangene freudig angeregt. Der Vertrag mit dem Zollverein war eben abgeschlossen und so dem Austausch der materiellen Producte beider Länder die Bahn geöffnet. Geachtete Blätter Deutschlands hatten auf den geistigen Austausch hingewiesen, die deutschen Gesangvereine hatten ihrerseits in die beginnende harmonische Vereinigung gestimmt."

Wie liebevoll Frau v. Ploennies in Belgien empfangen wurde, darüber sprachen damals vielfach öffentliche Blätter. Die Fläminge bewiesen, sagte unter Anderm das „Magazin für die Literatur des Auslandes", daß sie nicht wie wir mitunter Seiltänzer, Fuß- und Fingerkünstler, wol aber eine Künstlerin im höhern, reinern Sinne des Worts zu ehren verstehen. Die Übersetzungen, wodurch die Reisende die Producte mancher ihrer Dichter in Deutschland mehr bekannt gemacht, hatten ihr den Dank des Volks gewonnen, welches darin ebenso viele Glieder einer neuen Bruderkette zwischen sich und Deutschland sah, und der Dank sprach sich begeistert überall aus wo sie erschien. Wie, das umgeht Frau v. Ploennies recht bescheiden. Sie schildert uns in einfacher, aber lebendiger Sprache die Eindrücke, welche die Hauptherde der flämischen Bewegung, Gent, Antwerpen, Brüssel und Brügge, und an denselben die Hauptvorkämpfer für jene Sache auf sie gemacht. Oft verläßt sie dabei die Prosa und wendet sich zur metrischen Form, deren sie übrigens gar nicht bedürfte, da häufig, wie unter Anderm in der Procession bei den Dominicanern (S. 84), der Wasserfahrt (S. 275 fg.), ihre Prosa die reinste Poesie bietet.

Wie sehr willkommen uns aber auch diese Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Sprache ist, wie sehr es uns freut, die Effecthascherei, das Coquettiren mit Modephrasen und die falsche Sentimentalität nicht in den „Reiseerinnerungen" anzutreffen, so können wir uns doch die Bemerkung nicht versagen, daß die Verf. mitunter gar zu wenig auf die Form achtete; ihr Stil hat dadurch an mehren Stellen etwas Zerhacktes, Bröckeliges. Dafür entschädigt jedoch bald nachher wieder die reine und schöne Form sowol ihrer meisterhaften Übertragungen aus dem Flämischen, Holländischen und Französischen, wie auch ihrer eigenen Gedichte, unter denen sich „Der Kastanienbaum" (S. 11), „Auf dem Thurme der antwerpener Kathedrale" (S. 230) und „Abschied ans Meer" (S. 221) auszeichnen; besonders weht aus dem letztern schmerzlich ergreifend die unbefriedigte Sehnsucht eines tiefen und starken Herzens. Wir erlauben uns hier gelegentlich den aufrichtigen Wunsch, daß die geehrte Verf. doch ja danach strebe, ihre Eigenthümlichkeit im Geiste und in der Form immer mehr zu entwickeln und keinen Lockungen geistesverwandter Sänger zu folgen. So erinnerte uns das übrigens gar hübsche Gedicht auf Freiligrath nicht wenig an Heine, der „Königssee" in etwas an den Dichter der „Spaziergänge eines wiener Poeten". Höchst gelungen sind die Übertragungen der Volkslieder, besonders des trefflichen Lieds der Geusen auf den Tod der Grafen Egmont und Horn (S. 181). Sehr wortgetreu und doch leicht sind auch die Übersetzungen neuerer flämischer Gedichte behandelt, welche sich zerstreut in dem Buche und in größerer Anzahl am Schlusse des Buchs finden. Der Druckfehler hätten wir gern, besonders im Flämischen und Französischen, weniger gesehen, doch sind dieselben durch die große Entfernung der Verf. vom Druckorte erklärbar. So lesen wir unter Anderm La chatte de sainte Ursule für La châsse de sainte Ursule (S. 140), Roggen statt Quappen (S. 200). 38.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Biographische Notiz über den Mathematiker Fermat.

Der unermüdliche Kämpfer gegen die Übergriffe der ultramontanen Eiferer auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, Libri, bekannt vorzüglich auch durch seine ausgezeichneten mathematischen Leistungen, hat in der „Revue des deux-mondes", zu deren thätigsten Mitarbeitern er gehört, Bericht erstattet über die Arbeiten des großen Mathematikers Pierre Fermat. Dieselben werden, wie man weiß, mit Genehmigung der Deputirtenkammer auf Staatskosten zur Herausgabe vorbereitet. Die Nachforschungen, welche Libri im speciellen Auftrage der Regierung zu diesem Zwecke angestellt hat, haben zum Theil eine Berichtigung früherer Annahmen in Bezug auf das Leben dieses berühmten Mannes ergeben. So hat man bisher geglaubt, daß Fermat, welchee Rath am Parlament zu Toulouse war, auch in dieser Stadt das Licht der Welt zuerst erblickt habe. Indessen haben es nun die Untersuchungen Libri's wahrscheinlich gemacht, daß Beaumont de Lomagne seine Vaterstadt ist, und die Angabe der „Biographie toulousaine", der zufolge er zu Toulouse im J. 1608 geboren wäre, scheint deshalb auf einem Irrthume zu beruhen. Libri glaubt den Monat August des Jahres 1601 als die Zeit seiner Geburt ansehen zu können. Libri entwickelt im angeführten Aufsatze auf eine geistreiche Weise die Gründe, welche ihn zu dieser Annahme bestimmen. Dieselben erhalten noch mehr Nachdruck durch einige gleichlautende Notizen, welche der Baron von Ceazannes, Unterpräfect von Castel-Sarrazin, in Bezug auf diesen Gegenstand dem Redacteur des „Journal général de l'instruction" (Nr. 43) mittheilt. Wie verlautet, ergibt sich aus beglaubigten Documenten, daß Fermat am 20. Aug. zu Beaumont geboren wurde. Als sein Vater wird Dominique Fermat, zweiter Consul der Stadt, und als Mutter Frau Françoise Cazeneuve genannt.

Zweck und Bestimmung der Pyramiden.

In neuester Zeit sind die Pyramiden sowie die übrigen Überreste der ägyptischen Civilisation, welche für uns so unzählige Räthsel und Mysterien enthält, häufig Gegenstand gelehrter Untersuchungen geworden. Dessenungeachtet ist es bis jetzt noch nicht einmal gelungen, der geheimnißvollen Bestimmung und dem Zwecke dieser kolossalen Bauwerke auf die Spur zu kommen. Ihre Errichtung muß mit so unermeßlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein und einen solchen ungeheuern Kraftaufwand in Anspruch genommen haben, daß die Erklärung, sie seien nur gewissermaßen Auswüchse des königlichen Stolzes, unmöglich genügen kann. Unter den verschiedenen Hypothesen, welche in dieser Beziehung von Reisenden und gelehrten Archäologen aufgestellt sind, hat diejenige, der zufolge die Pyramiden errichtet wären, um dem Eindringen der gewaltigen Sandwirbel in Ägypten von der Wüste her vorzubeugen, den Schein einer gewissen Glaubhaftigkeit für sich. Diese Ansicht, welche sich indessen schon seit einiger Zeit Geltung zu verschaffen angefangen hat, wird in einem vor kurzem erschienenen Werke mit einem großen Aufwande von Gründen aller Art verfochten. Diese Schrift führt den Titel: „De la destination et de l'utilité permanente des pyramides d'Egypte et de Nubie contre les irruptions sablonneuses du désert", von Jialin de Persigny. Der Verf., welcher viel gelehrte Kenntnisse und eine schöne Combinationsgabe entwickelt, war bei der lächerlichen Expedition des Prinzen Ludwig Bonaparte betheiligt, und er hat die unfreiwillige Muße, zu der ihn sein Aufenthalt im Gefängniß zu Doullens verdammt, zur Ausarbeitung des vorliegenden Werks verwendet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 315. — 11. November 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Vor der eben besprochenen Gabe findet sich eine Erzählung von Franz Dingelstedt „Der Schein trügt". Der Verf. hat ganz recht: der Schein trügt! die Firma „Dingelstedt" verspricht etwas Gutes und sie gibt uns diesmal nur etwas Mittelmäßiges. Die Novelle ist nicht schlechter als tausend andere, die man, weil sie von Schriftstellern niedern Ranges herrühren, gut zu nennen pflegt. Dennoch können wir ihr dieses Prädicat nicht zugestehen, denn ihr Werth steht in gar zu großem Misverhältniß mit dem Rufe ihres Verfassers. Wir möchten wol wissen, was dem Verf. zu dieser Arbeit den Impuls gegeben hat. Die Geschichte als solche kann es nicht gewesen sein, denn diese ist eine ganz gewöhnliche. Ein Baron verstößt seine Gemahlin, mit der er bis dahin höchst glücklich gelebt hat, weil er sie scheinbar auf dem Verbrechen der Untreue ertappt; er ist darüber höchst unglücklich, will sich von ihr scheiden lassen, und als er diesem Ziele nahe ist und eben auf dem Punkte steht, in einer neuen Liebe und zweiten Verbindung Trost und Beruhigung zu finden, stellt sich plötzlich heraus, daß seine Frau unschuldig, und er der Dupe eines erbschleicherischen Bettels gewesen ist. Der Verf. wird selbst zugeben, daß an dieser Zusammenstellung von Facten und Daten durchaus nichts ist, was irgend zur Ausführung reizen könnte. Auch die zu Grunde liegende Idee kann ihn nicht inspirirt haben. Denn wer in aller Welt könnte sich noch gedrungen fühlen eine Novelle zu schreiben, blos um zu beweisen, daß der Schein trügt! Wenn man nichts Tieferes zu sagen hat — das glaubt einem Jeder auch Wort. Was aber kann den Verf. sonst veranlaßt haben? Etwa die Zeichnung interessanter Persönlichkeiten? Auch diese sind ganz alltägliche und tausendmal geschilderte, nicht blos der Baron und seine Gemahlin, sondern auch der Graf und die Gräfin: Jener ein gutmüthiger aber ziemlich roher Landedelmann, diese eine höchst edle, zartfühlende Duldrin. Oder die Schilderung neuer Nationen? die Beschreibung unbekannter Örtlichkeiten? die Besprechung interessanter Zeitideen? die Einverwebung ursprünglicher Gedanken? Von alledem gar keine Spur. Was also? In der Novelle selbst kann ich nichts entdecken. Die Anregung muß sonach eine rein äußerliche gewesen sein: Langeweile, Aufforderung, Lust, einmal wieder etwas von sich hören zu lassen oder sonst etwas der Art! Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn auch aus der Ausführung des unfruchtbaren Stoffes nicht viel geworden ist, wenn die Darstellung derjenigen Wärme und Frische ermangelt, deren wir uns an den frühern Producten des Verf. erfreut haben, wenn die Disposition insoweit ganz verunglückt genannt werden muß, als die eigentliche Haupthandlung zu einem blos nachträglich gegebenen Referat herabgedrückt ist, und wenn endlich das Ganze um so weniger einen günstigen Eindruck hinterläßt, als die Consonanz des Schlusses durch eine neu hinzutretende Dissonanz übertönt wird. Alles Das hatten wir, da wir den Namen Dingelstedt's lasen, nicht erwartet. Aber er hat ganz recht: der Schein trügt!

Bei der ersten Novelle unsers Taschenbuchs, welche den Namen des Taschenbuchs selbst führt, hat uns jedoch der Schein nicht betrogen. Diese ist ganz so gut als der Name A. v. Sternberg's verspricht und wir dürfen daher den zahlreichen Freunden der Sternberg'schen Muse den besten Genuß davon versprechen. Zwar läßt sich ein Vorwurf, den man sonst wol den Producten dieses Autors gemacht hat, auch der vorliegenden Arbeit machen. Sie trägt mehr den Charakter eines Phantasiegemäldes als einer Zeichnung nach dem Leben, sie ist mehr geistreich als sinnlich-compact, sie ist mehr gedacht als in unmittelbarer poetischer Anschauung gewonnen. Aber unter der Hand Sternberg's gestalten sich diese Fehler fast zu Vorzügen, wir verlieren gern einmal den Boden unter den Füßen, um uns von ihm in eine ideale geträumte Region entführen zu lassen. Diesmal freilich tritt dieser Charakter der Sternberg'schen Poesie mit dem Grundgedanken der Novelle in sonderbaren Widerspruch. Dieser Grundgedanke ist nämlich kein anderer als eben der: die Poesie, wenn sie noch wirken will, muß heutzutage nothwendig in die niedern Sphären, zum kernigen, naturwüchsigen Volke hinabsteigen, und sie darf sich, wenn sie diesen Stoff ergreifen will, nicht mit einer selbst erfundenen Vorstellung, nicht mit einer oberflächlichen oder blos aus Büchern ge-

Digitized by Google

schöpften Kenntniß, sondern nur mit einer unmittelbaren, bis ins Innerste und Einzelste dringenden Anschauung desselben genügen lassen. Somit bricht er also gleichsam seiner eigenen Poesie, welche mehr oder weniger der unmittelbaren Anschauung des Volkslebens fern geblieben ist, und namentlich der vorliegenden Novelle, in welcher die Repräsentanten des Volkslebens durchaus idealisch gehalten sind, selbst den Stab; aber das thut nichts. Gerade aus dieser Selbstvernichtung steigt er wie eine Art Phönix wieder empor. Die höhere Intelligenz nimmt illusorisch die Maske einer künstlerischen Potenz an, wir vermissen nichts am factischen Bestande, weil wir die vollkommene Idee vor uns haben.

Was die Gestaltung der Idee betrifft, so ist sie fast allegorisch zu nennen. Die Hauptpersonen lassen sich geradezu als Vertreter von Begriffen auffassen: Uranie als Personification der Poesie, Graf Peronne als Repräsentant der modernen Politik, der Matrose Marot als Bild des noch im Zustande der ursprünglichsten Kraft und Natürlichkeit befindlichen Volks. Doch hat der Verf. nicht versäumt, ihnen neben dieser abstracten Bedeutung auch individuelles Leben einzuflößen und sie in lebendige Beziehungen und Conflicte zu verwickeln. Uranie ist eine Tochter der poetischen Provence, sie hat ihre Kindheit in unmittelbarster Nähe der Petrarca-Vaucluse verlebt und sich so in die Poesie der Wälder und Haine verloren, daß sie von der großen Welt und namentlich von Paris nichts wissen will. Da erscheint auf Veranlassung ihrer Aeltern der Graf Peronne, ein junger talentvoller Staatsmann, bekannt als feuriger Redner in den Kammern. Dieser gewinnt sie plötzlich für die großen Lebensfragen, er führt sie von der Natur zur Geschichte, zur Politik, er lehrt sie Paris kennen, und sie wird durch ihn so für das staatliche Leben, und durch dieses so für ihn gewonnen, daß sie in Bewunderung seiner geistigen Größe in eine Verlobung mit ihm willigt. Aber dieser Eindruck ist kein bleibender. Schon in Paris selbst geht ein guter Theil desselben verloren, noch mehr in Dieppe, wo sie das Meer und — Marot kennen lernt. Die Art und Weise, wie dieses geschieht, stürzt auf immer Peronne von seiner angestaunten Höhe und setzt Marot an dessen Stelle. Diese Katastrophe wird von ihr selbst folgendermaßen erzählt:

Am Nachmittage, gegen die Abendstunden hin, stellte eine kleine Wasserfahrt sich ein. Ein alter Bekannter meines Vaters, der, so viel ich weiß, Hafencapitain in Dieppe ist, stellte eine hübsche kleine Nacht zu unserm Gebrauch. Ein Boot sollte uns von unserm Badeplatz in den Hafen bringen. Das kleine Fahrzeug konnte nicht bis dicht an den Strand und einige Matrosen schickten sich an, unsere Gesellschaft einzeln durch das seichte Wasser hinüberzutragen. Scherz, Lachen und Neckereien blieben bei dieser Gelegenheit nicht aus, wir waren Alle heiter, ja sogar ausgelassen gestimmt, selbst Mr. Marot, den ich nie die Miene habe ziehen sehen, machte einen nicht ganz mißglückenden Versuch, lustig und scherzhaft zu sein. Ich kam aus dem Häuschen, als die Andern sich schon hatten hinübertragen lassen. Ein junger Matrose stand bereit mich aufzunehmen. Er bückte sich ehrfurchtsvoll, als ich kam, faßte mich dann, wie wir in unsern Kindertagen unsere Puppen in den Arm nahmen, und trug mich durch die Wellen. Am Boote angelangt, entfernte sich mein Träger und ich sah ihn den Weg bald darauf nochmals machen, diesmal Ernest auf seinen Armen tragend. Ich blickte erstaunt und verwundert auf diese Gruppe. Der große, schlanke, kräftige junge Matrose hatte meinen Verlobten wie ein kleines schwarzes Püppchen auf dem Arme. Ernest hatte seinen Arm um den kräftigen Nacken des Jünglings geschlagen, und, wahrscheinlich um den Auftritt komisch und belustigend zu machen, winkte er mir zu und gab mir zärtliche Grüße. Alle im Boot lachten und fanden dies sehr amusant, ich fühlte gleichsam einen kalten Schauer meine Glieder durchrieseln; ich sah so ernst aus, als hätte man mir eben den Tod eines geliebten Menschen gemeldet. Aber, ma chère, so grüßen Sie doch wieder, rief Mistreß Milnes, indem sie mich leicht anstieß. Sehen Sie nicht, wie unser theurer Graf gleichsam wie ein zweiter Arion über die Fluten dahergetragen wird! Ich bezwang mich jetzt und stimmte in die allgemeine Fröhlichkeit mit ein. Unterdeß wurde mein scherzhafter Freund näher herbeigetragen. Er strampelte wie ein ungezogenes Kind mit den gländenden, hellpolirten Stiefelchen, er wollte absichtlich seinen Träger in Gefahr zu fallen bringen; aber dieser betrat so mächtig, so fest und unerschütterlich den Boden, daß man deutlich sah, wie jeder Versuch der Art scheitern mußte. Endlich glitt Ernest ins Boot und, meine Hand fassend, wollte er sie zärtlich küssen, aber ich — welch eine kindische und plötzliche Thorheit! — entzog ihm dieselbe. Er bemerkte entweder diese Unart nicht, und er schob den Strand derselben auf das Schwanken des Boots, kurz, er sagte und that nichts, was irgend eine Empfindlichkeit verletzte, sondern wandte sich schnell zu dem Matrosen, um ihm ein Stück Geld in die hingehaltene Mütze zu schleudern. Ich wollte ebenfalls eine Gabe hinzufügen, als das Boot sich schon in Bewegung setzte und der junge Mensch wieder dem Ufer zuschritt. In diesem ganzen Vorfalle, meine theure Felicia, liegt wahrlich nichts, was irgend auffallend oder gar bedeutsam genannt werden könnte. Eine heitere Gesellschaft, an einem schönen Sommertage vereinigt, unternimmt eine Lustfahrt; unter Scherz und Lachen läßt man sich ins Boot tragen. Die Spazierfahrt endet wie sie begonnen, in voller Zufriedenheit aller Theilnehmer, und ein ländliches Mahl beschließt den wohlangewandten Festtag. Sieht du hierin ein sich weis nicht welch dunkles Geschick verborgen? Und dennoch! Es ist etwas wie ein Geschick diesem wundervollen Tage beigegeben worden. Ich kann nämlich das Bild des Mannes, der sich von einem andern Manne tragen läßt, nicht los werden. Zum Unglück kann ich zeichnen und meine Phantasie ist eingeübt, jedes Detail eines darstellbaren Ereignisses bis in das Minutiöseste zu verfolgen. Jetzt sehe ich mir die kleine, schwarze, hängende Gestalt, gekleidet an die schönen antiken Formen, die breite Brust, die flachen Schultern eines jungen Antinous. Ich sehe die bleichen Züge eines in den Salons und an der Studirlampe entfärbten Antlitzes nicht gedrängt an den wilden und sprühenden Purpur einer Jugendwange, die von dem Kampfe mit dem Wetter gebräunt ist. Und nun die schlanke, biegsame Taille, durch einen rothseidenen Shawl zusammengeschnürt, dessen Enden ziemlich nachlässig geschürzt in die silberne Flut herniederhängen und das weiße Knie berühren. Nimm dazu den hellen prachtvollen Himmel als Hintergrund, das über sein zierlichen Häuserreihen und das Meer, das frische und farbenlicht hinbreitet, und du wirst finden, daß dieses Bild, mir zum Unglück, zu viel des Schönen hat neben dem Beleidigenden, als daß ich im Stande wäre, es zu vergessen.

Zwar geht trotz dieses Vorfalls und seines unvergeßlichen Eindrucks die Vermählung Uranie's mit Peronne vor sich; aber sie kann in diesem Verhältnisse das früher getrübte Glück nicht finden, und der Zug ihres Herzens sowie ein leitendes Schicksal führt sie immer wieder mit Marot zusammen, bis sie endlich nach mannichfachen

Digitized by Google

Kämpfen und Abenteuern ganz und gar in die Hütte seiner Mutter hinabsteigt und nach dem Tode ihres Gemahls sein glückliches Weib wird, als welches sie sich zugleich zu einer gefeierten Volksdichterin heranbildet.

(Der Beschluß folgt.)

Fr. Chr. Ötinger's Selbstbiographie. Herausgegeben von Julius Hamberger. Mit einem Vorwort von Gotthilf Heinrich von Schubert. Stuttgart, Liesching. 1845. 8. 15 Ngr.

Einige Freunde des tiefern Schriftsinns machen mit dieser kleinen Schrift auf den wenig bekannt gewordenen würtembergischen Prälaten Fr. Chr. Ötinger und seine Werke aufmerksam. Hr. Dr. Hamberger sagt, daß die Naturphilosophie den christlichen Begriff der wahrhaften Natur noch nicht erreicht und daß sie eben darum so wenig die wirkliche Versöhnung von Idealismus und Realismus gefunden als die Mittel zum eigentlichen Verständniß der Schrift geboten hat, in dessen Besitz Ötinger bereits im vergangenen Jahrhundert gewesen sei. Er sagt, die Naturphilosophie verkennt es, daß die gegenwärtig uns umgebende irdisch-materielle Natur durch eine feindliche Gewalt, die sich ihrer theilweise bemächtigt hat, in einem Zustande der Zerrüttung und Verwirrung sich befindet, hält also diese ihre Gestalt oder vielmehr Misgestaltung, vermöge deren sie in einem offenbaren Widerspruche gegen den Geist steht, für die normale, ja für die einzig und allein mögliche oder denkbare. Man kann den Irrthum, in welchem sie sich hierbei befindet, sofern hier das geistige Leben als abhängig von der irdischen Natur erscheint, immerhin noch als einen Rest des im Übrigen so mächtig von ihr überwundenen Materialismus bezeichnen, vor welchem der Theolog billig ein Grauen empfinden sollte. Aber auch der Gegensatz des Materialismus, der Spiritualismus, mit welchem sofort der Rationalismus gegeben ist, sollte von ihm gestohen werden. So bleibt ihm denn freilich, wenn er nicht sein wahres Wesen aufgeben will, nichts Anderes übrig, als mit Ötinger eine Natur oder Leiblichkeit höherer Art, von welcher nämlich die der gegenwärtigen irdischen Welt anhaftenden Mängel, wie besonders die Undurchdringlichkeit, der Widerstand und die grobe Vermischung ausgesondert sind, anzuerkennen. Von einer solchen Natur oder Leiblichkeit, welche mit dem wahrhaften Geistesleben nicht im Widerspruch, sondern im Einklange steht, behauptet Ötinger, daß sie als eine Vollkommenheit und darum nicht nur als das Ende der Wege Gottes bei den Creaturen zu betrachten sei, sondern auch bei dem verklärten Heilande, ja sogar bei Gott selbst angenommen werden müsse, unter welcher Voraussetzung allein die Bibel in ihrer vollkräftigen, körperlichen massiven Ausdrucksweise wirklich verstanden werden könne. Hr. Dr. Hamberger sagt, so wenig man z. B. die Lehre des Apostels, das Blut Christi mache rein von aller Sünde, auf rationalistische Weise schwächen und nur eine Redeblume darin finden solle, ebenso unbegreiflich, vielmehr geradezu widersinnig müßte dies Wort erscheinen, wenn man dabei an das irdisch-materielle Blut des Herrn sollte zu denken haben. Offenbar ist man also genöthigt, zu einem dritten, über diesen beiden Gegensätzen hinaus liegenden Begriffe sich zu erheben.

Ungefähr in dieser eben bezeichneten Art raisonnirt Ötinger. Hr. Dr. Hamberger beabsichtigt nur einige der Werke des Verstorbenen wieder herauszugeben, vornämlich sein „Biblisches und emblematisches Wörterbuch", welches dem weiland berühmten Teller'schen Lexikon entgegengesetzt war. Friedrich Christian Ötinger war geboren zu Göppingen am 6. Mai 1702; er wurde fromm erzogen und lernte schon als Knabe im Kloster zu Blaubeuern den berühmten August Hermann Francke, den Stifter des Halleschen Waisenhauses, kennen. Da der oftgenannte Friedrich Roch, von dem Jung-Stilling's „Theobald oder die Schwärmer" (Frankfurt 1785) nähere Auskunft gibt, aus dem Amte Göppingen gebürtig war, so kam Ötinger vielfach mit Inspirirten in Berührung, machte sich aber bald von ihrem Einflusse frei. In Tübingen lernte er Malebranche's „Entretiens sur la métaphysique" kennen, ingleichen dessen „Méditations chrétiennes" und „Traité de la nature et de la grâce". In derselben Zeit beschäftigten ihn auch Leibnitz' „Principia monadologiae", welche er bald unhaltbar fand; mehr wurde er angezogen von Jakob Böhme's Schriften, auch von den Büchern der Therese von Bordeaux, der Margarethe d'Alacoque, der Brion ꝛc. Übrigens bildete er sich in der gelehrten Theologie gründlicher aus durch das Studium der Schriften des Ignatius, des Polycarpus, des Justinus Martyr, des Irenäus, des Clemens Alexandrinus, des Origenes, des Athenagoras, des Eusebius und Sozomenus; er studirte auch Augustinus und Hieronymus, sogar die Philosophie der Rabbinen. Das Letzte führte ihn auf die Kabbala und auf das Buch „Sohar". Hiernächst erweiterte er durch Reisen seinen Gesichtskreis; er ging nach Frankfurt, nach Jena und kam von August Hermann Francke in Halle zum Grafen von Zinzendorf, mit dem er sich aber nicht recht verständigen konnte. Zu dem Allen studirte Ötinger gleichzeitig noch die Medicin, sodaß er im Stande war, auch darin sich examiniren zu lassen. Die würtembergische Behörde hatte Mancherlei gegen den eigenthümlichen Gang dieser Studien zu erinnern; doch wurde er, nach gegenseitiger Verständigung, als Prediger angestellt und stieg bis zu der Würde eines Prälaten. Während seiner Amtsführung beschäftigte er sich viel mit alchymistischen Autoren und mit der Philosophie der Adepten; er behauptete, daß die letztere viel zur Physik der heiligen Schrift und diese wieder viel zur Erkenntniß der Schrift überhaupt beitrage. Er sagt, das Buch „Fabri anatomia totius universi" sei von großer Wichtigkeit zur Erklärung des Spruches Apokalypsis, Cap. 14, V. 7. Er gibt zu, daß viele Adepten nur die Absicht hätten, Gold zu machen; er selbst aber habe in der Chemie die „Theologia emblematica" zum Grunde und überlasse Gott den Ausgang; wer seinen ganzen Lebensgang kenne, müsse gestehen, daß er mit göttlichem Berufe darin arbeite. Nichtsdestoweniger waren Freunde und Verwandte Ötinger's über diese seine Studien höchst unzufrieden. Gold hat Ötinger auch nie ans Licht gebracht; er verfertigte aber viele Arzneien, die er an arme Kranke verschenkte; er äußerte, es sei ihm mit jenen Experimenten auch nur um tiefere Einsicht in den Zusammenhang des sichtbaren Werdens mit dem unsichtbaren Grunde alles Seins, um Erkenntniß des Schöpfers auch in den Anfängen seiner Schöpfung zu thun. Durch diese Beschäftigung wurde es veranlaßt, daß in die öffentliche Meinung ein Bericht über Ötinger's Verhältniß zur Geisterwelt überging, den man nachlesen kann in der siebenten Sammlung der „Blätter aus Prevorst", S. 49 fg.

Ötinger hat ungefähr 70 größere und kleinere Schriften geschrieben; es ist interessant, zu wissen, daß der Dichter Christian Friedrich Schubart während seiner langen und harten Gefangenschaft auf dem Asperg vorzüglich durch die Ötinger'schen Schriften zur Anerkennung der Wahrheit des christlichen Lehrsystems gebracht ist.

Aus allen mitgetheilten Notizen wird man ersehen, daß Ötinger's Bücher diejenige theologische Farbe tragen, welche man im Allgemeinen die mystische zu nennen pflegt; ein Reichthum von Gedanken steckt gewiß darin, ob Wahrheit, das wird nur ein sorgfältiges Studium entscheiden können. 25.

Literarische Notizen aus England.

Englisches Urtheil über die Deutschen.

Ein Berichterstatter des „Athenaeum" aus Karlsbad — Derselbe, welcher den altenburger Bauern eine solche Lobrede gehalten — kommt in einem spätern Berichte von Mitte

Digitized by Google

Juli aufs neue auf die Vorzüge der deutschen Volksstämme vor seinen Landsleuten und den Franzosen zu sprechen, wobei er bemerkt, daß, wenn auch, was Geschmack und in die Augen fallendes Äußere anlange, die Gesittung Deutschlands der Frankreichs, in Bezug auf sittliche Gediegenheit und Großartigkeit der Großbritaniens nachstehe, doch erstere die der beiden letztern an Tiefe und Ausdehnung übertreffe. „Das Volk", bemerkt er, „obwol im Äußern in vieler Hinsicht ungeschliffener (coarser) als das englische oder französische Volk, ist thatsächlich im Wesen gesitteter, d. h. es ist weniger unwissend, weniger rohen Leidenschaften und dumm fanatischen Vorurtheilen unterworfen." Besonders spricht den Engländer die Liebe und der Sinn für Kunst, insbesondere Musik an, die er unter dem deutschen Volk gefunden; er ist unerschöpflich in Lobeserhebungen darüber. „Wo sonst als in Deutschland", sagt er, „wird man beinahe in jedem Theegarten eine gute Musikbande antreffen? Es vergeht während des Sommers kein Tag, beinahe keine Stunde, wo der sich in Dresden Aufhaltende, wenn er sich einen Spaziergang und die Kosten einer Tasse Kaffee oder eines Glases Bier nicht verdrießen läßt, nicht die herrlichste Musik aufführen hören kann. Sehen Sie in den «Dresdener Anzeiger», eine Art „Petites affiches", und Sie finden in Hülle und Fülle Züge des National- d. h. des sächsischen Charakters. «Concert früh» in den «Große Garten», wohin Sie an einem schönen Sommermorgen des Sonntags, wenn Sie hübsch um fünf Uhr auf sind, einen unabsehbaren Zug von Menschen strömen sehen können, die an diesem schönen Ort sich im Freien niederlassen und, bei dem Klange der trefflichsten Instrumentalmusik, ihren Kaffee schlürfen und, leider! schmauchen. «Concert auf der Brühl'schen Terrasse», «Concert auf dem Linke'schen Bade» am Nachmittag, und so ein halb Dutzend andere Concerte. Diese Musikbanden, wovon die schlechteste mit einem Ineinandergreifen, einer Intelligenz und einem Gefühle spielt, welche die mit großen Kosten zusammengebrachten Banden in Paris und London oft beneiden würden, sind aus dem Volke und für das Volk!" Selten hat wol Sachsen, und insbesondere Dresden, einen feurigern und begeistertern Lobredner gefunden als diesen reisenden Engländer. Wir heben aus seinem ausführlichen Berichte — er füllt im „Athenaeum" beinahe sieben Spalten — noch folgende für unsere Landsleute gewiß ergötzliche Stelle heraus. Er war zur Zeit der großen Überschwemmung Ende Winters dieses Jahres in Dresden anwesend und beschreibt die Verheerungen derselben. „Sie können sich vorstellen", bemerkt er bei dieser Gelegenheit, „mit welchem Schmerz und Bedauern ich vernahm, daß sich eine heftige Opposition gegen die Wiederaufstellung des Kreuzes auf dem beschädigten Brückenpfeiler erhoben hatte. Ich konnte nicht umhin, mich nach England zurückzudenken. Ist es möglich, daß Deutschland, welches sich zu einem echten und freien Gesichtskreis der Religion aufgeschwungen zu haben schien, in diese elende Lache fanatischen Formalismus zurückgefallen wäre? Das ist schwer zu glauben. Man sollte meinen, die Erinnerung daran, daß dies Kreuz ursprünglich von dem sehr protestantischen Fürsten, Kurfürst Georg, aufgestellt wurde, müßte die Gewissensbedenken des Volks beschwichtigen und ihm Achtung geboten haben. Aber in solch einem Volk steht das historische Gefühl mit dem religiösen ziemlich auf einer Linie. Es wird steif und fest behauptet, daß diese Frage die Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt beschäftigen wird. Wahrlich eine edle Beschäftigung für eine gesetzgebende Versammlung." Sollte man nicht meinen, der Engländer erlaube sich einen Scherz über unsere politische Bildung, sähe er nicht gar so ernst und schwärmerisch dabei aus? Man ersieht wenigstens daraus, daß es nicht in Deutschland allein „Träumer" gibt.

Zur Geschichte der ersten englischen Revolution.

Unter dem Titel: „Notes and proceedings in the Long parliament, Temp. Charles I. By Sir *R. Verney*. Edited by *J. Bruce*" hat die Camden society einen neuen Beitrag zur Geschichte der ersten englischen Revolution veröffentlichen lassen. Dieser Sir Ralph Verney war Mitglied des Langen Parlaments für Aylesbury und seine Noten, mit Bleistift auf einzelne Papierstreifen an Ort und Stelle selbst niederschrieben, fanden sich unter andern Familienpapieren zu Claydon-House, jetzt wie damals der Adelssitz der Familie de Verney. Die Schrift ist eben nur von historischem Werth, weil sie die Darstellung eines Augenzeugen enthält. Von allgemeinerm Interesse in dieser Hinsicht ist die Erzählung über das persönliche Erscheinen des Königs im Unterhause, um die fünf Mitglieder, Hollis, Sir Arthur Happlerigg, Pym, Hampden und William Strood, wegen schuldgegebenen Hochverraths zu verhaften. Der alte Commoner berichtet darüber also: „Mittwoch den 4. Januar 1641 (1642?). Die fünf Herren, die angeklagt werden sollten, kamen in das Haus, und da ward kund, daß sie mit Gewalt ergriffen werden sollten. Darauf sandte das Haus zu dem Lord Mayor, zu den Stadtältesten und den Stadtrichtern und ließ sie wissen, daß möglicherweise ihre Vorrechte gebrochen werden sollten und die Stadt in Gefahr gesetzt werden möchte, und riethen ihnen, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Gleicherweise wurden einige Mitglieder nach den vier Gerichtshöfen gesandt, um diese wissen zu lassen, sie hätten gehört, daß sie zumal gewonnen wären, dem Könige beizustehen wider sie und deshalb wünschten sie, daß sie nicht nach Westminster kämen. Hierauf vertagte sich das Haus bis 1 Uhr. Sobald das Haus sich wieder versammelte, ward beantragt, da man die Absicht hege, diese fünf Männer mit Gewalt wegzuführen, solle man, um jede Ruhestörung zu vermeiden, ihnen befehlen, sich selbst zu entfernen. Darauf gestattete ihnen das Haus, sich zu entfernen, aber ging auf keinen Befehl darüber ein, und also gingen die fünf Herren aus dem Haus. Kurz darauf kam der König mit all seinen Wachen und all seinen Söldlingen und Herren. Der König befahl den Söldnern, in der Halle zu bleiben und sandte uns Botschaft, er stände am Thore. Dem Sprecher ward geboten, still auf seinem Sitze zu bleiben, den Stab vor sich liegend, und dann kam der König an die Thür und nahm den Pfalzgrafen mit sich hinein und gebot Allen, die mit ihm kamen, bei ihrem Leben, nicht herein zu kommen. So blieben denn die Thüren geöffnet, und der Graf von Roxborough stand in der Thür und lehnte sich an dieselbe. Dann kam der König herauf nach dem Sitze des Sprechers, den Hut in der Hand, und der Sprecher erhob sich und schritt auf ihn zu. Darauf schritt der König auf seinen Platz zu und stand auf der Stufe, aber ließ sich nicht nieder auf dem Sitze. Und nachdem er eine ganze Weile sich umgesehen, sagte er uns, er wolle unsere Vorrechte nicht brechen, aber Verrath habe kein Vorrecht; er komme dieser fünf Herren wegen, denn er habe gestern Gehorsam erwartet und keine Antwort. Dann rief er Herrn Pym und Herrn Hollis bei Namen, aber er erhielt keine Antwort. Darauf fragte er den Sprecher, ob sie da wären, oder wo sie wären. Darauf fiel der Sprecher auf die Knie und bat um Verzeihung, denn er wäre ein Diener dem Hause und hätte weder Augen noch Zunge, etwas Anderes zu sehen oder zu sagen als was sie ihm geböten. Darauf sagte der König, seine eigenen Augen wären so gut als die seinigen, und dann sagte er, seine Vögel wären ausgeflogen, aber er erwarte, daß das Haus sie ihm sende, und wenn sie es nicht thäten, wolle er sie selbst suchen, denn solcher Verrath wäre hassenswerth und der Act, daß sie es ihm Alle danken würden, wenn er ihn aufdecke. Dann versicherte er uns, daß sie eine redliche Untersuchung finden sollten und so ging er hinaus, indem er den Hut in der Hand hielt bis er zur Thür kam. Darauf beschloß das Haus augenblicklich sich bis zum andern Tag um 1 Uhr zu vertagen und in der Zwischenzeit in Überlegung zu ziehen, was zu thun sei." Dies geschah am 4. Januar 1642; am 30. Januar 1649 fiel Karl's I. Haupt vom Blocke!

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 316. — 12. November 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Schon aus dieser Skizze läßt sich errathen, daß der Verf. mit seinem Romane gewissermaßen eine kurze Geschichte der neuesten Poesie gibt, welche aus der Sphäre der Idylle und der Romantik herausgerissen wurde in das Gebiet der Geschichte und Politik, um sich von da, wo sie nicht über eine glänzende Rhetorik hinauskommen konnte, in die Regionen des vielgestaltigen und naturwüchsigen Volkslebens zu flüchten. In der Novelle selbst wird diese Tendenz mehrfach angedeutet. So schreibt z. B. eine adelige Dame vom alten Schlage über Uraniens Verhältniß zu einem Matrosen deren Mutter unter Anderm Folgendes:

Es gibt in der vornehmen Welt eine Menge Leute, die das Ungewöhnliche der Sache anzieht. Man drängt sich hinzu, die Frau zu sehen, die, wie diese frivolen Schwärmer sagen, sich dem Meere vermählt hat, das seinen Stellvertreter in Gestalt eines hübsch gewachsenen Schifferknaben gesendet. So sehr ist die Welt verderbt, daß man pikant findet, was, unter uns gesagt, geradezu weiter nichts ist als unschicklich. Man denke, wenn wir uns in unserer Jugend Dergleichen erlaubt hätten, welch einen fatalen Skandal hätte das gegeben! Heutzutage, da man das Volk souverain gemacht, ist Dergleichen poetisch und man kann damit sogar eine Art Glück machen. Aber du solltest nur hören, wie wir ältern Frauen darüber sprechen. Es ist aber, wie wenn das Heute gar keine Verbindung mehr mit dem Gestern hätte. Ich sah es zuerst deutlich, als ich einen Versuch machte, dieser ärgerlichen Geschichte eine, wie soll ich's nennen, gleichsam achtbare Gestalt zu geben. In einer vertraulichen Stunde, wo ich einige Damen meiner nähern Bekanntschaft bei mir sah und das Gespräch auf diesen oft berührten Gegenstand fiel, sagte ich: Sicherlich hätte die Welt nichts gegen diese Neigung einzuwenden, wenn der Gegenstand derselben sich im Bereiche der Gesellschaft befände oder, wenn auch das nicht, doch in irgend eine erreichbare Nähe zu uns gestellt wäre. Aber ein Mann aus dem Volke! Wenn er nur eine, auch noch so untergeordnete Charge begleitete, wenn er Seeoffizier wäre — ja, auch nur eine Uniform trüge, daß man ihn im Salon sehen könnte. Eine junge Dame schüttelte das Haupt und lächelte. Als ich sie fragte, was dieses stumme Zeichen bedeute, entgegnete sie: Dann gerade wäre er mir zuwider. Wie! rief ich empört — also ist's dee mit Theer befleckte Kittel, den man zu lieben sich vornimmt? Sie antwortete nicht; nach einer langen Pause sagte sie endlich erröthend: Madame, man muß die neuere Zeit kennen, um eine solche Liebe zu begreifen und zu entschuldigen. Es wäre völlig unstatthaft, dieses Verhältniß wie eine gewöhnliche Liebesintrigue in der Gesellschaft zu betrachten! Ja, ja! riefen alle jungen Frauen zusammen: Man muß unsere Zeit kennen, man muß wissen, was heute die Welt bewegt, um diese Liebe zu verstehen! Wir ältern Frauen sahen uns verwundert an und wußten nicht, ob die Sprache, die wir hörten, chinesisch oder französisch sei. So findet diese unbeschreibliche Thorheit ihre Vertheidiger. Unter uns aber, meine Theure, ich bin der Meinung, daß man etwas thun muß, diesen jungen Menschen zu etwas zu machen. Sei gerecht, meine Liebe; die Jugend hat ihre Fehler. Du zwar warst immer candide und unberührbar für jeden Weltreiz, allein verlange nicht das Gleiche von deiner Tochter. Wir wollen dahin wirken, daß dieser junge Mensch eine Anstellung erhält; durch deinen Vetter, den Marineobersten, ließe sich bald irgend ein militairischer Grad für ihn ermitteln, dann könnte er immerhin seine Aufmerksamkeit unserm lieben Kinde zuwenden. Es geschähe dann nicht mehr und nicht minder, als man überall, in allen Salons sich ereignen sieht, nämlich, daß ein junger hübscher Mann einer jungen hübschen Frau den Hof macht. Es bliebe dann diese kleine Verirrung innerhalb der Gesellschaft und Niemand fände dann ein Arges dabei. Vor allen Dingen würden die unausstehlichen Leute, die immer von Poesie sprechen, dann zum Schweigen gebracht, denn poetisch wäre dabei nichts mehr, ebenso wenig, wie vor Zeiten unsere Intriguen etwas von diesem neumodigen Ingrediens aufzuweisen hatten.

Noch deutlicher entfaltet der Dichter seine Absicht in einer Unterredung, die er zwischen Uranie als gefeierter Dichterin und einer jungen Dame stattfinden läßt, welche gekommen ist, ihr ein Product ihrer Muse zur Begutachtung mitzutheilen. Möge ein Theil dieser Unterredung, welche den Schluß der Novelle selbst bildet, auch diese unsere Anzeige beschließen. Die junge Dame sagt darin:

Meine Composition beschäftigt sich mit einem Thema, das jetzt durch die Schriften der Madame Dudevant und durch die Ihrigen gleichsam in Mode gekommen ist. Ich schildere in diesen Blättern das Leben der niedern Stände, mit einem Worte des Volks.

Kennen Sie es, Frau Marquise?

Ja und nein, wie man so will. Ich kenn' es und kenn' es auch nicht; wenn ich die Wahrheit sagen soll, so denke ich's mir, und sicherlich ist's auch gewiß so, wie ich's mir denke. Ja, ich behaupte, es kann kaum anders sein. Ich habe einen jungen Handwerksburschen zum Helden meines Romans gemacht. Ist dies nicht originel?

Kaum — wenn es nicht zugleich naturgemäß ist.

Naturgemäß? O, was nennen Sie so? Kann etwas naturgemäß sein, was nie und nirgend existirt? Glauben Sie, daß irgend eine der Situationen, ich will nicht sagen wahrscheinlich, aber auch nur möglich ist, wie sie in Romanen uns geboten werden?

Digitized by Google

Aldhann, Madame, sind die Romane unwohr und ohne Werth.

Sagen Sie das nicht. Gerade das Unmögliche ist ihr Hauptreiz. Wenn ich weiß, daß ich nie, unter keiner Bedingung, mich in einen Handwerker verlieben werde, so hat es gerade deßhalb etwas Angiehendes, diese Situation in einem Romane geschildert zu finden. Man sieht dann das wie ein Märchen an, und es erfüllt seinen Zweck, denn es hält uns von der Wirklichkeit fern, die entweder langweilig oder unangenehm ist.

Aus allem Dem sehe ich, Frau Marquise, daß Ihr Roman also eine reine Fiction ist, ein Gewebe von unmöglichen Abenteuerlichkeiten und phantastischen Erfindungen.

Nun ja.

Und mit einem solchen Werke denken Sie Glück zu machen, heutzutage, wo man so scharfsichtig geworden ist, wo man so großes Gewicht legt auf eine ungeheuchelte, treue Copie der Natur? wo man die Affectationen und den gemachten Prunk der Gefühle, das Unmögliche und Frivole der Situationen, wie sie früher in den poetischen Werken Glück machten, so gründlich verachtet und verschmäht. Ach, Madame, ich glaube nicht, daß es Ihnen gelingen wird, Ihren Zweck zu erreichen.

Mein Himmel, ich sage Ihnen ja, ich habe ein in Mode stehendes Thema gewählt.

Wohl; aber warum ist dies Thema in Mode gekommen? Doch nur einzig deßhalb, weil Natur und Wahrheit darin enthüllt werden; weil Starke und kühne Geister, überdrüssig der hohlen Lüge unsers Gesellschaftslebens, sich den ursprünglichen, kräftigen, noch nicht entweihten Gefühlen zugewendet haben, die sie in den untersten Rangclassen der Bevölkerung finden. Sie, meine schöne Frau, scheinen mit Ihrem jetzigen Leben ganz zufrieden.

In der That; warum sollte ich's auch nicht sein?

So wünschen Sie sich Glück. Wenn Sie schreiben wollen, warum nehmen Sie dann nicht dieses Ihnen so bekannte und wohlgefallende Leben zum Gegenstand?

Das rathen Sie mir?

Gewiß. Wo unser Herz ist, da sei auch unsere Feder.

Ach, Madame, welch ein Grundsatz! Dann hörte ja die Poesie auf, ein Vergnügen zu sein.

Sie ist einer der empfindlichsten Schmerzen.

Wenn ich Bücher schreibe, so will ich dabei Ruhm und Ehre.

Man wird Ihnen Beides geben, doch nicht früher, als bis man Ihr Herz dagegen in Empfang genommen hat.

Mein Herz? Was will das Publicum mit meinem Herzen? Es prüfen. Man will wissen, ob Sie die Schmerzen, die Sie schildern, selbst zu fühlen im Stande sind.

Ich werde mich wol hüten, dem Publicum Bekenntnisse zu machen.

Und dennoch muß es Jeder, der sich mit der Poesie auf ernste, würdige Weise beschäftigt. Und das ist nicht erst heute, das war zu allen Zeiten die Foderung, Madame. Erst wenn wir bewiesen haben, daß wir Liebe im Herzen tragen, traut man uns zu, daß wir die Welt belehren mögen.

Diese feurige Liebe in die Gestalt poetischen Schaffens gekleidet, leidet die Feder der Frau, die wir unter dem Namen Georges Sand kennen.

Und sollte diese Frau wirklich jemals einen Handwerksburschen geliebt haben?

Darauf kommt's nicht an. Sie studirte das Leben dieser niedern Classe und studirte es mit dem Eifer und dem Blick der Liebe, nicht der Liebe für den Einzelnen, sondern für die Gesammtheit, für das Volk.

Gut; so werde ich auch beginnen, diese Leute zu studiren. Wo meinen Sie, daß man sie am sichersten antrifft? und zwar ohne daß man sich zu tief mit ihnen einzulassen braucht?

Das ist schwer zu sagen, Madame; sie entziehen sich unserm Blick und stehen in der Regel unsere Gemeinschaft, wenn wir uns ihnen als Neugierige nahen wollen.

So ist's. Und ich würde mich überdies lächerlich machen, wenn ich ein zu lebhaftes Empressement zeigte, diesen Menschen, die nichts von mir wissen wollen, nachzugehen. Ich glaube, Emil — hm, hm — mein Mann, wollte ich sagen, würde mir eine so unpassende Extravaganz nie verzeihen. Nein, nein, das ist unthunlich. Schlagen Sie mir ein anderes Mittel vor. Könnte ich nicht durch Kupferwerke und Albums das Volk kennen lernen? Man hat jetzt so vortreffliche Hülfsmittel.

Ich fürchte, sie werden alle nicht ausreichen.

Sie nannten mir George Sand; gut, ich will es von ihr glauben, sie hat merkwürdige Schicksale gehabt; aber Sie, Madame, Sie, die Sie in der guten Gesellschaft geachtet und angesehen leben, Sie, eine Weltdame von den feinsten Salonsformen, Sie werden mich doch nicht verschern wollen, daß Sie alles Das — o, ich will sagen, auch nur dem kleinsten Theile nach erlebt haben, was Sie schildern?

Ja, Madame, ich hab's erlebt.

Wie, Sie haben als Fischerin Netze aufgeworfen? Sie haben das Steuer eines Bootes gelenkt? Sie sind bei einem Meeressturm beschäftigt gewesen, den Matrosen Befehle auszutheilen? Das ist nicht möglich! Sie sehen wol, das kann nicht gewesen sein —

Und dennoch war es so, gerade diese oben berührten Scenen aus dem Gedichte, das die Welt, vielleicht sehr mit Unrecht, mit Beifall aufgenommen hat, sind dem Leben treu copirt. Mein Mann, der aus niederm Stande sich durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit emporschwang und den Rang eines königlichen Flottencapitains bekleidete, als er mir durch den Tod geraubt wurde, nahm mich öfters mit auf seinen Fahrten. Ich hatte Gelegenheit, einige nautische Kenntnisse und Fertigkeiten mir anzueignen.

Ich bin von Erstaunen gefesselt und von Bewunderung erfüllt. Also Angesichts solcher Gefahren reifte Ihre Poesie?

Nicht meine Poesie — mein Herz reifte, und wenn in meiner Poesie irgend etwas Werth und Würde hat, so ist's diese Reife des Herzens, ohne welche eine Frau nie etwas Bedeutendes hervorzubringen im Stande sein wird. Der Geist eines Weibes wird allein durch die Liebe geweiht, der Geist des Mannes hat andere Sonnen. Was wir schaffen, sind wir selbst.

Wer erkennt nicht in diesem Gespräch sowie in der ganzen Novelle ganz dieselbe Tendenz, welche Berthold Auerbach in seinen „Dorfgeschichten" verfolgt? So treffen also der älteste und der jüngste, der vornehmste und der volksthümlichste Contributeur unsers Taschenbuchs darin zusammen, daß sie Beide das Heil der Poesie in einer und derselben Sphäre suchen, und da der Erstere die Muse Uraniens förmlich mit dem Volksleben vermählt hat, so wollen wir hoffen, daß diese Ehe nicht ohne Kinder bleibt.

Als Titelkupfer ist der „Urania" das trefflich ausgeführte Bildniß Jakob Grimm's beigegeben. 48.

Memoirs of the Lady Hester Stanhope, as related by herself in conversations with her physician; comprising her opinions, and anecdotes of the most remarkable persons of her times. Drei Bände. London 1845.

Wer Lady Esther Stanhope war und warum ihre Memoiren, wie sie solche gesprächsweise ihrem Arzte mitgetheilt und dieser sie veröffentlicht hat, Beachtung verdienen und gefunden haben, fragt kein Leser, keine Leserin d. Bl. Wer aber das

Digitized by Google

Buch selbst in die Hand genommen und gleich viel zu welchem Zwecke gelesen hat, wird muthmaßlich einräumen, daß drei dicke Bände voll doch nur fragmentarischer Memoiren einer jedenfalls überspannten Frau, von welcher beiweitem weniger geredet und geschrieben sein würde, wäre sie nicht Enkelin und Nichte zweier der größten englischen Staatsmänner gewesen, des Lord Chatam und des Herrn Pitt — Herr Pitt schlechtweg — ganz gewiß um zwei Bände zu viel sind. Ein Band könnte alles Wissenswerthe fassen und dann ebenso anziehend sein als das Werk in seiner jetzigen Gestalt schon wegen der ewigen Wiederholungen häufig langweilig ist. Davon indeß abgesehen, hat der referirende Arzt seine Aufgabe nicht übel gelöst. Er besitzt unverkennbares Schriftstellertalent, schreibt leicht, bisweilen graciös, wenn auch dann wieder flüchtig und ohne Wortwahl. Auf den Stil komme bei einer solchen Arbeit nichts an, sagt Jemand. Bitte um Verzeihung, es kommt sehr viel darauf an. Ref. will nicht ein Buch der neuern deutschen Literatur anführen, das von einem hochgeachteten Geistlichen Mittheilungen aus dem Munde eines verstorbenen Königs enthält, um zu beweisen, wie gern ein Berichterstatter den Worten und Reden eines Andern seine Farbe, seine Ausdrucksweise leiht. Da von einem englischen Werke die Rede ist, citirt er lieber die Reden des Lord Chatam, wie Johnson, Cavendish und Walpole sie aufgezeichnet haben, und welcher Unterschied! Versichert daher auch der Verf., die Gespräche mit Lady Esther wortgetreu niedergeschrieben zu haben, es ist geradehin unmöglich, daß seine Gewohnheit des Denkens und Schreibens ohne Einfluß geblieben. Und ist das nicht anzunehmen, während der Hauptwerth des Werks auf der Genauigkeit des Mitgetheilten beruht, so drängt sich die Frage auf, inwiefern der Berichterstatter zur Mittheilung berufen und der Mission gewachsen gewesen.

Unwidersprochen ist, daß Lady Esther Stanhope überspannt war. Andere haben sie gestört, närrisch, verrückt genannt. Das will der Arzt nicht einräumen und so stellt sich die Präjudizfrage: ob er als Arzt und in Folge der ihm gebotenen Gelegenheiten zu Abgabe einer Meinung befähigt sei? Es scheint, nein. Eine Aufzählung der diesfallsigen Gründe bedingt eine Skizze des Lebens der Verstorbenen und ihrer Beziehungen zu ihrem Arzte. Genüge es, daß die Lady aus anscheinend unstichhaltigem Grunde mit Abscheu England verließ, es in der Absicht that, ein Reich in Osten zu gründen, sie ungeachtet ihres bedeutenden Reichthums, ihrer Keckheit, ihres heftigen Wesens, ihres prätendirten übernatürlichen und vielseitigen wirklichen Wissens nur über ein kleines Dorf eine Art gutsherrliche Suprematie erlangen und blos in Folge eines Blendwerks, womit sie ihre Wohnung umhüllte, Emire und Paschas ungestraft am Barte zupfen konnte, daß ihr Leben und Treiben darin bestand, zu mildthätigen Zwecken Schulden zu machen, mit ihren Gläubigern zu processiren, Vergrößerungsplane zu schmieden, politischen Briefwechsel zu führen, mit ihrer Dienerschaft und Freund und Feind zu zanken, Tabäck zu rauchen und Zuckergebackenes zu essen, in Erinnerung skandalöser und anderer Anekdoten sich zu ergehen, alles Das zu thun, umgeben von Lumpen, Zerstörung, oft schmutzigem Elende, endlich in ihrem Hause sich einzumauern und allein unter den Trümmern zu sterben. Dabei nicht zu vergessen, daß ihre Meinungen und Ansichten die gewöhnlichen aller Frauen, die den Männern nachäffen, daß sie trotz regen Sinnes für Schönes und Edles von gemeiner Denkweise und gemein im Gespräch, in Sachen der Religion gläubig und ungläubig, ein schwärmerisches, launenhaftes, starrköpfiges Weib, voll heftiger Leidenschaften und doch bisweilen fähig, sie zu beherrschen, voll List und doch leichtgläubig wie ein Kind, ohne Ursache voll fester Hoffnung, ohne Grund voll tiefster Verzweiflung, ein Gemisch von Unbeständigkeit und Widersprüchen, mit einem ungezähmten Verlangen, Gutes zu stiften, und ohne Scrupel und Sorge wegen der Mittel. Rechtfertigt nicht ein so buntscheckiger Charakter den Verdacht der Gestörtheit, des Irrsinns? Und weiß man, daß Chatam, der Großvater, als er sich zurückgezogen, ähnlich merkwürdige Tollheiten trieb, könnte nicht der Irrsinn eine Familienkrankheit sein? Walpole hat freilich behauptet, Chatam habe Komödie gespielt, und der Verf. deutet Dasselbe von Lady Esther an. Aber wo ist der Beweis? Und da dieser fehlt, wie beantwortet sich die Präjudizfrage? Man muß geradezu annehmen, daß der Verf. einige Geistesverwirrung seiner Kranken theilt. Wie erklärt sich sonst sein fast unbedingtes Fügen in ihre lächerlichen Begehren? Wie erklärt es sich, daß er ihren Launen seine Stellung, sein und der Seinigen Wohlbefinden zum Opfer bringt? Daß er den Einfällen ihrer Selbstsucht sein Vermögen preisgibt? Daß er für sie sein Leben einsetzt und für alle seine Mühen und alle seine Opfer nichts erntet als Geringschätzung und Hohn, Undank und Anfeindung? Letzteres galt allerdings vorzugsweise seiner Frau, einem sanften, weichen Geschöpf, der man unwillkürlich gut sein muß. Doch macht das die Sache gewiß nur schlimmer. Mit einem Worte, wer das Buch einigermaßen aufmerksam liest, kann sich des Gedankens und des Glaubens nicht erwehren, daß die von der Patientin über ihren Arzt gewonnene Gewalt einer geistigen Theilnahme an ihrer Krankheit gleichkommt. Das mindert indeß keineswegs den Werth des Buchs; im Gegentheil, es erhöht ihn. Auf den Grund dieser Voraussetzung dürfen wir das Gemälde für wahr und treu halten, denn mag auch der Verf. anders schreiben als Lady Esther gesprochen hat, seine Feder nicht im Stande gewesen sein, dem Fluge ihrer Phantasie zu folgen, so viel ist sicher, daß er nichts auf einen conventionellen Maßstab herabgebracht, Alles und Jedes in seiner nackten Häßlichkeit hinstellt.

Das verständigt die muthwillige Gemeinheit, den gänzlichen Mangel an Delicatesse, der an vielen Stellen so widerlich berührt, verständigt die ungezogene Enthüllung von Privatpersonen, die ungescheute Beurtheilung von Staatsmännern und am Schluß die Apologie der Königin Victoria wegen der freien, auf Einschüchterung berechneten, von Lady Stanhope an sie gerichteten Briefe. Einige Male hat der Verf. allerdings von der ihn beherrschenden Gewalt sich loszureißen gesucht, ein Salvo für sein gesundes Urtheilsvermögen eingelegt. Aber zu geschweigen, daß das die wider ihn geäußerte Vermuthung eigentlich nur bestärkt, hätte er auch im Ganzen klüger gethan, jenes zu unterlassen. So z. B. wo er sich bewogen fühlt, Lady Esther mit der zerbrochenen Portlandvase zu vergleichen. Es taugt nicht, Zweifler und Schüler zugleich zu sein, an Lady Esther zu glauben und im nächsten Momente sich ihrer fast zu schämen. Das verletzt um so schärfer, da der Verf. übrigens in Lady Esther eine Märtyrin erblickt und als Prophetin feiert. Sie erwartete, verlangte von ihm, daß er ihre Memoiren herausgeben solle. Sein letzter Gehorsam hat es gethan. Mehr hatte er nicht zu vertreten. A.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und mederner Novellen für 1846. 7ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baggesen, A., Offenes Sendschreiben an den Hrn. Dr. Heinr. Berghaus. Zugleich als Berichtigung einiger allgemein verbreiteten Irrthümer, die geographischen Verhältnisse Dänemarks betreffend. Kopenhagen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Barth-Barthenheim, J. L. E. Graf v., Österreichs Gewerbe und Handel, in politisch-administrativer Beziehung systematisch dargestellt, und mit fortwährender Hinweisung auf die erlassenen Gesetze und Verordnungen. Zwei Theile. Wien, Braumüller und Seidel. 1846. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Pariser Bilder. Stuttgart, Cotta. 8. 25 Ngr.

Bruchhausen, W. v., Die periodisch wiederkehrenden Eiszeiten und Sündfluthen und die wichtigsten Folgerungen aus diesen wechselnden Überschwemmungen der südlichen und der nördlichen Kontinente. Trier, Troschel. Gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Christbaum. Zum Besten der Mission. 8ter Jahrgang. 1846. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 16. 1 Thlr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1846. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von A. Knapp. 14ter Jahrgang. Mit zwei Kupfern. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Day, T., Die Geschichte des Sanford und Merton. Aus dem Englischen frei übersetzt von C. Mohs. Mit vier Bildern. Stuttgart, Schmidt und Spring. Br. 8. 1 Thlr.

Deinhardstein, L. F., Künstler-Dramen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Pigault Lebrun. Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 Ngr.

Froriep, R., Die Charakteristik des Kopfes nach dem Entwickelungsgesetz desselben. Berlin, Sachse und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Furchau, F., Adalbert, Der Preußen Apostel. Ein Gedicht in drei Büchern. 2ter durchgesehener Abdruck. Greifswald, Bamberg. 1841. 8. 15 Ngr.

Don Manoel Godoi, ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Hahn. Gr. 12. 4 Thlr. 25 Ngr.

Goebel, P., Über die Verbindlichkeit der Civilgemeinden zur Unterhaltung der Kirchengebäude. Eine Untersuchung nach den Grundsätzen der in der Rheinprovinz noch bestehenden französischen Cultusgesetzgebung. Nebst einer Prüfung des von Herrn ꝛc. ꝛc. Ruppenthal über die Bedeutung der erwähnten Gesetze gegebenen Gutachtens. Herausgegeben auf Wunsch und Veranlassung der Synode Gladbach. Bonn, Habicht. Gr. 8. 22½ Ngr.

Golowin, J., Rußland unter Nikolaus dem Ersten. Leipzig, Michelsen. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Rußland unter Nikolaus dem Ersten. Grimma, Verlagskomptoir. Gr. 8. 2 Thlr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1846. 16ter Jahrgang. Dresden, Gottschalck. Gr. 16. 1 Thlr.

Hahn, J. C., Geschichte der Mauren in Spanien, für gebildete Leser bearbeitet. Greifswald, Bamberg. 8. 20 Ngr.

Henrici, M., Christus der Herr in Legenden und Gesängen gefeierter Dichter. Leipzig, Liebeskind. 16. 15 Ngr.

Hoffnungen. Roman von der Verfasserin der Frauen, Cousinen, Standesunterschiede, Täuschungen ꝛc. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1846. Herausgegeben von J. F. Castelli. 24ster Jahrgang. Mit fünf Stahlstichen. Wien, Tendler und Schäfer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacut's Moschtarik, das ist: Lexicon geographischer Homonyme. Aus den Handschriften zu Wien und Leyden herausgegeben von F. Wüstenfeld. 1stes Heft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

James, G. P. R., Die Stiefmutter. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr 10 Ngr.

Karawanenzüge durch die westlichen Prairieen und Wanderungen in Nord Mexico. Nach dem Tagebuche des Amerikaners J. Gregg bearbeitet von M. B. Lindau. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Marggraff, R. und H., München mit seinen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten, nebst Ausflügen in die Umgegend, vornehmlich nach Hohenschwangau und Augsburg. München, Finsterlin. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

A. Matthiä in seinem Leben und Wirken, zum Theil nach seiner eigenen Erzählung dargestellt von seinem Sohne Konstantin. Nebst einem lebensgeschichtlichen Abriß seines Bruders F. C. Matthiä. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Otto, Luise, Aus der neuen Zeit. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Posner, E. W., Kurzer Abriß der Seelendiätetik. Grünberg, Levysohn. 8. 7½ Ngr.

Schneeglocken. Sänge aus einem Schweizerherzen. Winterthur, Literarisches Comptoir. Gr. 16. 18 Ngr.

Schneider, C., Freie Klänge. Breslau, Trewendt. 8. 20 Ngr.

Spieker, C. W., Darstellungen aus dem Leben des General-Superintendenten und Consistorialrath Carl Friedr. Brescius. Mit Auszügen aus seinen Briefen und seinem literarischen Nachlaß. Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stelzhamer, F., Prosa. 1ster Band. Mein Gedenkbuch. Regensburg, Manz. Kl. 8. 27½ Ngr.

— — Derselben 2ter Band: Sebastian, der Spaziergänger. (Novellen-Cyclus.) 1ster Theil. Regensburg, Manz. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sydow, H. v., Geschichte der Deutschen in einzelnen poetischen Darstellungen der Hauptmomente von den ausgezeichnetsten Dichtern Deutschlands bearbeitet, geordnet und herausgegeben. In zwei Bänden. Mit Abbildungen. 1ster Band. 1stes Heft. Meißen, Goedsche. 1846. Gr. 12. 6 Ngr.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 4ter Jahrgang 1846. Mit Beiträgen von A. Bock, Cybulski, Herzberg, Hoffmann von Fallersleben, K. A. Mayer, M. Rapp, E. Ruth, J. W. Schaefer, K. Stahr, J. Tittmann und dem Herausgeber. Hanover, Kius. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Thaulow, G., Erhebung der Pädagogik zur philosophischen Wissenschaft. Oder Einleitung in die Philosophie der Pädagogik. Zum Behuf seiner Vorlesungen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Nothwendigkeit und Bedeutung eines pädagogischen Seminars auf Universitäten und Geschichte meines Seminars. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Über Ehrenstrafen und Ehrenfolgen der Verbrechen und Strafen. Eine Abhandlung aus dem Gebiete der Strafgesetzgebung. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Italienischen. Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen früherer Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von E. Förster. 3ter Band. 2te Abtheilung. Mit 22 Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Venedey, J., England. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr.

Vogt, C., Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 Ngr.

Waagen, G. F., Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 2ter Theil: Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wallner, F., Aus dem Tagebuche des alten Komödianten. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wichart, H., Metaphysische Anthropologie vom physiologischen Standpunkte und ihr Verhältniß zu den Geheimnissen des Glaubens. Zwei Theile. Münster, Theissing. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wolf's, F. A., Encyclopädie der Philologie. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre 1798—1799. Herausgegeben von S. M. Stockmann. 2te mit einer Übersicht der Literatur bis zum Jahre 1845 versehene Ausgabe. Leipzig, Serig. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zunz, Zur Geschichte und Literatur. 1ster Band. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 317. — 13. November 1845.

Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Von Friedrich Giehne. Karlsruhe, Braun. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Gegenwart ist eine Zeit der Talente. Vielleicht noch keine ist so reich an solchen gewesen. Vieles wird geleistet in vielen Gebieten; Vieles geschaffen im Leben, in Kunst und in Wissenschaft. Aber das rechte Genie fehlt und mit ihm die eigentlich große und weltbewegende Leistung. Und doch bedarf eine Zeit des Genies, um ihre Bestimmung zu erreichen, und die vielen Talente ersetzen es nimmermehr! Denn nur jenem ist es vorbehalten, den rechten Inhalt der Zeit herauszufinden und die in tausend und abertausend Bruchtheilchen zersplitterte Wahrheit derselben zum Ganzen zusammenzufügen. Wir haben es in diesen „Studien und Skizzen" mit einem Talente zu thun.

Der Verf. hat nicht allein die richtige Einsicht in die vielen und mannichfaltigen Gebrechen der heutigen Publicistik, die, eine Schuld der Verhältnisse und der Persönlichkeiten, die Geister verwirren, die Gemüther beunruhigen; er ist sich auch im Allgemeinen, freilich aber auch nur im Allgemeinen, der Richtungen bewußt, die eingeschlagen werden müssen, um solcher Fehler und Mängel ein für alle Mal ledig zu werden. Man kann sicherlich gar nicht treffender die modernen Ideologen geißeln, gar nicht geistreicher die Lächerlichkeiten der heutigen Franzosenschwärmer und überspannten Humanitätsprediger bloßstellen, gar nicht gerechter endlich die Freiheitsmänner des Policeistaats würdigen als hier von Giehne geschieht. Er sagt:

Durch die ideologische Auffassung des Staats ist selbst in die Oppositionen ein Policeigedanke gekommen, welchen das für „dunkel" verschrieene Mittelalter als den unerträglichsten Despotismus von sich gestoßen haben würde. Hier wird verlangt, daß man die Katholiken protestantisch, dort, daß man die Protestanten katholisch zustutze; der Eine kann die Pietisten nicht leiden: „der Staat soll einschreiten"; dem Andern sind die Homöopathen zuwider: „die Policei her"; ein Dritter ist der historischen Schule gram: „die Regierung soll ihr das Handwerk legen"; ein Vierter kann die Jesuiten, ein Fünfter die Rationalisten nicht ausstehen: „wo bleibt der Büttel, um ihre Argumente zur Thüre hinauszuwerfen?" In keiner Zeit hat man mehr von Freiheit des Geistes und der Meinungen gesprochen und in keiner Zeit haben die Parteien der Freiheit die Freiheit der Parteien schonungsloser mit Füßen getreten; in keiner Zeit hat man herrischer das Recht eines Andern verachtet, während man sein eigenes heilig sprach. Man redet von Freiheit der Völker und verlangt im Grunde einen Despotismus der Staatsgewalt, nur mit der Clausel, daß derselbe im Sinne der eigenen Partei geübt werde. Von diesem Standpunkte aus soll sich sodann Alles zurechtschneiden lassen und was gern einen eigenen Zuschnitt behalten möchte, im Namen von Licht und Recht der Unterdrückung verfallen sein; was im Staate wächst, soll unter der Gartenschere gehalten und zu einer vorschriftsmäßigen Spalierhecke verschnitten, was im Staate lebt, in die Montur des herrschenden Systems gesteckt werden, das ist der Grundirrthum des französischen Liberalismus.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Anstatt die Bedingungen der Macht zu studiren und die Freiheit da zu suchen, wo sie ist, nämlich in der möglichsten Einschränkung des Zuvielregierens und in der Gewährung möglichster Selbstthätigkeit für die Genossenschaften gleicher Interessen, ist die Wirksamkeit des Liberalismus im besten Zuge, dem Zuvielregieren noch vollends recht in den Sattel zu helfen und noch vielfacher zu administriren und noch mehr Gesetze anzuhäufen, und noch mehr Formen einzuführen und noch mehr Staatsdienste nöthig zu machen, welches Alles den armen „Administrirten" nicht nur um so viel mehr Unbequemlichkeiten macht, sondern auch um so viel theurer von ihnen bezahlt werden muß .... Was als unabhängiges Institut und mit eigenem Lebensprincip neben dem Beamtenregimente bestehen will, das ist dem flachen Liberalismus ein Dorn im Auge, weswegen er auch noch das Gebiet der Gewissensfreiheit in eine Amtsdomaine verwandeln und das Kirchenthum in Gestalt einer vorschriftsmäßigen Policeireligion zuschneiden möchte; — was er Freiheit nennt, das ist ein Mangel an organischem Zusammenhang; wo er organisiren soll, da bringt er neue Stellen für Beamte zuwege.

Damit ist aber auch schon das eigene Princip Giehne's zur Genüge angedeutet. Feind jedem absoluten Gedanken, welcher das Leben beherrschen und unterjochen will, bekennt er eine „Politik der Thatsachen", und stellt es als eine Aufgabe der Staatskunst hin, den gegebenen Zuständen, den vorhandenen Interessen ihr eigenthümliches Recht widerfahren, dieselben ihren eigenen Gesetzen folgen zu lassen. Freilich nicht der Art, daß nunmehr die Hände in den Schoos gelegt werden und die Dinge den Menschen über die Köpfe wachsen. Vielmehr gilt es, ein gegenseitiges Einvernehmen herzustellen, welches, gleich weit entfernt von naturwüchsiger Verwilderung und ideologischer Künstelei, das rechte Maß des politischen Kunstwerks einhalte. Nur in diesem ist sodann eine sichere Basis für eine nachhaltige und unver-

Digitized by Google

kümmerbare Entwickelung gefunden. Wäre Gichne im Stande, mehr zu leisten als dies nur einzusehen; vermöchte er diese seine Einsicht zu verwirklichen und statt der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Politik der Thatsachen diese selbst zu bieten, er wäre unleugbar das ersehnte Genie, welches die Gegenwart vollenden könnte. Er ist es nicht, weil ihm bei all seiner Einsicht das rechte Verständniß für die Thatsachen des politischen Lebens selbst abgeht.

Gichne läßt sich nämlich von seiner Polemik gegen den „nivellirenden Staatsbegriff" so weit hinreißen, daß er darüber gänzlich die Bedeutung der neuern Zeit verkenne, welche denselben geltend gemacht hat. Statt aus der Wüstheit und Rohheit des Mittelalters, zu welcher dessen Naturwüchsigkeit bei uns am Ende entartet war, die Nothwendigkeit dieses Gegensatzes zu begreifen, möchte er ihn am liebsten für gar nicht dagewesen ausgeben; so wenig nimmt er auf ihn Rücksicht, so wenig beachtet er seine „Thatsache". Oder würde er sonst fort und fort das gegenwärtige England als Musterstaat vorhalten, eben das England, welches die Voraussetzung der modernen deutschen Geschichte nicht gehabt hat, welches einen eigenthümlichen Entwickelungsgang eingeschlagen und darum auch natürlich genug eigenthümliche Resultate zu Tage gefordert hat? Man sehe zu, ob der Traum der Möglichkeit, solche englische Früchte auf deutschen Boden übertragen, auf deutschen Stamm pfropfen zu können, nicht auch ideologisch ist, — ob nicht ebenfalls dem deutschen Leben, so wie es nun einmal ist, damit Gewalt angethan und eine willkürliche durchaus in den Zuständen und historisch gewordenen Verhältnissen nicht berechtigte Norm aufgedrungen wird! Denn selbst zugestanden, daß in dem bewunderten England ein richtiges Verhältniß zwischen naturgemäßem Wachsthume und ordnendem Geiste erreicht sei, so wird man doch schwerlich dieses naturwüchsige Leben in England so ganz unbesehen auch für Deutschland gelten lassen können. Man müßte denn geradezu behaupten wollen, daß Verschiedenheit der Oertlichkeit und mit dieser aller übrigen Lebensbedingungen ohne jede Einwirkung geblieben. In einer durchaus analogischen Sphäre, in der Literatur, hatten einst die Deutschen in derselben Weise, wie heutzutage in politischer, mit französischen Einflüssen zu kämpfen. Auch damals wandten sie wol ihre Blicke nach England, an den dort geschehenen Leistungen einen verwandtern Maßstab zu gewinnen. Aber Keinem ist es eingefallen, in die bloße Nachahmung derselben das ganze Heil zu setzen. Vielmehr wurde unsere Literatur eine durchaus eigenwesentliche und volksthümliche und in dieser Volksthümlichkeit reicher und mannichfacher als sie vielleicht irgend eine Nation der Erde aufweisen kann. Mag daraus Hoffnung schöpfen, wer der Hoffnung bedarf. Wir haben wahrlich zu viel des Ursprünglichen in uns, als daß wir in schaler Nachahmung unsere Bestimmung erreichen sollten. Gerade weil das englische Leben „seinem Wesen nach mittelalterlich" gebieben, auf das deutsche aber die neuere Zeit umgestaltend und zwar wesentlich umgestaltend gewirkt hat, sind beide ein für alle Mal geschieden. Das Mittelalter kann nimmer wieder verwirklicht werden, nachdem seine Interessen verloren und andere an deren Stelle getreten sind. — Denn dieses mittelalterliche Leben hatte Alles und Jedes isolirt, indem es jedem Theilchen und noch dem Theilchen des Theilchens eine besondere Selbstständigkeit angewiesen. Was nur die Bedeutung eines Gliedes hatte, spreizte sich damals zu einem ganzen eigenen Organismus auf; was richtig beurtheilt nicht mehr als ein Privates war, wußte sich zu einer Sache der Oeffentlichkeit, zu einem Allgemeinen auszuweiten. Vom rechten Maße keine Spur. Das Einzelne drängte sich über Gebühr hervor, und die Macht und Gewalt, die es für sich in Anspruch nahm, ward oft genug dem bedürftigen Ganzen entzogen. Das Mittelalter war ein Versuch, das Leben nach der Mannichfaltigkeit seiner Interessen zu gliedern; er mußte scheitern, weil das rechte Bewußtsein über die Interessen selbst noch fehlte. Wer möchte, nachdem diese Erfahrung gemacht worden, sie noch einmal von neuem machen wollen!

Damals glaubte man in der Gleichheit der Thätigkeiten die Gemeinsamkeit des Interesses zu finden, wie sich dies in den Zünften und Gilden dieser Zeit aussprach. So nahe dies lag, so falsch ist es auch. Gerade die gleichen Pole stoßen einander ab, und es ist einleuchtend, daß jeder am Gleichen einen Rival hat, der oft genug die eigene Thätigkeit entbehrlich und unnöthig macht. Darum bewahrten auch die Zünfte eine möglichste Ausschließlichkeit und ließen nur so viele der Gleichen zu, als dies mit dem meist in übertriebenem Grade gesuchten Vortheile jedes Einzelnen der Zunftgenossen verträglich schien. In dieser feindseligen Stellung aber gegen die möglichen andern Mitbewerber übten sie zugleich auf die Consumtion den nachtheiligsten Einfluß. Von einem Gegenseitigkeitsverhältnisse zwischen dieser und der Production, welches ganz eigentlich die Basis des gewerblichen Lebens ist, war keine Rede; jeder einzelne Industriezweig versuchte nach besten Kräften und mit Aufwand aller irgend zustehenden Mittel die andern eben sich nur zinsbar zu machen. Mochten diese dann selbst zusehen, wie sie ihrerseits sich dafür Entschädigung verschafften. Es lag also in der Zunftverfassung diese Einseitigkeit, daß die Arbeit für sich als ein Sonderberechtigtes zur Geltung kam, die bloße Thätigkeit für sich, ohne Rücksicht auf ihre Bestimmung, zum Gegenstande des Tausches zu werden. Es lag in der Naturwüchsigkeit dieser Einrichtungen dieser Widerspruch gegen die wahre Natur, daß das Zusammengehörige geschieden, das Untrennbare getrennt wurde. Es lag endlich in dieser Organisation der Arbeit dieses desorganisirende Element, daß statt der einigen Ganzen lauter einzelne und besondere Bruchstücke, die zusammen immer ein Ganzes bildeten, geschaffen wurden. Die nach des Verf. Ansicht wiederherzustellenden Zünfte und Gilden entsprechen der Rohheit einer frühesten Anschauungsweise, die über das Allernächste nicht hinauszublicken im Stande ist.

Digitized by Google

Soll nun aber wirklich eine Organisation der Arbeit zu Stande kommen, so kann diese nur das gegenseitige und gemeinsame Interesse der Producenten und der Consumenten zur Grundlage haben. Die Arbeit erhält ihre gesellschaftliche Bedeutung erst im Tausche, sie hat keinen andern Zweck als an den Consumenten überzugehen. Es ist daher nicht möglich, sie ohne diese Beziehung zum Princip der Gliederung des Lebens zu machen. Solch gegenseitiges Verhältniß ist freilich noch immer grossentheils nicht richtig verstanden, am allerwenigsten schon auf verständige Weise angewendet und benutzt worden. Denn an die Stelle der Selbstsucht der Arbeiter ist nunmehr die der Consumenten getreten und hat diese Beziehung in einer Weise auszubeuten unternommen, daß darüber das Gedeihen oder Nichtgedeihen der einzelnen Producenten gänzlich außer Acht gelassen wurde. Weil man überzeugt zu sein meinte, daß Consumtion und Production überhaupt und im Allgemeinen Hand in Hand gehen und einander bedingen, glaubte man übersehen zu dürfen, wie leicht im besondern Falle, in einem besondern Gebiete der Thätigkeit das Gegentheil stattfinden könne. Man dachte nicht daran, daß dieses allgemeine Verhältniß nur dann eine Wahrheit ist, wenn die Summe aller besondern ihr entspricht und gemäß ist. Man ließ es unberücksichtigt, daß, wenn auch Bedarf und Angebot immer wieder in ihr rechtes Gleichgewicht sich allmälig setzen, dies nicht ohne mannichfache Störungen und zeitweise Verluste vollbracht wird. — Vielleicht hat aber auch ein Mißverständniß in Betreff des Begriffs persönlicher Freiheit das Seinige dazu beigetragen, daß man sich dabei begnügte, die Sachen so gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten; daß man schon genug gethan zu haben glaubte, wenn man einem Jeden nur das Recht, eine selbstgewählte Thätigkeit frei ausüben zu dürfen, unbedingt zusicherte. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß dieses Recht ein illusorisches ist, so lange nicht zugleich die Möglichkeit geboten wird, desselben sich wirklich zu bedienen, und diese wieder nicht geboten werden kann, ohne daß jenes eine gewisse Einschränkung erfahre. Behufs einer Organisation der Arbeit müssen also die natürlichen Sonderkreise, in welche sich das allgemeine Verhältniß von Production und Consumtion gliedert, herausgehoben werden und ihre eigenthümliche Gestaltung erhalten. In ihnen muß ein Gleichgewicht hergestellt und aufrecht erhalten werden, welches dem gewerblichen Gesammtleben zur sichernden Grundlage dient. Diese Kreise oder sind keine andern als die Marktgemeinden. In ihnen hat sich in durchaus naturwüchsiger Weise schon eine gegenseitige innigere Beziehung der Consumtion und Production herausgestellt, die nur noch der schützenden und fördernden Institute bedarf. Die verschiedenen Märkte sind die Mittelpunkte, in denen die betreffenden Peripherien ihre Arbeit umsetzen und austauschen — die natürlichen Städten, in denen der Bedarf und das Angebot eine maßgebende Norm verlangen. Das Wohl der Gemeinde, d. i. aller der Glieder und Theile, die sie umfaßt, ist das regelnde Gesetz ihrer Zustände. Sie kann um ihrer selbst willen bei gehöriger Bildung der Genossen nicht der Einseitigkeit anheimfallen, nur diesen oder jenen Gliedern ohne Rücksicht auf das Ganze Förderung angedeihen zu lassen. Denn nur eine nach allen Seiten hin gleichmäßige Steigerung kann den Organismus des Gemeinlebens in seiner rechten und vollen Gesundheit erhalten. Jede Uebertreibung an einem Theile aber muß früher oder später eine Störung aller zuwege bringen. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß solcher Organisation ein doppeltes Hinderniß entgegensteht, einmal in den gegenwärtig geltenden Begriffen, das anderemal in der vorgegebenen Schwierigkeit, eine erschöpfende und genügende Einsicht in die jedesmaligen besondern Verhältnisse von Bedarf und Angebot zu erlangen. Man will es nämlich nicht zugeben, daß die Persönlichkeit irgendwie in ihrer Freiheit beschränkt werde. Man gibt dies für eine Gewaltthat der Gesellschaft gegen den Einzelnen aus. Gleichwol stellt man an diese — und zumal ist dies in den jüngsten Tagen mit einem gewissen Ungestüm geschehen — die Forderung, sich der Noth und des Elends dieser Einzelnen anzunehmen. Solche Verpflichtung aber ist doch wol ohne ein entsprechendes Recht auf Denjenigen nicht denkbar, welcher den Genuß derselben hat. Man kann unmöglich dem einen Theile nur Pflichten und dem andern ebenso einseitig nur Rechte zuertheilen. Oder man begeht einen Verstoß gegen die ersten und einfachsten Grundsätze einer gesunden politischen Logik. Wenn man es also der Gemeinde zumuthet, dem verarmenden Arbeiter Nahrung und Obdach, die Bedingungen der Existenz zu sichern, so muß man es ihr auch zugestehen, Den, welcher seine Arbeit anbietet, zurückzuweisen, so lange solchem Angebot kein entsprechender Bedarf entgegensteht. Ganz und gar verschwinden würde der Schein der Härte in dieser Maßregel, wenn durch zeitweise zu veröffentlichende Berichte über die gewerblichen Verhältnisse der Gemeinde einem Jeden ein Maßstab geboten würde, daran er selbst seine Zulässigkeit bemessen könnte. Diese Berichte würden von vornherein die Einzelnen schon bei der Wahl ihres Berufs bestimmen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venedig im Jahre 1844. Von A. von Binzer. Mit einer Karte von Venedig. Pesth, Heckenast. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter allen Städten der weiten Erde wird, in santa Roma ausgenommen, weil über keine mehr geschrieben worden sein als über das alte an Merkwürdigkeiten so reiche Venedig. Venise ne ressemble qu'à Venise, sagte ein Franzose von dem Anblicke der herrlichen Dogenstadt begeistert, und sein Ausspruch ist zum Motto geworden für alle Jene, die über Venedig schreiben, denn eine Beschreibung sieht der andern so schwesterlich ähnlich, daß die Mängel und Fehler sogar constant in jedem Werke wiederzufinden sind. Von Shakspeare's Dramen bis auf Cooper's Romane, und von diesem bis zu den lebenden Ciceronen haben sich Märchen und Anekdoten fortgepflanzt, die nach und nach immer tiefere Wurzeln faßten und

Digitized by Google

den historischen Anfangspunkt der Fabelreihen immer mehr verdunkeln, sodaß er selbst dem Alterthümler, der hinabsteigt in die geheimsten Tiefen der Vorzeit, unerreichbar bleibt. Die Geschichte von Venedig, die den ersten venetianischen Federn entflossen, ist von so ausgesprochenem Parteigeiste dictirt und das patriotische Gefühl hat den Mantel der Liebe so sorgfältig über Alles gebreitet, was irgend eine Seite bestecken könnte, daß man unwillkürlich gezwungen wird, die Werke der Ausländer jener Zeit nachzuschlagen, um über gewisse absichtlich dunkel gehaltene Stellen aufgeklärt zu werden. Wie aber sind die Werke der Fremden jener ersten Zeit, wo sie an der Quelle der Facta selbst noch klarer schöpfen konnten als ihre Nachfolger? Venedigs abgetrennte, selbständige Position als zufriedener und gesegneter Freistaat erregte nebst der Bewunderung, wie es immer zu gehen pflegt, zugleich auch den Neid der andern Nationen, und die mindeste Spur von unreiner Gesinnung, von nicht durch und durch lobenswerther Tendenz, im Volke oder in der Staatsverfassung, wurde im schelen Auge des Ausländers mikroskopisch vergrößert und lieferte den reichsten Stoff zur phantastisch entwickelten Serie von Missethaten und Verbrechen, die mit der kleinsten historischen Basis zu dicken Geschichtsbüchern heranwuchsen, zu deren Studium ein in demselben Grade verkleinerndes Auge gehört, als jenes der neidischen Historiographen vergrößernd war. Nur ein anhaltendes, viel umfassendes Lesen der sämmtlichen Werke über Venedig, nur ein ununterbrochenes Abwägen und Vergleichen kann also bei der Geschichte einer Stadt, die aller Augen auf sich zog, auf den rechten Mittelweg führen, der sich dann erst in ebener und klarer Bahn durch die vielfältigen Labyrinthe schlängelt, die ihn zu beiden Seiten beschatten.

Diese Methode, Venedigs Geschichte zu studiren, scheint in der letzten Zeit Hrn. Binzer vor Augen geschwebt zu haben und sein „Venedig" ist das Resultat der Bemühungen eines fleißigen Historiographen und eines tüchtigen scharfsehenden Beobachters. Schade, daß er sich bei einem so richtig aufgefaßten Plane nicht ein wenig mehr Zeit gegönnt und so dem Publicum einige seiner historischen Notizen noch genauer ausgeführt hat, als dies in der Geschichte der Familien, bei Aufzählung der Paläste, welche die Namen jener Familien führen, der Fall ist. Nichtsdestoweniger bleibt sein Buch das beste, was in deutscher Sprache über die bella Venezia in Form von Wegweiser und kleiner Statistik geschrieben wurde, und Jeden, der sich desselben als guide bedient, wird es überraschen, in dem gedrängten Werke so unerwartet viel Reichthum und historischen Gehalt zu finden. Der Beobachtungsgeist des Verf. zeigt sich am deutlichsten in dem richtigen Urtheile, das er über Venedig in der Gegenwart fällt und — was hier den meisten Fremden entgeht, die sich nicht lange aufhalten — so schön und gerecht über die Zukunft der Dogenstadt spricht. Mit scharfem Auge erspäht er die neuen unter Trümmern verborgenen Samenkörner, die junge Saat, die bereits üppig sproßt und nach und nach gedeihend ihre schlanken Halme über die Gräber hebt; mit Recht malt sich ihm eine blühende Zukunft, der die alte Lagunenstadt entgegenreift, und er erkennt im Vorzuge vor Vielen seines Gleichen die Phönixasche, die ihrer Ausgeburt immer näher kommt. Er zeigt uns in seinem schätzbaren Werke die grauen Kummerhaare auf Venedigs Haupte, er erzählt die Epochen und Katastrophen, die sie so silberhell gefärbt, aber er übersieht die blonden Locken nicht, die mit ihrem jugendlichen Gelde durchschimmern, er weiß das frische Moos auch unter der Decke des Schnees zu finden.

Binzer's Werk darf also Jedem, der Venedig in kurzer Zeit näher kennen lernen will, auf das beste empfohlen werden, besonders aber dem Reisenden in Venedig, ja sogar den Venetianern selbst, die oft so fremd sind in ihrer herrlichen Stadt, auch ihnen dürfte es ein angenehmer, lehrreicher Gefährte sein.

Wir wünschen den Verf. recht bald wieder in den Lagunen zu sehen, um uns so in einer zweiten Auflage sein treffliches Buch etwas mehr geordnet und reicher an historischen Notizen vorzuführen.

Heinrich Littrow.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Bretagne und ihre Sänger.

Es schwebt über der Bretagne der Reiz einer scharf ausgeprägten Individualität, der ihrem Namen schon einen poetischen Zauber verleiht. Die pittoresken Ansichten, welche diese Provinz in reicher Fülle bietet, die Eigenthümlichkeit der Volkssitte und eine Geschichte mit romantischem Anfluge haben dieses Land zu einem wahren Eldorado der Poesie gemacht. Unzählige Dichter ergehen sich in ihrer Phantasie hier, um Stoff und Anregung für ihre Production zu suchen. Drei Dichter sind es vorzüglich, welche sich die Verherrlichung ihrer Geburtsgegend — sie gehören alle drei der Bretagne an — zur Aufgabe gestellt haben. Es sind dies der beliebte Romanschreiber Emile Souvestre, der gewandte Pitre-Chevalier und der Lyriker A. Brizeux, der im Ausdruck sanfter elegischer Schwärmerei besonders glücklich ist. Souvestre hat bereits mehren seiner vielgelesenen Romane die romantischen Gegenden der Bretagne zur Scene gegeben und mancher ansprechende Zug, den er seiner Darstellung einverwebt hat, verräth, wie tief er in die geheimen Regungen des Volkslebens eingedrungen ist. Pitre-Chevalier, der sich durch seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur bekannt gemacht hat — wir verdanken ihm unter Anderm eine Bearbeitung der Schiller'schen Romane sowie eine Übersetzung der dramatischen Dichtungen der Prinzessin von Sachsen —, bewegt sich in seinen eignen Productionen fast nur in seiner Geburtsgegend, in der er mit allen Fasern seines Herzens zu wurzeln scheint und deren inhaltsreiche Geschichte er mit glücklicher Hand ausbeutet. Beide Schriftsteller, Souvestre sowol als auch Pitre-Chevalier, haben sich, angetrieben von der Theilnahme, welche sie mit ihren Dichtungen gefunden haben, entschlossen, in ausführlichern Werken die Eigenthümlichkeiten der Bretagne zu schildern. Sie thun dies der Eine in seinem „La Bretagne ancienne et moderne", der Andere unter dem Titel „Bretagne et Vendée". In beiden Werken ist Das, was in den Romanen aus der Feder dieser Schriftsteller nur Nebensache, so zu sagen Staffage war, zur Hauptaufgabe geworden. Es kann nicht fehlen, daß durch diese Werke, die mit allen Zierden der Typographie und der Holzschneidekunst geschmückt sind, das Interesse, welches seit einiger Zeit für die Bretagne rege ist, noch erhöht wird. Eine ganz andere Richtung verfolgt A. Brizeux, der indessen mit den beiden genannten Schriftstellern in gemeinschaftlicher Liebe für ihr Geburtsland verbunden ist. Nur ungern scheint sich dieser Dichter zum Gebrauch der Presse zu gewöhnen. Seine Sphäre ist die reine Poesie und besonders das Gebiet der vom lyrischen Hauche belebten Idylle. Besonders ansprechend und bezeichnend für seine ganze Dichtereigenthümlichkeit ist ein Cyklus lieblicher Dichtungen, welche von ihm unter dem Titel „Marie" herausgegeben sind. Durchsichtigkeit und Reinheit der Form und Innigkeit des Gefühls sind Eigenschaften, welche diesen Poesien im hohen Grade beigelegt werden müssen. Brizeux hat außerdem noch andere Sachen veröffentlicht und sich auch in bretonischer Sprache als Dichter versucht. Seine „Ternaires" enthalten Productionen, welche zum Theil einen etwas mystischen Anstrich haben, wie sich überhaupt in seinen Dichtungen eine hingebende Liebe für die Geheimnisse der katholischen Kirche kund thut. Vor kurzem hat dieser jugendliche Dichter nun ein neues Gedicht erscheinen lassen, welches bestimmt ist, den Namen der Bretagne zu feiern. Es führt den Titel „Les Bretons". Die dramatische Form, welche dem Gedichte gegeben ist, scheint mehr zufällig und es will uns fast dünken, als entspräche sie dem Zwecke, der offenbar dahin geht, einzuführen in das Wesen des bretonischen Lebens, nicht völlig.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 318. — 14. November 1845.

Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Von Friedrich Giehne.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Was das zweite Hinderniß betrifft, so ist dieses in der That mehr scheinbar als wirklich. Das Verhältniß von Consumtion und Production in jedem einzelnen Bedarfsgegenstand wird freilich nimmer mit mathematischer Sicherheit sich feststellen lassen, doch aber wird eine fortgesetzte Beobachtung der Daten genug an die Hand geben, um eine wenn auch nur ungefähre Bestimmung möglich zu machen. Und mehr bedarf es nicht. Innerhalb einer Gemeinde aber sind die Zustände noch immer so übersichtlich, daß sie ohne besondere Belästigung der Einzelnen erforscht und eingesehen werden können. — Doch es ist kaum unsere Sache, hier auf Einzelheiten einzugehen, welche in den Rahmen einer bloßen Kritik nicht passen wollen. Kommt es doch nur darauf an, die Unmöglichkeit der vom Verf. wieder geltend gemachten Corporationen nachzuweisen. Wenn wir uns dabei nicht enthalten konnten, selbst Projecte und Vorschläge auszusprechen, so sollten sie dazu dienen, unsere Kritik durch mehr als ein blos negatives Raisonnement zu begründen. In so schwierigen Fragen als die nach der Organisation der Arbeit und der Gliederung des gesellschaftlichen Lebens nach der Mannichfaltigkeit seiner Interessen wird dem ersehnten Genie schon dadurch vorgearbeitet, daß Erfahrungen angehäuft werden. Jeder Vorschlag aber ist ein Gegenstand, der zu solchen Veranlassung geben kann.

Mit der Vorliebe des Verf. für die alte Zunftverfassung hängt sein Eifer für Schutzzölle unmittelbar zusammen. Durch beide wird auf gleich einseitige Weise das Interesse der Producenten und der Arbeit für sich zur Norm gemacht. Die Schutzzölle wie die Zünfte stören eine gesunde und naturgemäße Organisation der Gesellschaft. Giehne aber gibt sonst so gar viel auf die Naturwüchsigkeit aller Verhältnisse und Zustände, wie kann er es so gänzlich verkennen, daß gerade das Schutzzollsystem eine allerkünstlichste Künstelei ist, die wol geeignet, die Entwicklung des gewerblichen Lebens einer Nation in die allerunnatürlichsten Bahnen hineinzudrängen? Freilich sprechen für dieses System eine Menge der scheinbarsten Thatsachen. Dieses oder jenes Gewerbe ist dadurch gehoben oder gar ermöglicht worden, diese oder jene Production dadurch ins Leben getreten und zu einem allerhöchsten Flor gediehen. Besonders wieder das Beispiel Englands wird immer und ewig vorgehalten und aus den Schutzzöllen eine Menge von Thatsachen erklärt, die zum Gedeihen des Gesammtlebens ihr gut Theil beigetragen haben. Und dagegen: in Deutschland ist dieses und jenes Gewerbe zu Grunde gegangen, in Deutschland ist dieser und jener Industriezweig durch die ausländische Concurrenz vernichtet worden, weil er keinen genügenden Schutz in den Zöllen gefunden. Man kann nicht scheinbarer ein — Nichts beweisen. Aber die Fabrikanten sollen und müssen nun einmal um jeden Preis das Recht haben, sich selbst Zollschütze anzusetzen, natürlich — weil sie es am besten verstehen und nebenbei auch den besten Vortheil dabei finden. Doch aber was gelten alle diese einzelnen Thatsachen? Daß dieses und jenes Gewerbe gediehen, mag eine Wahrheit sein, aber ein Schluß daraus auf die Nothwendigkeit von Schutzzöllen ist nicht eher zu billigen, ehe nicht erforscht worden, welcher andere gewinnbringende Arbeitszweig an Stelle des wirklich ergriffenen ohne Schutzzoll, d. h. unter vortheilhaftern naturgemäßern Bedingungen möglich gewesen. Nur wenn je erwiesen werden könnte, daß das Capital mit absoluter Nothwendigkeit sich auf eine Fabrikation habe werfen müssen, die ohne Schutzzoll nicht zu halten, nur dann erst wäre die Zulässigkeit desselben — und immer eine wie sehr beschränkte — erwiesen. Statt aber den gegebenen natürlichen Bedingungen der Arbeit mit Ernst und Eifer nachzuforschen und ihnen sich anzubequemen, werden die Geister von einer thörichten Nachahmungssucht befallen. England, heißt es, ist dadurch und dadurch reich geworden, diese und diese Arbeitszweige haben es zu dieser staunenswerthen Höhe gebracht und — weil man den gewiß sehr löblichen Wunsch hat, auch reich und mächtig zu werden, meint man dem glücklichen Vorgänger eben nur nachgehen zu dürfen. Man ergreift also ganz dieselben Gewerbe und bestellt, um sie groß zu ziehen und vor der Kraft des schon erwachsenen und erfahrenen Mitbewerbers sicherzustellen, Schutzzölle über Schutzzölle. Dessenungeachtet fristen sie fort und fort eine kümmerliche Existenz und kommen niemals auf ihre eigenen Füße recht zu stehen.

Digitized by Google

Wenn darüber geklagt wird, daß die ausländische Concurrenz die inländische Fabrikation zu Schanden mache und zu Grunde richte, so wird gewöhnlich vergessen, daß diese etwa bedrohte inländische Fabrikation nur ein Theil, und das ein kleiner, nimmer das Ganze ist. Das Ausland würde nicht verkaufen, wenn es leer ausgehen müßte und für seine Waare nicht entsprechende Werthe mit nach Hause nehmen könnte. Sein Angebot hat vielmehr nothwendig zu seiner Gegenseite einen ebenso großen Bedarf, welchen eben das Inland ihm befriedigen soll. Und so wird dieses durch solche Concurrenz zu einer gesteigerten Production in Zweigen veranlaßt sein, die mit Vortheil und auf Grund natürlich begünstigender Verhältnisse angebaut werden. Solche Concurrenz kann also nur günstig auf das Ganze der Industrie einwirken: — sie setzt an die Stelle der unnatürlichen und minder gewinnbringenden Productionen die natürlich berechtigten und mit Gewinnst zu betreibenden. Sie ist ein sicherster Regulator, die inländische einheimische Arbeit bei ihren rechten und wahren Vortheilen zu erhalten. Es ist daher auch nicht wahr, was gewöhnlich von den Schutzzöllen behauptet wird, daß das Capital durch dieselben an der Production verhindert werde, es findet im Gegentheil nur eine Veranlassung mehr, mit größern Erfolgen thätig zu sein. Denn man nehme etwa einen ackerbauenden Staat, der bisher vom Auslande mit seinen Rohproducten dessen Fabrikate gekauft hat. Plötzlich wird durch Schutzzölle eine einheimische Fabrikation begründet. Kauft man nun noch mit demselben Quantum seinen Bedarf und ist man nicht vielmehr genöthigt, ein größeres hinzugeben? Man zahlt jetzt mehr Rohstoffe als früher, um denselben Werth dafür zu erhalten. Und ist etwa das Capital darum größer geworden? Die Schutzzölle können nur die Anwendung desselben bedingen — wie sollten sie es vermehren? So lange aber das Capital nicht gewachsen ist, kann auch eine Vermehrung der Arbeiter nicht stattfinden und der bei Begründung einer neuen künstlichen einheimischen Industrie gemeinhin angenommene Vortheil, mehr Menschen zu beschäftigen, ist eben nicht mehr und nicht weniger als ein ertraumter. Ein weit Anderes dagegen ist es, wenn, um bei demselben Beispiele zu bleiben, der Ackerbau, plötzlich gestättigt, dem Capital keine genügende Stätte mehr bietet. Dann wird eine neue Industrie eine Nothwendigkeit und gerade um dieser Nothwendigkeit willen eine solche, welche der künstlichen Schutzmittel in jeder Weise entbehren kann. Bei der unendlichen Steigerungs- und Vermehrungsfähigkeit sämmtlicher Arbeitszweige kann nicht angenommen werden, daß ein Land an allen natürlichen Bedingungen Mangel habe, die zur Pflege einzelner derselben verlangt werden. Es kommt freilich noch immer auf den richtigen Blick an, diese natürlich möglichen herauszufinden. Ob aber eine Nation danach streben darf, diesen unnöthig zu machen und ohne Übung zu lassen? Die Schutzzölle wenigstens sind das geeignetste Mittel dazu. Sie beschützen die Trägheit und fördern die Erschlaffung des Geistes. — Nicht immer ferner sind unter den Hindernissen, welche einer gedeihlichen Production entgegenstehen, die natürlichen die größten, nicht immer die gesellschaftlichen die kleinsten. Und doch können diese letztern durch den Willen der Menschen gehoben werden. Durch das bequeme Mittel des Zollschutzes aber werden die Geister leicht davon abgewandt, die gemäßern Bedingungen der Arbeit sich selbst zu verschaffen. Sie haben kein Interesse an Beseitigung von Hindernissen, die ihnen, Dank der künstlichen Täuschung, im allernächsten Augenblicke noch nicht fühlbar werden. Und wer weiß nicht, daß bewußt oder unbewußt das *après nous le déluge* auch heutzutage noch von den Meisten bekannt wird!

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

Allgemein anerkannt ist es, daß die fernere Gestaltung Deutschlands im innigsten Zusammenhange mit der Entwickelung Preußens als derjenigen Großmacht stehe, welche nur unbedeutende nichtdeutsche Elemente enthält und welche durch den Protestantismus wie durch seine ganze Bildungsstufe zum energischen Fortschritte getrieben wird. Die Politik Östreichs, welche den innern Verhältnissen dieses Staats angepaßt ist, es aber von dem übrigen Deutschland abschließt, ist in Preußen eine Unmöglichkeit. Es ist daher kein Wunder, wenn die Verhältnisse Preußens von ganz Deutschland unausgesetzt mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet werden. Im Bewußtsein dieser allgemeinen Theilnahme sprach der König von Preußen noch erst ganz der kurzem: „Ganz Europa hat die Augen auf uns gerichtet.“ Auch bei dieser Gelegenheit, auf welche ich mich hier beziehe, hat der König von Preußen wieder große Hoffnungen rege gemacht, wie er Solches auch bei andern feierlichen Gelegenheiten wiederholt gethan. Die Aufmerksamkeit Deutschlands ist dadurch nur immer größer geworden, alle Parteien erwarten mit höchster Spannung, was nach so vielen und feierlichen Verheißungen geschehen werde. Bis jetzt hat sich noch keine Partei befriedigt gefunden durch die Gestaltung der preußischen Verhältnisse. Dies ist aber kein schlimmes, sondern ein gutes Zeichen insofern, als eine wahrhaft, d. h. allseitig befriedigende Beantwortung der großen Fragen dieser Zeit nicht von einer der streitenden Parteien ausgehen kann und als sich aus der Mißzufriedenheit aller Parteien mit der preußischen Regierung wenigstens so viel ergibt, daß sie selbst keiner der streitenden Parteien sich entschieden zugewendet hat. Am höchsten ist man gespannt auf die Entwickelung der preußischen Verfassungsfrage. Denn wenn gegenwärtig Preußen, welches in Bezug auf die allgemeine Bildung seiner Angehörigen gewiß keinem andern deutschen Staate nachsteht, in der formellen Ausbildung seiner Staatsverfassung vielen kleinern deutschen Staaten nachzustehen scheint, so muß man um so mehr erwarten und hoffen, daß diejenige Verfassung, zu welcher sich Preußen endlich entschließen wird, ein entschiedener Fortschritt in der Entwickelung des Staatslebens überhaupt sein werde, damit sich die andern deutschen Staaten ihm conformiren und so ein energisches allgemein deutsches Staatsleben sich ausbilden könne. Wir müssen die Hoffnung auf eine politische Zukunft Deutschlands aufgeben, wenn sich Preußen entschließe, entweder in der jetzigen Staatsform streng zu verharren, oder sich eine Staatsform zu geben, welche hinter den gerechten Forderungen des politischen Bewußtseins der Gegenwart zurückbliebe. Denn dann müßten im Interesse des Menschengeistes überhaupt die deutsch-patriotischen Bestrebungen nach einem politisch einigen deutschen Vaterlande von denjenigen kleinern deutschen Staaten zurückgewiesen werden, welche im Besitz einer vorgeschrittenen Staatsverfassung sich befinden. Alles was

Digitized by Google

sich auf die preußische Verfassungsfrage bezieht, erweckt daher das höchste Interesse und so auch folgende Schrift von einem der gelehrtesten Historiker und einem geistreichen Manne, der aber freilich mit seinen Ansichten wie mit seiner Orthographie mit der Gegenwart in scharfen Widerspruch getreten ist.

1. Zur preußischen Verfassungsfrage. Von H. Leo. Berlin, Besser. 1845. 8. 3 Ngr.

Diese Schrift ist ein besonderer Abdruck einer in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" erschienenen Recension über drei diese Angelegenheit betreffende Schriften, welche ebenfalls erst in diesem Jahre erschienen sind und welche im Allgemeinen von Standpunkten geschrieben sind, welche dem Leo'schen verwandt sind. Diese Schriften sind:

2. Das wahre königliche Wort Friedrich Wilhelm's III dargestellt gegen die Verdrehungen des Doctor Johann Jacoby in Königsberg. Berlin 1845. 8.
3. Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine Denkschrift an gewisse Staatsweise. Berlin, Rösc. 1845. 8. 2½ Ngr.
4. Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage. Auf Veranlassung der von Herrn Dr. Jacoby in Königsberg darüber veröffentlichten Denkschrift von L. von Henning. Berlin, Besser. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Eine sehr große Anzahl der gegenwärtig lebenden Menschen hält die Repräsentativverfassung für diejenige, welche am vollkommensten dem Bewußtsein der Gegenwart entspricht und muthet dieselbe daher auch Preußen zu. Es ist dies sehr natürlich, denn unleugbar hat sich diese Verfassung als das Resultat eines nun über ein halbes Jahrhundert währenden Kampfes um Verbesserung der Staatsform herausgestellt. Die Errungenschaft eines so langen und harten Kampfes wird mit Recht als ein werthvolles Kleinod betrachtet. Daher kann man wol andere Meinungen hegen von dem wahrhaft vernünftigen Staate als die Verehrer der jetzt gewöhnlichen Repräsentativverfassung, aber gewiß ist es eine strafbare Unverschämtheit, wenn man wie Herr Leo dieselben für hohle eitle Schreier erklärt und sie mit „unverwüstlicher Lustigkeit als eine eigens zu seiner Aufheiterung bestimmte Possenreißerbande" betrachtet. Dies ist der „Standpunkt" des Hrn. Leo, wie er selbst sagt: „Wer sich nicht auf diesen Standpunkt stellt, wird mehr oder weniger über Unbequemlichkeit, Importunität, Gröblichkeit, hie und da auch über Ehr- und Schamlosigkeit einzelner Äußerungen der sogenannten liberalen Partei zu klagen haben und dann also ab und zu in säuerlichere Stimmung gerathen als der Bettel werth ist." Diese säuerlichere Stimmung macht nun Hr. Leo den ersten beiden der von ihm angezeigten Schriften zum Vorwurf. Besonders rügt er noch von der zweiten, daß sie leidenschaftlich werde und gegen die liberale Partei schelte. Dadurch beweise der Verf. seinen Gegnern Achtung; über wen man sich ärgere, den habe man lieb, es scheine, „der Verf. habe das liberale Gesindel sehr lieb". Man soll also blos kalt, malitiös und stellenweise grob gegen das „liberale Gesindel" sein, nach Hrn. Leo's Meinung. Nicht einmal den Menschen, und den vernünftigen, wenn auch auf Irrwege gerathenen Menschen darf man in ihm achten, nicht als Christ den Christen lieben, daher sich nicht ereifern, so wenig wie man sich verständigerweise über eine Kröte ereifert, die Einem über den Weg kriecht, man geht ihr aus dem Wege oder schlägt sie todt. Dieser Hochmuth ist wahrhaft schauderhaft, unerträglich, unmenschlich wie unchristlich. Dafür ist er etwas Anderes! Man weiß, daß Hr. Leo seit einigen Jahren sehr fromm ist und er gehört also unter die Classe der Menschen, welche die Frömmigkeit mit dem Hochmuthe zu einigen wissen, zu den kaltmalitiösen, welche ihren Feind nicht in der Hitze eines ehrlichen Kampfes, in der Glut der Leidenschaft erschlagen, sondern in der größten Ruhe erdolchen oder verbrennen mit einem Hohnlächeln auf der Lippe über das wüthige Gebaren des „eigens zu ihrer Aufheiterung bestimmten Possenreißers"! Hr. Leo ist ein Gegner des Repräsentativsystems, er bezeichnet es als unsittlich. Insofern demselben die Vorstellung eines Vertrags zwischen dem Volke und seiner Regierung zu Grunde liegt, insofern also durch dasselbe Volk und Regierung als Partei und Gegenpartei gegenübergestellt werden, ist das Repräsentativsystem auch meiner Überzeugung nach unsittlich, weil es dem Staate die ursprüngliche Lebensfrische raubt und ihn in der lebendigen Entwickelung seines Daseins hindert, an die Stelle des Vertrauens im Volke und der Selbstgewißheit der Regierung, vermöge welcher das Volk in den Handlungen der Regierung seine eigene That, die Regierung in der Gesinnung des Volks ihre eigene Überzeugung findet, die Intrigue setzt, das System des sich gegenseitig Beargwöhnens, des sich gegenseitig Überlistens. Auch die eifrigsten Vertheidiger der Ansicht von einem Staatsgrundvertrage und auf diesen basirten Repräsentativsysteme werden zugeben, daß sich Vieles von dem eben angedeuteten Standpunkte gegen sie einwenden lasse. Dafür werden ihnen aber auch ihre ehrlichen Gegner zugeben, daß ein einmal auf diese Grundgedanken basirter Staatsorganismus auch durch sich selbst zu allen seinen Consequenzen zu gelangen das vollste Recht habe. Denn nur dadurch kann er entweder seine Gegner thatsächlich widerlegen oder, falls er wirklich auf einem falschen Principe beruht, zur Erkenntniß und Überwindung desselben gelangen. Hr. Leo aber, der dem Repräsentativsystem den Vorwurf der Unsittlichkeit, d. h. der Lüge, Intrigue zwischen Volk und Regierung als Partei und Gegenpartei macht, gibt dies nicht zu, er ist kein ehrlicher Gegner, sondern macht die Zukunft Deutschlands selbst abhängig von der von ihm verschrieenen Unsittlichkeit, von der Lüge und Intrigue, indem er auf die Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 hindeutet, durch welche die freie Entwickelung des Repräsentativsystems unmöglich gemacht werde. Er thut dies mit jenem kalten Hohnlächeln, welches er seiner würdig erklärt hat: „Denn in dem ungetheilten Verbleiben der Staatsgewalt in den Händen des Fürsten liegen zugleich die Mittel, allen unvorhergesehenen Wendungen genügend zu begegnen und Entwickelungen einzuleiten, um nöthigenfalls einzelne früher gemachte Zugeständnisse auf legalem Wege zu widerrufen; und in den Beschränkungen des wirthschaftlichen Waltens in den einzelnen Fürstenthümern durch den Bund liegt die Möglichkeit der Mittel, jeden Unterthanentrotz, der sich in Verweigerung von Abgaben geltend machen möchte, zu beseitigen." Heißt das nicht den Teufel mit Beelzebub austreiben?! Die Artikel der Bundesacte, auf welche sich Hr. Leo bezieht, enthalten, wie er selbst sagt, nur die Möglichkeit einer Ausbeutung, wie er sie andeutet, d. h. der böse Geist der Intrigue, der Lüge kann in ihnen ein Vehikel finden, der Staatsverfassung zum Trotz, im Widerspruche mit der beschworenen Verfassung, den einseitigen mit dem Volkswillen im Widerspruche stehenden Regierungswillen auf Grund derselben durchzusetzen. So ist es Hr. Leo, welcher der Regierung frech die Lüge zumuthet, während er stolz im Namen der Sittlichkeit das Repräsentativsystem verwirft.

Ich sprach schon meine Ansicht aus, daß die Vorstellung von einem Dasein des Staats durch Vertrag eine falsche sei und daß die auf diesen Gedanken basirte Repräsentativverfassung in Widersprüche mit sich selbst gerathen müsse, durch welche ihre Unhaltbarkeit an den Tag gebracht werde. Aber soll dieses geschehen, so muß jeder Schein der Gewalt und der Überlistung auf das ängstlichste vermieden werden, wenn jene Conflicte nicht zu den schrecklichsten Katastrophen führen sollen, was kein Freund des Vaterlands wünschen kann, um so weniger als die Erfahrung schon hinlänglich bewiesen hat, daß aus solchen Katastrophen sich eben nur erkünstelte Staatsformen als Resultat ergeben, welche nur durch ein offenes, vertrauensvolles und redliches Zusammenwirken von Volk und Regierung allmälig in ein lebenskräftiges, naturwüchsiges — um mich eines Leo'schen Ausdrucks zu bedienen — Dasein des Staats übergeführt werden können. Von einem Staate wie Preußen, welcher jene unglückliche Vorstellung vom vertragsmäßigen Da-

Digitized by Google

sein des Staats sich fern zu halten gewußt hat, wird kein Besonnener verlangen, daß er das Experiment einer Entwickelung künstlicher Zustände in naturgemäße noch nachträglich durchmachen soll. Gerade deshalb sieht man mit so großer Hoffnung auf Preußen, weil man von ihm erwartet, daß es sich zu einer den Forderungen der Zeit entsprechenden und doch die Klippen erkünstelter Zustände vermeidenden Staatsform entschließen werde. Selbst Leo erkennt die „sittliche Verpflichtung" der preußischen Regierung zu einer Verwirklichung reichsständischer Verfassung an. Ohne jetzt auf die mögliche Ausführung einer solchen Verfassung einzugehen, erinnere ich nur, daß es in ihr darauf ankommen wird, daß durch sie Regierung und Volk nicht in Partei und Gegenpartei gespalten werden, sondern daß durch die Reichsstände das Volk zum Bewußtsein seiner vollkommenen Einheit mit der Regierung gebracht, die Regierung als eine mit dem Volksgeiste einige garantirt werden muß.

Daß Preußen übrigens, ebenso wie die auf die Vorstellung des Vertrags construirten Staaten, dringend einer zeitgemäßen Staatsorganisation bedürfe, daß auch Preußen an der allgemeinen Calamität erkünstelter Zustände leide, nur nach einer andern Richtung hin, das zeigt sich in dem auch in Preußen obwaltenden unseligen Mißtrauen des Volks gegen die Regierung, während es hier gerade die Regierung ist, welche das klarste Bewußtsein von der Nothwendigkeit dieses Vertrauens besitzt. Das Gesagte wird unmittelbar bestätigt durch zwei interessante Schriften:

5. Das Justizministerium Mühler. Oder Rechtsverfassung, Rechtsverwaltung und Rechtspflege in Preußen in den Jahren 1842—44. Skizzirt aus der Feder eines praktischen Juristen. Hamburg, Verlagscomptoir. 1845. 8. 15 Ngr.
6. Das administrative Glaubensbekenntniß des königlich preußischen Ministers des Innern Grafen von Arnim. Leipzig, O. Wigand. 1845. 8. 3 Ngr.

Mühler und Arnim sind die bekannten Namen zweier erleuchteten, das Beste wollenden und thätigen Staatsmiuister Preußens, welchen es nicht gelungen ist, sich selbst zur Genüge und dem Staate zum Segen zu wirken, und die daher ihre Entlassung zu nehmen genöthigt waren. Die erste Schrift enthält eine scharfe Kritik der Mühler'schen Thätigkeit. Ohne hier auf Specialitäten einzugehen, bemerke ich nur, daß sich in ihr auf das entschiedenste herausstellt, wie ein wirklich den zeitgemäßen Fortschritt anstrebender Minister durch die Verordnungen, die er erläßt, um zu bessern und zu fördern, durch das einmal in Preußen ausgebildete Beamtenthum, durch diese gegebene Bedingung des Beamtenstaats die Erfahrung machen mußte, daß seine Verordnungen ganz die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Das Endresultat der ganzen energischen Thätigkeit ist, daß zuletzt alle Zustände schwieriger geworden sind als sie vorher waren, daß sich Mißstände zu wahrhaft gefährlichen Übelständen ausgebildet haben. Im vollständig centralisirten Beamtenstaate ist es dahin gekommen, daß die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit sich ganz in die Personen des Ministers zurückzieht und der ganze mit diesem zusammenhängende Theil des Staatsorganismus in einen todten Mechanismus ausartet, welcher in bestimmter Weise sich thätig erweist ohne Verantwortlichkeit gegen den die willenlose Maschine beherrschenden Verstand und ohne Rücksicht und vernünftige Schonung gegen das so maschinenmäßig behandelte Volk. Das vollendete Muster eines solchen Beamtenstatus ist bekanntlich der Jesuitenorden. Aber dieser schließt auch consequent das zu „behandelnde" Volk gänzlich von sich aus, dieses ist nur ein roher Stoff, in welchem der Orden arbeitet nach seiner Willkür, d. h. nach der Willkür seines spiritus regens. Der Minister Mühler sah sich in der Nothwendigkeit, um seinen erleuchteten Willen mit einer selbst der Willensfähigkeit im Principe beraubten Beamtenclasse durchzusetzen, ihr auch den letzten Schein von Lebendigkeit zu nehmen, sie ganz nur zum todten Mechanismus zu machen. Alles was Mühler that, um die blos maschinenmäßige Thätigkeit der Beamten zu begeistigen, indem er wenigstens Abwechselung in die Vertheilung der Arbeit zu bringen suchte, diente nur dazu, den Mechanismus complicirter, schwerfälliger und also noch geistloser zu machen. Da er sah sich dahin gedrängt, bis zu den letzten Consequenzen fortzugehen, bis zur „unfreiwilligen Versetzung der Richter und Absetzbarkeit derselben im Disciplinarwege", womit denn im Principe der Rechtszustand in die Willkür des Ministers gesetzt, der Staat selbst nach einer seiner wesentlichsten Beziehungen aufgehoben ist. Alles ängstet hiermit die Verordnung zusammen, daß kein Justizbeamter, welcher Schulden hat, anzustellen sei. Schulden gehen dem Menschen Selbstständigkeit wider Willen, er muß für seine Selbsterhaltung thätig sein, oder sie beraubeu ihn derselben, geben ihn in die Hand seiner Gläubiger; in keinem Falle ist er als Maschinentheil des Staatsmechanismus brauchbar, welcher ihn ganz zum Opfer verlangt. Also wird er verworfen, mit jener unbarmherzigen Rücksichtslosigkeit verworfen, mit welchem der Maschinenbauer ein Stück kalbrüchiges Eisen verwirft. Woher die Schulden kommen, ob aus Leichtsinn oder aus Noth, vielleicht aus den ehrlichen Streben, die Kosten zu einem Studium aufzutreiben, welches mit dem höchsten geistigen Interesse erfaßt ist, danach wird nicht gefragt, es handelt sich ja nicht um denkende Juristen, sondern um gute Beamte, welche den Gedanken und Willen des Ministers zu dem ihren machen, das kann aber am besten der selbst willenlose und gedankenlose. Man that sehr unrecht, wenn man hieraus einen Vorwurf gegen den Minister Mühler ableitet, er selbst ist ja ein Opfer dieses Mißstandes geworden, des Unglücks des erkünstelten Daseins eines Beamtenstaats.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Die Fortpflanzungs-Geschichte der

gesammten Vögel

nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier.

Von

Dr. F. A. L. Thienemann.

Mit 100 colorirten Tafeln.

Erstes Heft.

Bogen 1—6 und Tafel I—X.

(Strausse und Hühnerarten.)

Gr. 4. In Carton. Preis 1 Thlr.

Dieses wichtige Werk erscheint in zehn Heften, deren jedes circa sechs Bogen Text und zehn Kiertafeln enthalten wird.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 319. — 15. November 1845.

Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Von Friedrich Giehne.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Wenn demgemäß die Schutzzölle die Zwecke, deren Förderung von ihnen erwartet wird, durchaus nicht zu fördern im Stande sind, sondern gerade umgekehrt dem wirklichen Gedeihen des gewerblichen Wohls hinderlich entgegentreten, so kann doch auf der andern Seite dies zugegeben werden, daß auch die absolute Handelsfreiheit in der Weise, wie sie jetzt ausgesprochen wird, ihren Verheißungen nicht völlig nachkommt. Indem nämlich Alles einzig und allein der Berechnung des Einzelnen anheimgegeben ist, ist dem Zufall und der Willkür noch ein ungebürlich großer Spielraum gelassen. Nicht allein Unkenntniß und Erfahrungslosigkeit, auch einseitige nur auf den Moment rechnende Speculation können den natürlichen Gesetzen der Arbeit Hohn sprechen und Verluste herbeiführen, die mehr als blos die einzelne Person des Unternehmens treffen. Oder die Production kann sich in diesem oder jenem Gebiete überreizen, um später desto mehr zu erschlaffen und andere Gebiete der nöthigen Kräfte berauben. Es können durch neue Erfindungen, sei es im Inlande oder Auslande, durch neue Maschinen und Dergleichen die gewaltsamsten Umwälzungen vor sich gehen, Capitale vernichtet und eine Menge von Arbeitern dem drückendsten Elende preisgegeben werden. Es können mit einem Worte der Wechselfälle unendliche eintreten, welchen nur durch eine Organisation der nationalen Industrie ihre störenden und verderbenden Einwirkungen genommen werden. Nur mittels einer solchen kann die einheimische Industrie sowol innerhalb ihres eigenen Gebiets als dem Auslande gegenüber in ihrem richtigen und naturgemäßen Gleichgewicht erhalten werden. So lange nicht also in die rastlose Unruhe und Beweglichkeit der freien Concurrenz ein stabilisirendes und regelndes Element gebracht wird, wird sie hinter ihren möglichen Vortheilen zurückbleiben. Mag dann immer im Nothfalle, wenn durch irgend eine glückliche Erfindung oder einen andern begünstigenden Zufall des Auslandes ein schon bestehender einheimischer Industriezweig plötzlich bedroht wird, zu dem Mittel des Zollschutzes gegriffen werden! Seine Anwendung kann dann nur so lange dauern, als der momentan gestörte Organismus noch sein gesundes Gleichgewicht nicht wieder gefunden hat. In Störungsfällen aber, wie sie die Zeitenverhältnisse mit sich bringen, die Schutzzölle brauchen, heißt noch beiweitem nicht, sie als Princip anerkennen, wie dies vom Verf. geschieht. Diese momentanen Schutzmittel sollen keine Production künstlich erziehen oder begründen, sondern eine schon bestehende natürliche bei einem plötzlich und unvermuthet von außen her kommenden Angriffe dem Verderben entreißen. Sie sollen nur die Möglichkeit sichern, ohne allzu große Verluste eine allmälige Anderung der bestehenden gewerblichen Verhältnisse zu bewirken. In demselben Sinne mögen denn auch heutzutage die Schutzzölle nicht ganz und gar schon entbehrlich sein. Sei es die Schuld welcher Umstände es immer wolle, eine Menge Capital arbeitet noch in Zweigen, die durch eine uneingeschränkte Concurrenz des Auslandes vernichtet werden müßten. Es gilt also, diesem Capital Zeit zu geben, um mit einem möglich geringsten Verluste eine andere Stellung sich zu verschaffen. Man würde das Gegentheil veranlassen, wollte man die dazu nöthigen Schutzzölle für immer andauern lassen. Die Aufgabe der Staatskunst ist es, den allmäligen Übergang zu Zuständen, da sie wegfallen können, zu bewerkstelligen. Nur daß dieses nicht misverstanden und gemeint werde, die organisirende Macht sei den Regierungen in die Hände zu geben. Auch hier muß vielmehr eine Gliederung stattfinden, welche der der einzelnen Marktgemeinden analog ist.

Wenn man den Deutschen Zollverein darum anerkennt, weil er eine erste Frucht eines nationalen Bewußtseins ist, so ist dies gewiß ein sehr treffender Grund. Wird man aber darum auch das Schutzzollsystem anerkennen müssen, darauf er gegründet ist? Noch viel weniger wird man dem Verf. beistimmen können, der noch immer in den bestehenden Schutzzöllen nicht genügenden Schutz findet, fort und fort neuen heischend. Der Zollverein ist eine große Errungenschaft, weil er die innern Hemmketten des einheimischen Verkehrs gesprengt hat; er steht aber noch nicht auf seiner Höhe, so lange er noch an seinen Grenzen eine künstliche Ausschließlichkeit aufrecht erhält, die wahrlich nicht das Wohl der Nation zu fördern im Stande ist.

Die vorliegenden „Studien und Skizzen" haben von

Digitized by Google

den innern politischen Fragen die gewerblichen Verhältnisse vorzüglich ins Auge gefaßt, die Formen- und Verfassungsfragen dagegen mehr oder weniger beiseite gelassen. Wenn wir den Verf. richtig verstanden haben, so leitete ihn dabei die wohlbegründete Einsicht, daß die Formen des staatlichen Lebens wesentlich nach dessen Inhalte sich richten, dieser also zuvörderst festgestellt sein müsse. Er wollte nicht in die Gefahr gerathen, Mittel ohne Zwecke, — eine Vertretung ohne Interessen zu statuiren.

W. Friedensburg.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Ganz dieselbe Erfahrung wie Mühler hat Graf Arnim in einer andern Sphäre gemacht. Die eben angezeigte Schrift enthält ein Schreiben des Ministers an die Regierungspräsidenten, in welchem er sich über das Misverstehen einer seiner Anordnungen beschwert und diese zum Verständniß zu bringen sucht. Bis zu seinem Amtsantritte nämlich hatte sich das System des Mistrauens und der Heimlichkeit in der Verwaltung des Innern und der Policei traditionel fortgeerbt. Der neue Minister war von der Überzeugung durchdrungen, daß der gesunde reine Sinn der preußischen Nation das volle Vertrauen der Regierung verdiene, und daß die Reinheit und Lauterkeit des Gouvernements eine unbeschränkte Offenheit der Nation gegenüber nicht blos gestatte, sondern als überaus wohlthätig erscheinen lasse. Ebenso war er vollkommen überzeugt, daß es Pflicht der Regierung sei, auf die im Volke herrschende Stimmung sorgfältig zu achten und allgemein sich aussprechende Wünsche zu erfüllen. Den wahren Ausdruck der Volksstimmungen und Volkswünsche aber glaubte er ebenso wenig in den Zeitungsartikeln und politischen Broschüren einiger zum Theil destructiven Richtungen zugewandten Literaten als in den bisherigen officiellen policeilichen Berichten der Unterbehörden zu finden. Er sann darum auf einen neuen Weg, um zur Kenntniß der wahren Zustände im ganzen Umfange der Monarchie zu gelangen. Wenn in den einzelnen Regierungsbezirken die Regierungspräsidenten alle Wahrnehmungen, welche sie nicht durch amtliche Rapporte der Unterbehörden, sondern durch ihre eigene unmittelbare und außeramtliche Berührung mit den Bürgern zu machen Gelegenheit finden, dem Minister getreu und wahr mittheilten: so müßte dieser jederzeit vollständig von dem Geiste der Nation und von ihren Wünschen und Bedürfnissen unterrichtet sein. Er erließ daher bald nach seinem Amtsantritte eine desfallsige Auffoderung an sämmtliche Regierungspräsidenten. Allein man verstand ihn nicht. Man glaubte, es werden die bisher üblichen Rapporte nur ausführlicher und regelmäßiger gefodert, und traf hiernach durch Aufträge an die Unterbeamten die nöthigen Vorkehrungen, um jede Regung im Volke zu controliren und zu rapportiren. So wurde aus der liberalsten Absicht eines engen und offenen Anschlusses der Regierung an die Gesinnung des Volks das gehässigste Spionirsystem. Graf Arnim machte es nun aber nicht wie Mühler, er benahm sich edler, während dieser sich verständiger benahm. Während Mühler den gegebenen Beamtenstaat nahm wie er war, wollte ihn Arnim reformiren. Er suchte die Regierungspräsidenten aufzuklären. Er sagte ihnen, daß sie nicht blos die Vertreter der Regierung in den Bezirken, sondern auch die Vertreter der Bezirke bei den Regierungen seien. Er verwarf die Spionirerei auf das entschiedenste, er sagte ihnen: „daß er das gegenseitige Vertrauen zwischen Regierung und Volk als dergestalt nothwendige Grundlage seiner Verwaltung betrachte, daß er in dem Augenblicke, wo er glauben sollte, daß jenes Vertrauen in Bezug auf ihn nicht vorhanden sei, den König bitten würde, sein Amt in andere Hände zu legen." Der König selbst, sagt er, halte „das Princip des Vertrauens gegen sein Volk als das höchste." Offene, freimüthige, uneigennützige, nur wahre Zuschriften verlangte der Minister, keine Angeberei, Zuträgerei; Erfahrungen aus dem freien offenen Umgange mit dem Volke sollten die Regierungspräsidenten ihm mittheilen, Wünsche, Bedürfnisse des Volks. Aber das war eben eine Unmöglichkeit. Dazu gehörte eine Selbständigkeit derselben ihren Vorgesetzten gegenüber, die sie im Beamtenstaate nicht haben. Sie sind nur selbständig dem Volke gegenüber, und auch dies nur so weit sie mit der Autorität der Regierung ausgerüstet erscheinen. Will die Regierung Meinung und Willen des Volkes wirklich kennen lernen, und zugleich den Schein, ja die Möglichkeit eines Spionirsystems vermeiden, so muß sie nicht ihre Beamten befragen, sondern hochgebildete von ihr unabhängige Männer aus dem Volke selbst, Männer, die das Vertrauen des Volks haben, denen es seine Wünsche und Befürchtungen ungenirt mittheilt, mit einem Worte: Landstände, und zwar Landstände, welche wirklich rein durch das Vertrauen des Volks gewählt sind und welche nicht auf Grund eines nicht mehr vorhandenen Ständeunterschiedes, nicht auf Grund eines thatsächlich längst veralteten Kastenwesens, sondern auf Grund der modernen Gliederung der Gesellschaft gewählt sind.

Durch Thatsachen wie das Mühler'sche und Arnim'sche Ministerium wird es klar, daß nicht blos das Volk mit Widerwillen gegen die Beamtenherrschaft erfüllt ist, indem es durch dessen abstracte Härte, die Folge jedes Staatsmechanismus, der die Stelle eines Staatsorganismus versehen soll, gepeinigt wird, sondern daß auch die Regierung selbst sich in der Unmöglichkeit sieht, ihr Princip, Vertrauen des Volks, sittliche Einigung mit demselben, zu entwickeln. Indessen fehlt es in Preußen nicht an Solchen, welchen das Beamtenthum als eine bequeme (denn die Geistlosigkeit ist das Bequemste) Leiter zu einem erzwungenen Ansehen und zu ansehnlichen Gehalten erscheint, welche es ihrem Vortheile gemäß finden, daß der selbständige Mann von Talent und Willenskraft als unbrauchbar vom Staatsmechanismus zu Gunsten der Gedankenlosigkeit, äußerlichen Geschäftsroutine und Willenlosigkeit ausgeschlossen wird, und diese wissen dann besser als die höchsten Leiter der Regierung, wo den Staat der Schuh drücke. Sie finden den dermaligen Staatszustand ganz vortrefflich, und eifern nur gegen das liberale Schriftstellergesindel, gegen die schlechte Presse, welche alles Elend des Staatslebens erfinden und den Leuten weiß machen soll.

Ein solcher Optimist ist der Verfasser folgender Schrift:

7. Politische Janusköpfe für Preußen von einem Preußen. Leipzig, Reclam sen. 1845. 8. 20 Ngr.

Es fällt mir nicht ein zu leugnen, daß ein großer Theil der modernen Literaten demoralisirt ist, daß es eine schlechte, d. h. feile Presse gibt. Es ist niederträchtig, seine Überzeugung zu Markte zu tragen, erbärmlich, keine zu haben und für Geld eine anzunehmen, das Geld mag nun aus dem Säckel der Regierung oder aus dem Beutel eines skandalsüchtigen Haufens kommen. Aber dennoch ist das Gerede, der leidige Trost grundlos: daß die Zeitungsschreiber nur Skandal machten, das Volk selbst aber davon nichts wissen wollte, sich im besten Einverständnisse mit den Regierungen befände. Demoralisirte Zeitungsschreiber speculiren auf den Beifall der großen Mehrzahl; sehen sie sich nun genöthigt, um diesen Beifall zu erwerben, die Regierungen anzufeinden, zu verleumden, so ist doch sonnenklar, daß die große Mehrzahl des Volks von Mistrauen und Übelwollen gegen die Regierung erfüllt ist. Also selbst das Vorhandensein einer schlechten Presse beweist das Vorhandensein jenes geleugneten Zwiespaltes zwischen Volk und Regierung. Alle Welt, am meisten die Regierungen selbst, wie sie durch die Censurmaßregeln beweisen, erkennen die Macht der Presse an, aber anstatt sie zu achten, verachten sie dieselbe und lassen sie diese Verachtung auf das empfindlichste fühlen. Es gehört hohe Seelengröße der Verachteten dazu, wenn dieser nicht die Verachtung mit Haß erwidern soll. Welcher Mann

Digitized by Google

von wissenschaftlicher Bildung, patriotischer Gesinnung und unbescholtener Ehre wird gegenwärtig mit Lust und Liebe ein Zeitungsschreiber werden, er wird es nur mit Unwillen in der Beust thun, er wird es thun aus Liebe zum Vaterlande, aber mit dem Gefühl eines Märtyrers für die Zukunft, denn Dank hat er nicht zu erwarten, Ehre noch weniger, persönlichen Einfluß auf das Staatsleben am allerwenigsten. Er tritt in die Kategorie eines Bagabunden, auf den man polizeilich wigilirt, den man auf den Schub setzt, sobald er sich lästig macht. Und man wundert sich, wenn eine große Anzahl, ja vielleicht die Mehrzahl der Zeitungsschreiber endlich aus Leuten besteht, die nur fürs Geld schreiben, ein Geschäft daraus machen den Staat auszubeuten. Geld ist ja das Einzige, was ein Zeitungsschreiber vereinnen kann, alles Andere hat ihr ihm abgeschnitten: Ehre, Achtung, Ansehen. Ja weiß wohl, daß es noch etwas gibt, was Niemand geben und also auch Niemand nehmen kann: Selbstachtung, Seelenadel. Aber daß diese eine Seltenheit unter den Menschen ist, Zeitungsschreibern und Nichtzeitungsschreibern, ist bekannt, besonders dann, wenn es an jedem äußern Spoene nach ihm zu streben fehlt. Durch die sogenannte schlechte Presse mit übrigens unendlich weniger Böses gestiftet als durch lobhudlee und Speichelleckee der Regierungen: Jene eeden nur der vielköpfigen in sich selbst widerspeuchsvollen Menge nach dem Maule, dieße aber einem mit sich selbst einigen Gewalthaber. Die Beleumdungen dieser Unglücklichen sind ein tödendes Gift, wenn die Gewalthaber nicht klug genug sind, sich dieselben vom Leibe zu halten. So z. B. geht der Verf. der erwähnten Schrift so weit zu behaupten, es habe nicht an Solchen gefehlt, welche deutlich zu erkennen gegeben hätten, daß ihnen die Vereiteluug des Mordanfalls gegen den König nicht ganz recht gewesen, welche „königsmörderische Gesinnungen" aufgespürchen. Solche Insinuationen sind ganz geeignet, wenn sie Gehör finden, das Vertrauen der Regierung zu dem Volke zu vergiften und dadurch den Staat in namenloses Elend zu stürzen. Sie sind ein Verbrechen gegen die Ruhe des Staats und gegen die Ruhe des Monarchen. Heuchler und Schmeichler sind die ungeschicktesten, die gefährlichsten Feinde.

Wie der Verf. für die ganze Misere der Gegenwart die Literaten verantwortlich macht, so leitet er die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Literaten von der Hegel'schen Philosophie ab. Er zeigt sich auch hier wieder als einen Speichelleckee der Gewalt. Die Hegel'sche Philosophie ist mißlieig geworden, und nun beeifert er sich dieselbe mit Koth zu bewerfen. Ich werde mich später noch energisch genug gegen den Mißbrauch erklären, der von der Literatur mit der Hegel'schen Philosophie getrieben werden; ich werde die Angriffe gegen Staat und Kirche, ja gegen die Religion überhaupt, im Namen der Hegel'schen Philosophie tendiet, mit Entschiedenheit zurückweisen; aber hier eeinneee ich daran, daß es die Hegel'sche Philosophie war, welche dem unwissenschaftlichen Rationalismus das Haupt zu Boden beugte und welche ebenso den glaubenswürdigen Herr-Herr-sagern den Mund steprfte — daß erst, nachdem durch unselige Mißvereständnisse die Regierungen das Vertrauen zu dem Palladium des deutschen Geistes der Philosophie verloren hatten, jener widerwärtige, schmachvolle Hader zwischen den beiden Gegensätzen der Gedankenlosigkeit zu einer staatsgefährlichen Bedeutung gelangt ist. Es wird und muß die Zeit kommen, wo man einsehen wird, daß aus diesem Wirrsal weder Regierungsmaßregeln noch theologische Disputationen zu retten vermögen, sondern einzig die Wissenschaft auf der höchsten Höhe ihrer Bildung, wo man endlich anerkennen wird, daß die deutsche Philosophie selbst in ihrer gesammtzigen Entwickelung dahin gelangt ist, die wahre und echte Theologie, d. h. die vollkommenste Rechtfertigung des Christenthums vor dem denkenden Geiste zu sein. Mit welcher dummdreisten Ignoranz der Verf. über die Hegel'sche Philosophie abspricht, dafür nur ein auch dem Nichtphilosophen wol verständliches Beispiel. Nach Hegel sind die einzelnen Kategorien der Logik, dem „abstracten Elemente des Geistes", als Bestimmungen des Absoluten zu fassen. Die wissenschaftliche Methode der Hegel'schen Philosophie ist aufzuzeigen, wie die entgegengesetzten Bestimmungen einseitige Auffassungen des Absoluten sind, welche erst durch ihre Zusammenfassung (ihe übergehen ineinander) zur weiten Bestimmung der Wahrheit werden. So kann der Maler ein Gebäude, ein Thier von verschiedenen Standpunkten aus betrachten und daebeiien, der Beschauer aber kommt zu einer richtigen Vorstellung des Gegenstandes erst, wenn er weiß, wie diese verschiedenen Darstellungen ineinander übergehen. Wenn nun Hegel in der Logik auf die absolut zu nehmenden Denkbestimmungen des Unterschieds und der Identität zu speechen kommt und deren Übergehen ineinander daelegt, so meint der Verf., dies sei ebenso wie wenn Jemand sagte:

Der Mensch ist nicht der Pavian,
Der Mensch und der Pavian sind verschieden.
Also ist der Mensch ein Verschiedenes, und weiter:
Also ist der Mensch ein Pavian.

Denke man von Hegel was man will, aber man wird doch zugeben müssen, daß er den denkenden Menschen seiner Zeit imponirt habe, und nun vergehte man diese Menschen und sich selbst nicht so sehr, daß man meine, Hegel habe durch solche albeene Sophistik seiner Zeit imponirt. Ist Hegel ein Sophist, so ist er wenigstens ein geschickterer Sophist, als daß ihm die Verf. der „Politischen Jahrbücher" auf die Sprünge zu kommen vermöchte, die selbst entsetzlich albern sein muß, um der Philosophie drelei Albernheiten zutrauen zu können. Wie kann man sich erdreisten, jegend eine Philosophie (der Verf. kritisirt mit bemselben Unverstande auch die Spinoastische Philosophie) darstellen und beurtheilen zu wollen, wenn man gae nicht einmal weiß, woron in der Philosophie überhaupt die Rede ist.

Ich habe von preußischen Mißständen gesprochen und so citiee ich auch folgende Schrift, die auch einen solchen Mißstand, an dem Preußen so gut wie seine Nachbaren leidet, in der unpaeteiischen Weise zur Anschauung bringt:

8. Die preußische Censur-Instruction und ihre Declarationen. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 7½ Ngr.

Das Büchlein ist eine Zusammenstellung der neuern officiellen Erlasse, die Büchereensur betreffend. Das Interesseanteste ist die „Information der Censoren in Betreff der Censur-Instruction". Dieselbe enthält nämlich einen Versuch der Rechtfertigung des sittlichen Würde der Censue, die moralischen Aufrichtung der Censoren. Man sucht diesen zu beweisen, daß die Censur ein Ehrenamt sei, in welchem sich die Betrauten große Verdienste um Staat und Vaterland erwerben könnten. Auch hier wird wieder das Peineip der Eintracht und des Vertrauens als daßeinige bezeichnet, dem zu Liebe die Censur gehegt werde, auch hier bestätigt sich wieder, daß die wohlgemeintesten Maßregeln in Folge mangelhafter Organisation des Staatslebens gerade das Gegentheil von Dem hervorbringen was sie beabsichtigten. Denn daß die Censur die ergiebigste Quelle der Zwietracht und des Mißtrauens sei, ist bekannt. Wie schwieeig dem Verf. die Abfassung seiner Ehrenrettung der Censur gefallen, sieht man aus folgendem Satze, in welchem die von den Censoren zu verhütenden unabsichtlichen Beeehungen der Schriftstelle angegeben sein sollen: — „theils, indem die bestehenden und gesetzlich geordneten Rechtsverhältnisse, statt ihre Lösung und Fortbildung, wo es noth thut, den gesetzlichen Organen zu erwarten, als ungerechte Beveezungen dargestellt in der öffentlichen, nach den oberflächlichen Eindrücken gehegten Meinung herabgezogen werden." Ich weiß nicht, ob es nur an meiner Unfähigkeit zum Censoramte liegt, daß ich in diesem Satze keinen Sinn zu finden veemag. Preußen besitzt noch kein Preßgesetz, kein Gesetz, welches dem Menschen die Ehee anthut, ihn für seine geschriebenen Worte ebenso verantwortlich zu machen wie für seine Handlungen, und ihn mit dieser Verantwortlichkeit

Digitized by Google

für selbständig erklärt. So lange dies Gesetz fehlt, ist die Censur als ein trauriges Interimisticum unvermeidlich. Wie traurig dasselbe sei, kann nicht schreiender ausgesprochen werden als durch diese Information, durch welche den Censoren erst bewiesen werden muß, daß das ihnen anvertraute Staatsamt ihnen nicht zur Unehre gereiche, und in welcher die Regierung ihre Beamten ermahnt, sich durch etwaige contraire Entscheidungen einer höhern Instanz (des Obercensurgerichts) nicht irre machen zu lassen am „consequenten Festhalten und Anwenden ihrer Überzeugung". So zeigt sich auch hier wieder, daß die consequente Durchführung einer einseitigen Auffassung Dessen was recht ist zur völligen Verkehrung der Begriffe von Recht und Unrecht führt. Es kommt dahin, daß die Regierung ihre Beamten anhält, den Entscheidungen des von ihr selbst eingesetzten höchsten Gerichts keine Folgen zu geben, sie nicht zur Norm ihres Verhaltens werden zu lassen! Ich erwähne noch als ein Curiosum, daß sich auch Herr Leo in der oben angeführten Schrift Nr. 1 gegen die Censur, für Preßfreiheit erklärt hat; diese scheint denn doch wirklich ein „allgemein" gefühltes Bedürfniß zu sein.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Alberti und Schreiber, Die deutsche Leinen-Industrie-Frage. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Ammon, C. F. v., Predigt bei der Eröffnung der Ständeversammlung des Königreichs Sachsen am 17. Dreieinigkeitssonntage 1845. Dresden, Walther. 8. 4 Ngr.

Böttcher, Der Patriot. Eine vorurtheilsfreie und gründliche Untersuchung über die Mäßigkeitsangelegenheit. 5te verbesserte Auflage. Hanover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Christus und der Geist der Wahrheit in der katholischen Kirche. Zugleich Erwiderung und Beleuchtung der über den Rücktritt des vormaligen evangelischen Pfarrers Carl Haas zur katholischen Kirche — erschienenen protestantischen Streitschriften. Von einem katholischen Laien. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 11½ Ngr.

Döderlein, L., Festrede bei dem 100jährigen Stiftungsfeste der Königlichen Studienanstalt zu Erlangen am 14. Juli 1845. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die Einweihung der Kirche in Leffenau. Mit einer Abbildung der Kirche. Eßlingen, Dannheimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fritsche, F G., Daß der Mensch nicht blos die Pflicht, sondern auch das Recht hat, Liebe zu üben. Predigt. Mit historischen Erläuterungen. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Geltch, J. F., Das Lied von der Öffentlichkeit. Parodie auf Schiller's „Lied von der Glocke". Hermannstadt, Hochmeister. Gr. 8. 8 Ngr.

Giese, L. M., Was heißt denn eigentlich: Jesus Christus ist unser Erlöser? Predigt. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Heugel, C. v., Die Vorfälle in Posen am 28. und 29. Juli 1845. Wer trägt die Schuld! Posen, Cohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit! Flügge Gedanken über Einigung der Christenkirchen. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Kirchenverbesserung zu Bern 1528. Neujahrsblatt. Der Bernischen Jugend gewidmet für das Jahr 1845. Bern, Hubert und Comp. 4. 12½ Ngr.

Klusemann, F. A., Seelig sind die Augen, die da sehen, daß Ihr sehet! Luc. 10, 23—37. Predigt. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Knönagel, E., Die industriellen Unternehmungen der königlichen Seehandlung. Als Entgegnung und Berichtigung verbreiteter Unrichtigkeiten. Berlin, Ende. Gr. 8. 12 Ngr.

Köster, A., Nachweis der Spuren einer Trinitätslehre vor Christo. Mit besonderer Berücksichtigung der Cabala. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

Kunze, E., Die Macht der Sünde und der Gnade. Predigt. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

— — Predigt über die Pflichten der Christen in dieser so bewegten Zeit. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

Meyer, H. A., Das Pistolen-Duell, welches zwischen dem Ingenieur-Lieutenant v. Leithold und dem O.-L.-G.-Referendar Schade am 20. August 1844 bei Königsberg in Preußen stattfand. Aus den Untersuchungsacten vollständig dargestellt. Danzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Mühlenbein, L., Was uns Geistlichen allzumal in der jetzigen, in kirchlicher Beziehung so wichtigen Zeit als Dienern der Kirche obliege. Rede zur Eröffnung der Hauptversammlung des Anhalt-Cöthen'schen Predigervereins den 17. Juni 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Prüfung der grellen Irrthümer des Stadtgerichtsraths Simon in Breslau, über I. die Natur der Domainen des Königlichen Hauses, II. die Stellung der preußischen Richter nach den Gesetzen vom 29. März 1844 und III. die Geschichte der demagogischen Umtriebe. Berlin, Schroeder. 8. 7½ Ngr.

Prüfung der in den Preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 8 Ngr.

Puszta y, A., Ungarns Industrie und der Schutzverein. Leipzig, Engelmann. 12. 9 Ngr.

Sander, P., Das Werk der evangelischen Mission ein Werk der Kirche. Gastpredigt über Evang. Luc. 14, 16—24. Celle, Capaun. Gr. 8. 5 Ngr.

Sartorius, E., Über die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 11½ Ngr.

Schaefer, A., Jugenderziehung und Volksbildung. Eine Schulrede. Dresden, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Stimme über die preußische allgemeine Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845, aus einer mit Innungen versehenen Stadt. Merseburg, Rulandt. Gr. 8. 5 Ngr.

Über die untergeschobenen katholischen Glaubensbekenntnisse Eine theologisch-juristische Abhandlung, hervorgerufen durch einen Abdruck des angeblich vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen abgelegten Glaubensbekenntnisses. Magdeburg, Mazzucchi. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Waffenstillstand zu Kötzschenbroda und die ihm vorausgegangenen langjährigen Gräuel der Verwüstung der sächsischen Lande, im 30jährigen Kriege. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 5 Ngr.

Die Wahrheit im Kampfe mit Rom, dargestellt in Zügen aus der Geschichte der Waldenser. 2te Auflage. Barmen, Langewiesche. 12. 6½ Ngr.

Warum verbietet euer Pfarrer euch, die Bibel zu lesen? Aus dem Französischen. Wesel, Klönne. 8. 6 Ngr.

Waschke, C. B., Was fordert die gegenwärtige Zeit von der Schule und ihren Lehrern? Danzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Was wir erlebten im October 1813. Denkschrift für den Verein zur Feier des 19. October zu Leipzig. Von einem Augenzeugen in Seifartshain. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Wein, Z., Nante als Politiker. Grünberg, Levysohn. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, H., Worte eines Arztes gegen den Hrn. Dr. P. Hansen, oder: Reflexionen und Bemerkungen zu dessen Werke: „Aktenmäßige Darstellungen der Heilungen ꝛc. zu Trier". Saarbrücken, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 320. —— 16. November 1845.

Romancero castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion con las notas de Don *Antonio Alcalá-Galiano*. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Wenn wir erwägen, daß nun bald ein halbes Jahrhundert verflossen ist, seit Herder durch seine „Stimmen der Völker" und durch seinen „Cid" zuerst die moderne Bildung auf das weite, reiche und geheimnißvolle Gebiet des Volksliedes hinwies, so ist es wahrhaft beschämend und betrübend zu sehen, wie weit wir noch von einer auch nur allgemeinen Orientirung in diesen Dingen entfernt sind, wie unendlich wenig wirklich Förderliches auf diesem Felde seitdem geschehen ist. Die einzige Seite in der That von den vielen, welche die dort vorliegende Aufgabe in sich faßt, wo wir ein gewisses Resultat sehen, ist die Herbeischaffung des Materials, wenigstens auf einigen nationalen Gebieten, obgleich auch hier die Vernachlässigung aller andern Seiten, der daraus hervorgehende Mangel an kritischer Qualification der Sammler so Manches mit hereingezogen hat, was die weitern Fortschritte weit mehr erschwert als erleichtert. Wie dem auch sei, die Vervollständigung des Materials bleibt allerdings immer conditio sine qua non jeder weitern Arbeit zur Beantwortung der für die ganze Bildungsgeschichte so wichtigen Fragen, welche auf diesem Gebiet liegen, und deren noch keine ihrer Lösung auch nur wesentlich näher gebracht ist. Was ist eigentlich das Volkslied und welche Gebichte dürfen wir dahin rechnen? wie verhält es sich zum eigentlichen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart? wie zu der höhern Bildung und deren literarischem Ausdruck? welches sind die Eigenthümlichkeiten der Volkslieder verschiedener Völker, und wie verhalten sie sich zueinander? Wer nun irgend im Stande ist, auch nur im Allgemeinen sich einen richtigen Begriff von der Schwierigkeit und dem Umfange dieser Fragen zu machen, der wird vielleicht jene unsere Klage unbillig und voreilig finden und meinen, es liege eben in der Natur der Sache, daß wir nicht weiter sind, und wir müssen froh sein, daß wir z. B. wenigstens auf dem Gebiet des deutschen Volksliedes so weit sind, daß endlich ein wahrhaft Berufener, ein Uhland, die Sache ex professo in die Hand nehmen und ohne Zweifel zu einem ersprießlichen Resultat führen kann. In diese dankbare Anerkennung und frohe Erwartung stimmen wir von ganzem Herzen ein, und wir wollen nicht viel fragen: Warum nur einer und warum erst jetzt? Aber unsere Klage wird eben damit nur um so entschiedener auf ein anderes und persönlich näher liegendes Gebiet hinüber gedrängt, was wir eigentlich auch von vornherein hauptsächlich und zunächst im Auge hatten.

Auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Literatur in allen ihren Stoffen und Richtungen fehlt es Gott lob! nicht an tüchtigen, würdigen, berufenen Arbeitern, die mehr und mehr auf dem von ihnen selbst gelegten und befestigten Grunde forthauen und sich vielfach in die Hände arbeiten können. Hier sind Schulen, weil Meister und Schüler, und das Verdienst der einen wie der andern ist um so höher zu achten, da wahrlich von Seiten Derjenigen, in deren Händen die Vertheilung der Förderungs- und Hülfsmittel liegt, welche der Staat auf die nationale Bildung verwendet, noch immer sehr wenig Sinn für die Rechte und die Bedeutung dieser Studien gezeigt wird. Genug, das Wenige, was von oben dafür gethan wird, in Verbindung mit dem einmal geweckten Interesse eines zunehmenden Kreises Gebildeter, hat es jenen Männern möglich gemacht, die Sache so weit zu bringen, daß die weitere volle Entwickelung in immer rascherm und fruchtbarerm Verhältniß gesichert ist. Sie ist den Händen des bloßen Dilettantismus entrissen und der Pflege der Wissenschaft anheim gegeben — damit ist Alles gesagt; und gewiß Niemand wird in Abrede stellen, daß hier die nächste, dringendste, berechtigste Aufgabe und Pflicht für die deutsche Wissenschaft lag. Aber ist ihre Aufgabe hier so leicht innerhalb der Grenzen der Muttersprache zu beschränken? Kann und darf sie wirklich sagen: wir arbeiten auf unserm nationalen Grund und Boden; mögen Andere auf dem ihrigen Dasselbe thun? Wir brauchen hoffentlich nicht erst weitläufig nachzuweisen, daß und warum eine solche Resignation ihres Berufs der bisherigen Stellung, der ganzen Aufgabe und der deutschen Wissenschaft völlig unwürdig wäre. Und auch wenn andere Völker auf ihrem Gebiete wirk-

Digitized by Google

lich Dasselbe leisteten, was wir auf dem unserigen, so wären wir dadurch mitnichten der Mühe überhoben, wenigstens die Resultate solcher Leistungen uns anzueignen und in das große Ganze der Wissenschaft, dessen Pflege und Bau uns vor Allen zuvertraut ist, einzuweihen. Aber wie nun gar, wenn die Andern eben wenig oder nichts thun? Doch genug und zu viel, um zu beweisen, was unter allen Denen, auf deren Urtheil hier irgend etwas ankommt, Keiner im Ernste offen und ausdrücklich zu leugnen wagen wird, so sehr es auch an der Anerkennung durch die That fehlt!

Gehen wir aber von der unabweislichen Voraussetzung aus, daß die deutsche Wissenschaft auch auf dem Gebiete der fremden Literatur überhaupt und des fremden Volksliedes insbesondere eine Aufgabe zu lösen hat, deren Wichtigkeit im Verhältniß steht zu der Bedeutung der Literatur, der Poesie als Ausdruck der nationalen Bildung, als letztes edelstes Resultat der ganzen historischen Entwickelung, so braucht man nur einen Blick auf den Raum und Antheil zu werfen, der diesen Dingen auf unsern Universitäten gegönnt wird, um sich zu überzeugen, daß hier noch die unverantwortlichste, kläglichste Vernachlässigung herrscht. Auf den meisten Universitäten glaubt man vollkommen genug gethan zu haben, wenn man für den trivialsten handwerksmäßigen Sprachunterricht im engsten Sinne gesorgt hat*), wozu denn nur zu leicht von andern Seiten und als anderes Erstem ganz von selbst sich das Element ästhetisch-philosophischen Geredes über die Sachen gesellt, während die Sachen selbst ganz und gar abhanden kommen und solchen Docenten selbst meist nur aus der zweiten, dritten Hand bekannt werden. Und freilich ist es viel bequemer, durch allerlei populaire Tendenzphrasen oder Tendenzwitze im Sinne des Tages die Jugend anzuziehen, zu amüsiren, als in ihr die Ehrfurcht, Lust und Liebe und das Verständniß für die großen edeln Geister der Vergangenheit hervorzurufen. Auf höhere deutsche Bildung hat eigentlich nur Der Anspruch, dessen geistige Lebenswurzeln unmittelbar in den ewig schönen Werken mindestens einiger dieser Geister Nahrung schöpfen und sich erfrischen. Was soll denn aus jener Bildung werden, wenn diese fruchtbare Erde, diese frischen Quellen mehr und mehr von dem dürren Sande pseudorhilosophischen Dilettantismus, von der scharfen Jauche selbstsüchtiger, edler Feindseligkeit gegen Alles, was sich unabhängig von dem individuellen Belieben als Großes, Würdiges und Zwingendes darstellt, verdrängt werden? Aber so ist es! Wir wollen hier nicht untersuchen, wie es mit den deutschen, mit den römischen und griechischen Classikern steht — obgleich auch hier es einmal noth thäte, die fundalöse Wahrheit zu sagen — ; aber auch wenn jene Anklage nur in Beziehung auf die classischen Denkmäler der nichtdeutschen und nichtantiken Hauptvölker gegründet wäre, so wäre es schlimm genug; denn man mag sagen was man will, Dante, Shakspeare, Calderon rc., wenigstens in Übersetzungen dürften Keinem fremd sein, der bei uns Anspruch auf die höhere Bildung macht, der die deutschen Universitäten ihre wissenschaftliche Grundlage zu geben berufen sind. Und wie steht es damit gerade im Kreise des akademischen Lebens? Denn in andern Kreisen steht es lange nicht so schlimm, und dies Mißverhältniß wird immer bedenklicher hervortreten. Über diese Dinge allerlei Phrasen hören und zur Noth aufschnappen, um sie baldmöglichst in einem Journal wieder fallen zu lassen, daran fehlt es nicht; aber die Dichter wirklich kennen lernen, auch nur in Übersetzungen, dazu kommt von Hunderten kaum einer. Und nun gar in der Ursprache, die doch allein ein wirkliches lebendiges Verständniß gibt! Bei diesem Mangel an allgemeinerer Theilnahme und Sinn auch nur für den höhern Genuß, bei dieser entschiedenen Mißgunst der allgemeinen Vorbedingung, welche wir die des Klimas, des Bodens nennen möchten, kann denn auch von einer Concentration in einem engern Kreis wissenschaftlichen Interesses und der daraus hervorgehenden, darin wurzelnden Thätigkeit Einzelner zur Förderung der Wissenschaft auf diesem Gebiet, sei es als Lehrer, sei es als Schriftsteller, nicht die Rede sein. Es kann sich keine Schule bilden. Ja die Zahl Derer, welche, sei es auf Universitäten oder sonst irgend mit wirklichem Beruf auf diesem unermeßlichen, reichen Gebiete arbeiten, ist so gering — sie lassen sich fast an den Fingern einer Hand herzählen —, daß freilich eigentlich noch gar nicht von Wissenschaft die Rede sein kann. Die angestrengteste Thätigkeit dieser Wenigen genügt kaum zu vereinzelten Vorarbeiten. Und sofern allerdings wieder jenes Interesse allgemeinerer höherer Bildung eine gewisse Entwickelung wissenschaftlicher Grundlage voraussetzt, können Diejenigen, denen keine besondern Verpflichtungen obliegen, ihre Theilnahmlosigkeit damit entschuldigen, daß ja gar kein gegründeter Anspruch an ihr Interesse vorhanden sei. Diejenigen aber, denen die Pflege der Universitäten und anderer höherer Bildungsanstalten obliegt, müßten wenigstens einsehen, daß eben, je mehr dieser in der Popularität in jedem Sinn liegende Hebel dieser Studien fehlt, desto mehr von ihrer Seite geschehen müßte, um irgend vorbereiteten oder sonst berufenen Kräften die Mittel zu umfassenderer und ersprießlicherer Thätigkeit im Sinne und zum Nutzen der zu gründenden, zu bildenden Wissenschaft der modernen Philologie und Literaturgeschichte

*) Hier sei nur ein Beispiel statt aller angeführt. Göttingen — welches durch seine Bibliothek vor allen Universitäten mit berufen wäre, diese Pflicht zu pflegen und dem sein Boutermek gerade nach dieser Seite einer der glänzendsten und weitstrahlendsten Sterne in dem Firmament seines ehemaligen Ruhmes gewesen — hat seitdem alle das Geringste für die höhere wissenschaftliche Pflege dieser Fächer gethan, und die Universität wetteifert mit dem Curatorium in gänzlichem Ignoriren derselben. Und was sollen wir von München sagen, dessen literarische Schätze auf diesem Gebiete bisher kaum je berührt worden sind zu öffentlicher Frucht, und das doch recht eigentlich den Beruf der Vermittelung germanischer und romanischer Bildung hätte? In Wien zwar zeigt F. Wolf, was ein tüchtiger Arbeiter in einem solchen Bergwerk leisten kann; aber er steht dann auch die allgemeine Apathie um so kläglicher hervortreten.

Digitized by Google

heranzuziehen und zu unterstützen. Materielle, pecuniaire Unterstützung aber ist hier um so dringender, da diese Studien (namentlich im Vergleich mit den germanischen) zu den allerkostbarsten gehören und ohne weitere Reisen, längern Aufenthalt in fremden Ländern gar nichts Entscheidendes in irgend einer der wichtigern vorliegenden Fragen und Aufgaben gethan werden kann. Wo ist es aber schon einer Regierung, einem Curatorium, einem akademischen Senat auch nur im Traume eingefallen, daß man einmal neben Dutzenden von Archäologen, Orientalisten und besonders von Naturforschern aller Art auch einmal einen jungen Mann für neuere Philologie und Literatur reisen lassen könnte? Wer hat auch nur einen Begriff davon, worauf es hier ankommt, damit von einer Wissenschaft die Rede sein könne? Ja, wie viele gibt es auch in jenen Kreisen, die überhaupt hier eine Aufgabe, eine Lücke ahnen?

Das bisher Gesagte bezieht sich nun allerdings quantenus auch auf den Gegenstand, der uns hier zunächst beschäftigt; denn wenn es so mit der nicht deutschen Literaturgeschichte überhaupt steht, so kann es mit einer ihrer schwierigsten Aufgaben, dem Volksliede, nicht sehr glänzend stehen. Dennoch aber leugnen wir nicht, daß wir diese Einleitung nicht gemacht, oder doch bedeutend abgekürzt hätten, wenn uns nicht eine Art von Gelübde zwänge, keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, um in dieser Weise unser ceterum censeo zu Gunsten unserer wissenschaftlichen arae et foci einzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moderne Reliquien. Herausgegeben von Arthur Müller. Zwei Bände. Berlin, Gumprecht. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Für den Reliquienhandel finden dermalen sehr ungünstige Conjuncturen statt. Die Einen glauben nicht an die Echtheit, die Andern nicht an die Heiligkeit derselben und die Dritten an Keins von Beiden; indessen fahren „moderne" Reliquien immer noch besser als antike, denn einerseits läßt sich ihre Echtheit leichter vollkommen sicherstellen, und andererseits sind die meisten Leute eher zur Verehrung des modernen Geistes und seiner Erzeugnisse geneigt, da sie dabei im Stillen sich selbst, als gleichfalls modern, ein bischen mitverehren können. Jedenfalls aber müssen sich die modernen Reliquien einer strengern Prüfung unterwerfen als antike, bei denen, wenn sie überhaupt etwas gelten sollen, der Glaube das Beste thun muß. So wird denn auch Hr. Müller wol erlauben, daß seinen „Reliquien" zunächst der kanonische Proceß gemacht wird, bei dem es sich darum handeln wird, ob die Leute, deren Überreste er zur Verehrung ausstellt, auch in der That literarische Heilige sind, und ob die gebetenen Überreste wirklich von ihnen herrühren; der Recensent muß dabei freilich so ziemlich die Rolle übernehmen, die bei den römischen Heiligsprechungen dem advocatus diaboli zukommt.

Wie die römische Kirche ihre reichste Reliquienernte in Katakomben und sonstigen Grabstellen gehalten, so hat auch Hr. Müller seine Hauptausbeute aus den literarischen Leichenhäusern, vulgo Journale genannt, gefunden; nur hier und da hat er einen Heiligen in seiner besondern Heimat, will sagen in der ungedruckten Originalhandschrift aufgespürt.

Zunächst ist es nun Hrn. Müller bezeugt, daß eine seiner Reliquien, und zwar so ziemlich die wertvollste der ganzen zwei Bände, unecht ist. Es ist schon an verschiedenen Orten darauf hingewiesen worden, daß das in den „Modernen Reliquien" (Bd. I, S. 188 fg.) abgedruckte „Denkmal Ulrich's von Hutten" nicht wie dort angegeben von Goethe, sondern von Herder herrühre, in dessen sämmtlichen Werken „Zur Philosophie und Geschichte" (Bd. 15, S. 88 fg.) es mit einer in den „Reliquien" fehlenden Nachschrift zu finden ist; dieser Irrthum ist aber um so schlimmer, da sich einerseits Hr. Müller gerade auf diese Reliquie nicht wenig zu gute that, andererseits aber ihr nicht Goethe'scher Ursprung sofort ins Auge fallen mußte, wenn man sie mit dem echten Aufsatze „Von deutscher Baukunst" (Werke, Bd. 31), mit dem sie ursprünglich zusammen erschien, zusammenhält. Doch hat schon Hoffmann von Fallersleben denselben Irrthum begangen.

Besser scheint es mit der Echtheit der übrigen Reliquien zu stehen, wenigstens habe ich bei keiner derselben äußere oder innere Gegengründe bemerkt; dagegen kann ich ihre Heiligkeit nicht sehr hoch anschlagen, sie stammen nämlich von folgenden Verfassern her: Wilhelm Müller, Grabbe, Goethe, Maler Müller, Jean Paul, Hölderlin, Börne, E. T. A. Hoffmann, v. Saltz, F. Ferrand. Der Hauptheilige unter diesen, Goethe, ist nach Abzug des besprochenen Hutten nur noch durch einen Prospectus zur Ausgabe der gesammelten Werke von 1816 vertreten, der um so weniger sagen will, da Boas in seinen „Nachträgen" bereits einen ähnlichen vom Jahre 1826 aufgestöbert hat. Unter den übrigen genannten Leuten dürften wol nur Hölderlin, Jean Paul und G. Müller zu den wirklich anerkannten literarischen Heiligen gehören; von den drei letztgenannten Schriften besitzen wir eine von kundiger Hand zusammengestellte Ausgabe, bei der sich wohl annehmen läßt, daß sie nichts Wesentliches übergangen hat, und so kann ich von Dem, was hier auf mehr als 100 Seiten nachgetragen ist, eigentlich nur drei geistliche Lieder als eine wertbvolle Bereicherung betrachten; alles Übrige zeigt Müller's schönes Talent weder von einer neuen Seite noch in besonderer Vollkommenheit. Ebenso wenig bedeutend finde ich die Nachlese zu Jean Paul, die in einigen kleinen Aufsätzen wenig Neues bringt; etwas höher an Werth ist die Nachlese zu Hölderlin's Gedichten, da es bei diesem merkwürdigen, früh verlorenen Talente allerdings von Interesse ist, die nicht zahlreichen Producte seines Geistes möglichst vollständig zu besitzen.

Die übrigen Schriftsteller, von denen hier Reliquien gesammelt sind, wird man nicht wohl zu den Geistern ersten Ranges rechnen können, um so weniger wichtig ist es also, alle ihre Leistungen in vollständiger Vollständigkeit zu besitzen. Da erhalten wir z. B. von Grabbe einen parodistisch-satirischen Opernterl, der in seiner offenbar nicht durchgearbeiteten Gestalt das Fratzenhafte, das oft auch in dieses Dichters bessern Leistungen durchbricht, in einem fast unerträglichen Grade an sich hat und dafür durch einzelne gute Witze unmöglich entschädigen kann. Auch ein Brief desselben an den Kronprinzen von Preußen hat höchstens einiges biographische Interesse. Unter den Reliquien vom Maler Müller bezeichnet der Herausgeber die „Zehn Lieder von der Liebe Rhin's und Luitberta's" mit Recht als einen der bedeutendsten Abschnitte in der ganzen Sammlung, doch dürften selbst diese in unsern Tagen für eine etwas fremdartige und ungewohnte Erscheinung genommen werden.

Der zweite Band beginnt mit einer reichlichen Nachlese zu Börne's Schriften. Ob etwa Ein oder das Andere davon auch in dem kürzlich erschienenen Nachlasse Börne's enthalten ist, weiß ich nicht, mancherlei Anziehendes ist unleugbar darunter, namentlich insofern es den scharfen, aber unliebenswürdigen Geist seines Urhebers klar widerspiegelt. Viel weniger wollen von E. T. A. Hoffmann ein Brief an Fouqué und „Ein romantisches Spiel" besagen, welches letztere mit Grabbe's oben besprochenem Opernterl einige Familienverwandtschaft hat. Die

Digitized by Google

von F. v. Sallet hier mitgetheilten Dichtungen sind bis auf ein Gedicht in des Dichters „Leben und Wirken" von seinen Freunden nicht aufgenommen worden. Da dieses Übergehen gewiß aus guten Gründen geschehen ist, so sehe ich nicht ein, wodurch sich Hr. Müller zu einer entgegengesetzten Entscheidung berechtigt halten konnte. Den Rest des Bandes füllen Gedichte und prosaische Aufsätze des früh verstorbenen E. Ferrand. So wenig ich nun auch des Letztern anmuthiges Talent verkenne, so scheint Hr. Müller doch mehr durch die Pietät der Freundschaft als durch den literarischen Werth dieser Reliquien zur Veröffentlichung derselben bestimmt worden zu sein; dies ist aber freilich für die Lesewelt ein sehr unzureichender Grund, und ich sehe durchaus nicht ein, wozu es nöthig ist, daß die Welt auch noch mit diesem Nachlasse beschenkt wurde, denn es spricht sich weder in den Gedichten irgend eine neue Richtung oder auch nur die besondere Vollendung einer ältern Richtung, noch in den prosaischen Aufsätzen eine durchgebildete Lebensansicht aus, noch sind die „Norddeutschen Volkssagen", welche den Beschluß machen, von besonderm Werth.

Nach dem bisher Gesagten sind diese „Modernen Reliquien" nur zum allergeringsten Theile mit einigem echten Heiligenschein umgeben, und hätte dieser Schatz immerhin ungehoben bleiben können, denn in unsern Tagen ist es ein weit größeres Verdienst, kein Buch zu schreiben als eins zu schreiben oder gar blos zusammenzusetzen.

Ein zwar äußerlicher, aber doch gar nicht unbedeutender Mangel der Sammlung besteht darin, daß Hr. Müller es unterlassen, bei jedem einzelnen Stück derselben die Quelle, der es entnommen, genau anzugeben. 47.

Literarische Notizen aus England.

Charles Lyell über die Vereinigten Staaten.

Unter den vielen englischen Reisenden, welche die Eindrücke, die sie auf ihren Wanderungen durch ihre einstigen nordamerikanischen Colonien, die jetzigen Vereinigten Staaten, empfangen, der Öffentlichkeit übergeben haben, gibt es nur sehr wenige, welche dabei nicht mit vorgefaßtem Urtheil zu Werke gegangen und ihren nationalen Antipathien nicht Einfluß verstattet haben. Zu diesen Wenigen gehört Charles Lyell, welcher vor kurzem „Travels in North America; with geological observations on the United States, Canada and Nova Scotia" hat erscheinen lassen. Es ist eine Art Tagebuch, welches die Betrachtungen und Beobachtungen des Verf. über Alles, was ihm auf seinen Reisen aufgestoßen, sei es von wissenschaftlichem oder allgemeinem Interesse, enthält. In allen seinen Äußerungen erscheint er als ein unbefangener, vorurtheilsfreier Beobachter, der den Dingen, die es verdienen, volle Gerechtigkeit angedeihen läßt. Während andere seiner Landsleute nach Art der Trollope nicht Übles genug von den Sitten der amerikanischen Freibürger zu erzählen wissen, bekennt Lyell, daß er ausnahmslos über die Lebensart selbst der untern Classen in diesem Lande erstaunt gewesen sei, da Selbstbewußtsein und Selbstachtung ohne irgend welche Zudringlichkeit das hauptsächlichste Merkmal darin bildeten. Einen Denkzettel wegen ihrer oft ungerechten Urtheile in dieser Hinsicht gibt Lyell seinen Landsleuten in folgender Bemerkung: „Reisende müssen es sich in diesem wie in andern Ländern gefallen lassen, dann und wann mit Leuten ohne Umstände und Manieren zusammenzutreffen. Jedoch fühle ich mich verpflichtet, zu gestehen, daß bei zwei der auffallendsten Fälle allzu großer Vertraulichkeit, die mir hier begegneten, sich ergab, daß beide Mal die betreffenden Zudringlichen erst vor zehn Jahren von jenseit des Atlantischen Meeres herüber gekommen und schnell von niederer Stellung sich emporgearbeitet hatten. Was immer an guter Erziehung in den Mittelclassen hier zu Lande sich vorfindet, ist gewiß nicht aus der Fremde eingeführt; und wenn John Bull die Sitten der Amerikaner oft nicht nach seiner Laune findet, so geschieht solches, weil er unbewußt sein eigenes Bild im Spiegel erblickt, oder weil er eine Classe der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten mit einer andern in seinem Vaterlande vergleicht, die kraft ihrer größern Mittel und Muße eine höhere Stellung der Verfeinerung und Einsicht einnehmen muß." Höchst interessant ist, was Lyell über den Schulunterricht und die bedeutenden Mittel, welche das amerikanische Volk dazu verwendet, sagt, weil es den besten Beweis liefert, wie richtig dies praktischste aller Völker erkannt hat, von wo die Verbesserung der Zustände der Massen ausgehen muß.

Loiseleur Deslongchamps.

Der zweite Theil der „Amarakocha; ou vocabulaire d'Amarasinha, publié en sanscrit, avec une traduction française, des notes, un index et des vocabulaires", von A. Loiseleur Deslongchamps, ist vor einiger Zeit erschienen; der erste war gegen Ende des J. 1839 vom Verf. veröffentlicht worden, der wenige Tage nach dessen Erscheinen in der Blüte seiner Jahre, ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, ins Grab sank. Dieser zweite Band enthält das Register und das sanskrit-französische Wörterbuch. Loiseleur Deslongchamps ward am 14. Aug. 1805 geboren. Von seinem Vater, einem Arzte, dem ärztlichen Berufe gewidmet, verließ er diese Laufbahn sehr bald, um sich ganz dem Studium der orientalischen Sprachen zu weihen, worin er es, ein Schüler Chezy's, in kurzer Zeit zu solcher Auszeichnung gebracht hat. Im J. 1830 wurden unter seiner Aufsicht die Gesetze des Menu in der Ursprache veröffentlicht, von denen er 1833 eine französische Übersetzung erscheinen ließ, die er mit werthvollen Erläuterungen ausstattete. Im J. 1838 gab er „Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe" heraus, welches Werk seinen Ruf als Orientalist völlig begründete; seine nächste Arbeit war eine neue Ausgabe der Galland'schen Übertragung von „Tausend und eine Nacht" mit zahlreichen Noten und als Anhang die von Pétis de la Croix übersetzten türkischen Märchen. Hierauf folgten die lexikalischen Arbeiten, nach deren Vollendung er starb. 12.

Kunst-Anzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

JAKOB GRIMM.

Gestochen von **M. Voigt.**

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 10 Ngr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker.** Karl **Forster.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Viktor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. L. Schwanthaler. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 321. — 17. November 1845.

Romancero castellano etc., publicada por *G. B. Depping*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

Gehen wir nun zur Sache selbst über, so müssen wir allerdings mit specieller Beziehung auf die spanische Romanzenpoesie nur die Klage wiederholen, mit der wir begonnen. Es ist seit Herder im Sinne und zur Förderung einer wissenschaftlichen Behandlung, ja auch nur einer ganz allgemeinen Orientirung so gut wie nichts geschehen, oder das Wenige, was geschehen ist, hat noch so wenig allgemeine Beachtung oder Anerkennung gefunden, daß neun Zehntel von Denjenigen, die sich bei uns oder anderwärts mehr oder weniger activ mit diesen Dingen befassen, noch ganz und gar in der blos dilettantischen Haltung und Stellung befangen sind, welche Herder einnahm, und dieselben Mißgriffe wiederholen, von denselben falschen Voraussetzungen aufgehen wie Herder — mit dem großen Unterschied freilich, daß es in jener Zeit nur einer so freien, reichen, vielseitigen, wahrhaft genialen Bildung wie Herder sie besaß möglich war, aus der allgemeinen Schwerfälligkeit, Dürre, Pedanterie und Gebundenheit, aus der Stubenluft der Zeit nach den frischen Auen, rauschenden Gewässern, wilden Forsten und rauhen Felsen der Volkspoesie durchzubrechen. Daß er sich dort nicht gleich vollkommen zurechtfand, daß er noch manchen künstlichen Blumenstrauß, manchen Glasfluß, manche Theaterdecoration, welche neckische Kobolde ihm in den Weg schoben, für echte Natur nahm, war ihm wahrlich nicht hoch anzurechnen, um so mehr, da in seinem ganzen Wesen neben einem echt volksthümlichen Organ doch auch ein gewisses rhetorisches sentimentales Moment war, welches ihn die echt epische, einfältige rauhe Größe und die liebliche Naivetät des wahren, zumal ältern Volksliedes leicht mit dem rhetorischen Pathos und der Manier späterer Nachahmungen verwechseln ließ. Am deutlichsten tritt dies bei seiner Bearbeitung der Cid-Romanzen hervor; aber gerade da zeigt sich auch die ganz unverantwortliche Indolenz und Leitfertigkeit seiner allerneuesten Nachtreter, welche sich freilich dadurch sehr von ihm unterscheiden, daß sie durch eine gewisse kritische Prätension, die sich zum Theil sogar gegen ihn den Meister überhebt, alle Ansprüche auf eine mildere Beurtheilung aufgeben, die wir Herder schon um seiner gänzlichen Unbefangenheit willen nicht versagen könnten, auch wenn er in diesem Augenblick mit seinem „Cid" hervorträte — geschweige denn nun, wo wir Alle neben so vielen und höhern, bleibendern Ursachen zur Verehrung, ihm auch die erste Anregung und Einführung zu einem Genuß verdanken, dessen wir, die jetzt alternde Generation, nie ohne Freude, ja Rührung, als eines Lichtblickes in der ersten, besten, frischesten, fruchtbarsten Zeit der bewußten Entwickelung unserer poetischen Bildung uns erinnern werden.

Nach alle Dem aber, und obgleich in einem gewissen Sinne auch das vorliegende Werk die Sache nicht entscheidend fördert, müssen wir dasselbe dennoch als einen sehr erwünschten Beitrag zur Erfüllung einer wesentlichen und unerläßlichen Vorbedingung zu einer künftigen ersprießlichern Behandlung dieses Gegenstandes sehr willkommen heißen und allen Denen auf das dringendste empfehlen, welche entweder zu ernstlicher Arbeit oder zum bloßen dilettantischen Genuß ein Interesse an spanischer Sprache und Poesie nehmen; und auch das letzte Motiv ist ein vollkommen berechtigtes, so lange nur der Dilettantismus sich nicht an die Stelle, in die Kreise der Wissenschaft drängt.

Wir haben hier ohne Vergleich den bedeutendsten Beitrag zu dem für alle weitern Untersuchungen unentbehrlichen Material, die zugleich vollständigste und zweckmäßigste Sammlung spanischer Romanzen, welche seit dem bekannten „Romancero general" im Anfange des 17. Jahrhunderts erschienen ist. Und das ist immerhin viel gesagt, da in den letzten Jahren wenigstens in dieser Hinsicht die Spanier selbst eine nicht unbedeutende Thätigkeit entwickelt haben. Dem Herausgeber dieser Sammlung aber gebührt die Ehre, durch die erste Ausgabe derselben (1817) das erste Beispiel der Art nach einem umfassendern Maß und Plan gegeben zu haben, freilich nächst dem ehrwürdigen J. Grimm, dessen „Silva de romances viejos" (1813) zwar sogleich die Hand des Meisters zeigt, jedoch in der noch brausenden Brandung des großen Völkersturms fast nur von schon näher Eingeweihten beachtet wurde, während Depping's Sammlung das Glück hatte, nicht nur in ruhigere Zeit, sondern auch bibliopolisch in die rechte

Digitized by Google

Hand zu fallen. Diese zweite Ausgabe aber übertrifft sowol durch die äußere Ausstattung als auch durch den Inhalt nicht nur die erste beiweitem, sondern auch bis auf einen gewissen Punkt die bekannte Sammlung von A. Duran (Madrid 1828 und 1832), wenigstens so weit überall von Concurrenz die Rede sein kann, d. h. auf dem Gebiete der erzählenden Romanzen, da Depping die von Duran sogenannten romances doctrinales offenbar absichtlich — ob mit hinreichendem Grunde ist eine andere Frage — gar nicht oder doch nur ganz beiläufig berührt hat. Anderer neuerer Sammlungen brauchen wir hier gar nicht zu erwähnen, da der „Tesoro de romances" u. s. w. von Ochoa nur ein Nachdruck (auf welchen ohnehin dieses Literaten ganze Thätigkeit sich beschränkt) der Sammlung von Duran ist, alle andern aber völlig unbedeutend sind. In welchem Verhältniß die beiden Ausgaben der Depping'schen Sammlung stehen, ergibt sich schon daraus, daß die erste nur 321, die vorliegende etwa 600 Romanzen (und was sonst mit unterläuft) enthält. Die Sammlung von Duran enthält 338 Romanzen der Art, wovon Depping unter zwei Rubriken und der Bezeichnung historicos und caballerescos 338 gibt. Dagegen hat Duran 208 sogenannte romances moriscos, während bei Depping diese Rubrik nur 127 Nummern zeigt, wozu indessen nach Duran's Classification aus den beiden vorhergehenden noch einige zu rechnen sein würden, da Depping zu den moriscos nur die rechnet, welche in oder um Granada spielen. Dieses Deficit auf Depping's Seite ist indessen theils durch den Überschuß in den beiden andern Rubriken, theils durch einige wanzig unter den 80 Nummern der letzten Abtheilung (Romances de varios asuntos), welche eben dahin gerechnet werden können, als gedeckt zu erachten, um so mehr, da gerade bei den sogenannten romances moriscos Vollständigkeit viel eher ein Fehler als ein Verdienst genannt werden kann, und da zugleich auch die Auswahl der historicos und caballerescos bei Depping viel zweckmäßiger ist als bei Duran, der namentlich in den Romanzen, welche (nach Sepulveda's Vorgang) bloße, oft fast wörtliche Bearbeitungen der Chroniken sind, eine unerbittliche Freigebigkeit zeigt und dagegen ziemlich viele echte alte Romanzen nicht kennt. Überhaupt ist die Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit und Bequemlichkeit, womit Duran zu Werke gegangen ist, um so mehr zu rügen, da er nicht nur Prätensionen und einen gewissen Ruf von Gründlichkeit und Mühe hat, sondern auch in einer beispiellos günstigen Lage ist, einmal etwas Tüchtiges zu leisten. Statt aber sich auch nur einigermaßen um die seltenern handschriftlichen oder doch gedruckten Quellen zu bekümmern, an denen es in den madrider Bibliotheken nicht fehlen kann, und von denen manche eben nur dort zu finden sein dürften, begnügt er sich abzudrucken, was er in den allerbekanntesten Sammlungen fand. Seine literarhistorischen Ansichten und grossentheils auch seine ästhetischen Urtheile sind aber im Ganzen ziemlich trivial und fördern die Sache in keiner Weise. So viel zur Steuer der Wahrheit hinsichtlich eines von mehren Seiten sehr überschätzten Buches, auf das wir übrigens weiter keine Rücksicht bei der Beurtheilung der Depping'schen Sammlung zu nehmen gedenken.

Behalten wir nun hier, abgesehen von aller sonstigen Kritik, nur die Vollständigkeit des Materials im Auge, so haben wir unbedachet der schon ausgesprochenen allgemeinen Anerkennung etwa Folgendes zu bemerken. Erstlich fehlen auch hier noch einige der guten, echten, ältern Romanzen, deren Zahl überhaupt viel zu gering ist, als daß eine Nachlässigkeit der Art so leicht zu verzeihen wäre, und hier muß sie um so mehr befremden, da Depping auch weniger bekannte Sammlungen benutzt hat, die Duran gar nicht zu kennen scheint.*) So vermissen wir aus dem „Cancionero llamado flor de enamorados" (wir kennen nur die Ausgabe von Barcelona 1573) die Romanzen vom Herzog von Braganza („Lunes se decia Lunes etc.") von D. Garcia („A tal anda Don Garcia — por una sala adelante — sestas de oro en la mano etc."); von Espinelo und Maltalona („Muy mudo está Espinelo — en una cama yacia — los bancos eran de oro etc."); vom Infanten Troco („En el tiempo que Mercurio — en occidente reynava etc."). Aus dem „Jardin de amadores" (wir benutzen die Ausgabe Saragossa 1611) hätte er allerwenigstens noch die Romanze aufnehmen müssen, welche die auch sonst berühmte Mordgeschichte des vierteiquatro de Cordova behandelt: „Bien de acuerdas rey Fernando — que me distes en unas fiestas un diamante etc."), und die vortreffliche Behandlung eines kleinen soldatischen Liebesabenteuers bei der Belagerung von Antequera („Yo me levantara un dia por mirar bien Antequera etc."), wo schon die Art von Refrain, welche darüber steht: „Si granada es Antequera, ojala Granada fuera", einen so durchaus gleichzeitig volksthümlich poetischen Ton anschlägt. Wir könnten noch Einiges der Art anführen, ohne daß Ken-

*) Wir wußten keine Sammlung nachzuweisen, in der Depping für ältere gute Romanzen noch eine irgend erhebliche Nachlese hätte finden können außer die von F. Wolf für die wiener Bibliothek gleichfalls entdeckte „Rosa española de J. de Timoneda" (Valencia 1573), welche namentlich einige bisher unbekannte gute Cid-Romanzen enthält. Vielleicht ist es manchem Leser angenehm, hier noch die Titel zweier wenig bekannter ältern Sammlungen zu finden, die weit unter den fast ganz andernotirten Schätzen der münchner Bibliothek fanden: 1) „Cancionero llamado guirnalda esmaltada de galanes y eloquentes dezires de diversos autores", enthält Romanzen und andere Gedichte meist lyrischen Inhalts von 61 Dichtern, die alle auch im „Cancionero" vorkommen, sodaß wir hier vielleicht den ersten Kern jener berühmten Sammlung der trobados vor uns haben. Jahreszahl und Druckort fehlen, aber der Druck u. s. w. kann gar wol noch dem 15. Jahrhundert zufallen. 2. „Cancionero de muchos y diversos autores recopilado por Juan Fernandez de Constantina, vezino de Belmez" (v. l. et n.), dem vorigen sehr ähnlich, doch kleiner. Schließlich möge hier für Jeden, der in den Fall sein mag, sich den Fingerzeig zu Nutze zu machen, die Bemerkung stehen, daß aus den „Romances glosados" auf fliegenden Blättern bis in Anfang des 17. Jahrhunderts sich zuweilen sehr gute alte Romanzen herstellen lassen, die sonst nirgend mehr zu finden sind; man braucht nur den letzten oder die zwei letzten Verse jeder Strophe zu nehmen.

Digitized by Google

ner uns kleinlicher Mäkeleien beschuldigen würden; vielleicht aber thut es mehr noth, uns selbst zu verantworten, weßhalb wir auf eine mythologische Romanze wie die vom Infanten Troco solchen Werth legen können, da diese Gattung doch in sehr geringem Ansehen steht und auf dieser wie andern Sammlungen eigentlich ganz verbannt ist. Wir sehen aber in der That nicht ein, mit welchem Recht, nach welchem Princip, sobald man Hunderte von Romanzen aufnimmt, welche um kein Haar besser oder gar volksthümlicher sind als die meisten dieser Gattung, wodurch man uns eben berechtigt anzunehmen, daß es sich nicht um eine Auswahl des Besten, oder blos wirklich Volksthümlichen handelt, sondern um eine gewisse Vollständigkeit aus den verschiedensten Zeiten und Gattungen, ein Princip, wogegen an sich gar nichts einzuwenden ist. Mehre der mythologischen Romanzen aber gehören wirklich zu den bessern und ältern und waren zum Theil (wie ihre Sujets) schon im Mittelalter auch der romanischen Volksbildung im engern Sinn keineswegs ganz fremd. Dazu kommt für jenen speciellen Fall noch, daß er eine Mythe enthält, die der eigentlich gelehrten und gebildeten Mythologie des Mittelalters fremd war und offenbar auf anderm Wege in die Volkspoesie gelangt sein mußte, wahrscheinlich einer der überreste antiker Volkssagen in den romanischen Nationalitäten, wie sie zwar hier und da (z. B. auch in den „Gestis Romanorum“ und ähnlichen Sammlungen, näher auch Einiges in der „Cronica general“) vorkommen, aber doch immer als große und beachtenswerthe Seltenheiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein neues Buch von den göttlichen Dingen, oder Philosophie eines Weltmanns von Eduard Silesius. Leipzig, Teubner. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein durch eine Schrift des Dr. Nürnberger, „des edeln, genialen, des unvergleichlichen Genius“, über Unsterblichkeit der Seele hervorgerufenes Buch. Der Verf. verlor plötzlich seine Frau, „einen Engel“. Er fand sich durch die genannte Schrift getröstet und erhoben, und hielt die Reflexionen, welche er in dieser Stimmung über einige Erscheinungen der neuern und neuesten Philosophie anstellte, für bedeutend genug, als seine eigene Philosophie der Öffentlichkeit übergeben zu werden. „Ja“, so beginnt er sein Buch, „es läßt sich nicht wegleugnen, daß wir praktische Weltleute ebenso gut unsere Philosophie brauchen wie die Schulmänner (!) die ihrige“. Es müsse nämlich die Philosophie, wie er mit einem Gleichnisse sagt, an dem man den „Weltmann“ erkennt, nicht wie ein nach allgemeinen Formen zugeschnittener und von Jedermann anzuziehender Paletot oder Burnus, sondern wie ein nach dem Maße eines bestimmten Menschenkörpers genau verfertigter und gerade nur diesem Menschen passender Capot oder Frack angesehen werden.“ Es thut uns leid, daß wir gleich dieser ersten Unleugbarkeit — es gibt deren viele bei dem Verf., denn die Dinge, welche am meisten der Prüfung bedürftig wären, sind ihm solche — widersprechen müssen. Die Philosophie ist nicht dazu da, individuelle Herzensbedürfnisse zu befriedigen. Sie ist objective Wissenschaft in demselben strengen Sinn wie es Mathematik und Naturwissenschaft sind. So wie ein Hypochondrist, der über seine körperlichen Zustände grübelt, weit entfernt, sich deßhalb zum Arzt bestimmt glauben zu dürfen, gerade dadurch vollkommen unfähig wird, ein Arzt zu sein, ebenso entraindicirt nichts mehr den Beruf zum Philosophen, als wenn Einer mit seinen persönlichen Überzeugungen über Gott und Unsterblichkeit nicht im Reinen ist. Um Philosoph zu sein, muß man mit sich selbst in Ordnung sein; eine unfreie Stimmung wird von vorn herein jede unbefangene Forschung unmöglich machen, oder wenigstens die Resultate derselben, sollte es ja zu dergleichen kommen, mit fremdartigen Elementen vermischen; wer von der Religion her zur Philosophie kommt, wird sich im Grunde nie über das religiöse Interesse an derselben erheben. Es ist ein durchaus veralteter Sprachgebrauch, unter Philosophie eine geistige Unmittelbarkeit, eine persönliche Sinnesart zu verstehen; er stammt aus der Zeit her, da man dergleichen in der Religion, wo es allein gefunden werden kann, nicht zu finden verstand, und sich also mit einem halbsichtigen Surrogat begnügen mußte. Heutigen Tages hat eine „Philosophie für Weltleute“ gar keinen Sinn. Ein praktischer Weltmann mag philosophische Studien betreiben, sowie Manche eine Liebhaberei für naturwissenschaftliche Forschungen haben; es ist sogar möglich, daß er bei hervorragendem Talent zu Resultaten gelangt, welche die Veröffentlichung verdienen — in dem soeben angeführten Fache, wo reiche äußere Mittel und eine freie Muße von großer Wichtigkeit sind, ist hier bekanntlich häufig der Fall gewesen —; allein insofern ist er dann eben Gelehrter und nicht Weltmann, wie denn auch ein Mann, der sein Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet hat, wenn er in diesem Geschäft pausirt, und etwa seine verstorbene Frau beweint und dergl., dies keineswegs qua Philosoph oder Naturforscher thut. Noch weniger kann man sich etwas Vernünftiges dabei denken, daß es für Jeden eine besondere Philosophie geben solle, die man sich nur so anmessen lassen könne. Die Wahrheit ist nur Eine, und richtet sich nicht nach dem Individuum, sondern dieses soll sich nach ihr richten; es ist bis jetzt eine Unvollkommenheit der menschlichen Wissenschaft, daß die verschiedenen Individuen oder Gattungen von Individuen über sie nicht einig werden können, aber diesen Zustand verewigen zu wollen ist frevelhaft. Insofern der Verf. diese Grundsätze verkennt — er gibt S. 2 zu erkennen, daß es ihm in der Philosophie der Weltleute auf genaue „Begriffe, Ausdrücke und Schlüsse“ nicht anzukommen scheine; es genügt ihm, z. B. Subsitrat zu erklären durch „Unterlage, wie die Streu im Pferdestalle“ —, müssen wir ihm das Recht absprechen, über Philosophie ein Wort mitreden zu dürfen. Er gibt sich auch im Einzelnen als einen Laien zu erkennen, der nicht weiß, worauf es ankommt. Welchem Bildungskreise muß dieser Mann angehören, der heutigen Tages gegen Materialisten, besonders das „Système de la nature“, und Skeptiker polemisirt? Er erinnert darin an den Cardinal Mezzofanti, wenn wir nicht irren, der vor einigen Jahren als eins der gefährlichsten Bücher in der neuern deutschen Literatur die in „Allgemeine deutsche Bibliothek“ namhaft machte. Freilich bleibt es bei unserm Verf. dabei nicht. Seine hauptsächliche Zielscheibe sind die Männer der „modernen Wissenschaft“, Strauß und Feuerbach. Er bezeichnet diese als moderne Materialisten und behauptet, es laufe mit ihren Ansichten auf Dasselbe hinaus wie mit den Lehren des „Système de la nature“. Diese Wendung der neuesten Philosophie sei im Grunde schon durch Schelling, der freilich am Anfange als nicht minder ehrwürdig denn Kant bezeichnet wird, vorbereitet, „der durch seine Naturphilosophie bereits die Voraussetzungen zur Naturvergötterung gemacht und uns ganz unvermerkt wie der Fichte'schen Höhe wieder thatabwärts geführt habe“. „Der einleuchtendste Grund aber“, fährt er fort, „wie die auf Schelling gefolgte Lehre Hegel's in den gröbsten Materialismus des „Système de la nature“ umschlagen konnte und mußte, liegt in der einfachen Zusammenstellung des Absoluten beider Systeme, welches bei Mirabaud — der Natur, d. i. dem großen Ganzen, welches aus der Vereinigung der verschiedenen Materien, ihrer verschiedenen Zusammensetzungen und verschiedenen Be-

Digitized by Google

wegungen, welche wir in dem Weltall wahrnehmen, sich ergibt" — bei Hegel aber und seinen Nachfolgern — dem endlos wallenden Strome des Setzens und Aufhebens, der steten Unruhe des Vorübergehens des Seins ins Nichtsein, mit einem Worte, dem Werden, dem Weltprocesse" — der Verf. hätte doch auch hier eine wörtliche Anführung vorziehen sollen! — „welche beiden Erklärungen in der Hauptsache wol Eins und Dasselbe meinen, nur daß die erstere die Sache ehrlich, deutlich und populair heraussagt, während die letztere ihren gemeinen Sinn hinter hochtönenden Phrasen zu verschanzen sucht." Man sieht leicht, der Verf. hat läuten hören, aber nicht anschlagen sehen. Auch wir sind mit den Philosophemen der sogenannten Junghegelianer nicht einverstanden, auch uns gefällt der Naturalismus nicht, in den sie sich verloren haben. Sie sind in denselben Fehler verfallen, in dem unser Verf. ganz befangen ist, die Philosophie aus einer Wissenschaft zu einer Confession zu machen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß sie dabei mit einem ganz andern wissenschaftlichen Apparat zu Werke gehen als dieser, mit einem Apparat, von dem er nicht einmal eine Ahnung hat. Er macht es sich sehr leicht, die Hegel'sche Lehre auf das „Système de la nature" zurückzuführen, denn er versteht den dialektischen Proceß Hegel's als das „Werden, den Lebensproceß", macht ihn also zu einem in der äußern Natur vorgehenden. Der Lehre Feuerbach's — von einem Unterschiede zwischen Feuerbach's und Strauß' Ansichten ist bei ihm gar nicht die Rede! —, daß Alles auf den Begriff der reinen Menschheit zurückzuführen sei, wirft er ein, es sei eine ganz willkürliche Annahme, daß der Unterschied zwischen dem Menschen und den untern Sprossen der irdischen Wesenleiter ein mehr als gradueller sei, und der Begriff der Menschheit sei ein Abstractum, sie sei nichts Anderes als der Complex der einzelnen existirenden Menschen, die doch bekanntlich allesammt arme Sünder seien. Ein andermal polemisirt er gegen den Begriff der bewußtlosen Zweckthätigkeit, den Strauß, wie er die Sache ansieht, dem „Système de la nature" entlehne. „Eine unbewußte Zweckthätigkeit", sagt er mit „weltmännischer" Artigkeit, „ist ein ebenso verrückter Ausdruck als wenn ich (blos beispielshalber) etwa sagte, Dr. Strauß geht ohne Kopf herum und denkt doch. Zur Zweckthätigkeit gehört einmal (»unleugbar«, nicht wahr, Hr. Silesius?) das Bewußtsein ebenso nothwendig wie hienieden zum Denken der Kopf und zum Philosophiren gesunder Menschenverstand, wenn ihn auch mancher angebliche Denker, der zu philosophiren meint, bis auf den letzten Gran ausgeschwitzt hätte." Wahrhaftig, der Vers. ist ein Mann, der der Wissenschaft noch sehr nützlich werden könnte. Zwar der Philosophie nun wol nicht, aber doch z. B. der Physiologie. Denn dieser könnte er über die Bereitung des Blutes und die Ernährung durch dasselbe, und viele andere nicht unzweckmäßige Vorgänge im menschlichen Körper viel bessere Auskunft geben als die sorgfältigste chemische Analyse und die schönste Vivisection, denn das treibt er ja Alles mit Bewußtsein! 42.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Übersetzungen Shakspeare's.

Es ließe sich ein ganzes Buch schreiben über die Art und Weise wie Shakspeare in Frankreich beurtheilt ist und über die verschiedenen Versuche, welche gemacht sind, den großen englischen Dichter in der französischen Literatur und auf der französischen Bühne einzuführen. Was nun diesen letztern Punkt betrifft, so weiß man, daß man sich ziemlich lange mit den verwässerten Bearbeitungen von Ducis, in denen der ganze wahre Charakter des Originals verwischt ist, hat begnügen müssen. Zwar erschienen auch einige Übersetzungen, welche sich etwas treuer an den englischen Text anschmiegten — dahin gehört u. A. diejenige, welche unter dem Namen Guizot's in den Buchhandel gekommen ist —, aber diese Übersetzungen verfielen nur leicht wieder in das andere Extrem, indem sie über der Treue die echt poetische Auffassung vernachlässigten, und sie befriedigten deshalb ebenso wenig. In neuester Zeit sind endlich einige poetische Übertragungen erschienen, welche auf die Befriedigung der poetischen und wörtlichen Treue angelegt sind. Dahin rechnen wir die Bearbeitung von „Romeo und Julie", vom bekannten Emile Deschamps und ähnliche Versuche gleichgesinnter junger Dichter. Mit nicht geringem Erwarten haben wir das Erscheinen einer neuen Übertragung des „Timon von Athen" begrüßt, indem wir uns von dem Dichter, der sie unternommen hat, Treffliches versprechen zu können glaubten. Louis Delâtre hatte schon früher ein Bruchstück dieser Bearbeitung in seinen beachtenswerthen „Chants d'un voyageur" mitgetheilt, das aber zu kurz war, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Indessen verdienten seine übrigen poetischen Leistungen, besonders seine lyrischen Dichtungen, welche reine Ergüsse einer poetisch gestimmten Seele sind, alle Beachtung und erweckten für ihn ein günstiges Vorurtheil. In Bezug nun auf seine vor kurzem erschienene Übersetzung des „Timon" muß man gestehen, daß der Verf. an einzelnen Stellen tief in das Verständniß des englischen Dichters eingedrungen ist. Er besitzt offenbar Das, was Goethe ein anempfindendes Talent nennt. Aber im Allgemeinen ist der Verf. doch wieder in die unleidige Sitte verfallen, sich seinen Shakspeare zurecht zu legen. Er glaubt ihn vielleicht auf diese Weise dem französischen Publicum mehr mundgerecht zu machen, aber mit diesem ewigen Modificiren, Mildern und Verwischen enthält man zuletzt etwas, was gar nicht mehr Shakspeare ist. Wir wollen der steifen, ungelenken Interlinearübersetzung keineswegs das Wort reden, sie würde überhaupt in Bezug auf Shakspeare übel angewandt sein, und in Frankreich müßte sie einen doppelt ungünstigen Eindruck machen; aber unmöglich können wir auch auf der andern Seite es dem poetischen Bearbeiter einräumen, daß er mit den poetischen Motiven eines fremden Dichters ebenso frei und willkürlich als mit seinen eigenen Ideen umspringt. Für diesen Flecken, welcher in unsern Augen der Bearbeitung von Delâtre anhaftet, ist Glätte der Darstellung und Feinheit und Eleganz der poetischen Wendungen eine unzureichende Entschädigung. 17.

Geschichte.

Ganz neulich ist in Paris erschienen: „Histoire des Samanides de Mirkhond", aus dem Persischen übersetzt und von kritischen, historischen und geographischen Anmerkungen begleitet von Defrémery. Unter dem Worte Samaniden versteht man eine Dynastie mohammedanischer Fürsten, welche in dem 9. und 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Norden und Osten von Persien, in Khorassan und jenseit des Orus, im Allgemeinen glorreich regierten. Die Geschichte der Samaniden, welche ein Capitel aus der allgemeinen Geschichte Mirkhond's bildet, wurde 1808 in persischer und lateinischer Sprache von Hrn. Wilken zuerst herausgegeben; allein diese Ausgabe wurde nach einer einzigen fehlerhaften Handschrift gemacht. Auch hatte der übrigens sehr gelehrte Herausgeber nur eine geringe Kenntniß von der persischen Sprache. Da Mirkhond's Capitel von den Samaniden von großer Wichtigkeit für die Geschichte und Geographie der um den Orus liegenden Gegenden ist, besonders wenn es gelingt, dasselbe mit Hülfe der Mittel, welche die orientalische Kritik gegenwärtig darbietet, zu erläutern, so hat es Hr. Defrémery aufs neue herausgegeben. Außer dem von Wilken bekannt gemachten Text hatte er drei in Paris befindliche Handschriften zu seiner Verfügung. Er hat die falschen Lesarten verbessert, Lücken ausgefüllt und die frühere Übersetzung berichtigt. Endlich sind alle Fragen, welche Entwickelungen verlangten, mit der nöthigen Ausführlichkeit von ihm behandelt worden. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 322. — 18. November 1845.

Romancero castellano etc., publicada por *G. B. Depping.* Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Sollen wir noch andere Lücken in der Depping'schen Sammlung bezeichnen, so möchten wir dahin rechnen die fast gänzliche Vernachlässigung des Fachs der komischen, satirischen, burlesken, parodischen Romanzen, denen sich durch sehr unmittelbare Übergänge diejenigen anschließen, die wir nach bekannter Analogie „Romances picarescos" nennen könnten. Das halbe Dutzend allenfalls dahin gehörender Nummern in der letzten Abtheilung kann um so weniger genügen, da in der That diese Gattungen das geradezu in seiner Art beiweitem Beste der spätern Romanzenpoesie enthalten.*) Die ganze letzte Abtheilung hätte gar wohl dazu verwendet werden können, denn obgleich vielen der dort mitgetheilten bekannten Letrillas und andern lyrischen Gedichten in künstlichern Formen ein großer poetischer Werth (zum Theil auch als Volksliedern) nicht abzusprechen ist, so sind sie doch hier in einer eigentlichen Romanzensammlung gar nicht an ihrem Platze, oder die Auswahl müßte, wenn man die Gattung zulassen wollte, viel vollständiger sein. So entbehrt diese Abtheilung jeder Art kritischen, historischen, formalen oder ästhetischen Princips, jeder Art von Vollständigkeit. Noch weniger sehen wir einen Grund, weshalb die Gattung der romances espirituales in dieser Sammlung ganz leer ausgehen mußte, da doch nicht nur viele als Momente der ganzen Entwickelung merkwürdige, sondern auch sehr viele wahrhaft poetisch bedeutende Gedichte darunter sind, wie man sich schon aus der Böhl-Faber'schen „Floresta" überzeugen könnte.*)

Von den historischen Romanzen, welche sich auf Begebenheiten der neuern Zeit (seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts) beziehen, und gleichzeitig von ihnen hervorgerufen wurden, enthält diese Sammlung in der ersten Abtheilung ein halbes Dutzend. Obgleich es sehr schwer ist, hier Grenzen zu ziehen, so ist dies doch jedenfalls entweder zu viel oder zu wenig. Sogar aus der „Floresta de varios romances" und einigen andern der ältern Sammlungen hätte sich noch ein volles Dutzend ziehen lassen, welche viel gegründetere Ansprüche hatten als die hier mitgetheilte über die Abdication Karl's V., welche gerade zu den allerschlechtesten der Art gehört.**) Schwieriger wird die Auswahl oder die Frage, ob und wie weit überhaupt darauf einzugehen ist, je weiter wir ins 17. und 18. Jahrhundert hineinkommen. Die Art aber, wie dies Gebiet bisher vernachlässigt oder ganz ignorirt worden ist, beweist, daß man sich gar nicht darum bekümmert hat, und da wollen wir doch darauf aufmerksam machen, daß mindestens bis zum Ende des Successionskrieges keine wichtige Begebenheit

*) Besonders reich in diesem Gebiete sind zwei Sammlungen, von denen Depping nur die eine dem Namen nach zu kennen scheint: „Primavera de varios romances nuevos etc." (1944, sic! die erste Ausgabe scheint von 1526 zu sein; Valencia por Silvestre Esparsa), und: „Romances varios de differentes autores agora nuevamente recogidos etc." (vom Licentiat Diez, Saragossa 1663; auch davon muß es frühere Ausgaben gegeben haben). Ob nicht auch einige Proben der eigentlichen „Romances de Germania" mitzutheilen waren, darüber ließe sich streiten; jedenfalls sind die Grenzen zwischen ihnen und den picarescos gar nicht festzustellen, auch was die Sprache betrifft, welche Manche freilich noch immer für die Zigeunersprache halten, da es doch nur eine aus sehr vielen Elementen gemischte Gaunersprache ist, wie Borrow zum Überfluß gezeigt hat („The Gypsies in Spain"). Sofern die Wissenschaft auch sehr schmuzige Dinge handhaben darf und muß, möchten auch einige Proben der zum Theil sehr unanständigen Producte nicht ganz abzuweisen gewesen sein, welche der höchst seltene aber 1842 in London wieder abgedruckte „Cancionero de obras de burlas" (Valencia 1519) enthält, und die sich zum Theil noch in der ersten Ausgabe des „Cancionero general" finden. Für die Sittengeschichte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts sind hier sehr merkwürdige Beiträge. Einen Anklang der Art hat z. B. das von Depping mitgetheilte Liedchen „Soy toquera y vendo tacas".

*) Eine sehr reiche Ernte auf diesem Felde bieten folgende sehr seltene Sammlungen: „Cancionero espiritual etc. etc. hecho por un religioso de la orden del bienaventurado S. Geronimo etc." (Valladolid 1549) und: „Cancionero de diversas obras de nuevo trobadas etc. por el Fray Ambrosio de Montesinos etc." (Toledo 1527, erste Ausgabe 1508). Spätere Sammlungen der Art, z. B. von Lope de Vega, sind bekannt genug.

**) Daß die ganze Gattung an poetischem Werth den ältern sehr nachsteht, kann hier nicht entscheiden; aber innerhalb dieser Stufe sind z. B. die Romanzen über die Schlachten bei Lepanto und Pavia, sowie die Vision des Großtürken („A caça sale el gran Turco") in der „Floresta", dann die über die Audienz des Eroberers von Mexico und einige andere in dem „Jardin de amadores", endlich einige der ältern pliegos sueltos keineswegs zu verachten. Endlich hat auch noch der „Romancero" von Ant. Diez einige ganz erträgliche Romanzen über den Entsatz von Fuentarabia u. s. w. und die Kämpfe um das Roussillon um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Digitized by Google

ohne ihre Romanzen blieb, die allerdings meistens nicht viel mehr waren als eine Art von Bulletins, welche die Blinden auf den Straßen sangen und die dann in fliegenden Blättern unter dem Volk verbreitet wurden; darin allein wird aber Niemand, der auch nur die Geschichte des deutschen Volksliedes kennt, einen Grund sehen, dergleichen Lieder unbedingt von einer Sammlung auszuschließen, welche wie die vorliegende sich einmal gar keine bestimmten Grenzen setzt und den Begriff der Volksromanze in ihrer weitesten Bedeutung nimmt. Überdies fehlt es auch hier, z. B. aus dem Successionskriege, nicht an einzelnen Romanzen, denen ein gewisser Werth des Ausdrucks oder der Anlage, des Geistes, der Gesinnung (besonders was Spott gegen die Feinde betrifft) nicht abzusprechen ist, wie wir uns noch kürzlich aus einer sehr reichen Sammlung von pliegos sueltos und papeles (Broschüren, wie wir jetzt sagen würden) jener Zeit überzeugen konnten, welche das Britische Museum besitzt. Aber so weit hätte Depping nicht einmal zu suchen gebraucht, da es auch in Paris an dergleichen Materialien gewiß nicht fehlt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts versiegt diese Quelle der Romanzenliteratur mehr und mehr mit jeder andern Regung volksthümlicher Theilnahme am Staatsleben. Den Stürmen des 19. Jahrhunderts fehlt zwar auch die Romanze, besonders die satirische nicht ganz, aber der prosaische Ausdruck herrscht doch in den „Papeles que han salido nuevos" vor, welche die Blinden ausrufen, die seit dem entfernteren Mittelalter im Wesentlichen als Organe der Öffentlichkeit auf diesem Gebiete fungiren. Eine andere Gattung von Romanzenliteratur konnte des verschiedenen Charakters ihrer Gegenstände wegen (bei gleicher Behandlung derselben) viel länger und bis in die neueste Zeit hinein in Spanien gedeihen und eine alljährlich neue Ernte fliegender Blätter treiben. Während nämschon seit Ende des 17. Jahrhunderts die bewußte Theilnahme des Volks sich mehr und mehr von dem eigentlich politischen Leben zurückzog (der Successionskrieg war eine unterbrochende Eruption), hielt sie zwei andere Seiten des nationalen Lebens mit unvermindertem Eifer fest: die religiöse mit ihren legendarischen Wundern, ihrer Askese und ihrer Scholastik, und die heroische, welche freilich mehr und mehr in Gegensatz zu den gesetzlichen und policeilichen Ordnungen trat und in das wilde Fleisch gesetzwidriger Abenteuer aller Art bis zum eigentlichen Räuberhandwerk auswuchert, worin aber dennoch ein gewisser Nachhall des alten nationalen Heldenthums (wie es im Cid seine Blüte findet) nicht zu verkennen ist, welches in dem spätern Freiheitskampfe wie in den Bürgerkriegen wieder großartiger hervortritt. Neue Sujets der Art und oft sehr verwandte neue Wunder der vielen wunderthätigen Bilder — das Volk sagt freilich auch von einem der vielen Kreuze an Wegen und Stegen, welche blutige Gewaltthaten bezeugen: „Aquí han hecho un milagro!" — lieferte jedes Jahrhundert in beliebiger Auswahl, und überdies wurden die populairesten unter den ältern Romanzen der Art immer wieder (wie bei uns „Gedruckt in diesem Jahr") unter das Volk verbreitet. So konnte denn noch vor wenigen Jahren einer der fleißigsten Sammler und gründlichsten Kenner, Hr. Ternaux-Compans, vier starke Quartbände solcher (meist in Cordova und zwar frisch gedruckt) fliegender Blätter zusammenbringen. Auf eine weitere Erörterung über diese, zwar an poetischem Ausdruck und Form großentheils wahrhaft monströse, in mancher andern Beziehung aber höchst interessante Seite der Romanzenliteratur *) können wir uns hier um so weniger einlassen, da die vorliegende Sammlung sie (bis auf eine nur als Curiosität mitgetheilte Ausnahme) ganz ausschließt. Darüber wollen wir denn auch nicht weiter mit dem Sammler rechten; denn noch dem Raum und Zuschnitt des ganzen Unternehmens hätte ihn dies allerdings viel zu weit geführt. Alles, was wir hier etwa als Mangel bezeichnet haben, hindert uns übrigens auch keineswegs, zu wiederholen, daß diese Sammlung, so weit sie geht, noch immer durch Vollständigkeit und Auswahl den Vorzug vor allen frühern verdient.

Was nun die Anordnung des hier gegebenen reichen Materials betrifft, so läßt sich, so weit dabei an eine Classication gedacht worden ist, nichts Erhebliches dagegen einwenden; denn auch die letzte Abtheilung, sofern sie eine Art Curiositäten- oder Rumpelkammer sein sollte — und warum nicht? — entspricht ihrer Bestimmung vollkommen. Man könnte allenfalls eine weitere chronologische Zerlegung der ersten historischen Abtheilung wünschen; aber faetisch ist sie vorhanden, da alle einen Gegenstand (z. B. die Perdida de España, Bernardo del Carpio, den Cid u. s. w.) betreffenden Romanzen leidlich chronologisch geordnet beisammen stehen; man könnte — aber das Alles wurde auf unfruchtbare und undankbare Mäkeli hinauslaufen, wovon wir sehr weit entfernt sind.

Eine andere Frage ist nun freilich, ob es nicht noch ganz andere Grundsätze der Classification gibt, welche vor oder doch neben diesen blos stofflichen und chronologischen berücksichtigt werden konnten und vielleicht mußten? Sobald wir von dem gemeinsamen Gegenstand, z. B. dem Cid, absehen, so finden wir hier allerdings das Heterogenste dunt durcheinander, oft genug unmittelbar nebeneinander. Romanzen, welche zu dem Besten gehören, was das echte alte epische Volkslied wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig mit den Begebenheiten selbst hervorgebracht hat, und solche, worin sich die allerschlechteste Manier der großstädtischen Verbildung einer fünf bis sechs Jahrhunderte spätern Zeit breit macht, und da-

*) Wir wollen nur noch bemerken, daß sich darin auch eine Menge von Sujets aus dem anekdotischen, legendarischen, sagenhaften, auch didaktischen Besitz des frühern Mittelalters finden, wie sie in den „Gesta Romanorum" u. s. w., dann in den französischen „Fabliaux", und endlich in den ältern italienischen Novellen behandelt werden. Die Romanzenform herrscht vor, doch nicht ausschließlich. Von dem Capital der Bildung oder Roheit eines Volks überhaupt, ohne solche Dinge zu kennen, ist sehr gering — mitleidig auszudrücken.

Digitized by Google

zwischen dann wieder solche, worin die „Cronica general" mit bewußter pedantischer Intention zur Belehrung und Besserung des Volks und zur Verdrängung des echten Volksliedes versificiert worden ist. Sodann auf dem Gebiet der letzten Abtheilung nach den beiden tiefpoetischen, einfachen alten Romanzen „Rosa fresca, rosa fresca" und ‚Fonte frida, fonte frida" unmittelbar das niedliche kleine Rococostückchen: „Una zagaleja etc." Wir könnten die Beispiele häufen, ohne deshalb ein Recht zu erwerben uns zu beklagen, wenn der Sammler uns ganz einfach erklärte: er habe keinen Grund, keine Veranlassung gehabt, auf alle diese Unterschiede mehr Rücksicht zu nehmen als alle seine Vorgänger von Herder an. J. Grimm wäre freilich auszunehmen, denn er hat mit einem thatsächlichen Wink in seiner „Selva de romances" mehr zum richtigen Verständniß dieser Dinge gethan als wir andern Alle zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Das todte Haus. Novelle von Hermann Goedsche. Düsseldorf, Stahl. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die vorliegende Novelle spielt während des Dreißigjährigen Kriegs, der Schauplatz ist Düsseldorf. In gedrängter Darstellung gibt der Verf. gleich im Anfang die Verhältnisse des Herzogthums Kleve-Berg, welches sowol von der fremden Soldateska als durch einheimische Intriguen, politische und religiöse Wirren vielfach gestört war. Schon in frühern Zeiten war es ein Zankapfel für die Intriguen der protestantischen und katholischen Partei gewesen, die seinem Regentenhause Härte und traurige Schicksalsfälle zugezogen und die Wohlhabenheit des Landes beinahe vernichtet hatten. Nach dem geheimnißvollen Tod 1595 einer jungen, einst als Muster der Frauen geltenden Fürstin, war zwar eine scheinbare Ruhe eingetreten, bis zum Jahre 1609, in welchem deren blödsinniger Gemahl Herzog Johann Wilhelm starb, und mit ihm der Mannesstamm der kleve-bergischen Familie erlosch, und nun ein Erbfolgestreit zwischen den Erben und Prätendenten des Herzogthums entstand. Der Roman beginnt 1634 und die Heldin ist Giacoma d'Origlias, eine Enkelin der unglücklichen Herzogin Jakobea von Baden. Sie wird von dem wahnsinnigen Mörder ihrer Großmutter gehütet, und bewohnt das todte Haus. Philipp von Geroldstein ist der Held, welcher die Neigung des jungen Mädchens gewinnt; er ist ein Neffe des Philipp von Manderscheid, der einst der Geliebte der gemordeten Herzogin gewesen sein sollte und um dessentwillen sie ungerechterweise den Tod fand. Nachdem Politik und Krieg sich einige Zeit trennend zwischen die Liebenden gelegt hatten und nach mancherlei Hindernissen der Hochzeitstag endlich bestimmt ist, wird dem Bräutigam vom wahnwitzigen Alten der Kopf abgeschlagen. Im selben Augenblick zündet die von einem schurkischen Hauptmann an das Pulverfaß angelegte Mine; ein Theil der Stadt fliegt in die Luft. Giacoma wird gerettet, und wir sehen sie nach 20 Jahren als Äbtissin eines Klosters, das sie mit ihrem Vermögen gestiftet hatte. Der Schöffe Monheim, Philipp's Freund, welcher einst Giacoma verehrte und von Philipp aus ihrem Herzen verdrängt wurde, hatte mit einem gewissen von Lochhausen eine Verschwörung zu Gunsten des brandenburger Fürsten angestiftet; sein Freund Philipp entdeckt und vernichtet dieselbe, und die Verschworenen werden zum Tode verurtheilt. Giacoma's Fürsprache rettet dem jungen Schöffen das Leben und er erwiderte diesen Dienst, indem er sie aus dem todten Hause trug, als die Gefahr des Feuers eintrat. Nach 20 Jahren sieht er, der brandenburgische Abgesandte, der Geheimrath und Doctor, die bleiche Äbtissin wieder. „Zweihundert Jahre sind seitdem verflossen. In Trümmern liegt die stolze Fürstenburg, in der einst die hohe Frau gelitten, in der Philipp von Geroldstein ihr warnendes Bild geschaut. Unter dem Fittich des schwarzen Aars prangt und blüht die Stadt, die schwarz und weißen Farben schmücken ihre Wahrzeichen, und ein edles Fürstenpaar aus jenem hohen Geschlecht wohnt ohne Mauern und Gräben als die ersten der Bürger unter den Bürgern! Eiserne Rosse und dampfende Riesenboote ziehen auf Strom und Wegen, die Kinder einer andern Zeit. Andere Stätten, andere Geschlechter sind gekommen, die Erinnerung an jene Zeit ist erloschen; wohl lebt das Andenken an die unglückliche Fürstin noch in den Herzen der Bewohner, aber um Philipp von Geroldstein's und Giacoma d'Origlia's Schicksal fällt keine Thräne mehr! Nur was der Glaube gebaut und die fromme Sühne: das Kloster der Carmelitessen, steht fest und ernst, und mahnt den Kundigen an ein gebrochenes Herz! Die Poesie allein öffnet die Grabespforten der Vergangenheit und belebt die steinernen Trümmer mit einstigem Farbenglanz und den Gestalten der längst vergessenen Todten." Für den das Local näher Kennenden mag diese Novelle von besonderm Interesse sein: man fühlt, daß der Stoff dazu an Ort und Stelle geschöpft wurde, der geschichtliche Theil ist mit vieler Klarheit gegeben, die Charaktere sind trotz des geringen Raums gut gezeichnet, der romantische Theil ist mittelalterlich erhalten.

2. Vom Herzen. Bilder des Lebens, von Ida. Berlin, Bethge. 1845. 8. 1 Thlr.

Diese „Bilder des Lebens" sind nicht etwa nur skizzirt, sie sind sehr sorgsam und bis in die geringsten Details ausgemalt; sie behandeln keine Zeitfragen, verfolgen keine Tendenz; sie erzählen Begebenheiten, welche entweder wirklich geschehen sind, oder täglich geschehen könnten; ihre Aufgabe ist nicht, die Tiefe der Leidenschaften zu ergründen, welche über Hindernisse hinwegführt — die Umstände legen sich zurecht und die Liebenden werden glücklich. So geschieht es wenigstens in den zwei ersten Novellen „Cäcilie" und „Die Freunde". Sie haben beide das Verdienst eines fließenden Vortrags, und man fühlt, daß sie — vom Herzen kommen, wobei indeß der Gedanke sich nicht viel bethätigt hat. Wir vermissen Neues in Anschauung und Gestaltung.

3. Der Steiger von Markus-Röhling. Novelle von Roland Will. Mit einem Vorwort von Georg Schirges. Hamburg, Voget. 1845. 8. 15 Ngr.

Diese Novelle erschien in dem Jahrgang 1841 der „Jahreszeiten", und das königlich sächsische Finanzministerium verlangte die gerichtliche Erklärung des Verf., daß dieselbe nicht auf wahren Thatsachen beruhe, da der Schauplatz Annaberg ist, und ein Mord das Hauptmoment darin bildet — ein Mord, dem criminelle Untersuchung gebührte, hätte er wirklich stattgehabt. Zu leugnen ist indeß nicht, daß die Novelle, wenn sie nicht wirklich Geschehenes behandelt, sehr an Interesse verliert; sie hat wenig poetische Ausschmückung und nur das Vehikel einer Wahrheit könnte sie werth erhalten. Allerdings könnte der Leser daraus entnehmen, daß, wenn die Thatsache auch nicht geschehen ist, solche Dinge noch geschehen können. Sehr wahr und treu geschildert sind die Zustände der Bergleute in Annaberg, der Aufenthalt unter der Erde, die verschiedenen Schachte und alles an das Local sich Knüpfende. Wir wollen nicht strenger sein als Georg Schirges, welcher die vorliegenden Blätter für einen „der Ermunterung werthen Beleg von dem Talent eines gesunden Dichters" betrachtet. Was die geistreiche Vorrede sagt über die Schwierigkeiten, womit das deutsche junge Talent zu kämpfen hat, um sich Bahn zu brechen, ist zu wahr, um nicht theilweise Mittheilung zu verdienen. „Der Buchhandel verlangt, der Dichter solle gleich groß zur Welt kommen; er fragt den Autor weder: wie alt bist du, durch welche Hindernisse hast du dich hindurchwinden müssen? noch: wie lange hast du an

Digitized by Google

deinem Werk gearbeitet? Sondern er fragt ihn: wie heißt du? Er nimmt den Namen für eine Waare; gehört jener zu denen, die gäng und gäbe, so wird das Werk, nur oberflächlich geprüft, in die Welt geschickt; gehört er zu denen, die von der Kritik noch nicht in den Mund genommen wurden, so wird es noch weniger geprüft, sondern mit Achselzucken und dem Bescheide zurückgegeben, zuvor erst einen gewichtigen Namen beizubringen. Der Name hat sich in der Literatur einer ähnlichen Errungenschaft zu rühmen als das Geld in der Gesellschaft. Der Name ist gar häufig das Capital, welches seinem Träger Zinsen auf Zinsen einbringt, ohne daß jener es sich dabei besonders sauer werden ließ." Ferner rühmt Georg Schirges die Freundlichkeit, womit die französischen berühmten Schriftsteller sich der jungen Literaten mit Rath und That annehmen; er schildert, wie glücklich es ist, wenn das junge der Leitung bedürftige Talent seinen Mann findet, dem es sich auch außerhalb des Salons vertrauungsvoll nahen darf; es wird ermuntert, angefeuert und niemals ohne Trost gelassen; sein Gesichtskreis erweitert sich im steten Hinblick auf einen Spiegel, der es nicht verschmäht, neben der Größe selbst von dem Kleinern und Unvollkommenern ein treues, faßliches Bild zurückzuwerfen. „Dem deutschen Talent fehlt es an solchem Hebel: wenn ihm nicht der Zufall günstig ist, muß es in der Stille heranreifen. Und in der Stille wird ihm eine Reihe Kämpfe aufgebürdet, die um so verhängnißvoller sind, als sie sich nicht austoben dürfen, denen oft der Starke selbst und der Beste erliegen muß. Nicht Jedem ist es gegeben, sich mit breiten Schultern durch die ihn umringenden Hindernisse Bahn zu brechen; was im Grunde nur eine höchst achtungswerthe Bescheidenheit, wird an Manchen für Schwäche gehalten. Die deutsche Pedanterei setzt sich dem Hülfesuchenden gegenüber aufs hohe Pferd, nimmt den Mund voll und verläßt den Fragenden mit einem Schwall von gründlichster Gelehrsamkeit. Es ist wahr, wir sind wenig zuvorkommend gegen die Jugend; wir wissen das Vertrauen, mit welchem sie sich uns naht, selten zu schätzen; wir entmuthigen und rathen ab, statt zu ermuntern und anzuregen; wir gehen ungern aus dem Kreise unserer persönlichen Ansichten heraus und verstehen es selten, uns in fremde Individualitäten hineinzuversetzen. Fände zwischen den deutschen Heroen der Literatur und den jüngern Kräften ein innigeres Verhältniß statt, vor wie viel thörichten verkehrten Schritten würde die Jugend gewarnt, wie viel unreife Früchte, die wir jetzt, ungeduldig vom Baum geschüttelt, zur Erde fallen sehen, würden bis zur rechten Stunde auf dem Stamm gelassen werden! Die Hegemonie des deutschen Buchhandels und der Mangel eines innigen Verkehrs zwischen ein gleiches Ziel verfolgenden literarischen Kräften, Das sind die lähmenden Momente in unserer literarischen Entwickelung, Das sind die Klippen, an denen das ganze die erste Fahrt wagende Boot zerschellt. Die Emancipation aus diesem Zustande ist eine belohnende Aufgabe für alle Betheiligte." Dieses schöne, so humane Streben anerkennend, theilen wir das letzte Wort des Beschützers unsers jungen Beef. noch mit; es enthält einen Rath an alle jungen Verfasser: „Greift nur hinein ins Menschenleben! nicht in euer bloßes Gedankenleben, nicht in die Hirngespinnste eures phantasieschwangern Kopfes, sondern in das gelebte Leben, denn das gerade meinte Vater Goethe." 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur Geschichte der französischen Philosophie.

Cousin hat in der letzten Zeit was die Auffindung wichtiger Papiere betrifft, welche geeignet sind, ein neues Licht auf die Geschichte der Philosophie in Frankreich zu werfen, eine äußerst glückliche Hand gehabt. Besonders sind von ihm Documente entdeckt und aus dem Staube der Archive hervorgezogen worden, welche zum Theil interessante Beiträge zur Charakteristik Pascal's und seiner Zeitgenossen liefern. Man weiß, welches Aufsehen die Studien Cousin's über Pascal's „Pensées" gemacht haben. Wie es scheint, stehen Cousin unerschöpfliche Quellen zu Gebote, welche ihm fortwährend neuen Stoff zu Forschungen schaffen; wenigstens fördert der unermüdliche Gelehrte immer neue Beiträge zur Geschichte der philosophischen Bestrebungen jener Zeit ans Licht. So erhielten wir vor kurzem erst wieder eine neue Gabe dieser Art aus seiner Hand. Sie ist in dem „Journal des savants" enthalten und betrifft einen Gelehrten, dessen Ruf sowol durch eigene, meist mathematische Leistungen, sowie vorzüglich durch eine wissenschaftliche Fehde gesichert ist, die er mit Descartes hatte. Wir meinen Roberval. Cousin hat unter den Papieren, welche derselbe an Lahire vermacht hatte und die von diesem wiederum der Akademie abgetreten waren, mehre interessante Manuscripte aufgefunden, die er in einem gediegenen Aufsatze beleuchtet. Außer den mathematischen Schriften, wie z. B. einem umfassendern ungedruckten Werke, betitelt „Eléments de géométrie", welche Cousin in seiner Notiz nur im Vorbeigehen berührt, bot sich besonders ein philosophisches Fragment „Les principes du debvoir et les cognoissances humaines", welches im „Journal des savants" in unveränderter Fassung mitgetheilt wird. Dieses Bruchstück ist um so interessanter, als sich Roberval, wie Cousin mit Recht hervorhebt, nicht als Gegner von Cartesius, sondern im Gegentheil als Anhänger und fast als Schüler dieses großen Philosophen zeigt. Der Stil dieses Fragments ist einfach, scharf und verräth den Mathematiker. Roberval nimmt hier den bekannten Satz, Cogito ergo sum, unbedingt an, ja er generalisirt ihn noch indem er ihn so faßt: „Quiconque pense être, est; et tout ce qu'on pense, il est vrai qu'on le pense." Möge Cousin noch länger fortfahren, aus den Schachten der Bibliotheken und Archive wirkliche Goldbarren ans Licht zu schaffen. Dadurch wird er die Pflege der philosophischen Studien in Frankreich mehr fördern und anregen als durch das Gebräu der deutschen und schottischen Elemente, Eklekticismus genannt. Der günstige Einfluß seines Beispiels zeigt sich bereits in dem vorzüglichen Eifer, mit dem verschiedene jüngere Gelehrte, zum Theil Schüler Cousin's, sich der Geschichte der Philosophie zugewandt haben. Wie es heißt, hat übrigens Cousin den Plan, Deutschland auf einer neuen Rundreise zu besuchen. Er wird auf dieser Wanderung vorzüglich die Verhältnisse der neukatholischen Kirche zur Berücksichtigung ziehen.

Documente zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts.

Seitdem Guizot an der Spitze des Unterrichtsministeriums gestanden hat, datirt der Eifer, mit dem man sich einer sorgfältigen Durchforschung der Archive zugewandt hat. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, auf die freigebigen Unterstützungen aufmerksam zu machen, durch welche die französische Regierung solche Bestrebungen zu fördern und anzuregen pflegt. Unter den vielen jüngern Gelehrten, welche, meist aus der Ecole des chartres hervorgegangen, mit historischen Studien und Forschungen in den öffentlichen Bibliotheken beauftragt sind, zeichnet sich Antonin Macé, Agrégé der Geschichte am Collége Saint-Louis, durch umsichtige Thätigkeit aus. Der Gegenstand seiner Nachsuchungen ist die politische und literarische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, ein weites und ergiebiges Feld. Gegenwärtig durchstöbert er die interessante Sammlung wichtiger Documente von Conrart, der lange Zeit Secretair der französischen Akademie war. Diese wichtigen Papiere befinden sich in der Bibliothek des Arsenals, welche früher unter der Leitung des unvergeßlichen Rodier stand. Sie umfassen 18 Folio- und 23 Quartbände, in denen mancher köstliche Beitrag zur Charakteristik der literarischen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts enthalten ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 323. — 19. November 1845.

Romancero castellano etc., publicada por *G. B. Depping*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Dagegen würde es uns zwar nicht schwer fallen, die Nothwendigkeit oder doch Berechtigung einer andern Behandlung der Sache im Allgemeinen geltend zu machen, da sie sich Jedem aufdrängt, der nur einmal auf die eben hervorgehobenen Gegensätze aufmerksam gemacht wird und die Thatsachen als gegründet anerkennt. Bis auf ein gewissen Punkt bedarf es dazu allerdings auch nur eines gewissen Grades von ästhetischer Kritik, von poetischem Takt und Sinn, von Wahlverwandtschaft mit dem Geist und Wesen der Volkspoesie. Damit ist aber freilich noch nicht Alles gethan, sondern man wird mit allem Recht auch historische und sonst kritische Gründe und überhaupt ein auch im Einzelnen durchgeführtes System einer bessern Classification von Jedem fodern, der sich so wenig befriedigt von der bisherigen Behandlung dieser Dinge zeigt. Darauf aber können wir uns allerdings hier mit nichten einlassen, weil das nichts Geringeres heißt als eine Geschichte und Kritik des spanischen Volksliedes geben, wozu wir uns selbst noch keineswegs hinreichend qualificirt fühlen wieden, auch wenn Zeit und Raum und Veranlassung es gestatten sollten — was hier nicht der Fall ist. Auf einem beschränkterm, aber in mancher Hinsicht charakteristisch und auch für das Ganze normalen Gebiete glauben wir übrigens die Grundzüge einer solchen Behandlung der Sache schon ziemlich genügend gegeben zu haben.*) Aus demselben Grunde können wir denn auch nicht weiter auf die dieser Sammlung vorangeschickte literarchistorische Einleitung eingehen. Sie gibt wenig mehr oder Anderes als die Einleitung der ersten Ausgabe und wenn der hochverdiente und vielbeschäftigte Verf. nicht selbst zu neuem und sehr umfassenden und tiefgreifenden Forschungen Lust und Zeit fand, wird ihn billigerweise Niemand tadeln dürfen; von Andern aber konnte er wenig Neues oder Förderliches entnehmen, abgesehen von einigen allgemeinen Punkten der mittelalterlichen Bildungs- und Literaturgeschichte, worin man allerdings besonders in Deutschland über den Standpunkt von 1817 hinausgekommen ist. So ist es denn nicht zu verwundern, daß wir in dieser Einleitung fast alle damals und freilich noch jetzt über die spanischen Romanzen herrschenden Verwirrungen und Irrthümer wiederfinden. Sogar, um nur Eins anzuführen, der angeblich maurische Ursprung und Charakter der sogenannten „Romances moriscos" (d. h. der eigentlichen granadischen) wird hier festgehalten, während doch kein Zweifel sein kann, daß gegen Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts (einige ebenfalls um die Mitte des 15. Jahrhunders) von großstädtischen, meistens madrider Dichtern und Dichterlingen — in einer Art von poetischer Maskerade, einer Tagesmode — fabricirt wurden.*) Die Gründe, wo-

*) Man vergl. „Cronica del Cid etc. Nueva edicion, por *F. A. Huber*" (Marburg 1844); in der Einleitung, besonders S. LXXI fg. Auch über die poetische Form, worauf bei jeder Entwickelung so viel ankommt, haben wir uns dort, noch ausführlicher aber in einem akademischen Programm „De primitiva cantilenarum popularium etc. apud Hispanos forma" (Berlin 1844) ausgesprochen. Die Ursache, weshalb gerade die Cid-Sage ein besonders fruchtbares und entscheidendes Feld für solche Unterschungen ist, liegt auf der Hand, wenn man ihre verschiedenen Durchgangspunkte bei Poema, der lateinischen Gesta, der Cronicen, dann der Romanzen erwägt, von denen höchstens 40 älter als das 16. Jahrhundert und echte epische Volkslieder, aber eben deshalb auch in ihrem Kerne (und abgesehen von fodern Modificationen in Sprache und zum Theil Inhalt) nicht viel jünger als der Cid selbst sind, während die jüngsten bis ins 18. Jahrhundert hinein und freilich

*) Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß es nicht echt volksthümliche Romanzen aus der Geschichte und Sage der Eroberung von Granada gegeben habe; aber die noch vorhandenen sind Goldkörner in einem Haufen Sand und Glasperlen. Die ganze Sache ist aber zu weitläufig, um hier auch nur andeutungsweise behandelt zu werden. Was das historische und Sagenhafte des Sujets im Gegensatz zu dem rein Erfundenen betrifft, so wollen wir nur bemerken, daß schon Guevara in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts die Sage von den Abencerragen, Zegrino, der

Digitized by Google

mit dies Verhältniß erklärt, die Folgerungen, die daraus hinsichtlich der maurischen Zustände gezogen werden, sind freilich noch seltsamer als die Meinung selbst; aber wie gesagt, in allen diesen Dingen kann sich der Verf. auf die nicht nur bei uns, sondern auch anderwärts ganz und gaben Ansichten berufen. Ja wir können uns jedenfalls rühmen doch nicht allen Sinn und Takt für das echte Volksliedes so ganz verloren zu haben wie z. B. die Engländer, bei denen geradezu Alles in einigen allgemeinen Phrasen von wild and romantic aufgeht. Außer der Einleitung hat der Herausgeber den einzelnen Romanzen summarische Argumente als Überschriften vorgesetzt und einige mit Noten begleitet, welche indessen im Ganzen auch nicht viel zu bedeuten haben. Dazu kommen denn einige Bemerkungen von dem Übersetzer der Einleitung, dem in der neuesten spanischen Geschichte und Literatur rühmlichst bekannten Alcalá-Galiano. Einige Irrthümer, z. B. eben in Beziehung auf „Romances moriscos", werden (eigentlich nur aus sehr feinen formalen Gründen) von ihm berichtigt, doch liegt die ganze Bildung des ehrwürdigen Veteranen dieses Dingen zu fern, als daß eine irgend erhebliche Förderung von ihm zu erwarten wäre.

Das Format und die Vertheilung zu zwei Bände will uns für eine Sammlung der Art nicht behagen. Warum nicht ein tüchtiger Quartband im Format des „Romancero general" mit gespaltenen Colonnen, wo denn auch die Ausfüllung der oben angedeuteten Lücken leicht Raum gefunden hätte? Ein alphabetisches Register und eine genaue Nachweisung der Quellen für jede einzelne Nummer vermissen wir ebenfalls ungern. Letztere ist für den wissenschaftlichen Gebrauch einer solchen Sammlung eigentlich unentbehrlich, da es oft ein sehr wesentliches Moment für die Entscheidung der Stelle ist, die einer Romanze in der ganzen Entwickelung anzuweisen ist, ob sie z. B. schon in dem „Cancionero de romances" oder erst in dem „Romancero general" steht u. s. w. Für die africanadas ist alles Dies freilich sehr gleichgültig, sie werden sich der Fülle und Mannichfaltigkeit zum Theil sehr seltener poetischer Blumen erfreuen, welche ihnen hier geboten wird, und sich hoffentlich dabei von der leidigen Kritik nicht irre machen lassen. Aber auch diese kann dem trefflichen Mann, der schon seit einem Menschenalter auf so würdige Weise deutsche Bildung in der französischen Hauptstadt und zum Theil in der fremden Literatur selbst vertritt, nur dankbar dafür sein, daß er hier, wenn auch nicht einen den heutigen Ansprüchen genügenden „Romancero general", doch eine Arbeit liefert, welche einem solchen näher kommt als irgend eine frühere, und die wirkliche Lösung dieser Aufgabe wesentlich fordern muß. Hoffen wir, daß bei der nächsten Unternehmung der Art Sammler und Verleger einmal einen ordentlichen Anlauf nehmen werden, um den Kreis zu durchbrechen, in dem man sich bisher herumgedreht hat.

W. A. Huber.

August Matthiä in seinem Leben und Wirken zum Theil nach seiner eigenen Erzählung dargestellt von seinem Sohne Konstantin. Nebst einem lebensgeschichtlichen Abriß seines Bruders Friedrich Christian Matthiä. Quedlinburg, Basse. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man hat nicht selten die Äußerung gehört, daß der Eintritt in ein Schulamt, selbst an einer gelehrten Anstalt, einen ziemlich engen Kreis um den Menschen zieht, daß das Berufsgeschäft als solches mit den Erscheinungen und Ereignissen des großen Lebensmarktes keine unmittelbare Verbindung vermittle und daß die Wirksamkeit selbst eine Art von Kreislauf bilde, gleich viel ob man denselben nach dem jährlichen Cursus oder nach dem Zeitraum bemessen will, der zwischen der Aufnahme der Zöglinge in die Anstalt und zwischen dem Übergang derselben zu einer andern Bildungsperiode liegt. Von diesem Gesichtspunkte aus würde das Leben und Wirken eines Schulmannes, selbst wenn ihm eine langjährige, an Früchten reiche Amtsthätigkeit zuzuschreiben wäre, gleichwol für das größere Publicum ein nur geringes Interesse haben und der Hauptsache nach nur Diejenigen innigst berühren, die als unmittelbare Schüler einst zu den Füßen des Meisters saßen und die die Schilderung einer ihnen wohlbekannten, auf ihren Bildungsgang einflußreichen Persönlichkeit um so lieber hinnehmen werden, je öfterer sie dadurch zu nicht uninteressanten Vergleichungen zwischen dem gezeichneten Bilde und dem Original sich veranlaßt finden dürften. Dem größern Publicum gewährt eine Biographie dieser Art nur dann einen gewissen Reiz, wenn entweder ausgezeichnete literarische Leistungen vorliegen, oder wenn die dem Antritt eines Schulamtes vorangehende Zeit eigenthümliche Momente bietet, von denen man gern Notiz nimmt. Wer hätte aus diesen Rücksichten nicht mit wahrer Befriedigung „Franz Passow's Leben und Briefe", eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, gelesen, auch wenn er diesem Manne ganz fern gestanden hat, und wer nähme nicht mit Freuden die geistvollen „Personalien" von F. Jacobs zur Hand, diese beinahe unerschöpfliche Fundgrube für deutsche Literaturgeschichte.

Wenden wir diese Bemerkungen auf die Matthiä'sche Biographie an, so ergibt sich, daß sein eigentliches, einen Zeitraum von 33 Jahren umfassendes Berufsleben, vor Allen Derjenigen Interesse gewähren wird, die entweder als Zöglinge jener Lehranstalt eine Erinnerung an ihre geistige Entwickelung darin suchen, oder die vielleicht als Freunde der Gymnasialbildung überhaupt das allmälige Aufsteigen einer gelehrten Schule in eines kleinen Staats bis zu hoher Blüte gern verfolgen. Allein wir begegnen zugleich hier einer für das größere Publicum in vielfacher Beziehung interessanten Persönlichkeit und wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen einige bemerkenswerthe Züge mittheilen.

Matthiä legte in Göttingen, seiner Geburtsstadt, den Grund zu seiner Bildung theils auf dem Lyceum unter Eyring und dem als Lehrer sehr beliebten Suchsort, theils auf der Universität, die er 1780 im 16. Lebensjahre, um sich zunächst der Philologie zu widmen, bezog. Wie er dort eine von dem damaligen Professor Reitemeier in Frankfurt bei Gelegenheit der Jubelfeier des Lyceums ausgesetzte Preisaufgabe über die beste Geschichte Roms bis zur Schlacht bei Actium glücklich gelöst hatte, so erwarb er sich hier bald das Wohlwollen des berühmten, von ihm hochverehrten Heyne und ward Mitglied des Seminars. Mit seinen Studien beschäftigt lebte er zugleich in ziemlich vertrautem Umgang mit Schlichtegrol

---

Königin von Granada u. s. w. im Munde des Volks in den Gebirgen von Granada fand. Ein Artikel in einer berliner Literaturzeitung über das vortreffliche Buch hält die „Romances moriscos" noch ganz ehrlich für Übersetzungen aus dem Arabischen!!

Digitized by Google

und Lenz, den nachherigen Professoren in Gotha, mit Bechler, später in Breslau, mit Kries und Alexander von Humboldt, und war nur unwillig, daß die beiden Letztern auf den weitern Ausflügen ihn die Umgegend nach jenen Gräschen und Blümchen liefen und es zergliederten. Die Schriften von Leibnitz und Locke, zu denen ihn seine philosophischen Studien führten, legte er sofort bei Seite, als ihm von Lens Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ empfohlen wurde, ein Buch, das er wieder und immer wieder las und das ihn mit den Kant'schen Ideen ganz vertraut machte. Diese philosophische Richtung veranlaßte ihn, eine von der philosophischen Facultät in Göttingen gestellte Aufgabe: Quibus rationibus ac momentis virtus nullo religionis praesidio munita sese commendare ac tueri possit, zu bearbeiten. Sie erhielt den Preis und ward von Feder in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ ebenso wie von Heyne in den „Opusc. acad. IV.“ ehrenvoll erwähnt.

Das Jahr 1789 brachte Matthiä durch Heyne's Empfehlung als Hauslehrer nach Amsterdam in die Familie des reichen Kaufmanns Willink und später in die des Kaufmanns Berg. Es waren acht glückliche Jahre, die er in Holland verlebte. Fühlte er sich einerseits zufrieden im engern Kreise des Berg'schen Hauses und im Umgang mit seinem beschäftigten Zögling Wilhelm Berg, der vier einzigen Jahren als Commissär für die Stadt Amsterdam bei der niederländischen Handelsgesellschaft starb, so war es andererseits wieder das vertraute Zusammenleben mit den berühmten Philologen Huschke, Wyttenbach und Hieronymus van den Bosch, das ihn besonders auch um der gemeinschaftlichen Studien willen außerordentlich anzog. Bei dem Letztern war sich ein Fremder zu gesühlt mit den Worten: „Hie est Wolfius, professor Halensis.“ Es war das einzige Mal, daß er mit diesem berühmten Alterthumsforscher zusammenkam. Bei einem Besuch in Leyden sprach er Lugac, van Santen und den Veteranen David Ruhnkenius. Von seinen fortgesetzten historischen und philosophischen Studien gab er Zeugniß durch eine von den Curatoren des Steinschen Legats zu Leyden gestellte Preisfrage über die Aufgabe: Quae sunt praecipua capita ac quae causae physicae et morales diversae indolis, qua aliae ab aliis nationes discrepant. Er behandte, diesen Stoff mit besonderer Vorliebe und in einer sehr heitern Stimmung behandelt zu haben, und liefere selbst später eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: „Über die Ursachen der Verschiedenheit in den Nationalcharakteren.“ Der Preis war eine goldene Medaille, von 200 holländischen Gulden an Werth. Matthiä vertiefte sich indeß nicht blos in seine Fachwissenschaft, er nahm auch an dem Leben und seinen Erscheinungen den lebendigsten Antheil. Den Besuch öffentlicher Orte benutzte er zur Übung und Befestigung in den neuen Sprachen. Großen Genuß gewährte ihm die amsterdamer Bühne. Nach einer briefischen Mittheilung von Wilhelm Berg gehörte er zu den Gründern der ersten deutschen Oper in Amsterdam. Im französischen Theater sah er Talma und Larive, den letztern besonders mit Entzücken in der Voltaire'schen „Zaire“. In politischer Beziehung war er dem Hause Oranien mit Eifer zugethan. Die sogenannten Patrioten erschienen ihm zu seiner Zeit als größtentheils ränkevolle und selbstsüchtige Menschen. Oft erzählte er als eins seiner merkwürdigsten Abenteuer, wie er einst mit der Oranienecocarde am Fischmarkte vorbeigehend von den gesürchteten Fischweibern in die Mitte genommen, zum Tanz der Carmagnole aufgefordert und den ihnen der Aehe nach emporgehoben und abgeküßt wurde. Unter der französischen Herrschaft mußte er unter der Bürgermiliz Dienste thun und ward als „Bürger Matiz“ aufgerufen. Als einst französische Officiere auf einem Kaffeehause von der Eroberung Deutschlands redeten und auf einer Karte ihre Züge bis nach Halle und Leipzig beschrieben, warf er die Frage dazwischen: „Mais ne voules-vous pas prendre aussi Rosbach?“ Bei diesen Worten sprangen die Herren zornig empor und rissen ihre Säbel aus der Scheide. „Que voulez-vous dire de cela?“ schrien sie heftig und Matthiä, der wohl merkte, daß sie keinen Spaß verstanden, war froh, daß er der Frage eine künstliche Wendung geben konnte.

Die das feuchte Klima seinem Körper nicht zusagte, so führte er sich geistig gedrückt durch das französische Regiment. Er sehnte sich nach der deutschen Heimat, und so war es ihm höchst erwünscht, daß er abermals durch Heyne's Vermittelung eine Lehrerstelle an dem Institute erhielt, das der bekannte französische Emigrant, Baron Mounier, unter Mitwirkung der weimarischen Regierung auf dem Lustschlosse Belvedere bei Weimar besonders für junge Franzosen und Engländer gegründet hatte. Sein dortiger Aufenthalt fiel in die Periode, die neuerlich Prof. Wachsmuth in seinem „Mitlebter“ so treffich geschildert hat. Er sah Goethe mehrmals in Belvedere und schreibt über ihn nach Holland: „Vorige Woche bemerkte ich einmal beim Eintritt in unser Gesellschaftszimmer einen Fremden, der lebhaft von Italien erzählte und der mir auffiel durch seine wiirdevolle Haltung und durch seine schöne Geschichtsbildung. Als ich ihm vorgestellt wurde, sagte er: „Wenn Sie einmal nach Weimar kommen, besuchen Sie mich, ich bin Goethe.“ Die Unterhaltung ging nun weiter. Später vertauschten wir das Zimmer mit dem Freien und wandelten im Parke zwischen den Orangebäumen. „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n«, sprach ich. Goethe lächelte und schilderte nun noch Manches aus diesem Wunderlande mit so lebendigen und treuenden Farben, daß ich gestehen muß, sie etwas Schöneres gehört zu haben.“ An einer andern Stelle heißt es: „Vorige Woche sprach ich den Hrn. Dr. von Marum aus Harlem, den uns Seine Excellenz der Hr. Geheime Rath von Goethe (so ein großes Thier ist jetzt der Verf. der beiden Werthers) zuführte. Goethen dünkt das Dichterkenner recht aus den Augen; übrigens sieht man ihm aber an, daß ihn Charakter, Titel und Rang geniren; er ist sehr steif.“ Mit dem damals schon sehr kränkelnden Schiller verkehrte er weniger. Dagegen besuchte er öfter Wieland, „den liebenswürdigen, jovialen Alten“, und las mit ihm in Osmannstädt schwierige Stellen oder ganze Abschnitte der alten Classiker. Wyttenbach in Jena schildert er als den ehrwürdigsten und liebreichsten Greis, der in seinen kirchengeschichtlichen Vorlesungen wie ein Vater zu seinen Kindern geredet habe. Von Herder, dem bekannten Gegner der Kant'schen Philosophie, hielt ihn seine Liebe zu derselben zurück. Wie er schon früher in diesen „Ideen“ bei aller Anerkennung ihres Werths die „mysteriöse Heftkunkel im ganzen Tone des Vortrags und den oft ganz gewöhnliche Gedanken umhüllenden Pomp der Worte“ misbilligte, wie er denselben in der „Kalligone“, da wo er gegen Kant streitet, absprechend, plump und oberflächlich nennt, so veranlaßte ihn 1799 die Herder'sche „Metakritik“, besonders der „heftige und vornehm spöttelnde Ton gegen Kant“, zu einer unter dem Titel „Huge“ in Gotha anonym erschienenen Gegenschrift, in der sich sein Eifer für den königsberger Philosophen klar zu Tage legte. Sein vertrautester Freund in Weimar war und blieb der Gymnasialdirector Conftiterialrath Böttiger. Dieser Freundschaft wurde er selbst den öftern Verkehr mit Goethe zum Opfer. Beide waren nämlich damals sehr gespannt und Goethe vermied deshalb auch Diejenigen, die er als Böttiger's vertraute Freunde kannte. Mit Mounier dem Vater wurde Matthiä's freundschaftliches Verhältniß von Tag zu Tag fester, und mit Eduard Mounier dem Sohne, seinem damaligen Lieblingsschüler, der später unter Napoleon Auditeur des Staatsrathe, 1817 Mitglied dieser Behörde und 1819 Pair von Frankreich ward, stand er 30 Jahre lang in vertrautesten Briefwechsel. Er sah ihn 1830 in Leipzig wieder.

Der Wiederausbruch des Kriegs und Mounier's bevorstehende Rückkehr nach Frankreich stellten die Auflösung des Instituts in Belvedere in Aussicht. Matthiä meldete sich zu der erledigten Directorstelle am Gymnasium zu Altenburg; Heyne und der Coadjutor Dalberg in Erfurt unterstützten sein Gesuch mit Erfolg, und er verließ Weimar voll von dankbaren Erinnerungen an die wenigen Jahre, die er hier verlebt hatte.

Digitized by Google

und geschmückt mit dem philosophischen Doctorhut, der ihm von Göttingen aus ertheilt ward.

Wir sehen von 1802 an Matthiä in Altenburg an der Spitze einer in Verfall gerathenen gelehrten Schule. Er fand eine Zahl von nur 51 Schülern und eine Anstalt, die in ihren äußern und innern Einrichtungen an den empfindlichsten Mängeln litt, aber er fand auch in dem reichbegabten und tiefgebildeten Herzog Ernst II. in Gotha, in seinen Räthen, und besonders in dem Ephorus Dr. Demme Männer, die Alles, was zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung diente, mit großer Bereitwilligkeit unterstützten. Der Lehrerkreis ward verjüngt und erweitert, der Antrag auf Besoldungserhöhungen mit edler Bereitwilligkeit genehmigt, der ganze Schulorganismus durch ein Regulativ fest geordnet, die Zahl der Schüler vermehrte sich und stieg sogar bis auf 201. Es mag hier die nicht uninteressante statistische Notiz stehen, daß unter Matthiä 1447 Schüler ins Gymnasium aufgenommen wurden, von denen 680 zur Universität übergingen und unter denen nicht wenige später im Staats- und Kirchendienst wie durch literarische Leistungen eine ehrenvolle Stelle einnahmen. Der Ruf der Lehranstalt und die allgemeine Anerkennung, die Matthiä fand, fesselten ihn immer mehr an Altenburg, und den verschiedenen auswärtigen Berufungen, die an ihn ergingen — z. B. nach Weimar an ein zu errichtendes herzogliches Pädagogium durch Lang, nach Rostock durch Prof. Hartmann, nach Eisenberg durch den Staatsminister von Arnswaldt, der in den brieflichen Verhandlungen beinahe alle Bedingungen zugestand —, gab er um so weniger Folge, je freundlicher das gotha-altenburgische Gouvernement in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Gymnasium, seiner Gelehrsamkeit und seiner vortrefflichen Lehrgabe, durch Unterstützungen und Begünstigungen aller Art ihm entgegenkam. Was Matthiä als Schriftsteller leistete, ist bekannt genug. Seine beiden griechischen Grammatiken brachten seines Namens Ruhm in die fernsten Gegenden. Die ausführlichere wurde ins Englische, Italienische, Französische und Neugriechische übersetzt. Sein „Lehrbuch der Philosophie" trug Passerini in die italienische und Peret in die französische Sprache über. Sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum führte ihn auf den Höhepunkt seines Glücks. Aus den gebildetsten Classen der Gesellschaft erhielt er sinnige und werthvolle Zeichen der Theilnahme. Er wirkte noch acht Jahre. Sie waren mit mancherlei Prüfungen untermischt. Mitten in der Arbeit an seiner griechischen Grammatik ereilte ihn der Tod 1835.

Fassen wir diese nur flüchtig berührten Momente zusammen, so ergibt sich als etwaniger Gesammteindruck: Es ist bei allem Reichthum des Wissens und bei aller Intelligenz nicht die Abgeschlossenheit des auf sein Studirzimmer beschränkten Gelehrten, es ist bei allem Selbstbewußtsein nicht eine kleinliche Dünkelhaftigkeit, es ist bei dem ernsten Streben, die Fachwissenschaft als Centrum des geistigen Lebens zu behaupten, nicht eine unachtsame Gleichgültigkeit für die Welt und ihr Treiben, die uns hier entgegentritt, es ist vielmehr eine lebendige, feische Lebensauffassung und Lebensanschauung, es ist der unverdrossene Eifer und die innigste Liebe zu dem Berufe, es ist statt des behaglichen und bequemen Wegschauens über die Zeit ein Hineintreten in die Zeit, das uns hier begegnet. Matthiä gehörte nicht zu Denen, die, wie Wieland einmal so treffend sagt, nur Zuschauer in der Welt zu sein scheinen und dieselbe angaffen, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten. Er war ein reichbegabter Geist in einem vielbewegten Leben. Mit dem Ernst der amtlichen Thätigkeit und des wissenschaftlichen Forschens wußte er eine heitere Geselligkeit zu verbinden, und die Kunst, neben dem jeweiligen Mechanismus des Schullebens den Lebenstgang nicht mechanisch werden zu lassen, verstand er in hohem Grade.

Wir haben bisher beinahe nur referirt. Wenden wir uns noch einen Augenblick zu der Arbeit des Verf. Wir sind ihm sehr dankbar für die Zusammenstellung so vieler, auch literarisch interessanter Thatsachen, für manche Originalmittheilung aus Briefen und vor Allem für die meist mit Treue und Lebendigkeit ausgeführte Zeichnung des väterlichen Bildes, bedauern aber die polemische Färbung, die in mehren Theilen der Schrift den Leser nicht angenehm berührt. Wird z. B. dem Verf. einer früher erschienenen, zwar kurzen, aber ausgezeichneten biographischen Skizze ein einseitiger Standpunkt und das Anführen ganz unwahrer, der Berichtigung bedürfender Bemerkungen zum Vorwurf gemacht, und wird ihm an einer andern Stelle Schuld gegeben, daß er die Erziehungsgrundsätze des seligen Matthiä nicht verdaut und unbesonnene, vorlaute Aeußerungen sich erlaubt habe: so haben wir in den angeführten Berichtigungen nicht den Beweis, daß jene Bemerkungen unwahr seien, sondern nur eine Auffassung gegentheiliger Ansichten gefunden, bei denen die Frage, ob die hier ausgesprochenen oder die in der biographischen Skizze laut gewordenen Aeußerungen die richtigen sind, mindestens immer noch schwebend ist. Gewiß aber möchte der dort, wie uns bedünken will, mit so viel Glück und Geschick gemachte Versuch neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten, die vielleicht das Matthiä'sche Lebensbild zeigte, in einer schonenden, mildern, das *daedoeus te ayunq* nicht verleugnenden Weise anzudeuten, nicht eine in einem so herben Tone und in einer so scharfen Redeweise hingestellte Abfertigung verdient haben wie sie hier vorliegt, eine Abfertigung, für die, wenn überhaupt ein Theil des Publicums, jedenfalls nur ein sehr kleiner Theil den Verf. einen Dank votiren würde. Inwieweit Derselbe in den Mittheilungen über Matthiä's letzte Lebenstahre das Richtige getroffen habe, können wir nicht beurtheilen. Die Matthiäsche Lebensperiode auffaßte, davon gibt uns die vorliegende Schrift genügende Aufschluß. Ob aber diese Auffassung der Wahrheit vollkommen entspach, das würde sich nur durch eine genaue Einsicht in den damaligen Schriftenwechsel und auch vielleicht dadurch nicht einmal ganz genau bestimmen lassen, da der schriftliche Verkehr, wenn er nicht durch den persönlichen ergänzt wird, immer nur einen Theil der Individualität wiedergibt. Ohne eine solche genaue, nach den verschiedensten Seiten hin sich wendende Prüfung verliert man sich aus dem Bereiche der Thatsachen in das der Vermuthungen und Meinungen und nimmt leicht einen einseitigen Standpunkt ein, so sorglam man ihn auch zu vermeiden beabsichtigt. Wir legen diese Schrift mit dem Wunsche auf der Hand, daß sie auch um ihres edeln Zwecks willen viele Leser finden möge!

76.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist fortwährend von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von Dr. **Jos. Franck.**

Sechs Jahrgänge (1837—42). Mit Kupfern.

8. Eleg. cart. Ladenpreis 17 Thlr.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Dieses elegant ausgestattete Taschenbuch enthält Beiträge von Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, F. Halm, Holtei, Immermann, Lagalisa, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weissflaumer und Zahlhaas.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 324. — 20. November 1845.

Versuch einer gemeinfaßlichen, nur auf Elementarschulkenntnisse gegründeten Volkssternkunde für Schule und Haus. Nach den neuesten Ergebnissen astronomischer Forschungen bearbeitet von Fleischhauer. Zwei Theile. Darmstadt, Leske. 1844. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ich habe mich — also muß ich, wie wenig astronomisch das auch gleich klingen mag, meinen diesmaligen Spruch anheben — bei aufmerksamer Verfolgung der jetzt von allen Seiten ausbrechenden religiösen Controversen schon oft nicht ohne Aengstlichkeit befragt: wie das am Ende noch werden solle? Die Basis der Dogmatik ist auf eine so höchst gefährliche Art unterminirt, daß man nicht schnell genug auf einen neuen und sehr soliden Unterbau bedacht sein kann, wenn das ganze altehrwürdige Gebäude nicht über den Haufen stürzen soll; und wo das Material dazu hernehmen? In der Bestürzung dieser Frage richte ich nun meine Blicke, wie gewohnt, zum Sternenhimmel, und sinne auf eine aus demselben selbst zu holende neue Dogmatik, auf eine Himmels-, eine Sternenreligion, welche doch nothwendig allen confessionellen Wirren ein Ende machen muß:

Welche der Confessionen wird denn bestehen? — Ich weiß nicht: aber die Religion, hoff' ich, soll ewig besteh'n!

In der That, dieser Aufblick zum Sternenhimmel läßt gar keine Differenzen übrig; wer nur Augen hat zu sehen der sehe. Hier bedarf es keines in besonderer Sprache geschriebenen Werks, dessen Uebersetzung und Sinnerklärung Zweifel bei den Commentatoren erregen könnte. Des Firmaments Flammencharaktere, wie ich mich auf eine ähnliche Veranlassung schon einmal ausgedrückt habe, sind nur Einer Interpretation fähig: dies sind die Werke eines allmächtigen Schöpfers! und diese Charaktere könnten also das neue dogmatische Material liefern. Denn vertieft man sich in ein näheres Nachdenken über ihren wahren Sinn, so ergeben sich, mit der immer wachsenden, anbetenden Achtung und Ehrfurcht vor diesem Schöpfer Himmels und der Erden, alle weitern Grundprincipien der Religion wie von selbst, und zwar vollkommen rein von aller solchen Zuthat, über welche ein Meinungskampf eintreten könnte. Die Allweisheit des Schöpfungsplanes, die Allgüte bei den verschiedenen Schöpfungseinrichtungen entfalten sich in immer schärfern Umrissen vor eurem sinnenden Verstande; und die Bürgschaft eurer Unsterblichkeit, eurer Fortdauer auf andern, vollkommener organisirten Gestirnen, mit der in der Aussicht darauf enthaltenen Mahnung, euch des Genusses dieser vervollkommneten Lebensformen durch eigene moralische, intellectuelle und sociale Vervollkommnung würdig zu machen, wird euch durch die genauere Kenntniß der Natur dieser Gestirne gleichsam aufgedrungen.

Wer kann mir irgend eine sogenannte positive Religion bezeichnen, welche nicht beim Vortrage gewisser Mysterien auch eine gewisse Resignation Seitens des darüber forschenden Verstandes verlangte? Die astronomische, die Himmels-, die Sternenreligion verlangt gar keine dergleichen, wenn ich so sagen darf, Selbstverleugnung; sie bedingt sich keinerlei bloße Glaubenswahrheit aus. „Schauet nur immer bestimmter her", spricht sie im Gegentheil, „prüfet nur immer genauer, rechnet immer schärfer, ich stehe euch um so besser Rede. Ihr braucht von mir nichts, gar nichts auf Glauben anzunehmen; bewaffnet euer Auge mit dem in die tiefsten Tiefen meiner Himmel eindringenden Fernrohre, eure Hand mit dem Rechnenstifte, und dringt unverzagt auf Dasjenige ein, was euch nicht sogleich einleuchten will: das einzige große Werk, welches ich geschrieben habe, verlangt zwar an einigen Stellen ein etwas schwereres Studium; aber einen Doppelsinn werdet ihr nimmer und nimmer darin finden; und wo und wie ihr es lesen möget, wofern ihr nur recht leset, so werdet ihr immer und Alle Dasselbe herauslesen."

Auf Grund dieser Ueberlegungen habe ich mir denn die oben nur erst angedeutete Frage: Ob im wenigstens möglichen Falle des wirklichen Zusammensturzes jenes also erschütterten altehrwürdigen Gebäudes die Astronomie auch wirklich das hinreichende Material zur neuen Construction besitze? in diesen genauern Worten vorgelegt, ich glaube aber, die also gestellte Frage in der That mit Ja beantworten zu dürfen. Man wird bei nachheriger Benutzung dieser neuen dogmatischen Construction den Schulplan freilich etwas ändern, Manches viel weniger bestimmt berühren, viel bestimmter aber auf den Sternenhimmel hinweisen müssen; und in einer solchen, wenn auch nicht mit gleich bestimmten Worten ausgesprochenen An- und Absicht scheint mit fast die vorliegende von ei-

Digitized by Google

nem Geiſtlichen herrührende „Volksſternkunde“, auf welche ich mit dieſer, nun wol nicht mehr ganz unaſtronomiſch klingenden Einleitung eben übergehe, verfaßt zu ſein. „Ihr ſollt den Schöpfer zunächſt an ſeinen Werken erkennen und preiſen lernen; welch eine äußere Form ſeiner Verehrung ihr euch nachher erwählen, welchem der heiligen Bücher ihr vorzugsweiſe huldigen wollt, iſt eine ſpätere und minder wichtige Frage.“

Dies iſt denn auch wol der leitende Gedanke des wackern und aufgeklärten proteſtantiſchen Geiſtlichen, des Predigers des Herrn und Verfaſſers des vorliegenden Werks bei Ausarbeitung deſſelben geweſen, welches ich, von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, doppelt gern zur Hand nehme. Er hätte dem Ausdrucke ſeines Gedankens ſogar die Gewiſſensfrage hinzufügen können: Was ſonſt als dieſe Himmels-, dieſe Sternenreligion wollt ihr auch wohl wählen, wenn man euch irre macht an der Zuverläſſigkeit Deſjenigen, welches bis daher als das Zuverläſſigſte gegolten hat? An der Zuverläſſigkeit jener heiligen Bücher, von denen ihr dem einen oder dem andern noch einen beſondern Vorzug ſchenken möchtet? Ihr ſagt euch ſelbſt, daß die Tempel mit allen dieſen, in ihrer Herrlichkeit ſolchergeſtalt gegenwärtig ſchwer angegriffenen heiligen Büchern bei einem abermaligen Alexandriniſchen allgemeinen Tempel- und Bücherbrande, wie er denn alſo doch wirklich ſchon einmal vorgekommen iſt, gänzlich verſchwinden könnten; und ich darf daher weiter fragen, welches Buch, welche Schrift in dieſem äußerſten Wiederholungsfalle, gleichwie beim erſten Male, dennoch unverſehrt bleiben, und vor dem neuen Brande, wie weit und weiter ſich ſeine vernichtenden Flammen auch erſtrecken, wie hoch und höher ſie ſchlagen möchten, doch nun und nimmer erreicht werden würde? Das wäre denn doch wol ganz gewiß die höchſte, älteſte, echteſte Schrift, und das iſt: Die goldene Schrift auf dem blauen Himmelsgrunde, die auch bei dem erſten Brande nichts gelitten hat, und über deren Inhalt ſich das Buch verbreitet, mit welchem ich die Leſer nunmehr bekannt zu machen habe.

Daſſelbe iſt, wie ich zuvörderſt hervorheben muß, dem von mir angedeuteten Zwecke innigerer Verſchmelzung aſtronomiſcher und religiöſer Lehre gemäß, ſo gemeinfaßlich als irgend möglich geſchrieben. Denn wenn die Himmelskunde das große Werk einer Unterſtützung der Religion als des heiligſten Gemeingutes unternehmen ſoll, ſo muß ſie vor allen Dingen durch ihren Vortrag erſt ſelbſt zum Gemeingute gemacht werden. Die Eintheilung hiernächſt anlangend, ſo beſchäftigt ſich der erſte Theil mit der Sonnenweltordnung als unſerm beſtimmten Syſteme, der zweite Theil aber mit der Fixſternweltordnung als der Allheit der Syſteme, in welcher das unſerige jene beſtimmte Stelle einnimmt. Den intereſſanteſten, mit der von mir poſtulirten leitenden Idee des Ganzen in der nächſten Verbindung ſtehenden Abſchnitt bildet die planetariſche Topographie dieſes letztern, nach deſſen Schauplatze wir die Blicke natürlich zuerſt richten, und die Leſer werden den vom Verf. bezeichneten reizenden Weg durch dieſe planetariſchen Gefilde unter meiner Führung gern zurücklegen, um ſich dabei auf Daſjenige aufmerkſam machen zu laſſen, was die aſtronomiſche Forſchung in denſelben Neues und beſonders Bemerkenswerthes entdeckt hat.

Der Verf. beginnt dieſe Wanderung mit der Sonne, dieſem ungeheuern Syſtemscentralkörper, von deren räumlichen Ausdehnung man ſich den deutlichſten Begriff damit das hier gewählte Bild verſchafft, daß man aus ihr gegen anderthalb Millionen an Größe unſerer Erdkugel gleiche Kugeln ſchnitzen, und, um ſie zu bedecken, die Oberfläche letzterer an 12,000 Mal über ſie ausbreiten könnte.

Bei der in angemeſſener Ausführlichkeit gehaltenen nähern Beſchreibung dieſes prachtvollen Geſtirns, ſeiner und der Verf. beſonders diejenigen neueſten Beobachtungen benutzt zu haben, über welche der verdienſtvolle Aſſiſtent Schwade in Schumacher's „Aſtronomiſche Nachrichten“ Bericht erſtattet. Freilich beſitzen wir auch ſchon dieſer ſorgfältige Beobachter beobachtete, wie der hier zu betrachtenden phyſiſchen Beſchaffenheit der Sonnenkörpers, in welchem einfluſtreichen Bezuge derſelbe auch zu uns ſteht, nur eine verhältnismäßig geringe Kenntniß: der ungeheure Lichtglanz der Sonne hält der Beobachtung außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Indeß gewähren die Sonnenflecke doch einen ſichern Anknüpfungspunkt, welchen die Deſcription und Conjectural-aſtronomie mit Glück zur Bildung einer Theorie über die eigentliche Natur der Sonne benutzt hat. Wenn man die Sonne nämlich durch ein ſogen Schutzglas der Loupe mit einem vorgeſchraubten, beſonders blauen Planglas verſehenes Fernrohr betrachtet, ſo nimmt man auf ihrer ſonſt ſo ſtark glänzenden Oberfläche häufig größere oder kleinere, zuweilen regelmäßig aufſtehende, meiſtens aber ſehr unregelmäßig geſtaltete, ſchwärzliche, auch bisweilen ſchwarze Flecke wahr, welche ringsum mit einem ſehr grauen Rande eingefaßt erſcheinen. Dies iſt das Reſultat der Beobachtung; was aber folgert die Conjecturalaſtronomie daraus?

Ich rufe zur Beantwortung dieſer Frage mit dem Verf. die Herſchel'ſche Hypotheſe von der Sonnenatmoſphäre und zwar deswegen um ſo lieber und ernſtlicher in das Gedächtniß der Leſer zurück, weil der Hauptgewinn auf den erwähnten, nun gleich näher anzuführenden Beobachtungen unſers Schwade gerade darin beſteht, nicht etwa ganz Neues und Abweichendes, ſondern eben nur ſolche Data zu geben, die mit jener Herſchel'ſchen Hypotheſe in recht gutem Einklange ſtehen. Denn natürlich — und gerade darauf kommt hier Alles an — wird das Vertrauen zur edelſten Wiſſenſchaft wegroſtern, wenn man ſieht, daß auch die neueſten, ſorgſamſten, aufrichtigſten Beſtrebungen darin das früher Gefundene zwar erweitern, wol auch in Nebenpunkten etwas modificiren, in der Hauptſache aber, weit entfernt es zu erſchüttern, es vielmehr befeſtigen und immer mehr über alle Zweifel erheben: „Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe einer Hofdame in Athen an eine Freundin in Deutschland, 1837—42. Leipzig, Hinrichs. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Briefe einer Hofdame! werden Manche hierbei ausrufen und zweifelnd fragen, ob diese Briefe auch für Andere als für ihre Freundin in Deutschland, an die sie geschrieben worden, und für andere Kreise als die der Hofkuft und des Hoflebens von besonderm Interesse sein könnten. Indeß können wir für alle Diejenigen, die überhaupt an den griechischen Angelegenheiten, namentlich aber an den Verhältnissen des Hofs in Athen, und nun wieder vorzugsweise den des Königs und der Königin einigen Antheil nehmen, die Versicherung aussprechen, daß sie, auch wenn der Inhalt dieser Briefe durchaus nicht gleich ist, doch in denselben manches Licht und manchen Aufschluß über jene Verhältnisse finden werden. Dabei ist es in gewisser hinsicht ein übrigens ganz erklärlicher Vorzug dieser „Briefe einer Hofdame", daß in ihnen von Politik nicht viel die Rede ist, von Politik, die gerade hier in Griechenland und in jener Zeit, in welche die Briefe fallen, einen besonders unerfreulichen Charakter, namentlich von gewissen Seiten her, an sich trägt, wenngleich für Denjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, auch hier manche Andeutung über Politik und die politischen Kreise, deren Spiethall Griechenland damals nur gar zu sehr gewesen ist, nicht verloren gehen wird. Die Dame, von der diese Briefe herrühren, war früher Erzieherin der Herzogin Amalie von Oldenburg und begleitete nachher dieselbe als Königin von Griechenland nach Athen, Obgleich sie sich anfänglich nur zu einem dortigen Aufenthalte von zwei Jahren anheischig gemacht hatte, ward sie doch durch die innige Liebe zur Königin und durch den Reiz, welchen deren neue Heimat auch auf sie ausübte, so gefesselt, daß sie von einem Jahre zum andern blieb, bis sie endlich dort im Sommer 1842 vom Tode überrascht wurde. Die Briefe, welche sie in den Jahren 1837—42 aus Griechenland geschrieben, sind hier in ihrer anspruchslosen Einfachheit unverändert wiedergegeben worden. Sie berichten vielfach von den Verhältnissen des griechischen Klimas und Landes, von den Zuständen des Volks sowie des dortigen Lebens überhaupt, wahr und unparteiisch, zum Theil günstiger als die Schreiberin selbst gedacht und als andere öffentliche Nachrichten es dargestellt haben, besonders aber über das gesellige Leben und über das des Hofs. Bei dem großen Interesse, das dasselbe vorzüglich im Anfange darbot, gewährt es doch im Fortgange auch in den Schilderungen dieser Briefe eine gewisse Mannichfaltigkeit und Abwechselung, obgleich diese immer wiederkehrenden Berichte von Gesellschaften, Bällen, Festlichkeiten mancher Art, Diners, fremden Besuchen bei Hofe, Theater u. s. w., von gewissen kleinen Freuden des geselligen Lebens, die dort freilich viel gelten haben und noch gelten mögen, hier eine gewisse Monotonie hervorbringen, die am Ende etwas störend einwirkt.

Auch in Athen hatte sich im Laufe einiger Jahre aus den einheimischen und neu hinzugekommenen Elementen Manches ganz anders, wol auch besser entwickelt und gestaltet als man anfänglich gedacht, wenngleich es auch hier klar wird, daß man die einheimischen Elemente theilweise zu wenig geschont hat, vielmehr auf Kosten derselben die trügerischen Segnungen einer falschen Civilisation und Cultur auch dort in zu reichem Maße und zum Nachtheile des Volks und seiner Zukunft auszustreuen bemüht gewesen ist. Im Allgemeinen erfreut man indeß aus diesen Briefen recht klar, wie sehr der anfangs wol verwirrungsvolle Zustand aller einzelnen Verhältnisse Griechenlands nach und nach aus dem Chaos der Vergangenheit zu besserer Gestaltung sich entwickelte und daß auch gar nicht Alles so schlimm und trostlos war als es aussah. „Man muß nur nicht urtheilen, ehe man Zeit gehabt hat, zu prüfen und das Gute herauszufinden", schreibt die Hofdame einmal mit vollem Rechte aus Athen uns über Griechenland. Und später, im zweiten Jahre, 1838, äußert sie: „Kein Reisender betritt den Boden Griechenlands, der nicht viel mehr findet als er erwartete. Auch ist der Unterschied zwischen dem vorigen Jahre und jetzt schon sehr merklich. Das Land wird fleißig angebaut. Überall entstehen Gärten und Baumpflanzungen; die Häuser wachsen gleichsam aus der Erde. Die Räder stehen sich nicht nur mit Bedürfnissen fürs tägliche Leben, sondern auch der Überfluß kommt schon heran, der Luxus, der insofern erfreulich ist, als er auf steigenden Wohlstand hindeutet." Auf einer Reise im Peloponnes im J. 1840 war die Reisende erfreut über das immer mehr zunehmende Aufblühen und den Wohlstand des Landes; in Tripolitza, wo 1834 nur 10 Häuser standen, waren seit zwei Jahren über 120 Häuser erbaut worden und „es ist jetzt schon ein artiges Städtchen". Ebenso schreibt sie im J. 1839 aus Athen selbst: „Häuser entstehen hier wie im Nu; ich meine oft, sie werden über Nacht von unsichtbaren Händen aufgeführt"; und ein Jahr später, nach der Rückkehr von einer mehrwöchentlichen Reise bemerkt sie: „Während unserer Abwesenheit ist hier wieder mancher Fortschritt zur Verschönerung der Stadt geschehen; ihr Anschen wird mit jedem Tage freundlicher Die Bäume in den neuangelegten Gärten beim königlichen Schlosse kommen herrlich fort; viele standen in upriger Blüte." Als Ende 1840 der Oberbaurath Gärtner nach Athen gekommen war, schreibt sie: „Über den Anblick Athens und dessen Fortschritt ist er erstaunt gewesen; weil man in Deutschland ganz andere Meinung und verkehrte Ansichten vom hiesigen Zustand habe." Und so öfter. Ebenso rühmt sie in ihrem letzten Briefe vom 23. Juni 1842 die große Sicherheit, mit der sich der König und die Königin mehre Stunden von Athen, ohne eine Ahnung von Gefahr, ohne Escorte, ohne weitere Vorsichtsmaßregeln ergehen, und dies Alles „in unserm verschrienen Griechenland!" Dergleichen Aufschlüsse gewinnt man hier gar manche, wenn man sie nur zur Berichtigung irriger Meinungen anerkennen und recht benutzen will. Und dabei kann man nicht etwa hinreden und sagen, daß unsere Briefschreiberin für Griechenland blind eingenommen sei und daß sie parteiisch zu Gunsten desselben schreibe. Allerdings nimmt sie an Griechenland innigen Theil, sie ist stolz auf Alles, „was es Schönes und Nützliches besitzt und liefert", und von den Griechen selbst, nämlich der Gesammtmasse des Volks, sagt auch sie, daß „dessen Kern gut sei", übrigens mit dem Zusatze: „Diese zu heben, sollte das Streben jedes redlichen Dieners des Königs sein, indeß derselbe nicht nach sogenannten europäischen oder vielmehr einseitig bairischen Ansichten." Allein dersetzungeachtet ist ihre Liebe zu Griechenland und zu den Griechen, wo sie sich günstig und vortheilhaft äußert, durchaus keine blinde: ihre Gesinnung ist wahr, treu und redlich, ohne Falschheit, frei von absichtlicher Täuschung. Vornehmlich aber ist ihre Anhänglichkeit, ihre Ergebenheit, ihre Begeisterung für die Königin von Griechenland, ihre Verehrung für den König Otto wahrhaft rührend. Sie ist stolz auf Beide, und in der That, wie sie Beide schildert, verdienen sie dies ohne Widerrede mit dem vollsten Rechte. An der Königin rühmt sie den hohen Muth, den kräftigen Geist, sich in die Verhältnisse zu finden, ihre Ruhe, ihren klaren Verstand, ihre Selbstbeherrschung, ihr sicheres Wandeln auf der Bahn des Rechten und Wahren und eine bewundrungswürdige Willenskraft, und neben diesem Allen ihre persönliche liebenswürdigkeit. Sie sagt von ihr geradezu, daß sie zur Königin von Griechenland geboren sei und daß ihr nichts zu fehlen scheinen werde, „diesen Platz würdig zu behaupten". Un dem Könige rühmt sie dagegen die Ausdauer und das ernste, pflichtgemäße Streben, die Thätigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, das ruhige Selbstgefühl, aber sie bemerkt auch, daß es „keine Sinecure sei, König von Griechenland zu sein", und setzt mit Humor und nicht ohne Ironie hinzu, daß es „in Deutschland die Herren weit bequemer hätten". Bei der großen Verehrung und innigen Ergebenheit, die sie für das Herrscherpaar hegt, weiß sie übrigens um so mehr das Gute, wo sie es findet, anzuerkennen; und es ist dann nur

Digitized by Google

um so erklärlicher, wenn sie einmal in ihrer Treue und Begeisterung äußert: „Alles, was hier gut ist und besser wird, erscheint mir immer wie eine Blume auf dem Wege des edeln Königspaars, wo es wahrlich auch an Dornen nicht fehlt.“

Das griechische Königreich selbst hat sie auf den Reisen, die der König mit der Königin fast alle Jahre bald in diese, bald in jene Provinz zu unternehmen pflegte und wobei sie die Letztere stets begleitete, fast ganz kennen gelernt. Aus Dem, was sie über diese Reisen mittheilt, ergibt sich auch hier, welche großen Vortheile diese Reisen dem Könige für Kenntniß des Landes und Volks und für Würdigung der Zustände beider gewährt haben. Sie knüpft namentlich auch an die Mittheilungen über diese Reisen ernste Betrachtungen über die Gegenwart Griechenlands und ihre Beziehungen zur Vergangenheit; denn „überall in Griechenland, bei jedem Schritt reden die noch vorhandenen Zeugen uralter Zustände lebhaft in den heutigen Tag hinein“. Übrigens bemerkt sie sehr richtig (S. 32): „Griechenland kommt mir vor wie ein verwaistes, an den Folgen einer langen schweren Krankheit leidendes Kind, welches der Sorge treuer Pfleger anvertraut ist, die es ängstlich betrachten und bei jedem kleinsten Ereigniß einen Rückfall fürchten müssen. Deshalb steckt hier manchmal ein Anlaß zur Unruhe in irgend einer unbedeutenden Begebenheit, die man in einem andern consolidirten Staat kaum bemerken würde.“ Später einmal, im J. 1842, da sie der günstigen Aussichten der griechischen Bank und der großen Vortheile gedenkt, die sie für die Anlage der Capitalien auch den Ausländern verspreche, schreibt sie: „Am Besten von Allen gedeihen die griechischen Papiere; ist ja wol jetzt, nachdem es so manche bedenkliche Krisis durchgemacht hat, nicht mehr zu zweifeln, obgleich — setzt sie prophetischen Geistes hinzu — wir uns nicht schmeicheln, daß alle Unruhen und Bewegungen von innen und außen schon überstanden wären. Aber der König und die Königin sind jung, sie lieben das Volk und das Volk erwidert diese Liebe mit Vertrauen, das ist doch die Hauptsache und damit meine ich, soll es wol gut gehen.“ Man sieht wenigstens hieraus, welch hohes Vertrauen die nächsten Umgebungen des Königspaars selbst sortwährend beseelte und wie dieses namentlich auch den König nie verließ, vielmehr allein aufrecht erhielt, wenn die andern Alle Alles verloren gaben. Zum Schlusse sei hier noch die Bemerkung gemacht, daß namentlich die Verhältnisse des Theaters in Athen, das seit Anfang 1840 dort errichtet worden war, den Beweis liefern, wie sehr Griechenland bereits in die zum Theil leeren und bedeutungslosen Formen und Kreise der europäischen sogenannten Civilisation hervorgezogen werden ist. Natürlich meinten wir Das nur in Bezug auf die italienische Oper, wie das Theater in Athen vorzugsweise einnahm, nicht aber etwa insofern, als dort auch einmal im December 1841 ein griechisches Trauerspiel aufgeführt wurde, dessen Darstellung die Briefschreiberin namentlich in Betreff der Hauptrolle rühmt. Der Schauspieler, welcher diese darstellte, hatte die dramatische Kunst lange studirt und wünschte eine griechische Bühne zu bilden, und Die zu unterrichten, welche sich der Sache widmen wollten. Es ist dies jedoch wol nur Wunsch und Vorsatz geblieben. Indeß mag man auch hier ahnehmen, daß zu Manchem in Griechenland und in dem griechischen Volke die Elemente rein und ursprünglich vorhanden sind und daß es nur darauf ankommt, sie von innen heraus zu entwickeln und sie an griechischer Luft und an griechischer Sonne zu zeitigen. Die künstliche Hitze der Treibhäuser bringt nur Krüppel und Zwerge und nicht lebenstähige Keime ans Tageslicht. Die Politik hat es zu verantworten, daß man diese Wahrheit leider auch auf das Königreich Griechenland selbst anwenden kann.

L.

Literarische Notizen.

Gedicht zu Gunsten der Armen.

Lobende Erwähnung verdient ein Gedicht von Mrs. Norton, „The child of the islands“ (London 1845). Dies ist Poesie, wahre Poesie, das echte Product eines gebildeten Geistes, einer reichen Phantasie und eines tief und zart fühlenden Herzens. Der Zweck ist edel, der Ton erhaben, die Gedanken, obgleich kühn, rein und wahre, die Wahl der Bilder und Erläuterungen verständig und die Sprache oft schön, immer klar. Fast auf jeder Seite des eleganten Buchs findet man irgend einen lebendigen Ausdruck des Gefühls, eine anmuthige Ansicht oder einen feinen Zug — einen Zug der äußern Natur oder einen Blick in die Tiefen des menschlichen Herzens —, welcher die schaffende oder verklärende Kraft des Genies unzweifelhaft anzeigt. Die vorherrschenden Gefühle der Verfasserin sind Unwille gegen die kleinlichen conventionellen Gewohnheiten und unnatürlichen Vorstellungen, welche die Antheile der höhern Classen im Wohlthun hemmen oder davon ablenken und deren Kraftäußerungen dafür paralysiren; und ein glühendes, thätiges Mitleiden mit den Armen und Unterdrückten. Ihr Unwille grenzt oft an Bitterkeit; ihr Mitgefühl reißt sie nicht selten hin zum Vergessen des vergötterten Gesetzes der Vorsehung, welche unser Glück mit geringem Bezug auf Reichthum vertheilt; allein wir übersehen leicht den zufälligen Irrthum, oder selbst die Ungerechtigkeit, indem wir ihren Geist, ihren Edelmuth und ihre Aufopferung bewundern; und wir sind um so mehr bereit, ihren gerechten Forderungen und ihren Verdiensten als Anklägerin der Selbstsucht und Kämpferin für die Armen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil uns die Gewißheit bleibt, welche sie zeigt mit solchem Ernst vertheidigt, die übrigen waren zu einer Zeit, da die Vertheidigung einiger derselben in England ein Dienst voll Gefahr und Selbstaufopferung war für eine Frau der vornehmen Gesellschaft, und da es kein Stimme gab, welche ihren Ruf: Zur Hülfe! auffing und wiederhallte. In ihren sehr Jahre früher gedruckten „Various customs of Middlesex“ finden wir dieselben Klagen über die verderblichen Wirkungen der Mode und des Leichtsinns, welche feste Gewohnheiten des Egoismus einführen, und in ihrem ersten Gedicht „Rosalie“ ist sie überfließend von einem sanft und leiden schaftlich ausgedrückten Mitleiden für die nothleidenden Classen, während „A voice from the factories“ (1836), und einige neuerdings bekannte Briefe an „The times“, wiedergedruckt in den Noten zu „The child of the islands“, allein hinreichten, um die Aufmerksamkeit auf die zeit allgemein discutirten Tagesfragen zu lenken. Das hier angezeigte Gedicht ist dem Herrn R. B. Sheridan, Parlamentsmitglied für Shaftesbury, gewidmet, der sich durch seine ernstlichen Bestrebungen, das Loos der Armen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu verbessern, ehrenvoll ausgezeichnet hat.

31.

Depping.

Der wackere Depping ist der würdigste Vertreter deutscher Wissenschaft in Frankreich. Seit einem langen Zeitraume bereits verfolgt er das geistige Vermittleramt zwischen deutscher und französischer Gelehrsamkeit auf eine Weise, welche ihm sowol von Seiten seiner Landsleute als bei den Fremden die unbeschränkteste Achtung gesichert hat. Einige seiner französisch geschriebenen Werke haben sich der allgemeinsten Verbreitung zu erfreuen. So sind z. B. seine „Merveilles et beautés de la nature en France“ zu einem wahren Volksbuche geworden. Es ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß es ihm gelungen ist, den echt nationalen Ton zu treffen. Vor kurzem auch ist von diesem ansprechenden Werke, in dem in anmuthiger Darstellung die Reize der Natur in Frankreich geschildert werden, eine neue Auflage, die neunte, erschienen. Es ist dies ein Triumph für den Verf., der um so bedeutender scheint, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten ein deutscher Schriftsteller zu kämpfen hat, um allen Anforderungen zu genügen, welche der französische Geschmack bei Werken dieser Art zu erheben pflegt.

M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 325. —— 21. November 1845.

Versuch einer gemeinfaßlichen, nur auf Elementarschulkenntnisse gegründeten Volkssternkunde ꝛc. bearbeitet von Fleischhauer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Schwabe's Beobachtungen bestätigen aber in dieser Hauptsache Herschel's Ansicht vollkommen, daß der eigentliche Körper der Sonne, ihr Kern nämlich, an und für sich dunkel und von einer solchen Beschaffenheit ist, welcher zu Folge ihm selbst wol eine Ähnlichkeit mit den Körpern der Planeten beigemessen werden kann, und daß der Glanz der Sonne nur von einer jenen Körper umhüllenden Lichtsphäre herrührt, in welcher häufig, wenn ich so sagen darf, Risse entstehen, durch welche das Dunkle sichtbar wird und dann die Erscheinung der Flecken veranlaßt. Es ist bekannt, daß man aus der Bewegung der auf diese Weise entstehenden Sonnenflecke auf die Umwälzung der Sonne um eine Achse geschlossen, und die Dauer dieser Umwälzung zu etwa 25 Tagen bestimmt hat. Dieser Schluß kann aber natürlich nur für zulässig erachtet werden, wenn nachzuweisen steht, daß den Flecken durchaus keine eigene Ortsveränderung, sondern nur die gemeinsame Rotationsbewegung mit der Sonne beiwohnt. Eben aber Schwabe weist aus seinen Beobachtungen nach, daß dergleichen eigene Ortsveränderungen gar nicht vorkommen: die Flecke (die ihre Erscheinung bedingenden Risse in der Photosphäre der Sonne) vergrößern oder verkleinern sich zwar allerdings oft; allein dergleichen Formveränderungen bringen nur scheinbare Verrückungen ihres Mittelpunktes hervor, ohne daß wirkliche Ortsveränderungen damit verbunden wären. (Diesen Umstand habe ich immer als entscheidend für Herschel's Hypothese betrachtet.)

Der Verf. macht die erhabenste Anwendung von diesen Analogien: des festen Kerns, der Rotation u. s. w. zwischen der Sonne und dem von uns bewohnten Weltkörper, der allgemeinen Tendenz seines Werks, wie ich sie ihm unterlege, gemäß, auf die Bewohntheit der Sonne durch menschenähnliche, denkende und genießende Wesen — eine Annahme, welche schon aus teleologischen Gründen als ganz unabweisbar erscheint. Allerdings werden die Bedingungen des Lebens auf einem, neben jenen Analogien, andererseits von der Erde so höchst verschiedenen Gestirn ebenfalls höchst verschieden sein; aber der eigentliche Reiz der Aussicht liegt auch eben in dieser Verschiedenheit; und wenn die Astronomie, wie ich Eingangs dieses Aufsatzes andeutete, zur Religion werden soll, so muß sie unsern Unsterblichkeitshoffnungen in einer solchen Verschiedenheit eine weite, farbenreiche Perspective *) eröffnen.

In Betreff des Mercur, auf den unser planetarischer Topograph von der Sonne übertritt, finde ich die Beobachtungen nicht erwähnt, welche Mädler in seinen „Beiträgen zur physischen Kenntniß der himmlischen Körper im Sonnensysteme" (Weimar 1841) über diesen Planeten beibringt. Bei einer solchen Beobachtung vom 29. Sept. 1832 fand eine nahe Conjunction desselben und des Saturn statt, sodaß beide im Felde einer 150maligen Vergrößerung bequem nebeneinander gesehen werden konnten. Saturn war, mit Mercur verglichen, eine matte glanzlose Kugel (welches, wegen der daraus zu folgernden sehr verschiedenen Wirkung des Sonnenlichtes auf beide Weltkörper, eine interessante Bemerkung ist): Mercur glänzte ungleich heller und blieb lange nach Aufgang der Sonne sichtbar, wogegen Saturn dem Auge entschwand. Mercur hat, fügt Mädler auf Grund des Details dieser Beobachtung hinzu, wahrscheinlich eine merkliche Atmosphäre und Gebirge (unser Verf. nimmt das Vorhandensein beider, nach dem Zeugnisse des lilienthaler Astronomen Schröter, schon als ausgemacht an, und wird sich auch wol nicht irren). Der Durchgang des Mercur durch die (Vorübergang vor der) Sonnenscheibe am 4. Mai des nämlichen Jahres bot Gelegenheit zu einer andern interessanten Wahrnehmung. Der Planet, welcher in einem solchen Falle seine erleuchtete Hälfte der Sonne, die dunkle dem irdischen Beobachter

*) Wie sehr diese Ansicht von der Astronomie schon im vorigen Jahrhunderte vorgewaltet habe, davon finde ich einen Beweis in des würdigen Moser's „Patriotische Gedanken" (1755). „Ja", sagt dieser Ehrenmann daselbst, „die Behauptung ist gar nicht zu kühn, daß ohne Geschichte und Astronomie (letztere als Andeuterei kosmischer Zwecke im Universum) gar keine reine und wahrhaft standhafte Religiosität möglich ist. Die Geschichte lehrt das Erdenleben richtig in das Auge fassen, es nicht zu hoch und nicht zu niedrig anschlagen; lehrt es anwenden und mit dem Tode combiniren. Die Astronomie erweckt, wenn Sattheit des bestimmten Lebens einzutreten anfängt, Lust zum Sterben" (zum Übertreten in ein planetarisches Folgeleben). Also: „Democritus dixit, non ego!"

Digitized by Google

zukehrt, zeigte sich demgemäß im tiefsten Schwarz und vollkommen scharf begrenzt: kam er einem Sonnenfleck nahe, so schien letzterer, wiewol bis dahin an und für sich auch sehr schwarz aussehend, im Vergleiche nur lichtbraun.

Zu Demjenigen, was der Verf. aus den obigen Anführungen von einer Atmosphäre, von Bergen u. s. w. des Mercur, für die Bewohntheit dieses Planeten folgert, will ich noch eine allgemeine Bemerkung hinzufügen. Selbst die bescheidenste Naturphilosophie sieht sich gezwungen, die Existenz von Bewohnern auf allen Weltkörpern zuzugeben, denn die bloße Überzeugung von der höchsten Zweckmäßigkeit des Erschaffenen schließt diese Annahme ein, indem das Lebendige höhere und edlere Zwecke als das Leblose erfüllt, woraus folgt, daß da, wo lebende Geschöpfe nur möglich sind, auch ihr wirkliches Vorhandensein a priori zugegeben werden muß. Die planetarischen Analogien dürfen also nur als ein Grund mehr für eine Überzeugung betrachtet werden, welche sich auch ohne dieselben, schon unter dem bloßen teleologischen Gesichtspunkte, vollkommen unerschütterlich zeigt. *)

Hinsichtlich der Venus, dieser schönsten Zier unsers Himmels, und wohin mir die Leser, nach dieser Bevorwortung, gewiß um so lieber folgen, darf ich dem angenehmen Vortrage des Verf. zunächst hinzufügen, daß dem langen Streite über die eigentliche Rotationsperiode dieses Planeten durch die neuesten Beobachtungen des Directors der Sternwarte am Collegio romano, P. de Vico, glücklich ein Ende gemacht ist; es steht jetzt fest, daß die vier kleinern Planeten: Mercur, Venus, Erde, Mars, bis auf sehr geringe Unterschiede, die gleiche Rotationsdauer von 24 Stunden haben (wogegen die Umwälzung der drei großen Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus, um ihre Achse, ebenso übereinstimmend, schon in 10 Stunden erfolgt). **) Dagegen hat Mädler, aus dessen angeführtem Werke der Verf. diesen Abschnitt seiner Arbeit bei einer zweiten Auflage überhaupt bereichern kann, ferner von dem „aschfarbigen Lichte", welches andere Beobachter in der Nachtseite der Venussichel wahrgenommen haben, nichts gesehen, und hält dasselbe für eine optische Täuschung. Die erwähnten sorgfältigen römischen Beobachtungen dieses schönen Planeten werden auch hierüber Entscheidung bringen; mir scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die von der gewaltigsten Sonne bestrahlte Venuskugel während der Nacht (d. h. aus der sich abwendenden Hälfte) einen Theil des eingesogenen Lichtes wieder ausstrahle.

Die Schiefe der Venusekliptik (der Abstand der Venusumwendekreise vom dortigen Äquator) endlich ist bekanntlich auch noch ein Gegenstand von Contestationen; Gruithuisen im „Astronomischen Jahrbuche" (siebentes Jahr, S. 133) setzt dieselbe indeß, aus Beobachtungen der Polarflecken, auf 15 Grad, und unser Verf. schenkt dieser Bestimmung von der sehr abweichenden Schröter'schen den Vorzug, worin wir ihm beipflichten. Das Resultat der Untersuchungen ist eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der physischen Beschaffenheit dieses und des von uns bewohnten Weltkörpers. Über letztern gehe ich aber bei der gegenwärtigen planetarischen Wanderung, als bekannter (nicht „bekannt"; denn wie viel gebricht uns noch zur vollen Kenntniß selbst des doch so unmittelbar unter unsern Füßen Befindlichen!) hinweg; nur die merkwürdige Frage, mit welcher der Verf. seine Untersuchung über das Alter der Erde beschließt, darf ich nicht unerwähnt lassen; sie lautet:

Die Astronomie zeigt unwiderleglich, daß der Erdball nur ein Punkt ist in der Unendlichkeit des Raums; dürfen die Jahrtausende der Existenz dieses Planeten, wie groß man ihre Zahl anschlage, für etwas Anderes als einen Punkt in der Unendlichkeit der Zeit angesehen werden?

Das heißt, darf man auf die Frage: Seit wann besteht die Welt? mit menschlicher Zunge anders als: Von Ewigkeit her! antworten. Dies ist die geschickte Antwort, welche auf diese ganz müßige Frage je ertheilt worden ist.

Bei der Topographie des Erdmondes hiernächst folgt der Verf. mit Recht den vortrefflichen und erschöpfenden Arbeiten unsers Mädler, von denen namentlich das kleinere Werk: „Kurzgefaßte Beschreibung des Mondes" (Berlin 1839), sehr verbreitet ist, sodaß ich Neues darüber nicht beizubringen habe. Ich bemerke nur, daß es mir scheint, als irre der Verf. in Bestimmung des Volumens des Mondes, welches er $2^1/_2$ Millionen Mal kleiner als das der Sonne findet: denn die Erde übertrifft den Mond an Volumen 50 Mal; und da man aus der Sonnenkugel $1^1/_2$ Millionen Erdkugeln schnitzen könnte, so enthält sie also vielmehr Volumen zu 50 Mal $1^1/_2$ Millionen Mondkugeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Kant, dem man wenigstens nicht wie mir astronomische Phantasien zum Vorwurfe machen wird, in seiner frühen „Naturgeschichte des Himmels", bezeichnet das Bewohntheit der übrigen Weltkörper sogar als eine Ungereimtheit.

**) Als ein anderes Kriterium dieses Gegensatzes zwischen beiden Planetengruppen dient Encke's neueste Bestimmung der Dichtigkeiten: die genannten vier kleinen Planeten haben nicht weniger gleiche (mittlere) Dichtigkeit, die drei großen Planeten zwar ebenfalls, aber die ihnen gemeinsame Dichtigkeit beträgt nur ein Viertel jener ersteren. Ich komme später hierauf zurück. Mehre solche generische Unterschiede weiß Rümker in seiner Schrift „Über das Zerfallen unsers Planetensystems in zwei große Gruppen" (zweite Auflage, Kempten 1839) nach-

Alfred Tennyson und seine Gedichte.

Im Jahre 1830 ließ ein junger Engländer, Alfred Tennyson, ein Bändchen Gedichte erscheinen, die von den einsichtsreichsten unter den kritischen Journalen Englands mehr oder weniger, doch ohne Ausnahme hart mitgenommen wurden. Vier Jahre später erschien ein zweites Bändchen, das ziemlich dasselbe Schicksal erfuhr. Zehn Jahre lang verschwand nun der Dichter aus den Buchhändleranzeigen, aus den Journalen, selbst aus den Taschenbüchern. Er war jedoch weder gestorben noch vergessen. Man erinnerte sich seiner, als vor drei Jahren zwei Bändchen Gedichte von ihm angekündigt wurden („Poems", London 1842), die theils ein unmerklich veränderter Abdruck der frühern, theils ein Zusatz von neuen waren und so schnellen Beifall fanden, daß nun kürzem eine dritte Auflage (London 1845) die Presse verlassen hat und Alfred Tennyson jetzt

Digitized by Google

in England für einen großen Dichter gilt, sogar der Dichter unserer Zeit heißt. Er verdient also eine Erwähnung in diesen Blättern und daß Deutschland ihn kennen lerne.

Daß Tennyson, im vollen Sinne des Worts Dichter ist, steht nicht zu leugnen. Ebenso wenig, daß er hinter keinem der lebenden Dichter (ich muß nicht hinzusetzen: Englands) zurücktreten braucht. Möglich, daß er unter allen lebenden Dichtern das Beste geschrieben, schon aber, weil in seinen Dichtern unsere Zeit sich wieder spiegelt, kann und darf er nicht ihr Dichter heißen. Der Geist unserer Zeit ist ein Geist des Hoffens, ein Geist des Forschens, der Energie, des materiellen Fortschritts, der freien Prüfung, ein Geist der Bewegung unter den Massen, ein Geist, dessen Wirken uns zu dem Glauben berechtigt, daß jedes kommende Geschlecht weiser und glücklicher sein werde als das ihm vorangegangene. Nichts von dem Allen charakterisirt Tennyson's Gedichte. Er schmiegt sich an Erinnerungen aus der Vergangenheit, beschaut, betrachtet, singt süß und klagend, rein und lieblich die Harmonien der Natur; aber er handelt nicht. In einer Zeit, die Alles prüft, Alles bezweifelt, sich an Allem versucht, als Systeme niederreißt und keine neuen haltbar aufbaut, beten Wahrspruch nur ist: vorwärts, immer vorwärts! ankert er sein poetisches Schiffchen auf den Sagen verwichener Zeiten, läßt die Stürme der Gegenwart und der Zukunft an sich vorüber brausen, steht selbst unberührt, thut keinen Schritt vorwärts. Er kennt die Tiefen des menschlichen Herzens, hat einen ernsten Sinn, einen klugen Verstand, ist Meister im Vers-Bau und fühlt mit dem Volke. Aber statt des Volkes Dichter zu sein, hat seine Vorliebe für die Schönheiten der Classiker und die innig poetische Götterlehre der Griechen ihn zum Dichter der Gelehrten gemacht.

Die vorherrschende Eigenthümlichkeit von Tennyson's Stil ist schmucke ruhige Eleganz, die seines Gemüths sanfte Schwermuth mit einem Anhauch starker dramatischer Kraft. Beides in den Farben des Theils von England, wo er lebt und seit lange gelebt hat, der Moorgründe von Lincolnshire. Daher die Mehrzahl seiner Bilder. Ich möchte dafür einen Beleg geben in dem schönen Gedichte „Marjana in the moated grange"; es ist aber für den Raum hier zu lang und ich wähle von vielen deshalb angezeigneten Stellen die kürzeste aus dem tief empfundenen Liede: „The dying swan":

Some blue peaks in the distance rose,
And white against the cold white sky
Shone out their crowning snows.

One willow over the river wept,
And shook the wave as the wind did sigh;

Above in the wind was the swallow,
Chasing itself at its own wild will,
And far through the marish green and still,
The tangled water-courses slept,
Shot over with purple, and green, and yellow.

Wie oft Bilder und Ausdrücke der Art vorkommen, ermüden sie doch nie, kommen immer unerwartet und bringen einen frischen, wohlthuenden Wechsel in den Einerlei der von andern Dichtern gemalten englischen Landschaften.

Eine weitere Eigenthümlichkeit von Tennyson's Stil ist seine Einfachheit, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, da die erste Dichtung einer rohen Zeit und die geseiltere fortschreitender Civilisation sich in ihr begegnen. Ich verweise dafür auf die neu gedichtete, alte bekannte Legende von Lady Godiva und „peeping Tom", auf die Ballade „Lady Clara Vere de Vere" und auf das Gedicht „The talking oak", eine phantasiereiche Ballade von 75 vierzeiligen Stanzen, worin ein Liebender und ein Eichenbaum die Reize der schönen Dilwia besprechen und das auf Seiten des Ersteren mit den Worten schließt:

Oh flourish, hidden deep in fern:
Old oak, I love thee well;
A thousand thanks for what I learn,
And what remains to tell.

Wesentlich von diesen Gedichten unterscheidet sich „Saint Simeon Stylites", ein Gemälde des geistigen Stolzes eines fanatischen Schwärmers, bei aller Einfachheit so wild und großartig in Ausdruck und Bildern, daß Aehnliches mit wenigstens nicht bekannt ist. Wer aber ein gediegenes Beispiel von der zartesten Modulation des Rhythmus zu lesen wünscht, dem sei das Gedicht „Lotos eaters" empfohlen. Außerdem nenne ich als meine Lieblinge „The two voices", „Locksley hall", „The vision of sin" und „Oenone".

„The two voices" sind der Conflict in der Brust eines Mannes, der zwischen der Ermüdung unter der Last seines Daseins und dem Entschlusse schwankt, die Last abzuwerfen. Hoffnung und Hoffnungslosigkeit, Gewißheit und Zweifel treten gegeneinander auf, die große Frage des Werths des Daseins zu entscheiden. Die Entscheidung fällt, wofür sie fallen muß, und eines Sonntagsmorgen geht der Mann hinaus in die freie Natur, versöhnt mit sich und der Welt und hoch verwundert, wie er inmitten einer reizenden Schöpfung sich der düstern Stimme der Verzweiflung hat hingeben können. „Locksley hall" ist eine kühne, originelle Ballade, in welcher ein Jüngling, den die Geliebte betrogen, die Geschichte aus seinem Herzen zu reißen sucht und die Möglichkeiten aufzählt, was er beginnen und vollführen könne, um sie zu vergessen und gleichsteitig der Welt zu nützen. „The vision of sin" und „Oenone" zeichnen sich namentlich durch Versbau und Gedankenreichthum aus.

Genügen diese Andeutungen zum Beweise, daß Alfred Tennyson seinen Ruhm nicht unverdient erworben und werth ist, in Deutschland gekannt zu werden, so erfreue ich vielleicht durch die Nachricht, daß er ein drittes Bändchen für den Druck vorbereitet.

23.

Bibliographie.

Dramatisches Allerlei. Bühnenspiele in Übersetzung und Bearbeitung von W. Friedrich. 1ster Jahrgang. 1846. Mit einer Federzeichnung von Th. Hosemann. Berlin, Springer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anschuten aus der Wesergegend von Minden bis Bremerhaven. Dazu Gedichte von A. Engel. Hameln. 8. 15 Ngr.

Bendella, T., Die Buckowina im Königreich Galizien. Wien, Müller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bulling, C., Das Precarium. Eine römisch-rechtliche Abhandlung. Leipzig, F. Fleischer. 1846. 8. 9 Ngr.

Champagny, Graf F. v., Die Cäsaren. Geschichte der Cäsaren bis auf Nero. Aus dem Französischen von A. Bischoff. 1ster Band. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Elvers, C. F., Der nationale Standpunkt in Beziehung auf Recht, Staat und Kirche. Dargelegt in einer Reihe von Aufsätzen aus früherer und späterer Zeit. Kassel, Krieger. Gr. 8. 3 Thlr.

Fallmerayer, J. P., Fragmente aus dem Orient. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 4 Thlr.

Haupt, A., Daguerrotypen der Zeit. Dichtungen. Bamberg, Züberlein. 8. 1 Thlr.

Hene, Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. 15ten Bandes 1ste Buch. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Henfold, H. C., Beschreibung der durch ihren Welthandel berühmten Stadt Sonneberg im Herzogthum Sachsen-Meiningen; ingleichen der darin im altdeutschen Styl vom Architekten K. Heideloff zu Nürnberg erbauten Stadtpfarrkirche. Mit sechs Stahlstichen. Nürnberg, Stein. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 25ter Jahrgang, für 1846. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Jean Paul's letztes Werk: Der Papierdrache. Aus des Dichters Nachlaß herausgegeben von E. Förster. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Kl. 8. 2 Thlr.

Kahlbau, C. G., Erzählungen und Sagen aus der Altmark. — A. u. d. T.: Die Volkssagen der Altmark. 2ter Theil. Tangermünde, Doeger. 8. 22½ Ngr.

— — Das Gespenst zu Schorstedt und Jungfer Lorenz. Zwei Altmärkische Volkssagen. Tangermünde, Doeger. 8. 11½ Ngr.

— — Rothmännchen, oder: Das Grab der Saresa. Tangermünde, Doeger. 8. 11½ Ngr.

Kamptz, C. H. v., Die Handels- und Schiffahrtsverträge des Zollvereins. Mit Rücksicht auf der Fremdländer Gesetzgebung und gewerbliche Verhältnisse beleuchtet. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Katterfeldt, J., Die Musik als Förderungsmittel der religiösen Erbauung. Eine Würdigung des Standpunkts der kirchlichen Musik und einiger damit verwandten Fächer in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Schleswig. Gr. 8. 5 Ngr.

Lewald, A., Angebinde für alle Tage des Jahres. Ein Kalender für die Jugend, zur Belehrung und Erweckung eigenen Nachdenkens. Mit vier Stahlstichen. Stuttgart, Schmidt und Spring. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Macrizi's Geschichte der Copten. Aus den Handschriften zu Gotha und Wien mit Übersetzungen von *F. Wüstenfeld*. Göttingen, Dieterich. 4. 2 Thlr.

Walachische Märchen. Herausgegeben von *Arthur* und *Alb. Schott*. Mit einer einleitung über das volk der Walachen und einem anhang zur erklärung der märchen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Mickiewicz, A., Vorlesungen über slawische literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1843—1844. 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Reander, A., Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens. Erster Band. 3te verbesserte Auflage. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Reander, A., Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung. 4te verbesserte Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Petrida oder dies Buch gehört dem Käufer. Eine Sammlung von Aufsätzen heiteren Inhalts und Apherismen. Prag, Ehrlich. 12. 20 Ngr.

Ploennies, Maria v., Die Sagen Belgiens. Köln, Eisen. 1846. Gr. 16. 1 Thlr.

Preuß, E., Palmzweige aus dem deutschen Dichterhaine der Gegenwart. Zur Tröstung und Erbauung. Zwei Bände. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 20 Ngr.

Rank, J., Waldmeister. Roman. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1846. 8. 4 Thlr.

Rauchenegger, B., Das Theater in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung und Behandlung. Ein Beitrag zur Kunde und Würdigung des Theaters. Leipzig, Zerig. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reichensperger, A., Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Nebst einem Berichte Schinkel's aus dem Jahre 1816, den Cölner Dombau betreffend. Trier, Lintz. 8. 15 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 39ste Lieferung: Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Ausenthalt in Südabyssinien 1841—1843. Deutsch von K. v. K. 1ste Abtheilung. Mit einer Karte von Abyssinien und angrenzender Länder. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rode, Das verlorene Kind. Kunstspiel. Hirschberg, Lucas. 8. 15 Ngr.

Rom und Loretto. Von dem Verfasser der Wallfahrten in der Schweiz ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von F. X. Steck. Zwei Theile. Ate unveränderte Auflage. Tübingen, Laupp. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Roth, R., Theologische Ethik. Zwei Bände. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rußlands inneres Leben. Drei und dreißigjährige Erfahrungen eines Deutschen in Rußland. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

St. Evremont. Ein Roman. Herausgegeben von L. Tieck. Drei Theile. Ate verbesserte Auflage. Breslau, Max und Comp. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Saint-Hilaire, M. de, Die Wittwe der großen Armee. Geschichtlicher Roman. Aus dem Französischen von J. Bindemann. Ulm, Ebner. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Saphir, M. G., Fliegendes Album für Ernst, Scherz, Humor und lebensfrohe Laune. Zwei Bände. Leipzig, Jackowitz. 1846. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schäfer, W., Der Waffenstillstand zu Köpschendrode am 27. August 1645. Unter Vergleichung der darüber vorgefundenen Acten im Königlich sächsischen Haupt-Staats-Archive dargestellt. Dresden. 8. 5 Ngr.

Schmidt, R., Der philosophische Absolutismus des Hegel'schen Systems. Berlin, Berlage. 8. 5 Ngr.

Schultz, E. G., Jerusalem. Eine Vorlesung. Mit einem Plane. Berlin, Schropp und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schulz, W., Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin. Zwei Bände. Mannheim, Bassermann. 1846. Kl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schwegler, A., Das nachapostolische Zeitalter in den Hauptmomenten seiner Entwickelung. Ister Band. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Sealsfield, C., Gesammelte Werke. Ifte und 2te Lieferung. Stuttgart, Metzler. Kl. 8. 5 Ngr.

Spindler, C., Bergsteinmeister. Aschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks gewidmet. Für das Jahr 1846. Mit Illustrationen von E. Weißer. Stuttgart, Franckh. 8. 16 Ngr.

Stein, K., Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Ite Abtheilung: Von der Juli- oder neuesten französischen Revolution bis auf unsere Tage. Das Jahr 1844. Berlin, Berendt'sche Buchhandlung. 8. 3¾ Ngr.

Stephan, W., Über das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 17½ Ngr.

Stickel, J. G., Handbuch der morgenländischen Münzkunde. Ates Heft. — A. u. d. T.: Das grossherzogliche orientalische Münzcabinet zu Jena. Ates Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 2 Thlr.

Tams, G., Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika. Eine Reisebericht. Mit einem Vorworte von C. Ritter. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Thomas Thyrnau. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. Drei Theile. Ate verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. Breslau, Max und Comp. 8. 6 Thlr.

Tiedge, C. A., Urania. Miniaturausgabe. Leipzig, Renger. 1846. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842. Ister Band. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jenaischer Universitäts-Almanach. 1845. Herausgegeben von H. Döring. Jena. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weidmann, Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis 1841. Aus den Quellen bearbeitet. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 326. — 22. November 1845.

Versuch einer gemeinfaßlichen, nur auf Elementarschulkenntnisse gegründeten Volkssternkunde ꝛc. bearbeitet von Fleischhauer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Mars, zu welchem uns unser Reisebeschreiber durch das Sonnengebiet gegenwärtig führt, steht in seinen Oppositionen unter allen Planeten zu physischen Beobachtungen am günstigsten für den irdischen Beobachter, und ist besonders vom unermüdlichen Mädler vortrefflich dazu benutzt worden. Unter den von ihm gefundenen Resultaten, welche eine große, auch im vorliegenden Werke hervorgehobene Ähnlichkeit dieses Weltkörpers mit unserer Erde verrathen, haben mich besonders immer zwei Dinge frappirt: die Schneezonen und der Zusammenhang der Marsoceane, bei nicht weniger überwiegender Größe in Vergleichung zum festen Lande. „Ist", sagt Mädler in jenem Bezuge, „das weiße Polarlicht der Marskugel in der That der Reflex eines unserm Eise und Schnee analogen Winterniederschlages, so muß es sich am Südpole im Winter weiter erstrecken als am Nordpole, im Sommer dagegen weiter zurückgehen"; und genau dies zeigen die Beobachtungen. „Die Grenzen des ewigen Schnees", fügt er hinzu, „werden sich demgemäß auf dem Nachbarplaneten mit einer Genauigkeit angeben lassen, wie wir dieselbe für unsern eigenen Planeten kaum je hoffen dürfen." Dem Zusammenhange der Marsoceane (wobei ich eine absolute Gleichheit der Gewässer natürlich nicht postulire) zweifelt, entspricht, wie meine Leser wissen, ganz dieselbe Bedingung auf der Erde; es ist aber gewiß ein zu den wichtigsten Schlüssen Veranlassung gebender Umstand, daß die Nachbarplaneten Venus und Mars neben manchen Verschiedenheiten unserer Erde in der Beschaffenheit doch auch wieder so nahe verwandt sind, wogegen sich die entfernten drei großen Weltkörper, Jupiter, Saturn und Uranus, zu denen uns der Verf. (ich übergehe die noch so wenig bekannten Planetoiden) alsbald führt, und welche ich, unter dem hehren Gesichtspunkte dieser Anzeige, zunächst in ihrer Gesammtheit betrachte, so sehr davor auszeichnen. Ihr wichtigster generischer Unterschied ist ihre schon oben hervorgehobene geringere Dichtigkeit; und Kant (nicht ich, der „Conjecturalastronom*") in seiner „Naturgeschichte des Himmels" (vierte Auflage, Zeitz 1808, S. 132) macht dazu folgende Bemerkung (ich citire die eigenen Worte des Weltweisen, wie auch er sie mit Cursivschrift hat drucken lassen):

Der Stoff, woraus die Bewohner der verschiedenen Planeten (mit Einschluß der Thier- und Pflanzenwelt) gebildet sind, muß desto leichterer und feinerer Art, und die Elasticität der Faser sammt der vortheilhaften Anlage ihres Baues um desto vollkommener sein, nach dem Maße, als diese Planeten weiter von der Sonne abstehen.

Ich habe oben bemerkt, daß später Encke diese hier von Kant nur erst präsumirte größere Stoffeinheit der genannten drei Planeten beweisen hat; Kant's weitere Schlüsse erhalten aber dadurch natürlich ein immer steigendes Interesse. „Denn", fährt er fort", „ich schließe daraus, daß die Vollkommenheit der materiellen wie der Geisterwelt mit der Entfernung von der Sonne wachse."*) Ich greife den Lesern in den Folgerungen, die sie sich aus dieser Kant'schen Ansicht selbst ableiten wollen, nicht vor, sondern gehe von der allgemeinen Betrachtung der drei großen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus, unsers Systems, welche mir zur Anführung dieser Gedanken des königsberger Philosophen die Veranlassung gegeben hat, mit unserm Verf. jetzt zur Einzelschilderung über, wobei ich wiederum nur das Neueste ausbehe.

Mädler's Beobachtungen sprechen sehr bestimmt für eine dichte Atmosphäre des Jupiter. Er sagt in den schon citirten „Beiträgen" (S. 96) in Übereinstimmung mit unserm Verf.:

Was ich an diesem Planeten gesehen habe, sind atmosphärische Producte, Analoga unserer Wolke. Ihre verhältnißmäßige Größe, Intensität und Constanz unterscheiden sie allerdings wesentlich von den Erdwolkens, allein das längere Jahr Jupiters, der geringe Wechsel der dortigen Jahreszeiten und die dichte Atmosphäre dieses Weltkörpers harmoniren mit jenen auszeichnenden Eigenschaften der Jupiterswolken ganz gut, wozu noch die fast dreimal größere Schwere auf der Jupiteroberfläche tritt, welche die Constanz (das längere Verharren der Wolke an der nämlichen Stelle) natürlich sehr begünstigt.

*) Dieselben Gedanken äußert Jean Paul irgendwo; und ich habe sie, ohne auch nur eine Ahnung von dieser Übereinstimmung zu besitzen, in meinen „Skizzen der Topographie des Himmels" wiederholentlich ausgesprochen. Wenn aber mehre voneinander ganz unabhängige Denker auf eine solche gleiche Gedankenfolge gerathen, so ist für die Richtigkeit der Ansicht Alles zu verwetten. Ich nenne letztern Schluß „das Gesetz der logischen Harmonie".

Digitized by Google

Die Rotation des Jupiter, welche unser Verf. nach Cassini nahe 10 St. (9 St. 56′) setzt, findet Mädler aus ungemein sorgfältigen Beobachtungen = 9 St. 55′ 30″. Nun dauert der siderische Umlauf dieses Planeten um die Sonne 4332,58 unserer Tage; das Jupitersjahr enthält daher 10477,99 Jupitersfixsternstage, oder (1 weniger) also 10476,99 Jupiterssonnentage; und der Exceß des Sonnentages über den Sternstag (welcher für den Planeten Erde bekanntlich fast auf vier Minuten steigt) beträgt daher dort noch nicht volle $3\frac{1}{2}$ Secunden. Bekanntlich wendet der Erdmond seinem Hauptplaneten, abgesehen von dem geringen Einflusse der Libration, stets dieselbe Halbkugel zu, woraus folgt, daß er sich, während eines ganzen Umlaufes, auch einmal ganz um seine Achse dreht (daß seine Revolution seiner Rotation an Dauer gleich ist). Es kam darauf an, zu untersuchen, ob dies nämliche Gesetz auch für die vier Jupitermonde gelte; schon Herschel (der Vater, oder der Große, wie ich ihn, im Gegensatze seines Sohnes, des wackern Astronomen John Herschel, immer nenne), hatte dies aus seinen Beobachtungen gefolgert, und Mädler bestätigt es jetzt. Man darf diesen Bewegungsmodus der Monde daher als ein allgemeines Himmelsgesetz betrachten; und die Conjecturalastronomie hat daraus den Schluß gezogen, daß die dem Hauptplaneten solchergestalt stets zugekehrte Mondhalbkugel eine Einrichtung habe, wodurch die Lichtreflexion mehr begünstigt werde, wogegen die andere (die stets abgekehrte) Hälfte besser für die Bewohnbarkeit organisirt sei. Der Verf. übergeht diese Bemerkung, wogegen er eine merkwürdige Anwendung von der Wurm'schen Reihe auf die Entfernungsverhältnisse der Monde macht, welche mir neu gewesen ist.

Saturn (denn unser schneller Führer läßt uns die Achterkluft der 100 Millionen Meilen, welche diesen Planeten vom Jupiter trennt, im Nu überspringen) ist der Centralkörper des reichsten*) aller uns bis jetzt bekannten Partialsysteme. Nach Demjenigen, was die neuern Astronomen, und unter ihnen besonders Bessel, in der Theorie dieses durch seine bekannte Ringumgebung vor allen übrigen ausgezeichneten Planeten und seiner sieben Monde geleistet haben, dürfen wir uns bald mit der genauern Kenntniß aller Bewegungen in diesem Systeme schmeicheln. Bessel hat die Entfernung und Umlaufszeit des sechsten dieser Monde (vom Planeten ab rechnend), des sogenannten Huygheus'schen, indem ihn dieser Astronom entdeckte, so scharf bestimmt, daß davon die sichere Anwendung der Kepler'schen Regel auf die übrigen hat gemacht werden können, deren Elemente der Verf. auch hiernach angibt.

Ausführlicher ist er aber mit Recht über die erwähnten Ringe des Saturn als diejenige Ausstattung, wodurch sich dieser Planet wie gefagt von allen übrigen unterscheidet. Diese merkwürdige Eigenheit ist seit der Entdeckung der Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtungen und theoretischen Untersuchungen einerseits und der mannichfaltigsten Vermuthungen über den Zweck, sodaß man die Sache als erschöpft hätte betrachten können; gleichwol hat unsere Kenntniß von diesen Ringen des Saturn erst noch in der letzten Zeit Bereicherungen erfahren. Dahin gehört die Excentricität der Saturnskugel in Beziehung auf die Ringe, welchen Umstand der Verf. nicht erwähnt: der Mittelpunkt der Saturnskugel ist nicht zugleich der Mittelpunkt der sie in der erweitert gedachten Ebene ihres Aequators umgebenden Ringe. Schwabe in Dessau war der Erste, welcher diese Excentricität beobachtete, und Harding und Schumacher haben sie hernach über allen Zweifel erhoben; indeß mangeln doch noch hinreichende numerische Bestimmungen, sodaß ein Calcul über das daraus abzuleitende Gleichgewichtsgesetz der Ringe auf die Data der Beobachtungen nicht begründet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

*) Indem man nämlich dem Uranus nur sechs Monde beilegt, wogegen beim Saturn deren schon sieben wirklich entdeckt sind. Jener Planet hat aber gewiß mehr, aus der großen Entfernung nur noch nicht wahrgenommene Trabanten.

Tagesliteratur.

Es ist stets ein großes Unglück für ein Volk, wenn ihm eine neue Staatsverfassung, sei es in Folge einer Revolution oder in Folge einer unvorbereiteten Willenskundgebung des Regenten, plötzlich zu Theil wird. Es kann dann niemals fehlen, daß der neue Staat den Charakter eines gemachten an sich trägt und dem Volke in vieler Beziehung drückend sein wird, so wie etwa ein fertig gekaufter Rock von einem fremdartigen bisher ganz ungewohnten Schnitte dem Käufer in den meisten Fällen sehr unbehaglich sein wird. Staatsverfassungen müssen, wenn sie Dauer haben und allseitige Befriedigung geben sollen, nicht unbehaglich, sondern geworden sein. Preußens jetzt regierender König hat daher mit gutem Fug verlangt, daß sich die künftige Verfassung des preußischen Staats aus der dermaligen entwickeln müsse. Alle Wünsche und Bitten um eine reichsständische Verfassung hat er demgemäß zurückgewiesen unter Hindeutung auf die Provinzialstände, ein Institut, welches noch lange nicht hinlänglich gewürdigt, gehegt und gepflegt sei, und welches die Keime der Zukunft enthalten solle. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die Provinziallandtage unter dem verstorbenen Könige von Preußen beinweitem nicht die Beachtung im Volke fanden, die ihnen hätte zu Theil werden müssen, wenn das Volk zu einer Theilnahme am activen Staatsleben reif gewesen wäre. Die Regierung gab sich vergebens Mühe, ein Interesse für die Verhandlungen der Provinziallandstände im Volke zu erregen. Vielleicht wird man sagen, daß eben das Institut der Provinziallandstände den Forderungen des Volks zu wenig gemäß sei, um dessen Theilnahme zu erregen, daß das Volk Reichsstände verlange und eben deshalb Provinziallandstände als eine Verkümmerung jener nicht beachte. Hiergegen habe ich nur die Thatsache hervor, daß zu der Zeit, von welcher ich eben spreche, vor etwa 15 Jahren, das Volk in den verschiedenen Provinzen des preußischen Staats noch ganz unmittelbar an seinem Provinzialismus aufs strengste festhielt. Ich selbst, ein geborener Schlesier, weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, wie verletzend es mir auffiel, daß man mich in Sachsen einen Preußen nannte. In Schlesien selbst sah damals noch Jedermann, vielleicht mit Ausnahme der höhern Beamten, nur als Schlesier, dabei als Deutscher, aber gar nicht als Preuße. Später hat sich das Bewußtsein eines Preußenthums allerdings vom Staate auf das Volk mehr und mehr übergetragen, haupt-

Digitized by Google

sächlich in Folge der Militairverfassung und des Beamtenthums. Warum also schenkte man so ganz provinzial gesinnt doch damals den Provinziallandtagen noch deweitem weniger Theilnahme als gegenwärtig? Zum Theil gewiß aus Mangel an politischer Mündigkeit, weil mehr aber noch deshalb, weil der preußische Staat zu sehr den Charakter eines gemachten, zu wenig den eines gewordenen Staats, besonders in den erst seit Friedrich dem Großen zu ihm gekommenen Provinzen trug und noch trägt. Es liegt hierin kein Vorwurf gegen die preußische Regierung; ein so zu Stande gekommener Staat konnte nur ein gemachter sein, die Einheit so verschiedenartiger Staatstheile konnte förderst nur eine äußerliche sein. Ein Staat, in welchem die Einheit der nationalen Bestandtheile von der Regierung ausgeht, nicht von der Gesammtheit des Volks, kann nur ein Militairstaat oder ein Beamtenstaat sein. Es ist sehr rühmlich für die preußische Regierung, daß sie den Militairstaat zunächst zu einem Beamtenstaate gemacht und hernach unausgesetzt bemüht gewesen ist, ihr Verhältniß zum Volk mehr und mehr zu vertinnerlichen. Nicht sowol dem Volke als vielmehr der Regierung muß die provinzialständische Verfassung ungenügend sein, sie kann diese nur in der Absicht eingeführt haben, um durch dieselbe hindurch zu einer reichsständischen Verfassung zu gelangen. Diese Absicht hat auch Friedrich Wilhelm III. auf das bestimmteste anerkannt und der jetzt regierende König hat ihr wenigstens ganz gewiß nicht widersprochen. Erst nachdem alle Provinzen zu dem vollen Bewußtsein ihrer nationalen Regierung gelangt sein werden, kann die Regierung wagen, das provinzielle Bewußtsein zum Bewußtsein national-preußischer Einheit zu erheben. Diese bezeichnete Absicht der preußischen Regierung würde gewiß auf dem Wege der folgerechten Entwickelung der provinzialständischen Verfassung in Erfüllung gehen, wenn nicht leider auch hier wieder das erkünstelte Dasein des Staats, das Unglück des Beamtenstaats hinderlich, die besten Absichten vereitelnd in den Weg träte. In der Schrift:

1. Der preußische Landtag von 1845 und meine Denkschriften. Ein Beitrag zur Würdigung der provinzialständischen Wirksamkeit. Kritisch dargestellt und mit einem Aufruf an seine lieben Landsleute begleitet von H. v. Wallenrodt. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 12 Ngr.

zeigt sich dieses auf das drastischste. Es hat sich nach des Verf. mit Beweisen belegter Ansicht der Typus des Beamtenstaats auch der Provinziallandtage bemächtigt, durch die zahlreichen Beamten, welche Mitglieder des Landtags sind, hat sich derselbe diesem wie ein Centagium mitgetheilt. „Als eins der wesentlichsten Merkmale solcher Infection muß das Bestreben bezeichnet werden, einerseits mittels einer eigenthümlichen Routine und mit Hülfe von allerlei provokatorischen Beschwörungs- und Beschmichigungsformeln sich eines erwürkelten Uebermaßes von Arbeiten zu entledigen, andererseits auf Grund der wirklichen oder beanspruchten Superiorität maßgebende Resolutionen zu erlassen, gegen welche die Umstände eine Berufung nicht wohl gestatten und die alle das Object „todtmachen", obgleich ihm inneres leben innwohne." Ganz dem einreißenden Tic des Beamtenthums gemäß ist es dann, wenn auch die Landstände, wie die Regierungen nach den Erfahrungen des Ministers von Arnim (vergl. Nr. 319 d. Bl.) ihrer Pflicht der Repräsentation der Bedürfnisse und Wünsche des Volks vor dem Throne uneingedenk, war die von oben kommenden Vorlagen mit officieller Geschäftigkeit behandeln, aber die aus dem Volke kommenden Vorstellungen und Bitten mit vornehmer Gleichgültigkeit behandeln und ohne sie gründlicher Prüfung zu würdigen auf die Seite schieben. Daß nun, wenn sich der Landtag selbst zu einer Beamtenclique erniedrigt, welche nur befissen ist, es den Vorgesetzten recht zu machen, das Volk aber als eine lästige Masse behandelt, deren Zudringlichkeiten man sich im Gefühle seiner erhabenen Beamtenwürde vom Leibe halten muß, keine Theilnahme im Volke sich regen und erhalten kann, daß mithin aus solchen Landständen keine Zukunft des Staats sich entwickeln könne, liegt auf der Hand. Vergleicht man das hier Beigebrachte mit den Erfahrungen der Ministerien Rühler (vergl. Nr. 318 d. Bl.) und Arnim, so sieht man wohl, daß der geistlose Beamtenmechanismus wie ein tödtender Meltthau auf alle Saaten, die eine intelligente Regierung zu Hebung des Staatslebens aufstreut, niederfällt und sie in der Blüte verkümmern macht. Unter solchen Verhältnissen aber scheint es nicht möglich, ein kräftiges Staatsleben von der Entwickelung des vorhandenen zu erwarten, dieses als ein selbst gemachtes muß erst durch eine kühne That der Regierung auf die Seite geschoben werden, wenn diese auch fürs erste nur ein anderes Machwerk an die Stelle der abgeschafften setzen kann, welches aber den Vorzug hat, daß in ihm die Lebenskeime der Innerlichkeit des Volks geschont und so zu kräftiger Entwickelung ihrer selbst und des Staatslebens gedeihen können.

Die beiden Denkschriften des Verf. beziehen sich auf die militairische Verfassung der Provinz Preußen und auf die Bildung eines ständischen Creditinstituts, analog dem schlesischen. Besonders die zweite dieser Denkschriften ist von hoher Wichtigkeit, der Verf. erläßt nun einen Aufruf an seine Landsleute, d. h. die Bewohner der Provinz Preußen, zu einer Vereinigung, um diese Petitionen direct an den König zu bringen. Weshalb musste seine Schrift in Leipzig gedruckt werden, da sie sich doch speciell auf preußische Zustände bezieht?? Was man auch zum Nachtheil der modernen Repräsentativverfassung sagen mag, zwei große Vortheile hat sie: die Möglichkeit, die Stimme des Volks in gesetzlicher Weise vor dem Throne laut werden zu lassen, auch wenn sie mit den herrschenden Regierungsansichten im Widerspruche steht, und die wohlthätige Gegenwirkung gegen den Beamtengeist, indem sie in den Beamten das wohlthätige Bewußtsein erhält, daß sie zwar die Ehre haben, Diener des mit dem Volkswillen einigen Staats zu sein, aber nicht die Beherrscher einer nur von ihnen zu bearbeitenden Masse, eines verachteten Volkshaufens sind. Durch die Repräsentativverfassung hat das edle schöne Wort Volk endlich aufgehört, eine verächtliche Redensbedeutung zu haben, es ist in Deutschland wieder zu einer Ehre geworden, aus dem Volke zu sein. Hiermit ist aber die Möglichkeit gegeben, daß endlich der in der modernen Repräsentativverfassung freilich leider noch gesetzte Zwiespalt zwischen Volk und Regierung glücklich überwunden und damit die Basis zum Staate der Zukunft gelegt werde. Ein Blick auf England lehrt uns, wie diese Einigung zu Stande kommen kann. Es muß Staatsprincip werden, daß die Regierung stets der intelligente Wille des Volks, nicht aber der Wille wenn auch noch so hochgebildeter Beamten ist, dagher diese dem Willen des Volks weichen müssen, sobald es nöthig ist, um die absolute Macht der Regierung zu erhalten. So wird zugleich das höchste Interesse des Monarchen wie das des Volks erfüllt, denn jener bleibt stets im Besitze der Macht und auf diese, nicht auf die Individualität seiner ihm zunächst stehenden Diener kommt es ihm an, und das Volk wird stets vom innigsten Vertrauen zu seiner Regierung erfüllt sein.

Indem ich hiermit auf einige Schriften übergehe, welche sich auf die gegenwärtig in Sachsen bestehenden Verhältnisse beziehen und bestimmt sind, den eben versammelten Ständen die Wünsche und die Bedürfnisse sowie die Beschwerden des Volks auszudrücken und deren Vermittelung bei der Regierung anzuforschen, glaube ich mich um so kürzer fassen zu können, als die meisten der hier zu berührenden Gegenstände bereits in den Kammern zur Sprache gebracht worden, und zwar faß durchweg in der offensten, freisinnigsten Weise, die nicht nur zeigt, daß in den sächsischen Kammern keine Spur jenes an der preußischen Provinzialständeversammlung gerügten Beamtentics vorhanden ist, sondern auch ganz geeignet ist, Achtung vor einer Regierung einzuflößen, die mit Ruhe, Mäßigung und Würde selbst den unumwundensten zu ungerechten Vorwürfen sich gegenüber zu verhalten weiß.

Digitized by Google

Die kleine Schrift:

2. Ein Wort an Sachsens Stände. Rede gehalten beim Constitutionsfeste zu Leipzig am 4. Sept. 1845 von Karl Biedermann. Braunschweig, Otto. 1845. 8. 1 Ngr.

faßt zusammen, was das sächsische Volk von seinen Ständen erwartet. Es spricht sich im Allgemeinen in diesen Worten eine große Misstimmung und Mistrauen gegen die Regierung aus, und die Stände werden aufgefodert, das Volk in seinen Rechten zu schützen und vor dem Throne die Stimme der Wahrheit laut werden lassen, und so das Band des Vertrauens zwischen König und Volk zu befestigen. Man muß berücksichtigen, nach welchen Vorgängen in Leipzig Biedermann diese Rede hielt, um ihn zu entschuldigen, daß er nicht genug die Schwierigkeit der Stellung berücksichtigt hat, in welche die sächsische Regierung durch die Zeitereignisse gekommen ist. Denn was zunächst die vielfach angegriffene Bekanntmachung vom 17. Juli d. J. der in Evangelicis beauftragten Minister betrifft, auf welche sich auch folgende Schriften:

3. Kurze Betrachtung über die neueste Bekanntmachung der in Evangelicis beauftragten Herren Staatsminister im Königreich Sachsen. Von Karl Matthes. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 5 Ngr.
4. Bemerkungen eines Protestanten über den Vortrag des Herrn Staatsministers von Könneritz in den sächsischen Kammern, den Erlaß d. d. Dresden am 17. Juli 1845 betreffend. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 1 Ngr.

beziehen, so muß anerkannt werden, daß die in Evangelicis beauftragten Minister sich mit dem erwähnten Erlasse formell vollkommen auf dem Boden des Rechts befanden. Allerdings war von einer strengen Aufrechthaltung der Augsburgischen Confession öffentlich lange nicht die Rede gewesen, so lange, daß man wol annehmen konnte, dieselbe sei thatsächlich aufgegeben worden. Aber es war auch noch niemals die noch immer als Basis der protestantischen Kirche nicht formell aufgehobene Confession so förmlich und ausdrücklich angegriffen worden als durch die Zusammenkünfte der Protestantischen Freunde geschah. Die in Evangelicis beauftragten Staatsminister sind, wenn ich nicht irre, sämmtlich Juristen; es ist aber dem juristischen Standpunkte ganz gemäß, daß ein formeller Angriff gegen ein formell zu Recht Bestehendes sogleich formell zurückgewiesen werde, selbst dann, wenn die Frage, ob das Angegriffene materiell in Schutz zu nehmen, nicht ohne Weiteres unter gegebenen Verhältnissen zu bejahen wäre. Hätten die Staatsminister weniger ihr juristisches Gewissen als ihre politische Ansicht zu Rathe gezogen, so würden sie den Erlaß wol zurückgehalten haben. Aber auch in ihrer politischen Ansicht konnten sie leicht durch die Zeitverhältnisse irre geführt werden. Wennschon die Partei der Fortentwickelung des Protestantismus aus seinem Principe und die dieses Princip selbst aufgebende Partei der rationalistischen Radicalen ihre Stimme erhoben hatten, so geschah dieses doch scheinbar wenigstens und angeblich nur zur Nothwehr gegen eine weit lautere Partei Derer, welche die Kirche für in Gefahr erklären und an den ersten Satzungen der protestantischen Kirche als an unverbesserlichen Eingebungen des heiligen Geistes festhalten. Die Regierung konnte sehr wohl die redliche Überzeugung hegen, daß dem ärgerlichen Hader durch ein einfaches Festhalten an der Basis des Protestantismus am schnellsten und zur Beruhigung einer großen Majorität im Volke ein Ende gemacht werden könne. Ich habe mich schon früher in diesen Blättern darüber erklärt, daß ich eine gewaltsame Unterdrückung der rationalistischen Bewegung weder für rathsam noch für möglich halte, und demgemäß halte ich die erwähnte Bekanntmachung für unpolitisch. Aber sie ist durchaus consequent. Es tritt hier weder eine besondere Glaubensansicht der Minister noch eine willkürliche Maßregel zur Unterdrückung einer unbequemen Bewegung auf, sondern es macht sich nur auf unvermeidliche Weise das Grundübel der protestantischen Kirche geltend: daß sie in Folge ihrer geschichtlichen Gestaltung in der Entwickelung ihrer Verfassung bis jetzt gehindert worden ist. Wir haben ein den Reformatoren abgedrungenes, von ihnen selbst weder als Glaubensnorm behauptetes noch als solches respectirtes Glaubensbekenntniß als Basis der protestantischen Kirche beibehalten müssen, weil noch das Organ nicht zur Ausbildung gekommen ist, welches ein Glaubensbekenntniß Namens der gesammten Kirche als die dem jedesmaligen Stande religiöser Erkenntniß angemessene Auffassung der Offenbarung auszusprechen berufen wäre. Würde man wol den in Evangelicis beauftragten Ministern das Recht zuerkennen, ein neues Glaubensbekenntniß aufzustellen? Gesetzt, sie nähmen sich dies heraus, würde man nicht gegen jedes solches Bekenntniß protestiren und ihnen das Augsburgische Glaubensbekenntniß in jedem Punkte entgegenstellen, in welchem sie sich eine Änderung oder Verleugnung erlaubt hätten? Noch viel weniger als die in Evangelicis beauftragten Minister hat doch aber eine öffentliche, auch von Juden und Katholiken abgehaltene ungeregelte Volksversammlung die Macht, ein neues Bekenntniß oder die Abschaffung des bislang noch formell anerkannten Bekenntnisses zu tendiren. Was zur Lösung dieses traurigen Zwiespalts geschehen muß, ist einfach dies, daß die Verfassung der Kirche vervollständigt werde und zwar im Sinne ihres Princips. Dies Princip ist aber: Berufung aller Gläubigen zur Priesterlichkeit, Erhebung aller Laien zu vollberechtigten Gliedern der Kirche Christi. Dies Princip auszuführen wurde die Kirche nicht blos durch äußere Verhältnisse behindert, sondern auch durch innere, namentlich durch die niedrige Bildungsstufe, auf welcher die Mitglieder der neuen Kirche noch standen. Man wagte nicht, der Kirche die ihr allein gemäße Verfassung zu geben. Der Bauernkrieg hat die Gestaltung der protestantischen Kirche mehr behindert als der Dreißigjährige Krieg. Aber sollten wir jetzt noch nicht so weit in der Volksbildung fortgeschritten sein, um das Princip der protestantischen Kirchenverfassung zu verwirklichen? Die Verhältnisse drängen so gewaltig auf diese Verwirklichung hin, daß sie nicht länger ohne Gefahr verschoben werden kann. Ist sie geschehen, dann, aber auch dann erst ist es Zeit, ein Glaubensbekenntniß zu formuliren, welches von der Rücksicht auf die römische Kirche unabhängig, von allen Concessionen gegen dieselbe abstrahirend, die der religiösen Erkenntniß der Gegenwart gemäße Auffassung der Christusreligion ausspricht. Das Gefährliche hierbei ist unleugbar, daß die religiöse Erkenntniß in der großen Masse selbst der Gebildetsten gerade in neuerer Zeit sehr vernachlässigt ist, daß eine höchst oberflächliche Auffassung der geistigen Interessen gerade in Sachsen überaus verbreitet ist; aber gesetzt auch, der erste Versuch der selbständig zur Kirche constituirten Gemeinde, ein Glaubensbekenntniß zu formiren, fiele ebenso mager aus wie bei den Deutsch-Katholiken, wie es übrigens wol kaum zu befürchten wäre, so muß doch Jeder an den in seiner Gemeinde thätigen Geist Gottes glaubende Christ fest überzeugt sein, daß die religiöse Erkenntniß bald sich kräftigen und das Bekenntniß dem gemäß an speculativer Tiefe gewinnen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Jesuitenorden-Jubiläum.

In einer Zeit, wo man begierig jede Gelegenheit ergreift, Jubiläen zu feiern, muß es auffallen, daß es ganz vergessen worden ist, das dreihundertjährige Bestehen eines höchst wichtigen und einflußreichen Instituts festlich zu begehen. Im J. 1540 bestätigte Papst Paul durch eine Bulle den Jesuitenorden und ernannte Ignaz Loyola zum ersten General desselben. Und daran hat 1840 Niemand gedacht! Läßt sich das durch eine nachträgliche Feier nicht wieder gutmachen? Ich schlage hierzu ein gemischtes Festcomité vor, dessen Präsidium Pater Rothaan, Eugen Sue und der Redacteur der „Evangelischen Kirchenzeitung" übernehmen könnten. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 327. — 23. November 1845.

Versuch einer gemeinfaßlichen, nur auf Elementarschulkenntnisse gegründeten Volksfternkunde ꝛc. bearbeitet von Fleischhauer. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Dagegen lassen sich, abgesehen von dieser (geringen) Excentricität, aus der Lage der Ringe in der (erweitert gedachten) Aquatorsebene des Saturn, Folgerungen für ihren Erleuchtungseinfluß auf die Planetenkugel und andere Erscheinungen ableiten, worüber Mädler a. a. O. in ein schönes und gründliches Detail eingeht, dessen Benutzung bei einer zweiten Auflage seiner Arbeit wir unserm Verf. dringend an das Herz legen. Ich muß wenigstens einen erhabenen Satz aus Mädler's diesfallsigen Betrachtungen und Untersuchungen ausheben:

Der Anblick, welchen ein Standpunkt auf der innersten Ringkante gewährt, würde einen plötzlich dahin versetzten Erdbewohner mit dem größten Staunen erfüllen: im Zenith eine kreisschwebende ungeheure Kugel; der den Beschauer tragende Boden sich zu einem, diese Kugel umfassenden, und unsichtbar hinter ihr zusammenschließenden Himmelsbogen erweiternd: das ganze Sonnensystem besitzt keine Localität, welches diesem großartigsten aller Panoramen vergleichbar wäre!

Endlich zeigt sich auf der Saturnkugel, ganz oder nahe in der Ebene des Ringes (d. h. also in der damit zusammenfallenden Ebene des Aquators dieses Planeten) bekanntlich stets ein grauer Streifen, welcher schon durch mäßige Fernröhre erkannt wird, und sich durch seine prädominirende Constanz von andern Streifen, denen man, gleich den vorn erwähnten Jupitersstreifen, eher eine wolkenartige Natur beilegen möchte, auffallend unterscheidet; zugleich erscheint dieser Streifen verhältnißmäßig scharf und läßt sich gewöhnlich bis hart an den Rand verfolgen; was ist dieser Streifen? Darauf ertheilt Mädler eine Antwort, deren Benutzung bei einer zweiten Auflage wir dem Verf. ebenfalls empfehlen. Er sagt:

Alles scheint darauf hinzudeuten, daß dieser Saturnsstreifen nicht eigentlich wolkiger Natur ist, wie man von den Streifen Jupiters mit aller Bestimmtheit annehmen darf, sondern daß er in einem nähern Bezuge zum Ringe (dem innersten) steht. Nun wissen wir zwar allerdings nichts Positives über die Stoffe, welche die Oberflächen der übrigen Planeten bilden; indeß genügt es, nur überhaupt ein Fluidum, von welcher speciellen Beschaffenheit es auch sein möge, wofern daſſelbe nur den nämlichen Bewegungsgesetzen wie das Wasser der irdischen Oceane unterworfen ist, auf dem Saturn anzunehmen (eine Annahme, der man sich unmöglich widersetzen kann), um die Erscheinungen jenes grauen Streifen daraus vollkommen natürlich zu erklären. Denn gleichwie Sonne und Mond auf die Meere der Erde die Wirkung einer Ebbe und Flut ausüben, so muß die constante Anziehung des Ringes auf die Saturnsmeere die Wirkung einer constanten Flut hervorbringen, welche gerade unter dem Ringe (also da, wo man den grauen Streifen eben beobachtet) eine außerordentliche und dauernde Höhe erreichen wird. Leicht möglich, daß diese meilenhohe, constante Flut einen großen Theil des Fluidums, welches sich sonst über die ganze Oberfläche Saturns verbreiten würde, in sich aufnimmt und den weitern Erguß nur unter gewissen besondern Umständen gestattet, wodurch denn die seltenen Nebenstreifen veranlaßt werden mögen, deren frühere Herschel'sche Beobachtungen Erwähnung thun. Die Monde Saturns üben hierbei höchst wahrscheinlich nur eine sehr geringe Mitwirkung aus: diejenigen fünf derselben, welche dem Planeten (seinem Ringe, auserhalb dessen sie sämmtlich liegen) zunächst kommen, sind so unsichtbar, daß ihre Masse gegen die Ringmasse kaum in Betracht kommen dürfte; und die beiden größern (der sechste und siebente vom Planeten — oder, wenn man will, also vom Ringe — ab rechnend) stehen zu fern, um noch einen Einfluß zu haben.

Diese schöne Analogie führt auch noch zu einer Vergleichung des Saturn mit dem Jupiter unter demselben Gesichtspunkte. Die vier Monde des letztern Planeten werden nämlich dort nicht weniger die Erscheinungen von Ebbe und Flut veranlassen; allein kleine Jupitersmondflut kann die Höhe der Saturnsringflut erreichen, welche durch die vollkommene Constanz der Ringanziehung einen ganz andern Charakter erhält. Wir wünschen, unsern Verf. durch Hervorhebung dieser von ihm nicht in dem nämlichen Maße beachteten planetarischen Analogien zu verbinden.

Solchergestalt aber sind wir denn nun unter seiner Führung bis zum Uranus, dem Grenzplaneten unsers Systemé, wenigstens soweit unsere gegenwärtige Kenntniß desselben reicht, vorgedrungen; und ich wiederhole in Betreff dieses Weltkörpers zunächst die schon oben ausgesprochene Vermuthung, daß er höchst wahrscheinlich von mehr als den in der ungeheuern Entfernung bis jetzt bei ihm nur erst noch entdeckten sechs Monden begleitet sei, da die Zahl dieser Begleiter, nach Maßgabe der abnehmenden Sonnenerleuchtung und als deren Ersatzmittel, für die weiter abstehenden Planeten zunimmt*),

*) Man könnte mir hiergegen den Mars einwenden, bei welchem noch kein Mond entdeckt ist, obwol doch die sonnennähere Erde einen solchen besitzt. Allein schon der vorewige Bode macht die Erklärung von Marsmonden sehr wahrscheinlich, und deutet die Ursachen ihrer Nichtauffindung an.

Digitized by Google

der nähere Saturn aber, wie wir oben gesehen haben, schon sieben Monde besitzt. Eine höchst merkwürdige Verschiedenheit aber, wodurch sich dieses Gestirn vor allen übrigen Planeten unsers Systems auszeichnet, und welche der Verf. mit ihren Folgen für die klimatischen Verhältnisse des Uranus ausführlich hervorhebt, ist der ganz eigenthümliche Stand seiner Rotationsachse, welche fast in die Ebene seiner Sonnenbahn fällt, sodaß die Wendekreise auf diesem Planeten, statt, wie bei uns nur etwa 23 Grad, vielmehr 85 Grad nördlich und südlich vom Aequator abstehen, und die dortige heiße Zone (in unserm Sinne) also 170 Grad faßt. Die Rotationszeit dieses Planeten ist durch unmittelbare Beobachtung noch nicht bekannt, darf aber nach Analogie des Jupiter und Saturn, als generischer Charakter der ganzen zweiten Gruppe, unbedenklich zu 10 Stunden angeschlagen werden, wofür auch die starke Abplattung spricht, welche nach den neuesten Beobachtungen (Nr. 493 der „Astronomischen Nachrichten") $^1/_{11}$ des Aequatorialdurchmessers (letzterer nämlich zum Polardurchmesser = 11 : 10) beträgt.

Dies wäre demnach der Beschluß der Reise durch unser Sonnensystem; und wenn die Leser, um ihrer Erinnerung zu Hülfe zu kommen, ein Résumé derselben wünschen, so erhalten sie dies in den Memorialversen, mit welchen der Verf. jenen Schluß seines Itinerariums bezeichnet:

Mercurius primus: Venus altera; tertia Tellus;
Mars quartus; veniunt tunc illi hucusque latentes:
Vesta, planeta minor, Juno, Pallasque, Cereasque;
Jupiter est nonus; decimus Saturnus; olympum
Sidera gestantem undecimus tenet Uranus errans.
Sed quoque sunt lunae fulgentes hisce planetis:
Tellurem nostrum comitatur Luna satelles.
Atque Jovi rutilo castades quatuor adstant,
Septem Saturno, quem et triplex annulus ornat:
Cingitur a lunis tandem sex Uranus exter.
Ecce novem lunas numerat bis Phoebus Apollo.

Im zweiten Theile seines Werks setzt er diese Reise, durch den Fixsternhimmel fort, und eröffnet uns, prangemäß, besonders die Wunder der Doppelsterne, diese erst den neuern Astronomen näher bekannt gewordenen andern Weltordnungen, in denen statt der Planeten, welche in unserm Systeme der Gewalt einer Sonne, als Centralkörper, untergeben sind, vielmehr Sonnen niederer Ordnung um eine Centralsonne höherer Ordnung kreisen, und in welchen sich also das Gestirnleben, gleichwie das Leben überhaupt, unter ganz andern Formen ankündigt. Wir machen den Verf. darauf aufmerksam, daß dieser Lebensbezug zwischen dem Central- und den Begleitgestirnen, welcher in unserm Systeme auf einen Empfang von Licht und Wärme beschränkt ist, in jenen höhern Systemen einen Austausch viel feinerer, von uns noch gar nicht einmal geahnter Stoffe bedingt, indem die Begleitsterne, als selbstleuchtend, einen solchen Empfanges nicht bedürfen und sich also in einer andern Art der Abhängigkeit vom Centralsterne befinden müssen. Als eine Andeutung (für etwas Weiteres wage ich noch nicht es zu geben) dieses eigenthümlichen Bezuges kann vielleicht der höchst merkwürdige Umstand gelten, daß in den meisten Doppelsternsystemen das Centralgestirn in einem reinen weißen Lichte glänzt, während der Begleitstern nur ein farbiges (bläuliches, gelbliches, also weniger vollständiges) Licht zeigt.

Die weiteste Entwicklung dieser Ansicht wird den Leser dann auch eben wieder in den Gesichtspunkt stellen, von welchem aus wir unsere Betrachtung der gegenwärtigen „Volkssternkunde" angehoben haben und in welchem wir sie jetzt zu beschließen wünschen: in den Gesichtspunkt nämlich der echtesten, reinsten, wahrsten Verehrung des Schöpfers aus seinen Himmelswerken. Wir haben diese Werke mit Bezug auf unser, in seiner Unermeßlichkeit vergleichsweise doch auch wieder so kleines System, bei der Wanderung durch dasselbe mit anbetendem Erstaunen bewundern gelernt; und diese Bewunderung steigert sich gegenwärtig noch bei unserm Eintritte in die Unendlichkeit der Fixsternwelt, und namentlich bei der Erforschung der Natur der darum besonders hervorgehobenen Doppelsterne. Einer meiner Vorgänger in der Anzeige astronomischer Schriften, ein Mann, welchen ich zur Unterstützung meiner Ansichten gern citire, und dessen Beistand ich mir zu einem solchen Beschlusse aufgespart habe, der Recensent des Littrow'schen „Sternatlasses" in Nr. 169 des Jahrganges 1839 der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung", endet diese Anzeige ebenfalls mit dem Ausdruck des Wunsches weiterer Verbreitung astronomischer Studien, ganz aus demselben Grunde, weil „sie ihm allein geeignet scheinen, unsere Begriffe vom Schöpfer und den Verhältnissen des Weltalls zu ihm zu reinigen und zu veredeln, und dadurch dem immer gewaltiger eindringenden Mysticismus, welcher nur zu leicht ein Verbündeter des römischen Papismus werden könnte, einen Damm entgegenzustellen". Dies wäre also nur noch eine Nebenbedingung mehr des allgemeinen religiösen Verlangens, welches wir an die Astronomie stellen; sie kann aber nicht ohne Bedeutung für einen protestantischen Geistlichen wie der Verf. unserer „Volkssternkunde" bleiben, welchem die Cultur und Verbreitung der erhabensten Wissenschaft demnach nur eine noch heiligere Sache werden muß.

J. E. Bünderger.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 336.)

Die Schrift von Matthes stimmt im Allgemeinen mit dem eben Gesagten überein, ist aber ziemlich unklar und nicht frei von Widersprüchen. Sie hebt viele historische Thatsachen heraus, welche wol dienen können, die Entstehung und Bedeutung der jetzigen provisorischen Kirchenverfassung zu verstehen, bringt aber nicht klar ins Bewußtsein, welche Entwickelung das Princip der protestantischen Kirche fodere, mutbet daher auch den in Evangelicis beauftragten Ministern eine Halbheit zu, durch welche die wichtigste Angelegenheit des Protestantismus wol noch eine Weile aufgeschoben werden, aber nicht gefördert werden kann. Sie erkennt nicht an, daß es ein Glück für die protestantische Kirche ist, daß sich die ganze Härte ihrer unvollendeten Form einmal recht fühlbar gemacht hat, denn durch die mehrerwähnte Verordnung ist die Gerechtigkeit

Digitized by Google

der Bitte um eine vom Principe des Protestantismus gerechtfertigte Kirchenverfassung thatsächlich anerkannt worden.

Der Verf. der unter Nr. 4 angeführten Schrift macht schon einen Versuch, dem Glaubensbekenntnisse eine verjüngte Gestalt zu geben, der freilich sehr dürftig ausfällt. Auch er remonstrirt gegen den Ministerialerlaß und die sich auf denselben beziehende Auseinandersetzung des Ministers v. Könneritz. Im Allgemeinen müssen aber alle derartige Versuche vor der Hand als ganz incompetent zurückgewiesen werden, und es muß in der ganzen Angelegenheit das Bewußtsein aufrecht gehalten werden, daß die in Evangelicis beauftragten Minister die strengste Pflicht und Verantwortlichkeit haben, die bisher gültige Glaubensbekenntnißformel ungeschwächt der in ihrer Verfassung zur Ausbildung endlich gebrachten evangelischen Kirche zu erhalten und zu übergeben, da diese allein eine reformatorische Berechtigung besitzt. Die Minister werden aber diese ihre heilige Pflicht vollkommen erfüllen, wenn sie gegen jedes Attentat der Einzelnen oder Massen gegen die Kirchenlehre protestiren, ohne der freien Discussion derselben, namentlich ihrer Zusammenstellung mit der Bibellehre und der Untersuchung über ihren speculativen Gehalt, ein Hinderniß in den Weg zu legen. Dies haben sie auch durch den Erlaß vom 17. Juli keineswegs tendirt, sondern sie haben durch denselben nur eine unziemliche Discussion, die leicht zum gewaltsamen Angriffe gegen die Kirchenlehre führen konnte, zurückweisen wollen, wie aus dem Erlasse selbst und ebenso aus der Auseinandersetzung des Ministers v. Könneritz hervorgeht.

Es ist noch einem Irrthum entgegenzutreten, der sich häufig und auch in der Schrift Nr. 4 geltend macht: daß nämlich ein möglichst laxes Bekenntniß am geeignetsten sei, den Frieden und die Einigkeit der Kirche zu erhalten. Dies ist aber grundfalsch. Ein Friede der auf Inhaltslosigkeit, und eine Einheit die auf Gleichgültigkeit basirt ist, geben der Kirche weder Festigkeit in sich noch Kraft nach außen. Jede Kirche muß danach streben, in ihrer Auffassung der Religion so tiefsinnig und vollständig zu sein als ihr nur immer möglich, und dieses Streben wird keineswegs zum Unfrieden führen, wenn nur an dem Grundsatze festgehalten wird, daß das Bekenntniß nicht zur Verketzerung gemisbraucht werden dürfe. Durch solchen Misbrauch wird ein laxes Bekenntniß ebenso gefährlich wie ein strictes.

Mit den vorerwähnten stelle ich noch folgende Schriften zusammen:

5. Volksstimme — Gottesstimme. Erwartungen des sächsischen Volks von der gegenwärtigen Ständeversammlung. Leipzig, Friese. 1845. 8. 4 Ngr.
6. Was wir sollen, oder wie hat der biedere Sachse das Verfassungsfest im Jahre 1845 zu feiern? Von F. M. Gast. Leipzig, Friese. 1845. 8. 3 Ngr.

Beide Schriften athmen einen freisinnigen und loyalen Geist, und fassen ihren Gegenstand zwar nicht eben tief, doch gewiß im Sinne einer großen Mehrzahl auf. Nr. 5 fodert im Namen dieser Majorität zunächst Freiheit in Sachen des Glaubens, Entfernung alles Symbolzwanges. Auch hier ist übersehen, oder doch nicht genug hervorgehoben, daß die Stände in dieser Beziehung nichts zu beantragen, die Regierung nichts zu gewähren berechtigt ist als: Organisation einer selbständigen Kirchenverfassung. Jeder dieser Organisation vorauseilende Versuch zur Reformation der Kirchenlehre würde nur zur Zersplitterung der Kirche in Sekten führen. So lange die Kirchengewalt aus den Händen der Regierung nicht ebenso feierlich und förmlich zurückgegeben und zurückgenommen, wie sie ihr übergeben und von ihr übernommen worden ist, kann an keine Fortbildung der Kirchenlehre ohne Aufgebung der Einheit der Kirche gedacht werden. Zweitens wird Öffentlichkeit und Mündlichkeit in allen Gerichtsverhandlungen gefodert; drittens Freiheit des Wortes, Preßgesetz. Es ist wol selbst auf Seiten der Regierung kein Zweifel, daß diese Foderungen vernünftig gerechtfertigt sind; aber daß sich die Regierung nicht übereilt, sie zu gewähren, wird auch durch mancherlei schwierige Verhältnisse wenigstens entschuldigt. Die Regierungen sollen vorwärts gehen, aber es ist ihnen nicht zu verdenken, wenn sie auch sicher gehen wollen. Bei einer Änderung des Gerichtsverfahrens würde ihnen der Mangel an Bildung noch bei einem großen Theile des Volks große Schwierigkeiten bereiten. In einer Versammlung, in welcher es sich um eine Petition um Einführung der Schwurgerichte handelte, äußerte ein sich für sehr gebildet haltender Bürger gegen mich: es wäre doch sehr bedenklich, wenn jedem Verbrecher die Möglichkeit geboten würde, sich loszuschwören von seiner Schuld. Er hatte also die kindliche Vorstellung, es handle sich um eine solche Vereinfachung des Gerichtsverfahrens, daß künftighin alle Untersuchung aufhören und der Angeklagte nur eidlich über seine Schuld vernommen werden sollte. Sehr oberflächlich ist das Raisonnement des Verf. von Nr. 5, wenn er sagt, es liege ein Widerspruch darin, daß das Denken nicht verboten werden könne, wol aber die Mittheilung des Gedachten durch die Presse unter Umständen verboten werde. Nein, der himmelschreiende Widerspruch der Censur ist nur der, daß jeder Mensch für die Thaten, die er mit seinem Leibe verrichtet, verantwortlich gemacht wird, während er für die That seines Geistes, wie sie im geschriebenen Worte vorliegt, nicht verantwortlich ist, sondern hier durch eine vormundschaftliche Leitung gegängelt werden soll. Die Censur stellt die Geister unter polizeiliche Aufsicht, und dies ist deshalb unerträglich, weil das Denken gar nicht existirt ohne das Bewußtsein der Selbständigkeit, demgemäß es formell nothwendig ist, daß sich der Schriftsteller immer für klüger hält als sein Censor, wenn auch vielleicht wirklich das umgekehrte Verhältniß stattfände. Auch in Bezug auf Preßfreiheit sind noch sehr unvollkommene Vorstellungen verbreitet; viele begreifen noch immer nicht, daß Freiheit nur durch das Gesetz möglich ist. Auch ist nicht zu verkennen, daß ein mit zu großer Ängstlichkeit gegebenes Preßgesetz viele Härten haben würde, die eine größere Aufregung im Volke herbeiführen würden als die Censur, welche ihre Gewalt im Stillen ausübt, sodaß ihre Härte Niemand empfindet als der Schriftsteller. Indeß diese Empfindung hat bereits zu einer solchen ingrimmigen Erbitterung bei einem großen Theile der Schriftsteller geführt, und die Ausbreitung dieser Stimmung zu verhindern ist die Censur so wenig im Stande, daß der endliche Erlaß eines Preßgesetzes meiner innersten Überzeugung nach nicht ohne dringende Gefahr für den Staat länger aufgeschoben werden kann.

Nr. 6 macht in Beziehung auf die Preßfreiheit auf die unglücklichen leipziger Ereignisse vom 12. August aufmerksam. Der Verf. ist der Ansicht, daß eine freie Presse dem Ausbruche des Excesses hätte vorbeugen können. Dies nun bezweifle ich. Ein Pöbelexceß, und nur ein solcher liegt vor, wird durch die Presse weder hervorgebracht noch verhindert. Die häufig ausgesprochene Ansicht, daß der Ministerialerlaß vom 17. Juli die Veranlassung zu dem Exceß gewesen, ist meiner Überzeugung nach grundlos. Der Pöbel bekümmert sich um keine Ministerialerlasse. Dagegen ist der Jesuitenhaß bei den untersten, unwissendsten Volksclassen verbreitet; er und er allein hat den schmachvollen Exceß hervorgerufen. Das muß offen ausgesprochen werden. Die Presse hatte die ohne Zweifel falschen Gerüchte, welche auf den königlichen Prinzen den Ausbruch des Jesuitenhasses lenkten, nicht verbreitet. Auch kümmert sich der Pöbel nicht um die Presse. Diese Gerüchte waren nur mit an sich lächerlichen, aber in ihren Folgen schrecklichen Übertreibungen von Mund zu Mund verbreitet worden. Daß man nicht sich beeiferte, diese Gerüchte thatsächlich zu widerlegen, eine Widerlegung, die allein auf die niedern Volksclassen wirkt, war ein großes Versehen. Die Presse hätte auch in dieser Beziehung nur wenig wirken können. Dagegen war die Aufregung der ganzen hochachtbaren Volksmassen über das Niederschießen der unbetheiligten, ja über den Pöbelexceß selbst im höchsten Grade unwilligen Zuschauer auf der Promenade, sehr

Digitized by Google

wol durch die Presse zu bewältigen. Mit Recht hat sich der Minister v. Falkenstein in der Kammer über das dichte Lügengewebe beschwert, welches sich sogleich nach dem Ereignisse um dasselbe gelegt hatte. Dieses wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Censur die Besprechung nicht zu verhindern sich gemüßigt gesehen hätte, weil es kein Gesetz gibt, nach welchem der durch die Presse Lügen Verbreitende hätte bestraft werden können. So wurde durch die Censur die Ausbreitung der Lügen durch die Presse verhindert, aber diese cursirten nun als blanke Wahrheit im Munde des Volks und vergrößerten sich stündlich, und überdies wurde zugleich auch die Ausbreitung der Wahrheit verhindert. So mußte diese in der Lüge zu Grunde gehen, und zwar so völlig, daß es selbst der Untersuchungscommission nicht gelungen ist, sie ganz wieder zum Vorschein zu bringen. Die censirte Wahrheit wird vom Volke für officielle Lüge, das uncensirte lügenhafte Gerücht aber für Wahrheit genommen. Kommt nun noch unglückseligerweise dazu, daß wirklich offenkundige Unwahrheit als censirte Wahrheit ausgegeben wird, wie dieses in der „Leipziger Zeitung" gewiß nicht aus bösem Willen, sondern nur in Folge vorgefaßter Meinung geschah, so verwirren sich die Begriffe von Wahrheit und Lüge vollständig. Das hat sich bei dieser schrecklichen Gelegenheit sonnenklar herausgestellt.

Auf die sächsischen Verhandlungen beziehen sich noch folgende neueste Schriften, welche meist nur Bekanntes wiederholen, thatsächlich Vorliegendes referiren, oder im Sinne der schon erwähnten Schriften abgefaßt sind:

7. Thronrede bei der Eröffnung der sächsischen Ständeversammlung am 14. September 1845 und die der kirchlichen Bewegungen unserer Tage gemachten Vorwürfe. Leipzig, Brauns. 1845. 4 Ngr.
8. Die sieben Petitionen von Leipzig an die zweite Kammer der sächsischen Ständeversammlung. Braunschweig. 1845. 8. 3 Ngr.
9. Der 12., 13. und 15. August 1845 in Leipzig. Von K. Krause. Leipzig. 1845. 8. 2½ Ngr.
10. Öffentlicher Protest gegen die königlich sächsische hohe Ministerialerklärung über die Verhältnisse der protestantischen Kirche Sachsens und die neuern kirchlichen Fragen. Ein Sendschreiben an Sachsens Ständeversammlung von F. M. Gast. Dessau. 1845. 8. 4 Ngr.

Es dürften hier, wo über moderne Staatsverhältnisse vielfach gesprochen worden, noch einige Worte über eine Schrift zu sprechen sein, durch welche sich ein vielfach angeklagter publicistischer Schriftsteller in der öffentlichen Meinung rehabilitiren will:

11. Die neuesten Gefahren für den Staat. Mit besonderer Beziehung auf den östreichischen Staat. Denkschrift an einen östreichischen Staatsmann von Groß Hoffinger. Herausgegeben von H. R. Leipzig und Meißen, Goedsche. 1846. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Schrift soll nur die Einleitung bilden zu einem größern Werke: „System einer zeitgemäßen Reform in Östreich". Der Verf. hat eine 86 Seiten lange Vorrede zu seiner Rechtfertigung vor dem Publicum geschrieben. Man hatte ihn perfiden, eigensüchtigen Abfalls von der Sache des Liberalismus beschuldigt, indem man sich auf eine von ihm herausgegebene Zeitschrift „Adler" bezog, welche den Charakter des Servilismus trug, nachdem sich Groß-Hoffinger früher als ultraliberaler Schriftsteller gerirt hatte. Groß-Hoffinger leugnet nun den servilen Ton seiner Zeitschrift keineswegs, schreibt aber die Schuld davon der Censur zu, und entschuldigt seine Connivenz durch die peruniairen Verpflichtungen, denen er nachzukommen genöthigt gewesen. Ich will nicht untersuchen, ob die Censur einen positiven Einfluß auf eine Zeitschrift haben könne, nicht entscheiden, ob die vorgebrachte Entschuldigung genüge, ob ein Schriftsteller gegen seine Überzeugung schreiben dürfe, um seine Schulden bezahlen oder sein Vermögen retten zu können. Aber jedenfalls unwürdig ist die neue Mystification des Publicums, daß Groß-Hoffinger nicht selbst als Herausgeber seiner Schrift auf dem Titel erscheint, und daß er sich die Miene gibt, bei den höchstgestellten Staatsmännern in Östreich einen großen geheimen Einfluß zu Gunsten der liberalen Sache auszuüben. Ihm soll man die Censurerleichterungen der neuesten Zeit in Östreich zu verdanken haben, und auch die vorliegende Schrift ist bestimmt, einen geheimen Einfluß auf die innere Politik Östreichs auszuüben. Von der politischen Weisheit des sich selbst hochrühmenden, seine Pläne mit vollen Backen anpreisenden Autors nur Eine Probe. Nachdem er sich mit großer Entrüstung über die allgemeine Entsittlichung der Menschen der Gegenwart und namentlich der Depravation des Beamtenstandes ausgesprochen, gibt er als Gegenmittel an, es sollen alle des Misbrauchs der Amtsgewalt, Defraudation und Bestechlichkeit angeklagte Beamte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Dieses soll summarisch mit ihnen verfahren, augenblickliches Verhör bei Tag oder Nacht vornehmen und sich nicht vor Fällung des Spruchs auflösen. Unmittelbar nach dem Spruche soll an dem schuldig Befundenen die Todesstrafe durch Pulver und Blei vollzogen werden. Sollte dieses Verfahren doch etwas zu streng erscheinen, so schlägt der Verf. noch ein milderes Verfahren vor. Hier heißt es unter Anderm: „7) in Beauftragung eines Beamten in jedem Bureau mit der geheimen Beaufsichtigung seines Bureau, welche er gegen Eid zu übernehmen verpflichtet wäre — wofür ihm ein geheimer Gehalt anzuweisen wäre, welchen er verliert, wenn er innerhalb der ersten drei Monate dem Staate keine wichtige Mittheilung zu machen hätte —, gleichzeitig Zusicherung von Beförderung, Schutz und für seine Person Straflosigkeit, im Falle er bei vorkommenden Misbräuchen selbst betheiligt wäre." Ist das nicht eine noble, weise und echt liberale Gesinnung! Heil der Regierung, die solche geheime Rathgeber hat! Nun weiß man doch, wo ein Fürst Metternich seine klugen Gedanken hernimmt. Groß-Hoffinger gibt zu verstehen, daß Leute wie er in Östreich nur Minister oder „betheiligte Person" sein können. Ich weiß nicht, was „betheiligte Person" auf deutsch heißt, wahrscheinlich ist in dem obigen §. 7 die Wirksamkeit solch einer „betheiligten Person" adumbrirt. Man würde sie dann etwa „wirklicher geheimer Staatsspion" bezeichnen können. Zum Schluß seiner publicistischen Abhandlung wird Groß-Hoffinger prophetisch wider die Atheisten. Da heißt es z. B. „Eine Schwalbe läßt ihren Koth auf eure Augen fallen, und ihr seid blind. — Einer spuckt auf die Straße und ihr glitscht auf dem Speichel aus und brecht ein Bein." — „Der da sich entzündet, brennt, leuchtet, erlischt, vergeht mit und durch ihn — der da ist Gott. Gott — allmächtig über euch, wie ihr gebrechlich unter ihm." Der „mit und durch ihn vergehende Gott" das ist gewiß ein erhabener Gedanke, ganz geeignet, den Atheismus aufs Haupt zu schlagen!

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Aumann, A., Predigt über Joh. 8, V. 12. Grünberg, Levysohn. Kl. 8. 2 Ngr.

Euler, C., Über die Nothwendigkeit und die Art der Organisation des Militair-Turnwesens. Mit besonderer Beziehung auf Preußen. Cöln, Lengfeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Grün, A., Die Vernunft und der Rationalismus oder die neuere Theologie. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Hessenmüller, C., Die Versammlung protestantischer Freunde auf der Asse am 20. August 1845. Dargestellt nebst einer dabei gehaltenen Rede. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seybt, D., Ein offenes Wort über die ernste Zeit, in der wir leben. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Wenckstern, O. v., Die deutsche Industrie und der Verein zur Abhülfe des Nothstandes der deutschen Fabrikarbeiter. Bonn. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 328. — 24. November 1845.

Sylvester Jordan.

Dritter und letzter Artikel. *)

Eine eigentliche Kritik des in unserm ersten Artikel genannten Werks der Herren Trinks und Julius zu geben ist nicht unsere Absicht; wir wollen es nur als Anknüpfungspunkt benutzen, um uns über einige Momente von allgemeinem Interesse, die sich dem Betrachter unwillkürlich bei der Person und dem Schicksale Jordan's aufdringen, etwas näher auszusprechen. Dabei wird sich ohnehin Gelegenheit ergeben, um auf den Inhalt dieses Buchs hier und da hinzuweisen. Nur einige kurze Vorbemerkungen über die auf dem Titel genannten Verfasser mögen hier zuerst Platz finden. Das Werk hat eigentlich nur einen Verfasser, den bekannten, als Journalisten vielfach thätigen Dr. G. Julius, der jedoch nicht mit einem andern Dr. N. H. Julius zu verwechseln ist, welchem wir ein sehr verdienstliches Werk über nordamerikanische Zustände verdanken und der außerdem der Gründer der Gefängnißwissenschaft für Deutschland genannt werden kann. Dr. Trinks hat weiter keinen Antheil an diesem Buche als daß er den Plan dazu gefaßt und sich nach einem dereinstigen Verleger dazu umgesehen hatte. Eine tödliche Krankheit raffte den jungen hoffnungsvollen Mann hinweg, noch bevor er die Ausarbeitung des Werks beginnen konnte. Wenigstens ist in seinem Nachlasse auch nicht einmal ein erster Anfang aufgefunden worden. Dr. Julius übernahm darauf die Ausarbeitung des einmal angekündigten Werks, um eine Verpflichtung des Verstorbenen gegen Publicum und Verleger zu erfüllen. Wenn derselbe in der Einleitung fast zu verstehen zu geben scheint, daß ihm eigentlich der rechte Beruf zu dieser Biographie gefehlt habe, so können wir nicht umhin, bei aller sonstigen Achtung gegen den Charakter und die Talente des Verfassers, ihm in dieser Ansicht beizustimmen. Er gehört zu den zahlreichen jüngern Schriftstellern, die sich mehr auf dem Felde der Abstraction bewegen, und denen der Sinn und die Einsicht in concrete Lebenserscheinungen in einem aus zahllosen Factoren zusammengesetzten Organismus durchweg mangelt. Charakterauffassung und Charakterschilderung ist ihnen unmöglich. Sie haben es immer nur mit einem Begriff zu thun, und da der Charakter und das Leben eines Mannes doch nicht aus einem einzigen Begriffe bestehe, sondern aus einer unendlichen Mannichfaltigkeit der verschiedenartigsten Begriffe, so fehlt ihnen der Schlüssel zu solchen historischen Erscheinungen. Einen Begriff verstehen sie vortrefflich aufzufassen, auseinanderzulegen und zu verfolgen, aber ein Bild können sie nicht ausmalen. Ein dunkle Idee des Wahren schwebt ihnen vor, wenn sie bei jedem historischen Bilde nach einer Einheit suchen zu müssen glauben. Aber sie verwechseln alsdann sogleich Einheit mit Einfachheit. Macht ein solches junger speculativer Kopf sich an irgend eine historische Persönlichkeit oder an einen Zeitraum, an einen Staat u. s. w. heran, so sucht er eine solche Erscheinung auf irgend einen einfachen Begriff zu reduciren, der sich in wenigen Worten aussprechen und definiren lassen muß. Alles Übrige zieht er davon ab und erklärt er für unwesentlich.

Ich kann nicht umhin, hier einen kleinen Aufsatz einzuschalten, den ich unter meinen alten Papieren gefunden habe. Ich schrieb ihn vor acht Jahren, als ich eine Bemerkung von Gans über den preußischen Staat gelesen hatte. Schon damals fing diese von den Lehren Hegel's abstrahirte Methode der Geschichtschreibung und der Beurtheilung concreter Zustände in der Literatur an um sich zu greifen; schon damals machte sie sich mit ihrer demonstrativen Wortspielerei gewaltig breit, wenn auch nicht auf so unbeschreiden-tolle Weise wie heutzutage. Die Bemerkungen, die damals paßten, passen heute noch ungleich besser. Sie mögen daher mitsammt der Äußerung, durch welche sie veranlaßt wurden, hier ihren Platz finden. Gans äußert sich über Preußen wie folgt:

„Es ist in der neuesten Zeit so viel Phantastisches und Überschwengliches über den preußischen Staat gesagt worden, daß man fast eine Scheu haben sollte, in philosophischer Weise von demselben zu sprechen. Gleichwol läßt sich diese Forderung nicht beseitigen, weil man sonst nicht darstellen kann, was das Landrecht sei. Der preußische Staat verdankt seine Entstehung einer nicht mehr unmittelbaren Zeit, sondern einer solchen, wo die Staaten ihre feste Stellung und historische Gestalt schon eingenommen hatten. Er gehört somit ganz der neuern Geschichte an, und hat keine Erinnerung, die ihn mit dem Mittelalter in Verbindung brächte. Es gibt in Preußen kein anderes ancien régime als die Zeit, in welcher es noch nicht war, weswegen denn die sogenannten Anhänger des Alten bei

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 264—266 und Nr. 293—294 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

uns nicht etwa auf Friedrich den Großen und seine Zeit, welche ihnen selbst schon als neuerungssüchtig, und mit Recht, erscheint, sondern auf die provinziellen Bestandtheile hinweisen, die freilich schon vor dem preußischen Staate da waren. Ein Staat, so plötzlich hingeworfen, ohne in vorangegangenen convulsivischen leiblichen und historischen Wehen seine Begründung gefunden zu haben, ist nothwendig ein Staat des Gedankens und der Intelligenz. Wie der preußische Staat ein von dem Genie zweier Männer gemachter ist, ohne gerade erobernder Staat genannt werden zu können, so entbehrt er auch einer in bestimmte Grenzen eingeschlossener Ausdehnung, die andere Staaten ihrer Individualität zufolge nothwendig haben müssen, und wie der Gedanke seine räumliche Ausdehnung sich selbst zulegt, und nicht von dieser als einer ursprünglichen ausgeht, so läßt sich keine andere Beschränkung in dieser Beziehung absehen als die in dem Gange der Gedankenentwickelung selbst liegt. Es ist mir bisweilen vorgekommen, daß man den preußischen Staat dadurch herabzusetzen glaubte, indem man ihm die Natürlichkeit absprach und ihn einen Begriff nannte. Die Herabsetzenden wußten nicht, welche Ehre sie ihm zukommen ließen, indem sie ihn so zum Begriffe erhoben. Wir wollen auch nichts Anderes sagen als daß der preußische Staat ein Begriff sei, der sich aber seine Realität selbst zu geben versteht."

„Was der preußische Staat ist, geht aus dem eben Angedeuteten klar genug hervor. Der neuen Geschichte allein angehörig, ist die Intelligenz nicht erst sein saurer Erwerb, sondern sein Erbtheil. Er kann nicht anders als intelligent sein. Auf keine angeborene, physische und nationelle Grundlage sich stützend, muß er stets eins sein mit seiner Zeit. Die Interessen und Gedanken derselben, er mag sie nun aufstellen oder aufnehmen, sind die seinigen; sie bekämpfen oder sich gegen dieselben sperren, hieße einen Selbstmord an dem eigenen Lebensprincip begehen. Preußen ist mit einem Worte das neue Deutschland, wie es sich von der alten, schwerfälligen und zuletzt nichtssagenden Form, von Kaiser und Reich endlich losgesagt. Diese Form war um so unwahrer, als Deutschland wesentlich protestantisch ist, und der Katholicismus, statt wie im Westfälischen Frieden Toleranz zu gewähren, jetzt selbst das tolerirte, das heißt untergeordnete Moment ist, wenn von Deutschlands geistiger Bedeutung gesprochen wird. Seit der Reformation ist ein Suchen nach einem Staate begriffen gewesen, den es dem Principe nach, das heißt als evangelisches, darstellte. Das plötzliche Erscheinen Preußens in der Reihe der Staaten ist nichts als die Erfüllung unserer Foderung. Mit diesem Auftreten ist die schon morsche Existenz von Kaiser und Reich gebrochen, wie sehr auch nach dem Anschein Preußen selbst dazu gehört. Wenn neuerlich von Liebhabern der alten Reichsverfassung und ihrer ehrwürdigen Schlechtigkeit fast darüber geklagt worden ist, daß Preußen einen für sich selbständigen, und Kaiser und Reich entgegengesetzten Gang eingeschlagen habe, so sollte hier nur daran erinnert werden, daß dies die ganze Aufgabe des preußischen Staats von seinem Entstehen an war, daß die Geschichte Friedrich's des Großen nichts als die siegreiche Verwirklichung dieses Gedankens ist, und daß die Zeit hoffentlich nicht mehr fern liegt, wo, was schon theilweise sich hervorthut, die Identität Preußens und Deutschlands als in der Entwickelung nothwendig begründet angesehen werden muß."

Daß diese Worte viel Wahres enthalten, wer möchte es leugnen? Mit der eigentlichen Tendenz dieser Worte, mit Dem, was Gans eigentlich damit sagen und bezwecken will, stimmen wir völlig überein. Aber unangenehm berührt uns hier wieder die Manie der Hegel'schen Schule, die alles lebendige, concrete, individuelle Leben auf die äußerste Spitze eines todten, abstracten, allgemeinen Begriffs sich zu treiben bemüht. Irren wir nicht, so ist es eben Hegel, der deutlich nachgewiesen, wie jeder bis auf die Spitze getriebene Begriff zuletzt unwahr wird und daher in seinen Gegensatz umschlagen muß, und doch scheint Niemand dieser Wahrheit bei ihrem literarischen und sogenannten wissenschaftlichen Treiben weniger eingedenk zu sein als eben seine jetzige Schule.

Preußen wäre hier also weiter nichts als der Begriff der Intelligenz? sowie z. B. Friedrich der Große weiter nichts als der Begriff der Intelligenz auf dem Throne? Ich aber sage euch, Preußen ist weiter nichts als der Begriff Preußen, und Friedrich ist der Begriff Friedrich. Glaubt mir, Friedrich's blaue Augen, sein dreieckter Hut, seine Schnupftabacksdose, seine Flöte u. s. w. sie gehören so gut zu seiner Wesenheit wie sein „Anti-Machiavell" und seine mittelmäßigen Verse, wie seine Schlacht bei Leuthen, und sein heiliges, strenges Pflichtgefühl. Wenn man diese Hegelianer walten ließe, so würden zuletzt alle Namen, alle Gestalten, alle lebendigen, individuellen, großen Erscheinungen aus der Geschichte vernichtet werden und wir würden nur abstracte Begriffe dafür erhalten. Der alte Ziethen, gewiß eine nationale Erinnerung, würde nur in das Princip der persönlichen Tapferkeit aufgelöst werden, der Vater Friedrich's des Großen in das Princip der strengen Ordnung u. s. w. Ich möchte einmal solchen Hegel'schen Husarenobersten vor dem Angriffe seine Husaren haranguiren hören: „Meine Freunde (oder vielmehr, mein Begriff), denkt an den Begriff der persönlichen Tapferkeit." Die Kerle würden sonder Zweifel bei dieser philosophischen Anrede in eine wahre Kampfeswuth gerathen.

Je reicher und bedeutender ein Menschenleben werden soll, desto mehr Entwickelungsphasen muß es haben, aus deste mehr Erfahrungen, Erinnerungen, Gegenständen, Bildern, Empfindungen, Leiden und Freuden, Irrthümern und Wahrheiten, Kämpfen und Strebungen u. s. w. muß es sich gebildet haben. Das nennt man seine Geschichte. Ohne bedeutende Geschichte kein bedeutender Charakter, kein bedeutender Mensch. Ganz Dasselbe ist es mit einem Staate. Einem Staate seine Geschichte absprechen, heißt ihn zu einer moralischen Nichtigkeit machen oder ihn mit einem unreifen Kinde vergleichen. Nun wollen wir gern zugeben, daß Preußen noch ein junger Staat ist, ein vorwärtsstrebender, ein sich entwickelnder, der noch mehr in der Zukunft wie in der Vergangenheit zu leben hat; aber er hat doch schon eine Vergangenheit, eine schöne bedeutsame Vergangenheit, in der die Bürgschaft einer noch schönern Zukunft liegt, und die Leiden und Freuden und die großartigen Gestalten derselben soll es in lebendiger Erinnerung halten, mit Pietät hegen und pflegen, statt sie durch arroganten, pietätlosen Formalismus, den man Philosophie zu nennen beliebt, sich abzutödten, um für immer damit fertig werden zu wollen. Einem Staate aber auch selbst für alle Zukunft eine Geschichte absprechen zu wollen, wie Gans hier thut, zu sagen: „Alle deine Thaten, dein Ringen, alle deine großen Männer, dein ganzer Entwickelungsproceß, alle bedeutenden Momente deiner Vergangenheit werden sich nie mit deinem ganzen Charakter verschmelzen; es werden sich nie sittliche Gewohnheiten, leichtes, lebendiges Handeln u. s. w. aus ihnen bilden" — das heißt ihm das Todesurtheil sprechen.

Gans hat das Alles nicht sagen wollen; er hat nur gemeint, daß das eigentliche Preußenthum sich seit kürzerer Zeit datire und mit dem Mittelalter in weniger wesentlich-moralischem Zusammenhange stehe wie manches andere Staatsleben, daß es daher ein falsches Bestreben sei, ihm eine mittelalterliche Grundlage einimpfen zu wollen, die es nicht hätte. Aber das ist das Unglück bei dieser Hegel'schen Schule, daß sie Alles falsch sagt, was sie sagen will, sobald sie sich auf dem Gebiete der Wirklichkeit, des concreten Lebens bewegt. Sie sagt immer zu viel oder immer zu wenig. Alles will sie vereinfachen, auch das Mannichfaltigste; Alles in eine Form gießen, auch das für den Augenblick Formloseste; Alles zum Allgemeinen machen, auch das Besonderste. Auf diese Weise verdirbt sie unsere Sprache und zerstört die reiche Anschauungsweise einer unendlich reichen Lebens.

Der Mensch ist ein bewußt-unbewußtes Wesen, der Staat

Digitized by Google

ist ein bewußt-unbewußtes Wesen. Unser unbewußtes Fühlen und Handeln zum Bewußtsein zu erheben oder — wie sie es nennen — zum Begriffe, den ewigen Regeln der Weltregierung darin nachzuforschen und sie darin zu erkennen, diesen rastlosen Drang des menschlichen Geistes, den wir Philosophiren nennen, wer wollte seine Nothwendigkeit verkennen? Aber es scheint uns, als wenn viele Hegelianer in ihrem praktischen Treiben nun wirklich darauf ausgingen, alles Unbewußte in Menschen zu zerstören, und ihn zu einem blos bewußten Wesen zu machen, zu einem Unding. Und doch ist das Unbewußte in uns oft gerade das Schönste und Beste, das Wahrste und Ursprünglichste, während das scheinbar Bewußte häufig und zumal bei ihnen nur etwas sehr Unwahres und Gemachtes ist. Die beiden Pole sollen in einem tüchtigen Menschenleben sich harmonisch durchdringen, aber der eine soll den andern nicht aufheben; sie sollen in freudiger Wechselwirkung sich gegenseitig anspannen und bereichern, sodaß Derjenige, der das meiste Bewußtsein in sich hat, auch das meiste Unbewußte in sich trägt. Sie verhalten sich wie Form und Inhalt, eine Gestaltung ohne Stoff, ein Leben ohne Liebe, ein Begriff ohne Geschichte ist etwas Undenkbares. Und doch scheinen die meisten Jungheglianer danach hinzustreben.

Liebe, Freundschaft, Vaterlandsliebe, Ehrfurcht, Religion, alles Das sind Dinge, die in tausendfachen einzelnen Momenten durchempfunden und erlebt sein wollen. Ein Junghegelianer aber gibt sich nicht die Mühe, sie zu erleben, er erhebt sich flugs zum „Begriffe" und ist damit fertig. Gibt es etwas Ekelhafteres als einen jungen Menschen von 20 Jahren, der, statt seiner Geliebten ein Ständchen zu bringen oder sich mit seinem Gegner zu schlagen u. s. w., das ganze Menschenleben sich schon nach Hegel'schen Formen zurechtmacht und zurechtknetet, mit altklugen und pietätlosen Urtheilen über Alles abspricht, allen Dingen mit der höchsten Sicherheit schon ihren Platz anweist, sodaß es gar nicht anders sein kann? Und solche Leute haben wir genug. Wie alt mag z. B. Professor Bayrhofer gewesen sein, als er in seiner ersten Schrift Gottes schöne Welt mit seinem „Begriff" maltraitirte?

Die höchste Verachtung gegen alles Individuelle charakterisirt ebenfalls dieses neue, unphilosophische Treiben. Da ist kein großes, schönes Menschenleben in der ganzen Geschichte, auf das sie nicht hochmüthig herabblicken, sobald irgend eine That oder Ansicht mit ihrer armseligen Altklugheit nicht übereinstimmt. „Wir sind darüber weg", das ist ihr Kunstausdruck. Über die frühere Philosophie, über einen Spinoza, Leibnitz, Kant sind sie weg; aber auch über einen Lykurg, über einen Brutus, über einen Gustav Adolf, über einen Friedrich und Stein sind sie weg; ja zuletzt sind sie auch über einen Homer, Shakspeare und Goethe hinweg. Die Liebe eines Petrarca, die That eines Winkelried, sie sind darüber; sie kennen nur Eins, was sie verehren oder sich einbilden zu verehren, den „Begriff". Ein solcher Hegelianer kann weder lieben noch fechten, noch sonst im entscheidenden Augenblicke handeln, oder wenn er es kann, so muß er zuerst seinen „Begriff" für den Augenblick vergessen.

Doch genug von diesen Anekdotenjägern; das zufällige Lesen jener Äußerung von Gans hat uns weiter geführt als wir wollten.

Diese vor acht Jahren niedergeschriebenen Worte finden noch heutzutage ihre Anwendung. Oder vielmehr das Unwesen hat sich seit der Zeit erst recht entwickelt und **ist erst recht zu Tage gekommen. Die Unfähigkeit unserer jungen Leute, die Totalität eines ganzen vollen Menschenlebens aufzufassen und zu erkennen, hat sich immer mehr documentirt. Von Hegel sind sie freilich abgefallen, aber die falsche Methode Hegel's, der das Leben in lauter Abstractionen auflösen wollte, haben sie nicht nur beibehalten, sondern bis auf eine äußerste, einseitige Spitze getrieben.** Hegel ließ doch wenigstens abstracte Gegensätze gegeneinander operiren, und wenn es ihm auch nicht gelang, durch die Heraushebung solcher einzelnen kahlen Gegensätze den Gesammtinhalt einer Geschichtsperiode, die wie alles Lebendige nicht aus wenigen, sondern aus unzähligen, durcheinanderlaufenden, sich durchdringenden, sich anziehenden und wieder abstoßenden Gegensätzen besteht, vollständig zu erklären, so erkannte er doch wenigstens sowol die Berechtigung als auch die absolute Nothwendigkeit des Gegensatzes an und wies immer darauf zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte, nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung, von Fr. M. Oertel. Leipzig, Brockhaus. 1845. Quer-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von jeher haben es die Deutschen allen andern Völkern durch ihre Leistungen im Gebiete der Genealogie zuvorgethan; dieser Ruhm ist zwar klein, aber unbestritten. Wenn aber die Genealogie heutzutage und schon seit geraumer Zeit selbst in Deutschland lange nicht mehr so viel Freunde zählt als ehedem und daher die jährliche, ja schon die öfter wiederholte Herausgabe eines genealogischen Staatshandbuchs, wie das Bartenstrapp'sche und das Krebel'sche waren — von denen jenes von 1742—1805 regelmäßig jährlich erschien, letzteres aber seit 1795 unter dem Titel „Jetzt herrschendes Europa" von Spieß, von 1792—93 von Krebel jährlich, später bis 1800 von Jacobi alle zwei Jahre herausgegeben wurde —, beinahe zur Unmöglichkeit geworden ist, so hat man den Grund dieser Erscheinung nicht weit zu suchen. Er liegt lediglich in der völlig veränderten Richtung, welche den politischen Ideen durch die französische Revolution und deren Folgen ertheilt worden ist, und in dem verminderten Werthe, den das lebende Geschlecht auf die Legitimität und die Familienverhältnisse der Herrschenden legt. Als historische Hülfswissenschaft wird und muß aber die Genealogie immer in Ehren bleiben, und darum muß das Erscheinen eines so werkmäßig eingerichteten genealogischen Werks wie das vorliegende mit Beifall begrüßt werden.

Genealogische Tafeln, welche die Verwandtschaftsverhältnisse durch Stammbäume darstellen, haben vor genealogischen Hand- und Taschenbüchern im Allgemeinen den Vorzug ungleich größerer Übersichtlichkeit. Dazu kommt, daß die letztern in der Regel nur die noch lebenden Glieder der fürstlichen Familien aufführen, oder doch die verstorbenen nur insofern, als sie mit den lebenden nahe verwandt waren, keineswegs aber weit in die Vergangenheit zurückgehen. Der „Gothaische genealogische Hofkalender", der fast in ganz Europa als Orakel für genealogische Fragen gilt, beschränkt sich lediglich auf die Lebenden, während das Gotthaische „Genealogische Taschenbuch" von den in der neuern Zeit Verstorbenen wenigstens diejenigen anführt, die in irgend einer Hinsicht — namentlich als Ältern und Kinder von Chef jedes Hauses — bemerkenswerth sind, ein Verfahren, das gewiß den Vorzug verdient; erst seit etwa 20 Jahren, seit dem Jahre 1824, gibt der gedachte Hofkalender am Schlusse seines genealogischen Theils wenigstens einen Nekrolog, ein Verzeichniß der seit der Ausgabe des Almanachs auf das vorige Jahr bekannt gewordenen Todesfälle, während in allen frühern Jahrgängen die Verstorbenen einfach weggelassen wurden und so spurlos verschwanden. In den vorliegenden Tafeln sind — wie in Barrentrapp's Staatshandbuch, welches der Verf. vorzugsweise benutzt zu haben scheint, besonders den letzten Jahrgang für 1845 — mit großer Genauigkeit auch sämmtliche verstorbene Glieder der behandelten

Digitized by Google

Fürstenhäuser aufgeführt, selbst die todtgeborenen oder doch bald nach ihrer Geburt bereits wieder verstorbenen nicht ausgenommen. Freilich mag diese Vollständigkeit gar Manchem übertrieben und die Aufzählung solcher fürstlichen Sprößlinge geradezu lächerlich scheinen, ohne Zweifel wird sie aber in den Augen Vieler das Verdienst des Buchs erhöhen. Ref. ist gleichfalls der Meinung, daß in derartigen Arbeiten die Genauigkeit und Vollständigkeit gar nicht weit genug getrieben werden kann; eine absolute Genauigkeit kann ohnehin auch hier nicht erreicht werden und selbst den angestrengtesten Bemühungen ist es nicht möglich, alle Lücken auszufüllen und alle Fehler zu vermeiden.

Über den Umfang der Tabellen läßt der Titel einigermaßen in Zweifel, da er nur die germanischen und slawischen Völker nennt. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wären die romanischen Völker ausgeschlossen; unter germanischen Völkern versteht der Verf. alle europäischen mit Ausnahme der slawischen und der Türken. Besser hätte der Verf. wol gethan, nur im Allgemeinen die europäischen Völker zu nennen, von denen freilich die Türken, und wol mit Recht, weggelassen sind, was jedoch auch von den Schweizern gilt, die zu keiner genealogischen Tafel Veranlassung gaben. Von nichteuropäischen Völkern und Staaten sind nur Brasilien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgenommen; während aber die in Brasilien herrschende Dynastie schon als Zweig der in Portugal regiegenden nicht fehlen durfte, sieht man nicht recht ein, wie die Liste der nordamerikanischen Präsidenten, so willkommen sie einem großen Theile der Käufer sein wird, in eine Sammlung genealogischer Tafeln paßt. Dasselbe gilt streng genommen auch von dem Verzeichniß der Päpste seit 1800, die doch durch keinen Stammbaum miteinander zusammenhängen.

Da der Verf. sich nicht auf die Darstellung der Gegenwart beschränken wollte, so hat er, der Zeitangabe auf dem Titel gemäß, alle monarchischen Staaten, die im 19. Jahrhunderte in Europa, mit Ausnahme der Türkei, existirt haben, nebst ihren Regentenhäusern in seine Sammlung aufgenommen; man findet daher außer den noch jetzt souverainen Häusern auch die längst mediatisirten Häuser Arenberg, Isenburg-Birstein, Leyen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg und die Napoleon'schen Häuser, resp. Staaten Berg, Guastalla, Holland, Italien (und Leuchtenberg), Lucca und Piombino, Neapel und Westfalen. Um vollständig zu sein, hätte der Verf. auch das zum Rheinbunde gehörige Großherzogthum Frankfurt nicht mit Stillschweigen übergehen sollen und auch das so gut als völlig souveraine Fürstenthum Monaco hatte nicht geringen Anspruch auf einen Platz. Übrigens ist überall auch die Genealogie der Nebenlinien der einzelnen Häuser tabellarisch dargestellt, mit einiger Ausnahme der gräflich oder erbherrlich lippischen Linien, Lippe-Biesterfeld und Lippe-Weißenfeld, die doch so gut als die gräfliche Linie des Hauses Waldeck und die gräflichen Linien des Hauses Reuß Aufnahme verdient hätten.

In der Darstellung der einzelnen Häuser hat sich der Verf. übrigens nicht streng auf das 19. Jahrhundert beschränkt, sondern ist größtentheils viel weiter, zum Theil sogar bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgegangen. Freilich wäre zu wünschen, daß er dabei mit mehr Consequenz zu Werke gegangen und wo möglich — sofern nämlich das gewählte sehr passende, aber bei großer Breite nur geringe Höhe darbietende Format es gestattete — überall von dem im J. 1759 regierenden Souverain ausgegangen wäre. Während dies bei vielen minder wichtigen Häusern wirklich geschehen ist, z. B. den vier anhaltinischen Linien, den noch jetzt blühenden und Anhalt-Bernburg-Schaumburg (denn Anhalt-Zerbst fehlt), Hohenzollern-Hechingen, Lippe-Detmold, Reuß-Greiz, Reuß-Ebersdorf, Waldeck, ferner bei Baden, Braunschweig und Nassau, ist gerade bei mehren der mächtigsten Dynastien viel später angefangen worden, z. B. bei Östreich 1790, bei Preußen 1786, bei Rußland 1796, sodaß leider Joseph II., Friedrich II. und Katharina II. fehlen; ferner bei Spanien 1788, bei Würtemberg 1795 u. s. w., wo die hier genannten Jahreszahlen den Regierungsantritt des ersten aufgeführten Fürsten bezeichnen. In allen diesen Fällen läßt sich freilich dem Verf. insofern kein Vorwurf daraus machen, als der Titel ausdrücklich nur vom 19. Jahrhundert spricht, aber in zwei Fällen ist ein solcher wirklich begründet, bei Oldenburg, wo mit dem J. 1823, und bei Portugal, wo mit dem J. 1816 begonnen ist. In diesen beiden Fällen wäre also jedenfalls etwas weiter auszuholen gewesen, was bei Oldenburg den Vortheil gewährt hätte, sämmtliche Regenten dieses Landes seit Begründung des Herzogthums als eines besondern Staats in einer Stammtafel darzustellen.

Einen werthvollen Theil des Buchs bildet die genealogisch-statistische Einleitung, welche über die gesammten Verhältnisse der in den Tabellen aufgeführten Dynastien und die Entstehung und allmälige Veränderung der von ihnen regierten Staaten eine bei aller Kürze möglichst vollständige Auskunft gibt. Ganz consequent ist sich aber der Verf. darin nicht geblieben, denn während er z. B. bei Preußen und Rußland genau angibt, in welchen Jahren die einzelnen Theile einer jeden Monarchie mit derselben vereinigt worden seien, sucht man bei Östreich eine solche Angabe vergebens. Nur die einzelnen Provinzen, aus denen der deutsche Theil der Monarchie besteht, werden hier und zwar folgendermaßen aufgeführt: „Östreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Feiaul, Triest, Trient, Briren, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Böhmen, Schlesien und Mähren." Wenn hier Trient und Briren als ehemalige Bisthümer mit weltlichem Gebiet besonders aufgeführt sind, so hätte dasselbe auch hinsichtlich vieler andern in Baiern u. s. w. geschehen sollen.

Um das Buch immer auf dem Laufenden zu erhalten, sollen Nachträge und Erweiterungen der Einleitung und der Tafeln, wie das Fortschreiten der Zeit und die in ihr eintretenden Familien- und Staatsveränderungen sie nöthig machen, jährlich in einem zu Anfange jedes Jahres erscheinenden Jahresberichte von einigen Bogen zusammengefaßt werden. Besser wäre es jedenfalls, wenn das Buch jährlich oder doch alle zwei Jahre ganz neu erscheinen könnte, sofern die Verlagshandlung durch hinreichenden Absatz dazu in den Stand gesetzt werden sollte. Die geschmackvolle Ausstattung des bei aller Reichhaltigkeit sehr compendiösen Werks darf schließlich nicht unerwähnt bleiben.

66.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist fortwährend zu beziehen:

Dr. Eduin Bauer's

Allgemeine Predigtsammlung

aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Drei Theile.

I. Evangelienpredigten. — II. Epistelpredigten — III. Predigten über freie Texte.

Gr. 8. 1841—44. Jeder Theil 2 Thlr.

Der Herr Herausgeber (gegenwärtig Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Dresden) wußte durch eine zweckmäßige Auswahl diese Predigtsammlung zu einem wahren Hausschatz zu machen, der als ein zeitgemäßes, den religiösen Fortschritten entsprechendes Werk empfohlen werden kann und in keiner Familie fehlen sollte.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 329. — 25. November 1845.

Sylvester Jordan.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 328.)

Unsere heutigen jungen Philosophen und Kritiker aber haben die Sachen noch mehr vereinfacht. Sie greifen statt mindestens zweier Begriffe, wie Hegel, nur immer einen einzigen heraus, und erklären diesen für den einzig wesentlichen Inhalt irgend einer Periode oder einer Individualität. Alle übrigen Erscheinungen, die damit verbunden sind, halten sie für eine Inconsequenz. Alle organischen Mischungsverhältnisse, auf welchen doch das ganze Sein und Leben alles Geschaffenen beruht, sind ihnen weiter nichts als Inconsequenzen. Wenn die ganze Pflanzenwelt z. B. aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff besteht, und wenn aus dem verschiedenen chemischen Mischungsverhältnisse dieser drei Stoffe die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der einzelnen Producte desselben auf wunderbare Weise hervorgeht, sodaß hier ein Apfel und bei der leisesten Veränderung des Verhältnisses ein Giftschwamm oder ein Farrenkraut sich bildet, so wollen sie als Wesentliches immer nur ein Einfaches anerkennen. Daß der Apfel neben dem Sauerstoffe auch noch Kohlenstoff und Wasserstoff enthält, ist nach ihnen durchaus inconsequent; sein eigentliches Wesen ist der Sauerstoff, und es ist ein Fehler von ihm, wenn er sich seines Wasserstoffs und Kohlenstoffs nicht schleunigst entledigt. Dieses ist in der That ihr Verfahren; freilich nicht auf dem Felde der Naturbetrachtung und der Naturwissenschaft, denn auf diesem finden wir sie überhaupt nicht. Die Natur ist unsern jungen heutigen Kritikern und Philosophen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, worin sie zu lesen absolut unfähig sind. Aber in der Geschichte glauben sie sich zu Hause, die halten sie vorzugsweise für ihren Beruf. Kritik der Geschichte aus ethischen und politischen Gesichtspunkten, das ist ihre Beschäftigung, in welcher sie es zu einer großen Meisterschaft gebracht zu haben glauben. Und hier eben stellt sich die lächerlich einseitige und geistlose Methode heraus, die wir eben durch ein Beispiel aus der Chemie charakterisirt haben.

Wennschon die sogenannte leblose Natur aus unzähligen primairen, secundairen u. s. w. Mischungsverhältnissen, aus Stoffen, Kräften, Formen, Farben u. s. w. zusammengesetzt ist und nur in der Totalität aller dieser verschiedenen einzelnen Eigenschaften angeschaut und erkannt werden kann, so ist ein Menschen- oder ein Völkerleben eine noch ungleich complicirtere Erscheinung, deren Wesen und Charakter aus noch unendlich feinern und nuancirtern Mischungen von einfachen und zusammengesetzten Eigenschaften besteht. Auch hier kann die Erscheinung nur in ihrer Totalität verstanden werden. Einzelne hervortretende Momente lassen sich besonders hervorheben, aber sie reichen nicht aus, um das organische Ganze vollständig zu erfassen. Im Gegentheil wird das Bild von einem Organismus dieser Art vollständig zerstört, sobald man in dieser Beziehung nicht mit Bescheidenheit und mit jenem intuitiven Takte verfährt, der freilich angeboren sein muß und durch keine einseitig logische Demonstration erlangt werden kann. Ist nun die geschichtliche Kritik dieser jungen Herren, eben wegen der altklugen, demonstrativen Weise, mittels welcher sie das Organische zerreißen und nur einen einzigen Begriff als das Wesentliche derselben sich hinzustellen bemühen, schon ziemlich wohlfeil und geistlos, so ist eine Geschichtschreibung in diesem Sinne doch völlig widerlich und unerträglich. Sie ist ebenso widersinnig, als wenn ein Maler mit einer einzigen Farbe oder mit einem bloßen Schwarz oder Weiß ein Gemälde malen, wenn ein Zeichner mit einer einzigen geraden oder krummen Linie eine organische Gestalt entwerfen wollte. Bei der Kritik politischer und socialer Zustände kann das einseitige Herausgreifen einer bestimmten Eigenschaft immer noch einen gewissen Werth haben: die Geschichtschreibung aber wird auf diese Weise zur absoluten Unmöglichkeit. Unsere jungen Herren aus der sogenannten neuern Schule haben sich daher im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit auch selten auf dieses Feld verstiegen und haben sich mit einer consequenzmachenden Kritik in dem angedeuteten Sinne begnügt; nur der hochmüthigen und unbegreiflich kurzsichtigen Rotzeit der Gebrüder Bauer war es vorbehalten, trotz ihrer totalen Unfähigkeit sich an die Darstellung zusammengesetzter historischer Zustände zu machen, und Dr. Dr. Julius ist diesem ihrem Beispiele gefolgt, indem er es unternahm, die vorliegende Biographie Jordan's anzufertigen. Hr. Dr. Julius ist

Digitized by Google

jedenfalls eine noblere und geistreichere Persönlichkeit als die Gebrüder Bauer es sind; er besitzt neben der Fähigkeit, logische Consequenzen zu machen, allerdings auch etwas von jenem ästhetischen Sinne und von jenen Gemüthseigenschaften, die den Gebrüdern Bauer gänzlich abgehen; allein es ist ihm noch nicht gelungen, diese Eigenschaften sowol in seine Lebensanschauung überhaupt als auch in seine Schriftstellerei organisch zu verweben. Sie sind ihm vielmehr zur Last und er weiß selbst nicht, wo er damit hin soll. Wahrscheinlich betrachtet er sie auch als eine bloße Inconsequenz seines Wesens und Charakters, die er sich alle Mühe gibt abzutödten und zu zerstören. Aber eben diese Beimischungen, aus denen unwillkürlich ein edlerer Wahrheitssinn hervorblickt, müssen unser Interesse an ihm anregen. Das, was er leisten will, ist durchaus verwerflich, und nur Das, was er hier und da unwillkürlich gibt, erregt einige Theilnahme. Wir halten Hrn. Dr. Julius für einen durchaus unglücklichen, kranken, zerrissenen Menschen, während die Gebrüder Bauer, seine Muster und Lehrer, weder krank, noch zerrissen, noch unglücklich sind, sondern nur über alle Maßen flach und roh.

Eigentlich hätte Hr. Dr. Julius nun in seiner Biographie Jordan's Alles Schwarz in Schwarz malen müssen; er hätte nachweisen müssen, wie Jordan in jeder Beziehung doch ein gänzlich inconsequenter Mensch sei, wenn er nämlich seiner schlechten Schule hätte getreu bleiben wollen; er hätte irgend einen beliebigen Begriff, etwa den der freien Philosophie, als Schneiderelle an diese Persönlichkeit anlegen und aller Lebensmanifestation derselben danach das Maß nehmen müssen. Er würde dann nachgewiesen haben, daß derselbe weder in seinen Handlungen noch in seinen Ansichten und Ideen es nur irgend zu jener liebenswürdigen Consequenz gebracht hätte, die den Herren Bauer so leicht wird. Aber das lag diesmal nicht in seiner Absicht; eine absolut verwerfende Kritik Jordan's wollte er nicht schreiben, weil Jordan ein Unglücklicher, ein Verfolgter war und weil derselbe in seinem dunkeln Drange wenigstens die ersten Schritte auf der Bahn jener Freiheit gemacht hatte, welche Bauer und Julius bereits vollständig durchschritten haben. Da der Verf. aber auf der andern Seite auch gänzlich unfähig war, jenes aus Mängeln und Tugenden, aus unzähligen Gegensätzen und sich widersprechenden Eigenschaften zusammengesetzte Gemälde zu liefern, wodurch ein Mensch in seiner höhern Einheit abconterfeit werden kann, da es seinem Apparate an allen Mitteltinten, seinem Pinsel an allem Vermögen, Schattirungen hervorzubringen, fehlte, so mußte er wol ein hors d'oeuvre im entgegengesetzten Sinne liefern. Da ihm das Schwarz nicht anstand, so borgte er sich aus dem Malerkasten irgend eines Enthusiasten das Weiß und überstrich damit die ganze Persönlichkeit Jordan's. So schwer es ihm geworden sein mochte, so hat er doch sein ganzes saures Wesen diesmal beiseite gelegt und hat dagegen lauter Süßigkeit und Zuckerwerk aufgetischt. Er hat Alles Licht in Licht, Glanz in Glanz gemalt; er hat seine ganze Kritik schweigen lassen, und hat uns einen gutgemeinten, aber unendlich geistlosen Panegyrikus von Jordan geliefert. Er hat wol recht, wenn er in der Vorrede diese seine Arbeit eine undankbare nennt; für ihn ist sie es gewiß gewesen und für das Publicum ist sie es ebenfalls. So etwas muß er Robert Blum überlassen oder einem andern aufrichtigen kritiklosen Parteischriftsteller, dem dergleichen wohl ansteht.

Uebrigens glauben wir, daß Jordan überhaupt noch kein Gegenstand einer Biographie sein kann. Wir halten ihn weder für bedeutend genug, noch für durchgebildet genug dazu. Sein Schicksal kann unser Interesse erregen, nicht seine Persönlichkeit. Mit den Rotteck, Welcker, Ihstein u. A. ist er nicht im entferntesten zu vergleichen. Er gehört zu den Leuten, die durchaus mehr geschoben sind als selbständig geschoben haben. Eigenthümliche Verhältnisse haben ihn auf einen Platz gestellt, den er gar nicht behaupten kann. Mit seinem Märtyrerthum hört auch seine Bedeutung auf. Wir wollen dies nicht näher motiviren, wiewol wir es wegen unserer genauern Kenntniß der Persönlichkeit wohl könnten; die Folgezeit wird es lehren. Sein Unglück verdient gewiß die höchste Theilnahme, die dadurch noch erhöht wird, daß das Schicksal ihn vorzugsweise herausgriff, um für die gute Sache zu leiden; aber als Charakter, als bedeutende menschliche Erscheinung kann er nicht wohl der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit sein.

F. von Florencourt.

Romanliteratur.

1. Tante Anna von Henriette Hanck. Eingeleitet von H. C. Andersen. Hamburg, Kittler. 1845. 8. 1 Thlr.

Der liebenswürdige Vorredner vergleicht die Art und Weise der Verf. des vorliegenden Werks mit der der so allgemein anerkannten und gelobten Frederike Bremer. Ref. muß ihm darin beistimmen. Die Tante Anna ist eine von den still entsagenden Wesen, die anstatt zu erkämpfen, an dem Liebesinhalt ihrer Jugend sich emporgearbeitet und vervollkommnet haben: die Tante Anna, welche den Gegenstand ihrer Liebe nie vergessen hatte und von demselben nie vergessen wurde, bildet den Mittelpunkt eines anmuthigen Familien- und Kinderlebens, dessen sinnige häusliche Beziehungen von dieser Tante gleichsam eine edle Richtung erhalten. Der Onkel Ludwig, welcher sie in ihrer Jugend liebte, kommt von Zeit zu Zeit von seinen Reisen wieder zu ihr zurück; ihr Einfluß auf ihn ist wohlthätig; in ihm wird die Künstlernatur in ihrer Genialität dargestellt; man versteht, daß die edle Frau sich für ihn interessiren konnte, ohne ihn zu lieben. Der Geliebte der Tante Anna hat ihre Schwester geheirathet; Mißverständniß, falscher Stolz und Anna's Edelmuth führte dieses Ereigniß herbei. Das Wiedersehen der beiden Liebenden im Alter ist sehr würdig und doch ergreifend geschildert. Als er krank wird, eilt sie ihn zu pflegen; sie steht an seinem Todtenbette und stirbt bald darauf. Die Familie, die um ihr Todtenbette steht, ist die des verheiratheten Sohnes ihres Geliebten, sie ist ihm eine zweite Mutter gewesen. Das ganze Buch hinterläßt einen angenehmen wenn auch wehmuthigen Eindruck; es ist Alles so klar, so ruhig darin; kein Streben nach großem Effect, die ganze Poesie des Familienlebens wird entfaltet und das tägliche Leben ist in seinen höhern Beziehungen aufgefaßt, wie nur edle

Digitized by Google

Menschen es auffassen können. „Tante Anna“ nimmt die innigste Theilnahme in Anspruch.

2. Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs von Robert Heller. Zwei Theile. Leipzig, Reichenbach. 1845. 8. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Ref. hat den vorliegenden Roman mit großem Vergnügen gelesen und in demselben einen der seltenen deutschen historischen Romane gefunden, wo das historische Interesse mit dem Romaninteresse gehörig ineinander verwebt ist, und nicht blos nebeneinander besteht. Das Erfundene trägt den Stempel des Gelebten und das Gelebte ist treu und lebendig gegeben. Sowol die Ereignisse des Kriegs als die feinern Fäden politischer Intriguen, welche damals spielten, sind mit einer Umsicht und Kunst dargestellt, und nehmen das Interesse des Lesers in Anspruch, ohne es dem Lauf des Romans und den auf dem Liebestheater handelnden Personen zu entziehen. Diese sind treue Charakterbilder; der Held Lieutenant Schmidt, die Heldin Mathilde Zedlau, deren Vater in Dresden als Minister eine Rolle spielt, sind so bedeutend gehalten wie es ein Liebespaar nur sein darf. Das Hauptinteresse concentrirt sich indessen der Stiftsdame Therese von Atzau zu. Sie ist das Opfer einer habsüchtigen Familie und einer noch habsüchtigern Priesterschaft; man hat sie in ihrer ersten Jugend vom Mann ihrer Liebe getrennt und in ein Kloster gezwungen; später ist es ihrem festen Willen gelungen, die Klosterbande zu lockern und sich eine theilweise Freiheit zu erringen; sie lebt in Dresden als Stiftsdame unter der Aufsicht eines Geistlichen und unter der Bedingung, sich nicht zu vermählen. Dieser Geistliche Osgualda ist ein Jesuit, und vor unsern Augen werden Fäden jesuitischen Treibens gesponnen, welche denen des „Ewigen Juden“ an die Seite zu setzen sind. Der tiefere Sinn der politischen Intriguen, wozu ein Raub von Papieren aus dem königlichen Archiv für nöthig erachtet wurde, ist nicht bestimmt angedeutet, dagegen ahnt man den Berührungseifer des heuchlerischen Priesters und das Streben, die reiche Stiftsdame, die den mächtigen Verwandten zu weit aus den Augen gerückt ist, wieder ins Stift zurückzubringen. Es wird sogar eine Entführung mit Gewalt veranstaltet, welche scheitert, durch das Einschreiten des Lieutenants Schmidt, den die Dame aus Dankbarkeit als ihren Bruder erkennt und somit den Verwandten einsetzt. Osgualda's Intriguen, solches zu verhindern, spannen das Interesse des Lesers aufs äußerste, da man jeden Augenblick ihn sieggekrönt zu sehen fürchtet. Das so oft verscherzte Vertrauen der Stiftsdame hat er wieder gewonnen, indem er gegen den Hauptmann v. Mirzach, ihren böswilligen Verwandten, der bei der drabhichigten Entführung behülflich war, auftritt; als er sie ganz sicher weiß, raubt er aus ihrer Chatoulle die Documente, welche über Schmidt's Herkommen Aufschluß geben, und seine Adoption begründen könnten. Auch soll Lieutenant Schmidt vom Feldmarschall Daun nach Kroatien versetzt werden, da man den Feldmarschall gegen ihn eingenommen und am östreichischen Hofe dahin intriguirt hat. Schmidt thut aber Wunder der Tapferkeit, und Maria Theresia ertheilt einen Cabinetsbefehl, demzufolge die Adoption noch vor sich geht, ehe die Stiftsdame stirbt, wahrscheinlich an langsamem Gift, das der Abbate ihr gereicht hat. Der Charakterschilderung der Stiftsdame ist die Hauptforzafait gewidmet. Diese starke, feste, sich selbst so klare Seele, bei dem liebedürftigen Herzen, bei dem Schmerz über eine verlorene Jugend und über ihr Altenschicksal ist stets treu gehalten; das Beginnen mit dem einfältigen Geliebten, der ihr unter ward aus Charakterschwäche, den der Zufall und nicht der Wille ihr zuführt und dessen Herz sich ihr wieder zuwendet — aus Zufall und nicht aus Treue, kann als ein ungeschmeicheltes Lebensbild gelten; daß sie seine Hand ausschlägt, nicht aus Kälte, sondern aus Klarheit des Verstandes, ist so natürlich motivirt, daß der Leser sich gewundert hätte, wäre es anders gewesen. Die Kriegsscenen, welche trefflich geschildert, dem Roman einverleibt sind, weit entfernt ihn zu hemmen, scheinen ihn durch ihren Verlauf und dessen Resultate zu fördern; die treuen Localschilderungen versetzen den Leser der Handlung so nahe, daß er zu sehen meint. Die warme Schilderung von Kleist's Tod ist selbst für den mit allen Details des scheidenden Dichterlebens Vertrauten ergreifend. Ref. konnte nicht umhin zu bedauern, daß der Verf. sein schönes Talent so lange im Journalistik zersplitterte, und sich zu freuen, daß die „Rosen“ eingegangen sind oder Heller wenigstens nicht mehr ihr Herausgeber ist, um Blumen der Literatur wie vorliegender Roman Platz zu machen.

3. Die todte Tante. Novelle. Hanover, Hahn. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine ganz unterhaltende fließende Erzählung in etwas ordinairem Stil. Ein verwaistes Kind wird vom sterbenden Mutter dem Freund vermacht, welcher es erziehen läßt. Das erwachsene Mädchen erwidert dessen Liebe, und er verlobt sich mit ihr; da stirbt eine reiche Tante, welche während ihrer Lehzeit die Nichte verleugnet, da deren Mutter nicht von vornehmer Geburt war. Weil sie ohne Testament stirbt, fällt der Nichte ein bedeutendes Vermögen zu; dieses lockt einen habsüchtigen verschuldeten Offizier, es gelingt ihm, indem er verspiegelt, daß die todte Tante mit ihm betreundet gewesen und ihm Aufträge für die Nichte gegeben, das junge Mädchen kennen zu lernen, sie mit dem Bräutigam zu entzweien und sodann heimzuführen. Die todte Tante ist zum Wendepunkt der Novelle geworden und hat auf das Schicksal der Nichte, die sie im Leben verleugnete, auch todt einen verderblichen Einfluß geübt. 46.

Zu dem Aufsatz des Hrn. Oswald Marbach über Tagesliteratur in Nr. 285—287 d. Bl.

Zu den Angriffen auf die Protestantischen Freunde vom Standpunkte der Gläubigkeit, wie in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, der Ehrlichkeit, wie durch Hrn. v. Florencourt, gesellt in jenen Nummern Hr. Oswald Marbach einen Angriff vom Standpunkte der Wissenschaftlichkeit. Ob er diesen Standpunkt wirklich inne hat, das wird er gültigen Richtern nach seinen Werke beweisen haben; daß er die Humanität, welche dem wissenschaftlichen Standpunkte eigen sein sollte, nicht hat, das beweist er durch seine Ausdrücke. „Bettelstolz, welcher sich herausnimmt, auf Bierbänken kraft seines gesunden Menschenverstandes über das Evangelium abzusprechen“, „in einer verschimmelten Bildungsstufe sitzen gebliebene Borniertheit“ — solche Ausdrücke in Verbindung setzen mit Versammlungen, welche von Hunderten und Tausenden ehrenwerther Männer auf allen Bildungsstufen gehalten werden, welche gehalten werden, weil ein geistiges Bedürfniß dazu hindrängt, und welche bei vollster Freiheit der Bewegung sich durchaus durch Anstand und Würde auszeichnen, das ist wol nicht fein. Ich wage zu hoffen, daß eine Zeit kommen werde, wo sich das deutsche Volk erinnern wird, daß solche Versammlungen in seinem Schooße möglich waren und wo diese Erinnerungen nicht blose Gedanken sein werden. Was aber das Absprechen betrifft, so haben die Protestantischen Freunde andern Richtungen niemals etwas Anderes abgesprochen als das Recht, Andere ausschließen und zu verdammen. Unser ganzes Verlangen läßt sich in die einfache Bitte zusammenfassen: Vergönnt uns, als andern christlichen Parteien, vergönnt uns die Freiheit, daß wir uns neben euch bewegen; das Reich Jesu ist groß genug für uns Alle. Laßt die besten Gründe entscheiden, wer von uns am meisten recht habe; ein anderes Vorrecht kann auf diesem Gebiete Niemand geltend machen.

Hr. Oswald Marbach scheint aber ein anderes geltend zu machen. Er spricht von Sachverständigen in Angelegenheiten des Himmelreichs; er nimmt für sie das Recht in Anspruch, welches in Bezug auf Schiffahrt und Eisenbahnen den Sach-

Digitized by Google

verständigen zugestanden wird. Ganz wohl. Aber die Religion ist Dasjenige, was ich in jeder Stunde zur Erfüllung meines Lebensberufs gebrauche und was ich mir als innerstes Eigenthum meines Gemüths angeeignet haben muß, wenn es Werth haben soll. Darum muß der Mensch auf jeder Bildungsstufe nach eigener religiöser Überzeugung trachten, und weil das seine Pflicht ist, so muß auch die Kraft in ihm sein, diese Pflicht zu erfüllen. Ganz recht sagt Hr. Oswald Marbach: Sind die Theologen und die Philosophen nicht die Sachverständigen, so legt selbst die Hand an, aber nicht eher, als bis ihr durch Fleiß und Ausdauer zu einer Erkenntniß gekommen seid, die euch noch fehlt. Dies Handanlegen ist es eben, was sich die Protestantischen Freunde zur Aufgabe gestellt haben; daß ihnen dazu nichts mehr als die wichtigsten Bedingungen für solche Arbeit fehlen sollen, das ist wieder eine von den Behauptungen, die ziemlich absprechend klingen.

Aber daß die Protestantischen Freunde sich dabei des gesunden Menschenverstandes bedienen, das ist ein Umstand, der Hrn. Oswald Marbach's Unwillen im höchsten Grade reizt, denn dem gesunden Menschenverstande sagt er „erbärmliche Richtigkeit" nach. Wir sind anderer Meinung. Wir sind der Meinung, daß Christus sich an nichts lieber als an den gesunden Menschenverstand wendete. Wir sind der Meinung, daß der gesunde Menschenverstand unserer Zeit bereits alle wahren Elemente des Christenthums in sich aufgenommen hat und nur gegen die Zuthaten, welche aus dem „gesunden Menschenverstande" früherer Bildungsstufen, mehr aber noch aus der Gelehrsamkeit und der Priesterherrschsucht vergangener Zeiten hinzugekommen sind, sich mit Entschiedenheit wehrt. Wir sehen dabei aus der Bibel, daß Jesus gerade den Volksverstand für das Verständniß des Evangeliums berufen erklärte, während er auf „die Weisen und Klugen dieser Welt" nicht eben gut zu sprechen war. Ich insbesondere behaupte, daß es für die großen wie für die kleinen Aufgaben des Lebens nichts Vortrefflicheres gibt als den gesunden Menschenverstand, vorausgesetzt nur das Eine, daß derselbe ist, was allem Menschlichen durchaus zu sein geziemt, demüthig, daß er also niemals abschließt, sondern sich stets für bessere Belehrung offen erhält. So haben sich aber die Protestantischen Freunde stets erwiesen.

Ich liebe nicht diese Plänkeleien in öffentlichen Blättern, Hr. Oswald Marbach muß mir selbst das Zeugniß geben, daß er durch seine Art, wie er vor dem Publicum d. Bl., einem Publicum, dessen Urtheil mir wahrlich nicht gleichgültig sein kann, uns angegriffen hat, mich zu einer Entgegnung herausforderte. Aber wahrlich, es handelt sich hier um Größeres! es handelt sich um ein tiefes heiliges Bedürfniß unserer Zeit! Ich reiche Hrn. Oswald Marbach die Hand in der Überzeugung, daß ich in wichtigen Punkten mit ihm einig bin. Er selbst bekennt, daß das Princip des Rationalismus dasjenige aller denkenden Menschen sei. Er ist weit entfernt von blinder Bibelverehrung und die Wunder der Bibel sind ihm von leichtem Gewicht; wie er sich auch keineswegs zur alten Genugthuungslehre bekennt. Er ist gewiß mit mir überzeugt, daß es die Aufgabe aller Wackern dieser Zeit ist, dem Reiche Jesu für seine Entwickelung volle Freiheit zu erstreiten. Er gönnt gewiß mit mir der Christenheit eine endliche Einigung mittels der Grundgedanken Jesu, nachdem sie sich bis auf diesen Tag so kläglich hat zerspalten sehen müssen, oft um wahrer Richtigkeiten willen. Auf den tüchtigen Sinn unsers Volks möchte ich ihn bitten, mehr als ich es wenigstens aus seinem Aufsatze wahrnehme, sein Auge zu richten; ich meine, daß er dort nicht minder, wie bei Schleiermacher in seiner Art, nicht selten eine gedankenvolle Auffassung des Christenthums, ein richtiges Verständniß des Heilandes finden werde. Das Christenthum ist darum die Weltreligion, weil es Allen Alles sein will und sein kann. Arbeite Jeder auf diesem schönen Gebiete, je nachdem es ihm gegeben ist, verachte Keiner den Andern, lerne Einer vom Andern, der gesunde Menschenverstand von der Wissenschaft und umgekehrt. Wenn es aber gilt, die goldene Freiheit zu wahren, da lasset uns Alle einig sein!

Uhlich in Magdeburg.

Schlußwort.

Wer aus Höflichkeit schwarz weiß oder weiß schwarz nennt, ist nicht human, sondern dumm oder perfid. Die Wissenschaft am wenigsten fodert solche läppische Maulmacherei, sie fodert rücksichtsloses Aussprechen des als wahr Erkannten. Die echte Humanität besteht darin, daß man den Gegner nicht mit Aufforderung zu Gewaltmaßregeln, sondern mit Gründen bekämpfe, daß man ihm nicht seine persönlichen Schwachheiten oder Fehler vorrücke und daraus den falschen Schluß ableite, daß die von ihm ausgesprochene Überzeugung nichts tauge, daß man ihn nicht durch falsche Insinuationen um die Achtung des Publicums bringe, um dieses für die von ihm vorgebrachten Gründe unzugänglich zu machen. Hiernach prüfe man meine Polemik gegen die Protestantischen Freunde. Ich habe wissenschaftlich darzuthun gesucht, daß ihre Richtung weder religiös noch philosophisch sich rechtfertigen lasse, alle harten Ausdrücke, die ich gegen sie gebraucht (so namentlich das Wort „Bettelstolz"), habe ich objectiv gerechtfertigt, aber ich habe ausdrücklich von allen Gewaltmaßregeln gegen sie abgerathen, habe hingewiesen auf die historische Berechtigung derselben, sowie auf die Früchte, welche ihr Treiben der Zukunft tragen werde, habe nirgend ihre Persönlichkeiten in ein nachtheiliges Licht gesetzt. Nicht ich also bin inhuman gegen die Protestantischen Freunde aufgetreten. Was speciell den Ausdruck „rationalistische Bierstube" betrifft, so wird er durch die Thatsache, daß sich die Protestantischen Freunde in Locälen, wo Bier ausgeschenkt wird gerechtfertigt. Ich habe damit nur eine von ihnen begangene Unziemlichkeit bezeichnet, aber aus dieser keinen Grund gegen ihre Sache abgeleitet. Im Gegentheil, ich habe energisch für die „rationalistische Bierstube" gegen den „Hengstenberg'schen Schafstall" mich erklärt. Der heilige Geist Gottes läßt sich überall finden, wo er redlich gesucht wird, auch in Bierstuben; nicht Gottes, nur des Menschen unwürdig ist es, Gott zu suchen an Orten, welche dem groben Sinnengenusse gewidmet sind.

Wohl aber hat sich Hr. Uhlich in seiner Entgegnung gegen mich der Inhumanität schuldig gemacht, indem er mir, die Prüfung meiner Wissenschaftlichkeit umgehend, fälschlich Mißachtung des Volks schuldgibt, um mich unpopulair, meine Polemik unfruchtbar zu machen. Das Publicum entscheide, wer von uns das Volk höher achte, Uhlich oder ich. Uhlich sagt: „Man finde beim Volke in seiner Art nicht selten eine gedankenvolle Auffassung der Religion." Ich habe gesagt: „Der Geist Gottes ist auch heute noch unter seinen Menschen und wird bei ihnen bleiben ewiglich. Lasset das Volk nur suchen auf seine Weise, es ist nicht gottverlassen und wird den rechten Weg schon finden, wenn es auch eine Weile irregeht."

Persönlich tritt Hr. Uhlich an mich heran und reicht mir die Hand. Ich ergreife sie gern und sage: Es ist eine heilige Sache, um die wir Menschen dieser Zeit miteinander streiten, lassen Sie uns dieselbe nicht durch Einmischung unreiner Persönlichkeit entwürdigen. Ja, wir sind einig darüber, daß es sich heute darum handelt, daß die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit, daß das Christenthum eine Wahrheit werde; aber wir streiten darüber, wie dies geschehen solle. Sie suchen die Wahrheit in der Entleerung, ich in der Erfüllung; wer von uns recht hat, das wird die Geschichte lehren, der in seiner Menschheit lebendige Gottesgeist, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde. Um diese Anerkennung wollen wir kämpfen mit den blanken Waffen des Geistes, mit Gedanken, nicht mit Complimenten und nicht mit Verketzerung weder bei den Mächtigen dieser Welt, noch bei dem Volke, welches der Gewaltsamste unter den Gewaltigen ist. Nicht die Gewalt soll diesen Zwist entscheiden, sondern die aus Erkenntniß erwachsende Überzeugung des deutschen Volks.

Oswald Marbach.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 330. —— 26. November 1845.

Erinnerungen aus dem Leben des Archäologen Peter Oluf Bröndsted. *)

Es war als eine besondere Fügung Gottes anzusehen, daß P. O. Bröndsted (geb. aus einer achtbaren Predigerfamilie in Aarhuus-Stift 17. Nov. 1780) zum Jugendlehrer eine so ausgezeichnete Persönlichkeit fand als der auch in Deutschland (durch seine vindiciae der Rede für den Marcellus, gegen F. A. Wolf, 1803) rühmlichst bekannten Philologen Oluf Worm, Prof. und Rector am Gymnasium zu Horsens. Mit der Grundneigung zum Leben und zur Kunst des Alterthums legte dieser die Wurzeln einer wahren Gottesfurcht ins jugendliche Gemüth, die nachher in einem tief bewegten Leben den Mann aufrecht erhielten. Mit Worm las der vor allen Mitschülern ausgezeichnete Jüngling an erwählten Abenden den ganzen Homer, viele Bücher von Platon, Xenophon und Theoprast. Früh gewann er auch die Musik lieb, indem er bei dem kleinen russischen Hofe, der sich damals in Horsens aufhielt, das Klavier spielte. Sechzehn Jahre alt, 1796, ging er von der Universität ab. Man bewunderte seine Fertigkeit im Griechischen; man hielt seine gesellschaftlichen Talente hoch; besonders war das Haus des geschätzten Historikers, Prof. Kierulf, ein Mittelpunkt, wo er mit andern talentvollen und lebenslustigen jungen Studirenden sich versammelte. Aber auch auf die Politik warf er sich mit jugendlicher Begeisterung: ein ungemessener Bewunderer Napoleon's, besonders nach dessen Rückkehr von Ägypten und der Schlacht bei Marengo, theilte er damals ebenso in vollem Maße das tief indignirte Nationalgefühl gegen die englische Politik. Beiläufig studirte er Theologie, freilich nicht mit ganzer Seele, und bestand auch 1802 das erfoderte theologische Examen. Nun aber glaubte er um so mehr seiner Vorneigung für das classische Alterthum freien Lauf lassen zu können, als auch die äußern Umstände derselben Nahrung gaben. Als Mitglied des vom Prof. D. G. Moldenhaver errichteten pädagogischen Seminars, seinem Zweck nach einer Bildungspflanzstätte für Lehrer an den gelehrten Schulen, lernte er den jungen Georg Koes (geb. 1782) kennen, der in Halle zu F. A. Wolf's Füßen gesessen und mit großer Begeisterung an der Person wie den Ansichten dieses verehrten Meisters hing. Wolf's Begriff der Alterthumswissenschaft, unstreitig allein geeignet, derselben eine lebendige Grundlage zu geben, vereinte die Jünglinge nicht minder als treue Liebe zu der Wissenschaft überhaupt und Lust zu Unternehmungen, ihre Grenzen zu fördern: ihre Bekanntschaft wurde bald zu vertrauter, innigster Freundschaft. Abgeschlossen, im schlechten Sinne des Worts, war Bröndsted indeß so wenig wie sein Freund; er hörte 1803 mit großem Interesse Gall's Vorlesungen über die Schädellehre und bewahrte sich die dargebotene Entwickelung in reichen Excerpten und selbständiger Verarbeitung derselben. Es war überhaupt ein unvertilgbarer Grundzug in seinem schönen Charakter, die Humanitätssympathie, die einen so treffenden Ausdruck bei einem der alten Komiker gefunden („homo sum, nihil humani a me alienum puto"), gleichmäßig auf die Gebiete des Lebens und des Wissens zu übertragen. Im J. 1804 begleitete Bröndsted seinen Verwandten den berühmten Koptologen und christlichen Theologen W. F. Engelbreth*) auf einer Badereise nach Driburg, und ohne Zweifel wirkte seine Heiterkeit und sein Humor vortheilhaft auf den kränkelnden Freund, sowie sie der ganzen Reisegesellschaft elektrisch sich mittheilte. In Göttingen lernte er J. G. Eichhorn kennen, zu dessen „Geschichte der Literatur" er des vierten Bandes dritte Abtheilung, eine „Übersicht der schönen Redekünste der Dänen" lieferte, die, jedenfalls 1804—5 gearbeitet, doch erst 1810 gedruckt wurde. Sie hat das Verdienst, zum ersten Mal ein Urtheil über den Reichthum dieser Nationalliteratur vermittelt zu haben, obgleich die Aufnahme vieler unbedeutenden Erscheinungen wiederum den Totaleindruck etwas abschwächt.

Immer näher aber entwickelte sich bei den Freunden Bröndsted und Koes der Plan, der in seiner Ausführung und Nachwirkung die Lebensaufgabe des Erstern bilden sollte. Ihr Trieb stand nach dem schönen Hellas; dieses selbständig zu durchwandern, zu durchforschen, mit den Überbleibseln des Alterthums zu leben und das Le-

*) Selbständige Bearbeitung nach J. P. Mynster's „Biographie Bröndsted's" und des Letztern „Reise i Gräkenland" (erster Band).

*) Besonders bekannt durch seine „Fragmenta Basmurico-Coptica Veteris et Novi Testamenti, quae in Musaeo Borgiano Velitris asservantur" (Kopenhagen 1811).

Digitized by Google

den derselben durch eigene Anschauung mitzutheilen — das schien ihnen das allein wünschenswerthe Ziel ihres Strebens. Die Probeschriften, durch welche sie ihren Beruf dazu bekunden wollten, legten von Bröndsted's Seite, obgleich eben nur im Fluge, in der Vorbereitung zur Reise, empfangen, den genialen Zug dar, der die Wolf'sche Alterthumsforschung charakterisirt*), und von Koes' zugleich eine durchaus gründliche philologische Bildung.**) Die äußern Umstände begünstigten die Freunde. Koes' Vater war reich, Bröndsted's nicht ohne Vermögen und öffentliche Mittel, die so gern in Dänemark sich öffnen, wo es die Unterstützung eines tüchtigen Zwecks gilt, traten hinzu. Alles war gebahnt und geebnet; doch sollte die Trennung nicht ohne Schmerz und Opfer vor sich gehen: Koes verließ eine liebenswürdige Braut, und Bröndsted hatte eben in der letzten Zeit mit der Schwester seines Freundes sich verlobt.

Die Reise der Freunde, angetreten am 1. Aug. 1806, ging zunächst nach Frankreich. In Dresden trafen sie Engelbreth und Oehlenschläger; mit dem Letztern zogen sie nach Weimar, wo sie während der Schlacht bei Jena eingeschlossen blieben und so der improvisirten Hochzeit Goethe's beiwohnten. In Paris, wohin ebenfalls Oehlenschläger sie begleitete, verlängerte sich ihr Aufenthalt bis 1809. Mit einem rüstigen Eifer, von lebendigen Wechselwirkungen der mannichfaltigsten Art emporgetragen, gaben sie sich theils den vorbereitenden Studien, theils den Eindrücken des frischen Lebens hin. Es schien, als ob die Vorsehung ihre Reise besonders zu einem größern Zwecke außerhalben hätte. Drei junge Gelehrte, Lebens- und Wissenschaftsgenossen, deren Kenntnisse in vielfacher Beziehung die übrigen ergänzten, fanden sich mit ihnen in Paris zusammen und setzten die Reise vereint weiter fort: der Baron Haller von Hallerstein aus Nürnberg, Linckh aus Würtemberg und der Baron Stackelberg aus Esthland. Die Reise ging durchs südliche Frankreich über Turin, Genua, zunächst nach Rom. Wie diese Weltstadt, zum ersten Mal gesehen, Bröndsted anzog, und bei jedem spätern Besuche wie heimische Eindrücke in ihm erneuerte, das hat er selbst oft nachher mit einer Dankbarkeit, die man wohl, nach ihrem habituellen Ausdruck bei ihm, religiös nennen könnte, erwähnt. Aber die allernächste Weihe zur Reise empfing er durch den darauf folgenden Aufenthalt in Neapel, wie er denn diese Stadt als die eigentliche Vorbereitungsschule für Griechenlandsfahrer schildert; das hellenische Gepräge in dem üppigen Großgriechenland hat sich noch in manchen Lebensformen, vor Allem auch in redenden Überresten bewahrt.

Von Otranto wollten die Reisenden am 24. Juli 1810 sich einschiffen. Das Adriatische Meer wimmelte von englischen Truppen, welche die seit dem Tilsiter Frieden den Jonischen Inseln aufgedrungene französische Herrschaft in ihre Grenzen weisen wollten. Dazu hatten unsere Reisenden das Unglück, durch die Treulosigkeit eines französischen Seeoffiziers, eines gewissen Caliman, das schlechteste unter den 18 Transportbooten zu bekommen, die eben nach Korfu, noch dazu mit zweifelhaftem Winde, übergehen wollten, und unter denen nur sieben dort ankerten, während die übrigen alle von den Engländern nach Zante aufgebracht wurden. Was der Schiffer befürchtet hatte, geschah: schon auf der äußern Rhede brach das Ruder mitten entzwei; die elende Jacht stürzte über, und Alle wären verloren gewesen, wenn nicht die Brandung mit dem Winde gekommen wäre. So gelang es ihnen, 40 Menschen, die sich an den Mast oder ans Verdeck anklammerten, wieder die Mündung der Bucht zu gewinnen. Glücklicher war die zweite Ausfahrt am 26. Juli (Haller und Stackelberg, die zum ersten Mal das Meer in Bewegung sahen, waren doch mit Mühe und zubringen), die sie wohlbehalten, nach 24 Stunden, nach dem alten Korkyra brachte.

Wir wollen fürs Erste blos äußerlich die Punkte der Bröndsted'schen und seiner Genossen Wanderungen in Griechenland während drei Jahren bezeichnen. Nach einem lehrreichen Aufenthalt in Korkyra, wo sie den ersten Vorgeschmack griechischen Lebens mit seinen Leiden und Freuden gewannen, gingen sie nach dem griechischen Continent, von Preveza, dem Ankerplatze an der südwestlichen Küste des Epirus, durch Akarnanien nach Patras, von da nach Krissa und Korinth, sodann über den Isthmus und den Saronischen Busen nach Athen. Hier hielten sie sich das erste Mal zwei Monate auf, und zu ihnen gesellten sich hier die Engländer Cockerell und Foster, wackere, fein gebildete, mit dem Alterthum schon vielfach vertraute Reisegenossen. Athen war der Mittelpunkt, wo die Reisenden nach ihren verschiedenen Excursionen, mit ihren Ausbeutungen, stets wieder sich sammelten. Die die wissenschaftliche Beute als ein Gemeingut von ihnen betrachtet wurde, wie das Ineinandergreifen der mannichfaltigen Kräfte der Einzelnen zu diesem Zweck von ihnen benutzt wurde, so führten sie auch eine gemeinschaftliche Rechnung über die Ausgaben des Unternehmens. Nach mehren archäologischen Ausflügen im Anfange des Jahres 1811, namentlich nach dem alten Theben, trafen wir am 27. Febr. drei der Reisenden, Bröndsted, Koes und Stackelberg, in Konstantinopel, den Ersteren eifrigst damit beschäftigt, Türkisch zu lernen. Drei Monate darauf ward die Reise nach Kleinasien angetreten: dort, in Ephesus, schieden Bröndsted und Stackelberg von ihrem Freunde Koes, der, nach seinem besondern Plane Griechenland gerade jetzt näher erforschen wollte. Zurückgekehrt nach Smyrna wurden die beiden andern Freunde sehr krank, Bröndsted von der heftigen Dysenterie angegriffen, die das klimatische Fieber dort gewöhnlich begleitet; doch siegte nach einem Monate seine kräftige Natur. Koes hingegen wurde von demselben Fieber in Zante dahingerafft (Sept. 1811). Bröndsted trauerte um ihn als um seinen besten Freund: ein schönes Denkmal, als

*) „Opuscula philosophici et philologici argumenti" (Kopenhagen 1806).

**) „Specimen observationum in Odysseam orthicarum" (Kopenhagen 1806); „Probe eines griechisch-deutschen Wörterbuchs über Homer und die Homeriden" (Kopenhagen 1806).

Digitized by Google

das er ihm in den einfachen Worten setzte: „Er war der Beste unter uns allen; eine aufrichtigere und wahrheitsliebendere Seele habe ich nicht gekannt“ *), kann wol kaum gedacht werden. Über Thessalien nach Athen zurückgeeilt fand Bröndsted Briefe von dem schon dahingeschiedenen Freunde, von Linch und Haller vor. Die Reisegesellschaft vereinigte sich im December wieder und zog am 18., vom herrlichsten Wetter begünstigt, nach Zea, wo bedeutende Ausgrabungen vorgenommen wurden. Eine zweite Excursion im Frühjahr 1812 (15. April bis 6. Juni) nach Salamis und Aegina gab ebenfalls bedeutende Resultate. Am 12. Juni verließen Bröndsted und Stackelberg Athen, kamen über Eleusis und Megara nach Korinth, durchreisten Arkadien, wo sie mit den übrigen Reisegenossen zusammentrafen und vereint die Ausgrabung des Apollotempels auf dem Berge Kotilion vornahmen. Als Bröndsted von hier allein mit seinem Bedienten durch Lakonien reiste, wurden sie durch sieben bewaffnete Mainotten bei Kalamata ausgeplündert, ohne daß dieser Vorfall auf seinen fernern Reiseplan weiter einen Einfluß geübt hätte. Er führte nun seinen Vorsatz aus, die noch nicht durchforschten Westinseln Griechenlands archäologisch zu durchwandern, besuchte so Korkyra (zum zweiten Mal), Ithaka, Leukos, Kephalenia, Zakynthos. Auf Zante, wo des Freundes frisches Grab, genoß er eine äußerst zuvorkommende Aufnahme bei der Gräfin Lunzi, einer Venezianerin, der Witwe des dänischen Consuls (sie hatte auch Koes in seinen letzten Tagen gepflegt), die ihm ihren Sohn, einen erweckten jungen Menschen, zur Erziehung anvertraute. Mit dem jungen Lunzi verließ Bröndsted Zante am 26. November. Nach einem kurzen Aufenthalt auf Samos und Ithaka landeten sie am 12. December in Prevesa. Hier (in Epirus) war es ihm besonders interessant, den weitberühmten Ali-Pascha von Janina kennen zu lernen, der den Reisenden sehr schmeichelhaft empfing, durchaus an den Ausgrabungen sich betheiligen wollte, und wirklich mit nach Nikopolis zu den dortigen Ruinen kam. Überhaupt gehört Bröndsted's Audienz bei Ali-Pascha und sein fernerer Zusammensein mit diesem zu den Glanzpunkten der Reise. In Epirus lernte er auch die albanesischen Gelehrten Anastasios Pšalida, Georgios Sakellarios u. A. kennen.

Es sei uns vergönnt, hier, wo die erste Reise Bröndsted's in Griechenland und Kleinasien ihrem Abschluß sich nähert, mit wenigen Worten seine itinerarische Gabe und den durchdringenden wissenschaftlichen Sinn, womit er dieselbe ausbildete, anzudeuten. Ein entschlossener Mann, daß stets heiter und jovialisch, trotze er nicht nur den Gefahren der Reise, sondern scheute durchaus solche Mühen nicht, wodurch allein die nöthige Autopsie und Erfahrung gewonnen wird. Er wollte das hellenische Volk kennen lernen als den eigentlich lebendigen Boden des reichen Lebens, das uns auf den griechischen Überbleibseln in Kunst, in Literatur, in allen Lebensgebieten, entgegentritt; auch die vielfache Verderbtheit desselben (und wie hätte er nicht wie andere Reisende — deren Wahrhaftigkeit er gegen Coray, Codrigas, A. Gazza u. A. in Schutz nimmt — namentlich von der niedrigen Gewinnsucht der jetzigen Griechen berührt werden sollen?) schreckte ihn nicht ab von der Aufgabe, die er sich gestellt sah, ganz in die Eigenthümlichkeit desselben einzugehen. Darum konnte er, wie er sich ausdrückt, nicht „mylordisch“ reisen; er mußte sich wol das Elend und auch die Laster des entarteten Volks gefallen lassen, um zu den Wurzeln der ehemaligen Größe und Tugenden desselben aufzusteigen. Wir hörten, er lernte in Konstantinopel mit Fleiß Türkisch; im Neugriechischen hatte er schon in Paris von Gregorios Georgiades Unterricht genommen. Allein dieser war unglücklicherweise ein Purist, und wie ganz anders kann Bröndsted die Volkssprache, als er nun in die Mitte des Volks selbst kam! Die neugriechischen Schriftsteller, so urtheilt er, sind noch beständig uneins darüber, wie sie ihre Sprache schreiben sollen: Coray schreibt anders als Codrigas, A. Gazza anders als diese Beiden, Gregorios von Ampelochia anders als alle Drei; nicht einmal über die Formen der Declination und Conjugation herrscht eine Übereinstimmung unter ihnen. Durch ihre wie ihrer Vorgänger Bestrebungen im 18. Jahrhundert sind zwar mehre Hindernisse, die sich der grammatischen und syntaktischen Bildung des griechischen Dialekts entgegenstellen, aus dem Wege geräumt; doch hat die Annäherung aus Antike, welche sie wie die Patriarchen in ihren Hirtenbriefen Jeder auf seine Weise, affectiren, bis jetzt kein durchgreifendes Resultat für die Bildung der Schriftsprache gehabt. Im Gegentheil stellt sich, je mehr man im Lande lebt, eine wahrhaft neubabylonische Sprachenverwirrung heraus: die Nation hat zwar eine Menge Schriftsteller, die sie zur Hälfte oder gar nicht versteht, aber — die Volkslieder und gewisse kleinere Erzählungen abgerechnet — nichts, was man eine Literatur nennen könnte. Bröndsted schlägt deshalb den Reisenden, die in den Spuren der Wissenschaft und Geschichte gehen, vor, zuerst allein an solche Bücher sich zu halten, die wirklich die griechische Volkssprache repräsentiren, und als solche nennt er vor allen zwei: die neugriechische Übersetzung des „Neuen Testament“ (Chelsea 1810) und von „Tausend und eine Nacht“. *)

Nur ein „tiefer und inniger Enthusiasmus für das Alterthum und seine herrlichen Denkmäler“, nur die „Liebe zum hellenischen Genius“ konnte diese wie andere Beschwerlichkeiten überwinden; sie wohnten aber auch Bröndsted im reichsten Maße bei. Alle Urkundenschriften und Überreste der alten griechischen Literatur waren ihm stets zur Hand: an Ort und Stelle verglich er Homer, Pausanias, Strabo, Athenäus, Dionysius Halicarnassensis, die sämmtlichen Historiker und Tragiker, alle Angaben und Andeutungen bis auf die scheinbar

*) Bröndsted's „Reise i Grækenland“, I, 31, 139.

*) Jedenfalls wol — ich glaube nicht zu irren — das sogenannte „Λογιώτατον Λεξιλόγιον“ (Ἐνετίησιν 1803). (Übertragung aus dem Französischen.)

Digitized by Google

verlorenen Winke in den Epigrammen der Anthologie und anderswo, mit der Gegenwart und mit den noch redenden Überbleibseln. So las er (um nur ein Beispiel anzuführen) auf Ithaka die „Dodsse" und freute sich, wie durchaus geographisch genau die Homerischen Angaben überall den Localitäten entsprechen. Ein zweifaches Talent mußte sich mit diesen verbinden: die geschärfte Beobachtungsgabe und, was wir so nennen möchten, der historische Gehörssinn; daß man nämlich die Zeiten nicht als abgerissen stehen läßt oder willkürlich verbindet, sondern stets aus der Gegenwart die organische Zurückleitung in die Vorzeit, und umgekehrt, sucht. In beider Beziehung standen Bröndsted die ausgedehntesten, fleißigsten, historisch-geographischen Studien zur Seite. Es war nicht nur die Physiognomie des Landes überhaupt, die er erforschte, sondern auch die Revolutionen, wodurch sie eine solche gewonnen, und wiederum die Geschlechtszüge der Länder, der Küsten, der Gebirgsstrecken, der Flußgebiete u. s. w. Nichts Lehrreicheres kann man in dieser Beziehung lesen als z. B. seine Schilderung der Städte Großgriechenlands, ihrer wahrhaft hellenischen Eigenthümlichkeiten, ihrer Geschichtsmomente und Umbildungen. Die Geographie ward ihm, dem Alterthumsforscher, nothwendig historisch-vergleichend; namentlich überfah er die so höchst wichtigen verbindenden Glieder des Mittelalters nicht. Mehr als die Naturästhetik der Gegenden — der Vorwurf des oft leer Pittoresken — beschäftigte ihn (obwol ihm der poetische Sinn keineswegs abging) die genaue und detaillirte Verificirung der Situationen, die Zurückführung derselben auf die ursprünglichen Angaben; und so gelang es ihm, manche frühere, aufs Gerathewohl hingestellte Ansicht (z. B. über die Lage Dodonas) zu berichtigen, manches Dunkel, das man bis dahin für unburchdringlich hielt, aufzuhellen. Im Aufnehmen der Ruinen zeigte er die größte Genauigkeit — fortgesetzte architektonische Studien brachten ihn immer weiter —, sowie er im Vergleichen mit den Leistungen der Vorgänger unermüdlich war. Sein Urtheil war in der That ein unbestechenes; durchaus frei von Mitgunst, von persönlicher Empfindlichkeit, nur der Wissenschaft dienend, eignete er sich einen universalhistorischen Blick zu, der eigentlich erst eine jede geschichtliche Leistung irgend welcher Art vollenden kann. So lieb er Griechenland in vieler Beziehung gewonnen hatte, so hoch der hellenische Genius in seinen Augen stand, scheute er sich doch nicht, die wahren Ursachen des Verfalls dieses so reich begabten Volks darzulegen. Mit einer Montesquieu'schen Präcision äußert er sich hierüber:

Die negativen Seiten des griechischen Charakters: persönliche Eitelkeit, Mitgunst, Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, kindische Inconsequenz — dieses, und nicht die römische Waffenmacht oder irgend eine ungünstige Einwirkung von fremden Völkern hat die griechische Nation erniedrigt. Nicht die Tyrannei der Türken hat die Griechen verdorben, sondern darum, weil sie verdorbt waren, kamen sie unter das türkische Joch. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bröndsted's „Reise i Grækenland", I, 27.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Winkelried als dramatischer Stoff.

Wir haben vor einiger Zeit in diesen Blättern einen dramatischen Versuch von dem Schweizerdichter J. Porchat erwähnt, welcher die vielbesungene Geschichte der Jungfrau von Orleans zum Gegenstande hatte. Es war dies eine dichterische Production, welche ein schönes Talent verrieth, der aber die echt dramatische Haltung und vorzüglich das Interesse der Handlung abging. Dieselben Eigenschaften und derselbe Mangel treten in der neuesten Dichtung hervor, welche uns von nämlichem Poeten geboten wird. Dieses Mal ist es Winkelried, jenen Stoff in seiner vaterländischen Geschichte gewählt. Es ist der bekannte heldenmüthige Zug Winkelried's, den er sich zur poetischen Behandlung gestellt hat. So löblich dies an und für sich ist, so kann man dem Dichter doch offenbar nicht beipflichten, wenn er diesen Stoff einer dramatischen Gestaltung für fähig achten hat. Wie kann ein Dichter, der, wie Porchat sagt, „Dichter ist in seiner Stele Tiefen", sich eines so offenbaren Mißgriffs schuldig machen! Wo, kann man hier mit Recht fragen, ist hier die nothwendige Vermittelung und Verschlingung der Handlung? wo die Handlung selbst überhaupt? wo ein länger aushaltendes Interesse, wie es das Drama durchaus erheischt? Wenn das Factum selbst dies noch nicht bot, so hätte sich doch der Dichter auch noch entbinden, die Anlage seines Drama's so zu führen, daß die mangelnde Handlung einigermaßen verdeckt wäre. Einestheils kann man dies allerdings nur billigen, denn es ist eine mißliche Aufgabe, eine historische Thatsache von solcher Einfachheit und Nacktheit zur dramatischen Darstellung erst auszuschmücken und zuzustutzen, andertheils läßt es sich doch auch wieder nicht in Abrede stellen, daß auf diese Weise dem Stoffe so manche eigenthümliche auch in andern Beziehungen bieten mag, doch gerathen zu einer poetischen Unmöglichkeit geworden ist. Der Übelstand, daß es dem Stücke durchaus an aller eigentlichen Handlung fehlt — und was kann dem Drama alles andere Beiwerk in Grunde frommen? — wird dadurch noch gehoben und verstärkt, daß die That Winkelried's, die wol ein einzelner dramatischer Zug, aber kein dramatischer Stoff, oder wie man sonst sagte, kein Vorwurf für ein Drama ist, nur durch die Erzählung und nicht durch die unmittelbare Darstellung eingeführt wird. Wir haben gleich alle Beschwerden, welche wir gegen dieses neue Stück haben, voraussichtlich und zusammengefaßt, um nur zuletzt noch die schönen poetischen Regungen, welche es in reicher Fülle bietet, die einzelnen reinlorischen Ergüsse, die es enthält, und die herrliche, vielleicht nur allzu einschmeichelnde Sprache, welche dieser Dichtung zur nicht geringen Zierde gereicht, nach Herzenslust loben zu können.

Lesebuch für den Elementarunterricht.

Als es vor kurzem in Preußen hieß, die in den öffentlichen Lehranstalten eingeführten Bücher würden einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden, erhob sich von gewissen Seiten her ein allgemeiner Sturm gegen diese in Aussicht gestellte Maßregel. Gewiß mit Unrecht. Eine strenge Aufsicht über die Lehrbücher, welche sich in den Händen der Schüler und Zöglinge befinden, ist gewiß eine der ersten Forderungen der Culturpolizei, deren sich keine Regierung überheben sollte! In Frankreich thäte es vorzüglich noth, den unglaublichen Wust ein wenig aufzuräumen, welcher sich in dieser Beziehung im Schulwesen aufgesammelt hat. Erst in der letzten Zeit sind einige Werke eingeführt, welche den Forderungen der Gegenwart einigermaßen entsprechen. Besonders fehlt es noch an guten Lesebüchern für den Elementarunterricht. Beachtungswerth ist allenfalls das unter „Ami des écoliers; livre de lecture, à l'usage des écoles primaires", von A. Mazet, ein nach Wilmsen's bekannter Sammlung angelegtes Lesebuch für die untern Classen. Der Herausgeber hat sich bereits durch sein „Manuel de l'instituteur primaire", von dem 1841 die dritte Auflage erschien, bekannt gemacht. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 331. — 27. November 1845.

Erinnerungen aus dem Leben des Archäologen Peter Oluf Bröndsted.

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

Die Überfahrt von Korfu nach Otranto am 16. Febr. 1813 war wiederum unserm Reisenden etwas beschwerlich. Auf italienischem Boden mit Lunzi angelangt erneute er den ihm angenehmen Briefwechsel mit dem hochgebildeten Erzbischof von Tarent, nahm wieder einen instructiven Abschied von Rom (er blieb dort fünf Wochen), und benutzte bestens eine (durch Fallissement eines Handelshauses herbeigeführte) gezwungene Excursion nach Livorno, Venedig und Wien. Gegen Ende September dieses Jahres treffen wir ihn in Dänemark wieder. Gleich nach seiner Rückkehr ward er zum außerordentlichen Professor der Philologie ernannt und führte seine Braut heim. Sein eigentlicher Zweck aber war nun die Vorbereitung des Reisewerks, welches als Frucht des ganzen combinirten und vielfach beschwerlichen Unternehmens erscheinen sollte; deshalb konnte er das Weilen im Vaterlande diesmal (1814—18) nur als eine Episode seines Lebens betrachten. Die sämmtlichen noch lebenden Theilnehmer — so hatten sie verabredet — sollten in Rom sich sammeln; dort, in der Nähe der reichhaltigsten Musen und aller erfoderlichen Hülfsmittel, konnten sie allein hoffen, dem Werke die erzielte Vollendung zu geben und es durch Zeichnungen, Kupfer und andere Beilagen auf die würdigste Weise auszustatten. Indeß verzog sich dieser Plan immer mehr, und gewiß hatte Bröndsted's besondere Individualität (davon abgesehen, daß er aus den neuen Verhältnissen sich nicht so plötzlich losreißen konnte), die neben dem Feurigen, Energischen und Ausdauernden immer doch schwer zum Entschlusse gelangte, eine nicht unberechtigte Schuld daran.

Als Lehrer an der Universität wirkte er zuvörderst mehr erregend auf die Jüngern, die mit Lernbegierde oder Theilnahme sich ihm anschlossen, als einen festen wissenschaftlichen Gang in den verschiedenen Gebieten der Philologie ermittelnd. Es war, als ob das freie Reiseleben noch immer in ihm nachklang, als ob er durchaus als Rhapsode erzählen müßte alle die mannichfaltigen Schicksale, auf die er jetzt zurückblicken konnte. Aber gerade in diesem frei anregenden Elemente bewegte er sich als Meister; dazu kam der liebevoll begeisterte, innig festhaltende Grundzug in seinem Wesen, sodaß wir gewiß mit Recht annehmen dürfen, daß er eben auf diese Weise am umfassendsten und nachhaltigsten gewirkt habe, weit mehr als wenn er die ausgearbeitetsten Lehrcurse über verschiedene Disciplinen dargeboten hätte. Deshalb war es nur eine dem höhern Leben und dem Gepräge des Genius ganz entfremdete Gesinnung, die ihm in diesen Jahren, in seinem Vaterlande, so oft vorwarf, seine Leistungen beständen doch blos in der Hoffnung und würden wol nie weiter kommen, ja die bis zu der niedrigen Gesinnungslosigkeit herabstieg in dem Munde Derer, welche, als die Regierung ihm den Danebrogorden verlieh (1815), bemerkten, das sei „ein Vorschuß", der gelegtest werde. Bröndsted zog sich, nach Art der echten Freunde der Wissenschaft, auf die Höhen zurück, wo ein solcher Spott nicht trifft, und arbeitete desto rastloser dem vorgehaltenen Ziele entgegen. Im den Wintern 1815—17 hielt er vor einem ausgewählten Kreis von Zuhörern eine Reihe von Vorlesungen über seine Reise in Griechenland*), in welchen er einerseits seine reichen Studien, doch auf freie, ansprechende Weise, entfaltete, und andererseits dem Erlebten ein plastisches Leben einhauchte, die fruchtbarsten praktischen Winke und interessante historische Parallelen damit verband. Je weniger wir an solchen Reiseberichten Überfluß haben, die zugleich durch ihr Geistesgepräge in die Literatur eingehen, desto mehr stimmen wir dem verehrten Herausgeber derselben, N. V. Dorph, bei, wenn er im Wesentlichen darüber folgendes Urtheil fällt:

Ich meine, daß ein solches wahrhaftiges Bild des herrlichen Hellas, in einer gewissen Periode und in nothwendiger Relation zu der glanzvollen Vorzeit Griechenlands, von einem sachkundigen und geistreichen Manne aufgefaßt, in seiner Totalität mit alle der Kraft, Klarheit und Begeisterung wiedergegeben, welche alle Bröndsted's Darstellungen ähnlicher Art durchdringen, nie veralten oder durch die Fortschritte der Zeit entbehrlich gemacht werden kann; es muß im Gegentheil, eben weil es eine geniale Subjectivität abspiegelt, stets seine Frische und Anziehungskraft, unangefochten von allem Wechsel der Zeit und des Orts, behalten. Ja eben dies Gepräge einer bestimmten Zeit, diese Darstellung des modernen Griechenlands, nicht wie es für den Augenblick ist, sondern wie es vor dem

*) Sie werden eben jetzt herausgegeben, und zwar ist der erschienene erste Band benutzt.

Digitized by Google

Befreiungskriege war — Das ist es, was diesen Vorlesungen einen unvergänglichen Werth und Reiz verleiht.

Jene Pfeile der Misgunst sind nun längst gebrochen; kaum verkümmerten sie auch Bröndsted das gemüthliche Stillleben, welches dem arbeitenden Gelehrten so wesentlich förderlich ist. Er hatte einen Kreis wissenschaftlich und überhaupt Gebildeter um sich versammelt, der gern seinen begeisterten Ansichten folgte und im wechselseitigen Umtausch der Gedanken eine Erhöhung und Befruchtung des Geisteslebens erblickte. Die Musik, die Gespielin seiner Kindheit, erheiterte auch solche Stunden und rief manche angenehme Beziehungen hervor. Außer den Universitäts-Vorlesungen und den Vorbereitungen zum Reisewerke beschäftigte ihn in diesen Jahren die Mitarbeit an einer Revision der dänischen Übersetzung des Neuen Testament nach dem Grundtexte. Natürlich mußte seine lebendige Kenntniß des Geiechenthums und griechischer Sitte vielfach die dargebotenen Bemerkungen der Mitarbeiter (zu welchen der berühmte Bischof Dr. Fr. Münter und der jetzt denselben Stuhl bekleidet, Münter's Schwiegersohn, Dr. J. P. Mynster, gehörten) ergänzen. Im häuslichen Kreise war Bröndsted durchaus glücklich. Seine treffliche Frau vereinte in einem seltenen Grade allen weiblichen Liebreiz mit den Tugenden der Hausmutter; ihr ganzes Wesen athmete Reinheit und Liebe; zu einer jeden Aufopferung ließ sie sich bereit finden. Auch die Schwächen ihres Gemahls, der vielleicht zu sehr die Convenienzschranken des Lebens übersah, wie sie gerade nach den jeweiligen Landes- und Zeitverhältnissen sich bilden, dee selten die rechte Zeit beobachtete, oft zu spät sich einfand u. s. w., trug sie mit großer Zartheit. Dem eifrigen Wunsche ihees Mannes, bald wiederum nach Italien zu ziehen, setzte sie kein Hinderniß entgegen; in kurzer Zeit und mit wenigem Unterricht erlernte sie das Italienische. Um so tiefer war die Teauer des Gatten, als sie, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt, bei der dritten Entbindung 19. Mai 1818 von seiner Seite gerissen wurde. Unvergeßlich war und blieb ihm diese Gattin; und was sie ihm war, das hat er in einem Briefe an den Freund, Dr. Mynster, in folgenden Worten angedeutet:

Wir Männer, und zwar die am meisten, welche der Anstrengung und dem Nachsinnen ergeben sind, brauchen, um uns des zu tiefen Ernstes und der Einseitigkeit zu erwehren, eine tägliche Erinnerung daran, daß das Gute, das wir allenfalls ausrichten können, nicht allein aus unserm eigenen Nachdenken und unserer Arbeit hervorgehen kann, sondern daß die Frucht beider in einem mildern Klima gereift sein muß — ich meine nämlich Eigenschaften, die nur wenige Glückliche in ihrem eigenen Wesen haben, die wir in der Regel außer uns suchen müssen. Was das aber für ein Klima sei, das würde ich gewiß am klarsten beschreiben, wenn ich Zeit hätte, die Ermahnung Platon's an den Xenokrates: „Θῦσον τοῖς Χάρισιν" auszulegen. Allein die Kunst und das Reich des Schönen (der Chariten) haben nicht mehr und können nicht mehr den Einfluß auf unser Leben und Wirken haben, als vormals bei jenem unvergleichlichen Volke. In unserer Zeit und in unsern Umgebungen wird jener mildere Himmelsstrich, von dem ich spreche, schwerlich entstehen ohne durch angenehm häusliche Verhältnisse und das sich Hineinleben mit theuren Personen. Die Mäßigung unserer Ansichten, die mildere Beurtheilung jeder Erscheinung, die doch im Leben und in der Wirklichkeit fast immer die rechte und billige ist, und die in einer glücklichen Ehe gewöhnlich vom Weibe ausgeht, sehe ich als einen der größten Vortheile der Ehe für den Mann an. Ich schreibe diese Worte in Eile; sie sind meiner Feder in einer liebenden Erinnerung entschlüpft. Trotz meiner größern Einsicht in den meisten Sachen hätte doch meine theuere Gattin, wenn unsere Meinungen auseinander gingen, fast immer Recht, weil ihre Ansicht stets aus der Humanität, dem Wohlwollen, der Liebe sich entfaltete, die meinige hingegen nicht selten aus einer Leidenschaft oder einem gährenden Gefühle hervorging, welches nicht gut war. Ich weiß bestimmt, und ich danke Gott dafür, daß wenn es mir in irgend einem Grade gelungen, die Einseitigkeit, Verdrießlichkeit, Härte, den Egoismus, den Hochmuth in meinem Wesen zu überwinden, ich dieses zum großen Theile auch dem Einflusse jener ach nur allzu kurzen Verbindung zu verdanken habe.

Selbst der tiefe Gram, der noch nach zehn Jahren (der obige Brief ist vom 2. Nov. 1828) das Bewußtsein des Schmerzes so lebendig erhielt, mußte Bröndsted's Reiseentschluß zeitigen. Er hatte dabei den Trost, seine Kinder der treuen Sorge der Zwillingsschwester seiner seligen Frau übergeben zu können, die jenen eine Mutter ward, ihm eine wahre Freundin blieb. Nachdem er noch seinen greisen Vater (es war in den Tagen dessen Amtsjubiläum) und seinen geliebten Lehrer, Worm, Beide zum letzten Male, in Horsens wiedergesehen, und zuletzt an dem Grabe seiner selig Hingeschiedenen geweint hatte, trat er die zweite große Reise am 31. Oct. 1818 an. In Hamburg freute er sich besonders der Bekanntschaft F. Perthes', in Göttingen lebte er meist mit Welcker, in Weimar besuchte er Goethe, und äußerte sich hierüber in seinem Tagebuche:

Wie freute ich mich, den alten Adler wiederzusehen! Er brummt noch, wie gewöhnlich, ist zwölf Jahre älter geworden, aber nicht weniger kräftig; seine Beleibtheit hat abgenommen.

Vor Allem über griechische Kunst verbreiteten sich ihre Gespräche. Nürnberg sprach Bröndsted sehr an. Er machte dort Bekanntschaft mit Baron Haller, dem Bruder seines Reisegenossen, und erhielt die traurige Gewißheit, daß auch Letzterer hinübergegangen (er starb im Tempethale am 5. Nov. 1817). Er schreibt darüber:

Ich muß mich als einen Pilger ansehen, der unter den Gräbern seiner Lieben herumwandelt. Was mir in Beziehung auf das Andenken dieses theuren Freundes übrig bleibt, ist, daß ich auch ihm in unserer gemeinsamen Arbeit ein würdiges Denkmal zu errichten strebe.

In Stuttgart unterhandelte er mit Cotta über die Herausgabe des Reisewerks, und freute sich besonders an Dannecker's Atelier. Äußerst angenehm war ihm der Aufenthalt in München, theils durch den trefflichen Antikensaal, theils durch den Umgang mit Schlichtegroll, Schelling, F. H. Jacobi, Thiersch und Roth. Besonders zogen ihn Schelling's Familie und Persönlichkeit an (er wollte in den Kindern desselben die seelenvollen Augen des Vaters und seine scharfen Züge erkennen); in diesem Kreise begrüßte er, obwol noch immer voller Wehmuth, den Anbruch des Jahres 1819. Auch fand er in München Veranlassung, bei dem damaligen Kronprinzen von Baiern, der sich gern mit dem Kunstverständigen

Digitized by Google

unterhielt, ein kräftiges Wort für die hinterlassene Familie seines Freundes v. Haller einzulegen. Die Reise ging, nachdem München am 12. Januar verlassen war, eilig durch Tirol nach Verona, über Mantua, Modena, Bologna, Florenz nach Rom, wo die Reisenden am 28. Januar anlangten. In Florenz machte Bröndsted des berühmten Numismatikers Sestini Bekanntschaft; er konnte nicht umhin, in seinem Tagebuche bei aller Anerkennung gelehrter Betriebsamkeit, das Leben eines Mannes zu bedauern, der in solchen austrocknenden Studien sein Eins und Alles finder. Es ist freilich ein Unglück, wenn die Wissenschaft sich zersplittert und ein vereinzelter Zweig auf das Leben des Ganzen Anspruch macht.

Vor seiner Abreise von Kopenhagen hatte Bröndsted es vermittelt, daß er zum dänischen Hofagenten in Rom ernannt wurde. Dies war ohne Zweifel ein Mißgriff; denn zwar erhielt er dadurch eine feste Stellung in Rom und bezog auch während ein paar Jahren eine Art von Gehalt dafür, er kam auf der andern Seite aber dadurch in eine Masse von Zerstreuungen hinein. Er mußte Depeschen schreiben, mußte sich der dänischen Reisenden annehmen, und verwickelte sich dadurch öfters in unangenehme Verhältnisse. Er mußte in diplomatischen Kreisen auftreten, und konnte schwer Forderungen entgehen, die nicht erfüllt wurden. Was aber beiweitem das Schlimmste war, er behachte nicht, daß durch Übernahme eines diplomatischen Postens der Gebrauch der Redefreiheit, die er in einem großen Umfange in Anspruch nahm, seine natürliche Schranke fand: ein Umstand, der später einige unangenehme Folgen für ihn hatte. Einen großen Theil der Zeit in Rom widmete er zwar den Studien zum Reisewerke, doch mehr im Anschauen und Lesen als im Bearbeiten des früher Empfangenen. Die angenehmen Kreise, in welchen er sich täglich bewegte — im Umgange mit Thorwaldsen, den Riepenhausen, Stackelberg und vielen reisenden Gelehrten und Künstlern —, wurden mitunter noch erweitert, indem er dem Thronerben Dänemarks und seiner Gemahlin, dem Herzog und Prinzen von Augustenburg, dem Prinzen von Hessen-Philippsthal und Gemahlin zu verschiedenen Zeiten als Cicerone zur Seite stand. Doch wurde durch dieses Alles die Aufmerksamkeit von der Hauptaufgabe nicht selten abgelenkt. So gab er einen Plan, den er längere Zeit mit sich herumgetragen, auf, Zoëga's Sammlungen zur Topographie des alten Roms zu bearbeiten und herauszugeben.

Indeß kam in den ersten Tagen des Jahres 1820 Lord Guilford, welchen Bröndsted zehn Jahre früher in Athen kennen gelernt hatte, nach Rom und lud diesen zu einer Reise nach den Jonischen Inseln ein. Nichts konnte Bröndsted für den Augenblick erwünschter kommen, da er eben im Begriff stand, den jungen Lunzi seiner Mutter zurückzugeben, und außerdem gern eine Excursion nach Sicilien machen wollte. Nachdem er Rom am 20. Januar verlassen, besuchte er also in Lord Guilford's Gesellschaft Korfu, Zante, Kephalonia, Ithaka und St.-Maura, hielt sich ungefähr 14 Tage auf Malta auf, und landete am 18. Mai in Syrakus. Von dort, nachdem eine zwölftägige Quarantaine ausgehalten, zog er nach Catanea, bestieg mit großer Mühe den Ätna, begab sich nach Messina und kam am 28. Juni nach Palermo. Alle diese Reisen waren mit Excursionen in die archäologisch merkwürdigen Umgegenden verbunden. In Palermo ward es bald so bewegt, daß der Wanderer mit ins Gedränge kam. Er feierte die prächtigen Feste der heiligen Rosalia vom 11. Juli an mit und wohnte nebst dem General Church der Procession mit dem Sarkophag und Reliquienschrein der Heiligen am 15. Juli bei. Allein die Wogen der Revolution, die in Neapel ausgebrochen, schlugen bald, und mit verstärkter Macht, hier an. Der König von Neapel hatte dem Volke eine Constitution nach dem Muster der spanischen versprechen müssen; sie wurde bereits den 7. Juli proclamirt, und am 13. legten der König und der Prinz-Regent den Eid auf die Constitution ab. In Palermo war man damit nicht zufrieden; man foderte Unabhängigkeit und ein eigenes Parlament. Am 16. brach der Aufstand aus: General Church, welcher den Befehl über die Truppen hatte, mußte flüchten, seine Wohnung wurde geplündert, seine Mobilien auf dem Markte verbrannt. Der Pöbel bemächtigte sich der Festung am Schlosse, während die Truppen in der Stadt noch fochten: immer mehr nahm der Aufstand einen blutigen Charakter an. Als Bröndsted zum ersten Mal in die Stadt wieder ausging, sah er den Kopf eines Freundes, mit welchem er noch vor einigen Abenden zusammen gewesen, auf einem Pfahl: es war wahrscheinlich der unglückliche Artillerieoffizier Sanzio, der einige Kanonen, welcher die Insurgenten sich bemächtigt, hatte vernageln lassen, oder der Prinz von Aeci, den man beschuldigte, dies angestiftet zu haben, und dessen Körper vom Haupte getrennt man in den Straßen herumschleifte, indem man die Vorbeigehenden zwang, den Hut abzunehmen vor der abscheulichen Procession. Auch sah Bröndsted in diesen Tagen den Liebling und Helden der Palermitaner, den Mönch Gioachino Vogliea, der unter dem Kampf mit den Truppen sich dadurch ausgezeichnet hatte, daß er mit jedem Schuß einen Soldaten erlegte, in den Straßen herumreiten an der Spitze mehrer bewaffneten Lazzaroni, die eine Menge von Offizieren in der traurigsten Lage, ohne Hut und Frack, von einem Gefängniß zum andern mit sich herumschleppten. Übrigens war dieser Mönch ein hübscher Mann mit einem determinirten Gesicht, doch ohne Trotz und Wildheit; er wurde bald darauf von der Giunta zum Obersten ernannt und ritt dann umher in seiner Oberstenuniform.

Unter diesen Umständen war an die Fortsetzung der Reise nicht zu denken. Bröndsted war der Schreckensauftritte, der politischen Declamationen und Verleumdungen, des unverschämten Selbstruhms der Palermitaner, daß sie doch die Wohnungen der friedlichen Bürger nicht geplündert, herzlich müde, und seufzte: „Wären wir doch in Neapel, daß wir finden möchten, was Goethe nennt: Gottes wohlgegründete Erde.“ So bald wie mög-

Digitized by Google

sich begab er sich indeß in die Gumta hinauf, die in dem Palaste des Erzbischofs unter schrecklicher Unordnung und Lärmen, Gestank und Hitze gehalten wurde. Zwei Tage hintereinander versuchte er sich durchs Gewühl hindurchzudrängen; zuletzt erboste er nur eine Sicherheitskarte, weil „die bedenklichen Zeiten einen Paß auszustellen nicht verstatteten". Er mußte also sich beruhigen und die Zeit so gut wie möglich benutzen. Durch eine Hinterthür gestattete man ihm den Zutritt zu der Senatsbibliothek an der Kirche St.-Michel Archangelo. Hier saß er mehre Stunden lang des Vormittags und arbeitete ganz allein, während die Welt um ihn in den wildesten Wogen rauschte. Des Abends war ihm der Zutritt bei mehren angesehenen Familien, besonders bei der geistreichen Mad. Lenzi, geöffnet. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als ein Zeichen der Geistesabgewandtheit dieser merkwürdigen Frau erzählte Brönsted seinen Freunden Folgendes: Sie war, allein im Wagen, nach einem Landgut hinausgefahren und hörte nun, wie die Bedienten, die sie etwas Geld mitnehmen gesehen hatten, untereinander davon sprachen, sie zu tödten. Sie ließ also anhalten, stieg aus dem Wagen heraus und redete die Dienerschaft an: „Was ist es, was ihr schwatzt von euren Messern und Dolchen? Ihr wollt wol am Ende einander ermorden. Gebt eure Messer her, damit ich sicher sein kann, daß nicht Zank und Todtschlag entstehe!" Die Schurken ließen sich imponiren und lieferten ihre Waffen aus.

Feldzug des Generals Johann Heinrich Dąbrowski nach Großpolen. Als Beitrag zur Geschichte der polnischen Revolution im Jahre 1794, von ihm selbst beschrieben. Aus der polnischen Bearbeitung des Grafen Eduard Raczynski ins Deutsche übersetzt durch von Eckert. Berlin, Mittler. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Wir empfangen hier in der lesbaren Übersetzung eines preußischen Gardelieutenants eine militairische Monographie, die zwei in verschiedener Hinsicht berühmte Namen als Verfasser und Bearbeiter aufzuweisen hat. General Dąbrowski (oder Dombrowski, wie er gewöhnlich geschrieben wird) war lange Zeit als Verf. dieser Beschreibung eines von ihm selbst geführten Feldzuges unbekannt, Wybicki, des bekannten polnischen Diplomaten, und des Grafen Raczynski Zeugniß legen es außer Zweifel, daß ihm die Autorschaft gehört. Das Büchlein selbst ist in freier, ungeschminkter Sprache abgefaßt und gibt eine klare Darstellung des von Dąbrowski in Großpolen vom 10. Sept. bis 25. Oct. 1794 geführten Kriegs und der bedeutenden Erfolge, welche dieser entschlossene, tüchtige und vaterlandsliebende General mit einem Heere von 2000 Linientruppen und 4000 Männern des polnischen Adels errungen hat. Er war dabei allein auf sich beschränkt, denn „seine polnischen Herren", wie er den Nationalrath in Warschau mehrmals und nicht ohne Vorwurf nennt, ließen ihn entweder ganz im Stiche oder beschränkten ihn durch unzweckmäßige Vorschriften. Unter den einzelnen Begebenheiten dürfte das Gefecht und die Einnahme von Bromberg, wobei der preußische Oberst Sydtzki seinen Tod fand, besonders hervorgehoben werden. Die andere Hälfte des Buchs schildert die schwankenden Maßregeln des polnischen Kriegsraths in Warschau und die dadurch zwecklos gewordenen Hin- und Herzüge Dąbrowski's, während die Hauptstadt in immer größere Gefahr gerieth, mit seinen tapfern und muthigen Soldaten, die man ohne Zelte, ohne Stiefeln, ohne Kleider und Mäntel einen Winterfeldzug beginnen ließ. Was half da alle Tüchtigkeit der Truppen und die Umsicht des Feldherrn? „Alle rechtlichen Leute", sagt Dąbrowski, „befanden sich in der größten Verzweiflung. Sie wußten uns weder zu rathen noch zu helfen, wir wollten uns nicht unterwerfen und die Soldaten, die auf allen Seiten von Verrath und Zersprengung der polnischen Streitkräfte hörten, wollten sich nicht schlagen. Der Winter brach herein; die Russen, Österreicher und Preußen schlossen uns ein, die Infanterie und Artillerie konnte kaum noch marschiren, Lebensmittel waren schon, selbst für Geld, nicht mehr zu haben." Im Ganzen war das ganze Heer aufgelöst oder zersprengt, die Besatzungen des Übertritts zu den Russen und Preußen geneigt, Dąbrowski und mehre Generale konnten nicht weiter an Schrift zu unterzeichnen, bis zur Entschreibung der Angelegenheiten nicht gegen die Russen zu dienen, worauf sie ihre Freiheit erhielten, Thomas Wawrzeckí aber, der letzte polnische Generalissimus, weigerte sich dies zu thun und ward bald darauf nach Petersburg abgeführt.

Aus allen diesen Verhandlungen gewinnt man nur noch die Überzeugung, daß unter den Polen, den Hohen wie den Niedern, sich tapferer und edle Männer befunden haben, als der besten Looses würdig gewesen wären, daß aber Neid, Unverträglichkeit und Mangel an gehöriger Unterordnung stets ihre schlimmsten Feinde gewesen sind, die sie selbst fälschlich außerhalb des Landes gesucht haben. So war es 1794 und so ist es 1830 gewesen! R.

Literarische Notizen.

Ein blendender Titel.

Der Titel eines dickleibigen Werks des Amerikaners Henry W. Longfellow: „The poets and poetry of Europe", sollte vermuthen lassen, der Verf. habe die Riesenaufgabe unternommen, die Dichter und die Dichtkunst der europäischen Nationen literargeschichtlich und wissenschaftlich zu behandeln und seinen Landsleuten vorzuführen. Aber nichts der Art. Es ist blos eine Sammlung von Übersetzungen, und zwar vom Englischen, dem Deutschen, Holländischen, sowie dem Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen ins Englische bisher übertragen von den sind; der Compilator hat darin auch keine große Auswahl treffen können, er hat genommen was er gefunden und wie er Gefundene nun nach Nationen, Dichtern und den Proben der Erscheinens geordnet. Auf solche Weise ist es denn auch geschehen, daß in diesen „Dichtern und Dichtkunst aus Europa" die englische Poesie und die englischen Dichter ganz schön mit Shakspeare in dem Walhalla der Musen, welches der Longfellow über den Wassern errichtet, kein Gefeß hat aufnehmen können, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dafür kein Zeugnisse des Genius nicht überzeugt zu werden brauchen und man die Dichtungen in naturalibus hätte aufnehmen müssen. Man sieht daraus hinlänglich, daß Herr Longfellow nicht die dichterische Gepräge, sondern die Eigenschaft der Übersetzung zur Bedingung der Aufnahme in sein Werk gemacht hat und es läßt sich danach der literargeschichtliche Werth seines Werks ermessen, obwol er nicht verhehlt hat, historische und biographische Noten in überreichlichem Maße seinem Werk einverleiben.

Burke's Reden und Schriften.

Auszüge aus den Schriften und Reden des berühmten Burke sind kürzlich unter dem Titel „The wisdom and genius of Edmund Burke" von einem Namens- und Nachfolgenden auch Geschlechtsverwandten desselben veranstaltet worden. Ein kurzer Abriß des Lebens dieses großen Redners bildet den Eingang des Werks, dessen Herausgeber nach der Einleitung die er seinem Buche gegeben, mit den politischen Ansichten und der Handelsweise Burke's einverstanden ist. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 332. — 28. November 1845.

Erinnerungen aus dem Leben des Archäologen Peter Oluf Bröndsted.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

Endlich gelang es Bröndsted, mit mehren Andern sich nach Neapel einzuschiffen, wo er am 3. August ankam und bis Ende des Jahres blieb. So sehr die blutigen Auftritte in Palermo sein menschenfreundliches Herz empörten, und so wenig er sich in die Sicilier finden konnte, die statt sich bei der schönen Errungenschaft ans Brudervolk anzuschließen, nur an Trennung dachten und misgünstig den Sitz der Regierung an einem jeden andern Orte als in ihrer Mitte sahen: so sehr nahm die Revolution in Neapel seine wärmste Theilnahme in Anspruch. Sie war ohne Blutvergießen und ohne bedeutende Unordnung vollbracht; es schien ja, als ob Fürst und Volk Hand in Hand gehen wollten; eine Hoffnung der Regeneration schien ihm um so mehr gerechtfertigt zu sein, je genauer er die vielfachen Gebrechen der italienischen Staaten kannte. In diesem Geiste schrieb er — ohne noch zu ahnen, wie wenig die Thaten bald darauf den großen Worten entsprechen würden*) — seine Berichte an die Regierung. Ohne Zweifel waren seine Auferungen ziemlich stark und frei, und da man fürchtete, er möchte diese auch sonst laut werden lassen, gab man ihm zu erkennen, daß seine Ansicht der jüngsten Vorgänge dort nicht mit dem Urtheile des Hofs stimmten, von welchem er accreditirt sei. Bröndsted's Erwiderung hierauf war ebenso würdig als freimüthig. Er schreibt:

In meiner Instruction finde ich nicht den geringsten Wink darüber, daß meine Anschauung der Begebenheiten mit dem Urtheile meines Hofs darüber übereinstimmen solle, wol aber sehr bestimmte Anweisung, alle Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand sowol des Kirchenstaats als Italiens im Allgemeinen dem Departement des Auswärtigen mitzutheilen. Ein einfacher Schluß daraus zeigte es mir als meine Pflicht, Das, was sich ereignete, als ehrlicher Mann zu berichten, und wo (wie es in einem historischen Bericht kaum zu umgehen ist) ein Urtheil angeknüpft wurde, meine Meinung darüber, nicht die meiner Obrigkeit, auszusprechen; denn offenbar wäre letzterer schlecht damit gedient, blos eine Mittheilung des Bekannten aus dem Auslande zu empfangen. Das entgegengesetzte Betragen von mir — nämlich nicht rein und unbefangen meine Ansicht der Dinge, die unter meinen Augen vorgingen, darzulegen, sondern schlau zu berechnen, was wol die Meinung Ew. Excellenz und meiner Obrigkeit über das Vorgefallene sein möge — würde nicht blos feige und schlecht, sondern auch, so viel ich zu sehen vermag, unnütz und schädlich sein — unnütz, weil es doch an sich unfruchtbar ist, Jemandem seine eigene Meinung über Etwas zu erzählen, schädlich, weil meine Obrigkeit so einer Aufklärung über entfernte Verhältnisse und Begebenheiten entbehren müßte, die man ja nicht für fruchtlos ansehen darf bei einem edeln und aufgeklärten Minister. Vollkommen überzeugt, daß die wahrheitsliebenden Auferungen des redlichen Mannes da nicht gemißdeutet werden, wo Redlichkeit und Wahrheitsliebe das Ruder führen, will ich nur kurz und summarisch die Erkenntniß der Zeichen der Zeit darstellen, wozu mich meine Erfahrung geführt hat. Nichts kann falscher gedacht werden als die Behauptung, die wir jetzt so oft wiederholt sehen, daß nämlich die laute Opposition in den Landen ringsum nicht eine Folge des mannichfachen Drucks und Mißvergnügens der Völker sei, sondern blos durch die Intriguen und Ränke gewisser geheimen Gesellschaften hervorgerufen sei. Nicht der Carbonarismus oder dergleichen Verbindungen sind die Ursache der neuerlich entwickelten Opposition, die noch stärker hervorbrechen wird, wenn nicht ein glücklicher Genius, von der Vorsehung dazu auserseben, diese schönen Lande rettet — denn das Ende ist noch nicht da —, sondern der fast allgemeine Druck und das Mißvergnügen riefen die geheimen Gesellschaften hervor. Die Geschichte aller Zeiten bestätigt die Wahrheit dieser Bemerkung. Wo Alles ordentlich ging, wo es echte und gesetzmäßige Organe der würdigen Meinungsäußerung, der öffentlichen Kundgebung des Bedürfnisses und der Wünsche der Völker gab, da entstanden nie geheime Gesellschaften, die irgend eine Veränderung der Regierung sich zum Ziel setzten. Hingegen, wo alle freiere Aussprache der befähigsten und erleuchtetsten Männer über das Bedürfniß der Zeit durch hierarchischen und despotischen Zwang gehemmt — wie dies in Italien fast überall der Fall ist —, wo kein gesetzmäßiges Organ für die öffentliche Mittheilung des Gedankens vorhanden ist, da greift man zuletzt zu geheimen und ungesetzlichen Mitteln. Dies ist gewiß in hohem Grade zu beklagen — aber wehe Dem, von welchem das Aergerniß kommt.

Die laute Gedankenreihe Bröndsted's über diesen Gegenstand war damit nicht vollendet. Im November 1820 gab er in Neapel eine Abhandlung heraus mit der Aufschrift: „Sopra un iscrizione greca scolpita in un antico elmo di bronzo", die von einsichtsvollen italienischen Kritikern sowol wegen der Sprache als des Inhalts gelobt wurde. Die Vorrede zu dieser Schrift leitet er mit folgenden Worten ein:

Wenn ein Fremder sich in einem Lande befindet, dessen hochherziger Fürst seinem Volke die theuerste Gabe schenkt, die

*) Denn bekanntlich schon am 15. Mai 1821 begrüßte das Volk zu Neapel die Wiedereinführung der alten Ordnung der Dinge.

Digitized by Google

Sterblichen verliehen werden kann; wenn dieses ganze Volk, von Dankbarkeit gegen diesen Fürsten, von Freude und Enthusiasmus durchdrungen, von allen Seiten zusammenströmt, um die schöne Wiege der neugeborenen Freiheit gegen einen jeden Angreifer zu schützen, während die größten Talente der Nation, von ihr gerufen, schon in ehrwürdigem Kreis sich reihen, um die künftigen Schicksale der Freiheit zu sichern: dann würde es eine ungehörte Eitelkeit von einem Fremden sein, der durch Dasjenige, was man gewöhnlich Zufall nennt, zur Hauptstadt eines solchen Landes gebracht ist, wenn er annehmen könnte, daß einige Worte von ihm über einen Gegenstand der Kunst im Stande wären, die Aufmerksamkeit Vieler zu wecken.

Solche Aeußerungen an der Spitze einer Schrift, deren Verfasser sich auf dem Titel „Königlich dänischer Hofagent" nannte, mußten in Wien Mißfallen erregen; man beklagte sich darüber. Die Folge war, daß, nachdem die Zeit abgelaufen, in welcher man Bröndsted eine Art von Compensation für seine diplomatische Stellung zugestanden hatte, der Gehalt mit der Bemerkung inne gehalten ward, daß Dänemark eines Hofagenten in Rom nicht bedürfe. Eine Zurückberufung erfolgte indeß nicht, und Bröndsted erfreute sich immer der Gunst seines Königs, sowie auch der Minister ihn sehr freundlich behandelte.

Gegen den Schluß des Jahres 1820 kehrte Bröndsted nach Rom zurück und blieb dort bis 1823. Von den politischen Begebenheiten und Aussichten hatte er nur getäuschte Erwartungen und Gram. Besonders war ihm auch der Zustand Griechenlands ein schwerer Sorgenstein, und mit den Urtheilen der Politiker darüber konnte er sich nicht befreunden. Denn obwol er die Entartung dieses Volks erfahrungsmäßig wie Wenige kennen gelernt hatte, bewahrte er doch tief im Innern die von frühester Kindheit an ihm eingepflanzte Liebe zu den Großthaten Griechenlands, und verkennen konnte er nicht den lebendigen Keim, der noch in diesem Volke verborgen lag. Er bemerkte in letzterer Beziehung gegen den Freund Dr. Mynster:

Wenn ich einen Lazzarone in Neapel auf einer Treppe liegen sehe, und ich ihn bitte, einen Ranzen für mich zu tragen, so erwidert er mir: Ho mangiato, und kehrt sich auf die andere Seite um. Führe ich hingegen in Griechenland einen halb erwachsenen Burschen mit, der den ganzen Tag mit mir herumgewandert und meinen schweren Pack getragen hat, und wir kommen Abends zu einem Dorfe, wo Lustigkeit ist, so wirft er seine Bürde hin und tanzt noch ein paar Stunden.

Deshalb hatte Bröndsted ganz und gar andere Gedanken als Viele über die Regeneration Griechenlands. Er schrieb daher:

Wenn gewisse Leute in dieser Zeit sich dahin aussprechen, die Griechen seien zu verderbt und zu schlecht, um ihre Freiheit zu verdienen und den Barbaren zu entkommen, die sie vier Jahrhunderte hindurch tyrannisirten, so kommt mir solche Rede vor, als ob man rathen würde, ein edles Pferd, das durch schlechte Behandlung stückisch und dumm geworden, zu einem Pferdeverleiher oder einem Postreiter zu geben, um erzogen zu werden. Ich meine, der rechte Ort für die Erziehung der Pferde ist die Reitschule, und der für die Erziehung der Menschen ein Staat. Behlan denn, so gebe man den Griechen, wenn sie verderbt sind, einen Staat, damit sie besser werden können. Die Tyrannei taugt nicht einmal zur Erziehung der Pferde, geschweige denn der Menschen.

Von allen Drangsalen und Verwirrungen der Gegenwart aber flüchtete Bröndsted sich in seine wissenschaftliche Arbeit. Trotz vielfacher Zerstreuungen und Unterhaltungen studirte er doch in Rom sehr fleißig; ganze Bände von Excerpten und Notaten aus dieser Zeit, die er später zum Theil in seinen Schriften benutzt hat, liegen vor. Allein das größere Werk, für welches er zunächst lebte, rückte doch nur langsam vorwärts. Dazu kam, daß die Zeichnung und der Stich einer Menge von Kupfern, die dieses Werk begleiten sollten — 142 wurden fertig, mehr waren noch erforderlich —, auch von Seite Bröndsted's viel Zeit und Mühe erheischten. Viele Theile des Werks waren ausgearbeitet, wenn auch nicht die letzte Hand daran gelegt war. Wenn Bröndsted mitunter äußerte, es würden mehre Hefte binnen Jahresfrist erscheinen, so erkannten seine Freunde hierin zwar eine sanguinische Hoffnung; aber doch war bei Hoffnung insofern nicht ohne Grund, als unter seinen Hinterlassenschaft sich viele ausgearbeitete Partien finden, deren Erscheinung man entgegensehen darf, wenn es gelingt, die Platten zu erhalten und was an den vorhandenen Orten herumgestreut sich befindet, wo es, wie zu sagen, seinen Wohnort aufgeschlagen hatte. Wechselnd stellte Bröndsted die größten Anforderungen an die Correctheit seiner. Er erklärte öfters:

Man soll nicht eher ein Buch schreiben, bis man es nicht länger lassen kann, das will sagen, wenn unser Gemüth und ganze Seele eine solche Aeußerungsweise hervordrängt; und bei man in den meisten Fällen von den Büchern behaupten kann sie seien anders entstanden, das ist eben zu beklagen. Ja bei alle Verfasserprätiputation — diesen Bastard eines unechten Interesses und einer leichtfertigen Mutter, der Eitelkeit und der zu misbrauchten Buchdruckerkunst — : wol habe ich eingesehen, daß die Wissenschaft zumal in unserer Zeit, bei diesem höchst unerquicklichen Ueberfluß an Büchern in jedem Fache des Wissens durchaus mit nichts als dem völlig Begründeten gedient ist.

Um die Herausgabe des Reisewerks zu befördern, verließ Bröndsted, begleitet von seinem Landsmann J. Holm, am 23. Mai 1823 Rom. In Genf, wo er längere Zeit sich aufhielt, war es zunächst sein Zweck, den französischen Text des Werks mit einem Kundigen durchzugehen. Bei ihm auch Genf so gut wie nichts für das Studium der alten Kunst dar (von drei antiken Sculpturarbeiten hatte er selbst zwei mitgebracht), so befriedigte ihn hingegen die Bibliothek einigermaßen; höchst bar war ihm der Umgang mit vielen wissenschaftlich Gebildeten, namentlich Sismondi, Pictet, Bonstetten, Picot, Pecard und dem Grafen Kapodistria, den gleiche Dankbarkeit am geliebten Griechenland besonders eng mit ihm verband. Ueberhaupt gefiel er sich wohl in Genf. Er schrieb:

Die hiesige, nicht blos physisch, sondern auch politisch, gesunde Atmosphäre ist besonders erquickend, nachdem man vor kurzem den schwülen Dunstkreis der Spinnerie verlassen hat.

Gegen Ende des Jahres 1823 kam Bröndsted nach Paris. Diesmal fand er es zwar erträglicher als unter Napoleon's Despotie, von welcher er stets mit deutscher Erbitterung, mitunter nicht ohne Uebertreibung, sprach; doch konnten die Franzosen ihm nie zusagen; ihre

Digitized by Google

Weltstadt nannte er „das geschwätzige und schmutzige Babylon". Er schrieb von den Franzosen:

Sie sassen unstreitig gewöhnliche Gedanken leichter und in größerer Menge auf als die übrigen europäischen Völker, unter welchen ich gelebt habe; sie fragen sie auch geschickter vor. Diese zwei Vorzüge (wobei man die Moralität wenig in Betracht zieht) constituiren recht eigentlich unsere moderne Gesellschaftlichkeit, den guten Ton. Deßhalb sind die Franzosen unstreitig das artigste Volk unter den europäischen, welches abzuleugnen nur thöricht sein würde.

Was die Physiognomie von Paris für ihn Widriges hatte, das ersetzte er im Umgange mit dort lebenden Landsleuten, vorzüglich dem genannten Holm, Dr. Hohlenberg und dem Unterzeichneten, der besonders in vielfach vertrauten Gesprächen seinen Bildungsgang zu beobachten und Blicke in seine reine, treue Seele zu thun Gelegenheit hatte. Er war diesen jüngern Freunden im vollen Sinne väterlicher Freund und Berather.

Mit vollem Zuge seiner Seele ging Bröndsted im Sommer 1824 nach England, wohin die bibliopolischen Verhältnisse seines Werks ihn riefen. Er sah London, Cambridge, Oxford, nicht blos oberflächlich, sondern tief sich hineinlebend ins Volk. Was dieses Volk ihm wog, was die von der Vorsehung demselben gegebene Bestimmung ihm dünkte, das möge er selbst in seiner begeisterten Sprache uns mittheilen *):

Alle Kräfte, die sich wider Europas Licht und Freiheit verschworen haben, müssen, früher oder später, an einer Klippe scheitern, die sich nicht umschiffen läßt, weil die Vorsehung nach ihrer Barmherzigkeit dieselbe am rechten Orte gründete, und es unmöglich machte, daß diese zum Schuß ihr Fiat einer jeden großen That unsers Jahrhunderts aufdrücken muß, ehe eine solche That in Wahrheit in die Geschichte übergehen kann. Diese Klippe heißt Britannia. Für diese Einsicht, diese feste Ueberzeugung danke ich Gott bereitwilligst; sie hat über mein Wesen eine Zufriedenheit, eine Heiterkeit verbreitet, die mir fehlte, und die mich mehr als Alles erquickt. Häufige Erfahrungen, welche ich durch meine Stellung und vielseitigen Verhältnisse in Italien und Frankreich in den letzten Jahren machen mußte, waren mir nicht nur bitter, sondern hinterließen in meinem Gemüth eine Bitterkeit, die mir (ich weiß es mit Bestimmtheit) selbst fremd ist. Deutschland seit Napoleon fast alle Völker des Continents so zusammengerüttelt hatte, daß sie fast nicht mehr wußten, welches Vaterland sie hatten, seitdem er die ursprünglichsten Begriffe und Gefühle total verwirrt, mit seinem Ersatz ihre theuersten Interessen zertreten, ihre Eigenthümlichkeiten so viel als möglich verwischt, und sie zu Haufen zusammengetrieben zu einem Bauldienst gegen ihn selbst; seitdem dann Gottes Finger diesen Briaraus zuerst in Rußland rührte, und er später ohnmächtig in den Staub sank — was sah ich dann überall in den katholischen Ländern, wo ich lebte überall ein offenbares Schelfehen und Mißgunst, ja, wo man stark genug dazu war, offenbar Feindseligkeit gegen wohlthätige unterrichtsanstalten: einen nicht verhehlten Unwillen gegen alle Gesetzsamkeit und höhere Forschung; mit einem Wort unmittelbar die gegenwärtigen Zwecke der Machthaber fordernde ein eifriges Streben, Alles zurückzuschrauben und die Verdummung des Volks zu reproduciren, daſſelbe vor längst weggeschafften Zollen auf's neue knieen zu machen; eine höchst ungerechte, alle möglichen Nationalrechte kränkende Einmischung durch fremde bewaffnete Slaven und Kriegsknechte in die Anlagen anderer Nationen. Auf der andern Seite, erblicke ich einen totalen Mangel an patriotischer Gesinnung, bedauernswerthe Gleichgültigkeit gegen das Oeffentliche, ein durchaus egoistisches Halten am Privatinteresse bei der ganzen aufgeklärten Mittelclasse (wo eine solche vorhanden), und beim Volk die verächtlichste Indifferenz, fast überall eine stumpfe Schlaffheit. Diese Erfahrungen waren fast mehr als ich zu ertragen vermochte, der ich, nur ein schwacher Einzelner, gegen die Lawine nicht mich anstemmen kann, der ich aber doch hoffte, daß noch während meines Lebens, das unter dieser Gährung hinrann, zuletzt aus dem Chaos etwas Stetes und Bleibendes hervorgehen sollte: eine allgemeiner verbreitete, wohlgeordnete, gesetzmäßige Freiheit, gegenseitiges Vertrauen, Beschränkung der edelsten und unschuldigsten Bestrebungen des menschlichen Geistes, freie Mittheilung der schönsten Früchte der Civilisation und der Wissenschaft. Dies stete Aufsichden dieser meiner besten Hoffnung quälte und betrübte mich mehr als man denken sollte. Allein meine Hoffnung hat einen neuen und mächtigen Anker gewonnen, seitdem ich an Ort und Stelle einsehen lernte, was das kleine Wort England zu bedeuten hat. Wenn die Franzosen in ihrer gewöhnlichen leichtfertigen Eitelkeit sagen: „Il n'y a qu'un Paris dans le monde", so ist dies entweder die größte Trivialität, oder, in der Bedeutung genommen, in welcher es die Franzosen haben möchten, eine reine Sottise. Im Gegentheil, es gibt viele Paris in Europa — kein alle großen Städte des Continents (Rom ausgenommen) sehen eine permanitia mutandis, sehr ähnlich. Wenn man aber sagt: „Il n'y a qu'un Londres dans le monde", so glaube ich, daß dieses Wort eine bestimmte Bedeutung hat und Wahrheit enthält. Welch eine Schule, welch ein Schauplatz der Belehrung und Resterion, welcher Inbegriff aller Hervorbringungen unserer Zeit und der Weltbegebenheiten! London ist der wahre Centralpunkt der modernen Civilisation mit allen ihren Tugenden und Lastern, der wahre Coloportationsplatz unsers Zeitalters, das Auswechselungsbureau aller Begriffe und Erfindungen, und also, wenn eine Stadt so genannt werden soll, in der That Europas Hauptstadt.

Sonst waren die Erfahrungen Bröndsted's, die er mit Beziehung auf seinen nächsten Zweck in England machte, leider schmerzlich genug. Er hatte mit einer Buchhandlung, die für eine der solidesten gehalten ward, über eine englische Ausgabe seines Reiseswerks contrahirt, und hoffte dadurch einen Theil des großen Vorschusses, in welchem er stand (denn bis dahin hatten er und Cotta 40,400 Francs dazu ausgelegt), ersetzt zu erhalten. Jene Buchhandlung aber machte eine falsche Speculation in einem Hopfengeschäft, und fallirte zu eben der Zeit, als Bröndsted von ihr eine beträchtliche Summe beziehen sollte. Bröndsted begann einen Proceß gegen die Handlung, erhielt aber kein anderes Resultat, als daß dieselbe, sobald sie den Verlag wieder begonnen, sein Werk sogleich in Angriff nehmen sollte — was aber nimmer geschah.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die folgenden Aeußerungen sind aus einem Briefe an Dr. Nyerup.

Bibliographie.

Austria oder österreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1846. 7ter Jahrgang. Mit einer lithographirten Tafel und acht Holzschnitt-Abbildungen. Wien, Klang. Ler.-8. 1 Thlr.

Benekke, E., Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr.

Aus dem Nachlasse von G. H. v. Berenhorst. Herausgegeben von E. v. Bülow. 1ste Abtheilung. Dessau, Aue. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bibliothek der Handlungswissenschaft, oder Verzeichniß der vom Jahre 1750 bis zu Anfang des Jahres 1845 in Deutsch-

Digitized by Google

land erschienenen Bücher über alle Theile der Handlungskunde und deren Hülfswissenschaften: des Buchhaltens, der Correspondenz, des Geldwesens, Rechnens, Handlungs- und Wechselrechts. Nebst einem Nachtrage, enthaltend die wichtigsten Schriften der englischen, französischen, holländischen, italienischen und spanischen Sprache, und eine Übersicht der Eisenbahnliteratur. Zuerst herausgegeben von J. C. F. Enslin. 2te Auflage, gänzlich umgearbeitet von W. Engelmann. Mit einem Materienregister. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Byron's Don Juan, übersetzt von D. Gildemeister. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Übersetzt von A. W. v. Schlegel. 2te Ausgabe, besorgt von E. Böcking. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 9te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Conscience, H., Das Wunderjahr (1566). Historische Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Vlämischen treu übersetzt. Regensburg, Pustet. 1846. 8. 20 Ngr.

Cruseniolpe, M. J. v., Carl Johann und die Schweden. Historische Skizzen. Aus dem Schwedischen. Ister und 2ter Theil. Berlin, Morin. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dornau, F., Sympathien. Ein Bild aus dem Seelenleben. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 8. 1 Thlr.

Eberhard, G. A., Hannchen und die Küchlein. Miniaturausgabe. Leipzig, Renger. 1846. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elmar, C., Liebesrosen. Novellenkranz. 1ster und 2ter Theil. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erinnerung an das 3te Liederfest des Thüringer Sängerbundes zu Gotha am 1. September 1845. Im Auftrage der Gothaischen Liedertafel geschrieben von einem Thüringer. Gotha, Otte. Gr. 8. 3 Ngr.

Euripides, Andromache — die Bacchen — Helena — Iphigenia in Aulis — Iphigenia in Tauri — der Kyklop — sämmtlich von J. J. C. Donner. Heidelberg, Winter. Gr. 8. Jedes Stück 10 Ngr.

Das centrale Föderativ-System. Zwei Theile in einem Bande. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 1ster Theil: von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. 2te umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Grün, A., Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 4te durchgesehene Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jean Paul, Levana oder Erziehlehre. 3te aus dem literarischen Nachlaß des Verfassers vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Klotz, R., Handbuch der lateinischen Literaturgeschichte, nach den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Koethe, F. A., Die Psalmen. In Kirchenmelodien übergetragen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Lenbon, Friedrike H., Die Berberei. Eine Darstellung der religiösen und bürgerlichen Sitten und Gebräuche der Bewohner Nordafrikas. Frei nach den englischen Quellen bearbeitet und auf eigene Beobachtung gegründet. Frankfurt a. M., Zimmer. 12. 20 Ngr.

Ludwig, F., Aus der Provence. Reisebriefe. Frankfurt a. M., Brömmer. 12. 1 Thlr.

Mahlmann's, A., Sämmtliche Gedichte. Miniaturausgabe. Leipzig, Renger. 1846. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mayrhofer, J., Die Erziehung des Menschen von seiner Geburt bis zum männlichen Alter. Praktisch dargestellt. Wien, Kaulfuss Witwe, Prandel und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Luise, Federzeichnungen auf der Reise. Novellen und Bilder. Berlin, Schlick. 8. 2 Thlr.

Niebuhr, B. G., Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 4 Thlr.

Örsted, H. C., Naturlehre des Schönen. Aus dem Dänischen von H. Reise. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Petrefakten, A., Teologie. 2te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit 68 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 4 Thlr.

v. Quandt, Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Leipzig, Hirschfeld. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rückert, F., Nosrem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern. Aus Shahnameh. Stuttgart, Liesching. 1846. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Saint-Hilaire, E. M. de, Der Tambour von Bergam. — Und: Rubens. Von A. Dumas. Aus dem Französischen von G. Lotz. Leipzig, Kollmann. 1846. 8. 1 Thlr 6 Ngr.

Salat, J., Schelling in München: eine literarische und akademische Merkwürdigkeit. Mit Verwandtem. 2tes Heft. Zugaben: Schelling's Übergang nach Berlin und ein Nachtrag aus München; mit Geschichtlichem aus Nord- und Süddeutschland; zunächst mit besonderer Hinsicht auf eine so erwünschte als hochwichtige Einheit im Gesammtvaterlande. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller, C. G. B., Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800, die Epoche des Morgenrothes der deutschen schönen Literatur. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 1 Thlr.

Segen der evangelischen Kirche. Zur Erbauung in häuslichen Leben herausgegeben von E. Niemann und L. A. Petri. 1stes Heft. Hanover, Hahn. Gr. 8. 15 Ngr.

Seyffarth, G., Chronologica sacra. Untersuchungen über das Geburtsjahr des Herrn und die Zeitrechnung des Alten und Neuen Testaments. Leipzig, Barth. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Smidt, H., Michael de Ruiter. Bilder aus Hollands Marine. Vier Bände. Berlin, Simion. 1846. 8. 4 Thlr 15 Ngr.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Neue Ausgabe. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr.

Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1846. Der aufgegeben von W. D. v. Horn. Frankfurt a. M., Ritter. Gr. 8. 18 Ngr.

Sporschil, J., Der dreißigjährige Krieg. Illustrirt von F. W. Pfeiffer. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1846. Kl. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Steininger, J., Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer. Mit einer Karte und einem Abschnitte der Tabula Peutingeriana. Trier, Lintz. Gr. 8. 2 Thlr.

Struve, G. v., Gallerie berühmter Männer des 19. Jahrhunderts. 1stes Heft. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 12½ Ngr.

P. Terentius Afer, Lustspiele, übersetzt von J. Jacob. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden den 1., 2., 3. und 4. October 1844. Leipzig, Engelmann. Gr. 4. 1 Thlr.

Wagner, A., Abweisung der von Hrn. Prof. H. Burmeister zu Gunsten des zoologisch-pultanistischen Fortschritts und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen. Leipzig, Voß. Gr. 8. 8 Ngr.

Wallmar, F., Prag unter König Wenzel IV. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 4 Thlr.

Weber, O., Gedichte. 2te Sammlung. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 333. — 29. November 1845.

Erinnerungen aus dem Leben des Archäologen Peter Oluf Bröndsted.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

Den größten Theil des Jahres 1825, seitdem er am Neujahrstag nach Paris zurückgekehrt, verlebte Bröndsted „unter Buchdrucker- und Kupferdruckpressen, unter schmutzigen, langweiligen Correcturbogen und schönen, reinen, ermunternden bonnes feuilles". Gegen den Schluß des Jahres*) erschien endlich der erste Band seiner „Reisen und Untersuchungen in Griechenland"; der Gegenstand dieser Abtheilung war: „Die Insel Keos, jetzt Zea, die vier alten Städte derselben, ihre Geographie, Archäologie und Geschichte, nebst Beschreibung der in den Ruinen von Karthäa ausgegrabenen Monumente." Das Werk, mit größter Einsicht, Gründlichkeit und Fleiß ausgearbeitet, bot viele neue Entdeckungen und Forschungen dar; es war nicht blos höchst elegant ausgestattet, sondern von einer Menge Kupfer begleitet, die, alle mit größter Zierlichkeit ausgearbeitet, zum Theil den Namen von Kunstwerken verdienten, und von der unausgesetzten Sorgfalt und Liebe zeugten, womit der Verf. dieses Werk umfaßt hatte. Es fand auch sogleich allgemeine Anerkennung, und würde diese in noch größerem Grade gefunden haben, wenn es Bröndsted gelungen wäre, die fernern Lieferungen in schnellerer Aufeinanderfolge herauszugeben. So aber verstrichen vier Jahre bis zum Erscheinen der zweiten Abtheilung. Die den Forscher und sein Leben nicht kannten, konnten wol zu der Meinung verleitet werden, als ob die Archäologie ihm nur eine Nebensache wäre, eine Zugabe zu der diplomatischen Carrière, und folgerten nun weiter, daß, so anerkennenswerth auch übrigens seine Bestrebungen, er doch in der Wissenschaft seine eigentliche Heimat nicht habe. Die Feinde Bröndsted's ergriffen diese Stimmung mit Begier. Schon war das Buch ein paar Jahre durch ganz Europa verbreitet gewesen, als in der Zeitschrift „Hermes" (Bd. 32) ein anonymer Artikel mit der Aufschrift erschien: „Billoison und Bröndsted. Ein Beitrag zur Geschichte der Plagiate." Die Beschuldigung lief darauf hinaus: Bröndsted habe seine Untersuchungen und Aufklärungen aus Billoison's Papieren entwendet, die auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden. Der Ursprung dieses lügenhaften Artikels war folgender. Ein französischer Archäolog, mit welchem Bröndsted früher auf einem freundschaftlichen Fuß gestanden, welcher sogar bei der Revision des ersten Bandes zur Hand gegangen, war mit dem Reisegenossen und Freunde Bröndsted's Stackelberg (der einige Monate bei Bröndsted in Paris wohnte), ungewiß worüber, zerfallen, und hatte im „L'universel" sowie in andern Blättern die ganze Reisegesellschaft, aber namentlich Stackelberg, wegen einer von diesem in Rom 1826 herausgegebenen Schrift: „Der Apollotempel zu Bassä in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Werke", angegriffen. Der Angriff ward in einer französischen Schrift erwidert, woran Bröndsted ohne Zweifel den größten Antheil hatte. Verschmerzt konnte das nicht werden; aber die ersonnene Rache war in Paris, wo Billoison's Papiere einem Jeden zugänglich waren, nicht möglich auszuführen. Man vermochte also jenen Anonymus in Deutschland, einen von jenen Menschen, die sich gern brauchen lassen, wo es gilt, einen verehrten Namen zu bestecken, zur Abfassung jenes Artikels. Ein Schüler von Bröndsted, J. Hage*), trat in einer Deutsch geschriebenen Broschüre: „Bröndsted und Billoison" (Kopenhagen 1829), zuerst zu seiner Vertheidigung auf; ein Aufsatz in der „Dänischen Literaturzeitung" von dem gelehrten P. C. Müller, sprach sich in demselben Sinne aus. Inzwischen wußte Bröndsted von der ganzen Sache nichts, bis Böckh ihm unter dem 18. October aus Berlin schrieb:

> Der Angriff, den ein gewisser N. N., welcher ehemals hier unter dem Namen Doctor studirt und auch bei mir gehört hat, auf Sie, mein verehrter Freund, gemacht hat, ist mir gezeigt worden; ich habe aber den Kram gar nicht gelesen; denn ich war zum voraus überzeugt, daß man aus Billoison's Papieren gar keine Untersuchungen, sondern nur Notizen schöpfen kann. Hätte Billoison mehr gehabt, würde er nicht so oberflächliche Memoiren geschrieben haben, wie das im Band 47 der „Mémoires de l'Académie" auf seine Reisen bezügliche Zeug ist.

Als aber Bröndsted mit dem Angriffe bekannt geworden war, fand er es doch angemessen, selbst aufzutreten, und fertigte den namenlosen Ehrenschänder in der Broschüre ab: „Über den Aufsatz im Hermes: Billoison und Bröndsted, ein Beitrag zur Geschichte des Plagiats»,

*) Auf dem Titel des Werks steht 1826.

*) Vgl. über diesen die neunte Auflage des „Conversations-Lexikon".

lies: ein Beitrag zur Geschichte der Pasquille. Als Beilage zu dem Kreis'schen Untersuchungen" (Paris u. Stuttgart 1830). Punkt für Punkt ist hier jede Beschuldigung durchgegangen, sodaß dem wahrheitsliebenden Leser kein Zweifel mehr übrig bleiben kann.

Bröndsted hielt sich seit 1825 fast fortwährend zu Paris auf, mit Ausnahme des Jahres 1826—27, das er größtentheils im Schooße seiner Familie in Dänemark verbrachte, und eines kurzen Aufenthalts 1828 in London, wo er mit seinem Freunde Cockerell die Sammlungen des Britischen Museum von Marmorwerken der Akropolis benutzte. Sein Urtheil über die französische Nation hatte sich im Ganzen nur befestigt; in einem Briefe aus dieser Zeit äußert er sich:

Die Franzosen haben gewiß ungewöhnliche Auffassungsgabe, eine besondere Beweglichkeit und große Geschicklichkeit in vielen Dingen; aber es ist nicht Tiefe genug im Wesen dieses Volks; es liegt ihren Hervorbringungen kein rechtes moralisches Interesse zu Grunde; es wird in seiner Wirksamkeit gar zu sehr von der Mode und dem Conventionellen entkämmt. Fast Alles ensteht hier durch Coterien, durch Parteigeist; man steckt die Köpfe zusammen, um Etwas, das vorhanden ist, zu verdrängen, ohne tiefere objective Liebe zu Dem, was man für sein Ziel ausgibt, ohne innige Ueberzeugung, daß dieses wirklich das Bessere ist. Dieser Mangel an Reinheit der Intention gibt sich in den meisten höhern Productionen dieses Volks zu erkennen, wozu noch ein wunderlicher, mitunter entsetzlicher Mangel an Religion kommt bei den Individuen, selbst bei den tüchtigsten. Als ich 1824 hierher kam und die Jesuiten an der Tagesordnung waren, war es zu meiner größten Verwunderung (da ich Paris nur von Napoleon's Zeit her kannte) dem gemre geworden, ein wenig mit dem Kopf zu hängen, und den Tartuffe beim Bewohnen der Messe und andern Ceremonien zu spielen. Jetzt, da die Jesuiten durch den Zusammenhalt einiger liberalen Parteien in der Kammer der Deputirten den Laufpaß bekommen, jetzt zischt man sie aus. Außer der Unsicherheit des Bestehens alles Guten und Edeln, das durch die französischen Erbsünden: Leichtsinn, Verstatilität, Haschen nach dem Conventionellen bedingt ist, gibt es aber noch eine andere gefährliche Quelle des Unfriedens in diesem Lande, wenn es einmal auf die andere Seite umschlägt: ich meine die katholische Geistlichkeit. Erst in Rom bin ich vollkommen Protestant geworden, und habe den Geist haßen gelernt, aus welchem der gegenwärtige Katholicismus entsprungen; denn dieser verhält sich zum Christenthume gerade wie die französische Tragödie zum wahren Heldenmuth.

Nach 1830 war Bröndsted in Paris; er war Zeuge der Julirevolution. Der im Ganzen ruhige Verlauf derselben, die Abhaltung von allen Excessen von Seiten des Volks hatten in dem Grade seinen Beifall, daß er für einen Augenblick sich mit den Franzosen ausgesöhnt hatte. „Diesmal", schreibt er, „war alles Recht und Gesetzlichkeit auf Seiten des Volks, alles Unrecht, alle Gewaltsamkeit auf Seiten der Gegenpartei." Über alle Begebenheiten dieser Tage hielt er ein ausführliches Tagebuch.

In dieses Jahr (1830) fällt das Erscheinen der zweiten Abtheilung seines Reisewerks. Dieselbe enthält bekanntlich, nach der Zueignung an Thorwaldsen und Cockerell, die Abhandlung: „Parthenon auf der Burg Athens in seinen archäologischen und historischen Verhältnissen", eine reife Frucht tiefer, langjähriger Forschung. Es ist ihm in der That, worüber alle Stimmen einig sein möchten, gelungen, dieses stolze, herrliche Werk der höchsten Kunstblüte Athens zu entziffern und eine Arbeit darzustellen, die für immer des Verf. Namen an jenes unvergeßliche Werk anknüpfen, die ihm den Rang als Meister des Fachs sichern wird. In den Untersuchungen über Kreis hatte er sich als erkenntnißreichen, gründlichen Forscher gezeigt; hier leuchteten vor Allem die seltene Combinationsgabe, der geniale Blick hervor. Überall kam ihm eine lebendige Anerkennung entgegen; sein Name gewann eine europäische Celebrität. Noch 1843 äußerte Hamilton, ehemaliger englischer Minister in Neapel, als er bei der jährlichen Generalversammlung der Royal society of literature ein Aperçu von Bröndsted's Werken gab: „daß Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, die leider noch nicht herausgegebene Beschreibung der Figuren auf den zwei Frontonsgruppen zu sehen, darin ein Meisterstück ästhetischer Reflexion erkannt haben; in welchem die gesundesten Ansichten über die wesentlichen Eigenschaften der griechischen Kunst niedergelegt und die Principien dieser Kunst auf dem wirklichen Zustande des Volks basirt sind." Hamilton hat hiermit das eigenthümlich Treffliche der Bröndsted'schen Untersuchungen charakterisirt, das eben in der unzertrennlichen Verbindung des Kunstsinnes und der Kunstbildung mit der sichern historischen Grundlage beruht.

Die hier erwähnte Fortsetzung seiner Untersuchungen über Parthenon arbeitete Bröndsted in London aus, wohin ihn unangenehme Verwicklungen mit der Concursmasse des Buchhändlers Whitaker im Anfange von 1831 riefen. Sein Aufenthalt hier verlängerte sich bis Mai des folgenden Jahres. Die Veranlassung dazu war zunächst auch der Verkauf mehrer trefflichen Bronzen, in deren Besitz er während seiner Reisen gelangt, die er aber, nun durch Whitaker's Fallit dazu genöthigt, veräußern mußte. Er war indeß, was ihn sehr freute, Mitglied der Royal society of literature geworden, und las in dieser Gesellschaft die Abhandlung vor: „On Panathenaic vases, on their official inscription, and on the holy oil, contained in them, which was given as the prize to the victors in the Panathenaic games", welche 1832 in den Schriften der Gesellschaft und 1833 in einer französischen Übersetzung von Burgon (einem Engländer) in Paris erschien. Im Mai 1832 kam er nach Dänemark zurück, mit dem Vorsatze, sich wieder im Vaterlande zu domiciliren. Er wurde zum ordentlichen Professor der Philologie und Archäologie sowie zum Director der königlichen Münz- und Medaillensammlung ernannt. Sein Vorsatz ging nun in letzterer Beziehung darauf aus, diese Sammlung so instructiv und vollständig als möglich zu machen. Von vielen seltenen und historisch merkwürdigen antiken Münzen waren keine Abgüsse vorhanden; diese zu bewerkstelligen reiste er gegen den Schluß des Jahres nach London und um Neujahr 1833 nach Paris. Hier besorgte er zugleich die Herausgabe der kleinen interessanten Schrift: „Denkwürdigkeiten aus Griechenland in den Jahren 1827 und 1828, besonders in militairischer Beziehung, aus den

Digitized by Google

Papieren Fr. Müller's aus Altdorf." Der Verf. war, in jugendlichem Alter, als Major und Commandant der Palamedesburg bei Nauplia gestorben; die Zusammenstellung ward aus seinen hinterlassenen Papieren gegeben. In Paris effectuirte Bröndsted auch den Verkauf eines übrigen Theils seiner griechischen Bronzen; die französische Regierung kaufte sie für 23,350 Francs.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

Wenn eine Buchhandlung wiederholt Schriften über denselben Gegenstand veröffentlicht, wenn unter diesen Schriften selbst mittelmäßige und schlechte sind und die betreffende Buchhandlung doch nicht nachläßt, neue Schriften über denselben Gegenstand zu veröffentlichen, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß dieser Gegenstand von dem lesenden Publicum, und dies ist auch im Allgemeinen das denkende Publicum, mit großem Interesse betrachtet wird. Unsere Literatur wird leider nicht mehr hauptsächlich von den Schriftstellern, sondern nur zu häufig von den Buchhändlern gemacht, daher kann man zwar nicht mehr aus Band und Gang der Literatur auf die in der Nation vorhandene höhste Bildungsstufe einen Schluß machen, wol aber um so sicherer auf die Interessen der großen Masse der mit der Durchschnittsbildung begabten Leser. So ist es eine sehr beachtungswerthe Erscheinung, daß mehre Buchhandlungen, und besonders die Ph. Reclam'sche Buchhandlung in Leipzig, eine große Anzahl von Schriften über Oestreich veröffentlicht hat. Es geht daraus hervor, daß die Augen der Gebildeten in Deutschland mit Spannung und inniger Theilnahme auf Oestreich gerichtet sind. Welche Sensation machte vor einiger Zeit eine deutsch-patriotische Äußerung eines östreichischen Prinzen! Man hat es Oestreich längst vergeben, daß es in einer unglücklichen Zeit an Deutschland verzweifelte und es aufgab. Man irrt sich auch gewiß nicht, wenn man eine jede Regung deutsch-patriotischer Gesinnung in Oestreich als ein untrügliches Wahrzeichen einer politischen Ermannung Deutschlands bezeichnet. Daher fragt man auch bei jeder deutschen That, welche sich außerhalb Oestreichs begibt, mit ängstlicher Spannung: wie wird sie in Oestreich aufgenommen? Wol macht man Oestreich den geschichtlich gerechtfertigten Vorwurf, daß es unter den deutschen Landen am weitesten zurückgeblieben sei in der Entwickelung des deutschen Geistes, ja daß es den lebenskräftigsten Regungen desselben früher durch sein Anlehnen an romanische, später durch sein Anlehnen an slawische Interessen mit tödtender Gewalt entgegengetreten ist. So gewiß es nun ist, daß die hieraus hervorgehende Spaltung Deutschlands die Ursache der Ohnmacht Deutschlands ist, so gewiß ist auch, daß ein endliches Anschließen Oestreichs an die Sache deutsch-nationaler Entwickelung die Erhebung Deutschlands zur Folge haben müßte. Ich erinnere nur an die Lostrennung Deutschlands vom römischen Papstthum. Oestreich war bekanntlich im 16. Jahrhundert in seinen rein deutschen Elementen demselben ebenso zugeneigt wie andere deutsche Lande; aber die Beziehungen zu Spanien und Italien, diese noch als die römische Kaiserwürde, waren die Ursache, daß Oestreich seine ganze Macht aufbot, Deutschland an Rom zu ketten. Mit Spanien ist nun Oestreich längst außer Verbindung getreten, auch seine Beziehung zu Italien hat sich gemildert, schon deshalb, weil die politische Verwesung Italiens es jetzt der östreichischen Gewalt nicht mehr sie schwer wie früher macht, sich dies durch Waffengewalt in Italien zu behaupten. Dafür muß Oestreich jetzt den römischen Katholicismus den Slawen zu lieb aufrecht erhalten. Und doch sind geschichtlich die Slawen den Deutschen in kühner Lossagung von Rom vorausgegangen! Aber man weiß, wie Rußland mit dem Slawenthum liebäugelt, wie gern es sich zum Protector des Panslawismus aufwerfen möchte. Eine Einigung der gesammten Slawen unter dem russischen Scepter würde nun nicht blos für Oestreich bedeutende Verluste herbeiführen, sondern auch ganz Deutschland wenigstens bedrohen und auch in den ausgedehnten Länderstrecken wirklich gefährlich werden, in denen Deutschthum und Slawenthum so gemischt sind, daß das deutsche Element zwar vermöge seiner ausgebildetern Geistigkeit thatsächlich herrscht, das Slawenthum aber die große Masse der Bevölkerung ausmacht. In seinem eigenen Interesse und zugleich in dem Deutschlands muß daher Oestreich die Vereinigung der Slawen zu verhindern suchen. Nun ist aber das Slawenthum durch den Gegensatz zwischen römischem und griechischem Katholicismus in einer Weise gespalten, welche die blutsverwandten Völker mit dem tödtlichsten Hasse gegeneinander erfüllt. Auf diesen Gegensatz stützt sich die Macht Oestreichs über seine slawische Bevölkerung, und obgleich nicht wenige römische Slawen unter russischer und nicht wenige griechische Slawen unter östreichischer Botmäßigkeit stehen, so ist doch Oestreich im Allgemeinen ebenso der Beschützer der römisch-katholischen Slawen wie Rußland der der griechisch-katholischen. Aus dieser Stellung folgt für Oestreich, daß es den Slawen zu lieb nichts thun darf, was ihm eine feindliche Stellung zum römischen Katholicismus gibt. Es würde dadurch die römischen Sympathien seiner Slawen verlegen und diese würden sich gewiß weit lieber der russisch-griechischen, als einer deutsch-katholischen Kirche in die Arme werfen.

Ich berühre diesen Gegenstand, weil er in der nachfolgenden Schrift behandelt ist:

1. Östreichs Gegenwart. Erster Band. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 15 Ngr.

Der Verf. versichert, daß die deutsch-katholische Bewegung bei der deutschen Bevölkerung Oestreichs großen Anklang gefunden habe, während die slawische Bevölkerung ihr abhold sei; er meint, die Deutschen hielten mit dem lauten Beifalle, dem völligen Übertritte nur zurück, weil sie der Regierung nicht trauten, aber er meint auch, diese, eine erleuchtete, milde und gerechte Regierung, werde nicht allein selbst nicht auf Unterdrückung der jungen Kirche ausgehen, sondern sie sogar gegen Verfolgungen und Bedrückungen in Schutz nehmen. Der Verf. beruft sich zu Bestätigung seiner Ansichten aus Discretion nicht auf Thatsachen, daher läßt sich zu denselben auch weiter nichts sagen, als daß die östreichische Regierung vor allem Andern auch eine sehr kluge Regierung ist, welche sicher aus der politischen Rücksicht auf die Slawen den Deutschkatholicismus daniederhalten wird, um so mehr, als sie nach ihrer Überzeugung zugleich damit im Interesse Deutschlands handeln wird. Daher muß sich in dieser Beziehung alle Hoffnung darauf stützen, daß es wol gelingen könnte, die Slawen in die reformatorische Bewegung mit hereinzuziehen und sie so zugleich dem römischen und dem griechischen Katholicismus zu entfremden. Wenn übrigens der Verf. bemerkt, daß die östreichische Regierung eine sehr unabhängige Stellung gegen Rom behaupte, so spricht dies nicht zu Gunsten des Deutschkatholicismus, sondern wider denselben, denn eben deshalb dürfte in Oestreich das Bedürfniß nach einer Ablösung von Rom minder groß als im übrigen Deutschland sein und namentlich dürfte die östreichische Regierung keinen Grund haben, gegen die Anmaßungen der Hierarchie sich zu schützen. Sehr erfreulich ist die Bemerkung des Verf., wenn sie richtig ist, daß in Oestreich die Jesuiten deshalb nicht gefährlich seien, weil man sie allgemein verachte und auslache. Das ist allerdings das unfehlbarste Mittel, sie zu nichte zu machen. Sonst enthält das Buch noch „Akademische Briefe aus Oestreich", „Aus den böhmischen Bergen" und „Zur Geschichte der östreichischen Censurverhältnisse", in denen man nichts finden dürfte, was nicht schon bekannt ist. Aber in dem Aufsatze „Aus den böhmischen Bergen" findet sich eine sehr erwägenswerthe Darstellung, wie die Noth der Weber im böhmischen und schlesischen Riesengebirge entstanden sei. Die Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in Nr. 312 d. Bl. kurz darauf aufmerksam machte

Digitized by Google

daß im Allgemeinen die Noth der arbeitenden Classen daher rühre, daß sie Alles, was sie kaufen, mit einem Maximum des Preises bezahlen müssen, während ihr Verdienst an ihrer Arbeit auf ein Minimum herabgedrückt wird, und daß von Beidem die Schuld das Eindrängen der Händler, der Kaufleute zwischen Consumenten und Producenten trägt. Nun, die historische Darstellung des Verf. gibt einen schlagenden Beleg für diese Behauptung an einem speciellen Beispiel. Er weist die schändliche Machination nach, welche die Weber zu Grunde gerichtet hat. Die Kaufleute kauften das Material (den Flachs) in Masse auf (schon im vorigen Jahrhunderte); die Folge war, daß der Weber nur zu hohen Preisen kaufen konnte und daher auch seine Waare zu theuer ausfiel, daß er endlich froh sein mußte, daß ihm die Kaufleute, welche sich seitdem Fabrikanten nannten, das Material auf Credit gaben und von ihm verarbeiten ließen, wobei natürlich das Material so hoch als möglich, die Arbeit so niedrig als möglich veranschlagt wird. Wie kann man die große Lehre übersehen, welche in dieser kaufmännischen Speculation liegt, was geschehen muß, um dem Pauperismus entgegenzuarbeiten: die Regierungen, oder noch besser, das Volk muß das Material aufkaufen, den Arbeitern zu den billigsten Preisen auf Credit geben und Anstalten gründen, in denen die fabricirte Waare zum Verkauf ausgelegt wird, zum Nutzen der ersten Erzeuger. Ich habe auch dies schon in Nr. 312 angegeben. So lange die Regierungen das Geld mehr respectiren als die menschliche Arbeitskraft und Geschicklichkeit, so lange kann es nicht besser, sondern nur schlimmer werden, alle Maßregeln zu Hebung der Industrie und der Arbeitsmenge kommen immer nur den Geldkrämern zu gute, verwandeln ihre Tausende in Millionen, und da sich nun doch einmal die Ausbreitung des Gedankens nicht hindern läßt, so werden die Proletarier nicht endlich zu Sklaven, sondern zu den furchtbarsten Empörern ausarten und endlich die List mit blutiger Gewalt zu Schanden machen.

Wiederholt wird in neuern Schriften auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche dem Deutschthume von Seiten des Slawenthums drohen. Rußland ist der Popanz, mit dem man die großen Kinder in Deutschland fürchten zu machen sucht. Ohne Zweifel sind auch die Slawen, obschon seit langer Zeit kein nationaler Krieg gegen sie geführt worden ist, die Erbfeinde der Deutschen. Es ist zwischen diesen beiden Nationalitäten eine Antipathie wie zwischen Hund und Katze. Die Slawen hassen die Deutschen als ihre Besieger und die Deutschen verachten die Slawen wegen ihrer Unfähigkeit zur geistigen Selbständigkeit. Wenn irgend etwas diese Unselbständigkeit beweist, so ist es der Umstand, daß die Russen nicht blos Wissenschaft und Kunst, sondern sogar die Pfleger derselben, Künstler und Gelehrte, ja sogar Handwerker und Fabrikanten, Generäle und selbst den Zaren aus Deutschland zu holen genöthigt gewesen sind. Die Russen selbst haben, um die Möglichkeit eines wenn auch nur nach Willkür geregelten Staatslebens zu erlangen, sich germanisiren müssen. Darum ist das russische Staatsleben auf der einen Seite scheinbar gefährlich für Deutschland, auf der andern aber den Deutschen so gründlich widerwärtig, weil es nicht ein national eigenthümliches, sondern eine Carieatur des deutschen Wesens ist, in welcher Alles, was hier in organischer Lebendigkeit existirt, marionettenhaft nachgeahmt ist. Will man slawisches Leben in seiner unmittelbaren Natürlichkeit studiren, so muß man in die slawischen Fürstenthümer gehen, welche unter der schwachen Oberherrschaft der Türken ihre nationalen Eigenthümlichkeiten frei gehen lassen können. In dieser Beziehung ist ein sehr lehrreiches Büchlein:

2. Gedrängte Übersicht der Ereignisse in Serbien von 1819—44. Von einem Augenzeugen. Leipzig, Volckmar. 1845. 8. 10 Ngr.

Ein solches wüstes Gemisch von allen Sorten Niederträchtigkeit, Lüge, Verrath, Dummheit, Kriecherei, Übermuth, Despotengelüst und Sklavensinn, wie sich in dieser Schilderung der neuesten serbischen Ereignisse darstellt, kann man nur auf das Zeugniß eines Augenzeugen glaubhaft finden. Dieser Augenzeuge hat aber ein sehr schlechtes Urtheil. Er behandelt trotz des von ihm vorgetragenen Unsinns die Serbier wie ein Volk, das eine Geschichte hat, eine Vergangenheit und eine Zukunft. Auf den Titel seiner Schrift setzt er die Inschrift: „Der Ustaw soll künftig eine Wahrheit sein." Der Ustaw ist das Staatsgrundgesetz, welches die Pforte Serbien gegeben hat. Erst müssen die Slawen als Volk eine Wahrheit werden, jetzt sind sie noch nichts als eine wilde Horde. Wenn man das Buch liest, so erhält man unmittelbar den Eindruck, daß die Türken als eine gebildete Nation der Horde in Serbien gegenüberstehen; ein Volk, das aufgehört hat, eine Geschichte zu haben, dessen Zerfahrenheit ihm die allgemeine Verachtung zugezogen, erscheint diesem wüsten Unsinn serbischer Zustände gegenüber als eine gesittete Nation und ein vernünftiger Staat. So aber, wie noch in dieser jüngsten Zeit in Serbien, hat sich das Slawenthum überall gezeigt, wo es sich frei entwickelt, wo es nicht durch äußere Gewalt daniedergehalten, durch das Deutschthum despotisirt wurde. Von Polen ist es bekannt, daß es durch dieselben innern Zerwürfnisse in sich zerfallen ist, welche wir in Serbien sich herausstellen sahen. Die germanischen Vorstellungen von polnischer Ritterlichkeit sind ganz falsch. Diese Ritterlichkeit ist nichts als die Begeisterung für das Vorrecht mit despotischer Willkür, die durch kein Gesetz, d. h. durch keine Bestimmung anerkannter Vernunft gerechtfertigte Persönlichkeit geltend zu machen. Die Bauern zu schinden und sich mit seines Gleichen zu duelliren, das ist der Inbegriff polnischer Ritterlichkeit. Dagegen tritt nun das germanisirte Slawenthum, das Russenthum auf und will diese Willkür unter das Gesetz beugen, aber dieses Gesetz hat selbst nur die Form der Willkür und so handelt sich's im Sinne der Polen darum, ob sie knechten oder geknechtet werden sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Cantù's Universalgeschichte in Frankreich.

Es fehlt der französischen Literatur, welche so überreich an den herrlichsten historischen Erzeugnissen ist, doch an einer umfassenden, tiefergehenden Universalgeschichte. Der beste Beweis dafür ist, daß die ältern Werke dieser Art, ungeachtet ihrer Mängel und obgleich sie schon längst nicht mehr den Foderungen einer modernen Kritik entsprechen, doch immer noch eine gewisse Verbreitung finden. Der kosmopolitische Sinn der neuern Schriftsteller hat jetzt Frankreich mit einem Werke bereichert, welches im Stande sein wird, diesem dringend gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Wir meinen die umfassende Geschichte von Cantù. Dieses Buch war, wie man weiß, anfangs Italienisch erschienen und hatte der tiefern Ansichten, welche der Arbeit zu Grunde liegen, wegen eine günstige Aufnahme in Italien gefunden. Der Verf., ermuthigt von diesem Erfolge, unterwarf das ganze Werk einer neuen Überarbeitung und läßt dieselbe nun zugleich in italienischer Sprache und in französischer Übersetzung erscheinen. Bis jetzt sind uns davon — das Ganze ist auf etwa 18 Bände berechnet — vier Theile zu Gesicht gekommen. Die Darstellung gelangt darin bis auf die Regierungszeit des Augustus. Überall zeigt es sich, daß der Historiker seines Stoffs nicht nur vollkommen mächtig ist, sondern daß er ihn auch durchaus geistig zu durchdringen weiß. Mit großen, allgemeinen Zügen weist er den verschiedenen Völkern, welche auf der Weltbühne auftreten, ihre Stelle an, ohne darüber das sorgfältige Ausmalen des nöthigen Detail zu verabsäumen. Ohne daß der Verf. im entferntesten daran dächte, die Geschichte auf dem Streckbett einer vermeintlich philosophischen Auffassung zu construiren, sieht man es doch seiner Darstellung an, daß die Idee über die rohe Form und über die äußerliche Erscheinung herrschen muß. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 334. — 30. November 1845.

Erinnerungen aus dem Leben des Archäologen Peter Oluf Bröndsted.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Im Sommer 1836 war Bröndsted wieder in London. Er war in eine ihm sehr werthe und wichtige Verbindung mit der Society of dilettanti getreten, einer Gesellschaft, die, nach seinem Ausspruche, „mehr für gründliche Untersuchungen in Griechenland gewirkt als alle Fürsten und Vereine seit Hadrian und Pausanias“. Auf Kosten der Gesellschaft gab er eine Beschreibung der Bronzen von Siris heraus, welche er in Italien erworben und nachher dem Britischen Museum überlassen hatte. Diese trefflichen Denkmäler benamte Bröndsted so, weil sie in einer Ruine in der Nähe des alten Flusses Siris, unweit von Grumentum in Lucanien (jetzt Saponara in der Provinz Basilicata) gefunden waren.*) England (das er zum letzten Mal 1839—40 besuchte), dies pays des contrastes, war Bröndsted immer gleich anregend und interessant; sogar (um als Geschichtsphilosoph alle Zeitrichtungen kennen zu lernen) interessirten ihn auf der letzten Reise Owen und die socialistischen Congregationen insoweit, daß er wenigstens einmal hinging. „Ich las“, urtheilte er vom Ersteren, „auf seiner breiten Stirn immer deutlicher die Worte, welche sein ganzes Wesen ausdrücken: Obstinate and vain.“

Bröndsted's akademische Vorträge (er las in den letzten Jahren über Äschylos, Sophokles, Euripides, Pindar, einen Theil des Thukydides, die Geographie Griechenlands und Archäologie mehrer Ortschaften, die griechische Literaturgeschichte und Grammatik) waren lebendig und klar; mit anerkannt großem Wohlwollen nahm er sich stets der Studirenden an; besonders im Münzcabinete, das dreimal wöchentlich offen stand, erbot er sich allen Besuchenden und wahrhaft Theilnehmenden als freundlichen und begeisterten Führer. Seine Studien, obgleich immer auf den archäologischen Mittelpunkt zurückkehrend, waren die reichsten und umfassendsten (wie er denn schon früher 1817—18 zwei Hefte „Beiträge zur dänischen Geschichte aus ausländischen Handschriften“ **) gegeben und in seinen letzten Lebenstagen, 1842, eine meisterhafte Übertragung von Äschylos' „Agamemnon“ gab); gerade dies war seine schöne, durch Reisen veredelte, Eigenthümlichkeit, daß er alle Gebiete des Wissens zu würdigem verstand und durch seine tief geschichtliche Bildung manches Licht im Vordergehen aufsteckte, das selbst dem Einzelforscher merkwürdig scheinen konnte. In seinen letzten Lebensjahren fand er vielfach, was er gesucht, neben dem vielbewegten Leben, von dem er, wie wir gehört haben, nie lassen konnte (denn immer mußten Reisen ihm die Blumen in den Kranz flechten), einen schön abgegrenzten und harmonisch gestalteten engern Kreis neben dem auch äußerlich Comfortablen, worauf er nicht erst in England großen Preis zu setzen gelernt hatte. In diesem Kreise bewegte er sich mit großer Sicherheit, mit einer wahrhaft liebenswürdigen Jovialität, vor Allem mit der Klarheit des Gemüths, die seinem Wesen eigen war, und mit der Begeisterung, die auch den kleinen Erscheinungen das Gepräge des Großen aufdrückt, weil sie uns lehrt, dieselben als Glieder eines großen Ganzen zu würdigen. Er konnte ganze Stunden sitzen und dem Beschauenden irgend eine merkwürdige Vase oder sonst ein antikes Kunstwerk erklären; immer fand er neue Beziehungen heraus, und nimmer ermüdete er; denn die Kunst war ihm nur ein Glied der Geschichte. Über die schönen Künste überhaupt, nicht blos über die bildenden, hatte er ein durchdringendes und gereiftes Urtheil; die blos schöne Außenseite konnte ihn nie bestechen; er verlangte Geist, und zwar umwandelnden, ethischen Geist. Deshalb war ihm die neueste Musik von Rossini an ziemlich zuwider, obwol er die einzelnen genialen Züge nicht verkannte; von Paganini äußerte er sogar, als er ihn gehört hatte: „Er führt alles Mögliche auf der Violine aus, außer eben die Violine spielen.“ Concetti liebte Bröndsted wol, wie man aus diesem und andern Worten von ihm erkennen wird (wie sollte er auch sonst mit lebendiger Theilnahme so lange Zeit in Italien zugebracht haben?); aber ebenso haßte er alles Gesuchte, Manierirte, Süßliche, Gezwungene, Eitle. Ernst und Heiterkeit in ihrem schmelzenden Vereine waren die Pole seines Lebens, sie waren die Pole seines Gespräches. Dem Genius huldigte er willig, wo und unter welcher Form er auch auftrat; aber er verlangte, wiederum ethisch, daß

*) Gezeichnet sind die Abbildungen dazu von Riepenhausen, gestochen von Bettelini.

**) Sie enthalten Bruchstücke aus der Reimchronik Robert Barez' mit dänischer Übersetzung.

Digitized by Google

derselbe sich einer gewissen Zucht unterwerfen solle, damit er nicht entweder sich an die Außenwelt verliere, oder in seiner eigenen Profusion zu Grunde gehe. Von den alten Griechen hatte er die Schönheitslinie gelernt, als eine nicht indifferente, sondern Allem Maß und Halt gebende; und gewiß ist diese Lehre eine solche, der namentlich die Gegenwart nicht entrathen kann. Zorn konnte ihn, dem alles Hohe und Edle Liebenden, überfallen, wenn er ein ungesalzenes, hochmüthiges, im tiefsten Grunde zugleich unmoralisches Urtheil anhören mußte. So schrieb er in seinem Tagebuche, als er Tiraboschi's „Leben Dante's“ gelesen hatte:

Wie kann sich doch ein Litzputianer erfrechen, so über einen gewaltigen Genius abzusprechen! Es ist, wie wenn man sich an den Vollkommenheiten verbrannt hätte, ehe man an die Mängel kommt, die nun, freilich mit großer Gravität und mit Geschmack, aufgerechnet werden. Mir kommt Tiraboschi vor wie Einer, der sich an der Sonne blind stiert, um ihre Flecken zu entdecken, statt sich an ihrer Schönheit und belebenden Wärme zu erquicken.

Sonst war Bröndsted nicht zornmüthig; er verzieh willig und herzlich dem Beleidiger; überall, wo es nur erlaubt war, glaubte er das Beste; sein übrigens unbestochenes Urtheil konnte sich immer am liebsten zur mildern Seite. Der Aufopferungen, nicht nur für Freunde, war er stets fähig; wo Elend gemildert, wo Thränen getrocknet werden konnten, da bot er gern hülfreiche Hand. Mensch war er im vollsten Sinne des Worts: es war sein Ruhm und sein Stolz; aber auch Christ, und zwar protestantischer Christ, war er mit ganzem Herzen; das war sein Trost und seine Freude. Da er in Rom an dem katholischen Gottesdienste nicht Theil nehmen konnte — und der protestantische Consulatsgottesdienst auf dem Capitolium sagte ihm wegen der Liturgie nicht zu —, so führte er dänische Predigtbücher mit sich und las regelmäßig alle Sonntage seinem Bedienten daraus vor. Mit der religiösen vereinigte sich seine Geschichtserfahrung und brachte das ungeblendete Auge hervor, das so wohlthuend ist, wo es uns begegnet; Beides war es wol auch — daß nämlich diese Säulen in Britannien unerschüttert stehen — was ihm das englische Volk so werth machte. Was er als Schriftsteller erreicht, davon reden die Leistungen, welche den Augen des Publicums vorliegen. Sein Stil war ohne alle Affectation, nervös und belebt (wie er es von den Alten gelernt hatte), bewältigend und das Treffende taktvoll ergreifend, aber doch nicht so, als ob er dabei (wie Dr. Mynster meint) das Kernige und Körnige gesucht hätte. Es war ihm, wie Alles, gegeben.

Und wie viel war ihm gegeben! Wie noch viel mehr hoffte er zu gewinnen, zu erfüllen, auszuführen, wie er denn von einer solchen großartigen Hoffnung, die das Nächste und die Hindernisse nur sehr unvollkommen berechnet, nie in seinem Leben gelassen hat! Allein die Vorsehung wollte es anders, wollte ihn schnell zu etwas noch Größerm, noch Besserm abrufen. Als er eines Tages im Juni 1842 von seinem gewöhnlichen Spazierritte zurückkehrte, kam er in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo er einem Freunde begegnete, dem er eine für diesen angenehme Nachricht mittheilen wollte. Indem er das Pferd plötzlich zum Stillstehen bringen wollte, fiel er mit einem so heftigen Stoß auf das steinerne Pflaster, daß alle Hüftheile und der Unterleib auf das gewaltsamste erschüttert wurden. Seine außerordentliche Muskelkraft setzte ihn noch in den Stand, ein nicht weit entferntes Spital zu erreichen. Einige Tage schöpften die Aerzte Hoffnung, weil man keine äußerliche Beschädigung wahrnehmen konnte. Allein der Zustand verschlimmerte sich; der Körper schwoll immer mehr auf; er war, obgleich nicht in bewußtlosem Zustande, so doch meist in einem heftigen Delirium. Er starb am 26. Juni 1842, tief betrauert von den Freunden, vom Vaterlande, der Nachwelt eine hehre und liebliche Erinnerung. Have, pia anima!

R. G. Rudelbach.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Diesen Kampf des Slawenthums mit sich selbst stellt folgende Schrift in überzeugender Weise dar:

3. Neue Beleuchtung der polnischen Frage. Aus den Papieren eines Russen ins Deutsche übertragen von *Ludewig*. Leipzig, Schrey. 1845. 8. 20 Ngr.

Der Russe hat mit seinem Beweise, daß in dem Kampfe wider Polen Rußland im vollkommenen Rechte sei, auf seinem Standpunkte, dem russischen Standpunkte, unwiderleglich recht; daß aber der Uebrige diesen Standpunkt adoptirt, das er meint, auch vom deutschen Standpunkte müsse man wie dieser Russe raisonniren, das macht ihn der Ehre, ein Deutscher zu sein, verlustig. Der Russe kennt das Gesetz nur als Aeußerung der Willkür, daher ist es das nackte Faustrecht, welches er ganz naiv als ein wahres Recht für Rußland den Polen gegenüber behauptet. Er weiß nach, und zwar mit historischer Berechtigung, daß die Polen niemals im Stande gewesen seien, sich selbst zu beherrschen, sie haben immer nur untereinander Händel führen können, und das auch die letzte Revolution der Beweis geliefert habe, daß die Polen noch immer nicht zu dieser Fähigkeit gelangt seien. Wenn er dann aber weiter die Berechtigung Rußlands zur Herrschaft über Polen auf den Grundsatz stützt, daß jedes Volk ein Recht habe, über das andere zu herrschen, welches physisch stärker als dieses sei, so beweist er damit, daß auch er selbst ganz auf demselben Standpunkte des politischen Bewußtseins stehe wie die Polen. Auch ihm nämlich ist Gewalt Recht, gerade so wie die Polen die Gewalt als Recht gegeneinander und speciell gegen ihre Leibeigenen behauptet haben. Das Recht aber ist nicht Gewalt, sondern Vernunft: die Vernunft aber ist zwar Macht, aber nicht Gewalt. Wenn der Kaiser von Rußland polnische Kinder für Geld kauft und auf 30—40 Jahre ins Innere von Rußland schickt, um sie hier zu russificiren und später als russificirte Polen nach Polen zurückzuverpflanzen, so ist das eine echt slawische Manier zu cultiviren, bei welcher die Cultur ganz denselben Werth hat wie die frühere Unwissenheit; er lehrt die Polen dadurch nicht sich selbst beherrschen, sondern er lehrt sie, sich von einem Andern despotisiren. Er richtet sie ab wie die Kamtschadalen ihre Hunde, welche in ihrer Jugend in finstere Löcher gesperrt, wenig gefüttert und viel gepeitscht werden, um im Alter demüthige Thiere ohne bösartige Ruken zu werden. Dagegen cultivirt der Deutsche in einem ganz andern Sinne. Wenn man unter uns eine Colonie von Russen oder Polen anlegte, so würden diese lernen müssen, sich selbst zu beherrschen, d. h. sie würden die Freiheit begreifen lernen.

Digitized by Google

von der sie bisher keinen Begriff gehabt haben. In dieser Weise hat Preußen z. B. seine polnischen Provinzen zu cultiviren gesucht und es ist ihm dies in Preußen, Pommern und Schlesien bereits vollständig gelungen. Dagegen wird Rußland auch selbst dann nicht die Polen geistig umgestaltet, erhoben, zum Recht und zur Vernunft gebracht haben, wenn es ihm völlig gelungen sein wird, Russen aus ihnen gemacht zu haben. Ja und wenn es geschähe, daß die Russen in einer zweiten Völkerwanderung Deutschland überschwemmten, so würde die Folge davon nicht die sein, daß die Deutschen untergingen, sondern die Russen würden untergehen. Das Scheidewasser germanischer Freiheit würde die Russen ebenso auffressen wie es die Polen und Wenden aufgezehrt hat, welche früher bis mitten in das heutige Deutschland hinein saßen. Ganz im Zusammenhange mit dem russischen Rechtsbegriffe steht es, wenn der Verf. die Lebenskräftigkeit, die „Normalität der Entwickelung" eines Staats in der fortschreitenden Vergrößerung, im gleichzeitigen Wachsthume seiner Gebiete und seiner Macht erblickt. Gerade dies ist der Fall, daß die expansive Ausbildung eines Staats im Gegensatze gegen seine intensive Ausbildung steht und der sicherste Beweis eines Mangels an innerer Lebendigkeit ist. Das Lebendige ist in der Natur und also auch im Staatsleben, welches nur so lange ein wirkliches Leben ist, als es an seiner natürlichen Basis festhält, stets das sich selbst Begrenzende, Zusammenfassende. So wie ein Volk anfängt, auf Welteroberung auszugehen, ist es in nationaler wie in staatlicher Beziehung in der Auflösung begriffen. Die Griechen und die Deutschen sind nie ein eroberndes Volk gewesen, die Römer waren es und haben es nie zu einer geistig selbständigen Bedeutung in der Geschichte gebracht, sie wurden griechisch sowie sie historisch wurden. So würden auch die Russen immermehr deutsch werden, wenn sie sich noch weiter expansirten, wie sie schon der äußerlichen Germanisirung ihre jetzige Scheinmacht verdanken, jene Macht, die an einem kleinen Gebirgsvolke, das eine lebendige Innerlichkeit besitzt, ganz ebenso jämmerlich zu schanden wird, wie einst die Perser an den winzigen Griechen.

Stärkt sich die deutsche Nationalität im Hinblicke auf die slawischen Völker, indem sie ihrer großen Würde vor denselben bewußt wird, der Würde der Freiheit, des Rechtes, des Gesetzes, so wird sie dagegen in demüthigender Weise an ihre Mängel erinnert, wenn sie auf die Zustände eines benachbarten Landes hinblickt, in welchem germanisches und romanisches Blut ineinander übergehen, jenes aber beiweitem das vorwaltende ist, ich meine die Schweiz. Hier treten die Widersprüche, welche Deutschland auseinander und danieder halten, entschiedener auf als in Deutschland selbst, woran theils die Beschaffenheit des Landes, theils die republikanische Staatsform schuld ist. Jene macht es möglich, daß Menschen von ganz entgegengesetzten Richtungen nahe beieinander wohnen, ohne in lebhaften Verkehr miteinander zu treten und sich gegenseitig kennen zu lernen; die Scheidewände der Vorurtheile stützen sich auf die Felsenwände, welche sie trennen. Die republikanische Verfassung aber bietet Gelegenheit zum Widereinanderrennen der Parteien. Sie werden durch die Staatsverfassung zu einem solchen Ringen um die Herrschaft geradezu herausgefodert, während in monarchischen Staaten den Parteien so viel als möglich der Rechtsboden zu ihrem Zweikampfe entzogen ist und es sich hier höchstens darum handeln kann, daß die Partei einen Einfluß auf die Regierung, nie aber diese selbst erlange. Wie Deutschland, so ist auch die Schweiz in römisch-katholische und in reformirte Christen geschieden, und um diesen Hauptgegensatz gruppiren sich alle andern Gegensätze im Staats- und Volksleben. Aber was sich in Deutschland in einer Jahrhunderte währenden Entwickelung im tiefgehenden, aber an allen Explosionen behinderten Parteienkampfe ganz allmälig macht und gestaltet, dieser ruhige Strom des unaufhaltbaren Fortschritts, Das tritt in der Schweiz wie ein brausender Sturzbach, geringer an Intensität, aber gewaltsamer in wechselnden Erscheinungen auf. Man hat mit Recht bemerkt, daß in der Schweiz die Zukunft der Staaten, namentlich der germanischen, durcherperimentirt werde. Es werden aber nicht in Deutschland im größern Maßstabe diese Experimente sich zu wiederholen haben, sondern was in Deutschland als eine Nuancirung, eine zeitweilig hervorstechende Richtung auftritt, das macht sich in der Schweiz als eine schnell eintretende, sich mit Gewalt schnell vollständig ausbildende Phase des Volks- und Staatslebens geltend, die ebenso schnell wie sie entstanden wieder vorübergeht, weil sie eben wegen ihrer Einseitigkeit sich nicht zu halten vermag.

Der Verf. folgender Schrift:

4. Briefe aus der Schweiz über dieselbe. Von einem Freunde der Eidgenossen und ihrer Freiheit. Erste Reihe: Wie es gekommen. Belle-Vue. 1845. 8. 10 Ngr.

gibt einen Abriß der Geschichte der Schweiz, um zu erklären, wie es gekommen, nämlich zu den neuesten Ereignissen, zu dem Kampfe einer ultramontanen Partei gegen eine ultraliberale, namentlich zu der Explosion des Freischarenzugs gegen die Jesuiten und die Jesuitenfreunde in Luzern. Seine Darstellung scheint ziemlich unparteiisch zu sein, da er auch die Übereilungen und Übertreibungen der liberalen Partei, welche seit 1830 zur Oberhand kamen, gebührend rügt. Das vorhin Gesagte wird durch die Schilderung des Freischarenzugs bestätigt. Wenn in Deutschland das Auftreten der Jesuiten wol hie und da einzelne krampfhafte Zuckungen hervorbrachte, so schnell unterdrückte revolutionnaire Demonstrationen erzeugte, wenn aber im Ganzen der Kampf gegen dieselben nur mit geistigen Mitteln gekämpft wird, so erhebt sich dagegen in der Schweiz eine Schar, welche ohne weiteres an die gewaltsame Zurückweisung der Jesuiten und ihrer Freunde sich machte. Ganz besonders interessant ist aber diese Schilderung dadurch, daß sich klar herausstellt, wie die Jesuitenfrage in der Schweiz von demselben Anfange sich entwickelt hat, den sie auch in Frankreich, bis jetzt zum Nachtheile der Jesuiten, in Belgien aber zu entschiedenem Vortheile derselben genommen, nämlich von dem Volksunterrichte. Man möge sich erinnern, was ich in Nr. 302 d. Bl. von den Bestrebungen der Jesuiten, sich des Unterrichts zu bemächtigen, gesagt habe. Die Jesuiten könnten wirklich noch einmal der Entwickelung des menschlichen Geistes gefährlicher werden, wenn sie die Mittel in die Hände bekämen, eine Generation zu schaffen, welche an sie glaubte. Darum streben sie auch so eifrig, überall die Erziehung der Jugend in die Hände zu bekommen. Man kann sich wundern, wie es möglich ist, daß sich die Jesuiten ebenso wol in demokratischen wie in monarchischen, constitutionnellen wie absoluten Staaten einzuschleichen vermögen. Ihnen selbst aber ist es ganz einerlei, welche Staatsform herrsche, wenn diese selbst nur von der Hierarchie beherrscht wird, und bei den Gewalthabern sowol in demokratischen als monarchischen Staaten arbeitet ihnen die unselige Angst vor einer durch Irreligiosität herbeigeführten allgemeinen Demoralisation in die Hände. Sie vermessen sich, diese beschwören zu können. Es wird übrigens durch die angeführte Schrift auch bestätigt, daß die Demokratie den Jesuiten weit zugänglicher ist als die Monarchie, zumal die absolute. Denn in jener hat stets eine Partei die Herrschaft in Händen, welche in jedem Augenblicke diese zu verlieren fürchten muß, daher emsig darauf bedacht ist, sich unentbehrlich zu machen, während der seinem Volke angestammte Monarch sich sicherer in der Herrschaft fühlt und daher weniger Ursache hat, mit den Jesuiten einen Pact einzugehen, vermöge dessen er sich und sein ganzes Volk ihnen in die Hände gibt, um durch sie eine Sicherung seiner Herrschaft zu erlangen. Die liberale Partei in der Schweiz will eine Vereinigung der ganzen Schweiz zu einem mächtigen Ganzen, ganz so wie die Liberalen in Deutschland nach einer Einigung Deutschlands streben. Dieses Streben tritt in der Schweiz dreister auf, aber auch die Schwierigkeiten, welche ihm entgegenstehen, liegen mehr zu Tage. Der Verf. berichtet, daß in den katholischen Gemeinden die

Digitized by Google

Reformirten als Unglückliche, Zeitlich- und Ewigverlorene, als Verruchte, Verpestete verschrieen sind, mit denen eine rechtliche Einigung, wechselseitige Liebe und Anerkennung unmöglich sei. Daß der Jesuitismus kein Mittel scheut, diese Ansicht zu erhalten, bis zur blutigen Verfolgungssucht zu steigern, ist bekannt; deshalb ist das Aufkommen der Jesuiten allerdings eine Lebensfrage für die Schweiz, nicht blos für die Reformirten, welche sich wol die Jesuiten und ihre ganze Bande vom Leibe halten können, sondern für die Schweiz als Staatsganzes.

Liberale Schriftsteller haben bei Behandlung der Zeitinteressen häufig einer witzigen Darstellung sich bedient. Der Witz ist immer eine gute Gabe Gottes und man kann sich dieselbe wol gefallen lassen. Da er aber den Verstand mehr reizt als befriedigt, so bringt zu viel Witz in einem Buche dieselbe Wirkung hervor wie zu viel Gewürz an einer Speise: Überreiz und in Folge davon Widerwillen. Die Witze dürfen einander nicht jagen und noch weniger darf der Schriftsteller Jagd auf Witze machen; der Schriftsteller darf in ihnen weder die Kraft seines Geistes zur Schau tragen, noch die Behendigkeit desselben, sondern nur Grazie der Bewegung. Wenn man glühendes Eisen schmiedet, so sprühen Funken und diese leuchten um so heller, je tiefer Nacht es noch ist zur Zeit, da der Schmied seine Arbeit beginnt; aber es ist ein nutzloses und kindisches Spiel, im Dunkeln Steine aneinander zu klappen, nur damit es Funken gebe. So handeln aber die Schriftsteller, welche in ihren Büchern Witztreibjagden zum Besten geben. Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß sie die witzige Darstellungsweise häufig nur darum wählen, um durch das Witzfeuerwerk, das sie abbrennen, die Censur zu blenden, damit sie gewisse Gedanken unconsiderirt passiren lasse. Indeß verfehlen die Schriftsteller hierbei ihre Hauptabsicht ganz gewiß, da diese doch keine andere sein kann als diese Gedanken ins Publicum zu bringen. Denn der Censor läßt die gefährlichen passiren, entweder weil er sie selbst nicht versteht, oder weil er meint, daß sie das Publicum nicht verstehen werde. Gewöhnlich ist das Letztere der Fall und der Censor pflegt sich hierin selten zu irren. Im erstern Falle aber, wo selbst der eigens auf Aufspürung gefährlicher Gedanken dressirte Censor einem solchen nicht auf die Fährte zu kommen vermag, wird dieses noch weniger bei dem großen Publicum der Fall sein. Die witzige Darstellung bei Behandlung von Zeitinteressen ist also ein sehr schlechtes Mittel, Contrebande zu machen; im günstigsten Falle ist sie eine Art Spitzbubensprache über verbotene Gegenstände, welche nur Diejenigen verstehen, welche in die Mysterien der Brüderschaft eingeweiht sind. Offenbar von demselben witzigen Verf. sind folgende zwei Schriften:

5. Bekannte Geheimnisse. Darmstadt, Leske. 1845. 8. 5 Ngr.

6. Skizzen und Briefe aus der Gegenwart. Darmstadt, Leske. 1845. 8. 10 Ngr.

Die erste Schrift enthält eine witzige Biographie des juste milieu, welcher als identisch mit dem Justus Michel, dem wohlbekannten deutschen Michel ausgegeben wird; die zweite behandelt in einer langen Reihe kurzer Aufsätze die Mehrzahl der jetzt so vielfach ventilirten Zeitfragen. Am wenigsten sagt die erste Schrift zu, weil hier es darauf ankommt, einen witzigen Einfall in einer langen Allegorie aus- und durchzuführen. Da nun aller Witz auf Gleichniß beruht, jedes Gleichniß aber bekanntlich hinkt, so ist eine solche Durchführung stets eine sehr mißliche Sache, indem es nicht fehlen kann, daß dem Leser auch die schwache Seite des Gleichnisses ins Bewußtsein kommt. So läßt sich gleich von vornherein einwenden, daß der deutsche Michel mit dem juste milieu wol einige Ähnlichkeit oder Verwandtschaft habe, aber keineswegs mit ihm identisch sei. Da nun aber der Verf. die Identität festhält, so wird seine Darstellung verschwimmend und verliert also die Schärfe, durch welche allein der Witz wirksam wird. Dieser Mangel an Schärfe macht sich aber auch in der zweiten Schrift überall fühlbar, da auch hier der Verf. sich nicht mit Pointen und Apperçus begnügt, sondern stets eine Durchführung versucht, in welcher der Witz „zu Tode gehetzt wird". Da der Verf. aber immerhin ein geistreicher Mann ist und überdies eine reiche und tiefe Bildung besitzt, so wird es ihm nicht an einem, wenn auch kleinen Publicum fehlen, welches ihn versteht und mit Vergnügen seinem, wenn auch forcirten und deshalb nicht mehr graziösen Geistesspiele zuschaut. Dies ist aber keineswegs bei folgender witzsüchtigen Schrift der Fall:

7. Einfälle und Gedichte aus den höchst persönlichen Acten des unvordenklichen Barons Wilhelm von Rothspoon aus dem Hause Clausdorf. Bern, Jenni Sohn. 1845. 8. 25 Ngr.

Der in diesem Buche aufgestapelte Witz ist von der Sorte der sogenannten „schlechten Witze", welcher nicht in scharfsinnigen Vergleichen, sondern in unpassenden und suffisanten Redensarten seine Stärke hat, und da der Verf. dabei das Talent hat, mit athemloser Geschwätzigkeit alles Mögliche untereinander zu würfeln, vom Hundertsten aufs Tausendste zu kommen, so ist sein Stil der des „ungewaschenen Mauls". Der Verf. ist ohne Zweifel ein durchs Examen gefallener und daher demagogisch gewordener königlich preußischer Oberlandesgerichtsreferendarius, der sich früher in berliner Eckensteherspäßen geübt und diese nun zum politischen Raisonnement potenzirt hat. Diese Potenzirung ist aber nicht die allepathische der Concentration und Extrahirung, sondern die homöopathische der unendlichen Verdünnung und Verwässerung. In den Gedichten legt der Reim der Maulfertigkeit des Verf. einen Zaum an, seine Schwatzvirtuosität und seine Witzelei wird unscheinbar und es bleibt als caput mortuum seines brillanten Geistes nichts als die matte platte Erbärmlichkeit.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Csaplovics, J. v., Paradoxen über das Staats- und Volksleben. Mit vorzüglicher Beziehung auf Ungarn. Hermannstadt, Hochmeister. 8. 20 Ngr.

Hofferichter, T., Der Geist ist über dem Gesetz. Predigt über Matth. 5, 20—26. Lauban, Expedition des Wochenblattes. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Ob Schrift? ob Geist? Predigt über 2. Cor. 3, 4—11. Lauban, Expedition des Wochenblattes. Gr. 8. 2 Ngr.

— Rede zur Einweihung des Kirchhofes der christkatholischen Gemeinde zu Breslau. Lauban, Expedition des Wochenblattes. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Der Tod ist der Sünden Sold. Predigt über Röm. 6, 19—23. Lauban, Expedition des Wochenblattes. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Woran erkennt man die falschen Propheten? Predigt über Matth. 7, 15—23. Lauban, Expedition des Wochenblattes. Gr. 8. 2 Ngr.

Das neue Jerusalem oder die Zuflucht der christlichen Kirche. Nebst den gemeinsamen Grund- und Glaubenssätzen der christlichen Kirche des 19. Jahrhunderts. Von einem aus der Schar der neuen Jünger. Darmstadt, Leske. 8. 2½ Ngr.

Kohlschütter, E. W., Ernste Mahnungen an alle Glieder unserer Kirche, welche den kirchlichen Fragen der Zeit eine lebendige Theilnahme schenken. Predigt. Glauchau. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, J. R., Uhlich's gewaltiges Schreckmittel in ein Friedensmittel verwandelt und mit vier Zugaben begleitet. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den katholischen Pfarrer Liebherr zu Erfurt. 2te Auflage. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 3 Ngr.

Wislicenus, G. A., Ob Schrift? ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 335. —— 1. December 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

So oft wir den Auftrag erhielten, das „Historische Taschenbuch" in diesen oder andern wissenschaftlichen Blättern zu besprechen, haben wir uns demselben mit besonderm Vergnügen unterzogen: theils wegen einer gewissen Mannichfaltigkeit des Inhalts, die doch niemals, vermöge des vorgezeichneten Plans, in ein Quodlibet ausgeartet ist noch ausarten kann, wenn der Plan festgehalten wird, theils wegen der Gediegenheit, welche beiweitem die Mehrzahl der gelieferten Beiträge auszuzeichnen pflegt. Und da die Redaction durch Das was sie bisher geleistet hat eine tüchtige Bürgschaft gewährt, so kann der gebildete Geschichtsfreund bereits im voraus versichert sein, wenn ein neuer Jahrgang des Taschenbuchs erschienen ist und ihm vorgelegt wird, in demselben sowol materiell als formell Befriedigendes zu finden. Und so ist denn auch der vorliegende Jahrgang geeignet, unsere und der übrigen Leser Erwartungen zu befriedigen.

Die erste Abhandlung: „Wilhelm von Grumbach und seine Händel", von Johannes Voigt, deren Vollendung erst im nächsten Jahrgange zu erwarten steht, bildet einen sehr werthvollen Beitrag zur Aufhellung eines Ereignisses, dessen unparteiische und möglichst vollständige Darstellung die neuere Geschichtschreibung noch vermißte. Das Ereigniß selbst war eine der letzten Zuckungen des Ritterlebens und seiner Grundsätze im Mittelalter, während Wilhelm von Grumbach lebhaft genug an Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen erinnert. Unser Verf. durfte sich aber um so mehr zu Ausarbeitung dieser Monographie aufgefodert fühlen, da ihm das königsberger Archiv Manches darbot, was noch unbekannt war und zur richtigen Würdigung der Verhältnisse und Darlegung der sich vielfach durchkreuzenden und ausgebreiteten Verhandlungen über die streitigen Punkte beizutragen vermochte. Insbesondere wird sich die Geschichtschreibung Sachsens dem Verf. zum Danke verpflichtet fühlen müssen. Denn wenn auch die zweite Hälfte der Monographie noch nicht vorliegt, in welcher die im Auftrage des Reichs erfolgte Einmischung des Kurfürsten von Sachsen und dessen keineswegs leidenschaftslose Haltung dabei zur Erörterung gebracht werden wird, so sieht man doch schon aus der ersten Hälfte, daß die sächsischen Geschichtschreiber künftig in dem Falle sein werden, ihr Urtheil über Wilhelm von Grumbach's Charakter und Handlungsweise mehrfach zu ändern: ein treuer, Alles aufopfernder Diener seines Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ward Grumbach mit in dessen selbstverschuldetes Verderben hinabgerissen; ohnehin im Geiste der Zeit ein erbitterter Feind des Pfaffenthums, ward er namentlich von zwei Mitgliedern desselben, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, durch Wortbrüchigkeit und Intriguen in dem Heiligsten verletzt, was der Mensch kennt, in seinem Rechte, in seinem Besitzthum, in seiner Familie; als Urheber eines Mordes, den er nicht beabsichtigt, geächtet, besitz- und hülflos, aber von einem verzeihlichen Rachegefühl erfüllt, dem die alten Begriffe von Ritterehre und Ritterrecht zum Grunde lagen, schließt er sich mit einigen Gleichgesinnten an einen Fürsten an, der um seines Familiengrolles willen und seiner Schwäche halber der Mann zu sein schien, den man als Werkzeug brauchen könne, um sich Genugthuung nicht blos von den Bischöfen, sondern auch von Kaiser und Reich zu verschaffen. Hatten doch die beiden Letztern bei dem ganzen Gange der Ereignisse und gepflogenen Verhandlungen Schwächen verrathen, die auf der einen Seite erbitterten, auf der andern aber auch die Hoffnung des endlichen Gelingens erregen mußten. Übrigens bemerken wir, daß Volkhardt's Schrift: „Wilhelm von Grumbach, Landfriedenbrecher, Fürstenmörder,

Digitized by Google

Ächter“ (Leipzig 1795), durch Voigt's Monographie so gut als antiquirt betrachtet werden darf und daß ihr selbst neben den Mittheilungen und Darstellungen, die sich bei Hartleber, Häberlin und Buchholz finden, eine vorzügliche Stelle eingeräumt werden muß.

Die zweite Abhandlung: „Graf Karl Friedrich Reinhard“, von G. E. Guhrauer, eigentlich ein Vortrag, den ihr Verf. in der Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau im December 1843 gehalten hat, haben wir nicht blos ihrer Form halber sehr anziehend gefunden, was Niemanden Wunder nehmen wird, der den Verf. als Biographen des großen Leibniz kennt, sondern namentlich deswegen, weil sie einem deutschen Ehrenmanne, über den insbesondere Arndt in bekannter Art und Weise sein Verdammungsurtheil ausgesprochen hat, in geistiger, ethischer und politischer Hinsicht die wohlverdiente Gerechtigkeit zu verschaffen bemüht ist. Und es muß unbedingt für ein Verdienst erklärt werden, einen deutschen Mann, der mit Goethe 25 Jahre lang in Briefwechsel stand und überhaupt die Achtung der ausgezeichnetsten deutschen und französischen Zeitgenossen sich zu erwerben im Stande gewesen war, gleichsam aus dem Exil zurückzurufen, wohin ihn ein leidenschaftlicher Richterspruch verwiesen hatte. Guhrauer's Vortrag ist zwar nur eine Skizze, nimmt aber unsers Erachtens den vollkommen richtigen Standpunkt ein, von welchem aus Reinhard's Charakter, Wirken und politisches Leben beurtheilt sein will. Zu einer vollständigen Biographie dieses vielfach begabten und in sturmbewegten Zeiten thätigen Mannes, den die erste französische Revolution in ihren Diensten sah, den Napoleon mit wichtigen Missionen beauftragte, den die Restauration unter ihre höchsten Staatsdiener aufnahm und dem Ludwig Philipp gern eine einflußreichere Bestimmung gegeben hätte als die Gesandtschaft in Dresden, scheint bis jetzt weder die rechte Zeit gekommen zu sein noch liegen die Materialien in solcher Vollständigkeit vor, wie sie zu einer erschöpfenden und unparteiischen Würdigung des Grafen Reinhard erforderlich ist. Denn bis jetzt ist ebenso wenig sein Briefwechsel mit Goethe erschienen, obschon die Einwilligung zur Herausgabe desselben von ihm ertheilt ward, als die Sammlung, welche sein Sohn unter dem Titel: „Das Interessanteste aus den Papieren meines Vaters“, herauszugeben versprochen hat. Unter den Papieren des Grafen Reinhard, die dem Verf. zugänglich waren, fand sich ein Französisch geschriebenes Blatt, dessen Inhalt wir um seiner Merkürdigkeit willen im Wesentlichen hier mittheilen wollen. Reinhard war Gesandter am westfälischen Hofe und mit der schwierigen Rolle eines Mentor bei dem Könige Jerome von Napoleon beauftragt. Während der Letztere sich zur Zeit des Waffenstillstandes 1813 in Dresden befand, ließ er Jenen plötzlich von Kassel zu sich entbieten, um über die westfälischen Zustände und über das Verhalten des ebenso leichtsinnigen als unfolgsamen Jerome persönlich die genauste Kunde einzuziehen. Nachdem Napoleon, der den Gesandten lange nicht gesehen hatte, sich nach seiner Familie erkundigt, entspann sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

Napoleon. Westfalens Finanzen?
Reinhard. Schlecht.
Napoleon. Aber Sachsen leidet mehr.
Reinhard. In Sachsen, Sire, ist es vorübergehend.
Napoleon. Mein Bruder hat mehr Luxus als ich, wenigstens mehr Flittertand; das gefällt den Deutschen nicht. Spricht der König Deutsch?
Reinhard. Nein, Sire!
Napoleon. Wie? nicht?
Reinhard. Wenn er zum wenigsten einige deutsche Gewohnheiten annehmen könnte, und ich spreche aus Erfahrung.
Napoleon. Nein, der König ist keiner von den Charakteren, welche sobald von der Erfahrung Nutzen ziehen. Er ist ohne Rath.
Reinhard. Das ist das rechte Wort, Sire, er nimmt keinen Rath an, und er ist nicht von Personen umgeben, welche ihm solchen geben könnten. Er hört keinen Rath als den Ihrigen, Sire!
Napoleon. Nein, er hört ihn nicht. Wie viel Schulden seit der Reduction?
Reinhard. Ungefähr 80 Millionen.
Napoleon. Wie viel Einkünfte?
Reinhard. 40 Millionen und 60 Millionen Ausgaben.
Napoleon. Wie viel Truppen in seinem Contingent?
Reinhard. Zehn Bataillone in den Plätzen, ungefähr 7000 Mann.
Napoleon. Wohl, das macht keine 8000. Westfalen wird bei 200 Jahren nicht ruhig sein. Wohlan es gibt Unzufriedene. Welche Länder sind die schlechtesten? Die Stadt Braunschweig? Die Stadt Halle?
Reinhard. Sire, es sind Hessen und Hanoveraner, welche am meisten zu fürchten gewesen wären, wenn der Feind eingedrungen wäre. In Braunschweig ist zu viel Civilisation, zu viel Industrie vorhanden, und der Herzog von Diß ist weder geliebt noch geschätzt. Die preußischen Provinzen sind übrigens durch einen Vertrag abgetreten worden.
Napoleon. (Nach einer Pause.) Glaubt man bei Ihnen an den Frieden?
Reinhard. Sire, man hofft ihn wenigstens.
Napoleon. Wünscht man ihn?
Reinhard. Alle Welt, Sire!

Reinhard hat diesem der Aufzeichnung so werthen Gespräche noch folgende Notiz über den Kaiser beigeschrieben:

Das Embonpoint des Kaisers ist kein Symptom von Krankheit, sondern im Gegentheil ein Anzeichen von Kraft: ich werde fast versucht, darin eine eigenthümliche Art zu sehen, wie die Thätigkeit seines Geistes und das Bewußtsein seiner Kraft auf seinen Körper zurückwirken. Ebenso herrscht eine vollkommene Ruhe in seiner Physiognomie, eine Leichtigkeit der Bewegung in allen seinen Zügen; nichts Unruhiges, nichts Grimassirtes. Seine Muskeln drücken auf der Stelle nach seinem Willen das Lächeln oder das Mißvergnügen in allen möglichen Nuancen aus.

Die dritte Abhandlung: „Schloß und Schule von Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich“, von E. Kolloff, führt uns auf das Gebiet der Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts, wo den Franzosen „l'époque de la renaissance“ genannt, „eine höchst uneigentliche Benennung; denn der neue Lebensdrang, der sich damals im Bereiche der Kunst geltend machte, war eine Folge vorangegangener Bestrebungen, und die dadurch veranlaßte Bewegung ist nicht so-

Digitized by Google

wol ein wunderbares Wiederaufleben als ein natürliches Aufbrechen zu nennen. Die Kunst ist kein Vogel Phönix, der in dürftiger Verjüngung aus seiner Asche emporfliegt, sondern eine zarte Pflanze, die lange gehegt und gepflegt sein will, bis sie herrlich gedeiht und sich fröhlich entfaltet in Blättern und Blüten". Die Franzosen haben dis auf die neueste Zeit die Geschichte der Kunstdenkmäler, die ihr Volk im Mittelalter geschaffen hat, sehr vernachlässigt. Daher entstand unter ihnen die Meinung, daß ihre Nation im Mittelalter keine selbständigen Kunstschöpfungen aufweisen könne und daß deshalb, als im 16. Jahrhunderte namentlich unter Franz I. (1515—45) die französische Kunst von Italien aus ins Leben gerufen ward, diese gleichsam ohne nationale Ältern geboren worden sei. Der Verf. hat seine kunstgeschichtlichen Bemerkungen und Beobachtungen an die Entstehung und namentlich an die Umgestaltungen des bekannten Schlosses von Fontainebleau unter Franz I. angeknüpft, weil sich die damalige Eigenthümlichkeit und Entwickelung der französischen Bau- und Malerkunst, von Italien aus zwar influenzirt aber nicht beherrscht, in jenem Schlosse gleichsam gruppiren. Die ganze Abhandlung verrath übrigens tüchtige kunstgeschichtliche Studien und Sachkenntniß und darf als ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kunstgeschichte betrachtet werden. Und ein solcher Beitrag muß stets willkommen geheißen werden, da die Wissenschaft, zu deren Erweiterung und Aufklärung derselbe beiträgt, von hoher Wichtigkeit ist: die Kunstgeschichte ist eine von den Bahnen, die vorzugsweise in das Herz des Nationallebens der Völker führen. Wie lebhaft man aber in unsern Tagen von dieser Ansicht überzeugt sei, lehren die zahlreichen zum Theil trefflichen Werke, welche die Kunstgeschichte sowol des Orients als des Occidents zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht haben. Die Geschichte der Völker ist diesen Bestrebungen in der That zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Und wir glauben dies um so bereitwilliger aussprechen zu dürfen als wir selbst zu den Dankverpflichteten gehören. Wir müssen aber auch zugleich hier den Wunsch aussprechen, daß unsere Geschichtswerke, insbesondere die geschichtlichen Lehrbücher, noch deutlichere und erheblichere Spuren jener Studien an sich tragen möchten. Indem wir nun zu der vorliegenden Abhandlung zurückkehrend darauf gelegentlich aufmerksam machen, daß Manches in derselben enthalten ist, was die Charakteristik Franz' I. vervollständigen kann und ein Versehen berichtigen, indem es S. 392 „Franz II." heißen muß, können wir nicht umhin, einer historischen Berichtigung Erwähnung zu thun, die der Verf. (S. 351) in einer Anmerkung für unbezweifelt erklärt. Es ist eine allgemein bekannte Erzählung, daß Karl IX. während der Greuel der Bartholomäusnacht von einem Pavillon des Louvre aus auf die verfolgten Hugenotten geschossen habe. Dagegen sagt nun unser Verf., nachdem er zuvor im Allgemeinen die Unzuverlässigkeit der allgemein verbreiteten Sage ausgesprochen hat, Folgendes:

So viel ist wenigstens gewiß, daß damals weder der Pavillon noch das Fenster vorhanden war, aus welchem jener König auf die unglücklichen Bürger geschossen haben soll, die, um dem Blutbade zu entrinnen, durch die Seine schwammen. Dieser Theil des Louvre, ein späterer Anbau an die Galerie Karl's IX. wurde erst unter Heinrich III. und Heinrich IV. aufgeführt, um eine Verbindung mit der Galerie des Quai herzustellen, welche Heinrich III. anfing und Heinrich IV. beendigte. Die Namensjuge dieses Königs und der schönen Gabriele in dem Friese am äußersten Ende des Gebäudes nach dem sogenannten Garten der Infantin zu lassen in dieser Beziehung durchaus keinen Zweifel übrig.

Eine besondere Merkwürdigkeit in Fontainebleau war die Thurmuhr, die Franz I. hatte aufstellen lassen und welche der Pater Dan in seinem „Trésor des merveilles de Fontainebleau" noch 1642 sah. Er beschreibt sie in folgender Weise:

Auf dem einen Thurme sah man die sieben Wochentage in überlebensgroßen männlichen Figuren dargestellt, die durch sinnreich combinirte Räderwerk jedesmal das besondere Zeichen des Tages verschoben; auf dem andern Thurme stand eine Statue des Sonnengottes, der mit seinem Scepter auf die Stunden wies, welche von großen Cyklopenfiguren geschlagen wurden, die ebenso vielmal auf den Amboß loschlugen als es an der Stunde war.

Man sieht, daß der Geschmack an sonderbar künstlichen Thurmuhren, wie er in der letzten Hälfte des Mittelalters namentlich in den deutschen Reichsstädten sich zeigt, oder auch an sinnreich combinirten Glockenspielen, die sich heutzutage noch in den holländischen Städten hören lassen, in Frankreich ebenfalls Eingang gefunden hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Der fromme Jude, eine Familiengeschichte unserer Tage, erzählt durch Wilhelm v. Chézy. Vier Theile. Stuttgart, Franckh. 1846. 8. 5 Thlr.

Ref. gesteht, durch den Titel des Buchs getäuscht worden zu sein. Er erwartete in dem frommen Juden einen Rathan zu finden, in seiner Familie jene gottesfürchtige Einfachheit, Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft, Innigkeit, wie man sie in israelitischen Familien oft antrifft — und wie sie wenigstens das große Publicum noch selten bei ihnen sucht. Es schien Ref. die Aufgabe des Dichters zu sein, den Regungen der Zeit Worte zu geben, Vorurtheile des Volks wankend zu machen, die wankenden gänzlich auszurotten, Mißklänge aufzulösen und Zerwürfnisse zu versöhnen. Deshalb erwartete Ref. in vorliegenden vier Theilen eine Apotheose der Juden, und fühlte sich unangenehm berührt, als er das Gegentheil fand. Wir begegnen in den vorliegenden Blättern dem Juden als Kleinhändler und als Banquier (beide gleich betrügerisch), als Taschendieb, Landstreicher, Bettler, Muster, als gewissenlosem, käuflichem Literaten, als Demagogen, Beutelschneider, Falschspieler u. s. w.; den Jüdinnen als Harfenmädchen, Wahrsagerinnen, Betrügerinnen, losern Dirnen u. s. w. Wir durchleben diese vier Theile in der schlechtesten Gesellschaft, in den Pfützen der Menschheit, aus denen wir uns oft mit Abscheu hinwegwenden. Die wenigen bessern Elemente, welche der Verf. aus dem jüdischen Schlamm auftauchen läßt: Gräfin Johanna, die der verschuldete Graf Oberstein geheirathet, weil sie seine Schulden bezahlt; Baruch, der rechtliche Sohn eines unrechtlichen Vaters, und Blümchen seine Schwester, werden getauft und verlassen so die jüdische Genossenschaft. In dem sogenannten frommen Juden wird und der Inbegriff aller jüdischen Schlechtigkeit aufgeführt, die den Betrug gegen Christen für recht erklärt, die nieder-

Digitized by Google

trächtigsten Handlungen gut heißt und nur in den Religionsübungen die Frömmigkeit sucht. Nachdem dessen schlechtes Leben offenbart, seine schlechten Grundsätze entwickelt worden, stirbt er. Und der Autor erzählt uns von dem so stattlichen Leichenbegängniß, gefolgt von der gesammten Judengemeinde: „Sogar Christen begleiteten den trefflichen Bürger, den musterhaften Gatten und edeln Vater, den Wohlthäter der Armen, Moses Simon Rosenblatt, zum Friedhof hinaus, wo ein stolzes Marmordenkmal mit goldenen Lettern das Andenken des frommen Juden bewahrt, dessen Geschlecht noch heutigentags, zahllos wie Sand am Meere, des Vaters und Ahnherrn durchaus würdig im deutschen Vaterland lebet und — handelt." So stempelt der Verf. nicht nur den einen Juden als schlecht, sondern er drückt die Schmach dem ganzen Geschlecht auf. Das ist es, was Ref. an dem Buch tadelt. Im Übrigen zeugt es von Talent; der Faden ist gehörig verwickelt, die Charaktere brav ausgeführt, was bei der großen Menge der handelnden Personen um so schwieriger war, da keine ungeschildert und vernachlässigt blieb. Besonders anerkennungswerth ist die Kenntniß der jüdischen Gebräuche und Sitten, sowie deren Ursprung und Deutung, merkwürdig die Handhabung der jüdischen Mauschelsprache, welche oft den Leser ermüdet und ungeduldig macht. Der Verf. hat sorgfältige Studien zu diesem Werke gemacht, um den jüdischen Charakter den verschiedenen Localen anzupassen, denn er läßt seine Juden in Deutschland, Östreich, der Schweiz, England, Frankreich und Spanien auftreten. Die Heldin des Romans ist Täubchen, welche von jüdischen Ältern auf freiem Felde geboren, ein abenteuerreiches Leben führt, und die Repräsentantin der feinern jüdischen Intriguen sein soll. Ihre Abenteuer sind mit Talent und Geist angelegt und durchgeführt. Im Ganzen möchte Ref. den Roman als angenehme Lecture empfehlen, allen den Christen und Nichtchristen, welche sich nicht verletzt fühlen durch solches Anschüren von Vorurtheilen gegen einen Theil der Gesellschaft, in welchem sich in neuerer Zeit so viele geistige Elemente regen, welcher sich von so vielen Schwächen emancipirt hat, sich über so viele Kränkungen zu erheben weiß und so viel Vorurtheile überwand, daß man nur wünschen kann, daß ihm der Sieg über die übrigen auch gelingen möge.

2. Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus dem 15. Jahrhundert, von Eduard Breier. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat uns schon den „Fluch des Rabbi" vor mehren Jahren gegeben, und wir sind ihm dankbar für dieses neue Zeitgemälde, wenngleich solches in seiner etwas wilden Romantik nicht allen Gemüthern zusagen möchte. Die Sage von „der aus Thon geschaffenen Menschengestalt, welche von einem Menschen, mittels eines kabbalistischen Spruchs, ein unvollkommenes Leben empfangen kann, eine Seele ohne Geist", ist mit viel Glück und Poesie in die Erzählung eingewoben. Das von Menschen geschaffene menschliche Wesen verfällt, wenn es die Mitternachtsstunde schlagen hört, den bösen Geistern; es muß ihm das Leben am Abend genommen, jeden Morgen wieder von neuem gegeben werden. Der Rabbi, welcher dieses Wunder an seinem Knechte Ascher bethätigt hat, ist edel und wie das ganze Buch in einem nicht gewöhnlichen Stil gehalten. Der Druck, den die Juden zu damaliger Zeit in Östreich erdulden mußten, die damalige Herrschaft der Willkür und des Vorurtheils, sind mit grellen Farben gemalt; schöne erbauliche Sprüche, theils aus der Bibel, theils aus des Verf. eigenen Herzen, Sagen und poetische Bilder, theils aus alten jüdischen Schriften entlehnt, theils selbst erfunden, stempeln das Werk zu einem erbauenden und belehrenden.

3. Der Gezeichnete. Historischer Roman von Eduard Breier. Drei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1845. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman spielt im 16. Jahrhundert, er ist in jener mittelalterlichen Romantik gehalten, welche zahlreiche Verwickelungen möglich macht und wieder auflöst, und eine Kette von Begebenheiten und Ereignissen, von Geheimnissen und Überraschungen von Edelthaten und Unthaten darbietet. Der Gezeichnete ist Siegfried von Brieg, dessen eigenthümliche Gesichtsfarbe bei Gemüthsbewegungen ihm seinen Beinamen zugezogen hat. Er wird von seinem Stiefvater verfolgt, der das Erbtheil dem eigenen Sohn zuwenden will, und der Leser begleitet ihn in unzählige Gefahren; Volks- und Hofscenen werden vor ihm entwickelt. Kaiser Max endet durch ein Machtwort die Wirren; er bestraft die Bösen und setzt den vielfach verfolgten Helden in seine Rechte ein. Die Erzählung ist fesselnd, die Charaktere sind gut durchgeführt und in gehöriger Abwechselung; es fehlt auch nicht an Humor; der romantische Schleier ist mit poetischen Bildern und Anschauungen durchwebt, und die drei Bände bieten dem Freund dieser Art Lecture gewiß eine angenehme Unterhaltung. 46.

Notiz.

Die Hortensiablume.

Man nimmt gewöhnlich an, daß diese beliebte Blume zuerst in den Gärten der Kaiserin Josephine in Malmaison gezogen wäre und daß man ihr den Namen zu Ehren der Königin Hortensia gegeben habe. Dies verhält sich aber nicht so. Denn aus Duesberg's und Jacquin's anziehender Schrift „Rueil et la Malmaison" (Paris 1845) ersehen wir, daß die Hortensien zuerst in Japan von Engländern und Holländern gezogen und zu den Hydrangeen gerechnet worden sind, als Gartenblumen aber und ihrer Schönheit wegen den Namen der hydrangeae hortenses erhalten haben. Commerson gab ihnen zur Ehre seines Freundes Lepaute den Beinamen Lepautia und änderte hortensis in Hortensia, um hierdurch der Gattin dieses berühmten Uhrmachers, die Hortensia hieß, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. 20.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

England.

Von

J. Venedey.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1844 erschien von demselben Verfasser bei mir:

Irland.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser dieser beiden Werke ist durch einen längern Aufenthalt in den genannten Ländern mit den Zuständen und Verhältnissen derselben, mit ihren Institutionen und Gesetzen, mit dem Streben und Wollen ihres Volks vertrauter geworden als dies bei einem flüchtig Reisenden der Fall sein kann. Was er gesehen und erfahren, gefühlt und gedacht, hat er redlich niedergeschrieben und so ein treues Bild dieser Länder und der Eindrücke gegeben, die seine Wanderschaft in ihm erzeugte.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 336. — 2. December 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 335.)

Zwar auch nach Frankreich, aber auf ein ganz anderes Gebiet desselben versetzt uns die „Geschichte der Law'schen Finanzoperation während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich", von A. Kurzel. Diese Monographie hat es mit einer der schmählichsten Partien der innern französischen Geschichte zu thun. Verschwendung, Kriege, Unerfahrenheit und Leichtsinn im Ergreifen finanzieller Maßregeln hatten Ludwig's XIV. Credit, Frankreichs Hülfsmittel und Kräfte dermaßen erschöpft, daß die glanzvollste Epoche der Bourbonen mit einem „Bankrotte des öffentlichen Wesens" endigte. Wie tief gesunken Ludwig's XIV. Credit war und mit welcher Gewissenlosigkeit man verfuhr, um die Mittel zu den Ausgaben des Hofes aufzutreiben, dafür gibt folgendes Beispiel den sprechendsten Beweis:

Der König befahl 1714 dem Finanzminister Desmarets baares Geld im Betrage von etwa 8 Millionen Livres zu seinen Reisen nach Fontainebleau aufzutreiben. Der Minister war in großer Verlegenheit; er ließ jedoch 32 Millionen sogenannter Leihkassenscheine anfertigen. Zugleich legte er in seiner Wohnung einen für die Geldmänner sehr vortheilhaften Lotterieplan aus, sobald sein Kammerdiener diesen Plan finden und, wie gewöhnlich, gegen gute Belohnung an die Geldwucherer verrathen mußte. Nachdem der Platz so günstig gestimmt war, schickte der Minister den Juden Bernhard mit den 32 Millionen Zetteln auf den Markt, dem es auch gelang, dafür die vom Könige begehrten 8 Millionen in Gold aufzutreiben. Die Münze war also viermal theurer als das Creditpapier des Staats.

Welche Verachtung des Volks, der im Schweiße des Angesichts arbeitenden Unterthanen liegt nicht zugleich in einer solchen nichtswürdigen Finanzoperation! Die 1715 nach Ludwig's Tode eintretende vormundschaftliche Regierung, an deren Spitze sich der Herzog Philipp von Orleans drängte, erbte die ganze Last und alle Verlegenheiten eines verschuldeten Staats und seines vernichteten Credits. Alle Maßregeln, die man zur Tilgung der Schulden und zur Hebung des öffentlichen Credits ergriff, waren theils ebenso gewaltsam und widersinnig als jedes wirklichen Resultats entbehrend. Da erschien der im J. 1671 zu Edinburg geborene Goldschmiedssohn John Law wie ein Deus ex machina abermals mit seinem Plane einer großartigen Papierbank (Banque générale de France). Mit Hülfe des Herzogs von Orleans erzwang er vom Parlamente 1716 das Privilegium einer solchen Bank. Ihr Urheber knüpfte daran ausschweifende Hoffnungen. Das Siegel dieses neuen Instituts war eine Frau mit dem Füllhorn und der großsprecherischen Inschrift: „Retablissement au crédit." Das Ganze endigte bekanntlich mit einer schrecklichen Katastrophe sowol für Frankreich als für Law (1720—21). Das Erstere befand sich mit seinem Finanzwesen nach einer kurzen Hoffnungszeit abermals in der trostlosesten Lage, während der Letztere beschimpft und gehaßt aus Frankreich zu entfliehen gezwungen ward. Er starb 1729 in Venedig, und hinterließ seiner Familie einige Gemälde und einen auf 40,000 Livres geschätzten Diamant, der ihm als Pfandstück diente, wenn er seine Zuflucht zum Leihhaus nehmen mußte. Die Mutter seiner Kinder sah später Voltaire in tiefer Armuth in Brüssel sterben." So viel steht übrigens fest, daß Law über die Ausführbarkeit und Nützlichkeit seines Plans sich selbst getäuscht hatte und deshalb von der Schuld einer beabsichtigten Täuschung freigesprochen werden muß; aber ebenso unklug als fehlerhaft war es, daß er nicht blos gewissen Anfinnungen des Regenten Philipp von Orleans nachgab, sondern auch Unternehmungen in sein Papiersystem hereinzog, die ihm ebenso fremd als nachtheilig waren. Wir haben die Darstellung des Verf. mit großem Interesse gelesen, und überhaupt den ziemlich langen Aufsatz, dem auch die Angabe der namhaftesten Quellenschriften beigefügt ist, sehr belehrend gefunden. Uns ist wenigstens in der deutschen Literatur keine Monographie bekannt, die mit gleicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit die so berüchtigt gewordene Finanzoperation jenes Schotten erörterte.

Die letzte Abhandlung: „Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen", von Karl Hagen, erste Abtheilung: die Jahre 1813—15, die mit einem kurzen Vorworte versehen ist, das des Verf. Berechtigung und Befähigung, über das allerdings interessante aber nicht ganz leichte Thema zu sprechen, darthun soll, führt uns aus Frankreich in unser Vaterland zurück. Die ganze Haltung

Digitized by Google

dieses Aufsatzes verräth einen sehr lebhaften Patriotismus und entschiedenen Liberalismus und beurkundet noch die Eindrücke, welche des Verf. jugendliches Gemüth von den patriotischen Ansichten und Bestrebungen des Vaters und von den Ereignissen des Befreiungskrieges unmittelbar empfing. Wir gehören auch zu Denen, welche jene kampfreiche und verhängnißvolle Zeit in einem Alter erlebten, für welches die buntfarbigen Röcke der Soldaten ein größeres Gefallen erregen als die Fragen, welchen Zwecken jene mannichfaltig uniformirten Söhne oder Opfer des Mars dienen; wir entsinnen uns aber ebenfalls noch recht deutlich der Bewegungen, von denen die Gemüther in jener Zeit mehr oder minder erfaßt wurden. Indeß wir haben im Verlaufe von 25 Jahren die sogenannte Befreiungsepoche mit größerer Dankbarkeit als Enthusiasmus betrachten gelernt, und sind in Folge dessen gegen Persönlichkeiten und Zustände sowol der unmittelbar voraus gehenden als nachfolgenden Zeit etwas milder gesinnt wie der Verf. Erwägt man ferner, daß das historische Urtheil sich der Unparteilichkeit und der Mäßigung unter jedem Verhältnisse möglichst befleißigen soll, so wird man um so eher geneigt, mit dem Verf. über Einzelnes zu rechten, so verdienstlich auch das Ganze seiner Arbeit sein mag. Es widerstrebt dem Zwecke d. Bl., sich auf längere politische Discussionen einzulassen, was nothwendig der Fall sein müßte, wollten wir den Urtheilen, Aussprüchen und Auffassungen Schritt für Schritt folgen. Wir erlauben uns deshalb nur eine Stelle hier in Betracht zu ziehen, theilen sie aber auch unsern Lesern mit, um sie auf die Anschauungsweise, die in dem Ganzen herrsche, einen Schluß machen zu lassen:

Die deutschen Fürsten waren Napoleon wie Sklaven unterworfen, und niemals hatte der deutsche Kaiser eine solche Gewalt, solchen Despotismus über die deutschen Lande ausgeübt. Unsere Fürsten krochen förmlich vor dem Sohne der Revolution, zitterten vor seiner Ungnade und gaben sich Mühe, ihm in Allem und Jedem zu gefallen und zufrieden zu stellen. Allerdings wurden sie von ihm für den Verlust ihrer äußern Selbständigkeit entschädigt, dadurch daß er ihnen einen neuen Begriff von der Souverainetät beibrachte. Durch diese ihnen von Napoleon garantirte Souverainetät waren sie nämlich die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen geworden: sie waren an keine noch so heilig beschworenen Verträge, an keine Verfassungen, an keine Landesgewohnheiten mehr gebunden, Dinge, deren Aufrechthaltung ehedem die Pflicht des Kaisers gewesen, sondern Alles war von nun an ihrer Willkür unterworfen. Zu der Schmach der deutschen Nation, einem Fremden dienstbar zu sein, kam also noch die innere Bekrechtigung und zwar in einem Maße, wie man sie in Deutschland noch nie gewohnt gewesen. Da war die rechte Zeit für die Beamtenwillkür gekommen: bei der Aufstellung aller Verfassung, bei der Unterdrückung aller Elemente, die irgend eine Selbständigkeit dem Staate gegenüber behaupten, konnten natürlich die Beamten umgehen wie sie wollten: auch wurde von ihnen der Zustand gehörig benutzt zu Aussaugungen aller Art. Und diese Zeit des Jammers, des Elends, der Erniedrigung konnten deutsche Schriftsteller eine glückliche nennen, konnten Gelehrte, namentlich Universitätsprofessoren mit Lobeserhebungen überschütten!

Wir sind in der That weit entfernt, Das, was Napoleon that, zu rühmen, oder auch nur unserer Nation gegenüber entschuldigen zu wollen, aber unsere Fürsten wenigstens, ihre Haltung gegen die Unterthanen und Verfassung müssen wir in Schutz nehmen, und können ebenso wenig zugeben, daß all das Böse, was der Verf. aufzählt, aus dem Souverainetätsbegriffe hervorgegangen sei, den ihnen Napoleon beibrachte. Die deutschen Fürsten waren factisch längst die Souveraine, die sie nachher geseglich geworden sind; Franz II. hatte schon vor der Stiftung des Rheinbundes seiner deutschen Herrschaft entsagt. Weder Friedrich von Würtemberg noch Friedrich August von Sachsen waren Fürsten, die vor Napoleon wie Sklaven zu kriechen sich geneigt zeigten. Und wie es mit der Unabhängigkeit der deutschen Fürsten auch nach dem Befreiungskriege beschaffen war, das lernt man am besten aus der Verfassungsgeschichte von Weimar unter dem trefflichen Karl August. Überhaupt ein genaues Studium der Specialgeschichten Deutschlands gibt deutlich genug zu erkennen, daß Das, was zur Zeit des Rheinbundes als schlimm bezeichnet werden muß, mehr oder minder sich aus Dem, was factisch bereits vorher war, entwickelte. Das Unglück lag aber unstreitig darin, daß Napoleon, der fremde und gewaltige Gebieter, ein besonderes Interesse dabei hatte, daß sich die Dinge gerade so gestalteten wie wir sie zu beklagen haben, und er ihre derartige Gestaltung möglichst begünstigte. Ohne ihn hätten wir uns sicherlich der schlimmsten Scenen dieser traurigen Phase in unserer nationalen Entwicklungsgeschichte erwehrt. Bemerkenswerth ist des Verf. Abhandlung noch deshalb, daß man eine vortreffliche Gelegenheit durch sie erhält, die damalige publicistische Sprache und deren ungezügelte Freimüthigkeit mit der gegenwärtigen zu vergleichen: die Gegenwart zeigt die straffern Zügel, doch auch eine größere Reife. Übrigens sehen wir der Fortsetzung dieses Aufsatzes, die im nächsten Jahre folgen soll, nicht ohne Spannung entgegen.

Karl Zimmer.

Karl Schomburg. Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen herausgegeben von Karl Bernhardi. Mit Schomburg's Bildniß. Kassel, Bohné. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Nicht ohne tiefe Wehmuth hat Rec. Schomburg's Nachlaß gelesen. Denn welcher Deutsche kennt Schomburg nicht, wer liebt den biedern patriotischen Volksvertreter Hessens nicht, den unerschrockenen, unermüdlichen Verkämpfer der Volksrechte? Wem sollte also ein Buch nicht sehr willkommen sein, in welchem uns sein Bild, von ihm selbst in scharfen Umrissen gezeichnet, vor die Augen gestellt wird?

Zwar darf man nicht mit der Erwartung an die Lectüre des Briefwechsels gehen, darin eine bis ins Einzelne hinein ausgeführte Biographie zu finden, da nur Umrisse dargeboten werden; aber diese Umrisse sind von solcher Reinheit, Sauberkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, daß sie in ihrer plastischen Anschaulichkeit und Schönheit durchaus den Abbildungen antiker Bildsäulen gleichen. Anfangs wollte es mir auch als ein wesentlicher Mangel erscheinen, daß Schomburg's Briefwechsel seinen Inhalt lediglich aus dem Privat- und Familienleben entnommen habe, daß sich in ihm nur das Gemüthsleben in seiner Entwicklung darlege, die politische Bedeutung Schom-

Digitized by Google

burg's aber nur in einigen spärlichen, kurzgefaßten historischen Andeutungen vom Herrn Herausgeber erwähnt sei; aber bald wurde mir klar, daß Hr. Dr. Bernhardi dem Buche die vorliegende Form gewiß nicht ohne guten Bedacht gegeben habe. Denn Schomburg's öffentliche Thätigkeit gehört der hessischen Geschichte an, wo ein Weiteres über ihn zu suchen ist; seine Persönlichkeit aber, das Bild von ihm als Menschen in seiner ganzen liebenswürdigkeit, mußte für sich allein dargestellt werden, wenn es nicht durch die politische Besfärbung ein schillerndes Colorit bekommen, wenn nicht der Einklang der tiefen Seelentöne gehört werden sollte, welcher durch das Buch hindurch klingt wie ein fernes Glockengeläute durch den Abendhain. Schomburg's Charakter ist aber durchaus der eines deutschen Mannes, er ist bieder, offen, weich und doch zugleich voll festen Willens, mild gegen Andere, streng gegen sich, dabei voll tiefen Gefühls, einen hellen Verstand und ein reiches Gemüth besitzend.

Die tiefe Bildung, welche Schomburg hat, erscheint bei ihm in so anspruchsloser Form, daß sie dem ungetrübten Auge fast unsichtbar bleibt; sie wird aber durch einen recht germanischen Charakterzug Schomburg's noch interessanter, durch die große Vorliebe für Naturschönheiten, durch das fast andächtige Versinken in die Zauber der Natur, durch das sinnige Durchsühlen ihrer Sprache und durch das rastlose Forschen und Uebersinnen metaphysischer Fragen, welches neben dieser Naturmystik, wenn ich es so nennen darf, so friedlich hergeht. Namentlich über Erziehung und Religion hat Schomburg viel gedacht und oft mit bewunderungswürdiger Klarheit den schmalen Pfad gefunden, welcher zwischen dem Gefühls- und Verstandesglauben mitten inne liegt. Wollte man aus den vorliegenden Briefen, die Schomburg an seinen Freund Breithaupt, an seine Gemahlin und an seinen Sohn Julius geschrieben hat, Kernsprüche herausiesen, um sie irgend einer Volksschrift einzuverleiben, so könnte man recht bald mehre Bogen füllen. So sehr es mich aber auch verlangt, Schomburg's Bild durch Anführung solcher Aussprüche zu veranschaulichen, so muß ich mich doch mit Rücksicht auf den Zweck d. Bl. mit einer Probe begnügen, die ich auf gut Glück der S. 224 fg. entnehme, die aber manchem Leser in Bezug auf die gegenwärtigen religiösen Wirren nicht unlieb sein wird:

„Gott offenbart sich in der Natur, insofern das Schaffende ein Geschaffenes voraussetzt, wir wollen hinzufügen, durch die undergeistliche Größe und Zweckmäßigkeit der Schöpfung; er offenbart sich weit mehr und recht eigentlich im Bewußtsein des Menschen, in seinem Geiste, als dem Abglanze des Göttlichen und dem Mittel, dasselbe wo nicht zu fassen, doch zu ahnen, nach ihm zu streben. Wir sehen, daß den Erscheinungen der Natur Gesetze zum Grunde liegen, von denen sie in ihrem Gange nicht abweicht, und leiden diesen Gesetzen Namen, wenn wir sie, bei unzulänglicher Erfahrung, schon nicht alle erkennen. Der Mensch kriegt und fällt nach sittlichen Gesetzen, durch eigene Mühe oder Schuld, obschon gar nicht zu leugnen ist, fast immer unter Mitwirkung äußerer Umstände, Lagen und Umgebungen. Völker glänzen und verblühen, erheben sich und verwildern fast nach denselben Gesetzen, obschon auch hier im Leben der Völker der günstige oder ungünstige Einfluß ihrer Lage und Zeit, scheinbar zufälliger Verhältnisse, sichtbar hervortritt. Will man Das, was im Leben der Einzelnen wie der Staaten zufällig erscheint, als vorher bestimmt oder ausfließend aus unmittelbarer Vorsehung der Weltregierung zuschreiben, so könnte zwar entgegnet werden, daß die Geschichte der Menschen und Nationen Resultate geliefert hat und noch liefert, welche das Urtheil über die Moralität der Weltordnung, wenn ich so sagen darf verwirren könnten, welche, mit andern Worten, mit den Zwecken einer vernünftigen Entwickelung der Menschen als Einzelwesen und als Gesammtheit im Widerspruche zu stehen scheinen. Indeß bescheide ich mich, daß das kurzsichtige Auge des Menschen wirr und dunkel finden kann, was vor dem unbegrenzten Schauen des Allwissenden sich ebnet und lichtet, und möchte daher nicht zu viel Gewicht legen den geschichtlichen Offenbarungsglauben darauf legen, wenn sich etwa in der bisherigen Geschichte ein planmäßiges Fortschreiten der Menschheit zur Gottähnlichwerdung nicht oder nicht überzeugend nachweisen ließe. Auch hatte ich es der unendlichen Weisheit Gottes weit entsprechender, anzunehmen, daß sie mit Geist begabte Wesen ihrer Schöpfung ihrem freien Willen überließ, daß Gott sie zur wahren moralischen Freiheit sich erziehen und allmälig reifen oder ihr näher kommen lassen wollte mit Freiheit. Die Aufgabe, aus dem sich bunt durchkreuzenden und verwirrenden Treiben und Wogen von Leidenschaften bewegter Naturen, aus den Verwüstungen blinder, barbarischer Gewalt und den von uns bewinten Niederlagen der Civilisation und was sonst das Mikleid der Bessern rührt und sie betrübt, ein harmonisches Ganze zu entwickeln und alle verworrenen Fäden dazu zu verbinden, scheint mir der höchsten Weisheit würdiger als eine unmittelbare Leitung der Angelegenheiten der Einzelnen und der Staaten, als ein aus ihren Gesetzen herausstretendes zeitweises Eingreifen in die Mitte der Bewegungen, als Einwirkung auf die Gemüther durch einen eigens dazu der Erde gewidmeten göttlichen Gesandten, als sei die Menschenschöpfung zu unvollkommen angelegt worden, um ohne solche Vermittelung ihrem Ziele je nahe zu kommen."

„Durch sittliche Größe und Reinheit des Wandels in der Lehre strahlt Jesus in himmlischer Glorie hoch über alle Sterblichen, selbst über die Bessern hinaus, deren Andenken uns geblieben ist, durch Leben und Tod zeigt er sich göttlich, als Sohn des Vaters, der ewigen Liebe. Diese Hauch unsern Geist belebt; seine Lehre, das Christenthum, ist göttlich, weil sie der Vernunft der Weisesten aller Zeiten und Länder, welche sie erforschen, als wahr und ewig sich bewähren wird. Insofern die Vernunft Geschenk Gottes ist, ist sie (die Lehre) eine Offenbarung Gottes zu nennen, eine göttliche Anstalt; aber sie ist auch wiederum meines Erachtens nur Offenbarung der menschlichen Vernunft und Willenskraft. Diese die Herrschaft der Vernunft, der Wissenschaft, sich verbreitet, werden auch die Grundsätze des Christenthums mehr Boden gewinnen. Aber es enthält doch auch keine Grundsätze und Ansichten, von denen sich behaupten ließe, daß die Menschheit mit Hülfe ihrer Vernunft, ohne göttlichen Vermittler, sie nie erkannt, nie erfaßt haben würde."

„Denke ich mir hiernach Jesus als Mensch, ohne Antheil an der Gottheit selbst, so ermuthigt er wegen dieser nähern Verwandtschaft mit uns schwachgeborenen Wesen fast noch mehr, dem Ideale, welches er uns in sich aufstellt, nachzustreben, und es steigert sich die Bewunderung eines solchen Menschen höher noch, als wenn wir ihn mit göttlicher Kraft geboren werden lassen. Sein Gedächtniß feier ich darum mit nicht geringerer Innigkeit und nicht minderer Verehrung als Andere, welche in ihm den Sohn Gottes anbeten. Lassen wir dagegen die sogenannten Wunder dem Nebel des Alterthums, der sie umfängt. Die Phantasie des engen, beschränkten Menschen drängte ihn, so Herrliches und Großes in Wunder zu kleiden. Dabei ist nicht zu übersehen, daß in der Verdorbenheit, im Aberglauben des Volks, unter welchem Jesus auftand, Gründe gegeben sein konnten, eine höhere Autorität, wenn auch nur im bildlichen Ausdrucke anzunehmen, um mittels derselben den erhabensten Wahrheiten eher Eingang und wirksamern Nachhalt zu verschaffen."

„Als Princip des Handelns kann ich jedoch den Glauben nicht unbedingt anerkennen. Es ist nöthig vorerst, daß das Gute um sein selbst willen geübt werde, und zugleich mit der Ueberzeugung, daß es dem Urheber alles Guten gefalle (zugleich mit Liebe zu Gott); in dieser Vereinigung liegt der Charakter der religiös-sittlichen Stimmung, der günstigsten, wirksamsten und schönsten für die Tugend, derjenigen, welche zugleich unendlich beseligt, indem sie die Einheit mit Gott hervorbringt und bedingt. Aber es entspricht der Idee des Guten nicht,

Digitized by Google

daß es gewollt werde und geschehe, um Gott damit einen Gefallen zu erzeigen. Das Gute ist selbständig wie das Wahre. Wir streben nach dem einen und andern, weil beides unserer Bestrebung werth ist, weil die Vernunft nur durch möglichste Erforschung der Wahrheit und Darstellung des sittlichen Ideals, welches sie in sich trägt, befriedigt wird und wir als vernünftige Wesen hier keine höhere Bestimmung kennen, als ihr gemäß zu leben. Allerdings werden wir dadurch dem Throne der Vollendung uns nähern, dem Gerechten und unendlich Weisen, wir werden einiger mit ihm, den der vernünftigste Glaube uns als den unbegrenzt Guten und Göttlichen nennt, aber selbst ohne einen solchen Glauben, den Keiner je bei sich vermissen möge, würde das Gute, die Tugend noch ihren Werth behalten. Beseligend macht nur der Glaube durch die süße, herrliche Hoffnung, daß dies irdische, trotz alles Strebens unvollkommene, gebrechliche Sein einst übergehe und sich auflöse in ein gesunderes, reicheres Leben, durch den hohen Gedanken einer Gemeinschaft mit Gott, wohin uns die Verehrung und Übung der Tugend gewissermaßen schon hier versetzt. Aber diese Beseligung mag Folge sein des sittlich-edeln Handelns, nicht Grund, wenigstens nicht der alleinige. Der letzte Grund kann nur der dem Guten selbst unzertrennlich inwohnende Werth und die Vorschrift der Vernunft sein. Auch lehrt der Glaube nicht, das Gute vom Bösen unterscheiden, nicht, die höchsten unveräußerlichen Rechte und die Pflichten der Menschen erkennen, nicht aus ihm schöpfen wir die Entscheidung über Vernunftgemäßheit der Handlungen, die Regeln des Sittlich-Wahren und Schönen, das sittliche Ideal! Das Alles ist Sache und Werk der Vernunft, welcher zwar der Glaube keineswegs fremd, die aber doch der Glaube nicht selbst ist. Mit andern Worten, der Glaube kann nicht Erkenntnißgrund werden, wonach unser Wille sich bestimmen und wir unsere Handlungen einrichten könnten. Diese leitet das Sittengesetz, dessen Quelle die Vernunft ist, dessen oberstes Princip nicht Glückseligkeit, welche im Gefolge seiner Anwendung eintritt, sondern die Tugend selbst und um ihrer selbst willen ist."

„Nur den Aussprüchen der Vernunft über Gutes und Übles, den Aussprüchen, worin die Edelsten und Besten übereinstimmen, kann allgemeine Gültigkeit zugesprochen werden im Gebiete des Sittlichen, nicht dem Glauben, welcher auf den individuellsten Ansichten und innern Wahrnehmungen beruht."

„In noch größerer subjectiver Unbestimmtheit möchte die Sittenlehre untergehen, wenn man, wie wol auch in neuerer Zeit geschehen ist, das sittliche Gefühl, wie man es nennt, zum Princip erheben wollte. Auch für das praktische Handeln wäre dieser Antrieb zu schwankend, obschon er beim gewöhnlichen Handeln eines großen Theils der Menschen eine wichtige Rolle spielt und durch lange Gewohnheit, recht zu thun, durch vernünftiges Prüfen veredelt, als sittlicher Takt mitunter glücklicher in der Wahl des Richtigen und Bessern sein möchte als das Verfahren mit jedesmaliger Aufsuchung der Grundsätze, die es bestimmen und entscheiden sollen. Dadurch wird aber das Vernunftprincip als höchste und letzte Instanz nicht aufgehoben, welches allein zu klarer und richtiger Erkenntniß leiten und den Handlungen ihren Werth bestimmen kann."

Man sieht aus diesem Citat, daß Schomburg durchaus auf dem Standpunkte der Lichtfreunde steht. Möge es daher Veranlassung für den Leser sein, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. 77.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beiträge zur Schweizergeschichte.

Was der Schweiz mitten unter den blutigen Bewegungen, welche die Eingeweide des Landes zerfleischen, in den Augen des Auslandes alle Achtung bewahren muß, ist der edle patriotische Sinn, die Anhänglichkeit an den Namen und die historischen Überlieferungen des Geburtslandes. Die Literatur, welche überall der wahrste Spiegel des Volkslebens ist, trägt hier durchweg dieses nationale Gepräge. Besonders zeigt sich dieser Eifer auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, wo man mit überwiegender Vorliebe an der Erforschung und Pflege vaterländischer Erinnerungen hängt. Unter den verschiedenen literarischen Sammlungen, welche auf diesen nationalen Sinn der Schweizer berechnet sind, zeichnet sich an Mannichfaltigkeit und zum Theil selbst an wissenschaftlichem Werthe der „Conservateur suisse" aus. Dieses Sammelwerk wurde gleich bei seinem ersten Erscheinen sehr günstig aufgenommen und es bildete in der That eine schätzenswerthe Quelle für die Schweizergeschichte. Für den Forscher bestand der Hauptwerth in der großen Menge wichtiger Documente, welche hier mitgetheilt werden. Indessen wußte der Herausgeber Bridel überall den echten Volkston zu treffen, sodaß sein Werk ganz vorzüglich auf die Belebung und Anregung des Nationalgeistes mitgewirkt hat. Gegenwärtig erhalten wir eine neue Sammlung dieser Art, welche sich gewissermaßen als Fortsetzung an den „Conservateur suisse" anreiht. Sie führt den Titel „Etrennes nationales, faisant suite au Conservateur suisse, ou mélanges helvétiques d'histoire, de biographie et de bibliographie", von H. E. Gaullier, und bildet ein würdiges Gegenstück zu dem eben erwähnten Volksbuche. Wir erhalten in dieser neuen Sammlung unter andern Aufsätzen recht interessante „Etudes de F. C. Laharpe et ses débats au barreau". Diese lesenswerthen Notizen sind nach der Correspondenz Laharpe's, des Erziehers und Freundes vom Kaiser Alexander, entworfen. Sie enthalten zum Theil herzliche Ergüsse der freundschaftlichen Vertraulichkeit, welche die hervorstechenden Eigenschaften dieses trefflichen Mannes im schönsten Lichte erscheinen lassen. Hieran reiht sich das Mémorial eines Bürgers von Neuenburg, in denen wir zum Theil interessante Beiträge zur Geschichte der ersten Jahre des 18. Jahrhunderts erhalten. Besondere Beachtung verdient auch eine kleine Chronik, welche von einem französischen Réfugié zu Genf im 16. Jahrhundert aufgezeichnet ist. Außerdem wird uns eine auf authentische Quellen gestützte Erzählung der Expedition Arnaud's geboten, der sich mit den Waffen in der Hand den Zutritt in sein Vaterland erzwingen mußte. Wir bemerken endlich unter den verschiedenen Aufsätzen und Documenten, welche die Sammlung noch enthält, einige ungedruckte Stücke, die sich auf das Complot des Major Davel, um das Waadtland vom Drucke Berns zu befreien, beziehen. Für diese wie für ähnliche Mittheilungen müssen alle Freunde und selbst die Forscher der Geschichte dem Herausgeber Gaullier, der ebenso viel Gelehrsamkeit als sichern Takt bei dieser Veröffentlichung gezeigt hat, sehr dankbar sein.

Zur Geschichte der Medicin in Frankreich.

Einen ganz interessanten Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medicin in Frankreich erhalten wir in der kürzlich erschienenen „Histoire des membres de l'Académie royale de médecine, ou recueil des éloges lus dans ses séances publiques" (2 Bde.). Der Verf. dieser „Eloges", Pariset, die in einem gewandten geistreichen Stile gehalten und mit vielen feinen Bemerkungen durchwoben sind, führt hier eine Reihe der vorzüglichsten Vertreter der Wissenschaft an unsern Blicken vorüber. Aus der größern Anzahl greifen wir nur Cadet de Gassicourt, Berthollet, Cuvier, Dupuytren, Esquirol und Broussais heraus, um einen Begriff von dem Interesse zu geben, welches diese Sammlung bietet. Pariset versteht es, mit einigen allgemeinen Zügen den Zusammenhang der Männer, deren Charakteristik er zu entwerfen hat, mit der Entwickelung der gesammten Wissenschaft nachzuweisen. Einige Andeutungen genügen hier in der Regel, um einen befriedigenden Überblick über die Verdienste und wissenschaftlichen Leistungen dieser Männer zu gewähren. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 337. — 3. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

1. The book of Scottish song, collected and illustrated with historical and critical notices by *Alexander Whitelaw*. Glasgow, Edinburg und London 1843.
2. Whistlebinkie, a collection of songs for the social circle. Vier Bändchen. Glasgow 1842.
3. Chambers' people's edition of Scottish poets. Edinburg 1838—42. 1) Select poetical works of *Allan Ramsay*; 2) Poetical works of *Rob. Fergusson*; 3—5) Life, poetical and prose works of *Rob. Burns*; 6) *James Hogg's* Queen's-wake; 7) *William Tennant's* Ansterfair and other poems. 8) Miscellany of popular scottish poems; 9) Popular rhymes of Scotland by *Rob. Chambers*.
4. Select Scottish poets. Belfast 1843. Erster Band. Works of *Rob. Tannahill*; Poetical works of *Hector Macneill*. Select poetical works of *Allan Ramsay*.
5. Poems by *Robert Nicoll*. Dritte Ausgabe. Edinburg 1844.
6. Rhymes and recollections by *William Thom* of Inverury. London 1844.

Die südschottische Mundart bietet unsers Wissens gegenwärtig das einzige Beispiel einer Mundart dar, die sich neben der Gesammtsprache so viel Selbständigkeit zu bewahren und so viel Bildung zu erringen gewußt hat, um eine ebenso volksthümliche als gebildete, wenn auch einseitige Dichtung zu erzeugen. Es gibt jetzt wol kaum eine bedeutendere Mundart der gebildeten europäischen Sprachen, in der nicht wenigstens einige Gedichte, Gespräche oder andere Aufsätze im Druck erschienen wären; ja einzelne Mundarten sind sogar ziemlich reich an solchen Erzeugnissen, und obwol der größere Theil wenig Anspruch auf irgend ein anderes Verdienst als etwa in sprachlicher Hinsicht machen kann, so fehlt es doch nicht an einzelnen vortrefflichen Erscheinungen; ich brauche in Deutschland nur an Hebel's allemannische Lieder und an Voß' plattdeutsche Idyllen zu erinnern; in England haben wenigstens Cumberland und das Westriding von Yorkshire Einiges von Werth aufzuweisen. Aber alles Dieses war vorübergehend, ohne nachhaltige Wirkung; das Volk nahm es nicht an und da selbst die Versuche geistvoller Männer mißglückten, so fehlte es an Muth, die kaum betretene Bahn weiter zu verfolgen.

Schottland war glücklicher; freilich begann es auch unter glücklichern Verhältnissen nach einer selbständigen Dichtung zu ringen. Schottland hatte früher, als es ein selbständiges Reich war, schon seine eigene, nicht blos volksthümliche, sondern auch gelehrte Dichtung gehabt. Die letztere, von Schottlands Königen nicht nur begünstigt und gepflegt, sondern auch selbst geübt, gab lange Zeit weder an Umfang noch an Bedeutung der gleichzeitigen englischen etwas nach; hatten die Engländer Gower, Chaucer und Spenser, so hatten die Schotten ihnen nicht minder bedeutende Namen und in größerer Zahl entgegenzustellen; wir brauchen nur die Namen Wynton, Barbour, Jakob I., den blinden Harry, Douglas und Dunbar zu nennen. Im 16. Jahrhundert schien die schottische Dichtung eine Zeit lang die englische bedeutend überragen zu wollen; aber da trat die Kirchenverbesserung in Schottland ein, in ihrer strengen, schroffen, den Künsten eher feindseligen als förderlichen Gestalt; Zwiespalt und innere Unruhen kamen in ihrem Gefolge, Waffenlärm und der Prediger Eifern übertönten den Gesang, der in den erregten Gemüthern nur noch wenig Anklang fand. Dann bestieg Schottlands König den englischen Thron, die letzte Stütze der Dichtung mit hinwegnehmend, denn das Zeitalter verlangte für Kunst und Wissenschaft noch den Schutz der Höfe. Nach dem sturmbewegten 17. Jahrhundert ging mit dem Anfange des 18. auch Schottlands Selbständigkeit verloren; Schottlands Dichter begannen sich der englischen Sprache zu bedienen und der schottischen Mundart drohte dasselbe Schicksal, welches der schwäbischen zu Theil geworden ist.

Aber war auch die gelehrte Dichtung in der schottischen Mundart abgestorben, so war es die Volksdichtung, so war es die volksthümliche Tonkunst nicht, die durch alle Stürme hindurch sich frisch und lebendig gerettet hatten, eine die andere stützend und tragend. Es ist eine merkwürdige Erscheinung und ein Zeugniß für des schottischen Volks gesunden Sinn, daß alles Eifern der Prediger, die gerade in Schottland mehr Einfluß als irgendwo besaßen, nicht vermochte, die Liebe zum Gesange und zum Tanze zu verdrängen. Allerlei Mittel wurden versucht, die volksthümliche Dichtung auszurotten: man schob den alten Weisen geistliche Texte unter, das Volk nahm sie nicht an; man suchte endlich an die alten Lieder eine fromme Deutung anzuhängen, aber das Volk sang seine alten, oft gemeinen, aber auch oft

Digitized by Google

dichterischen Lieder und kümmerte sich nichts um die geistliche und geistlose Deutung. Wir haben noch ganze Bände derartiger Versuche, bei denen man sich des Lachens nicht erwehren kann. Ein altes Lied beginnt z. B.:

Hans, komm' und küsse mich,
Hans, komm' und küsse mich,
Hans, komm', küß' mich bei und bei
Und sei nicht wunderlich!

Daran hat denn ein frommer Geistlicher folgenden Zusatz gehängt, den wir besser in reiner Prosa wiedergeben: Ich bin der Herr, dein Gott, der dich bei dem Namen Hans ruft, denn Hans bedeutet den Menschen nach himmlischer Gnade. Vgl. Whitelaw, S. 578, und „Lives of eminent Scotsmen" (London 1821), IV, unter Alex. Hume.

Die schottische Volksdichtung bestand hauptsächlich aus Balladen und Liedern; es ist ein Beweis für des Schotten Anhänglichkeit an das Alte sowol als für sein gutes Gedächtniß, daß sich viele solcher alten Balladen vier und fünf Jahrhunderte hindurch in ihrer ganzen Länge (oft von mehrern hundert Zeilen) unaufgeschrieben erhielten; zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden noch viele derselben aus dem Munde alter Leute aufgezeichnet, die in Walter Scott's „Minstrelsy of the Scottish border" und in andern Sammlungen zu finden sind. Gegenwärtig sind sie völlig erstorben, obwol dem Volke noch durch Jahrmarktbüchlein bekannt. Ein besseres Schicksal hat die Liederdichtung gehabt. Eine große Zahl alter Lieder ging zwar verloren, doch erhielt sich immer noch ein reicher Vorrath. In der 1549 erschienenen „Complainte of Scotland" finden wir ein Verzeichniß der Anfänge oder Namen von 37 Liedern und Balladen, von denen wir gegenwärtig noch 7 besitzen, die fast ausschließ dazu haben volksthümlich zu sein, obwol sie es zum Theil noch im vorigen Jahrhundert waren; denn je weiter zurück, desto breiter floß der Quell alter Lieder; aber wenig geachtet, verengte er sich immer mehr — und der Verlust wurde durch das wenige Neue, was hinzukam, nicht ersetzt. Doch zu rechter Zeit, ehe der Quell versiegte, kam neue Nahrung.

Die schottische Musik und Dichtung waren etwa ein Jahrhundert lang ziemlich vergessen und dem Volke allein überlassen worden. Zu Ende des 17. Jahrhunderts jedoch kam die schottische Musik von neuem in die Mode und wurde vielleicht gerade durch die Vereinigung Schottlands mit England, die bekanntlich in Schottland sehr ungünstig aufgenommen wurde, noch beliebter; mit der Musik aber kamen auch die alten schottischen Lieder wieder zu Ansehen. Einige hübsche Lieder wurden hinzugedichtet; nur von wenigen kennen wir die Verfasser, die aus dem Dichten eben kein Geschäft machten. Doch finden wir unter den bekannten die Namen der Vornehmsten der damaligen Zeit. Im Ganzen aber war doch dieser Zuwachs nur unbedeutend. Der Erste, der förmlich als schottischer Dichter auftrat, war Allan Ramsay, geb. am 15. Oct. 1686 zu Leadhills in Lanarkshire, wo sein Vater Aufseher über die Bergwerke des Lord Hopetoun war. Er verlor seinen Vater als Kind, erhielt in der Kirchspielschule zu Crawfordmoor eine ziemlich gute Erziehung (er lernte sogar etwas Latein) und kam dann zu einem Perückenmacher nach Edinburg in die Lehre; nachdem er ausgelernt hatte, eröffnete er ein eigenes Geschäft, war überaus thätig dafür, beschäftigte sich aber in den Nebenstunden mit Verfertigung von Gedichten, anfänglich nur zur Belustigung einer Gesellschaft, deren Mitglied er war. Dann kamen Gelegenheitsgedichte, Lob- und Glückwünschungscarmina, Elegien und Oden, die er gewöhnlich in einzelnen Bogen herausgab; es wird uns berichtet, daß es für die Burger Edinburgs ganz gewöhnlich ward, ihre Kinder an einem Penny auszuschicken, um Allan Ramsay's letztes Stück zu kaufen. Einige derselben hatten so guten Erfolg, daß er sein Geschäft aufgab und Buchhändler wurde. Im J. 1720 gab er eine Sammlung seiner Gedichte in einem Quartbande auf Unterzeichnung heraus, die ihm einen Gewinn von 400 Guineen gebracht haben soll. Im J. 1724 trat er als Sammler alter schottischer Lieder auf mit zwei Werken, „The teatable miscellany", in drei Bänden, und den „Evergreen"; er brach auch hierin die Bahn, war den größten Erfolge für seine Kasse, aber nicht zur Zufriedenheit der Kritiker. Ramsay nahm sich große Freiheiten mit den alten Liedern heraus, ließ Verse weg und fügte andere hinzu, veränderte auch seinem Belieben nach und von seinem Verfahren keine andere Rechenschaft, als daß er durch hinzugefügte Buchstaben anzeigte, ob ein Lied ganz oder theilweise alt oder völlig neu sei. Alle seine bisherigen Werke würden wol Ramsay keinen bleibenden Namen verschafft haben; 1725 erschien indeß sein „Gentle shepherd", ein ländliches Lustspiel in fünf Aufzügen, so weit über alle seine übrigen Werke emporragend, daß man eine Zeit lang zweifelte, ob er wirklich der Verf. sein könnte. Der „Gentle shepherd" kann seinen Platz ehrenvoll neben Guarini's „Pastor fido" einnehmen; die Sprache ist einfach und doch schön, und Gedanken und Gesinnungen sind so sehr aus dem schottischen Leben und Charakter gegriffen, daß, ob auch vielleicht am Plane des Stücks manche Ausstellungen gemacht werden können, es doch bald volksthümlich und ein Haus- und Lieblingsbuch jedes Schotten wurde, was es auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Auf der edinburgter Bühne wird es von Zeit zu Zeit noch gegeben, aber leider, wie wir als Augenzeugen versichern können, so schlecht als irgend möglich. Nach dem Beispiele von Gay's „Bettleroper" fügte Ramsay später noch Lieder ein, aber diese mislangen ihm fast ohne Ausnahme. Durch den Erfolg dieses Stücks ward er in Stand gesetzt, sein Geschäft nach einem bessern Hause zu verlegen; hier errichtete er eine Leihbibliothek, die erste in Schottland. Im J. 1728 gab er einen Quartband seiner Gedichte und 1733 dreißig Fabeln heraus; dies war seine letzte Arbeit und obwol er noch 25 Jahre in guter Gesundheit lebte, fand er doch für gut, den erlangten Ruhm nicht durch neue schriftstellerische Arbei-

Digitized by Google

ten zu gefährden. Er starb 1758 im 72. Jahre. Das Werthvollste unter Allan Ramsay's Werken sind sein „Gentle shepherd" und seine „Dichterischen Briefe", die sich zum Theil Robert Burns zum Muster nahm; seine Lieder sind zum beiweitem größten Theile wenig mehr als leeres Stroh und nur wenige der Aufbewahrung werth.

Indessen die Bahn war nun gebrochen und der Beifall, den Ramsay gefunden hatte, konnte zur Nacheiferung anregen. Auch fehlte es nicht ganz an Nachfolgern, aber Bedeutendes wurde bis zu den siebziger Jahren nicht geleistet. Einige treffliche Erzeugnisse jedoch werden wir unten kennen lernen. Da trat ein Edinburger auf, Robert Fergusson (1750—74), ein Schreiber seines Gewerbes, der namentlich viele Gedichte in komischer Gattung schrieb, die zwar reich an Witz, aber oft so mit Oertlichkeit, Personen und Zuständen Edinburgs verwachsen sind, daß sie eigentlich nur von Edinburgern und in Edinburg recht genossen werden können. Für Liederdichtung leistete er beinahe gar nichts. Zwölf Jahre nach Fergusson's Tode trat der unsterbliche Robert Burns (1759—96) mit seinen Gedichten hervor, ein Dichter durch und durch. Ihm, wie Goethe, ward Alles, was ihn bewegte, zum Lied; seine Gedichte sind seine Lebensgeschichte, in großartigen Zügen geschrieben. Er ist ein echt volksthümlicher, echt schottischer Dichter, ein ebenso natürliches Erzeugniß des schottischen Bodens wie die schottische Distel. Seine Gedichte schildern den Menschen und die Natur, aber der Mensch ist ihm die Hauptsache, die Natur nur der Platz für des Menschen Thaten und todt ohne den Menschen. Der scharfe Beobachter der Natur war ein schärferer des Menschen, dessen Inneres er uns in voller Wahrheit und Mannichfaltigkeit, bald mit zarten, bald mit kräftigen Zügen darlegt. Daher ist Burns ein Lieblingsdichter seines Volks, des Hohen wie des Niedern geworden, seine Lieder leben im Munde Aller und sind der unentbehrliche Hausrath einer jeden Hütte, den ersten Platz nach der Bibel einnehmend. Der Schotte trauert und freut sich, haßt und liebt mit Burns' Worten. Wie stolz Schottland auf seinen Dichter ist, den es während seines Lebens vernachlässigte, kann das im J. 1844 zu seinem Andenken gefeierte großartige Fest beweisen.

Während Burns' Leben und nach seinem Tode traten eine Menge schottischer Dichter auf, und bis auf den heutigen Tag ist ihre Zahl beständig im Steigen begriffen gewesen. Aber die Zeit der Blüte scheint bereits vorüber zu sein, wie es denn überhaupt der Dichtung wie der Rose zu gehen scheint: die Blätter breiten sich aus und die Blume gewinnt an Umfang, wenn sie dem Absterben nahe ist. Darum mag es wol an der Zeit sein, einmal eine kurze Übersicht von Dem zu liefern, was Schottland bis jetzt im Fache der Liederdichtung geleistet hat. Doch zuvor müssen wir uns noch nach Dem umsehen, was man in Schottland seit Allan Ramsay für Aufbewahrung alter Volkslieder, für Liedersammlungen, für Verbesserung solcher Lieder, deren Gemeinheit oder Werthlosigkeit ihre Einführung in die Kreise der Gebildeten verhinderte, und für Erforschung der Geschichte der schottischen Liederdichtung überhaupt und der einzelnen Lieder insbesondere gethan hat. In ersterer Hinsicht zeichnete sich namentlich David Herd aus, der in zwei Sammlungen (1769 und 1776) eine Menge Lieder, die zum großen Theile aus dem Munde des Volks aufgezeichnet waren, mittheilte. Im J. 1787 erschien der erste Band von Johnson's „Scots musical museum", zu dem Burns nicht nur viele seiner unsterblichen Lieder, sondern auch Umarbeitungen alter Lieder, die ihm mit wenigen Ausnahmen vortrefflich gelangen, beitrug. Noch wichtiger waren seine Beiträge für die ähnliche aber mehr gewählte Sammlung von Georg Thomson. Seitdem erschienen eine Masse von Gedichtsammlungen, mit und ohne Sangweisen, meist von Bemerkungen über die Verfasser begleitet. Unter den ersteren ist Smith's „Scottish minstrel" (6 Bände in Folio) rühmlich zu erwähnen, unter den übrigen zeichnen sich die Sammlungen von William Motherwell („The harp of Renfrewshire", Paisley 1819), John Struthers („The harp of Caledonia", 2 Bde., Glasgow 1821), vor Allem aber von Robert Chambers („Collection of scottish songs", 2 Bde., Edinburg 1829) durch genaue Untersuchungen über Ursprung und Verfasser der einzelnen Lieder und durch treffliche Erläuterungen von Oertlichkeiten und Sitten aus. Zwei der neuesten Sammlungen, die beide sehr beliebt geworden sind, liegen uns gegenwärtig vor, eine die andere ergänzend und beide zusammen eine ebenso vollständige als treffliche Sammlung schottischer Lieder darbietend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mehanna, oder die Wallfahrt nach dem Reiche des Lichts. Ein Märchen aus unserer Zeit. Von Karl Geist. Leipzig, Einhorn. 1845. 8. 6 Ngr.

Wieder ein Büchlein, von dem man nicht weiß, wozu es da ist, da in seinem trägen Redestrome wol hier und da einmal eine Bedeutung aufzutauchen strebt, aber im Ringen schon wieder in Bedeutungslosigkeit untergeht. Der Beweis liegt für jeden Leser gewiß auch im kurz mitgetheilten Inhalt.

Sammir, ein arabischer Beduin, sendet seinen Sohn Mehanna nach dem Reiche des Lichts, welches er selbst sein langes Leben hindurch vergeblich gesucht hat. Der folgsame Sohn reitet auch sogleich gen Osten, widersteht den Abmahnungen seiner aus einem siegreichen Gefecht heimkehrenden Brüder, und gelangt zuletzt ans Tigris in ein wildes Bergland, wo er Gefahr läuft, in einer Höhle, in welche er vor einem Gewitter flüchtet, von wilden Männern erschlagen zu werden, weil er nicht „an einen schrecklichen, sondern an einen gnädigen und gütigen Gott" glaubt. Ein Blitz rettet den Wanderer jedoch, indem er den Häuptling der Höhlenbewohner in dem Augenblicke erschlägt, in welchem er unsern Lichtsucher ermorden wollte. Hierauf soll Mehanna, weiter ins Gebirge hineinreitend, das Bild eines dreigestaltigen Gottes anbeten, „den Gott der Kraft, der Liebe und der Weisheit"; er zerschlägt aber das Götzenbild, wird in einen Kerker geworfen, um verbrannt zu werden, aber von dem Geiste des Spiegels, welchen ihm der Vater als Talisman mitgab, auf wunderbare Weise gerettet, wobei der Geist zugleich die Kraft des Spiegels erklärt, welcher des Besitzers Bild nämlich so lange rein und hell ab-

Digitized by Google

spiegelt, als dessen Lebenswandel rein und tugendhaft ist; sobald aber der Pfad der Tugend verlassen wird, wird das Bild im Spiegel trübe und erlischt ganz, wenn sein Besitzer unrettbar verloren ist.

Mehanna kommt nun in ein Land voll patriarchalischem Frieden, Einfachheit und Glück, verliebt sich in ein Mädchen, heirathet sie und lebt mit ihr einige Zeit recht glücklich, bis er in seiner stillen Häuslichkeit durch einen Mönch gestört wird, welcher Atheist à la Krummacher projectirt, namentlich den Weibern die Köpfe verdreht und dadurch so viel Zwist in die sonst so friedliche Gemeinde bringt, daß es endlich zum blutigen Kampfe zwischen den Parteien kommt, wobei Mehanna's Frau, die anfangs gegen ihren Mann focht, erschlagen wird. Schier auf wandert Mehanna weiter, findet noch einen Reisebegleiter an einem Strome, über welchen der Fährmann nur unter der Bedingung setzt, daß ihm eine Geschichte erzählt wird. Deshalb erfahren wir noch das Märlein „von den drei wahren und falschen Söhnen" und von dem „guten Volke und schlechten Könige". Leider überfällt die Reisenden beim Übersetzen ein Sturm, der ihren Kahn nach der Stadt der Thorheit treibt, wo man aber statt Kenntniß, Bildung u. s. w. nur Geld verlangt. Da die Reisenden aber auf diesen Zwischenfall nicht vorbereitet und ohne alles Geld sind, so werden sie ins Gefängniß gesperrt, aus welchem sich der verschlagene Fährmann aber durch eine Geldpreviation rettet. Er macht nämlich den König auf einen alten Rock aufmerksam, welchen dieser Thropn des Königlichen Hauses getragen habe, den man öffentlich zur Verehrung ausstellen und dafür eine Geldgabe verlangen solle. Der König geht begierig auf diese Rockausstellung ein, findet auch reichlichen Gewinn dabei und ist daher um so zorniger, als sich Mehenna gegen diesen Betrug ausspricht, indem er die wahre Rockgeschichte (der Rock geborte dem Fährmann) erzählt, aber von dem abergläubischen Volke haltlos geschlagen und zur Stadt hinausgeworfen wird. Er wandert fröhlich weiter, gelangt in das Land wilder Völker, die er civilisirt und sich bald aus der Heiligkeit seines Bildes im Spiegel überzeugt, daß er jetzt im Lande des Lichts ist, wohin er nun Vater und Brüder nachholt.

Man sieht hieraus, daß der Verf. bestimmte Erscheinungen unsers politischen und religiösen Lebens im Auge gehabt hat, daß aber die Form des Märchens eine durchaus unpassende ist.

Hinsichtlich des Stils nehme sich der Verf. übrigens vor dem häufigen Gebrauch des „und" in Acht, mit dem er fast alle Sätze zusammenflicht, wie dies sogleich der zweite Absatz seiner Schrift zeigt: „Und die Sonne sank vollends hinab, und dem goldnen Scheine folgte der bleiche des Mondes, und der erste Luftzug wehete über die Wüste und bewegte die Blätter der Palmen." Etliche Zeilen weiter fängt der Verf. sogar zwei neue Sätze hintereinander mit „und" an. Sonst ist die Darstellung frisch, lebendig und voll Phantasie.

77.

Bibliographie.

ABC in Bildern und Sprüchen. Eßlingen, Schreiber. 4. 7½ Ngr.

ABC Buch für kleine und große Kinder, gezeichnet von Dresdner Künstlern mit Erzählungen und Bildern von A. Reinick und Singweisen von F. Hiller. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arnold, F., Palästina. Historisch-geographisch mit besonderer Berücksichtigung der Hellmuth'schen Karte, für Theologen und gebildete Bibelleser. Halle, Anton. Gr. 8. 1 Thlr.

Illustrirte Bäder und Heilquellen. Historisch, topographisch, hygiastisch, diätetisch und gesellschaftlich. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Weber. Schm. 4. à 10 Ngr.

Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 3 Thlr.

Bergk, T., Beiträge zur griechischen Monatskunde. Giessen, Ferber. Gr. 8. 15 Ngr.

Bericht über die österreichische allgemeine Industrie-Ausstellung. Wien. Gr. fol. 2 Thlr. 20 Ngr.

Beschreibung der im ehemaligen Hochstift Eichstätt geprägten Münzen. Ingolstadt, Fromm. 8. 10 Ngr.

Blätter der Erinnerung an den Hrn. Domcapitular Peter Hyac. Trost. Aachen, Mayer. Gr. 8. 3½ Ngr.

Butler's, S., Hudibras, ein schalkhaftes Heldengedicht. Zum erstenmal vollständig im Versmaasse des Originals frei verdeutscht und neu mit Commentar ausgestattet von *J. Kloetzin*. Freiburg i. Br., Lippe. Gr. 8. 3 Thlr.

Carus, C. G., England und Schottland im Jahre 1844. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Dieltz, T., Geographisch-synchronistische Übersicht der Weltgeschichte. Zte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, A. Duncker. Quer 4. 10 Ngr.

Diesterweg, F. A. W., Der Unterricht in der Klein-Kinder-Schule, oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 8. 15 Ngr.

Forsell, C. af, Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten Übersetzt von *A. G. F. Freese*. Neue mit den Zusätzen und Nachträgen der 4ten Auflage vermehrte Ausgabe. Lübeck, Rohden. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frick, Ida, Novellen. 1ster Band. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 1 Thlr.

Ginzel, J. A., Das leben der Kirche. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Kirche. 1ster Band. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Ungarisches Portefeuille. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hohnbaum, K., Physische Gesundheit und Irrsein in ihren Übergängen. Ein Versuch zur nähern Begründung zweifelhafter Seelenzustände, für Kriminalisten und Gerichtsärzte. Berlin, Reimer. Gr. 8. 25 Ngr.

Jolowicz, H., Harfenklänge der heiligen Vorzeit. Ein Schul- und Haus-Lesebuch über alle Theile der heiligen Schrift alten Testaments. Aus den Bearbeitungen der deutschen Classiker gesammelt. Leipzig, Baumgärtner. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Kortum, C. A., Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht. 6te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Kl. 8. 20 Ngr.

Krumhaar, K., Dr. Martin Luther's Vaterhaus in Mansfeld. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, nach den Quellen gearbeitet. Eisleben, Reichardt. 8. 8 Ngr.

Mahlmann's, A., Sämmtliche Gedichte. 4te Auflage. Prachtausgabe mit vielen Illustrationen, Mahlmann's Biographie und Portrait. Leipzig, Renger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Matthes, K., Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt. Xte vermehrte Ausgabe. Altenburg, Helbig. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moosrosen. Ein Kranz von Novellen, Erzählungen, Mährchen und Gedichten, durch Beiträge von Mehreren. Herausgegeben von C. Löffler. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Neue Trauerspiele. Stuttgart, Sonnewald. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reese, Esenbeck, Das Leben der Ehe in der vernünftigen Menschheit und ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche. Breslau, Trewendt. 8. 7½ Ngr.

Zwei Trauerspiele. Stuttgart, Sonnewald. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weiß, C., Gedichte. Nürnberg, Bauer und Raspe. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 338. — 4. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 337.)

Die erste dieser Sammlungen, die von Whitelaw, obwol der Zeit nach später erschienen als „Whistlebinkie", ist beiweitem die wichtigere und muß nach Werth und Inhalt zuerst betrachtet werden. Wir erhalten hier in einer glänzenden Ausstattung — leider mit etwas zu kleinem Drucke — eine Sammlung von 1270 Liedern, begleitet von Bemerkungen über Veranlassung, Ursprung, Dichter und Werth der einzelnen Gedichte; sie umfaßt sowol die alten Lieder, soweit sie irgend noch Anspruch auf Volksthümlichkeit oder dichterischen Werth machen können, als auch die ganze Reihe der Dichter von Allan Ramsay bis auf unsere Zeit in möglichster Vollständigkeit. Die Bemerkungen des Herausgebers aber sind bei aller Kürze vortrefflich und liefern einen hinlänglichen Stoff für eine Geschichte der schottischen Dichtung, wenn man sonst die Geduld hat, ihn zusammenzusuchen. Denn wenn wir mit dem Herausgeber über etwas rechten sollen, so ist es die Ordnung oder vielmehr der Mangel an Ordnung bei der Zusammenstellung der Lieder. An ein Lied von 1680 schließt sich unmittelbar eins von 1840, ohne daß durch Inhalt oder sonst durch etwas eine Verwandtschaft zwischen beiden stattfindet. Hier und da ist allerdings eine Art von Ordnung bemerkbar, wo der Herausgebre Lieder aus verschiedener Zeit nach den Sangweisen zusammenstellt; aber er hat auch dies nur selten gethan und ist schnell wieder in die alte Ordnungslosigkeit zurückgefallen. Kurz es findet im Ganzen genommen gar keine Anordnung statt; doch können wir um der andern Vorzüge des Buchs willen diesen Mangel schon verzeihen, der freilich den großen Übelstand mit sich bringt, daß er die Benutzung des Buchs sehr erschwert.

Sehen wir uns etwas näher nach dem Inhalte dieser Sammlung um! Aus der schottischen Liederdichtung ist bisher wenig mehr als die Lieder von Robert Burns in Deutschland bekannt, weswegen man uns eine größere Ausführlichkeit wol um so eher zu Gute halten wird. Das älteste der in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte ist wol der „Gaberlunzieman" Jakob's V. (1512—34), eine scherzhafte Romanze, der das Verdienst großer Lebendigkeit und Frische nicht abzusprechen ist (S. 96). Von dieser Zeit an bis zu den letzten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts finden wir kaum ein Gedicht, dessen Alter und Verfasser mit einiger Bestimmtheit anzugeben wären, und von denen, die erweislich in diese Zeit fallen müssen, sind wiederum die meisten entweder nur in Bruchstücken oder nur in den Umarbeitungen späterer Dichter auf uns gekommen, sodaß wir selten genau wissen, was alt und was neu ist. Von nun an beginnt es lichter zu werden. Aus der Zeit von 1680—1720 haben wir bereits eine ziemliche Anzahl Gedichte, zum Theil mit Angabe der Verfasser oder der Veranlassung, und unter ihnen manches durch Einfachheit und Innigkeit ausgezeichnete Lied. Wir theilen hier der Lady Grizzel Baillie (1665—1746) „And were na my heart licht" (S. 135) mit:

Es war einst ein Mädchen, das wollte nicht frei'n,
Dort unten im Thal baut' ein Hüttchen sie fein,
Doch jetzo da jammert und klaget sie sehr:
„Komm nieder die Pforte, ach! komm zu mir her!"

Als mein lieb Hänschen kam über die See'n,
Die Schönste mich nannt' er, die je er geseh'n,
Er versprach mir Ringe und prächtige Dinge,
Und wär' nicht mein Herz leicht, ich müßte vergeh'n.

Doch die Schwester von Hänschen, die kennt' mich nicht seh'n,
Weil sie war so hüblich und ich war so schön.
Seine Mutter sie hetzte, bis sie sich widersetzte,
O wär' nicht mein Herz leicht, ich müßte vergeh'n.

Der Tag war bestimmt für die Hochzeit mit mir,
Das Weib fiel in Ohnmacht, ihr Tod war es schier.
Sie weinet und greinet, sie ächzt und sie tobt,
Bis nie er mich wieder zu seh'n ihr gelobt.

Die Verwandten ihm suchten den Kopf zu verdreh'n,
Sie hörten nicht auf, mich Arme zu schmäh'n;
Ob ich auch schön wär', nicht sollt' er mich seh'n mehr,
O wär' nicht mein Herz leicht, ich müßte vergeh'n.

Sie sagten, nicht Kalb und nicht Kuh ich besäß',
Nicht fülle mein Maiz nur das kleinste Gemäß,
Der Mühlstein bekäme mein Korn nicht zu seh'n:
O wär' nicht mein Herz leicht, ich müßte vergeh'n.

Seine Schwester die war gar listig und schlau
Sie sah mich kommen her über die Au'
Hinem sie da rann und zu lärmen begann;
Wer glaubt, daß ich lüge, der selber suchau'.

Wie saß ihm die Mütz' auf der Stirne so fein,
Die alten selbst waren wie neu noch so rein.
Jetzt läßt er sie hängen, wie hängen sie will,
Und sitzt auf den Garben so traurig und still.

Digitized by Google

Jetzt schlendert er traurig umher an den Teichen,
Richts thut er als jagend die Felder durchstreichen,
Und Nachts ist's um seinen Schlummer geschehn,
O wär' nicht mein Herz leicht, ich müßte vergehn.

Nicht minder anziehend sind: „On Ettrick banks" (S. 2), „John Hay's bonnie lassie" (S. 504), „When Maggy and I were acquaint" (S. 449), „Fair Helen of Kirkconnel" (S. 227), „O waly waly up the bank" (S. 521), das scherzhafte Liedchen „Our gudeman cam hame" (S. 46) u. s. w. Auch manches hübsche Bruchstück findet sich vor; wir theilen das folgende mit (S. 464):

Sie sagen, Küssen ist Sünde,
Doch denk' ich, das ist nicht wahr,
Denn geküßt ward in der Welt,
Seitdem's nur gab ein Paar.

O wär' es ungesetzlich,
Das Gesetz erlaubt es nicht,
Und wenn es wär' unsittlich,
Dann hätten's die Prediger nicht.
Und wenn es wär' unsittlich,
Dann litten's die Mädchen nicht,
Und gäb's nicht Küsse die Menge,
Dann hätten die Armen sie nicht.

Indessen gibt es doch nur wenige Lieder aus dieser Zeit, die man durchweg mit Vergnügen lesen kann; bald stört übermäßige Breite, bald Geschmacklosigkeit, bald Gemeinheit. Daß der Herausgeber manche der alten Lieder wegen ihrer Gemeinheit weggelassen hat, können wir bei einem Buche, das für der Damen Putztisch nicht minder als für des Gelehrten Arbeitstisch bestimmt ist, nur billigen.

Dagegen wünschten wir, daß Hr. Whitelaw auch im Übrigen den Grundsatz befolgt hätte, Vollständigkeit nicht auf Kosten des Werthes zu erstreben und daß er eine strengere Auswahl aus Ramsay's Liedern getroffen hätte. Ramsay hat eine Unzahl von Liedern gedichtet und es werden uns hier 48 derselben geboten, die ganz oder theilweise aus seiner Feder sind; aber unter dieser ganzen Zahl finden sich vielleicht nur ein halbes Dutzend, die man mit einigem Vergnügen durchlesen kann; die meisten sind leeres Stroh. Am besten gelingen ihm noch diejenigen Lieder, in denen er praktischen Sinn und Weltklugheit, die er in vollem Maße besaß, predigt, wie z. B. in der Antwort eines Mädchens auf den Antrag ihres Geliebten sie zu entführen „My mither's aye glowerin owre me" (S. 386):

Meine Mutter lauert stets wie besessen.
Was sie gethan, hat sie vergessen,
Sie läßt mich nicht fort
Nur zu sprechen ein Wort,
Wahrhaftig sie würde mich fressen.
Ihr Erbosten, Herr, würd' mir anstehen,
Doch wär's um die Mitgift geschehen.
Dann müßt' ich's entgelten,
Sie würden mich schelten,
Wenn die leeren Koffer Sie sähen.
Meines Vaters Gut zwar ist beträchtlich
Und der Haushrath ist auch nicht verächtlich.
Doch weh es ihm thut,
Sich zu trennen vom Gut,
Drum müssen wir geh'n gar bedächtlich.

Meine Ältern müssen Sie fangen,
Doch behutsam zu Werke gegangen,
Recht gepraht mit dem Land!
Hier ist meine Hand,
Dann soll es an mir nicht hangen.

In ähnlichem Geiste ist das muntere Bedchen: „Gie me a lass wi a lumpy o land" (S. 121). Unter den ernsten und rührenden Liedern, deren er eine große Anzahl, aber mit wenig Glück geschrieben hat, ist das beste fein noch immer beliebtes Lied: „Lochaber no more" (S. 137).

Unter Ramsay's Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern verdienen höchstens William Hamilton von Bangour (1704—54) und Robert Crawfurd (st. 1732) erwähnt zu werden, von denen der Erste nur durch die treffliche Ballade „The braes of Yarrow" (S. 457), der Letztere durch die noch immer beliebten Lieder „Tweedside" (S. 449) und „The bush aboon Traquair" (S. 11) bekannt ist.

In die Zeit von Ramsay's erstem Auftreten war der erste verunglückte Aufstand der Schotten zu Gunsten der Stuarts gefallen; die den Stuarts im Allgemeinen günstige Stimmung hatte schon damals manches „Jakobitische" Lied hervorgerufen. Die zweite nicht minder unglückliche Empörung vom J. 1745 aber rief erst dergleichen Lieder in Massen hervor; eine große Menge verherrlichten den Prinzen Karl Eduard Stuart, Spottlieder verfolgten das geschlagene Heer der Engländer und ihren Feldherrn Cope nach der Schlacht bei Preston-Pans; Trauerlieder beklagten Schottlands und des Prinzen Unglück, als die Schlacht bei Culloden dem Aufstande ein Ende machte und Schottland den furchtbarsten Verheerungen des blutdürstigen Cumberland preisgab. Gar manches schöne Lied entstand in dieser Zeit und die wichtigsten derselben sind uns hier geboten, z. B. „Oh Charlie is my darling" (S. 33), „Come boot me ower" (S. 491), „The chevalier being void of fear" (S. 479), „Cope sent a letter from Dunbar" (S. 129), „What's n' the steer" (S. 361) u. s. w. Doch vermissen wir einige, z. B. „O Geordie sits in Jamie's steed", s. Smith, „Scottish minstrel", I, 51. Die Stimmung der Schotten war dem vertriebenen Königshause so durchaus günstig, daß Lieder zu Gunsten der herrschenden Familie und gegen die Stuarts zu den Seltenheiten gehören; mir sind im Ganzen nur drei bekannt geworden, die alle recht hübsch und witzig sind: „O brother Sandie" (S. 521), „The Hieland laddie" (irgendwo in Allan Cunningham's Ausgabe von Robert Burns' Werken, London 1842), und Mrs. Cockburn's „Have you any laws to mend" in Robert Chambers' „History of the rebellion of 1748—46", fünfte Ausgabe, S. 42. Wir vermissen die beiden letzten Lieder ungern in der vorliegenden Sammlung und können uns nicht enthalten, wenigstens das erste derselben mitzutheilen:

Als du herkamest von den Franzen,
Schwurst du, der König solle' lernen tanzen,
Der Herzog *) nach deinem Königswort
Sollt' über die Klinge springen sofort.

*) Herzog von Cumberland.

Digitized by Google

Als er mit dir das Spiel begann,
Rohmst du die Flucht und liefst davon;
Da ward aus dem Tanze gar eine Jagd,
Im Laufen hat's Keiner dir nachgemacht.

Und die du herüber mit dir geführt,
Die hatten den schottischen Tanz nicht studirt,
Doch wollten sie sich gefällig zeigen
Und thäten sich tief vor dem Herzog neigen.

Kommst wieder du um zu tanzen hier,
Schaff andere Tänzer aus Spanien dir,
Und damit Alles wohl ausfällt,
Schaff' Tänzer, denen's nicht fehlt an Geld.

Und sorge dafür jedenfalls,
Daß du beim Tanzen nicht brichst den Hals,
Denn wer da tanzt auf einem Seil,
Vertraue dem Papst nicht all sein Heil.

Du lernst nicht tanzen in Ewigkeit,
Drum laß es sein, dieweil's noch Zeit,
Sei dankbar, daß dir gelang dein Lauf,
Setz' wie dein Bruder*) die Kappe auf.

Beim Singen ist zwischen den Zeilen immer: Hübscher Bursche, Hochlandsbursche, einzuklagen. Die Anhänglichkeit an die Stuarts ward nicht mit dem Aufruhr erstickt; sie dauerte noch lange fort und blieb ein Lieblingsvorwurf für die Dichter; ja als die Stuarts längst erstorben waren, fuhr man noch fort, den dichterischen Stoff, oft nur etwas zu sehr, auszubeuten. Daher haben wir von Burns, Tannahill, Hogg, Robert Allan, Wilhelm Glen und fast von allen bedeutendern Dichtern Jakobitische Lieder und unter ihnen manches vortreffliche, z. B. Glen's „Wae's me for prince Charlie" (S. 80) und Allan's „There grew in bonnie Scotland" (S. 109).

Auch außer diesen durch die Zeitereignisse hervorgerufenen Liedern entstand gar manches schöne Lied in der Zeit von 1740—86, dem Jahre, in welchem die erste Sammlung von Burns' Gedichten erschien. Der Pfarrer John Skinner (1721—1807) brachte sein noch immer überall beliebtes lebendiges Gesellschaftslied „Tullochgorum" (S. 1), das Burns das erste der Lieder nannte, sein „O why should old age so much wound us?" (S. 45) und sein „Tune your fiddles" (S. 235). Von dem Landschullehrer Alex. Roß (1698—1784), dem Verfasser der hübschen Idylle „Helenore or the fortunate shepherdess", erhielten wir „Woo'd an married an a'" (S. 65) und „The wife and the wee pickle tow" (S. 360); vom katholischen Priester Alex. Geddes das scherzhafte Lied „There was a wee bit wifukie" (S. 76); die Schulmeisterin Jean Adams dichtete das schöne Lied „Nae luck about the house" (S. 112), Mrs. Cockburn ihre Bearbeitung des Liedes auf die Schlacht bei Flodden field (S. 368), Miß Ann Lindsay das allbeliebte: „Auld Robin Gray" (S. 204). Man muß diese Gedichte kennen, um die Höhe zu begreifen, zu welcher sich Burns, gegen Allan Ramsay gehalten, erhob; ohne sie würde man eine ungeheure Kluft zwischen Beiden finden, die aber durch die obengenannten trefflichen Erzeugnisse wenigstens zum Theil ausgefüllt wird. Der Raum ist zu beschränkt, um mehr als eins derselben mitzutheilen; wir wählen dazu „Auld Robin Gray":

Wenn die Schaf in der Hürd' und im Stall ist die Kuh,
Wenn all die müde Welt begeben sich zur Ruh',
Dann fließen Thränenströme vom Aug' vor bitterm Leid,
Indeß in tiefem Schlafe mein Mann mir ruht zur Seit'.

Jung Fränzchen liebte mich, zur Frau er mich begehrt,
Sein ganzes Gut war höchstens wol eine Krone werth,
Um d'raus ein Pfund zu machen, da ging er in die Weit'
Und die Krone wie das Pfund, für mich sie waren beid'.

Kaum war er fort gewesen 'ne Woche oder zwei,
Da brach im Fall mein Vater den Arm entzwei,
Meine Mutter die ward krank, mein Fränzchen der war weit,
Robin Gray der Alte da um mich freit'.

Mein Vater konnt' nicht schaffen, die Mutter konnt' nicht spinnen,
Ich konnt' mit allem Fleiße doch nicht ihr Brot gewinnen,
Und Rob erhielt sie Beid', er frug mich voller Leid:
Willst du um ihretwillen mich nehmen gute Maid?

Mein Herz, es sagte nein, Franz war ja in der Welt,
Doch die Winde bliesen scharf und sein Schiff war zerschellt,
Sein Schiff war zerschellt — lag' ich im Todtenkleid,
So wär' von meinen Schmerzen ich jetzt befreit.

Mein Vater sprach gar bitter, meine Mutter die sprach nicht,
Doch schaut sie mir ins Auge, daß mir das Herze bricht.
So gaben ihm meine Hand — mein Herz war fort gar weit —
Und Robin Gray der Alte ward mein Eh'mann seit.

Sein Weib war ich gewesen drei Wochen oder viet,
Als traurend auf dem Steine ich saß vor der Thür,
Da sah ich Franzens Geist — todt glaubt' ich ihn zur Zeit —
Er sprach: Bist du mein Liebchen zur Hochzeit nun bereit?

O bitter weinten wir und Vieles sprachen wir,
Wir küßten uns einmal; ich hieß ihn geh'n von mir.
Ich wünscht', ich wäre todt, doch ist der Tod noch weit.
Ach warum muß ich leben trotz meinem Leid?

Ich wandle wie ein Geist, ich denk' an's Spinnen nicht,
Darf nicht an Franzen denken, s wär' gegen meine Pflicht,
Doch will ein braves Weib ich sein nach Möglichkeit,
Denn der alte Robin Gray ist gütig jederzeit.

Die Lieder von Robert Burns sind in Deutschland bereits durch die Übersetzungen von Gerhard, Kaufmann und Heinze bekannt, von denen wenigstens die letzte im Ganzen vortrefflich ist. Die beiden ersten sind freilich desto schlechter und nicht nur häufig falsch, sondern auch da, wo sie richtig sind, meistens unlesbar. Das Übersetzen von schottischen Liedern überhaupt und von Burns' Liedern insbesondere ist eine schwere Aufgabe; sie sind mit einer Zartheit hingehaucht, die schlechterdings nicht ohne schweren Verlust wiedergegeben ist, und wenn je eine Sprache für Zartheit, Innigkeit und Einfachheit geschaffen ist, so ist es die schottische. Eine Übersetzung mancher schottischen Lieder in das Englische ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit; das Deutsche steht hier dem Schottischen näher wie der Deutsche dem Schotten überhaupt näher steht als dem Engländer. Jeder, der sich mit dem Übersetzen schottischer Lieder versucht hat, wird wissen, wie groß die Hindernisse sind, mit denen er hier zu kämpfen hat; wer aber glaubt, daß wir sie größer machen als sie wirklich sind, der versuche seine

*) Karl Eduard's Bruder, Heinrich, Cardinal von York.

Digitized by Google

Kräfte nur an dem unsterblichen Liedchen von Burns: „Ae fond kiss and then we sever“, wenn er sonst Beruf zum Übersetzen zu haben glaubt. Auf Heinze's Übersetzung (Braunschweig 1840) also verweisen wir denjenigen Leser, der Robert Burns' Bekanntschaft zu machen wünscht, ohne ihn in der Ursprache lesen zu können. In Whitelaw's Sammlung sind die Lieder von Burns fast ohne Ausnahme zu finden, sowol die, welche ganz sein Eigenthum sind als die alten Lieder, welche Burns nur aufgestutzt hat. Indessen hätten wir gewünscht, wenigstens einige Lieder, die Burns selbst als zu schwache Erzeugnisse seiner Muse verdammte, weggelassen zu sehen; Burns aber hatte einen so richtigen Blick in Bezug auf seine Gedichte und schuf mit so klarem Bewußtsein, daß er sich nur selten in seiner Ansicht über ihren Werth täuschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Socialistische Utopien.

So schwierig und verwickelt auch die gegenwärtige Lage unserer gesellschaftlichen Verhältnisse genannt werden muß, so steht es doch fest, daß jeder auch noch so hohlköpfige Philosoph, der sich mit der phantastischen Lehre des Socialismus wenn auch nur oberflächlich bekannt gemacht hat, eine alle Parteien befriedigende Ausgleichung und Lösung in der Tasche zu haben glaubt. Diese Herren meinen einen Zauberstab in Händen zu haben, der mit einem Schlage die sich bekämpfenden Elemente in die schönste Harmonie bringen könnte. Unzählige Schriftsteller sind in letzter Zeit aufgetreten, welche mit einer so großen Siegesgewißheit ihre Lehre verkündeten, daß man leicht versucht werden wäre, zu glauben, sie sprächen in dieser schwierigen Angelegenheit das entscheidende Schlußwort. Es steht indessen gar nicht zu bezweifeln, daß unter diesen allweisen Hohlpforchern auch Männer sich befinden, welche einer ganz andern Aufgabe gewachsen wären und die, wenn sie sich von diesen socialistischen Phantasterein nicht hätten hineinlesen lassen, beweisen Tüchtigeres leisten könnten. Zu diesen gehört unleugbar Pierre Lerour, ein Mann von Gesinnung, von Eifer und von hervorragendem Talent. Voll Mitleid für die leidenden Classen der menschlichen Gesellschaft, die er von ihrem lastenden Drucke befreien möchte, ist er erst allmälig zu den überspannten Ansichten gekommen, zu denen er sich jetzt unumwunden bekennt. Wir wollen nicht behaupten, daß sein schönes Talent, welches ihn auf die Förderung und Pflege der reinen Philosophie hinwies, in diesem kühnen Spiel gewagter Hypothesen untergegangen wäre; aber schade ist es, daß seine gegenwärtigen Leistungen ihrer ganzen Tendenz wegen vom Winde verweht werden, ohne daß es ihnen gestattet wäre, im Entwickelungsgange der französischen Literatur eine bleibende Spur zu hinterlassen. Wenn er sich doch losfagen wollte von seinen socialistischen Schadereien, um zur Wissenschaft zurückzukehren, zu deren tüchtigsten Vertretern er sonst gehörte! Aber wie es scheint ist wenig Aussicht dazu vorhanden, denn, wie uns dünkt, verwickelt er sich immer tiefer in dieses Treiben. So haben wir vor kurzem erst noch die Ankündigung eines neuen Journals zu Gesicht bekommen, welches ganz ausschließlich dieser Richtung gewidmet zu sein scheint und zu dem er seinen Namen und seine gewandte Feder hergibt. Schon der Titel trägt das Gepräge der Großsprecherei an sich, welche uns aus den meisten Schriften dieses Schlages anweht. Derselbe lautet „Revue sociale, ou solution pacifique du problème du prolétariat“. Man sieht, auch hier haben die Verfasser das Mittel, den Unglücklichen zu helfen und ihre Wunden zu heilen, wieder in Bereitschaft und es handelt sich nur darum, ihre Ideen zu verwirklichen, um mit Einem Male die goldene Zeit zurück zu rufen. Wir können uns von dieser neuen Zeitschrift, deren erstes Heft unter der Presse ist, weder wissenschaftliche Bedeutung noch praktischen Werth versprechen.

Über Siebenbürgen.

Bei der besondern Aufmerksamkeit, welche Ungarn und die weiter nach dem Osten zu gelegenen Länder in neuerer Zeit auf sich gezogen haben, halten wir es für angemessen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, in dem interessante Reisebeobachtungen über einen Theil dieser Gegenden niedergelegt sind. Es ist dies „La Transylvanie et ses habitants“, von A. de Gérando (2 Bde.). Von besonderm Interesse ist die Charakteristik der verschiedenen Nationalitäten, welche in Siebenbürgen im bunten Gemisch zusammenwohnen. Von den in Siebenbürgen ansässigen Deutschen oder Sachsen, deren Verhältnisse in neuerer Zeit lebhafte Erörterungen hervorgerufen haben, meint Gérando, sie allein zeigten den Eifer thätiger Anbauer. Daher zeichnet sich auch ihr ganzes Treiben, ja selbst ihre Wohnung im Gegensatz zu der rings herrschenden Dürftigkeit durch eine gewisse wohlhabende Behäbigkeit aus. Es heißt hierüber: „Das Haus des Sachsen ist reichlich mit alle Dem versehen, was die Bequemlichkeit erheischt. Die Zimmer sind groß, luftig und hell genug. An den Mauern stehen Meubles, etwa von der Beschaffenheit wie die unserer Bauern sind. Küche und Geschirr, alles Das ist reinlich und glänzend. In einer Ecke des Zimmers liegt die Familienbibel. Alles befindet sich an seiner Stelle. Die Hausfrau geht überall umher, blickt nach dem Rechten und bereitet das Mahl. Sie hat mit einem dicken Unterrock von Wolle ein Mieder nach Art der Dolman und auf dem Kopfe einen weißen Schleier. Junge Mädchen tragen statt dieses Kopfputzes einen kleinen Caskó von schwarzem Sammet. Sie besteigt mit ihren langen Stiefeln flink das Pferd und leitet das Gespann, während der Mann den Pflug führt. Nirgend zeigt sich der Eifer der Frau mehr auf das Nützliche gerichtet als hier. Wenn der Abend kommt, so nimmt der kräftige Sachse wol auch die Spindel und spinnt, wie es Hercules that, neben seiner kräftigen Gefährtin.“ Die einzelnen Züge, welche der Verf. seiner Darstellung einverwoben hat, sind ebenso unterhaltend als belehrend. Das Ganze ist in einem einfachen, ansprechenden Tone gehalten.

Literarische Grillen.

Auf dem weiten Gebiete der Literatur ließe sich eine reiche Blumenlese der größten Sonderbarkeiten und der seltsamsten Verirrungen bilden. Es gibt keine Grille, keine abgeschmackte Richtung, welche hier nicht ihre Vertreter und für den Anfang wenigstens ihre Anhänger gefunden hätte. Eine bunte Ausbeute für eine solche Zusammenstellung würden die zahllosen Ana und die literarischen Denkwürdigkeiten bieten, welche eine Zeit lang sehr an der Mode waren und die sich in neuerer Zeit in Deutschland breit gemacht haben. Eine solche gegenwärtig eine ganz ergötzliche Sammlung solcher literarischen Anekdoten, welche — zwar anfangs eigentlich nur für französische Leser berechnet — doch auch in Deutschland verbreitet zu werden verdient. Sie führt den Titel: „Bibliothèque de poche, par une société de gens de lettres et d'érudits; curiosités littéraires.“ Diese literarischen Curiositäten enthalten eine mannichfache Vereinigung der lächerlichsten Auswüchse des menschlichen Verstandes. Aber mitten unter diesen Ausbrüchen des lautersten Unsinns treten auch wahre Blitze des Genies zuweilen im bunten Wechsel hervor. Im Allgemeinen ist die Redaction dieser Sammlung mit Geschick und Takt angelegt; nur hätte man gewünscht, daß mancher wichtige literarische Punkt, der sich nicht mit einem leichtfertigen Witzworte abfertigen läßt, lieber gar nicht berührt wäre. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 339. — 5. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Die nächsten Jahre nach Burns' Tode gab es eben keinen bedeutenden Dichter. Einer der ersten und bedeutendsten unter seinen Nachfolgern war der unglückliche Robert Tannahill (1774 — 1810) aus Paisley, Sohn eines Webers und selbst Weber, mehr durch sich selbst als durch Erziehung gebildet. Er gab 1807 seine „Poems and songs" heraus, die sich bald großen Beifall erwarben. Später ward er gemüthskrank und in solchem Zustande nahm er sich das Leben am 11. Mai 1810. Tannahill ist kein Dichter, der einen Vergleich mit Burns aushalten könnte. Es fehlen ihm Burns' Vielseitigkeit und tiefe Einsicht in der Menschen Herzen und Leidenschaften; er war einer von jenen Menschen, deren Tugenden Fehler sind, denn seine Bescheidenheit war Blödigkeit, seine Herzensgüte Schwäche. Nur Eins gelang ihm zu zeichnen, die sichtbare Natur; die innere Natur des Menschen verstand er nie zu schildern, wie er sie nie zu begreifen verstand. Aber in jenem untergeordneten Kreise leistete er Ausgezeichnetes; seine Bilder sind voller Wahrheit, seine Farben voller Frische und seine Sprache ist einfach und schön. Wir finden hier etwa 30 seiner Gedichte; die besten darunter möchten sein: „Gloomy winter's now awa'" (S. 273), „O are ye sleepin Maggie" (S. 242), „When Rosie was faithful" (S. 567), „The sun has gane down" (S. 156), „Keen blaws the wind oer the braes o Gleniffer" ebendaselbst. Wir theilen hier zwei dieser Gedichte mit, aus denen man die gerühmten Eigenschaften wol herausfinden wird. Das erste ist „Gloomy winter's now awa":

Winters Düfter ist entflohn,
Sanfte Weste wehen schon,
Hör' der Drossel Jubelton
In Stanley's Birkenhaine, O!
In Gleniffers thau'gem Thal
Blüh'n Schneeglöckchen ohne Zahl,
Blühen wie du allzumal,
Du liebe herz'ge Kleine, O!
Komm, mein Mädchen, laß uns geh'n
Auf Glenkilloche sonn'ge Höh'n,
Laß uns Freuden, ewig schön,
Genießen im Sonnenscheine, O!
Hoch aus weißen Wolken schallt
Lerchensang in Newton's Wald,
Weich der Weide Knosp' sich ballt
An Uferrands Gesteine, O!
Durch den Wald die Elfe träumt,
Zarter Farn die Felsen säumt,
Und der Bach durch Hügel schäumt,
Und Freud' erscheint alleine, O!
Doch der Bäum' und Blumen Blüh'n,
Vogelsang und Wiesengrün
Kann mit Lust mich nur durchglüh'n,
Mit dir, du herz'ge Kleine, O!

Wir nehmen hier Abschied von Tannahill mit einem allerliebsten Liedchen „O are ye sleepin Maggie":

O bist im Schlaf du, Else,
O bist im Schlaf du, Else,
Öffne bald, denn furchtbar hallt
Der Wasserfall vom Teufelsfelsen.
Schwarz und regnig ist die Nacht,
Nicht ein Stern am Himmelszelte,
Blitze zucken, Donner kracht,
Sturmwind braust mit Winters Kälte.
Ängstlich stöhnt am Bach die Weid'
Und der Wald ächzt wild und traurig.
Laut die Eisenpforte schreit
Und der Uhu heult so schaurig.
Und nicht laut ich reden kann,
Denn dein Vater schläft daneben,
Eisig haucht der Wind mich an,
O steh' auf, mein süßes Leben.
Sie macht ihm auf, sie läßt ihn ein,
Den nassen Plaid warf er danieder:
Wind und Regen, stürmet drein,
Bin bei dir nun, Else, wieder.
Jetzt da du wachest, Else,
Jetzt da du wachest, Else,
Kümmern nichts mich Waldesgestöh'n,
Eulenschrei und Teufelsfelsen.

Tannahill's um zwei Jahre älterer Zeitgenosse war James Hogg (1772—1835). Dieser Dichter ward in einer Hütte am Ufer des Ettrick geboren, wuchs auf fast ohne alle Erziehung (schreiben lernte er erst in spätern Jahren) und wurde ein Schäfer, daher er sich denn in der Folge, als er längst nicht mehr die Schafe hütete, immer noch mit Vorliebe den Ettrick-Schäfer nannte. Im Alter von 24 Jahren begann er einzelne Lieder zu dichten; der Beifall, den namentlich sein „Donald Macdonald" fand und die Bekanntschaft mit Walter Scott veranlaßten ihn, mit dichterischen Werken hervorzutreten;

Digitized by Google

als Nachahmung von Scott's „Minstrelsy of the Scottish border“ schrieb er den „Mountain bard“, eins seiner besseren Werke. Vom Ertrage desselben nahm er eine Pachtung an, ging bald zu Grunde und sah sich nun genöthigt, ein Schriftstellerleben zu beginnen. Seine zahlreichen Werke brachten ihm viel Geld ein, aber er verstand nicht damit hauszuhalten und blieb stets arm. Hogg hat viel geschrieben, Lieder, Balladen, Erzählungen, Aufsätze mancherlei Art für Zeitschriften, aber fast das einzige Werk, das seinen Namen mit Ehren auf die Nachwelt bringen wird, ist „The Queen's wake“, ein Balladenkranz, ebenso trefflich im Plane wie in der Ausführung, eins der vollendetsten Erzeugnisse schottischer Dichter. Geringer ist „The mountain bard“, eine andere Sammlung von Balladen; seine Erzählungen haben sich nie Beifall erwerben können und unter seinen unzähligen Liedern sind nur wenige volksthümlich geworden und noch wenigere haben sich in der Gunst des Volks zu erhalten gewußt. Wenn Hogg zu etwas Beruf hatte, so war es zu Dichtungen, wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte; daher gelingt ihm die Behandlung alter Sagen oft so gut; seine „Kilmeny“ (eine der Balladen von „The Queen's wake“) ist eins der schönsten Feenmärchen, die je ein Dichter ersann. Sobald er aber seinen Stoff aus dem gewöhnlichen Leben nahm, dann schuf er Personen und Scenen wie sie kein menschliches Wesen je gesehen hat. Doch hat er einzelne treffliche Lieder gedichtet; man sehe: „My name it is Donald Macdonald“ (S. 67), „O Jeanie there's naething to fear ye“ (S. 69), „Caledonia thou land“ (S. 309), „The skylark“ (S. 269) und vor allen das treffliche, in Schottland allzeit beliebte Lied „When the kye comes hame“, das wir uns nicht enthalten können hier mitzutheilen:

Kommt all ihr muntern Schäfer,
Ihr Pfeifer auf Wiesenland:
Ich sag euch ein Geheimniß,
Dem Hofmann unbekannt:
Was ist die größte Wonne,
Die Menschenzung spricht aus?
Zu frei'n ein liebes Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus
Zwischen Dämmerung und Nacht,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.
Nicht auf des Staates Sitze,
Nicht unter der Grafenkron',
Nicht auf dem Sammetpolster,
Nicht in der Laube der Hoh'n,
Nein unter der grünen Birke
Im heimlichen Thal da draus
Mit 'nem lieben lieben Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.
Da baut sein Nest der Stieglitz
Für die Gattin, die er liebt,
Baut's auf den höchsten Zweige;
Welch großer Glück es gibt?
Dann singt er seine Lieder,
Nur Liebe klingt daraus,
Und freit sein liebes Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.

Wenn die Kornblum' trägt 'ne Perle
Und's Maßlieb geht zur Ruh',
Und die stolze Kugelblume
Ihr Auge schließet zu:
Dann steigt die Lerche nieder
Und macht kein Hehl daraus,
Zu frei'n ein liebes Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.
Wenn's kleine wing ge Herzchen
Im Busen wallt empor,
Wenn's kleine wing ge Sternchen
In Osten tritt hervor,
O keine süß're Freude
Sinnt je das Herz sich aus,
Als mit dem lieben Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus.
Seht, so die ganze Schöpfung
Sich dieser Liebe freut.
Wer wollte von sich stoßen
Was die Natur uns beut?
Wer wollte Kronen nehmen
Mit Ruhm und Saus und Braus
Und missen sein liebes Mädchen,
Wenn die Kühe zieh'n nach Haus?

Einige hübsche Gedichte erhalten wir von Richard Gall (1776—1801), einem Drucker in Edinburg, namentlich „Thy cheek is n' the rose's hue“ (S. 5) und „Scenes of woe and scenes of pleasure“ (S. 197), das man lange für Burns' Eigenthum gehalten hat. Von Hektor Macneill werden wir weiter unten sprechen. Alexander Wilson (1766—1813), Weber, dann Krämer in Schottland, war ebenfalls ein ziemlich guter Dichter, aber mehr im Fache kleiner Erzählungen als in Liedern. Später wanderte er nach Amerika, ward dort nach einander Weber, Krämer und Schulmeister und erwarb sich endlich einen bedeutenden Namen durch seine Beschreibung amerikanischer Vögel, um derentwillen er fast ganz Amerika zu Fuße durchwandert hatte. John Mayne, der Verfasser des komischen erzählenden Gedichts „The siller gun“ (1761—1830), machte sich durch mehre Lieder und Balladen berühmt, namentlich durch sein „Logan braes“ (S. 24) und durch seine Bearbeitung der alten Ballade „Helen of kirkconnel“, welche letztere wir ungern in der vorliegenden Sammlung vermissen. In komischen Liedern zeichnete sich Sir Alexander Boswell (1775—1822) aus, dessen „Jenny's bawbee“ (S. 60), „Jenny dang the weaver“ (S. 219) und „Auld gudeman, ye're a drucken carle“ (S. 13) sich durch ihre treffenden Schilderungen und ihre Laune noch immer in der allgemeinen Gunst erhalten.

Bedeutender als alle die eben genannten ist Allan Cunningham, der in Deutschland bereits vortheilhaft durch seine Lebensbeschreibungen und minder vortheilhaft, obwol sicher allgemeiner, durch seine Romane bekannt ist. Allan Cunningham ward am 7. Dec. 1784 (nicht 1790, wie andere Werke angeben) zu Blackwood bei Dalswinton in Dumfriesshire geboren, wo sein Vater Gärtner bei einem Gutsbesitzer war. Kurz darauf kam sein Vater als Verwalter nach Dalswinton. Hier verlebte Cunningham seine Jugend; seine Erziehung war dürftig; auf Veranlassung seines Oheims ward er Maurer.

Digitized by Google

gab aber später die Maurerkunst bald wieder auf und ging 1810 nach London, wo er für Zeitschriften arbeitete. Im J. 1814 ward er Aufseher über die Bildhauerarbeiten des berühmten Bildhauers Franz Chantrey, und in diesem Amte blieb er bis an seinen Tod, der am 29. Oct. 1842 erfolgte. Seine erste schriftstellerische Arbeit waren seine Beiträge zu Cromek's „Remains of Nithdale and Galloway song" (1810); diese Beiträge, die Cromek ruhig als alte Lieder veröffentlichte, waren fast alle aus Cunningham's Feder gekommen, trafen aber auch den Ton der alten Lieder so vortrefflich, daß es nicht leicht war, ihre Unechtheit zu beweisen. Dann schrieb er mannichfache Gedichte, Erzählungen, Romane, Trauerspiele, Lebensbeschreibungen, gab eine Sammlung schottischer Lieder in vier und Burns' Werke in acht Bänden heraus, und war bis an seinen Tod beständig mit schriftstellerischen Unternehmungen beschäftigt. S. Chambers' „Cyclopedia of English literature" und „Edinburgh Journal", 1842. Am glücklichsten war er in seinen Liedern, hier nimmt er seinen Platz unmittelbar nach Burns ein; an Einfachheit und Anmuth, an Frische und Glut werden sie nicht leicht übertroffen werden und dazu sind sie völlig aus dem Leben und der Denkweise der Schotten gegriffen. Wir heben unter den hier mitgetheilten Liedern hervor: „Hame, hame, hame, hame fain wad I be" (S. 43), „A wet sheet and a flowing sea" (S. 271), „The sun rises bright in France" (S. 137). Gern hätten wir hier auch sein schönes Lied „She's gane to dwall in heaven" angetroffen. Der beschränkte Raum erlaubt uns nur eins der kürzesten Lieder mitzutheilen:

Die Sonn' in Frankreich steigt mit Glanz,
Sinkt nieder gluterabrannt,
Doch strahlt sie nicht so schön wie einst
In meinem Vaterland.

O Viele finden Freude,
Mich Kummer übermannt,
Schau' ich hin über die Wogen
Nach meinem Vaterland.

O nicht mein eigen Unglück
Die Thrän' ins Aug' mir sandt,
Nein, daß mein Weib in Galloway
Und Kind ich ward verbannt.

Wie lieblich mit Marien
Den trauten Herd ich fand!
Mein Herz, es blieb zurücke
Im theuern Vaterland.

Die Blume schmückt mit Blüten
Aufs neu des Sommers Hand,
Doch nimmer kehr' ich wieder
Zu meinem Vaterland.

Treu bleibt mir nur der Himmel,
Der stets mich treu erfand.
Dort treff' ich all' auch wieder
In meinem Vaterland.

Manches schöne Lied finden wir auch von Walter Scott in vorliegendem Bande, doch wenige davon sind volksthümlich, da sie für ein Volkslied zu gekünstelt und in zu gesuchter Sprache geschrieben sind. Überhaupt aber hatte Scott mehr Beruf für erzählende Dichtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Literarische Verein in Stuttgart und die altsicilischen Dichter.

Wohlverdienter Anerkennung erfreuen sich durch ganz Europa deutsche Vielseitigkeit und deutscher Fleiß, und wenig gebildete Völker dürften zu finden sein, die nicht deutschen Forschern die werthvollsten Beiträge für die Geschichte ihrer Literatur verdankten. Entsprechende Erwartungen wecken in weiten Kreisen das Unternehmen des literarischen Vereins in Stuttgart, und unstreitig hat er Rühmenswerthes in mehrfacher Hinsicht geleistet. Hier soll nur auf einen Mißgriff aufmerksam gemacht werden, der um so unerfreulicher ist, als er den bisher einzigen Beitrag zu der Literaturgeschichte eines Volks betrifft, das an Reichthum und Gründlichkeit der einheimischen Forschungen keinem andern nachsteht.

Im fünften Bande der „Bibliothek" jenes Vereins findet sich nämlich unter dem etwas gesuchten Doppeltitel „Italienische Lieder des Hohenstaufischen Hofes in Sicilien" und „Poesie dei re suevi in Sicilia, e dei loro cortigiani" eine Sammlung von Gedichten Kaiser Friedrich's II., König Enzius und elf sicilischer Dichter, von denen Keinem nachzuweisen sein dürfte, daß er zum „Hohenstaufischen Hofe" gehört habe. Petrus de Vineis nämlich, der zwar nicht in Sicilien, sondern in Capua geboren war, gewiß aber zum sicilischen Hofe gehörte, ist übergangen. Die nur 16 Zeilen lange deutsche Vorrede berichtet, diese Lieder seien „aus einem in Deutschland höchst seltenen Buche", nämlich den bekannten „Discorsi" des Rosario di Gregorio (Palermo 1821) entlehnt. „Der italienische Herausgeber klage selbst über die Verderbtheit des Textes und bedauere, in allen Archiven und Bibliotheken Siciliens keine Handschrift aufgefunden zu haben, aus der er den alten Druck, den er zu Grunde legt, hätte verbessern können."

Hiermit verhält es sich nun folgendermaßen: Schon im J. 1527 gab Bernardo di Giunta seine berühmte Sammlung der „Rime antiche" heraus. Hierin finden sich vier von den Gedichten der gegenwärtigen Sammlung. Im J. 1661 gab alsdann die Accademia della fiorina aus den Papieren des Leo Allatius einen buchstäblichen Abdruck der Gedichte von 90 altitalienischen Dichtern, worunter elf Sicilier, wie sich dieselben in den alten Handschriften des Vaticans und der Familien Barberini und Ghigi vorfinden. Diese in Neapel erschienene Ausgabe ist nun der in jener Vorrede erwähnte „alte Druck", denn Gregorio hat sich ganz allein darauf beschränkt, neben den beiden Gedichten von Friedrich und Enzius, welche schon Giunta gegeben, die der elf sicilischen Dichter genau so, wie Allacci sie aus den Manuscripten excerpirt hatte, wieder abdrucken zu lassen. Der in solcher Weise gegebene Text ist nun ein überdiemaßen incorrecter, lückenhafter, vielfach gradezu unlesbarer, und abgesehen von der auffallenden Unbekanntschaft der stuttgarter Herausgeber mit der Quelle, aus der Gregorio geschöpft, verdienten diese Gedichte, um für deren Berichtigung und Ergänzung nichts geschehen konnte oder sollte, in dem Zustande, in welchem Allacci sie gegeben, kaum den Wiederabdruck.

Das Unbegreiflichste und schwer zu Entschuldigende aber ist, daß alle diese Gedichte schon längst und sogar mehrfach in ganz anderer, jeder billigen Anforderung entsprechender Gestalt, bereichert mit andern, zum Theil bedeutendern Arbeiten derselben Dichter, gedruckt und daß diese Abdrücke selbst in Deutschland in gar manchen Bibliotheken zu finden, jedenfalls aber jedem mit diesem Zweige der Literatur einigermaßen Vertrauten genügend bekannt sind. Schon im J. 1816 erschien unter dem Titel „Poeti del primo secolo della lingua italiana" zu Florenz eine von Ludovico Valeriani und Andreas Lampredi besorgte und von Manchen weniger als billig anerkannte Sammlung altitalienischer Gedichte in zwei starken Octavbänden. Noch reichhaltiger ist die im darauf folgenden Jahre von dem Duca di Ballarosa, Notar Bartolo zu Palermo in vier Bänden veranstaltete Zusammenstellung („Raccolta di rime antiche toc-

Digitized by Google

eine"), welche den Inhalt des Korentiner Werks so gut als vollständig in sich aufgenommen hat. Es enthalten nun diese Sammlungen von Kaiser Friedrich statt einer Canzone deren fünf und von König Enzius statt einer Canzone deren drei und ein Sonett. Unter den übrigen Gedichten sind die des fruchtbarsten und formgewandtesten unter allen Sicilieri, des Notars von Lentino, von den stuttgarter Herausgebern am unvollständigsten mitgetheilt. Nicht allein nämlich fehlen die drei Canzonen und die 10 Sonette, die Valeriani zuerst herausgegeben, sondern, was schwer zu erklären ist, selbst von den Gedichten, welche Ulleri, die Quelle Gregorio's, herausgegeben, haben fünf Canzonen und fünf Sonette, welche durchaus nicht zu den schlechtesten gehören, keine Aufnahme gefunden. Zwei Canzonen dagegen, die nach Valeriani's reifern Forschungen dem Rinaldo d'Aquino gehören und eine dritte, die von Petrus de Vineis herrührt (letztere jedoch mit Auslassung der beiden Schlußstrophen), sind unter dem Namen des Notars der Sammlung einverleibt. Durch einen ähnlichen Irrthum sind dem Protonotar Stefano zwei Canzonen beigelegt, da der wahre Verfasser der zweiten gleichfalls Petrus de Vineis ist. Den dem Pariermianer Inghilfredi endlich besitzen wir durch Valeriani allein der einen Canzone, welche die stuttgarter Ausgabe bietet, deren noch sieben und die Zahl der Lieder des Guido delle Colonne, deren bei den stuttgartern nur drei sind, hat Valeriani verdoppelt.

Selbst die Zahl der uns bekannten sicilischen Dichter hätte vermehrt werden können. Sollte nämlich die oft genannte Rina vielleicht auszuschließen sein, weil sie erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts lebte, so gehörte doch der Lucchese, von dem Crescimbeni berichtet, zu den Zeitgenossen der Hohenstaufen.

Wäre bei dieser großen Unvollständigkeit indeß das Mitgetheilte nur in einem correcten, oder wenn auch dies Verlangen noch zu unbillig gestellt sollte, doch wenigstens in einem lesbaren Zustande geboten, so würde es als eine große Gabe zu bezeichnen sein, an welcher sich der Leser die Weise jener alten Sicilier zu veranschaulichen vermöchte. Leider ist das nun aber durchaus nicht der Fall. Trotz der gemalten und altertümlich geformten Anfangsbuchstaben sind sogar die einzelnen Lieder bald gar nicht und bald falsch voneinander getrennt; noch ungenauer ist zum Theil die Abtheilung der Strophen. Gleich bei Guido delle Colonne ist die letzte Strophe der ersten Canzone als ein neues Gedicht bezeichnet, während die ersten zwölf Zeilen der zweiten Canzone gegen alle Regeln des Versbaues als zu jener Schlußstrophe gehörend ohne irgend ein Zeichen der Unterscheidung ihr angehängt sind. Aehnliche Beispiele wären ohne Mühe zu häufen. Lücken sind in übergroßer Zahl angezeigen, in noch größerer vielleicht unbemerkt gelassen. Schon in der ersten Strophe des ersten Gedichts dieser Sammlung, nämlich der so oft gedruckten Canzone Friedrich's II., ist eine in allen ältern Ausgaben vorhandene Zeile ausgelassen und dadurch der Reim zerstört. Wo aber auch keine eigentlichen Lücken sind, ist der Text doch an den meisten Stellen in einem solchen Zustande, daß ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn dazu gehören dürfte, um den Sinn auch nur einigermaßen zu entrathseln. So ist z. B. das allbekannte und in dem Valerianischen Abdruck vollkommen verständliche poetische Zwiegespräch des Giullo d'Alcame („Rosa fresca aulentissima") hier in solchem Maße entstellt, daß gegenteilt werden darf, ob viele unter den Lesern auch nur einmal im Stande sein werden, den Gegenstand zu entzissern, von dem jenes Gedicht handelt.

Allerdings würde dieser Tadel zunächst Rosario di Gregorio treffen, in dessen Schrift sogar unbeachtet blieb, was wenige Jahre vor dem Erscheinen der „Consideraziones" in derselben Stadt gedruckt war, wenn nicht eben diese nachgelassene Schrift des thätigen und um sicilische Geschichte sehr verdienten Mannes erst geraume Zeit nach dessen Tode veröffentlicht wäre und deshalb sogar noch zweifelhaft bliebe, inwieweit jener Anhang sicilischer Werke ihm und inwieweit vielleicht den spätern Herausgebern beizumessen sei. Für die Ueberdes stuttgarter Abdrucks war dagegen ein so arger Mißgriff um so leichter zu vermeiden, als, wenn ihnen auch die Sammlungen von Valeriani und Notar Bartels unbekannt geblieben waren, doch inzwischen vielverbreitete Bücher, wie Andreola's „Parnaso italiano", Perticari's „Amor patrio di Dante" und Rannucci's „Manuale della letteratura" jene Berichtigungen sich angezeignet hatten.

Möchten denn Andere von dem fruchtbaren und fast noch unangebauten Felde der Geschichte altsicilischer Poesie gereiftere Früchte ernteten! Hoffentlich werden dergleichen schon in der eben angekündigten „Rime antiche" von Sellers de Moranville in Wien geboten. **Karl Witte.**

Literarische Notizen aus England.

Kostbares Buch.

Bei der Versteigerung der vom Dechanten von Lincoln nachgelassenen Bücher sah ein Buchhändler aus Cambridge, noch ehe die Auction begann, mehre dieser Bücher durch und ein Band: „Donne's Death, Ingdemnent, Heaven and Hell", erregte durch ungewöhnliche Schwere seine Neugierde; bei näherer Prüfung fand er, daß vorn in dem vom Buchbinder eingeheftelten Vorsetzblatt mehre Goldstücke eingenäht waren. Er machte den Notar darauf aufmerksam und so fand sich, daß ein gedrucktes Blatt, worin der Verkäufer sich verpflichtet war, in welchem wie Knöpfe sieben Guineen und zwei Halbguineestücke aus der Zeit der Regierung Karl's II. fest angenäht waren. Die Goldstücke waren vollkommen glänzend und frisch; und obwol viele Bücher dieser Sammlung durch Feuchtigkeit und Vernachlässigung schwer beschädigt waren, so hatte dieser Band und sein Inhalt im Laufe der 160 Jahre seiner Existenz nicht das Mindeste gelitten. Der Brief war nicht unterzeichnet, aber nach seiner Abfassung war es das Schreiben eines Vaters an seinen Sohn auf der Universität. Die Folge dieser Entdeckung war, daß das Buch aus der Versteigerung zurückgezogen wurde.

Eingalesischer Fürstenstamm.

Wenn von „angestammten" Völkern, diesem Lieblingswort des Legitimitätsprinzips, die Rede ist, so muß man den Eingalesen vor Allen diesen Namen beilegen. Nach der „History of Ceylon from the earliest period to the present time; with an appendix containing an account of its present condition", von William Knighton, kann sich diese große Insel einer ununterbrochenen Fürstenreihe von 170 Monarchen, alle eines Stammes, rühmen, die 534 vor Christus mit einem Mädchens aus dem Exil gelangte und deren letzter Sproß, Wickrama Singha, im J. 1815 von den Briten, die vor dieser grausemesten Legitimität leider keine Ehrfurcht hatten, abgesetzt wurde.

Orientalischer Bücherschatz.

Das in London bestehende Hebrew college hat die Bibliothek des verstorbenen obersten Rabbinets, Dr. Herschel, welche 4000 hebräische und darunter sehr viele seltene Bücher und Manuscripte enthält, die von Herschel, seinem Vater und Großvater gesammelt worden, für den geringen Preis von 300 Pf. St. an sich gebracht.

Ein Dollmetscher der schottischen Barden.

Für Diejenigen, welche Burns und andre schottische Dichter, die ihres heimischen Dialects sich bei ihren Schöpfungen bedient, lesen wollen, ohne dieses Dialekts kundig zu sein, finden in dem vor Kurzem erschienenen „Dictionary of the scottish language", von Captain Thomas Brown, einen sehr wohlfeilen Lehrmeister und Leitsaden. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 340. — 6. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Unter den Liederdichtern der neuesten Zeit steht oben an William Motherwell (1797—1835), zuerst Schreiber, dann Herausgeber des „Glasgow Courier". Motherwell gefiel sich am meisten in der Nachahmung der alten schottischen Dichtungsweise, war aber viel glücklicher in denjenigen Dichtungen, in denen er sich frei von Künstelei in Sprache und Gedanken hielt. Man kann seine Lieder im Allgemeinen nach dem Grundzuge, der sich durch die meisten hindurchzieht, Trauerlieder nennen; an Tiefe und Innigkeit, an Schönheit und Wohlklang des Versbaus ist er wol von keinem schottischen Dichter übertroffen worden; aber diese Vorzüge arten auch mitunter in Fehler aus: das tiefe Gefühl wird bisweilen zur weichlichen Empfindsamkeit, und hinter dem Wohllaut seines Verses verbirgt sich mitunter Gedankenleere und Künstelei. Er ist in dieser Hinsicht unserm Matthissen zu vergleichen, aber Motherwell ist frischer und natürlicher und jene Fehler gewinnen bei ihm nie so sehr die Oberhand als bei Matthisson. Damit der Leser selbst eine Vergleichung zwischen dem deutschen und dem schottischen Dichter anstellen könne, wollen wir hier ein Gedicht mittheilen, das einen ähnlichen Gegenstand wie Matthisson's „Kinderjahre" behandelt; auch in der Übersetzung, die, wie alle andern hier mitgetheilten Übersetzungen, sich der Urschrift so nahe als irgend möglich anschließt, wird man die Ähnlichkeit und den Unterschied beider Dichter leichter herausfinden. Das Gedicht ist „Jeanie Morrison" überschrieben (S. 50):

Gewandert bin ich nach Ost und West
Manch saures Weg und weit,
Doch vergeß' ich nimmer und nimmermehr
Die Lieb' aus der Jugendzeit.

Das Feu'r, das zündet am Maientag,
Ist Weihnacht ausgebrannt,
Doch ausgebrannter ist noch das Herz,
Dem die erste Lieb' entschwand.

O theures Hannchen Morrison
Denk' ich vergang'ner Zeit,
Dann fallen Schatten auf meinen Pfad
Und Thränen der Traurigkeit,
Und salz'ge Thränen füllen mein Aug'
Und schwerer wird mein Leid,
Wie mein Gedächtniß ruft hervor
Frohe Bilder aus alter Zeit.

Da liebten wir einander sehr,
Da schieden wir in Schmerz;
Süßtraur'ge Zeit! — Zwei Kinder wir,
Zwei Kinder und ein Herz.
Da saßen wir auf nied'rer Bank,
Ihr half ich und mir sie,
Und sprachen und sahen und lachten uns an,
O ich vergeß' es nie.

Oft, Hannchen, sinn' ich d'rüber nach,
Was auf der Bank wir zwei,
Dicht Wang' an Wang' und Hand in Hand,
Was wir gedacht dabei,
Wenn nieder auf ein Blatt gebückt
Im selben dicken Buch,
Du eifrig lerntest stets, doch ich,
Ich lernt' in dir genug.

Weißt du, wie wir zur Erde sah'n
Von Scham die Wang' entbrannt,
Wenn lachend auf dem Heimweg uns
Ein Knabe Kletten nannt'?
Und weißt du, wie Sonnabends, wo
Man eh'r nach Haus' uns sandt,
Hinauf wir Beide auf die Höh'n,
Die Ginsterhöh'n genannt.

Mein Kopf dreht schwindelnd sich im Kreis,
Mein Herz wogt heftiglich,
Wie die Erinn'rung kommt zurück
An die Schulzeit und an dich.
O junges Leben, junge Lieb'
O Tage froh und lang,
Als süße Hoffnung in der Brust
Gleich Sommers Blüt' entsprang.

O weißt du, wie wir oft den Lärm
Und Drang der Stadt gefloh'n,
Zu lauschen an dem grünen Rand'
Des Baches Murmelton.
Laub hing dicht über unserm Haupt,
Blumen traten uns're Füß',
Und in des Busches Dämmerung
Die Drossel sang so süß.

Die Drossel sang versteckt im Busch,
Der Bach sang zu dem Hain,
Und wir, ein Herz mit der Natur,
Wir stimmten froh mit ein,
Und auf dem Hügel an dem Bach
Da saßen wir stundenlang
In stiller Freud', bis aus dem Aug'
Vor Lust die Thräne drang.

Ja theures Hannchen Morrison,
Thränen netzten deine Wang'
Wie Thau die Rose, doch kein Wort
Aus uns'rer Brust sich rang.

Digitized by Google

Das war 'ne Zeit, 'ne sel'ge Zeit,
Frisch Blut durch's Herz uns floß,
Als frei ausströmte das Gefühl
Worttos und sangeslos.
Gern wüßt' ich, Hannchen Morrison,
Ob ich gewesen dir
So eng verwebt mit Herz und Sinn,
Wie du gewesen mir?
O sag' mir, füllt noch die Musik
Das deine, wie mein Ohr?
O sage, wird das Herz dir schwer,
Ruft die alte Zeit du vor?
Gewandert bin ich nach Ost und West,
Trug Leiden, herb und schwer,
Doch wo ich wandert', nah und fern
Dich vergaß ich nimmermehr.
Der Quell, der in meinem Herzen sprang,
Er fließt dahin noch heut'
Und furchet tiefer, wie er rinnt,
Die Liebe der Jugendzeit.
O theures Hannchen Morrison,
Getrennt sind wir gar lang,
Nie sah ich seit dein Antlitz, hört'
Nie deiner Stimme Klang.
Doch trüg' ich alles Elend gern
Und surb' in Seligkeit,
Wüßt' ich nur, daß dein Herz noch träumt
Von mir und alter Zeit.

Wir machen noch auf die schönen Lieder „The bloom has fled thy cheek" (S. 584) und „My head is like to rend Willie" (S. 152) aufmerksam und glauben überhaupt dem Freunde der Dichtung Motherwell's Gedichte aufs beste anempfehlen zu können.

Einzelne sehr schöne Lieder haben wir auch von Wilhelm Glen, einem verunglückten Fabrikanten in Glasgow (st. 1824), namentlich sein schon erwähntes „Wae's me for prince Charlie" (S. 80); von Robert Allan aus Kilbarchan in Renfrewshire (1777—1841), einem armen Weber, der im hohen Alter nach Amerika auswanderte, wo er kurz nach seiner Ankunft starb („There grew in bonnie Scotland", S. 189, „A lassie cam to our gate", S. 107); von Robert Miller, Advocaten in Glasgow (1809—34), „Lay of the hopeless" (S. 312), von John Goldie, Herausgeber des „Ayr Courier" (1798—1826), und vielen Andern. Von Robert Nicoll werden wir weiter unten sprechen.

Etwa der vierte Theil der Gedichte in der vorliegenden Sammlung ist den lebenden Dichtern gewidmet, deren Zahl überaus groß ist. Als Leitfaden für eine Übersicht über dieselben können wir die zweite Liedersammlung, „Whistlebinkie" dazu nehmen, welche vorzugsweise die lebenden oder wenigstens die Dichter der jüngsten Zeit umfaßt. Whistlebinkie bedeutet in Schottland eine Person, die ihrer gesellschaftlichen Talente wegen eingeladen wird, eine Art von Spaßmacher. Der Herausgeber des ersten Bändchens war Donald Carrick, Kaufmann, dann Mitarbeiter an und Herausgeber von mehren Zeitungen und Zeitschriften (1737—1835); er hat auch für die vorliegende Sammlung eine große Anzahl seiner Gedichte beigesteuert. Nach seinem Tode übernahm Alexander Rodger, gleichfalls Zeitungsschreiber und Dichter, geboren 1784, die Herausgabe; auch er hat von seinen eigenen Gedichten recht zahlreiche Proben gegeben; und wenn wir von Carrick's Gedichten fast ohne Ausnahme sagen können, daß sie ihren Verfasser nicht lange überleben werden, so können wir bei denen Rodger's wenigstens den Wunsch nicht unterdrücken, daß das Vergängnen, welches uns einige seiner Gedichte gemacht haben, nicht durch so viele andere von sehr geringem Werthe geschwächt worden wäre. So wie es ist, müssen wir leider sagen, daß die Beiträge der Herausgeber der Sammlung eben nicht sehr zur Empfehlung gereichen. Dessenungeachtet ist die Sammlung nicht ohne Werth und enthält viele werthvolle Gedichte, namentlich von J. Ballantyne, Maler in Edinburg, Verfasser des „Gaberlunzie's wallet"; Charles Gray, Hauptmann außer Dienst in der englischen Flotte; William Fergusson, Bleiarbeiter in Edinburg; Robert Gilfillan (wie wir glauben einem Zollaufseher in Leith); Wilhelm Thom, Weber in Inverurg; Alexander Maclaggan aus Edinburg; Alexander Laing, David Vedder, Hugh oder Hew Ainslie (Schreiber, seit 1822 in Amerika) u. A. Wir haben bei diesen und allen früher erwähnten Dichtern den Stand hinzugefügt, so weit wir theils aus Büchern theils aus mündlichen Quellen in Schottland denselben haben erfahren können, nur, um dem Leser Gelegenheit zu geben, sich zu überzeugen, daß die Dichtkunst sich in Schottland nicht nur bis auf die untersten Stände verbreitet hat, sondern gerade vorzugsweise von diesen ausgegangen ist. Wer die Bildungsstufe deutscher Bauern, die doch sicher zu den unterrichtetsten ihres Standes gezählt werden dürfen, und deutscher Arbeiter kennt, würde dies fast bezweifeln; indessen ist es allerdings eine Thatsache, daß die untern Stände, namentlich auf dem Lande, nirgend einen so bedeutenden Antheil an der allgemeinen Bildung haben als in Schottland. Dies ist durch die segensreiche Verordnung des schottischen Parlaments vom J. 1696 bewirkt worden, welche die Errichtung einer Schule in jedem Kirchspiel des Königreichs anbefahl. In diesen Kirchspielschulen wird für mäßiges Schulgeld nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch Mathematik, Geschichte und für erhöhtes Schulgeld auch Lateinisch gelehrt. Junge Geistliche übernehmen sehr häufig das Amt eines Schullehrers, bis ihnen eine Pfarrstelle zu Theil wird. Dadurch ist es möglich geworden, den untern Ständen und namentlich den Bauern eine Bildung zu geben, wie man sie wol in der ganzen Welt nicht weiter findet. Man höre nur die Schilderung, welche Allan Cunningham in seinem „Leben von Robert Burns" von dem schottischen Bauer gibt. Er sagt:

Die schottischen Bauern machen ihre Hütten zu Schulen; wenn ein Vater sich des Abends in seinen Lehnsessel setzt, verfehlt er nicht leicht, seinen Kindern allerlei Kenntnisse mitzutheilen, und seine Kenntnisse sind ziemlich ausgebreitet. Er kennt im Allgemeinen die Geschichte Europas und das Schriftenthum seiner Insel; aber genau weiß er Bescheid mit der Religion, der Dichtkunst und der sagenreichen Geschichte Schottlands. Ein gebildeter Bauer kennt alle Scharmützel, Belage-

Digitized by Google

rungen, Schlachten, alle innern und äußern Zwistigkeiten seines Landes; er kennt die Geschlechtsregister der wichtigsten Familien und weiß ganze Bände von Liedern und Balladen auswendig, oft selbst ganze größere Gedichte. Bekanntschaft mit dem Leben und den Thaten aller berühmten Männer Schottlands ist Haupterfordernis. Zu dem, was er im Gedächtnisse hat, kommen die Bücher, die auf dem Gesimse stehen. Der gewöhnliche Bauer hat immer eine kleine Büchersammlung, bestehend aus Geschichts-, Religions- und Dichterwerken, meist aber aus den letztern. Milton, Young, Thomson, Allan Ramsay, Fergussen und Burns sind überall zu finden, daneben unzählige Liederbüchelchen und Balladen, durch häufigen Gebrauch verräuchert und zerrissen.

Der Zweck der zweiten Sammlung ist, wie sich schon aus dem Namen vermuthen läßt, ein viel beschränkterer auch in Hinsicht der Auswahl der Lieder; sie will eine Art Commerebuch für die gesellschaftliche Kreise Schottlands, besonders aber Glasgows sein; daher sind viele Lieder aufgenommen, die nur einen vorübergehenden Werth haben. Wir rechnen dahin namentlich diejenigen Gedichte, in denen einzelne Personen der glasgower Kreise vorgeführt werden; allen Bekannten solcher Männer mögen diese Gedichte lieb sein, mit dem Tode derselben hören sie auf Werth zu besitzen. Abgesehen von diesem Uebelstande leiden aber beide Sammlungen in Bezug auf die Dichter der neuesten Zeit durch den Umstand, daß sie weniger eine Auswahl der anerkannt besten Lieder der verschiedenen Verfasser, sondern in vielen Fällen nur diejenigen oft bisher ungedruckten Lieder darbieten konnten, welche die Verfasser den Herausgebern zum Abdruck einsandten. Doch auch so finden wir hier manche früher nicht berührte Saite angeschlagen und vernehmen manchen lieblichen frischen aus dem Herzen kommenden und auch zu Herzen gehenden Klang; freilich dürfen wir und die Mühe nicht verdrießen lassen, oft lange nach solchen frischen Klängen zu suchen. Man wird uns nicht zumuthen, eine genaue Sonderung der einzelnen Dichter nach dem Werthe ihrer Erzeugnisse vorzunehmen; das wird sich besser thun lassen, wenn diese Dichter erst der Vergangenheit angehören. Wir wollen lieber noch ein hübsches Liedchen von Robert Gilfillan, einem der bedeutendsten unter den lebenden Dichtern, dessen Lieder mehrfache Auflagen erlebt haben, mittheilen, nämlich „O why left I my hame", Whitelaw (S. 59), „Whistlebinkie" (IV, 33):

Ach daß ich ließ die Heimat und ging fort über die See!
Ach daß vom Land der Väter ich ausgewandert je!
— Schau seufzend über die Wogen nach Schottland hingewandt,
Doch kann ich's nicht erschauen, mein theures Vaterland.

Hoch weh'n der Palme Blätter, schön ist's im Myrthenwald,
Und süß des Bulbuls Liedchen dem Indermädchen schallt;
Doch nicht des Ginsters Blume seh' ich auf heid'gem Land,
Hör' nicht den Stieglitz singen vom theuren Vaterland.

Hier rufen Sabbathsglocken den Sabbath nicht hervor,
Nicht tönt im gelben Korne der Schnitter Jubelchor,
Hier sprechen laut Tyrannen, leis' seufzt der Sklav' im Band,
Nicht scheint die Freiheitssonne von meinem Vaterland.

Zwar Hoffnung gibt's für Leiden, Balsam für jeden Schmerz,
Doch nimmer kommt zurücke, was einst erfreut das Herz:
Zwar führen auch noch Pfade zurück zum heim'schen Strand,
Doch nimmer kehrt der Müde zum theuren Vaterland.

Zu bemerken ist etwa noch, daß die zweite Sammlung sich zwar an Glanz der Ausstattung nicht mit der von Whitelaw messen kann, übrigens aber für alle Liebhaber von Handschriften eine dankenswerthe Zugabe darin enthält, daß in den beiden letzten Bändchen die Namen der Dichter Abdrücke von ihrer Handschrift sind. Und hiermit empfehlen wir die beiden Liedersammlungen, namentlich aber die erste, allen Freunden der schottischen Dichtung aufs beste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. XXXV. Jahrgang der gesammten und XVII. der neuen Folge. Berlin, Reimer. 1846. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Den diesjährigen Jahrgang des vorliegenden, für die vaterländische Geschichte Oestreichs und Ungarns so wichtigen Taschenbuchs eröffnet der Verf. mit einer sehr interessanten Abhandlung, die überschrieben ist: „Dieser Taschenbücher für die Vaterlandsgeschichte Kern und Uebersicht." Denn es ist hier der überaus reiche Inhalt der vor 43 Jahren begonnenen Taschenbücher nach bestimmten Rubriken zusammengefaßt und nachgewiesen, welche Fundgruben für die Geschichte einzelner deutscher Länder, für Biographien, Monographien und Anekdoten, für Sagen und Legenden, für vaterländische Dichtungen, für Kunst und Literatur, für Charakterzüge, Sitten, Gebräuche, Feste, Luxus und Handel der Vorzeit eröffnet und welche wichtigen Actenstücke und Staatsschriften mit freigebiger Hand dem Gebrauche der wißbegierigen Leser dargeboten worden sind. Wir halten diese nach Gesinnung und Form vortreffliche Uebersicht, bei der wir nur die Angabe der einzelnen Jahrgänge, in denen die wichtigern Abhandlungen stehen, vermißt haben, für um so nützlicher, je weniger diese Hormayr'schen Taschenbücher in Norddeutschland und überhaupt wol in öffentlichen oder Privatsammlungen verbreitet sind, wie man unter Andern aus den viel zu spärlichen Berufungen auf dieselben in neuern historischen Werken schließen kann. Wir stehen daher nicht an, diesen Aufsatz als den wichtigsten des diesjährigen Jahrgangs, der in mancher andern Hinsicht seinen Vorgängern nachsteht, zu bezeichnen.

Unter den neuen Stücken finden wir die Beiträge aus dem Leben der Herzogin Sabina von Würtemberg des Anzeichnens werth als Beleg, mit welcher Roheit fürstliche Frauen im 16. Jahrhundert behandelt werden konnten. Dieser frommen, liebenswürdigen Fürstin wurde schon vor der Vermählung der Rath gegeben: „sich vor dem Hanstreich und beyliegen seiner lieb ungeschicten Wesens halb zu verhüten", „sie habe jedoch", wird weiter berichtet, „aus Hoffnung und Zuversicht mit der Hülfe Gottes sein lieb darvon zu wenden das Sacrament der Ehe vollzogen." Späterhin hat der Herzog Ulrich, ihr Gemahl, sie mit Füßen getreten und seinen Hund auf sie gehetzt. Ein trauriges Seitenstück hierzu ist der Frauenmord Maria's von Baiern durch ihren Gemahl Ludwig den Strengen, dem in der Nacht nach der grauenvollen That Haare und Bart „schlohweiß" geworden waren. Weiter bemerkenswerth erscheint die Geschichte des Bauernkriegs im östreichischen Gebirge unter der Enns im Frühjahr 1597, und ein Concept vom J. 1698 über die Bedingungen, unter welchen Leopold I. die Anerkennung des preußischen Königstitels zugeben wollte, unter denen wir nur die eine Bedingung hervorheben, daß in der Residenz ein Haus zum katholischen Gottesdienste gegeben und vier Jesuiten darin geduldet werden sollen. Unter den Charakterzügen zur Geschichte der Vorzeit

Digitized by Google

enthalten die über Mitheirathen, deutsche Volksfeste und berühmte Vorarlberger (Angelika Kaufmann, General Kleber, Georg von Hohenems und Andere) anziehende Nachrichten, aber im Allgemeinen ist der Inhalt dürftiger als sonst, und namentlich würde Niemand die Stücke über milde Justiz, Blinde und Einäugige, den Platz der Gelehrten, Philemon und Baucis nebst einigen andern vermissen. Ein neuer Beitrag sind die Zeitbilder und Spottbilder, nebst eingedruckten Holzschnitten, auf Tilly und Wallenstein, die in mehrfacher Beziehung beachtet werden müssen.

Eine stehende Rubrik bilden auch jetzt die Lebensbilder, in denen sich die Kunst und Gelehrtheit des Verf. in einem besonders glänzenden Lichte zu zeigen pflegt. Diesmal sind es nun keine Feldherrn oder Staatsmänner, welche er uns schildert, sondern der liebenswürdige und gelehrte Kenner der Antiken und Münzen, Valentin Jamerai Duval, der berühmte bairische Sprachforscher Joh. Andr. Schmeller und die tirolische Gelehrtenfamilie der Primisser. Schmeller's Lebensabriß ist besonders interessant. Viele werden erst hier erfahren, welch ein bewegtes Leben dieser Gelehrte geführt hat, wie er als eifriger Pestalozzianer im J. 1806 nach Spanien gewandert ist, dort der neuen Unterrichtsweise Eingang verschafft und zwei Jahre später den Rückweg durch die französischen Heere gefunden hat, dann in die Reihen der bairischen Freiwilligen 1814 getreten ist und hierauf erst die schriftstellerische Laufbahn sich erwählt hat. Bei Aloys Primisser's Herausgabe der Werke Peter Suchenwirt's hätten die von Koberstein 1828 und 1842 herausgegebenen Schriften über diesen Dichter erwähnt werden müssen.

Der umfänglichste Aufsatz dieses Taschenbuchs hat es größtentheils mit den Handelsinteressen des deutschen Vaterlandes in der gegenwärtigen Zeit und mit den Mitteln des innern Verkehrs durch Kanäle, Flüsse und Wasserstraßen zu thun, woraus man zur Genüge ersieht, daß Hr. von Hormayr nicht vergeblich seinen Gesandtenposten bei den Hansestädten bekleidet. Die Eigenthümlichkeit Bremens als des natürlichen Hafens von Baiern, Thüringen und Hessen, die Handelspolitik des Deutschen Zollvereins in Beziehung auf den Seehandel, die Richtung des deutschen Handels nach dem Morgenlande, nach Syrien und nach Griechenland, der Stader Zoll, die Freiheit der Weser und Werra, die deutsche Auswanderung — das sind die einzelnen Abschnitte eines durch echt deutsche Gesinnung, durch praktischen Blick und große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Aufsatzes.

Besonders zahlreich sind in dem vorliegenden Jahrgange die dichterischen Beiträge von Weissenbach, Hannusch und Vogl, von denen uns die deutschen Kaiserballaden des Letztern und die Tirolerlieder des Ersteren sehr angesprochen haben. Einer besondern Erwähnung aber verdienen die Volkslieder aus Krain, die Anastasius Grün, der vielbährige Mitarbeiter an diesen Taschenbüchern, aus dem slawischen Urterte vortrefflich übertragen hat.

„Möge", sagt der Verf. am Schlusse der oben angeführten Übersicht, „diesem Taschenbuche der Anklang bewahrt sein, den es längst bei edeln Frauen, auch bei der Jugend, auch im Volke, auch in so manchen Campadors der Büchersäle und der redenden Kunst gefunden hat. Bleibe ja die dem Herausgeber und Verfasser geschenkte Theilnahme so vieler edeln Männer von Hermannstadt und Kaschau bis an den Neckar, Bodensee und an den Rhein, von Lübeck und Bremen bis an das bairische und tirolische Hochgebirge, dann wird nur das Ende seines Lebens zugleich das Ende dieses volksthümlich und vaterländisch begonnenen und unermüdet, unverdrossen, ungeheugt hindurchgeführten Unternehmens sein!" Wir wünschen aufrichtig, daß dieser Zeitpunkt noch recht weit entfernt sein möge. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der Jesuiten in Rußland.

Bei dem lebhaften Streite um die Existenz und die Stellung der Jesuiten, wo Schlag auf Schlag dröhnt, fällt mancher Splitter ab, der nicht unbemerkt verblieben darf. Unter der Menge von Broschüren und Schriften größern Umfangs, welche bei dieser Veranlassung Tag für Tag ans Licht treten, tauchen zuweilen Erscheinungen auf, welche alle Beachtung verdienen. Dahin rechnen wir folgende Flugschrift: „La Russie et les jésuites de 1772 à 1820 par Henri Lutteroth." Es ist bekannt, daß die Anhänger der Gesellschaft Jesu, nachdem ihr Aufenthalt in andern Ländern mißlich geworden war, in Rußland ein Asyl fanden, wo es ihnen in kurzer Zeit gelang, sich der Leitung des öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen. Man weiß, daß ihnen hierbei de Maistre, der die Stellung eines sardinischen Gesandten in Petersburg bekleidete, wesentlichen Vorschub leistete. Der Verf., dessen Name als Schriftsteller schon von andern literarischen Arbeiten her bekannt ist, behandelt nun den Zeitraum, welcher sich von der ersten Niederlassung der Jesuiten bis zu ihrer Vertreibung und Aufhebung im J. 1820 erstreckt. Seine Darstellung ist ruhig, mit Sachkenntniß abgefaßt und man erkennt an vielen Stellen, daß ihm noch unbenutzte Quellen zu Gebote gestanden haben. Besonders interessant sind die Mittheilungen, welche er aus noch ungedruckten Briefen des genannten Maistre macht. Wie es scheint, ist Lutheroth im Besitz einer ausführlichen Correspondenz dieses einflußreichen Mannes, deren Veröffentlichung er sogar in Aussicht stellt. Er kann nicht dringend genug aufgefordert werden, damit doch ungesäumt hervorzutreten. Von den übrigen Schriften, durch deren Erscheinen die immer mehr überhandnehmende Jesuitenliteratur um einige Nummern vermehrt, die Sache der Wissenschaft aber nicht eben gefördert ist, erwähnen wir das Lieferungs-Werk „Les jésuites depuis leur origine jusqu'à nos jours", von Arnould. Der Verf. hält sich an die oberflächlichen Erscheinungen und schöpft aus den bekannten Quellen, und wenn seine Schrift auch im Allgemeinen den Forderungen, welche ein größeres Publicum an derartige Publicationen zu stellen pflegt, genügen mag, so läßt sich doch eine tiefere Belehrung aus derselben nicht gewinnen.

Charles Labitte.

Unter den jüngern Gelehrten, welche in letzter Zeit ein früher Tod hingerafft hat, beklagen wir vorzüglich den jugendlichen Professor Charles Labitte. Er gehörte zu Denen, welche allem Anscheine nach berufen waren, auf dem weiten Gebiete der Wissenschaft Bedeutendes zu leisten. Aber obgleich seine Todesstunde früher geschlagen hat, als man nach menschlicher Berechnung hätte vermuthen können, und obgleich es ihm also nicht gestattet war, seine schönen Talente in ihrer ganzen Entfaltung zu zeigen, so wird sein Name doch jetzt schon bei Allen, welche Achtung vor wissenschaftlichen Bestrebungen haben, in Ehren bleiben. Er war Professor der lateinischen Poesie, und seine geistreichen Vorträge vertrieben gründliche Kenntnisse sowie eine feine Combinationsgabe. Vorzüglich bekannt geworden ist Labitte indessen durch zwei literarische Arbeiten, von denen die eine der berühmten Menipp'schen Satire, die andere der Geschichte des demokratischen Elements, wie es sich in den Predigern der Fronde herausstellt, gewidmet war. Außerdem machte er sich besonders noch bemerklich durch die vielseitige literarische Thätigkeit, welche er in verschiedenen Zeitschriften, vorzüglich in der „Revue des deux mondes", entfaltete. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 341. — 7. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

Haben wir in Nr. 1 und 2 Sammlungen schottischer Lieder, so werden uns in Nr. 3 und 4 Sammlungen der Werke schottischer Dichter geboten. Die ältere dieser beiden Sammlungen ist die von den verdienten und unternehmenden Buchhändlern und Schriftstellern Robert und William Chambers in Edinburg, in den J. 1838—42 herausgegeben, die mit großem Formate und schöner Ausstattung wohlfeile Preise verbindet. Sie bilden einen Theil der „People's edition" der Gebrüder Chambers, die berühmte und treffliche Werke aus allen Fächern in wohlfeilen Ausgaben zu liefern versprach, leider aber die Zahl von 30 Bänden oder Heften nicht überschritten hat. Es ist nicht nöthig, alle neun Nummern dieser Ausgabe schottischer Dichter genauer zu besprechen; wir bemerken nur, daß Nr. 3—5 eine ziemlich vollständige Ausgabe sowol der dichterischen als der prosaischen Werke von Robert Burns, mit dem Leben des Dichters von Currie und zahlreichen trefflichen Erläuterungen von Robert Chambers, bildet, und machen die zahlreichen Verehrer des schottischen Dichters auf seine Briefe aufmerksam, die sehr viel Anziehendes enthalten und allgemeiner gekannt zu werden verdienten als sie es bis jetzt sind. Wilhelm Tennant's „Anster fair" ist ein beschreibendes Gedicht, in dem sich der Verf. Ariosto und Wieland zum Muster genommen hat, bald ernst, bald scherzhaft, mit allem Prunk derartiger Dichtungen, Einwirkung höherer Wesen und bilderreicher Sprache. Der Verf. dieses in vielen Stellen höchst gelungenen Gedichts ist 1784 zu Anstruther in Fifeshire geboren und ist gegenwärtig Professor von St.-Andrews. Er hat seine Geburtsstadt durch sein Gedicht verherrlicht, denn Anster ist die Volksaussprache von Anstruther. Angehängt sind kleinere Gedichte Tennant's, auch Übersetzungen, unter denen sich Bürger's „Lenore" und „Die Schöne die ich meine", Schiller's „Ritter Toggenburg" und Goethe's „Sänger" finden. Diese sind indessen nur theilweise als gelungen zu betrachten. Die „Miscellany of popular scottish poems, chiefly of a humorous and descriptive character, with notes" enthält außer mehren andern Gedichten von Jakob I., Robert Sengill, Charles Keith, James Boswell und Sir Alexander Boswell, George Macindoe und Richard Gall, namentlich die erzählenden Gedichte von John Mayne („The siller gun" in vier Gesängen), von Alexander Wilson („Watty and Meg, or the wife reformed", „The loss o' the pack" und „Rob and Ringan") und Hektor Macneill's „Will and Jean". Das Büchlein ist im Ganzen höchst ansprechend. Das letzte der oben genannten Werke aus Chambers' „Scottish poets" ist die Arbeit von Robert Chambers, ganz in dessen klarer und umsichtiger Weise geschrieben. Es enthält außer einer überaus fleißigen Sammlung der schottischen Volksreime auch einige Proben schottischer Volksmärchen, die es ungemein bedauern lassen, daß man in Schottland noch so wenig für die treue Sammlung derselben gethan hat. Robert Chambers scheint nach den hier mitgetheilten Märchen die nöthigen Eigenschaften zu besitzen, um in dieser Hinsicht der schottischen Grimm werden zu können. Über die nahe Verwandtschaft der schottischen Märchen mit den deutschen ist, wenn ich nicht irre, in d. Bl. bereits vor einiger Zeit die Rede gewesen, daher wir uns eine nähere Auseinandersetzung ersparen können. Die Zahl der Volksreime würde sich wol noch vermehren lassen, aus Jamieson's „Schottischem Wörterbuch" und andern Werken; so fehlen z. B. die folgenden allerliebsten Verse, welche die schottische Jugend singt, wenn sie Marienwürmchen fliegen lassen:

Lady lady Landers,
Lady lady Landers,
Tak up your cloak about your head
An flee awa to Flanders.
Flee ower firth an flee ower foll
Flee ower pule an rinnan well,
Flee ower muir an flee ower mead,
Flee ower livan, flee ower dead,
Flee ower corn an flee ower ies,
Flee ower river, flee ower sea,
Flee ye east or flee ye west,
Flee till him that loes me best

s. Jamieson's Supplement, Landers. Immer aber ist die Sammlung trefflich und nach unserm Urtheile der der englischen Volksreime von James Orchard Halliwell beiweitem vorzuziehen, da sie nicht wie diese die mundartliche Färbung verwischt und überhaupt mit weit größerm Urtheile gearbeitet ist.

Weit geringer als Chambers' Volksausgabe ist die

Digitized by Google

unter Nr. 4 angeführte Ausgabe schottischer Dichter, in sehr kleinem Formate und ohne die geschichtlichen und erläuternden Bemerkungen, mit denen Chambers seine Ausgaben ausgestattet hat. Den Werken Macneill's ist nicht einmal eine Lebensbeschreibung des Dichters beigegeben. Wir erhalten nichts als einen Abdruck der Gedichte und nicht einmal vollständig; denn bei Tannahill's Gedichten vermissen wir mehre ganz hübsche Gedichte, die sich bei Whitelaw finden und nach den beigefügten Erläuterungen unbezweifelt Tannahill gehören. Ein paar Worte haben wir in Bezug auf das zweite Bändchen der Sammlung, die Gedichte Hektor Macneill's, zu sagen. Hektor Macneill (1746—1818) ward für den Kaufmannsstand erzogen, war aber sein ganzes Leben hindurch fast immer unglücklich in seinen Geschäftsunternehmungen; glücklicher war er als Dichter, und der Ertrag seiner Gedichte setzte ihn wenigstens in den Stand, die letzten Jahre seines Lebens sorgenfrei in Edinburg zu verleben. Unter Macneill's Liedern finden sich nur wenige, die ihren Verfasser überlebt haben; sein bestes ist ohne Zweifel „O saw you my wee thing" (S. 26), bei Whitelaw S. 9. Weit theurer ist er den Schotten durch seine dichterische Erzählung „Scotlands scaith, or the history of Will and Jean" und deren Fortsetzung „The wars of war" geworden, die ebenso wahre als dichterische Schilderungen enthält und so großen Beifall fand, daß im ersten Jahre nach ihrem Erscheinen 15 Auflagen mit über 20,000 Abdrücken abgesetzt wurden. Die Erzählung ist vielleicht die beste Empfehlung der Mäßigkeit, und wir möchten daher deutschen Mäßigkeitsvereinen den Vorschlag machen, eine gute Bearbeitung derselben herauszugeben. Bis jetzt scheinen diese Vereine bei den Schriften, die sie herausgeben, ebenso wie die Missionsvereine, den Grundsatz zu befolgen, gerade die geistlosesten und unsinnigsten Schriften in die Welt zu senden, als wollten sie von vornherein jeden Vernünftigen von der Theilnahme daran abschrecken. Die vorliegende Ausgabe schottischer Dichter wird nicht nur diejenigen Dichter umfassen, welche sich der schottischen Sprache in ihren Schriften bedienten, sondern auch die, welche, geborene Schotten, Englisch schrieben, wie Thomson, Falkoner u. A.; das dritte Bändchen soll die Gedichte von Alexander Wilson, das vierte die von Wilhelm Falkoner umfassen. Der Preis jedes Bändchens ist 6 Pence.

In Nr. 5 und 6 endlich haben wir die Gedichte zweier Dichter der neuesten Zeit, von denen der zweite noch am Leben ist. Der Verf. der ersten Sammlung ist Robert Nicoll (1814—37), geboren zu Auchtermuchty in Perthshire. Nach einer mühevollen Jugend, in welcher er beständig auf die Ausbildung seines Geistes bedacht war, übernahm er die Herausgabe der „Leeds Times", die er in dem freisinnigsten Geiste leitete. Aber die fortgesetzten Anstrengungen untergruben seine Gesundheit und er starb im 24. Jahre an der Schwindsucht. Seine Gedichte geben ein ebenso ehrenvolles Zeugniß von des Dichters edler Gesinnung und reinem Herzen als von seinen dichterischen Fähigkeiten; sie sind zum größten Theile ernsthafter Gattung, denn des Dichters Geist neigt sich, worüber man sich nicht wundern kann, mehr zum Ernsthaften und Erhabenen als zum Heitern. Daher gelangen ihm denn auch die ernsten Gedichte am besten, daher sind diejenigen Gedichte, in denen er sich der englischen Sprache bediente, besser als die schottischen. Doch hat er auch in schottischen Liedern manches Gute geleistet; wir erwähnen nur „The bonnie rowan bush, the green bloom was bloomin'" und „We are brethren a'", welches letztere wir hier mittheilen wollen:

O die alte Welt wäre so glücklich, so schön
Wenn die Menschen hier unten sich wollten verstehn,
Wenn Nachbar zum Nachbar in jeglichem Stand
Sprach: Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Was müssen wir leben so neidisch und feind?
Da leben wir könnten so herzlich vereint,
Sprach' Einer zum Andern in Lieb' und Verstand:
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Mein Rock zwar ist grob nur und deiner ist fein,
Ich trinke nur Wasser, dir fehlt's nicht an Wein,
Doch mein Herz und dein Herz durch Werth sind verwandt
Und Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Verachtest du Armuth und Ständigkeit,
Stehst du wie ein Fester der Wahrheit zur Seit' —
Auch ich bin für Ehr' und für Wahrheit entbrannt,
Und Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Du würdest betrügen nicht Weib und nicht Mann,
Auch ich halt am Rechten so gut als ich kann.
Kennst Lust du und Lieb' nicht, was ich so genannt?
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Deine Mutter dich liebte, wie Mutterlieb kann,
Die Meine für mich, was sie konnt' hat gethan.
Ob hoch und ob niedrig, umschlingt uns ein Band,
Die Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Wir lieben des Sommertags heitere Glut,
Das Vaterland ist uns das edelste Gut.
Dem Himmel wart Beiden das Leben gesandt,
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich' mir die Hand!

Hinfälliges Alter uns Beide bedroht,
Und hinterher schleichet beständig der Tod.
Bald liegen wir Beid' in demselbigen Land —
Komm, Menschen sind Brüder, drum reich mir die Hand!

Durch manche seiner Gedichte zieht sich bereits das Vorgefühl des nahenden Todes hindurch und man wird es dem unglücklichen Dichter verzeihen, daß bisweilen, wie er selbst sagt:

— weariness hath come upon the spirit —
those hours of darkness which we all inherit.

um so mehr als diese Stunden der Finsterniß nur selten in jenen matten Lebensüberdruß und jene Muthlosigkeit, den Stürmen des Lebens länger Stand zu halten, ausarten. Nicoll hatte eine männliche Seele, abhold der weichlichen Empfindsamkeit; im angestrengten Kampfe für Das, was er für Recht erkannte, rieb er sich auf. Durch seine Gedichte hat er sich ein schönes Denkmal gesetzt; die Jugend und die drückenden Verhältnisse des Dichters machen sie nur bewunderungswürdiger; es ist eine unnütze Frage, ob er bei längerm Leben mehr und Vollendeteres geleistet haben würde; vielleicht, vielleicht

Digitized by Google

auch nicht, was liegt daran? Was er geleistet hat, ist jedenfalls nicht verächtlich.

(Der Beschluß folgt.)

Tageslitteratur.

Zu den wichtigsten socialen Fragen der Gegenwart gehört die über die Stellung der Frauen in der modernen Gesellschaft. Es ist von großem Interesse, diese Frage vom Standpunkte der Emancipation durch eine Frau behandelt zu sehen.

1. **Der Frauen Sklaventhum und Freiheit. Ein Traum am Hans-Heiling-Felsen. Allen deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet von Ida Frick. Dresden, Arnold. 1845. 8. 15 Ngr.**

Die Art, wie die Verf. ihre Ansichten in einen Traum eingekleidet hat, ist ein arger Mißgriff. Im Traume denkt der Mensch in Bildern, und die Verf. fällt gänzlich aus der Rolle einer Träumenden, indem sie die sänften Verstandesraisonnements ihrer Schilderung einverleibt. Sehen wir hiervon ab und prüfen wir die Gedanken der Verf., so ist anzuerkennen, daß sie ihren Gegenstand keineswegs mit der Oberflächlichkeit auffaßt und behandelt, welche sich manche Vertheidiger, weit mehr aber noch das Heer der zelotischen Gegner der Frauenemancipation zu schulden kommen lassen, daß sie überhaupt keine Vermannhärung der Weiber, am wenigsten eine Berechtigung derselben zu bei Männern gebuldeter Selbstständigkeit beansprucht, sondern vielmehr eine selbständige Ausbildung edler Weiblichkeit, und daß sie die Emancipation nicht als einen Act äußerlicher Anerkennung, sondern nur als innerliche Selbsterhebung und Selbstbefreiung für möglich hält. Sie rügt die Fehler des weiblichen Charakters und zeigt, wie die Ausbildung dieser Fehler das Weib immer tiefer erniedrigt, es um die Achtung des Mannes bringt und es in die unwürdige Stellung gegen denselben und in der Gesellschaft drängt, die es jetzt schon mehr oder weniger einnimmt. Aber die Verf. kennt die Liebe nicht, und verfällt dadurch in eine Einseitigkeit, welche sie ihren Zweck gänzlich verfehlen läßt. Ihrer Ansicht nach kann das Weib in der Ehe nur willenlose Sklavin ihres Mannes sein, oder sie muß (und dies ist das Weib, wie es nach der Überzeugung der Verf. sein soll) dem Manne nur zu gehorchen scheinen, in Wahrheit aber seinen Willen, nicht weil er sein Wille ist, sondern weil er das Gute und Edle zum Inhalte hat, als ihren Willen vollbringen. Dies ist aber nur Übereinstimmung, nicht Liebe; die Liebe besteht einzig und allein darin, daß man sogar seinen eigenen Willen nur als den Willen des Geliebten und weil er der Wille des Geliebten ist, vollbringt, seinen Willen im Willen des Geliebten findet. Diese Identität des Willens ist aber nur möglich, wenn der Wille des Geliebten der sittliche, d. h. das Gute und Edle zum Inhalte habende Wille ist. Und hierin liegt die sittliche Kraft der Ehe, daß in ihr die Liebenden fortwährend nach Einheit des Willens streben, daher ihr einiger Wille sich sittlich verklärt. Die Sittlichkeit des Willens ist die unausbleibliche Folge der Liebe, nicht aber, wie die Verf. meint, die Ursache einer Übereinstimmung, die nur scheinbar Einheit ist. Die Verf. faßt überhaupt das Geistesleben zu abstract auf. Daher ist ihr auch die wissenschaftliche Bildung ein Mittel zum Zwecke der freien Selbsterhebung, während auch sie nur eine Folge, eine Äußerung dieser geistigen Erhebung ist, das freie Interesse, welches der Geist an ihm selbst, an allem Geistigen nimmt. Diese Verkehrung der unmittelbaren Folge zum Mittel der Geistesbildung zeigt ihren schädlichen Einfluß unmittelbar an der Verf. selbst, welche im Stolze auf ihre wissenschaftliche Bildung sagt, was sie ihrer sittlichen Würde als Weib schuldig ist. Ein edles, sittlich gebildetes Weib kann sich nur mit Widerwillen von den über alle modernen Verirrungen hinaus gehenden Cochonnerien, welche die „Lostistrate", die „Abenteuerjungfrauen" und die „Ehebrecherinnen" des Aristophanes enthalten, abwenden, es kann sich unmöglich der Lectüre dieser Schriften rühmen, und Stellen aus ihnen citiren, ja ihrem Buch als Motto an die Stirne setzen. Wenn Aristophanes die Schamlosigkeit seiner Zeitgenossen mit derselben Frechheit geißelte, mit welcher sie auftrat, wenn er dies that in Versammlungen, in denen weder auf der Bühne noch vor der Bühne ein Weib Zutritt hatte, in denen alles von Schamlosigkeit und Zartgefühls nicht die Rede war, so ist dieses ebenso wenig ein Gegenstand, auf welchen eine Frau ihre Schwestern, in der Absicht, diese geistig zu heben, aufmerksam zu machen hat, wie die Zoten eines Grécourt ein Mittel zur Bildung der Frauen sind, obgleich dieselben ebenso von der sittlichen Bildung des 18. Jahrhunderts Zeugniß ablegen wie jene vom Zeitalter des Perikles. Kam es der Verf. darauf an, zu zeigen, wie die Fehler der Frauen diese auch schon zur Zeit der Griechen um die Achtung der Männer gebracht hatten, so mußte sie nicht den übermüthigen Lustspieldichter, sondern den ernsten Euripides, z. B. seinen berühmten Monolog des Hippolytos, anführen.

Eine geistreiche und tiefsinnige Auffassung der Ehe enthält die Schrift:

2. **Das Leben der Ehe in der vernünftigen Menschheit und ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche. Von Rees v. Ebenbeck. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 7½ Ngr.**

Es ist diese philosophische Abhandlung zugleich eine indirecte Kritik des neuen preußischen Ehegesetzes, gegen dessen Ängstlichkeit und peinlichwunsichere Schonthurerei mit der Würde der Ehe die absolute Bestimmtheit der philosophischen Auffassung in einer Weise absticht, welche den Staatsphysikern Raisonneurs, welche sich einbilden, berufen zu sein, die Angeln der Welt auf ihren Schultern zu tragen, angst und bange machen wird. Die Stellung der Philosophie gegen den Hader der Parteien in widerspruchsvollen Geschichtsmomenten, wie der gegenwärtige, bezeichnet der Verf. in der Vorrede sehr treffend. Es geschieht von Zeit zu Zeit, daß die Menschheit in Parteien auseinander und widereinander fährt, welche die dialektischen Gegensätze der Philosophie in tödtliche Waffen verwandeln und gegeneinander brauchen. Diese Parteien emancipiren sich von der Philosophie, wie Schulknaben, welche an einem schönen Sommertage der Ruthe des Lehrers entlaufen sind und nun nach Herzenslust aufeinander losprahlen. Den Parteien ist es nur leider bitterer Ernst. Und darum hätten sie wol nöthig, auf die Philosophie, welche allein den Widerspruch zu versöhnen weiß, zu hören; aber je mehr sie es nöthig hätten, desto weniger thun sie es. „Da aber die Vernunft die Gottesvollmacht unter den Menschen führt, so geschieht, aller Verordnungen und Verscherrten ungeachtet, doch was sie will, und nicht was die Menschen wollen." Was nun speciell die Ehe betrifft, so ereignet es sich auch bei dieser, daß die Staatsphysikgen aus lauter Pfiffigkeit das pure Gegentheil von Dem thun, was sie wollen. Man erkennt an, daß die Ehe die sittliche Grundlage des Staats ausmache, aber anstatt nun diese unmittelbare Basis des Staats in ihrer Unmittelbarkeit unangetastet zu lassen, wird man so lange an ihr herumkünsteln, bis sie aufgehört hat, Das zu sein was sie soll, bis man sie aus dem Stande der Unschuld auf den des Gesetzes emporgeschraubt, dem Staate aber damit seine sittliche Basis geraubt haben wird. Die sittliche Würde der Ehe soll aufrecht erhalten werden und deshalb hält man, indem man die Scheidung erschwert, Ehen gewaltsam zusammen, die bereits dem Begriffe nach aufgehört haben, welche aller sittlichen Würde entbehren: erzeugt die Dauer eines unsittlichen Verhältnisses. Auf die philosophische Untersuchung des Verf. einzugehen, ist hier der Ort nicht; ihre Resultate anzugeben, würde nur zu Mißverständnissen führen.

Digitized by Google

Dagegen liefert die

3. Prüfung der in den preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin, Eyssenhardt. 1845. 8. 8 Ngr.

eine sehr gemeinverständliche Kritik der neuesten preußischen Festsetzungen über Ehescheidung. Die Schrift ist speciell gegen

4. Darstellung der in den preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin, Veit u. Comp. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

gerichtet, deren Verf. ein Theilnehmer, wo nicht gar ein Haupturheber des neuen Gesetzes sein soll. Der Standpunkt des Kritikers ist der juristische, seine Bildung übrigens nicht eben eminent. Aber er zeigt auf das schärfste, in welche unerträglichen Widersprüche das neue Gesetz mit aller übrigen Rechtspflege tritt, und wie es in Wahrheit überall das Gegentheil von Dem thatsächlich bewirkt, was es beabsichtigt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein altes französisches Geschichtswerk.

Der Custos der Büchersammlung zu Clermont, Gonod, hat vor einiger Zeit ein älteres Geschichtswerk herausgegeben, welches über das Leben und die Sitten in Frankreich, namentlich aber auch über das Gerichtswesen dort im 17. Jahrhundert, viel Licht verbreitet. Das Werk führt den Titel: „Mémoires de Fléchier sur les grands jours tenus à Clermont, en 1665—66.“ Die Handschrift ist, mit den von Fléchier's eigener Hand geschriebenen noch vorhandenen Manuscripten verglichen, nicht von ihm selbst, gehört aber jedenfalls dem Anfange des 18. Jahrhunderts an. Sie befand sich früher im Besitz eines Gerichtsrathes zu Riom und kam später nach Clermont. Der Herausgeber ist von der Echtheit des Werks vollkommen überzeugt und bemerkt, es sei eins und dasselbe mit „La relation d'un voyage en Auvergne“, welches die „Biographie universelle“ in der Lebensbeschreibung Fléchier's erwähnt. Man mag dieser Schrift aber so wenig Richtigkeit bei, daß man sie in die Gesammtausgabe der Werke Fléchier's nicht mit aufnahm. Ihr Inhalt aber stellt sie unter die wichtigsten Urkunden zur Beurtheilung der Sittengeschichte jener Zeit, indem sie die bisher völlig Verborgenheit und die bodenlosen Laster der Gesellschaft in Frankreich aufdeckt, die etwas über ein Jahrhundert später jenes furchtbare und weltumgestaltende Schauspiel hervorbeschworen, das in der ersten französischen Revolution aufgeführt wurde. Die „grands jours“ waren eine Art außerordentlicher Assisen, welche Ludwig XIV. in die Provinzen schickte, um dort den Gesetzen wieder Achtung zu verschaffen, die, eine Folge der langen Bürgerkriege, besonders von den höhern Ständen mit Füßen getreten wurden. Diese Gerichtshöfe waren mit ziemlich unbeschränkten Befugnissen versehen und bedienten sich derselben auf die summarischste und willkürlichste Weise. In der Auvergne wurden in den Jahren, welche die Schrift umfaßt, sieben solcher großen Gerichtstage gehalten, wobei über 12,000 straf- und civilrechtliche Fälle entschieden wurden und einige der einflußreichsten und begütertsten Familien unter den Angeklagten erschienen. In den Schilderungen, die der Verf. entwirft, tritt Geistlichkeit und Adel (Fléchier war bekanntlich selbst Geistlicher) in solch düstern Farben auf, es werden diesen Ständen so entsetzliche und empörende Verbrechen schuldgegeben, auf der andern Seite sieht man im Volke überhaupt so grenzenlose Unwissenheit, Roheit und Aberglauben herrschen, daß aufs neue dadurch die Erscheinungen, welche die französische Revolution in so schrecklichen Zügen vor Augen stellte, erklärlich werden. Es findet sich in diesen Denkwürdigkeiten die Schilderung des Charakters eines Mörders, die in vielen Stücken seltsam auf einen Frevelthäter der jüngsten Zeit paßt, der in psychologischer Hinsicht ein wahres Räthsel ist. „Dieser Mann“, erzählt Fléchier, „der mit seinem Obein im Streit lag, stattete ihm einen Besuch ab und schoß ihn kaltblütig mit der Pistole nieder. Die wildesten Leidenschaften hatten in ihm das gefälligste Aussehen, obwol sie deshalb um nichts weniger verderbenbringend waren; seine Wuth war eine stille, und er vollbrachte ohne Geräusch und mit völlig kaltem Blute, was Andere blos durch ungezähmte Glut dazu gedrängt ausführen konnten. Als man ihn verhaftete, äußerte er keinen Widerstand und wollte seinen Ruf als Mann von gesetztem, ernstem Wesen nicht durch Flucht aufs Spiel setzen, obwol diese in seiner Macht lag. Er wurde vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt; er hörte das Urtheil und hinterbrachte es seinen Mitgefangenen mit vollkommener Fassung, wie Jemand eine Geschichte erzählt, wobei er durchaus nicht betheiligt ist. Man rieth ihm, an das Parlament zu appelliren; aber er hielt es für überflüssig und meinte, die Berufung von einem an den andern Gerichtshof müsse Gelb und Gerechtigkeit in Mißachtung bringen. Trotzdem ging er nach Paris, mehr in Begleitung als unter der Aufsicht eines Andern. Sie reisten friedlich zusammen und der Verbrecher ging in der besten Zuversicht ins Gefängniß. Der Präsident, de Thou, fragte ihn: ob er seinen Oheim gekannt? worauf er ganz einfach bejahend entgegnete. Auf die Frage: ob er ihn getödtet? antwortete er: Ja. Hierauf schickte ihn der Präsident in das Gefängniß zurück, wohin er ganz vergnügt darüber, daß er die Wahrheit gesagt und der Sache ein Ende gemacht, zurückkehrte. Nachdem alle sein Urtheil bestätigt war, brachte man ihn nach Chalons zurück oder vielmehr er ging freiwillig ruhig dahin zurück, indem er auf dem ganzen Wege sich mit Singen unterhielt. Als er ins Gefängniß kam, begrüßte er seine Mitgefangenen, erzählte ihnen, die Gefangenen in Paris wären die glücklichsten Menschen in der Welt, man behandle sie auf das beste, auch lebten sie im Ehrfurcht besser als in den besten Häusern der Champagne; außerdem habe er die Ehre gehabt, die erste Magistratsperson von Paris zu sprechen, die ein trefflicher Mann sei und die Gefangenen nicht mit unverschämten Fragen belästige, auch ihnen keine unnöthige Zeit raube! Kurz er rühmte alle bei dem Gericht Angestellte wegen ihrer Höflichkeit und ihrer schnellen Geschäftserledigung. Man that in Chalons Alles, um ihn zufriedenzustellen; als das Urtheil über ihn ausgesprochen wurde, vernahm er es mit einer Seelenruhe, als höre er eine Ballade; auch nahm er wie gewöhnlich mit gutem Appetit sein Mittagsmahl ein. Er bedürfe keines Beichtigers äußerte er, sei aber vollkommen im Stande, ihm guten Rath zu ertheilen und in so ruhiger Stimmung, um als guter Christ zu sterben. Er ging ohne Zittern und Zagen zum Tode, verband sich selbst die Augen und starb mit der größten Unerschrockenheit.“

12.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und **Dr. W. Häring** (**W. Alexis**).

Achter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Cagliostro. — Die Halsbandgeschichte. — Der Sohn des Herrn von Calle. — John Sheppard. — Louis Mandrin. — Antoine Mingrat.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis siebente Theil jeder 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, Nr. 342. 8. December 1845.

Schottische Liederdichtung.

(Beschluß aus Nr. 341.)

Wir kommen endlich zu den Gedichten Wilhelm Thom's, des Webers in Inverury, die uns etwas länger zu verweilen nöthigen. Denn gerade jetzt erwecken Thom's Gedichte und noch mehr seine Schicksale rege Theilnahme in Schottland und man veranstaltet Sammlungen, um dem unglücklichen Mann wenigstens ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Wilhelm Thom wurde zuerst etwas bekannter durch seinen Abschnitt aus seiner Lebensgeschichte, der in Nr. 517 der alten Reihe von Chambers' „Edinburgh journal" (25. Dec. 1841) erschien. Die Schilderung, die Thom dort von seinen Drangsalen gibt, ist herzzerreißend und gibt zugleich einen trefflichen Beleg für des Mannes Geist, sodaß wir uns nicht enthalten können, sie wenigstens auszugsweise mitzutheilen. Er beginnt:

Im Frühjahr 1837 brachte der Sturz mehrer amerikanischen Handelshäuser, verbunden mit andern Ursachen, in einer Woche mehr als 6000 Webstühle in Dundee und andern damit in Verbindung stehenden Ortschaften zum Stillstande und verbreitete Ungemach über die ganze Grafschaft Forfar. Unter den vielen Dörfern, deren Erwerb so gehemmt wurde, fühlte keins den Schlag stärker als das von Newtyle bei Cupar Angus. Dieses Dorf war neu, erst seit der Vollendung der Dundee-Eisenbahn entstanden und bestand hauptsächlich aus Weberwerkstätten und Weberwohnungen. Die Inwohner, ungefähr 200 an Zahl, waren fremd in der Gegend und untereinander, da sie erst vor kurzem zum Theil aus weiter Ferne durch Ankündigungen herbeigelockt worden waren, welche ihnen mancherlei Vortheile versprachen, aber zur Zeit der Noth wenig berücksichtigt wurden. Die Bewohner der Umgegend und unter ihnen die Bewohner des alten Dorfes von Newtyle betrachteten sie mit ungünstigem Vorurtheile als Eindringlinge, „von denen Niemand etwas wisse". Es wäre zu viel gesagt, daß die Weber von ihren Nachbaren wirklich verfolgt worden wären; aber sie fanden wenigstens kein Mitgefühl für ihr Unglück, viel weniger eine Hülfe —

— — An einem Donnerstag Morgen trennten wir uns von unserer traurigen Wohnung und ließen darin zwei Webstühle und einiges Hausgeräth zurück, da wir zurückzukehren gedachten. Am dritten Tage, am Sonnabend kamen wir durch das Dorf Inchture auf dem Wege nach Kinnaird; dem Sonnenuntergang folgten kalte Winde und Regen, und da die Kinder müde und weinerlich wurden, stellte ich häufige Nachforschungen bei ähnlichen armseligen Geschöpfen, die uns begegneten, an, um zu erfahren, auf welchem Pachthofe in der Umgegend wir am wahrscheinlichsten Obdach erhalten würden. Hannchen, meine Frau, war sehr erschöpft, da sie ein Kind beständig an der Brust trug und oft auch noch den jüngsten Knaben aufnahm, der im Laufe des Tages förmlich umgefallen war. Es war 9 Uhr, als wir uns dem großen und ansehnlichen Pachthofe von B— näherten, der ungefähr 10 Minuten Wegs von der Landstraße entfernt lag. Ich ließ meine kleine Heerde am Wege und ging den Pfad zum Pachthofe mit ziemlichem Zutrauen, denn man hatte mir gesagt, daß B. (d. h. der Pachter von B.) ein menschenfreundlicher Mann wäre, der nie den Wanderer von seiner Thür verstieße. Zum Unglück für uns war der würdige Pachter abwesend und ward diesen Abend nicht zurück erwartet. Seine Haushälterin hatte schon mehre Arme aufgenommen und konnte nicht mehr aufnehmen. Ich stellte ihr die Hülflosigkeit meiner Familie, die einbrechende Nacht und ihre gänzliche Unfähigkeit weiter zu gehen vor, ich sagte ihr, daß wir nur ein Obdach suchten, daß das schlechteste Obdach ein Segen sein würde. Die Gnade des Himmels ward nie inbrünstiger erfleht als ich hier ein Obdach für eine Nacht erflehte. Aber: Nein, nein, nein, war die einzige Antwort auf meine Bitten.

Ich kehrte zu meiner Familie zurück. Sie waren enger zusammengekauert und schliefen mit Ausnahme der Mutter. „O Wilhelm, was bliebst du so lange?", fragte das zitternde Weib; „ich bin bange um Hannchen", fügte sie hinzu, „seit sie nicht klaglich aus? Komm, laß uns hinweg aus der Kälte!" „Das können wir nicht", erwiderte ich, „was auch daraus werde. Die Leute wollen uns nicht haben." Nur wenig Worte mehr wurden gesprochen; ich deckte ihren Mantel über die nassen erstarrten Schläfer und setzte mich neben sie. Mein Kopf klopfte vor Schmerz und ward eine Zeit lang der Sitz von Gedanken, die ich jetzt nicht enthüllen möchte. Sie gehörten weniger dem Kummer als dem Zorne an und es schien mir, daß die Welt nur Haß verdiente und je schneller Einer wie ich sich aus ihr fortmachen könnte, desto besser wäre es für die Welt und für mich selbst. Ich fühlte mich ausgeschlossen von den Menschen, eingeschlossen, eingekerkert in Elend — keine Aussicht, nicht eine! — Mein armes Weib und meine Kleinen, die Einzigen, die mich mir etwas frugen — was würde ich in dieser Stunde nicht für sie gethan haben. Hier laßt mich es ausbrechen — und möge man mich hören —, daß die Welt nicht immer weiß, wie unsicher es ist, wenn Verzweiflung das letzte Band, mit dem die Ehre uns Herz gekettet ist, zerreißt, wenn überschwängliches Elend die weinende Vernunft in den Staub wirft — wenn jeder theilnahmlose Zuschauer als Feind erscheint —: wer kann dann den Folgen Grenzen setzen? Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich seit jener schreckenvollen Nacht nie von einem außerordentlichen Verbrechen hören kann, ohne den Wunsch zu hegen, durch die bloße richterliche Ansicht seiner Laufbahn hindurchringen zu können; ich bin überzeugt, man würde oft einen unsichtbaren Beweggrund darunter verborgen finden, eine Kette, mit einem Ende an dem heiligsten Boden der Natur befestigt, die ihn in sein Schicksal hineinriß.

Ich will meine Erzählung wieder aufnehmen. Das Dämmerlicht, meine Frau, war sehr erschöpft, da sie ein Kind beständig an der Brust trug und oft auch noch den jüngsten Knaben aufnahm, der im Laufe des Tages förmlich umgefallen war. Es war 9 Uhr, als wir uns dem großen und ansehnlichen Pachthofe von B— näherten, der ungefähr 10 Minuten Wegs von der Landstraße entfernt lag. Ich ließ meine kleine Heerde am Wege und ging den Pfad zum Pachthofe mit ziemlichem Zutrauen, denn man hatte mir gesagt, daß B. (d. h. der Pachter von B.) ein menschenfreundlicher Mann wäre, der nie den Wanderer von seiner Thür verstieße. Zum Unglück für uns war der würdige Pachter abwesend und ward diesen Abend nicht zurück erwartet. Seine Haushälterin hatte schon mehre Arme aufgenommen und konnte nicht mehr aufnehmen. Ich stellte ihr die Hülflosigkeit meiner Familie, die einbrechende Nacht und ihre gänzliche Unfähigkeit weiter zu gehen vor, ich sagte ihr, daß wir nur ein Obdach suchten, daß das schlechteste Obdach ein Segen sein würde. Die Gnade des Himmels ward nie inbrünstiger erfleht als ich hier ein Obdach für eine Nacht erflehte. Aber: Nein, nein, nein, war die einzige Antwort auf meine Bitten.

Ich kehrte zu meiner Familie zurück. Sie waren enger zusammengekauert und schliefen mit Ausnahme der Mutter. „O Wilhelm, was bliebst du so lange?", fragte das zitternde Weib; „ich bin bange um Hannchen", fügte sie hinzu, „seit sie nicht klaglich aus? Komm, laß uns hinweg aus der Kälte!" „Das können wir nicht", erwiderte ich, „was auch daraus werde. Die Leute wollen uns nicht haben." Nur wenig Worte mehr wurden gesprochen; ich deckte ihren Mantel über die nassen erstarrten Schläfer und setzte mich neben sie. Mein Kopf klopfte vor Schmerz und ward eine Zeit lang der Sitz von Gedanken, die ich jetzt nicht enthüllen möchte. Sie gehörten weniger dem Kummer als dem Zorne an und es schien mir, daß die Welt nur Haß verdiente und je schneller Einer wie ich sich aus ihr fortmachen könnte, desto besser wäre es für die Welt und für mich selbst. Ich fühlte mich ausgeschlossen von den Menschen, eingeschlossen, eingekerkert in Elend — keine Aussicht, nicht eine! — Mein armes Weib und meine Kleinen, die Einzigen, die mich mir etwas frugen — was würde ich in dieser Stunde nicht für sie gethan haben. Hier laßt mich es ausbrechen — und möge man mich hören —, daß die Welt nicht immer weiß, wie unsicher es ist, wenn Verzweiflung das letzte Band, mit dem die Ehre uns Herz gekettet ist, zerreißt, wenn überschwängliches Elend die weinende Vernunft in den Staub wirft — wenn jeder theilnahmlose Zuschauer als Feind erscheint —: wer kann dann den Folgen Grenzen setzen? Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich seit jener schreckenvollen Nacht nie von einem außerordentlichen Verbrechen hören kann, ohne den Wunsch zu hegen, durch die bloße richterliche Ansicht seiner Laufbahn hindurchringen zu können; ich bin überzeugt, man würde oft einen unsichtbaren Beweggrund darunter verborgen finden, eine Kette, mit einem Ende an dem heiligsten Boden der Natur befestigt, die ihn in sein Schicksal hineinriß.

Ich will meine Erzählung wieder aufnehmen. Das Däm-

Digitized by Google

merlicht gestattete mir kaum ein kleines Zettelchen zu schreiben, welches ich zu einem stattlichen Haufe in der Nähe trug. Es enthielt die Bitte um Das, was man uns in B. abgeschlagen hatte. Auch diese Bitte war fruchtlos. Der Diener hatte den Befehl, keine solchen Zettel anzunehmen und durfte keine Ausnahme von der Regel machen. Als ich wieder zu meinem kleinen Häuflein kam, drang ein Lichtstrahl in mein Herz bei der Gegenwart eines Knechts, der, unser Elend bemerkend, nicht vorübergehen konnte, ohne seinen Beistand anzubieten. Die herzlichen Worte dieses guten Bauern drangen uns tief zu Herzen. Ich weiß seinen Namen nicht, aber vergessen werde ich ihn nie. Mit seinem Beistande kamen wir um 11 Uhr am Pachthofe von John Cooper an, wo man uns sogleich einließ. Viel Bequemlichkeit, sagte man uns, würden wir nicht finden; aber welcher Unterschied gegen eine stürmische Nacht an der Landstraße! Die Diener waren noch nicht zu Bette und man erlaubte uns, uns ein wenig an dem halberlöschenen Feuer zu wärmen. Das Kind schien unterdessen wieder aufzuleben; es schlug seine Arme um der Mutter Hals und schlief bald ein. Dann führte man uns in ein Hintergebäude; ein Mann leuchtete uns mit einer Laterne, und mit Stroh und Decken bereiteten wir ein ziemlich gutes Bett. In weniger als einer halben Stunde schliefen Alle süß in ihrem dunklen und kalt duftenden Schlafgemach. Ich denke, es muß zwischen 3 und 4 Uhr Morgens gewesen sein, als Hannchen mich weckte. O! der Schreck! mir ist's als hörte ich ihn noch jetzt. Die andern Kinder, vom Schlafe aufgeschreckt, fingen an schrecklich zu wehklagen über ihre todte Schwester. Unser armes Hannchen war, unbemerkt von uns, während der Nacht den Einwirkungen der rauhen Luft vom vergangenen Abend erlegen. Solche Prüfung konnte nur von Dem ruhig ertragen werden, der gleichgültig gegen das Elend und des Lebens müde ist. Ich saß eine Weile und sah sie an: Trost hatte ich nicht zu geben — nicht zu empfangen: Ich sprach nicht — was konnte ich auch sagen? — Worte? O nein, das Schlimmste ist vorüber, wenn Worte nützen können. Wie kommt es, daß kleinere Übel uns so furchtbar ergreifen, während der Gipfel des Kummers sich selbst überstürzt und in stummer Ruhe dasteht? Sie sonderbar es klingt, als ich zuerst erfuhr, was diese schreckliche Nacht uns geraubt hatte, fiel ich Minuten lang und sah den flatternden und kreisenden Bewegungen einer Anzahl Schwalben, unserer Schlafgenossen, zu, die durch unser furchtbares Geschrei gestört worden waren. Nach einer Weile ging ich die Leute im Hause zu erwecken, die uns Theilnahme zeigten und Alles thaten, was christliche Liebe bei einer so traurigen Gelegenheit eingeben konnte. Eine große und ansehnliche Zahl von Nachbarn versammelte sich an diesem Tage, um den Leichenbegängnisse beizuwohnen. In einem dunkeln Winkel des Kirchhofs von Kinnaird liegt unser Liebling, das kleine Hannchen.

Wir begnügen uns mit dem Ausheben dieser Stelle und bemerken nur noch, daß Thom wieder zum Webstuhl zurückkehrte; seine Frau und zwei Kinder starben bald darauf; seit mehren Jahren hat er sich in Inverury niedergelassen. Wenden wir uns nun zu seinen Gedichten. Thom ist kein Burns, er steht vielleicht nicht viel höher als manche andere schottische Liederdichter aus den niedern Kreisen der Gesellschaft; aber dichterisches Talent ist ihm nicht abzusprechen und für Jeden, der Thom's traurige Geschichte kennt, erhalten viele seiner Gedichte noch einen besondern Reiz dadurch, daß sie aus des Dichters Leben geschöpft sind; da ist keine Künstelei, sondern frisches tiefes Gefühl, aus dem innersten Herzen strömend. Wenn wir uns über etwas wundern sollen, so ist es nicht so sehr darüber, daß Thom als Weber ein Dichter ist, obwol dieses Handwerk vielleicht eins der ungünstigsten für dichterische Beschäftigung ist, als über die kernige, markige Sprache, in der er schreibt. Er weiß Zartheit und Kraft so glücklich zu verbinden wie kaum einer der jetzt lebenden schottischen Dichter, und daß er die Sprache nicht blos in Gedichten, sondern auch in Prosa zu beherrschen versteht, zeigt der Aufsatz, aus dem wir eben eine Stelle mitgetheilt haben. Zum Schlusse erlaube man uns noch zwei Gedichte dieses Mannes mitzutheilen; das erste beginnt: „I saw my true love first“:

Ich sah mein Lieb zuerst am Strand des stolzen Tay,
Mein zitternd Herz, nicht ohn' ich, daß ich's verschenkt dabei.
Ich schweigt' in ihrem Auge und liebt' es mehr und mehr,
Denn einen Blick so liebreich sah ich noch nie bisher.

Ich hört' mein Liebchen singen, sie lehrt' mich manchen Sang,
Mein Ohr, es hört nie wieder so süßer Stimme Klang.
In bitt'rer Wanderungen freudlosem Müzgeschick
Ihr Sang blieb immer lieblich, stets freundlich blieb ihr Blick.

Ich sah mein Liebchen welken, fühlt' ihren letzten Hauch,
Ich weine, nicht eitle Thränen, als ich zudrückt' ihr Aug'.
Wem heim'schen Tay ruht fern sie und Urys Welle schleicht
Um Hannchens Grab — kein Denkmal, kein Stein die Stätte zeigt.

Geräuschlos, guter Ury, fließ' um ihr Bett und stumm,
Wo immer ich auch weile, du bist mir werth darum.
Eh' deine Feenwelle vom Meer zurücke fließt,
Eh' ich vergeß das dunkle Grab und was es mir umschließt.

Das zweite ist „Dreaming of the bereaved“ („Träume der Armen“) überschrieben:

Der Morgen steigt über die Berge herauf
Und hemmt meiner Träume geheiligten Lauf.
O süß ist des Morgens goldige Pracht,
Doch theurer bist du mir, gespenstige Nacht.
Dann schwindet die düstere, tägliche Welt
Und schönere Schöpfungen bin ich gesellt;
Wenn schlärfiger Trübsinn mir Schlaf mich umspann,
O selige Bilder erwachen mir dann.

Komm, Geist meiner Mutter, sprich mir von der Zeit,
Wo dir jeder Schlag meines Herzens geweiht,
Wo herzliche Wünsche, wo liebreicher Rath
Traf Ihren zu achtes, dis Kummer genaht.
Deine Liebe stand fest in Verfuchung und Pein,
Als Alles verließ mich, blieb du mir allein.
Drum komm, meine Mutter, komm' oft du zu mir,
Und bald und für immer dann komm' ich zu dir.

Du Anmuth im Grabe, herfesselnde Ann',
Kalt lag mir am Busen heut Nacht deine Hand.
S war liebreich — denn Flammen hier hast du erregt,
Die brennen so lang mir der Busen noch Schlägt.
Rings schlafen — o segn' ihren Schlaf! — unsre Kleinen;
Dein Wilhelm wacht auf wol und fängt an zu weinen;
Doch während er weinet, ergählt er beglückt,
Wie die himmlische Mutter die Stirn ihm gedrückt.

Zwar dunkel ist unsere Wohnung und leer,
Und Sorgen und Kälte Nachts drücken uns schwer.
Doch wärmt uns die Lieb' und glänzende Strahlen
Im Traume die Heimat so lieblich und malen.
Drum freudvoll die todige Nacht mir erscheint,
Dann bin ich mit liebenden Seelen vereint.
Ist süß mir des Morgens goldige Pracht,
So dank ich's dem Geistergeschwärme der Nacht.

Eduard Fiedler.

Digitized by Google

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Um die Verwirrung vollständig zu machen, haben sich in Preußen auch verschiedene Geistliche in einzelnen Fällen herausgenommen, Ehen, welche durch das Gesetz erlaubt sind, nicht durch die kirchliche Trauung zur öffentlichen Anerkennung zu bringen, unter dem Vorwande, das ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, eine derartige Ehe einzusegnen. Es ist ganz offenbar, daß diesem Verfahren die Ansicht zu Grunde liegt, daß die Kirche über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Ehe zu entscheiden habe, daß der Geistliche dieses Recht zu vertreten habe, daß die kirchliche Einsegnung eine sacramentale Bedeutung habe. Alle diese Vorstellungen sind aber zwar in der römischen, nicht aber in der evangelischen Kirche geschäftigt. Diese erkennt weder ein Priesterthum an noch eine sacramentale Bedeutung der Ehe. Daß sich die pfäffische Anmaßung herausgewagt hat, mitten auf dem Gebiete des Protestantismus, ist aber eine Frucht des neuen Obsegesetzes. Wie dieses die sittliche Würde der Ehe verwechselt mit rechtlicher Geltung der Verbindung auch wider Willen der Verbundenen, so verwechseln die erwähnten Geistlichen diese sittliche Würde mit religiöser Bedeutung, welche aber die Ehe nicht wesentlich, sondern nur gelegentlich hat. Die Einsegnung der Ehe hat in der protestantischen Kirche keine andere Bedeutung als die eines öffentlichen Anflehens Gottes, eine gesegliche Verbindung der Beginstigung seines Segens zu würdigen. Der Geistliche hat die Gesetzlichkeit der bedürftigten Verbindung nicht zu entscheiden, sowie der Segen nicht zu geben, sondern nur als Vertreter der Gemeinde zu wünschen und um ihn zu bitten hat. Von einem ganz andern Standpunkte aber betrachtet diesen wichtigen Gegenstand der Verf. folgender Schrift:

5. Das geistliche Amt im Conflict mit dem Landesgesetze, oder darf die Weigerung der Geistlichen, gewisse nach den Landesgesetzen erlaubte Ehen einzusegnen, geduldet werden? Ein Votum aus dem Princip der Reformation und der bestehenden Gesetzgebung von E. W. Klee. Posen, Scherk. 1845. 8. 10 Ngr.

Der Verf. geht nämlich von der Ansicht aus, daß „die Reformation den subjectiven Geist frei gemacht habe", und meint nun, die Weigerung der Geistlichen, gewisse Ehen einzusegnen, sei eine Äußerung subjectiven Geistes, werde also durch das Princip der Reformation gerechtfertigt. Dieses Recht des Gewissens will er den Geistlichen um jeden Preis wahren, daher qualt er sich sogar mit Sophismen herum, um dasselbe aus dem Preußischen Landrechte abzuleiten, gleichsam dem Landrechte zum Trotz, denn er selbst sagt wiederholt, daß das Landrecht weit entfernt sei, diese Freiheit des Gewissens anzuerkennen. Das Ende vom Liede ist: Der Staat soll die Scheidung überhaupt verbieten, damit die Geistlichen nicht in die Verlegenheit kommen, die Einsegnung der zweiten Ehe eines Geschiedenen für wider ihr Gewissen zu erklären. Der Verf. geht also so weit, für die ganze Welt die Gewissensfreiheit zu vernichten, damit die Geistlichen sie erlangen. Es soll abgraut nicht gestattet sein, eine Ehe aufzulösen, welche unsittlich und darum wider das Gewissen in einem viel höhern Sinne ist, als es wider das Gewissen der Geistlichen sein kann, um Gottes Erbarmen und Segen für eine Verbindung zu bitten, deren Rechtmäßigkeit von ihnen nicht zu beurtheilen ist. Aber der Verf. geht schon von einem falschen Principe aus: die Reformation hat nicht den subjectiven Geist als solchen frei gemacht, sie hat ihm gar keine formelle Berechtigung gegeben, sondern sie hat ihn durch das Bewußtsein seiner Berufung zur Objectivität alles Geistes über sich selbst erhoben. Nicht hat sie das Papst- und Pfaffenthum abgeschafft, um an dessen Stelle die Willkür und Zufälligkeit des Subjects zu setzen, sondern eine „priesterliche Gemeinde" hat sie an dessen Stelle gesetzt, deren Überzeugung von der Wahrheit ein ebenso großes Recht über die Gewissen hat, sobald diese über die Subjectivität des Einzelnen hinaus sich geltend machen will, wie auch der Staat ohne solches Recht nicht bestehen kann. Was würde man sagen, wenn ein Schuldner erklärte: es sei gegen sein Gewissen, seinem Gläubiger die ihm schuldigen 100 Thaler zu bezahlen, weil dieser ein Verschwender sei? Nun ebenso wenig kann Jemand behaupten: es sei gegen sein Gewissen, einen Eid zu halten, den er seinem dreieinigen Gotte geschworen, weil er an die Dreieinigkeit nicht glaube, oder eine Verbindung zu segnen, weil es gegen sein Gewissen sei, sie zu segnen. Zu segnen, sogar einen Verbrecher zu segnen, kann gegen keines Christen Gewissen sein, denn nicht das Verbrechen des Verbrechers wird dadurch gesegnet, sondern dieser selbst, an dessen Rettung aus den Banden der Sünde kein Mensch zu verzweifeln das Recht hat. Hat nicht Christus selbst die Ehebrecherin gesegnet? Und tritt nun ein Mensch vor den Altar, der durch seine Scheidung offen bekannt hat, daß er bis daher in einem unsittlichen Verhältnisse mit einem Weibe gelebt, von diesem unsittlichen Verhältnisse sich aber losgesagt hat, und erklärt, daß er mit einem andern Weibe nunmehr in sittlicher Gemeinschaft leben will, thut er dies dann nicht auf sein Gewissen, nicht aber auf das des Geistlichen und soll dieser nicht aus Christenpflicht ihn segnen, d. h. Gott anrufen, daß er ihm Kraft gebe zum Wollen und Vollbringen und ihn nicht abermals in Sünde und sittlichen Verderben gerathen lasse?

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Aus der Kanzlei in Österreich. Leipzig, Grunow. Kl. 6. 10 Ngr.

Das Bedürfniß einer deutschen Bank in volkswirthschaftlicher Beziehung. Berlin, Hayn. 8. 10 Ngr.

Bekanntmachung des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern, das Ergebniß der commissarischen Erörterungen über die am 12. August 1845 in Leipzig stattgefundenen Ereignisse betreffend. Nebst Beilage. Nebst einem Situationsplan des Rossplatzes zu Leipzig und dessen Umgebungen. Leipzig, Teubner. 8. 5 Ngr.

Beleuchtung des offenen Schriftenwechsels zwischen den Herren DD. Bittig und Lavrij im Betreff der Gesangbuchsreform. Ansbach, Dollfuß. 1844. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Bibel, kein Lesebuch für Jedermann, nach R. Le Maire's Sanctuarium profanis occlusum. Vom Verfasser der Schrift: „Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier." Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Buttmann, P., Was gehört dazu ein Mitglied der evangelischen Kirche zu sein? Geschrieben in Bezug auf seine Unterzeichnung der Berliner Erklärung vom 15. (30.) August c. Berlin, Mollis. 8. 2½ Ngr.

Draeger, A. A., Triumph der Liebe. Ein modernes Gedicht, den Radikalen zur Warnung. Malchin, Piper. Gr. 16. 15 Ngr.

Ellesser, H., Predigt über die Einigkeit im Geiste. (Epheſ. 4, 1—6.) Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Elvers, C. F., Der Gustav-Adolph-Verein, ein Werk deutscher Bildung, Gesinnung und That. Kassel, Krieger. Gr. 8. 5 Ngr.

Entwurf eines allgemeinen Katechismus des christlichen Glaubens und Lebens, nach den Grundzügen des ewigen Evangeliums und des modernen christlichen Bewußtseins. Darmstadt, Leske. 8. 7½ Ngr.

Gegen den ungarischen Schutzverein und seine Tendenzen. Von Dr. H. Leipzig, Barth. Gr. 8. 15 Ngr.

Digitized by Google

Happach, J., Was lehrt die katholische Kirche? Beiträge zu dem, in den k. k. österreichischen Staaten beim Uebertritte zu einer tolerirten Confession gesetzlich vorgeschriebenen sechswöchentlichen Religions-Unterrichte. Wien, Kaulfuß Witwe. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Heldberg, Schleswig-Holsteins Wappen, Fahnen und Farben. Zte Auflage. Mit einer colorirten Abbildung. Schleswig. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hille, W., Was hofft die evangelische Kirche von unserm Gustav-Adolph's-Bunde? Wolfenbüttel, Holle. 8. 2½ Ngr.

Holdheim, S., Vorschläge zu einer zeitgemäßen Reform der jüdischen Ehegesetze. Schwerin. 8. 4 Ngr.

Huberta die Lichtfreundin. Skizzen aus der Provinz. Berlin, Morin. 1846. 8. 1 Thlr.

Jacoby, C. A., Christus ist das Leben. Zwölf Predigten; mit einer Vorrede über die Berechtigung der wissenschaftlichen Theologie gegenüber der symbolischen Glaubigkeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Jesuiten in ihrer wahren Gestalt, ein Warnungsbild für die Schweiz und ganz Europa, dem Schweizervolk gewidmet. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 4½ Ngr.

Johannes Nordge, oder Selbstbekenntniß eines Cölibatärs. Nach denselben und sonstigen einst vertrauten Mittheilungen als erste Hälfte eines Lebensbildes aus der neuesten Zeitgeschichte aufgezeichnet von ****. Rudolstadt, Fröbel. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Jörg, J. E. G., Welche Reform der Medicinalverfassung des Königreichs Sachsen fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Josenhans, F. J., Die Herrlichkeit Jesu Christi des Sohnes Gottes. Biblische Betrachtungen. Eine Sammlung zerstreuter Denkblätter. Stuttgart, Liesching und Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Kalisch, M., Berlins jüdische Reformatoren nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. und IV. Eine religionsgeschichtliche Betrachtung. 1ste Lieferung. Berlin, Riess. Gr. 8. 15 Ngr.

Keil, J., Vom Unkraut zwischen dem Weizen. Predigt über Matth. 13, 24—30. Hapnichen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kirchner, K. M., Wie der Christ in einer bösen Zeit sich zu verhalten habe. Predigt über Ephes. V. 15—21. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kirsch, A., Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst (Ps. 126, 1.) Worte zur Beruhigung des wahren Katholiken in gegenwärtigen Tagen religiöser Verwirrung. Trier, Lintz. Gr. 8. 2 Ngr.

Kurz, H., Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort. Abklärung eines Poeten in politischen Angelegenheiten. Ulm, Heerbrandt und Thämel 16. 15 Ngr.

Liebke, G. S., Hebung der Noth der arbeitenden Klasse durch Selbsthülfe. Eine Handlung. Berlin. 8. 10 Ngr.

Lindenbaur, A., Die göttliche Lehr-Autorität in der katholischen Kirche. Im Gegensatz zur anarchischen Lehrfreiheit außer der Kirche. Oder: Der historische und mythische Christus. Nebst einem Anhange: Geschichtliche Würdigung einer Dr. Schubert'schen Ansicht über das sogenannte Reformationswerk. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Müller, J., Die sieben Geheimnisse der Evangelien und der Apokalypse, oder Architektonik des wahren Christenthums. Als vollständiger Beweis, daß die neueren Kritiker die heilige Schrift nicht verstanden haben. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 18 Ngr.

Molius, C., Wie führen wir auch in unsern Tagen das Amt des neuen Testaments recht? Predigt über 2. Corinther 3, 4—11. Leipzig, Franke. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Öffentlichkeit als letzte Instanz in einem Ehrenstreite. Vollständige Darstellung der Streitsache zwischen Dr. med. W. Zimmermann und dem Großherzoglich Hessischen Stabsarzt Dr. v. Siebold. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 7½ Ngr.

Orchideen oder flüchtige Gedanken über hiesige Grundeigenthums- und Capitalien-Verhältnisse abseiten eines Theoretikers, der weder Grundeigenthümer noch Capitalist. Hamburg, Herold. 8. 6 Ngr.

Pischon, Sendschreiben an Herrn Prediger Kunze über seine am 15. Sonntage nach Trinitatis 1845 gehaltene Predigt. 3te Auflage. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2½ Ngr.

Plesner, Ostpreußen und die Schutzzölle. Königsberg, Universitäts-Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Plochmann, J., Das Begnadigungsrecht. Eine Inaugural-Abhandlung. Erlangen, Enke. Gr. 8. 15 Ngr.

Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung von J. Gildemeister und H. v. Sybel. 2ter Theil (die Advocate des Trierer Rockes). 3tes Heft. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 8 Ngr.

Schröder, J. H. L., Das verachtete Lutherthum. In drei Unterredungen eines Christen der unirten Kirche mit einem Lutheraner dargestellt. 2te unveränderte Auflage. Eulm. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulz, J. H. G., Die deutsche Ansiedelung in Texas. Bonn, Enke. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Sendschreiben eines Protestanten an einen Bekenner der augsburgischen Confession beantwortet von einem letzteren Grünberg, Levysohn. 12. 1 Ngr.

Neuntes Sendschreiben an die Gutsbesitzer bürgerlichen Standes in Mecklenburg. Leipzig. Gr. 8. 12½ Ngr.

Serieofer, Die chirurgisch-medicinische Akademie in Dresden, und die Reform des sächsischen Medicinalwesens. Dresden, Adler und Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Seydt, D., Ein offenes Wort über die ernste Zeit, in der wir leben. Predigt am 15. Sonntage nach Trinitatis 1845 zur Jahresfeier der Constitution gehalten. Altenburg. Gr. 8. 4 Ngr.

Thilo, L., Unmündige Frage eines Landpastors über die Erklärung der Pastoren, Doctoren und Bischöfe wider die Freunde der evangelischen Kirchenzeitung. Berlin, Thome. 8. 2½ Ngr.

Über die Erhebung der Schutzzölle und deren Nothwendigkeit für die Nationalindustrie. Mit Bezug auf die Schrift: „über die Nachtheile für die Industrie durch die Erhöhung der Schutzzölle von John Prince Smith.“ Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Ursachen und Heilung der Arbeiternoth. Dem Berliner Dritthvereine gewidmet von A. Z. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 2½ Ngr.

Wolfart, P. L. K., Eine Theilnahme an der religiöser Zeitbewegung. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 5 Ngr.

Wulf, J. E., Grundsätze aus der Seligkeitslehre der römisch-katholischen Kirche. Bechta. Gr. 8. 10 Ngr.

Wunder, E., Schulrede am Stiftungsfeste der Königlichen Landesschule zu Grimma den 15. September 1845 gehalten. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 343. — 9. December 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.
Zweiter Artikel.*)

1. Penelope. 3. Perlen. 4. Rheinisches Taschenbuch. 5. Vergißmeinnicht. 6. Phantasiegemälde. 7. Gedenke Mein. 8. Aurora. 9. Wintergrün. 10. Weihnachtsblüten.

Nächst dem unangenehmen Gefühl, das der Zeitschriftsteller empfindet, wenn er über etwas, dessen Besprechung wirklich noth thut, *nichts* sagen darf, gehört jedenfalls *das* zu den peinlichsten, welches ihn überkommt, wenn er über Dinge, die der Erwähnung ganz und gar unwerth sind, *etwas* sagen soll. Leider muß Ref. erklären, daß ihn mehre der oben angeführten Taschenbücher in diese unangenehme Lage versetzen würden, wenn er über jedes einzelne ein besonderes Urtheil abgeben sollte; er zieht es daher vor, sie in Masse zu behandeln, und aus den verschiedenartigen Gaben derselben nur diejenigen hervorzuheben, welche, sei es um ihrer Qualität oder um des Namens ihres Verfassers willen, eine specielle Berücksichtigung verdienen. Als solche sind ihm folgende erschienen:

I. Novellistisches.

1) In den „Perlen": „Drei Werber — Ein Herz", von Robert Heller. Unter den kleinen Arbeiten, die wir von Heller gelesen haben, möchten wir diese für die bedeutendste erkennen. Zwar bietet auch sie Gelegenheit zu mancherlei Ausstellungen. Namentlich wünscht man sie kürzer und gedrungener, von manchen unnützen und geschmacklosen Ingredienzien, z. B. dem stupiden Bedienten Othello, befreit und mit einer minder voraussichtlichen Schlußwendung ausgestattet. Der Haupteindruck ist jedoch ein günstiger. Die Erfindung ist, wenn auch nicht überraschend neu, doch selbständig und eigenthümlich genug, daß sie vom Anfang bis zu Ende eine ungeschwächte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt; die Persönlichkeiten gewähren fast sämmtlich ein tieferes psychologisches Interesse, vorzugsweise der Maler Klinkhoff und die alte Gräfin, und unter den Situationen sind mehre recht glücklich erfundene und wenn nicht genial, doch mit Geschick und Gewandtheit ausgeführte, insbesondere die Scenen zwischen der Gräfin Agnes, zwischen Egon und der Gräfin und zwischen Agnes und Klinkhoff. Die letztere scheint mir der Mittheilung werth, und es möge mir daher gestattet sein, einige Worte der Erläuterung vorauszuschicken. Agnes ist als junges Mädchen bei der Überschwemmung zu Pesth durch Graf Egon aus den Fluten gerettet und von ihm erzogen worden. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit verwandelt seine väterlichen Gefühle in die der Liebe. Das Verhältniß zu seiner stolzen Mutter und Zweifel, ob sie ihn auch wieder liebe, verhindern ihn jedoch, bereits an eine Verbindung mit ihr zu denken. Dennoch behält er sie in seiner unmittelbaren Nähe und gründet so zwischen sich und ihr ein Verhältniß, das zwar an sich rein ist und an welchem namentlich Agnes in ihrer Unschuld keinen Anstoß nimmt, dem aber vor der Welt der Schein der Zweideutigkeit anhaftet. Auch Klinkhoff, ein junger Maler und Freund des Grafen, der an eine platonische Liebe, ja an Liebe als solche überhaupt nicht mehr glaubt, hält sie, obwol er sie als schönes und geistreiches Mädchen hochstellt, für Egon's Maitresse, und nur der Baron Nennthein, welcher gleichfalls in Liebe für sie entzündet ist, hegt den festesten Glauben an ihre Unschuld und läßt sich diese Überzeugung durch alle Gegenreden Klinkhoff's nicht rauben, vielmehr ergreift er jede Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen und sich ihre Gegenliebe zu erringen. Sie nimmt ihn zwar freudlich auf, indeß ihre Liebe scheint sie gerade Klinkhoff zuzuwenden; sie schwärmt für seine Gemälde, wird selbst seine eifrige Schülerin, erfreut sich am liebsten *seiner* geistreichen Unterhaltung, kurz erblickt in ihm das Ideal eines Mannes. Während der Graf dies mit Schmerz durchschaut, merkt Klinkhoff selbst davon nichts und verwickelt sich indeß in einen kleinen Liebeshandel mit Nanny, ihrem Kammermädchen. Während die Sachen so stehen, langt plötzlich Egon's Mutter in Wien an, begibt sich ohne Wissen ihres Sohnes zu Agnes und behandelt dieselbe auf die erniedrigendste Weise als feile, verworfene Dirne. Klinkhoff, der auf ihren Ruf herbeieilt, befreit sie zwar von einer Fortsetzung dieser Schmähungen, aber Agnes ist bereits im Innersten verwundet, und namentlich kann sie die Äußerung der Gräfin nicht verschmerzen, daß selbst die Männer, deren Lüste sie befriedige, daß selbst dieser Klinkhoff, der jetzt zu ihrer Vertheidigung herbeigeeilt sei,

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 313—316 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

nur Berachtung für sie empfänden. Die Tröstungen und Anerbietungen Egon's, ihre zweideutige Stellung in die ehrenvolle einer Gemahlin zu verwandeln, können sie daher auch nicht wieder beruhigen; sie will vor Allem wissen, wie Klinkhoff über sie denkt. Am nächsten Tage, noch angegriffen von einem Fieberanfall, welcher der Scene mit der Gräfin gefolgt war, sucht sie ihn daher hierüber auszuforschen, und dies gibt Anlaß zu eben der Scene, die wir der Mittheilung würdig halten, weil darin auf eine wirklich feine und überraschende Weise in einer psychologisch richtig angelegten Katastrophe zu gleicher Zeit Agnes von der Liebe zu einem ihrer unwerthen Gegenstände gereinigt und Klinkhoff für seine bisherige Bespöttelung der Liebe überhaupt und für die Verkennung ihrer Unschuld insbesondere auf das angemessenste bestraft wird. Nachdem Agnes erklärt hat, daß die Unterredung mit der Gräfin sie belehrt habe, daß sie trotz des bisherigen Gefühls ihrer Unschuld dennoch schuldig sei, hat die Scene folgenden Verlauf:

„O der heiligen Einfalt eines befangenen Herzens! erwiderte Klinkhoff. Wenn Sie Das, was Sie für Schuld halten, auf mein Bewußtsein werfen könnten, ich würde mich der Verwerbung freuen, als hauchte mich die Luft der Unschuld meiner Knabenjahre an, als beschenkten Sie mich mit einer Tugend.

Agnes horchte auf wie auf eine Lossprechung.

Der Graf, fuhr Klinkhoff fort, hat mir Ihre Geschichte erzählt. Und wenn Sie meine Schwester wären, Agnes, ich würde keine andere Rechtfertigung fodern als die Geschichte Ihres Lebens und Sie mit Stolz als die Meinige begrüßen.

Dennoch schien das Mädchen noch nicht völlig überzeugt. Ihre Schwester — das wäre Etwas, aber nicht Alles. An eine Schwester macht der Bruder noch nicht die strengsten Ansprüche, auch urtheilen Sie da über ein Verhältniß, welches Sie nie an sich selbst kennen lernten. Sie erwähnten eines, daß Sie der Einzige Ihrer Familie gewesen, wie es Egon durch das Absterben seiner Geschwister geworden. Ziehen Sie den Fall näher heran in den Bereich Ihrer Gefühle. Wenn es Ihr Gelübde wäre — das wüßten Sie mich wol — ein Mädchen, welches Sie lieben sollten — würde Ihnen der Vorgang verzeihlich dünken, oder nicht vielmehr ein unübersteigbares Hinderniß sein, daß Sie überhaupt nur Liebe zu ihr fasten?

Erst nachdem Agnes ihre ganze Frage vollendet hatte, flog eine verrätherische Röthe über ihre Wangen. Dies geschah vor der seltsam betroffenen Miene, mit welcher Klinkhoff die Worte aufnahm. Seine Augen erweiterten sich wie vor einer Entdeckung, die er aber mehr in sich als außer sich zu machen schien. Er bewegte sich wie beunruhigt auf seinem Sitze hin und her. Die Ahnung überrieselte ihn, daß er nicht blos an die Liebe glauben könne, sondern selbst fähig sei zu lieben. Er verwunderte sich über sich selbst — aber die Verwunderung war mit einem Schrecken gepaart. Anstatt daß seine Gedanken auf der Bahn geblieben wären, in welche sie das Gespräch gelenkt hatte, hüpften, sprangen und drängten sie sich auseinander wie die Strahlen eines leuchtenden Körpers ohne den Mittelpunkt eines solchen. Er hatte, weil die Ursache zu mächtig war, die Veranlassung seiner Verwirrung vergessen. Aus dem Schweigen, das auf die Frage eintrat, aus der Art, wie sich Agnes, als gelange sie eben durch dies Schweigen zu der traurigsten Gewißheit, von ihm wendete, bemerkte er erst, daß eine Antwort von ihm erwartet worden sei, deren Verzögerung von der gefährlichsten Wirkung war.

Was denn, gnädigst Fräulein, was verlangen Sie eigentlich zu wissen?

„Sie sind ein ehrlicher Mann, der sich nicht verstellen kann. Meine Frage ist durch Ihre Verlegenheit, durch Ihr Verstummen hinreichend erwidert.“

„Ein ehrlicher Mann, wahrhaftig das bin ich. Aber lassen Sie mir nur eine Minute Zeit — der Satan soll mir sagen, was mich für eine abgeschmackte Geistesabwesenheit ergriffen hat.“

In dem possigen Bestreben sich zu sammeln, in dem Aerger über ein Mißverständniß, welches er nicht einmal zu fassen wußte, um es zu beseitigen, während ihn doch ein gewaltiger Strom neuer Empfindungen dazu aufforderte, ward Klinkhoff's Benehmen sogar rüd, wo es zart ausgleichend sein wollte.

„Ich muß glauben, daß ich ausgetauscht bin, und daß Orbello im Leibe seines Herrn vor Ihnen sitzt, so wunderlich unklar dreht sich die Welt vor meinem Kopfe.“

„Fahren wir in unserer Stunde fort.“

„Wenn ich das noch im Stande wäre, vor diesen Augen, vor dieser wunderholden Gestalt, wie die Ihrige! Bin ich denn heute zum ersten Male mit Ihnen beisammen, daß Ihre Schönheit dieses blendenden Glanz für mich annimmt? Was hatten Sie gefragt, Agnes? Um meines Lebens willen, wiederholen Sie mir diese Frage.“

„Sie ist nicht mehr nöthig“, entgegnete Agnes, nicht in einem beleidigten, aber durchaus hoffnungslosen und entschiedenen Tone. Die für ihren Begriff plumpe und unvermittelte Beziehung auf ihre körperlichen Reize, dies schroffe Zufahren auf ihre Sinnlichkeit hin, nach einem Abergange, der sich um die Neuschheit des Herzens bewegt hatte, war aber wirklich verliebt für ihre Gefühle gewesen. Sie meinte, den Maler durch ihre Frage überrascht zu haben, sie meinte, daß er, in die augenblickliche Unmöglichkeit versetzt, ihr eine genügende und erwünschte Antwort zu geben, gleichsam zur Entschädigung eine flache Galanterie dafür hinschleudere. Und Klinkhoff, der sich selbst nicht mehr verstand, wie sollte er das Mädchen verstehen? Ihr Kopf sank auf die Brust herab, ihre Hände falteten sich in ihrem Schooß.

„Sie hat recht gehabt, die grausame Frau. Die Männer verrathen mich — selbst wenn sie meiner begehren.“ Wie ein Gespenst stand dieser Gedanke plötzlich wieder vor der Unglücklichen. Er ward neu bestätigt durch Klinkhoff's Aufspringen von seinem Platze, durch das Ausstrecken seiner Arme gegen sie und durch die Eile, mit welcher er auf sie zustürzte. Agnes hatte sich noch rascher erhoben und war ihm ausgewichen.

„Ich bin doch noch nicht gesund genug, um meine gewohnten Beschäftigungen fortsetzen“, sagte sie, auf die verlassene Staffelei deutend. „Erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe.“

Sie verschwand in einem Seitenzimmer und jetzt erinnerte sich Klinkhoff, daß er sie gestern dorthin auf seinen Armen getragen. Auf seinen Armen!

Die Wollust dieser Erinnerung war aber nur kurz. Er starrte der Entflohenen nach, und die Einsamkeit, in der er sich befand, war plötzlich eine Leere für ihn.

So dringt also in demselben Augenblicke die Liebe in Klinkhoff's Herz, wo er sie durch die Verwirrung, in die ihn dieses bisher verschmähte Gefühl versetzt, aus Agnes' Herzen verscheucht, und die Folge davon ist, daß er, erst ein Verächter, jetzt ein Verachteter sich in unerwiderter Liebe aufzehrt, bis er aufs Krankenlager geworfen wird, wo sein unvermüstliches Naturell das ihm fremde und ihn zu vernichten drohende Element wieder ausstößt. Nicht so glücklich gestaltet, obwol richtig angelegt, ist die positive Seite des Schlusses, die Verbindung Agnes' mit dem Baron Remmthelm. Daß dieser, der immer von ihrer Unschuld überzeugt war, der im Gedanken an ihren Besitz alle Standesunterschiede

Digitized by Google

vergaß und stets nur eine ehrliche und ehrenvolle Verbindung mit ihr wollte, allein nur als der glückliche unter den drei Werbern sich erweisen mußte, war natürlich; auch ist es gut erfunden, daß gerade er es ist, der Agnes wieder mit ihrer Mutter zusammenführt, welcher sie durch Egon's allzu hastige Besitzergreifung geraubt worden war: aber trotzdem ist die Metamorphose der Liebe in Agnes' Herzen nicht hinlänglich motivirt oder die Motive sind wenigstens für den Leser nicht zur sinnlichen Anschauung gebracht. Im Übrigen ist die endliche Lösung durchaus den Vorlagen entsprechend und so schließe sich die Novelle zu einem von Anfang bis zu Ende wohlineinandergreifenden und abgerundeten Ganzen ab, welches sich überdies auch noch durch seinen gedanklichen Inhalt vortheilhaft auszeichnet.

2) In den „Perlen": „Unter Bauern", von Robert Heller. Auch diese Novelle, unter der sich, wie schon der Titel sagt, der Leser eine Dorfgeschichte zu denken hat, ist dem Verf. recht wohl gelungen, doch führt sie uns nicht gerade in eine neue Sphäre des Dorflebens ein. Eine Schenke mit Bier, Spiel, Tanz, Liebe und Zank, eine Gerichtsstube mit Advocatenkniffen und allen langweiligen Rechtsmitteln und Rechtsvortheilen, ein kleines Bauerngut mit Fleiß und Ordnung und ein großes mit Hochmuth und Roheit, ein Stückchen Wald mit Wildhüterei und Mord — das etwa sind die Örtlichkeiten, in denen sich die Geschichte bewegt, und die Personen und Entwicklungen lassen sich im Allgemeinen daraus errathen. Dennoch liest man die Geschichte durchweg mit Interesse, weil gerade die einfachen Züge am sichersten ihre Wirkungen ausüben, und weil der Verf. im Ganzen den richtigen Ton der Darstellung getroffen hat. Auf die Einzelheiten können wir hier nicht eingehen; nur Das müssen wir dem Verf. sagen, daß wir statt der etwas abgegriffenen Figur des Jägers einen andern Repräsentanten des bösen Princips vorgezogen haben würden.

3) Im „Rheinischen Taschenbuch": „Der beschiedene Tännling", von Adalbert Stifter. Wenn wir diese Gabe unter den novellistischen mit aufführen, geschieht es nur, weil wir nicht leicht eine andere Rubrik dafür finden möchten. Sehr unrecht würde man jedoch thun, wenn man sie darum als wirkliche Novelle beurtheilen wollte, denn als solche wäre sie allerdings ein Unding, insofern sich die Erzählung darin, nicht etwa zusammengedrängt oder skizirt, sondern ganz wie sie der Verf. selbst gestaltet hat — mit Bequemlichkeit auf drei, vier Blätter abdrucken ließe, indeß das Beiwort drei volle Bogen umfaßt. Dieses Beiwort, eine Reihe von landschaftlichen Studien aus dem Böhmerwalde, muß daher als die Hauptsache betrachtet werden, die wenigen Personen mit ihrer Geschichte bilden dazu aber nur die Staffage, jedoch nicht willkürlich hineingestellt, sondern wie Bäume, Felsen, Kapellen u. s. w. mit in die Landschaft hineingehörig, mit ihr eins und verwachsen, aus ihr wie Augen aus dem Leibe als Abgeordnete der in ihm wohnenden Seele herausschauend. So angesehen ist diese Gabe ein wahres Meisterwerk und trägt den unverkennbaren Stempel der Genialität. Ich bin für Schilderungen gerade nicht empfänglich und fühle mich sonst leicht geneigt, sie beiseite zu legen; aber diese haben vom Anfang bis zu Ende einen Reiz und Zauber über mich ausgeübt, dem ich nicht widerstehen konnte. Statt aller weitern Anpreisung eine Probe, z. B. die Schilderung eines Holzschlags:

> Wenn man von weitem kommend die Partien der Waldungen überschaut, so ziehen sich die langen röthlichen Streifen der Holzschläge durch ihr bläuliches Grünmeer; aber wenn man in dieselben eingedrungen ist und einen solchen Streifen betritt, so sieht man die Wirkungen der menschlichen Werkzeuge. Auf der ganzen Strecke hin liegen unzählige Tannenstämme wie verwirrte Halme gemähten Getreides; ihre schönen, ewig grünen Äste sind verdorrt und haben das brennende rothe Ansehen eines Fuchsfelles gewonnen, daher sie in der Holzsprache auch Füchse heißen; die und da zwischen ihnen lodert ein Feuer, indem man eben diese Füchse verbrennt, welche mancherlei Arbeiter beschäftigt sind von ihren Schäften zu schlagen und auf Plätze zusammenzutragen; an andern Stellen kreischt die Säge, die langsam hin- und hergeht, um die Stämme zu trennen, oder es klingt die Axt und der Schlägel, welche auf die Keile fallen, um die zahlosen herumliegenden Blöcke zu spalten. In andern Orten wird das Werkzeug der Scheiter in Stöße geschichtet, und wieder an andern stehen sie schon in langen Reihen und Ordnungen dahin, daß sie von ferne aussehen wie Bänke von röthlich und weißblickenden Felsen, der die Waldhöhen hinansteigt. Mitten in diesen Aufräumungen ruht die Hütte der Holzhauer, das ist, ein auf der Erde aufliegendes Dach, das von Stämmen gestützt und mit Reisig und Rasen zugedeckt ist; es steigt gegen vorne auf und ist offen, daß man unter seinen Latten das Heulager der Holzknechte und die wenigen Kleidungsstücke sehen kann, die sie hierher gelegt haben, weil sie nur die Nacht in dieser Herberge zubringen und am Tage unter dem freien Himmel des Waldes beschäftigt sind. Vor der Hütte brennt das Feuer, an dem sich ihr Mittagsmahl bereitet, und ist mit solcher Sorglosigkeit gemacht, daß um die lodernden Töpfe gleich ganze Bäume herumliegen, die da verkohlen. Diese Stämme sind es, die den schönen blauen Rauch erzeugen, den man so gerne an heitern Tagen hier und da aus dem weithin liegenden Dunkel der Wälder aufsteigen sieht, denn die Füchse brennen blos mit einem glänzenden, rauchlosen prasselnden Feuer, und erst, wenn die Raden und das Reisig verlodert haben und sich die dicken Enden in der Glut krümmen, kräuselt sich ein dünner schwacher Rauch durch die Zweige der nahstehenden Bäume hinaus und verliert sich am Himmel. Wenn so eine Halde abgeschlagen ist, und manchet schlechte, stehen gelassene Baum wie eine Ruthe emporragt, wenn die blosgelegten Kräuter und Gesträuche des Waldes zerrüttet und weltend herumhängen, mancher nicht ganz verbrannte Reißighaufen im Verwittern begriffen, und der andere am Boden zertreten und verkohlt ist: dann steht eine ganze verlassene Bevölkerung von Strünken dahin, und es schaut der blaue Himmel und die Wolken auf das offene Erdreich herein, das sie so viele Jahre nicht zu sehen bekommen haben. Das Erste, was nach langen Zeiten herbeikommt, um die umgewandelte Stätte zu besetzen, ist die kleine Erdbeere mit den kurzen zurückgeschobenen Blättern, sie sproßt zuerst auf der schwarzen Erde einzeln hervor, siedelt sich dann um Steine und liegengebliebene Blöcke an, überrankt fleißig den Boden, bis nichts mehr zu sehen ist, und erfreut sich so sehr der Verlassenheit und der Hitze um die alten sich abschälenden Stöcke herum, daß es oft nicht anders ist als wäre über ganze Flecke ein brennendes scharlachrothes Tuch ausgebreitet worden. Dann, wenn es so ist, sammelt sich unter ihren Blättern die Nässe, und es erscheint auch schon die größere langstielige Erd-

Digitized by Google

beere mit den langen Blättern und den schlanken Früchten, es bereit sich die Himbeere, die Einbeere kommt, manche seltsame fremdländige Blume, Gräser, Gestrüppe und breite Blätter von Kräutern; dann die Eidechse, die Käfer, Falter und summenden Flitzern; manches Schaft schießt empor mit den jungen fruchtgrünen Blättern; es ist ein neuer rauher, hochmuthiger Anflug, der unter sich einen nassen sumpfigen Boden hat, und endlich nach Jahren wieder die Pracht des Waldes.

Worin liegt der Reiz? Ich denke, vorzugsweise in der Naivetät, die Alles sieht was da ist, die Alles merkwürdig findet was sie sieht, und treu und ehrlich berichtet was sie merkwürdig findet, im guten Glauben, daß es auch Andere merkwürdig finden werden. Noch lebendiger, nur zu lang für die Mittheilung ist die Beschreibung eines großen Jagdfestes — ein Thema, wer weiß wie oft behandelt, und doch hier aufs neue von unwiderstehlicher Wirkung —, nicht weil der Sache eine neue Seite abgewonnen wäre, nein, weil das Alte, Längstbekannte mit dem Auge einer kindlichen, ursprünglichen Phantasie angeschaut und mitten aus dem Herzen heraus in ungeschwächter Frische wiedergegeben wird. Was die Geschichte als solche betrifft, so ist auch diese trefflich erzählt — im Übrigen nichts weiter als die alte Geschichte, die ewig neu bleibt, nur mit dem Unterschiede, daß hier Der, dem sie passirt ist, sein Herz ganz und gesund behalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Physiognomische Studien.

Seit einiger Zeit hat die Phrenologie, besonders von England aus, wieder eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden. Es scheint deßhalb nothwendig, dieser einseitigen Wissenschaft gegenüber die Physiognomik, welche sich nicht blos an die Erhöhungen und Senkungen des Schädels, sondern an den Totaleindruck der Physiognomie hält, wieder einmal zur Geltung zu verhelfen. Es geschieht dies in einem kleinen Werke, welches von einem geistreichen Manne herrührt, der mit der Feder und dem Griffel gleich geschickt ist. Wir meinen Rod. Töpffer, der durch seine „Nouvelles genévoises", mehr aber noch durch die kleinen Skizzenbücher bekannt ist, in denen er eine unvergleichliche Fülle von Humor entfaltet. Wenn sich Töpffer in diesen anspruchslosen, aber ungemein geistreichen Zeichnungen schon als ein scharfer Beobachter der Gesichtsbildungen und des Ausdrucks, der dadurch bedingt ist, zeigt, so tritt dieses Talent, die hervorragenden Bildungen der äußern Erscheinungen im Auge zu erfassen, in seinem vor kurzem erschienenen „Essai de physiognomie" uns noch lebhafter vor Augen. Dieses Buch, in dem der Herausgeber sich als Schriftsteller wie als Zeichner gleich gewandt zeigt, enthält einen wahren Schatz physiognomischer Beobachtungen. Dabei ist aber vorzüglich zu bemerken, daß der Verf. niegend dem breitgetretenen Pfade folgt; alle seine Darstellungen verrathen vielmehr eine ungewöhnliche Originalität der Auffassung. Der Grundsatz, von dem Töpffer bei diesem neuen Werke ausgeht, ist der, daß jedes menschliche Gesicht, so roh und unentwickelt es auch erscheinen mag, doch immer seine bestimmte, ihm eigenthümliche Physiognomie besitzt. Von diesem Axiom aus sucht er nun die verschiedenen Linien und Grundzüge aufzufinden, welche hauptsächlich dazu beitragen, dem Gesichte einen solchen scharf ausgeprägten Ausdruck beizulegen. Er beginnt gewissermaßen mit den rohesten Umrissen, indem er Gesichtsbildungen hinzeichnet, wie sie die Feder des Anfängers mit ein paar Zügen zu entwerfen pflegt. Dann sucht er den Einfluß und die Wirkung nachzuweisen, welchen die Stellung eines Auges, die Bildung des Mundes oder der Nase auf den Gesammtausdruck ausznüben im Stande ist. Die Resultate, welche sich aus diesen progressiven Entwicklungen ergeben, stoßen zum Theil die ersten Bedingungen der Phrenologie oder den Haufen. Vermittelst gelangt man dadurch allmälig zu der Annahme, daß nicht allein der obere Theil des Gesichts seinen überwiegenden Einfluß auf die physiognomische Bildung geltend macht, sondern daß auch die untere Partie dem beobachtenden Blicke des Physiognomisten nicht entgehen bleiben darf. Überall legt der Verf. indessen ein vorzügliches Gewicht darauf, daß man niemals einen einzelnen Zug, ein isolirtes Zeichen aus der Gesammtbildung des Gesichts herausgreifen darf, um daran entscheidende Folgerungen anzuknüpfen. Interessant sind die Darstellungen, welche dem Ausdrucke gewisser Leidenschaften oder bestimmter Bewegungen, unwiewohl sich dieselben in den menschlichen Zügen abspiegeln, gewidmet sind.

Über die Pairskammer.

Wir haben vor einiger Zeit in d. Bl. einer Schrift von dem bekannten Cieszkowski über die Pairie und die Stellung der modernen Aristokratie mit besonderer Begugnahme auf Frankreich erwähnt. Der Verf., der auch durch einige philosophische Werke als Anhänger der Hegel'schen Schule bekannt ist, entwickelte in dieser publicistischen Arbeit die Ansicht, daß es eine dringende Forderung des innern Gleichgewichts wäre, das Ansehen und die Bedeutung der französischen Pairskammer wieder zu heben. Nachdem er die verschiedenen Vorschläge, welche in dieser Beziehung bereits gemacht sind, auseinandergesetzt und beleuchtet hatte, stellte er die Behauptung auf, das einzige Mittel, der Pairie auf eine nachhaltige Weise wieder eine Kräftigung zu Theil werden zu lassen, sei, daß man die hohe Kammer die in ihrem Schoose entstehenden Lücken durch eigene Wahl ergänzen lasse. Cieszkowski will deßhalb einen Wahlmodus wie der ist, welcher in verschiedenen gelehrten Akademien beobachtet wird. Eine ganz gleichlautende Ansicht finden wir in einer kürzlich erschienenen Broschüre ausgesprochen. Dieselbe heißt: „Du système parlementaire en France, et d'une réforme capitale, réflexions adressées à M. de Lamartine par Louis Couture." Dem Verf. eigenthümlich ist, daß ihm eine Zersplitterung der Pairskammer in bestimmte, abgesonderte Sectionen für gewisse Zweige wünschenswerth scheint. Welche Maßregeln aber getroffen werden müßten, damit diese Zersplitterung der Kräfte, die faß allzu sehr an die jetzt so beliebte Theilung der Arbeit erinnert, auf die Gesammtthätigkeit der Kammer nicht hemmend eingreifen kann, ist nicht recht abzusehen.

17.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Kauf der Ehre.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von

Karl Beidtel.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

Balladen.

Von **Demselben.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im December 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 344. — 10. December 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

1) Im „Rheinischen Taschenbuch“: „Die Fahrten des Timotheus“, eine Märchennovelle von Eduard Duller. Weiß der Himmel, wie mir's mit Eduard Duller geht. Im vorigen Jahre brachte er etwas Sentimentales, Rührendes — und ich konnte dabei nicht in die Rührung hineinkommen; dieses Jahr bringt er etwas Komisches, Humoristisches, und es will mir das Lachen nicht gelingen. Ich habe wahrhaftig nichts gegen ihn. Ich ehre ihn als einen Schriftsteller von Geist und Talent und noch mehr als einen Mann von Charakter und Gesinnung, ich erkenne seine literarischen Verdienste, ich habe mehre seiner poetischen Producte, namentlich die im „Fürst der Liebe“, mit großem Genuß gelesen, ich möchte gern auch seinen novellistischen Arbeiten einen Geschmack abgewinnen — aber — es will nun einmal nicht damit gehen, ich kann einmal nicht damit zurecht kommen, und es scheint, entweder daß er gerade für dieses Genre nicht organisirt ist oder daß ich kein Organ besitze, um seine derartigen Erzeugnisse zu würdigen. Ich will gern das Letztere einräumen, aber ich fürchte, es ist auch das Erstere der Fall. Non omnia possumus omnes. Schauspieler, die auf großen Bühnen zu agiren gewohnt sind, fühlen sich auf kleinen leicht beängstigt und kommen zu keiner freien Entfaltung ihrer Kräfte und Bewegungen. So mag es auch Duller gehen, wenn er sich aus dem weiten Gebiete der Geschichte und des geschichtlichen Romans in die engen Grenzen der Novelle versetzt sieht. Das bezeugen alle seine Versuche in dieser Art; wenigstens ich kenne keine unter seinen kleinern Novellen, welche den Stempel einer freien Gestaltung aus dem Vollen heraus an sich trüge. Auch die vorliegende, obwol aus der Tonart des Humors spielend, obwol sich selbst wegen ihrer Kühnheit entschuldigend, trägt jenen Stempel nicht; im Gegentheil, sie erscheint gemacht, gesucht, ja hier und da selbst gequält, und dies wirkt um so übler, weil sie gerade auf Humor Anspruch macht, weil sie eine gewisse Miene der Keckheit und des Muthwillens annimmt. Schon die Hauptidee, daß ein lebensmüder Herr seinem Bedienten ausschickt, um den Tod für ihn zu suchen, ist gewiß mehr Product des berechnenden, allegorisirenden Verstandes als einer genialen, humoristischen Phantasie. Noch weniger dem sprudelnden Genius entsprungen erscheint die Art der Ausführung, namentlich das Suchen des Todes bei den allopathischen, homöopathischen und hydropathischen Doctoren. Das lag gar zu nahe, als daß nicht der kecke Humor wie der Springer über die nächststehenden Figuren darüber hinweggesprungen wäre. Von tieferer Erfindung ist die Doppelfigur des Schattenspielers und Samenhändlers, worin wol ausgedrückt sein soll, daß Tod und Leben eigentlich nur verschiedene Anschauungen Eines und Desselben sind. Auch der Gedanke, daß es die Liebe besonders ist, welche uns das Dasein als Leben aufzufassen lehrt, daß sie uns dem frischen, fröhlichen, natürlichen Lebensgenuß wieder zuführt, ist an sich ganz richtig und gut; aber die Fassung und Gestaltung dieser Gedanken, obwol in einzelnen Stellen sich über das Gewöhnliche erhebend, geht doch im Ganzen nicht schöpferisch aus sich heraus und sie macht daher auf den Leser nur einen geringen Eindruck. Auch der Schluß läßt uns kalt, denn wir haben bei ihm vorzugsweise das Gefühl, daß bei der ganzen Geschichte nichts herausgekommen ist.

2) Im „Rheinischen Taschenbuch“: „Ein Bild aus dem häuslichen Leben“, von Heinrich Zschokke. Zschokke ist in höhern und niedern Kreisen ein so beliebter Schriftsteller, daß für Viele gewiß schon sein Name hinreicht, um ihnen eine Geschichte als anziehend und interessant erscheinen zu lassen. Es thut uns leid, in diesem Falle nicht beistimmen zu können. Die vorliegende Erzählung ist zwar in sehr guter Form und in sehr guter Tendenz geschrieben — aber interessant ist sie nicht. Zum Interesse gehören nun einmal Gegensätze, Conflicte, und an diesen fehlt es hier. Zwar scheint es anfangs, als sollten sich deren gestalten — aber nein! Kaum merken dieselben von weitem, daß sie solche werden könnten, so gehen sie sich sogleich höflich aus dem Wege, und von einem Zusammenrennen derselben, von wirklichen Conflicten ist nun keine Rede mehr. Ein Kirchenrath und dessen Frau entdecken, daß ihr Sohn, der bereits Vicar ist, ihr Studenmädchen liebt. Es choquirt sie zwar, aber sie haben doch im Grunde nichts da-

Digitized by Google

gegen. Trotzdem scheint es, als wollte der Sohn selbst entsagen. Er geht nach Frankreich, um dort den religiösen Sinn fördern zu helfen, macht zu Weihnachten einen Besuch bei seinen Eltern und bekommt von denselben das Stubenmädchen zum Präsent. Das ist die Geschichte. Weit bedeutender sind natürlich die eingestreuten Resterionen — aber wer an denselben Gefallen findet, dem würden sie ohne Geschichte sicherlich noch besser gemundet haben.

6) Im „Rheinischen Taschenbuch": „Ein Geisterseher", Novelle von Julius Eysen. Auch in dieser Novelle ist so gut wie gar keine äußere Handlung; was aber etwa darauf Anspruch macht, solche zu sein, hat nicht mehr Consistenz als der Schatten eines Nebelbildes und vermag auch nicht das geringste Interesse für sich zu erwecken. Dagegen stellen die damit in Verbindung gesetzten Resterionen, Expectorationen, Digressionen, Charakteristiken und Humoresken den Verf. als einen geistreichen Mann dar, dem zwar die künstlerische Befähigung, seine Ideen concret zu gestalten und zu einem Ganzen abzurunden, abzugehen scheint, der aber trotzdem nicht ohne poetisches Talent ist und namentlich in Handhabung jener feinen Ironie, die wir an Tieck bewundern, Anlage und Geschick bekundet. Wahrscheinlich hat er sich diesen Dichter und namentlich die ironische Seite von ihm zum Muster genommen; wenigstens zollt er ihm eine große Verehrung und sagt unter Anderm über dessen Novellen Folgendes:

Der Dichter hat in diesen kleinen Kunstwerken, scheinbar ohne es zu wollen, seine ganze Ironie, seine ganze Romantik, seine ganze Bildung zusammengefaßt und läßt nun seine Gestalten in einer unbeschreiblichen Unbefangenheit vor uns auftreten, obgleich sie alle den Schein hinter sich haben. Es ist das schöne Maßhalten, was uns so wohlthut: bei allem Überfluß wird dem gewaltsamen Ausströmen nicht Raum gegeben; die Idee tritt nur hin und wieder hervor, sparsam wie in blitzenden Diamanten; aber jedesmal so entschieden und vollendet, und läßt uns in eine solche Fülle der Wahrheit und Schönheit hineinblicken, daß wir dem Dichter unsere ganze Liebe und Hingebung nicht versagen können.

Wir stimmen zwar in dieser Verehrung Tieck's gänzlich mit dem Verf. überein; dennoch möchten wir gerade ihm einen compactern Dichter zum Vorbilde empfehlen, wenn er es nicht vorziehen sollte, unmittelbar aus dem Quell des Lebens selbst zu schöpfen.

7) Im „Rheinischen Taschenbuch": „Die Deserteure", eine hunsrücker Dorfgeschichte von W. O. von Horn. Die armen Dorfbewohner! Seitdem Immermann seinen „Hofschulzen" in die Literatur eingeführt und Berthold Auerbach den Beweis geliefert hat, welch ein ungehobener Schatz von poetischen Persönlichkeiten noch in den unscheinbaren Hütten der Dörfer begraben liegt, gehen ihnen die Schriftsteller förmlich mit Hacken und Spaten zu Leibe, unbekümmert, ob sie auch durch die Wünschelruthe des Genius zu Schatzgräbern berufen sind. Manchem ist es auch um die Hebung des poetischen Schatzes gar nicht zu thun; sie sind zufrieden, wenn sie nur einige handgreifliche Schätze dabei gewinnen. Und dazu ist Hoffnung vorhanden. Die Dorfgeschichten sind nun einmal Mode geworden, wie eine neue Farbe, wie ein neues Dessein, wie ein neuer Schnitt. Dieser der Mode will Keiner zurückbleiben, wer da Lust hat zu kaufen, kauft aus ihrer Fabrik. Aber wie kann eine Fabrik Alle befriedigen! Und wenn sie es könnte — warum ihr allein den Absatz gönnen. Es werden also neue angelegt. Mag immerhin die Fabrikation der neuen Farbe, des neuen Gewebes, des neuen Schnittes für sie ein Geheimniß sein — dadurch lassen sie sich nicht zurückschrecken. Können sie es nicht ganz so herstellen wie die Erfinderin, so werden sie doch Ähnliches liefern, und da es Käufer genug gibt, die das Echte vom Unechten nicht zu unterscheiden vermögen, denen es hauptsächlich um einen billigen Preis zu thun ist, so ist immer dabei etwas zu verdienen. Man könnte es ihnen gönnen, wenn nur nicht oft die erste Fabrik dabei zu Grunde ginge. Das Unechte verleidet auch den Geschmack am Echten.

Ob die vorliegende Dorfgeschichte zu den echten gehört? Ihr Anfang verführt dazu, sie dafür zu halten. Sowol die landschaftliche Einleitung, wie auch die recht Introduction der Persönlichkeiten bezeugt auf das unzweideutigste, daß ihr Verf. Gemüth und Anlage dafür besitzt und bereits gute Studien dazu gemacht hat. Es ist namentlich die Schilderung des Stübchens im Bollauer'schen Häuschen sowie der blinden Mutter und ihrer schönen Tochter trefflich gelungen, und die Art und Weise, wie uns die frühere Geschichte derselben mitgetheilt wird, wirklich überraschend. Es heißt nämlich:

In dem Stübchen ist's so stille, als ob es die Feuerzeuge Räder und die behaglich schnurrende Katze zulassen. Hörten wir fragen können: „Wo ist denn der Hausvater, Hans Bollauer?" so hätte uns wol die Blinde mit den lichtlosen und doch thränenvollen Augen angesehen und gesagt: Ach, der ruht schon seit funfzehn Jahren unter den stillen Schläfern an der Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihm den Grabstein todtgeschossen! Und wenn wir voll Grausen die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen hätten: „Todtgeschossen! Gott im Himmel, das ist schrecklich!" so hätte vielleicht das weinende schöne Mädchen gesagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat so lange geweint, bis sie blind geworden ist.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und sagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel gesendet, der mich führet und meine Finsterniß erhellt, und der heißt du, mein Kind! Gott segne dich!

Und so hatten wir die Geschichte dieses Hauses in drei Worten gehört, und Alles, was dazwischen liegt, das hätte unser theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Es ist ein tiefer Schmerz durch diese Herzen gegangen und hat seine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Wie aber bei einem Stücke Tuch der Umschlag, der zuerst in das Auge fällt, oft sorgfältiger und feiner gearbeitet ist als das Innere, so kann sich auch in dieser Dorfgeschichte die Fortsetzung und der Schluß mit dem Anfange nicht messen. Zwar bietet die Erzählung noch anziehende Elemente und ein lebendiges reales Interesse, aber das Specifisch-Dörfliche geht mehr und mehr verloren. Wir kommen zwar nicht aus dem Dorfe heraus, es tritt nicht eigentlich ein fremdartiges Element hinzu; aber wir gewinnen keine neue charakteristische Anschauung des Dorflebens weiter und fühlen uns somit nicht mehr

Digitized by Google

in einer besonderen Sphäre, deren Aufschluß wir zuerst dem Dichter verdanken. Unter den Persönlichkeiten erweckt jedenfalls Andres die größte Theilnahme. Daß ihn der Dichter so unglücklich sein und bleiben läßt, mag in der Erscheinung des Todes seine Berechtigung finden, kann aber mit der poetischen Gerechtigkeit, welche sich über die particuläre Erscheinung zur totalisirenden Idee erheben soll, nicht in Einklang gebracht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Apologie eines Philhellenen wider den Fürsten Hermann L. G. von Pückler-Muskau. Von Friedrich Thiersch. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Als der Verf. der „Briefe eines Verstorbenen" in seinem „Vorläufer" (Stuttgart 1838) in einer so unwürdigen Weise und ganz gegen die geschichtliche Wahrheit über den Aufenthalt des Philhellenen Friedrich Thiersch in Griechenland von 1831—32 und über seine politische Thätigkeit daselbst, angeblich auf den Grund von Mittheilungen von Griechen, sich aussprach, war Ref. nicht unter den Letzten, die sich über diese Unwürdigkeit und historische Taktlosigkeit — wenn es nicht noch mehr war als Beides zusammen! — gegen den Fürsten Pückler mit allem Unwillen und aller Energie öffentlich erklärten. Zugleich konnte Ref seine Meinung nicht unterdrücken, daß es Friedrich Thiersch theils sich selbst, theils der Sache, die er in Griechenland verfochten und für die er auch noch später vielfach in die Schranken getreten, wol schuldig sei, gegen dieses Unwesen in dem „Vorläufer" des Herrn Fürsten, gegen dessen unwürdigen Angriff mit einer entschiedenen Abwehr öffentlich hervorzutreten. In dieser Meinung fand sich Ref. um so mehr bestärkt, als in den, das Jahr darauf ebenfalls in Stuttgart erschienenen „Tuttolasse's Wanderungen durch Deutschland, Polen, Ungarn und Griechenland im J. 1836" ein wiederholter Angriff gegen Friedrich Thiersch und gegen seinen gedachten Aufenthalt in Griechenland gerichtet ward, der nur zu gemein war, als daß er für etwas Anderes als für eine reine Persönlichkeit, für die Sache der bloßen Ueberdenschaftlichkeit oder eines ekelhaften Parteistrebens hätte gehalten werden können. Dieser gemeine Angriff war einer Erwiderung, einer Gegenwehr allerdings nicht werth. Daß nun aber Thiersch mit einer Apologie gegen den Fürsten Pückler, wenn auch erst spät, doch endlich hervorgetreten ist, das kann Ref. nur billigen und gutheißen, zumal es Jener in seinem neuesten Werke über Mehemet Ali wiederholt an Thiersch gebracht hat. Das vorliegende Buch selbst ist diese Apologie und sie züchtigt, bei der Rechtfertigung, die Thiersch in Bezug auf die ihm gemachten Beschuldigungen und Vorwürfe mit der Kraft der überzeugenden Rede und mit allem Glücke unternimmt, den „Fürstlichen Spaßmacher" und seine „Caricaturen" auf eine verdiente Weise. Man kann es Thiersch hierbei nicht verdenken, wenn er bei der Unwürdigkeit der Angriffe und Verleumdungen, die man sich hier gegen ihn mit frevolem Leichtsinne oder gewissenloser Bosheit erlaubt hat, bei der unerhörten Frechheit und Schamlosigkeit, womit man seine Bemühungen um die griechische Sache verdächtigte und ihn um den Dank der Griechen und das anerkennende Urtheil seiner Landsleute bringen zu wollen sich unterfing, ohne Schonung für die Person seines Gegners und nur mit Rücksicht auf die Sache, um welche es sich handelt, auch ohne Rücksicht die Abscheulichkeit und Nichtswürdigkeit der Beschuldigungen und Verunglimpfungen auseinandersetzt und diese selbst zurückweist. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er hier, nachdem er seinem Gegner Schritt für Schritt gefolgt und Gericht über ihn gehalten hat, auch selbst das Urtheil über ihn ausspricht und offen erklärt, daß alles Das, was dieser Gegner gegen ihn vorbringt, nur Lug und Trug sei und daß der Herr Fürst, der ihn anklagen wollen, sich selbst gerichtet habe, indem er des ihm dargebotenen Stoffes mit büchermacherischer Schreibseligkeit sich bemächtigt, um daraus „auf seine gewissenlose Weise ein Gewebe der schlimmsten Täuschungen und Verleumdungen zu bilden" und damit den Charakter, die Gesinnungen und das Benehmen von Thiersch vor Europa zu schmälen. „Ich habe", sagt Letzterer selbst, „wenn auch mit Widerwillen", doch mit aller Entschiedenheit gegen die Schmähungen mich geschert, welche durch die Sache geboten war, und habe Gewicht und Tragkraft meiner Waffen nach Art und Belang derselben bemessen, die er gegen mich gewendet hat." Und mit Recht, so wollen wir hoffen, schildt Thiersch seine Apologie wider seinen Gegner mit den Worten: „Das ich weiß, ist, daß sein Unternehmen gegen mich sich gegen ihn, gegen seinen Charakter und seine Ehre gewendet hat; und haben diese Blätter auch keine andere Bedeutung, den Dienst wenigstens werden sie geleistet haben — wenn es dessen noch bedurfte! — daß in Zukunft der Herr Fürst Hermann L. G. von Pückler-Muskau durch Schmähungen und Schandtat Niemanden mehr schaden kann." Auch wird dieses Beispiel und diese Lehre, die hier von einem wissenschaftlich so hochstehenden Manne wie Thiersch seinem Gegner so nachdrücklich gegeben wird, im Allgemeinen, so wollen wir ebenfalls hoffen, für eine gewisse Seite unserer Literatur, die gleichsam nur von Schmähungen und von Skandal lebt, von wohlthätigen Folgen sein.

Indeß nicht nur in seiner persönlichen Stellung haben die vorliegenden Blätter eine unleugbare Bedeutung, sie haben auch geschichtlichen Werth und ein nicht blos subjectives, vielmehr weit über die Persönlichkeit des Fürsten Pückler-Muskau hinausgehendes rein objectives Interesse, wobei nur Ref. aufrichtig bedauern möchte, daß Thiersch durch alles Das, womit er hier von der andern Seite hämisch gereizt worden ist, in der Vertheidigung gegen diese Angriffe über die Grenzen des Selbstgefühls und des echten Stolzes hinaus bis zu einer gewissen Selbstgefälligkeit sich hat verleiten lassen, die ihm Manche verargen und zum Vorwurfe machen werden, wenngleich man auch nicht umhin kann, dies gerade hier sehr erklärlich und verzeihlich zu finden, und er übrigens selbst gegen den Vorwurf „einer Schaustellung eigenen Verdienstes oder der Eitelkeit" sich ausdrücklich verwahrt, indem es nur seine Absicht gewesen sei, „durch Berufung auf vollgültige und unverdächtige Zeugen den Ernst und die Treue einer historischen Entwickelung zu zeigen, unter der der Gegner nichts als burleske Nachrichten und Mystificationen erblickt hat". Indeß überläßt Ref. diese schwache Seite gern Denen, die aus irgend einem Grunde, immer aber nur in dem Gefühle der eigenen Schwäche, hieran sich halten, um wenigstens eines Vorwurfs gewiß zu sein, der jedoch nur einen Nebenpunkt, nicht aber die Hauptsache betrifft. In Betreff dieser Hauptsache legt Thiersch zuvörderst das corpus delicti, nämlich die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und Anklagen, offen dar und sucht sie sodann historisch und mit Bezug auf die Quellen, aus denen sie geflossen, gehörig ins Licht zu stellen und zu widerlegen. Er gibt in dieser Hinsicht nicht nur interessante und schätzbare Aufschlüsse über die Geschichte Griechenlands während der ersten Hälfte des Jahres 1832, sondern auch lehrreiche Beiträge zur Kenntniß der Politik der auswärtigen Mächte gegen Griechenland, und zwar nicht allein aus jener Zeit, sondern bis in die jüngste Vergangenheit und von nicht geringem Interesse auch für die gegenwärtige Lage der Dinge selbst. Thiersch ergänzt hier sein bekanntes Buch „De l'état actuel de la Grèce" (1833), das, wie seine Handlungen in Griechenland die volle und herzliche Anerkennung daselbst gefunden haben, so auch einer solchen selbst von Seite seiner politischen Gegner sich zu erfreuen gehabt hat; und indem er, sich auf dieses sein Buch beziehend, auf jenen Begebenheiten während der Zeit seines

Digitized by Google

Aufenthalts in Griechenland 1831—32 einzelne, zu seiner Rechtfertigung nöthige Punkte hervorhebt, benutzt er die Gelegenheit, mehre Seiten und die innern Gründe der Begebenheiten offener zu enthüllen als er es früher für nöthig oder zuträglich hielt. Er rechtfertigt dabei sein Buch über Griechenland gegen die Verdächtigungen Pückler's in Betreff der Zuverlässigkeit und Treue seines Inhalts und nimmt auch zugleich auf einzelne Kritiken über dasselbe besondern Bezug. Ebenso dringt er Zeugnisse mancherlei Art für sich selbst und über seine Thätigkeit aus jener Zeit, sowie manche nicht unwichtige Actenstücke über jene Begebenheiten und über seine damaligen Verhältnisse zu einzelnen Führern der griechischen Sache, wie z. B. der Brief von Kolettis S. 102 fg., sowie das Schreiben an den König von Baiern aus dem J. 1832 S. 115 fg. sind, bei. Namentlich sprach Thiersch in eben diesem Schreiben über die Angelegenheiten Griechenlands seine Überzeugung und seine Rathschläge in einer Weise aus, wie sie sich zwölf Jahre später als vollkommen begründet und richtig bewährt haben, und zwar gerade nicht zur Ehre der auswärtigen Politik gegen Griechenland. Ebenso wird man gerade hier mit Interesse alles Dasjenige lesen, was Thiersch zur Ehrenrettung der Baiern und der Regentschaft wegen gewisser, von denselben gegen Griechenland genommenen verkehrten Maßregeln bemerklich macht, die man ihnen und der Regentschaft gar nicht aufbürden kann. Die Schuld trifft hier, wie dies auch im Verhältnisse zu Thiersch von den gegen ihn in Griechenland und später gepflogen Intriguen gilt, nur die englische Politik und deren damaligen Agenten in Griechenland, Dawkins, dessen würdiger Nachfolger der gegenwärtige englische Gesandte in Athen, Lyons, ist. Thiersch theilt hier viele nicht einflußlose Einzelheiten mit, die man bei ihm selbst nachlesen muß, um mit Sicherheit in das künstliche Gewebe der intriguenreichen Politik Englands gegen die freie, natur- und vernunftgemäße Entwicklung der griechischen Angelegenheiten einen Blick thun lassen zu können. Die neueste Zeit hat hierin leider nichts geändert, vielmehr es von neuem bestätigt, daß vornehmlich England die wahre innere Freiheit und Selbstständigkeit Griechenlands nicht will. Eben um der vielen wichtigen Aufschlüsse willen, welche die vorliegende Apologie auch nach dieser Seite hin gewährt, hat dieselbe ein historisch-politisches Interesse und dadurch auch eine Beachtung Anspruch, die sonst persönlichen Streitschriften, wie diese Apologie ihrer Entstehung nach allerdings ist, nicht zu Theil zu werden pflegt. Ref. hat sie daher nicht ohne Grund dieser verdienten Beachtung, hoffentlich auch nicht vergeblich, empfehlen wollen. L.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Reiseliteratur.

Unter den verschiedenen Reisewerken, welche jeder Monat in überreicher Fülle bringt, bemerken wir eine vor kurzem erschienene Schrift. Dieselbe ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der vom glühenden Eifer für die Wissenschaften getragen wurde und der als ein Opfer seines reinen Strebens gefallen ist. Der Titel dieses Werks lautet: „Voyages faits dans les Moluques, à la Nouvelle-Guinée et à Celebes, avec le comte Charles de Vidua de Conzano, à bord de la goélette royale l'Iris, par le lieutenant de vaisseau J. H. de Bondyck-Bastiaanse.“ Der Graf von Vidua war von Geburt ein Italiener, der sich um wissenschaftlicher Bestrebungen willen auf weiten Reisen umhertrieb, indem er es sich vorbehielt, später die Ergebnisse seiner Beobachtungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Leider hat ihn der Tod abgerufen, bevor es ihm vergönnt war, durch die wissenschaftlichen Arbeiten, mit deren Entwurf er sich trug, den Platz in der gelehrten Welt sich gesichert zu haben, welcher ihm seinem Talente, seinen Kenntnissen und seinem Streben nach gebührte. Bei einem Ausfluge, den er auf der Küste von Celebes unternahm, hatte er das Unglück, sich seinen rechten Fuß an einem kleinen Krater zu verbrennen. Diese gefährliche und schmerzhafte Verletzung hatte seinen Tod zur Folge. Bondyck, welcher der Gefährte seiner letzten Ereignissen gewesen war, beschloß durch die Veröffentlichung vorliegenden Reisewerks das Andenken Vidua's zu ehren. Es ist dies eine einfache, anspruchslose Erzählung, durch die sich eine große Anhänglichkeit und Freundschaft für den Verstorbenen hindurchzieht. Bondyck lehnt jede wissenschaftliche Anforderung mit Bescheidenheit von sich, indem er offen eingesteht, daß ihm seine Kenntnisse zu einer gelehrten Darstellung nicht ausreichend scheinen. Dessenungeachtet verdanken wir seinem Werke, dessen Zweck über einige Mängel hinwegsehen lassen wird, manche interessante Notiz. Besonders wird unsere Kenntniß in Bezug auf den Zustand der niederländischen Colonien in mehr als einer Beziehung bereichert. Man sieht, hier befindet der Verf. sich auf einem Gebiete, auf dem er zu Hause ist und das er in allen Richtungen kennt. Das Colonialwesen seines Vaterlandes liegt ihm sehr am Herzen. Interessen flößt ihm die allzu große Sparsamkeit, welche sich seit einiger Zeit in der holländischen Regierung in dieser Beziehung geltend macht, für die Zukunft der Colonien gerechte Besorgnisse ein.

Politische Studien.

Die Bentham'sche Lehre des Utilitarismus, so viele Verehrer und Anhänger sie auch in der Praxis noch zählen mag, ist doch auf dem Gebiete der Theorie beseitigt und abgethan. Sie ist offenbar zu einseitig und es ist gar nicht zu leugnen, daß sie selbst zu verderblichen Consequenzen führt. Das Ziel des Gesetzgebers muß freier und weitergefaßt werden als es Bentham that. Das sogenannte allgemeine Beste oder öffentliche Wohl umfaßt noch nicht seine ganze Aufgabe und die ganze Sphäre, der er seine Kräfte zu widmen hat. Eine zum Theil recht gute Vertheidigung des Utilitarismus erhalten wir in den „Etudes politiques“, von M. P. Demidoff, die vor kurzem die Presse verlassen haben. Es zeigt sich überhaupt in dieser Schrift ein ganz kräftiger und frischer Geist und ein freier Blick, den man anerkennen wird, wenn man sich auch nicht überall mit den Ideen und Lieblingsansichten des Verf. für einverstanden erklären kann. Demidoff findet ein anderes leitendes Princip als die Nützlichkeit, welches ihm geeigneter scheint, die Grundlage für die gesellschaftliche und staatliche Organisation abzugeben. Es ist dies „die Identität der Gesetze, welche die drei Welten, nämlich die materielle, intellectuelle und moralische Welt regieren, und die sich auf die fünf großen Gesetze der Natur: die Bewegung, das Gleichgewicht, die Attraction, die Expansion und die Reaction zurückführen lassen“. Der Verf. meint, diese verschiedenen Gesetze ließen wahrscheinlich nur Entwicklungen und Offenbarungen eines und desselben Gesetzes, welchem er den Namen „loi nouménale“ beilegt. Demidoff behandelt die Grundsätze der Nationalökonomie als die natürlichen Elemente der gesellschaftlichen Organisation.

Populaire Darstellung der Schweizergeschichte.

Es ist keine leichte Aufgabe, die verwickelte Geschichte der Schweiz in übersichtlicher Darstellung zu geben. Noch gelingert aber wird diese Schwierigkeit, wenn man die Erzählung für einen Lesekreis berechnet, dem mit kurzen Andeutungen nicht gedient ist, sondern der sich vielmehr an einer begriffenden Behandlung erwärmen will. Unter den verschiedenen Versuchen, welche in dieser Beziehung gemacht sind, heben wir ein vor kurzem erschienenes Werkchen hervor, welches unter dem Titel „Histoire de la Suisse, racontée aux enfants et aux jeunes gens“, von S. Descombaz, zu Lausanne herausgekommen ist. Die Darstellung ist ansprechend und es ist dem Verf. wohl gelungen, einen ziemlich genügenden Überblick über das Gesammtgebiet der Schweizergeschichte zu geben, und doch immer durch anziehende Behandlung das Interesse rege zu erhalten. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 345. — 11. December 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

8) In der „Penelope“: „Die Freimaurerinnen“, Novelle von A. v. Sternberg. Es will mir scheinen als ob das Sujet dieser Novelle schon passirt wäre. Sie behandelt die Idee der Frauenemancipation und sucht dieselbe lächerlich zu machen. Es werden darüber viel treffende und geistreiche Bemerkungen gemacht, aber die eigentlich künstlerische Behandlung des Stoffs scheint uns mislungen zu sein. Die Geschichte ist gar zu sehr ein bloßes Phantom, sie läßt sich in unsern Zeiten auch nicht einmal als möglich denken. Hätte sie der Verf. als Märchen gestaltet und in eine Zeit verlegt, welche der Phantasie mehr Spielraum gewährt, so würde ihr Mangel an Lebenswahrheit vielleicht nicht fühlbar geworden sein; man hätte sie eben als ein lustiges Traumgebilde betrachtet und hätte dabei doch die Beziehung auf die Gegenwart herausgefühlt. So aber, als Geschichte der Gegenwart, zwingt sie sogleich zum Vergleich mit der Wirklichkeit, und das Resultat dieser Zusammenstellung kann für dieselbe nur ungünstig sein. Sie erscheint höchstens als eine Caricatur der Gegenwart, und als Caricatur ist sie wieder nicht keck, nicht burlesk, nicht ergötzlich genug. Neben diesem Grundfehler finden sich noch manche andere: vage, ziemlich unterschiedslose Charaktere, leere und gedehnte Situationen, unausgeführte Anfänge und Magerkeit des persönlichen und geschichtlichen Interesses. Die eigentliche Entwickelungsscene ist zwar gut ausgedacht und enthält treffliche Momente einer drastischen Komik, aber der Humor des Verf. ist nicht dreist und elastisch genug gewesen, um sie gehörig auszubeuten, und sie macht daher doch nur einen ziemlich mäßigen Effect. Am ergötzlichsten und phantasiereichsten ist jedenfalls die Figur des Professors, der da glaubt, um Mitternacht in eine Blume verwandelt zu sein und sich dann unter mehre Blumen hinstellt und blüht. Ziemlich langweilig dagegen ist seine Frau, die sich einbildet, die Mumie einer ägyptischen Prinzessin zu sein und in einer Erzählung, die gar kein Ende nehmen will, ihre viertausendjährige Geschichte vorträgt. Beide Figuren schmecken in ihrer Wunderlichkeit stark nach der romantischen Schule, wie denn die ganze Novelle in dem Geschmacke derselben geschrieben ist.

9) In den „Phantasiegemälden“: „Die arme Therese“, Erzählung von Karl Herloßsohn. Diese wird einen großen Theil der Leser darum interessiren, weil sie ein Stückchen Mysterienliteratur enthält. Der Verf. hat nämlich eine Raubmordgeschichte hineingeflochten, die sich, wenn ich nicht irre, vor einigen Jahren in einer Stadt Sachsens zugetragen hat. Sie bietet in der That ein lebendiges sächsisches Interesse, welches durch einige romantische Zuthaten von Seiten des Verf. noch erhöht wird. Was jedoch über diese Geschichte gänzlich hinausliegt, ist ziemlich unbedeutend und vermag nach so starken Effecten nicht mehr zu wirken.

10) In „Gedenke Mein“: „Ein kurzes Glück“, Novelle von August Lewald. Wir erwähnen dieselbe nur, weil sie von einem renommirten Verf. herrührt. Stände übrigens der Name desselben nicht dabei, wir hätten denselben nicht daraus vermuthet. Es ist fast unbegreiflich, wie Lewald ein so schwaches Product hat in die Welt schicken können. Aber wahrscheinlich hat er gedacht: Ich kenne meine Wiener! Man muß Jedem geben was er vertragen kann.

11) In „Gedenke Mein“: „Das Haus der Todten“, Erzählung aus der ältern bretagnischen Zeit, von J. F. Castelli. Abermals eine Geschichte, in der ein Ehemann einen Triumph über den Liebhaber seiner Frau feiert, wie wir vom Verf. schon eine oder die andere gelesen haben. Die Ehemänner werden ihn dafür als ihren Schutzpatron verehren.

12) Im „Vergißmeinnicht“: „Erzählungen beim Licht“, von Karl Spindler. Hier haben wir gleich ein halbes Dutzend Dorfgeschichten beieinander, auf ähnliche Weise durch eine siebente miteinander verbunden, wie die „Erzählungen beim Lichte“ des vorigen Jahrganges. Spindler ist unstreitig mehr als viele Andere für dieses Genre qualificirt. Er besitzt eine sehr genaue und mannichfaltige Kenntniß der dörflichen Verhältnisse, er vermag sich mit vielem Glück in die ländlichen Charaktere und Gemüther zu versetzen, er weiß dem Dorfleben interessante Situationen und Combinationen abzugewinnen, es kommt ihm zugute, daß er in den Dörfern des Schwarzwaldes gerade einen vorzugsweise interessanten Menschenschlag dieser Gattung beobachtet und studirt hat — und so ist es natürlich, daß seine derartigen Pro-

Digitized by Google

duete ohne alle Frage sich dem Besten anschließen, was überhaupt auf diesem Felde geliefert worden ist. Nichtsdestoweniger vermissen wir etwas daran, wovon es uns scheint, als ob es gerade hier am wenigsten fehlen dürfte, wir meinen jenen magischen, poetischen Duft, der wie ein zarter Morgennebel sowol über die Hofschulzengeschichte Immermann's wie über die Dorfgeschichten Auerbach's hingebaucht ist. Worin dieser Duft besteht, läßt sich nicht weiter nachweisen. Er ist aber so zart und fein, daß wir ihn nur im Ganzen merken, aber nicht im Einzelnen mit Händen greifen und genau untersuchen können. Wie ihn mancher Dichter seinen Schöpfungen nicht mittheilen kann, so mögen wol auch manche Leser gar kein Auge dafür haben und ihn weder da wo er ist bemerken, noch da wo er nicht ist vermissen. Diese werden denn auch meine eben gemachte Bemerkung nicht verstehen und für eine bloße Mäkelei erklären. Ich muß mir das gefallen lassen, zumal da mir hier der Raum fehlt, mich näher darüber zu erklären. Nur so viel muß ich bemerken, daß ich mich aus demselben Grunde auch mit den übrigen Produeten Spindler's, namentlich mit seinen kleinern Erzählungen, nie ganz habe befreunden können, so sehr ich auch ihre anderweitigen Vorzüge anerkenne und hochschätze. Sie schmecken sämmtlich — und so auch die, welche außer den „Erzählungen beim Licht" im diesjährigen „Vergißmeinnicht" geboten werden — ein wenig nach jenem Geschmack, welcher in den zehner und zwanziger Jahren besonders durch Richard Roos, Gustav Schilling u. A. vertreten wurde.

II. Dramatisches.

In den „Perlen": „Maria Radasti", Schauspiel in vier Aufzügen von der Verfasserin von „Godwie-Castle". Ich erinnere mich nicht, dieses Stück schon auf dem Repertoire irgend einer Bühne verzeichnet gefunden zu haben. Sollte es etwa Theaterdirectionen angeboten sein und wäre zurückgewiesen worden, so könnte ich mich nur darüber verwundern; denn es scheint mir alle diejenigen Eigenschaften zu haben, die von der Bühne herab Glück zu machen pflegen. Erstens liegt ihm eine interessante spannende Handlung zum Grunde, deren Lösung freilich ein wenig zu lange vorausgesehen wird; zweitens sind mehre gewiß sehr dankbare Rollen darin, namentlich die des Erzbischofs von Gran und der Maria Radasti. Ersterer ein intriguanter, herrschsüchtiger, betrügerischer Priester, wie sie der Zeitgeschmack geschildert wünscht, Letztere ein liebevolles, liebenswürdiges, in ihrer Liebe verkanntes, von falscher Liebe verfolgtes, aber endlich durch die Klarheit ihres Kopfes, durch die Beharrlichkeit ihres Herzens und die Entschlossenheit ihres Willens zum Siege gelangendes Weib. Drittens entwickelt es sich in einer Reihenfolge wohlangelegter, dramatisch-wirksamer Scenen, und viertens endlich bewegt es sich in einem, wenn auch nicht kurz und gedrungen, doch fließenden und je nach dem Charakter der Scene bald ernsten, bald spielenden, bald ergreifenden, bald witzigen Dialog. Freilich wenn man den Maßstab einer strengern Kritik anlegt, stellen sich neben diesen Vorzügen auch manche Mängel heraus. Die Oekonomie des Stückes ist nicht richtig berechnet. Der vierte Act, dessen ganzen Verlauf wir schon am Ende des dritten voraussehen, mußte zu ein paar kurzen Scenen zusammengezogen und noch zum dritten geschlagen werden. Die Lösung des Knotens ist nur einfeitig: daß Prinz Reinhardt plötzlich als seiner ersten Liebe los und ledig erscheint, ist durch nichts motivirt und kommt nur wie ein Deus ex machina dem Kunstgriffe Maria's zu Hülfe. Unter den Personen finden sich neben den gelungenen auch manche, die kaum einen ästhetischen Eindruck zu machen vermögen, z. B. der allzu sehr ins Larmoyante ausgemalte Fürst von Lowositz. Andere sind geradezu unbedeutend, blos eingeführt, damit doch die bedeutenden Personen Jemand haben, mit dem sie sprechen können, z. B. Anna und Sir Winfried. Auch gegen die Einführung der Charaktere wird gefehlt. So ist es z. B. ein großer Verstoß, daß der Erzbischof, der im ersten Acte fast die Hauptperson spielt, späterhin ganz von der Platze verschwindet. Seine Entlarvung und Demüthigung durfte dem Zuschauer nicht entzogen werden. Auch der Dialog ist nicht überall gleich frisch und dramatisch, er leidet hier und da an Längen und Breiten, er ist oft blose Erzählung, ja er streift auch wol einmal an die leere Phrase. Doch alle diese Fehler und noch schlimmere finden sich ja fast in allen sogenannten Bühnenstücken. Das Publicum merkt sie entweder nicht oder verzeiht sie um der guten Seiten willen. Auch das Spiel deckt Manches zu, und so glauben wir nicht, daß eine Bühnendirection Anstoß zu nehmen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840 von Georg Herwegh. Belle-Vue. Verlags- und Sortimentshandlung. 1845. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Verlagshandlung hat das vorliegende Werk aus eigner Bewegung veröffentlicht. Sie rechtfertigt diese Handlung in der Einleitung mit folgenden Worten: „Vor lange der Herwegh's Name in der Reihe der ersten Dichter des Vaterlandes prangte, weihte er seine jugendlichen Kräfte der Theilnahme an der Redaction eines Blattes, das im Verlage von Belle-Vue unter dem Titel „Die deutsche Volkshalle" erschienen ist. Als Eigenthümer des besagten Verlags, mußte auch der damaligen publicistischen Leistungen Herwegh's haben wir in Erwägung gezogen, daß es den Verehrern derselben, seines Talents und seiner geistigen Richtung keineswegs unwillkommen sein könnte, die frühere Entwicklung seines Ideenganges kennen zu lernen, und zu erfahren, in welcher Weise er zuerst die Bahn betreten hat, auf welcher er später so glänzende Erfolge erreichte. Darum haben wir uns entschlossen, die früher in unserm Verlage in der „Volkshalle" veröffentlichten Gedichte und Aufsätze Herwegh's in einem besondern Abdrucke der Oeffentlichkeit zu übergeben." Herwegh selbst hat in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gegen solches Verfahren remonstrirt: er hat in Zweifel gestellt, ob das Veröffentlichte auch durchweg von ihm sei, und wenn auch, so bemerkt er, daß es vor dem Erscheinen eine derartige Ueberarbeitung habe erleiden müssen: durch die Hand der Censur, die

Digitized by Google

Redacteurs und den Schaffinn des Verlegers; die Sachen seien also des Wiederabdruckes unwerth. Die Verlagshandlung hat erwidert, daß sie dafür einstehe, daß sämmtlicher Mitgetheilte von Herwegh herrühre.

Unberücksichtigt die Rechtsfrage, welche nun einmal durch die thatsächliche Erscheinung des Buchs überschritten ist, dürfte die Kritik den angezogenen Zweifel der durchgängigen Echtheit nur abzuweisen haben. Ersteres spricht sie ein durchweg einstimmiger Sinn an; ein wildes Frühlingswehen, das nur in seiner Fülle den Sturm ahnen läßt, in welchem die Eichen wachsen. Zweitens aber, und wofür das Buch allein interessant ist, die Herwegh'sche stille Gegenwart drückt sich in ihm schon ab. Indem Herwegh Karl Beck's „Stille Lieder" besprich, sagt er: „Hier ist nicht die Rosenfingerige der neuen Poesie nicht die Wetterschwüle des Sommers, sondern der lachende Sonnenschein des Frühlings, kein Brausen des Sturms, kein Ungewitter, sondern Säuseln der Liebe, milder Thau. Beck ist aus einem Adler eine Nachtigall geworden. Sollen wir ihm darum zürnen? Darf das Herz, das am Tage für Freiheit schlug, nicht am Abende für sie schlagen? Gewiß, das Ziel allen Kampfes ist Friede. Die Ruhe ist doch das beste von allen Gütern der Welt, singt Waiblinger. Auch wir, wenn wir heute unmuthig den Handschuh hinwerfen, so ist unser Wille nur, dem Herzen des Volks am Ende der trüben, kampfvollen Tage eine heitere Freistätte zu erobern, wenn es mit den Vordern des Kampfs sich geschmückt, es mit den Rosen Anakreon's zu bekränzen." An andern Stellen leidenschaftlich et entphrastisch das Leben der Gedichte von Burns; das Tendenziöse ist ihm, allein und an sich austretend, verhaßt, wenn nicht zugleich im Gemünde der Schönheit, oder welche „eifersüchtig zu wachen". „Fort", ruft er „den demokratisch Verirrten" zu, „was die Form angeht, eure Himmelsstürmerei, und entsagt jener gemalischen Gedichte! die Kunst Homers hat als organisches Gebilde für mich weit mehr Werth als das schönste Gewitter."

Gehen wir von dieser Übersicht aus dem Einzelnen näher, so finden wir in der ersten Abtheilung (1839, S. 3—173) kritische und andere Aufsätze über allgemeine Fragen der Literatur und Zeit, aber nur skizzenhaft gehalten, im jugendlichen Andrichbefassen flüchtig hingeworfen. Die kritische Saite, die sie anschlagen, ist am besten in dem Aufsatze „Die neue Literatur" ausgebrückt. Herwegh hat seine Kritiken gedichtet: „ich schreibe", sagt er, „nicht für bevorzugte Geschlechter, ich schreibe nicht für Gelehrte, ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk. Nicht Berechtung, wie so Viele gethan, Liebe will ich predigen dem deutschen Volke für seine Literatur, für seine Presse, für seine auserwählten berufenen Geister. Aber Liebe nicht nur für den todten morwerenen Ruhm, Liebe nicht blos für Schiller und Goethe, für Herder und Lessing, für Tieck und Novalis, Liebe nicht blos für das künstlerische Ende der Vergangenheit, nein Liebe, warme, brünstige Liebe auch für die Samenkorner der Zukunft, für die poetischen Eintheilungen, die so herrlich gedehnen vor unsern Augen. Ich möchte die Liebe der Nation erwecken für ihre aufblühende, für ihre junge Literatur." Diese bezeichnet Herwegh von ihrem Ursprunge an als demokratisch; jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem besten, und die Literatur ist eine Macht im Staate. Damit ist der Übergang gegeben zu den Ansichten Herwegh's für Leben und Religion, wie er sie damals ausgesprochen. Für ersteres Beziehung sind folgende Worte bedeutsam in dem Aufsatze „Übervölkerung": „Eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und eben damit ein Hang demokratischer Jug verräth sich in der Vielschreiberei unsers Jahrhunderts, die man, wenn man nur ein wenig nachdenkt, nicht schmähen, sondern, trotz der Tausende von schlechten Machwerken, freudig willkommen heißen muß. Das Ziel der Weltgeschichte ist allerdings nicht das Schreiben; aber so, wie sie eben sich gestaltet hat, ist die Rührigkeit unserer Federn kein schlimmer, sondern ein guter Vorbote, ein deutlicher Fingerzeig, daß eine Änderung unserer Zustände eintreten muß, daß die Zukunft gebildete, vorbereitete Menschen antreffen wird. Dann dürfte sich die Zahl unserer Schriftsteller schon von selbst mindern. Man denke an die Schweiz und an Nordamerika!" An einer andern Stelle nennt er Beck's „Stürmische Lieder", „unternehmende Thaten". Diese Änderung müssen wir aber nach der demokratischen Idee verstehen; es ist dem Geist des Dichters gemäß eine soziale, keine politische eine solche, die sich „persönlich selbst Gott gegenüberstellt". „Freiheit", ruft er aus in dem Aufsatze „Faust bei drei Nationen", „Freiheit überall, um jeden Preis. Also auch im Religiösen das Recht zu forschen, zu prüfen! Die Wahrheit, die Wahrheit, und wäre sie auch bitter! Wir wollen lieber unglücklich sein aus freier Wahl als gezwungen werden zum Glücke. Achtung, hohe Achtung vor dem harmlosen Gemüthe, das auch seine Befriedigung findet im theuren Glauben seiner Väter. Aber keinen Fluch, wo Einer in seines Herzens Banzigkeit sich zweifelnd fragt, ob sein alter Glaube auch der richtige, ob er der schönste sei, ob es nicht einen Gott gebe, der viel strahlender, viel herrlicher als der, der sich uns bisher aus Priesermunde und im Buchstaben geoffenbart! Es ist beschämend über den Wahn zu lächeln, daß auch der hohe Gott selbst dem Gesetze des Fortschritts huldige. Unsere ganze Atmosphäre ist skeptisch. Unsere Zeit ist tief religiös, religiöser als irgend eine. Und wenn wir auch Alle den alten Himmel plündern, so geschieht es einzig, um die Decke wegzurücken vor dem Antlitz des Unendlichen." George Sand ist daher seine Freundin; die vorzugsweise Lyrik, aber die strenge Republikanerin, sie, welche mit dem Blute ihres Herzens schreibt. Herwegh verehrte also damals den sozialen Gott den „Ewigen, an dessen Darstellung nicht ein Volk, sondern die Welt arbeite"; ob noch heute, wissen wir nicht.

Die zweite Abtheilung (1840) enthält zuerst Gedichte (S. 3—67), aber durchaus nicht ein bemerkenswerthes, sodaß man füglich darüber hinwegehen kann. Die nach folgenden prosaischen Aufsätze (S. 67—208) enthalten weniger besondere Kritiken als vielmehr kurze Abhandlungen über allgemeinere Fragen. Herwegh sieht hier auch der Politik etwas ins Auge. Er sagt, und Etwas hat er vorhergesagt: „Ein neues Decennium! Viel schwüle Luft hat sich wieder gesammelt in den Thälern und auf den Bergen. Wird sie milde als Regen niederträufeln oder donnernd in Gewittern sich entladen? Wird die alte Julius-Sonne auf Blumen oder auf Schlachtfelder scheinen? Wird es ein Sänger, wird es ein Held sein, dessen die Menschheit bedarf? Wird der Fernhintreffer seine Leier spielen oder seine Pfeile absendens? Wird es Blut geben, und wem wird es den Purpur färben? Ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Unser Glaube ist einer mit dem Glauben der Menschheit: das Schönthun mit schönen Träumen hat aufgehört, es ist etwas Anderes als ein Kaiser, der im Kyffhäuser schläft, etwas Anderes als der alte Barbarossa, auf den wir warten." Dieses Andere für uns wird erklärlich auch von den erwähnten sozialen Principe, und aus dem Abschnipfen alles Neuen an die Julius-volution, welches in dem Buche an vielen Stellen stark auftritt. Weiter wollen wir nun noch hervorheben den Aufsatz über „Schriftsteller aller Associationen", worin Herwegh sehr treffend auseinanderzusetzen hat, wie ein Verein zur Unterstützung oder gar als Hebamme der literarischen Production theils eine Chimaire, theils ein fauler Fleck sei. „Die größten Schriftsteller waren von jeher gewohnt, ihren eigenen Weg zu gehen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie wollen es alle gewiß auch in Zukunft so halten, und ziehen es vor, ihre Anerkennung selbst mühsam sich zu erobern als auf die schwachen Krücken eines Vereins sich zu stützen." Er stimmt nur für Associationen, sobald sich dieselben zur Aufgabe machen, „die materielle Lage der Schriftsteller zu verbessern". Man sieht, daß auch ein Dichter und Republikaner Verstand des Materiellen haben kann. Daneben macht er auf eine Association „deutscher Originalschriftsteller gegen den Andrang von Übersetzungen" aufmerksam. Heute geschrieben, hätte er jedoch eine

Digitized by Google

solche Association nicht mehr für möglich gehalten. Übersetzungen sind auch schon eine Macht in der Literatur geworden; und hätte Herwegh nicht seine poetische Productivität überflügelt, so hätte er wie früher von der Bleischwerdrei, so auch von der Bleiübersetzerei einen Reinigungsbazug für die deutsche Thatenzukunft erkennen müssen. 79.

Bibliographie.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. 13ter Band: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. 1ster Band. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beck, A., Handbuch der englischen Literatur. 2ter Band: Poesie. — A. u. d. T.: English poets, oder Lebensnachrichten von den wichtigsten englischen und amerikanischen Dichtern in chronologischer Ordnung, nebst ausgewählten Stücken aus deren Werken. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 2 Thlr.

Belani, H. C. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volksroman. Drei Theile. Leipzig, Frische. 8. 4 Thlr.

Ein Buch für Leute, die denken. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 16. 21 Ngr.

Bürger's, G. A., letzter Manuscript. Supplement zu Bürger's sämmtlichen Werken. Leipzig, Klemm. 8. 5 Ngr.

Charitas. Festgabe für 1846. Gestiftet durch E. von Schenk. Fortgesetzt von C. Fernau. Mit 5 Stahltafeln. Regensburg, Manz. 12. 2 Thlr.

Collmann, C. F., Mittheilungen aus dem Leben und den Schriften Heinrich Pestalozzi's, zum Gebrauch in Familien und Schulen. Kassel, Bohné. Gr. 8. 10 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Hedwig. Novelle. Breslau, Kern. Kl. 8. 15 Ngr.

— — Schloß Gezyun. Aus den Papieren einer Dame von Stande. Die Auflage. Breslau, Kern. Kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Schriften. Sieben Bände. Breslau, Kern. Kl. 8. 5 Thlr.

Eppenauer, J. B., Bilder aus der heiligen Schrift des alten Bundes. Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. Gr. 8. 11½ Ngr.

Frauennovellen von Louise von G. 1ster Band. Darmstadt, Zonghaus. 8. 2 Thlr.

Freytag, G., In Breslau. Gedichte. Breslau, Kern. 8. 22½ Ngr.

— — Deutsche Geister. Zur Feier der 9ten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe am 8. September 1845 aufgeführt auf dem Stadttheater zu Breslau. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Fröhlich, A. E., Ulrich von Hutten. Siebenzehn Gesänge. Zürich, Meyer u. Zeller. Br. 8. 2 Thlr.

Gagler, Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, jetzt Königl. Württemb. Kreisstadt, Reutlingen vom dritten Viertel des 16. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Nebst einem Anhang von 1789 bis 1803. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. Gr. 8. 1 Thlr. 11½ Ngr.

Geschichte des Jesuitenkampfes in der Schweiz. Von einem Zürcher. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hamar-Daba now, Moskowiter und Tscherkessen. Skizzen aus dem Russischen. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Weber. 1846. 8. 2 Thlr.

Holtei, K. v., Vierzig Jahre. 5ter und 6ter Band. Breslau, Schulz. 8. 3 Thlr.

Kalisch, E., Das Buch der Narrheit. Mit Holzschnitten. Mainz, Wirth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kinderheimath in Liedern und Bildern von F. Güll und F. Poeci. Stuttgart, Liesching. 1846. 8. 1 Thlr.

Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechts und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. Herausgegeben von A. L. Richter. 1ster Band. Vom Anfange der Reformation bis zur Begründung der Consistorialverfassung im Jahre 1542. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1846. Gr. 4. 4 Thlr.

Kohl, J. G., Petersburg in Bildern und Skizzen. Zte vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Dresden, Arnold. Gr. 12. 5 Thlr.

Littrow's, J. J. v., vermischte Schriften. Herausgegeben von C. L. v. Littrow. 1ster Band. Stuttgart, Hoffmann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Luther's, Dr. M., Werke. In einer dem Bedürfniß der Gegenwart entsprechenden Auswahl. 1ste — 3te Lieferung. Leipzig, Hamberg. Gr. 16. à 5 Ngr.

Mac-Hale, J., Die Beweisgründe und Lehren der katholischen Kirche. Nachweis über die Übereinzugskraft der ersteren und die Wichtigkeit der letztern für das Heil der menschlichen Gesellschaft. Nach der 4ten verbesserten und vermehrten Auflage. Deutsch von J. A. Moriz Brühl. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Mähner, C., Die Drakesprüche der Panacee. 2te Ausgabe. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Masius, E. A., Lehre der Versicherung und statistische Nachweisung aller Versicherungs-Anstalten in Deutschland; nebst Hinweisung auf den hohen Einfluß dieser Institute auf Nationalwohlstand, und die Gesetze darüber in den verschiedenen Staaten. Leipzig, Fest. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Meyer, H., Die Bracteaten der Schweiz. Nebst Beiträgen zur Kenntniss der schweizerischen Münzrechte während des Mittelalters. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 4. 27 Ngr.

Minnich, J. A., Bilder aus der Schweiz, in Dichtungen gezeichnet. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 21 Ngr.

Prochäzka, J. J., Psychologie (Seelenlehre) für Damen. Wien, Pichler's Witwe. 12. 20 Ngr.

Riegler, G., Die Eucharistie nach Schrift und Tradition, historisch-kritisch-exegetisch, dogmatisch, symbolisch, polemisch apologetisch, praktisch bearbeitet. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruge, A., Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen. Zwei Theile. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 4 Thlr.

Shirges, G., Der Balgentreter von Eilersrode. Niederländische Dorfgeschichte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Streffleur, V., Naturwissenschaftliche Abhandlungen. No. I. Die primitive physikalische Beschaffenheit der Nordpolarländer. Wien, Beck. Gr. 8. 20 Ngr.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von *J. G. Sommer*. Für 1846. 24ster Jahrgang. Mit 6 Stahltafeln. Prag, Calve. 8. 2 Thlr.

Statistische Übersichten über Waarenverkehr und Zoll-Ertrag im deutschen Zoll-Vereine für das Jahr 1844. Zusammengestellt von dem Central-Büreau des Zollvereins, nach den amtlichen Mittheilungen der Zoll-Vereins-Staaten. In drei Abtheilungen. Berlin, Reimer. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ungewitter, F. H., Populaire Staatswissenschaft, oder staatswissenschaftliches Handbuch für alle Diejenigen, welche das Wesen und den ganzen Organismus eines Staates auf eine anschauliche Weise kennen lernen, und über Politik, Staatsrecht, Staatswirthschaft, Cameralwissenschaften überhaupt und Finanzwesen, Völkerrecht, Diplomatie u. s. w. in einer gemeinfaßlichen Art sich belehren wollen. 1ste und 2te Lieferung. Halle, Anton. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wette, W. M. L. de, Das Wesen des christlichen Glaubens vom Standpunkte des Glaubens dargestellt. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Zerffi, G. J., Kunterbunt. Zwei Theile. Leipzig, Hunger. 1846. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 346. — 12. December 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

III. Biographisches.

1) In der „Penelope“: „Eine Wanderung an der Loire. Aus meinen Erlebnissen. Von W. v. Lüdemann.“ Hätte nicht der Verf. selbst den Inhalt dieser Gabe als ein biographisches Fragment bezeichnet, so hätten wir sie mit ebenso großem Rechte unter den Novellen aufführen können, als ein so anziehendes und in sich abgeschlossenes Ganze stellt sich dieselbe dar. Indessen trägt der Umstand, daß uns Alles als Wahrheit berichtet wird, nicht wenig zur Steigerung des Interesse bei. Denn wenn auch die poetische Schönheit als solche dieselbe bleibt, gleich viel ob sie Product der Wirklichkeit oder der Phantasie ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir, die wir sie genießen wollen, weit leichter und tiefer von ihr ergriffen werden, wenn wir glauben, daß sie zu uns und zum Erzähler in irgend einem lebendigen Bezug steht als wenn wir sie für eine reine Fiction halten. Nun mag zwar bei Wahrheit, die uns der Verf. hier berichtet, auch die Dichtung nicht ganz außer Spiel geblieben sein; indessen das schadet nichts. Es kommt hier eben nur auf die Illusion an und diese hat unser Erzähler dergestalt erreicht, daß man sich ihm ohne Scrupel und Bedenken hingibt. Die Erzählung selbst dreht sich um eins der lebendigsten Zeitinteressen, sie ist ihrem Stoffe nach ein kleiner „Ewiger Jude“, d. h. die Mittheilung einer Jesuitenprellerei, — nur mit dem Unterschiede, daß der Schatz, welcher hier den Jesuiten abgejagt wird, nicht in Feuer und Rauch aufgeht, sondern eben Dem zugute kommt, welchen die Jesuiten darum zu prellen gedachten. Der Hergang ist in kurzem folgender: Als sich der Verf., mit den mannichfaltigsten Studien beschäftigt, kurz vor Ausbruch der Julirevolution in Paris aufhielt, entspinnt sich zwischen ihm und einem jungen Franzosen, Siriez mit Namen, ein enges Freundschaftsverhältniß. Dieser Siriez liebt leidenschaftlich seine Cousine Lucy, aber diese, die ihm erklärt, daß sie nur an einem bedeutenden Manne Interesse finden könne, verliebt sich ihrerseits in Börne, der zufällig mit ihr in einem Hause wohnt, und wird sogar während einer schweren Krankheit desselben seine heimliche Pflegerin. Ihre Ältern, diese Leidenschaft entdeckend, trennen sie gewaltsam von ihm, worauf sie selbst in eine schwere Krankheit fällt, während welcher ein junger weltlicher Jesuit Einfluß auf sie gewinnt, ihre Liebe dadurch, daß er den Gegenstand derselben als einen Juden bezeichnet, einerseits als lächerlich, andererseits als frevelhaft darstellt und in ihr den Entschluß erweckt, diese Versündigung im Kloster zu Tours abzubüßen. Ehe er mit ihr abreist und ehe Siriez davon unterrichtet ist, unternimmt der Verf. eine Wanderung nach dem südlichen Frankreich, die Loire hinauf. Anfangs begleitet ihn Siriez nicht, weil er in Paris in der Nähe der Geliebten bleiben will; als er aber plötzlich von dem Verschwinden Lucy's mit Laurent hört, folgt er dem Freunde rasch und holt ihn glücklich unweit Tours ein. Hier auf der Landstraße treffen die beiden Freunde zufällig mit dem Wagen zusammen, in welchem Laurent Lucy nach Tours entführen will. Siriez hält ihn an und als er Lucy mit Gewalt aus dem Wagen reißen will, hält ihm Laurent den Doppellauf einer Pistole entgegen. Darüber springt er entsetzt zurück, die Pistole geht los, die Pferde werden scheu und werfen den Wagen in den Chausseegraben, wobei Laurent nach seiner Behauptung zum Gehen unfähig gemacht wird. Man setzt ihn daher, da der Wagen zerbrochen ist, auf ein Pferd und überläßt ihn sich selbst; die beiden Freunde bringen Lucy nach dem nächsten Dorfe, wo sie bei einem freisinnigen Priester gute Aufnahme finden. Lucy verlangt jedoch durchaus nach Tours gebracht zu werden und Siriez gibt ihren Wünschen nach. Kaum hier angelangt wird Siriez vor den Instructionsrichter gefodert, weil Laurent eine schwere Anklage gegen ihn erhoben hat. Der Verf. muß als Zeuge folgen. Da sich Siriez wegen seines Verfahrens gegen Laurent nicht ganz rechtfertigen kann, Laurent aber durch Papiere nachweist, daß die Entführung Lucy's mit Bewilligung ihrer Ältern geschehen ist, so wird der Erstere einstweilen in Untersuchungsarrest gebracht, den Verf. dagegen läßt man absichtlich frei, um ihn von Siriez zu trennen. Zu gleicher Zeit ist auch Lucy aus dem Gasthofe verschwunden und in das Kloster abgeführt. Da der Verf. keinen andern Rath weiß, so begibt er sich zum Präfecten, um sich von demselben die Erlaubniß auszuwirken, Lucy im

Digitized by Google

Kloster sprechen und zu einem günstigen Zeugniß für Siriez bewogen zu dürfen. Er trifft statt dessen zuerst die Gemahlin desselben, welche sich für die Geschichte außerordentlich zu interessiren scheint und ihre Hülfe verspricht. Ihr Gemahl ist zwar auch dazu geneigt, zumal da er einen Haß sowol gegen die hierarchischen Plane der Priester wie gegen den Instructionsrichter hegt, doch zeigt er sich unentschlossen. Bald jedoch erscheint Feliz, ein Neffe desselben, ein Husarenoffizier, bei demselben und bringt ihm den Erlaubnißschein, zwar nicht von dem Präfecten selbst, aber doch mit dem gültigen Siegel von dessen Gemahlin untersiegelt. Mit diesem eilt er in das Kloster, wird jedoch von der Priorin auf schnöde Weise zurückgewiesen. Feliz ist über diese Geringschätzung des Präfecten außer sich, bricht jedoch bald in Lachen aus und erklärt, daß er einen Einfall habe, dessen Ausführung sicherlich zum Ziele führte. Und so geschah es. Am andern Morgen nämlich, als sich die Nonnen des Klosters durch die Straßen zerstreuen, um der Krankenpflege nachzugehen, sammeln sich um jede derselben mehre Husaren-, Dragoner- und Chasseurofficiere, begleiten sie und machen ihr auf die artigste Manier von der Welt die Cour; zugleich erklären sie ihr, daß man sämmtlichen Nonnen von jetzt an sechs Wochen hindurch alle Tage dieselbe Aufmerksamkeit schenken werde. Natürlich macht dies Aufsehen, besonders unter der Straßenjugend. Diese versäumt nicht, sich gleichfalls der Begleitung anzuschließen, und als man gegen diese die Polizei zu Hülfe ruft, entsteht ein solcher Unwille und allgemeiner Aufruhr gegen die Nonnen, gegen das Kloster und gegen die ganze ohnehin verhaßte Geistlichkeit, daß die Priester das Aeußerste zu fürchten haben und sich bittweise an den Präfecten wenden müssen. Feliz begibt sich hierauf statt des Präfecten selbst ins Kloster und erlangt nun von der Priorin sogleich, was sie vorhin nicht gewähren wollte. Lucy hat unterdessen das Klosterleben vollkommen satt bekommen, auch Laurent durchschaut, und in der nunmehr erfolgenden Unterredung zwischen ihr und dem Verf. wird es dem Letztern nicht schwer, sie gänzlich für ihren Vetter und treuen Liebhaber zu gewinnen. Laurent, der plötzlich dazwischentritt und Lucy nicht freilassen will, wird durch einen glücklichen Einfall Feliz's als Fälscher entlarvt und dermaßen eingeschüchtert, daß er selbst die Klage zurücknimmt, wotauf natürlich der Freilassung und dem Glücke Siriez's nichts mehr im Wege steht. Diese schon im Auszuge ergötzliche Geschichte, wird durch die muntere, rasch fortschreitende Darstellung noch bedeutend gehoben, und so glauben wir sie allen Denen, welche an der antijesuitischen und antihierarchischen Tendenz keinen Anstoß nehmen, mit gutem Gewissen empfehlen zu dürfen. Die Romlinge freilich werden sich nicht sonderlich dabei erbauen und Stellen darin finden, in denen sie nicht mit schmeichelnden Farben abconterfeit werden. So äußert sich z. B. Siriez in leidenschaftlicher Aufwallung folgendermaßen:

Höllisches Ungethüm, Ausgeburt des verirrten Menschengeistes, Schandfleck der Geschichte des Geistes — dieses Römerthum! Noch schleicht die Hyder im Schatten der Nacht umher; noch kürzen die Jesuiten ihre Röcke, um uns nicht kenntlich zu sein; noch drängen sie sich als Aerzte, Lehrer, Rathgeber, gleich Wölfen im Schafskleider, in die Familien, umnebeln die Frauen und die Unmündigen, empfehlen ihre Künste als unschädliche Uebungen und verdammen die Secten durch Tand und Heuchelei! Aber wenn sie sicher sein werden ihres Sieges über die Vernunft und den rittterlichen Nationalgeist meines Volks — wenn ihre Schlingen verdreitet, ihre Fallgruben gelegt sein werden, daß dem freien Geiste kein Tritt mehr möglich ist — dann werden sie den gierigen Augen des Menschenfeindes zeigen, dann werden sie diese schöne Natur in Trauerkleider hüllen und die Gesellschaft in Klostermauern sperren, damit nur ja kein echtes und menschliches Gefühl mehr auf der schönen Erde noch werde. Dann werden sie herrschen auf den Trümmern alles Menschenglücks, das sie mit den Schreckmissen ihrer Hölle von der Erde verscheucht haben! Dann werden wir kein Wort sprechen dürfen, das diese Verderber des Gottesgreifes nicht zu beißen; keinen Gedanken hegen, den diese blutigste aller Tyranneien nicht verfolgt. Dann werden wir der Vernunft alle Gemeinschaft aufkündigen müssen; dann wird auf Erden die letzte Stunde geschlagen haben für Alles, was edel, groß, menschlich heißt, was Liebe, Freundschaft und Glückseligkeit athmet! — Entsetzlich!

Nicht milder urtheilt Feliz über die Priesterherrschaft:

Das ist das Entsetzliche des Priesterregiments, daß unter ihm Alles zum Schein wird. Wir wagen gegen einen Tyrannen laut zu denken, gegen eine rücksichtslose Gewalt offen zu handeln. Wo der Priester herrscht, ist Alles stumme Furcht; die Wände haben Ohren, die Luft ist ein Verräther; wir trauen unsern eigenen Gedanken nicht mehr und fürchten, von ihnen an geheime, unbekannte, unerkennbare Einflüsse verrathen zu werden. Ja! Der grausame Despot verfolgt nicht und vernimmt nicht Alles; was gegen ihn gedacht wird — die Priester hören und verfolgen Alles. Die Pest über sie!

Der Verf. selbst hingegen sieht die Sache ein wenig ruhiger an. Er tröstet sich damit, daß alles Fortschreiten der Welt auf diesem Wege bewirkt werde. Ein übermächtiges Gewicht drücke an irgend einer Stelle auf die Erdkugel, sodaß sie wider Willen vorwärtsspringe. Kein Sprung sei ohne dies Gewicht. Die Action erzeuge die Reaction und auf die unbesonnenen Thesen folgten die geistesträftigen und siegreichen Luther! Wir sind auch dieser Hoffnung, und wollen nur wünschen, daß der Sieg recht bald erfochten werden möge.

2) In der „Penelope“: „Blätter aus meinen Erinnerungen“, von W. Alexis. Der Verf. schildert uns diesmal sein Lagerleben in den Ardennen. Auch hierbei weiß er viel Ergötzliches zu erzählen, hat manche elegische Bemerkung zu machen und läßt nebenbei auf Dies und Jenes das Streiflicht einer gutmüthigen Ironie fallen, ja, wenn man will, zieht sich die Ironie durch die ganze tragikomische Darstellung — vielleicht unwillkürlich; denn es dürfte ihm schwer geworden sein über diese Expedition ohne Ironie zu schreiben. Und doch ist auch sie ein Stückchen des großen deutschen Freiheitskrieges und hat ganz wie dieser mit höchst freisinnigen Proclamationen begonnen, um mit einem äußerst knappen Kamaschendienste zu endigen.

3) In den „Perlen“: „Lady Hester Stanhope“, von dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“,

Digitized by Google

Mit einer graziösen Selbstgefälligkeit, die allen Producten der fürstlichen Muse eigenthümlich ist, erzählt uns der Verf. hier, wie er sich den Zutritt zu der sonst unzugänglichen Lady Stanhope errungen und längere Zeit hindurch in vertrauter Weise mit ihr verkehrt hat. Er knüpft daran eine anziehende Schilderung ihrer Persönlichkeit, ihrer Lebensweise und ihres frühern Einflusses auf die orientalischen Verhältnisse. Auch die Médisance ist dabei nicht ganz beiseite gelassen, sie ergeht sich diesmal über Lamartine's Mittheilung, daß Lady Stanhope die Schönheit seines Fußes bewundert und aus diesem wie aus seiner Gewohnheit, den Hals etwas auf die Seite geneigt zu tragen, geschlossen habe, daß er vom reinsten Blute arabischer Krieger abstamme. Diese Mittheilung wird nämlich dahin berichtigt, daß Lady Stanhope geäußert habe, jene körperlichen Kennzeichen deuteten auf die Abkunft von einem ganz bestimmten Stamme, wobei sie aber nicht den berühmter Krieger, sondern den der Kameltreiber im Sinne gehabt habe. Den Schluß der biographisch-touristischen Skizze bildet ein piquantes orientalisches Märchen.

IV. Märchen und Kinderschriften.

In den „Weihnachtsblüten“: „Das Märlein von der Prinzessin von Solandra“, von Karl Stöber. Dieses Märchen ist so allerliebst und dabei so kurz, daß wir uns nicht enthalten können, es hier ganz mitzutheilen. Es lautet:

In einem Garten war einmal ein Holunderbusch, und in dem Busch war ein Nest, und in dem Nest saßen fünf kleine Grasmücken. Hätte auch in dem Nest sitzen mögen. Denn es war mit warmer Wolle gefüttert, und der Strauch hielt einen grünen Schirm darüber, wenn es heiß war, gegen die Sonne, und wenn es wehete, wider den Wind, und wenn die Luft feucht wurde, wider den Thau.

Auf dem Zweig über dem Nest saßen die Alten — aufgeblüht, als wären sie unpaß und sorgten. Hätte nicht mit ihnen sorgen mögen. Denn Sorgen läßt nicht schlafen im Bett, und nicht ruhen im Schatten, und nicht singen im Mai, und nicht fröhlich sein mit den Fröhlichen, und nicht guter Dinge bei der Arbeit.

Die Alten aber sprachen untereinander: „Wie sollen wir unsere Kindlein versorgen? Die ganze Welt kriegt voll Vögel.“ Wäre ich dabei gewesen, hätt' ich darein geredet und gesagt: So viel Halme, so viel Tropfen Thau, so viel Augen, so viel Strahlen Licht, so viel Kehlen, so viel Züge Luft, so viel Füße, so viel Zweige.

Des Glaubens lebte das Nestblütlein auch und sag, als seine Zeit gekommen, aller Sorgen ledig in die Welt hinein. Es kehrte aber zuerst in einem Blumensaal ein und sprach: Hier ist gut sein. Hätte, wenn ich Grasmücke gewesen, ein Gleiches gethan. Denn in dem Saale war eine vornehme Gesellschaft aus Asia und Afrika, aus der neuen Welt und von den Inseln des Meeres, viele Damen und Herren, schmächtig und blaßgrün, aber ihre Kleider waren sauber gebürstet, und sie hielten sich sehr gerade an den vergoldeten Stöcken, daran sie gebunden waren. Indem schieß der Gärtner die Fenster, wenn der Hahn auf dem Thurme nach Mitternacht schaute und deckte Strohmatten darüber, wenn es vom Himmel fiel wie die Graupe aus dem Siebe des Müllers.

Inmitten unter ihnen stand in einem Topf von chinesischem Porcellan die Blume Solandra. Und der gefiel es nicht in dem Saale, sondern war traurig wie eine die Leid trägt und senkte ihr Haupt. Hätte, wäre ich neben ihr gestanden, auch Leid getragen mit ihr. Denn sie war von der Insel Berna, zu deutsch Frühlingsland, und dachte an den Himmel, der dort, eine große Decke von blauem Krystall, sich über ihr wölbte, und an das stille Meer, in das sie dort von ihrem Eilande hinausgeschaut, und an das hohe edle Wesen, in dem dort Alles stand und ging und sich bewegte wie es der Schöpfer gemacht hatte, als der Ersterschaffene die Tochter aus dem Leben rief und auf seinem Schiffe mit fortnahm über das Meer.

Die Blume Solandra aber kannte jeden und sprach an denselbigen Tag, da das Nestblütlein in den Blumensaal gekommen war, zu dem Storch, und zu der Schwalbe, und zu der Nachtigall, und zu dem Staar: Grüßet meine Mutter auf der Insel Berna und bringet ihr Botschaft von mir. Als der melancholische Storch, und die eilfertige Schwalbe, und der geschwätzige Staar, und die dumme Nachtigall nahmen Gruß und Botschaft nicht an, sondern eileten weiter und sprachen bei sich: Wir haben mehr zu thun als die Seufzer eines Blümleins über das Meer zu tragen, da saß das Grasmücklein gerade auf dem Rande des chinesischen Topfes und sprach: Es will ich, weil diese nicht wollen. Hätte es auch gethan, maßen geschrieben steht: Es diene Einer dem Andern.

Und obgleich die Blume Solandra antwortete: „Ich bin arm und habe nichts, das ich dir geben könnte zum Botenlohn, machte sich das Nestblütlein doch alsbald auf und flog dahin vom Busch zu Busch, von Berg zu Berg. Und als es müde geworden war vom Fliegen, setzte es sich auf eine Wolke und fuhr hundert Meilen. Und als der Wind die Wolke zerriß, setzte es sich auf einen Mastbaum und fuhr wieder hundert Meilen. Und als der Wind den Mastbaum zerbrach, setzte es sich auf den Rücken eines Wasserfisches und fuhr abermals hundert Meilen. Und als der Wasserfisch zu seinem Mittagsmahl untertauchte, erhob es sich und flog vollends an die Insel Berna. Hätte nicht so hoch und jähe fahren mögen. Denn wer hoch fährt, fällt oft hoch, und wer schnell fährt, fällt oft, eh' er sich's versieht.

Aber die Grasmücke gelangte doch zu der Mutter der Prinzessin Solandra und überbrachte ihr Botschaft und Gruß. Und die Mutter weinte auf Freud' und aus Leid, und antwortete: Gehe wieder hin und sage meiner Tochter: Das laß dir deine Mutter sagen: Wir werden uns auf Erden nimmer sehen, aber drüben in Fern-Nah. Hätte dies meiner Tochter auch sagen lassen. Denn Fern-Nah ist das wiedergefundene Paradies und also benannt, weil es sehr ferne zu liegen scheint und doch sehr nahe ist, alle daß man in Wahrheit zu der abgeschiedenen Seele sagen kann: Heute noch wirst du bei mir sein.

Mit dieser Botschaft kehrte das Nestblütlein wieder heim und richtete sie aus. Dann aber nahm es Vater und Mutter, Brüder und Schwester und zog, dieweil es den Weg wußte, mit ihnen nach der Insel Berna. Da hat das Sorgen der Alten ein Ende und die Jungen freuen sich ihres Lebens, denn auf dem Eilande gibt es keine Katzen und keine bösen Buben.

Auch sonst bieten die „Weihnachtsblüten“ wieder viel Empfehlenswerthes. Da jedoch ihre Verfasser Ch. v. Schmid, G. Nierig, E. Müller, W. Hey u. A. hinlänglich bekannt sind, so glauben wir hier einer weitern Besprechung überhoben zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Übersetzungen von „Don Quixote“.

Das bekannte Wort jenes Königs, welcher einen lesenden Studenten sich vor Lachen ganz sonderbar geberden sah und meinte: Der Mensch ist verrückt oder er liest im „Don Quixote“, bezeichnet recht hübsch die ungemeine Bewunderung, welche je-

Digitized by Google

der Spanier seinem unvergleichlichen Cervantes zollt. Dieses Wort hat noch jetzt seine Geltung. Unzählige Versuche sind gemacht, dieses Meisterwerk voll des köstlichsten Humors und voll der unversiegbarsten Laune auch in die französische Literatur einzuführen. Meistens sind diese Arbeiten deshalb ohne wirklichen Erfolg geblieben, weil die Übersetzer allzu sehr dem Phantom, das sie „esprit de la langue française" zu nennen pflegten, nachliefen und dadurch veranlaßt wurden, sich auf unbegreifliche Weise vom Original selbst zu entfernen. Riesend hat sich die Unsitte der französischen Übersetzer, von denen recht eigentlich das Traduttori-Traditori gilt, mehr in ihrer Abgeschmacktheit gezeigt als bei diesem unübertrefflichen Meisterwerke, an dem sich nicht mäkeln noch fehlen läßt. Da sind die allerseits Bearbeiter gekommen und haben abgeschert und gehstterrichtert, daß den Verehrern des Cervantes, wenn sie diese verminchlichten Übertragungen lesen, die Augen übergehen. Balthorn hat sein Geschäft nicht besser getrieben. Dazu kommt nun noch, daß diese Dolmetscher nicht immer einmal die Sprache des Originals grümlich verstanden haben. So hat sich denn Schnitzer über Schnitzer ergeben, daß es eine Lust ist. Ganz Bedeutendes hat in dieser Beziehung L. Viardot geleistet, den Mager mit folgenden Worten abfertigt: „Seine Übersetzung des »Don Quixote« zeigt, daß er in der Sprache des Originals nicht stark ist; daß er die literatur nur oberflächlich kennt, hatten seine »Etudes etc.« bewiesen." Desungeachtet hat gerade diese Bearbeitung mit ziemlicher Prätension auftritt, die meiste Verbreitung gefunden, während es andere Übersetzungen des „Don Quixote" gibt, an denen sich nicht so grobe Ausstellungen machen lassen. Dahin rechnen wir außer einigen ältern Versuchen dieser Art, welche zum Theil ihrer neuen Sprache wegen einigen Werth haben, eine Übersetzung von F. de Bricteune. Diesen Gelehrten, der durch seine „Histoire de la fiktation et des migrations des peuples" (2 Bde., 1837) als geistreicher Schriftsteller bekannt ist, scheint es wenigstens um seine Arbeit Ernst zu sein. Dies ist für einen französischen Übersetzer schon sehr viel. Bei einer neuen Ausgabe seiner Bearbeitung des „Don Quixote", welche vor kurzem die Presse verlassen hat, haben wir mancherlei Änderungen wahrgenommen, durch die er die Mängel der frühern Ausgabe zu tilgen bemüht gewesen ist. Unter diesen Veränderungen befinden sich wirkliche Verbesserungen, welche seinem Streben und selbst zum Theil seinem Scharfsinn alle Ehre machen. Denn den beziehungsreichen Cervantes zu übersetzen, ist wahrlich keine leichte Arbeit, und wenn wir weit entfernt sind, den französischen Übersetzern über ihre Leistungen ein Compliment machen zu können, so bedenke man, daß wir auch in Deutschland noch auf die Bearbeitung des „Don Quixote" warten, welche den Ansderungen einer schärfern Kritik nur einigermaßen entspräche.

Rußland und immer wieder Rußland

Von allen Werken, welche in neuerer Zeit über Rußland erschienen sind, hat keins ein so ungetheiltes Aufsehen erregt als Custine's vielbesprochene Schrift. Seitdem haben nun eine Menge von Schriftstellern jeden Schlages ihre Speculation auf die russischen Verhältnisse gerichtet und es scheint fast, als sei mit der Custine'schen Schrift Rußland geradezu ein Modethema der Tagespresse geworden. Die Zustände dieses Landes sind zu Darstellungen aller Art benutzt, die uns bald als Reiseeindrücke, bald in der beliebten Form der „Geheimnisse" geboten werden. Bei der leichtfertigkeit, mit der diese Schriften im Allgemeinen fabricirt sind, fängt dieses Genre allerdings bereits an etwas verdächtig zu werden, und man traut den heftigen Declamationen gegen russische Despotie und wie die beliebten Schlagwörter sonst noch heißen, nicht so unbedingt mehr. Es bedarf deshalb gewichtiger Autoritäten, um solchen Productionen noch einen gewissen Schein der Glaubwürdigkeit zu geben. Bedeutende Namen oder Männer, deren Stellung und Ansehen eine Art von Garantie zu geben scheint, müssen vorgeschoben werden, wenn solche Werke noch Glück machen sollen. Wir wissen nicht, ob folgende Schrift, von der uns der erste Band bis jetzt erst zu Gesicht gekommen ist: „Révélations sur la Russie, ou l'empereur Nicolas et son empire en 1844, par un résident anglais, ouvrage traduit par M. Noblet et annoté par M. Cyprien Robert", gleichfalls in die Kategorie der Fabrikarbeit und der Speculation fällt, oder ob sie wirklich von einem „résident anglais", wie es der Titel angibt, herrührt. Ihr Inhalt erhebt sich im Allgemeinen nicht über das gewöhnliche Gerede und er würde erst einige Bedeutung gewinnen, wenn die Authentizität des Werks wirklich nachgewiesen wäre. Dazu kommt noch, daß der Werth des Werks in eigentlich durch die Ungenauigkeit in den positiven Angaben noch zerstört wird. Bald vermißt man eine genaue Bezeichnung der Zeit, in der sich eine beigebrachte Thatsache ereignet haben soll; dann fehlen wieder Namen, deren es, wenn man die Glaubhaftigkeit einer Erzählung constatiren wollte, bedurft hätte. Kurz man muß als echter Russenfeind geworden sein, an allen Verleumdungen, welche in letzter Zeit auf die russische Regierung von allen Seiten herniedergeregnet sind, ein geheimes Behagen zu empfinden, wenn man diesem Werke ein hervorstechendes Interesse beilegen will. Wir wollen indessen ruhig abwarten, ob nicht vielleicht die folgenden Bände uns irgend welche geheime Aufschlüsse über die russische Politik liefern, welche der Verf. in seiner angebichten Stellung doch wol zu beobachten Gelegenheit gehabt haben müßte. Dieser Punkt wird den Preußlein des ganzen Werks abgeben, denn wenn der Verf. sich auch hier nur in Phrasen herumdreht, so wird man wissen, daß nicht der Kopf, sondern der Magen das ganze Werk eingegeben hat.

Poujoulat's Monographie über den heiligen Augustin.

Poujoulat ist uns als fleißiger Mitarbeiter des verdienstvollen Michaud bekannt. Er hatte sich nicht blos bei den auf die Kreuzzüge bezüglichen Arbeiten des Letztern, sondern auch an einer umfassenden Memoirensammlung für die ältere französische Geschichte, zu der der Plan von Michaud entworfen war, betheiligt. Unter den eigenen Arbeiten Poujoulat's wird seine Correspondenz aus dem Orient am häufigsten citirt. Ungachtet mancher sehr köstlichen Partien, welche dieses weitläufige Werk enthält, wird dem deutschen Leser der Genuß durch den breiten declamatorischen Ton, in dem das Ganze gehalten ist, ungemein verbittert. Nicht besser ergeht es, wenn man die Geschichte Jerusalems vom nämlichen Verfasser zur Hand nimmt. Hier gesellt sich zur hohlen Declamation, welche nur gar zu leicht die wirklichen Ideen und Thatsachen überwuchert, auch noch ein katholisirender Schwung, welcher gerade diesen Werken in gewissen Kreisen eine sehr weite Verbreitung gesichert hat. In demselben Sinne, wir möchten fast sagen in derselben Manier, ist ein Werk abgefaßt, welches vor kurzem vom nämlichen Verf. erschienen ist. Es ist dies eine Geschichte des heiligen Augustin: „Histoire de Saint-Augustin, sa vie, ses oeuvres, son siècle, influence de son génie" (3 Bde.). In Bezug auf den Fonds des Werks selbst muß man dem Verf. das Zeugniß geben, daß er mit großer Sorgfalt das vorhandene Material zusammengetragen hat, wenn ihn seine allzu übertriebene Verehrung für den Heiligen der Kirche auch zu keiner unabhängigen, einsichtsvollen Kritik gelangen läßt. Was nun aber die eigentliche Anschauungsweise anlangt, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, so müssen wir bemerken, daß der Verf. einer Art von Kunstkatholicismus huldigt, welche zum Theil an Chateaubriand erinnert. Es ist dies eine süße Religionsschwärmerei, welche dem gläubigen Herzen zwar eine volle Befriedigung gewähren mag, den der sich aber der Historiker, wenn es sich um die Feststellung der Thatsachen und um die Entwickelung bestimmter Ideen handelt, frei erhalten muß.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 347. — 13. December 1845.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 346.)

V. Lyrisches.

Lyrische Gaben bieten überhaupt nur drei unter den obengenannten Taschenbüchern: das „Rheinische“ und die beiden Wiener: „Gedenke Mein“ und „Aurora“. Obschon die Zahl der Gedichte, die sie liefern, groß genug ist, so ist doch des Berücksichtigungswerthen höchst wenig darunter. Namentlich die beiden wiener enthalten fast nichts als Spreu und kaum lohnt es sich, die wenigen nicht ganz tauben Körner herauszusuchen. Als solche sind etwa zu nennen: „Der Talisman“ von Karl Rain, „Die Treue der Steine“ von Fernand, und „Niobe“ nach Ovid von Seidl in der „Aurora“; „Am Brunnen“ von F. Halm, „Montamiata“ von Siegfried Kapper und einige Sagen von J. N. Vogl im „Gedenke Mein“. In diesen Gedichten findet sich wenigstens, was man in den übrigen vergeblich sucht, ein besonderer, sich specifisch unterscheidender Inhalt und eine zwar nichts weniger als geniale, aber doch frische und gewandte Darstellung. Mehr jedoch darf man auch von ihnen nicht erwarten. Günstiger gestaltet sich das Urtheil über die Gedichte des Dichtersalons im „Rheinischen Taschenbuch“. Unter ihnen ist wenigstens kein ganz werthloses, ja die meisten derselben lassen sich den besten in den wiener Taschenbüchern an die Seite stellen. Jedes Gedicht bietet mindestens eine Seite dar, durch die es uns anzieht. Wenn es vielleicht den ästhetischen Anforderungen nicht ganz genügen sollte, so entschädigt es dafür durch die sich darin ausdrückende Gesinnungstüchtigkeit. Des wirklich Hervorragenden ist jedoch auch hier nur wenig. Selbst Dichter wie Freiligrath, Arndt, Simrock, Duller, Schücking u. A. erheben sich mit ihren Beiträgen nicht über das Niveau der „Anerkennungswürdigkeit“ und „Schätzbarkeit“; einen neuen, überraschenden, tiefer eindringenden Eindruck vermögen sie nicht damit zu machen. Dasjenige Gedicht, welches von allen die eigenthümlichste Färbung hat, ist das folgende von August Stöber:

Die redlichen Gesellen.

Da war ich auf der Jagd mit zwei Gesellen,
Die meinten's redlich alle, alle beide.
Im Walde gleich vertheilten wir uns pürschend,
Ein jeder streifte seine eig'nen Pfade.
Ich schoß zwei Rehlein; sie mit einem Hasen
Gebunden kommen jubelnd angezogen.
Sie sprachen: Theilen wir als wie zwei Brüder!
Und nahmen Jeder sich ein festes Rehlein;
Mir ließen gütig sie den feisten Hasen,
Die redlichen Gesellen, alle beide!

Nun hieß es: Kamerad, heraus die Flasche!
Ein tücht'ger Schluck niemt nach dem tücht'gen Fange.
Sie reichten sich die Flasche hin und wieder,
Und lobten meinen Wein, das muß ich sagen.
Und mir zum Labsal, aus dem klarsten Quelle,
Mit klarstem Wasser füllten sie die Flasche,
Die redlichen Gesellen, alle beide!

Jetzt kommen aus dem Busch drei Frauenbilder:
Zwei junge schöne, eine alte hag're.
Gleich faßten sie die Blonde und die Braune
Zu süßem Kuß, um ihre schlanken Hüften;
Mich ließen sie ein Klugs Wörtchen tauschen
Mit der gebückten, silberlock'gen Alten,
Die redlichen Gesellen, alle beide!

Und drauf zum Heimmarsch durft' ich auf dem Horne
Ein lustig Liedel blasen: Halloh, ho!
Von Waidmannsglück und Rebenlaft und Küssen.
Sie stimmten jubelnd drein: Halloh! halloh!
Die redlichen Gesellen, alle beide!

Außer diesem reiht es uns nur noch ein Gedicht vom Beckermeister Vorholz mitzutheilen, das vielleicht als Ausdruck eines ehrenwerthen bürgerlichen Selbstgefühls Anklang findet. Es lautet:

Der Baum und seine Wurzel.

Es stund ein schöner großer Baum
Auf reicher Flur. Im Aehrsaum
Weg sich der Krone Wipfel stolz
Und dauernd auf dem starken Holz.
Doch bald der Wurzel Füll' mit Kraft
Sich aus dem guten Boden schafft.
„Was treibt die rauhe Wurzel sich“,
Sprach da der Baum, „heraus um mich?
In finst'rer Erde wohne sie
Und wage an das Licht sich nie!“

„So“, sprach die Wurzel, „redest du?
Durch mich fließt Kraft und Saft dir zu,
Nicht trügest du dein Haupt so kühn,
Nicht Früchte golden, hoffnungsgrün;
Ich, meines Triebes starke Macht
Hat dich und mich emporgebracht!“

Wen auf der weiten Gotteswelt
Gott und das Schicksal hochgestellt,

Digitized by Google

Sei dulsam, holte Nied're werth,
Durch die er steht und sich ernährt.

VI. Artistisches.

Auch in dieser Beziehung ist die Ernte täglich. Selbst das „Rheinische Taschenbuch" scheint uns diesmal in seinem Miniatur-Salon, welcher bekanntlich stets Nachbildungen berühmter Gemälde zu liefern pflegt, eine minder glückliche Auswahl getroffen zu haben. Außer dem Portrait K. F. Lessing's sind nur drei im Stande, in der hier gebotenen Form ein Interesse zu gewähren: „Die Gefangennehmung des Papstes Paschalis II." von K. F. Lessing, „Die Versuchung" von Oppenheim und besonders „Der Storch hat's gebracht" von Philip Herrlich. In der „Penelope" ist nur das Bildniß A. v. Sternberg's, in den „Perlen" das der Frau v. Paalzow und im „Gedenke Mein" das Friedrich Halm's als interessant zu erwähnen. Die weiblichen Köpfe, um derentwillen man eine Zeit lang vorzugsweise gewisse Taschenbücher kaufte, sind diesmal sämmtlich ausgefallen; höchstens dürfte „Angelika" in der „Aurora" davon auszunehmen sein.

Sollen wir hiernach unser Urtheil über die bezeichneten Taschenbücher kurz zusammenfassen, so dürfen wir die „Penelope", die „Perlen" und das „Rheinische Taschenbuch" und trotz unserer oben gemachten Bemerkungen auch Spindler's „Vergißmeinnicht" empfehlen. Auch die „Phantasiegemälde" und das „Wintergrün", obwol wir die beiden Novellen des letztern keiner speciellen Besprechung für würdig erachtet haben, dürften dem minder schwierigen Geschmack eine ansprechende Unterhaltung gewähren. Ob dagegen irgend Jemand an der Gabe des „Gedenke Mein" und der „Aurora" Genuß oder auch nur ein Mittel gegen die Langeweile finden könne, müssen wir ernstlich bezweifeln, da wir wenigstens uns nur mit Ekel davon abgewendet haben. 48.

Tagesliteratur.

Mit Recht hat man die deutsche Philosophie das höchste Palladium deutscher Nation genannt, denn es ist eine historische Thatsache, welche von allen gebildeten Nationen anerkannt ist, daß die Wissenschaft der Philosophie seit länger als einem Jahrhundert ausschließlich nur von Deutschen gefördert worden ist. Früher thaten Engländer und Franzosen es den Deutschen gleich oder zuvor in der Philosophie; seitdem ist aber der diesen gebildetsten Völkern der Erde die Philosophie bis auf den Namen verloren gegangen und in neuester Zeit, wo das Bedürfniß nach einem höhern Selbstbewußtsein des Geistes bei ihnen sich mächtig regte, haben sich ihre ausgezeichnetsten Geister Mühe gegeben, die deutsche, d. h. die Philosophie überhaupt, wieder kennen zu lernen, ihre Akademien haben Preise ausgesetzt auf Darstellungen des Entwickelungsganges der deutschen Philosophie, und dabei haben sie der deutschen Nation mit der größten Beschachtung für die der erhabensten Wissenschaft ertheilte Pflege gedankt. In Deutschland selbst aber hat sich das Verhältniß der Philosophie mißlicher gestaltet; die Reactionen haben angefangen, die Philosophie für politisch unrüchtig, für demagogisch zu erklären, die Gelehrten haben gegen die Obervormundschaft, welche sich die Philosophie über alle Wissenschaften angemaßt, protestirt, die feindseligsten Angriffe sind aber unter dem Namen der Philosophie selbst gegen die Philosophie unternommen worden. Es gab eine Zeit, wo es ein Verbrechen gegen die Kirche war, ein Philosoph zu sein; dann kam eine Zeit, wo Philosoph der höchste Ehrentitel war, gegenwärtig ist es eine Schande, Philosoph zu sein, und es fehlt nicht viel, so wird es als ein Verbrechen gegen den Staat betrachtet werden. Bei den Engländern und Franzosen hat das Wort Philosophie längst eine ganz andere Bedeutung als in Deutschland; bei jenen nämlich ist es gleichbedeutend mit Naturwissenschaft, bei diesen mit dem Raisonnement, in welchem sich Ansichten und Meinungen über alle mögliche wissenschaftliche und unwissenschaftliche Tagesinteressen aussprechen. Man weiß, daß die Franzosen in diesem Raisonnement sehr stark sind; aber es ist anzuerkennen, daß die Franzosen immer mehr zu der Überzeugung kommen, daß solches Raisonnement haltungs- und bedeutungslos ist. Dies spricht sich denn aus, daß sie auf dasselbe kein Gewicht legen, sondern es nur als ein heiteres Spiel eines gebildeten Geistes behandeln, welches nichts von dem Ernste und der Würde der Wahrheit hat, und daß sie, um zu einer gründlichen Überzeugung zu gelangen, um sich aus dem gefährlichen Wellenspiel des Beraisonnirens der wichtigsten Interessen des Geistes zu retten, zur deutschen Philosophie, zur speculativen Erkenntniß des Geistes und alles Geistigen sich gewendet haben. Dagegen hat sich in Deutschland die entgegengesetzte Richtung geltend gemacht. Man hat sich bestrebt, die Wissenschaft der Philosophie in jenes unwissenschaftliche Raisonnement umzubilden, von welchem sich die Franzosen frei zu machen bemüht sind. Man hat die bisherige Philosophie als Schulweisheit verächtlich zu machen gesucht, man hat von einer Emancipation der Philosophie gesprochen, von einer Einführung derselben ins Volksleben, in welchem sie die mit der Schulphilosophie zugleich verworfene Religion ersetzen solle. Als Apostel der emancipirten Philosophie trat namentlich Z. Feuerbach auf. Es liegt der ganzen Erscheinung ein tieferer Gedanke zu Grunde. Es ist nämlich eine richtige historische Bemerkung, daß der Aufbau der wissenschaftlichen Philosophie stets von Völkern betrieben worden ist, deren staatliches Dasein kein vollkräftiges Leben hatte. Nämlich der durch das staatliche Dasein des Geistes nicht befriedigte Geist zieht sich selbst zurück und sucht und findet in seiner Selbstgenügheit eine reiche Entschädigung für die Unvollkommenheiten des Staatslebens, welchem er angehört. Daß auch der Beruf der Deutschen zur Philosophie durch diese Bemerkung eine Erklärung finde, liegt auf der Hand. Nun hat gegenwärtig der Gedanke eines politischen Aufschwungs Deutschlands so allgemeinen Beifall gefunden, daß man der Zukunft Deutschlands das edelste Kleinod deutschen Geistes, die Philosophie, zum Opfer zu bringen bereit ist. Aber die Art und Weise, wie dieses geschieht, ist kein Fortschritt über die graue Theorie hinaus ins frische grüne Leben, sondern nur ein Rückschritt zum principlosen und der Herrschaft seiner selbst entbehrenden Denken, zum schiefen sophistischen Raisonnement. Man verräth die Philosophie und kennt doch nicht einmal über deren Grenze hinaus, in welcher man die festen Gestalten nur aufgegeben gegen einen gränzlichen Wirrwarr finnloser Geschwätze.

Ich spreche hier zunächst von Feuerbach bei Gelegenheit seiner zwei jüngsten Schriften, des zweiten und dritten Heftes seiner „Religion der Zukunft":

1. Die Bestimmung des Menschen. Von Friedrich Feuerbach. Nürnberg, Cramer. 1845. 8. 16 Ngr.
2. Mensch oder Christ? Sein oder Nichtsein? Von Friedrich Feuerbach. Nürnberg, Cramer. 1845. 8. 6 Ngr.

Vom Standpunkte der Philosophie aus ist mit dem Feuerbach'schen Raisonnement leicht fertig zu werden, ja dasselbe erscheint auf diesem Standpunkte so in sich selbst nichtig, daß eben deshalb und deshalb allein von der Philosophie eine Antwort auf dasselbe unterbleiben ist. Die außerhalb der Philosophie Stehenden haben in diesem Schweigen eine Connivenz

Digitized by Google

der Philosophie für die Feuerbach'schen Ansichten erblickt, aber mit Unrecht. Bei einer besonnenen Betrachtung der Stellung, welche sich Feuerbach ausdrücklich der deutschen Philosophie und in ihrer letzten Spitze der Hegel'schen Philosophie gegenüber gegeben hat, konnten sich indeß auch die Nichtphilosophen leicht überzeugen, daß die Feuerbach'schen Ansichten keineswegs als Resultat der deutschen Philosophie zu betrachten sind, vielmehr mit derselben in dem schroffsten Widerspruche stehen, nämlich in dem der Unphilosophie zur Philosophie. Man erinnere sich doch nur, daß sich die Philosophie seit Cartesius und noch entschiedener seit Kant ausdrücklich zur vollendetsten Wissenschaftlichkeit herausgebildet hat; man hat ja häufig genug über die Freiheitswuth, Unverständlichkeit und Schwierigkeit der Philosophie sich beklagt: man hat ja namentlich der Hegel'schen Philosophie nicht oft genug den Vorwurf machen können, daß sie zu ihrem Hauptzwecke, zu zu ihrer einzigen Aufgabe die vollendete Methode der Wissenschaftlichkeit mache und sich dadurch dem Leben, dem gewöhnlichen Raisonnement des sogenannten natürlichen Denkens entziehe; ja Feuerbach selbst hat diesen Vorwurf gegen die Philosophie an die Spitze seiner Bestrebungen gestellt: wie kann man meinen, daß die Philosophie die Schuld trage von Dem, was Feuerbach u. A. vorgebracht haben? Im Princip schließen sich Feuerbach und die Philosophie einander aus, und ebenso in den Consequenzen des Princips. So will bekanntlich Feuerbach seine sogenannte Philosophie an die Stelle der Religion setzen, während die Philosophie und ausdrücklich Hegel ein solches Unternehmen so thöricht findet, wie wenn Jemand eine Abhandlung über den Blutumlauf an die Stelle des Herzens eines lebendigen Menschen setzen wollte; oder wie wenn man zur Zeit einer Hungersnoth an das Volk Abhandlungen über den Verdauungsprocess vertheilte, um den Appetit der Verhungernden zu befriedigen. Man sieht, die Philosophie ist mit dem Feuerbach'schen Raisonnement von vorneherein fertig, es ist ihr nichts als eine Thorheit, und zwar eine nicht etwa neue, sondern uralte Thorheit, denn die Anmaßung des Geschwätzes über die Sache sich an die Stelle der Sache selbst zu setzen und zugleich den Namen der Philosophie sich zu geben, ist so alt wie das Denken überhaupt, denn es ist das Denken selbst, welches über seinen rohesten Anfang nicht hinaus kann, nicht zur Selbstbestimmung, zur wahren Freiheit gelangt und daher noch nicht wirklich zur Sache selbst, gemacht hat, als die Wahrheit der Wirklichkeit, sich an die ihm fremdgebliebene Sache verliert, oder diese gegen seinen eigenen Wahn aufgibt.

Aber die Philosophie hat allerdings nicht blos die Aufgabe, sich vor sich selbst wissenschaftlich zu beweisen, sondern sie hat sich auch vor aller Welt zu rechtfertigen und dies thut sie indem sie die Anmaßungen der Unphilosophie in ihr Nichts zurückweist; sie zeigt darin ihre Macht über die Unphilosophie und reinigt sich von dem Verdachte, als ob sie mit derselben wesentlich identisch sei, wie von der Unphilosophie, um sich ein Ansehen zu geben, behauptet wird. In diesem Sinne will ich näher auf die vorliegenden Schriften eingehen.

Es muß zunächst im Allgemeinen bemerkt werden, daß die Religion der Zukunft, von welcher Feuerbach in diesen Schriften spricht, Dasselbe ist, was er sonst seine von den Foemen der Schule emancipirte Philosophie nennt. Die Philosophie soll an die Stelle der Religion treten, sie wird sie selbst die Religion der Zukunft sein. Das Princip, von welchem Feuerbach ausgeht, ist die „Glückseligkeit", nach welcher alle Menschen streben. Demgemäß stellt er folgende Hauptgrundsätze der Religion der Zukunft auf:

„I. Berechtigt, heilig ist der Glückseligkeitstrieb aller Menschen."

„II. Heilig ist und sei uns das Heil der Menschheit: heilig ist, was der Menschheit heilsam"

„III. Heilig ist und sei uns die menschliche Natur."

„IV. Kein Heil außer dem Menschen."

Feuerbach's heiliger und berechtigter Mensch ist der Mensch in der Menschheit, nicht der schlechthin vereinzelte Mensch. Daher verlangt er von dem einzelnen Menschen Sittlichkeit, durch welche der Einzelne erst geschickt wird zum Leben in der Menschheit und für die Menschheit, erst heilig und gerecht wird. Aber er leitet die Sittlichkeit aus der Natur des Menschen ab und heilig ist ihm daher die Natur. Nun ist aber der Mensch von Natur, als natürlicher Mensch nur der schlechthin einzelne. Die Menschheit selbst hat im natürlichen Dasein nur als dieser einzelne Mensch. In dieser Form aber ist sie im Widerspruche mit sich selbst, denn in Wahrheit ist sie die Allheit der einzelnen Menschen, eine Allgemeinheit, in welcher die einzelnen, d. h. die natürlichen Menschen, sich aufheben. Ist nun der sittliche Mensch der Mensch in der Menschheit und für die Menschheit, so ist er der sich in seiner Natürlichkeit aufhebende Mensch. Die Natur ist also vielmehr das Unheilige. Das, was überwunden werden muß, damit der Mensch zur Heiligkeit und Gerechtigkeit gelange. Man sieht leicht, daß sich die Feuerbach'sche Lehre durch sich selbst widerlegt. Dies leuchtet noch näher ein, wenn man den einzelnen Menschen betrachtet, wie er sich thatsächlich zum sittlichen und damit zur Christen in der Menschheit berechtigten Menschen herausbildet. Geboren wird der Mensch als ein blos natürlicher und so ist er eben nur thierisch lebendig, die menschliche Existenz entwickelt sich in ihm in demselben Maße, wie er für die Menschheit zu existiren anfängt und fortfährt, und diese Existenz ist ihm allein dadurch möglich, daß er mehr und mehr sein natürliches Dasein überwindet und ein geistiges Dasein an dessen Stelle setzt, bis endlich dem sittlich vollkommenen Menschen die Natürlichkeit zum bloßen Momente der Ursprünglichkeit herabgesetzt ist. Der Mensch ist, wenn man auf seinen Anfang sieht, Natur, wenn man aber auf seinen Zweck sieht, Geist: Das Werden des Menschen als Geist ist sein Untergang als Natur. Die Rohheit des Feuerbach'schen Raisonnements tritt besonders darin hervor, daß er diese Verhältniß von Geist und Natur ganz ignorirt, daher die Sitte als so etwas Unbestimmtes behandelt, was der Leib (der natürliche Mensch) hat, etwa wie Arme und Beine, und gelegentlich braucht, ebenso die Vernunft (den Geist); die Gedankenlosigkeit desselben, daß er als eins der Principien der Sittenlehre den Satz hinstellt: „Kenne dich selbst kennen, erforsche vor Allem deine vorherrschenden Neigungen und lerne sie beherrschen und zähmen", ohne auch nur zu merken, daß er eben in diesem Satze auf das bestimmteste ausspricht, daß der Mensch um sittlich zu sein seine Natur überwinden müsse, oder richtiger verklären in Geist. Die verschiedenen Standpunkte, welche gegenwärtig gäng und gäbe sind, markiren sich gegeneinander auf das bestimmteste durch die Art und Weise, wie sie den Gegensatz zwischen Natur und Geist auffassen. Auf dem römisch-katholischen und altprotestantischen Standpunkte (welchen Feuerbach schlechthin als den christlichen bezeichnet und bekämpft) erscheinen Natur und Geist im abstracten Gegensatze, wie zwei feindliche Mächte, welche widereinander streiten, in welchem Kampfe aber der Geist (der heilige Geist Gottes und so wie der Mensch seiner theilhaft wird) den Sieg davonträgt, im Romanismus durch äußerliche Mittel (Züchtigung des Fleisches, fromme Werke, Sacramente), im Protestantismus durch innerliches Wirken (Gnade). Auf dem rationalistisch-religiösen Standpunkte, wie er im Protestantismus und mehr und mehr auch im Neukatholicismus sich geltend macht, hat der Geist die Natur, sodaß diese ein Anderes und Schlechteres als der Geist ist, aber nicht das Ursprüngliche, sondern nur ein ihm Anklebendes, von welchem der Geist beim Tode befreit werden wird. Die Natur ist so eine Fessel des Geistes, von welcher ihn der Tod befreien wird. Auf dem Feuerbach'schen Standpunkte hat die Natur einen Geist, sodaß dieser selbst sperlisch nichts Anderes als Natur ist. Man sieht sogleich, daß dieser Standpunkt im Grunde wesentlich derselbe ist, welchen der französische Sensualismus lehrte, nur daß dieser Sensualismus consequenter als Feuerbach war, welcher durch seine Sittlichkeitstheorie sich sogleich selbst wider-

Digitized by Google

legt. Auf dem philosophischen Standpunkte endlich verhalten sich Natur und Geist zueinander etwa wie ein Fluß, der, wenn man nach seiner Quelle hinschaut, als Natur, wenn man nach seiner Mündung hinschaut, als Geist sich darstellt: aber auch dieses Bild ist nur einseitig: Natur ist der Geist in der Entfremdung von ihm selbst, in welcher also der Geist sich offenbart, aber nur als der, welcher er nicht ist, und Geist ist Natur, welche sich selbst, zu ihrer Wahrheit gekommen ist. Die Negation der Negation, die philosophische Auffassung, ist die schwierigste, die Feuerbach'sche die leichteste, weil die sie einseitigste ist. Hieraus erklärt sich auch der Beifall, den sie gefunden, sie hat folglich die große Majorität der Flach- und Schwachköpfe auf ihrer Seite. Aber auch der seichteste Kopf vermag nicht sich stets auszuhalten, denn es muß, wenn er nur redlich gegen sich selbst ist, ein Augenblick der Besonnenheit ihm kommen, wo ihm die Unnatürlichkeit des Geistes auffällt. Keine der räthselhaften Erscheinungen des Menschendaseins lassen sich auf dem Feuerbach'schen Standpunkte erklären, ohne eine Inconsequenz gegen das Princip zu begehen. Daher ist auch Feuerbach's Kampf gegen das Christenthum nur eine Donauiotette, über welche Niemand besorgt zu werden braucht. Gesetzt auch das Christenthum wäre wirklich in der römisch-katholischen oder altprotestantischen Vorstellungsweise befangen, so wäre es doch noch unendlich sinnreicher als das Feuerbach'sche Raisonnement. Es erkennt doch den Gegensatz an zwischen Geist und Natur, wenn es ihn auch nur abstract faßt, während Feuerbach gar nicht einmal bis zum Bewußtsein eines Gegensatzes, noch viel weniger aber zur Aufhebung desselben gelangt. Bedenkt man aber, daß das Christenthum gar nicht blos Geist (Gott und Leben) und Natur (Teufel und Tod) einander gegenüberstellt, auch nicht blos von einem endlich siegreichen Kampfe beider spricht, sondern den entschiedenen Sieg Gottes über Tod und Teufel lehrt, auch keine Gemeinschaft der Streiter für Gott, sondern eine Gemeinde der Heiligen verlangt, nicht der Macht des Todes und des Bösen entrückt sind und nur noch leiblich zu leiden und zu sterben vermögen, — in denen also die Natur zum bloßen Momente der Ursprünglichkeit herabgesetzt ist —: so wird man inne werden, daß die Philosophie dahin gelangt ist, mit der göttlichen Offenbarung vollkommen übereinzustimmen. Man gebe aber nur die thörichte Vorstellung auf, als sei diese Uebereinstimmung nur so möglich, daß Philosophie und Religion ineinander auf- und übergehen: und halte dagegen die einzig richtige Vorstellung fest, daß, wenn die Philosophie sagt, sie stimme mit der Religion überein, dies denselben Sinn habe wie wenn z. B. der Physiolog behauptet, er habe den Blutprozeß begriffen. So wenig wie es dem Physiologen einfällt, nunmehr durch seine Wissenschaft den Blutprozeß ersetzen zu wollen, fällt es dem Philosophen, dem wahren Philosophen ein durch seine Wissenschaft die Religion, dieses ganz unmittelbare Innewerden des göttlichen Geistes, ersetzen zu wollen.

Um im Publicum die irrige Vorstellung gründlich zu widerlegen, als ob die ephemere Weisheit der Herren Feuerbach und Consorten eine nur vom Schulzwange emancipirte Frucht der Hegel'schen Philosophie sei, erlaube ich mir noch folgende Worte Hegel's anzuführen, welche bewiesen werden, daß der eben ausgesprochene Gedanke von Hegel vollständig anerkannt sei. In Hegel's „Encyklopädie" heißt es: „Es ist geschehen und noch öfter hat der Mißverstand obgewaltet, daß solches Nachdenken als die Bedingung, ja als der einzige Weg behauptet worden, auf welchem wir zum Fürwahrhalten des Ewigen und Wahren gelangten — Vergleichen Behauptung käme mit der überein, daß wir nicht eher essen könnten, als bis wir uns die Kenntniß der chemischen, botanischen oder zoologischen Bestimmungen der Nahrungsmittel erworben, und wir mit der Verdauung warten müßten, bis wir das Studium der Anatomie und Physiologie absolvirt hätten. Wenn dem so wäre, würden diese Wissenschaften in ihrem Felde, wie die Philosophie in dem ihrigen, freilich sehr an Nützlichkeit gewinnen, ja ihre Nützlichkeit wäre zur absolu-

ten und allgemeinen Unentbehrlichkeit gesteigert: vielmehr aber würden sie alle, statt unentbehrlich zu sein, gar nicht existiren."

Der Gegensatz, um welchen sich Feuerbach's ganze Weisheit dreht: „Mensch oder Christ — Sein oder Nichtsein", ist eine Thorheit. Feuerbach will das Christenthum nicht kennen und verwechselt es daher mit gewissen starren Vorstellungen, welche nichts als eine gewisse Phase seiner Auffassung bezeichnen. Statt zu reformiren revolutirt er: das ist freilich das kürzeste, aber auch das untauglichste Mittel, die widerstreitenden Fragen der Gegenwart zu lösen. Es ist wahr, daß die Kirche die Lehre des Christenthums bisher durch eine Menge von sich untereinander widersprechenden Vorstellungen vielfach getrübt hat; aber wie diese Widersprüche in der Andacht unmittelbar zur befeligenden Einheit sich auflösen, so folgt aus der Erkenntniß jener Spaltung weiter nichts, als daß die Kirche diese starre Auffassung aufgeben, sich immer enger an die Schrift und an den lebendigen Glauben halten müsse, in denen beiden die flüssige Natur jener religiösen Vorstellungen sich geltend macht. Eine Verwerfung des Christenthums daraus abzuleiten, ist wo nicht freiwillige, doch sehr unverständig. Ja käme noch den ersten Satz aus Feuerbach's zweigenannter Schrift an, um die Haltungslosigkeit dieses sich philosophisch nennenden Geschwätzes, dem man die Ehre anthut, es für gedruckt zu halten, darzuthun. Er lautet: „Wir sind auf die Erde gekommen, ohne einen Vertrag, von dessen Erfüllung unser Dasein und Wohl auf Erden abhängig wäre, mit einem übermenschlichen Wesen abgeschlossen zu haben, wir haben weder eine Pflicht, zu fragen, ob es irgend einem solchen Wesen gefällt oder nicht gefällt, wie wir auf Erden uns einrichten wollen." Die armselige Kategorie des „Vertrags" also ist es, unter welcher der Verf. allein das Verhältniß von Geist zu Geist sich vorzustellen vermag! Philosophisch ist darauf in der That gar nichts zu erwidern, gerade so wenig wie an Meyerbeer'sche Dem einen zu erwidern vermag, der gegen den Satz a = a einwendet, daß das eine a immer vor dem Gleichheitszeichen stehen müsse, das andere hinter demselben. Will man aber auf das Feuerbach'sche Raisonnement eingehen, so muß man gegen dasselbe ausführen, daß ebendeshalb, weil wir keinen Vertrag mit Dem, der uns in letzter Instanz das Leben gab, gemacht haben, wir auch in gar keinem abstracten Rechtsverhältnisse gegen denselben stehen, sondern ein gegen Nichts — ein Koth gegen ihn und vor ihm sind, und so wäre Feuerbach wiederum gerade da angelangt, wo sich die dornrichsten seiner Gegner befinden, welche im Namen der Ehrfurchtlosigkeit den Menschen als Koth gegen Gott verspeien, ohne in ihrer Einfalt zu merken, daß sie damit nicht den Menschen, sondern Gott lästern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.

Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes.

Von

C. G. H. Lentz,

Generalsuperintendent in Blankenburg.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 27 Ngr.

Das ganze Werk wird aus zwei Bänden, jeder Band in 3 Heften à 9 Ngr., bestehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 348. — 14. December 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Vierter und letzter Artikel.*)

1. Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skize, von E. F. Apelt. Erster Band. Jena, Hochhausen. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Erster bis dritter Band. Mit Abbildungen. Leipzig, Teubner. 1843—44. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

In den ersten drei Artikeln haben wir bei Beurtheilung des Werks von Kolb zugleich unsere Ansichten über die Behandlung der Geschichte der Menschheit entwickelt. Wir werden uns daher bei der Besprechung der zwei vorliegenden Werke kürzer fassen können. Sie tragen beide einen andern Charakter als das erwähnte Buch und unterscheiden sich wiederum unter sich selbst. Während nämlich Kolb erzählend und raisonnirend zugleich verfährt, tritt in dem ersten das philosophische oder raisonnirende Element als prädominirend hervor; Klemm hingegen ist fast nur beschreibend und erzählend. Das erste Buch will eine Philosophie der Geschichte sein, das zweite ist wirklich eine Culturgeschichte.

Über das erste Werk besonders können wir kurz sein. Wir halten dasselbe für keine bedeutende Bereicherung unserer Geschichtsliteratur, sowol hinsichtlich des Stoffs als hinsichtlich der Form. Was letztere betrifft, so ist das Buch keine fortlaufende entwickelnde Deduction, sondern es enthält eine Reihe von Aufsätzen, die allerdings miteinander in Verbindung stehen, jedoch nicht in einer so innigen, daß der aphoristische Charakter dadurch verbannt wäre. Der Verf. hat das Buch in zwei Abschnitte getheilt. Der erste enthält „ein Bild der Geschichte der Menschheit". Der zweite führt die Überschrift: „Unser Leben und unsere Wissenschaft", und enthält wieder folgende vier Abhandlungen: 1) Der Einfluß der großen geographischen Entdeckungen auf den Gang der Culturgeschichte. 2) Das Rund der Erde und sein Einfluß auf die Gestaltung des Menschenlebens. 3) Die Entdeckung des wahren Weltsystems und der Naturgesetze. 4) Die Stufen der religiösen Ausbildung im Völkerleben und ihr Verhältniß zur Philosophie und Naturwissenschaft. Dabei sind noch die Aufsätze als Anhang: 1) Erläuterung über die Epicykelntheorie und das Verhältniß der drei Weltsysteme. 2) Keppler's mysterium cosmographicum. 3) Keppler's Induction zur Entdeckung der wahren Gestalt der Planetenbahnen.

In dem ersten Abschnitte wollte der Verf. einen Überblick über den Entwickelungsgang der Menschheit geben. Aber wir müssen gestehen, daß er uns keineswegs genügte. Bei der Kürze, mit welcher der Verf. seinen Gegenstand behandelte — auf 120 Seiten — hätte eine bessere Übersicht noth gethan, mehr Schärfe und Bestimmtheit und Hervortretenlassen der bewegenden Ideen. Aber der Verf. hat sich zu sehr in einem blumenreichen und rhetorischen Stile gefallen, als daß er auf jene Anforderungen hätte Rücksicht nehmen können. Seine Darstellung ist viel mehr eine andeutende Beschreibung einzelner Momente in der Weltgeschichte als eine klare anschauliche Entwickelung des Ganges der Menschheit. Dabei hat er auf alle Verhältnisse nicht gleicherweise Rücksicht genommen, sondern einzelne Dinge, wie z. B. die Philosophie und die Naturwissenschaften, vor den andern zu sehr bevorzugt. Als wir am Ende des Aufsatzes angekommen waren, hatten wir keinen Totaleindruck, keinen neuen belebenden Gedanken mit davon genommen, so wenig wußte der Verf. seinen Stoff zu beherrschen und zur klaren Darstellung zu bringen.

Die zweite Abtheilung, welche die vier Aufsätze enthält, ist offenbar besser. Hier geht der Verf. schon mehr auf Thatsachen ein und es kommen Resultate zum Vorschein. Am meisten hat uns der vierte Aufsatz: „Die Stufen der religiösen Ausbildung im Völkerleben", angesprochen, wiewol derselbe den Gegenstand auch nicht ganz erschöpft und nur bei der Geschichte der Deismus ausführlich ist. Wir wiederholen noch einmal, daß das Buch aphoristisch ist und auf eine allen Anforderungen genügende Darstellung der Geschichte der Menschheit keinen Anspruch machen darf.

Desto mehr müssen wir das zweite Werk als verdienstlich anerkennen. Nach den vorliegenden drei

*) Vergl. den dritten Artikel in Nr. 304 und 305 d. Bl.
D. Red.

Digitized by Google

Bänden zu schließen, wird dasselbe eine bedeutende Ausdehnung erlangen, wol eine größere als der Verf. sich vorgenommen hat: er hat das Buch auf acht Bände berechnet, wir glauben aber, daß er damit nicht ausreichen wird. Übrigens sind wir keineswegs der Meinung, daß der Verf. sich beschränken solle. Bei seinen umfassenden Kenntnissen und dem großen Fleiße, den er auf das Werk verwendet, kann das Publicum selbst bei der größern Ausdehnung desselben nur gewinnen. Das Buch ist, wie schon angedeutet, auf sehr solide Studien basirt: es enthält theils die Resultate der Forschungen Anderer, theils eigene, und ist durchaus mit verständigem, nüchternem Sinne geschrieben, sodaß es selbst für den Mann von Fach ein Anhalt, selbst Quelle sein kann. In der Einleitung verbreitet sich der Verf. zunächst über den Standpunkt, den er einzunehmen gedenkt, spricht recht gut über die Sage, über Genealogie, über Epos, Annalen, Reiseberichte und Specialgeschichten, über die kirchliche Richtung im Mittelalter und seit der Reformation, sodann über die vorherrschende politische Richtung in der modernen Zeit, und geht sodann in seinem Standpunkte über, mit dem wir vollkommen übereinstimmen; er sagt nämlich, der echte Culturhistoriker müsse Alles erfassen, er dürfe nicht einseitig bei der einen oder der andern Richtung menschlicher Thätigkeit stehen bleiben, sondern alle in den Kreis seiner Betrachtung und Darstellung ziehen. Der Verf. sagt S. 11:

Der Standpunkt, den ich mir ersucht habe, ist also weder der politische der Menschheit in ihrem Verhältnisse zum Staate, noch der literarische, der artistische, der antiquarische, der gewerbliche — sondern mein Versuch geht dahin, die sämmtliche Entwickelung der Menschheit von den rohesten, an die schwächste Kindheit, ja an das thierische Wesen grenzenden Uranfängen bis zu deren Gliederung in organische Volkskörper nach allen ihren Richtungen, also in Bezug auf Sitten, Kenntnisse und Fertigkeiten, häusliches und öffentliches Leben in Frieden und Krieg, Religion, Wissen und Kunst, unter den von Klima und Lage von der Vorsyn ung dargebotenen Verhältnissen in erforschen und nachzuweisen. Ich betrachte die Menschheit als ein Individuum, dessen Körper ebense geheimnißvolle Uranfänge hat wie der des einzelnen Menschen, der ebenso wie dieser seine Kindheit, seine Jugend, sein männliches Alter hat — der da wächst und zunimmt und Träger geistiger Neigungen, geistiger Keime und Kräfte ist, welche zur Entwickelung, zur Blüte und Frucht bestimmt sind, der aber alternd sich immer wieder erneuen wird, bis die Absicht erfüllt und erreicht ist, welche die höchste Macht bei dessen Erschaffung hatte.

Was die Methode betrifft, so glaubt der Verf. am besten zu thun, die Völker nach drei Grundzuständen einzutheilen, nämlich in den der Wildheit, der Zahmheit, der Freiheit. Als Gegenstände der Betrachtung geht der Verf. zunächst die Erde als Weltkörper durch; er weist nach, von welch wichtigen Einflüssen die einzelnen Erscheinungen auf derselben auf den Menschen sind, geht sodann zu den Producten der Erde über, deren Wichtigkeit für die Culturgeschichte nicht minder hervorgehoben werden, wobei uns insbesondere interessirte, was über den Drachen der Sage (S. 144) gesagt wurde, und bleibt zuletzt beim Menschen stehen. Hierbei macht er denn hinsichtlich der Racen eine andere Eintheilung als die bisher gewöhnlichen. Während man nämlich bisher in der Regel fünf Racen annahm, nach Blumenbach's Vorgang, die kaukasische, die mongolische, die äthiopische, die amerikanische und die malaiische, so begnügt sich unser Verf. mit zwei, nämlich mit der activen und der passiven Race. Die erste, in der Regel die kaukasische genannt, ist die weniger zahlreiche, aber doch herrschende Race: ihr Element ist Thätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Breite und Ferne, der Fortschritt in jeder Weise, Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Die passive Menschheit tritt in allen diesen Eigenschaften vor der activen zurück, und wiewol auch sie sich wieder in gewisse Unterabtheilungen trennt, so stehen sie doch insgesammt einander so fern gleich, als sie der activen gegenüber nichts oder wenig bedeuten: auch sind sie alle gefärbt, während die active eine weiße Hautfarbe besitzt. Die passiven Völker, bemerkt der Verf., entwickeln sich zwar schneller als die activen, etwa in der Art wie auch die Mädchen sich schneller heranbilden als die Knaben, allein sie sind dann auch mit dem ersten Resultate zufrieden: sie bleiben auf der ersten Stufe Jahrhunderte, selbst Jahrtausende stehen, ohne weiter zu streben, was bei der activen der Fall ist. Daher haben eigentlich nur die letztern eine Geschichte: das Leben der erstern schleppt sich im gewohnten Gleise hin, ohne Abwechselung und ohne innern Kampf. Wir sind mit dieser Ansicht des Verf. über die Racen durchaus einverstanden; dadurch fallen manche Inconvenienzen weg, die durch die erste entstanden waren; dadurch kommt Klarheit in die Verhältnisse der verschiedenen Stämme und Völkerzweige zueinander, und es läßt sich nun schon eine ganz andere Anordnung für's Ganze treffen.

Nachdem der Verf. noch Einiges über die Entstehung des Staats beigefügt, über Religion — wobei er folgende Stufen annimmt: Furcht, Schamanenthum, dann bei den Ackerbauern Idee einer wohlwollenden Gottheit, Dankopfer, Götterfeste; bei den passiven Nationen dann Priesterherrschaft, bei den activen nicht —, über Kunst, Wissenschaft, Verkehr und Krieg, geht er zu der passiven Race über.

Die Beschreibung derselben füllt die drei vor uns liegenden Bände. In dem ersten werden „die Urzustände der passiven Menschheit oder die Waldvölker in den Urwäldern, an den Seeküsten und in den fernen Ebenen" besprochen, die Bewohner der südamerikanischen Urwälder oder die Indios da matto, sodann die wilden Fischer, die Bewohner von Neuholland, die Pescherähs, die Bosjesman und Californier. Im zweiten Bande schildert der Verf. die amerikanischen Jägervölker, von S. 1—177 sodann die Polarmenschen, von S. 197—346 Grönländer, Eskimos, Kamtschadalen u. s. w., endlich die Bewohner des Nokta-Sundes, von S. 346—357. Im dritten Bande geht er zu den Hirtenvölkern der passiven Menschheit über; hier schildert er zunächst die Waldnomaden des Nordens (S. 1—136) wie Ostiaken,

Digitized by Google

Samojeden, Tungusen, Jakuten, Lappen, Sibirier u. s. w., sodann die passiven Hirtenstämme der gemäßigten Zone von S. 136—213, nämlich die mongolischen Völkerschaften, welche das mittlere Asien vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis zu der östlichen Seeküste zwischen den sibirischen Grenzen des russischen Reiches und denen von China bewohnen; hierauf die passiven Hirtenvölker der heißen Zone, von S. 213—398, nämlich die afrikanischen Kaffern, Neger u. s. w. Wir können dem Verf. nicht näher folgen, da dies uns zu weit führen würde. Nur so viel wollen wir bemerken, daß wir nirgend sonst die Beschreibung der gesammten wilden und halbwilden Stämme mit einer solchen Ausführlichkeit, mit solchem Eingehen in ihren ganzen Zustand gefunden haben wie in diesem Werke. Der Verf. bespricht nämlich einmal die körperliche Beschaffenheit der betreffenden Stämme, dann die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften, ihre Nahrung und ihren Erwerb, ihre Waffen, ihre Werkzeuge, ihre Kleidung, Wohnung, Ehestand und Familienleben, geselliges Leben, Spiele und Festlichkeiten, öffentliches Leben im Frieden, Krieg, Religion, Gottesdienst, Cultur. Alle diese Verhältnisse sind mit großer Sorgfalt aus den ältern und neuern Werken, die darüber erschienen, zusammengetragen, sodaß Jeder, welcher sich über den Zustand jener Völker unterrichten will, hier gewiß eine reiche Ausbeute findet. Über die Stellung dieser Völker zur Geschichte der Menschheit im Großen und Ganzen kann natürlich nur dann erst ein klares Resultat gegeben werden, wenn die andern Nationen, in denen eine größere Mannichfaltigkeit des Lebens stattfindet, zur Sprache kommen. Wir enthalten uns daher vor der Hand jedes Urtheils, bis noch mehre Bände erschienen sind, wo der Gang der Cultur in seinem beweglichen Fortschritt mehr zur Anschauung kommen kann. 53.

Tagesliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 311.)

Der Feuerbach'schen Ansicht von Geist und Natur gegenüber verdient noch eine andere, gewissermaßen mit ihr verwandte, aber doch unendlich höher stehende angeführt zu werden, welche sich in der ersten der beiden nachfolgenden Reden ausspricht:

3. Zwei akademische Reden. Über das Verhältniß der Philosophie der Natur zur Religion, und über die Emancipation des Verbrechers im Kerker. Von D. G. Kieser. Jena, Gröker. 1845. 8. 10 Ngr.

Der Verf. betrachtet die Naturwissenschaften als die Basis aller Wissenschaft und sucht namentlich darzuthun, daß die Philosophie der Natur und die Religion nur subjectiv verschiedene Formen der Offenbarung in der höchsten geistigen Thätigkeit des Menschen seien, beide aber denselben Endzweck und objectiv dasselbe nur in ihrer Form verschiedene Product haben. Von dem inversen Verhalten der Natur gegen den Geist ist also auch hier nicht die Rede. Allein indem der Verf. von der Philosophie der Natur spricht, also von der Natur nur als einer solchen, die von der Wissenschaft als Natur aufgehoben und als Gedanke reproducirt wird, gibt was er sagt eigentlich vom Geiste. Es wäre gegen die Auffassung des Verf. wenig zu erinnern, wenn er nur einen schärfern Unterschied zwischen den vorzugsweise sogenannten Naturwissenschaften und der Philosophie der Natur gemacht hätte. Während nämlich jene sich begnügen, Spuren des Geistes in der Natur und an der Natur aufzuzeigen, diese aber übrigens ist ihrer Unmittelbarkeit belassen, hat die Naturphilosophie die Aufgabe, die Natur durch die Erkenntniß als solche vollständig aufzuheben und als Geist zu reproduciren. Wollte man den gewöhnlichen Hypothesenkram und das Raisonnement der Naturforscher für Naturphilosophie nehmen, so würde wenigstens die Behauptung falsch sein, daß diese Erkenntniß zu Gott hinführe. Gott ist der freie, sich selbst bestimmendes zur Freiheit, Selbstbestimmung gelangen aber die Naturforscher nimmer, weil sie mit ihrem ganzen Raisonnement in der Form des Gesetzes der abstracten Regel, d. h. der Nothwendigkeit befangen bleiben. — In der zweiten der angeführten Reden setzt der Verf. kurz und eindringlich die Nachtheile des alten und die Vortheile des neuen pennsylvanischen Gefängnißsystems auseinander, ohne auf die gegen das letztere erhobenen Einwürfe einzugehen, obgleich diese erheblich genug sind und zu einer geistreichen Discussion gewiß Gelegenheit bieten. Da nach dem pennsylvanischen System die Ehrlosigkeit als Folge der Zuchthausstrafe wegfällt, und mit der Strafe zugleich eine Besserung des Verbrechers beabsichtigt, derselbe auch vor der in den gewöhnlichen Zuchthäusern sich ihm gewaltsam aufdrängenden Gefahr völliger sittlicher Verderbniß beschützt wird, so bezeichnet der Verf. das neue System als eine Emancipation des Verbrechers im Kerker von Schande und Laster. Se interessant und lesenswerth nun beide Abhandlungen auch sind, so ist es doch eine etwas eitel hingeworfene und keineswegs gerechtfertigte Behauptung, wenn der Verf. von seiner ersten Rede in dem Vorworte sagt: „sie zeige, wie auch die Philosophie ihre höchsten Grundsätze Allen zugänglich aussprechen könne."

Kehren wir zu der modernen Unphilosophie, die sich für Philosophie ausgibt, zurück, um sie noch in andern Phasen als der Feuerbach'schen zu betrachten, und beziehen uns auf das Schriftchen:

4. Die letzten Philosophen. Von M. Heß. Darmstadt, Leske. 1845. 8. 2½ Ngr.

Ich habe schon oben gesagt, daß zu allen Zeiten die Unphilosophie, das unwissenschaftliche Geschwätz über die höchsten Angelegenheiten des Menschen, sich unter dem Namen der Philosophie einzuschwärzen gesucht hat. Speculiren nahm sie immer in dem Schein an, als sei sie eine Emancipation der Schulweisheit für das große Publicum. Es hat nie an Leuten gefehlt, welche theils von einzelnen Gedanken der eigentlichen Philosophie ihrer Zeit mächtig erregt, ohne dieselbe in ihrer Stellung und Geltung im wissenschaftlichen System begriffen zu haben, jene auf das Dasein der Menschheit in Staat, Kirche, Kunst anzuwenden sich bereiten, theils aus niederer Speculation auf den Beifall der großen unwissenschaftlichen Menge die dieser unzugänglichen Reichthümer der Wissenschaft in der Art zu popularisiren suchten, daß sie ein im Grunde nichtiges Papiergeld der Meinungen, Ansichten, Einfälle in Curs setzten, dem das im Verschusse der Wissenschaft gehaltene Gold der Wahrheit den Werth garantiren sollte. Der Schaden, welchen diese Mäkler der Philosophie anrichten, indem sie sich zwischen das Publicum und die Wissenschaft schieben, ist ein vorübergehender, weil das Publicum nicht lange mit ihren papiernen Anweisungen ohne innern Werth sich begnügt, sondern sich, durch sie selbst düstern gemacht, in Besitz des vollwichtigen Goldes der Wahrheit zu setzen sucht. Dann machen die Mäkler Bankrott. Immerhin aber bleibt der betrügerische Schacher, welcher im Namen der Philosophie, und so auch der neuesten Philosophie getrieben wird, ein Scandal, gegen welchen die Philosophie selbst im Interesse der Wahrheit und ihrer selbst am lautesten protestiren muß. Es wird nämlich von Denen, die aus Unwissenheit oder Eitelkeit Feinde der Philosophie sind, jener Scandal benutzt, um die Philosophie

Digitized by Google

selbst zu verdächtigen und zu verwerfen. Ein solches nun geschieht von Heß in der vorliegenden Schrift auf die gehässigste und zugleich verwirrteste Weise. Er disputirt namentlich gegen Bauer und Stirner, anstatt aber zu zeigen, daß sie nicht sind, wofür sie sich ausgeben: Philosophen, nimmt er sie als solche und trägt alle seine Verwürfe gegen die Unphilosophie auf die Philosophie über. Aber er ist weit entfernt, seine Gegner zu begreifen oder gar zu übersehen. Was namentlich Stirner betrifft, so hat derselbe in seinem Buche „Der Einzige u." den Egoismus als Kategorie des Absoluten behandelt und ihn in seiner Selbstvernichtung dargestellt. Der Hauptmangel des Stirner'schen Buchs ist nur der, daß er nicht bis zum Resultate dieser Selbstvernichtung fortgeschritten, daß er nicht in dem Nichts des Egoismus den Quellpunkt einer höhern Form des Geistes wenigstens ahnen läßt. Dadurch weist das Stirner'sche Buch ganz gezeignet, Verwirrung anzurichten bei Denen, die von der dialektischen Bewegung des Denkens keine Vorstellung haben. Wer es aber beurtheilen will, muß diese Verwirrung überwunden haben; das ist nun bei Heß keineswegs der Fall. Er behandelt den Autor, Stirner, als den Typischen in höchster Potenz, ohne auch nur zu berücksichtigen, daß die consequente Durchführung des Egoismus von Stirner selbst zur Selbstvernichtung des Egoismus führt; er hat keine Ahnung von der Selbstironie des Egoismus, welche sich im Stirner'schen Werke ausspricht. Es ist gerade ein Fehler des Stirner'schen Buchs, daß es diese Selbstironie zu scharf hervorhebt und darüber den Ernst, die Würde, die Kälte der Wissenschaft einbüßt. Trotzdem hat sie Heß nicht bemerkt. Er behandelt Stirner als ein schwatzendes Kind und ist doch an Verstand selbst ein Kind gegen Stirner. Dieser steht wissenschaftlich viel höher als Feuerbach und Bauer, ist aber auch um so mehr zu tadeln, daß er trotzdem nicht vermieden hat, durch den Skandal zu wirken, der dialektischen Entwicklung eine skandalöse Ausführung zu geben und dadurch Reklame zu machen. Diese Concession an den verderbenen Geschmack ist durchaus verwerflich. Entkleidet man aber das Stirner'sche Buch von dieser unwissenschaftlichen Zuthat, so hat es eine große wissenschaftliche Bedeutung und einen hohen sittlichen Werth. Heß, wie gesagt, hat daran nichts gemerkt. Er sieht nämlich selbst weder in der Philosophie, noch gar etwa durch ein eminentes religiöses Bewußtsein gehoben über derselben, sondern tief unter ihr, auf dem Standpunkt jenes sich geistreich gerierenden verwirrten Geschwätzes, welches den Ernst der Wahrheit in keiner Erscheinungsform des Geistes anerkennt. So bezeichnet Heß das Christenthum als Ausdruck des Zwiespalts zwischen Theorie und Praxis, daher es in allen seinen geschichtlichen Formen das Schicksal haben müßte, durch seinen theoretischen Pantheismus den schroffsten Gegensatz des Egoismus hervorzurufen, und da nach ihm die moderne christliche Kirche der christliche Staat ist, nämlich der freie Staat, wie er in Frankreich, England und Nordamerika wirklich geworden, so ist dieser Staat (den er in demselben Sage auch die Civilisform der Philosophie nennt) auch in dem unaufhörlichen Widerspruche zwischen Theorie und Praxis befangen. Heß weiß, wie man sieht, ebenso wenig von dem Christenthum wie von der Philosophie, und befindet sich mit seinem Raisonnement ganz auf dem Standpunkte seiner Gegner und zum Theil noch auf einem viel niedrigern, daher er es auch nicht bis zu der einseitigen Klarheit eines Feuerbach bringt, sondern in seinem eigenen Gedankenwirrwarr erstickt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Poetische Reisebilder.

Für Freunde der Natur und Poesie dürfte folgendes Werkchen: „Leaves from a journal, and other fragments, in verse", von Lord Robertson (London 1845), nicht ohne Interesse sein. Lord Robertson's Erhebung zum Oberrichter der Queen's Bench im Frühling 1844 verschaffte ihm in dem darauf folgenden Sommer und Herbst vier monatliche Ferien. Diese benutzte er zu einer Reise auf das Festland und erstreckte dieselbe bis nach Neapel. Die Eindrücke, welche er unterwegs empfing, und die Gedanken, welche ihm die so interessanten Schauplätze und Gegenstände, denen er auf seinem fruchtreichen Wege begegnete, einflößten, dichtete er in Verse und ließ nach seiner Rückkehr in die Heimat eine Auswahl aus diesen poetischen Skizzen für seine Familie und seine nächsten Freunde drucken. Der Beifall, den ihm diese zollten, bewog ihn nachher, jene Skizzen mit einigen Zusätzen dem größern Publicum zu Theil werden zu lassen, und so entstanden seine „Leaves of a journal". Das Hauptverdienst derselben besteht in der augenscheinlichen Aufrichtigkeit der Gefühle, die sie verkörpern; denn man kann die Wahrheit der Anregung, welche sie dictirt hat, nicht verkennen. Man sieht, daß der Verf. ergriffen worden ist von Ueberraschung bei der Neuheit und dem Glanz der Schauplätze, an die er lange gedacht, aber mit denen er endlich unterwartet in Berührung gekommen; daß er mit der ganzen Wärme der ersten Empfindung schreibt und daß, da er Alles für sich neu findet, er gar nicht daran denkt, ob seine Eindrücke von den Gegenständen, in Verse gekleidet, auch seinen Lesern ebenso neu vorkommen werden. Wäre er mit der Art poetischer Literatur vertraut gewesen und hätte er gewußt, wie viele seiner Gefühle, Schilderungen und Bilder, seinen Vorgängern antiquirt werden sind, so würden seine „Leaves" wahrscheinlich nicht in der Form, in welcher sie glücklicherweise vor uns liegen, erschienen sein. Aber nicht gestört durch eine solche entmuthigende Berücksichtigung und sich einer wirklichen Rührung und Anregung durch die ihn umgebenden Einflüsse tief bewußt, trägt er sein Gedenken, seinen Eindrücken, indem sie entstehen, Luft zu machen; und solche Scenen und Bilder, die an sich gewöhnlich und allgemein bekannt sind, nehmen bei ihm ein gewisses Ansehen von Originalität an, aus der einfachen Ursache, weil man sieht, daß sie keine Nachahmungen von den Gedanken Anderer sind, sondern der echte Widerschein der Dinge selbst, wie sie sich dem Geist und Gemüth des Verf. einprägten. H.

Schrift eines Orientalen über deutsche Rechtsgeschichte

Wir wollen hier um der Sprache willen, in der es abgefaßt ist, ein Werk erwähnen, welches, von einem Orientalen geschrieben, in Berlin erschienen ist und sich auf die orientalische Rechtsgeschichte bezieht. Es treten hier gewiß äußere Momente genug zusammen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu lenken. Dazu kommt noch, daß dieses Werk wirklich eine ganz gediegene Arbeit ist. Es führt den Titel: „Historire de la législation des anciens Germains." Der Verf., Daroud Dahlou, ein Armenier von Geburt, der längere Zeit die Functionen eines Geschäftsträgers der Pforte in Berlin versah, ist, wie wir vernehmen, in den höhern Kreisen der berliner Gesellschaft als gebildeter, freidsamer Mann bekannt. Mit seltenem Eifer hat er sich einen reichen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, und schon der Umstand, daß er sich auf dem weiten Gebiete der wissenschaftlichen Studien ein so bestimmtes Feld für seine eigene Forschung ausgewählt hat, gibt ein rühmliches Zeugniß für sein Streben. Um eine solche Arbeit, die allerdings der neuen Ideen für uns nicht viele bieten und im Ganzen nur eine neue Verarbeitung der vorhandenen Untersuchungen enthalten kann, in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, muß man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, welche sich einem Orientalen, der sich an die Behandlung einer so speciellen Frage heranwagt, entgegen stellen. Wahrlich es gehört viel Muth und viel Selbstüberwindung dazu, daß dieselben nicht im Stande gewesen sind ihn zurückzuschrecken. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 349. — 15. December 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. J. Hefele. Tübingen, Laupp. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Wenn, wie wir schon mehr als einmal ausgesprochen und nachgewiesen haben, die historischen Studien und die auf dieselben basirten Urtheile vielfach von einer gewissen Zeitrichtung geleitet und influenzirt werden und zugleich dazu dienen sollen, dieser Richtung entweder förderlich zu sein oder entgegenzutreten, so können wir keine bessern literarischen Beweise dafür anführen als die beiden Werke, die uns eben vorliegen: das oben genannte von Hefele und „Kaiser Friedrich II." von Hofler. *) Beide Männer, der katholischen Kirche angehörig, sind durch wissenschaftliche Leistungen ihrer dogmatischen Richtung nach den aufmerksamern Beobachtern der neuern deutschen Geschichtsliteratur hinlänglich bekannt: sie stehen in der Reihe derjenigen katholischen Gelehrten, die, obwol von religiösem Fanatismus entfernt, sich doch in den Fragen der Wissenschaft auf den strengkatholischen Standpunkt stellen und das Dogma ihrer Kirche als Richtscheit an die Thatsachen sowol der Vergangenheit als der Gegenwart anlegen. Abgesehen von den besondern Tendenzen, die in der Regel auch in ihren Werken unverkennbar hervortreten, fällt jene Erscheinung protestantischen Historikern nothwendig auf; die Historiographie der Protestanten hat bereits seit längerer Zeit das kirchlich-dogmatische Princip überwunden, sie ist für die Mehrzahl derselben in der That eine freie Kunst geworden: die Wahrheit gilt ihr für das höchste Princip. Daher die Erscheinung, daß nicht selten die protestantische Geschichtschreibung die Vertheidigung von katholischen Zuständen, Begebenheiten und Männern geführt hat und noch führt, die den Angriffen von Schriftstellern katholischen Bekenntnisses preisgegeben waren oder irrthümlichen Urtheilen derselben unterlagen. Man denke nur z. B. an den Tempelherrenorden, an die Jungfrau von Orleans, an Wallenstein u. A. Dazu kommt, daß unter den deutschen Katholiken die historische Kunst, und zwar in deutscher Sprache gleich den Protestanten, erst in den neuesten Zeiten ihre Entwickelung erhalten hat, und wir können darin wenigstens im Allgemeinen einen Fortschritt unserer Nationalcultur erkennen. Allein so lange das kirchlich-dogmatische Princip obenan steht, so lange von Geschichtswerken, von Lehrbüchern der Geschichte für Katholiken oder katholische Lehranstalten noch die Rede ist, kann die Geschichtsmuse sich nicht befriedigt fühlen: der Freiheit und der Würde, die sie in Anspruch nimmt, wird auf diese Weise nicht Genüge geleistet. Wahrheit, Freiheit und Kunst bilden die Genien, in deren Umgebung Klio sich erst heimisch, glücklich und stolz fühlt.

Der Umstand aber, daß die deutsche Geschichtschreibung vorzugsweise von Protestanten gebildet ward, die Auffassung besonders kirchlicher Dinge und Persönlichkeiten bis auf die neuern Zeiten nothwendig mehr oder minder eine protestantische Färbung trug und die zahlreichen in diesem Geiste geschriebenen Geschichtswerke mit ihren Ergebnissen und Urtheilen die Meinung der gebildeten Welt bestimmten, mußte, seitdem die allgemeine kirchliche Reaction die katholischen Gelehrten auch zur Theilnahme an der deutschen Geschichtsforschung und Historiographie antrieb, nothwendigerweise auch in der historischen Wissenschaft Reactionsversuche zum Vorschein bringen; ja man könnte dieselben, sofern gewisse Thatsachen und Persönlichkeiten der Vergangenheit dabei ins Auge gefaßt werden, Rehabilitationsversuche nennen: das protestantische Urtheil wird entweder für völlig nichtig oder wenigstens für parteiisch erklärt. Zu den Werken nun, die einen solchen Rehabilitationsversuch beabsichtigen, gehört auch das vorliegende, wie wir weiter unten darthun werden, ohne daß es jedoch eine Absicht dieser Art deutlich erkennbar an der Stirn trüge.

Die Inquisition, zuerst im südlichen Frankreich seit dem 13. Jahrhundert durch die Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge zur Aufrechthaltung der Hierarchie eine Nothwendigkeit geworden, die kirchliche Opposition um jeden Preis zu vernichten, und in Spanien seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mit stark hervortretender politischer Tendenz eingerichtet, um den Oppositionsgeist gegen den neu sich gestaltenden Monarchismus ebenso niederzuhalten und zu brechen wie die christliche

*) Wer dieses Werk haben wir bereits in Nr. 300 und 301 d. Bl. berichtet. D. Red.

Digitized by Google

Nationalität des Volks von fremden Elementen zu reinigen oder vor deren Hinzutritt für die Folge möglichst zu bewahren, hatte sich bis auf die neueste Zeit den Augen der Geschichtschreiber und deren Forschung zu entziehen gewußt. Über die Furchtbarkeit dieses sogenannten heiligen Gerichts war in der gebildeten christlichen Welt nur eine Stimme, aber die Acten desselben lagen noch tief in den Archiven vergraben und würden in dieser Verborgenheit wol noch lange geblieben, ja sogar gehütet worden sein, hätte nicht die französische Invasion in Spanien (1808) die Pforten jener Archive so gut wie die der Kerker gesprengt und glücklicherweise einem gelehrten und zugleich hochgestellten Spanier, dem ehemaligen Secretair der Inquisition, Llorente, die Gelegenheit gegeben, die Archive des heiligen Officiums zu durchsuchen und Licht über eine Sache zu verbreiten, die durch ebenso geheimnißvolles als Schrecken erregendes Dunkel das Interesse der Geschichtswissenschaft in demselben Grade erweckte als das christliche Humanitätsprincip sie unter jeder Bedingung, unter jedem Verhältnisse verabscheuen muß. Als deshalb Llorente's „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" 1817 in vier Bänden erschien, so konnte es nicht anders kommen als daß diesem Werke die allgemeinste Aufmerksamkeit zu Theil ward.*) Und um dasselbe auch dem Volke zugänglich zu machen, veranstaltete Llorente's Freund, Leonard Gallois, einen Auszug daraus (1823), der auch ins Deutsche übersetzt ward. Daß Llorente durch dieses Werk sowie durch seine „Portraits politiques des Papes" sich den Haß und die Verfolgung der bereits mächtig gewordenen Ultramontanen im höchsten Grade zuzog, war natürlich: der edle Greis ward von ihnen förmlich zu Tode gehetzt. Im Dec. 1822 aus Frankreich verbannt und ohne Rast in dieser rauhen Jahreszeit über die Pyrenäen getrieben, starb er in Folge dieser Barbarei zu Madrid am 5. Febr. 1823. Seine Werke aber wurden verdammt, jedoch nicht widerlegt. Besonders wußte sich sein Werk über die Inquisition in wissenschaftlichem Ansehen zu erhalten, namentlich der Glaubhaftigkeit der Quellen halber, auf denen es hervorgegangen war, und weil es Niemandem vergönnt war, Besseres und Glaubhafteres über diese Sache der wissenschaftlichen Welt vorzulegen als Llorente gethan hatte.**) Daher blieb es Grundlage historischer Darstellungen und Ansichten über die Inquisition bis auf diesen Tag vorzüglich in den protestantischen Regionen. Als eine solche Grundlage benutzte auch der Amerikaner Prescott in seiner „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien" jenes Werk in dem ziemlich ausführlichen Abschnitte über die Inquisition. Und es kann Das, was Prescott daselbst niedergeschrieben und als seine Überzeugung ausgesprochen hat, im Wesentlichen als die am weitesten verbreitete Meinung, wenigstens unter den protestantischen Gelehrten, angesehen werden.

Jetzt macht nun ein deutscher Professor der katholischtheologischen Facultät zu Tübingen einen Versuch, die Inquisition in der Geschichte zu rehabilitiren und tritt zu Prescott ungefähr in dasselbe Verhältniß wie der Spanier Josè Clemente Carnicero durch seine Schrift „La inquisicion justamente restablecida" zu Llorente. Um aber Prescott's Darstellung in ihrer Glaubwürdigkeit möglichst zu untergraben, wird Llorente, auf dessen Geschichtswerk sich der Erstere vorzüglich stützt, sowol seiner Persönlichkeit als seiner historischen Autorität nach verdächtigt: unbedeutende Versehen, Unrichtigkeiten und einige Übertreibungen werden gerügt, dessenungeachtet aber wird Llorente's Werk von dem Verf. durchgängig benutzt und aus ihm die nöthigen Belege für die Charakteristik der spanischen Inquisition entlehnt. Welchen Namen ein solches Verfahren verdiene, das wollen und können wir ohne Bedenken dem Urtheile unserer Leser überlassen.

Vor Allem aber müssen wir jetzt die Frage aufwerfen: kann es einem unparteiischen Historiker einfallen, daß er die Inquisition aus dem Grundprincip der katholischen Kirche ableite und dieser den unleugbar greuelhaften Charakter dieses Instituts zum Vorwurf mache? Gewiß nicht. Jeder wird zugestehen, daß ein solches Institut nur den Romanismus in seiner schlimmsten Gestaltung und die eigenthümlichen innern Verhältnisse Spaniens zur Quelle haben konnte. Wer sich also zum Vertheidiger der Inquisition aufwirft oder durch allerlei Wendungen der historischen Darstellung und der Sprache glaubhaft zu machen sucht, die Sache sei so schlimm nicht gewesen als sie aussehe, die Kirche habe um jeden Preis ihre Interessen, d. h. ihren hierarchischen Charakter wahren müssen; auch wenn sie tausend und aber tausend Christen zur Folter, zum Feuer, zu lebenslänglichem Gefängnisse oder zur Entehrung und Gütereinziehung verurtheilt, habe sie in diesem Verfahren ihre mütterliche Liebe nicht verleugnet; auch wenn sie wesentlich dazu beigetragen habe, daß ein freies und blühendes Land geknechtet, seiner thätigsten Bewohner beraubt, in den tiefsten Verfall gebracht und zum Fanatismus auf alle nur mögliche Weise angeregt worden sei, so möge man dies immer von dem Standpunkte unserer Zeit aus beklagen, Zwecke, Verhältnisse und Zeitcharakter lassen Alles in einem mildern Lichte erscheinen: wer auf diese Art die Geschichte auslegt, der steht weder auf dem Standpunkte der reinen Humanität noch auf dem des wahren Christenglaubens, sondern auf dem des Romanismus, der immer und ewig von dem menschheitlichen und christlichen Princip gleichmäßig verworfen werden muß; wer in diesem Geiste die Geschichte zu schreiben unternimmt und kaum einen Laut der Mißbilligung, welche den Menschen oder den Christen in ihm erkennen lassen könnte, zu vernehmen gibt; wer es über sich zu gewinnen vermag, die Autodafé der Inquisition, die gleich den Stiergefechten ein Volksfest selbst für die höchsten Kreise desselben geworden waren,

*) Bekannt war in Deutschland vorzüglich nur Reuß' „Sammlung der Instructionen der spanischen Inquisition" (Hannover 1805).

**) In Frankreich schrieb zwar J. de Maistre „Lettres à un gentilhomme russe sur l'inquisition espagnole" (Lyon 1837), ohne jedoch Wesentliches zu liefern oder Llorente's Leistungen in Vergessenheit zu bringen

Digitized by Google

als eine Sache darzustellen, die sich so übel nicht ausnehme wie man gewöhnlich glaube: von einem Solchen darf keine unparteiische Geschichte erwartet werden, wie sie der Menschheit, des Christenthums, der Wissenschaft und unserer Zeit würdig ist. In diesem Falle dürfen wir und aber auch nicht wundern, wenn 19 Gründe — sage 19 Gründe! — nebst einer Menge Unterabtheilungen aufgestellt werden, welche „nicht der Inquisition, sondern der Wahrheit das Wort reden sollen". Wir glauben es unsern Lesern schuldig zu sein, in möglichster Kürze eine Übersicht der 19 Gründe zu geben, die ein deutscher Professor ausfindig gemacht hat, um, wie er sich ausgedrückt hat, nicht der Inquisition, sondern der Wahrheit das Wort zu reden.

1) Man beurtheilt die Inquisition häufig nach den Grundsätzen des 19. statt nach denen des 13. und 16. Jahrhunderts, und darum nothwendig ungerecht. Während man seit etwa 1000 Jahren vielfach geneigt ist, gerade in den Irr- und Unglaubigen aller Art die gebildetsten und edelsten Staatsbürger zu erblicken, beruhte ganz im Gegentheil die Inquisition auf der mittelalterlichen Ansicht, daß Abirrung von der Religion ein Majestätsverbrechen und nur der Bekenner der Staatsreligion ein sicherer, des Vertrauens würdiger Staatsbürger sei. Es ist natürlich, daß der Vertreter des einen Standpunkts Erscheinungen, die auf dem andern erwachsen sind, unmöglich unparteiisch würdigen kann, wenn er sich nicht bei Fällung des Urtheils aus seiner Zeit heraus in die andere und in ihre Anschauungsweise zu versetzen vermag. Solches thut jeder wahre Historiker: aber gerade die Inquisition ist am meisten eben von Jenen besprochen und am häufigsten von Solchen geschildert worden, die statt Untersuchungen blos Phrasen, statt Forschungen blos Behauptungen, statt objectiver Beurtheilung nur romanhafte Schilderungen gaben und den Abmangel des Wissens durch zogenannte freisinnige Floskeln zu ersetzen versuchten. Leute dieser Art bedenken freilich nicht, daß der Grundsatz: Cujus est regio, illius et religio, auf welchem die ganze Inquisition beruht, in alter Zeit völlig allgemein anerkannt und so wenig bestritten war, daß ihn namentlich die Protestanten besonders vertheidigt und praktisch durchgeführt haben — der Religionsfriede vom J. 1555 gab jedem Reichsstande die Volmacht, seinen Unterthanen die Alternative zu stellen, die Religion des Fürsten anzunehmen oder nach Erlegung einer gewissen Summe auszuwandern, gerade wie es in Spanien mit den Juden und Mauren gehalten wurde, und es ist nicht im geringsten unbekannt, daß die Reformation gerade dieser freund-spanischen Alternative den größten Theil ihrer Ausbreitung in Deutschland verdankte. Es unterliegt weiterhin auch keinem Zweifel, daß Jene, welche dem Unsinnen ihrer deutschen protestantischen Grundherren nur scheinbar gehorchten, im Innern aber der alten Religion zugethan blieben und dieselbe in dem Gebiete ihres Herrn wieder einzuführen versuchten, auch in Deutschland keine milde Behandlung zu gewärtigen hatten, und ich weiß nicht, ob es schlimmer war, in solchem Falle in die Hände der spanischen Inquisition als in die eines eifrig lutherischen Herzogs zu fallen u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Tageslitteratur.

(Beschluß aus Nr. 249.)

Von einem weit gebildetern Bewußtsein zeugt folgende Schrift:

5. Die Aufgabe der deutschen Philosophie nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Eine Inaugural-Dissertation von Wilhelm Rosenkranz. München. 1845. 8. 7½ Ngr.

Sie steht wenigstens auf dem Boden der Philosophie, wenn sie auch selbst nur ein phantastisches Gebilde der Unphilosophie ist. In ihr finden wir die Begründung und Tendenz derjenigen philosophischen Richtung angedeutet, welche in neuster Zeit von Schelling ausgegangen, seitdem derselbe aus einem Vorgänger Hegel's ein Nachfolger desselben geworden ist. Das System der „christlichen Philosophie" wird in ihr motivirt und in seinen Umrissen angedeutet. Schon hierdurch erregt diese Schrift großes Interesse. Diese „christliche Philosophie" hat sich nämlich so lange selbst prophezeit, hat so lange geheimnißvoll hinter dem Berge gehalten und wird von einem so bedeutenden Namen repräsentirt, daß man wol begierig sein muß, sie endlich kennen zu lernen. Ich will nun versuchen, auf Grund der vorliegenden Abhandlung den Grundgedanken dieser neuesten Philosophie zu entwickeln. Man erinnert sich, was ich oben sagte, daß die Philosophie nicht bestimmt sei, an die Stelle der Religion selbst zu treten, sondern diese im Recht ihrer Unmittelbarkeit vollkommen anerkenne. Allgemeiner gefaßt heißt dies: die Philosophie als eine Erkenntniß des Gegenstandes ist nicht dieser Gegenstand selbst in seiner Unmittelbarkeit, wol aber ist sie dieser Gegenstand selbst, wie er durch das Denken vermittelt für sich selbst ist. Sofern nun der Gegenstand der Philosophie in höchster Potenz das Absolute, Gott ist, kann und muß man allerdings sagen, daß sie den Gott enthalte als den von sich selbst wissenden. Dies nun aber ist vielfach mißverstanden worden, wenn man gesagt hat, der denkende Mensch producire hiermach erst in der Philosophie den Gott, oder Gott producire im philosophisch denkenden Menschen sich selbst, und nun entweder die Philosophie wegen solcher Gottesläugnerung abhorrescirt, oder aus ihr die Berechtigung zu einem frechen Atheismus und zur Vergöttlichung des Menschen abgeleitet hat. Dies ist aber ein arges Mißverständniß, ganz dasselbe wie wenn man aus der christlichen Lehre vom Lebendigwerden Gottes im Menschen ebenfalls ableiten wolle, daß folglich der Mensch den Gott in sich oder Gott sich in dem Menschen hervorbringe. Man kann sich Gott nicht anders vorstellen denn als einen von sich selbst wissenden, aber diese Vorstellung wird durch jenen philosophischen Satz gar nicht aufgehoben, sondern derselbe enthält im Grunde gar nichts als eine Tautologie des Begriffs der Erkenntniß. Einen Geist, einen sich selbst in seiner Wahrheit und Wirklichkeit wissenden Geist erkennen kann nichts Anderes heißen als ihn so in sich (dem Erkennenden) besitzen wie er für sich selbst ist.

Während die Philosophie von Einigen aus Mißverständniß ihrer Bestimmungen des Absoluten als gottesläugnerisch angesehen wird, macht man ihr von anderer Seite es zum Vorwurfe, daß sie ihren Gegenstand nicht in seiner von ihm selbst begriffenen Wahrheit auch außer dem Erkennenden wie in ihm producire. Man verlangt Erkenntniß des Absoluten und damit Einheit des Subjects und Objects, und macht dieser Erkenntniß den Vorwurf, daß sie nicht das Absolute als ein blos Objectives, das alle Subjectivität noch von sich ausschließt, bestimmt. Diesen Vorwurf spricht Rosenkranz im Sinne Schelling's aus, wenn er sagt: „Man überzeugte sich, daß im Absoluten überhaupt nur der Grund zu Ideen enthalten sei, durchaus aber nicht zu erscheinenden wirklichen Dingen, daß es sogar unmöglich sei, hinsichtlich der letztern einen positiven Zusammenhang nachzuweisen. Es handelte sich also um die schwierige Frage: Wie gelangen die Ideen zur Realität?" Wenn diese Frage das Resultat der Bewegung der deutschen Philosophie wäre, so hätte sie freilich einen jämmerlichen Bankrott gemacht. Sie wäre wieder da angekommen, von wo sie ausgegangen: auf dem Standpunkte, wo die sogenannten „wirklichen Dinge", d. h. jeder Quark für etwas Besseres geachtet wurde als die Idee. Die „christliche Philosophie", welche diese Umkehr zum rohesten Anfang der Philosophie macht, merkt gar nicht, wie tief sie durch diese Frage, der sie ihr Dasein verdankt, ins Heidenthum zurückgelangt sei. Schon Plato stellte die berühmte Frage auf, ob denn jedes „wirkliche" Ding, jeder Dreck eine Idee sei, ob er mit der Idee einen Zusammenhang

Digitized by Google

habe. Erhabener drückt sich die „christliche Philosophie“ freilich aus, indem sie im Gegensatze gegen Hegel, welcher das „actuelle Dasein gänzlich geleugnet haben soll“, dem Absoluten die freie That vindicirt. Das klingt recht religiös, ist aber ebenso wenig religiös wie philosophisch. Gott hat sich von Ewigkeit entschlossen, Ich, der erkennende Mensch, Geist vom Geiste, kann Gott also auch nur begreifen als Den, welcher sich von Ewigkeit entschlossen hat, folglich muß mir die Freiheit Gottes, seine Selbstbestimmung als Nothwendigkeit für mich, als Verunnothwendigkeit aufgehen. Dies ist kein Mangel weder meiner Erkenntniß, noch Gottes, vielmehr wäre es ein Mangel, wenn Gott begriffen würde als der noch in der Wahl befangene, noch nicht zur Selbstbestimmung, d. h. Überhaupt noch nicht zu sich selbst gekommene. Rosenkranz spricht selbst ganz naiv aus, daß nach dem Raisonnement der christlichen Philosophie das Absolute zu fassen sei als Das, was erst in das Sein überzugehen kann, d. h. als das nur Mögliche. Freilich ist die Möglichkeit die Bedingung der Wirklichkeit; aber es liegt auf der Hand, daß man Gott keine besondere Ehre anthut, wenn man ihn die Kategorie der Wirklichkeit abspricht und ihn in die der Möglichkeit setzt. Was den Vorwurf gegen die Hegel'sche Philosophie betrifft, so ist er leicht zu beantworten. Die Möglichkeit ist als einer der Momente der Wirklichkeit anerkannt, d. h. wenn du einzelner Mensch die Welt anschaust in deiner Einseitheit (als eine selbst nur möglicher Weise nur absoluten Geist), so erscheint sie dir als diese sogenannte Wirklichkeit, als dieses starre sich dem Subject opponirende Object: erkennst du sie aber, so erhebst du dich zugleich über dich selbst zur Würde alles Geistes und mit mir die die Welt, producirst aber nicht den Gott, sondern reproducirst ihn für dich, wie er für sich ist, so ist er nun auch in dir für sich. Es dürfte leicht sein, diese Auffassung als christlich zu rechtfertigen, und es ist im Sinne der Christlichkeit wie der Philosophie ein Rückfall in die bornirteste Subjectivität, nun noch weiter einen Übergang zur sogenannten „Wirklichkeit“ zu fodern, den außerstandenen Gott wieder todtzuschlagen, damit er nur noch in der Möglichkeit sei, wieder aufzuerstehen oder auch nicht. Schließlich will ich noch eine Probe vom Geschmacke der „christlichen Philosophie“ geben, aus dem man sehen wird, wie weit es allerdings gelungen ist, die Wissenschaft wieder herunterzubringen zu einer Symbolik, in welcher das Licht der Erkenntniß nur erst wie ein schwacher Dämmerschein schimmert: „Im Menschen sind die Naturpotenzen zum Bewußtsein und zur Freiheit herausgetreten: was aber von dieser Freiheit noch dem Falle übrig geblieben ist, beschränkt sich lediglich auf den Wirkungskreis des Gehirns: das Gangliensystem dagegen enthält die bewußtlose Wurzel des natürlichen Seelenlebens, mithin dasjenige, wodurch der Mensch zur Natur gehört und ihrer Herrschaft unterworfen ist. — Darum muß auch in der Eucharistie Christus ist die Nahrung des Gangliensystems hinabsteigen und Christ begraben werden, damit er die Bande des Gehorns löse und durch seine Gemeinschaft den Tod überwinde. Denn im Ganglienssysteme liegt der Keim des Todes, wie auch durch seine Vermittelung das irdische Leben seinen Anfang nimmt. Seitdem der paradiesische Apfel, in den die Schlange ihre finstere Magie gelegt, jener Nahrung übergeben ward, ist sie selbst den Mächten der Tiefe verfallen, und sobald das Gift der Schlange seine Wirkung vollendet, muß das Gangliensystem mit Allem was aus ihm hervorgezogen von der Erde aufgenommen werden.“ Ex ungue leonem!

Vielleicht das Bezeichnendste, was jemals gegen die Hegel'sche Philosophie geschrieben, enthält folgende klare, von philosophischer Bildung zeugende und nach gerechter Würdigung einzig im Interesse des erhabensten Gegenstandes stehende Schrift:

6. Der philosophische Absolutismus des Hegel'schen Systems. Eine Abhandlung von Reinhold Schmidt. Berlin. Bethge. 1845. — 3 Ngr.

In ihr begegnen wir aber auch demselben Misverstande und demselben Vorwurfe gegen die Philosophie, den wir bei den Gegnern wie bei den falschen Freunden der Philosophie gefunden haben. Der klarste und besonnenste Ausdruck dieses Vorwurfs verdient auch die klarste Antwort. Schmidt sagt das Resultat seiner Abhandlung in den Worten zusammen: „Nach Hegel tritt der höchste Begriff des Absoluten als letztes Ziel der ganzen Gedankenbewegung erst am Ende des dialektischen Processes hervor, dieser letzte Abschluß des Systems bildet die Idee der Philosophie. Gegen diesen philosophischen Absolutismus hat sich ergeben, daß die Philosophie nimmermehr für die höchste Realität und Wirklichkeit des Absoluten erklärt werden kann. Denn da der eigentliche Träger der philosophischen Entwickelung das philosophirende Subject ist, und da dieses, hineingestellt in die zeitliche Aufeinanderfolge der geschichtlichen Entwickelung, niemals zu einer absoluten Vollendung kommt, — so würde auch Gott niemals zu einer absoluten Vollendung kommen. Ein unvollendeter unfertiger Gott ist aber kein Gott.“ Dieser ganze sehr scheinbare Schluß beruht auf der Verwechselung zwischen Idee der Philosophie und hiesterischer Philosophie. Alle Philosophie muß als eine Erkenntniß des Absoluten ihr letztes Ziel darin suchen und haben, daß in ihr Gott so für das erkennende Subject ist, wie er für sich, ganz sowie das Ziel aller Religion das Lebendigwerden des Geistes Gottes im Menschen ist. Und dies erfüllt sich in jeder geschichtlichen Philosophie, so weit sie über der Philosophie in ihr verwirklicht ist. Zur formellen Vollendung ihrer Idee gelangt aber keine zeitliche Erscheinung, wenn auch ihr Inhalt seinem Begriffe nach in jeder, auch in der schlechtesten Erscheinungsweise an sich vollendet ist. Das hat Hegel selbst auf das bestimmteste ausgesprochen, und damit man ihm wegen Dessen, was er von der Philosophie sagt, nicht misverstehen möge, weder in Gunst noch Ungunst, hat er selbst gegen jede Auffassung der Idee der Philosophie als in einer formellen Bestimmtheit (hiesterischen Philosophie) vollendet, gegen jede Verwechselung des philosophirenden Menschengeistes mit dem an sich seienden und objectiv sich entfaltenden Geiste (Gott) auf das entschiedenste in folgenden Worten („Encyclopädie“, dritte Auflage, S. 541) protestirt:

„Wird das Resultat, der für sich seiende Geist, in welchem alle Vermittelung sich aufgehoben hat, in nur formellem, inhaltslosem Sinne genommen, sodaß der Geist nicht zugleich als an sich seiender und objectiv sich entfaltender gewußt wird, so ist jene unendliche Subjectivität das nur formelle, sich in sich als absolut wissende Selbstbewußtsein, die Ironie, welche allen objectiven Gehalt sich zu nichte, zu einem eitlen zu machen weiß (— der Feuerbach'sche Atheismus! —), somit selbst die Gehaltlosigkeit und Eitelkeit ist, die sich aus sich und einem damit zusammen und beliebigen Inhalt zur Bestimmung gibt, Meister darüber bleibt, durch ihn nicht gebunden ist, und mit der Versicherung, auf der höchsten Spitze der Religion und der Philosophie zu stehen, vielmehr in die hohle Willkür zurückfällt. Nur indem die reine unendliche Form, die der sich seiende Selbstmanifestation, die Einseitigkeit des Subjectiven, worin sie die Eitelkeit des Denkens ist, obliegt, ist sie das freie Denken, welches seine unendliche Bestimmung zugleich als absoluten, an und für sich seienden Inhalt, und ihn als Object hat, in welchem es ebenso frei ist. Das Denken ist in sofern selbst nur das Formelle des absoluten Inhalts.“ Man sollte meinen, diese Worte drückten für Jeden, der nicht ganz aller philosophischen Bildung bar ist, mit der schärfsten Bestimmtheit aus: das Gott nicht durch das ihn erkennende Subject erst hervorgebracht wird, sondern außer demselben und über demselben als dessen ewige Aufgabe steht, daß der Mensch auch denkend nach Gott ringen müsse, und nur so weit in der Wahrheit und Wirklichkeit ist, als es ihm gelingt, sich selbst aufzugeben an Gott, und Gott in sich, sich in Gott und hier erst im Elemente der Freiheit sich wiederzufinden.

Oswald Marbach.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 350. — 16. December 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von E. J. Hefele.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Indem wir es unsern Lesern völlig überlassen, selbst zwischen den Zeilen zu lesen und eine weitläufige Erörterung des Ausgesprochenen uns der Raum verbietet, bemerken wir nur, daß die Inquisition nicht nach dem Charakter eines Jahrhunderts, sondern nach dem Geiste des Christenthums, der Religion der Freiheit und der Liebe beurtheilt werden muß; sie wird wol erklärlich aus den gesammten Zeit-, Staats- und Rechtsverhältnissen, es gibt aber kein Forum auf dem Gebiete der Menschheit oder des Christenthums, vor dem ihre Sache vertheidigt werden kann; am allerwenigsten darf sie ihre Schuld mit den Sündenregistern anderer Zeiten beschönigen wollen.

2) Man vergißt bei der Beurtheilung der Inquisition gar häufig, daß überhaupt das Strafrecht jener Zeit viel härter und blutiger war als das des 19. Jahrhunderts. Manches Vergehen, welches jetzt mit geringer Buße gesühnt wird, mußte damals durch Blut gesühnt werden u. s. w.

Nun, dann war es Pflicht der Kirche, wenn sie eine wahrhaft christliche hätte sein wollen, mildernd einzutreten, Roheit und Grausamkeit möglichst zu verbannen. Unterdrückte sie nicht auf alle Weise die Menschenopfer unter den Heiden, — und das war ein großes Verdienst —, und jetzt hielt sie es nicht unter ihrer Würde, ihre eigenen Anhänger dem Fanatismus und ihrem hierarchischen Idol zu opfern?

3) Nicht zu übersehen ist weiterhin bei Beurtheilung der Inquisition, daß die Todesstrafe für Ketzerei nicht ihr allein eigen, sondern damals allen Ländern und Confessionen gemein war. Dessen ist Michael Servet Zeuge u. s. w.

Diese Bemerkung ist historisch und nur zu wahr; allein kein unparteiischer Historiker, welcher Confession er auch angehören mag, wird das Ilucos intra muros peccatur et extra benutzen, um das Eine mit dem Andern zu rechtfertigen, indem Beides gleichmäßig verdammenswerth erscheinen muß.

4) Unter den Opfern der Inquisition nehmen die sogenannten Hexen und Zauberer eine große Zahl ein. Nicht blos ein Torquemeda, auch ein Benedict Carpzov hat 200 Jahre später noch, wie wir wissen, den Hexen Scheiterhaufen errichtet. Und 70 Jahre früher als der Protestant Thomasius hat der Jesuit Friedrich Spee von Langenfeld unter den Katholiken den Hexenglauben erschüttert u. s. w.

Außerdem daß auch auf diesen Punkt unsere soeben gemachte Bemerkung paßt, erwähnen wir noch besonders, daß doch wahrlich kein wesentlicher Unterschied sein kann, ob die Inquisition einen sogenannten Ketzer oder einen Zauberer opfert; von christlicher Milde und Liebe kann doch wirklich in beiden Fällen nicht die Rede sein. Der Unterschied ist blos der, daß in dem einen Falle der Fanatismus, in dem andern die geistige Finsternis überwiegend ist.

5) Bei all Dem ist übrigens nicht zu vergessen, daß das Inquisitionstribunal stets nur die Sentenz ausspruch, der Angeschuldigte sei mehr oder weniger, ganz oder theilweise oder gar nicht der Häresie, Gotteslästerung und dergleichen schuldig. Niemals hat sie selbst auf Todesstrafe erkannt, aber ihr Urtheil zog diese Strafe nach sich u. s. w.

Wie schlecht verdeckt damit der Grundsatz sei: „ecclesia non sitit sanguinem", das ist leicht einzusehen. Das Verhältniß ist so ziemlich dasselbe, wenn der höchste Criminalgerichtshof das Todesurtheil aussprich, seine Vollziehung aber unbedingt von der betreffenden Unterbehörde und von dem Henker erwartet.

6) Man erklärt gar gern die spanische Inquisition für ein Product der römischen Glaubensdespotie, aber bedenkt nicht, daß gerade die Päpste diesem Institute am wenigsten geneigt waren und fast zu allen Zeiten seine Beschränkung versuchten. Es steht aber der römische Stuhl in der Geschichte der spanischen Inquisition wirklich als ehrenhaft und als der Beschützer der Verfolgten da, was er zu allen Zeiten gewesen ist.

Daß der römische Stuhl der Schöpfer der Inquisitionstribunale überhaupt sei, das beweist nicht nur die Geschichte des südlichen Frankreichs im 13. Jahrhundert unwiderleglich, sondern auch die ältere Inquisition in Spanien, deren Einführung der Papst Gregor IX. dem Erzbischof von Tarragona durch ein besonderes Breve 1231 zur Pflicht macht; in Leida war das erste Tribunal dieser Art. Wenn aber bei der Errichtung der Inquisitionsgerichtshöfe unter Ferdinand und Isabella sich „der Papst so lange gewunden hat, bis er dem neuen Institute nicht weiterhin sich widersetzen konnte"*), so

*) Spittler in seiner Vorrede zu der „Sammlung der Instructionen der spanischen Inquisition" von Reuß.

Digitized by Google

hat das seinen wahren Grund darin, daß namentlich Ferdinand der Sache ein wesentlich politisches Motiv beimischte und den päpstlichen Stuhl in die Gefahr brachte, sich die Oberaufsicht über dieselbe und ihre unbeschränkte Leitung ganz entwunden zu sehen.

7) Man erzählt von den grausamen Folterungen und Qualen aller Art, welche die Unglücklichen in den Kerkern der Inquisition zu erstehen gehabt hätten; aber vor Allem darf selbst ein weiches Gemüth nicht vergessen, daß die Folter damals auch bei allen weltlichen Gerichten aller Länder angewendet wurde, ja gesetzlich in vielen deutschen Staaten sogar noch im 18. Jahrhundert bestand und in der Praxis erst unmittelbar vor der Mitte des vorigen Secul[u]ms bei der Inquisition gleichzeitig wie bei den weltlichen Gerichten sich verlor u. s. w.

8) Es ist weiterhin gebräuchlich geworden, sich die Inquisition als eine stets lauernde und nimmersatte Fang- und Haschanstalt zu denken, deren Polypenarme schon bei dem kleinsten Anstehen eines Verdachts den Unglücklichen gierig erfassen. Aber diese in historischen Romanen und romanhaften Historien so drastisch wirkende Vorstellung ist leider von Grund aus falsch und verkehrt und muß unbedingt (!!) aufgegeben werden, wenn man nicht etwa den Llorente einer Parteilichkeit für die Inquisition beschuldigen will.

9) Den Manchen wurde die Inquisition einer so unmenschlichen Grausamkeit beschuldigt, daß sie in dem Processe nicht die Wahrheit, sondern nur die Verurtheilung des Angeklagten gesucht und alle List angewendet habe, um auch den Unschuldigsten verurtheilen zu können. Llorente selbst gibt uns die besten Waffen in die Hand, um die Inquisition gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen.

10) Auch bei Fällung des Urtheils war die Inquisition an eine selten gewährdigte Vorsicht gebunden: juristische Consulenten, Verheerrescirung der Richter eines Provinzialtribunals, eigenes Gesandnis, Mitwirkung der betreffenden Diöcesanbischöfe, Appellationen an den Papst standen den Inquisirten als Rechtsschutzmittel zu Gebote.

11) Ein schwerer Vorwurf erwuchs der Inquisition aus dem Umstand, daß sie dem Angeklagten nie die Zeugen nannte, welche gegen ihn aufgetragt hatten. Man wollte hierin eine laute Aufforderung zu maßlosen Denunciationen entdeckt haben; allein in der That verhält sich die Sache ganz anders: die Klugheit gebot ein solches Verfahren: Ranke und neuerdings auch Lenormant haben dies anerkannt: Entlastungszeugen wurden selbst aus weiter Ferne gebolt.

12) So erklärt sich, wie unbillig der Vorwurf ist, die Inquisition habe die Proceße grausam in die Länge gezogen. Die Inquisitionsstatuten von 1488 und 1498 verlangen Vorsicht und Kürze. Wenn der Beweis der Schuld nicht hinlänglich hergestellt war, durfte darum die Haft des Angeklagten nicht verlängert werden; dagegen war die Untersuchung wie bei einem ab instantia Absolvirten wieder aufzunehmen, wenn neue Beweise u. dgl. zum Vorschein kamen.

13) Man fabelt von ungeheuern Einkünften der Inquisitoren, welche recht Viele verurtheilt haben sollen, nur um sich selbst aus den confiscirten Gütern zu bereichern. Schon längst vor Einführung der Inquisition bestand in Castilien das Gesetz, daß das Vermögen überführter Ketzer eingezogen werden solle, die Gnadenfristen aber, womit jedes Inquisitionstribunal seine Thätigkeit eröffnete, waren recht eigentlich darauf berechnet, Verirrten ihr Vermögen, ihre Güter u. dgl. zu retten (?). Vielen Warnern und Weisen endlich schrieben Ferdinand um Isabella ganz oder theilweise das confiscirte Vermögen.

14) Schauerlich ist die Vorstellung, welche wir uns von einem Autodafé (actus fidei), d. h. einer Handlung des Glaubens machen, als wäre sie nichts Anderes als ein ungeheures Feuer und eine kolossale Schmerzsanne, um welche die Spanier wie Kannibalen sitzen, um sich etwa alle Quartale am Rosten und Braten einiger hundert Unglücklichen zu ergötzen. Allein es sei mir erlaubt zu behaupten, daß ein Autodafé fürs Erste nicht im Brennen und Morden, sondern theils in Feierklärung der fälschlich Angeschuldigten, theils in der Versöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche bestand und es gar viel Autodafés gegeben hat, bei denen nichts brannte als die Kerze, welche der Penitent zum Zeichen des ihm wieder aufgegangenen Glaubenslichtes in der Hand trug. Das spanische Volk sah in den Autodafés eher Acte der Gnade als der Grausamkeit, und darum nahmen alle Stände und Geschlechter, die edelsten Männer und Frauen an solchen Begebenheiten Theil.

15) Bei alledem aber, und wenn sich die Zahl der Hingerichteten zu der der Begnadigten wie 1 zu 100 verhält, so entstehen wir uns doch noch immer an der ungeheuern Menge der Unglücklichen, welche mit dem Tode bestraft werden, weil sie, wie Llorente irgendwo sagt, vielleicht tüchtigere Bibelkritiker und aufgeklärtere Dogmatiker waren als ihre Richter. Allein auch dieses Entlegen mäßigt sich um ein Bedeutendes bei einer unparteiischen Betrachtung der Thatsachen. — Gegen die Hexenproeße in Deutschland nach der Reformation erscheint die spanische Inquisition in einem mildern Lichte.

16) Daß die Anzahl der wegen Ketzerei Hingerichteten übertrieben sei, glaube ich behaupten zu dürfen und nachweisen zu können. Niemals dürfen wir vor Allem vergessen, daß die Zahlen Llorente's durchaus nicht aus amtlichen Registern entnommen, auch nicht aus Privaturkunden geschöpft, sondern einzig und allein durch eine zum Theil auf falschen Prämissen beruhende Wahrscheinlichkeitsrechnung entstanden sind.

17) Auch von den geringern Strafen, welche die Inquisition über die minder Schuldigen und Reuigen verhängte, macht sich Derjenige, der sie nach den modernen Ansichten mißt, nothwendig eine falsche und übertriebene Vorstellung. In Staatsuniformen, in Gold, Seide und Edelstein Buße zu thun, war in der ganzen alten Kirche nicht bekannt und darum auch von der spanischen Inquisition nicht erlaubt, was freilich Llorente sehr hart und grausam findet. War Jemand ein entschiedener Ketzer gewesen und geworden, so trug er auf dem gelben Sanbenito*) ein ganzes Zeichen des Kreuzes. Kreuze als Zeichen der Gnade eines Fürsten zu tragen, soll für Viele nicht lästig sein, aber sie als Zeichen der wiederverlangten Gnade Gottes an den Rock geheftet zu haben, das gilt als schrecklich, schimpflich und ungeheuer.

18) Man hört behaupten, die Inquisition habe den Geist der spanischen Nation, die Cultur und Pflege der Wissenschaften unterdrückt, und findet dies sehr natürlich und nothwendig. Was die Geschichte dazu sage, darum scheinen sich wenige dieser Ankläger zu bekümmern.**) Llorente führt zwar in seinem zweiten Bande 118 Gelehrte auf, welche durch die Inquisition verfolgt worden seien; aber zur Vervollständigung seiner Erzählung gehört wesentlich die Bemerkung, daß ihnen allen auch nicht ein Haar versengt worden ist.

19) Nicht verschwiegen darf ich, wie gerade die größten und gebildetsten Geister Spaniens über die Inquisition urtheilen: der Historiker Pulgar, der philosophische Petrus Martyr, der Geschichtschreiber Jurita († 1580) und Hieronymus Blancas († 1590). Es ist nicht zu verkennen, daß der Letztere so gut wie Jurita und Andere die Inquisition um so höher schätzte, je mehr er die Greuel der durch die Reformation erzeugten Religionskriege in andern Ländern erblickte. Darum stimmt auch Blancas mit neuern Schriftstellern überein, daß die Inquisition es gewesen sei, was Spanien vor

*) Die spanische Farbe des Sanbenito, verthümmelt aus saco bendito (saccus benedictus) war gelb, anderweit blau, schwarz u. s. w.

**) Doch äußerte der spanische Cortesausschuß 1813 in Cadix: „Die Schriftsteller verschwanden für den Augenblick, wo die Inquisition erschien."

Digitized by Google

Bürger- und Religionskriegen bewahrte, gegen welche sie als eine Präventivmaßregel betrachtet werden müsse.

Auf diese Weise sucht ein deutscher Professor des 19. Jahrhunderts die historische Frage über die Inquisition auf den hierarchischen und spanischen Standpunkt des 15. Jahrhunderts zurückzuführen, um wenigstens indirect das heilige Officium in seinem Princip zu vertheidigen. In Summa: ihr Deutschen, die Inquisition war so schlimm nicht, wie sie von Irrgläubigen geschildert worden ist; es hat noch Schlimmeres gegeben als sie, und es ist wol hier und da noch Manches übrig, was sich mit ihr vergleichen läßt. Kehrte sie wieder zurück, das braucht euch keinen Schrecken einzuflößen: ihre Kerker sind geräumig und hell, ihre Autosdafé haben blos Wachskerzen, die ketzerischen Eindringlinge in die römische Kirche werden mit Mutterliebe eingesperrt, öffentlich bloßgestellt, dann und wann verbrannt und ihr Vermögen nicht immer confiscirt, sondern öfters zwischen dem Staate und den Ihrigen getheilt. Übrigens bitten wir unsere Leser, Llorente und Prescott mit Aufmerksamkeit zur Vergleichung durchzulesen; sie werden die Resultate leicht selbst finden, die uns hier der Raum ihnen darzulegen verbietet.

Was endlich die Biographie des Ximenes selbst betrifft, so können wir nicht leugnen, daß sie ein guter Beitrag zur Specialgeschichte Spaniens ist und Anerkennung verdient; der Verf. hat an sich Beruf zum Geschichtschreiber. Allein nirgend vermag er es über sich zu gewinnen, den Standpunkt des Romanismus zu verlassen, um den Höhepunkt, der allein in unsern Tagen von der Geschichtschreibung eingenommen werden muß, den des echten Christenthums zu erreichen. Wenn der Verf. zuletzt noch nach dem Vorgange des Franzosen Richard eine Vergleichung zwischen Ximenes und Richelieu anstellt und dem Ersteren den Vorzug gibt, so vermögen wir nicht beizustimmen; doch stellen wir nicht in Abrede, daß dem französischen Minister die Fortschritte eines vollen Jahrhunderts, die Verschiedenheit des Nationalcharakters und der äußern Verhältnisse günstig zur Seite stehen. 73.

Notizen.

Bailly und sein Pflegesohn.

Die „Gazette des tribunaux" erzählte vor kurzem folgende rührende Anekdote. Zu einer Witwe, die in der Nähe des Pont St.-Michel mit alten Büchern handelt, trat eines Tags ein armer alter Mann, der an Noth und Elend noch schwerere Last zu tragen schien als an Jahren. Unter einem abgetragenen und zerfetzten Mantel zog er einen von vielem Gebrauche zerrissenen und schmutzigen Band hervor und trug ihn der Witwe mit den Worten an: „Nun und für sich ist dies zwar beinahe gar nichts werth; jedoch hat es einen Werth für mich; aber ich habe den Muth nicht, Hungers zu sterben — so geben Sie mir denn dafür was Sie wollen." Das Buch war Bailly's „Geschichte der Astronomie bei allen Nationen", und bei dem schlechten Zustande desselben kaum 50 Centimes werth. Aber die mitleidige Antiquarin gab ihm einen Franc dafür, worauf der Greis sogleich in einen Bäckerladen eilte, ein Brot herausbrachte und sich am Ufer niederließ, um es zu verzehren. Ein Geistlicher an der Notredamekirche war Zeuge dieses Auftritts gewesen, als der Alte sich entfernt, sah er das Buch durch und fand auf der Rückseite des Titelblatts folgende mit fester Hand geschriebene, aber ganz vergilbte Zeilen: „Mein junger Freund, ich bin zum Tode verurtheilt; — morgen um diese Stunde werde ich nicht mehr sein. Ich hinterlasse dich freundlos in der Welt — in einer Zeit fürchterlicher Wirren; und das ist eine meiner bittersten Kümmernisse: ich habe versprochen, die Vater zu sein; — Gott will, daß mein Versprechen nicht erfüllt werden soll. Nimm dieses Buch als ein Pfand meiner aufrichtigsten Liebe und behalte es zu meinem Andenken — Bailly." Tief gerührt durch die Betrachtung so verschiedener Trübsale, durch einen Raum von 50 Jahren voneinander getrennt, warf der Geistliche der Witwe 2 Francs für das Buch hin und eilte damit zu dem Greise, den er nicht aus dem Gesichte verloren. Den ihm erfuhr er, er sei der natürliche Sohn eines sehr vornehmen Mannes, nach dessen Tode er der Zögling und Pflegesohn Bailly's geworden sei; am Abende vor seinem Tode habe ihm dieser Edle ein Exemplar des Werks gesendet, womit er sich im J. 1784 die Thore der Akademie geöffnet. Nachdem der unglückliche Zögling seines unglücklichen Lehrers lange Zeit an öffentlichen Unterrichtsanstalten als Lehrer thätig gewesen, hatte er sich durch langwierige Krankheit genöthigt gesehen, sein Amt aufzugeben und so war er nach und nach in eine so entblößte Lage gerathen, daß er, um seinen nagenden Hunger zu stillen, sich entschlossen hatte, sich selbst des letzten und theuren Geschenks seines Freundes und Wohlthäters zu entäußern. Der Geistliche nahm den Unglücklichen mit sich und bemühte sich ihm eine Stelle im Hospital Larochefoucauld zu verschaffen, wo er seine dürftigen Tage wenigstens vor Nahrungssorgen geschützt zubringen konnte. Es ist ihm gelungen.

Die italienische Naturforscherversammlung und das Volk in Neapel.

Dem Volke unter dem ewigklarenden Himmel Neapels war eine Versammlung von mehren hundert gelehrten und ungelehrten Leuten, wie sie im Sommer dieses Jahres dort stattfand, ein so neues und ungewöhnliches Schauspiel, daß sich die lächerlichsten Gerüchte über den Zweck dieser Zusammenkunft verbreiteten. Einige meinten, dieser Congreß wolle sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigen, eine Constitution entwerfen oder doch wenigstens einen Theil der Auflagen, unter denen das Volk seufzt, abschaffen. Das unter solchen Umgängen, welches aus Unbekanntschaft mit solchen Dingen sich in seinen Vermuthungen nicht so hoch versteigen kann, sperrte bei der bloßen Erwähnung der Scienziati Mund und Nase auf und schien nur begierig zu erfahren, ob dies auch zweibeinige Menschen wären. Selbst in den höhern Kreisen hatte man im Durchschnitt keinen deutlichen Begriff von der Bedeutung und dem Zwecke dieser Versammlung, und nahm die Mitglieder nur gastfreundlich auf, weil man sich aus ihrer Anwesenheit eine Reihe von Festen und Ergötzlichkeiten versprach. „Während dem", erzählt ein Engländer, der in einem englischen Literaturblatte diese Schilderung entwirft, „hatten die Lazzaroni, die in ihrer Weise eine ebenso absonderliche und ausgezeichnete Classe bilden als der vornehme Pöbel, ihren Spott über die Scienziati, Sconscienziati und Licenziati, wie sie dieselben ohne Unterschied nannten. Hier ein Beispiel von den hundert Witzen, zu denen ihnen das Erscheinen der gelehrten Leute Veranlassung gab. Zur Erklärung desselben ist jedoch zu bemerken, daß für die gelehrten Gäste ein großes Gastmahl, zu 6 Carlin das Gedeck, veranstaltet wurde; die Mehrkosten aber, die wenigstens um die Hälfte höher sich beliefen, hatte die höchste Magistratsperson als Vertreter der Stadt auf Rechnung letzterer übernommen. Am Tage nach diesem Festmahle trat nun ein barfüßiger Sohn jener herrlichen Stadt mit bis zu den Knien schwarzgefärbten Beinen und um den Hals einen steifen Gegenstand gebunden vor die Bude eines umherziehenden Pastetenbäckers

Digitized by Google

und nahm sich mit der gravitätischsten Miene von der Welt einen seiner süßduftenden Kreckerbissen und schlang ihn zu großem Erstaunen des Verkäufers schnell hinunter. Um den Preis gefragt entgegnete dieser: »Drei Pfennige.« »Nun«, entgegnete der Bursche, »hier habe ihr ein Zweipfennigstück.« »Santo Dio« — rief der Pastetenmann zornig aus — »drei Pfennige habe ich gesagt, wo ist der dritte Pfennig?« »O«, entgegnete kaltblütig der Lazarone, »der Bürgermeister zahlt das übrige; ich bin ein Scienzinato!« und davon ging er mit angenommener Würde, wie er gekommen." 12.

Bibliographie.

Aster, H., Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten im August 1813 und die Schlacht bei Kulm. Mit drei Plänen. Dresden, Adler und Dietze. Gr. 8. 4 Thlr.

Baur, L., Die Kirchengeschichte in gedrängter Übersicht. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 1 Thlr.

Kritische Beleuchtung der bessern und besten Bauriße zur Nicolai-Kirche in Hamburg von W. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 10 Ngr.

Bibliotheca orientalis. Manuel de Bibliographie orientale. 1. contenant 1. les livres arabes, persans et turcs imprimés depuis l'invention de l'imprimerie jusqu'à nos jours, tant en Europe qu'en Orient, disposés par ordre de matières; 2. tables des auteurs, des titres orientaux et des éditeurs; 3. un aperçu de la littérature orientale, par *J. Th. Zenker*. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Cuvier's, G., Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 bis 1792, naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts. Nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von *C. H. Pfaff*. Herausgegeben von *W. F. G. Behn*. Kiel, Schwers. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dichtungen eines Verschollenen. Berlin, Enslin. 1846. Gr. 16. 18 Ngr.

Dittmar, H., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der weltbistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. 1ster Band. 1ste Lieferung. Heidelberg, Winter. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Allgemeine Encyklopädie für Kaufleute, Fabrikanten, Geschäftsleute, Handels-, Industrie-, Gewerbe- und Realschulen. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und praktischer Kaufleute, herausgegeben von W. Hoffmann. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. 1846. Schm. 4. 5 Ngr.

Finewood, Novellen. Straßund, Löffler. 8. 20 Ngr.

Gelbcke, F. A., Die Peri. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Leipzig, Dörffling. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göttling, C. W., Funfzehn römische Urkunden auf Erz und Stein, nach den Originalen neu verglichen und herausgegeben. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 4. 2 Thlr.

Grimm, F., Burg- und Bergmärchen. Zwei Bände. Wolfenbüttel, Holle. 1846. Gr. 12. 1 Thlr.

Heller, K., Das Erdbeben von Caracas. Roman. 2te Auflage. 1ster Band: „Der Aufstand." Altenburg, Pierer. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Rheinisches Jahrbuch, mit Beiträgen von A. W. v. Schlegel, G. Pfarrius, E. Bauernfeld, K. Gutzkow, Varnhagen v. Ense, K. Simrock, A. Grün u. A. m. Herausgegeben von L. Schücking. 1ster Jahrgang. Mit zwölf Bildern und A. W. v. Schlegel's Bildniß. Köln, Kohnen. 1846. Lex. 8. 4 Thlr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1846. Herausgegeben von J. Grafen Mailáth. 7ter Jahrgang. Mit fünf Stahlstichen. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr.

Kahlert, A. J., Reiseschilderungen aus Deutschland, der Schweiz, entworfen auf einer Reise im Sommer 1845 durch Böhmen, Baiern, die Schweiz, das Elsaß, die Rheingegenden, Thüringen und Sachsen. Breslau, F. Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kalender für alle Stände. 1846. Herausgegeben von C. L. v. Littrow. Wien, Gerold. 8. 12½ Ngr.

Krämer, F. C. L., Gesammelte Schriften. Hamburg, Erie. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Kunstreise und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. Breslau, Kern. Kl. 8. 1 Thlr.

Löhle, F., Theater-Catechismus oder humoristische Erläuterung verschiedener im Bühnenleben üblicher Fremdwörter. Mit Illustrationen. München, Piloty und Löhle. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Meiner, R., Geschichte der Findlinge in Ostpreußen, als besonderer Rückblick auf ihre Bevölkerung in Ilgnen. Königsberg, Fest. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mommsen, T., Pindaros. Zur Geschichte der Lyrik und der Parteikämpfe seiner Zeit. Kiel, Schwers. 8. 20 Ngr.

Moshamer, J. A., Kunst und Leben. Eine romantische Erzählung in drei Theilen, aus der Gegenwart. Berlin, Pischer. 1846. 8. 20 Ngr.

Movers, F. C., Die Punischen Texte in Poenulus des Plautus kritisch gewürdigt und erklärt. — A. u. d. T.: Phönizische Texte. 1ster Theil. Breslau, Aderholz. 8. 25 Ngr.

Mühl, S., Über die Verwandtschaft der germanischen und hellenischen Götterwelt. Ingolstadt, Fromm. 8. 6½ Ngr.

Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Herausgegeben von *F. Pfeiffer*. 1ster Band: Hermann von Fritzlar. Nicolaus von Strassburg — David von Augsburg. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 3 Thlr.

Genfer Novellen. Nach dem Französischen von *A. Pfeiffer*. Herausgegeben von H. Zschokke. Mit vorangehender Vorlage. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paoli, Betty, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt, Heckenast. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die deutsche Poesie. Eine Kritik. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 7½ Ngr.

Popp, T. J., Anfang und Verbreitung des Christenthums im südlichen Deutschlande, besonders Oberösterreich. Diöcese Eichstätt. Ingolstadt. 8. 1 Thlr.

Schreibe, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. Bild aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Kultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. 1ster Band. 1ste bis 3te Lief. A. u. d. T.: Volksprediger. Moralisten und fromme Lieder. Sebastian Brandt's Narrenschiff mit Geiler's von Kaisersberg Predigten darüber und Thomas Murner's Schelmenzunft, vollständig nach alten Drucken und ihren bildlichen Darstellungen. Stuttgart. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Simon, F. A., Nathan der Weise; ohne ihn und für also doch kontagiös. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 12½ Ngr.

Therese, Weltgrück. Braunschweig, Wreden und Comp. 8. 2 Thlr.

Ulrici, H., Das Grundprincip der Philosophie. Leipzig, und speculativ entwickelt. 1ster Theil: Geschichte und Kritik der Principien der neuern Philosophie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Vegesack, A. E. Freih. v., Westpreußisches Provinzialrecht. Zwei Bände. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 3 Thlr.

Wolffs Sendung nach Borkara zur Erforschung des Schicksals des Oberst Stoddart und Capitain Conolly und dem Englischen übersetzt von F. Lankhof. 1ster Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 351. — 17. December 1845.

Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Karl Schnaase. Dritter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Erster Band: Altchristliche und mohammedanische Kunst. Düsseldorf, Buddeus. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

Die große Arbeit des Hrn. Schnaase, vor dessen Namen wir jetzt mit Vergnügen das längst verdiente D doctorale erblicken, schreitet rüstig vor; den beiden ersten Bänden, die wir bereits in diesen Blättern*) besprochen, ist rasch ein dritter, ziemlich umfangreicher gefolgt, der uns auf ein von Kunstforschern weniger betretenes und zum Theil unfruchtbar scheinendes Gebiet führt, welchem aber der Geist und Fleiß des Verf. eine sehr erhebliche Ausbeute abgewonnen, das er mit allem Reize classischer Darstellung ausgestattet hat.

Wir betreten die Vorhallen einer neuen Zeit, in welcher der christliche Glaube seine Siegesfahne auf die immer mehr einsinkenden Trümmer des Heidenthums pflanzt und mit seinem Geiste alle Formen des Lebens durchdringt. Dies erfolgte zunächst in der Kunst, wiewol in sehr allmäligen Übergängen und Abstufungen, als deren erste man die altchristliche Kunst bezeichnen muß. Denn sie brachte keine neuen Formen auf, sondern bediente sich anfänglich der vorhandenen classischen, namentlich römischen, welche allerdings schon mehr oder weniger entartet waren und mit dem dahinschwindenden Geiste, der sie hervorgerufen hatte, auch immer mehr und mehr verschwanden. Hr. Schnaase widmet diesen „ersten Regungen der christlichen Kunst" das erste Buch dieses Bandes, und nimmt für jene den Zeitraum von Gallienus bis zum Untergange des weströmischen Reichs an. Nach einer vorangeschickten historischen Übersicht, in welcher er die Schicksale der Religiosität in dem verfallenden römischen Reiche, die ersten Einwirkungen des noch von heidnischen Elementen durchdrungenen Christenthums und dessen Einfluß auf Kunstsinn und Sittlichkeit geschildert, betrachtet er sofort „die Architektur in der Zeit des Verfalls", und geht dabei von Heliopolis und Palmyra aus. Werden hier, im Orient, mannichfache Umgestaltungen des griechisch-römischen Stils bemerklich, so fehlten sie auch nicht im Abendlande, wie der noch vollständig erhaltene Palastbau Diocletian's in Salona (Spalatro) darthut. Doch wurde mitten unter dem Verfall der Kunst die früher nur schüchterne und sporadische Anwendung der Bogen und Wölbungen immer häufiger und verbreiteter, wie schon in den Bädern des Diocletian, am sogenannten Friedenstempel und der Kirche Sta.-Costanza sich zeigt. Von den Bauten Konstantin's in Byzanz hat sich nichts erhalten, doch wird, wie an dem Triumphbogen Konstantin's in Rom, der architektonische Schmuck wahrscheinlich nicht selten durch Beraubung der ältern Bauten herbeigeschafft sein. Das erste deutliche Neue in der Architektur tritt in den christlichen Kirchen oder Basiliken hervor, über deren bauliche Einrichtung, liturgische Zweckmäßigkeit und technische Ausführung sich unser Verf. sehr gründlich verbreitet. Als das Charakteristische derselben hebt er die hier zum ersten Male in der Architektur erscheinende Gliederung in den Raumverhältnissen des Innern hervor, welches bei den Alten in ihren Tempeln ziemlich bedeutungslos erschien. In den Details der neuen Gebäude zeigt sich viel Unzusammenhängendes, Widersprechendes, Rohes, und doch macht das Ganze weil von einem neuen Geiste bewohnt und höhern Bedürfnissen entsprechend, eine wohlthätige, erhebende und beruhigende Wirkung. Nach Aufzählung der christlichen Basiliken Roms, deren malerische Abbildungen in dem Prachtwerke von Gally Knight Hr. Schnaase nicht zu kennen scheint, schließt er mit den achteckigen und Rundbauten, die man zu Baptisterien verwendete.

Das folgende Capitel handelt von der Sculptur und Malerei im Verfall des römischen Reichs, die in einem noch unerfreulichern Zustande als die Baukunst erscheinen. Zu Anfang dieser Periode war wol noch eine Tradition der alten Kunst vorhanden, aber bereits zur Zeit des Konstantin schon verloren gegangen. Die Säule des Theodosius in Konstantinopel, eine Nachahmung der Trajanischen in Rom, dürfte mit den Bildwerken aus der Konstantin'schen Zeit noch auf ziemlich gleicher Höhe stehen, so viel nach Zeichnungen derselben aus dem 15. Jahrhundert, da sie noch erhalten war, sich schließen läßt. Dagegen erscheinen jetzt erfreulichere Werke „christlichen Inhalts" in den Katakomben: Malereien, Mosaiken, Sarkophage u. s. w. Anfänglich fand die Kunst in den christlichen Gemeinden keine große Pflege, da der

*) Vergl. Nr. 213 und 214 f. 1844. D. Red.

Digitized by Google

Eifer der ersten Kirchenväter und deren Besorgniß vor jedem Einschleichen heidnischer Gebräuche ihr feindlich entgegenstand. Indessen erweckte das Bedürfniß nach äußern Zeichen schon sehr früh die Einführung von Sinnbildern, und der Verf. macht uns hier auf die ansprechendste Weise mit den mancherlei Bildern der altchristlichen Symbolik bekannt. Auch größere und völlig ausgeführte Bildwerke kamen nachgerade, sogar von Bischöfen begünstigt, in den Gebrauch, wozu das Alte und Neue Testament gewisse, sehr oft wiederkehrende Stoffe darboten. Hr. Schnaase hebt als auffallend hervor, daß bei Darstellungen des Neuen Testaments gerade die uns so wichtig erscheinenden Momente aus dem Leben Christi, wie namentlich alle Momente des Leidens, die Kreuzigung, Dornenkrönung, Verspottung, dann aber auch Scenen aus dem Leben der Jungfrau niemals auf den frühern Bildwerken vorkommen. Dagegen sind einige Wunder aus den evangelischen Erzählungen (die Erweckung des Lazarus, Heilung des Gichtbrüchigen u. s. w.) und manche Gleichnisse (die klugen Jungfrauen) sehr beliebt. Ebenso die Darstellung Christi als guter Hirt und — als Orpheus mit der phrygischen Mütze, welche Auffassung Bedenken erregen konnte, wenn sie nicht öfter in den Katakomben und mit andern ausschließlich christlichen Gegenständen zusammen vorkäme. Ein wirkliches oder vermeintliches Bild Christi kommt noch nicht vor. Vorzüglich erscheinen nur die erwähnten Bildwerke auf den Sarkophagen und zwar meistens in symmetrisch-malerischer Anordnung. Freistehende Statuen haben sich in den Katakomben nicht erhalten, außerhalb derselben nur zwei: die bekannte sitzende Statue des heiligen Petrus, jetzt in der Peterskirche, und eine Statue des guten Hirten im Vatican. Auch die Gemälde in den Katakomben, ihren Ursprung aus den heidnischen Wandmalereien deutlich verrathend, stellen die besprochenen Gegenstände, häufig mit einem sehr heitern arabeskenartigen Beiwerk umgeben, und selbst mit einer gewissen malerischen Technik dar. Was Hr. Schnaase zuletzt über die Richtung der altchristlichen Kunst sagt, ist ebenso wahr als tief gedacht. Nicht nur die Natur löste sich der christlichen Ansicht in einen „heitern Wechsel von Symbolen" auf, sondern selbst das Historische, „man gewöhnte sich, die einzelnen Momente geschichtlicher Hergänge symbolisch zu betrachten. Die Vergangenheit wurde eine Fundgrube von Gleichnissen, wie die Gegenwart von Metaphern." Zu den Vorzügen der christlichen Werke vor den gleichzeitigen heidnischen rechnet der Verf. zuerst den, daß die architektonische Grundlage der Kunst eine neue wird. Dies zeigt sich in der Baukunst an der perspectivischen Gestalt der Basilika, und in der Sculptur, besonders des Reliefs, an dem Siege des perspectivisch-malerischen Princips über das plastische der Profilstellung. Künstlerische Begeisterung und die Weihe höherer Kunst darf man freilich in diesen Werken noch nicht suchen, aber wir erblicken „in einer für höhere Kunst eigentlich abgestorbenen Zeit" deutlich schon die Elemente, welche, durch kein bewußt- und absichtsvolles Streben, sondern durch ein höheres Gesetz hervorgerufen, in spätern Jahrhunderten zu voller Ausbildung und Blüte gelangen sollten.

Das zweite Buch ist der byzantinischen Kunst gewidmet, welcher im ersten Capitel eine historische Einleitung vorangeht. Ref. muß sich begnügen, auf das reiche Treffliche nur hinzuweisen, welches hier über die politischen, religiösen und moralischen Zustände des byzantinischen Reichs gesagt ist. Die große Bedeutung desselben für die Kunst zeigt sich vorläufig schon hier nicht blos in der Bewahrung altrömischer Formen, sondern auch in ihrer Verschmelzung mit orientalischen Elementen und ihrer Verarbeitung für christliche Bedürfnisse, wodurch eigenthümliche Formen sich erzeugten. Ausführlicher wird dies im zweiten, der byzantinischen Baukunst gewidmeten Capitel dargethan. Hier unterscheidet der Verf. zwei Perioden, deren erste von Konstantin bis zum Ende der Regierung Justinian's sich erstreckt und dadurch sich auszeichnet, daß die allmälige Ausbildung des neuen Stils bis zur Vollendung eines festen Systems gelangt; welche Vollendung durch die vollkommene Kenntniß des Kuppelbaus erreicht wird. In diese Periode gehören die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, die Hauptkirche zu Antiochien, ganz besonders aber die höchst interessanten Kirchen zu Ravenna aus der Zeit der Galla Placidia und des Theodorich, S.-Giovanni, S.-Nazario e Celso, S.-Apollinare at Classem, und S.-Vitale. Nun folgen die Justinianischen Bauten, unter welchen natürlich die Sophienkirche obenansteht, welcher auch Hr. Schnaase eine sehr ausführliche Besprechung weiht und diese selbst durch einen kleinen Grundriß erläutert. Unter den Bauten der zweiten Periode in der nachjustinianischen Zeit hebt er die Bauwerke des Kaisers Theophilus (829—842) hervor (Palläste und Schlösser selbst im arabischen Geschmack), des Basilius Macedo und seiner Nachfolger, und als die wesentlichste Neuerung die veränderte Form der Kuppel, welche statt der flachen Wölbung (die der Sophienkirche hatte nur ein Sechstel ihres Durchmessers zur Höhe), jetzt meistens eine halbkugelförmige Gestalt erhielt. Bei der Verf. über Details und Technik dieser Architektur und zur Würdigung und Vergleichung derselben mit früher abendländischen Formen anführt, zeugt von der gründlichsten Einsicht und schließt mit der richtigen Bemerkung, daß, wie das byzantinische Volk überhaupt von der Vorsehung dazu bestimmt scheint, eine Vermittelung des Orients und Occidents zu bilden, so auch diese im christlichen und künstlerischen Sinne unvollkommene Architektur geeignet war, den Türken und namentlich den Arabern als ein Anhaltspunkt und Anfang ihrer künstlerischen Civilisation zu dienen.

Im dritten Capitel folgt die byzantinische Plastik und Malerei, für welche Hr. Schnaase drei Perioden, die erste bis zum 7. Jahrhundert, die zweite bis zum Anfange des 11. Jahrhunderts und die dritte als die Zeit ihres Verfalls annimmt. Die erste beginnt mit sehr interessanten Untersuchungen über den Ursprung des Bildnisses Christi, welches von jetzt an eine Hauptaufgabe der Kunst wurde und seinen bestimmten Typus er-

Digitized by Google

hielt. Schade, daß der Verf. hierbei die Abhandlung Wilhelm Grimm's („Die Sage vom Ursprung der Christusbilder u. s. w."), obwol dieselbe schon 1843 erschienen war, noch nicht benutzen konnte. In Folge des seit der Mitte des 5. Jahrhunderts regern Marienenltus stellte sich bald auch das Bildniß der Jungfrau fest. Auch die Gegenstände der größern Compositionen wurden nun andere, die Beziehung auf das Symbolische schwand vom 6. Jahrhundert an allmälig, da man sich mehr an das Historische der heiligen Schriften hielt. Dies war auch in künstlerischer Beziehung ein Fortschritt und zeugte von einer entschiedenen, kräftigen Regung des bildnerischen Sinnes, der nun auch den übrigen heiligen Gestalten ihren bestimmten Typus gab. Vor allen zeigt sich dies in den kirchlichen Mosaikbildern jener Zeit, die hier eine sehr gute Charakteristik und Würdigung erhalten.

Die Wirkung dieser Werke ist eine sehr bedeutende. Die kolossalen Gestalten in ruhiger ernster Haltung, würdevoll und majestätisch, mit einfachen, kräftigen, lichten Farben aus dem Halbdunkel der Concha hervortretend, geben ein Bild der Ruhe und Feier und nöthigen der Seele ein Gefühl von Ehrfurcht ab. Man fühlt die ganze Hoheit dieser Verkämpfer des Christenthums, es ist ein Triumph ohne weltliches Gepränge, in der ernsten Glorie geistigen Lichts. . . . Die ganze ungeheure Kraft der Kirche in dieser ersten Zeit ihrer Anerkennung spricht sich hier aus, in einer Weise, wie es mildere Kunstwerke nicht vermocht hätten.

Sehr wahr ist die Bemerkung, daß die Fehler und Härten dieser kolossalen Mosaikbilder weit mehr an den verkleinerten Nachbildungen im Stiche oder Steindruck hervortreten als an den Originalen, die ganz auf die Localität berechnet und in Harmonie mit der Architektur sind. Auch der Goldgrund der musivischen Gemälde, welcher früher immer als barbarisch verschrien wurde, erhält hier seine angemessene ästhetische Würdigung, wonach er bei diesen kirchlichen Werke als durchaus passend und ihre Wirkung verstärkend erscheint. Bei bewegten, dramatischen Gegenständen und weltlichen Darstellungen zeigt sich freilich die Mosaikmalerei noch dürftiger und starrer, aber immer in jenem feierlichen Stile, den Dr. Schnaase „der Kürze wegen" als den Mosaikstil bezeichnen will und ihn, zusammen mit der Gestaltung des Christusideals „eine große That dieser ersten byzantinischen Zeit" nennt. Von Tafelbildern aus dieser Zeit haben wir keine nähere Kenntniß. Noch tiefer als die Malerei muß damals die Plastik gesunken sein, wenn man nach den auf uns gekommenen Münzen und Elfenbeinarbeiten schließen soll, von welchen hier vorzüglich die Diptychen in Betracht kommen, die in mehren Sammlungen vorhanden sind.

In die zweite Periode (bis zum Anfange des 11. Jahrhunderts) fällt die Geschichte des Bilderstreits, der am Ende doch nur einen geringen Einfluß auf die Kunst, namentlich Malerei, ausübte, dagegen zur Folge hatte, daß die griechische Kirche die Sculptur beschränkte und keine freistehenden Statuen für heilige Gestalten und kirchlichen Gebrauch mehr zuließ. Die Hauptquelle für diese Periode der byzantinischen Kunst eröffnet sich jetzt in den Miniaturen der Manuscripte, in welchen sich der Kreis bildlicher Darstellungen bedeutend erweiterte und vorzüglich die früher nie behandelte Passionsgeschichte und die Martyrien Aufnahme fanden, aber auch noch ein Rest der antiken Richtung sich in Personificationen und Allegorien bemerklich macht. Die aus dieser Zeit stammenden Miniaturen (im Vatican, in Paris u. s. w.) sind oft höchst kunstreich und technisch vollendet, und durch die Kraft und Schönheit des Colorits ausgezeichnet.

Die Periode des Verfalls datirt vom 11. Jahrhundert, welche Zeit auch für die abendländische Kunst einen Wendepunkt bildet, doch nicht des Sinkens, sondern, in entgegengesetzter Richtung, des entschiedenen Aufschwungs. Jenes Sinken zeigt sich vorzüglich an den immer starrer werdenden Gestalten und geschmacklosen Initialen der Miniaturen. Von größern Werken gehören in diese Zeit (1070) die ehernen Thüren der (abgebrannten) Paulskirche bei Rom, an welchen zwar immer noch ein gewisses technisches Geschick zu bemerken ist, doch durch die übermäßig gestreckten und starren Figuren durchaus todt und gefühllos erscheinen. Mit jedem Jahrhundert nimmt diese Erstarrung des Formensinns und der Technik zu, sodaß in den Miniaturen des 14. Jahrhunderts die Gestalten ganz vertrocknet und mumienhaft aussehen und die ganze Technik sich auf ein flüchtiges, kümmerlich angemaltes Federgekritzel reducirt.

Hiermit endigt die Geschichte der byzantinischen Kunst, über welche uns die treffliche Arbeit des Verf. eine Menge ganz neuer Aufschlüsse gewährt. Er verfolgt sie aber weiter in der Entwickelung ihres Einflusses, welcher besonders im romanisch-germanischen Abendlande und bei den Arabern mehr oder weniger sich geltend machte. Diese beiden Ausflüsse byzantinischer Kunst, sagt unser Verf., bilden den großen Strom der Geschichte, wenn auch in verschiedenen Armen. Doch dringen auch kleinere Bäche hervor, welche die Kunst bei den Armeniern und Russen bezeichnen, vor deren Betrachtung indessen erst ein anderes Volk an die Reihe kommt.

Das vierte Capitel beschäftigt sich nämlich mit der Kunst im Sassanidenreiche. Dieses stand unter Chosroes Nuschirvan in seiner Blüte; auch ein späterer Chosroes (Parvis), den wir durch das Gedicht „Schlrin" kennen, zeigte den Wissenschaften und Künsten sich sehr günstig. Von den so prachtvoll beschriebenen sassanidischen Bauten hat sich fast nichts erhalten. Es schelmen ausgedehnte Grottenbauten „zum kühlen Aufenthalt in den heißen Monaten" gewesen zu sein. An der Vorliebe für Wölbungen erkennt man byzantinischen Einfluß, aufgefundene Fragmente deuten auf griechisch-römische Vorbilder, während andere altpersische Formen (Säulenstämme mit Lotosornamenten u. dgl.) zeigen; ja selbst die wiederholte Anwendung des Spitzbogens hat man auf Trümmern wahrzunehmen geglaubt. Bedeutender sind die plastischen Denkmäler, welche man, wie die frühern Werke der Achämeniden, als Reliefs auf Felswänden findet, doch im Ganzen den altpersischen nachstehend. Auch Malerei wurde geübt, allein, um den Verf. reden zu lassen,

Digitized by Google

eine völlig freie und eigenthümliche, und besonders geistig hochstehende und ideale Kunst finden wir bei diesen spätern Personen in keiner Beziehung vor, vielmehr nur einen schwachen, rohen Ausdruck ihrer Nationalität an überlieferte Formen. Allein diese Spuren eines neuen Geistes, der wahrscheinlich auf die Araber von bedeutendem Einfluß war und zum Theil als ein Vorbote germanischer Eigenthümlichkeiten betrachtet werden kann, verdienen wol ihre Stelle auch in der Geschichte der bildenden Künste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verschiedene Urtheile über Louis Blanc.

Die „Histoire de dix ans" von Louis Blanc ist ein Werk, welches nicht blos in Frankreich, sondern auch im Auslande das ungewöhnlichste Aufsehen erregt hat. Deutschland hat mehre Uebersetzungen aufzuweisen, und selbst Italien ist bei der allgemeinen Begeisterung, welche dieses Buch erweckt hat, nicht zurückgeblieben. In Frankreich selbst ist dieses Werk zum Theil geradezu verschlungen; mehre Auflagen sind in schneller Folge erschienen und der Name des Verf. ist so allgemein bekannt geworden, daß spekulative Buchhändler es für rathsam und vortheilhaft gefunden haben, diese schnellerworbene Popularität zu ihrem Gewinn auszubeuten. So hat sich eine Art von Actiengesellschaft — die Literatur hat sich ja jetzt ebenso gut wie alle übrigen Richtungen auf dem Felde dem Unternehmungsgeiste eröffnet — gebildet, welche Blanc aufgefordert hat, für eine ungeheure Summe eine neue Revolutionsgeschichte zu schreiben. Dieser Antrag war zu lockend, als daß der Geschichtschreiber der Gegenwart, der offenbar Gelegenheit gehabt hat, den Werth des Geldes würdigen zu lernen, hätte widerstehen können. Wie erwähnen diese Details hier eigentlich nur, um den ungeheuern Erfolg, welchen die „Histoire de dix ans" gehabt hat, zu constatiren. Sonderbar ist es, wie nun plötzlich die Dame Kritik wieder hinterhergehinkt kommt, und haarklein nachweist, wie dieses Werk, welches in Bezug auf Inhalt wie Form eine so allgemeine Bewunderung erregt hat, doch eigentlich ein recht ungenügendes, unreifes Product ist, welches keine weitere Beachtung verdient. Wir übertreiben nicht. Diese und noch viel stärkere Dinge stehen in folgender Flugschrift, welche einer Kritik des Blanc'schen Werks gewidmet ist: „Appréciation historique, littéraire et politique de l'Histoire de dix ans de M. Louis Blanc", von M. G. Chaudey. Da heißt es unter Anderm, dieses Werk wäre eine ungeniebare Anhäufung abgebrochener politischer Klatschereien, und Blanc selbst erscheint in dieser Kritik eigentlich als der Affe von Thiers. Das Endurtheil, welches am Schlusse dieses Pamphlets zusammengefaßt wird, lautet folgendermaßen: „Bedarf es noch weiterer Auseinandersetzungen, um nachzuweisen, daß die sozialen Ideen von L. Blanc die oberflächliche Partie des Werks sind? Aber so ist denn alles Uebrige oberflächlich? Sein historisches Zeugniß ermangelt der Autorität; seiner Erzählung fehlt das unentbehrlichste Verdienst, die erste Bedingung jeder historischen Erzählung, seine politischen Ideen widersprechen sich oder sie entbehren jedes Halts, und seine sozialen Ideen haben noch weniger Werth als seine politischen Ansichten: dies ist in der That das Résumé unsers Urtheils. Wie Taeitus die Geschichtswerke, welche er über Tiberius und die ersten Nachfolger desselben vorfand, gänzlich umarbeiten mußte, so wird es einst nöthig sein, die Darstellung L. Blanc's, welche aus dem nämlichen Grunde mangelhaft, verwerflich aber aus eigenen Gründen ist, einer gänzlichen Umarbeitung zu unterwerfen." Wer hat nun recht, das Publicum, welches in dem Geschichtswerke Blanc's jedenfalls eine bedeutende Erscheinung sah, oder dieser lendenlahme Kritiker, der es mit verächtlicher Miene in den Staub zieht? Chaudey appellirt gewissermaßen an die Nachwelt. Es ist überhaupt ein mißliches Ding, dem Urtheile derselben irgendwie vorzugreifen, aber hier dürfte sich der überweise Kritiker doppelt vergriffen haben: denn gewiß wird selbst späterhin noch Blanc's Name mit Achtung genannt werden.

Über Communismus.

Lange Zeit haben in Frankreich die Anhänger des Communismus bereits ihr Wesen getrieben, ehe man in Deutschland auch nur die geringste Notiz von dieser eigenthümlichen Bewegung genommen hat. Erst Stein's treffliches Buch über Communismus und Socialismus hat einen Überblick über den Zusammenhang dieser reformatorischen Ideen eröffnet. Seitdem aber dieses gediegene Werk erschienen ist, haben diese Lehren sich fortentwickelt und an Bedeutung gewonnen. Es ist deshalb von Wichtigkeit, einen Begriff vom gegenwärtigen Stande des Communismus zu gewinnen. Man findet in einem vor kurzem von Th. Dezamy herausgegebenen „Code de la communauté" ein Résumé von Dem, was die Communisten jetzt wollen und beabsichtigen. Was diesem dickleibigen Pamphlete ein eigenthümliches Interesse verleiht, ist der Umstand, daß es eigentlich mit der Thätersiegen auftritt, bei dem nun bald anbrechenden Morgen der Communistenherrschaft als Gesetzbuch zu dienen. Mit wahrer Wuth verwirft der Verf. alle bestehenden Verhältnisse, und es steht zu erwarten, daß, wenn erst sein Machtwort Geltung haben wird, nichts von alle Dem, woran jetzt unser Herz hängt, unangetastet bestehen bleiben wird. Familie, Civilisation, Handel — das ist Das, was zuerst zertrümmert und über den Haufen geworfen werden muß, wenn die Menschheit zu dem glänzenden Ziele gelangen soll, welches Dezamy in lockender Ferne uns entgegenhält.

Decandolle's Biographie und Charakteristik.

Decandolle hat sich nicht nur in der Schweiz, seinem Geburtslande, und in Frankreich, wo ihn ein längerer Aufenthalt so gut wie nationalisirt hatte, sondern in allen Theilen Europas durch seine wissenschaftlichen Leistungen einen geachteten Namen gemacht. Sein Tod hat großartige Arbeiten unterbrochen, die schwerlich Jemand ganz gezeigt sein wird auf würdige Weise fortzusetzen. Der Verlust, den wir an ihm erlitten haben, tritt uns recht lebhaft vor Augen bei der Lectüre einer biographischen Notiz, welche dem Andenken seines Bruders gewidmet ist. Sie rührt von einem dem Verstorbenen befreundeten Gelehrten her und führt den Titel: „Notice sur la vie et les ouvrages de A. P. Decandolle", von A. de la Rive. Der Verf. dieser Biographie, ein würdiger Gelehrter, hat mit vieler Hingebung das Leben Decandolle's, das man ein in jeder Beziehung wohlangewandtes und mit unerquicklichen Arbeiten ausgefülltes nennen kann, bis in die einzelnen Züge verfolgt. Seine Arbeit ist ein Monument der Freundschaft; aber da alle Diejenigen, denen es Ernst ist um wissenschaftliche Bestrebungen, auch Freunde des Verstorbenen sind, so bietet sie das allgemeinste Interesse. 17.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Prescott (H.), Geschichte der Eroberung von Mexico, mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. Geh. 6 Thlr.

———, Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. Geh. 6 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 352. — 18. December 1845.

Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. Dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Im fünften Capitel führt uns nun Hr. Schnaase nach Georgien und Armenien, bisher eine terra incognita für die Kunstgeschichte und hier zum ersten Male für dieselbe ausgebeutet. In Bezug auf die geographischen und historischen Verhältnisse ist hier aus Ritter's „Erdkunde", Bd. 10, und das Kunstgeschichtliche aus den neuesten Reisewerken von Dubois de Montpéreux und Texier geschöpft. Byzantinischen Einfluß erkennt man an der Kirche von Pitzoundo in Abchasien, während sich in Armenien ein sehr eigenthümlicher und interessanter Kirchenstil ausbildete. Was über diese armenische Architektur und ihre Hauptmonumente in Etschmiadzin, sodann zu Kutais, Ani, Ghelathi in Georgien, über deren Details und Ornamente gesagt ist, zeugt von den gründlichen Studien des Verf., läßt aber, mehr als alles Andere, den Mangel versinnlichender Abbildungen sehr empfinden.

Dasselbe gilt von dem sechsten Capitel: Die Kunst in Rußland, bei welchem man sich durch die dem neuesten Reisewerke von Blasius beigegebenen Abbildungen Manches anschaulich machen kann. Der Betrachtung des den Russen eigenthümlichen Stils in der Architektur gehen sehr genaue und dabei doch anziehende Untersuchungen über Natur, Charakter und Geschichte des Landes und Volks voran. Ein festes, inneres Bildungsgesetz für jenen Stil ist nicht vorhanden. Als der eigenthümlichste und auffallendste Theil der russischen Kirchenarchitektur erscheint die Kuppel und zwar in der Fünfzahl. Wahrscheinlich nach byzantinischen Mustern zuerst angewendet, bildet sie bei allen größern Kirchen bis auf den heutigen Tag den unerlaßlichen Typus. Abendländische Arbeiter und italienische Architekten (Fioravanti aus Bologna 1475) änderten an der einmal beliebten Bauweise nichts. Die berühmten korssunschen Thürme an der Kirche in Nowgorod, 1336 aufgerichtet, sind „unzweifelhaft deutsche Arbeit aus dem 12. Jahrhundert". Am günstigsten für die Wirkung russischer Architektur soll der Anblick ganzer Städte sein,

über welchen sich ein dichter Wald von großen und kleinern Thürmen und Kuppeln in seltsamen Biegungen und Rundungen buntfarbig und glänzend erhebt, zwar bizarr und unruhig, aber doch mächtig und reich.

Indessen, wie es bald weiter heißt,

bei längerer Betrachtung ist es ein verwirrendes, unruhiges Bild. Noch weniger befriedigend ist diese Architektur, wenn wir ihr näher treten und die Details betrachten. Gerade neben jenem glänzenden Schein der Dächer und Kuppeln, neben den wildwechselnden, üppigen Formen der Thürme und Wölbungen und den hellen, blendenden Farben der Wände bildet die Magerkeit und Dürftigkeit der Details, der Mangel architektonischer Glieder einen sehr unangenehmen Contrast.

Von Sculptur als nationaler Kunst ist bei den Russen nicht die Rede, während Malerei oder doch Malereien sehr verbreitet sind. Der Stil derselben schließt sich enge an den spätbyzantinischen an. Die Heiligen haben stets einen dunkeln, bräunlichen, fast schwarzen Ton der Carnation, der eigentlich nur an dem braunen, langgezogenen Kopf und den mumienartigen Händen sichtbar wird, da die Gewänder meistens aus getriebenem, nicht selten mit Edelsteinen besetzten Golde oder Silber bestehen. Dieser Typus wurde sogar gesetzlich festgestellt (1551) und somit alle freie Kunstentwickelung auch von dieser Seite gehemmt. Den Widerspruch zwischen den prunkenden, bunten und willkürlichen Bauwerken und den bis zum Abschreckenden düstern Gemälden der Russen findet Hr. Schnaase nur scheinbar, und eine Übereinstimmung beider Kunstübungen begründet in der religiösen Richtung des Volks, dessen ganze Frömmigkeit hauptsächlich in der strengen Erfüllung vorgeschriebener Äußerlichkeiten besteht. Die Baukunst will dort dem sinnlichen Gotte mit dem Glanze blendender Farben und aufgehäufter Formen schmeicheln,

im Bilde dagegen zeigt sich der Gott dem sinnlichen Menschen; er darf ihm nur schreckend erscheinen. Zu Nowgorod liest man an einem großen Christuskopfe die Inschrift: „Siehe wie dein Gott ein schrecklicher Gott ist", und hierin hat sich das Gefühl dieser Völker ganz ausgesprochen. Ihre Ehrfurcht beruht auf dem Schrecken, das Schauerliche gilt ihnen für gotteswürdig, ersetzt ihnen die Schönheit.

Das dritte Buch führt uns zur mohammedanischen Kunst und entwickelt im ersten Capitel Charakter und Kunstrichtung der Araber. Bei dem durch den Koran gebotenen Bilderhaß, der noch größer als bei den Juden war, fand die Kunst keinen günstigen Boden. Die Architektur mußte zunächst an den heiligen Gebäu-

Digitized by Google

den sich entwickeln; weil aber diese Entwickelung nicht wie bei andern Völkern eine mit dem äußern geschichtlichen Dasein des Volks verknüpfte ist, so fehlt es den Moscheen an einem architektonischen Grundgedanken. Doch ist ein gemeinsamer Charakter der orientalisch-mohammedanischen Architektur nicht zu verkennen. In den verschiedenen Gegenden arabischer Herrschaft bildeten sich drei abweichende Bogenformen aus: in Ägypten und Sicilien der Spitzbogen, in Persien und Indien der sogenannte Kielbogen, und in Spanien der Hufeisenbogen. Als eine sehr eigenthümliche Form der innern Überdeckung der Räume hebt der Verf. diejenige hervor, welche aus lauter kleinen Höhlungen oder Kuppelstücken besteht, die aneinander gefügt sind, mit ihren Ecken vortreten, und im obern Theile mit vielen Spitzen herabhängen. Er vergleicht solche Wölbungen mit Tropfsteinhöhlen oder mit Honigzellen und nennt sie deshalb auch Stalaktitenkuppeln. Bei dem Mangel einer ursprünglichen und nothwendigen Grundform fehlte es an einer stätigen und folgerechten Entwickelung, und darum hat auch die mohammedanische Architektur keine „feste und wohlgegliederte" Geschichte. Überall schloß sich die Kunst an die Formen an, welche sie bei den besiegten Völkern vorfand, jedoch charakteristisch veränderte, und in diesen Veränderungen besteht die Geschichte der arabischen Kunst.

So dem Gange der Eroberungen folgend führt uns das zweite Capitel zu den Mohammedanern in Persien und Indien. Nach Annahme persischer und griechischer Cultur und unter dem Einflusse fremder Vorbilder bildete sich die Architektur mehr aus, wie die Moscheen in Damaskus und Jerusalem beweisen. Unter den Abassiden erhielt sie ohne Zweifel einen höhern Aufschwung; die neue Moschee zu Bagdad im 8. Jahrhundert war ihrer Pracht wegen berühmt. Neue Dynastien brachten der Baukunst auch neue Beschäftigung. Vorzüglich gehören hierher die Prachtbauten der Sofiden in Ispahan im 16. Jahrhundert. Mächtigere mohammedanische Reiche entstanden in Indien, wo auch die Architektur eine großartigere Ausbildung erhielt. Die Werke der Patanen-Dynastien muß man auf den Trümmerfeldern des alten Delhi suchen, wo der fast stereotyp gewordene Ausdruck englischer Reisebeschreiber sich bestätigt: die Patanen bauten wie Riesen und verzierten wie Juweliere. Eine andere mit Überresten der mohammedanischen Baukunst bedeckte Gegend ist Bejapur im Dekan, an welchen der Stil der Patanen-Architektur noch entwickelter und reicher erscheint. An diesen Stil schließen sich dann die Bauten der Moghuln in ihren Residenzen am Jamunaflusse an. Es sind dies die überaus großartigen Monumente in und bei Agra, Paläste, Moscheen und vor allen prächtige von Gärten oder Weihern umgebene Grabmonumente, deren Beschreibung, wenngleich nach andern Beschreibungen und nicht ausreichenden Abbildungen entworfen, doch eine wunderbare Herrlichkeit ahnen läßt.

Das dritte Capitel handelt von den Arabern in Ägypten und Sicilien. Kahira enthält die wichtigsten Werke der arabischen Architektur: die Moschee des Amru (schon 643 gegründet), des Ibn Tulun, Dschama-el-Dahet (die Blumenmoschee, im J. 969), den sogenannten Divan des Joseph (1171 gegründet), und als die nächste und bedeutendste die des Sultan Hassan (1356 erbaut). Der Stil dieser Gebäude zeigt eine großartige Einfachheit, die aber doch an Kunstlosigkeit streift. Verglichen mit den Bauten der Araber in Persien und Spanien zeigt er eine höhere architektonische Stufe, er hat eine solidere Construction der Mauern, eine regelmäßigere Bearbeitung des Steins und ernstere, strengere Formen. Allein da ihm eine tiefere Durchführung und organische Ausbildung dieser Formen ganz fehlt, so darf man ihn dennoch eine bedeutende Stelle in der Kunstgeschichte nicht anweisen.

Sehr merkwürdig ist der Gebrauch des Spitzbogens, sodaß man die ägyptischen Araber mit großer Wahrscheinlichkeit für die ersten Erfinder desselben halten darf. Richtig bemerkt hierbei der Verf., daß die Frage über den Ursprung des Spitzbogens oft mit der über den Ursprung des Spitzbogenstils verwechselt worden ist. Technisch angewendet kommt der Spitzbogen weit schon viel früher vor, aber die erste ästhetische, zwar beschränkte Bedeutung erhielt er bei den Arabern. Er diente ihnen wie alle Formen ihrer Architektur zur Decoration, während er später im christlichen Mittelalter das ganze architektonische System begründen und tragen half. Von den Bauten der Araber in Sicilien haben sich allein noch ziemlich die Lustschlösser Zisa und Cuba bei Palermo erhalten, von denen uns in neuerer Zeit Gally Knight schöne Abbildungen geliefert hat.

Die spanischen Araber und die Türken bilden den Inhalt des vierten Capitels, welches durch die uns näher gerückten Werke der Araber in Spanien besonders gemein anziehend ist. Der Verf. bespricht ausführlich die Moschee zu Cordova und den von Abderahman III. (gest. 961) erbauten Palast in Zahra, einer wenige Meilen von Cordova neugegründeten und nach dem Namen seiner geliebtesten Gemahlin benannten Stadt. Dieser Palast, der allein 4300 Säulen von allen Marmorarten, und außerdem einen überschwänglichen Reichthum prachtvoller und phantastischer Ausschmückungen enthielt, wurde schon 1008 in den Kriegen der maurischen Thronprätendenten zerstört. Im 10. Jahrhundert erkennt man an den arabischen Bauten in Spanien auch den Einfluß byzantinischer Kunst, wovon die jetzige Kapelle Villaviciosa in Cordova die deutlichste Anschauung gibt. Weniger tiger noch ist die berühmte Giralda in Sevilla, ein 1195 erbauter Minaret, der bis auf den obern Theil noch in seiner ursprünglichen Form dasteht, und der Alcazar oder Palast in derselben Stadt. Nach diesen Übergängen erreichte die arabische Architektur, deren Entwickelungsgang sich vor allen in Spanien verfolgen läßt, ihre letzte und glänzendste Stufe zu Granada in den Gebäuden der zauberischen Alhambra, welche, am meisten bekannt und abgebildet, auch von Hrn. Schnaase sehr ausführlich besprochen werden. Von türkischen Bauten

Digitized by Google

kommen namentlich die byzantinischen Kuppelmoscheen in Konstantinopel zur Betrachtung.

Im fünften und letzten Capitel entwickelt der Verf. einen Reichthum der trefflichsten Gedanken über den Geist der moslemischen Kunst. Es ist schwer, ein gemeinsames Grundprincip in den Architekturen der mohammedanischen Völker nachzuweisen, doch ist eine durchgreifende Eigenthümlichkeit vorhanden, die sich als eine negative, als ein Mangel bestimmter Ausbildung, aber doch auch als eine positive herausstelle. Diese findet Hr. Schnaase in dem Charakterzuge der Willkür oder des Contrastes, welcher bei aller Formlosigkeit doch mit einer gewissen Meisterschaft durchgeführt ist und dadurch nicht blos als ein Mangel, sondern als eine entschiedene Eigenthümlichkeit sich geltend macht.

Die Freiheit von den Beschränkungen der architektonischen Regel gestattet eine größere Beweglichkeit, welche sich in den Details mehr oder weniger bewährt. Hier entwickelt nun der Verf. auf eine höchst sinnige Weise den Charakter der Arabesken und der Farbenbehandlung. Vortrefflich und tief gedacht ist, was er weiter über die Kunst des Islam im Verhältniß zur Religion bemerkt. Er zeigt, wie bei aller anzuerkennenden Großartigkeit derselben sie doch nicht das ganze natürliche Dasein des Menschen durchdringt; in der Verbindung der schärfsten Abstraction mit der vollsten Sinnlichkeit, einer einseitig geistigen Tendenz mit einem groben Materialismus, des Höchsten und Niedrigsten, bewährt sich wieder dasselbe Gesetz des Contrastes. Bei einseitigem Vorherrschen der Abstraction ist die Phantasie wilder, stürmischer, gewaltsamer; daher entstand dann die Neigung für das Zauberhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche, aber auch für das Leichte, Zierliche, Graziöse, welches dann wiederum in den Schweren, Einfachen, Massenhaften einen Rückhalt und Gegensatz fand.

Die Auffassung der Natur bei den Arabern ist eine ganz phantastische und ihre poetische Phantasie, entweder der Abstraction des Gedankens oder der genießenden Sinnlichkeit hingegeben, entbehrt aller gestaltenschaffenden Kraft. Kein Wunder also, daß eine bildende Kunst hier nicht aufkam. Wie mit dieser Geistesrichtung der Charakter der mohammedanischen Baukunst übereinstimmt ist sehr glücklich nachgewiesen, wenngleich es zuweilen scheinen könnte, als sei der Verf. in seinen Deutungen und Ansichten etwas zu weit gegangen.

In der Einfachheit und Formlosigkeit der Wände, in dem Mangel plastischer Gliederung erkennen wir die Abstraction von der Natur, die Einfachheit des Gedankens, die willkürliche Verbindung der Gegensätze. In dem schlanken Minaret, der sich so kühn über den niedrigen, flachen Dächern aufschwingt, ist ein deutliches Bild dieser monotheistischen Frömmigkeit gegeben. Die Kuppel mit ihrer bald flachen, bald geschwungenen, bald schwellenden Form ist ein reiner Ausdruck orientalischer Üppigkeit, ihre unvermittelte Verbindung mit den flachen Theilen der Decke ist wieder eine Wirkung des contrastirenden Elements. — — Zu der Einfachheit und Armuth des Äußern sind der Reichthum und die Zierlichkeit der Details im Innern charakteristisch. Es ist das freigelassene Spiel der Phantasie in dem Gebiet, welches von den großen abstracten Gegensätzen der allgemeinen (fatalistischen) Weltanschicht nicht mehr beherrscht wird u. s. w. Manche Reminiszenz spielt dann in diese Träume hinein; die Form des Zeltes mit der herabhängenden, wellenförmigen Linie seiner Decke, mit den Teppichen der Wände wird unwillkürlich nachgeahmt — — In den schlanken Säulen erkennt man noch die Zeltstangen, in ihren Capitälen die Knöpfe, und die wunderlich ausgezackten Lappen am Rande der Bogen und an den Gewölben der Kuppel gleichen den Franzen der Zelttücher. Es gibt ferner kaum eine größere Übereinstimmung als die der Arabesken mit den Unterspannungen, durch welche die wandernden Araber die Stunden der Ruhe, die Aufschlägen und die Frauen die vollständige Zurückgezogenheit des Harems verkürzen.

(Der Beschluß folgt.)

Fridolin Schwerterberger. Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt von Karl Spindler. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1844. 8. 7 Thlr.

„Bürgerleben und Familienchronik", das sind zwei Worte von gutem Klange. Das Bürgerleben hat freilich jetzt eine andere Bedeutung als in jenen Zeiten, wo eine Stadt sich selbst regierte und schützte, sogar dem Landesfürsten die Thore nicht früher öffnete als bis er durch einen Pergamentbrief, mit irgend einem Privilegium beschrieben, sich den Einzug erkauft hatte. Jetzt ist von der Macht der Städte, von ihren Rechten und Gerechtsamen wie von ihren Mauern und Thürmen oft kaum ein Schatten geblieben; ihre Pergamente ruhen verstaubt in den Archiven, ihre Geschichte ist vorläufig zu Ende, seit der Geist der engern Gemeinschaft erlosch oder minder der persönliche in dem Regimente des Staats. Dennoch, oder wol eben deswegen hat das Bürgerthum in der Gegenwart mit einer andern als der frühern Stellung auch eine neue Aufgabe und damit zugleich einen bedeutenden Werth. Das zeigt sich überall, das wird überall erkannt. Von der materiellen Seite fällt das Tauschmittel des Geldes schwer ins Gewicht; von der Seite des Geistes — welch ein Reichthum offenbart sich da auf den Feldern der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie! So sehr, daß wir überall auch Jene, welche bisher nur von ihren Gütern, oder vom Staatsdienste leben wollten, sich auf irgend einem der genannten Felder, und wär's als Novellist oder Dichter, mit Eifer thätig zeigen sehen, als wollten auch sie die alte Wahrheit bekräftigen helfen, daß der Staat nur reich, frei und stark sei in seinen Bürgern. Es beginnt eine neue Geschichte für sie, und darum eben ist es anziehend und unterrichtend, sie in ihren Individualitäten zu betrachten; wie sie noch festwurzeln und allgemach abgrünen im Alten, wie sie auf der Grenzscheide von alter und neuer Zeit verweilen, wie sie begriffen sind im Übergange.

Das zweite Wort, welches uns schon auf dem Titel des Buchs fesselt, heißt „Familienchronik". Dergleichen Chroniken, welche meistens dem 17. und 18. Jahrhundert angehören, steigen mit jedem Tage im Werthe und dieser ist ein doppelter. Einmal ist es die Sprache, die mit ihrer schlichten Unbefohlenheit doch niemals verlegen um das rechte Wort ist: die nichts umschreibt, nichts verschleiert, und dennoch so rein und keusch eben in ihrer nackten Wahrheit erscheint. Selbst da, wo sie als Sklavin von Latium oder Lutetia sich gebehrdet, hat sie mindestens einen dramatischen Charakter, der uns den Chroniken und die Gestalten seines stillen Eifers lebhaftig und ganz unzweifelhaft vor Augen stellt. Dann aber ist es vorzüglich der Inhalt der Chronik selbst, welcher einen mächtigen Reiz für den Leser hat. Wie in Herculanum stehen wir in einem untergegangenen Leben. Es hatte, wie heute, seine Sonne, seinen Frühling, seine Liebe, seinen Haß; die Menschen waren auch glücklich, oder betrübt bis an ihren Tod. Aber das Alles war doch anders als heutzutage, selbst der Tod, und dennoch knüpft ein mächtiges Band uns an diese alten vergelbten Blätter: es ist das Menschliche, welches, wie groß auch die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegen-

Digitized by Google

wart sein mag, als Mittler erscheint und auch die schroffsten Gegensätze löst, versöhnigt.

Wir glauben mit dem Vorstehenden einige Anhaltspunkte für Dasjenige gewonnen zu haben, was unser Leser den „Fridolin Schwerteberger“ begleitet hat, und wenden uns daher zu Diesem selbst. Das Buch führt uns zunächst, damit wir vorläufig erfahren, mit welchem Schlag von bürgerlichen Figuren wir es zu thun haben werden, in den Kreis einer ehrsamen und heitern Sylvestergesellschaft, in welcher Fridolin's Vater den Ehrenplatz einnimmt. Er ist ein begüterter, geachteter und gelitter Schreinermeister in der alten Stadt Konstanz. Die ältere Tochter, kurzweg die schwarze Mer genannt, ist vorläufig übers Heirathen hinweggekommen und führt nun mit jüngferlicher Sorgfalt und Strenge das Hausregiment. Die jüngere, Klara, heilt alle Liebenswürdigkeiten und Schwächen einer wohlhabenden Bürgerstochter, die als jüngstes Kind manche Nachsicht erfahren hat, und, mit Töchtern angesehener Familien befreundet, in ihrer nächsten Zukunft ein romantisches Glück sucht. Fridolin, der jüngere Sohn, wird von Paris zurückerwartet, wo er mehre Jahre als Schreiner arbeitete. Der ältere Sohn, ein Sattler, ist bereits verheirathet, und wie es nun einmal kaum eine Familie gibt, die nicht über eins ihrer Glieder mehr oder weniger zu ertrühen hätte, so ist denn auch der Sattler Mathias der Kummer seines Vaters. Leichtsinnig, in leckere Gesellschaft gerathen, mit einer Frau vom Lande nicht aus Neigung verbunden, sehen wir ihn schon, wie sein Haushalt zerrüttet und er auf dem Wege ist, mit einem erborgten Thaler draußen zu vergessen, was nur irgend wie eine Sorge aussieht. Daß er mit seinem Glück oder Unglück nicht auf sich selbst beschränkt bleiben wird, daß er viel mehr nach und nach die ganze Familie an den Abgrund des Verderbens führt, ahnen wir schon im Anfange. Der Vater, in stürmischer Nacht aus der Sylvestergesellschaft heimkehrend, findet seinen Sohn im Wasser; eine unselige Verkettung von Zufälligkeiten läßt Mathias als Mörder erscheinen, und, wenngleich seine Unschuld erkannt wird, so ist er doch nun der Gesellschaft feindlich gegenüber gestellt, denn sie stand auf dem Punkte, ihm einmal Unrecht zu thun; er hat den Glauben an sie verloren; sie wird stets ungerecht gegen ihn sein, und zunächst sein Bruder Fridolin, der von Paris wohlgemuth herüber wandert und nun in das Haus der Trauer einkehrt.

Fridolin ist nun Gesand aus ein wackerer Mensch, in seinem Fache tüchtig, einschtsvoll, seinen Geschwistern mit herzlicher Bruderliebe zugethan. Das Alles und seine Wohlhabenheit eröffnen ihm die besten Aussichten im Kreise der Bekannten, der Gebildeten, bei der Innung, in den Angelegenheiten der Stadt. Seine nächste Sorge ist, den Bruder auf eine bessere Bahn zurückzuführen, und eben daran scheitern die sichersten Pläne. Er wird verdächtigt, zu einer Ehrenstelle in der Bürgerschaft nicht gewählt, als luftiger Projectmacher verhöhnt, als stolz und aufgeblasen verschrien: er soll ungerecht und treulos sein, in Paris schon seinen Meister bestohlen und endlich sogar einen Mord auf seiner Seele haben. Dabei geht sein Geschäft zurück. Der Bruder, den er retten will, bringt ihn um so ansehnliche Summen, daß er seinen völligen Ruin vor Augen sieht in demselben Momente, wo das Criminalgericht einschreitet, ihn als Mörder eines Gesellen dem Gesetz zu unterwerfen.

Das Alles ist in seiner allmäligen Steigerung künstlerisch, mit den einfachsten Mitteln entwickelt. Ein hingeworfenes Wort wälzt sich, lawinenglich anschwellend, von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund, und wie oft auch ein gutes Wort unbeachtet verhallen mag in dieser Welt — das verdächtigende fällt, selbst aus dem Munde eines Verdächtigen, wie ein Kainsstuch in jede Seele, die festesten Überzeugungen erschüttrend, und wo einmal der Verdacht den Schritt eines ehrenhaften Mannes umschleicht, da mag er gehen wie er will, er wird in ein Labyrinth gerathen. So auch ergeht es dem wackern, ergrauten Fridolin. Allein die Ärgstheit scheint uns auf einer Stufe gehalten, welche zu Zweifeln anregt. Fridolin ist kein Neuling in der Welt: als offener, gesunder Kopf sollte die Liebe zum Bruder, zum Frieden, zum guten Ruf ihn nicht zu jener Geschicklichkeit eines Gutmüthigen verleiten, die in so vielen Fällen des Lebens, und auch hier, zur Ungerechtigkeit an ihm selbst, an Andern und namentlich an Demjenigen wird, den er doch so gern auf eine bessere Bahn zurücklenken möchte. Diese Gutmüthigkeit wirkt sogar nachtheilig auf seine äußere Erscheinung. Der Verf. bethätigt auch in diesem Werke seine bekannte Kunst persönlicher Darstellung in mannichfacher Weise: nur bei Fridolin hat sie sich ihm etwas entfremdet. Es ist nur ein blasses Bild, welches bei seinem Namen, seinen Äußerungen und Handlungen uns vor Augen tritt. Das Princip, der Held eines Romans sei mehr passiv zu halten, damit er freiern Raum zur Charakterentwickelung an den auf ihn einwirkenden Ereignissen gewinne, dürfte, wie wol so ziemlich jedes Princip, auch hier Einschränkungen und Modificationen unterworfen sein. Abgesehen davon, daß bei Fridolin, wie er einmal da vor uns steht, von einer Charakterentwickelung nicht eigentlich die Rede sein könne, steht der Bürger, der Handwerker, jung und mit gesundem Sinne, jedenfalls in sich selbst, in Gefühls- und Denkungsweise, in seiner Umgebung anders da als etwa ein Graf und viele Andere. Wie er nun einmal gehalten ist, darf er sich nicht beklagen, immer von neuem und stets erster von Verleumdung, Mißgunst und jeder menschlichen Schlechtigkeit erfaßt und niedergedrückt zu werden. Freilich auch beklagt er sich kaum: doch erscheint die Resignation nicht als die des festen reinen Gottvertrauens, vielmehr ist sie nicht gar weit entfernt von jener Gleichgültigkeit, mit welcher wir meistens die Gutmüthigen sich in ihr Geschick ergeben sehen, und fast ertappen wir uns auf dem Gedanken, er verdiene das Glück nicht so eigentlich, welches ihm auf dem höchsten Punkte des Wagschicks erlösend die Hand reicht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Die ersische Sprache.

Die Iren geben sich in neuerer Zeit besonders Mühe, ihre alte erische Sprache wieder zu Ehren und zur Geltung zu bringen und dadurch noch eine weitere Kluft zwischen sich und den Engländern, den Saffnach, zu bilden, als sie O'Connell, der leider kein Wort Erisch spricht, durch die Repeal zu ersielen hofft. Unglücklicherweise für diese Bestrebungen ist der Einfluß der englischen Sprache in der Literatur, namentlich der Tagespresse, in den Parlamenten und den Volksversammlungen bei völliger Preß- und Redefreiheit ein zu gewaltiger, als daß für die Beförderung jener Sprachemancipation die mindeste Aussicht vorhanden wäre, der Welt das seltene und beferndende Schauspiel zu geben, was man in Ungarn erlebt, wo eine mächtige von 5½ Millionen Menschen gesprochene, herrlich ausgebildete, an Schätzen des Schriftthums überreiche Sprache, welche die der Herrscher dieses Landes und die Amme seiner Bildung ist, von der vor einem Vierteljahrhundert nur ein Theil der Bevölkerung und fast in der Welt von Niemandem verstandenen Idiom ohne verhältnißmäßige Ausbildung schon die Segel streichen muß. Das ist der Fluch jener Politik, welche die deutsche Zunge Jahrhunderte lang in Fesseln schlug, während die englische unaufhaltsam siegend über Völker und Welttheile hinzog und überall mit ihrem Geiste Unterworfenen durchdrang, auch die Iren werden in ihren Bemühungen, die uralte Sprache ihrer Ahnen zu irgend welcher Geltung zu bringen, an dieser lebendigen, sich täglich neu stärkenden Überlegenheit ihres Besiegers scheitern. Nur in philologischer Hinsicht kann man daher diesen Bemühungen, wie sie sich wieder in der Herausgabe einer „Grammar of the Irish language, published for the use of the senior classes in the college of St. Columba“, von John Donovan, kundgegeben haben, Bedeutung beimessen.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 353. — 19. December 1845.

Geschichte der bildenden Künste. Von Karl Schnaase. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Nach der von Hrn. Schnaase so geistreich behandelten und durch wahrhaft neue Ansichten erläuterten Kunst des Islam bringt uns das vierte Buch wieder auf heimischen Boden zurück, indem uns hier das Karolingische Zeitalter mit den Anfängen christlicher Kunst entgegen tritt. Nachdem die historische Einleitung des ersten Capitels uns in lebendiger Darstellung die germanischen Völker jener Periode, Ostgothen, Longobarden und Franken in ihren sittlichen Zuständen und Culturanfängen gezeigt, werden im zweiten Capitel die ersten Leistungen germanischer Architektur besprochen. Eine eigene Baukunde war bei den deutschen Völkern nicht vorhanden, was sich am anschaulichsten bei den Ostgothen in Italien zeigt. Die Bauwerke Theodorich's (Palast, Mausoleum) sind ganz nach römischen Vorbildern geschaffen, byzantinischer Einfluß machte sich erst nach seiner Zeit geltend, als Ravenna der Sitz des Exarchats wurde. Ebenso bauten die Longobarden in dem Stile der letzten Zeiten des untergehenden römischen Reichs und bedienten sich dazu einheimischer Werkmeister. Ein longobardischer Baustil, wie manche Kunsthistoriker, z. B. Agincourt, annehmen, existirt nicht; man hat hier häufig, wie Rumohr bemerkt, das historische Longobardisch mit dem geographischen Lombardisch verwechselt. Bald wurden nun die nördlichen Länder wichtiger als Italien für die abendländische Bildung. Im südlichen Gallien erhielt sich römische Bauweise und Technik länger als im nördlichen, wo die Franken geringere Bildungsfähigkeit zeigten, und mithin an den Merovingischen Bauten eine minder reine Befolgung römischer Lehren bemerklich ist. Die Kirchen beheilten hier auch noch die alte Basilikenform, wie sich z. B. aus den ausführlichen bei Gregorius von Tours vorkommenden Beschreibungen zweier großen Kirchen erkennen läßt. Eine glänzendere Epoche erlebte die Baukunst unter Karl dem Großen. Von seinen Schlössern, unter welchen der ingelheimer Palast seiner prächtigen Ausschmückung wegen so berühmt war, hat sich nichts erhalten, aber von seinen kirchlichen Bauten gewährt der Dom zu Aachen noch heute ein Bild der Karolingischen Architektur. Seine Gestalt ist nicht die der Basiliken, sondern schließt sich an die byzantinischen Bauten, namentlich der Kirche S.-Vitale in Ravenna an, indessen mit einer strengern Beibehaltung der altrömischen Formen als sonst in den südlichen Bauten wahrzunehmen ist. Es scheint nicht, daß man zu diesen Bauten byzantinische Künstler kommen ließ, vielmehr wollte Karl, auf welchen Italien einen tiefen Eindruck gemacht, sich die Werke der römischen Imperatoren als Muster dienen lassen, und so schöpften er und seine Gehülfen ihre Kunstansichten aus dem Vitruv, während man die Bauten von Rom und Ravenna nachahmte. Nach Karl's Tode flüchtete sich die Kunst in die Klöster, wo Baumeister, Maler, Bildschnitzer und Goldarbeiter sich hervorthaten. Von jetzt an bemerkt man häufig an den Kirchen, wie St.-Gallen, Fulda und an dem alten Dom zu Köln, die Anlage zweier Chöre. Der westliche Chor diente vorzugsweise als Grabkapelle, wurde aber auch zu den gemeinschaftlichen Andachten der Geistlichen benutzt. Eine andere wichtige Änderung wurde vielleicht durch den sich jetzt verbreitenden Gebrauch der Glocken herbeigeführt, indem man Thürme baute, in Italien neben den alten thurmlosen Basiliken, in Deutschland, wo man neue Kirchen zu gründen hatte, in unmittelbarer Verbindung mit dem Gebäude.

Die Plastik und Malerei im Karolingischen Zeitalter bildet den Inhalt des dritten Capitels. In Rom waren die damaligen Päpste, und namentlich Leo III., Karl's des Großen Zeitgenosse, für die reiche Ausstattung der Kirchen sehr thätig. Von dem im Lateranischen Palast erbauten prächtigen Triclinium dieses Papstes hatte sich bis ins vorige Jahrhundert noch eine große Tribune neben der Scala santa erhalten. Im fränkischen Reiche verwendeten die Merovinger viel auf Wandmalereien, Mosaiken und kostbare Teppiche in den Kirchen, und besonders unter Karl dem Großen war die Zahl und der Umfang solcher Werke höchst bedeutend. Nur sehr wenig Beglaubigtes oder Bedeutendes hat sich davon erhalten. In den Klosterschulen jener Zeit bildeten sich Künstler aller Art. Als eine der besten Schulen wurde das Kloster zu St.-Gallen betrachtet, wo unter Andern der Mönch Tutilo (gest. zu Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts) nicht nur als Dich-

Digitized by Google

ter und Maler, sondern auch als Metallarbeiter und Elfenbeinschnitzer berühmt war. Sculptur wurde im Ganzen weniger geübt und meistens nur an kleineren Arbeiten oder im Erzguß. Eine sehr merkwürdige Ausnahme machen die in sehr großen Verhältnissen ausgeführten Reliefs an den Exter- oder Eggesternsteinen bei Hörter in Westfalen. Über den Geist und die Technik der Malerei geben allein die Miniaturen in den Manuscripten Aufschluß. Sehr einleuchtend zeigt indessen Hr. Schnaase, daß diese nicht dieselbe Zuverlässigkeit in der Kunstgeschichte wie größere Kunstwerke haben, da die verschiedenen Zwecke und die isolirte Stellung des Miniaturmalers einer Menge Zufälligkeiten Einfluß verschaffen, unter welchen der Einfluß des Fremden obenan steht. Zu den ältesten Miniaturen in nördlichen Ländern gehören die angelsächsischen (z. B. das Cuthbertbuch im Britischen Museum, eine Evangelienhandschrift aus dem 7. Jahrhundert); die ersten erheblichen fränkischen Miniaturen kommen über 100 Jahre später aus der Zeit Karl's des Großen und seiner Nachfolger war. Vor den byzantinischen zeichnen sie sich durch größere Freiheit in der Wahl und Behandlung der Gegenstände aus, vorzüglich aber durch die geschmackvollen und sinnigen, in Form und Farbe ausgezeichneten Ornamente, sodaß nach unserm Verf. diese Arabesken unbezweifelt die bedeutendste Kunstleistung jener Zeit sind, die aber auch als Muster dieser Gattung für alle Zeiten dienen können.

In dem vierten Capitel, welches die Richtung der Karolingischen Kunst zum Gegenstande hat und den dritten Band beschließt, entläßt uns Hr. Schnaase mit einer Fülle wahrhaft originaler und geistreicher Ansichten. Zuerst beschäftigt ihn die Untersuchung des Contrastes, welchen dieses Zeitalter in dem durch die Arabesken sich spiegelnden Schönheitsgefühl und in der Roheit der bildlichen Darstellungen zeigt. Dann folgt eine Vergleichung der Völker in Bezug auf die Ornamentation (das vom Verf. u. A. gebrauchte Wort Ornamentik kann Ref. durchaus nicht passiren lassen), und stellt hier die Völker der Naturreligion und die der Schrift einander entgegen. Bei jenen erhält die Kunst eine Richtung auf plastische Wirklichkeit und Fülle, bei diesen auf phantastische Leichtigkeit, welche sich dann in der Arabeske am entschiedensten ausspricht. Während diese bei den Mohammedanern die einzige Äußerung des Formensinns ist, anmuthig, aber täuschend und unfruchtbar, trägt sie bei den Christen gleich anfangs den Keim zu höherer Entwickelung in sich. Anders gestaltete sich diese jedoch bei den Byzantinern, bei denen die Arabeske eine dürftige, magere Zusammenstellung einfacher mathematischer oder antiker Formen war, anders bei den germanischen Völkern, welche jene von vorn herein freier, strebender, abstracter entwickelten. Sehr sinnig stellt der Verf. dieser Erscheinung eines neuen Formprincips für die bildende Kunst eine verwandte gleichzeitige auf dem Gebiete der Poesie entgegen, deren Formprincip von nun an der Reim wurde. Dieser trat in den deutschen für das Volk bestimmten Versen neben den lateinischen Poesien der gelehrten Dichter in Hexametern und im Sapphischen Maße ebenso hervor wie die Arabeske neben den antiken oder byzantinischen Formen der Architektur und der höhern bildenden Kunst. Vortrefflich finden wir nicht nur die innere Begründung und Verwandtschaft beider Formprincipe, der Arabeske und des Reims, entwickelt, sondern auch ihr Verhältniß zu dem der griechisch-römischen Kunst. Hier zeigt sich das Princip der fortlaufenden Einheit, der Reihe, dort das Gesetz der Wiederkehr oder der Gruppirung, was man in der bildenden Kunst auch das malerische Princip im Gegensatze zu dem Reliefstil zu nennen pflegt. Endlich hebt Hr. Schnaase in meisterhafter Weise das musikalische Element hervor, welches im Reim wie in der Farbe waltet, und schließt so diesen Band mit einem Capitel, welches unbezweifelt zu den schönsten und interessantesten des ganzen Werks gehört.

Wenn wir hier von dem Verf. Abschied nehmen, so geschieht es in der frohen Hoffnung, ihm recht bald auf dem Gebiete des Mittelalters zu begegnen, welchem bekanntlich seine Forschungen schon früher mit so vielem Erfolge sich zugewendet, und mit dem aufrichtigen Wunsche, seine ausgezeichneten Bestrebungen und Leistungen durch Gesundheit und Lebensmuth gekrönt zu sehen. JJ.

Fridolin Schwerdtberger. Von Karl Spindler. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Indessen versöhnen wir uns mit Fridolin's Schwäche ganz gern wieder, denn seine Liebe zu den Geschwistern ist unerschütterlich; die redliche Gesinnung hebt ihn aus einem nicht kleinen Kreise von Alltags- und Allerweltsmenschen hervor, sein edler Charakter überwindet die Einflüsterungen einer Jugendliebe, weil sie jetzt eine Unmöglichkeit geworden ist, und seine Pietät für die alte Familie Schwerdtberger läßt uns ihn doppelt liebgewinnen. Wir gönnen ihm ein Glück, welches ihn von einem Abgrunde zurückzieht, und beklagen nur, daß es mit den Geldsäcken in der Hand wie ein Deus ex machina erscheint. Fridolin's Pietät für seine Familie, sagten wir eben, läßt ihn uns doppelt liebgewinnen. Emmal weil es jenen Menschen zieht, nicht allein mit sich selbst, sondern auch mit Denen bekannt und vertraut zu sein, welche die Grundlage seines Daseins bilden, und dazu gehören bekanntlich außer den Ältern auch Die, welche vor diesen waren; sodann aber, weil diese Pietät uns mit dem Inhalte eines trefflichen Familienbuchs beschenkt. Dergleichen Hauschroniken sind selten, denn die Menschen glauben meistens mehr zu thun zu haben als daß ihnen Zeit bliebe für kurze Darstellung der merkwürdigen Ereignisse ihres innern und äußern Lebens. Sie bedenken nicht, wie sehr viel sie selbst mit solchen Aufzeichnungen gewinnen würden, welch ein schönes Erbtheil sie ihren Kindern hinterlassen, und Allen, welchen es verstattet ist, von dem Inhalte der vergelbten Blätter Kenntniß zu nehmen. Wir müssen uns daher dem Verf. dankverpflichtet bekennen, daß er uns dergleichen Blätter aufgeschlagen hat. Wir wir an den seltsamen Lebensfügungen dreier Brüder, welche dem einen Jeden zugedachten Beruf unter sich austauschen, so recht innerlich erfreut und im weitern Sinne wahrhaft erbauen, so erblicken wir in der Geschichte „von dem Strauchschen bösen Handel" ein dürftiges, wahrheitgetreues Lebensbild. Wir sehen auch hier wie so oft im Leben eine anscheinend ganz unschuldige Bekanntschaft unter zweien Menschen ungeachtet ihrer Trennung zu einem Verderben drohenden Einfluß auf ihr Geschick sich ent-

Digitized by Google

wickeln. Das Bruchstück des Familienbuchs: „Freud' im Haus nach langer Betrübniß", dürfen wir symbolisch, als einen prophetischen Spiegel für Feodiln's Lebenslage, betrachten. Es ist im Grunde eine gewöhnliche Criminalgeschichte, wo ein junges Mädchen, des Diebstahls beschuldigt, zum Tode geführt werden soll, und in diesem Momente noch glücklich ihre Unschuld an den Tag gebracht sieht. Dergleichen Geschichten kann man nicht genug haben, und hier ist eine solche durch die naive Darstellung und ihre Bedeutung für Feodiln zu einer wahren Perle erhoben.

Auch auf Feodiln lastet ein schwerer Verdacht, der des Mords, von dem er, immer auch schon ein großes Unglück für jeden Unschuldigen, sich reinigen muß, und nun beginnen für ihn die Tage des Glücks. Dieß erscheint, wie schon gesagt, als Deus ex machina, in der Liebe einer edelgeborenen Jungfrau und in der Vereinigung mit einem lange abwesenden, ganz vergessenen Manne, dessen Reichthum es möglich macht, Feodiln einem angemessenen und lohnenden Geschäftskreise zuzuführen. Wie jenes Verhältniß zu der Jungfrau uns schon zu rasch sich knüpfend erscheint, so ist das plötzliche Auftreten des reichen Mannes kaum einem andern Motiv zuzuschreiben als das Buch nur zum Schlusse zu bringen und endlich den lange genug von einem feindseligen Geschick verfolgten Feodiln möglichst zu entschädigen. Wir müssen daher bekennen, daß der Schluß als der schwächste Theil des ganzen Werks uns erschienen ist. Um über Vieles nur schnell hinwegkommen, wird Feodiln an den Schreibtisch zur Fortsetzung seiner Hauschronik geführt, und so Manches, was wir gar gern in anschaulicher Darstellung miterlebt hätten, müssen wir nun über Feodiln's Schulter hinweg seiner schreibenden Feder nachlesen. Auch steht Feodiln's Fortsetzung dem frühern Inhalte seines Haus- und Familienschatzes beiweitem nach. Wie hier Alles als Gegenwart erscheint, in welcher wir dem lebendigen Antheil des Miterlebens uns hingegeben sehen, so werden wir dort immer nur von dem Gedanken gestört: es geht zu Ende!

Unter der nicht kleinen Anzahl der übrigen Personen in diesem Buche tritt keine durch Neuheit oder besonders auszuzeichnende Eigenthümlichkeit des Charaktres hervor, dagegen ist Jede mit der bei dem Verf. bekannten Klarheit und Consequenz in dem ihrigen gehalten. Außer dem nichtsnutzigen Volke, welches Feodiln's Bruder ins Verderben stürzt und faſt Feodiln selbſt nachzieht, sehen wir noch drei Industrieritter, unter denen ein jüdischer Commis das Volk durch eine Zeitschrift zum Bewußtsein seiner selbst und damit nach den Utopien einer unmöglichen Freiheit führen, zunächst freilich sich selbst bereichern will. Der Bedrängte unter den Dreien ist jedoch Parianowitsch, der in Frankreich Weib und Kind verlassen hat, als eine diplomatische Person in russischem Interesse gilt und Feodiln's jüngere Schwester, Klara, zu verführen trachtet. Das arme Kind leidet an der Romantik einer wenig durchgebildeten Jugend: sie zerfällt mit einem Commis, in welchem die ganze Windbeutelei seiner Race concentrirt ist, und nun ist Parianowitsch ihr Held und Gott. Als Dieser, von seiner Frau aufgesucht, vorläufig verschwindet, ist der sentimentalisirende Schaufpieler Sternicki, der ebenfalls irgendwo eine Frau verließ, ihr Idol. Schon auf dem Punkte, mit diesem heimlich davon zu gehen, wird sie freilich vor dem größten Unglücke, von welchem ein junges Mädchen betroffen werden kann, bewahrt: allein ihr Ruf ist vernichtet und auf dieser Welt bleibt ihr nun nichts mehr als die Einsamkeit des Klosterlebens. Dagegen findet es ihre Schwester Mer (Marimiliane), von welcher alle Welt glaubte, sie würde als Bestalin leben und sterben, doch angemessen, ihr Herz dem Schuster Strobel mit ihrer Hand zu schenken. Er hat freilich nur ein kleines Haus in enger Gaffe; allein es ist doch ein Mann, und Strobel ist ein wackerer und wohlhabender Mann dazu. Auch er wollte nicht heirathen, und nun ist Beiden geholfen.

Wir sehen ferner noch den Rath Muſelmann, den Doctor Moos, einen Advocaten, den Geldmann Natron, und damit es auch nicht an englischem Einfluſſe fehle, einen Lord, dessen Gemahlin vor lauter abgeschmackter Nervenreizbarkeit eigentlich gar nicht erscheint. Zwischen allen diesen und sonstigen Leuten bewegt sich, ohne jemals aus dem Kreise seiner stabilen Nebensarten zu kommen, der trockene Glaser Rennerle, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er nothwendig ganz so wie er da vor uns steht schon auf die Welt gekommen sein müsse. Sie alle haben ihre besondern Interessen, ihre eigenthümlichen Ansichten und Marimen, und gewähren insgesammt ein getreues Bild von dem Thun und Treiben in einer Stadt unserer Zeit, als sie nicht durch ein gemeinsames Band unter sich zusammengehalten werden. Dadurch eben aber verschlingen sie sich im Roman, sie kommen und gehen wie die Figuren einer magischen Laterne: kaum hat unser Auge sie aufgefaßt, so machen sie schon wieder andern Platz, und unser Interesse ist, wenn nicht gar aufgehoben, doch zersplittert. So wäre denn das Bürgerleben der Gegenwart allerdings somboliſch zur Anschauung gebracht: es fragt sich jedoch, ob der Roman als Kunstwerk nicht darunter leide. In dem Volksroman muß doch, wie wir meinen, irgendwo eine Basis sichtbar werden, auf welcher und durch welche all das Volk und sein Thun als eine Nothwendigkeit sich ausweist. Von einer solchen Nothwendigkeit können wir uns hier nicht überall Rechenschaft geben, und eben daher mag es denn auch wol kommen, daß dem Verf. die vielen Menschen, welche hier länaſt nicht alle aufgezählt sind, endlich selbſt als eine Last erschienen, die möglichſt schnell abgeworfen werden muß.

Wiewol wir uns nun nach dem Vorstehenden durch das Ganze nicht so eigentlich als befriedigt aufgesprochen haben, so dürfen wir doch eben deshalb auch unsere Freude nicht zurückhalten, vor allen Dingen darüber, daß ein solcher Roman überhaupt vorhanden ist, der sich die Aufgabe stellte, das Leben in der Bürgerwelt nach den verschiedensten Richtungen hin festzuhalten, selbſt nach jener, welche das Hauptthema mancher ephemeren Schriftsteller unserer Tage sind, der politischen nämlich. Wenn auch der Verf. sich diese Schriftsteller und ihre Anhänger nicht zu Freunden gemacht haben sollte, so wird er doch allen Jenen willkommen sein, welche sich überzeugt halten, daß der Fortschritt zum Bessern eben im Fortschritt begründet, nicht aber an Phrasen gebunden sei. Sodann müssen wir die Charaktreiſtik der mannnichfaltigen Personen als anfrechend hervorheben, die überall Maß zu halten, und eben darum das Rechte zu geben weiß, selbſt in den beiden tölpelhaften Lehrburschen Feodiln's. Neben der allgemeinen Charakteristik kam hier noch die provinielle besonders in Betracht. Die Lage der Stadt Konstanz führt den allerlei Volk aus der Schweiz, dem Schwarzwalde, Baiern u. s. w. zusammen; jedes hat seine eigenthümliche Physiognomie, jede ist dem Verf. geläufig. Bei so reichen Mitteln dürfen wir uns der Hoffnung überlassen, daß der Verf., welcher mit diesem Buche, so viel uns bekannt, sich eine neue Bahn gebrochen, und damit schon manche Schwierigkeiten überwunden hat, ferner geneigt sein werde, uns in das Bürgerleben einzuführen, denn wie wir begonnen haben, so schließen wir: Der Staat ist nur reich frei und stark in seinen Bürgern, und eben dieses dem deutschen Bürger in jeder geeigneten Weise anschaulich zu machen, ist eine so ehrenhafte wie lohnende Aufgabe.

Friedrich Voigts.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der französischen Philosophie.

Wenn auch die Bewegung, welche sich in Frankreich seit einigen Jahren auf dem Gebiete der Philosophie zeigt, noch keine selbständigen Werke von tieferm philosophischen Gehalte hervorgerufen hat, so muß doch immerhin gestanden werden, daß durch die Verbreitung deutscher Ideen wenigstens der Grund zu einer tiefern Behandlung der philosophischen Wissenschaften gelegt ist. Was indessen auch von deutscher Seite an

Digitized by Google

französischen philosophischen Schriften beachtet werden muß, das sind die historischen Entwickelungen. Man sieht, dies ist der erste Schritt zu einem wirklichen Eingehen in die philosophische Methode, die den Franzosen bisher geradezu unverständlich war. Besonders hat sich die Schule Cousin's, dieses Altvaters der neuern französischen Philosophie, mit lobenswerthem Eifer auf die Pflege der Geschichte dieser Wissenschaft geworfen. Wir haben schon zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, auf einzelne Werke, welche dieser Richtung angehören, aufmerksam zu machen. Man hat aus diesen Vorlagen bereits schon können, daß es besonders das Feld der griechischen Philosophie ist, welches man in der letzten Zeit mit überwiegender Vorliebe gepflegt hat. Wenn dieses Streben auf der einen Seite Anerkennung verdient, weil man auf die griechische Philosophie immer und immer wieder zurückkommen muß, so war auf der andern Seite doch wieder zu bedauern, daß darüber das Studium der ältern französischen Philosophie, die doch auch einen würdigen Stoff für historische Entwickelungen hat, fast ganz unberücksichtigt blieb. Zwar fehlt es nicht an einzelnen Monographien über verschiedene Punkte dieser Periode der Geschichte der Philosophie — dahin rechnen wir Taillandier's „Scot Erigène", und neuerdings Remusat's Werk über Abälard —, aber eine umfassende Darstellung des ganzen Ganges, den in Frankreich die Philosophie genommen hat, fehlte bis jetzt. Es war dies eine Lücke, die nothwendig ausgefüllt werden mußte. Wir erhalten jetzt einen Versuch dieser Art, welcher alle Achtung verdient. Es ist dies der erste Band einer „Histoire des révolutions de la philosophie en France depuis le moyen âge jusqu'au XIXème siècle". Diese Schrift, welche des Trefflichen viel enthält, hat einen Gelehrten zum Verfasser, der den höchsten gesellschaftlichen Kreisen angehört. Der Herzog von Caraman — so heißt er — muß einen regen wissenschaftlichen Sinn besitzen, daß er in seiner sozialen Stellung den philosophischen Studien mit ebenso großer Energie als mit glücklichem Erfolge obliegt. In der Einleitung zu seinem Werke entwickelt er das Bedürfniß nach Philosophie, das sich deutlicher oder unbewußter in der Brust jedes denkenden Mannes regen muß, und sucht sodann den Nutzen nachzuweisen, welchen das Studium der Geschichte dieser Wissenschaft gewährt. Bei seiner eigentlichen Darstellung hält er etwas zwar aus, indem er auf die Lehren der griechischen und indischen Philosophen zurückgeht; es war dies aber durchaus nothwendig, wenn der französischen Philosophie die ihr eigenthümliche Stelle im großen Entwickelungsgange der Wissenschaft angewiesen werden sollte. In diesem ersten Bande, der eine Frucht reifer Studien ist, führt der Verf. die Geschichte der Philosophie in Frankreich bis auf den Anfang des Nominalismus, also bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Das ganze Werk wird noch zwei Bände enthalten.

Zur Charakteristik italienischer Zustände.

Die „Skizzen aus Spanien" von Huber gestatten uns einen tiefen Blick in die Zustände Spaniens, in die politischen Parteiungen dieses Landes und in das bunte spanische Volksleben. Aber der Verf. hat es verstanden, die einzelnen Scenen durch den Faden einer zusammenhängenden Erzählung geschickt aneinanderzureihen. So erhalten wir in der Gestalt eines Romans ein bis ins Einzelne gehende Bild der spanischen Verhältnisse, unterhaltender und belehrender als diese Reiseschilderungen, wie sie uns in Masse geboten werden. Wir sind an dieses treffliche Werk von Huber unwillkürlich erinnert durch die Lectüre einer soeben erschienenen Schrift aus der Feder des bekannten Charles Didier: „Caroline ou Sicile." Hier bietet auch der Roman eigentlich nur den Rahmen eines bunten Gemäldes, welches die Schilderung des sicilischen Volkslebens und eine Beleuchtung politischer Verhältnisse zum Gegenstand hat. Wir werden hier eingeführt in die Parteiungen, welche sich zur Zeit als Murat den Thron von Neapel innehielt in Sicilien entsponnen hatten. Die Königin Karoline war es überdrüssig, sich von der englischen Politik am Gängelbande führen zu lassen, während ihr Gemahl Ferdinand sich mit dem Scheine des königlichen Namens begnügte, der ihm allerdings von der Protection Englands gesichert und bewahrt wurde. Die Intriguen nun, welche unter der Eingebung der Königin angezettelt wurden, um die Fremdlinge zu entfernen, sich selbst aber den Thron von Neapel wieder anzueignen, bilden das Hauptthema, welches überall in den Vordergrund tritt. Dabei erhalten wir aber eine Fülle interessanter Scenen aus dem Volksleben, welche Didier — wie man schon aus den frühern Werken dieses gewandten Touristen weiß — mit vielem Glück zu zeichnen versteht. Einzelne Längen in der Darstellung und ein maßloser Haß gegen England, der sich allzu oft Luft bricht, sind die Flecken, welche wir an diesem lesbaren Werke zu rügen haben.

Mickiewicz' Vorlesungen.

Mickiewicz war eigentlich beauftragt, auf einem für ihn besonders errichteten Lehrstuhle Vorlesungen über die slawische Literatur zu halten. Er hat es nicht für gut befunden, sich auf sein ihm angewiesenes Gebiet zu beschränken, und es hat fast den Anschein, als schweife er immer mehr von seinem eigentlichen Hauptthema ab. Man kann unter diesen Umständen dem Unterrichtsministerium, dem es obliegt, die Extravagangen der Herren Professoren zu zügeln, ein Einschreiten nicht verargen. Die letzten Vorträge, welche Mickiewicz gehalten hat, sind unter dem sonderbaren Titel — sonderbar, weil man darunter gewiß keinen Cursus über die slawische Literatur vermuthen würde — zusammengestellt: „L'église officielle, et le messianisme." Es prägt sich in diesem Buche durchaus jene überspannte mystische Richtung aus, welche, wie man weiß, sich allmälig dieses hervorragenden Geistes bemächtigt hat. Er geht hier von dem Grundsatze aus, daß die christlichen Völker dem ihnen gesteckten Ziele, nämlich der Incarnation des Evangeliums, entgegen gehen, und er bethauert, die Nation, welche am meisten gelitten (d. h. die polnische) würde auch zur herrlichsten Offenbarung berufen sein. Die Reihe dieser Offenbarungen nun bildet das, was er den Messianismus nennt, es ist dies ein fortwährendes Eingreifen der Gottheit in den Gang der Welt, um sie ihrer Bestimmung entgegen zu führen. Die Literatur faßt nun Mickiewicz als eins der Werkzeuge, deren sich die göttliche Idee zu ihren Revelationen bedient. Seiner Ansicht nach läßt sich dies am leichtesten in der Geschichte und dem Entwickelungsgange der polnischen Literatur nachweisen.

Liebig in Frankreich.

Der Name Liebig's ist im Auslande fast noch populairer als bei uns selbst. Wir brauchen nur an den Zudel zu erinnern, mit dem er bei seiner häufigen Anwesenheit in England überall, wo er erscheint, begrüßt wird. Die Achtung, welche man in Frankreich sowie in England vor diesem ausgezeichneten deutschen Gelehrten hegt, ist in neuerer Zeit durch das Erscheinen der vortrefflichen „Chemischen Briefe", welche eine außerordentliche Sensation gemacht haben, noch im hohen Grade gesteigert. Noch ehe sie zu einem eigentlichen Werke verbunden waren und als sie noch in einzelnen Nummern der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen, wurden sie zum Theil schon in England, Frankreich, Italien und Nordamerika in Uebersetzungen einem unermeßlichen Kreise von Lesern zugänglich gemacht. Daß diese Briefe, welche vorzüglich darauf berechnet sind, die neuern Resultate der Chemie auf eine allen Gebildeten verständliche Weise darzuthun, gerade in Frankreich eine ungemeine Verbreitung gefunden haben, erscheint um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, daß bisher gerade unsere deutschen Gelehrten wegen ihres Mangels an populairer Darstellung in Frankreich einigermaßen verrufen waren. Es sind uns bisher zwei vollständige Uebersetzungen der Liebig'schen Briefe bekannt geworden. Die eine rührt von Bertet-Dupiney und Dubreuil-Hélion, die andere von Dr. Bichon her. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 354. —— 20. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel. *)

82. **Gedichte von F. von Heinemann.** Braunschweig, Leibrock. 1845. 8. 22½ Ngr.

Der Mann hebt sein Lied hier und da mit Schwung und Wohllaut an, erlahme aber bald; die Anlage zu diesem oder jenem Gedicht verspricht viel Gutes, aber die Erwartung wird gar nicht oder nur halb erfüllt. Er wählt mitunter vortreffliche Sangesthemata und überschreiften (z. B. „Love's labour's lost", u. a.), aber er führt gewöhnlich sein Thema schlecht aus; eine schöne Begeisterung lebert oft hoch auf, aber sie gleicht einem auflackernden Strohfeuer, dessen Flamme bei Mangel an nachhaltigem Brennstoff bald zusammensinkt und verlischt. Er affectirt, im Dienste der Zeitmuse zu stehen, und spricht sich darüber in einer versificirten Zueignung an E. Michaelis aus: „man werde hier manches Lied verdammen, weil es nicht des Friedens milde Strahlen, sondern nur Zorn und Schmerz spreche; man werde halb mitleidig, halb vornehm auf ihn, den Dichter, schauen, weil er lahmen Seelen keine Brücke zu Sonne, Mond und Sterne baue, auch nicht um verlorene Ideale jammere, sondern sich fest an das warme Leben schließe." Doch halten wir das für nichts als albedeutende hohle Phrasen; wenn es aber in dieser Zueignung weiter heißt:

Daß unser Herzen sich nicht heimisch fühlen
Im Himmel, der in blauer Ferne liegt,
Daß fremde Sterne unsern Schmerz nicht kühlen,
Und Freiheit erst im Tod' uns nicht genügt,
Daß wir im Himmel woll'n auf Erden leben,
Das ist es, was sie niemals uns vergeben.

so müssen wir bemerken, es ist den Freiheitssängern und den Dichtern überhaupt nicht zu vergeben, wenn sie der Erde und ihrer Lust mit ihrer ganzen Seele allein angehören wollen; sie verschließen sich ja dann die Pforte, durch die sie eintreten in das Gebiet der religiösen Hoffnung, des frommen Glaubens und der begeisternden Ideale, und bewegen sich ewig im Kreise des materiellen, folglich im Gebiete nackter Prosa. Hr. v. Heinemann selbst nennt die Lieder, welche diesen Ton anschlagen, schlimme Lieder, und dieses Epithetheton bezeichnet sie treffend. Zuletzt hofft er, die Welt werde Denen verzeihen, die den alten Gang von Liede erneuen; wenn diesen aber das geistige Moment und das Ideale fehlt, so werden auch sie keinen Beifall finden; vor den kritischen Gerichtsschranken wird wenigstens der Stab über sie gebrochen werden. Indessen sind einige in diesem Geist gehaltene Lieder nicht zu verwerfen; die Sprache ist überall schön, und das letzte Lied: „Praktische Poesie", hat, trotz seines theilweise polemischen Anstrichs, nicht nur schöne Gedanken, sondern ist auch in technischer Hinsicht sehr gelungen zu nennen.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 231—239 und 284—289 d. Bl. D. Red.

83. **Gedichte von Heinrich Rustige.** Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der Verf. läßt seine Lieder in „Skizzen aus dem Liederbuche, Helldunkel und bunte Bilder" zerfallen, und betrachten wir die letzte Strophe des Lieds, mit dem Hr. Rustige seine Lieder ins Publicum einführt, und welche lautet:

Aus da draußen nah und ferne,
Die ihr grüßet gern mein Bild,
Grüßt auch ihnen bald und mild!
Alles geb' ich, ob's gelungen,
Ob's in Farben mir gestrahlt,
Was ich mal'nd! ob' gesungen,
Was ich singend hab' gemalt —

so ergibt sich, daß wir es hier nicht nur mit einem Jünger der tonischen, sondern auch der plastischen Kunst zu thun haben, oder daß Hr. Rustige ein Maler ist, und wie sich weiter ergibt, ein Maler aus der düsseldorfer Schule, wenigstens ein Maler vom Rhein her; denn diesem vaterländischen Strome gehört sein ganzes Herz. Erotisches liest sich ganz gut, z. B. die kleine, sentimentale Galanterie (S. 13):

Und weißt du nicht, wie schön du bist,
Und soll ich dir es sagen?
Willst wissen, wie schön der Himmel ist,
Mußt du die Engel fragen.

Wo er dagegen das elegische Gebiet betritt, schraubt er sich oft künstlich in den Schmerz hinein. Der leichte, neckende Scherz kleidet ihn überhaupt viel besser. Die Lieder aus der Rubrik „Helldunkel" sind mehr objectiv gehalten, bekunden aber kein ausgezeichnetes Talent für diese Gattung. Die „Bunten Bilder" stellt uns der poetische Maler auf Ungarns Grund und Boden auf, und malt uns da, nach Beck's, Lenau's und Meyen's Vorbildern, einige artige Genrebilder: Zigeuner, Husaren- und Schenkwirths-Scenen, mitunter auch wol in Hogarth's Manier. Am gelungensten erscheinen uns die Züge aus dem Soldatenleben. Gleich das erste Lied aus dieser Reihe athmet einen drolligen und kecken Unwillen, der an die Gaudy'sche Eigenthümlichkeit mahnt:

Man hat mir die langen Locken
Vom Kopfe gezwickt und gezwackt,
Man hat mich geschunden, geschoren,
Pfui Teufel! wie abgeschmackt!

Jetzt soll ich den Zopfatz tragen
Statt des leichten Sammetbaretts,
Jetzt soll ich gar blutwuth zeichnen
Mit Säbel und Bayonnett.

Soll statt der lieben Mappe
Voll Skizzen mancherlei
Nun schleppen die lederne Tasche
Gespickt mit Pulver und Blei.

Digitized by Google

Jetzt soll ich das Geben noch lernen
Just wie ein lüdriges Kind,
Bald langsam wie eine Ente,
Bald flüchtig wie der Wind;

Bald steh'n auf einem Beine
Wie weltenk' und'ge Ochs
Bald mit den Andern schwenken
G'rad wie im Contre-Tanz!

Jetzt soll ich gar noch lernen
Subordination!
Daß wird mir sauer werden.
Du gold'ne Freiheit Sohn!

O toller Schicksalsschluß!
Ein Maler wird Soldat.
Der hiebt Bischen drummend
In den Bart gefangen hat.

Der Leser wird hier nichts sagen können als: Allerliebst! Indessen wird Mancher vielleicht behaupten, es sei kein so bedenklicher Wechsel, wenn ein Maler Soldat wird als wenn er zu einem Dichter sich macht. An dieser Behauptung mag manches Wahre sein; wenigstens ist es einigen Malern, die sich in Dichter metamorphosiren wollten, nicht zum Besten gelungen. Einer der geistreichsten Maler der Neuzeit, Peter v. Cornelius, kam auf den Gedanken, die Lyra statt des Pinsels zur Hand zu nehmen, und das Publicum — hat die Achsein dazu gezuckt. Achenbach seinior leistet in der Poesie nur Mediocres. Stifter hat aus Malerexistenzlis auf seine Dichter Begabung und Bestimmung sich in das Fach der Landschaftsmalerei geworfen, aber er wird nie ein tüchtiger Maler werden. Doch sind Andere wol anderer Meinung, und Ref. selbst sieht nicht ein, warum ein guter Maler nicht auch ein guter Dichter sein könne und umgekehrt. „Les muses sont soeurs", sagte Friedrich II sehr treffend „au vrai geuie embrasse tout." Entsprungen doch beide Künste einem gemeinsamen Quell! Die Phantasie kann ja ihre Blüten ebenso frisch und duftig am Baume der Malerei, Bildhauer- und Baukunst wie an dem der Rhetorik, Poesie und Musik treiben! Und daß dies bereits geschehen sei, lehrt uns das Beispiel des wackern Reinick, welcher Pleetrum und Pinsel mit gleicher Gewandtheit handhabt. Wo freilich die Weihe von oben fehlt, da wird der Dichter wie der Maler ein Handwerksmann bleiben. Da nun Hr. Heinrich Rustige in einer der beiden Künste zum Handwerksmanne geworden ist, können wir nur dann entscheiden, wenn wir Werke der Malerei, von ihm geschaffen, gesehen hätten, was der Fall nicht ist, weshalb wir uns hier blos auf die Beurtheilung vorliegender Proben beschränken müssen. Und thun wir das, so müssen wir das Urtheil fällen, daß Hr. Rustige ein viel besserer Maler als Dichter sein möge. Nicht als ob er für die Poesie ohne Begabung sei, denn er steht au niveau der Dutzendsänger unserer liederlustigen Ära, man ließ sich mühelos in seine Gefühls- und Anschauungsweise hinein, und wird auf 200 Seiten kaum ein paar Mal durch Dagewesenes und Nachempfundenes choquirt; aber ein bedeutendes Talent ist er nicht und die Zeit seines Versemachens scheint nur eine Episode in seinem Künstlerleben zu sein.

84. Das nun zu besprechende Buch soll wahrscheinlich durch die Unverschämtheit des Titels oder wenigstens des Namens seines Verfassers Aufmerksamkeit erregen, choquiren und Käufer locken. Es heißt: „Lyrisches und Episches von einem Menschen."*) Also soll das wol heißen: Weder von einem Engel noch von einem Thiere stammen die hier nachfolgenden Verse her? Oder will der Verf. mit Terenz sagen: Homo sum et nil humani a me alienum puto? Wir wagen es nicht zu entscheiden; nur so viel steht fest: das Gepräge menschlicher Unvollkommenheit ist den Sachen überall deutlich aufgedrückt. Wir vermissen an ihnen Gedankenreichthum, Einfalt und jenes duftige Wesen, was aus wirklichen poetischen Schöpfungen uns anhaucht und uns das Herz berauscht. Ein gesuchtes Allegorisiren, ein hitziges Jagen nach prunkenden Bildern und ungehyperlichen Phrasen führt unsern Menschen in die Gebiet übermenschlichen und unmenschlichen Schwulstes und Bombastes. Gleich im ersten Gedichte lesen wir die Wortbildungen: „Herzschwingenkuß", „schauerschwingen Nacht", „kurzenbäuschenblick"; später finden sich Bilder und Metaphern von seltener Abgeschmacktheit und Monstrosität; da lesen wir etwas von „des Himmels großer Silberschnecke", von „einer Silberperle im Ohre des Kelchs"; oder: „Wenn der Himmel mit Donner lacht"; oder: „Es jauchzt der bunte Weiher", und es fehlt wenig, so redet Karl der Große in Degelsher Redeweise. Dieser Phrasenglanz und dieses Wortgeklingel versteckt oder keineswegs die oben genannte Armuth an Gedanken; überdies offenbart sich ein großer Mangel an Haltung im Gange ganzer Gedichte wie einzelner Bindungen und Ausdrücke; man sehe z. B. „Mein Roß" (S. 1) und „Still" (S. 22). Eine unerwartete, auffallende Wendung nehmen die Gedichte „Geben und Empfangen" (S. 34) und „Weihnachtslied" (S. 46). Wie sorglos ist auf S. 92, 110, 118 und 122 der Vers behandelt! Doch würden wir der Wahrheit nicht die Ehre geben, wollten wir Alles und Jedes verunglückt nennen. An diesem Menschenwerk ist auch manches Schöne und Gelungene, z. B. „An die Sonne" (S. 9), „Im Walde" (außer V. 2, S. 40), „Stündchen" (S. 43). Dies unter dem lyrischen. Unter dem Epischen nennen wir „Kaisermut" (S. 70), wo sich namentlich Gewandtheit im Reime bekundet, „Mein Genesser" (S. 51), wiewol es schwache Stellen hat, und „Die beiden Heinriche" (S. 76), was wir als das Beste der Sammlung bezeichnen dürfen. Der Leser urtheile:

Zu Metz, der alten Hauptstadt,
In Lothringiens Gau'n,
Da war der deutsche Heinrich
Und Heinrich der Franke zu schau'n

Da war der fränkische Heinrich
Des deutschen Heinrich's Gast:
Sie sagten im Walde sich deutig
Und tranken beim Becher Rast.

Da fällte der deutsche Heinrich
Zum Bund das silberne Wort
Und sprach: „Es gilt der Damen
Von Frankreich rosigem Mund!"

Und kräftig klang es zusammen;
Da sprach der galante Franzos:
„Parbleu, es wär im Walde
Auf manniktmal eine Not."

„Mordieu! wär' mein Aug' ein Falke.
Ich ließ ihm fliegen schnell
Auf manniktmal deutsche Taube,
Auf manniktmal deutsch Mamsell."

„Auf will mir wohl dünken
Das deutsche wilde Sweln,
Die Sauce fein saperde,
Wenn er gebraten sein."

„Auf sommt hurt diese Fenster
Der Mosel mit viel Flitz;
Da weiden fette Verben,
Da steh'n Getreide frisch."

„Nur Eines mir fachiret:
Daß ich zum Rheinesstrand
Mit ich Frankreich sein eigen
Der fette Bissen kaud."

„Diable, es sein dok Spitzbub
Die deutschen tetes-quarrées!" —

*) Lyrisches und Episches von einem Menschen. Berlin, Enslin. 1845. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Da dub der deutsche Heinrich
Sich langsam in die Hob'.

Und zwischen Glas und Teller
Da legt er zum Dessert
Behutsam seinen Handschuh
Dem Gaste in die Quer';

Und mit behäcktem Schritte
Wandt' er sich aus dem Saal
Und Reb des Gastes Gaumen
Das ganze teufte Mahl.

Am Tage drauf da eilet
Die Botschaft nach Paris:
Das pöbelhafte im Ubelbenehmen
Henri Stadt Metz verlies.

85. Ostfriesbilder von Julius Heinfius. Berlin, Morin. 1845. 12. 10 Ngr.

werden von ihrem Verf. selbst eine Erstlingsfrucht genannt. Sie betreffen das oft besungene romantische Eiland Rügen mit seiner Naturscenerie und seinen Sagen. Eine Poesie voll Gesinnung, Pietät und regsamen Strebens nach dem Vorbeer — aber weiter auch nichts! Wir stoßen auf Härten, Hiatus, Inversion, Flickwörter, Holprigkeiten, Dunkelheiten und Nachbildungen grösserer Dichter, zuweilen übrigens nicht, daß die kleine Gabe doch auch einen Lesekreis unter des Sängers Freunden und Reisenden finden werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und andern seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von Christian Adolf Pescheck. Zwei Bände. Mit zwei Bildnissen. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Selbst der aufmerksamste Beobachter und beste Kenner der politischen und kirchlichen Geschichtsliteratur wird die Wahrnehmung unsers Verf. ohne Bedenken unterschreiben, „daß einige Menschenalter hindurch", Pelzel's Werke etwa ausgenommen, über die verhängnißvolle Gegenreformation in Böhmen, die mit dem Jahre 1620 ihren Anfang nahm, nichts geschrieben worden sei, wodurch die Furchtbarkeit des ganzen Verfahrens und die Folgen desselben in einem anschaulichen Bilde zusammengefaßt und der Geschichtswissenschaft als völlig bearbeitet vorgelegt worden wären. Denn so bedeutend auch die Geschichtsliteratur über den Dreißigjährigen Krieg in neuester Zeit gewachsen ist, wie die Werke von Maitáth, Förster, v. Aretin, Sötti, Barthold u. A. beweisen, so hat man doch entweder blos den politischen und militairischen Gesichtspunkt festgehalten oder, wo der kirchliche ins Auge gefaßt ist, wie bei Menzel in seiner „Neuern Geschichte", oder bei Müller in seinem „Böhmischen Kriege", da mangelt es theils an Ausführlichkeit, theils an hinreichenden Quellen, um das Ganze der jesuitisch-östreichischen und spanischen Politik gegen Böhmen mit allen Schrecknissen und Absichten darlegen zu können. Mit einem Worte: eine Geschichte der Gegenreformation in Böhmen vermißte unser Verf. mit Recht. Von böhmischen Gelehrten steht aus leicht begreiflichen Gründen nichts zu erwarten: selbst Palacky, der vielleicht berufenste böhmische Historiker, dessen Geschichtswerk übrigens das 17. Jahrhundert noch nicht erreicht hat, kann unmöglich die Ansprüche befriedigen, welche ein protestantischer Kirchenhistoriker zu erheben geneigt sein muß, und ein deutscher Geschichtsforscher, wenn ihm nicht außerordentlich günstige Umstände zur Seite stehen und er einen namhaften Theil seiner Zeit auf Reisen und Sammlungen von seltenen Büchern und Urkunden verwenden kann, wird ebenso wenig im Stande sein, für die böhmische Reformationsgeschichte Erhebliches zu leisten. Daher glaubte denn der Verf. „nicht etwas Überflüssiges, sondern etwas Nothwendiges und Erwünschtes zu thun, wenn er jetzt einen Versuch wage, jene Lücke in der deutschen Kirchengeschichte auszufüllen, aus den Trümmern, die von der Geschichte jener Zeiten noch übrig sind, noch ein Gebäude zu errichten, die in der That höchst merkwürdigen Ereignisse, Kämpfe, Leiden und Bekümmernisse jener Tage, in treuen Berichten, unmittelbar aus seltenen und wenig zugänglichen, gleichzeitigen Schriften und Urkunden zusammenzustellen, und so vielen Kämpfern und Duldern, die eines bessern Loofes werth waren, hiermit ein Denkmal zu setzen". Der Hinneigung unter den deutschen Geschichtsforschern mochte wenigstens äußerlich so leicht zur Ausführung dieses Planes behülflich gewesen sein als unser Verf. Jahre lang hat er zum Theil sehr seltene Materialien gesammelt: die Bibliotheken der Lausitz, die politischen, kirchlich und durch Stammverwandtschaft der Bevölkerung den Böhmen einst so nahe stand, boten manchen anderweit nicht zu findenden literarischen Schatz dar, der sich zur Zeit der böhmischen Bedrängnisse dorthin gerettet hatte: die Kenntniß der slawischen Sprache gewährte ihm ebenso weil Unterstützung als die böhmische Familienabstammung in ihm Sympathie für die Leiden des grausam niedergetretenen Volks erweckte: die Pflicht, welche aus einer gewissen Pietät gegen die selbst schwer betroffenen Vorfahren hervorgehen zu müssen schien, gab dem Verf. diejenige Ausdauer, die keine Mühe scheut, sobald sie nützen kann, und zugleich den Muth, vor der gelehrten Welt mit seinem Werke aufzutreten trotz des Bewußtseins der Mängel, die er demselben nicht abzuhelfen vermochte. Denn „freilich möchte ein vollkommenes Werk, das allen Wünschen entspreche, kann jetzt dargeboten werden; aber der Verf. hat doch mehr Nachrichten erforscht als vor ihm irgend ein anderer protestantischer Theolog". Und in der That hat der Verf. in seinem Werke eine außerordentlich werthvolle Materialiensammlung, aber kein eigentliches Geschichtswerk geliefert: es bleibt der historischen Wissenschaft und Kunst noch vorbehalten, das dort Gegebene wahrhaft zu verarbeiten. Dagegen spricht sich in dem ganzen Werke eine gewisse Wärme und Theilnahme für das Schicksal der Böhmen aus, eine Erscheinung, die sich theils aus jener Pietät erklärt, theils aber auch daraus, daß der Verf. nicht in starren und erstarrenden dogmatischen Grundsätzen befangen ist, sondern dem höchsten Gesetze der Geschichte, dem der Humanität folgt. Dies hat aber auch die gute Folge gehabt, daß der Verf. in seinen Urtheilen und Darstellungen sich möglichst der Unparteilichkeit befleißigt und durch Zusammenstellungen der Berichte und Ansichten beider so schroff einander gegenüberstehenden Parteien das Auditorium et altera pars mit vieler Gewissenhaftigkeit betheiligt hat. Dadurch ist freilich auf der einen Seite nicht selten eine gewisse Unklarheit entstanden, wie z. B. durch die Auszüge aus Pelzel's Schriften, auf der andern Seite aber der Vortheil erreicht worden, daß eine Materialiensammlung entstanden ist, wie wir sie noch nicht besitzen, und die uns die furchtbare Jahrhunderte lang fortgesetzte Reaction in Böhmen recht anschaulich vor die Augen stellt. Denn das Werk reicht von den frühesten Reactionsbestrebungen bis auf Joseph's II. Toleranzedikt 1781. Ein Anhang unter der Überschrift „Nachgeschichte" gibt eine Menge Notizen über erilirte Personen, Familien und die Ortschaften, namentlich des benachbarten Erzgebirges, wo dieselben Zuflucht, Unterstützung oder Anstellung erhielten.

Betrachten wir den Inhalt des vorliegenden Werks zunächst im Allgemeinen etwas näher, so zeigt sofort der Wunsch für eine recht weite Verbreitung desselben auch außerhalb der gelehrten Welt in uns auf: lauter und sprechender kann die Reactionspartei die Böhmens Unglück durch alle nur möglichen Mittel herbeiführte, und die in unsern Tagen ihr altes Banner wieder hervorgesucht hat und mit heillofer Keckheit der erstaunten Welt als die Fahne des Heils zeigt, nicht geschildert werden. Die Geschichte hat durch unsern Verf. die vollständigste Berechtigung, die man sich denken kann, zu dem Urtheilsspruche erhalten: die Jesuiten waren und sind der Leute Verderben! Sehen wir dann auf Einzelnes, was sich aus der Materialiensammlung unsers Verf. ergibt, so heben wir Folgendes hervor: das National- und Unabhängigkeitsgefühl der

Digitized by Google

Böhmen erhält sich stets in einer gewissen Stärke noch gegen die ausländischen Dynastien und steigt endlich aus politischen, namentlich aber aus kirchlich-religiösen Gründen gegen das habsburgische Haus bis zur Erbitterung, die zuletzt eine Unabhängigkeitserklärung herbeiführt. Dieses Haus, von den Jesuiten und spanischem Einflusse geleitet, unterhält eine ununterbrochene Verschwörung gegen die böhmischen Akatholiken, besonders dann, als die Gesetzgebung sie zugleich in ihren politischen Rechten zu sichern sucht und ein völliger Sieg über die Römisch-Katholischen in Aussicht steht. Daher unaufhörliche Wühlereien, Rechtsverletzungen, Bedrohungen einzelner zum Gesetze erhobener Bestimmungen, Scheinrechten und Drohungen, Bestechungen, eifriges Bestreben, die Parteiungen zu erhalten und zu vergrößern, kurz: das Volk durfte zu keiner Ruhe und die gesetzliche Ordnung zu keiner Festigkeit gelangen. Es war darauf abgesehen, nachdem die Jesuiten ihre politische Coalition zwischen Spanien, Baiern und Oftreich zu Stande gebracht, und die böhmischen Interessen von den Deutschen völlig isolirt hatten, die Böhmen zum Aeußersten zu reizen, zum Kampfe gegen das anerkannte Königshaus, um dann jeder Rücksicht, und im Falle des Sieges, jeder Schonung überhoben zu sein. Der Sieg ward gewonnen. Zuerst erfolgte die politische, dann die kirchliche Reaction: sie war hinterlistig, planmäßig, grausam, und in einzelnen Zügen wahrhaft teuflisch; die Folgen mußten nothwendig entsetzlich sein. Die Geschichte hat kein zweites Beispiel einer Reaction aufzuweisen, die in einem Zeitraume von ungefähr 15 Jahren die Verhältnisse und Zustände eines Landes so gänzlich umgestaltet hätte. Böhmens Schicksal liefert aber auch einen der sprechendsten Beweise, wohin die Zwietracht führt unter Glaubensgenossen, den Stammund Religionsverwandten der Lauig, Schlesiens, Mährens und Böhmens gewesen, die Geschichte würde weder von einer nur euphemistisch sogenannten Gegenreformation im Czechenlande noch von einem Dreißigjährigen Kriege zu erzählen haben. Und zur Steten und lehrenden Erinnerung an die Leiden und an den Jammer der Väter sollte jedes Haus der Czechen die Inschrift tragen: „Eintracht mehrt, Zwietracht zerstört!" Allein die Geschichte weist nach, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Völker, gewisse Keime des Nationallebens unzerstörbar sind. Auch das böhmische Volk liegt Zeugniß dafür ab: das Czechenthum und der Utraquismus bergen noch lebensfähige Bestrebungen in demselben: gemachten Beobachtungen und einzelnen Erscheinungen zu Folge darf die Lebensfähigkeit derselben für stärker angesehen werden als Einige glauben und Andere sich gern überreden möchten.

Für Geschichtskenner noch folgende Bemerkung. Der Verf. hat den berühmten und zugleich so verhängnißvollen böhmischen Majestätsbrief seinem Werke in deutscher Übersetzung einverleibt. Bekanntlich ist derselbe schon in vielen Abdrücken vorhanden, und es hat auch der Verf. die Schriften, in denen er zu finden ist (Bd. 1, S. 168) zusammengestellt. Allein er war in den Stand gesetzt, diese wichtige Urkunde richtiger als sie anderwärts steht aus der echtesten Quelle, einer Pergamenthandschrift in der zittauer Stadtbibliothek, zu geben. Und wir erhalten darüber folgende Notiz: „Gegenwärtige deutsche Übersetzung ist von Johann Boxott 1803 in Zittau geschrieben und zu Gericht gedruckt worden. Die hochwichtige Urkunde ward 1801 in der zittauer Rathsbibliothek von Dr. Bergmann aufgefunden. Die Siegelkapsel ist nicht mehr daran. Man vermuthete, daß sie durch den böhmischen Prediger Johann Fleischmann nach Zittau gekommen sei, dem diese Bibliothek auch andere kostbare Handschriften verdankt. Seit man aber weiß, daß auch der letzte utraquistische Consistorialadministrator Georg Diksatus von Prag in Zittau Zuflucht gefunden, mag man wol annehmen, daß dieser sie aus dem Consistorialarchive mitgebracht habe." Es kann nun hier natürlich zwischen den frühern Abdrücken und des Verf. Urkunde keine ins Einzelne eingehende Vergleichung angestellt werden; wir wollen hiermit die Geschichtsforscher nur aufmerksam gemacht haben. Im Vorbeigehen bemerken wir blos, daß das zittauer Pergament als Datum der Unterschrift den 13. Juni 1609 nachweist, während Müller und Menzel, deren Werke uns im Augenblicke zur Hand sind, den 12. Juni angeben.

Um noch schließlich unsern Lesern wenigstens einen urkundlichen Beweis für das Verfahren zu geben, welches nach unserer obigen Angabe die jesuitischen Sieger über die Akatholiken verhängten, so möge hier aus einer sehr werthvollen Quelle, aus des Comenius „Historia fratrum bohemicorum" (II, 44) folgende Stelle einen Platz finden: „Als der Schirmherr unserer Freiheit, Kaiser Rudolf, nicht mehr am Leben und man darüber übereingekommen war, mit Aufschiebung der Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient bei den Böhmen anzufangen, so geschah es, daß man sie ganz gegen gebeiligte Rechte und Privilegien durch ausgesuchte Qualereien erst zur Ungeduld, dann zur Ergreifung der Waffen reizte. So wollte man es haben; denn nun schien ein gerechter Vorwand da zu sein, sie als Majestätsverbrecher mit den Waffen der ganzen katholischen Ligue zu unterdrücken. Als unsere Gegner 1620 den Sieg erlangt hatten und die ersten Männer des Staats theils hingerichtet, theils zerstreut waren, so verbannte man durch ein allgemeines Gesetz alle Geistlichen, weil sie die Urheber der Empörer wären (d. h. des sogenannten Bösens im Gehorsam gegen den Befehl, alsbald katholisch zu werden): dann aber suchte man das Volk zum Religionswechsel theils erst schmeichelnd anzulocken, theils bald darauf durch Schreckmittel und Plagen zu bringen. Endlich, nachdem man sechs Jahre lang durch dies Alles Wenige gewonnen hatte, so verbannte man 1627 den ganzen evangelischen Adel aus dem Vaterlande, das Volk aber begann man durch Entziehungen und Zurücksetzungen zu nöthigen, dem Reiche zu Heilung des Fiebers der lutherischen Ketzerei Blutlassen nichts geholfen habe, so müsse man ein anderes Mittel versuchen, nämlich Diät, und dazu gehore Verbannung, Einkerkerung und allerlei langsame Martern. Durch solche Diät ist es in 40 Jahren dahin gekommen, daß es in Böhmen und Mähren nun keine evangelischen Kirchen mehr gibt, keine stille Übung der Religion und keine Bibel mehr vorhanden ist; denn alle Exemplare der Heiligen Schrift und alle seinern Erbauungsbücher, die man nur erlangen konnte, sind sämmtlich durch Feuer vernichtet. Und Die, um Gott Glauben zu halten, auf dem Vaterlande flohen (das ohne Zaudern), haben entweder, durch des Exils Noth gebrochen, ihre Standhaftigkeit aufgegeben oder sind durch das fortwährende Elend so aufgerieben worden, daß es nur wenige Überreste noch gibt." Eine Vergleichung mit unsern Tagesereignissen liegt für jeden Beobachter der Zeit so nahe, daß es einer besondern Anregung dazu nicht bedarf: die leicht erkennbare Partei mit ihren Grundsätzen und Bestrebungen ist nicht ausgestorben, aber zum Glück für uns und der größte Theil der civilisirten Welt für sie.

Wir wiederholen, von der aufrichtigsten Dankbarkeit gegen den Verf. Fleiß und Mühen erfüllt, den lobhaften Wunsch, daß sein Werk eine allgemeine Verbreitung finden möge.

73.

Notiz.

Zur Geschichte des deutschen Übersetzungswesens.

„Er (Graf Resselrode) trägt beständig den Ausspruch (erachtet, Ordensstern) des heiligen Andreas am Rock." S. „Rußland unter Nikolaus I.", von Iwan Golowin (Grimma 1846), S. 155. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 355. —— 21. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 354.)

86. Den „Ostseebildern" ähnlich wie ein Ei dem andern sind

Gedichte von Karl August Hesse. Erster Theil. Berlin, Logier. 1845. 8. 25 Ngr.

Auch sie sind Erstlinge der Muse, welche der angehende Schiller nicht ohne trübe Ahnung und Beklommenheit der kalten Welt sendet, und über welche im ersten Gedicht eine Strophe also reflectirt:

Wesen treffen wir wol an in Menge,
Aber Niemand, der uns sanft umfängt.
In der Recensenten wild Gedränge
Alles sich zur strengen Prüfung drängt.

Ref. für seine Person drängt sich nun eben nicht zur Recension dieser Lieder, ist im Gegentheil heilsfroh, daß der größte Theil des Buchs dramatische Sachen enthält, die gar nicht in sein Ressort gehören. Die vorangehenden kleinern Gedichte sind zum Theil Erzeugnisse aus des Verf. Knabenalter, über die der Hr. Conrector zu seiner Zeit gewiß sehr erfreut gewesen sein und sie „großaugigen Freunden", wie Klopstock in seiner ersten Ode sagt, gezeigt haben mag.

87. Mußestunden eines Soldaten. Ein Kranz anspruchsloser Lieder und Gedichte. Kolberg, Post. 1844. 12. 15 Ngr.

Hier haben wir es nicht eben mit einem Anfänger, wol aber mit einem Dilettanten zu thun, der den Degen gewiß besser zu führen als den Gänsekiel zu schütteln oder die Leier zu spielen versteht. Sein Schwerthieb saust jedoch recht melodisch und er steht in recht martialisch-preußischer Haltung dabei da. Als echter Sohn des Kriegsgottes verwünscht er den Kamaschendienst und sehnt sich herzinnig nach dem lustigen Feldlager, möchte auch blitzgern ein Sohn der Zeit sein, wo Männer lebten, die Leier und Schwert zugleich tragen durften. Dabei ist er mit Leib und Seele ein Preuße, der keinen andern Feind als die Franzosen kennt. Form und Geist seiner Poesie künde sich dem Leser in dem frischen derben Liede an, welches (S. 16) unter dem Titel „Im Bivouak nach der Schlacht" abgedruckt steht, und welches zugleich als maßgebende Norm für die Beurtheilung der übrigen dienen mag:

Nun kommt und setzt euch um den Herd
Von Erde, Lehm und Kieselsteinen,
Und laßt, so lang das Leben währt,
Uns um den Kochtopf noch vereinen!
Wenn der Soldat nicht essen kann,
Dann zielt er schlecht, trifft keinen Mann.

Das Fleisch ist fertig, gar der Brei —
Denn wir verstehen's, gut zu kochen —
Gewürzt mit Pulver und mit Blei,
Wird mürbe auch der derbste Knochen.
Fehlt uns Gewürz und Nägelein,
Dann schütten wir Kartätschen drein.

Und brennen wir erst Feuer an
Und rühren ein die blauen Bohnen,
Dann prasselt's lustig in der Pfann':
Beim Gabeln darf sich Keiner schonen.
Legt tüchtig Holz zum Feuer an,
Dann schmilzt der Feind wie Butter d'ran.

So mancher Hahn ist in der Schlacht
In unsere tapf're Hand gerathen;
Heut' ist der gall'sche eingebracht,
Wir haben tüchtig ihn gebraten!
Wir rupften ihm die Federn aus,
Und machten einen Borstwisch draus!

Nun esset, bis der Löffel bricht!
Doch Mäßigkeit gilt auch beim Essen,
Der Frank' versteht das Essen nicht,
D'rum hat er heut' sich überfressen;
Er aß zu viel für diesen Spaß,
Und biß dabei sogar ins Gras!

88. Deutsche Lieder von Johann Nepomuk Vogl. Jena, Mauke. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir haben bereits manche Wanderung mit diesem östreichischen höchst productiven Lyriker gemacht, und daß wir jetzt schon wieder Veranlassung finden würden, von ihm zu reden, hätten wir nicht gedacht, da in gegenwärtigem Aufsatz schon in Nr. 238 d. Bl. die Rede von ihm gewesen ist. Hr. Vogl reitet den Pegasus gern, unbezweifelt, weil er weiß, daß er nicht schlecht zu Pferde sitzt und daß man seine Geschicklichkeit in dieser Reitkunst in und außerhalb seines Vaterlandes anerkannt und belobt hat. Früher hat er, wenn wir denn einmal in dem etwas abgenutzten Bilde vom Musenpferde bleiben wollen, das Gebiet der Ballade, des Nationalvolksliedes, des Religiösen (in den „Karthäusernelken") und des Militairischen (in „Die kleine Marketenderin") rüstig durchschritten; hier macht er einen Parforceritt durch das Gebiet des Patriotismus und der Heimatliebe. Wenn er nun gleich im ersten Liede singt:

Was Arndt und Körner sangen
Und Schenkendorf und Kleist,
Ist nicht im Wind vergangen,
Und lebt noch jetzt im Geist —

so zeigt er seinen Recensenten und Lesern von vornherein, in welche Tonart er seine Melodien gesetzt habe und welch ein Geist aus den Liedern wehe. Er singt nämlich hier à la Körner, à la Schenkendorf, à la Fouqué und Consorten aus den J. 1813—15, eine Singweise, die, gegen das Sturmglockengeläute der jetzigen deutschen Liedessänger gehalten, im Rococostil und als Product künstlicher Begeisterung erscheint, die aber alle Merkmale des Officiellen und Loyalen an sich trägt und gegen die selbst der strengste, altöstreichische Censor nichts haben kann. Wie klug mithin unser patriotischer Liedersänger ist!

Digitized by Google

Er hätschelt das Gefühl der alten Herren aus den Befreiungskriegen durch liebliche, ihnen wohlbekannte Phrasen und Lieder; die Jungdeutschen darf er keck fragen: Was habt ihr gegen meine Deutschheit und Heimatliebe, gegen meine loyale Gesinnung, wenn sie sich auch nun nicht eben in ein Kleid vom modernsten Schnitt kleidet? Dem wiener Censor darf er zurufen: Wage es nicht, deine Schere an diese Lieder zu legen, sie sind durch den ihnen innwohnenden Geist unseren Väter und durch den Beifall der Regierungen aller deutschen Lande und Gauen sanctionirt! Die Lieder sind nun wirklich in diesem Geiste von A bis Z geschrieben, und darum laboriren sie an einer gewissen Monotonie, die durch ein Coquettiren mit Deutschthum, Freiheit und Gesinnung leider nicht weggeschafft werden kann. Sollen wir mit wirklich aufrichtig sein, so müssen wir bekennen, ein großes und dankenswerthes Geschenk hat Hr. Vogl dem Vaterlande mit diesen Liedern nicht gemacht, und seine frischen Balladen und Weinlieder und Nationallieder werden ihm mehr Herzen gewinnen als diese Phrasen à la Arndt und Schenkendorf, die er zu aller Vorsicht außer Altstreich hat drucken lassen. Proben zu geben ist nicht nöthig.

89. Gedichte von Emil Kieckebusch. Berlin, Rücker und Püchler. 1845. 8. 1 Thlr.

Das erste und einzige folgende Stück enthalten Züge jener sentimentalen Galanterie, die man sonst gern in die Sonettenform gießt und die an die Ferrand'sche Singweise mahnen. Mehre davon möchten wir Hrn. Kücken zur Composition empfehlen. Das „Lebewohl" (S. 34) ist kein Byron'sches Farewell, denn dazu hat es zu dünne, in bekannte Schreibeliebphrasen gekleidete Gefühlchen, aber es gibt ungefähr den Thermometergrad der Kieckebusch'schen Gefühlswärme an, die sich im Durchschnitt höchstens auf 15 Grad erhebt. Für die Lieder mag dieser Wärmegrad auch genügen, aber für die Balladen ist er zu kalt; sie sind von matter Erfindung, mit Ausnahme von „Das Edelfräulein" (S. 127). Die beliebte Ghaselensspielerei bleibt sich auch hier gleich. Distichen und Sprüche sind keine Goethe'schen. Triolette sind — Triolettes; die Sonette — ziemlich leichte Waare. Zwei Epist-Cantaten nehmen sich wunderlich aus. Dann folgen Gedichte an Personen und den Beschluß machen vermischte Gedichte, d. h. mixta bona malia. Summa: Mittelgut. Das fühlt auch Hr. Kieckebusch, welcher im Schlußwort sagt:

Mir ist's, da dieses Büchlein nun zu Ende,
Da ich beschrieb' das letzte Blatt,
Als wenn bei einem Blumenstrauß ich stände,
Den meine Hand gewunden hat:
Noch flechten an dem Kranz die regen Hände,
Da schließt sich schon manch Blümchen matt,
Derweil die letzte Strophe ich vollende
Scheint verblüht mir manch Gedicht glatt.

Nun setzt er noch, nach Art aller in ihre Kinder verliebter Väter, hinzu:

Doch ist auch werth- und nutzlos Manches blieben,
Ich lieb' es doch; mein Leben ist's, mein Lieben!

Können wir aber deßhalb einen Stein auf ihn werfen? Rügen oder bewundern möchten wir es mehr, daß die Zeit mit ihren reformatorischen Bestrebungen in Bezug auf Staat und Kirche gar keinen Einfluß auf sein Gemüth geübt zu haben scheint. Bei der Mehrzahl der Liedersänger unserer Tage übt sie ihren Einfluß heftig genug aus. Wir bringen hier fünf bis sieben Sammlungen, deren Lieder mehr oder weniger am Strange der Sturmglocke zerren, daß sie heulend schallt, oder welche die Feuerbrände der Empörung in die Hütten friedlicher Siedler schleudern. Andere treten, mit den Waffen des Spottes und der Ironie in der Hand, auf den Kampfplatz, aber gepanzert mit Beinschiene und Visir sind sie seit Herwegh's gewaltigen Reimen und Freiligrath's „Bekenntnisse" fast sämmtlich. Aber diese Zeitlieder ziehen nicht blos gegen den Staat und die Zustände der Gesellschaft zu Felde, sondern auch gegen religiöse Ansichten und Dogmen; sie mischen sich in die kirchlichen Wirren, schüren den Brand confessionneller Zerwürfniß mit fanatischer Parteiwuth und legen den Schauplatz ihrer Thaten mitten in das sonst so friedliche Schiff der Kirche.

90. Aus der Kirche. Zeitgedichte von Heinrich Alexander Seidel. Parchim, Hinstorff. 1845. 8. 7½ Ngr.

In der versificirten Einleitung spricht sich eine der obigen ähnliche Ansicht über das streitlustige Moment der jetzigen poetischen Literatur also aus:

Freudlieder und Leidlieder
Sind jetzt aus der Mode,
Zeitlieder und Streitlieder
Tönten sie zu Tode.

Geckbrüder und Kedbrüder
Spreizen sich ohn' Maßen,
Schrecklieder und Hecklieder
Hört man auf den Straßen.

Treubrüder und Weinbrüder,
Laßt uns gleichfalls klagen,
Streitlieder und Drüdlieder
Sonst zu laut ertragen.

Zeitlieder und Streitlieder
Röthen uns're Flammen:
Freudbrüder und Leidbrüder,
Halten treu zusammen!

Der Verf., der im Feldlager der Pietisten steht, schickt nicht eben Schrei- und Drüdlieder in die Welt, wol aber zieht er mit den Waffen einer glücklichen Ironie gegen die Dünkelvollen, die mit Hegel'schen Phrasen und Strauß'schem Skepticismus niederreißen, ohne wieder aufzubauen, gegen die leichtfertigen, die ihre Ohlampe für Sonnenlicht halten, und gegen die blinden Vorwärtstreiber und glaubenslosen Werkheiligen, wenn auch nicht eben mit zierlich poetischem Wort sondern mit etwas prosaischer Derbheit, zu Felde. In der „Reise durch Thüringen" (S. 33) klagt unser Orthodoxus:

Ich suchte nach Brüdern, ich zeigt' meine Päße;
Doch ach! wie ward ich da angefaßt!
„Mein Freund, du stammst wol aus Knabauer Esse.
Denn sieh, sie sind nicht zu Köthen nicht."

Und mir ward bange; ich frage, ich sehe,
Geh' suchend von Preh'ger zu Predigerhaus;
Doch ach, die Einen seh'n alle wie Röhre,
Die andern alle wie Breischneider aus.

Nicht ohne scharfe Sarkasmen ist das Lied „Der Pfarrer von Grünau"; die bairische Kniebeugungssache bleibt nicht ungerügt in dem Stück „Auf's Knie!" sowie das Baiern Ludwig dem sächsischen Reformator den Ehrenplatz in der Walhalla verweigert hat. In „Die heiligen Röcke" klebt sich der Sarkasmus in das Romanengewand, und Ahasverus und Satan spielen darin eine ergötzliche Rolle; endlich wird das Gebaren der Neukatholischen, die umstürzen und niederreißen ohne wieder aufzubauen, scharf gegeißelt.

91. Ein Anonymus von der entgegengesetzten Partei stellt sich in „Zeitklänge"*) gleichfalls gerüstet in die Hallen der ecclesia militans, und spricht sich nach dem geharnischten Vorwort in Ottaven nach einer bekannten Chamisso'schen Glosse über „Unsere Zeit und Noth" also aus:

Das Abergläubige weit und breit
In Kirch' und Staat verderben. Tod
Der Wahrheit und dem Rechte droht:
„Das ist die Noth der schweren Zeit!"

*) Zeitklänge. Sondershausen, Eupel. 1845. 16. 20 Ngr.

Digitized by Google

Daß Christenlieb' und ihr Erbot
Die Herzen nicht und Köpfe weiht.
Und ihren Wort' und Kraft verleiht:
„Das ist die schwere Zeit der Noth!"

Daß Glaubenswuth, Herrschsucht und Streit
Den Protestanten blutigroth
Von Roms Himmel niederloht:
„Das ist die schwere Noth der Zeit!"

Daß Arges sinnend der Zelot,
Gehüllt ins Jesuitenkleid,
Umgarnt das Heil der Christenheit:
„Das ist die Zeit der schweren Noth!"

Durch sieben Abtheilungen des Büchleins werden uns nun fast alle Erscheinungen der religiös-kirchlichen Neuzeit vor Augen gestellt, von der Gustav-Adolf-Stiftung, der mehre Sorrette gewiebt sind, an, bis auf Czerski und Ronge. Roms Verdunkelungsvorsuche, Hengstenberg und seine verketzernden Kirchenblätter, die Symbolcultatrer der evangelischen Kirche, die Altlutheraner, Pietisten, Mucker und Stabilitätstheologen werden mit mythischen Geschossen angegriffen, größtentheils in Sonettenform. Dann kommt Sachsen und sein Friedrich August (dem die Terzinen und Quadernerien zuten Rath und warnende Weisung ertheilen), Zschirner und der jetzt wirkende Großmann an die Reihe. Den sächsischen Ultramontanen wird gerathen, den Geist des Christenthums von Roms Schmutz zu säubern; das Einschleichen der Söhne Loyola's in sächsische Kirchen und Kapellen (Annaberg) veranlaßt auch ein Sonett. Auf das, welches die Stifter der deutsch-katholischen Kirche zu Leipzig brandmarkt, folgt ein längeres Gedicht in achtzeiligen Stanzen: die deutsch-katholische Kirche. Die drei Abtheilungen desselben beziehen sich auf drei Hauptmomente der deutsch-christlichen Culturentwickelung; nämlich auf das Verbrennen der Bannbulle und päpstlichen Decretalien am 10. Dec. 1520 durch Luthern; auf die Beschwörung des Concils Punctation am 25. Aug. 1786 durch die Abgeordneten des Kurfürsten und Erzbischofs zu Mainz, und auf das Erscheinen des Ronge'schen Briefs gegen den von dem Bischof Arnoldi in Trier angestellten Gotzendienst; theilweise eine ganz trockene Arbeit. Dieser heilige Rock zu Trier wird nun durch die folgenden Sonette in Fasern zerlegt und in Nichts aufgelöst. Die sechste Abtheilung eröffnet ein gebarnischtes Sonett: „Ihr wollt es!", d. h. ihr Römlinge zwingt auch den Friedfertigsten durch euer antireformatorisches Gebaren, gegen euch aufzutreten, euch die Maske vom Gesicht zu reißen und auf das Buch der Geschichte hinzudeuten, das eure größte Feindin ist. Dieses Thema wird in dreißig und mehren Sonetten variirt, unter denen wir „Gesühnt durch Eugen Sue" (S. 182) hervorheben möchten. Die siebente Abtheilung betrifft mit Ausnahme weniger Stücke Ronge und Czerski, bildet aber keinen würdigen Schlußstein des Ganzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Kaiserin Josephine. Aus der Erinnerung aufgeschrieben von Babette Dibelius. Hanover, Hahn. 1845. 8. 20 Ngr.
2. Rueil, le château de Richelieu, la Malmaison. Avec pièces justificatives par *Jul. Jacquin* et *Jos. Duesberg*. Paris 1845.

Wir vereinigen hier zwei Schriften über die liebenswürdige Frau, welche lange Zeit als der gute Stern Napoleon's gegolten und sich auf der Höhe ihrer Macht und umgeben von dem größten Glanze eines kaiserlichen Hofs die Herzen nicht blos zu gewinnen, sondern auch zu erhalten gewußt hat. Die Schrift unter Nr. 1 gehört zu den ohne parteiische Absicht oder Nebenzweck niedergeschriebenen Erinnerungsbüchern, es sind die Erzählungen einer hochbejahrten Frau, welche sich selbst die denkwürdigsten Tage ihres frühern Lebens vergegenwärtigen und ihren Kindeskindern ein Andenken derselben hinterlassen wollte. Zur Geschichte des französischen Kaiserreichs wird man hier zwar vergeblich nach neuen Aufschlüssen suchen, aber wer die Kaiserin Josephine in dem Reize ihrer Anmuth und Freundlichkeit gegen eine deutsche Frau kennen lernen will, dürfte das anspruchslose Büchlein nicht ohne Interesse durchblättern. Frau Dibelius wohnte mit ihrem Manne, einem ehemaligen kurmainzischen Beamten, in Mainz, als im Sommer 1804 zuerst Napoleon und Josephine sich mehre Tage in dieser Stadt aufhielten. Bei einem spätern Aufenthalte im J. 1805 (soll aber heißen 1806) zog die Kaiserin die ihr durch die Generalin Lorge warm empfohlene Frau Dibelius in ihre nähere Umgebung und wir erfahren Mancherlei über Josephine's Herzensgüte, Wohlthätigkeit, Anmuth und ihr inneres Leben, über einen Besuch bei dem Fürsten Primas in Frankfurt und die fort und in Mainz veranstalteten Feste. Dasselbe geschieht, als sich Frau Dibelius einige Zeit bei der Kaiserin in Straßburg aufhält und im J. 1809 in Paris, wo Josephine bereits die Scheidung von Napoleon beschrechtete. Bis hierher reihen die Erinnerungen der Frau Dibelius, deren Mann und Sohn von der kaiserlichen Gnade bedacht und zu einträglichen Stellen befördert wurden. Sie selbst schildert die Wohnzimmer Josephine's in den Tuilerien und in Malmaison, ihre Kleidung, ihre Dienerschaft und andere Dinge, die für eine Frau von besondern Interesse sein mögten. Beim allgemeinen Gegenständen nennen wir die Erzählungen der Berkauf aus der Revolutionszeit in Mainz und Straßburg, wo Dorsch, Blau und Eulogius Schneider und vorgeführt werden, und die Mittheilungen über den Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, von denen sich Josephine gern unterhalten ließ, obschon wir es einigermaßen bezweifeln, daß Napoleon seiner Gemahlin ein Stück blaues, mit Blut besprengtes Tuch aus der Uniform des genannten Prinzen zum Geschenk geschickt habe (S. 47). Einige falsch geschriebene Namen und unrichtige Angaben kommen wol auf Rechnung des hohen Alters der Verf.

Der zweiten Schrift gedenken wir hier, weil sie mit der Beschreibung des Schlosses Malmaison, des Lieblingsitzes der Kaiserin Josephine, eine anziehende Menge von Einzelheiten aus ihrem Leben vereinigt hat. Es ist dieselbe das Werk eines französischen Gelehrten Jacquin und unsers wackern Landsmannes Duesberg, der mit Deppring ganz besonders viel zur Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich beigetragen hat und in einem ausgezeichneten Grade, wie nicht leicht ein Ausländer, des französischen mündlichen und schriftlichen Ausdrucks mächtig ist. Beide Gelehrte nun haben sich zu dem nützlichen Unternehmen verbunden, die wichtigsten Punkte und Orter der Umgegend von Paris für die Pariser in ausführlichen und lesbaren Beschreibungen zu schildern und machen jetzt den Anfang mit Rueil und Malmaison, worauf denn zunächst Poissy und St.-Denis folgen werden. Man sieht es der vorliegenden Schrift überall an, mit welcher Gründlichkeit die Verf. zu Werke gegangen sind, wie sie die besondern und allgemeinen Angaben geschickt miteinander vereinigt und durch eine angenehme Schreibart ihren Lesern empfohlen haben. Vierzehn gelungene Stahlstiche sind eine Zierde des Buchs, das vorzugsweise auf landschaftliche Anschauungen gerichtet ist.

Was von Rueil, dem frühern Schlosse des Cardinals Richelieu, seinen prächtigen Parkanlagen und Festen, von dem Proceß des Marschalls Marillac und andern politischen Verhandlungen, deren Schauplatz Rueil gewesen ist, erzählt wird, übergehen wir jetzt als zu unserm Zwecke weniger gehörig. Den Malmaison sagen die Verf. mit Recht, daß der Name an einen der glänzendsten Zeitabschnitte aus der französischen Geschichte erinnere. Malmaison war Bonaparte's Lieblingsaufenthalt in der besten Zeit seines Lebens und aus Malmaison schied er, um in die Verbannung nach St.-Helena zu gehen. „Que de souvenirs", lesen wir auf S. 131, „dans ce petit coin

Digitized by Google

de terre! Que de décrets en sont partis pour aller changer la face des empires! De quelles discussions intéressantes cette salle du conseil n'est-elle pas le témoin! Que de fêtes brillantes dans ce palais et dans ces jardins! que de scènes d'intérieur, de reproches de prodigalité faits à cette bonne Josephine qui ne savait qu'aimer, sentir et non calculer!" Man muß sich in der That wundern, daß noch kein Verfasser von historischen oder Familienromanen daran gedacht hat, Malmaison zum Mittelpunkte eines solchen zu machen, wo eine großartige Wirklichkeit einen ganz andern Hintergrund abgeben würde als in den Paalzow'schen Romanen Godwie-Castle und St.-Roche.

Josephine hatte im J. 1798 Malmaison von der Familie becouteur gekauft, die es in der Versteigerung der adeligen Güter während der Revolution an sich gebracht hatte, und die an sich kleine Besitzung durch bedeutende Landstriche erweitert. Diese sowie die Verschönerungen des großen Parks durch herrliche Bäume, durch die mit ausländischen Gewächsen und Blumen so reich besetzenen Gewächshäuser, durch die Schweizerkühe in den Thälern, die spanischen Schafe auf den Hügeln, die ausgestopften Schwäne auf den Teichen, beschreiben uns die Verf. und schildern das Wohlgefallen Josephine's an diesen unschuldigen Dingen, ferner aus den besten Quellen das große Behagen Napoleon's an diesem ländlichen Aufenthalte und seine Theilnahme an Spielen, Erzählscherzheiten und Aufführungen kleiner Schauspiele (wobei wir die interessanten Einzelheiten im vierten Bande der „Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes" vermißt haben), bis die höher gesteigerte Macht und der Ehrgeiz ihn zum Stlaven einer selbst geschaffenen Etiquette machte. In andern Theilen findet sich die Beschreibung der Bibliothek und Gemäldesammlung Josephine's theils aus gedruckten Werken, theils aus mündlichen Ueberlieferungen, deren die Verf. überhaupt manche mit Glück in ihre Darstellungen aufgenommen haben, wie z. B. die Erzählung einer Streiferei Josephine's im Sommer 1806 durch die Umgegend Malmaisons, wo ihr mancherlei Abenteuer begegnen.

Ueber die Zeiten vor und nach der Scheidung Josephine's von Napoleon finden wir hier nur unbedeutende Nachrichten. Um so ausführlicher ist aber die Schilderung ihrer Erlebnisse im J. 1814 und der Besuche des Kaisers Alexander von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, bei welcher Veranlassung Josephine sich erkältete und am 29. Mai nach sehr kurzer Krankheit ihr Leben endigte. Alle Einzelheiten hierüber sind von so hohem Interesse, daß sie genau verbürgt sind und manche frühere Angaben berichtigen.

Mit Josephine's Tode und mit der Restauration der Bourbons verschwindet der Zauber, den Malmaison auf die frühern Zeitgenossen ausgeübt hat. In der Kirche zu Rueil erinnert ein marmorenes Denkmal an sie und ihre gleichfalls dort begrabene Tochter Hortensia. Vom Schlosse selbst sind zwar einzelne Theile der Parkanlagen, die Napoleon hinzugekauft hatte, wieder veräußert und die Kunstwerke nach München in den Leuchtenberg'schen Palast gebracht, aber die ursprüngliche Besitzung ist geblieben und seit dem J. 1843 das Eigenthum der Königin Marie Christine von Spanien.

Unter den angefügten Beweisstücken befinden sich sorgfältige Genealogien Napoleon's, der Familien Beauharnais, Leuchtenberg und Tascher, Napoleon's Geburts- und Heirathsschein und andere hierher bezügliche Urkunden. Die frühere Geschichte von Rueil ist gleichfalls durch mehre urkundliche Beiträge und Auszüge aus seltenen Werken bereichert worden.

20.

Bibliographie.

Bekker, F., Populaire Darstellung der Naturgeschichte der drei Reiche. Wien, Haas. Kl. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bock, A., Der Tribun. Geschichtliches Taschenbuch für das deutsche Volk. Hanover, Klud. 1849. Kl. 8. 20 Ngr.

Der Wandsbecker Bote. Ein Volksbuch. 1846. Mit vielen Holzschnitten. Herausgegeben von L. Lenz. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Byron's Frauen. Breslau, Kern. Kl. 8. 7½ Ngr.

Ehrenfeuchter, F., Entwickelungsgeschichte der Menschheit besonders in ethischer Beziehung. In Umrissen dargestellt. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 1 Thlr.

Franklins, B., sämmtliche Werke. Nach dessen Ausgabenbeschreibung. Hamburg, Schuberth und Comp. 32. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Duncker. 8. 2 Thlr.

Gevattersmann. Volksschrift für 1846. Mit eingedruckten Holzschnitten. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 8. 3½ Ngr.

Goltmick, E., Feldzüge und Streifereien im Gebiet der Tonkunst. Darmstadt, Jonghaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hammer, J., Stadt- und Landgeschichten. Ihr Band. Altenburg, Pierer. 8. 1 Thlr.

Lochner, G. W. K., Die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 7½ Ngr.

Nationalkalender für das Jahr 1846. (Von Heil'n Lenburg, Belzig, F. A. Wolf, 3. n. Müller, Herbst, Haug, G. Förster, Lucillon, Pestalozzi, Gaus, W. v. Humboldt, F. H. Jacobi, Seume, Delbrück, Zschokke, Weltmann, Hoyer, Görres, Graf Schlabrendorf, Köppen, Fichte. Eingeleitet von J. Mundt. (Als Fortsetzung von Engel's Philosophie für die Welt.) Berlin, Mylius. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Prij, F. X., Geschichte des Landes ob der Enns von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 1stes und 2tes Heft. Linz, Haslinger. 1846. Gr. 8. à 5 Ngr.

Das erste deutsche Sängerfest, gefeiert in Würzburg in den Tagen des 3. und 7. August 1845. Ein Erinnerungs-Album für dessen Theilnehmer von M. R. Würzburg, Bauer und Mocker. Gr. 8. 25 Ngr.

Scharkel, C., Das Leben des Protektionismus. Aus den Quellen des Reformationsgeschichtlers dargestellt. Ihr Band in drei Büchern. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Das wunderbare Schloß. Ein Lehr-Märchen. Chur, Grubenmann. 8. 10 Ngr.

Schmidt, J. A. F., Die Reisen Jesu, oder biblische Zeit- und Schicksale in Verbindung mit der Schilderung des jüdischen Landes und seiner Bewohner in den frühern und spätern Zeiten. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Weimar, Voigt. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Seni, A. F., Album der Liebe. Eine Sammlung auserlesener lyrischer Gedichte von Dichtern der Gegenwart. Berlin, Brunn. Kl. 8. 7½ Ngr.

Stabel, A., Vorträge über den bürgerlichen Proceß. 1stes Heft. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 18½ Ngr.

Sternberg, A. v., Paul. 3ter Band: Paul in der Heimat. Leipzig, Hahn. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, B., Das Kirchenjahr im Hause. 3wei Theile. Heidelberg, Winter. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Thalia. Taschenbuch für das Jahr 1846. 32ter Jahrgang. Herausgegeben von J. N. Vogl. Mit fünf Stahlstichen und einer Musikbeilage. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Walther, Ph. A. F., Systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischer Gesellschaften Deutschlands. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 356. — 22. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

92. Aus den Hallen der ecclesia militans treten wir nun in die Region der poetischen Schrei- und Träuliefer der Zeit, und lauschen zunächst den Klängen, die in dieser Beziehung uns aus dem jetzt so unfreien Bergländer der Tell und Winkelried entgegen rauschen, knarren und schwirren.

Gedichte eines Jung-Schweizers. Basel, Schabelitz. 1845. 8. 10 Ngr.

Diese Gedichte rauschen, knarren und schwirren nicht blos, sondern schreien auch schrillend wie der Kauz aus der Felsspalte oder fröchzen wie der Rabe am Hochgericht, wiehern auch wol (S. 2) wie ein unbändiges Roß und schließen sich den in Nr. 236 d. Bl. bereits besprochenen Buche: „Aus den Liedern eines Schweizers", nur mit noch mehr forcirter Begeisterung an. In den „Drei Ketten" (S. 5) wird eine mit drei Ketten belastete finstere Nachtgestalt citirt, welche die Erklärung gibt:

Sieh' her die (die Kette nämlich) golden glänzet
Um Nacken mir und Brust,
Sie hat zuerst begrenzet
Das freien Daseins Lust.

Ein Fürst hat sie geworfen
Mir über's flotze Haupt,
Seitdem bin ich verworfen,
Die Kraft mir all geraubt.

Von Erz steht du die zweite.
Sie hemmet meinen Arm:
Wol Ring an Ringe reih'te
Der Pfaffen toller Schwarm!

Und eisern ist die dritte,
Sie klirret mir am Fuß,
Sie mahnt bei jedem Tritte,
Daß ich befreit sein muß.

Weißt du, wer sie geschmiedet?
Es ist des Pöbels Wahn.
Der toll und blind gebietet.
Stets weist den grimmen Zahn.

Hier weist er uns auf das dreifache Object, welches sein wildes Lied zum Ziele sich erkoren. In einem „Fehdebrief" (S. 18) drängen sich ihm die Gedanken auf: „Gott ist die Liebe! ich bin nicht Gott, also darf ich hassen und euch gilt mein Haß, von deren edeln Zungen das Wort der Liebe hat so oft geklungen, der Liebe, der ihr wahrlich nicht gedient." Ist das nicht eine Sünde gegen Logik und Ethik? In „Der Ahnen Nachtwache" (S. 31) zieht er gegen die kirchlichen Wirren der jetzigen Schweiz zu Felde und ruft den Ahnen zu:

Wort ihr wol einst beim ersten Bundesschwure,
Der schützen sollte gegen Fürstenmacht,
Zum Trutze diesen, wie der Welschlands Hure,
Die buhlend herrscht in giftig schwüler Nacht?

Ja, Fluch den Schänden eures hehren Baues,
Fluch ihnen, die in Romas Lust gebadet,
Und dreimal Fluch, o Waldmann, Zwingli, schau es,
Euch, die auf fürich laden solche Schuld.

Ha! brauset Stürme durch die giftger'ten Lüfte,
Zerreißt der schwarzen Wolken dumpf (?) Gedräng',
Berzebre', o Blitz, den Hauch der Mordergrüfte,
Zerschmettr're, Donner, Romas kunt' Gepräng!

Dann strahlt die Sonne von den Schwesterbergen
In hellem Glanz hernieder in das Thal;
Wenn einst verschwunden Romas finst're Schergen,
Dann ist getronnen auch der Zeiten Qual.

Bis dahin, Lieder, müßt ihr Stürmen gleichen,
Die fegen scharf das Land vom Pestdunst rein;
Und wenn wir so den jungen Lenz erreichen,
Dann mag der Zephyr euer Harfner sein!

Im Rhein sieht er (S. 38) nicht mehr den freien deutschen, sondern den in Herrenpflicht dahinfließenden, unterjochten Strom, und so ist er in aller Beziehung ein Ultra. Ja es kommt sogar in viet Liedern eine „Scharnische Erotik" zum Vorschein! Aber die durch die piquante Überschrift angeregte Erwartung wird keineswegs befriedigt; das Beste, Glück „Zöpfe" in des Büchleins Anhange ist viel piquanter.

93. Mit einem Feuer, dessen knisternde Flamme sich in gleichmäßiger Höhe erhält und nachhaltige Wärme verbreitet, mit einem nicht gemeinen Talent zu bilden und zu allegoristren, mit einer kampfustigen Begeisterung für die Ereignisse und Zustände der Jetztzeit, die der gute Hausväterverstand mäßigt ohne sie bis zu prosaischer Nüchternheit abzuschwächen, und mit beiweitem mehr Sinn für Poesie als der letztgenannte Jung-Schweizer tritt der Deutsche A. Haupt in „Zäguerreotypen der Zeit"*) auf. Das Buch läßt sich nicht so schlank wegiesen wie viele andere gleichen Inhalts, und man kann es nicht zur Hand nehmen, wenn man sich etwa noch Asche in einer Sophaecke zur Siesta präpariren will; im Gegentheil, es vertreibt die Schläfrigkeit, die mysteriösen Stellen darinnen regen das Denken an, und schon die Neugierde, zu erfahren weß Geistes Kind der Verf. sei, ob er mit seinem Sentiment zur Rechten oder mit seinen kühnen Angriffen auf die Erscheinungen der Zeit zur linken gehöre, setzt den Geist des Lesers in eine Spannung, welcher jegliche Neigung zum Schlafe weichen muß. Wenn er (S. 190) von seinem Liede sagt:

*) Daguerreotypen der Zeit. Dichtungen von A. Haupt, Bamberg. Züberlein. 1845. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Ich hab' dich unverdrossen
Gesucht in Herzensau,
Ich habe dich begossen
Mit falschem Jugendthau.

Ich habe dich begossen
Mit manchen Thräne heiß,
Ey sei doch mild umflossen,
Sie weiß das Kleid dir weiß.

so schrint er in dieser Selbstreension seinem Liede den Charakter der Sentimentalität beizulegen. Aber diesen hat es keineswegs ausschließlich; es verliert sich mehr in die Region des Witzes und allegorisirenden Verstandes, wie sich schon aus der Inhaltsanzeige und den Überschriften der Gedichte ergibt, von denen einige lateinisch, eins gar griechisch ist, und in den Versen selbst haben sich so viele Fremdwörter eingeschlichen, daß die Sprachreiniger darüber gar arg mit dem Kopfe schütteln werden. „Dauerreeotypen der Zeit" nennt er seine Gedichte, unbezweifelt um anzudeuten, daß die Natur selbst sie mit größter Treue gemalt habe. Es ist jedoch eine bekannte Erfahrung, daß nicht alle Lichtbilder gerathen und die Physiognomie mancher Personen sich beim kleinsten zu viel oder zu wenig des Sonnenlichts auf der Jodplatte verzerren und verunstalten. Nun sind die Gedichten nicht eben verzerrt und verunstaltet; aber sie suchen zu viele Künste, gefallen sich in gezwungenen Deuteleien, machen allegorische Capriolen und tragen in die Sprache des Herzens, die sie doch reden wollen, so viel Witzelei und Phrasenprunk, daß man davon unangenehm berührt wird und daß man bei der Dunkelheit einzelner Stellen und dem schweren Verständniß ganzer Nummern all seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken zusammennehmen muß, um unter dem Bilde den Gedanken und unter der ungewöhnlichen Redeweise den Geist zu erkennen. Man lese in dieser Beziehung „Viola tricolor" (S. 21); „Iris" (S. 21); „Verschieden angestellt" (S. 26), welches mit der witzigen Zweideutigkeit schließt:

Ihr liebt an Höhen die Bewegung,
Ihr liebt Bewegung in der Welt,
Folgt ungeniert dem dieser Regung,
Da ihr als Hofrad angestellt.

Ferner „Anatomischer Hebel" (S. 30); „Siderische und tellurische Bahnen" (S. 110); „Romantische Pädagogik" (S. 122); in „Toc toc toc ere" (S. 140), „Doppelte Ansicht" (S. 149) und „Falscher Wechsel" (S. 153) erhebt er sich in seinen metaphysischen Träumen, Deuteln und Bildern zu solcher Höhe, daß das Auge ihm nicht mehr folgen kann. So etwas stört den Genuß, den man sonst hier reichlich findet, z. B. in „Miserere" (S. 173), oder in den häufig die zum Sarkasmus sich steigernden Ironien, die sich durch viele Nummern ergötzlich hindurchziehen und die in „Architektenversuche" (S. 176) gar glänzend hervortreten. Als Muster für das sentimentale Moment in diesen Gedichten weisen wir auf „Ansprache" (S. 20) hin, können es aber nicht mittheilen; als Prototypus der Originalsprache und des witzigen, humoristischen und allegorischen Moments theilen wir mit „Nervus vagus" (S. 69):

Aus dem Gehirne, des Körpers Boden,
Steigt ein Nerve die Treppe hinab.
Steiget hernieder zum lockeren Knoten
Mirror Gedärme im Kellergrab.

Doch sie darfend, kein eigen Gelüstchen,
Trippelt er getreend, nie hält er Stand,
Darum bekommt er ein läppisches Mäulchen:
Nervus zwar, vagus doch zubenannt.

Also auch ihr, zwar seid ihr Nerven,
Setzet die Muskeln des Staats in Schwung,
Leitet die Hand zum Schlachtschwert schärfen,
Hebt die Völker zum lustigen Sprung!

Aber doch immer nur Nervus vagus.
Sucht man euch irgend, gleich seid ihr fort,
Wie der Pirate im Aethersiegurd,
Kapert ihr hier und kapert ihr dort.

Sieht man von fern euch das Licht umkreisen,
Bringt ihr ihm jubelnd den Morgengruß.
Gleich wollt' welcher ihr fürbaß reisen,
Bringen der, Freiheit den Liebeskuß.

Deucht mit kattenumzogener Stirne
Teetet ihr eilernd ins einsame Zelt.
Drin der Köhler mit seiner Dirne,
Glauben genannt, sein Schlöfchen hält.

Dann noch geschwind zur großen Parade.
Hastet noch über Pfaffen Revue,
Bringt dann dem Fürsten als Serenade
Laut Chorivarischer Symphonie

Wo man euch suchet, da seid ihr gewesen.
Setzet im Himmel. Ihr kommt schon daher.
Und aus der Hölle mit feurigem Besen
Fingt ihr sodann ins endlose Meer.

Nur im Fegfeuer könnt ihr nicht tummeln.
Da es schon lange in sein gelegt.
Drum müßt ihr dort auf Gebeten hoffen,
Der euch den Steig mit Feuer fegt.

Wir glauben in dieser Probe die guten und schlechten Eigenschaften der Haupt'schen Zeitpoesie dem Leser vor Augen gelegt zu haben. Andere haben aber noch dunklere Anspielungen und Bilder; von manchen Bildern läßt sich das französische „Il l'a attrapé bien" wol sagen; sie sind sprechend ähnlich. Der Dichter zieht die Sturmglocke oder predigt Aufruhr und Mord; er will nur die Ehre des Volks und es gegen jegliche Unbill schützen:

Ich will nicht Mord, ich will nur Ritterehre,
Ich bin kein Wegelagerer am Zoorn.
Und wenn blos Schwänd' klirret meine Wehre.
Ihr könnt als Männer mich nicht schelten traun.

Daß er offen sei und es redlich meine, kündet er in den Worten:

Ich sechte ehrlich, blank sind meine Waffen,
Und keine Scharte trägt des Flamberg Zahn.

Wie Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, leitet er in die Schranken der Zeitpoesie:

Zuerst den Gruß, ich senke meine Lanze.
Dann ringt im Kreis gelenkt des Rosses Schritt.
Hell strahlt's ermuthigend im Sonnenglanze
Von meinem Schild dread: „Je farète mich mit."

Alle Ehrenhaftigkeit, Furchtlosigkeit und Offenheit der Gesinnung vereint sich hier mit geistiger Begabung für Zeitpoesie. Sonette mit ernstrischen, sprudelnden Gedanken, kunstreichen Reimen, auftretend im Harnisch des Witzes und gewiegelt an den Beinen mit den Schienen der Ironie, setzen dem Gegner einen großartig gemeißelten und im Rococogeschmack hier und da verzierten Schildstein. Das fünfte Sonett, welches sich über die Richtung, welche die neuere und neueste Dichtkunst nehmen soll, sich voll innerer Wahrheit ausspricht, lautet:

Jetzt Lyrik! jetzt die ins're Welt befangen.
In tausend Bildern ein'ge Seele spiegeln.
Natur zu reflectiren auf den Höhen,
Dieweilen unten Schlachtgewaltnen klingen?

Wo ist der Barde, der sein Herz kann zwingen,
Mit Freudenküssen ihm den Mund belegeln.
Und ihm sein einzig Fenster noch verriegeln,
Dieweilen draußen seine Brüder ringen?

Ist jetzt die Zeit zu Elfenbeinküssen tünschen
Im Kerzenlicht, und draußen Völkernacht?
Es war als Knab' mir Lust, dem Sturm zu lauschen,

Digitized by Google

Hört an der großen Glock', wenn sie erwacht:
Ich hebe grün, wo Wasser donnernd rauschen,
Und Wasser rauscht und blecke lispelt mit Macht.

Das folgende sechste Sonett, ein Recept, geschrieben für einen Dichter der Neuzeit von unserm lieben Herrgott selbst, ist noch viel piquanter:

„O lieber Herrgott! laß mich Dichter werden!"
Wie, was, du Mensch, du kommst zu mir und bettelst?
Ich glaube, Bursche, gar, ich glaub', du spottest.
Was hab' ich mehr zu schaffen auf der Erden?

Probiren will ich's, doch es hat Gefahren
Für dich, wenn du nicht recht die Pulver zetterst.
Die du mit Kasser Weihrauch gelt verehrst.
Die Pulver, merk' sie: drei Gran Volksbeschwerden,

Die rauf fünf Centner Freiheit, zehn Pfund Lichter,
Und Unbescheidenheit genug zur Süttigung.
Dann Hohn auf mich, sechs Pfund, filtrirt im Irichter.

Je säurer, desto mehr die Einigung.
Zehn Centner Kattensilben. — Will ein Dichter,
So du es spenst, so wahr! — Da ist der Sprung.

Einen etwas boshaften, aber höchst ergötzlichen Witz athmet das fünfsilbige Sonett, wo er dem Heinrich Heine einen tüchtigen Jagdhieb mit der Peitsche der Satire gibt. Schade, daß wir es nicht herseten können! Dagegen können wir uns nicht versagen, zum Schlusse das siebzehnte Sonett, welches des Verf. Manier treffich bekundet und zugleich unsere eigene Ansicht ausspricht, abdrucken zu lassen:

„Wo bleibt die Zartheit, wo das Adelsbewußtsein,
Der weiche Schmelz, der holde Maienduft,
Am Fels und Hain, aus jenen Echo ruft.
Und neu uns fällt mit adnungsreichem Scheine?

Wo bleibt der Anstand, dieses seltne Heten,
Wo Handschuh, Frackrock, sauber abgeputzt.
Wo Lispellaut aus tiefer Herzensgruft.
Wo ist der Liebe traut'nes Wonnebeben?

Romantik, ach!" — Wer fragt? ihr, ihr? — Wahrhaftig:
Ihr möglich, ihr, ihr sprecht? wie? ihr? ihr? ihr schlecht?
Est wollt ein Lied ihr, so recht eigenschaftig.

Germanisch ausdrucksvoll auch Thor's Geschlecht.
Und wenn's in Pluderhosen überstaftig
Eindertritt — nun, ich weiß, ist's doch nicht recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Tour durch Belgien im Jahre 1844. Aus dem Tagebuche des Grafen A. v. Gurowski. Heidelberg, Groos. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die politischen und socialen Ansichten des Grafen Adam von Gurowski haben unter Gegner wie ihre Anhänger sein Schicksal erwecte eine allseitige Theilnahme. Dieses Buch gehört in die Zahl der anregenden Schriften, Vieles darin reizt zur Debatte und fodert auf zu tieferm Eindringen in den Gegenstand; Vieles in dem Buch ist scharfsinnig begründet, kann aber doch wiederlegt werden. Die Tour durch Belgien ist eigentlich nur die Schnur, an die der Verf. seine Betrachtungen reiht, und das geschieht recht geschickt und natürlich.

Eine Materie, auf die Gurowski mehrmals zurückkommt, ist die Armuth der niedern Volksklassen. Der Bewohner der Ardennen, der Bauer in Polen, die böhmischen und schlesischen Weber, die sächsischen, hessischen, westfälischen und rheinländischen Taglöhner haben nur ein Ziel: für den Winter Brennholz und Kartoffeln, nicht einmal das alltägliche Kornbrot, das Gott der Vater allen Menschen verheißen hat, haben sie. Diese Gedanken kehren wieder an allen den Stellen, wo der Verf. über Adel, Mittelalter und moderne Zeit spricht. Er bezeichnet das Mittelalter mit seinem Ritterthum, mit seiner blühenden Kunst als die kräftige Zeit selbstständiger Individualität. Jetzt leben wir in der Zeit des kleinlichen, schreienden, egoistischen Individualismus. Überall wird gejagt, man sei jetzt positiv und ohne Illusionen; freilich, sagt Gurowski, sei dem so, denn Illusion ist der Glaube an das Schöne, Erhabene, Edle außer uns und Andern. Die alten Ritter verbanden sich zu Orden, damit Einer dem Andern beistehe in Tod und Leben; die Bürger verbanden sich zu Brüderschaften und Zünften; das Anagramm der jetzigen Associationen ist, eigene Schwachheit hinter der Zahl Anderer zu verstecken, sich derselben zum Steigbügel zu bedienen, endlich sich gegenseitig zu überlisten. Heutzutage vereinigen sich die Reichen, um die Armuth des Volks besser ausbeuten zu können; Furcht und Eigennutz sind die einzigen Bande, welche Fürsten untereinander und mit ihrer Umgebung verbinden. Aber die Armen legen auch ihre Armuth, ihr Elend, ihre Leiden zusammen, und die Masse der Hülflosen ist schon so groß geworden, daß man unter Jammer und Elend ganz Europa durchwandern kann. Alle ökonomischen und philanthropischen Theorien haben, noch keine hinreichende Lösung gegeben.

In ähnlicher kräftigen, energischen, freimüthigen Sprache redet der Verf. über den europäischen Adel. Der Adel hat seinen Vorrang verloren und nicht durch steople-chase, nicht durch Löwenthum wird er ihn wiedergewinnen, obwol der größte Theil des europäischen Adels seine Superiorität nur in solchen Niedrigkeiten zeigt. Vielmehr wäre es an der Zeit, sich auszeichnende Bildung zu erwerben und durch große Ideen und schaffende Thätigkeit sich auszuzeichnen, um der Tradition des Vorrangs treu zu bleiben; auf solche Weise könnte der Adel einer kalten Maschinen- und Phrasenwelt einige Wärme einhauchen, auf Thaten sollte er sich stützen zum Wohl der Menschheit, wie die wahre Ritterehre es gebot. Statt dessen hat der Adel das Zerstörungswerk der Zeit befördert, indem er in der sumpfigen Flut des Materialismus Kraft und Ehre verschwendet. Der Adel sollte dem jetzt herrschenden Beestande des Eigennutzes, der nicht aus dem Adel hervorging und dessen Kind der Pauperismus ist, mit hoher Bildung entgegentreten und denselben durch Aufopferung für das Wohl des Volks verdrängen. Kann der Adel diese Aufgabe nicht mehr erfüllen, so ist er moralisch entkräftet und dem Untergange geweiht. Ganz recht hat Gurowski, wenn er sagt, die Bourgeoisie, die Philister machen auch die Menschheit nicht aus und vertreten sie nicht; die Bourgeoisie ist weibisch nach oben, steif, herrisch, gehässig nach unten. Gurowski meint, das Königthum habe den Adel untergraben dadurch, daß es den neuen Adel schuf; der neugeschaffene Adel, sagt er, verhält sich zu dem alten wie die alten zu den neuen Wappenschilden; die alten waren mit Blut und Waffen gezeichnet, die neuen werden mit dem Olpinsel an den Kutschenschlag gemalt. Der größte Druck für ein Land ist nicht der reiche Adel, der Adel hat nie mehr als fünf Procent aus seinem Eigenthum gezogen, jetzt oft kaum drei; die reichen Fabrikherren gewinnen mit ihrem Capital 15—20 Procent, und wenn der Fabrikant nicht mehr arbeiten läßt, sind alle Arbeiter Bettler, der Landeigenthümer aber muß seinen Boden immer bebauen lassen. Die Fabrikindustrie ruinirt das Volk, der größte Theil der Erfindungen und Entdeckungen dient doch nicht der Menschheit, sondern nur dem Handels-, Speculations- und Schachergeiste.

Der Aufenthalt in Belgien führt unsern Verf. auch auf den König Leopold und auf das constitutionnelle Königthum. Gurowski scheint doch auch etwas von der Ansicht zu haben, die man dem Kaiser Nikolaus in den Mund legt, nämlich, man könne nicht mit Ehren ein constitutionneller König sein. Weil König Leopold sich ganz zurückzieht vom Staatsleben und den Ministern Alles überläßt, so verliere das constitutionnelle Königthum den einzigen Grund, der sein Dasein rechtfertigt, seinen Beruf, das Wohl Aller zu bewahren und zu befördern; erfüllt es diese Aufgabe nicht, so sinkt es, wie Gurowski sagt, zur Partei hinab.

Digitized by Google

Über Rußland, den Kaiser Nikolaus und über Polen redet Gurowski ausführlich von S. 140—191 und sonst noch. Er sucht mit viel Wortaufwand zu beweisen, daß das Verbot des Reisens ins Ausland keineswegs eine politische, sondern eine rein fiscalische Maßregel sei; Rußland müsse das Reisen beschränken, damit die besten Beamten im Lande bleiben und dem Staate unausgesetzt dienen. Der Staat, sagt er, ist befugt, die ihm nothigen Individualkräften zu Hofherdienen und die Verschleuderung des Reichthums in dem dolce far niente des Reisens zu verhindern. Manche Russen spielten im Auslande die Literaten und verbreiteten falsche Ansichten über Rußland, die seien im Vaterlande gewöhnlich die servilsten; so viel wie Nikolaus habe noch kein Kaiser für Rußland gethan durch ausschließlich persönliche Anordnungen. Wie ungültig Gurowski selbst über die polnische Revolution urtheilt, wird den meisten unserer Leser bekannt sein. Höchst ungerecht ist er gegen den General Skrzynecki: insam, kann man sagen, sind seine Äußerungen über ihn, zum Exempel, daß er durch die Revolution von 1830 seine Lage bedeutend verbessert habe, während er vor 1830 als Commandeur eines Infanterieregiments im glücklichsten Fall nur so viel Vermögen hätte erwerben können, als sich an der Versorgung der Soldaten absehen ließe. Etwas weniger infam spricht er über Mickiewicz, weil derselbe behauptet hat, die Verbannung nach Sibirien sei eine weitere Fortsetzung der Besserungsmittel, welche die Verfassung für die Slaven des polnischen Zweiges erfroren; Mickiewicz selbst wisse sehr gut sich von dem Kampfplatze fern zu halten.

Diese Partie ist die partis honteuse des Buchs; hier verläßt den Verf. sein Scharfsinn, er forcirt Unparteilichkeit, er verliert so sehr das Gleichgewicht, daß er sich dessen rühmt, Bestechungen hätten auf sein Urtheil nie eingewirkt.

Gegen das Ende des Buchs urtheilt er wieder weniger partheiisch über den Doklad: so nennt man nämlich den Bericht, welchen jeder Minister dem Kaiser über sein Departement abstattet. Da nun gewöhnlich Alles von der Art abhängt, wie ein Gegenstand vorgetragen wird und der Kaiser dem Minister doch trauen muß, so hängt Alles von der Willkür des Ministers ab, und Jeder im Reiche weiß es nur zu gut, welche furchtbare, unerbittliche Despotie einige in ihren Departements ausüben; ihre Allgewalt überflügelt den kaiserlichen Willen: Jeder weiß es, wie dieser Wille durch den Doklad vernichtet wird. Mittels des Doklad, sagt Gurowski, werden die edelmüthigen Regungen des kaiserlichen Gemüths gedämpft. Um Missverständnissen vorzubeugen, deutet unser Verf. das Männer wie Fürst Paskewitsch, Graf Orlow, Graf Perowski nur Gutes durch den Doklad bewirken oder zu bewirken streben. Wie gesagt, der Inhalt des Buchs reizt zur Debatte, und das ist ein Hauptverdienst desselben. 25.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Poetische Extravaganzen.

Der Ausdruck „Ilias post Homerum“ ist sprüchwörtlich geworden, um jeden allzu verwegenen Dichter von dem gezogten Versuche abzuschrecken, einen Vergleich mit dem göttlichen Sänger der „Iliade“ herauszufordern. Jetzt tritt ein Dichter vor uns, der in der Vorrede zu einem epischen Gedichte in zehn Gesängen mit naiver Selbstgefälligkeit sagt: „Nachdem ich dem Publicum meine «Iliade» übergeben habe, bietet ich hier meine «Odyssee».“ Imar sagte auch Platen, als er von einem Ungenannten aufgefordert wurde, er solle heimkehren in sein Vaterland: „Daß mich noch länger im Süden schweifen, um «Odysseen» zu erfinden, kennen bald die «Iliaden» in voller Waffenrüstung folgen sollen.“ Aber in diesen Worten werden wir doch wenigstens auf Meisterwerke, welche erst noch kommen sollen, vertröstet, während J. F. E. Maigeny de Laurèal — dies ist der Dichter, der uns jetzt seine „Odyssee“ bietet — auf die Vergangenheit und Gegenwart mit selbstzufriedenem Stolze blickt. Dieses Kunstwerk, mit dem — wie der Verf. gewiß keinen Anstand nimmt zu behaupten — eine neue Dichterära datirt, führt den sonderbaren Titel „La poésie Henriade“. Es handelt sich hier um die Jugendgeschichte Heinrich's IV. Bergeblich sucht man nach einem Mittelpunkte des epischen Interesse oder auch nur nach der gewöhnlichen Handlung, wie sie die einfachste Anlage eines Gedichts erfordert. Ebenso wenig würde man sich in dieser „Henriade“, welche der Dichter dem Publicum als seine „Iliade“ ankündigt, als verschiedene Mann! — nach einem poetischen Motiv oder auch nur nach irgend einem dichterischen Anflug umsehen. Für die vollkommenste Leere, welche im ganzen Gedichte herrscht, wird man durch eine steife, langathmige Versification, welche im wohlgeschulten Schritte der hyperclassischen Schule einhergeht, nur mittelmäßig entschädigt. Die einzige Steuerung, welche dieser nachgebetene Homer sich erlaubt, ist die, daß er seine Alexandriner mit zehnsylbigen Versen abwechseln läßt. Wahrscheinlich wird diesem neuen Epos eben keine größere Beachtung zu Theil werden als der „Héraclésade, ou Herculanum enseveli sous la lave du Vésuve“ desselben Dichters. Dies letztere ist das Kunstwerk, welches Maigeny seine „Iliade“ nennt und von dem er selbst sagt: „Als ist dies ein flammender Stern, welcher, vom Himmel, an dem die Sonne Homer's mit ihren Satelliten rollt, losgerissen, wie ein Komet durch die Dampfatmosphäre des industriellen und romantischen Frankreichs hindurchgefahren ist.“

Alphonse Karr.

Der Herausgeber der vielgelesenen „Guêpes“, Alphonse Karr, ist ein Schriftsteller von Talent, ein Geist von großer Schärfe der Beobachtung. Oft gelingt es ihm mit einem Schlagworte, mit einer kühnen Wendung einen ganzen Gedanken zu gestalten oder die Aussicht auf piquante Betrachtungen zu eröffnen. Leider zersplittert auch er wie fast alle Feuilletonisten seine Gaben auf eine unverzeihliche Weise. Statt seine Kräfte auf die Production nachhaltiger Schöpfungen zu vereinigen, wuchert er lieber mit seinem Pfunde um des materiellen Gewinns willen. Dies mag einträglich sein an klingendem Gelde, aber an Ruhm und Ehre wird er darum desto weniger erwerben. Die leidige Vielschreiberei, welche das Feuilletonistenwesen nothwendig mit sich führt, bringt die Schriftsteller mit unwiderstehlicher Gewalt dahin, daß sie sich gewöhnen, ihre Ideen ohne Auswahl, wie sie sich ihnen bieten, gute oder schlechte, schlagende oder hinkende, zu Papier zu bringen, und daß sie sich nöthigenfalls auch mit blogen Worten statt der Gedanken behelfen lernen. Ein solcher Feuilletonist meinte einmal, er mache keine Unterscheidungszeichen in seinen Manuscripten; das koste ihm zu viel Zeit, die sich besser auswärtigen lasse. Dies ist charakteristisch für viele Schriftsteller, obgleich mehre derselben erst gerade recht viele Unterscheidungszeichen, besonders Gedankenstriche machen, weil sie dadurch die Zeilen desto besser ausfüllen. Diese Hast der Production, die immer mehr um sich greift, je mehr die Literatur den Speculanten in die Hände fällt, verführte auch Karr zu einer tadelnswerthen Leichtfertigkeit und zu einem Haschen nach leeren, nichtssagenden Worten. Dies zeigt sich auch in seiner neuesten Schrift, welche „Voyage autour de mon jardin“ (2 Bde.) betitelt ist. Wir erhalten in derselben eine sonderbare Composition. Die Schriftsteller geht in seinem Garten umher und der Anblick seiner Blumen sowie das ganze Treiben der Natur zaubert vor seine Augen liebliche Gestalten, lachende Bilder und ruft ihm Anekdoten ins Gedächtniß, welche er zum Theil mit vieler Anmuth wiedererzählt. Diese Anlage ist im Ganzen nicht unglücklich, aber der Verf. hatte sie nicht zu langen Abschweifungen benutzen und sie nicht zu sehr in die Länge spinnen sollen. Dadurch wird sein Werk schleppend, gekünstelt und langweilig. Die einzelnen wirklichen Gedanken, welche er seiner Darstellung einverwebt hat, entschädigen nicht für die unerträglichen Längen, durch welche man sich hindurcharbeiten muß. Karr hat in seinem Garten unendlich viel Unkraut, das sich sehr breit macht, und nur wenige duftende Blumen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 357. — 23. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

94. **Knospenlese von F. Wiederkehr.** Zürich, Meyer und Zeller. 1845. 12. 14 Ngr.

Dieser Schweizer behandelt das große Thema der Zeit nur nebenbei; er neigt sich mehr einer elegischen Gefühlsweise zu, in welche er viel Zuckerwasser gießt, und nur selten einen energischen Gedanken mit einquirlt. Zu letztern rechnen wir einen Refrain aus dem Liede „Gangbare Münzen", welcher bei jeder Strophe lautet: Meine ganze Baarschaft sind Gedanken und mein Reichthum ist der Muth. Zu bemerken ist jedoch, daß er seiner politisch-religiösen Farbe nach auf der Seite heftetischer Ultramontanen zu stehen scheint. So lesen wir, Anderes zu geschweigen, unter der Überschrift Culturschrei (S. 80):

Wißt ihr, warum sie Ja brüllen.
Und sich in Löwenhäute hüllen?
Man führete weiblich sie zur Schwemme
Dort am Orient und an der Emme.

Die epigrammatischen Deutschmichelsteenen sind matt. Schade, daß der Mann nicht ganz richtig schreibt und sich nicht scheut, rhythmische Härten und kakophonische Reime stehen zu lassen.

95. **Gedichte von Friedrich Otte.** Basel, Schweighauser. 1845. 8. 20½ Ngr.

Hier singt ein patriotischer Elsasser sein Heimatland an. Unerachtet ihn Sehnsucht nach den Alpen und deren wildbewegten Söhnen zieht, und sein innerstes Leben durch die thatenschwangere Zeit angehaucht und angeregt wird, so ist er doch dem Freiheitsschwindel so entfremdet, daß sich sein wohlklingendes und gegliedertes Lied immer in der lyrischen Sphäre der Subjectivität hält. Wir glauben nicht, daß der eitrigste Mauthbramme im Dienste deutscher Kritik unter diesen Liedern Contrebande auffspüren wird, denn sie sind alle gestempelt mit dem Siegel eines klaren Geistes, einer ruhigen Empfindung und einer reinen edeln Sprache; so plastisch und glanzreich jedoch, daß wir es hier als Muster und Vorbild hinstellen können, tritt kein Lied hervor.

96. Da fällt uns unter den Liedersammlungen, welche für Freiheit schwärmen und von Emancipationsworten strotzen, ein schwächlich-dünnes Heftchen in die Hand, mit dem wir wähnten bald fertig werden zu können; aber es enthält Dinge, die man unter solchem Titelschilde nicht sucht, und welche die Schere der Censur nicht nur beschneiden, sondern auch zerschneiden sollte. Der Titel lautet:

Madonna und Magdalena. Zwei Liebesdithyramben von R. Gottschall. Berlin, Krause. 1845. 8. 10 Ngr.

Frank und frei will die junge Gegenwart sein; abstreifen als drückende Fesseln will sie die Gesetze bürgerlicher Ordnung und religiös-kirchlicher Institution; emancipiren will sie sich aus dem Joch moralischer Principien. Letzteres will sie im vorliegenden Buche. Es ist nämlich hier von nichts Anderm die Rede als von der — Emancipation des Fleisches. Die Dithyramben wollen die sinnliche Liebe aus dem Netze veralteter Vorurtheile ziehen, wollen der Zucht und dem keuschen Erröthen den Garaus machen, und die thierische Begierde (hier wird sie menschlich genannt) autorisiren, sich ungehirnt dem Zuge der Brunst hinzugeben. Solche Doctrin hat an und für sich etwas Unheilvolles, Ekelerregendes, Giftiges und alle Menschenwürde Vernichtendes, mag sie in gebundener Rede oder im Katheder vorgetragen werden; hier aber bekommt sie auch den Charakter schaudererregender Blasphemie. Der erotische Emancipations-Evangelist, der schon in der Wahl des Pseudonyms Gottschall eine ironische Blasphemie auszusprudeln scheint, sieht nämlich in der Madonna oder der heiligen Jungfrau, die den Gott geboren, nichts mehr oder weniger als die Repräsentantin und Verkünderin der Idee, daß nur die freie (d. h. hier die frechе) Liebe die Welt erlösen und befreien könne. Der Occident mit seinen beschränkenden Ansichten und Satzungen ist nicht das Gebiet, wo die Liebe ihr Haupt zum Himmel heben kann; im Orient dagegen, wo man sie nicht am Spalier zieht, ist ihr Heimatland, und da möchte er auch heimisch sein und frei genießen. Es hat zwar die Madonna der Liebe endloses Leid geheißt, aber dagen will die Jetztwelt nichts sehen und fühlen, und es fehlt ihr die rettende Göttin. Weiter sollen die Dithyramben den Wahn verscheuchen, der Alle umspannt hält, soll die Freiheit zerschlagen und den freien Söhnen und Töchtern das Joch der Knechtschaft vom Nacken heben. Er beschwört die durch jenen Wahn gebrochenen zahllosen Heeren aus ihrer Gruft, den Wahnsinn der Erde in einem tausendstimmigen Schmerzenschor anzuklagen, so lange, bis sich die Liebe emancipirt haben werde. Er blasphemirt weiter, indem er seines Herzens heiligster Madonna die Frage vorlegt: ob die Begierde, ihren süßen Leib in Liebe zu umfangen, Ketzerei sei; als der heilige Geist herniedergestiegen sei, um der Jungfrau Glorienglanz zu umfangen, da habe die Liebe frei jauchzen können; aber die kalte, arme, traurige Gegenwart könne das nicht fassen, sie könne von Moral schön reden, aber fasle dennoch die Sitte, d. h. die Sittlichkeit, walten, wenn auch die Herzen darüber brächen. Aber so soll, so kann es nicht bleiben; die Liebe muß, die Fesseln sprengend, die Welt endlich erlösen. Die Schande, die der Sünde folgt, nennt er ein Schreckgespenst, dem man nicht mehr der Entsagung Thräne zu weihen brauche, und er verschert, die neuen heiligen Madonnen nicht scheu spröde Nonnen, sondern die fröhlichen Weltkinder. Dieser Gedanke führt ihn dann von der Madonna zur Magdalena über, jener evangelischen Büßerin, die mit Thränen der Reue den Schmutz der Sünden hinweggewaschen habe. Die Magdalena der Gegenwart aber soll ohne Scham, ohne Reue, ohne Selbstverachtung frei lieben und fort lieben; denn der echte heilige Geist der Liebe werde auch die die Sünde erlassen. Was Liebe von Liebe erfleht, ist ihm Andacht und Gebet.

Digitized by Google

Vor der freien Dirne sinkt er anbetend nieder; das holde Kämmerlein der Unzucht ist ihm ein Heiligthum. Wir haben noch keinen Vers aus dem Liebes-Evangelio zur Probe mitgetheilt; hier bei dieser empfindlichen Stelle möge es uns gestattet sein.

Da heißt es:

Die lichten Augen sind die Altarkerzen,
Hell lodernd in dem Tempel unsrer Herzen.
Aus seinen Tiefen taucht mit mächt'gem Schwung
Die Hymne heiliger Begeisterung.

In der Gefühle Weihrauchwolken schwanken
Und schaukeln sich die träumenden Gedanken.
Die Freiheit hebt, in flatterndem Talar,
Ein Hoherpriester, an dem Hochaltar.

Du Geist der Liebe und zu Gott des Lebens!
Wie sieh'n zu dir, und sehen nicht vergebens!
Bei dir ist Macht, bei dir ist Seligkeit;
Der Gott des Todes sei dem Tod geweiht.

Aus ist sein Reich, das Reich der blassen Schatten.
Das Leben will sich mit dem Leben gatten.
Die Liebe ist der neue Gottessohn,
Ihr Schmerz die neue heil'ge Passion.

Zuletzt gibt der Emancipations-Evangelist sich selbst und seinem holden Kinde die Absolution, und vor der Scham und Zucht den letzten Halt und Stab zu entreißen, warnt er vor dem tugendlichen Schwärmen in Mond- und Sternennächten und vor der kranken Heuchelei. Damit läßt er seine saubere Madonna und Magdalena abtreten. In Deutschlands früherer Literaturperiode tauchten auch weit hin und wieder Greceurs sche Equivoquen oder Heine'sche Muthwill auf; Wieland ließ die Lüsternität aus dem Grazienschleier materielle Blicke hervorschießen; in einigen Liedern Goethe's sind Züge sinnlicher Genußsucht, und Heine, um auch einen Dichter der Neuzeit zu nennen, hat viele seiner Lieder in den Schmutz liederlicher Bilder und Gedanken eingetaucht; aber so nackt und bar aller Scham, so giftreich und seelenverderbend wie dieser Gottschall trat noch Keiner auf! Der Erbschleicher setzt er vaburch die Krone auf, daß er diesen Sünden-Evangelium einer Mes. Asten, also einer Dame, bedeiert. Gehöre diese nicht zu den durch ihn bereits emancipirten Frauen, dann muß sie mit schamerglühten Wangen gegen die zweideutige Huldigung protestiren und den Dedicator in das erste beste berlinische Bordell weisen, auf daß er dort Eine finde, die er anbeten und der er sein Büchlein dedeiren könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

Die Schonung und Achtung, mit welcher sich seit mehren Menschenaltern die verschiedenen christlichen Religionsparteien behandelten, war eine Frucht der wissenschaftlichen Bildung. Wenn auch in den ungebildeten Volksclassen noch genug glühende Funken des Hasses unter der Asche glimmten, so fehlte es doch an Scheiben, welche die Funken zur Flamme auffblieben, es fehlte den Parteien der Verachtung und des Hasses an Führern, die sie aus sich selbst nicht hervorzubringen vermochten. Diese Zeit des Friedens scheint vorüber zu sein, und die Ursache ist, daß die Gebildeten die Bildung selbst als etwas Gefährliches zu betrachten angefangen haben. Man mißgönnt auf einmal diese Bildung, welche zur confessionellen Duldsamkeit führt, der Masse des Volks, nachdem man sich so lange Mühe gegeben hat, sie zu verbreiten, weil man mit Entsetzen wahrzunehmen meint, daß diese Bildung von der Volksmasse zu revolutionnairen Ansprüchen, zum Umsturz aller bestehenden sittlich geordneten Verhältnisse benutzt werde. Die Folge ist, daß die Gebildetsten selbst zum Theil die Bildung verleugnen, beim Fanatismus Hülfe suchen, alle Funken des alten Hasses aufstören und anfachen und sich zu Führern jener Parteien aufwerfen, welche schon einmal im blutigen Kampfe gegeneinander standen, und schon einmal bewiesen haben, daß sie gar wohl im Stande sind, den Bildungsgang der Menschheit auf lange Zeit aufzuhalten. Unter den verschiedenen confessionnellen Parteien hat die protestantische den schwierigsten Stand, weil ihr Princip es ihr unmöglich macht, sich derjenigen Waffen zu bedienen, mit welchen ihre Feinde gegen sie streiten. Sie ist die einzige, welche die Unduldsamkeit, den Haß und die Verachtung nicht gegen ihre Gegner gebrauchen darf; sie ist die einzige, welche die Bildung nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Und auch in ihrem eigenen Innern darf sie der Unduldsamkeit und dem Hasse nicht Raum geben, ohne sich selbst zu verlieren. Darum erscheint sie nicht wie die Haufen ihrer Gegner als eine compacte Masse, sondern als eine in sich selbst in unendliche Parteien zerfallene Partei, welche nur durch ein Princip zusammengehalten wird, dem sie ihren Ursprung verdankt. Ob gewaltige Haufen geistiger Sklaven, welche keinen Willen haben als den ihrer Führer, eine stärkere Macht haben als ein kleines Häuflein geistig Freier, das wird der Erfolg lehren. Unsere Gegner verspotten uns ob unserer Uneinigkeit, denn für unsere Einigkeit haben sie keinen Sinn, denn sie begreifen nicht, daß, um so uneinig zu sein wie wir sind, man über die Hauptsache einig sein müsse, einig nicht im blinden Gehorsam, sondern in freier lebendiger Übereignung. Zu einer Zeit, wo mit unerhörter Keckheit die Gegner des Protestantismus von allen Seiten an dessen Vernichtung arbeiten, ist es fast nothwendig, daß dieser auch äußerlich bekunde, daß es ihm nicht an innerer Einheit gebricht, welche ihn, wenn die Stunde des Kampfes gekommen ist, wie Einen Mann seinen Feinden entgegenstellen wird. Öffentkundig sind die Angriffe der Römischen, daß aber auch der verrostete griechische Katholicismus sich aufgemacht hat, nicht nur wider das Römerthum, sondern auch wider den Protestantismus, daß er es nicht verschmäht, unwissende Bauern von dem Glauben ihrer Väter zu sich herüberzuziehen, daß er mit Feuer und Schwert Diejenigen verfolgt, welche es wagen, diese Unwissenden über den Unterschied zwischen Protestantismus und Graecismus aufzuklären, das haben uns dieser Tage die Zeitungen erzählt. Unter diesen Umständen dürfen die Protestanten aller Parteien, Mystiker und Rationalisten, Altgläubige und Neugläubige, Bekenner des Wortes und Bekenner des Geistes nicht zaudern, jede Gelegenheit zu benutzen, um ihre Einigkeit öffentlich zu demonstriren. Eine solche Demonstration ist der Gustav-Adolf-Verein, zu einer zweiten solchen Demonstration fodert folgende Schrift auf:

1. Einladung an Dr. Martin Luther's deutsches Vaterland zur dritten Säculairfeier seines Todestags des 18. Februar 1846, herausgegeben von einem seiner Nachkommen Prof. Robbe in Leipzig. Erste Lieferung: Nachrichten über Dr. Martin Luther's Nachkommenschaft. Der Ertrag ist zu einer Luther'schen Familienstiftung bestimmt. Leipzig, F. Tauchnitz. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Verf. ist selbst ein Enkel Luther's, ein directer Nachkomme von dessen Sohn Paul. Nachkommen Luther's in männlicher Linie gibt es bekanntlich nicht mehr. Dagegen gibt es noch Nachkommen der Brüder und Vettern des Reformators, für welche 1817 eine Stiftung zu Gotha begründet wurde. Der Verf. fodert nun zu einer Stiftung für die leiblichen Nachkommen Luther's und für die Verbreitung der Bibelübersetzung auf. Bei der dritten Säculairfeier des Todes des Reformators (18. Febr. 1846) soll diese Stiftung ins Leben gerufen werden. Durch öffentliche Sammlungen soll ein Capital zusammengebracht werden, welches dazu verwendet werden soll, in Leipzig ein Luther'sches Familienhaus zu beschaffen, in welchem eine Druckerei aufgestellt werden soll, die sich vorzugsweise mit dem Drucke der Luther'schen Bibelübersetzung beschäftigen soll; überdies sollen Stipendien für hülfsbedürftige Nachkommen des Reformators gegründet und zugleich mit diesem Luther'schen Stammhause verwaltet werden. So weit bei diesem Plane die

Digitized by Google

Nachkommenschaft Luther's (der Verf. kennt mehr als 80 authentische Nachkommen) begünstigt erscheint, so ist es eine Ehrenpflicht der Protestanten, dafür zu sorgen, daß dieselben nicht in Elend verkommen und daß es ihnen nicht an Gelegenheit, sich geistig auszubilden fehle. Mehr verlangt auch der Verf. nicht für dieselben. Luther hat mit der größten Uneigennützigkeit die ganze gewaltige Kraft seines Geistes der Befreiung der deutschen Nation aus den Banden des Papstthums gewidmet; nicht für sich und die Seinen hat er gesorgt. Darum ist es Pflicht der Nation, diese Sorge zu übernehmen. Aber die Hauptsache bleibt: wir Protestanten müssen die Gelegenheit wahrnehmen, eine öffentliche Manifestation unserer Einheit im Namen Luther's zu geben. Die Einen von uns wollen festhalten am evangelischen Bekenntnisse, wie es von Luther oder doch mit seiner Zustimmung festgesetzt worden; die Andern wollen im Geiste Luther's fortwährend protestiren gegen jede Art von Fesseln und wollen das Werk Luther's fortführen in seinem Sinne. Niemand denkt an eine Verwerfung Luther's, sondern nur darum ist Streit unter uns, wer am höchsten den großen Reformator ehre, Die, welche ihn für den Vollender, oder Die, welche ihn für den Beginner der großen Reformation der Religion der Wahrheit halten. Für Luther sind wir einig, und wider die Herrschaft des Papstes und des Zaaren in Religions- und Kirchensachen. Beides können wir durch Eine That beweisen, zu welcher uns ein Enkel des Reformators auffordert, der seines großen Ahn nicht unwürdig ist. Für Luther ist diese That, indem es sich darum handelt, eine Ehren- und Gewissenspflicht an seine Nachkommen abzutragen; wider die Feinde des Protestantismus, indem es sich darum handelt, Luther's Bibelübersetzung unter das deutsche Volk zu verbreiten. Diese ist und bleibt allezeit die beste Waffe in der Hand des Protestantismus wider seine Gegner. Der ganze Streit des Protestantismus ist nur ein Kampf mit der Bibel für die Bibel. Nicht durch gelehrte Werke und durch geistreiche Abhandlungen vermögen wir über unsere Feinde zu siegen, denn sie sind blind und taub, sie wollen es sein; sondern einzig durch das lautere Bibelwort, welches sie nicht verleugnen und verwerfen können, ohne den Christennamen aufzugeben, und vor welchem ihre Pfaffenweisheit zur Lüge und ihr Geistesdespotismus zur schmachvollen Misselhat wird. Ach wenn doch Keiner, an den der Ruf: zu dieser That des Protestantismus gelangt, lässig wäre im Beitritte zu derselben, weil er meint, das gute Werk werde auch ohne ihn zu Stande kommen, oder es sei eine solche Demonstration nicht nöthig; nein: Alle müssen Hand anlegen, sonst kommt nichts Ehrenvolles, nichts der deutschen Nation Würdiges zu Stande, und eine Demonstration der protestantischen Einheit ist dringend nöthig, denn versäumen wir sie, so werden die Gegner immer zudringlicher, immer kecker, und zuletzt muß die rohe Faust ihre Anmaßungen zurückweisen, wenn wir die Zeit zu einer friedlichern Zurückweisung der feindlichen Angriffe haben ungenützt verstreichen lassen. Damit man den Mann kennen lerne, der zu der protestantischen That aufgefordert hat, theile ich nachstehendes Gedicht von ihm mit, welches er in der zweiten Auflage der erwähnten Schrift veröffentlicht hat und welches wol zeigt, daß der Geist Luther's in seinem Nachkommen noch lebendig ist.

Der Herren Herr bist du, o Gott,
Du herrschst wie keiner weiter,
Hältst uns den Schild in schwerer Noth,
Nimmst selbst die Worte als Streiter,
Strauchelt zurück den Feind.
So arg er uns scheint,
Trotz Trug, List und Bucht
Weit von bedrohter Brust!
Du bleibst des Bösen Sieger.

Zu schwach ist unsres Willens Macht,
Die daß dem Feind erlieget:

Doch kämpft nach Gottes Rath und wacht
Für uns ein Held, der siegt;
Ihm Lust und Blut
Sieget Jesus Christ.
Nimmt die Macht dem Tod.
Verstummt uns mit Fluch;
Er bleibt des Bösen Sieger.
Des Bösen Macht gebrochen ist,
Frohlocket ihr Gerechten!
Hoch trägt sein Banner Jesus Christ,
Er, nur führt uns zum Rechten!
Ein getreuer Hort
Gibt er uns sein Wort,
Das zusammenhält
Uns im Kampf mit der Welt;
Es bleibt des Bösen Sieger!
Das Wort ist unser Heilgeschenk
Durch unser ganzes Leben,
Macht uns von Wahn und Sünde frei.
Wird uns zum Himmel heben:
Wenn das Auge bricht
Und uns Trost gebricht,
Ruft's zum reinsten Licht
Vor Gottes Angesicht
Uns Noch zum ew'gen Frieden.

In der Schrift:

2. Der Tod und die Todesfeier Dr. Martin Luther's. Eine Erinnerungsschrift zur 300jährigen Gedächtnißfeier Dr. M. Luther's den 18. Februar 1846, von J. C. Ortmann. Gotha, Müller. 1845. 8. 6 Ngr.

sind Nachrichten über die Festlichkeiten enthalten, mit denen Luther's Todestag im J. 1646 und 1746 begangen wurde. Voraus geschickt ist ein Bericht über Luther's Tod, Dr. Jonas' Brief an den Kurfürsten von Sachsen, wenige Stunden nach Luther's Tode von diesem Augenzeugen geschrieben, und mehre andere Documente, welche sich auf Tod und Begräbniß des großen Mannes beziehen. Ortmann gibt auch ein Verzeichniß der Schriften, welche bei Gelegenheit der Säcularfestlichkeiten erschienen sind. Hoffentlich wird das 19. Jahrhundert den vorangegangenen an festlicher Begehung des wichtigen Tages nicht nachstehen, welcher die protestantische Kirche lebhaft erinnert an die Gefahren, welche sie bedrohen. Zum Schlusse schlägt der Verf. eine Reihe von Texten für die Gedächtnißfeier vor.

Ich sagte schon, daß die Verbreitung der heiligen Schrift die stärkste Waffe des Protestantismus sei. Die Römlinge, deren ganze Wirthschaft an der heiligen Schrift jämmerlich zu Schanden wird, haben gegen diese nur einen einzigen Schild und Schirm, das ist: daß sie den Laien das Lesen der heiligen Schrift untersagen. Solches Schildes bedienen sie sich noch heute, denn alle ihre List und Klugheit reicht noch immer nicht aus, die Schrift so umzudeuten, daß sie für sie zeugt, nicht wider sie. Jenes gelingt ihnen nur, wenn sie einzelne Bibelworte aus dem Zusammenhange herausreißen und andere für ihnen widersprechende verschweigen. Noch heute versuchen sie es, wiewol vergeblich, die Schrift dem Volke vorzuenthalten. Im J. 1651 schrieb Le Maire ein Buch: „Sanctuarium profanis occlusum", in welchem er das Verbot des Bibellesens der Laien zu rechtfertigen suchte. Diese Schrift nun ist im Auszuge, mit dem Geschmacke der Zeit gebotenen Abkürzungen übersetzt und erneuert worden, um im J. 1845 noch der römischen Kirche zur Unterstützung zu dienen:

3. Die Bibel, ein Lesebuch für Jedermann, nach Le Maire's Sanctuarium profanis occlusum. Vom Verf. der Schrift: „Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier." Münster, Regensberg. 1845. 8. 10 Ngr.

Le Maire sucht seine Ansicht vom Verbote des Bibellesens zu stützen auf die Stimme des Alterthums, auf das Ansehen

Digitized by Google

der Überlieferung, auf die Zeugnisse der Väter, auf den Brauch und die Übung der Kirche, auf die Bullen der Päpste und auf die Zustimmung aller Einsichtsvollen. Was die Stimme des Alterthums betrifft, so ist die heiligste Stimme die des Erlösers selbst, welcher gesagt hat: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin und sie ist's, die von mir zeuget!" Was die Zeugnisse der Väter (Kirchenväter) betrifft, so gibt sich Le Maire die erfinnlichste Mühe, die klaren Ausdrücke derselben zu verdrehen, zu beweisen, daß, wenn sie das Bibellesen aufs dringendste empfehlen, nur die Priester, nicht die Laien gemeint seien, muß aber am Ende doch selbst ganz naiv eingestehen, „daß alles Bibergehe (die Untersuchung, wer nach der Meinung der Kirche — der Väter das Recht habe, die Schrift zu lesen) als eine dringende Aufforderung an Jedermann sich darstellt, in der Schrift zu lesen und zu forschen". Die Zustimmung der Einsichtsvollen sucht Le Maire dadurch zu erschleichen, daß er zu zeigen sucht, daß das Lesen der Schrift, wenn es geschehe, in gehöriger Weise geschehen müsse, was freilich alle Einsichtsvollen zugeben müssen; aber kein Vernünftiger, Keiner, dem die Vernunft keine Satansstimme, sondern eine Gottesstimme ist, wird die Weise des Bibellesens anerkennen, welche Le Maire zu vertheidigen sucht. Überlieferung und Brauch der Kirche sprechen, wenigstens wenn man in das christliche Alterthum zurücksieht, ebenfalls für das Bibellesen, nicht wider dasselbe, und keine Autorität bleibt dem frommen Le Maire treu als die der „Bullen der Päpste", und die hat er so gewiß als es eben die Autorität der Bibel ist, welche den schroffsten Gegensatz zur Autorität der Päpste bildet.

Nur der Priester ist nach der römischen Lehre ein geistig vollberechtigter Mensch, alle übrigen können der Gnade Gottes nur so weit theilhaft werden, als ein Priester ihnen von derselben zufließen lassen will. Welche Geistesverleugnung gehört dazu, daß ein Laie für das Priesterregiment sich ereifert, welche Thorheit aber auch, da Die, für welche er kämpft, ihm nicht einmal das Recht zu solcher Ereiferung zuerkennen. Ein dankloser Dienst, wie ihn der Verf. folgender Schrift unternommen:

1. Christus und der Geist der Wahrheit in der katholischen Kirche. Zugleich Erwiderung und Beleuchtung der über den Rücktritt des vormaligen evangelischen Pfarrers Karl Haas zur katholischen Kirche — erschienenen Streitschriften. Von einem katholischen Laien. Augsburg, Rieger. 1845. 8. 11½ Ngr.

Der Verf. ist ein glühender Feind des Protestantismus, den er „den Pfleger und Nährer aller Widersacher der Kirche, ihren Hauptfeind" nennt. Die römische Kirche ist ihm nicht eine Kirche, sondern die Kirche, „der allein dieser Name gebühret, die den Menschen zu Dem macht, was er sein soll". „Überall zeigt es sich, was sie wirklich ist, die auserwählte Gemeinde der wahren Bekenner Jesu: es kann nicht verborgen bleiben, denn das Licht der Wahrheit, welches von ihr ausgeht, ist nicht gestellt unter einen Scheffel, sondern auf den Leuchter der Welt sendet es seine Strahlen nach allen Zonen aus. Auch derthin, wo ihre Feinde und Verräther sind, dringt dasselbe, und es ist ein Beleg, daß nach Jesu Wort Alle gelangen sollen zu Einer Erkenntniß, indem immer mehr von den außer der Heerde Christi und dem wahren Hirten sich Befindenden herzuretten, um unter dem tröstlichen und glänzenden Panier der Kirche Heil zu währen" Wie man merkend, zu was das führen wird, erhebt der Protestantismus sein stolzes Haupt, sich selbst darstellend als die wahre Kirche — um damit zu rauben der Braut Christi ihr seit 1800 Jahren besessenes, durch ihr Blut besessenes Erbe." Man kann den Papisten den Triumph über Diejenigen, welche sich aus der Kirche der Mündigen in die der Unmündigen begeben, weil sie die Freiheit des Geistes nicht zu ertragen vermögen, wohl gönnen, da sie gerade in unsern Tagen so viele und unersetzliche Verluste erleiden. Alle schroffen Seiten des Romanismus kehrt der Verf. in seiner Schrift mit einem wahren Übermuthe heraus und sucht sie zu vertheidigen. Dabei begegnet es ihm aber wiederholt, daß er im Eifer seiner Vertheidigung die Abscheulichkeiten des Romanismus auf diejenige Spitze treibt, auf welcher der Protestant sie am liebsten sehen muß, weil sie auf sie mit der Schrift wie mit der Vernunft im offenbarsten Widerspruche stehen. So sucht der Verf. die historische Basis und Berechtigung des Papstthums wie gewöhnlich in der gewaltsamen Interpretation der Worte Jesu: „Du bist Petrus der Fels und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." In seinem Eifer aber schließt er mit den Worten: „Wie im Weltlichen ein Oberhaupt nothwendig ist und wie ohne solches ein ganzer Staat in Zerrüttung geräth, so ist ein Oberhaupt nicht minder in der Kirche nothwendig, ein Einheitspunkt, ein Richter, dessen Stimme die Glieder der ganzen kirchlichen Gemeinschaft sich unterwerfen müssen." Christus aber hat gesagt zu seinen Jüngern: „Wer unter euch für den Ersten gelten will, der soll der Letzte sein. Die Völker haben Fürsten, aber unter euch sei es nicht so."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Eine neue Arbeit von Horace Smith.

Einer der beliebtesten englischen Novelisten der Jetztzeit, Horace Smith, vorzüglich und verdienterweise bekannt durch seinen Roman „Brambleye House", hat den Novellenüberfluß um drei Bände vermehrt, betitelt: „Love and Mesmerism", (London 1845). Dieser Titel kann nicht allein, er muß sogar irreführen, denn statt eines einigen Romans: „Liebe und Mesmerism", enthalten die drei Bände zwei Erzählungen, deren erste „Liebe" und die zweite „Mesmerism" heißt und die beide ganz unabhängig voneinander und sich nur insofern verwandt sind, als jede aufs neue das entschiedene Talent des Verf. bezeugt wie für Erfindung so für Darstellung. Die erste Erzählung spielt unter dem tiefblauen Himmel Italiens, und hat dadurch dem Verf. trefflich benutzte Gelegenheit geboten zu Schilderungen, an welchen Geschichtskenntniß und Phantasie gleich ehrenvertheilen Theil haben. Die zweite Erzählung hat einen völlig verschiedenen Charakter. Sie tritt aus der sichtbaren Tagessphäre in Regionen, „deren Höhe noch kein Blick, deren Tiefe noch kein Senkblei gemessen". Der Verf. hat sie eine Mysterie genannt und demgemäß auch geschlossen. „Wäre ich im Stande gewesen", sagt er, „das Räthsel voll und befriedigend zu lösen, hätte ich das Ganze nicht eine Mysterie genannt." Dessenungeachtet oder vielleicht gerade deshalb hat das Ganze einen eigenthümlichen Reiz

Unterhaltungsliteratur.

Herausgegeben von — Edited by — der bewährten englischen Schriftstellerin, Mrs. Thompson, erschien: „The lady of Milan; or fidelity unto death" (3 Voc., London 1845). Ob sie wirklich diese Herausgeberin oder aus Gründen maskirte Verfasserin, darauf kommt wenig oder gar nichts an, das Buch gut ist. Und weil es das im Allgemeinen ist, lasse sich Niemand durch das „herausgegeben" vom Lesen abhalten, wiewol es leider nur zu wahr, daß hinter diesem Schilde der englische Buchhandel jetzt manchen Schund auf den Markt bringt. Mit Ausnahme einiger klängen, ohne welche die englischen Novellisten es nun einmal nicht thun können, schreitet die Erzählung rasch fort und führt zu einem befriedigenden Ende. Der Stil ist leicht und fließend, im Ganzen vortrefflich, und stößt man hier und da auf ein Ereigniß, gegen dessen Wahrscheinlichkeit sich Zweifel regen, so ist mindestens dafür gesorgt, daß man das Buch nicht aus der Hand legt, um die Zweifel zu durchdenken. Die vergessen sich beim Weiterlesen oder das Weiterlesen verschönt mit ihnen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 358. — 24. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 357.)

97. Der unheimlichen Region einer laxen Zeitmoral sich entwindend, finden Geist und Herz wieder festen Grund und Boden in Schlesien. Der lockende Titel des Buchs, mit dessen Inhalt wir jetzt den Leser bekannt machen wollen, lautet:

In Breslau. Gedichte von Gustav Freytag. Breslau, Kern. 1845. 8. 22½ Ngr.

Gar viele Verse werden in unsern Tagen für Gedichte ausgegeben, sind aber keine; so ist's hier aber nicht: hier werden uns, nach unserm Dafürhalten wenigstens, wirkliche Gedichte gegeben. Schon die Zuschrift an Theodor Molinari nimmt uns für den wahrscheinlich noch jungen Dichter ein. Er malt darin seine und des Freundes psychische Persönlichkeit und zeigt uns zwei Männer, die bei allen scharfen Contrasten in Ansicht und Gefühl dennoch harmoniren und sich zu verständigen wissen. Weiter lesen wir in dieser einleitenden Zuschrift die Resterionen:

Grosses will die Zeit.
Doch klein hat sie ein grosses Volk gefunden,
Den Wunsch lebendig, aber schwach die That,
Schmerz und ein Lorbeer um das Haupt gewunden,
Und schnell zerrissen, Regiment und Rath
Erzieben Alles, steh'n an jeder Pforte,
Und kräftig rauschen nur papier'ne Worte.
Und dennoch klingt von allen Völkerzwingen
Der deutsche Liedermuth den reinsten Saft:
So warm das Fühlen, rathend selbst das Schweigen,
Verständlich groß, nur ungeübt die Kraft.
Jetzt ist es Zeit, daß Mann zum Manne stehe,
Und prüfen fort'r des Genossen Werke,
Selbst wo der Freund in andern Farben gebe,
Noch am Contrast das eig'ne Ein verstärke.

— — — —

Du daß ein starkes Leben
Der Pflicht, den Dienern, auf'rer Zeit gegeben;
Ich — mochte Verse, weihe jetzt die rauhen
Gesänge dir; es ist mein bester Kauf,
Du gabst mir Lieb' und männliches Vertrauen.
In Reimen zahl' ich dir; sie fliegen auf,
Wie aus dem Strome schwebt die leichte Wolke,
Derther, wo unser Herz ist, aus dem Volke.

Nach dieser Erklärung erwartet man nun Zeit-Sittengemälde, oder Freiheitspredigten und Rath und Weisung für Fürst und Volk; aber davon steht hier glücklicherweise wenig oder nichts. Der Dichter hat zu richtigen Takt, als daß er der Poesie ein ihr heterogenes Element beimischen sollte. Die erste Abtheilung: „Bilder aus dem Volke", sind nicht etwa Balladen und Romanzen oder poetische Erzählungen, sondern aus dem Leben gegriffene Darstellungen, aus der Gesinnung und der Handlungsweise verschiedener Stände, hingestellt vor das Auge in Hautrelief, so rund und plastisch, daß es zum Betasten reizt, — liebliche, echte Genrebilder, gut gezeichnet und geschickt und leicht ausgeführt. Wenn „Der polnische Bettler", „Die Krone", „Des Burschen Ende" (ein ganz vorzüglich gelungenes Bild), „Das Schmuggelermädchen", „Die Dirne" und „Albrecht Dürer" wirkliche Zustände, Situationen der Gesellschaft und Charaktere der Zeit treu und geistreich malen, so verlieren sich die folgenden Nummern des Abschnitts mehr in das Gebiet einer idealen Bildnerei, worunter wir „Ein Kindertraum" (S. 30) besonders der Beachtung des Lesers empfehlen möchten. In der zweiten Abtheilung lesen wir unter der Überschrift „Ein Trinkgelage" nicht etwa ein Conglomerat stereotyper Phrasen von Becherklang, Weinblüte, der holden Schenkin, oder Schilderungen eines lucullischen Mahles, wo die Unmäßigkeit der deutschen Altvordern den Vorsitz führt und sich breit macht, sondern eine kleine Reihefolge geistreicher Schilderungen, anziehende Resterionen und sinnreiche allegorisirende Erzählungen, deren Schauplatz größtentheils die Zeitwelt mit ihrem Treiben und Genießen ist: auch hier steigen, wie wir in der Einleitung lesen, die Keime auf wie aus dem Strome die Wolken aus des Volkes Herzen. Eine dritter Abschnitt gibt uns unter der Überschrift „Feste in Breslau" einen Theaterprolog von minderm Kunstwerth als der darauf folgende Stück „Ein schlesischer Polterabend", der allerdings schöner und edler gefeiert wird als sonst diese häuslichen Nationalfeste bei uns, wo gewöhnlich alles bessere Gefühl im Brautpaare zu Tode gepoltert wird; wir empfehlen das liebliche Cabinetstück aus dem Tempel der Musen und Grazien allen Gelegenheitsdichtern zu analoger aber bisserer Nachbildung. In einer „Geburtstagsfeier der Agnes Franz" enthalten sich gleiche Anmuth, Feinheit und Geschmeidigkeit in der Erfindung. Eine „Soirée zum Besten der schlesischen Weber", im März 1844 zu Breslau gegeben, verherrlicht und vergeistigt unser Sänger durch einen höchst lebensvollen, ansprechenden Commentar über die „Lebenden Bilder", die man an diesem Abend darstellt. Die „Scenen aus dem Maskenfest des guten Königs René" sind anfänglich verfehlt gehalten, wenden sich aber bald zum Drastischen. Da des Buches letzte Nummer, „Schlesische Kunst", nicht allein einen klaren Blick in das artistische Treiben und Schaffen jener Provinz gewährt, sondern auch die Manier, Eigenthümlichkeit und reiche Begabtheit des gewiß noch jungen Verf. für das descriptive Genre treu darstellt, so müssen wir sie zur Ehre des Dichters, zur Erquickung des Lesers und vielleicht zum Verdruß des Redacteurs k. P. hier und bei der dermaligen Productivität deutscher Dichter fortwährend zu Raum ersparender Kürze anzuempfehlen pflegt, hier in seiner ganzen Länge abdrucken lassen. Es lautet:

Im Künstlerverein 1843.

Schweigt still und hört, was ich euch erzähl':
In jener Nacht als das große Modell

Digitized by Google

Des Friderices Rex aufgespackt war,
Und in Klagemann's Schoppen stand, weiß und klar,
Da klopft's in der Nacht an der Hausis Thor,
Und der König ruft vom Pferde: Messieurs, wer ist davor? —
Da treten respectvoll herein
Ganz von Metall und Stein
Herr Tauenzien und Blücher, das Soldatenbärenfell,
Sie marschiren und bringen saltirend ihre Grüße dar;
Und der König rückt den Hut: Da bin ich, bon soir! —
Und Blücher spricht: Das freut uns, Bild und Mark!
Ew. Majestät, wir bringen den Rapport.
Da wir das Unglück haben nichts als Kunstwerke zu sein,
So steht auch nichts als die verfluchten Künste d'rein. —
Ja, sprach der König, die garçons in Schlesien
Sind immer künstliche Leute gewesen;
Zuerst die Strobl, sagt, wie's ihr geht. —
Na, sprach der Blücher, Ew. Majestät, sie steht.
Gastlaternen sind noch nicht, doch illuminiren sie innerlich,
Und die Grenzsperre von Rußland ist ihnen hinderlich.
Gutherzig sind sie, aber krakelig und haben ein loses Maul. —
So? sagte der König, der bäumet, ist nicht der schlechteste Gaul.
Wir haben ja mit dier einen Künstlerverein,
Wie leben die Künstler, was nehmen sie ein? —
Die sind noch entsetzlich lustig und wohlgemuth.
Doch wer sich fühlen will, in die Ferne gehen thut;
Sie leben von Grochen, wenn sich's gnade nicht thalert,
Und ihr oberster Gouverneur heißt Kuckert —
Ach, der Professor? sprach der König, sehr respectabel! —
Sehr, sagte Blücher, und zu Pferde capabel. —
Nun Tauenzien, wie steht's mit der heutigen Malerei? —
Ew. Majestät, die macht ein großes Geschrei.
Sie malt Poesie und Strategie und Allegorie,
Nachtwächter, Bettmarken und höhere Zwecke,
Elfen, Mondschein, feinwollige Höhe,
Schinken, Weltgericht und Hyänen,
Und vermengt Historie und Cabinetsstücken. —
Da unterbrach der König: Soll
Nun das geschieht auch anderswo. —
Der schlesische Maler aber verstrollirt zumeist,
Und jede Borste heut sich Pinsel heißt. —
Und die Architektur, was treibt denn die? —
Euer Majestät. Eisenbahnen und derrschaftliche Logis.
Sie adnet noch die Stile jeder Vergangenheit,
Weiß sogar mit altnorwegischen Holzkirchen Bescheid,
Und sucht jetzt vergebens den Kunststil unserer Zeit. —
Nun Tauenzien, wie geht es endlich der Sculptur? —
Euer Majestät, die Schüler lieben mehr die bloße Natur:
Allenfalls arbeiten sie noch in weichem Thon,
Das merkt man in der Stadt beim Hereingehn schon.
Machen Euer Majestät gnädigst zu meinem Platze den Weg.
Dort knetet halb Breslau bis an die Knöchel im Dr—.
Vor kurzem ließ die Stadt eine silberne Freiheit modelliren,
Doch ist sie nur klein. —
Ja, tröste der König, meine Breslauer preßvergnügt
Sie sollte größer sein. —
Die Musik, Euer Majestät, ist noch am besten daran,
Ein Jeder macht's halt gnade so gut als er kann;
Und das Singen und Spielen lehrt der Schlesier nie.
Die Künstler-Concert' und die Sing-Akademie
Sind donnerl troupe und gut commandirt;
Und der große Liszt hat hier gastirt —
Schön, sprach der König, und was machen die Poeten?
Laufen sie noch immer umher zu Hochzeit und Kindestaufen? —
Ja, Euer Majestät, sie sind noch unermüdlich
Und thun sich gern bei Zweckessen gütlich.
In Schauspielern und Dichtern sind sie nicht gnade glücklich.
Aber ihre Lyrik ist fast immer wohlmeinend und schicklich.
Zwar ist sehr verkleinert ihr alter Orden,
Die große Heidenlerche ist fortgefangen worden,
Die Frau und der Gallot sind in die and're Welt gezogen,
Aus der sie Beide, sehr verschieden, ihre Nahrung sogen.
Jetzt aber hat Hottel Rückkehr in Aussicht liegt. —
Der aon Hottel rief der König vergnügt.
Er hat dem pupile Lieder gemacht,
Und meine Commissionsrath zu Renommé gebracht.
Das war verdienstlich, ich schlage den Mann. —
Da hab der alte Blücher gerührt zu sagen an:
Schier dreißig Jahre bist du alt. —
Das gut sein. Bücher, wie sind nicht im grünen Wald
Das übrige mögt Herren euch sparen,
Für heute hab' ich genug erfahren;
Ich hör', es geht doch, wenn auch nicht vorzüglich.
Ein Mann erhaut sich nicht augenblicklich.
Der Bayen schafft Gold, und sei es aus Kot,
Die Kunst schafft leben und bertet um Brot.
Bewahre der Künstler sich nur Contenance und Muth,
Die Welt ist rund, es wird wol wieder gut. —
Hier zog der König den kleinen Hut,
Und saß in dem Schoppen, daß die Bollen beben:
Die Kunst und Künstler in Schlesien sollen leben!

Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung Nr. 359.

Tageslitteratur.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Ganz auf demselben Standpunkte wie die eben erwähnte steht auch die Schrift:

5. Papstthum, Götzbat und Ohrenbeichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk. Von G. A. Wolff. Dritte Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

Aber der Verf. dieser Schrift denkt noch viel weniger an einen Beweis seiner Behauptungen wie der der vorerwähnten. Er begnügt sich, hundertmal gefaßte Scheingründe zu wiederholen und mit hohlen Declamationen zu behängen. Auch er sagt Christo zum Trotz: „So wie im bürgerlichen Leben über verschiedene Theile der Erde auch verschiedene Regenten gesetzt sind, so steht auch im geistigen Reiche der Papst obenan.“ Dabei merkt der leidenschaftliche Vertheidiger einer schlechten Sache gar nicht, daß er sein Bild so ungeschickt hinstellt, daß es gerade das Gegentheil von Dem beweist, was es beweisen soll: die äußerliche Nothwendigkeit verschiedener Kirchen nach der nationalen Verschiedenheit der Menschen.

Der Verf. der angeführten Schrift wird bei den Priestern seines Glaubens wenig Beifall und Dank finden, er wird seiner Kirche wenig nützen. Dagegen ist folgende Schrift in der That ganz geeignet, eine mächtige Strüge des römischen Katholicismus abzugeben:

6. Der verkannte und der wahre Katholik. Von Johann Gother. Nach der sechsundzwanzigsten Auflage aus dem Englischen übersetzt von J. J. Ritter. Zweite Auflage. Bonn, Habicht. 1845. 8. 12½ Ngr.

Der Verf. ist ein aus der evangelischen zur römischen Kirche übergetretener. Er geht die Hauptpunkte, Unterscheidungslehren, Einrichtungen des römischen Katholicismus durchgefaßt durch, daß er stets zuerst eine in den härtesten Ausdrücken gehaltene Schilderung des „verkannten Katholiken“ (Papist heißt es im Englischen) gibt, d. h. eine Zusammenstellung der grassesten Vorstellungen über den Katholicismus, welche bei den Evangelischen zu finden sind, um hernach das Gegenbild des „wahren Katholiken“ daneben zu stellen. Angehängt hat der Uebersetzer noch die „Erklärung der Bischöfe von Irland“ und die „Erklärung der apostolischen Vicare Großbritannniens“, welche Erklärungen im J. 1826 abgegeben wurden, als es sich um Emancipation der Katholiken Englands handelte. Das ganze Buch hat die offene Tendenz, den Papismus von den gegen ihn erhobenen Vorwürfen zu reinigen und ihn dagegen als die heiligste und reinste Christusslehre darzu-

Digitized by Google

stellen. Daß dieß möglich sei, ist gewiß, man braucht ihn zu blos auf seine Basis zurückzuführen: alle reformatorischen Bestrebungen in der Kirche haben auch nichts Anderes gewollt. Aber die Auswüchse, die Verfälschungen der Christuslehre im Papismus ablengnen ohne denselben reformiren zu wollen, ist eine Falschheit. Die Quintessenz des Buches bilden die „Anathreme oder Bannflüche", in denen durch Verfluchungen die stärkste Protestation gegen die dem Katholicismus, wie es heißt, angedichteten Irrthümer abgelehnt wird. Ich führe daraus nur einige Sätze an, aus denen klar hervorgeht, daß in dieser Schrift nicht der Papismus vertheidigt, sondern verleugnet wird, denn es ist wohlbekannt, daß diese Flüche centnerschwer auf das Haupt des Papismus niederfallen:

„Verflucht sei jeder Gögendiener, der glaubt, die Jungfrau Maria sei über ihrem Sohne.

Verflucht sei, wer glaubt, daß Priester Sünden vergeben könnten, ob der Sünder reumüthig sei oder nicht.

Verflucht sei, wer glaubt, daß der Papst oder eine andere Person die Macht habe, Erlaubniß zu geben, Sünden zu begehen! oder daß eine Summe Geldes ihm könne Vergebung der Sünden verschaffen.

Verflucht sei, wer das Wort Gottes verachtet, oder es dem Volke entzieht, um es von der Kenntniß seiner Pflicht abzuhalten und in Unwissenheit und Irrthum zu erhalten.

Verflucht sei, wer nicht das Volk lehret, Gott im Geiste und in der Wahrheit zu ehren."

Eine ähnliche Tendenz wie das eben erwähnte Buch, aber in direkter Beziehung auf die neuesten reformatorischen Bestrebungen in Deutschland, hat die Schrift:

7. Die allgemein-christliche Kirche, oder der Revolutionszeist im Reiche Gottes. Eine Stimme in der Wüste erklungen dem deutschen Volke in Haupt- und Gliedern. Von J. L. Becqueray. Zweite vermehrte Auflage. Fobleng, Hölscher. 1845. 8. 6 Ngr.

Der Verf. sagt, der Zweck seines Werkchens sei: „Alle, die da im Schooße der römisch-katholischen Kirche, der alten Mutterkirche, leben, an die Wahrheit, an die Heiligkeit der Lehre dieser zu erinnern, und, indem er das Unchristliche und Abgeschmackte der Lehre der Neuerer, namentlich der sogenannten allgemein-christlichen Gemeinde oder deutsch-katholischen Kirche, über allen Zweifel klar und der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und andern, selbst nichtkatholischen Schriftstellern darthut, vor dieser gefährlichen Feindin der Kirche Gottes, vor diesem Fuchse im Weinberge des Herrn zu warnen und zu ermahnen, daß sie sich wappnen mit Glaube, Hoffnung und Liebe." Wie Gother den verkannten und den wahren Katholiken, so stellt Becqueray die Lehre der römisch-katholischen Kirche der deutsch-katholischen Lehre gegenüber, wie dieselbe in 20 Artikeln constituirt worden. Gegen den ersten Artikel: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und allein die Heilige Schrift und die von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft sein", macht der Verf. geltend, daß die Heilige Schrift als Glaubensquelle nicht ausreiche, vielmehr neben ihr die Tradition und das von Christus verheißene „unfehlbare Lehramt" nöthig sei. Christus hat den Seinen den heiligen Geist versprochen, nicht ein „unfehlbares Lehramt". Der Verf. denkt nicht daran, zu untersuchen, ob die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Gemeinde nicht durch die „von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft" bezeichnet sei, wenn auch auf eine vielleicht ungenügende Weise. Er sagt: „Siehe da, mittelalterwürdige deutsche Tochter, wie es so gar übel mit deinem Kopfsiege steht. Zwar hast du deinen bemitleidenswürdigen Kopf noch mit einer Perle, mit einer von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft geziert, aber wo wäre der ehrliche biedere Deutsche, der ein so durch und durch wässriges, inhaltloses Geschmeide schätzte? Das ist nichts für den deutschen Michel. Verlasse dich auf mein Wort, du armes Kind, und denke bei diesem daran, dein Kätzel zu schnallen, damit du nicht, verführt von einigen treulosen Söhnen dieses Landes, am Ende Schimpf und Schande anstatt deutsche Scharen sammelst." Solche witzsüchtige Schmähreden sollen eine Kritik vorstellen!

Ich habe in Nr. 279 d. Bl. des Hirtenbriefs gedacht, welchen der Fürstbischof von Schlesien bei seiner Inthronisation erlassen hat. Folgende Schrift:

8. Beleuchtung des Hirtenbriefes des Herrn Fürstbischofs von Breslau Melchior Freiherrn von Diepenbrock von E. R. Z. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 2½ Ngr.

enthält eine Kritik dieses Hirtenbriefs, welche in mäßiger Haltung denselben beschrieb. Das Endurtheil ist, daß der Hirtenbrief zum großen Theile mit Mäßigung geschrieben sei, daß seine Sprache gewandt, wenn auch nicht in Entdeckung der Wahrheit, und schön, wenn auch nicht klar sei. „Er vertheidigt eine Sache, die allerdings in unserer Zeit sich nicht mehr vernünftig vertheidigen läßt", und dem Verf. hat sich die Übergegung aufgedrängt: „der Verf. (des Hirtenbriefs) wisse sehr wohl, wie es um seine Sache stehe, er gäbe sie aber nicht auf, aus Gründen, die, wenn wir sie auch wüßten, doch nicht mitgetheilt werden dürften."

Auf denselben Gegenstand, aber vom entgegengesetzten Standpunkte, bezieht sich auch:

9. Predigt am Tage der feierlichen Installation des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs von Breslau Freiherrn von Diepenbrock gehalten v. von H. Förster. Vierte Auflage. Breslau, Hirt. 1845. 8. 2½ Ngr.

Die Rede ist schön, weise und ganz geeignet, einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Aber auch hier wird der römische Katholicismus von einer Seite dargestellt, welche durch die Geschichte, auch durch die neueste Geschichte leider widerlegt wird. Dies geht zur Genüge aus folgender Stelle hervor: „Wozu ich euch aber ermahnen muß, das ist der Gehorsam, der fromme, kindliche Gehorsam, durch den ihr eure Liebe lebendig erweisen sollt. Nicht einen sklavischen Gehorsam, als hättet ihr abermals den Geist der Knechtschaft empfangen, einen freien Gehorsam im Geiste der Kindschaft erwartet euer Bischof. Nicht über euern Glauben Herrschaft ausüben, spricht er mit dem heiligen Paulus, sondern Mitbefördernder eurer Freude, eures Heils zu sein, ist mein Beruf. Einer nur ist unser Meister, Christus." Immer aufs neue muß man der Geschichte eingedenk sein, um sich durch die lammfrommen Worte der geistreichen und klugen Vertheidiger Roms nicht blenden und fangen zu lassen. Man lese:

10. Die Wahrheit im Kampfe mit Rom, dargestellt in Zügen aus der Geschichte der Waldenser. Zweite Auflage. Barmen, Langewiesche. 1845. 8. 6½ Ngr.

um zu sehen, ob Rom nicht gesonnen sei, „Herrschaft über den Glauben" auszuüben. Die himmelschreienden Mißhandlungen der biedersten, mit rührender Treue an ihrem hartherzigen Vaterlande hangenden Menschen sind hier geschildert, diese Mißhandlungen, welche bis auf die neueste Zeit niemals ganz aufgehört haben, als unter den Tagen französischer Herrschaft.

Man lese:

11. Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Eine Sammlung der besten ältern Streitschriften aus der evangelischen Kirche. Mit Beziehung auf die neuern kirchlichen Bewegungen, herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von J. L. Pasig. Drittes Heft: Luther's Schrift von dem babylonischen Gefängniß der Kirche. Leipzig, Brunow. 1845. 8. 10½ Ngr.

Der Papismus behauptet die Unfehlbarkeit seiner Herrscher, er hält fest an seiner Geschichte, er hat ausdrücklich erklärt, daß er nichts aufgegeben habe von seinen alten Anmaßungen. Darum gilt das Donnerwort Luther's auch vollkommen noch in unsern Tagen. Es enthält diese Schrift Luther's eine gründliche theologisch-gelehrte Prüfung der römischen Lehre von den Sacramenten.

Digitized by Google

Eine mäßig geschriebene, die Greuel der Pfaffenherrschaft im Mittelalter und die sittliche Verderbtheit vieler Päpste noch sehr zart behandelnde Darstellung der Geschichte des Papstthums enthält:

12. Das Papstthum von dem Momente seiner geheimen Empfängniß bis zu dem Zeitpunkte der vollkommensten Ausbildung seiner Gewaltherrschaft im Hinblick auf die folgenden Zeiten und die hervorragendsten Erscheinungen, welche es sowol befördert als seinen allmäligen Verfall herbeigeführt haben. Eine geschichtliche Darstellung mit Bezug auf die Gegenwart von einem Freunde historischer Wahrheit und freier Entwickelung des Menschengeschlechts. Leipzig, Hartmann. 1845. 8. 25 Ngr.

Der Verf. hat die besten kirchenhistorischen Schriften zu seiner für ein größeres Publicum bestimmten Darstellung benutzt.

Ein treffliches Zeugniß der Wahrheit ist:

13. Die wahre katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Zeugniß für Priester und Volk von A. Henhöfer. Zweiter Abdruck. Heidelberg, Winter. 1845. 8. 2½ Ngr.

Auf den Zeugnissen der Schrift, nach ungekünstelter, schlichter, ehrlicher Auffassung entwirft der Verf. die Schilderung der allein wahren, der allein katholischen Kirche, des von Christus und seinen Apostoln bereiteten Gottesweges. Er vermeidet geflissentlich von vorn herein und bis zu Ende jede confessionelle Färbung und Parteiergreifung, geht, die Augen nur auf das Gotteswort gerichtet, mitten durch jene Scylla mystischer Phantastrei und rationalistischer Klügelei, damit ein Jeder sich und seine äußerliche Kirche prüfen könne an dem Bilde einer Kirche nach dem Herzen Gottes, der Menschenaugen unsichtbaren, aber Gottesaugen gar wol sichtbaren, echtkatholischen Kirche, welche ihre Bekenner hat unter allerlei Volk, welche keinen Unterschied kennt weder des äußern Bekenntnisses, noch der Ceremonien, noch des Standes, noch des Alters, noch des Geschlechtes, noch der Sprache, in welcher es weder Laien gibt noch Priester, noch einen obersten Priester, oder vielmehr darin es eitel Priester gibt und Einen wahren Hohenpriester, welcher aber nicht ist von heute oder morgen, sondern von Ewigkeit.

Daß der Papismus noch immer derselbe ist, der er vor Jahrhunderten gewesen, daß es ihm nicht um die geistige Erziehung, sondern um die geistige Niederhaltung der Menschen zu thun sei, auch noch in diesen Tagen, trotz der Verleugnung dieser menschenfeindlichen Tendenz, wie sie in den Anathemen Gother's ausgesprochen war, zeigt die Schrift.

14. Die Ultramontanen in Hildesheim und ihr Treiben. Von Sigismund Gerenius. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. berichtet die schon aus den Zeitungen bekannte Thatsache, daß der Bischof von Hildesheim einen fast allgemein in Gebrauch gekommenen römisch-katholischen Katechismus, welcher den Katholicismus von seiner edeln und reinen Seite darstellt, und zur christlichen Duldsamkeit der verschiedenen Confessionen beigetragen, abgeschafft und dafür den veralteten Katechismus des Jesuiten Canisius wieder eingeführt hat. Dieser Katechismus wird einer strengen und gerechten Kritik unterzogen. Er lehrt Unduldsamkeit, Priesterherrschaft, Werkheiligkeit der schändesten Art, List und Betrug im Gegensatze gegen die von Christus gefoderte Heiligung der Gesinnung. Was aber das schlimmste Zeichen der Zeit: der Bischof von Hildesheim hat den Canisius'schen Katechismus in einigen Punkten geändert, und diese Änderungen beweisen klar, daß ihm der alte Jesuit noch zu viel auf die wahre Besserung gegeben, noch zu christlich gewesen, noch zu wenig papistisch. So heißt es im alten Katechismus, bei Erweckung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe komme es darauf an: „daß Das, was der Mund ausspricht, wirklich im Herzen vorgehe.“ Diese Worte sind in der neuen Ausgabe weggelassen. Im alten Katechismus heißt es, Verzeihung der Sünde erlange man im Sacrament der Buße, „wenn man dasselbe würdig empfange“. Diese Worte sind in der neuen Ausgabe weggelassen. Im alten Katechismus heißt es, Reue und das Aufsprechen des Vorsatzes zur Besserung genügen nicht, sondern „die Gefühle der Reue und des Vorsatzes müssen uns ganz durchdringen, sonst sind die Worte Lüge“. Diese Worte sind im neuen Katechismus weggelassen. Das Stärkste aber ist: im alten Katechismus heißt es auf die Frage, was versteht man unter Genugthuung: „überhaupt den Eifer, Alles wieder gut zu machen, was man durch Sünde verdorben oder gestöhret hat“ u.s.w. Auch diese Worte sind weggelassen, und die Antwort lautet im neuen Katechismus nur: „Insbesondere die Erfüllung derjenigen Pflege, welche der Priester in der Beichte auferlegt.“ Also ausdrücklich ist Alles hinweggeschafft, was die Sinnesänderung, die Heiligung der Gesinnung zur Bedingung der Gnade macht, und diese dagegen wird blos von dem unbedingten Gehorsam unter die Priester abhängig gemacht. Man vergleiche hiermit die oben mitgetheilten Verfluchungen Gother's, und sehe zu, ob der Geist der Wahrheit Denen innewohnt, welche den Papismus und also darstellen wie von Gother und Seinesgleichen geschehen!

Der Verf. der eben besprochenen Schrift, gegen den ich noch rügen muß, daß er sich an einer Stelle zu einer höhnenden, der guten Sache unwürdigen Sprache gegen einen Gegner hinreißen läßt, führt das ultramontane Treiben in Hildesheim auf neuere Thätigkeit der Jesuiten zurück. Über diesen Orden ist folgende Schrift erschienen:

15. Geschichte des Sturzes der Jesuiten im 18. Jahrhundert (1750—82) vom Grafen Alexis v. Saint-Priest. Übersetzt von F. L. Mosler. Hamm, Schulz. 1845. 8. 22½ Ngr.

Diese „Geschichte“ ist abgefaßt in der jetzt so beliebten Manier, welche in der Geschichte das Walten einer göttlichen Vorsicht oder einer vernünftigen Entwickelung des Menschengeistes gänzlich übersieht und dafür den Gang der Begebenheiten von Maitressenstandal, Hofintriguen und Cameralsorgen aller Art ableitet, auf geistreiche Apperçus und piquante Sentiments Jagd macht, und so nichts zur wirklichen Erkenntniß, viel aber zur Beförderung der Skandalsucht beiträgt. Es ist dies eine nichtnützige Art Geschichte zu schreiben. Indeß werden durch dieselbe doch viele geheime Fäden aufgedeckt, wenn deren höhere Bedeutung auch nicht geahnet wird; und wenn der Verf. seinem Standpunkte gemäß behauptet, nur der Zufall und die Willkür hätten die erste Auflehnung des Jesuitenordens bewirkt, so hat er allerdings insofern recht, als die eigentliche historische Negation des Ordens allerdings erst der Zukunft vorbehalten ist, indem man den Orden im 18. Jahrhundert eben nur abschaffte, sein Princip aber bestehen ließ, ja diese von vielen Seiten adoptirte und so bei der Abschaffung dem Orden der „Lüge zu Ehren Gottes“ eine Zukunft vorbehielt. Saint-Priest, der übrigens keineswegs für die Jesuiten schreibt, sondern gegen sie, hat aber von diesem soeben angedeuteten tiefern Grunde der von ihm hervorgehobenen Bemerkung keine Ahnung.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Gotthelf, J., Wie Christen eine Frau gewinnt. Basel, Schweighäuser. Gr. 8. 11½ Ngr.

— Die Jesuitenpest. Jesuiten und Jesuitismus seit 1814. 2te Auflage. Leipzig, Keil. 12. 7½ Ngr.

— Troxler, Die Jesuitenfrage vor dem Luzernervolk und der Eidgenossenschaft erörtert. Bern, Huber und Comp. 1844. 8. 7½ Ngr.

— — Musterproben aus dem Schulunterricht der Jesuiten zu Luzern im 18. Jahrhundert. Nachtrag zu Obigem. Bern, Huber und Comp. 1844. 8. 2 Ngr.

Kritische Umschau auf dem Gebiete der deutsch-katholischen Reform. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 359. — 25. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

98. Freie Klänge von Karl Schneider. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 20 Ngr.

Frei klingen sie allerdings, frei bis zu Trotz und Unanständigkeit; aber der in der vorigen Nummer erwähnten Lieder Geist und Anmuth haben sie keineswegs. Sie wollen zwar auch „die hehre, die festliche Braut Deutschland, ewiger Treue getraut", und erbitzen sich auch hier und da gegen Rom; aber ihre Begeisterung ist kurzathmig und ihr Klang ist rauh. Auch sagt der durchschose Verf. von sich selbst aus:

Ich bin ein wilder Geselle,
Und bleib's mein Leben lang.
Es machen mir Himmel und Hölle
Nicht gar besonders bang.

Wie leicht sich dieser wilde Gesell über Anstand und poetischen Takt hinwegsetzt, davon findet der Leser einen Beweis in dem vierten Burschenliede (S. 23), welches überschrieben ist „Verschiß"!!

99. Gedichte von Otto von Wenckstern. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 1 Thlr.

Ein gefügiges Talent für Erzählung und Schilderung spricht sich in den „Tagebuch-Blättern" aus, welche in von der gewöhnlichen Form etwas abweichenden, aber nicht übel sich ausnehmenden Terzinen geschrieben sind. „Ein Traum" (S. 19) ist das Beste darunter. Dann „Kleine Lieder": allerdings klein, doch auch artig und ansprechend. Lieder, ohne das Epitheton klein, welche statt der sonst gewöhnlichen überscheift die erste Zeile über sich tragen, sind zum Theil lyrisch, melodisch, zum Gesange lockend. „Vermischte Gedichte": soll wol heißen mit Epischem und Didaktischem gemischte. „Lieder der Nacht": einige von grauer, indifferenter Färbung, andere von einem geistigen Wetterleuchten durchzogen. „An eine Gefallene": mediocre Verse. „Gnomen": reiz- und stachellos. „Bunte Bilder": Schweizer-Naturgemälde und Versuche, objectiv zu werden. „Polenlieder": sie werden nachgerade ein stehender Artikel in der poetischen Tagesliteratur und stehen einander sehr ähnlich. „Do Domm" ist schön. Endlich „Clarissa": eine psychische Monographie mit dunkler Färbung; einige schöne Züge darin! Ob andere Referenten ebenso milde über diese Leistungen sich aussprechen werden, ist zu bezweifeln.

100. Noris-Blüten von G. Bieß. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1845. 12. 22½ Ngr.

Hier werden der Liebe Lust und Schmerz, das Jahr mit seinem bunten Wechsel und einige Züge aus dem Menschenleben der Vor- und Jetztwelt mit lauwarmer Zuckerwasserpoesie übergossen, deren Genuß uns herzlich langweilte.

101. Ein mattes, schwächliches Product ist ebenso Töne aus meiner Liebe von Sophian. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1845. 12. 10 Ngr.

Herr Sophian verrennt sich selbst (S. 10):

Mein schwacher Stamm, der liegt geknicket,
Die Blüte ist schon längst geschieden,
Die Zweige welken schon und modern,
Und Leben sieht man nirgend lodern.

Ja wol, ja wol!

102. Dämmerstunde. Ein Gedicht von O. L. B. Wolff. Berlin, Veit u. Comp. 1845. 12. 15 Ngr.

Was uns hier von dem höchst productiven und durchaus nicht talentlosen Verf. dargeboten wird, hat ganz das Ansehen eines ungeordneten Durcheinander und alle Merkmale einer flüchtigen Improvisation. Hatte ja doch der Dämmerstundenpoet ehedem in Deutschland den Ruf reicher improvisatorischer Begabung! Wie können wir uns wundern, wenn ihn das Improvisiren in einer oder einigen Zwielichtstunden befällt, und er da Das thut, was die Italiener afogare i sentimenti e pensieri nennen? Was die Form anlangt, so thut er es in canzonenartigen Stanzen. Gedanken, Anschauungen und traumartige Gefühle schweben hier umher wie graue Falter im Zwielichts und wie diese Thiere dem Blicke des Schauers in den Schatten entschwinden, so geht es dem Leser mit Dem, was hier zu lesen ist. Erinnerungen aus dem Arkadien der eigenen Liebe, die weihnachtliche Dämmerstunde der Besherung im Vaterhause, das Treiben der jungen deutschen Freiheitssänger, Reflexionen über Dichtungsvermögen und Dichter, die ihn zu Freiligrath führen, dem er einige Canzonen weiht, und in denen Ossian eine Hauptrolle spielt, dem auch ein Vardengesang nachgebildet ist, eine Apostrophe an die Frauen und eine Ränie an Kurt Immermann — das Alles zieht sich in planlosem pêle-mêle das Buch hin, welches dem berühmten Klaviervirtuosen Franz Liszt dedicirt ist. Hr. Wolff hat damit die Zahl seiner Schriften vermehrt; ob er seine Celebrität dadurch mehren wird, müssen wir bezweifeln.

103. Die „Dämmerstunde" leite uns zu etwas ihr Verwandtem: zur Feierabendstunde.

Feierabendlieder von Wilhelm Steinhäuser. Berlin, Krause. 1845. 8. 7½ Ngr.

Diese Lieder verdanken ihr Entstehen dem vom Stadtsyndicus Hedemann zu Berlin gestifteten Handwerkerverein, dem Hr. W. Steinhäuser als Mitglied angehört. Sie sollen nicht blos am Sonntage und Blauen Montage, sondern an jeder Werkeltags-Feierabendstunde gesungen werden, weshalb sie nach ganzbaren Melodien gedichtet sind. Das Titelblattsmotto charakterisirt sie: „Nicht vornehm sind die Lieder, sie drückt kein Modeschnitt", und am Schlusse eines versifficirten „Vorläufer" sagt der Verf. von ihnen:

Die Lieder, die ich geschrieben. —
Wenn auch nicht der Rede werth —

Digitized by Google

Mag's nur sie zu singen belieben,
Dann schon ist mein Wunsch erhört.

Und sollten auch seine Nasen
Sich vornehm vom Texte dreh'n,
Im Volke lacht man der Hasen,
Und das mag zum Schlusse steh'n.

Richtig geurtheilt, meinen wir. Sie sind allerdings der Rede nicht werth; aber die Nasen der Sänger, für die sie bestimmt sind, werden ihren unangenehmen Geruch nicht empfinden und sie mit Vergnügen beim Bierkruge der Estaminets singen. Sie sind echt deutsch, denn sie besingen Bier, Taback und — Krambamboli. Sie haben eine derbe Popularität und mischen mit energischem Schlagworte einen lustigen Einfall, auch wol ein „Das weiß die Schwerenoth!" (S. 54) mit ein. So etwas gefällt! Unmoralisch sind sie auch nicht; höchstens könnte ein moderner Mäßigkeitsvereinstifter die Nase über das Krambambolilied rümpfen. Die Schere des politischen Censors muß sich auch von ihnen fernhalten, denn sie sind loyal und haben keine verdächtige Färbung; und so mag auch die Schere des kritischen Censors ihnen nichts anhaben. Sie gehen in Frieden!

104. Gedichte von August Woycke. Danzig, in Commission bei Kabus. 1845. 12. 1 Thlr.

Es thut einem rechtschaffenen Recensenten in der Seele weh, wenn er über die Leistungen einer zwar kurzathmigen, doch jugendlichfrischen Begeisterung, wie sie uns aus diesen erotischen, lebensfrohen und epischen Liedern anhaucht, nichts sagen kann als daß sie bei der heutigen Concurrenz mit gleichbegabten Dichternaturen nicht die ihnen gebührende Beachtung finden und im immer breiter werdenden Strome germanischer Lyrik verschwinden werden wie Blumen in den wilden Wellen eines Bergstroms. Schon aus dem Umstande, daß der Verf. keinen Verleger für seine Gedichte finden konnte, kann er ihr Schicksal ahnen.

105. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Gedichten von Karl Fernau *); nur daß dieser Sänger sich mit mehr Vorliebe und Geschick dem Epischen zuwendet, wie denn die poetischen Erzählungen, Legenden, Balladen und Romanzen nicht blos materiell der Sammlung übrige Theile überwiegen, sondern auch intensiv stärker sind als die Lieder, die Erinnerungen aus Italien, die weiblichen Bildnisse und die den Schluß bildenden Gelegenheitsgedichte.

106. Gedichte von Kasimir Röspe. Darmstadt, Diehl. 1845. 12. 20 Ngr.

Unpoetisch, wie des Verf. Name, unbeholfen im Ausdruck, fade im Geist und matt in der Phantasie ist Alles und Alles, was unter dem Worte Gedichte hier auf den literarischen Markt gebracht und ausgestellt wird; mit einem Worte: ein klägliches Machwerk unter aller Kritik.

107. Phantasie- und Feldblumen. Von Karl August Schmidt. Breslau, Schuhmann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein in Apollo's Garküche aus verschiedenartigen Ingredienzien zugerichtetes Pastiecio, welches sich, laut Subscribentenverzeichniß, der Verf. vorausbezahlen ließ und zu dessen Genuß wir den Subscribenten den besten Appetit wünschen. Es enthält pêlemêle Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede, Romanzen, Liebeslieder, Visionen, fromme Hymnen, Gebete, Nachbildungen Ossianischer Lieder; „Konrad der Bastard", ein Schauspiel in vier Acten, nach einer schlesischen Sage metrisch bearbeitet, und wo uns besonders die Anmerkungen am Schlusse über das Costume der handelnden Menschen und Elementargeister baß ergötzt haben; endlich Lieder an christlichen Festen zu singen. Da nun der pierische Garkoch, laut Vorwort, über die ihm von der Natur verliehene Gabe der Dichtkunst das Urtheil sachverständiger und hoher Personen bescheidentlichst und vorsichtig einholte (welches zweifelsohne zu seinen Gunsten ausgefallen ist), noch ehe er seine Dichtungen durch den Druck veröffentlichte, so wäre es eine Ilias post Homerum, ja eine sträfliche Keckheit, wenn ein niederer Referent in d. Bl. darüber weitläufig berichten und gar sein Urtheil abgeben wollte. Unter des Buchs Titel sind die Worte zu lesen: „Erster Band sämmtlicher Dichtungen von ꝛc. Schmidt"; es ist mithin die Zubereitung eines zweiten Gerichts in Aussicht gestellt, wozu wir abermals guten Appetit wünschen, aber zugleich gegen die etwanige Zumuthung, das Buch zu besprechen, protestiren.

108. Einige Blätter der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors Friederich von Luck. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 15 Ngr.

Der anonyme Herausgeber dieser Blätter hat sehr wohl gethan, daß er aus der umfangreichen pierischen Nachlaßsammlung dieses gesinnungsvollen Altpreußen nur eine kleine Anzahl von Gedichten ausgewählt, und sie, ausgestattet mit einigen biographischen Notizen, der Öffentlichkeit übergeben hat. Gibt doch die Nachlese des Buchs fast schon zu viel! Was das Wesen und die Natur dieser Dichtungen betrifft, so laboriren sie großentheils an einer gewissen Schwerfälligkeit im Ausdrucke, und man sieht und hört es ihnen an, wie ihr Verf. mit der Form ringt und sich abmüht, eine erfreuliche Harmonie zwischen die Wärme seines Gefühls und die bezeichnende Kraft des Wortes zu bringen. Er selbst fühlt das, wenn er sagt: „Mich liebt nicht das Sonett; ich muß es lieben", womit er seine Ohnmacht, Herr über die Form dieser Dichtart zu werden, ausdrücken will. Noch deutlicher spricht er sich über die Eigenthümlichkeit seines poetischen Strebens in dem Sonett „Dichterglück" (S. 39) also aus:

Im Sein ward Licht! — Da brannten Schönheitskerzen!
Der Wille trieb: ich konnte nicht verstummen!
Ich ward ein Dichter — einer von den Dummen,
Arm in der Kunst, nur reich im vollen Herzen.

„Mein sind und süß der Dichtung Lust und Schmerzen!"
Mir selbst ein Grau'n spielt das Gedicht Vermummen.
Was in mir singt, es kann nur außen — summen;
Muß ich die Qual, kann ich Gespött verschmerzen.

Nur Wille hebt mich Blinden zu dem blinden
Homerus, dem die Götter Kraft gegeben.
Die Mutter hat zur Sehnsucht mich geboren;

Von sel'gen Höh'n will jetzt sie Trost mir künden:
Dort werd' zur Meisterschaft gebracht mein Leben.
Es sei! — Doch Dichterglück bleibt mir — verloren.

Ganz verloren war ihm aber das Dichterglück doch nicht; denn sein Lyraspiel erwarb ihm Gunst und Liebe. In seiner altpreußischen Gesinnung weihte er sein wärmstes Gefühl dem Vaterlande, der Calamität (1806) und der Erhebung und Glorie (1813) desselben. Die Königin Luise, die Prinzessinnen Wilhelm und Luise (vermählte Fürstin Radziwill) erschienen ihm als lichte Sterne am Himmel seiner Zeit; ihnen flocht er einen Kranz aus pierischen Blüten (wenn auch oft nur in akrostichontischer Spielerei, S. 74), welchen die hohen Frauen nicht unbetobt und unbelohnt ließen. Das folgende, im Jahre 1815 zu Wiesbaden an Goethe geschriebene Sonett ist zu bezeichnend für die poetische Persönlichkeit und Ausdrucksweise Luck's, als daß wir es hier nicht geben sollten:

Nach meinem besten Wissen und Gewissen
Weiß ich der Wissenschaft, der blättereichen,
Nur eine, die Artischocke, zu vergleichen,
Wenn du sie zu entblättern bist beflissen.

Kein schmaler Bissen darf dein Kosten missen;
Geschmeckt soll jedes Blatt dem andern weichen,
Den Stuhl der Artischocke zu erreichen: — —
Des Meisters Stuhl denk' ich beim Leckerbissen.

*) Gedichte von Karl Fernau. Regensburg, Manz. 1845. 16. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Digitized by Google

Recht ist's von vorn wieder anzufangen!
Schön ist's, bestelbe unverdrossen bestreben:
In Kunst den Meisterstreit zuerst erzielen
Die Wissenschaft — nach Steinen dein Verlangen —
Die Kunst — des jungen Werther's Leiden schreiben.
Strebt nach dem Stuhl, läßt sich mit Blättern spielen.

Das Wort erwarb ihm die Achtung und Gunst dieses Dichterfürsten, der ihn sogar späterhin durch einige eigenhändige Briefe beglückte. In einem derselben sagt er von Luck und seinem Talent: „Eisern Sie nicht so gegen Ihre persönlichen Mängel, sondern bedenken Sie, daß diese nur wie Wappenschilder in Stammbäumen, die Verwandtschaft der großen Menschenfamilie untereinander bezeichnen. Wir erkennen daran nach unten und nach beiden Seiten, wie manche hübsche Ahnen und Vettern wir gehabt haben, und können vermuthen, daß ähnliche Eigenschaften sich auch in der Zukunft oderwärts verzweigen werden." Und so wollen wir diese Blätter der Erinnerung willkommen heißen und ihnen gern ihr Plätzchen auf dem reichen literarischen Markte der Zeitzweit gestatten!

109. Weinbüchlein von Wilhelm Backernagel. Leipzig, Weidmann 1845. 8. 18 Sgr.

Eine erfreuliche Erscheinung! Hier erklingt nicht das Evan Evoe der römischen Hyläospriester und thrasischen Thyrsusschwinger, oder das Hoh des Weins in Anakreontischer Manier, oder der Rückert'sche Schenkenton aus dem Orient, noch die abgedroschene Ermahnung deutscher Trinkliederdichter aus dem vorigen Jahrhundert: „Trinkt, Brüder, trinkt, der volle Becher winkt" u. s. w., noch auch das fadeste Aesterlein und Raisonniren über Reiz und Wirkung des Traubengolds, sondern der geniale Verf. stellt mit ebenso viel feinem Witz als blühender Phantasie originelle, ihm allein angehörige, plastische Bilder aus dem Leben der genießenden Gesellschaft vor unser Auge, verwandelt den modernen Hydropathen in einen Bromnier, den physischen Gaumenkitzel in einen psychischen Genuß, die Betäubung des Gehirns in eine jeden Katzenjammer fernhaltende Steigerung der Seelenkräfte, bei welcher der Trinker Herr seiner selbst bleibt, auch wenn er sich auf den höchsten Flammen der Begeisterung wiegt. Es ist wahr, er subtilisirt, bildet und allegorisirt zuweilen a la Rückert (man sehe in dieser Beziehung „Schatzgräber", S. 33, „Das Bergwerk", S. 36, „Der Aberlaß", S. 38, u. a.), aber es wird bei seiner Behandlung des Stoffs Alles plastischer, klarer und gefälliger. Eine Probe eines witzigen Trinkliedes ist „Klosterbibliothek" (S. 52) zu lesen:

„Occidorunt in profundum" —
Sehet euch im dunklen Grund um,
Sehet euch rundum
In rotundum!
Summus Aristoteles
Plato et Euripides
Occidorunt in profundum.

Für die Liberei die Liebhaberei
Wohrer sie wol kommt? Mein Lieber, ei, wi!
Lieber stirl, die sind ja nicht hie:
Hier ist ja nur Liber Liberi.
Unser Folianten und
Unser Quartanten und
Unser Taschen-
Ausgaben sind rund:
Tonnen und Zöpfer und Flaschen.
Schwache Augen haben die Herr'n,
Und sind doch fleißige Leser;
Sie studiren gar zu gern:
Drum tragen sie allzeit Gläser.
Das Eine rühm' ich ganz besonders;
Ich hab's erprobt und denke deß:
Es sind die Bücher sammt und sonders
Editiones princeps.

Und dorten gar die Incunabel,
Die uns sich selber trunken wiegt.
Drin eine pausbackicht Fabel
Mit off'nen Schelmenaugen liegt!
Leoninus varietas,
Die ist vor Allem reichlich:
Hier ein kräftiges, derbes Roß,
Dort eines fuß und weichlich.
Centaurus wird da: ach, Gott dir!
Die beiden nur zurücken;
Von der Lese des Jahres alt
Steh'n Bücher in allen Ecken.
Der Stil ist klar und flüssig,
Und schön und deutlich die Lettern:
Man wird's nie überdrüssig
In solchen Büchern zu blättern.
Und ist's ich den, meine Seele dürst,
Weiß der den blühenden Stil verstehn!
So wie man nur den Zapfen stößt,
Gleich springt hervor ein ganz Bouquet.
Hier möcht' ich ein Professor sein,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos ändern:
Da würd' ich profitiren.

Eine Probe geistreichen Allegorisirens geben wir in „Bampyr" (S. 14):

Keine Ruh' auf meinem kalten Pfühle,
Keine Ruh' in meiner dunkeln Nacht:
Durch die Straßen flernenhell und kühle
Treibt mich das Verlangens Zaubermacht;
Sonder Raß und Rud'
Such' ich immerzu;
Alles schlummert, meine Sehnsucht wacht.

Ob in seiner von den kühlen Kammern
Ruhet eine hochgewölbte Brust,
Die sich's lohnte gierig zu umklammern,
Auszusaugen mit erneuter Lust?
Wieder such' ich drauf,
Bloß mich fand ertrost:
Weiben hab' ich's nur zu lang gemacht.

Sieh, ummauert dort von festen Ziegeln.
Sieh, es schlummert dort ein schöner Mann.
Wohlverwahrt mit Schlössern und mit Riegeln,
Und ein braunes Röslein hat er an.
Seine Brust wie voll!
Dieser Jüngling soll.
Mich mit Blut zu stillen soll er d'ran.

Bis zum Grunde will die Brust ich leeren,
Schlürfen will ich seines Herzens Blut:
Neues Leben soll er mir gewähren,
Neu erwecken die erloschne Glut:
Ist's um den geschehn,
Muß noch andern geh'n,
Und das ganze Volk erliegt der Wuth.

Hieraus sehen wir, das „Weinbüchlein" könne alle Denen empfohlen werden, welche mit Bewußtsein und doch mit erhobenem Gefühl genießen wollen. Wir bemerken blos noch, daß das „Weinbüchlein" durch den Umstand noch viel anziehender wird, daß man von Hrn. Wackernagel in diesem Genre wol nichts Vorzügliches erwarten konnte, da er sich bisher auf ganz andern Gebieten bewegt hat: bewundern wir also seine Vielseitigkeit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Daß Hr. v. Florencourt sich eine häßliche Frage aus dem Hirne gesponnen und dann beliebt hat (in Nr. 328 und 329

Digitized by Google

d. Bl.) dieselbe für ein Portrait auszugeben und meinen Namen darunter zu setzen, darüber würde ich kein Wort verlieren, denn ich hätte viel zu thun, wenn ich alles dumme Zeug beantworten wollte, das in den letztern Jahren über mich und meine Arbeiten gedruckt worden ist. Aber Hr. v. Florencourt hat es sich herausgenommen, die Entstehungsgeschichte des Buches „Sylvester Jordan's Leben und Leiden" (an dessen Behandlung eben Hr. v. Florencourt die Meinung, die er über mich ausspricht, zu begründen sucht) anders darzustellen als ich sie in der Vorrede des gedachten Buches dargestellt habe. Hr. v. Florencourt sagt nämlich:

„Das Werk hat eigentlich nur Einen Verfasser, den bekannten, als Journalist vielfach thätigen Dr. G. Julius, der jedoch nicht mit einem andern Dr. R. H. Julius zu verwechseln ist ꝛc. Dr. Trinks hat weiter keinen Antheil an diesem Buche als daß er den Plan dazu gefaßt und sich nach einem dereinstigen Verleger dazu umgesehen hatte. Eine tödtliche Krankheit raffte den jungen hoffnungsvollen Mann hinweg, noch bevor er die Ausarbeitung des Werks beginnen konnte. Wenigstens ist in seinem Nachlasse nicht einmal ein erster Anfang aufgefunden worden. Dr. Julius übernahm darauf die Ausarbeitung des einmal angekündigten Werks, um eine Verpflichtung des Verstorbenen gegen Publicum und Verleger zu erfüllen."

In dieser ganzen Darstellung sind so viel Sätze, so viel Unwahrheiten. Es ist falsch, daß *ich* der eigentliche und einzige Verf. des Buchs sei, falsch, daß Dr. Trinks nur den Plan gemacht und einen Verlagscontract geschlossen, falsch, daß er gestorben sei, ohne einen Anfang gemacht zu haben, falsch, daß ich das Werk übernommen hätte, um eine Verpflichtung „des Verstorbenen" zu erfüllen (falsch sogar — um Spaßes halber auch dies zu erwähnen — daß ich der *Dr.* Julius genannt werde, da mich nur der Verlegee des Buchs aus eigener Machtvollkommenheit und ohne mein Wissen zum Dr. promovirt hat), und wenigstens nicht bezeichnend für die Art meiner Thätigkeit, wenn ich „der als Journalist vielfach Thätige" genannt werde; auch muß es mit meiner „Bekanntheit" doch nach Hrn. v. Florencourt's Meinung nicht weit her sein, wenn er nöthig findet, mich von Dr. R. H. Julius zu unterscheiden. Nun muß ich aber vor allen Dingen fragen: wie kommt Hr. v. Florencourt zu der Kühnheit, die doch wahrlich alles Maß übersteigt, in einer Sache, der er völlig fremd ist, mich, der ich sie nächst dem Verleger allein richtig wissen kann, öffentlich Lügen zu strafen? Ich habe in meiner Vorrede nämlich mit klaren Worten gesagt: „Ferdinand Trinks *hatte diese Schrift begonnen und die erste Abtheilung derselben bis auf wenige Seiten beendet* u. s. w." Und Hr. v. Florencourt, der mein Vorwort gelesen haben muß, denn er citirt es, behauptet: Hr. Trinks sei gestorben, *ohne auch nur begonnen gehabt zu haben*!! Wenn übrigens Hr. v. Florencourt, der von meinen Schriften spricht wie Einer der sie gelesen haben will, auch nur ein Sterbensfünkchen Kritik besäße, so würde er gefunden haben, daß *ich* ein Buch von mir nie so angelegt, nie so ausgeführt haben würde wie das in Rede stehende, und insbesondere, daß Stücke wie S. 1—22 aus jeder Feder sein können nur nicht aus der meinigen.

Der Vorgang war dieser: Von dem Buche war die ganze erste Abtheilung bis auf zwei oder drei Seiten nicht nur geschrieben, sondern bereits *gedruckt*, ehe ich auch nur von der Existenz dieses Unternehmens etwas wußte. Hr. Trinks war mein Nachbar, ich sah ihn täglich krank und elend über die Straße schleichen, ich traf mit ihm auf dem Museum zusammen, hörte seinen tödtlichen Husten, und er dauerte mich in der Seele. Ich hätte ihm längst gern etwas zu Liebe gethan. Und als ich zufällig erfuhr, daß ihn die Verpflichtung, den „Jordan" fortzusetzen, drücke, ergriff ich diese Gelegenheit, meinem Herzen zu genügen. Ich ging zu ihm, erbot mich, das Buch nach seiner Anleitung fertig zu machen, und er nahm das Anerbieten freudig an. Er besaß keine Excerpte, sondern arbeitete so aus den Büchern heraus, die er benutzte. Er sagte mir genau seinen Plan, die Eintheilung, und wie er Alles bis zum Schlusse einzurichten gedachte. Das Buch sollte nur eine Zusammenstellung Dessen sein, was Jordan über sich selbst öffentlich gesagt hatte, ergänzt aus andern Nachrichten. Das habe ich auch schon in der Vorrede erklärt. Trinks würde mir auch zu allen Details bis ans Ende mündliche Anweisung gegeben haben (denn ich wollte nur *für ihn* arbeiten, nur als sein Schreiber, nicht aber selbst ein Buch verfassen), wenn er nicht, nachdem ich ihm meine Hülfe in der angegebenen Weise eben definitiv zugesagt und zugleich dem Verleger mein Wort gegeben hätte, gestorben wäre. Nun blieb mir nichts übrig als das Material selbst zusammenzutragen. Ich that dies aber ganz genau in derselben Weise wie Trinks begonnen hatte, und ich suchte mich sogar in der Schreibart ihm anzubequemen. Das Buch ist sonach ganz und gar als ein Werk von Trinks zu betrachten. Die Anlage, die Art der Behandlung, die Manier, Alles ist sein. Der von mir niedergeschriebene Theil desselben unterscheidet sich von der ersten Abtheilung nur dadurch, daß ich nicht, wie Trinks gethan hatte, eigene Reflexionen eingestreut habe. Das konnte ich nicht, durfte ich nicht, wenn es das Buch bleiben sollte, welches beabsichtigt war; und das habe ich auch in der Vorrede erklärt. Jordan's Persönlichkeit und Schicksal gewann mir Theilnahme ab: das tröstete mich einigermaßen über das verdrießliche Geschäft dieser Mosaikarbeit, die mir mein Mitleid aufgeladen hatte. Auch Das ist in der Vorrede gesagt. Mein Name hätte auf dem Titel gar nicht stehen sollen; denn mit meiner schriftstellerischen Eigenheit habe ich an dem Werke auch nicht den geringsten Antheil. Doch hat es der Verleger gewünscht und ich gab meine Zustimmung, weil es mir nicht darauf ankommt, auch einmal Jemandem zu Gefallen mit zu figuriren. Ich schrieb aber deshalb die Vorrede. Dies ist die wahre Entstehungsgeschichte des Buchs, und somit empfehle ich mich Hrn. v. Florencourt, den ich übrigens ganz wohl leiden mag, mit dem freundlich gemeinten Rathschlag, sich, nach dieser Probe, des Portraitirens doch lieber zu enthalten.

Leipzig, 26. Nov. 1845.

Gustav Julius.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und fortwährend durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Concordia.

Die

symbolischen Bücher

der evangelisch-lutherischen Kirche

mit Einleitungen herausgegeben

von

Dr. F. A. Koethe.

Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei dem hohen Interesse, welches die Zustände der evangelischen Kirche gegenwärtig in allen Kreisen erregen, mache ich auf diese **vollständige** und **billige Ausgabe** der Symbolischen Bücher besonders aufmerksam.

Leipzig, im December 1845.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 360. — 26. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

110. Bausteine. Eine Auswahl verschiedener größtentheils maurerischer Dichtungen, vorgetragen in den verschiedenen Logen Berlins, vornehmlich bei der Mittwochstafel in der großen Landesloge von Deutschland, von Franz Grua. Berlin, Lüderitz. 1845. 8. 1 Thlr.

Wir haben in d. Bl. früher schon hin und wieder maurerisch-poetische Schriften angezeigt und besprochen. Wel könnte in ihnen mehr als in andern Dichtungen der Zauber der Poesie walten; denn das Institut der Maurerei hat schon in historischer Hinsicht durch die Ehrwürdigkeit seines Alters, durch den Nimbus seines vermeintlichen Stifters, durch die wechselnden Schicksale, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren, durch die ihm eigenthümlichen Ceremonien und Formen, durch Symbole und Embleme, die in des Tempels Pforte eingemeißelt und an der Ordenstracht sichtbar sind, und durch den Schleier des Geheimnisses, in welchen man dem Laien seine Zwecke und sein Wesen hüllt, ungemein viel Poetisches und die jugendliche Phantasie Anregendes; aber sonderbar, daß solche maurerische Dichtungen den Laien selten begeistern und hinreißen, und daß die Räthselhaftigkeit des Ordens mit all seinen Schiboleths, Hieroglyphen und östlichen Dämmerungen nicht die Gewalt über Geist und Gemüth des außerhalb des Tempels stehenden Lesers übt, die man erwarten könnte. Wir glauben Grund und Ursache dieser Erscheinung in dem Umstande zu finden, daß der dichtende Ordensbruder, der Laienwelt gegenüber, gezwungen ist, sich mit seinem Liede innerhalb der Grenzen einer trockenen Moral zu halten, für die er den Mund gewöhnlich recht voll nimmt oder in deren Dienste er sich mit wortreichen Sentenzen und Gemeinplätzen förmlich abquält, während er, durch seinen Eid gebunden, über Dogma, Wesen und Zweck des Ordens Stillschweigen beobachten muß. Das bloße moralische Element erweckt aber kein Interesse, sondern so wie auch im Christenthum die nackten Vorschriften der Ethik uns nicht für Jesu Sache und Lehre zu begeistern vermögen, und es mehr das Dogma mit seiner Eigenthümlichkeit und seinem Mysterium ist, was ihm Bekenner und Bewunderer aus allen Stämmen und Zungen erworben, so kann auch die nackte Moral des Maurers, mit welchem rhetorischen Prunk sie auch ausstaffirt werde, den ganzen Menschen doch nicht ergreifen und für die Sache gewinnen. Fast fürchten wir, dies könne auch Hr. Grua mit vorliegenden Maurergedichten nicht, unerachtet sie um Vieles Alles übertreffen, was wir je aus dieser Sphäre gelesen haben; wenigstens zeichnen sie sich durch einen gewissen Gedankenreichthum, das Umgehen von Gemeinplätzen und stereotypen Maurerphrasen, und eine edle, kernige und anmuthige Sprache vortheilhaft aus. Gleich des Buchs erste Nummer, „Das Vaterunser des Freimaurers", kann einen Beleg zu diesem Urtheil geben, und gewiß möchten gegenwärtige Dichtungen mehr als je früher erschienene geeignet sein, Proselyten für den Bund in der Laienwelt zu machen, wenn sich Wort, Lehre und Moralprincip der Maurerei recht an ihren Söhnen im Leben selbst bewährte. Das ist aber nicht der Fall, weshalb auch alle Apologien für den Orden, gereimte und reimlose, eine auffallend geringe Wirksamkeit hatten und haben. Hr. Grua fragt (S. 8): Was sichert das Glück des Staats: und antwortet:

Die Bürgertugend ist es, jene Rechtlichkeit,
Die muthvoll alte Treu' bei neuem Fleiße wahret,
Die lebend im Familienkreis sich offenbaret,
Wo jedes Glied sich gern erkannten Pflichten weiht.
Und diese Stütze sichert Maurerei;
Denn mild umschlingt ihr Wirken alle Stände,
Und legt in jedes Herz der Tugend reiche Spende,
Ob's auf dem Thron, ob's in der Hütte sei.

Aber wir sehen von diesen segensreichen Dingen nichts, weder im häuslichen noch im bürgerlichen Leben! In einer „Hymne an den Bund der Freimaurer" (S. 16) heißt es: „Du schirmst vor des Lasters wilder Macht — Du leitest uns zur Weisheit und zur Tugend"; aber wir nehmen von diesem Schutze und Schirm nichts wahr und sehen nirgend, daß der Bund die Menschheit zu Weisheit und größerer Tugend leite! Weiter wird hier die Wahrheitsliebe, die Verschwiegenheit, die Treue und nachsichtsvolle Milde des Maurers gepriesen; aber wie viele Mitglieder dieses Bundes haben wir gekannt und kennen sie noch, die Lügner, Betrüger und Schwätzer sind, und es ist uns oft auffallend und befremdend gewesen, wie schwach sich die Bundeskraft gezeigt habe, wenn es galt, ausgebrochene Zwistigkeiten und Zerwürfnisse im Brüderkreise beizulegen und die Wallungen des leidenschaftlich aufgeregten Bluts der tugendhaften Ordensbrüder zu stillen. Von der einen religiösen Sinn erzeugenden Kraft der Maurerei heißt es (S. 19):

Die Gottheit waltet in des Maurers Herzen,
Er ist der Diener der Religion;
Für sie baut er, für ihren heil'gen Thron
Erduldet er des Lebens bitt're Schmerzen;
Er ist des Heilands echter, treuer Sohn.
Der Aberglaube kann den Blick nicht schwärzen!
Das helle Licht steht nur dem Maurer offen,
Er weiß zu glauben, lieben, weiß zu hoffen!

Aber wir sehen noch nicht, daß der Geweihte frömmer sei als der Profane; ja wir sind manchem dem Orden Angehörigen begegnet, der weit über die Grenzlinie deistischer Ansicht hinausging. Überdies ist es eine eigene Sache, den Mitgliedern des Maurerbundes die echte, probehaltige Vaterlandsliebe vindiciren zu wollen, da wir als das ethische Grundelement desselben nicht die Heimatsliebe, sondern einen, weit über des Mutterlandes Grenzen hinausgehenden, das All in großartiger Liebe umfassenden Weltbürgersinn betrachten müssen.

Digitized by Google

Zu diesen Reflexionen wurden wir durch vorliegende Dichtungen veranlaßt, eben weil sie mit klarerm Bewußtsein, mit innigerm Gefühl und edlerer Gesinnung sich aussprechen als je frühere Sachen der Art, denen man stets das Gemachte und die forcirte Begeisterung ansah. Poetisch gehalten in Beziehung auf Geschichte und Sittenlehre des Bundes ist „Traum eines Maurers in der St.-Johannesnacht". Zur Probe theilen wir hier eins der minder langathmigen Gedichte, „Die Loge" (S. 35), mit:

Hier, wo der Mensch dem Menschen wärmer
Mit Brudersinn vertrauend naht,
Und nur, wer selbst im Busen ärmer,
Zurückbleibt auf dem gleichen Pfad;
Hier, wo sich fest die große Kette,
Fern von Verrath und Tücke, schlingt,
Und heit'rer Frohsinn um die Wette
Die Blumen echter Freude bringt;

Hier, wo entblößt vom Schimmertruge
Das Leben steht im wahren Licht,
Und Sympathie mit mächt'gem Zuge
Des Zufalls Schranken niederbricht;
Hier, wo das Kleid, in das die Laune
Des Glückes seinen Günstling hüllt,
Nicht Stolz verlangt, daß man's bestaune,
Und was er ist, der Mann auch gilt;

Hier, wo die eig'ne Brust zu läutern,
Ein ernstes Wort mit Liebe mahnt,
Das Reich der Wahrheit zu erweitern,
Begeisterung die Pfade bahnt;
Hier, wo dem Schwachen Brudertreue
Den Stab des Männerwillens leiht,
Und heitern Rückblick ohne Reue,
Die Spanne dieses Lebens weiht;

Hier, hier wird Ruhe jedem Müden,
Und milder Balsam jedem Schmerz;
Hier heilt mit seinem Himmelsfrieden
Ein Genius das wunde Herz,
Hier labt der Wahrheit Silberquelle
Den Glücklichen stets voll und klar,
Und Leidensnacht strahlt Sonnenhelle
Von uns'res Bundes Hochaltar.

In diesem Geiste und Tone ist die ganze, starke, dem Prinzen von Preußen, als Protector sämmtlicher Logen in preußischen Landen, gewidmete Sammlung abgefaßt, unter welcher wir „Die neun Worte der Weihe" (S. 73), „Der Bund der vereinigten Schwestern" (S. 121), „Das verlorene Gebet" (S. 134) und „Die letzte Loge" (S. 324) noch besonders hervorheben, und die durch ihre gesinnungsvollen Hauche, ihre religiöse Wärme und ihre klangvoll rhythmische Sprache sich mehr als je eine eignen möchte, dem vom Volke oft seltsam beurtheilten und vielfach verdächtigten Bunde Freunde, Bekenner und Mitglieder zu gewinnen.

Nun lassen wir drei Nummern aus dem Gebiete der Volkspoesie folgen, die es uns beweisen müssen, daß der tiefe Schacht der Volkslieder, so viel man auch bereits seit Herder's und Goethe's Empfehlung aus demselben zu Tage gefördert hat, doch lange noch nicht ausgebeutet sei. Den Anfang mögen Lieder aus einem Localvolksdialekt machen.

111. Oberösterreichische Lieder von C. A. Kaltenbrunner. Linz, Fink. 1845. 8. 1 Thlr.

Diese Lieder könnten, nachdem ein ebenbürtiger Sanggenosse, Franz Stelzhamer, über dessen Leistungen wir uns auch in d. Bl. ausgesprochen haben, die oberösterreichische Volkspoesie auf einen poetischen Standpunkt erhoben, als etwas Überflüssiges oder Nachgeahmtes erscheinen; so ist's aber nicht, denn abgesehen davon, daß Hr. Kaltenbrunner als Eingeborener eines andern provinziellen Kreises den eigenthümlichen Genius der Bewohner desselben wiedergegeben hat, gebührt ihm auch noch die Anerkennung, daß er den Ton biderber Gesinnung und naiver Treuherzigkeit seiner Landsleute vortrefflich getroffen, ihren Charakter in lebensvollen Zügen gemalt und auf die Eigenthümlichkeit und Vorzüge jener poesievollen Mundart aufmerksam gemacht hat. Indessen können wir dieses allgemeine Urtheil nicht mit Weiterm belegen, sondern versichern blos, daß der Verf. gewiß auch außerhalb Oberösterreichs Interesse für seine Lieder erwecken und Leser finden wird.

112. Etwas dem Ähnliches sind

Gedichte in themarer Mundart von Heinrich Mylius. Mit einer Einleitung von Friedrich Hofmann. Hildburghausen, Kesselring. 1845. 8. 12½ Ngr.

Der, nach Prof. Brückner in Meiningen, in der Werragegend oberhalb Breitungen, an der obern Saale, Felda, Rodach und Ilz, oder, nach Reinwald, in dem Ländchen, welches einst den Grafen von Henneberg angehört hatte, gesprochene henneberger Dialekt hat in Hrn. Mylius einen kundigen und glücklichen Bearbeiter gefunden, und zwar in der speciellen Art und Weise, wie ihn die Bewohner von Themar reden. Der Nichtthemaraner findet, wie im vorerwähnten Werke, zum Verständniß der Gedichte an des Buchs Schlusse die nöthigen Worterklärungen. Schade, daß auch hier der Raum uns nicht erlaubt, vorliegende Gedichte näher zu betrachten und zu würdigen. Es genüge hier die Bemerkung, daß sie sich an Das, was Stelzhamer und Kaltenbrunner und früher Hebel, Grübel, Kobell u. A. auf diesem Felde leisteten und brachten, würdig anschließen. Eine von Friedrich Hofmann in Hildburghausen den Gedichten vorgedruckte Einleitung verbreitet sich mit ebenso vieler Sachkenntniß als Literaturkunde über Volkspoesie und Provincialdialekte, und sollte von keinem Leser überschlagen werden.

113. In die Kategorie solcher Volksdichtungen gehört auch

Die poetische Ukraine. Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 20 Ngr.

Diese wirklich zarten und duftigen Blüten einer, wir möchten sagen, keuschen Volkspoesie verdienen eine sorgfältigere Würdigung als wir ihnen in gegenwärtiger Relation angedeihen lassen können. Der sachkundige Sammler und Herausgeber dieser Lieder hat mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Ehe er diese Kinder fremden Landes in unser Vaterland einführt, belehrt er uns in einer kritischen und historischen Einleitung über ihre Herkunft und Heimat, und zeichnet uns in leichten, gefälligen Umrissen die Eigenthümlichkeit des Volks, das sie gesungen. Er theilt alle Verzweigungen der Kosacken (denn von diesem Volke ist hier die Rede) in zwei von den Russen ganz verschiedene Stämme. Der Mittelpunkt der einen sind die untern Ufer des Don, und der der andern der Dniepr. Aus der erstern bildeten sich verschiedene Verbrüderungen in Osten; die andere ward der Keim des Volks der Kleinrussen oder der Ukrainer. Unter keinem Volksstamm und in keiner Provinz des russischen Reichs hat der Baum der Volkspoesie so herrliche Früchte getragen, nirgend sich der Geist einer Nation so lebendig in Liedern ausgeprägt, und in keiner andern Provinz sind diese Lieder mit gleicher Pietät von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden als eben in der Ukraine oder unter den sogenannten Kleinrussen. Sie sind weniger durch schriftliche oder gedruckte Sammlungen als durch den Mund des Volks selbst erhalten worden, namentlich durch die sogenannten Banduristen, eine Art Volkssänger, den Rhapsoden der Griechen ähnlich, welche freilich nach eigenem Geschmack und Belieben daran modelten, weshalb sie unter mannichfachen Varianten bis auf unsere Zeit gekommen sind. Einige kleinrussische Gelehrte übersandten dem Herausgeber das vorhandene Material, und dieser versichert, daß er die Originale treu übersetzt habe. Wir glauben es auch; aber es scheint

Digitized by Google

uns zugleich, als ob es ihm gelungen sei, die weichen, wohlklingenden Verse, die den Liedern einen so eigenthümlichen Werth verleihen, glücklich wiedergegeben zu haben. Der Geist eines tiefen, wehmüthigen Gefühls weht uns an aus vielen derselben, besonders aus denen, die der Sohn der Steppe fern von der Heimat in der Fremde, von Heimweh befallen, singt. Man höre:

Steht am Wasser die Platane,
Tief hernieder hängend;
Sorgen quälen den Kosacken,
Ihm das Herz bedrängend.

Senk' dich, Bäumchen, noch herunter,
Bist noch grün und blühend!
Grämt dich nicht, Kosac, sei munter,
Bist noch jung und glühend.

Wollt' sich gern der Baum nicht senken —
Doch die Flut zermagt ihn,
Wollt' sich der Kosack nicht kränken —
Doch tief' Wehe plagt ihn!

Ritt mit Lanze und Geschosse
Und im Kriegsgewande,
Ritt auf schwarzgemähntem Rosse
Fern zum Russenlande.

Ist im Russenland geblieben,
Dort auch zu vergehen —
Die Ukraine, seine Lieben,
Sollt' er nie mehr sehen.

Sterbend sprach er: Mir ein großes
Grab wird man errichten —
Sträuchlein trägt auf seinem Schoos es,
Voll von süßen Früchten.

Werden Vöglein Beeren picken
Her zum Grab sich schwingen,
Aus der Heimat mich begrüßend
Frohe Kunde bringen.

Zartheit, gepaart mit männlicher Kraft, durchwebet die Liebeslieder, unter denen großen Zahl keins ist, vor dem die jungfräuliche Wange zu erröthen brauchte. Man urtheile selbst auch hier (S. 35):

Wo, wo, meine Liebe, jetzt weilest du?
Könnt dir mein Ziehen, mein Rufen nicht zu?
Es könnte die starren Gefilde selbst rühren;
Wie mein Aug' und mein Herz nach dir suchen und führen!
Doch ich suche vergebens schon lange Zeit,
Und ich finde dich nicht, du bist weit, du bist weit!
Und ich weiß' und vergehe vor Herzeleid!
Bist unter Kaufleuten auf blauem Meer,
Und führest und spähest nach Schätzen umher?
Oder bist du bei schmucken Damen zu Gast,
Und durchjubelst die Nächte im Prachtpalast?
Oder entschleudert in lichten Himmelshöh'n
Das Schicksal den armen Sternstehern?
Oder spielst bei lauschendem Mondenschein
Mit den Locken blühender Mägdelein?
Oder blühest du nicht als Mohnblume wild
Am Meeresufer im Thalgefild?
Oder singst du Kuckucks Prophetenlied?
Unter maiengrünender Hollunderdüft?
O höre mich, komme, meine Liebe, mein Glück,
Setz' dich zu mir her!
Nur einen einzigen Augenblick,
Und ich klage nicht mehr! . . . .

Überdies stellen uns diese Lieder ein treues, lebendiges Bild der Sitten und Gebräuche aus dem gesellschaftlichen Leben dieses Volks sowie der ganz eigenthümlichen Naturanschauung desselben vor das Auge. Der Kleinrusse lebt, wie wir hier lernen, in inniger Vertrautheit mit der Natur. Ist der Kosack in der Schlacht gefallen, so fliegen die Adler, seine Brüder, herbei und sprechen dem Sterbenden Trost zu; hat er die Augen geschlossen, so singt der Kuckuck im blühenden Hollunderstrauch sein Grablied. Jeder Tapfere ist ein „heller Falk" und verfolgt den Feind wie der Vogel der Lüfte seinen Raub. Aus dem Wehen des Windes, aus dem Wellengemurmel, aus dem Wiehern und Hufschlag seines Rosses weiß er die Zukunft zu deuten. Auch ist es eigenthümlich, daß er der Raute und Salbei wundertätige Naturkräfte zuschreibt. Historische Zustände und Sagen aus dieser Volksgefühlswelt werden uns hier durch eine Gattung von Gesängen klar und vergegenwärtigt, die, den lyrischen Charakter abstreifend, sich zum Epischen neigen und den Banduristen ihren Ursprung verdanken. Der Herausgeber nennt sie „Dumen", hat sie mit historischen Noten begleitet und an das Ende der Sammlung gestellt. Sie tragen alle das Gepräge der Originalität; welchen Werth sie auch für den Historiker haben mögen, sie gehören der Sagenwelt und dichtenden Phantasie an und nehmen deshalb das Interesse des Dichters in höherm Maße in Anspruch. Bei der Langathmigkeit derselben lassen sich keine Proben mittheilen; aber sie stehen den lyrischen Gaben keineswegs nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein merkwürdiges Schulgebäude.

Eins der merkwürdigsten Schulgebäude hinsichtlich der Bauart war das vor etwa 25 Jahren abgebrochene Gymnasium der westfälischen Stadt Soest. Der Conrector Bertling sagt in dem Programm von 1819, daß dieses Gebäude am meisten einem chinesischen oder tibetanischen Tempel gleiche, und besonders in den Verzierungen ganz das Gepräge chinesischer Bauart trage, daß es jedoch wegen der dicken eisernen Stäbe in den unterschen Fenstern leicht für ein Zuchthaus angesehen werden könne. Eine Zeichnung dieses seltsamen Baus ist vor kurzem wieder aufgefunden und dem diesjährigen Programm lithographirt beigegeben worden. Das Haus war an seinen vier Seiten in einer zwei- und dreifachen Linie mit Inschriften wie besäet, und war in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache; Moses, Salomon, Homer, Hesiod, Isokrates und Plutarch hatten ihr Contingent dazu liefern müssen. Oben am Thurme standen mit großen Buchstaben die Worte:

„Erhalt' uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Papstes und Türken Mord."

Im J. 1623 mußte der Magistrat auf Befehl eines spanischen Generals diese Worte auskratzen lassen; doch wurden sie nach dem Westfälischen Frieden wieder leserlich gemacht, bis 1673 durch den Marschall Turenne befohlen wurde, das Wort „Papst" auszuhauen. Zufolge einer Verordnung aus dem Holtzger von 1682 mußte das Ganze wiederhergestellt werden. So blieb diese Inschrift bis 1797. In diesem Jahre trat der Magistrat dem Domcapitel das völlige Eigenthum des Schiffs und Thurms der sogenannten Münsterkirche ab; das Capitel zahlte dafür zum Schulfonds des Gymnasiums 1200 Thlr., und da es zugleich die Ausmerzung jener Inschrift gewünscht hatte, so versprach der Magistrat dieselbe. Sie erfolgte auch dergestalt, daß man bei der Höhe des Thurms die einzelnen Züge der Buchstaben nur mit einem bewaffneten Auge kaum noch erkennen konnte. So kamen denn Papst und Türken endlich zur Ruhe.

Etwas über Richelieu.

Richelieu wußte es so einzurichten, daß dem pariser Parlament außer seinen gerichtlichen Geschäften nur ganz unbedeutende Dinge zur Berathung vorgelegt wurden; die Räthe beklagten sich manchmal über diese Beraubung ihrer frühern politischen Macht. Einer derselben sagte, als ihnen der Cardinal

Digitized by Google

wiederum eine Bagatelle zur Verhandlung übergab, daß er sich dabei eines römischen Kaisers erinnere, welcher einmal den Senat, nachdem er ihm allen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten genommen, über die Zubereitung der Sauce zu einer großen Steinbutte, die man dem Herrn aus der Ferne geschickt hatte, zu Rathe zog. Diese gelehrte Bemerkung mißfiel dem Minister und bald darauf wurde der unvorsichtige Rath aus Paris verbannt. Manche wollen behaupten, daß auch im ständischen Leben der Gegenwart hin und wieder Berathungen über Steinbuttensauce vorkommen. 13.

Bibliographie.

Algier, J. J., Neues Volksliederbuch. 3te Auflage. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 8. 3½ Ngr.

Leichtfaßliche Anleitung zur Schnellschreibekunst vermittelst eines einfachen Buchstaben-Alphabets. Aarau, Halbmeyer. 8. 5 Ngr.

Baggesen, A. v., Der dänische Staat, oder das Königreich Dänemark mit dessen Nebenländern und den Herzogthümen Schleswig, Holstein und Lauenburg, geographisch und statistisch dargestellt. 1ster Band. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Baldur, O., Jugendträume. Berlin, Reichardt und Comp. 8. 15 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Weber. 1846. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Braß, A., Der Proselyt. Roman aus den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III. 1ster Theil. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Crétineau-Joly, J., Geschichte der Jesuiten vom religiösen, politischen und literarischen Standpunkte. Aus ungedruckten authentischen Quellen. Übersetzt von J. E. Ludwig. Nebst einer Vorrede von Brinkmann. Mit Anmerkungen. 1ste—4te Lieferung. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. à 5 Ngr.

Dichtergarten. Taschenbuch für Frauen, herausgegeben von Charlotte Döring. 2te Auflage. Leipzig, Kersten. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dronke, E., Armsünder-Stimmen. Zwölf Lieder. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 10 Ngr.

Duller, E., Gedichte. Berlin, Klemann. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Foglár, L., Strahlen und Schatten. Gedichte. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fröhlich, A., Der Organismus der Staatskassen und die durch die Bestimmung derselben bedingten Rechnungs- oder Kassedurchführungen, systematisch geordnet. Wien, Lechner. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ausführliche Geschichte der Ukermark. 1ste Lieferung, Prenzlau, Vincent. Gr. 8. 10 Ngr.

Haas, R., Der geistliche Beruf in allen seinen Verhältnissen und nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit für Staatsmänner, Geistliche und Nichtgeistliche wissenschaftlich dargestellt. 2te vermehrte Ausgabe. Gießen, Heyer. 1846. 8. 15 Ngr.

Hoppe's, Dr. D. H., Jubelfeier. Mit zwei Abhandlungen von Dr. v. *Martius* und Dr. *Fürnrohr*. Mit Hoppe's Portrait. Regensburg, Manz. Gr. 4. 15 Ngr.

Jung, W., Der Gewerbsmann und die gewerblichen Verhältnisse Württembergs; zugleich eine Würdigung der gewerbswissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise in Frankreich des Hrn. M. Mohl. Ulm, Rühling. Gr. 8. 11½ Ngr.

Geographisch-historische Kirchenstatistik der katholischen Schweiz. Von einem katholischen Geistlichen. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kuhn, J., Katholische Dogmatik. 1ster Band, 1ste Abtheilung. Einleitung. Tübingen, Laupp. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Langerhanns, J., Gedichte. Dresden. 1844. 12. 5 Ngr.

Lutterbeck, A., Harmonien aus dem Gebiete der religiösen Speculation. Gießen, Heyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Luh, J., Chrysostomus und die übrigen berühmtesten kirchlichen Redner alter und neuer Zeit. Eine Entwickelung der homiletischen Principien. Tübingen, Laupp. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mailáth, J. Graf, Die Religionswirren in Ungarn. (Vom Beginn der Reformation bis zum Ende des Reichstags 1843—44.) Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rodnagel, A., Poetische Frauenbilder. Ein Lesebuch für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Zwei Bände. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Roellner, F., Die Kritik des gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Weidig. Ein Beitrag zur Charakteristik der politischen Parteien und der Rechtszustände Deutschlands, nebst actenmäßigen Belegen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Pestalozzi's Leben und Ansichten in einem wortgetreuen Auszuge aus sämmtlichen von Pestalozzi herrührenden Schriften zur Feier von dessen hundertstem Geburtstage dargestellt von R. Christoffel. 1ste Lieferung. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. 4. 9 Ngr.

Petzel, W., Bericht über die Expedition des Marschalls Bugeaud gegen die Kabylen von Dellys im Herbst 1844. Berlin, Stuhr. 8. 15 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis.) 8ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Pohl, G. F., Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper in ihrer gegenseitigen Beziehung dargelegt. Breslau, Aderholz. 1846. Lex.-8. 22½ Ngr.

Deutscher Postalmanach für das Jahr 1846. Herausgegeben von W. Görges. 3ter Jahrgang mit acht Stahlstichen. Braunschweig. Gr. 16. 1 Thlr.

Realis, Die Juden und die Judenstadt in Wien. Fragmente. Wien, Lechner. 12. 11½ Ngr.

Rückert, F., Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern. 2te Auflage. Stuttgart, Liesching. 1846. Kl. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schubert, G. H. v., Spiegel der Natur, ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung. Erlangen, Palm u. Enke. 8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Schwab, G., Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. Drei Theile. 2te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Liesching. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Sondershausen, K., Schirin. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Pönicke u. Sohn. Gr. 16. 15 Ngr.

Die magnetische Lehre der neuen Schule in Fragen und Antworten nach den Vorlesungen des Grafen F. Szapari von einem seiner Hörer. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Christliches Tagebuch. Herausgegeben von der Verfasserin des „Kinderleben". Bremen, Schünemann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Voß, J. H., Sämmtliche poetische Werke. 1ster, 4ter und 5ter Band. Leipzig, Müller. 1846. 16. Alle fünf Bände 2 Thlr. 20 Ngr.

Wangenheim, P. Freih. v., Die Abtrünnigen. Drama in fünf Acten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeldt, L. v., Der Mosquito-Staat. Nach authentischen Quellen statistisch dargestellt. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolff, O. L. B., Handbuch deutscher Beredsamkeit, enthält eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium. Zwei Theile. Leipzig, Lorck. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 361. — 27. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 360.)

114. Von den Kosacken wenden wir uns zur Nation der Niederländer in:

Bato. Blumenlese holländischer Gedichte älterer und neuerer Zeit. Übersetzt von Ludwig Troß. Nebst einer Zugabe von G. H. von Senden. Siegen, Friedrich. 1845. 8. 22½ Ngr.

Mit einer gewissen vornehmen Gleichgültigkeit oder Selbstgefälligkeit schauen wir Deutschen gewöhnlich auf das poetische Holland, dessen feuchte Nebel das helle Auflodern der Flamme der Begeisterung niederhalten, wenn sie nicht des Landes Reichthum an Wasser gänzlich auslöscht. Hr. Dr. Troß will durch vorliegende Übertragung von Gedichten der gefeiertsten holländischen Dichter aus älterer und neuerer Zeit in unsere Muttersprache den Versuch machen, mehr Sympathien für niederländisches Musenthum in deutschen Herzen zu wecken und ein günstigeres Urtheil über die dortigen Schöngeister hervorrufen. Der Zweck ist löblich und nicht ohne Geschick ausgeführt. In Gedanken und Bildern wie in Bezug auf das Versmaß schließt er sich streng an die Originale, und meidet gewissenhaft jede Künstelei im Ausdruck, um der Urbilder edle nationelle Einfachheit nicht zu verwischen. Eine chronologische Reihenfolge in der Aufführung der Dichter hat er verschmäht, und vergleicht die hier uns dargebotenen Gedichte mit Blüten, die in einem reichen Garten einzeln abgepflückt wurden, und die den Reichthum der holländischen schönen Literatur zwar keineswegs beweisen, aber doch vielleicht geeignet sein dürften, daß man ihr von Deutschland aus größere Beachtung und Theilnahme zuwende. Gelingt ihm das, versichert er in der Vorrede, so werde er sich für seine Bemühungen für hinlänglich belohnt halten. Wir hegen aber einen bescheidenen Zweifel an diesem Gelingen. Die niederländische Charis bewegt sich nämlich mit einer gewissen Schwerfälligkeit und redet mit einem angeborenen volksthümlichen Phlegma. Gleich die erste Nummer, „Das Liedchen vom Hute", von einem unbekannten Dichter aus dem 13. Jahrhundert herrührend, ist etwas schwerfällig und matt, wie denn überhaupt die Musenkinder des 16. und 17. Jahrhunderts, ein Hooft, Camphuysen, Cats, Westerbaen und Joost van den Vondel von dem Roste ihrer Zeit und Nationalität angelaufen erscheinen. Die Söhne des 18. und 19. Jahrhunderts, als Smits, Pater, Helmers, Bilderdyk, Bellamy, van Lennep und besonders Tollens, Borman, Engelen und Sloet van Oldhuis wissen sich schon eher in unser Herz hineinzusingen; aber Kinder ihres bruchartigen Bodens und feuchtnebligen Klimas sind sie doch, und wir dürfen den Maßstab heutiger Kritik nicht an ihre Erzeugnisse legen, indem letztere der plastischen Rundung, des romantischen Farbenspiels und des Feuers germanischer Dichter aus der Neuzeit entbehren. Schon in der Wahl der zu besingenden Objecte sind die niederländischen Dichter nicht sehr stark und glücklich; denn schwerlich wird z. B. ein Dichter bei uns die Johannisbeere und das Vogelnest besingen, und wenn Borger (S. 166) den Rhein bezeichnet als

Den Großfürst von Europas Flüssen,
Der von den Alpen niedersteigt,
Die Ufer netzt, zerreißt die Deiche,
Die Welt zertheilt in Königreiche
Und Fürsten ihren Grenzstein reicht.

so ist das ein einzelner glücklicher Wurf, der sonst selten wahrgenommen wird. Mit einiger Befriedigung lesen wir übrigens hier Smits' „Auf den Tod meines Töchterchens Margarethe" (S. 25); Bellamy's „An eine Mutter" (S. 31); Tollens' „Sonst und Jetzt" (S. 83); von Demselben „Auf den Zahn meines jüngsten Söhnchens" (S. 86). Unter den Romanzen ist eine von Lennep: „Der Storch von Egmond" (S. 110), und eine andere von Demselben: „Der Fährmann am Leck" (S. 116), zu notiren. Sonst ist Geist und Grazie hier beinahe eine terra incognita. Die angehängten biographischen und literarischen Notizen wollen auf keine Vollständigkeit Anspruch machen, sondern sollen den Leser blos mit der Zeit, in welcher der Dichter lebte, und mit seinen Hauptwerken bekannt machen. Die Zugabe einiger Übersetzungen des Ritters und Predigers van Senden zu Zwolle und von patriotischen Liedern, ist schätzenswerth und zeigt von Übersetzertalent. Das Provincialwort jug statt jagte (S. 132) sollte man in heutigen Schriften nicht finden.

Auf echt deutschem Boden befinden wir uns wieder, wenn wir jetzt einen Blick werfen auf

115. Gedichte von C. F. Freiherrn von Schweizer. Stuttgart, Köhler. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schon mit einer gewissen Stattlichkeit und freiherrlichem Anstande im Äußern treten diese Dichtungen ins Publicum. In ihrem Verf. begrüßen wir, obwol wir seine früher erschienenen Gedichte in d. Bl. nicht besprochen haben, einen alten Bekannten, und erinnern uns mit Vergnügen der Zeit, wo wir seine „Liebeslieder" am Piano mit warmfühlenden Schönen sangen. Im Elemente der Liebe lebt und webt er; Amathunt ist seine Heimat, und was er Poetisches einem andern Quell entschöpft, hat mindere Klarheit und geringern Wohlgeschmack. Er gibt aber weder ein spitzfindiges Raisonnement über diese mächtigste aller menschlichen Leidenschaften, die Tasso die Seele der Welt nennt, noch huldigt er der platonischen Liebe, noch haucht aus ihm eine gemachte Liebesverzweiflung à la Heine; er schlägt den längst betretenen Weg der Minne- und Meistersänger ein; es ist das holde Getändel und die Wonne, die hochaufjauchzende Freude und noch mehr die tiefe Wehmuth, die Seligkeit des Beisammenseins und der Schmerz der Trennung, was ihm reichen Stoff darreicht, und was sich, ohne Überschwenglichkeit in Wort und Empfindung, in warmen Gefühlszügen um unser Herz schlingt, und was besonders in jugendlichen Gemüthern, wo jene Leidenschaft ihre ersten Blüten treibt, Anklang finden wird. Weiter muß an

Digitized by Google

diesen Liedern gerühmt werden, daß sie durchweg dem eigenen Grund und Boden des Herzens entkeimt sind und sich ihr Material weder aus Ovid's „Ars amandi", noch aus Petrarca's „Canzoniere", noch aus dem „Buche der Lieder", noch aus den „Leiden des jungen Werther" herbeigetragen haben, um es nach eigenem Geschmack und Wohlgefallen zu formen oder zu durchkneten. Dabei sind sie leicht versificirt, treten in gefälliger Form auf, haben ein melodisches Moment, das Componisten einladet, und finden so in jeder feinen liebenden Seele ein liebliches Echo. Hören wir ein kleines Stück:

Mein Herz ist dein! mehr kann ich dir nicht geben
Als nur dies Herz voll Liebe, Glut und Leben,
Und du bist mein und mehr verlang' ich nicht,
Als immer dich, bis einst mein Auge bricht.
Und wär' die Welt nur dieses Stückchen Land,
Wo Beide wir vereint sind Hand in Hand,
Und wär' der Blick, mit dem dein Auge spricht
Zu mir voll Liebe, all mein Erdenlicht,
Ich segne froh des Lebens helle Stunden,
Weil ich in dir sein höchstes Glück gefunden.

Unter den „Romanzen" ist Manches, was man sonst unter diesem Ausdruck nicht begreift: viele Stücke ziehen sich in das Gebiet des Paramythischen, Reflectiven und Descriptiven; aber einen geistigen Anflug haben sie alle. „Wanderschaft" — seit Uhland ein stehender Artikel in unsern lyrischen Sammlungen — bringt uns auch hier Naturscenen, Situationen und Gefühlswechsel auf den verschiedenen Stadien der Reise und steht ebenfalls der Erotik nach. „Welt und Zeit" bringt uns treffliche aphoristische Reflexionen über Zustände in der heutigen Gesellschaft, über den Staat, die Religion, die Kirche, die Kunst und Wissenschaft, fast Alles ausgestattet mit leichtem Witz, ironischen Nebenblicken und epigrammatischen Stacheln. Hören wir einige:

Unwissend sind zu ihrer Qual
Die Recensenten sonst gewesen,
Besprachen sie ein Buch zumal —
So mußten sie's vorher auch lesen.

Die Juden haben unsern Herrn
Nur körperlich ans Kreuz geschlagen,
Nun möchten viele Christen gern
Auch seinen Geist zu Kreuze tragen.

Wer kommt ihr gleich? Nur sie allein,
Ruft hochentzückt ein Heer von Gecken.
Kann ihr bezaubernd, göttlich Bein
Bis über das Orchester strecken.

Wir wollen deine Lieder nicht,
Die immer nur von Liebe sprechen.
Gib uns ein saftiges Gericht,
Gewürzt mit lieblichen Verbrechen.

Der Abschnitt „Natur und Leben" ist offenbar in einer spätern Lebenszeit des Dichters entstanden als die „Liebeslieder". Die Blüten des Gefühls und der Phantasie haben sich da in Früchte der Weisheit und Erfahrung verwandelt, sind aber stets mit dem frischesten Duft der Poesie überzogen. Man lese „Dichterweihe" (S. 302) und „Doppeltes Leben" (S. 305). Daß Freiherr von Schweitzer ein wahrer Dichter sei, ergibt sich aus dem Umstande, daß er nach der Liederkunst nicht mit leidenschaftlicher Begierde gerungen habe, sondern daß ihm die Lieder gegeben worden seien, weshalb er (S. 406) in dem Gedichte „An meine Lieder" sagt:

Wie ihr gekommen seid, ich weiß es nicht,
Bald war's ein inn'res, bald ein äuß'res Licht,
Ein Vogel bald, der hoch in Lüften sang,
Und bald der Morgenglocken ernster Klang,
Der Sturmwind bald und bald des Meeres Schauer,
Ein Kreuz an halb verfall'ner Kirchhofsmauer,
Bald war's im Strom ein flücht'ger Silberstreif,
Bald eine Blume, bald des Herbstes Reif,
Bald war's ein Glück, das ich verloren,
Oft ein Empfinden unermeß'nes Leid,
Und eine Wunde bald in tiefster Brust,
Was euch im Augenblick geboren.

Zu wem Natur und Leben also spricht, der ist ein Dichter.

116. Gedichte von Johann Ernst Benno. Köslin, Hendeß 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Von den pierischen Gaben, die in einen stattlichen Großoctavband niedergelegt und als Speisen für Leute verschiedenartigen Gelüsts hier zugerichtet sind, läßt sich nur Gutes sagen. Der Verf. liebt die Natur, hat einen frommen Sinn, bekundet Geschmack und Gewandtheit, wo er sich in Sage und Legende dem Objectiven zuwendet, verbindet Gedankenreichthum und Klarheit der Ideen mit einer stets gehaltenen Phantasie, weiß die Sprache wol zu behandeln und bescheid mit antiker und moderner Form, offenbart überall eine tüchtige Gesinnung und hält das edle juste milieu in den extremen Zeitrichtungen und Bestrebungen, da er weder als Welf noch als Ghibelline, weder als Whig noch als Tory, weder als Conservativer noch als Liberaler auftritt, — und dennoch müssen wir ihm das Prognostiken stellen, seine Lieder werden unter unsern verwöhnten, blasirten, überreizten Zeitgenossen wenige Mondscheinsäcula überleben, während sie vor etwa vierzig Jahren Furore gemacht hätten. Das ist traurig, aber wahr! Aus des Ref. Seele ist „Zeitklage und Seufzer" (S. 279) geschrieben.

117. Gedichte von C. Weiß. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sie contrastiren in ihrer äußern Erscheinung mit ihrem gemusterten, pensékarbenen, goldbordirten Sedezröckchen, gewaltig mit den vorigen, nicht so ihrer innern Natur, ihrem Geiste und — ihrem wahrscheinlichen Loose nach. Statt der Einleitung zwei Sonette. Das eine die „Versicherung des Sängers an einen Freund": er werde sein Saitenspiel erbarmungslos zerschlagen, wenn es dem Freunde nicht wohlklingend vorkäme; das andere „Des Freundes Antwort": er solle getrost sein, Mancher werde sein Lied im Herzen tragen. Auf diese anonyme Autorität hin greift er denn auch in die Saiten und singt muthig darauf los, urtheilt aber auch selbst über sein Lied in der ersten Nummer also:

Verdammt mein Lied, ihr, die ihr jenen Tönen,
Die Freiheit pred'gen, huldigt nur allein;
Mögt ihr zum Spott es auch mit Disteln krönen:
Gleich viel, mich blendet nicht des Ruhmes Schein.

Was ich gesungen, das hab' ich empfunden;
D'rum drang's im Liede auch aus banger Brust,
Und hat erhoben mich in manchen Stunden,
Da mir (?) zu fliehen drohte Freud' und Lust.

Wol hört' ich oft des Aufruhrs Glocke schallen,
Was mir umdüstert manchmal das Gemüth;
Doch dacht' ich still: wie auch die Würfel fallen,
Nicht wird erkauft die Freiheit durch ein Lied!

— — — — — — —

D'rum zog ich ernst und einsam meine Straße,
Und werde leicht nicht lassen ihre Spur,
Mein Herz mit seiner Lieb' und seinem Hasse (!)
Hab' ich geschmiegt zum Trost an die Natur.

Wir unterschreiben Ansicht und Urtheil von ganzer Seele, und das wird jeder kühle und besonnene Leser mit uns thun; schade nur, daß er kein Ohr für Reinheit und Wohllaut des Reims hat, und daß, außerhalb des Kreises seiner Freunde, sein Saitenspiel bald genug in dem Winkel des Buchladens verstäuben und vergessen sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichte der Kreuzzüge von Johann Sporschil. Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von J. Kirchhoff und einer Karte zur Geschichte der Kreuzzüge. Leipzig, Bolckmar. 1843—44. Lex.-8. 3 Thlr.

Wer eine Geschichte der Kreuzzüge schreiben will, stellt sich in Wahrheit keine leichte Aufgabe. Mag er diese nun im Interesse der reinen Wissenschaft oder zu Nutz und Frommen eines im Allgemeinen wissenschaftlich gebildeten Publicums zu lesen beabsichtigen, gleichviel; in beiden Fällen müssen Ansprüche erhoben werden, deren Befriedigung nicht so leicht ist als es wol Manchem zu sein scheint. Die Schwierigkeiten liegen aber nicht blos in der Darstellung des Umfangs, der Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit des historischen Stoffs, sondern auch in den Quellen und in der Verschiedenheit der Ansichten, die sich in der historischen Literatur über das merkwürdige Ereigniß der Kreuzzüge gebildet und ausgesprochen haben. Während aber eine rein wissenschaftliche Darstellung unter steter Leitung und Anwendung der Gesetze der historischen Kritik die Thatsachen und sich zu ziehen, zu ordnen und zu einem der Wahrheit möglichst entsprechenden Ganzen zu vereinigen hat, beansprucht eine populaire Darstellung nur ein treues, lichtvolles und gefälliges Abbild der wissenschaftlichen Forschungen mit Hinweglassung des gelehrten Apparats und Übergehung der Mittel und Maßregeln, wodurch die Resultate erzielt worden sind. Dieses Abbild muß die ganze Wichtigkeit, den ganzen Ernst der Sache an der Stirn tragen; keine Thatsache, keine Frage von Bedeutsamkeit darf übergangen sein. Mit einem Worte: die populaire Darstellung muß einen reinen Reflex der Wissenschaft bilden und seine Strahlen müssen erwärmend und befruchtend in die Geister Derjenigen fallen, die nicht auf dem Hehepunkte der Wissenschaft selbst stehen. Hält die populaire Erörterung eines wissenschaftlichen Gegenstandes, welcher Art und welches Umfangs er auch sein möge, dieses Ziel nicht unverrückt im Auge, so kann der Zweck nur mangelhaft erreicht werden. Erwägen wir nun, um uns nicht zu weit von unserm historischen Thema zu entfernen, daß es eine Eigenschaft des menschlichen Geistes ist, sobald er nur einigermaßen sein Reflexionsvermögen entwickelt hat, nach Ursache und Wirkung zu fragen, so liegt es auf der Hand, daß die Darstellung historischer Thatsachen, zumal wenn sie von Umfang, Wichtigkeit und Auffälligkeit sind, sich der Erörterung ihrer Ursachen und Wirkungen nicht entziehen kann: das wahre Verständniß und die Würdigung der Thatsachen wird dadurch erst eine Möglichkeit. Die historische Kritik und Forschung sowie die Philosophie der Geschichte müssen in diesem Falle ihre Schuldigkeit thun. Der populaire Historiker darf hier aber ebenfalls nicht schweigen: er begnügt sich jedoch mit den bereits zu Tage geförderten Resultaten und sucht durch das entsprechende Medium der Sprache dieselben seinem Lesekreise klar und verständlich zu machen. Daß eine solche Forderung auch an den populairen Historiker der Kreuzzüge gestellt werden müsse, kann füglich nicht in Zweifel gezogen werden. Denn jeder nur einigermaßen befähigte und aufmerksame Leser der Geschichte der Kreuzzüge, des merkwürdigsten und auffälligsten Ereignisses im ganzen Mittelalter, wird sich zu den beiden Fragen gedrungen fühlen und ihre Beantwortung wünschen: woher diese Erscheinung gekommen und von welchen Folgen sie begleitet gewesen sei. Die Historiker verschiedener Nationen und Zeiten haben sich ausführlich und lebhaft genug schon über diese Fragen ausgesprochen, wenn auch besonders rücksichtlich der Folgen keineswegs übereinstimmend. Und wir können es uns im Interesse unserer Leser nicht versagen, hier in möglichster Kürze eine Zusammenstellung der Urtheile namhafter Historiker zu versuchen, zugleich um für unsere obige Behauptung einen sichtlichen Beweis zu liefern, daß es bei der theilweise diametralen Verschiedenheit der Ansichten keineswegs leicht für einen Historiker der Kreuzzüge sei, den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung und Darstellung dieses christlich-germanischen Phänomens zu gewinnen. Wir wollen chronologisch zu Werke gehen. *) So sagt Robertsen in der „History of Charles V.“:

„Das einzige europäische Unternehmen, zu welchem sich die europäischen Nationen jemals vereinigt und das alle mit gleicher Hitze betrieben haben, bleibt noch jetzt ein merkwürdiges Denkmal der menschlichen Thorheit.“

Wenn Gibbon an der Erscheinung der Kreuzzüge keine vortheilhafte Seite wahrzunehmen vermag, so hängt das so genau mit seiner Abneigung gegen die kirchliche Entwickelung und Gestaltungen desselben zusammen, daß man sich nicht wundern darf, in dem Abschnitte „Über die allgemeinen Folgen der Kreuzzüge“, den er seinem berühmten Werke „History of the decline and fall of the Roman empire“ einverleibt hat, Folgendes zu lesen:

„Die Triebfeder der Kreuzzüge war ein wilder Fanatismus; und die wichtigsten Wirkungen entsprachen der Ursache. Jeder Pilger war begierig, mit seiner heiligen Beute, Griechenlands und Palästinas Reliquien, zurückzukehren; und jeder Reliquie ging eine Menge Wunder und Erscheinungen der und nach. Der Glaube der Katholiken ward durch neue Legenden, ihr Wandel durch neuen Aberglauben verderbt; und die Errichtung der Inquisition und Bettelmönchorden, der letzte Mißbrauch der Ablässe und entscheidender Fortschritt der Abgötterei, entsprangen aus der traurigen Quelle des heiligen Kriegs. Der Lateiner thätiger Geist nagte an der Lebenskraft ihrer Vernunft und Religion; und war das 9. und 10. Jahrhundert die Zeit der Finsterniß, so war das 13. und 14. eine Periode des Unsinns und der Fabel.“

Herder, der in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ die Kreuzzüge und deren Folgen mehr einer philosophischen und historischen Kritik unterwirft, was z. B. schon aus dem Grundsatze hervorgeht, der er als Maßstab anlegt, daß eine Begebenheit nur so viel bleibendes und wirkliches Gute hervorbringen könne als Vernunft in ihr liege, vermag auf diese Weise im Wesentlichen zu keinem günstigen Urtheile über jene historische Erscheinung zu gelangen. In folgenden Worten, denen man sogar eine gewisse Bitterkeit beizulegen geneigt sein möchte, spricht Herder gleichsam den Kern seiner Ansicht aus:

„Es kann ist gewohnt, den Kreuzzügen so viele gute Wirkungen zuzuschreiben, daß man dieser Meinung zufolge unserm Welttheil alle halbe Jahrhunderte ein dergleichen Fieber, das seine Kräfte rüttelt oder auftrgt, wünschen möchte. Eine nähere Ansicht zeigt aber, daß die meisten der angegebenen Erfolge nicht von den Kreuzzügen, am wenigsten von ihnen allein herkommen, sondern daß unter den vielen Antrieben, die damals Europa gewann, sie höchstens ein beschleunigender, im Ganzen aber widriger Mit- und Nebenstoß gewesen, den die Vernunft der Europäer wol hätte entbehren können.“

In Herder's Ansicht finden sich indeß bereits einige Elemente von Dem, was Heeren (1807) in seiner bekannten bis jetzt, so viel wir wissen, unübertroffenen Preisschrift „Über die Folgen der Kreuzzüge“ weitläufig und gründlich erörtert hat. Während nämlich dieser Historiker von dem historischen Gesichtspunkte ausgehend in den Kreuzzügen eine zwar eigenthümliche, aber natürliche Phase des germanisch-christlichen Volksgeistes erkennt, urtheilt er über die Folgen derselben im Allgemeinen auf folgende Weise:

„Die Folgen der Kreuzzüge liegen nicht klar am Tages nur wenige und nicht die wichtigsten springen von selbst hervor; sie entwickelten sich erst langsam, selbst den Zeitgenossen und gleichzeitigen Annalisten unbemerkt, die daher über auch

*) Wir heben natürlich nur einzelne Schriftsteller heraus gleichsam als Repräsentanten ihrer Zeit: eine vollständige Geschichte der Literatur und ihrer Ansichten über die Kreuzzüge würde zu einem besondern Werke heranwachsen. Die Hauptelemente dazu finden sich in der französischen, deutschen und englischen Historiographie.

Digitized by Google

am wenigsten erwähnen; ja was die größte Schwierigkeit macht, sie verschmolzen sich im Laufe der Jahrhunderte mit andern Ursachen, wodurch es oft selbst bei denjenigen, die gewiß durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, doch schwer, ja oft unmöglich ist, zu bestimmen, wie viel auch andere Begebenheiten darauf wirkten, und dem Vorwurfe der Einseitigkeit und der Kurzsichtigkeit zu entgehen. Und doch waren die Folgen unermeßlich! Doch umfaßten sie den Orient und Occident, von den Ufern des Nil und des Euphrat bis zu denen des Tajo! Doch bestimmten sie die Schicksale ganzer Völker und Reiche! Doch bereiteten sie für die Nachwelt die wichtigsten Veränderungen vor, welche in den Verfassungen, in dem gesellschaftlichen Zustande späterer Jahrhunderte vorgehen sollten! Wäre es auch zu viel gesagt, daß unsere jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse aus ihnen hervorgegangen seien, wer mag es doch leugnen, daß sie nicht wenig darauf eingewirkt haben?"

Hatten schon Heeren's Untersuchungen der Sache einen veränderten Gesichtspunkt gegeben und den historischen Gesichtskreis erweitert, so trat dies noch in erhöhtem Maße ein, als Wilken 1807 den Anfang mit seinem großen Werke über die Kreuzzüge machte, nachdem er bereits 1798 eine Geschichte derselben nach Abulfeda als Vorläufer hatte erscheinen lassen. Erst nach 25 Jahren war das Werk vollendet; ihm vorzüglich gebührt das Verdienst, die griechischen und orientalischen Quellen befragt und das audiatur et altera pars geltend gemacht zu haben. Mittlerweile (1812) trat auch Michaud mit seiner ziemlich umfangreichen und mit wichtigen Beilagen ausgestatteten, wenn auch etwas rhetorisch gehaltenen „Histoire des croisades" hervor*), während bereits Hüllmann und Spalding mit Monographien, der Erstere über den byzantinischen Handel bis zu Ende der Kreuzzüge, der Letztere mit seiner „Geschichte des christlichen Königreichs Jerusalem", Beide 1808, vorausgegangen waren. Diese Werke sowol als die überhaupt günstigern, theilweise zu günstigen Ansichten über das Mittelalter konnten nicht ohne Einfluß auf die Historiographie über die Kreuzzüge bleiben. Ein vergleichendes Studium der Geschichtsliteratur vermag dies leicht zu erkennen. Als Beweis wollen wir zuvörderst Luden in seiner „Allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten" (1822) anführen. Wir heben aus dem Abschnitte, der sich über die Ursachen und Folgen der Kreuzzüge verbreitet, Folgendes heraus:

„Was die Bedeutung der Kreuzzüge für die Entwickelung des Geistes der Menschheit, für Freiheit, Recht und jede menschliche Bildung betrifft, so scheint dieselbe unverkennbar. Wer sich den Zustand des Lebens im Anfange des 12. Jahrhunderts recht lebendig vor die Seele stellt und sich im vollen Gefühle der sittlichen Zerrüttung, der religiösen Verirrung, der geistigen Verworrenheit, der Knechtschaft, der Gewaltthätigkeit, des Unglücks und des Jammers, die Frage vorlegt, wie unter solchen Umständen Freiheit und Licht, Wahrheit und Gerechtigkeit etwa zu gewinnen sein möchten: der wird kaum umhin können, eine große und allgemeine Erschütterung des ganzen geistigen und sinnlichen Lebens für nothwendig zu halten."

Und nachdem Luden in gedrängter Kürze zur Anschauung und Überzeugung zu bringen gesucht hat, was jene Erschütterung auf dem Gebiete der Freiheit, des geistigen Lebens, der Staaten und der socialen Verhältnisse entweder zu Stande gebracht oder angeregt habe, endigt er mit den merkwürdigen Worten:

„Ob dieses Resultat zu theuer erkauft sei, wird Niemand fragen, der aus der Betrachtung und Erwägung der Lage der Welt und aller Verhältnisse die Überzeugung gewonnen hat, es sei nicht zu erhalten gewesen für einen geringern Preis."

*) Michaud, der im siebenten Bande seines Werks den Einfluß und die Folgen der Kreuzzüge mit großer Ausführlichkeit und Anerkennung ausgeführt hat, läßt auch Heeren's Gelehrsamkeit und kritischem Geiste Gerechtigkeit widerfahren.

Guizot, dessen Wort in geschichtlichen Angelegenheiten mit Recht hoch geachtet wird, widmet in seiner „Histoire générale de la civilisation européenne" den größern Theil der achten Vorlesung der Betrachtung der Kreuzzüge. Indem er nämlich nachzuweisen sucht, daß dieses geschichtliche Phänomen, das ihm für ein unbestreitbar großes Ereigniß gilt, aus zwei großen Ursachen, aus einer moralischen und einer socialen, sich erklären lasse, legt er seine Ansicht über die allgemeinen Folgen desselben in folgenden Worten nieder:

„Unleugbar ist der Einfluß der Kreuzzüge auf die geistige Entwickelung und auf die bürgerlichen Verhältnisse der Abendländer. Sie haben die europäische Gesellschaft aus dem engen Gleise, in welchem sie sich bewegte, heraus und auf eine neue, unendlich breitere Bahn versetzt; durch sie erfuhren die verschiedenen Elemente der Gesellschaft jene Umgestaltung, aus welcher Regierungen und Völker hervorgingen, wodurch die neuere Civilisation ihren eigenthümlichen Charakter erhielt. In derselben Periode entwickelte sich eins von den Instituten, welche zu dieser Umwandlung am meisten beigetragen haben, ich meine das Königthum."

Auch Hegel hat in seiner „Philosophie der Geschichte", mit der eigenthümlichen Anschauungs- und Urtheilsweise seiner Philosophie zu Werke gehend, den Kreuzzügen und den daraus hervorgehenden Bestrebungen kein ungünstiges Zeugniß ausgestellt. Nachdem er nämlich geäußert hat, daß die Päpste ihre Zwecke, die sie durch und während der Kreuzzüge verfolgten, für die Dauer nicht erreicht und die Fürsten Ermattung für die heilige Sache gefühlt hätten, sodaß alle Mahnungen der Kirche endlich vergebens gewesen wären, fährt er in folgender Art fort:

„Der Geist, unbefriedigt bei jener Sehnsucht nach der höchsten sinnlichen Gegenwart, hat sich in sich zurückgeworfen. Es ist ein ernster und tiefer Bruch geschehen. Von nun an sehen wir die Regungen, in denen der Geist, hinausgehend über die greuelhafte und unvernünftige Existenz, entweder sich in sich ergeht und aus sich die Befriedigung zu schöpfen sucht, oder sich in die Wirklichkeit allgemeiner und berechtigter Zwecke, welche eben damit Zwecke der Freiheit sind, begibt. Die Bestrebungen, die daraus entstanden, sind Vorbereitungen für den Geist gewesen, den Zweck seiner Freiheit in der höhern Reinheit und Berechtigung aufzufassen."

Das will in der Sprache derjenigen Deutschen, die nicht Adepten des Hegelianismus und seiner sprachlichen Mysterien sind, etwa Folgendes sagen: an die Stelle der Phantasie trat die Reflexion, das Bewußtsein der Interessen, die Erkenntniß einer neu gewordenen Zeit, das Bestreben, die Fesseln der alten Knechtschaft zu brechen und die erwachte Idee der Freiheit zu verwirklichen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Eine ernste Warnung des weiblichen Herzens, wenn es deren noch bedarf, gegen die unumschränkte Herrschaft einer sogenannten Busenfreundin ist Zweck und Inhalt eines neuen, im Ganzen lesenswerthen Romans vom Verf. von „The gambler's wife", unter dem Titel: „The bosom friend, a novel" (3 Bde., London 1845). Giulia de Crespigny ist das offene, rückhaltlose Mädchen, dessen redliches, unumschränktes Vertrauen es zum Opfer einer hinterlistigen Italienerin macht, die, weil verschmäht von Claud Hamilton, Giulia's nachherigem Gatten, ihr Freundschaft lügt und Liebe heuchelt, um desto sicherer sie zu verderben. Schlangenmäßig windet sie sich um sie, bis die Ärmste so von ihr umstrickt ist, daß sie zum Spielball in ihren Händen wird. Manche Unwahrscheinlichkeit läuft freilich unter und manches Wort bleibt ungesprochen, das, wenn es über die Lippe träte, auf welcher es liegt, das ganze Elend verhüten würde. Doch das sind Mängel, an welche die neue Romanliteratur ihre Leser bereits gewöhnt hat.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 362. — 28. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

118. Bilder aus der Schweiz in Dichtungen gezeichnet von Johann Alois Minnich. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. 8. 20 Ngr.

Wir finden es recht passend, daß dieser helvetische Sänger diese seine Dichtungen nicht Klänge, sondern „Bilder aus der Schweiz" nennt; denn aus jenem romantischen Berglande erwartet man überhaupt mehr etwas für das Auge als für das Ohr, welches in jüngster Zeit durch so viele grelle Sturmglockentöne betäubt wurde, während wir in frühern Tagen, besonders aus Matthisson's und Salis' guter Zeit, von dorther nur des Alphorns idyllische Klänge vernahmen. In vorliegendem Buche ertönen jene Sturmglockentöne nun zwar auch, aber der Verf. läutet erst am Schlusse der Sammlung mit gemäßigter Kraft, und sie haben einen ziemlich zahmen Charakter. So ermahnt er z. B. das den Freiheitsbaum pflanzende Volk, in seinem Taumel nicht zu vergessen, den Baum mit der Ordnung und des Glaubens Quell zu begießen, und ruft den edlen Demagogen zu (S. 170):

Es lebe die Freiheit!
O lüget nicht das schöne Wort.
Ihr habt den edeln, flotzen Hort
Im Rathsaal unter'n Sitz begraben,
Als schrieen Ihr kund von Saufgelagen:
„Es lebe die Freiheit!"

Viel besser als diese Freiheitsskizzen nehmen sich die descriptiven und romantischen Dichtungen aus, die er unter dem Namen „Gestalten" vor uns hinstellt, und das freundliche, poetische „Stilleben", und besonders die Naturbilder, welche er unter der Überschrift „Landschaften" mit kundiger Hand malt. Zu beklagen ist jedoch bei alledem, daß diese sonst geistreich gedachten und gut gehaltenen Bilder uns ihren Maler überall als einen Künstler zeigen, dem die technische Fertigkeit abgeht; wir meinen damit die rhythmischen Härten, auf die wir überall im Buche gestoßen sind, und die Ungelenkheit in den Formen, was den Genuß des Beschauers dieser Bilder gewiß schmälern und verringern wird. Unser heutiges Publicum bricht über solche Äußerlichkeiten gewöhnlich mit schonungsloser Härte den Stab.

119. Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß, gleich dem vorerwähnten Schweizer, auch Hr. Theodor Stamm den Reim mit einer gewissen vornehmen Nonchalance behandelt, und auch den Gedanken nicht immer in die ihm gebührende Form gießt; doch würde das den kunstsinnigen Leser viel unangenehmer afficiren, wenn der aus vorliegenden Dichtungen ihn anwehende Geist ihm nicht reichlich Entschädigung böte und ihn über jene Unebenheiten hinwegblicken lehrte. Geist ist nun einmal der Sultan nicht blos der praktischen Welt, sondern auch Monarch im Reiche der Musen. Gesellt sich nun, wie hier der Fall ist, zu jenem Geist noch ein quantum satis von Phantasie und ein granum salis (wir meinen attisches Salz) von Scharfsinn und Witz, dann werden sie ja ungebeten vor den Mauthhäuschen deutschen Recensententhums passiren. Die sind Kinder der Zeit, ohne sich der Verirrungen ihrer Mutter schuldig zu machen. Viele unter ihnen haben freilich, wie das Sprüchwort sagt, die tollen Hörner noch nicht abgelaufen; aber Jugend hat keine Tugend und den Duft der Jugendfrische tragen sie alle. Sie sind — und so bezeichnet sie ihr Sänger selbst — „bald trutzig und bald klagetönig, und in sich selbst ein bischen vernarrt", aber der Trotz kleidet sie gut, ihr elegischer Ton klingt rein und — lieber Himmel! — welcher Jüngling ist nicht ein bischen in sich vernarrt, wenn er sich vor dem Spiegel mit Apollo's Lyra im Arm und Apollo's Lorber auf dem Haupte sieht?! Von dem die zweite Abtheilung bildenden „Wanderbüchlein" sagt der Verf., daß da die Lieder

auf taufend Gleisen
Umhergeschwirrt durch Meer und Land
Mit festern Schritt und festern Weisen,
Mit mancher Spur von Frost und Brand

Von der Siebenhügel- und Siebenkaiserstadt, der heiligen Roma, entwirft er ein lebensvolles Panorama, und (S. 121) redet er das Meer also an:

O Meer, du alter Merlin! Dank
Für deine milde Labe!
Ich kam zu dir verlegt und krank,
Der Hoffnung Waisenknabe.

Du tauchtest heilend mich hinein
In deinen Zauberbronnen,
Ich ging daraus gehärtet und rein
Wie jene ew'gen Sonnen.

Wie durfte sich das enge Herz
Vor die ein Weltmeer däuchten,
Stolz wähnen, daß zwei Töpfchen Schmerz
Das All mit Galle feuchten?

Bei dir, erhab'ner Lehrer du!
Ist edle Weisheits-nahrung.
In Wettergrimm, in Himmelsruh'
Entweiht du Offenbarung.

Die Lieder der „Heimkehr" stellt er uns dar als

Gelagert unter'm Blütendaum,
Dem silbervrauten, liebkosenden,
In müßig süßem Abendraum.

Unter den „Eintagsfliegen" (so wird hier eine nicht kleine Zahl von Gnomen und epigrammatischen Reimsprüchen genannt) ist Vieles, was sonst erst am Baume der Erfahrung und des

Digitized by Google

Lebensernstes als Frucht gereift erscheint. Und so senden wir diese muntern Kinder der Camoene mit froher Hoffnung in die Welt und rufen ihnen mit ihrem Vater das ermunternde und hoffende Wort zu:

So bietet eure bunte Spende
Nur freundlich ohne Sorgen aus;
Von Hunderten gewährt am Ende
Doch Einer Beifall eurem Strauß.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Kreuzzüge von Johann Sporschil.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Unsere Leser werden nun leicht wahrgenommen haben, daß die neuern Historiker rücksichtlich der Ursachen und Wirkungen der Kreuzzüge sich in ihren Ansichten, mögen sie auch im Einzelnen abweichend sein, im Allgemeinen doch dahin vereinigt haben, daß jene heilige Völkerwanderung aus den moralischen und socialen Zuständen des germanisch-christlichen Europas erklärt und als ein wichtiger Durchgangspunkt der Gesammtentwickelung der europäischen Menschheit betrachtet werden müsse, und darum nicht, wie früher geschehen, als ein zusammenhangloses Factum vor das Forum der reinen Vernunft zu ziehen sei, um es der Verurtheilung Preis zu geben. Zugleich liegt aber jenen Ansichten die Überzeugung zu Grunde, daß die weltgeschichtlichen Begebenheiten auf eine Weltregierung zurückführen *) und überhaupt, wie Wilhelm v. Humboldt sich ebenso schön als wahr ausdrückt, die Weltgeschichte nicht ohne eine Weltregierung verständlich sei. Kaum sollte man nun erwarten, daß gegen diese Auffassungsweise der Kreuzzüge mit ihren Ursachen und Folgen eine ernste Opposition erhoben und zu der frühern Ansicht zurückgekehrt werden könne. Und dennoch ist dies so ziemlich geschehen in Kolb's „Geschichte der Menschheit und der Cultur" (1843). Man darf die Ansicht des Verf. eine materialistische nennen. Sie knüpft die Anfänge und Ursachen der Kreuzzüge an „den grassesten Aberglauben und den tollsten religiösen Fanatismus". Die guten Folgen derselben, von denen es zweifelhaft ist, ob sie nicht durch die nachtheiligen überwogen werden, „sind jedenfalls zu theuer erkauft". Inwiefern diese Meinung verwerflich erscheine, läßt sich aus obigen Mittheilungen ermessen und ein weiteres Eingehen auf dieselbe kann hier nicht bezweckt werden. Uns ist es nur darum zu thun gewesen, eine Übersicht der Meinungen, die in der Historiographie der Kreuzzüge ans Licht getreten sind, zu geben und im Allgemeinen den wissenschaftlichen Standpunkt zu bezeichnen, auf dem sich zur Zeit die Sache befindet.

Die Quellenkunde des Mittelalters und die Kritik derselben haben im 19. Jahrhunderte große Fortschritte gemacht und zu Ergebnissen geführt, welche die Darstellung der Geschichten des Mittelalters und die Urtheile über dasselbe vielfach verändern mußten. Es konnte nicht fehlen, daß auch das Zeitalter der Kreuzzüge als ein so merkwürdiger Abschnitt jener Geschichtsepoche davon berührt ward. In Deutschland hat Wilken durch sein allbekanntes Werk mit einem so glücklichen Erfolge und solcher Meisterschaft die Bahn gebrochen, daß er im Wesentlichen alle seine Nachfolger genöthigt hat und wol auch immer nöthigen wird, auf seinen Grundlagen fortzubauen. Besonders hervorzuheben ist theils die Wärme, mit der er die Kreuzzüge gegen die Verdammungsurtheile des 18. Jahrhunderts vertheidigt, theils daß er die orientalischen Quellen zur Vergleichung und Benutzung in einer Art herbeigezogen hat, wie vor ihm noch niemals geschehen war. In Frankreich hat Michaud sich im Ganzen ein gleiches Verdienst erworben. Dies bewährt sich nicht nur durch seine „Histoire des croisades", sondern auch durch eine vier Bände umfassende Kritik der Quellen. Indeß zeigen sich die guten Folgen derselben in seinem Geschichtswerke weniger als man erwarten sollte und die Geschichtswissenschaft auch zu erwarten berechtigt war. Daß übrigens die Franzosen noch heutigentags wissenschaftlich sich lebhaft für das Zeitalter der Kreuzzüge interessiren, liegt theils in ihrem noch jetzt (überwiegend der Romantik zugeneigten Nationalcharakter, theils in dem keineswegs völlig erloschenen Bewußtsein, daß die Quelle ihrer Begeisterung für die heiligen Kriege vom Anfange bis zuletzt nicht versiegte. Und so haben denn auch die französischen Benedictiner eine Urkundensammlung der Geschichte der Kreuzzüge begonnen zu einer Zeit, wo in Deutschland und andern civilisirten Staaten Niemand daran dachte, im 18. Jahrhundert. Die Revolution unterbrach das Werk. Jüngst hat die Akademie der Inschriften den Plan wieder aufgenommen in einer solchen Ausdehnung und auf eine so splendide Weise, wie sie nur bei den Franzosen vorkommt, wenn es gilt, durch das Medium der Wissenschaft dem Ruhme der Nation zu dienen. Die Sammlung zerfällt in eine occidentalische, byzantinische und orientalische Schriftsteller- und Urkundenreihe. Eine wahre Pedanterie ist es aber, daß die Herausgeber theilweise noch in ihren Commentaren die lateinische Sprache angewendet haben. Besonders den Kenner der classischen Latinität muß es entweder übel berühren oder ihm wahrhaft lächerlich vorkommen, ein lateinisches Patois zu sehen in einer Zeit, wo es doch wahrlich bessere Mittel gibt, um den Fachgelehrten verständlich und nützlich zu werden.

Was Deutschland in der jüngsten Zeit betrifft, so hat sich an die zwei soeben besprochenen Historiker der heiligen Kriege Heinrich v. Sybel durch seine „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (1841) in würdiger Weise angereiht. Ranke's Schule hat in ihm einen fähigen Schüler erzogen. Der Verf. beschäftigt sich zwar vorzugsweise mit den occidentalischen Quellenschriftstellern des ersten Kreuzzuges und der dahin einschlagenden Literatur, ohne jedoch das Ganze aus den Augen zu verlieren, aber mit einer Musterhaftigkeit, daß man im Interesse der Wissenschaft den Wunsch auszusprechen sich bewogen fühlt, auch die übrigen Kreuzzüge in gleicher Art behandelt zu sehen.

Ein sorgfältiges Studieen, Sammeln und Vergleichen der Schriftquellen der Kreuzzüge hat aber noch ein anderes als blos historisches Interesse; wir meinen, daß auch das culturgeschichtliche Moment dabei zu berücksichtigen sei. Die Schriftquellen *aus* und *über* jene Zeit sind ziemlich zahlreich und einige ihrer Ueheber, wie namentlich Wilhelm von Tyrus, verrathen eine Bildung, die ein gewisses Erstaunen erregt. Woher kam ihnen diese? War ihr Zeitalter wirklich so geistesarm, so sehr aller Bildungsmittel bar, wie man in der Regel annimmt? War die Verbindung der geistig Gebildeten und der wissenschaftliche Verkehr in jener Zeit wirklich so beschränkt und behindert, als die gewöhnliche Ansicht über das Mittelalter voraussetzt? Ein tieferes Eingehen in das gesammte Geistesleben des Mittelalters überhaupt hat schon längst günstigere Ansichten über dasselbe zur Folge gehabt, wird ein solches tiefere Erforschen der geistigen Zustände und Leistungen des Zeitalters der Kreuzzüge im Besondern ein weniger günstiges Resultat befürchten lassen? Wir glauben es nicht. Wir sind deshalb der Ansicht, daß ein gründliches und allseitiges Studium der Schriftquellen, die auf die Kreuzzüge sich beziehen, von der culturgeschichtlichen Seite aus betrachtet, ein interessantes Ergebniß zu liefern im Stande sein werde.

Fassen wir in Gedanken das bisher Gesagte noch einmal in ein Ganzes zusammen, so ergeht an einen Geschichtschreiber der Kreuzzüge in unsern Tagen, selbst wenn er einen populairen Zweck im Auge hat, die Auffoderung, nicht etwa

*) Waren doch die Zeitgenossen der Kreuzzüge selbst erstaunt über den unsichtbaren Geist, der sie erfaßte, und erkannten in ihm die unmittelbare Einwirkung der Gottheit: Deus lo volt ist der deutlichste Ausspruch dieses mystischen Gefühls.

Digitized by Google

blos den kriegerischen Theil derselben darzustellen, sondern auch auf ihre Quellen, Gründe und Folgen sowie auf die verschiedenen Meinungen darüber sein Augenmerk zu richten. Und die Resultate sind in den letztern Beziehungen hauptsächlich folgende. Die Kreuzzüge, theils occidentalischen, theils byzantinischen, theils orientalischen Ursprunge, sind zwar zahlreich, aber ebensowol auf abergläubischen und traditionnellen Erzählungen angefüllt als von Parteihaß, zumal in der Zeit, wo noch keine gegenseitigen Verträge und ein genaueres Kennenlernen den glühenden Haß der streitenden Völker etwas gemildert hatte, oder von Widersprüchen der Unwissenheit entstellt. Ihre Kritik ist zwar nicht leicht, aber nothwendig, und nur sie kann noch abgeschlossen. Die Erscheinung der Kreuzzüge selbst, das das Heldenalter des Christenthums genannt zu werden verdienen, ist nicht nur rücksichtlich ihres ganzen Charakters als eine höchst merkwürdige zu bezeichnen, sondern auch in ihren Folgen eine hervorstechende Epoche eines großen Theils der europäischen und asiatischen Völkergeschichte zu nennen. Ihre Möglichkeit wird erklärlich theils durch die Neigung der germanischen Nationen zu kriegerischen Abenteuern, theils durch die eigenthümliche Art, in welcher sich dieser Germanismus mit der religiösen Stimmung des Zeitalters verschmolzerte. Die ersten Anfange der Kreuzzüge müssen in den Wallfahrten zum heiligen Grabe gesucht werden, die sich bis in die ersten Jahrhunderten des Christenthums verfolgen lassen, von aufgeklärten Kirchenvätern aber verworfen wurden. So sagt z. B. Augustin: „Dominus non dixit: vade in Orientem et quaere justitiam; naviga usque ad Occidentem ut accipiss indulgentiam"; an einer andern Stelle heißt es: „Noli longa itinera meditari, ubi credis, ubi venis; ad eum enim, qui ubique est, anando venitur non navigando." Diese Ansicht schlug aber im Volke allmälig gerade ins Gegentheil um, theils weil die Kirche und der Volksglaube das Wallfahrten mit der sich entwickelnden Lehre vom Ablaß in engere Verbindung setzte, theils in Folge Dessen, daß Verträge mit den Arabern über die Sicherheit der Pilger und ihrer Heiligthümer abgeschlossen werden konnten. Karl der Große hatte sogar bereits eine Art Consul in Jerusalem. Die Großen des Abendlands geistlichen und weltlichen Standes pilgerten mit zahlreichen Gefolgen nach dem Orient. Die Erzählungen der Zurückgekehrten stärkten den Glauben und erregten die Sehnsucht der Ihrigen, die das Heerliche und Heilige noch nicht durch eigene Anschauung kannten. Ward auf diese Weise Glaube und Phantasie zugleich angeregt, so mischten sich in die Gefühle des Hasses und der Rache bei, als die Seldschucken die geschlossenen Verträge mit Füßen traten, die Pilger auf mannichfaltige Weise mißhandelten und die christlichen Heiligthümer mit aufgesuchter Verachtung entweihten. Die Gemüther der abendländisch-germanischen Ehrliebe zitterten bereits im Stillen vor Begeisterung und Rache, da kam Peter von Amiens, ein Mann wie ihn die Welt braucht, wenn sie Großes, was schon vorbereitet ist, ins Werk setzen will: die Gewalt seiner Sprache, der heilige Schein, der ihn umgab, und das Schreiben des Patriarchen von Jerusalem bildeten den Beglaubigungsbrief, der jeden Zweifel, jede Bedenklichkeit niederschlug. Der Papst gab den Ausschlag, ertheilte die Weihe. Urban II., zugleich vom byzantinischen Kaiser um Hülfe gegen die Seldschucken angegangen, that das Klügste was er nur thun konnte, er wendete sich an den romantischen Geist des französischen Volks, das in ihm nicht blos die Stimme des Papstes sondern auch die des Franzosen erkannte. **Deus le volt!** war der tausendstimmige Ruf, mit welchem die bis jetzt in den Gemüthern verborgene Begeisterung in das äußere Leben trat, zur That, zu gewaltiger Erscheinung ward. Der Occident warf sich auf den Orient, um sich seiner im Interesse des abendländischen Christenglaubens zu bemeistern.

Die Folgen eines solchen Unternehmens, von dem die Geschichte kein zweites Beispiel kennt, vermochte Niemand in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Bedeutsamkeit zu übersehen; nur die päpstliche Politik hatte eine Vorahnung von Dem, was daraus hervorgehen und für die kirchliche Macht gewonnen werden konnte. Sie begnügte sich deshalb nicht damit, dem Unternehmen ihre Sanction zu ertheilen, sondern in dem Bewußtsein, daß sie allein die Macht besitze, dem Ganzen Einheit und Richtung zu geben, sprach sie auch den Entschluß aus, daß die unter ihre unmittelbare Leitung zu nehmen und dadurch factisch den Beweis zu führen, die Kirche besitze das Recht und die Macht zugleich, den weltlichen Arm zu ihrer Vertheidigung oder Vertherrlichung in Bewegung zu setzen: die Hierarchie war dann doppelt geschützt und zu ihrer Erweiterung befähigt, durch das Schwert des Glaubens und des Staats. Die Kreuzzüge gegen Ketzer und Heiden liefern die Beweise dafür. Allein während unleugbar die Kreuzzüge die Mittel darboten, die Hierarchie zu der schwindelnden Höhe emporzuheben, auf der wir sie im Anfange des 13. Jahrhunderts sehen, entwickelten sich gleichzeitig sowol als auch später noch Folgen aus ihnen, welche den Sturz jener unvermeidlich vorbereiteten. Das Wachsthum der fürstlichen Macht als einer natürlichen Feindin der kirchlichen Übergewalt, das glänzende und machtgebende Emporkommen der Städte durch Handel und Industrie verbunden mit dem lebendigsten Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, waren das nicht Stützpunkte für die geistigen Hebel, mit denen man allmälig das hierarchische Machtgebäude aus seinen Angeln hob? Zugleich mußte aber auch der gesammte geistige Leben der Abendländer mannichfach geweckt, belebt und beschäftigt werden. Von den Mohammedanern lernten die Lateiner vermöge des Hasses, den sie gegen jene fühlten, und der Verschiedenartigkeit der durch Natur und Geschichte gebildeten Verhältnisse, weniger als von den byzantinischen Griechen, die trotz ihres tiefen Verfalls immer noch im Besitze vieler Wissenschafts- und Kunstschätze waren und deshalb mit ebenso viel Stolz als Grund die lateinischen Glaubensgenossen Barbaren nannten. Manches ward aber jetzt nur gesehen und gelernt, ohne zur Anwendung oder Verbreitung zu gelangen: erst eine spätere Zeit erfreute sich der wohlthätigen Entwickelung. Und wie wäre es überhaupt möglich gewesen, daß eine solche Größe und Mannichfaltigkeit der Ereignisse, die Merkwürdigkeit des Gesehenen und die lange Dauer der heiligen Kriege sich keine mächtige Eindrücke hätte an Barbaren verübergeben können, deren ganzes Wesen ebenso viel Kraft und Frische als Empfänglichkeit zeigte? Die Minnesänger und die Geschichtschreiber sind beredte Zeugen für die tief eindringende Macht des Geschehenen. Übrigens haben die Kreuzzüge die Brücke, die einerseits den Occident und Orient verband, und die so sehr Verwandertung und den weltstürmenden Zügen der Araber in Trümmer zerfallen war, wiederaufgebaut.

Jetzt nun sind wir auf dem Punkte angelangt, von wo aus wir erst unparteiisch und richtig, wie wir glauben, das Buch Hrn. Sporschil's zu beurtheilen im Stande sein werden. Er hat dasselbe, wie es bei seinen übrigen Werken auch der Fall ist, einem im Allgemeinen wissenschaftlich gebildeten Lesepublicum bestimmt: blos muß der der ganzen Haltung und Anlage desselben geschlossen werden; denn da keine Vorrede beigegeben ist, muß der Charakter des Ganzen die Bestimmung erklären. In den Anmerkungen ist nun vielfach auf die Quellen verwiesen, z. B. auf die „Gesta Dei per Francos", auf Albertus Aquensis, auf Wilhelm von Tyrus, auf die Alexias u. s. w. Allein was sind das für Bücher, für Quellen, werden nothwendig die Leser fragen? Nur die gelehrten Geschichtskenner wissen das Erforderliche, für diese hat aber der Verf. nicht geschrieben. Entweder mußten also jene Citate wegfallen, oder, was das Bessere war, in der Einleitung der nöthige Aufschluß gegeben werden; das hatte keine Schwierigkeit und war zugleich mit Belehrung, mit Erweiterung der Kenntnisse für die Leser verknüpft. Ferner vermissen wir eine Auseinandersetzung der Ursachen, der dieselben bewegenden Impulse und der Folgen der Kreuzzüge. Wir haben aber oben nachgewiesen, daß ein derartiger Abschnitt für denkende und

Digitized by Google

wissenschaftlich gebildete Leser unentbehrlich sei. Es konnte gar nicht schwer fallen, nach den schönen Resultaten, welche die Wissenschaft zu Tage gefördert hat, eine Übersicht derselben dem vorliegenden Werke einzuverleiben, wie es ja auch zugleich dem Charakter seiner Bestimmung gemäß sein würde. Etwas schwieriger endlich und mühevoller wäre es allerdings gewesen, wenn der Verf. eine historisch-chronologische Übersicht der verschiedenen Ansichten über die Kreuzzüge auszuarbeiten sich entschlossen hätte, und dann den Standpunkt angegeben, auf dem die Wissenschaft in dieser Beziehung jetzt stehe, und ob er denselben zu dem seinigen mache oder nicht. Die obwaltende Schwierigkeit durfte kein Hinderniß für ihn sein. Der Leserkreis, für den er sein Werk bestimmt haben muß, würde ihm ein glückliches Überwinden jener Schwierigkeit und die Übernahme der Mühe, die damit verbunden war, gewiß Dank gewußt haben. Das etwa aufsteigende Bedenken, das Werk werde sich durch Zusätze, wie wir sie für nothwendig erachten, und an die der Verf. vielleicht selbst gedacht hat, in ein zu großes und zu theures Volumen verwandeln, konnte durch Abkürzung der Kriegserzählungen beseitigt werden. Und jedenfalls wäre auf diese Weise dem Übelstande vorgebeugt worden, durch das vorliegende Buch einen literarischen Truncus zu liefern; denn unleugbar fehlen dem Ganzen Kopf und Füße. Nach unserer Überzeugung erscheint es deshalb rathsam, bei einer neuen Auflage das Fehlende zu ergänzen oder jetzt schon in einem besondern Bändchen das Versäumte nachzuholen. Dann erst kann das Buch des Verf. über die Kreuzzüge als abgerundet und wahrhaft nützlich erscheinen. Was übrigens in demselben enthalten ist, verdient Anerkennung, obgleich wir z. B. den Kreuzzug der Kinder um seiner Eigenthümlichkeit willen etwas ausführlicher geschildert wünschten, wie das nach Michaud leicht möglich war, und einen Abschnitt über die Assisen des Königreichs Jerusalem vergebens gesucht haben. Die eingelegten Stahlstiche sind eine freundliche Zugabe; das Register ist ebenfalls zweckmäßig. **Karl Zimmer.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Erinnerungen an Eduard Gans.

Bekanntlich genießt Gans in Frankreich eine Popularität, wie sie selbst bei seinen eigenen Landsleuten kaum größer sein kann. Er verdankte dies weniger seinen wissenschaftlichen Leistungen als seiner häufigen Anwesenheit in Paris, wo er sich durch Gewandtheit seines Auftretens und seine brillante Rednergabe, die ihn selbst beim Gebrauch einer fremden Sprache nicht im Stich ließ, bemerklich machte. Dadurch gelang es ihm, Verbindungen mit den bedeutendsten Notabilitäten in Frankreich anzuknüpfen, die sich zum Theil von dem geistreichen Fremden näher und zu vertrauterer Bekanntschaft angezogen fühlten. Diese Freunde nun, die ihm sein ungezwungenes und doch feines Wesen und seine glänzenden Eigenschaften gewannen, trugen ihrerseits nicht wenig dazu bei, dem Namen des deutschen Gelehrten auch in Frankreich einen guten Klang zu verschaffen. Besonders standen ihm in dieser Beziehung Leeminier und Saint-Marc Girardin nahe, welche mit Gans im vertrauten Verkehre waren, und die sich Beide bemühten, durch Wort und Schrift ihrem Freunde auch in Frankreich das Ansehen zu verschaffen, das er in Deutschland genoß. Saint-Marc Girardin hat vor kurzem erst noch in einem kleinen Aufsatze, „Souvenirs de Gans" betitelt, an seinen abgeschiedenen Freund erinnert. Es ist dies eine kleine Abhandlung, welche einer Übersetzung eines Abschnitts aus dem bekannten Werke von Gans „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" als Einleitung vorgesetzt ist. L. de Lomènie hat aus diesem umfassenden Werke die Abtheilung ausgewählt, welche die Geschichte des Erbrechts in Frankreich während des Mittelalters behandelt. Die Übersetzung liest sich ganz gut und sie scheint sich dem Original in gefälliger Treue anzuschmiegen. Was wir aber an dieser Arbeit auszusetzen und zu tadeln haben, ist der Umstand, daß der Herausgeber eben nur einen Theil vom Ganzen loslöste und dadurch das organische Band trennte, welches zwischen den einzelnen Gliedern eines so durchdachten Werks besteht. Offenbar muß der Eindruck dieser Geschichte in Frankreich durch diese unvorsichtige Zerstückelung geschwächt werden. Wenn sich aber Saint-Marc Girardin, der Vorredner, nur wenigstens veranlaßt gesehen hätte, durch einige allgemeine Züge, welche er seiner Darstellung leicht hätte einverweben können, den Leser in den rechten Zusammenhang und in das eigentliche Verständniß zu setzen. Daß er dies verabsäumt hat, ist unverzeihlich, denn dadurch hätte er seinem verstorbenen Freunde mehr Dienste geleistet als durch die wohlgedrechselten Phrasen, in denen er sich mit sichtbarem Behagen ergeht. Man sieht im Allgemeinen es diesen „Souvenirs" nur zu deutlich an, daß der Verf. sich die Arbeit etwas leicht gemacht hat. Es sind dies eben nur so flüchtige Erinnerungen, die, wenn sie gleich nach dem Tode des berliner Professors niedergeschrieben wären, einigermaßen befriedigen würden, während sie jetzt nicht mehr für genügend gehalten werden können.

Zur Geschichte der Jesuiten.

Wir haben unter den verschiedenen Broschüren, Flugschriften und Werken größern Umfangs, welche wir in Bezug auf die leidige Jesuitenangelegenheit in d. Bl. erwähnt haben, bereits eine umfassende Geschichte dieser interessanten Gesellschaft berührt. Dieselbe führt den Titel „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus composée sur des documents inédits et authentiques", und rührt aus der Feder des bekannten Publicisten J. Crétineau-Joly her. Wir haben die Beendigung dieses Werks abgewartet, um dann noch einmal unser Gesammturtheil über diese Erscheinung zusammenzufassen. Vor kurzem ist endlich das letzte Heft, mit dem der fünfte Band abgeschlossen wird, erschienen, und es stellt sich nun heraus, daß wir uns nicht getäuscht hatten, wenn wir in diesem Werke gleich von vornherein eine Parteischrift zu Gunsten der Jesuiten erkannten. Die ganze Darstellung ist eigentlich eine fortlaufende Verherrlichung dieses Ordens. Zwar pocht der Verf. auf seine Unparteilichkeit sehr und er weiß sich viel damit, daß er der Geschichte ihr Recht widerfahren läßt; aber wenn wir ihm auch nicht gerade Verdrehungen und Täuschungen zur Last legen wollen, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß er durch kluges Verschweigen, gewandte Erklärungen und Deutungen und vorzüglich durch eine geschickte Vertheilung des Lichtes und des Schattens der Sache, welche ihm sehr am Herzen liegt, vielen Vorschub geleistet hat. Es kann dies uns indessen durchaus nicht befremden. Aus seinen frühern literarischen Arbeiten, besonders aus seiner Geschichte der Vendée, kennen wir Crétineau-Joly bereits als einen unumwundenen Legitimisten, welcher für das echtmonarchische Princip und für die Lehre der alleinseligmachenden Kirche eine scharfe Klinge führt.

Schweizercolonie in Amerika.

Einen wichtigen Beitrag zur Kunde der geographischen und geologischen Verhältnisse eines wenig bekannten Theils von Amerika erhalten wir in folgender Schrift: „Exploration de l'Océgon par Duflot de Mofras." Dieses Werk, welches reich ist an positiven Angaben von großer Mannichfaltigkeit, ist auf Veranstaltung und auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben. Von besonderm Interesse sind für uns die Mittheilungen gewesen, welche der Verf. über eine kleine Colonie in Columbia, die neue Schweiz (Nova Helvetia) genannt, macht. Dieselbe wurde von einem Capitain Sutter, der früher untee den Schweizern in Paris gestanden hatte, in Gemeinschaft mit mehren Landsleuten und einigen Deutschen gegründet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 363. — 29. December 1845.

Die deutschen Lyriker des Jahres 1844 und 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 362.)

120. Beiweitem größern Beifall als diesen Gedichten müssen wir den folgenden gewähren. Der Titel lautet:

Liederkranz. Lyrisches und Religiöses von Georg Günther. Celle, Capaun. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Seit längerer Zeit ist dem Ref. keine so originelle poetische Persönlichkeit vor Augen getreten als in der Person des Verf. dieser Gedichte. Eine germanisch-biderbe, moralisch durch und durch gesunde Burschennatur, in der das irdische, wir möchten sagen, hausbackene Leben mit seinen Zuständen, Anschauungen und Bestrebungen mit religiösem Sinne auf fast räthselhafte Weise sich verschwistert, tritt uns in ihm entgegen, und zwar mit einem bis zur Keckheit gehenden Selbstgefühl, welches des Publicums kritische Köpfe auffodert, genau und mit Geist zu prüfen, ob das hier sich darlegende poetische Gespinnst aus hänfenen oder seidenen Fäden gewebt sei. Es soll ihm gleich sein, wie das Urtheil ausfalle; nur erinnert er den Kritiker:

Den Phrasenbombast kann ich nicht wohl leiden.
Wo man um Teufall sich und Sylben reißt,
Sich ob des Neulings Probestück ereifert,
Und ex professo seinen Vers begeifert.
Nicht Fackeln biet' ich euch noch Ballsaallichter;
Doch etwas mehr als trüben Lampenschein.
O schneidet nicht gleich kritische Gesichter,
Und fallt mir nicht mit Schematismen d'rein!
Ich weiß, ich bin ein herzlich schlechter Dichter,
Doch möcht' ich gern den Freundeskreis erfreu'n.
Den Guten, die in Liebe für mich glüten,
Nach Winters Frost den frischen Lenzstrauß bieten.

Ein schlechter Dichter ist nun der junge Sänger keineswegs. Dem Born seiner Lieder, deren Zahl, zu unserer Billigung, nicht sehr groß ist, entquillt kein Zuckerwasser der Empfindelei, kein Scheidewasser radicaler Zeitansicht, keine trübe Welle fanatischen Eifers, kein süßliches Tränkchen, bereitet in neuern mystisch-pietistischen Laboratorien: — es sprudelt hier ein Springquell lebendigen Wassers auf, das zu einem unter Erlenbüschen mit heiterm Geschwätz dahinrinnenden Bache wird, und wol nach und nach zu einem breiten Strome werden kann. „Klar ist sein Sinn und in der Brust ist Friede, mit Drang zu Thaten und mit Lust zum Liede steht er an der letzten Jugend Grenze." „Mag Mancher ihm das Erstlingswerk auch schmähen, er ruft doch froh und unverzagt mit Hutten aus: Ich hab's gewagt, und will auch Red' und Antwort stehen!" Wir können hierauf nichts Anderes erwidern, als daß sein Wagestück, sich in die Reihe germanischer Dichter zu stellen, durchaus nicht mislungen sei. Die zwölf Lieder, welche einige Helden aus deutschen und englischen classischen Literaturwerken besingen, zeigen uns gelungene Würfe kritischer Ansicht und ästhetischen Sinnes, stehen jedoch den ihnen folgenden Nummern sehr nach. Wir heben unter diesen heraus: „Nachruf an meine Mutter" (S. 35), womit „Coeur ist Trumpf" (S. 47) gefällig contrastirt. An dieses reiht sich in gleichem Geiste an „Lob des Katzenjammers à la Blumauer" (S. 55), ein jovialer Erguß, welchen der Dichter in einer Note mit den Worten gegen Splitterrichter in Schutz nimmt: „Man verzeihe diesen Anklang an ein im Entwickelungsgange des echten Burschen so nothwendiges Moment." „An meinen Bruder in Baltimore" (S. 59), „Die Excommunicirte" (S. 64), ein Blatt, beschrieben mit den Zügen innerer psychologischer Wahrheit. Ganz besonders weisen wir aber auf die geharnischten Verse über „Heine's Wintermärchen, Caput XIII" (S. 70) hin, durch die Heine nicht blos gebrandmarkt, sondern auch beinahe erasirt wird. Hr. Günther theilt nämlich hier jene bekannten Heine'schen Verse im Abdruck mit, welche mit frechster Blasphemie und gemeinem Hohn dem heiligen Stifter des Christenthums das göttliche Gewand von den Schultern und die Krone vom Haupte zu reißen sich bestreben. In Bezug auf dieselben läßt der Verf. einen Celsus, einen Voltaire und einen Feuerbach ausrufen: „Nun sag' Einer, wir seien Schelme! Nein bei allen Drachen, so bunt haben wir's nicht gemacht!" Damit begnügt er sich aber nicht, sondern hält auch über des Lästerers verfemtes Haupt noch folgendes strenge Gericht:

Hat einen Fluch der Himmel noch,
An den du Sünder nie geglaubt,
Vor allen andern grausenhaft,
Er schleudr' ihn auf dein Lästerhaupt!
Um deine Seele müssen sich
Zween Teufel zähnefletschend balgen,
Indeß von ekler Rabenschar
Umkrächzt, der Körper fault am Galgen!

Wo dieses Liedes Klang ihn trifft,
Da wird der Spötter selbst sich härmen,
Und wühlen wird's wie fressend Gift,
Selbst in des kält'sten Freigeists Därmen.
Was in des tollsten Wahnsinns Graus
Von Pöbellippen nie geklungen:
Ein deutscher Dichter spricht es aus,
Ein deutscher Dichter hat's gesungen!!

Hört, ihr am Cap, in Labrador,
Hört, ihr an Otaheitis Borden,
Hör' es, bekehrter schwarzer Mohr,
Was zu Paris gedichtet worden!
Nicht gift'ger ist der Boa Zahn,
Nicht sengender ist die Sahara;
So weit verstieg sich nie der Wahn
Im Schädel des Titanen Marat.

Digitized by Google

Erröthe denn, o Vaterland,
Für ihn, der nicht mehr kann erröthen!
Weh' dir, daß du ihn Sohn genannt,
Der deine Blüte dir will tödten!
Sieh': Heinrich Heine, Exulant,
Der Spielball der pariser Nymphen,
In allen Pfützen wohlbekannt,
Er wagt's, den Gottessohn zu — schimpfen!

Verstumm' auf ewig, deutsches Lied,
Zerbrecht, Poeten, eure Leier,
Wenn mit euch in die Schranken zieht
Dies fratzenhafte Ungeheuer!
Zwar wissen wir, du bist bankrott
An Glauben, Sitten und am Leibe;
Nun aber höhnst du, Bube, Gott,
Und höhnst ihn dir zum — Zeitvertreibe.

Dann wird über Heine's Dickfelligkeit bei seinen Zerwürfnissen mit Gutzkow und Platen gesprochen, und eine kurze aber ätzende Kritik über seine Hauptwerke gegossen und das Lied schließt mit folgendem Anathem:

Woher hast du das tolle Kleid?
Wo fandst du es? In welchem Bazar?
Glaub', Heine, nur, sie ist nicht weit
Die Hand des Babelschen Belsazar.
Sie ist schon da; sie schreibt dir schon
An deine Wand das Anathema;
Mit kleiner Variation
Ist's immer noch das alte Schema:

Du bist, Poet, von Gott verdammt.
Laß' ab zu reimen und zu dichten!
Geschändet ist dein heilig Amt.
Nicht braucht die Nachwelt dich zu richten.
Die Mitwelt thut's, sie reißt vom Haupt
Die die entwürdigten Cocarden;
Dein Lorberkranz ist schon bestaubt
Vom Schmutze deiner Poissarden.

Mit dieser kritischen Strenge contrastiren nun, wie oben schon bemerkt wurde, die nachfolgenden Lieder voll religiösen Geistes. Sie sind in diesem, materiell nicht sehr reichen Kranze, Blüten vergleichbar, die weiche Milde, frommen Glauben, christliches Bewußtsein und doch auch eine apostolische, energische Entschiedenheit aushauchen, Eigenschaften, die in der That uns geneigt machen möchten, dieses Blumengewinde zu täglicher Anschauung und wiederholtem Genuß in unserm Zimmer aufzuhängen.

Das religiöse Moment in diesen originellen Dichters Liedern leitet uns nun zu den schöngeistigen Schriften ähnlichen Inhalts, und wir schließen diesen Artikel, gleich dem vorigen, mit einigen Hindeutungen auf Werke, aus welchen religiöse und kirchliche Zeitrichtungen und Bestrebungen, in mehr oder weniger theologische Parteifarbe getaucht, uns entgegengetreten.

121. Gleich die erste der hier zu besprechenden Schriften zeigt uns, in welchen Farbenstrahlen das innere religiöse Leben in dem weiblichen Gemüthe sich prismatisch gestaltet.

Knospen und Keime von Charlotte Krieger. Parchim, Hinsterff. 1845. 12. 22½ Ngr.

Die Verf. hält sich auf dem betretenen Wege einer vernünftigen Gestaltung der religiösen Gefühle; sie läßt aber so viele Steine und harte Erdschollen — wir meinen rhythmische Härten — auf ihrem Wege, und bewegt sich selbst so schwerfällig darauf, daß es uns wenig Vergnügen gewährt, ihr Begleiter zu werden.

122. Christliche Dichtungen von Gustav Eduard Ahner. Grimma, Gebhard. 1845. Gr. 16. 12 Ngr.

Hier ist mehr Gefühl, mehr Rhythmus, mehr theologische Farbe (und zwar die blutrothe) als dort in den „Knospen und Keimen" der Charlotte Krieger; aber den Blüthenthau, der auf Sarons Rosen ruht, prophetische Salbung oder die Begeisterung eines David und Assaph vermissen wir auch in ihnen. Sie sind wohldisponirte, wir möchten sagen, nach homiletischem Zuschnitte abgefaßte Betrachtungen über Bibelsprüche, welche zwar den Ref. kalt gelassen haben, die aber, wir zweifeln nicht daran, ihre Leser und Bewunderer hier und da im christlichen Publicum finden werden — und solche wünschen wir ihnen von Grund der Seele.

123. Glaube, Liebe, Hoffnung, oder Geistliche Lieder über die wichtigsten Lehren des Christenthums, geoffenbaret in den Historien des Alten und Neuen Testaments, von J. Th. Kretzer. Neuwied, Steiner. 1845. 8. 15 Ngr.

Zu dem civilen Subscriptionspreise von 15 Neugroschen kann sich hier der orthodox-christliche Leser eine wohlgereimte Dogmatik und Moral in nuce kaufen, und noch dazu eine recht orthodoxe! Verstöße gegen Reim, Metrum, Rhythmus u. s. w. haben wir nicht gefunden, aber auch keine Poesie.

124. Gesänge aus dem Alten Testamente von Amalie Wittmütz, geb. Odebrecht. Berlin, Wohlgemuth. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir meinten auch diese Gesänge, wie die vorigen, mit einigen Federstrichen abfertigen zu können, aber sie verdienen eine sorgfältigere Beachtung, Würdigung und Empfehlung. Die gemüthliche Sängerin hat nicht allein die Sprache in ihrer Gewalt, sondern weiß auch die Kraft und den Reiz der orientalischen Poesie durch den Zauber ihres melodischen Worts bis zu drastischer Lebendigkeit zu steigern. Sie erkennt und fühlt das Bedenkliche, die Offenbarungen Gottes nach Luther's in sprachlicher Hinsicht unübertreffbarer Übersetzung in Versen wiederzugeben, aber sie versichert in einem Vorwort, sie habe thun müssen, wozu der Geist sie getrieben. Hier sind also mehr Merkmale einer innern Mission oder eines Sängerberufs als bei Charlotte Krieger. Frau Amalie Wittmütz weiß überdies jedem in der heiligen Urkunde erzählten Ereigniß eine rein geistige Ansicht abzugewinnen und hält dabei doch das Moment des Glaubens fest. Ihr Zweck geht dahin, die vorgebildete Jugend sowol wie auch erwachsene Christen auf Gottes Verheißungen eines Messias aufmerksam zu machen, wie sie im Alten Testamente erscheinen, das Gefühl der Werthschätzung jener ehrwürdigen schriftlichen Denkmale der Urwelt im Leser zu erwecken und Vieler Herzen zur Liebe zu Gott zu entflammen, und wir zweifeln nicht, daß sie diesen Zweck erreichen wird. Bei den historischen Sachen referirt sie nicht, sondern sie reflectirt und malt mit warmen Tinten; die poetischen Stücke verwässert sie nicht durch breites Paraphrasiren, sondern weiß die abendländische Mattheit der Empfindung durch Rhythmus, Reim und Metrum selbst in den erhabenen Passus aus dem Buche Hiob ganz gut zu verhüllen. Verwandte Materien zusammenfassend, macht sie aus zwei oder drei Psalmen einen. Hören wir z. B., wie sie den 30., 31. und 32. Psalm behandelt:

Wie ich auch leide — mit mir ist der Herr.

Herr des Lebens! nur am Leben
Findest stets du sel'ge Lust,
Darum legst du das Geschaff'ne
An der Erde Mutterbrust.

Wenn oft Morgen Abend werden,
Wie du Jedem reichst die Zahl,
Öffnet sich — ein Wiegenbette —
Still des Grabes enges Thal.

Und was Abend schien und Weinen,
War jetzt Freud' und Morgenroth.
Leben, ew'ges, eint die Reinen,
Und ihr Engel ist der Tod.

Ja, in deine Hand befehle
Meinen Geist ich, treuer Gott!
Sei mir Burg und Fels; vermähle
Staub dem Staube, du, mein Gott.

Digitized by Google

Lieb den Herren, all ihr Heil'gen!
Selig gerett' und unvertilgt!
Wie auf Ostermärkte strecken,
Glaubt, des Aufgangs Lichtwelt tagt.

O wie groß ist deine Güte,
Herr, dein Trost wie lieblich süß!
Freut euch alle, ihr Gerechten,
Rühmt, ihr Frommen, ewig dies!

Wer auf den Allmächt'gen hoffet,
Den umfangen Glück und Lust,
Und das Grab ist ihm zum Leben
Durchgangsthor an Mutterbrust.

Gern theilten wir nun einige Proben aus dem Pentateuch, aus Salome's und der Propheten Schriften mit, um zu zeigen, wie geschickt die fromme Dichterin, die auch die apokryphischen Bücher zu bearbeiten nicht verschmäht hat, die Sache anzugreifen weiß; doch verbietet es der uns gestattete Raum. Wir bemerken nur noch, daß sie auch hinsichtlich der Wahl der Formen nicht unglücklich gewesen ist; sie sind mannichfaltig, passen sich dem Inhalte an und verstoßen nie gegen die Regel.

125. Stunden heiliger Weihe in christlichen Gedichten von Friedrich Supp. Rottenburg, Gack. 1844. 8. 17½ Sgr.

Diese Gedichte tragen zwar eine confessionnelle Farbe, scheiden aber das trennende Dogma und jegliches Polemisiren von sich aus. Unsere poetisch-ästetische Literatur werden sie eben nicht sehr bereichern und sich unter den ästhetischen Weltkrämern ein großes Publicum machen; aber es wird ihnen dennoch, nicht blos unter den Geistlichen, für die sie zunächst bestimmt sind, sondern auch unter den Gliedern christlicher Familien, wegen ihrer wohlthuenden Einfachheit, der heitern Zuversicht und der apostolischen Milde, die sie athmen, gewiß nicht an Lesern, Freunden und Bewunderern fehlen; die „Stunden heiliger Weihe" seien deshalb hiermit bestens empfohlen.

126. Die vier Jahreszeiten. Berlin, Athenäum. 1845. 12. 20 Sgr.

sind ein frommer Commentar über die Worte des Psalmisten: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt seiner Hände Werke u. s. w. Gedichte in-jenen somelen Hexametern mit Kleist'scher Vorschlagssylbe. Legen wir die Gaben dieses Anonymus und die des englischen bekannten Jahreszeitenfängers in die Wagschalen, so fliegt der berliner Anonymus auf wie eine Feder. Man blättert und forscht durch den ganzen Thierkreis und in allen Erscheinungen des bekannten wechselnden Jahres: aber das Auge sieht und das Ohr hört nur Trivialen — kaum hier und da ein didaktisches, erhebendes Moment, ein gutes Bild oder eine anregende Idee — mit einem Worte eine Alltagsarbeit, nach welcher wenig Nachfrage sein wird.

127. Gedichte, christliche und biblische. Neue Sammlung und Bearbeitung. Von Rudolf Stier. Barmen, Langewische. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

WennRef. in den christlichen und religiösen Wirren unserer bewegten, reformatorischen Zeit sich nicht vor jeder Parteinahme hütete, und das Extreme in beiden in der heutigen evangelischen Kirche sich geltendmachenden Richtungen erkennte, dann würde es diesen Gedichten, mit deren Anzeige wir diesen Artikel und den ganzen Aufsatz schließen, gar übel ergehen. Sie tragen eine entschiedene Parteifarbe, und wenn ihr Verf. sich auf dem Titel auch nicht als Pfarrer aus dem Wupperthale ankündigte, so würden doch schon Stellen wie:

Hallelujah, Lob, Preis' und Ehr',
Sei unserm Herrn je mehr und mehr,
In unsrer armen Seele.
Daß sie ihm rechte Bräut'gamsehr'
Erweise und sich nimmermehr
Im fremden Wesen quäle!

Süße Küsse gibt der Eine,
Bleib du Seine,
Seinen Händen
Überlaß dich zum Vollenden.

oder:

Ja zum Kreuz, so lang sich irgend
Noch die alte Schlange regt,
Daß man bis zuletzt erwarzend
Sie und Kreuz des Stärkren schlägt —
So wird stets mit Gottesleben,
Wie der Herr dem Grab' entstieg,
Frei und neu der Mensch sich heben,
Und so wird verkämpft der Sieg: –

oder:

O Jesu, drunoch losst du mich
Mit Gnadenstimme mitdigkeit:
Drum eben komm nur endlich!
Ich komme, Herr, so wie ich bin,
So sind' ich wieder vor dich hin,
So sündig, schmutzig, schändlich —
Du siehst es, ich seufz' in sehr festen Banden.
Arbeite so lang und bin noch in Schanden,
Drum eben hilf!

oder:

Halleluja dem Lamme,
Das uns geschlachtet ward!
So glüht des Liedes Flamme
Geheimnißvoller Art.
Wie man's im Stand nicht saget:
Das Leben Aller ist,
Das ewiglich erklinget:
Lamm Gottes, du, du bist's!

uns klares Zeugniß ablegen, weß Geistes Kind der Verf. sei und wie alle von diesem geistlichen Gärtner gepflanzten Sträuchlein und Zweiglein im Garten der Poesie mit den warmen trüben Wellen des Wupperstüßchens reichlich begossen und überfeuchtet werden. Die Gedichte nennen sich christliche und biblische, und das dürfen sie; denn der Geist des Glaubens an Jesus Christus durchweht sie alle, sie reden durchgängig die Sprache der Bibel, und Rudolf Stier, der Homilet, tritt genau in demselben Charakter als ascetischer Poet auf. Er sagt im Vorwort, sie seien beschiedene Gaben, für einen gewissen Kreis dargebracht, und träten mit dem einzigen Anspruche auf, daß sie strenger, ernster, tiefer, theologischer sein wollten als die der neusten christlichen Dichter; — wir können auch nicht in Abrede stellen, daß sie durch ihre Form, ihre Sprache und ihre geistige Haltung wol verdienen, auch in andern Kreisen, z. B. von Rationalisten, gelesen zu werden, indem dem christlichen Liede das mystische Moment nun einmal nicht fehlen darf, und daß der Verf. namentlich in all den Stücken, deren Stoff der Heiligen Schrift entnommen ist, sich hin und wieder als gut rationalistischen Exegeten zeigt, also in dieser Hinsicht wenigstens dem Lichte der Vernunft die Ehre gibt. Man vergleiche in Bezug auf das letztgefällte Urtheil: „Das weite Apostelherz" (S. 143), wo er die falsche Übersetzung Luther's von 2. Korinther VI, 11—13 berichtigt und in vortrefflichen Versen commentirt. Freilich werden nicht wenige moderne Exegeten über die Auffassung des Hohenliedes in „Klänge aus dem Hohenliede" (S. 130) nicht nur lächeln, sondern Herder würde auch gewaltig mit dem Kopfe dazu schütteln, wenn er wahrnähme, mit welcher geistlichen Wollust sich hier unser Stier auf die fette Weise mystischen und pietistischen Allegorisirens stürzt. Hin und wieder, besonders in den Sonetten, sind wir auf Klänge und Bilder gestoßen, die uns an Novalis erinnerten. Rühmen müssen wir es weiter, daß der Verf., ganz gegen Sitte und Brauch der Männer seiner Richtung, sich des unwürdigen Polemisirens in Versen enthält; denn so rüstig und entschieden er sich auch in „Was ich möchte" (S. 14) auf den Kampfplatz stellt, so reißt ihn

Digitized by Google

doch der Glaubenseifer nicht zu unwürdigen Beschuldigungen der Andersdenkenden oder zu dem Streben hin, die Gegner zu knechten und mit dem geistlichen poetischen Geschoß zu verwunden. Eingetheilt ist die ganze Sammlung in zwei Abschnitte: Christliche Lieder und Gedichte überhaupt, mit der Subdivision Vorhofsklänge, Innere Stimmungen, Übergänge und Zeugnisse, wo er ganz besonders im mystischen Elemente schwimmt, Kirchenlieder, und zwar zum Theil vortreffliche, Vereins- und Missionslieder. Der zweite Abschnitt bringt biblische Gedichte insbesondere, mehr noch aus dem Alten als aus dem Neuen Testamente, und wir gestehen, daß wir diese Auslegungen, Betrachtungen und Ergüsse eines gläubigen Gemüths und Herzens mit größter Genugthuung gelesen haben, indem wir in den dargebotenen Gaben nicht nur aufs neue erkannten, wie unerschöpflich reich die Heilige Schrift an poetischen Stoffen sei, sondern auch manche Deutung ihres Wunderworts in dieser Form tiefer empfanden als in den Werken ausgezeichneter Kanzelredner oder gelehrter Commentatoren. 54.

Literarische Notizen aus England.

Zur Charakteristik Lord Byron's.

Der Amerikaner J. T. Headley lernte — wie er in seinen „Letters from Italy" erzählt — zu Genua einen Mann kennen, der mit Lord Byron während dessen Aufenthalts in genannter Stadt als italienischer Sprachmeister in näherm persönlichen Umgang gestanden, und vernahm aus dessen Munde mehre interessante Züge aus dem Charakter des Dichters. Auch zwei andere berühmte englische Dichter, Shelley und Leigh Hunt, hatte der Italiener in derselben Eigenschaft zu gleicher Zeit dort kennen gelernt. Seinen Angaben zufolge wäre Byron ein sehr knickeriger Charakter und großer Kleinlichkeit und Engherzigkeit fähig gewesen. Wo er Großmuth gezeigt, habe gewöhnlich Schaugepränge dahintergesteckt und jedesmal sei in solchen Fällen die Sache dergestalt von ihm eingefädelt worden, daß kein wirklicher Verlust aus seinen edelmüthigen Handlungen für ihn erwachsen sei. Shelley soll in dieser Hinsicht viel edlern und höhern Sinnes erschienen sein als Lord Byron, und Leigh Hunt wird ein ähnliches Lob gezollt. Letzterer hingegen wird auf der andern Seite als kalt und abstoßend, Byron als äußerst reizbar und sehr oft ungerecht geschildert, während Shelley als ein hochherziger, edelmüthiger und geradsinniger Charakter geschildert wird. Bei den vielen Besuchen, die der Sprachmeister Lord Byron abstattete, hatte er außer wechselnden Schriften und Büchern stets auf seinem Arbeitstische ein und dieselben vier Bücher gefunden, in denen er die Lieblingslecture des Dichters vermuthete. Bei näherer Prüfung dieser Werke hatte er gesehen, daß es die Bibel, Machiavelli, Shakspeare und Alfieri's Trauerspiele waren. „Mir drang sich sogleich der Gedanke auf", bemerkt der Amerikaner dabei, „daß diese vier Werke Lord Byron's Charakter vollkommen zu erläutern dienen. Machiavelli liebte er wegen dessen Verachtung der Menschen, die ihm nichts waren als eine Heerde Schafe, welche nach der Willkür eines einzigen Stolzen und Mächtigen geleitet oder geschlachtet werden müßten. Dies stand mit Byron's eigener unverhehlener Menschenverachtung vollkommen in Einklang. Die Bibel las und bewunderte er wegen ihrer einfachen und erhabenen Sprache, die sich anzueignen er nie Anstand nahm. Wenn er in seiner berühmten Ode an Bonaparte den Homer ebenso treu nachgeahmt hätte als den Jesaias, so würde er von den Sprachforschern längst des literarischen Diebstahls beschuldigt worden sein. Zu Alfieri fühlte er sich wegen seiner blühenden Sprache und seiner ungestümen Natur, die der seinen so sehr ähnelte, hingezogen. Auch in Alfieri fand sich jener stolze Hohn, der Byron's Charakter so tief durchdrungen hatte. Er war halb Europa durchstürmt, ohne daß er eine einzige Einladung in die vornehme Gesellschaft der Annahme gewürdigt: den stolzesten Adel Englands hatte er mit empörender Geringschätzung behandelt. Auch theilte er mit dem italienischen Dichter die Leidenschaft für Pferde und dieselbe wilde Auflehnung und den Haß gegen allen Zwang. Shakspeare bewunderte Byron, wie jeder Mensch von Gefühl und Verstand dies thut." Bekannt ist, daß das Leibesgebrechen, welches Byron an sich trug, sein Klumpfuß, ihm zu ewigem Ärgerniß gereichte. Auch jener Sprachmeister erzählte dem amerikanischen Reisenden, daß er bei seinen häufigen Besuchen den Dichter in seiner Wohnung nie habe gehen sehen. Desto häufiger erblickte man ihn zu Roß, wo seine Gestalt mit dem bleichen, edeln Gesichte, dem langen Haar und der sammetnen Kopfbedeckung einen angenehmen Eindruck machte.

Die Kraft der Gesetze im heutigen Rom.

Die Beurtheilung eines kürzlich erschienenen Werks: „Rome: its ecclesiastical and social life", gibt dem „Athenaeum" Gelegenheit, von einer „neuen pusevitischen deutschen Schule" zu sprechen und sich Ausfälle gegen eine hohe Person in einem großen deutschen Staate, als deren Lobredner und Bewunderer der Verf. des genannten Werkes auftritt, zu erlauben, welche viel maßloser sind als diejenigen, welche im vorigen Jahre in der „Times" auftraten, und die damals so vielfach angefochtene Behauptung der „Allgemeinen Preußischen Zeitung", daß die englische Presse allenthalben diplomatischen Anstand gegen auswärtige Potentaten und Regierungen zu bewahren wisse, sattsam zu widerlegen dienten. Der Verf. des genannten Werks kann trotz seiner Vorliebe für Hierarchie und was dem anhängt nicht umhin, Züge mitzutheilen, die bezeichnend sind für die Zustände um St.-Petri Stuhl. So erzählt er: „Ein etwas phantastischer Geistlicher in Rom hatte die Leidenschaft, sehr früh am Morgen oder sehr spät in der Nacht gottesdienstliche Feierlichkeiten zu veranstalten. Er ließ die Glocken läuten, die Leute auf den Straßen zum Besuch seiner Kirche auffodern, ja beinahe nöthigen. Die ganze Nachbarschaft erhob endlich laute Klage über diese ungebührlichen Störungen ihrer Ruhe; seine Vorgesetzten legten ihm die Pflicht auf, seinem frommen aber lästigen Eifer Einhalt zu thun und er gehorchte. Es waren aber noch nicht 14 Tage verflossen, als er das alte Unwesen wieder begann. Sein geistlicher Oberer ließ ihn vor sich fodern und fragte ihn, ob er ihm nicht geboten habe, sich solchen Unfugs zu enthalten. «Ja», erwiderte der Mönch, «und ich habe versprochen und gehorcht; aber ein Gesetz in Rom hält nur vier Tage aus»." 12.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waagen (G. F.),

Kunstwerke und Künstler in Deutschland.

Zweiter Theil. — A. u. d. T.:

Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil: **„Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken"**, erschien 1843 und kostet ebenfalls 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 364. —— 30. December 1845.

Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme in einem systematischen Auszuge aus dessen sämmtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Julius Hamberger. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist oft genug bemerkt worden, daß während des Vorüberbrausens gewaltigen Sturms und Unwetters, geschützt von der überhangenden Klippe, anspruchslos und still die Alpenrose unangefochten fortblüht und, immerhin unbeachtet und unaufgesucht, nichtsdestoweniger in aller Lieblichkeit ihre glühenden Farbenlichter nach allen Seiten hin ausstrahlt. Es ist wol auch geschehen, daß der Sturmwind gerade der befruchtende Brauthymnus für die geschützte Blüte wurde, die, unter seinem Wehen empfangen in den folgenden Tagen die Fruchtkerne ausbildete, welche dann, über die vom Wetter verödeten Nachbarstellen ausgestreut, auf ihnen wieder der Anfang wurden erneuter Vegetation und frischen Pflanzenlebens. Wir zweifeln nicht, daß die angeführte Erfahrung schon mehr als einmal im Gange der Menschengeschichte Bild und Gleichniß gewesen ist für edle Bestrebungen auf dem Gebiete des Lebens und der Wissenschaft, die, in ihrer stillen Verborgenheit, vor dem Stürmen einer gewaltig bewegten Zeit wie nicht zur Anerkennung kommen konnten, so die unverhofftesten Bewahrung fanden, zugleich aber auch im Fortgange der Zeiten, wenn auf die Sturmflut die ersehnte Ebbe eingetreten war, die aufgesparten Samenkörner wurden, aus welchen die tabula rasa des verwüsteten Menschenackers ihre erste und willkommene Ausstattung wieder gewann. Gern aber bekennen wir, daß uns diese Reflexion unwillkürlich in die Seele kam, als wir, mitten unter den titanischen Stürmen, welche ein gigantisches Geschlecht unserer Tage um und über alle Heiligthümer des Seins und Wissens erhoben hat, und die ihr gewaltiges Brausen eben jetzt noch von Tag zu Tag höher und höher steigern, fast betäubt von ihrem sinnverwirrenden Gekreische und dem Anblick ihrer mächtig auflösenden und aufräumenden Verwüstungen, das in der Überschrift genannte Buch in die Hand nahmen und so die thatsächliche Überzeugung gewannen, daß wirklich Jakob Böhme in unsern weltumkehrenden Tagen dennoch einen schützenden Freund, der ihm eine Zuflucht vor der wildüberströmenden Zeitflut zu bereiten weiß, — dieser aber — der schützende Freund — selbst hinwiederum einen Verleger gefunden hat, der Muth genug besitzt, seine Schutzschrift durch die empörten Wogen und Brandungen des literarischen Oceans der Gegenwart hindurchzulootsen. Es hat in der That etwas eigenthümlich Rührendes für uns, wenn wir uns sagen: So weit die deutsche Zunge verstanden wird, da klingen auch vom literarischen Markte her die lauten Hammerschläge an unser Ohr, mit welchen tüchtige Werkmeister die festen Burgen des von den Vätern Überlieferten erschüttern; Alles ringsum ist mit Trümmern bedeckt, in welche das unübersehbare Heer der Flug- und Zeitblätter, begleitet von dem schweren Geschütz der über das Maß der Censur hinausgewachsenen größern Zweckschriften — man wird nicht zweifelhaft sein, was wir mit diesem Analogon von Zweckessen u. s. w. wollen —, jede Lebenserscheinung, sogar ohne Unterschied ob sie alt oder neu sei, auf welchem Gebiete menschlichen Seins sie gesehen werden mochte, zerschlagen hat und zu zerschlagen fortfährt; bis in die Schluchten des Gebirgs ist der Föhn des großen literarischen Zeitsturms gedrungen und die Sonne schaut dort aus zerrissenen Wolken auf ein weites, wüstes Feld, bedeckt mit umgestürzten dreihundertjährigen Waldbäumen, nieder, noch ungewiß, ob die zerbrochenen Stämme bei dem künftigen Neubau zu benutzen sein werden; Nichts, auch das Kleinste nicht, scheint dem nach allen Seiten hin sich ergießenden Lavastrome der Auflösung entgehen zu können. Aber siehe! da erhebt dort auf einmal auf dem Acker der Verheerung ein mit dem Moose grauen Alterthums bedecktes, schon immer nur von Einzelnen beachtetes Gewächs seinen einsamen Stengel frisch und ungeknickt, als habe es gar keinen Sturm gegeben, und eine kleine Anzahl getreuer Freunde hat sich harmlos und still um die Pflanze gesammelt, an ihrem milden Blütenschmuck sich ergötzend, und sie pflegen in Liebe und Treue die wunderbar bewahrte, als wüßten sie selbst nichts von Allem, was um und neben ihnen vorüberrauscht. In einer Zeit, wo man Bibel und Geschichte abgethan meint und ein Evangelium der Gegenwart predigt, vor welchem jede Stimme aus der Vergangenheit lautlos schweigen soll, da hat ein alter Philosoph

Digitized by Google

sein ganzes langes Leben dem Versuche, die Weisheit Jakob Böhme's geltend zu machen, hingegeben, und nachdem er schon zu seinen Vätern versammelt ist, vereinigt sich die Schar seiner Jünger, um das angefangene Werk fortzusetzen und, völlig unbekümmert um Das was die Zeitstimmen des Vorwärts fodern, scheinbar unberührt von ihnen, in glücklicher Unbefangenheit, die alten Worte von den Quellgeistern und dem großen Mysterium und den Tincturen und Signaturen der Dinge u. s. w. vor dem Verklingen und Verhallen zu bewahren; wie auf einer einsamen Insel im Ocean hat sich ein kleiner Bund von Freunden gebildet, in fester Abgeschlossenheit nach außen hin, wo bekanntlich ganz entgegengesetzte Tendenzen jetzt gelten, und sie wachen mit liebender Aengstlichkeit über ihren Schützling und versprechen sich nichts Geringeres als ebenso wol die rechte Tiefsinnigkeit und Geistesschärfe des „deutschen Philosophen", wie seine principielle Übereinstimmung mit dem Christenthum, letztere in größter Ausdehnung, bis zu den besondersten Einzelheiten herab, nachzuweisen und für alle Zeiten über jeden Zweifel zu erheben; aus ihrer Mitte heraus tritt der wackere Dr. Julius Hamberger in München und gibt uns zuvörderst die Lehre des Meisters in einem systematischen Auszuge; Aussicht auf Manches, das verwandter Art noch nachfolgen soll, wird uns gestellt; zuletzt aber der Verheißung die Krone aufgesetzt, indem uns die Hoffnung aufgeht, jener obengedachte, schon verstorbene Philosoph — der allerdings mit Recht genial genannte Franz Baader — werde in seinen nachgelassenen Papieren noch ungleich Bedeutenderes für das Verständniß Böhme's leisten. (S. v.) Ja gewiß! es hat fast etwas wehmüthig Rührendes, in solcher Auflösung, wie wir sie jetzt erleben, für ein einzelnes uraltes Gewächs so treu und liebevoll gesorgt zu sehen, und man könnte wol geneigt werden, auch der in unserm obigen Gleichnisse angedeuteten Hoffnung Raum zu geben, daß die so wunderbar beschirmte Pflanze bestimmt sein könne, zur künftigen Neusaat auf dem verwüsteten Zeitalter ihren reichen Beitrag zu steuern, was wir jedoch, um uns in keiner Weise dem Prophetenthume zuzudrängen, billig hier auf sich beruhen lassen.

Wir wollen nicht zweifeln, daß nach dieser Vorerinnerung unsere Leser es nicht beschwerlich finden werden, uns zu einer nähern Betrachtung dieser interessanten Zeiterscheinung zu folgen — in der Musterung einer großen Brandstätte verweilt man im Vorübergehen nicht ungern einige Augenblicke auch in der wunderbar verschont gebliebenen Hütte —, und so gedenken wir nun recht systematisch hierbei zu Werke zu gehen, indem wir zuerst das Gefäß, in welches jenes Gewächs gefaßt ist, wir meinen die vorliegende Hamberger'sche Schrift, und dann den Inhalt dieses Gefäßes selbst, den jedenfalls merkwürdigen „deutschen Philosophen", einer flüchtigen Betrachtung unterwerfen.

Hamberger ist dem Publicum schon als ein denkender, gesinnungskräftiger Literat bekannt, theils durch frühere Schriften (z. B. „Gott und seine Offenbarung in Natur und Geschichte"), wohin auch die imposant erschienene von ihm herausgegebene „Selbstbiographie des würtembergischen Prälaten Fr. Christoph Oetinger" zu rechnen ist, theils durch bereits angekündigte zukünftige literarische Unternehmungen, namentlich die versprochene neubearbeitete Wiederausgabe von Oetinger's biblischem und emblematischem Wörterbuche. In dem vorliegenden Werke hat er nicht nur mehr sogar gegeben als der Titel erwarten läßt, sondern auch Das was er gibt recht tüchtig ausgestattet. In der ersten Beziehung haben wir zu bemerken, daß auf die geistreiche Vorrede eine Einleitung folgt, die in drei Abschnitten zuerst Jakob Böhme's Leben und Schriften, dann das Verhältniß seiner Lehre zur Philosophie und Theologie, und zuletzt eine kurze Geschichte der Böhme'schen Lehre mit eine anspruchslose, zugleich aber gründliche, prägnante und sehr ansprechende Weise — eine ira et studio — aufstellt. Wir stehen keinen Augenblick an. Das was hier der Verf. gegeben hat entschieden über Franz Baader, de la Motte Fouqué und Wullen zu setzen und es auszusprechen, daß wir solche Unparteilichkeit und innere Gediegenheit, die nackte, reine Wahrheit zu sagen, wie sie hier zu Tage liegt, bei einem Biographen, der offenbar Partei für seinen Helden ergriffen hat, unter den seltenen Erscheinungen zu rechnen. Daß zur Biographie solcher nicht viel Neues hat beigebracht werden können, ist übrigens sehr begreiflich.

Auf diese Einleitung folgt nun der eigentliche Text der Schrift, der systematische Auszug aus Böhme's sämmtlichen Schriften in 20 Abschnitten mit 395 Paragraphen. Selbst jeder Paragraph mit einem in Hamberger's eigenen Worten gegebenen Lehrsatze des Böhme'schen Systems beginnt, worauf dann wörtliche Auszüge aus den verschiedenen Böhme'schen Schriften mit genauer Angabe dieser folgen, in welchen der Inhalt des Lehrsatzes enthalten ist. Die Anlage des Ganzen in den Abschnitten und die Aufeinanderfolge der Paragraphen ist von der Art, daß etwas Wesentliches aus Böhme's System nicht übergangen, das Ganze aber in einer sehr übersichtlichen und logisch geordneten Folge zusammengestellt worden ist. Ohne Widerrede ist diese Zusammenstellung der Böhme'schen Dogmen die vollständigste und gelungenste, die wir bis jetzt haben, und übertrifft Alles weit, was bis daher von Wullen, Umbreit, Menzel, Baur, Rosenroth, Nüslein und Feuerbach in diesem Sinne gegeben worden ist. Den Schluß des ganzen Werks macht ein Anhang, der in einem kleinen Lexikon die Erklärung der vornehmsten in diesem Auszuge vorkommenden Böhme eigenthümlichen Kunstausdrücke mittheilt, eine Zugabe, die um so dankbarer zu erkennen ist, je ferner unserm Gesichtskreise viele dieser dem frühern alchemistisch-theosophischen Jargon entnommenen Ausdrücke liegen, andere aber in dem Idiotismus Böhme's selbst ihren Grund haben.

Und so wäre wirklich dem Leser in der Hamberger'schen Schrift ein Boehmius enucleatus gegeben, mit dem er allerdings viel leichter fertig werden kann als mit

Digitized by Google

den neun starken Octavbänden, in welchen ihm etwa die Gichtel'sche Ausgabe, die noch eine der gehäuftesten ist, die sämmtlichen Werke des deutschen Philosophen darbietet. Unserm Versprechen gemäß müssen wir aber noch wenige Augenblicke bei dem Gegenstande dieser Schrift selbst verweilen und haben dabei, wir können es nicht leugnen, den Wunsch, daß es uns gelingen möge, trotzdem daß die allgemeine Aufmerksamkeit von Dem, was der Sturm der Gegenwart zertrümmert und auflöst, in Anspruch genommen ist, einiges Interesse für diese zur Zeit noch ziemlich unverlegt gebliebene Erscheinung zu erregen.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

Der so vielfach angegriffene, verschmähte und verdammte Jesuitenorden hat auch in Deutschland seinen Vertheidiger gefunden. Es gehört viel Muth, viel Selbstverleugnung dazu, den Jesuitenorden zu vertheidigen. Ein so dreistes Wagniß verdient ernstliche Berücksichtigung. „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen." Vielleicht hat sich dieses schlechte Gelichter der Welt an den Jesuitenorden gerieben gemacht; vielleicht ist es Leuten, die ein geschwärztes „Strahlendes", ein „in den Staub gezogenes Erhabenes" — wo es sich um eine Menschenclasse handelt, die Hunderttausende die Ihren nennt und welche nach der Obervormundschaft über Millionen strebt, muß man bedächtig zu Werke gehen, das Für auch anhören nach dem Wider, die Rechtfertigung nach der Anklage. Aber jener oben citirte Dichter hat auch gesagt: die „Weltgeschichte ist das Weltgericht". Verbinde man beide Gedanken, so ist in ihnen die Wahrheit enthalten, daß Neid und Mißgunst das Gute und Edle eine Zeit lang verkleinern, in den Augen der Menschheit herabsetzen, daß aber endlich daßselbe den Sieg davonträgt. Erliegt es der Schmach, so war es auch keines bessern Schicksals werth, so hat es dieselbe verdient. Ist's von Gott, so wird's bestehn, Menschenwerk wird untergehn. Doch wir wollen hören und prüfen. Hier ist das Werk zu Ehren des Jesuitismus:

1. Die Aufhebung des Jesuitenordens. Eine Beleuchtung der neuen und alten Anklagen wider denselben. Von Kaspar Riffel. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. 8. 26½ Bgr.

Der kühne Vertheidiger des Jesuitenordens gibt sich nicht den Schein eines unparteiischen Kritikers, den der Standpunkt der Geschichte über die Parteien, also über die Jesuiten wie über deren Gegner erhebt. Demgemäß macht er diesen Gegnern keine Concessionen, um in der Hauptsache sich auf die Seite seiner Freunde zu stellen, er räumt den Gegnern kein Recht wider die Jesuiten ein, um zu zeigen, daß sie in Verfolgung ihres Rechts zu weit gegangen und so über daßselbe hinaus zum Unrecht wider die Jesuiten gelangt seien. Rein er ergreift selbst die Partei der Jesuiten auf das entschiedenste. Der Orden hat keine Schuld, keine Schwäche; er ist rein gekränkte Unschuld; nur um seiner Tugend, Sittenheiterkeit und Vortrefflichkeit willen hat man ihn verfolgt; Alles, was man gegen ihn vorgebracht, hat keinen Grund; die historischen Thatsachen, die in allen Geschichtsbüchern und selbst in einer päpstlichen Bulle zu lesen sind, sind erlogen; seine Lehren hat man gefliſſentlich verunstaltet. Eine solche Vertheidigung nennt der Verf. aber nicht Parteiergreifen, sondern Dienst der Wahrheit. Statt der von aller Welt angenommenen historischen Wahrheit erzählt er eine ganz andere Geschichte; die Geschichtsforscher mögen sich die Mühe geben, sie zu widerlegen. Ich will hier nur ihren Grundgedanken angeben. Die Hauptfeinde der Jesuiten, aber auch der Könige, Gottes und der Menschheit, sind ihm die Philosophen. Diese Partei der Philosophen hegte den Wunsch, die französische Revolution zu machen, den König von Frankreich zu ermorden, das Christenthum zu vernichten. Sie konnte dies aber nicht, so lange die Jesuiten existirten, welche die treuen Wächter der Monarchen, Gottes und der Menschheit waren. Deswegen gingen sie zunächst auf Aufhebung der Jesuiten aus; durch die niederträchtigste Intrigue gegen die unschuldigen Lämmer Gottes, die in der schlichten Einfalt ihrer Herzen keine Ahnung von der Schlechtigkeit ihrer Feinde hatten, gelang ihnen dieselbe. Das Haus Bourbon wurde von den Philosophen verführt, durch die Bourbons der Papst; die Jesuiten wurden aufgehoben. Nun gelang die Ausführung des ganzen Plans der abscheulichen Philosophen: sie richteten die Greuel der Revolution an und sie ermordeten den König Ludwig. Das Alles thaten die Philosophen! Aber die göttliche Strafe blieb nicht aus, das Verderben des Hauses Bourbon war die gerechte Strafe für die Verfolgung der Kinder Gottes. Die Zeit der Heimsuchung für die Philosophen ist nun gekommen; aber noch wagen sie es, die wieder in die Welt eingeführten Jesuiten anzufeinden, weil sie in ihnen und mit ihnen das Christenthum vertilgen möchten. Die Jesuiten sind wieder da, und obgleich es die Philosophen dahin durch ihre Verleumdungen gebracht haben: „daß selbst die Bessern und Unbefangenen unter einem Jesuiten den Inbegriff alles Schlechten und Nichtswürdigen sich dachten", so haben sich doch schon wieder „auf mehre christliche Staaten Europas ausgedehnt, in einigen auf ausdrückliches Verlangen und unter Begünstigung der Fürsten, in andern unter dem Schutze der constitutionellen Freiheit, der Sehnsucht des katholischen Volks nachgeben". Wie gesagt, ich überlasse die Widerlegung dieser rührenden Geschichte den Geschichtschreibern. Nur eine allgemeine Betrachtung setze ich ihr gegenüber. Der Verf. gibt im ersten Theile seines Buchs eine Darstellung der Sittenverderbniß am Hofe Ludwig's XV., der Schandliteratur Frankreichs, der revolutionairen Umtriebe der Philosophen. Er leitet natürlich alle diese Niederträchtigkeiten von der Reformation ab. Daß diese erst hervorgerufen war durch die viel größere Unsittlichkeit der katholischen Geistlichkeit vor der Reformation, verschweigt er. Die Zeit Ludwig's XV. nennt der Verf. „die greuelhafteste in der ganzen Geschichte nach dem Erscheinen Christi". Es gab greuelhaftere Perioden vorher, es gab in Rom einen Hof, der viel sittenloser war als der Hof Ludwig's XV. Doch angenommen, der Verf. hätte recht: wie kommt es doch, daß diese allgemeine Verderbniß existiren konnte in Frankreich, Spanien und Portugal, in diesen ganz katholischen, ganz unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Ländern, während in den protestantischen Ländern, in Norddeutschland, England, Schweden, diese Sittenverderbniß nicht herrschte? wie kommt es, daß, nachdem den Philosophen ihr verruchter Plan, den ihnen der Verf. unterschiebt, gelungen war, daß nach der französischen Revolution sich überall die Sitten gebessert haben, daß man namentlich in Deutschland alle die Laster der Unzucht, welche vor der Reformation im Schwange waren, kaum noch den Namen nach kennt, daß sie nicht einmal in der Vorstellung des Volks noch existiren? Entweder die Jesuiten waren selbst die Ursache der Verderbniß, oder sie waren weniger geschickt, dieselbe zu überwinden als die geschmähten Philosophen, welche sie, wie der Verf. meint, verdrängt haben! Daß die Philosophen aber nicht den bösen Geist der Intrigue und Sittenlarheit geboren hatten, sieht man am bestimmtesten daraus, daß gerade die Philosophen es waren, welche gegen diesen bösen Geist energisch protestirten. Das kräftige Flugwort vom letzten König und letzten Priester, welches Hr. Riffel mit so frommer Alteration anführt, hat seine Erklärung in der unverbesserlichen Unsittlichkeit der Fürsten und Priester Frankreichs, aber keineswegs in politisch-revolutionairer Gesinnung. Die französischen Philosophen bildeten überhaupt weder eine Sekte noch einen Orden, Philosoph nannte sich da-

Digitized by Google

mals jeder in religiösen Dingen aufgeklärte Mann; mit der Politik machten sich damals die aufgeklärten Leute gar nichts zu thun. Diese Philosophie war, wie übrigens alle Welt weiß, erst eine durch die Pfaffen und speciell durch die Jesuiten hervorgerufene Reaction, und ihre Extravaganzen waren durch nicht minder starke Extravaganzen der Jesuiten hervorgerufen worden. Der dürre Verstand, welcher sich Ewiges und Endliches zu beherrschen anmaßt, welcher an der Stelle Gottes durch List und Gewalt die Welt zum Heile zu leiten, in Wahrheit zum eigenen Vortheil auszubeuten, unternimmt — das ist der Jesuitismus, das ist die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Die Niederträchtigkeiten, welche sich die Jesuiten und Philosophen wechselseitig zuschieben, alle diese schmutzigen Intriguen, Lügen, Verleumdungen, Mordthaten bis zu den scheußlich-lächerlichen Versuchen, Staatsverfassungen und Religionen zu improvisiren, gehören dieser Richtung des Geistes, welche die Jesuiten ebenso wie die sogenannten Philosophen geboren. Sie haben ihre Irrthümer gebüßt, wir sind klüger geworden durch ihre Fehler und durch ihr Unglück, wir würden ihnen nur zu danken haben statt sie zu verdammen, wenn diese Jesuiten und diese Philosophen nicht als schnöde Revenants im 19. Jahrhundert wieder zu spuken wagten. Fort mit diesen Gespenstern! Diese modernen Mariana und Busenbaum, diese modernen Voltaire und Holbach gehören in dieselbe Rumpelkammer, sind Caricaturen einer schlechten Vergangenheit, die nichts als lächerlich wären, wenn sie nicht widerwärtig wären und wenn es nicht leider auch noch im 19. Jahrhunderte Leute gäbe, welche sich vor Gespenstern fürchten und aus Furcht zu allerlei lästigen Misgriffen sich verleiten ließen. Atheisten und Jesuiten stehen in einem polaren Verhältnisse zueinander, die einen sind die Bedingung der andern, sie sind stets zugleich, und doch bilden sie den formellen Gegensatz. So oft die Menschheit einen Rückfall hat in die Krankheit der Intrigance, wird sie auch diesen unheimlichen Gegensatz wieder in sich erzeugen. Aber man bilde sich nicht ein, den Atheismus durch den Jesuitismus heilen zu können, je stärker man diesen macht, desto stärker wird auch jener. Die Geschichte der ältern und neuesten Zeit liefert den Beweis.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die Auswanderungen.

Von verschiedenen Seiten her hat man in Deutschland die öffentliche Aufmerksamkeit auf die wichtige Angelegenheit der Auswanderungen gelenkt. Darin stimmt man allgemein überein, die Sache kann nicht mehr so bleiben. Es handelt sich jetzt offenbar darum, daß dem ganzen Strome der Auswanderung eine bestimmte Richtung gegeben werden muß, und dann, daß nothwendigerweise Veranstaltungen getroffen werden müssen, welche dahin streben, die schönen Kräfte, die dem gemeinsamen Vaterlande Jahraus Jahrein entzogen werden, auch in der Ferne selbst noch zum Gedeihen werden zu lassen. Es steht also fest, daß die ganze Angelegenheit nicht mehr so planlos und ins Blaue hinein betrieben werden darf. In der Schweiz hat es sich auf eine fast ganz gleiche Weise gestaltet. Auch hier ziehen alljährlich viele Tausende von ihrer Heimat aus, um in der Ferne ihr Glück zu suchen. Wir meinen nicht jene gewinnlustigen Scharen, welche gewöhnlich für kürzere Fristen nur in dem Auslande umherschweifen, um dann den Erwerb ihrer Thätigkeit oder den Erlös der Waaren, welche sie feilbieten, ruhig in ihrer Heimat zu verzehren, sondern jene Armen, die zum Theil durch drückende Verhältnisse genöthigt, zum Theil durch glänzende Vorspiegelungen und trügerische Hoffnungen verlockt, ihrem Vaterlande für immer Lebewohl sagen. Wie oft gehen nicht diese Unglücklichen, die ihre schwankende Existenz erst im fernen Lande zu gründen haben, ihrem traurigen Geschicke und einem kummervollen Loose entgegen! In der Regel sind sie Opfer ihrer Unwissenheit. Wenn ihnen ein klares Bild von Dem, was sie in dem Lande, wohin sie ziehen, zu erwarten haben, vor Augen gestellt würde, oder wenn man ihnen bei ihren Übersiedelungen mit Rath und Anweisung zur Hand ginge, so würde in den meisten Fällen das Unheil, welches jetzt in der Regel über sie hereinzubrechen pflegt, abgewendet bleiben. Es ist zum Theil unverantwortlich und wahrhaft himmelschreiend, daß Diejenigen, welche hier helfen könnten, ruhig zusehen und das Ganze gehen lassen wie es gehen will. Wie in Deutschland endlich einige Männer, denen das Wohl der Menge und die deutsche Ehre am Herzen liegt, sich der Sache der Auswanderung angenommen haben, so hat auch in der Schweiz dieser wunde Fleck die Blicke einer ehrenwerthen Gesellschaft, der Société d'utilité publique fédérale zu Genf, auf sich gezogen. Auf Vorschlag eines Hrn. Huber hat sich eine förmliche Commission gebildet, welche den Auftrag erhalten hat, die gesammte Angelegenheit der Auswanderung nach dem Auslande einer sorgfältigen und ins Einzelne gehenden Prüfung zu unterwerfen. Die Vertreter der schweizer Eidgenossenschaft haben sich beeilt, zu den Nachforschungen, welche in Folge dieser Mission angestellt sind, die Hand zu bieten, und der Bericht der Commission, welcher vor kurzem unter dem Titel „Emigrations suisses, enquête publiée par la Société d'utilité publique fédérale" zu Genf in Druck gegeben ist, enthält mehr oder minder ausführliche Berichte von den Schweizerconsuln zu Neapel, Petersburg, Odessa, Belgien, Marseille, Algier, Neuyork, Philadelphia, Madisson, Columbia, Neuorleans, Merico, Rio Janeiro und Bahia. Außerdem hat die Commission ihrer „Enquête" noch einige aus andern Quellen geschöpfte Notizen beigefügt, welche sich auf Ungarn, Griechenland und die deutschen Colonien in Brasilien beziehen. Wir können hier nicht in die Einzelheiten dieser Angaben eingehen. Es genügt uns hier auf diesen inhaltsreichen Bericht, der zum Theil auch in Deutschland Berücksichtigung verdient, aufmerksam gemacht zu haben. Indessen wollen wir mit demselben zugleich noch eine Rede des eben erwähnten Huber in Verbindung setzen, welche gleichfalls die Frage der Auswanderung behandelt. Sie hat unter dem Titel: „Discours fait à la réunion de Zurich, le 18 septembre 1844", von J. Huber-Saladin, zu Lausanne die Presse verlassen. Dieser Vortrag scheint uns ganz geeignet, Solche, welche sich für diese wichtige Frage interessiren, in das Verhältniß der Auswanderung einzuführen, die Theilnahme selbst aber für diese wichtige Angelegenheit rege zu erhalten.

Viardot's Übersetzungen aus dem Russischen.

Louis Viardot, den wir als oberflächlichen Kenner der spanischen Literatur sattsam kennen, benutzt die Reisen, welche er in Gemeinschaft mit seiner gepriesenen Frau, der herrlichen Sängerin Pauline Garcia, nach allen Richtungen der Welt hin unternimmt, vielfach zu literarischer Ausbeute. So haben wir von ihm brauchbare Handbücher über die Kunstsammlungen in Spanien und Belgien erhalten, an die sich ein ähnliches Werk über Deutschland, welches vor kurzem erschienen ist, anreiht. Gegenwärtig erhalten wir nun aus seiner Feder ein Buch, welches Zeugniß ablegen soll dafür, daß Viardot sich auch auf dem Gebiete der russischen Literatur einigermaßen umgethan hat. Es ist dies die Bearbeitung einiger Novellen von Gogol („Nicolas Gogol, nouvelles russes, traduction française par L. V."). Ob diese Arbeit ihrem Herausgeber ganz allein beizulegen ist, oder ob er sich der fremden Hülfe bedient und nur das Geschäft der Überfeilung für sich selbst vorbehalten hat, lassen wir dahingestellt. So viel ist gewiß, daß wir ihm nach der Art und Weise, wie er mit Cervantes in seiner Übersetzung des „Don Quixote" umgesprungen ist, unmöglich ein besonderes sprachliches Talent, wie es seine Frau im eminenten Grade besitzt, beilegen können. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 365. — 31. December 1845.

Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme in einem systematischen Auszuge aus dessen sämmtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Julius Hamberger.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Das wird man uns nun wol zugeben müssen, daß der görlitzer Idiot immerhin eine merkwürdige Erscheinung auch für unsere Zeit noch bleibt, und eine jede nähere und erschöpfendere Deutung seiner Individualität eine nicht unwillkommene sein müsse. Wenn ein Spener über Böhme's Inspiration in seinen „Theologischen Bedenken" sich folgendermaßen erklärt:

Ich meinte, es gebe gar wohl ein tertium, daß er (Böhme) weder ein θεόπνευστος sensu exquisito, wie Diejenigen, deren ganze Scripta zur Regul der Kirchen von Gott eingegeben worden, noch ein Hauptenthusiast gewesen. Wenn es nämlich Gott also gefallen hätte, ihm nicht sowol circa oeconomiam salutis, als andern Dingen, so gleichsam zur Philosophia sacra gehören, Vieles unmittelbar zu offenbaren, nicht aber auch die Gnade verliehen, solche Erkenntniß mit göttlicher Gewißheit in Schriften zu verfassen, sondern wol daneben zugelassen, daß er auch des Seinigen Mehres mit untergemischet hätte.

Wenn Salomo Semler, der Vorläufer der jetzt allmächtig gewordenen Kritik, in seiner „Selbstbiographie" sich über ihn äußert:

Manches in seinen (Böhme's) Werken habe ich mehr als einmal gelesen und zwar nicht selten mit wirklichem Vergnügen über die glückliche Gemüthsordnung, Ruhe und Festigkeit der Seelenkraft dieses Mannes; zumal die Stärke und Festigkeit seiner Imagination u. s. w. Böhme hat nicht allein für Deutschland, sondern auch für viele Ausländer wirklichen Nutzen, wahren Nutzen geschafft und sehr viele Zeitgenossen behütet vor der Lasterhaftigkeit und Leichtsinnigkeit, die nach und nach so merklich die Oberhand bekommen haben . . .

so mag allerdings ein vorlauter Zweifel über die geschichtliche Bedeutung unsers Philosophen keiner weitern Zurechtweisung bedürfen. Nichtsdestoweniger tragen wir jedoch Bedenken, ebenso wol Spener's, wie nicht zu leugnen ist, sehr vorsichtigen Worten über die Böhme gewordene Offenbarung so wie sie gefaßt sind beizutreten, als Dasjenige durchgängig zu unterschreiben, was der neue Epitomator der Böhme'schen Philosophie in der Einleitung S. XLVI—LIII auf die eigenen Versicherungen des Urhebers dieser Philosophie hin über die ihm gewordene Erleuchtung und seine Stellung zur Theosophie mit allerdings sehr preiswürdiger Ruhe, Mäßigung und Klarheit bemerkt hat, so gern wir uns bescheiden, daß auf diesem Gebiete der Schwierigkeit des Ausdrucks wol etwas zugestanden werden muß, wenn man nicht ohne Noth Mißverständnisse selbst verschulden will. Daß Böhme von besonderer und specifisch eigenthümlicher Erleuchtung und Eingeistung redet, die ihm zu Theil geworden sei und ihn auf die Stufe der Einsicht, die er einnimmt, gehoben habe, sowie daß er eine besondere Asese durch ernste Buße, Gebet und wahrhafte Hingabe des Gemüths an Gott als die nothwendige Voraussetzung, unter welcher allein er solcher Erleuchtung gewürdigt worden sei, annimmt — das hat seine Richtigkeit, und es mag sich leicht nachweisen lassen, wie es sehr natürlich kommen mochte, daß der Überraschte und über seine Sphäre Erhobene keinen andern als einen solchen Ausdruck dafür zu finden wußte; allein viel weniger vermögen wir es zu billigen, daß der besonnene und klare Hamberger die subjective Rede Böhme's so ganz objectiv nimmt und somit auf jenen gefährlichen Abweg sich mit fortziehen läßt, auf welchem zu aller Zeit Schwärmer und Enthusiasten einen qualitativen Unterschied zwischen besonderer und allgemeiner Offenbarung gemacht und damit die unbefangene Ansicht von dem Strome geistigen Lebens, der durch die Menschengeschichte sich ergießt, vielfältig getrübt haben. Wir sprechen nach einer Goethe'n entlehnten Analogie: Entweder es gibt gar keinen Geist, oder er ist immer und überall in derselben Weise thätig, und jede gute That auf dem weiten Gebiete des Wissens, die wirklich die wahre Weisheit unsers Geschlechts fördert, ist sein Werk, wie klein oder groß sie auch der menschlichen Schätzung erscheinen möge. Gewiß bekennen wir uns damit nicht zu einem Geiste, wie ihn die Protestantischen Freunde unserer Tage mit ihrem mehr als vulgären Rationalismus als Parole gebrauchen, und dem gerade Dasjenige völlig mangelt, was das wahre und innerste Wesen des Geistes ausmacht, nämlich die Objectivität und Universalität. Aber wenn allerdings unser Zeitalter im guten Sinne des Worts viel zu kritisch geworden ist, als daß auch nur ein Theolog noch vermöchte in der überpoetischen Sprachweise des vergangenen Weltalters die Apostel musikalische Instrumente zu nennen, auf welchen der Hauch des Geistes die Töne anregt, die er zur weltumgestaltenden Offenbarung ge-

Digitized by Google

bracht sehen will: so sprechen wir es dagegen mit der größten Unbefangenheit aus, daß Alles, was zum gemeinen Nutzen in Wahrheit sich erweist und an dem großen Domhaue der echten von oben stammenden Weisheit wirklich mit fortbaut, „wirket derselbige einige Geist und theilet einem Jeglichen Seines zu, nachdem er will"; wo aber dennoch von specifischer Verschiedenheit der Geistesoffenbarungen die Rede ist und wo — sei es der Exgriffene selbst oder sein Evangelist — die Energumenen besonderer Offenbarung, ganz verschieden davon, wie derselbe Geist andern sich mittheilt, sich rühmen — da reden sie entweder in einer poetischen Enallage von Qualitätsstufen, obgleich es nur um Quantitätsverschiedenheit sich handelt, dem Mißverständnisse, das bei Idioten in solchem Falle leicht veranlaßt werden kann, wenigstens bei sich selbst ohne alle Mühe ausweichend; oder sie sehen allerdings so wenig klar, daß sie von der Maßdifferenz nur zu sehr getäuscht werden, um eine Wesensverschiedenheit darin wirklich zu erblicken; und damit ist allen jenen Ausschreitungen die Thür geöffnet, die Enthusiasten zu Selbstkasteiungen und unnatürlichen aseticschen Bußungen verführen, zugleich aber den Schwarm unmündiger Nach- und Anbeter um sie versammeln, um in beklagenswerther Befangenheit die dankbare Anerkennung der herrlichen Geisteserweisung zu unwürdigem Götzendienst zu steigern. Wir hätten wol gewünscht, daß der geistreiche Hamberger sich etwas sorgfältiger vor dieser Verwechselung der Begriffe gehütet hätte als es geschehen ist, wogegen wir es, wie schon angedeutet, dem trefflichen Jakob Böhme nicht eben hoch anrechnen wollen, wenn er aus seinem handwerklichen Stillleben heraus die eigentliche Beschaffenheit der ihm in einem gar reichen Maße gewordenen Geistesoffenbarung nicht so ganz dialectisch genau zu unterscheiden vermocht hat, um so weniger, als sein gerader kindlicher Sinn ihn selbst da, wo er im Begriff war, das Maß zu verlieren, vor eigentlichen Extravaganzen bewahrt und in der sittlichen Unschuld erhalten hat. Und so kommen wir nun noch dazu, mit ganz kurzen Worten unsere unbefangene, einfache Ansicht über Jakob Böhme zum Schlusse auszusprechen.

Es mag etwas Wahres daran sein, in der evangelischen Theologie des 17. Jahrhunderts zwischen gnostischer Mystik und reinerer Mystik zu unterscheiden und die erstere als Ausfluß und Fortbildung der sogenannten kabbalistischen Theosophie oder Geheimphysik der unmittelbar vorhergegangenen Jahrhunderte, deren Repräsentant und stehendes Symbol für alle Zeiten Theophrastus Paracelsus bleiben wird, zu betrachten. Es unterliegt auch gewiß keinem Zweifel, daß Jakob Böhme mit den Schriften der Theosophen, die vor ihm gelebt haben, eines Paracelsus, Berthold v. Chiemsee, Sebastian Frank, Valentin Weigel u. A., nicht unbekannt geblieben ist, wie denn zu allen Zeiten und noch bis in unsere Tage herab nicht blos in einem gewissen Kreise Wissenschaftlicher, der allerdings eine ganz besondere Gelehrtenspecies bildet, sondern auch unter Idioten und selbst Land- und Gewerbleuten, die im Übrigen von allem Literatenverkehre sich fern halten, neben der Beschäftigung mit den Bestrebungen der Adepten und Alchymisten, eine Verehrung und Benutzung theosophischer Schriften, insbesondere auch der Böhme'schen, sich geltend zu machen weiß, deren Ausdauer mitunter wirklich Staunen erregen muß. In keinem Falle aber möchten wir, wie es doch in der Regel geschieht, unsern Philosophus teutonicus ausschließend in den gnostischen Mystikern beirechnen, sondern ihn mit weit größerem Rechte als dem Übergangsgebiete von diesen zu der zweiten Classe der reineren Mystiker, die am entschiedensten durch Johann Gerhard, Joh. Arndt, Heinrich Müller u. A. vertreten ist, zugehörig betrachten, womit ihm, wie es uns scheint, erst die ganz angemessene und die in der That ungemein anziehende Mischung des Specnlativen und Erbaulichen in seinen Schriften genau bezeichnete Stellung angewiesen wird. Es geht ein so wahrhaft frommes und sittlich fein organisirtes Gemüth und tief in die Tiefe der Anschauung versenktes Forschung hindurch aus bei ihm Hand in Hand, daß Alles, was er gegeben hat, neben der contemplativen Seite auch eine praktische zeigt, die mitunter gar wohl geeignet ist, um wollten Sinne Erbauung zu schaffen. Dies aber vorausgesetzt, sehen wir in Jakob Böhme im Übrigen einen jener reichbegabten Kinder der Natur, die wirklich eine besondere Art in der großen Geisterflora unsers Geschlechts bilden und die nicht fehlen dürfen, wenn nicht der Gegensatz zwischen den Priestern und Laien in der großen Gemeinschaft der Wissenden ein unvermittelter bleiben soll. In ihnen will die schaffende Naturkraft gleichsam inwieweit auch der seiner ganzen Formation nach so Dem, was er ist und allein sein soll, bestimmte Lauf in dem Priesterthume der Wissenschaft sich betheiligen kann, ohne gleichwol dadurch über die ihm gesetzte Schranke hinausgeführt zu werden, und nur nach diesem Maßstabe dürfen solche Erscheinungen gemessen werden, wenn ihnen der Standpunkt nicht verrückt und der rechte Antheil an Dem, was Jeder für das Ganze zu leisten hat, verkannt werden soll. Ja, stellen sie sich somit zunächst auch nur als eine Art heitern Naturspiels dar, in welchem die „ewig Schaffende" zunächst dem Bedürfnisse der Ausgleichung und Vervollständigung zu genügen bestrebt ist, so bleiben sie nichtsdestoweniger Erscheinungen, bei deren Betrachtungen der sinnige Naturfreund ebenso wol mit erwünschter Befriedigung als zu vielfältiger Belehrung und Einigung über die höchsten Aufgaben der Wissenschaft verweilt. Ihnen gegenüber steht die Species jener eigenthümlichen Gelehrten vom Fache, die, aus allen Quellen der Wissenschaft genährt und gespeist, mit einer ursprünglichen Neigung zu dem Mechanischen und Technischen, diesem aus der Fülle ihres reichen Geistes die Verklärung und Vergeistung zu geben bestrebt sind, die es nur immer anzunehmen im Stande ist. Wenn bei den Letztern die geistige Seite gewissermaßen von der Gewalt des Materiellen überwältigt und somit ihrem ganzen Streben die Form des

Digitized by Google

Geheimen und Mysteriösen aufgedrückt wird, so erscheint dagegen bei den Erstern die Wissenschaft immer als eine Art Poesie, die aus ihren Bilderträumen gar nicht zum vollen Bewußtsein erwachen kann, und eben darum ruht auch auf dieser Erscheinung eine gewisse Wolke des Dunkeln und Magischen, das nur zu leicht zu einer Art Geheimnißdienst führen kann. Man wird nicht lange mit den Böhme'schen Schriften vertraut sein dürfen, um die Eigenthümlichkeit dieser naturdichterischen Philosophen in ihrem Verfasser wahrzunehmen, zugleich aber auch sich zu überzeugen, daß er eins der edelsten und schönsten Exemplare seiner Species ist, welche die Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts nur aufzuweisen hat, sowie es uns in der That zu einer sehr interessanten Bestätigung unserer Ansicht gereichen mußte, als wir bemerkten, daß in dem oben im Vorbeigehen erwähnten würtemberger Prälaten Oetinger, namentlich so, wie er sich selbst in der bereits angeführten Selbstbiographie gibt, eins der edelsten und schönsten Beispiele der zweiten Art, der tiefwissenschaftlich-geschaffenen wie ausgebildeten Forscher, gebunden durch die Magie des ursprünglichsten und einfachsten Naturlebens, aufgestellt ist. Wirklich bilden hiernach die Beiden, Jakob Böhme und Oetinger, Gegensätze, die sich recht eigentlich gegenseitig ergänzen, und wenn sie sich namentlich in der centralen Anschauungsweise, wie dies Hamberger mit Recht sehr hervorhebt, auf das Eigenthümlichste begegnen, so ist auch das Loos Beider insofern ein gleiches gewesen, daß die Verehrung, die sie gewonnen haben und noch etwa gewinnen werden, immer nur eine Art Geheimdienst ist, die nie Gemeingut werden dürfte. Aus eben diesem Grunde können wir auch unser Wort über Böhme mit der zuversichtlichen Behauptung schließen, daß er, wenn er auf alle Weise gleich vornherein gelehrt, geschult und abgerichtet worden wäre, nur seine Eigenthümlichkeit verloren, für die Wissenschaft selbst aber gewiß um nichts mehr geleistet haben würde als was er so geleistet hat; sowie Oetinger in dem Zunftmäßigen seines Wirkens und Handelns die einzig passende und geeignete Objectivirung für seine tiefsinnigen Speculationen gefunden hat.

C. B. Meißner.

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Doch ich habe noch ein Wort über Riffel's Manier, den Jesuitismus als Lehre zu vertheidigen, zu sagen. Er kann nicht ganz ablengnen, daß in den Schriften der Jesuiten einige Sätze vorkommen, welche einen verruchten Klang haben. Aber er sagt, man verkenne die Jesuiten, wenn man diese Sätze in ihrer abstracten Allgemeinheit nehme, sie hätten nur Sinn durch die speciellen Fälle, von denen sie abstrahirt seien. Diese speciellen Fälle nun führt er an, um jene allgemeinen Sätze zu rechtfertigen. Aber eben dies Ableiten allgemeiner Sentenzen aus speciellen Fällen ist eine Manier, die als schlecht anerkannt ist, weil sie dem sich klug dünkenden Verstand zu aller möglichen Scheindialektik ein scheinbares Recht gibt. Daß z. B. der Mord eines Fürsten unter gewissen Umständen eine löbliche Handlung sei, bleibt eine niederträchtige Lehre, und wenn sie noch so sehr verclausulirt wird, obschon kein wahrer Menschenkenner und kein wahrer Christ über den speciellen Königsmörder das Urtheil ewiger Verdammung aussprechen wird. Dies Urtheil, wissen wir, steht nur Gott zu, der uns Herz zu schauen vermag, der Mensch hat sich an die That zu halten, diese zu verdammen, wenn sie verdammungswürdig ist, und zu bestrafen. Aber die Jesuiten maßen sich die Prüfung der Herzen an und das Urtheil über dieselben, das hat sie zu ihren Lehren verführt, und wenn man diese verwirft, so verwirft man nur die widergöttliche Arroganz, welche sie geboren hat. Ein großer Sünder vor den Menschen kann ein großer Heiliger vor Gott sein, aber kein Mensch hat das Recht, ihn heilig zu sprechen. Die Nachahmung des Weltgerichts, jenes großen Processes um die Seelen der Menschen, die der Jesuitismus sich erlaubt, ist eine Blasphemie.

Ich berief mich auf das Zeugniß der alten und neuesten Geschichte wider die Jesuiten. Die katholischen Könige des 18. Jahrhunderts sahen sich endlich, um sich aus dem Gewebe der Lüge, der Intrigue zu befreien, das sie umfing, zur Vertreibung des Ordens genöthigt. Sie sahen ein, es sei nicht möglich, mit den Jesuiten zu regieren. Zwei nichtrömisch-katholische Fürsten nur duldeten den Orden, Friedrich und Katharina. Die Jesuiten haben öffentlich die Weisheit dieser Regenten gepriesen, heimlich haben sie ihre Kurzsichtigkeit verlacht. Aber weder der Weisheit noch der Kurzsichtigkeit dieser beiden klugen Fürsten verdankten die Jesuiten die ihnen zu Theil gewordene Duldung, sondern nur der tiefinnersten Verachtung, mit welcher diese Fürsten sie betrachteten. Sie waren zu aufgeklärt, um sich vor den Jesuiten zu fürchten, sie wußten sich vollkommen frei von dem Einflusse derselben; aber sie benuhten dieselben, um in gewaltsam eroberten Provinzen (Schlesien und Polen) das römisch-katholische Volk für sich zu gewinnen und es zugleich in Opposition gegen Rom zu stellen. Als Preußen und Rußland die Jesuiten nicht mehr brauchte, jagte es sie fort. Niemals sind die Jesuiten verächtlicher behandelt worden, dagegen erwies ihnen der König von Spanien mit seinem berühmten Staatsstreiche die größte Ehre.

Aus der jüngsten Geschichte legt folgende Schrift Zeugniß ab wider die Jesuiten:

2. Der Jesuitismus in Belgien. Ein warnendes Wort an die deutschen Fürsten und Staaten von Junius. Leipzig, A. Weigel. 1846. 8. 10 Ngr.

Die ältere Geschichte beweist, daß die absolute Monarchie durch den Jesuitismus gestärkt werde, die neueste Geschichte (Belgien und die Schweiz) zeigt, daß auch die constitutionelle Monarchie, ja die Demokratie durch die Jesuiten vernichtet werde. Junius ist kein „Philosoph", kein Ultraliberaler, er ist ebenso ein Feind der Lüge der Jesuiten wie der ihrer polar ihnen entgegenstehenden Gegner; er ist ein Christ und ist ein Monarchist. Die belgischen Zustände kennt er genau, er weist nach, wie sich in Belgien derselbe Gegensatz herausgebildet hat, welcher Frankreich zu Grunde gerichtet hat, er sagt Belgien das Schicksal Frankreichs voraus. Die Lüge in jeder Gestalt wuchert so lange auf das üppigste, bis endlich der gesunde Kern des Volks gewaltsam dagegen reagirt, dann spielen eine Zeit lang die äußersten Feinde der Jesuiten eine Rolle, denn das Volk hat ihnen eine Macht gegeben, welche sie zum Experimentiren mit ihren abstracten Ideen mißbrauchen, bis sich das Volk auch dieser Weltverbesserer ebenso gewaltsam entledigt. Da hat man den esprit der französischen Revolution und jeder folgenden, zu der es in allen Staaten kommen wird, welche den bösen Geist der Intrigue, den Gegensatz zwischen Athеismus und Jesuitismus, in sich aufkommen lassen. Wie die Jesuiten herrschen, davon gibt der Verf. die Belege; in die privatesten Verhältnisse tragen sie den Geist der Intrigue hinein. Ein Bäcker liest ein antijesuitisches Journal; was geschieht? Die Jesuiten entziehen ihm durch den Beichtstuhl die Kundschaft, sie entfremden ihm sein eigenes Weib durch ihre

Digitized by Google

Weiberconventikel, sie werden ihm durch die Mutter die eigenen Kinder entfremden. Er ist ein unwirrter Mann, wenn er nicht bei Zeiten zu Kreuze kriecht. Und wie sie es im Kleinen treiben, so machen sie es auch im Großen: der Staat, die Kirche, das Volk, die Familie, ja die Existenz des Individuums wird durch sie eine Unmöglichkeit.

Nächst Belgien kann auch das neue Frankreich als Beweis angeführt werden, daß es unmöglich ist, mit den Jesuiten zu regieren. Die französische Regierung hat diese Erfahrung gemacht, diese Regierung, welcher so viel daran liegt, die Religion zu heben, die kirchliche Gesinnung zu befestigen, um endlich wieder dem Staate haarbreite Formen zu geben. Die Jesuiten brachten diese Regierung in so große Collisionen, daß die Opposition in der Deputirtenkammer selbst ihre Rivalität der Sache des Staats zum Opfer brachte und die Regierung gegen die Jesuiten in Schutz nahm. Frankreich hat zum zweiten Mal die Jesuiten vertrieben, die Gründe findet man in den:

3. Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer am 2. und 3. Mai 1815, die Jesuiten betreffend. Rede von Thiers. Nach dem Französischen. St.-Gallen und Bern, Huber u. Comp. 1845. 8. 6½ Ngr.

In Nr. 27 d. Bl. habe ich eine Schrift angezeigt: „Das Innere der Gesellschaft Jesu", welche genaue Nachrichten über die Art und Weise enthält, wie gegenwärtig die Jesuiten gemacht werden. Das dort Gesagte wird auf das vollständigste bestätigt durch:

4. Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom. Von Georg Köberle. Leipzig, Grunow. 1846. 12. 15 Ngr.

Es ist dies ganz Buch ein moderner Lebensbild, ein Stück Selbstbiographie eines jungen Mannes, welcher als ein lebensfroher religiös erzogener Jüngling in jenes Deutsche Collegium nach Rom gezogen wurde, welches gestiftet ist, um Priester für Deutschland zu bilden. Der junge Mensch hatte Festigkeit, richtigen Takt, Patriotismus genug, seine Seele aus den Banden zu retten, mit denen man sie umgarnt hatte. Seit seiner Rückkehr aus dem Collegium ist er zum Manne gereift, und männlich, ohne Gehässigkeit gegen die Jesuiten, ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Übertreibungen ergäbt er jetzt, was er als Jüngling erfahren hat, weil es von der größten Wichtigkeit für Deutschland ist, daß es diese Erfahrungen kenne, daß einer von den wenigen Zeugen auftrete, die es über jenes Jesuitencollegium in Deutschland gibt, denn unter hundert Deutschen kommt auch demselben kaum Einer wieder heraus, der nicht Jesuit ist. Ist er aber Jesuit, so binden ihm feierliche Eide den Mund, wenn er sprechen wollte, aber er will auch nicht sprechen, denn der Jesuitismus beherrscht die Seinen nicht blos äußerlich, sondern er beherrscht sie innerlich, er nimmt ihnen Alles: Vaterland, Staat, Individualität, ja selbst die Sehnsucht der Freiheit, und gibt ihnen dafür sich selbst: den Jesuitismus. Der Beef, ist ein römisch-katholischer Christ, er ruft feierlich auf, den Katholicismus vor dem Jesuitismus zu retten, mit dem er nichts gemein habe.

Oswald Marbach.

Bibliographie.

Actenstücke über die Leipziger Augustnacht. Mit dem Plane des Roßplatzes. Leipzig, Pönicke und Sohn. 8. 5 Ngr.

Adler, A., Das Judenthum und die Kritik. Ein Sendschreiben an Hrn. F. W. Ghillani. Manheim, Bensheimer. Gr. 8. 2 Ngr.

Allerhöchste Antwort Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf die von dem Berliner Magistrat in der Audienz vom 2. October 1845 in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten überreichte Immediat-Eingabe. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Ernste Betrachtungen eines zwölf Jahre gedienten Unteroffiziers. Borken, Brunn. 12. 2 Ngr.

Neun Briefe über den eventuellen Anschluß Hamburgs an den Zollverein. Im Jahre 1841 in der Hamburger Börsenhalle-Liste zwanglos erschienen. Mit einem Vorworte von C—n. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 7½ Ngr.

Emilsohn, G. L., Hört Israel! das moderne Judenthum ist Gegendienst! Ein dringendes Wort an meine Glaubensbrüder. Hamburg, Schuberth und Comp. Gr. 12. 5 Ngr.

Gedenktag an die Tage des 20. und 21. August 1845 in Ellwangen. Ellwangen, Brandeger. Gr. 8. 9 Ngr.

Henriei, M., Die Glorie heiliger Märtirer und Märtyrinnen. Mit einleitendem Vorwort und heil'gemäßschichtlichen Erklärungen. Leipzig, Naumburg. 1846. Fr. 16. 18½ Ngr.

Hoe von Hoenegg, Evangelisches Handbüchlein wider das Papstthum. Nach der 12ten Originalausgabe mit den nöthigen Zusätzen herausgegeben und bis auf unsere Zeiten fortgeführt von F. Teuscher. Weimar, Voigt. 1846. Gr. 8 15 Ngr.

Hunt, A. F. B., Einige Worte an Hrn. Friedr. Gessel, evangelischen Pfarrer zu Thorn, über einige Stellen seiner letzten Weihnachtspredigt. Marienburg, Dormann. 8. 5 Ngr.

Instructionen und Rathschläge des Satans an die in Frankreich durch Michelet und Quinet ins Freien gebrachten Jesuiten. Herausgegeben von Hrn. v. Berlepsch. Nach dem Französischen von Lucifer. Weimar, Voigt. 1846. 8. 12½ Ngr.

Käufser, J. E. A., „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Predigt. Dresden, A. und W. Kori. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Wie haben wir das in unserer Zeit sehr häufig Herausstellen der einfachsten Religionswahrheiten zu betrachten? Predigt. Dresden, A. und W. Kori. Gr. 8. 3 Ngr.

Riefert, K., Dr. Martin Luther, ein Vorbild der Lehrer in seinem Streben nach Licht und Wahrheit, in Hinsicht seines Glaubensmuthes und seiner Glaubensfreudigkeit, in seinem rastlosen Wirken und in Hinsicht seines biedern, deutschen Charakters. Striegau, Hoffmann. 8. 2 Ngr.

Krüger, W. J., Was sind das für Reden, die ihr unter einander führet? oder wie treiben es gegenwärtig die Feinde der katholischen Kirche? Predigt. Marienburg, Dormann. Gr. 8. 3 Ngr.

Kunze, E., Predigt über die Pflichten des Christen in dieser so bewegten Zeit. 2te Auflage. Berlin, Bethge. 8 2½ Ngr.

Ignaz Loyola und seine Gefährten. Eine kritisch-biographische Skizze. Nach dem Englischen des Rev. von J. Gumpach. Darmstadt, Jonghaus. 12. 15 Ngr.

Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik. Ein Beitrag zu der deutschen Fürsten. Braunschweig, Westermann. 8. 15 Ngr.

Die Reformation in Trier. Bonn, König. Gr. 8. 10 Ngr.

Der heilige Rock und seine Wunderkraft. Mit einer gesegneten Medaille. Borken, Brunn. 8. 3 Ngr.

Schüz, W. v., Die aufgehellte Bartholomäusnacht. Zeitstück zur Schrift: „Kämpfe und Triumphe der römischen Kirche in 17 Horen dargestellt." 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Zackenwig. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwarz, J. L., Was ist jüdische Religion? Ein Leitfaden für das künftige Glaubensbekenntniß der jüdischen Reformgenossenschaft. Berlin, Wagner und Kühn. Gr. 8. 1½ Ngr.

Stichert, F. O., Dr. Wolfgang Ruhr's Lod. Eine ausführliche Darstellung der letzten Lebensumstände, des Todes und Begräbnisses des großen Reformators, nebst den bei letzterm gehaltenen Predigten und Reden. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 8. 20 Ngr.

Welscher, C., Die Stigmatisirte zu Gendringen. Nach genauen Beobachtungen. Borken, Brunn. 12. 2½ Ngr.

Worte eines Gläubigen über Verehrung des heiligen Rockes, veranlaßt durch die Schrift: „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Trier." Von einem katholischen Weltpriester. Borken, Brunn. Kl. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neue medicinische Werke.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind neu erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende, bearbeitet von Dr. ***L. Hoehmann.*** Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. ***L. Posner.*** Erster Band: **Acute Krankheiten.** Gr. 12. 1845. Geh. 2 Thlr.

Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von Dr. ***A. Moser.*** Gr. 12. 1845. Geh. 2 Thlr.

Vorstehende Werke bilden die erste bis dritte Abtheilung einer **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten,** unter der Redaction von Dr. **A. Moser.**

Soeben sind in unserm Verlage erschienen:

C. M. Arndt's

Schriften

für und an seine lieben Deutschen.

Zum ersten Mal gesammelt
und
durch Neues vermehrt.

Drei Theile. 8. (106 Bogen.) In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, 1. Juni 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In allen guten Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die Vollständigste Naturgeschichte

von

Hofrath und Ritter Dr. **Ludwig Reichenbach,**
Director des k. Naturaliencabinets in Dresden.

Seit August 1844 pünktlich monatlich erschienen, wird rasch vollendet! Man hat bereits, wie der vermehrte Absatz lehrt, anerkannt, daß dieses Werk von allen sogenannten populairen Naturgeschichten, welche das tausendmal gesagte Allgemeine immer wiederholen, darin wesentlich verschieden ist, daß es die Gegenstände der Natur selbst in Masse und mit den allerneuesten Entdeckungen vorführt, sodaß eine wirkliche wissenschaftliche gründliche Kenntniß der Objecte, wie sie von einem Sachkenner nur selten geboten wird, daraus erlernt wird. Gegenwärtig werden ausgegeben: Die neuentdeckten Vögel Neuhollands. Die Cetaceen, Pachydermen, Schweinsartige und Wiederkäuer sind auf Bestellung gebunden zu erhalten. Die Lieferung mit 20 Platten auf Velinpapier 1 Thlr. 20 Ngr., illuminirte Schulausgabe 1 Thlr. 10 Ngr., schwarz 25 Ngr.

Dresden und Leipzig.

Expedition d. vollst. Naturgeschichte.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.
1845. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 5 Ngr.; Beilagen werden mit ¼ Thlr. für das Tausend berechnet.

Juni. Nr. 127—130.

Inhalt: * Fenelon. — Lebensart und Beschäftigungen der Neger in Westindien. — Die Mehari-Kamele in Nordafrika. — * Ansicht von Loch Scourie. — Die pariser Griechen. — Die eingemauerten Kinder. — Weibliche Ausdauer. — * Erzherzog Joseph von Östreich. — Geril, der dankbare Sklav. — Die Parasiten der alten Welt. — * Der Melonenbau. — * Hand Holbein. — Die irländischen Dienstboten. — Seeabenteuer. — Naturwissenschaftliche Sonderbarkeiten. — Heuschrecken. — Roth und Hülfe. — * Die graue Kanzel. — Eine Reise vor dreißig Jahren. — Eine siamesische Armee. — * Die Condors. — Die deutschen Colonien in Transkaukasien. — Rumpf und Kopf. — * Turgot. — Seeabenteuer. — Der Sonnabend der Russen. — * Regensburg. — Die irländischen Bettler. — Die Verwechselung. — * Anekdote. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge des **Pfennig-Magazin** wurde **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moses Mendelssohn's
gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von **G. B. Mendelssohn.**

Sieben Bände in acht Abtheilungen.

Mit Mendelssohn's Bildniß.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Diese Ausgabe enthält außer mehren bis jetzt ungedruckten Aufsätzen eine Biographie Moses Mendelssohn's von dessen Sohne Jos. **Mendelssohn** und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften von **Ch. A. Brandis.**

Der Preis soll der ursprünglich bestimmte (6 Thlr.) bleiben, obwol der Umfang weit stärker geworden ist als beim Beginn des Drucks im Plane lag und daher die einzelnen Bände bei ihrem Erscheinen höher (mit 9 Thlr.) berechnet wurden. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Abnehmern **vollständiger Exemplare** Das, was sie mehr als 6 Thlr. zahlten, zurückzuerstatten; für einzelne Bände aber gilt der bisherige Preis.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Karl Gerold**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Organische Darstellung
der
gesammten finanziellen
Staatsverwaltung
und des
Controlwesens,
dann der
Kassen-Einrichtungen
in den
kaiserlich-königlichen Staaten, in Verbindung mit der Erklärung der Kassenverwaltungs- und Verrechnungsgrundsätze, sowie der Verrechnungsformen, dann der allgemeinen und besondern Controlmaßregeln.

Ein nützliches Handbuch
für den
staatsamtlichen Rechnungsdienst und die mit demselben in Berührung kommenden Amtshandlungen des Administrations- und Controlfaches.

Nach den besten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet
von
Joseph Neugebauer,
k. k. Rechnungsrath.

Wien 1845.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.)

Es fehlte bisher noch immer an rechnungswissenschaftlichen Schriften, welche das Fach der Administration, das praktischen Rechnungsdienstes und der Controle im Zusammenhange behandeln. Um so willkommener wird daher allenthalben eine Abhandlung sein, welche diesem dringenden Bedürfnisse abhilft, indem sie die Leitung, die Beaufsichtigung und die factische Ausübung des Rechnungsdienstes in allen Abstufungen und in einem geordneten Zusammenhange darstellt. Dieselbe wird auch in der That für den dienstlichen Gebrauch aller dieser Fächer ebenso nützlich als nothwendig sein, und besonders dem Anfänger die Ausbildung und schnellere Aneignung einer vortheilhaften Geschäftsumsicht erleichtern.

Über den entschiedenen praktischen Nutzen und die Anwendbarkeit für die Beamten aller Zweige und Branchen und in allen ihren verschiedenen Stellungen hat sich übrigens der Verfasser in der Vorrede der Abhandlung klar und sehr aufgesprochen, und wir können dieselbe daher um so mehr allenthalben empfehlen, als sie überdies die gesammten staatsamtlichen Administrations- und Rechnungsobjekte in zusammengeformten und sehr übersichtlichen Tableaux anschaulicher macht, sowie noch ferner mehre der nützlichsten und weniger bekannten Rechnungsformularien enthält.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **4te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Gefechte bei Troyes vom 3.—7. Februar 1814. — II. Der Feldzug der Jahre 1713 und 1714 in Catalonien. Erster Abschnitt. — III. Kriegskenntniß. 1) Gefechte des Regiments Kaiser Husaren bei Ried am 30. October 1805. 2) Gefecht bei Praga am 26. April 1809. 3) Zwei Escadrons Kaiser Husaren und zwei Escadrons Kaiser Chevauxlegers vernichten am 11. Juni 1809 bei Zedlinsko ein polnisches Quarré. 4) Kaiser Husaren vertheidigen Kock am 4. Mai 1809. 5) Überfall auf Rozanna am 4. August 1812. 6) Das Gefecht bei Sochniewice am 8. August 1812. 7) Recognoscirung von Puck am 20. September 1812. 8) Gefecht an der Muchawiza am 4. October 1812. 9) Gefecht bei Biskie Litteweki am 1. November 1812. — IV. Idealisirte Bekleidung eines Infanteristen im Allgemeinen, ohne Bezug auf irgend eine Armee. (Mit Abbildungen.) — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Neunundfunfzigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft**; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen zu dem Preise von 6 Ngr.

ist die **erste bis vierundzwanzigste Lieferung** ausgegeben und in allen Buchhandlungen einzusehen.

Leipzig, 16. Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint:

L'ÉCHO,
Journal des gens du monde.

Nouvelle série. Première année. 1845.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Sommaire de Mai et Juin:

Procès célèbres. Procès du marquis et de la marquise d'Anglade. Par **A. J.** (Fin.) — Un Duel au dix-septième siècle. (Fin.) — Le Meunier d'Angibaut. Par **George Sand.** — Esquisses et tableaux de moeurs. Une soirée dans la petite propriété. Par **Paul de Kock.** — Les Indiens Joways aux Tuileries. — La Sainte d'Offémont. Par **Alexandre de Lavergne.** — Détails intimes sur Napoléon. Par le baron **Mesnival.** — Le Prince compositeur. — Chronique judiciaire. Conseil de discipline de la garde nationale. — Mélanges. Un duel avec témoins. — Madame de Pompadour. Par **A. Houssaye.** — Une Excursion au Cap Finistère (Espagne). Par **George Barrow.** — Gorée et ses habitants. Par M. le major **Fridolin.** — Chronique judiciaire. Les soustractions à la poste. — La Contemporaine. Par **Jules Janin.** — Journées des 5 et 6 Octobre 1789. Par **de Barante.** — Chronique judiciaire. Un hôte sans gêne. — Le Rocher de Cancale. Par **Charles de Bernard.** — Une charge de Pinelli; scène de moeurs italiennes. Par **Luigi Picconi.** — Visite d'une dame à la reine Victoria. Par Lady **Lucie Holliday.** — Physiologie des couleurs; d'après M. de Balzac. Par **Joséphine A...** — Matinées royales, ou Instructions sur l'art de régner. Copie d'un manuscrit de Frédéric-le-Grand. — **Feuilleton:** Un concert chez le grand-turc. — Un grand homme à marier. — Comment se concluent les mariages en Chine. — Un candidat à l'Académie. — La carte à payer de la gloire. — Un oncle en Amérique. — Une visite à l'empereur de Russie. — Les cannibales, etc., etc. — Annonces. Nouvelles publications.

*** Schönes Festgeschenk. ***

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig erschien soeben:

Sancta Maria in ihrer Herrlichkeit, als Kind, Mägdlein, Jungfrau, Gottesbraut, Christusmutter und Himmelskönigin. Mit 1 Stahlstich. 8. Cartonnirt im Umschlag. Preis ⅔ Thlr. = 1 Fl. 12 Kr. Rhein. = 1 Fl. C.-M.

In diesem nett ausgestatteten Büchlein ist ein lebensvolles, salbungsreiches Bild der Gottesmutter gegeben — ihrer verschiedenen Altersstufen, ihrer irdischen Lagen, ihrer himmlischen Glorie und ihres beseligenden Waltens — und so ganz besonders zu einem schönen Festgeschenk für Jungfrauen und Frauen jeder Confession geeignet.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte
eines
Österreichers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben:

Die Epochen der Geschichte der Menschheit.

Eine historisch-philosophische Skizze
von
C. F. Kahlert, Dr.
außerordentlicher Professor zu Jena.

Erster Band mit zwei Kupfertafeln.

28 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr.

(Der zweite Band erscheint zu Michaelis.)

Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte
mit Bezug auf
Dav. Fr. Strauß und **Bruno Bauer** und die durch dieselben angeregten Streitigkeiten
von
C. L. W. Grimm,
Dr. der Theologie und Philosophie, Professor in Jena.

15 Bogen. 8. Preis 22½ Sgr.

Öffentliche Reden
von
Wilhelm Ernst Weber,
Vorsteher der Gelehrtenschule in Bremen.

Erstes Bändchen.

266 Seiten. 8. Preis 22½ Sgr.

(Das zweite Bändchen erscheint zu Michaelis.)

Jena, im Juli 1845.

C. Hochhausen.

Bei **Ed. Anton** in **Halle** erschien soeben:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte, zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten. Fünfter Band, enthaltend der neuesten Geschichte erste Hälfte. Zweite Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Bernhardy, G., Grundriß der Griechischen Literatur; mit einem vergleichenden Überblick der Römischen. Zweiter Theil: Geschichte der Griechischen Poesie. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Sgr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Operative Chirurgie
von
Johann Friedrich Dieffenbach.

Erster Band.

Gr. 8. 6 Thlr.

(Auch in sechs Heften à 1 Thlr. zu beziehen.)

Der zweite Band dieses ausgezeichneten Werkes ist unter der Presse. Der Preis des Ganzen wird in keinem Falle 12 Thlr. überschreiten.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Berthold, Dr. **A. A.**, Lehrbuch der Zoologie. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Bodemeyer, Dr., Commentatio de Kantianarum categoriarum usu, exponendis de materia et de pulchro theoriis adhibito. 8. maj. 27½ Ngr. (22 gGr.)

Eichhorn, C. F., Einleitung in das deutsche Privatrecht, mit Einschluß des Lehnrechts. Fünfte verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr (3 Thlr. 18 gGr.)

Huber, V. A., Skizzen aus Spanien. Erster Theil: Dolores. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Der zweite Theil, enthaltend Jaime Alfonso, genannt el Barbudo, kostet 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 gGr.)

Meyer, Dr. **D.**, Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 gGr.)

Rohns, Ph., Zwölf Ideen zu Grabdenkmälern. Gr. 8. 15 Ngr. (12 Ngr.)

Ruhstrat, Dr. **A. W. C.**, Über die Pflichten der Frauen und Mütter gegen ihre Männer und Kinder in Krankheiten. Grundriß der Krankenwärterlehre. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 20 Ngr. (16 gGr.)

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **L. G. Gersdorf.**

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „**Bibliographischen Anzeiger**" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Juni. Heft 23—26.

Inhalt: **Theologie.** *Cunz*, Die kirchliche Gesangbuchsreform. — *Neudecker*, Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland. 1. Th. — *Unger*, Populaire Hermeneutik für Lehrer des Volkes in Schulen und Kirchen. — **Jurisprudenz.** *Hasenpflug*, Kleine Schriften juristischen Inhalts. 1. Bdchn. — *Mortreuil*, Histoire du Droit Byzantin. Tom. II. — *Domitii Ulpiani* Fragmenta, ed. *Böcking*. — **Medicin.** *Schindler*, Die Lehre von den unblutigen Operationen. — **Physiologie.** *Valentin*, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 1. Bd. — **Naturwissenschaften.** *Unger*, Synopsis plantarum fossilium — **Mathematische Psychologie.** *Wittstein*, Neue Behandlung des mathematisch-psychologischen Problems von der Bewegung einfacher Vorstellungen, welche nacheinander in die Seele treten. — **Classische Alterthumskunde.** *Cl. Ptolemaei* Geographia, ed. *Nobbe*. Tom. I—III. — *Ptolemaei* Eordaei, *Aristobuli* Cassandrensis et *Charetis* Mytilenaei reliquiae, ed. *Hulleman*. — *Thönissen*, Kritische Erörterungen aus Hesiod's Leben, Glauben und Dichten. — **Morgenländische Literatur.** *Bhâravi's* Kirâtârjunîyam. Gesang 1 und 2. Aus dem Sanskrit übersetzt von *C. Schütz*. — **Geschichte.** *Boullée*, Histoire complète des États-généraux de France depuis 1302 jusqu'en 1626. — *Brunet de Presle*, Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile jusqu'à la réduction de cette île en province Romaine. — *Labanoff*, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, publiés sur les originaux. Tom. I—VII. — *Leo*, Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch für höhere Unterrichtsanstalten. 6. (letzter) Bd. — **Länder- und Völkerkunde.** Bericht über die bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. — *Bürck*, Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. — **Biographie.** Abriss des Lebens und Wirkens Emanuel Swedenborg's. — *Alberti*, Biographische Quartalschrift für Jünglinge. 1. Bd. 1. Hft. — *Henrion*, Vie de M. Frayssinous, évêque d'Hermopolis. Tom. I et II. — *Klippel*, Lebensbeschreibung Ansgars. — *Nicolovius*, Joh. Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. — *Wilken*, Andr. Osiander's Leben, Lehre und Schriften. 1. Abth.

Leipzig, im Juli 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig erschien soeben:

Freimüthige Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche gegen Widersacher und Abtrünnige. Gr. 8. Geh. Im Umschlag. 10 Ngr. (8 gGr.) = 36 Kr. Rhein.

Der Verfasser dieser allen gebildeten Lesern verständlichen Schrift, ein protestantischer Geistlicher, hat sich ein Dreifaches zur Pflicht gemacht:

I. **den katholischen Lehrbegriff richtig darzustellen,**
II. **die Schwere der Verdienste, die sich der Rationalismus oder die neuere protestantische Theologie um die Kirche Christi erworben hat, auf gerechter Wagschale zu wägen,**
III. **das Beginnen der sogenannten Neukatholiken, ihnen zur Belehrung und den Katholischgläubigen zum Trost, in das gehörige Licht zu stellen.**

Wem Wahrheit am Herzen liegt, der wird zu einer interessanten Lecture eingeladen, mit dem Wunsche, daß die Wahrheit wirklich beherzigt werden möge.

In unserm Verlage erschienen die mit grösstem Beifall in vielen Concerten vorgetragenen Lieder für eine Singstimme von

Félicien David:

Die Schwalben — Les hirondelles; **Die Ägyptierin** — L'Egyptienne; **Erinnerung an Charence** — Adieux à Charence; **Saltarelle; Abwesenheit** — L'absence; **An die Nacht** — A la nuit; à 5 Sgr.

Tag der Todten — Jour des morts; f. Bass 10 Sgr.

Der gefallene Engel — L'ange rebelle; f. Bass 15 Sgr.

Durch alle solide Musikhandlungen zu haben, in Leipzig bei **F. Whistling.**

Berlin, Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Offenbarung Johannis des Sehers.

Erklärt

von

A. G. J. von Brandt.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Neuester

Verlags-Bericht

von

C. A. Schwetschke und Sohn in Halle.

1842 — 1844.

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG.

Herausgegeben von den Professoren

Burmeister, Duncker, Friedländer, Gruber, Meier, Niemeyer, Pott, Rödiger, Wegscheider.

gr. 4. Jahrgang 1844. 12 Thlr.
Wird fortgesetzt.

D. C. F. Mühlenbruch's
weiland Geheimen Justizrathes, Ritter des Guelphen-Ordens und des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, ordentlichen Professors der Rechte zu Göttingen,

Lehrbuch

des

Pandekten-Rechts,

nach der

DOCTRINA PANDECTARUM

deutsch bearbeitet.

Vierte verbesserte Auflage

herausgegeben

von

Dr. Otto Carl von Madai,

Herzoglich Nassauischem Hofrathe, ehemals Professor der Rechte zu Halle und zu Dorpat.

3 Thle. gr. 8. 1844. 4 Thlr.

Fragmentum

lexici rhetorici

post Dobraeum emendatius

edidit et adnotatione

illustravit

M. H. E. Meierus.

4 maj. 1844. geh.
8 gGr. (10 Sgr.)

Hodegetisches Handbuch

der

Geographie

zum

Schulgebrauch bearbeitet

von

F. C. Selten.

1s Bdchn. **Für Schüler.**

15te und 16te Auflage.

8. 1843, 1844. 10 gGr. (12½ Sgr.)

Auch unter dem Titel:

Grundlage beim Unterricht in der Erdbeschreibung. 15te u. 16te verbesserte und vermehrte Auflage, in Verbindung mit dem neuen Walterschen Schul-Atlas zu gebrauchen.

Digitized by Google

Hinrichs'

Politische Vorlesungen.

Unser Zeitalter in seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderem Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen, in öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle dargestellt

von

Dr. H. F. W. Hinrichs,

Professor der Philosophie zu Halle.

Die Philosophie soll nicht blos vom Baume der Erkenntniß pflücken, sondern auch vom Baume des Lebens.

In zwei Bänden. gr. 8. 1843. geheftet.

3 Thlr. 16 gGr. (3 Thlr. 20 Sgr.)

Hellenische

Alterthumskunde

aus dem Gesichtspunkte des Staats

von

Wilhelm Wachsmuth,

Dr. d. Philos. u. d. Rechte, ordentl. Prof. d. Gesch., Ephorus d. k. Stipendiaten, Mitgl. d. fürstl. Jablon. Ges. d. Wiss. etc. an der Universität zu Leipzig, Correspondenten der Ak. der Inschriften und schönen Literatur des königl. Instituts von Frankreich und der königl. Literaturgesellschaft zu London, Ritter der königl. Orden des Danebrog u. d. Ehrenlegion.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Erster Band complett; zweiten Bandes erstes und zweites (des ganzen Werkes neuntes und zehntes) Heft.

gr. 8. 1843. 1844. geh. 5 Thlr.

Die Fortsetzung ist unter der Presse.

Lehrbuch

der

Institutionen

des

Römischen Rechts.

Von

Dr. C. F. Mühlenbruch.

gr. 8. 1842. geh. 1 Thlr. 16 gGr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

De

notionis definitione

qualem

Aristoteles constituerit.

Commentatio

ad

amplissimo philosophorum ordine

Academiae Berolinensis

praemio ornata.

Scripsit

Dr. **Carolus Kühn.**

8 maj. 1844. geh. 8 gGr. (10 Sgr.)

Der

Preußische legale, evangelische

Volksschullehrer,

Kantor, Organist u. Küster.

Eine sachlichgeordnete, enzyklopädische Darstellung und Nachweisung bisher erschienener annoch gültiger Gesetze, Verordnungen und Vorschriften über die Schul-Anstalten, Amtsobliegenheiten, Amtspflichten und Verbindlichkeiten, Befugnisse und Gerechtsame und anderweite Angelegenheiten der Preuß. Volks-Schullehrer und Kirchendiener. (Civil und Militär.) Zum zweiten Male berichtigt und ergänzt

herausgegeben

von

K. G. Boche,

evangel. Pastor zu Steinkirch, Landwehr-Kreises in Nieder-Schlesien.

gr. 8. 1844.

gebunden. 12 gGr. (15 Sgr.)

Kirchengeschichte

der

Stadt Salzwedel

von

Johann Friedr. Danneil.

Mit einem Urkundenbuch.

gr. 8. 1842. geh.

2 Thlr. 16 gGr. (2 Thlr. 20 Sgr.)

Digitized by Google

Die

Versteinerungen des Steinkohlengebirges

von

Wettin und Löbejün

im Saalkreise,

bildlich dargestellt und bearbeitet

von

Ernst Friedr. Germar,

Dr. der Medicin und Philos., öffentl. ordentl. Profess. d. Mineralogie und Director des academ. mineralogischen Museums an der Univers. Halle-Wittenberg, mehrerer gelehrten Gesellsch. Mitgliede.

Erstes Heft

mit 5 Tafeln Abbildungen.

Petrificata

Stratorum lithanthracum Wettini et Lobejuni

in

circulo Salae

reperta.

Depinxit et descripsit

Dr. Ernestus Fridericus Germar.

Fasciculus primus, tabulas quinque exhibens.

1844. gr. Folio. In Umschlag. 2 Thlr.

(Wird fortgesetzt.)

M. Gottfried Büchner's

biblische

Real- und Verbal-

Hand-Concordanz

oder

Exegetisch-homiletisches Lexicon,

darinnen

die verschiedenen Bedeutungen der Worte und Redensarten angezeigt, die Sprüche der ganzen heiligen Schrift, sowohl den nominibus als auch verbis und adjectivis nach, ohne weiteres Nachschlagen, ganz gelesen, ingleichen die eignen Namen der Länder, Städte, Patriarchen, Richter, Könige, Propheten, Apostel, und anderer angeführet, die Artikel der christlichen Religion abgehandelt, ein sattsamer Vorrath zur geistlichen Redekunst dargereicht, und was zur Erklärung dunkler und schwerer Schriftstellen nützlich und nöthig, erörtert wird.

7te verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von

D. H. A. Heubner,

Pastor, Consistorialrath, Superintendent und ersten Diaconus der Königl. Prediger-Gemeinde zu Wittenberg, Ritter des K. S. C. O. III. m. d. S.

gr. 8. 1844. 4 Thlr.

LINNÆA.

Ein Journal für die Botanik in ihrem ganzen Umfange.

Herausgegeben von

F. L. v. Schlechtendal.

Sechszehnter Band.

Jahrg. 1842.

Siebenzehnter Band, oder Beiträge zur Pflanzenkunde Bd. I. 1843.

gr. 8. à Bd. von 6 Heften m. Kpfrn. 6 Thlr.

Wird fortgesetzt.

Der

angehende Pachter.

Ein Handbuch

für

Kameralisten, Gutsbesitzer, Pächter, Bonitirer und Theilungscommissarien,

worin

das Werthsverhältniß des Bodens; die verschiedenen Feldeintheilungen und Wirthschaftsarten; übliche Besamung und Ernte-Ertrag; Feld- und Hausarbeiten; Unterhaltungskosten von Menschen und Thieren; die Verhältnisse bei der Viehzucht u. dgl., nach richtigen Erfahrungen in gedrängter Kürze dargestellt werden;

nebst einem Ertrags-Anschlag eines Guts von 450 Morgen.

Von

G. H. Schnee,

weil. Prediger zu Schartau, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse u. s. w.

Fünfte Auflage.

8. 1844.

geh. Preis 21 gGr. (26 1/4 Sgr.)

Digitized by Google

Grammatik

der

Italiänischen Sprache

von

Dr. L. G. Blanc,

zweitem Domprediger und o. ö. Professor an der Universität zu Halle.

gr. 8. 1844. geh. 3 Thlr. 8 gGr. (3 Thlr. 10 Sgr.)

Geschichte

des

deutschen Strafrechts.

Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Das

Strafrecht der Germanen.

Von

Dr. Wilhelm Eduard Wilda,

a. o. Professor der Rechte an der Universität Halle-Wittenberg, corresp. Mitgliede der königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Copenhagen, der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu Kiel, und des Vereines für Hamburgische Geschichte.

gr. 8. 1842. cartonnirt. 4 Thlr. 12 gGr. (4 Thlr. 15 Sgr.)

Die Bibel,

oder die ganze

Heilige Schrift

alten und neuen Testaments.

Dr. Martin Luthers Uebersetzung,

nach dem Grundtext berichtigt

von

Dr. J. F. von Meyer.

Neu revidirte, und von R. Stier mit Parallelen versehene Ausgabe.

Mit Stereotypen gedruckt.

1e Auflage 1842, 2e Auflage 1843, 3e Auflage 1844.

gr. 8. Druckvelinp. Preis 1 Thlr. 8 gGr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Archiv

des

Criminalrechts

Neue Folge.

Herausgegeben von den Professoren

J. F. H. Abegg, J. M. F. Birnbaum, A. W. Heffter, C. J. A. Mittermaier, C. G. v. Wächter, H. A. Zachariä.

Jahrgang 1842. 1843. 1844. 8.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr. — einzelne Stücke 12 gGr. (15 Sgr.)

NB. Wird auch im Jahr 1845 fortgesetzt.

Archiv des Criminalrechts, 7 Bände, 1798—1811. Thlr. 14.

Neues Archiv des Crim. Rechts, 16 Bände, 1817—1833. . . . . 28.

Archiv des Crim. Rechts. Neue Folge. Jahrgang 1834, 35, 36, 37, 38 (u. Beilageheft) 39, 40 (u. Beilageheft) 41, 42, 43 (u. Beilageheft) 44 . . . . . 23. 4 gr.

Thlr. 65. 4gr.

Wir werden den Ankauf vollständiger Exemplare durch die möglichst billigen Bedingungen erleichtern.

Kritik

des Entwurfs

eines

Strafgesetzbuches

für die

Preußischen Staaten.

Von

Dr. Friedr. Oskar Schwartze,

Beisitzer und Mitglied des Königl. Sächsischen Appellations-Gerichts zu Dresden u.

(Beilageheft zum Archiv des Crim. Rechts 1843.)

8. geh. 12 gGr. (15 Sgr.)

Digitized by Google

Die

Lehre von der Volkswirthschaft

in

ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwickelung

oder

Wissenschaftliche Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft als Wirthschaftssystem.

Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft und für Staatsmänner.

Von

Dr. J. F. G. Eisele n,

Professor der Staatswissenschaften.

gr. 8. 1843. geh. 2 Thlr. 12 gGr. (2 Thlr. 15 Sgr.)

SUIDAE LEXICON

GRAECE ET LATINE

AD FIDEM OPTIMORUM LIBRORUM EXACTUM POST **TH. GAISFORDUM** RECENSUIT ET ANNOTATIONE CRITICA INSTRUXIT

GODOFREDUS BERNHARDY.

Tomi Primi fasciculus 7. (Schluss des Tom. I.)

4 maj. 1844. **2 Rthlr. 12 gGr. (2 Thlr. 15 Sgr.)**

Tom. I. 1—7. II. 1—6 Ladenpreis 25 Thlr. 20 gGr. (25 Thlr. 25 Sgr.)

Der Druck schreitet ununterbrochen fort.

Die religiöse

Glaubenslehre

nach der

Vernunft und der Offenbarung

für denkende Leser dargestellt

von

Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialdirector und Generalsuperintendent zu Gotha, Comthur des Herzogl. Sächs. Ernestin. Hausordens.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. 1844. geh. 1 Thlr. 21 gGr. (1 Thlr. 26 1/2 Sgr.)

(Die erste Auflage erschien im Juni und die zweite Auflage im August vorigen Jahres.)

Erfahrungen

und

Rathschläge

aus dem Leben

eines Schulfreundes.

Von

Dr. Chr. Weiß,

Königl. Preuß. Geheimen Regierungsrathe.

Erster Band.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

gr. 8. 1843. geh. 8 gGr. (10 Sgr.)

Desselben Werkes

dritter Band.

Auch unter dem Titel:

Das dritte und fünfte Hauptstück des kleinen Katechismus von D. M. Luther, praktisch bearbeitet zunächst für Volksschullehrer.

gr. 8. 1844. geh. 1 Thlr. 9 gGr. (1 Thlr. 11 1/4 Sgr.)

Der zweite Band, auch unter dem Titel:

Zur Fundamental- und Methoden-Lehre für ein einfacheres Lehrsystem in den Volksschulen unserer Zeit,

erschien 1841 und kostet 21 gGr. (26 1/4 Sgr.)

M. M. R. Meieri

Commentatio de

Proxenia

sive

de publico Graecorum hospitio.

4 maj. 1843. geh. 10 gGr. (12 1/2 Sgr.)

Digitized by Google

Hinrichs'

Ferienschriften.

Pfingsten 1844.

Die Preußische Petitionsfrage

nach provinzialständischem und constitutionellem Gesichtspunkte.

Von

Dr. H. F. W. Hinrichs,

Verfasser der politischen Vorlesungen.

> Selbst das Schweben in höheren Kreisen des Denkens spricht nicht los von der allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letztern; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dies der Beweis, daß er auch in jenem nicht lebte, sondern in ihm nur träumte.
>
> J. G. Fichte.

gr. 8. 1844. geh. n. 12 gGr. (15 Sgr.)

CORPUS REFORMATORUM

EDIDIT **C. G. BRETSCHNEIDER.** VOLUMEN **IX, X, XI.**

Etiam sub titulo:

PHILIPPI MELANTHONIS

OPERA QUAE SUPERSUNT OMNIA

EDIDIT **C. G. BRETSCHNEIDER.**

VOLUMEN **IX, X, XI.** 4 maj.

1842. 1843.

Subscriptions-Preis für jeden Band 4 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen 11 Bände enthalten die Briefe und Reden Melanchthons.

Der Druck des 12ten Bandes hat bereits begonnen, und das Werk schreitet seiner Vollendung entgegen.

Der

Brief an die Hebräer.

In sechs und dreißig Betrachtungen

ausgelegt

von

Rudolph Stier,

Pfarrer zu Wichlinghausen in Barmen.

Zwei Theile.

gr. 8. 1843. geh. 3 Thlr. 8 gGr. (3 Thlr. 10 Sgr.)

Die Geschichte

der

Heiligen Schriften

Neuen Testaments

entworfen

von

Eduard Reuss,

Lic. u. ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Strassburg.

gr. 8. 1842. geh.

1 Thlr. 12 gGr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Stoff

zu

stylistischen Uebungen

in der Muttersprache.

Für obere Klassen.

In ausführlichen Dispositionen und kürzern Andeutungen

von

D. G. Herzog.

Dritte verb. und stark verm. Auflage.

8. 1844. 1 Thlr.

Erster Jahresbericht

des

Halleschen

Landwirthschaftlichen Vereins

für

1843.

Den Mitgliedern desselben

vom

Secretär des Vereins

Neubaur.

gr. 8. 1844.

geh. 6 gGr. (7½ Sgr.)

Versuch

planmäßiger und naturgemäßer

unmittelbarer Denkübungen

für

Elementarschulen

von

K. H. Krause.

Erster Cursus. Siebente Auflage.

8. 1844. 16 gGr. (20 Sgr.)

Dritter Cursus. Fünfte Auflage.

8. 1843. 18 gGr. (22½ Sgr.)

Digitized by Google

Christliches

Andachtsbuch

für denkende Verehrer Jesu.

Von

D. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialdirector, Generalsuperintendent und Oberpfarrer zu Gotha, Comthur des Herzogl. Sächs. Ernest. Hausordens.

In drei Theilen.

Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers in Stahlstich.

8. 1845. geh. auf Maschinen-Velinp. 3 Thlr. 18 gGr. (3 Thlr. 22½ Sgr.)
auf Löwen-Velinp. 4 Thlr. 12 gGr. (4 Thlr. 15 Sgr.)

Die

Religion Jesu Christi

und

das Christenthum.

Von

Grüvell,

Verfasser der Schrift:
„Protestantismus und Kirchenglaube von einem Laien."

gr. 8. 1845. geh. 2 Thlr. 12 gGr. (2 Thlr. 15 Sgr.)

Versuch
zur
Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft
in Bezug auf die
Lehre von der

Urzeugung.

Festschrift
zur
Feier des dreihundertjährigen Bestehens
der
Albrechts-Hochschule
zu
Königsberg in Preussen.
von
Johann August Hein.
gr. 8. 1844.
geh. 21 gGr. (26¼ Sgr.)

Die

Leidensgeschichte

als Bewährung der Herrlichkeit Jesu im Geiste.

Ein Auszug
aus den vier Evangelien,
zum Vorlesen in Kirchen,
mit eingedruckten Chorälen für die Gemeinde.

gr. 8. 1843. geh. à 1 gGr. (1¼ Sgr.)

Nächstens erscheinen in unserm Verlage:

Dr. Mehlhorn,
Prorector des Gymnasiums zu Ratibor,

griechische Grammatik.

Große Ausgabe und Schulausgabe.

Dr. Eckermann
(in Göttingen)

Lehrbuch der Mythologie

der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

Nach der Anordnung K. Ottfried Müllers.

Für Lehrer, Studirende und die obersten Klassen der Gymnasien.

M. Gottfried Büchner's
biblische
Real- und Verbal-

Handconcordanz.

Supplement-Heft
zur 6ten Auflage,
von
D. H. L. Heubner.

D. K. Rosenkranz,
Professor in Königsberg,

Encyklopädie

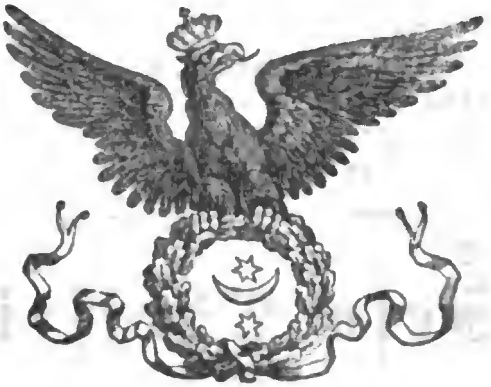
der
theologischen Wissenschaften.

2te gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage,

Digitized by Google

Auf die ebenfalls in unserem Verlage täglich (mit Ausnahme der Sonn- und Festtage) erscheinende politische Zeitschrift:

Der Courier.



Hallische Zeitung für Stadt und Land.

Pränumerations-Preis für das Quartal 16 gGr. (20 Sgr.)

(Mitredakteur Dr. Schadeberg)

machen wir mit dem Hinzufügen aufmerksam, daß die Insertionsgebühren in diesem, einer sehr bedeutenden Verbreitung sich erfreuenden Blatte

1 gGr. (1 1/2 Sgr.)

pr. Spalt-Zeile betragen und die Anzeigen von dem besten Erfolge sind.

Auch ist unsere

Buchdruckerei und Schriftgießerei,

so wie

Stereotypie

zur Ausführung sämmtlicher in diese Fächer einschlagender Aufträge eingerichtet.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Ausland“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1845.**

№ II. April, Mai, Juni.

(Nr. 1. die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers.)

27. **Mund (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks**, oder Darstellung der wechselnden Ideen und Sitten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Zweiter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band (1844) hat denselben Preis; der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

28. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Neunundvierzigster bis zweiundvierzigster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu haben:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomez**, Zgnez de Castro, übersetzt von Willig. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Heinz. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte des Manon Lescaut, übersetzt von Balau. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegiesser und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Lafont**, Der gerechte Sinner, übersetzt von Kurz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Klostergut und Stadthaus. Erster Band. — XVI. **Bremer**, Geschichte und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Wolfram**, Die Heraude, übersetzt von Simrock. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.** Staatsstreich, übersetzt von Geibel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Gjörwell** (Virginia). Geschichte, übersetzt von Kannegiesser. 20 Ngr. — XX.—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron. Uebersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 16 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegiesser. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Gutekunst, Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Valeton. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Tomaseo Niccolò's** Mit-Leidenschaftung, übersetzt von Strodtmann. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Zum Zeitvertreib. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Epische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hahnebein, Auf dem Bauernfeld. Uebersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. **Bremer**, Zum Zeitvertreib. Zweiter Band. 20 Ngr. — XXXV. Jüdische Gedichte. In deutschen Nachdichtungen von Herzfeld. 2 Thlr. — XXXVI.—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegiesser. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien.

29. **Brandt (K. G. J. von), Die Offenbarung Johannis des Sehers.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

30. **Bremer (Frederike), Streit und Friede.** Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

31. ——— **In Dalekarlien.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Bänden und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

32. **Duncan eines deutschen Edelmanns.** Dritter Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste und zweite Theil (1842 und 1843) haben denselben Preis.

33. **Centralblatt.** Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **K. Haas.** Erster Jahrgang. Gr. 8. Jährlich vier Hefte. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Zeitschrift bildet ein siebenblättrigen Beiblatt des Deutschen Volksblattes, das von dem Herausgeber in demselben Verlage in jährlich zwölf Heften, zu dem Preise von 24 Ngr., erscheint.

34. **Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Fünfundfunfzigstes bis achtundfunfzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Früher Erschienen sind: **Conv.-Lex. werden nur einige Zeit noch gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen zu erhalten ist.**

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

35. ——— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Neunzehnte bis vierundzwanzigste Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

36. **Dante Alighieri's prosaische Schriften.** Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von K. L. Kannegiesser. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Mit diesen zwei Theilen sind Dante's Schriften in einer **vollständigen** Ausgabe in demselben Verlage erschienen und die übrigen Theile einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser. Vierte, sehr verbesserte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Exemplare in diesem Werke gehörigen Kupferstichen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser und K. Witte. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

37. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** Sechstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Dieses Heft (ein Doppelheft zu einfachem Preise) enthält den Schluß des ersten Bandes. Der zweite Band ist unter der Presse und wird in seinem Falle den Preis des ersten überschreiten.

38. **Ikonographische Encyklopädie,** oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. **Ammon** in Dresden; Prof. Dr. **Dieffenbach** in Berlin; Leibarzt Dr. **Grossheim** in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. **Jüngken** in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. **Kluge** in Berlin;

Digitized by Google

Geh.-Rath Prof. Dr. **Trüstedt** in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. **F. Jak. Behrend.** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen.** Unter Mitwirkung des Hrn. Geh.-Medicinalraths Prof. Dr. **Kluge** besorgt und herausgegeben von Dr. **F. Jak. Behrend.** Enthaltend 40 Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1845. In Carton. 8 Thlr.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geh.-Rath Prof. Hr. **Trüstedt** besorgt und herausgegeben von Dr. **F. Jak. Behrend.** Enthaltend 30 colorirte Tafeln und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr.

Beide Abtheilungen zusammengenommen werden für 16 Thlr. erlassen.

39. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten, redigirt von Dr. **A. Moser.** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von Dr. **L. Posner.** Erster Band: Acute Krankheiten. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

40. ——— Dritte Abtheilung. — A. u. d. T.: **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von Dr. **A. Moser.** Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die erste Abtheilung dieser Encyklopädie:

Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von **L. Hoehmann.** erschien 1844 und kostet 3 Thlr. Das ganze Werk wird aus folgenden Abtheilungen bestehen, deren jede ein vollständiges Lehrbuch bilden wird: Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin, Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

41. **Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. Ant. Geisler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Plane neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermässigten Preisen erlassen.

Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1823. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

42. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1811 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Sechste Lieferung. (Hermesianismus—Kern.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

43. **Kersten (C. M.), Der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen in Marienbad.** Von neuem chemisch untersucht. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

44. **Kirner (Rdf.), Cola di Rienzi.** Trauerspiel. Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

45. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel herausgegeben. Zweiter Band. Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band erschien 1844 zu gleichem Preise; der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

46. **Eine Lebensfrage.** Roman von der Verfasserin der Clementine und Jenny. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der beliebten Verfasserin erschien in demselben Verlage:
Clementine. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.
Jenny. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

48. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die letzte Lieferung (Band 10—12) ist unter der Presse.

49. **Löbe (J.), Lateinisches Elementarbuch.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

50. **Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde.** Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von Dr. **H. Blumenthal,** Dr. **N. Anke** und Dr. **G. Levestamm.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

51. **Raumer (F. von), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1839 erschien ebendaselbst:
Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 dargestellt von **R. H. Julius.** Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

52. **Soldan (W. G.), Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig.** Mit einer Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

53. **Stamm (Thdr.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

54. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Neunter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

55. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Siebentes Heft. (*Nymwegen — Petersburg.*) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

56. **Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.** Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's ꝛc. ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

In der **Creutz**'schen Buchhandlung zu **Magdeburg** erschien:

Erler's, J. E., Neue Sammlung von (31) geistlichen Fest- und Gelegenheitsreden. Preis $^7/_8$ Thlr.

Die erste, 25 Reden enthaltende, mit entschiedenem Beifalle aufgenommene Sammlung ist zu demselben Preise durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Digitized by Google

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Sechster Jahrgang 1845. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile 2 Ngr. Beilagen werden für das Tausend mit ⅚ Thlr. berechnet.

Juli. Nr. 27—30.

Inhalt: Über den Anbau der Mäh- und Weidegräser und Kräuter. (Beschluß.) — Über den Nutzen und die Annehmlichkeit der Bienenzucht. — Zur Beantwortung einer Anfrage in Nr. 15 d. Bl. — Über den Samenwechsel der Kartoffeln und über die Veredlung derselben durch die Samenkörner. — Einiges über die Erziehung und Behandlung des Weinstocks. — Bericht über Anbauversuche mit dem sibirischen Heilkraut. — Wie ist der Geruch, den mit Steinkohlen geheizte Öfen verbreiten, zu verhüten? — Verhandlungen des Landwirthschaftlichen Vereins in der goldnen Aue. — Noch ein gelungener Versuch mit dem Anbau der Winterkartoffeln. — Die Einführung des Alpaca in Böhmen. — Erfahrungen in dem Kartoffelbau. — Riesenstaudenroggen. — **Anfragen; Antworten; Landwirthschaftliche Berichte und Neuigkeiten; Literarische Ankündigungen.**

Hierzu **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 27—30.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind kürzlich erschienen:

Fleiß bringt's weiter als Gewinnsucht. Jugend- und Volksbuch von **Fr. Bertram.** Mit Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. ⅝ Thlr.

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Von **Fr. Bertram.** Mit Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung. ½ Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Vierundzwanzigster Jahrgang, für 1845. 1⅔ Thlr. — Inhalt: Die Verlobte. Schauspiel von Agnes Franz. — Die gewagte Kur. Lustspiel von E. Raupach. — Marie. Schauspiel von A. P. — Schicksalskämpfe. Historisch-romantisches Drama von F. W. Gubitz. — Ein Frühstück auf Heidecksburg. Historisches Lustspiel von A—l. — Der Scheiben-Toni. National-Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Mit hundert Holzschnitten. Elfter Jahrgang, für 1845. ⅔ Thlr.

Das Fischermädchen von Helgoland. Ein Festgeschenk für die Jugend und deren Freunde. Von **Gustav Nieritz.** Dritte Auflage. ⅓ Thlr.

Die Pilger und der Lindwurm, oder: **Die Erfindung des Schießpulvers.** Ein Festgeschenk für die Jugend und deren Freunde. Von **Gustav Nieritz.** Dritte Auflage. ⅓ Thlr.

Der stille Heinrich. Ein Festgeschenk für die Jugend und deren Freunde. Von **Gustav Nieritz.** Dritte Auflage. ⅓ Thlr.

Ehrlich währt am längsten. Erzählung für die Jugend von **C. Nieritz.** ¼ Thlr.

Der Leibeigene. — Nips Brauchalles. Zwei belehrende Gaben für die Jugend. Von **C. Nieritz.** ¼ Thlr.

Wie die Thaten, so der Lohn. Wirkliche Begebenheit, für die Jugend erzählt. Von **C. Nieritz.** ⅓ Thlr.

Der kleine Fischerknabe. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen. Von **J. Catori (Neumann).** Zweite Auflage. ⅙ Thlr.

Die zehn Gebote in ältester Gestalt. Zur Reform der Katechismen und Reform der Kirche durch den Staat von Marheinicke. Von **Paulus Schelling.** ⅓ Thlr.

Ursachen und Heilung der Arbeiternoth. Dem Berliner Ortvereine gewidmet von **A. Z.** ⅓ Thlr.

Die Jahre 1842 und 1843. Von **Karl Stein,** Hofrath und Professor. (Fortsetzung von Dessen: „Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte ꝛc.") ¼ Thlr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Enthaltend Bildnisse ausgezeichneter Personen und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden, im Holzschnitt von **F. W. Gubitz** und unter dessen Leitung. Jedes Heft acht Blätter in gr. 8. ⅙ Thlr. — Siebzehnte acht Blätter: Melanchthon. Johannes Bugenhagen. Die Blumen-Königin. Die verirrten Kinder. Dahin können Gefallsucht und Leichtsinn führen. Waschen. Haarschneiden. Dogana (Zollhaus) bei Venedig. — Achtzehnte acht Blätter: Herder. Linné. Ulrich von Hutten vom Kaiser Maximilian gekrönt. König Salomon von Ungarn als Bettler. Der Vaterfluch. Das Vogelnest. Der Kreuzberg bei Berlin. Die Harzburg.

Erschienen ist:

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text. Mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Quer-Imp. Fol. 4te Lieferung. 1⅓ Thlr.

Bedarf dies ausgezeichnete und überaus praktische Werk, über das mir von allen Seiten die anerkennendsten Urtheile zugehen, erneuter Empfehlung, so mag die

Annahme der Dedication von Sr. Maj. dem Könige von Preussen

sowie die

Empfehlung des Cultus-Ministeriums an alle Bildungs- und Unterrichtsanstalten der Monarchie

gewiß ins Gewicht fallend sein.

Berlin, im Juli 1845.

Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler.

Le Sage's historisch-genealogisch-geographischer *Atlas.*

Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und vermehrt

von **Alx. von Dusch** und **J. Eyselein.**

Gr. Royalfolio. Cart. 8 Thlr.

(Kann auch in 8 Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.)

Ich habe dieses anerkannt treffliche Werk mit Verlagsrecht von Herrn **Franz Nöldeke** in Karlsruhe übernommen und liefere dasselbe zu dem billigen Preis von 8 Thlr. (Die erste Ausgabe kostete 20 Thlr. 25 Ngr.)

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Vom Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Robert Haas.
Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; Beilagen werden mit ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Achtes Heft. August.

Inhalt: Astronomischer, genealogischer und historischer Kalender auf den Monat September. — Die zwei Nachtwächter. Von Dr. Eduin Bauer. — Die Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder im Rauhen Hause in Horn bei Hamburg. Von Dr. Siemers. — Natur und etwanige Ursachen des Nordlichtes. Von Prof. Dr. Reuter. (Beschluß.) — Zur Erbauung für Alle. Von C. F. Lauckhard. — Der Prediger. Ein Wort vom Pater Abraham a Sancta Clara. — Franklin's guter Rath an einen jungen Geschäftsmann. — Mannichfaltiges.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei uns erschienen:

Hans von Held.

Ein preußisches Charakterbild.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Mit Portrait.

8. Brosch. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, im Juli 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Karl Gerold**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anleitung

zur
gründlichen Erlernung
der

Rechenkunst

mit
Anwendung der Decimalbrüche und der zweckmäßigsten Verkürzungen,
mit
besonderer Berücksichtigung für das kaufmännische Bedürfniß und den Selbstunterricht,
von

Franz Petter,

Professor am kaiserl. königl. Gymnasium zu Spalato.

Zweiter Band.
Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8. Wien 1845. Preis 2 Thlr.

Die anerkannt praktische Brauchbarkeit dieses Rechenbuches hat eine neue Auflage veranlaßt, welche sich um so empfehlenswerther macht, als der gewandte Herr Verfasser auf alle seither im Münzwesen, in den Wechselcurs-Systemen, Staatspapieren u. s. w. stattgefundenen Veränderungen Rücksicht genommen hat, und es auch nicht an zweckmäßigen Verkürzungen und Zusätzen fehlen ließ.

Es dürfte dieses Buch vorzüglich für Diejenigen, welche sich dem kaufmännischen Berufe widmen oder bereits in demselben stehen, eine sehr willkommene Erscheinung sein.

Der erste Band erschien in zweiter verbesserter Auflage 1840 und kostet 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band. Gr. 8. Jeder Band (in vier Heften) 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung erscheint regelmässig und ersetzt dem praktischen Arzte eine grosse Anzahl medicinischer Werke, indem sie ihm zugleich ein mühevolles Zusammentragen des hier Gesammelten erspart.

Soeben ist erschienen die **3te bedeutend vermehrte Auflage** von:

Friedrich Arndt,

Prediger an der Parochialkirche in Berlin.

Morgenklänge aus Gottes Wort.

Ein
Erbauungsbuch auf alle Tage im Jahre.
2 Bände. (49 Bogen.)

Elegant geheftet 1 Thlr. 20 Sgr. Prachtband 2 Thlr.

Um der **3ten bedeutend vermehrten Auflage** auch in ihrer **äußern Ausstattung** mehr Werth zu geben, ist dieselbe in **2 großen Octavbänden mit großer Schrift und auf schönstem Velinpapier** veranstaltet.

Halle.

C. A. Kümmel's Sort.-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu beziehen unser

Bulletin de la libralrie française

von welchem die ersten drei Nummern des Jahrgangs 1845, die in den Monaten Januar bis Juni erschienenen Neuigkeiten des französischen Buchhandels umfassend, bereits erschienen sind.

Durch dieses Bulletin wünschen wir unsern Geschäftsfreunden, welche gewohnt oder geneigt sind, von uns ihren Bedarf französischer Bücher zu beziehen, eine Übersicht der neuesten Erscheinungen zu geben. Einige erläuternde Worte, die wir oft den Titelangaben hinzufügten, werden ihnen hoffentlich dabei nicht unwillkommen sein.

Wir empfehlen bei dieser Veranlassung unser bedeutendes Lager neuerer und älterer Werke der französischen Literatur; Bestellungen werden von uns aufs pünktlichste ausgeführt und die billigsten Bedingungen gern gewährt.

Leipzig, im August 1845.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Ilis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bade-Literatur.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der Kreuz- und Ferdinandsbrunnen in Marienbad.
Von neuem chemisch untersucht
von
C. M. Kersten.
Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Nachstehende Werke sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hille (K. Ch.), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Vier Hefte. Mit Kärtchen und Plänen. 8. 1837—38. 3 Thlr.
I. Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 15 Ngr.
II. Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. 25 Ngr.
III. Die Bäder Schlesiens. 20 Ngr.
IV. Die Nord- und Ostseebäder. 1 Thlr.

Kreysig (F. K.), Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dasselbe in französischer Sprache. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Verlag in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertzehnter Band.

1845.

April. Mai. Juni.

Inhalt des hundertzehnten Bandes.

Art. I. 1) The Vishnu Purána, translated from the original Sanscrit, and illustrated by notes by *H. H. Wilson*. London 1840. 2) Le Bhâgavata Purâna, traduit et publié par M. *Eugène Burnouf*. Tome premier. Paris 1840. 3) Book of religious and philosophical sects, by Muhammed al-Sharastáni. Part I. Now first edited by the Rev. *William Cureton*. London 1842. 4) The Dabistán, translated from the original Persian, with notes and illustrations, by *David Shea*, and *Anthony Troyer*. Paris 1843. — Art. II. Ueber die Zahl der Schauspieler bei Tragödien, von *Karl Geel*. Leipzig 1844. — Art. III. 1) Praktischer Commentar über die Propheten des alten Bundes, mit exegetischen und kritischen Anmerkungen, von Dr. *Friedrich Wilhelm Karl Umbreit*. Hamburg 1841. 2) Taschenmi Hierosolymitani commentarius arabicus in lamentationes e codice unico Bodleiano literis hebraicis exarato descripsit charactere arabico, et edidit *Gulielmus Cureton* 1843. 3) R. Tanchumi Hierosolymitani commentarium arabicum ad librorum Samuelis et regum locos graviores e codice unico Oxoniensi (Pocock. 314) secundum Schurreri apographum edidit et interpretationem latinam adjecit *Theod. Haarbrucker*. Lipsiae 1844. — Art. IV. Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Von Dr. Christian Birch-Pfeiffer. Dritter Band. Stuttgart 1844. — Art. V. 1) F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. 1844. 2) Le Storie del Popolo Europei dalla decadenza dell' imp. Romano. Opera di *S. Romanin*. Venezia 1843. — Art. VI. Geschichte der bildenden Künste, von Dr. Karl Schnaase. Dritter Band. Düsseldorf 1844. — Art. VII. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. *Carl Lanz*. Erster Band. Leipzig 1844. — Art. VIII. Geschichte der Baukunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, von J. Andreas Romberg und Friedr. Steger. Erster Band. Leipzig 1844. — Art. IX. Dante Allighieri's prosaische Schriften, mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Leipzig 1845. — Art. X. 1) Beiträge zur dacischen Geschichte von Franz Xav. Henc. Hermannstadt 1836. 2) Mémoire sur deux bas-reliefs mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie. Par M. *Félix Lajard*. Paris 1840. 3) Lucas aurarius sive tabulæ ceratæ et antiquissimus et unicus Romanæ, quas nunc primus enucleavit, depinxit, edidit *Joannes Ferdinandus Massmann*. Lipsiae 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CX.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844. Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig. — Orientalische Handschriften der Bibliothek des Stiftes Göttweih in Oesterreich, beschrieben von Albrecht Krafft. — Antonius Zara, ein österreichischer Philosoph im Zeitalter Bacon's. (Schluß.) — C. G. Carus, Bon der Eigenthümlichkeit Englands. — Wöchentlicher Literatur- und Kunstbericht von Oswald Marbach.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von Dr. **H. Blumenthal**, Dr. **N. Anke** und Dr. **G. Lovestamm.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Digitized by Google

Bei **E. F. Steinacker** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elementarbuch der hebräischen Sprache.

Eine Grammatik für Anfänger, mit eingeschaltenen, systematisch geordneten Übersetzungs- und andern Übungsstücken, einem Anhange von zusammenhängenden Lesestücken und einem vollständigen Wortregister. **Zunächst zum Gebrauch** auf Gymnasien. Von Dr. **G. H. Seffer**, Lehrer am Gymnasium Johanneum zu Lüneburg.

21 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verleger erlaubt sich besonders hervorzuheben, daß es das einzige hebräische Elementarbuch ist, welches Grammatik und Übungsbuch in der Weise verbindet, daß den einzelnen Paragraphen der Grammatik stets die dazu passenden, systematisch fortlaufenden Übungsstücke angereiht sind — eine Einrichtung, welche das Buch zur Einführung in Schulen auch insofern empfiehlt, weil es den Schülern, wenigstens in den Classen, in welchen das Hebräische angefangen wird, dadurch jedes andere hebräische Schulbuch (Grammatik, Lexikon, Lesebuch) entbehrlich macht.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **L. G. Gersdorf.**

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „**Bibliographischen Anzeiger**" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

August. Heft 31—35.

Inhalt: **Theologie.** *Beste*, Dr. Martin Luther's Glaubenslehre. — *Schmidt*, Gérard Roussel; mémoire servant à l'histoire des premières tentatives faites pour introduire la réformation en France. — Über die Perfectibilität des Katholicismus. Streitschriften zweier katholischer Theologen. — *Weiss*, Die Kirchenverfassungen der piemontesischen Waldensergemeinden. — **Anatomie und Physiologie.** *Bischoff*, Beweis der von der Begattung unabhängigen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen. — *Bruch*, Untersuchungen zur Kenntniss des kernigen Pigments der Wirbelthiere. — *Henle* und *Kölliker*. Über die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere. — *Preiss*, Die neuere Physiologie in ihrem Einflusse auf die nähere Kenntniss des Pfortadersystems. — **Medicin.** *Cohen van Baren*, Zur gerichtsärztlichen Lehre von verheimlichter Schwangerschaft, Geburt und dem Tode neugeborener Kinder. — *Gottschalk*, Darstellung der rheumatischen Krankheiten auf anatomischer Grundlage. — *Moser*, Die medicinische Diagnostik und Semiotik. — *Posner*, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. 1. Bd. — **Literaturgeschichte.** *v. Schack*, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. — **Naturwissenschaften.** *Ehrenberg*, Symbolae physicae. — *Naumann*, Über den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung vieler Pflanzen. — **Mathematik.** *Mayr*, Über die tangirenden Flächen erster und zweiter Ordnung. — *Schlömilch*, Handbuch der mathematischen Analysis. — **Philosophie.** *Fischer*, Speculative Charakteristik des Hegel'schen Systems. — *Heyder*, Kritische Darstellung und Vergleichung der Aristotelischen und Hegel'schen Dialektik. — **Staatswissenschaften.** *Unger*, Geschichte der deutschen Landstände. 2. Th. — **Geschichte.** *Borgnet*, Histoire des Belges. Tom. II. — *Ducoin*, Études révolutionnaires Philippe d'Orléans-Egalité. — *Victor du Hamel*, Histoire constitutionnelle de la monarchie Espagnole. — *Rathery*, Histoire des états-generaux en France. — *Stricker*, Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. — *Tittmann*, Geschichte Heinrich's des Erlauchten, Markgrafen zu Meissen. I. Th. — *Worsaae*, Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer beleuchtet. — **Biographie.** *Varnhagen von Ense*, Biographische Denkmale. — *Varnhagen von Ense*, Hans von Held. — **Länder- und Völkerkunde.** *Binzer*, Venedig im Jahre 1844. — *Faucher*, Études sur l'Angleterre. Tom. I et II. — *v. Gurowski*, Eine Tour durch Belgien. — *Lorent*, Wanderungen im Morgenlande während den Jahren 1842—43. — Mémoires de la société Ethnologique. — *v. Ploennies*, Reiseerinnerungen aus Belgien.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

W. Scott, Tales of a grandfather.

Mit Accentuation, Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von **Karl Rud. Schaub.** 8. 21 Bogen weißes Maschinenpapier. Geh. 12½ Sgr.

Selten wird man für Anfänger im Englischen, namentlich für die Jugend, eine geeignetere Lecture finden als W. Scott's Tales, die in England, Frankreich und der französischen Schweiz schon seit längerer Zeit in Schulen eingeführt sind.

Herr Pastor Schaub, der bekannte Herausgeber des Vicar of Wakefield, hat dieses Werk zum praktischen Gebrauche für Deutsche eingerichtet. Der correcte und scharfe Druck, sowie die äußere gute Ausstattung des Werkes, werden bei sehr billigem Preise zu seiner Empfehlung mit beitragen.

Arnsberg, im August 1845.

A. L. Ritter.

Bei **Th. Pergay** in **Aschaffenburg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sonne, Erde und Mond.

Astronomische Elementarlehren faßlich dargestellt

von

Dr. J. J. J. Hoffmann.

Velinpapier. 8. Preis ⅞ Thlr.

Der durch die Faßlichkeit und Klarheit seiner zahlreichen mathematischen Werke berühmte Herr Verfasser gibt hierin die Elementarlehren der Astronomie in leicht faßlicher Form.

Neu ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ross (L.), Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. III, insunt lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces, Coi, Astypalaeae, Amorgi, Ji. Gr. 4. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I, insunt Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (1834), kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Fasc. II, insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nisyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi (1842), kostet 2 Thlr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Neues Werk von Bülow-Cummerow!

Im Verlage von **Joh. Friedrich Hammerich** in Altona ist soeben erschienen:

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen. Von Bülow-Cummerow. Gr. 8. Geh. Velinpapier. 24 Bogen. Preis 2 Thlr.

Wichtigkeit des Gegenstandes, der entschiedenste Freimuth in Auffassung und Sprache, bei wahrhafter Loyalität, werden die öffentliche Aufmerksamkeit rasch auf dieses merkwürdige Buch lenken!

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. Ant. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Plane neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermässigten Preisen erlassen:

Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Daniel, H. A., Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten. 8. 15 Sgr.

Gerhardt, H. E., Geistliche Reden in den Sonnabends-Andachten des königl. Pädagogiums gehalten. Gr. 8. Brosch. 16 Sgr.

Dieter, H. E., Merkbüchlein, nach Eiselen's Turntafeln bearbeitet. Zunächst für die Turner in den Francke'schen Stiftungen zu Halle. 16. Brosch. 7½ Sgr.

Echtermeyer, Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von A. H. Hiecke. 8. Cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

Günther, F. L., Handbuch für den deutschen Unterricht auf Gymnasien, enthaltend eine nach den sechs Classen eingerichtete Vertheilung des Lehrstoffs mit kurzen methodischen Anweisungen, 2000 Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten mit kurzgefasster Theorie der Gliedarten, fünf Beispiele verschiedenartig erklärter Gedichte und eine Poetik für Secunda. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Poetik. (Nach Hegel's Ästhetik.) Für Gymnasien. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr.

(Besonderer Abdruck aus dem „Handbuche ꝛc.")

Heinrich, C., Schulgesangbuch zum Gebrauch beim Anfange und Schlusse des Unterrichts in christlichen Volksschulen. 8. Brosch. 2½ Sgr.

Hohl, A. F., Vorträge über die Geburt des Menschen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

Schmidt, H., Der griechische Aorist in seinem Verhältnisse zu den übrigen Zeitformen. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr.

Zeitschrift für protestantische Geistliche. Herausgegeben von C. Chr. Lebr. Franke und H. A. Niemeyer. Dritter Band. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 5te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Das Gefecht an der Isar bei Landshut am 16. April 1809. — II. Der Feldzug der Jahre 1713 und 1714 in Catalonien. Zweiter Abschnitt. — III. Ansichten über Infanterie-Waffenübungen. — IV. Kriegsscenen: 1) Vorpostengefechte bei Commines und Werwick im October 1793. 2) Das Wirken zweier Compagnien des k. k. Linien-Infanterieregiments Landgraf Hessen-Homburg in dem Gefechte bei Saint-Georges und Longsard am 18. März 1814. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen. Um die **nämlichen** Preise sind die Jahrgänge 1843 und 1844, dagegen die früheren Jahrgänge 1841—13 neue Auflage zusammen in vier Bände, im **herabgesetzten** Preise von 8 Fl. C.-M., und ebenso jeder der ältern Jahrgänge von 1818 bis einschließlich 1842 um 5 Fl. C.-M. zu erhalten.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Correspondenz
des
Kaisers Karl V.

Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel herausgegeben
von
Dr. K. Lanz.

Zweiter Band.

Mit vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste Band dieses wichtigen Geschichtswerks erschien 1844 zu demselben Preise; der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

In einer Zeit wie die unsere, wo wir auf dem immer großartiger werdenden Schauplatze der Kirche Erscheinungen zu Tage und Gedanken zur Wirklichkeit kommen sehen, die vor kurzem noch für unmöglich gehalten wurden, wird ein Werk wie dieses, das durch vorsichtige Betrachtung der Vergangenheit zu einer richtigen Beurtheilung der religiösen Ereignisse führt und dessen Verfasser die Erweckung eines echt-evangelischen Geistes zu seinem Ziele sich vorgesteckt hat, kaum einer weiteren Empfehlung bedürfen.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schulbibel,

das ist:

Erklärung und Auslegung der heiligen Schrift von dem Standpunkte der heiligen Wissenschaft und nach den Bedürfnissen unserer Zeit in besonderer Rücksicht auf das jugendliche Alter ꝛc.

Zweiter Titel:

Die

heilige Schrift

Alten und Neuen Testamentes

erklärt und ausgelegt

für

Kirche, Schule und **Haus**

von

Dr. Joh. Friedr. Theodor Wohlfarth.

In 3 Bänden à 8 Hefte. Subscriptionspreis pro Heft 7½ Sgr. = 27 Kr. Rhein.

Für die Abonnenten der Predigerbibel A. T. das erste Heft gratis.

Nachdem bereits die Idee dieses wichtigen Werkes von allen Seiten die unzweideutigste Anerkennung erfahren hat, bedarf es nicht, daß wir die Aufmerksamkeit des verehrlichen Publicums auf dasselbe erst zu lenken suchen, um so weniger, als der Name des Verfassers als Bearbeiter der über alle Lande deutschter Zunge verbreiteten Predigerbibel A. T. mehr als hinreichend für den Werth dieser Bearbeitung des heiligen Buches bürgt.

Dieselbe erscheint unter einem weiten, erweiterten Titel, weil nicht blos die seit der ersten Ankündigung hervorgetretenen großen Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche, sondern auch öffentlich ausgesprochene Wünsche dies foderten. Ebensowol die Bekenner der evangelischen als der neukatholischen Kirche, auf deren ruhmvolle Schilderhebung dieses Werk vielfach Rücksicht nimmt, werden hier reiche Nahrung für Geist, Herz und Leben finden, da der Verfasser zu denjenigen Theologen gehört, welche einen über alle confessionalen Unterschiede erhabenen Standpunkt einnehmen. Man vergleiche das Verwort zu dessen Predigten: Hier ist gut sein ꝛc. Übrigens dürfen wir versichern, daß diese Bearbeitung der heiligen Schrift, weit entfernt, als Schulbibel für Geistliche, Lehrer und gebildete Ältern durch Erweiterung des Planes verloren zu haben, dadurch nur wesentlich gewonnen hat.

Neustadt a. d. Orla, im August 1845.

J. A. G. Wagner.

In unserm Verlage erschien soeben:

Becker, W. A., Zur Römischen Topographie. Antwort an Herrn Urlichs. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. Preis ⅓ Thlr.

Kiene, Der römische Bundesgenossenkrieg. Nach den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Reimers, P. H., Übungsbuch der deutschen Sprache. Für Schüler der Volksschulen. Erster Theil: Die vier ersten Stufen. 8. Preis ¼ Thlr.

Leipzig, den 12. August 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Trautwein & Comp.** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Pädaleon,

eine neue Flugmaschine, vorgeschlagen von **Friedrich von Drieberg.** Mit vier Tafeln Abbildungen in gr. Querfolio. Brosch. Preis ⅓ Thlr.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

Herr Hengstenberg Anno 1845.

Von

Karl Bernhard König.

8. Geh. Preis 10 Ngr. (8 Sgr.)

Bücher-Auction.

Den 17. November wird in Göttingen die ausgezeichnete, vorzüglich im Fache der Jurisprudenz und Philologie reichhaltige Bibliothek des weiland Geheimen Justizraths **Bergmann** meistbietend verkauft werden. Der Katalog ist in allen Buchhandlungen entweder vorräthig oder durch **dieselben** von der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen zu beziehen.

August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Dritte Lieferung, oder siebenter bis neunter Band.

Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der zehnte bis zwölfte Band dieser Gesammtausgabe der Schriften des beliebten Verfassers werden ebenfalls noch in diesem Jahre ausgegeben.

Leipzig, im August 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Ausland“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1845—46 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Einleitung, die andere Hälfte der kleinen Propheten. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Prolegomenen der Dogmatik, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Homiletik, Katechetik, dogmatisch-liturgische Vorträge über Taufe und Confirmation. — Dr. Thomasius: Dogmatik, dicta probantia, ausgewählte Abschnitte des Neuen Testaments, Colloquium über Symbolik. — Dr. Hofmann: Über das Studium der Theologie, über den wissenschaftlichen Gebrauch der Heiligen Schrift, Brief an die Hebräer, neutestamentliche Geschichte. — Dr. von Ammon: Pastoralinstitut, Symbolik und Polemik.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft; gemeines und bairisches Criminalrecht, ausgewählte Lehren des Criminalprocesses. — Dr. Kapp ret: Deutsches Privat- und Lehenrecht, Handels- und Wechselrecht. — Dr. Schelling: Methode des juristischen Studiums, gemeinen und bairischen ordentlichen Civilproceß, verbunden mit Ausarbeitung von Rechtsfällen. — Dr. von Scheurl: Pandekten. — Dr. Gengler: Europäisches Völkerrecht, bairisches Privatrecht, Vertheidigungskunst im Strafprocesse. — Dr. Urdolff: Geschichte des römischen Rechts, ausgewählte Stellen des Corpus juris.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Menschliche pathologische Anatomie, specielle menschliche Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: Allgemeine Pathologie und Therapie, Geschichte der Medicin, in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. — Dr. Rosshirt: Geburtshülfliche Klinik, Krankheiten des weiblichen Geschlechts, wichtige Gegenstände der Geburtskunde. — Dr. von Siebold: Allgemeine und medicinische Zoologie, Thierarzneikunde mit besonderer Berücksichtigung der Thierseuchen und der von den Hausthieren auf den Menschen übertragbaren Krankheiten, vegetabilische und animalische Parasiten des menschlichen und thierischen Organismus. — Dr. Heyfelder: Allgemeine und specielle Chirurgie, chirurgische und augenärztliche Klinik, Verbandlehre. — Dr. Canstatt: Specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, Receptkunst. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, Histologie, medicinisch-forensisches Praktikum. — Dr. Ried: Krankheiten der Haut, syphilitische Krankheiten, medicinische Policei. — Dr. Will: Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Naturgeschichte des Menschen, Anleitung zum Gebrauch des Mikroskops in Verbindung mit Vorträgen über Histologie. — Dr. Wintrich: Specielle pathologische Anatomie, Casuistieum medicum, physikalische Diagnostik mit Nachweisungen und Demonstrationen an gesunden und kranken Individuen.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, gerichtliche Chemie, physiologische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche oder bairische Geschichte und Statistik. — Dr. Döderlein: Didaktische Übungen im philologischen Seminar, Annalen des Tacitus, Gymnasialpädagogik. — Dr. von Raumer: Allgemeine Naturgeschichte, Baco's Novum Organum. — Dr. von Staudt: Analytische Geometrie, höhere Arithmetik. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie, Encyklopädie des akademischen Studiums. — Dr. Drechsler: Das erste Buch Mosis, hebräische Sprache, Sanskrit oder arabische Sprache. — Dr. Nägelsbach: Rede pro Marcello, lateinische Stilübungen, Agamemnon des Äschylus, Geschichte und Weltanschauung der römischen Satire mit beigefügter Erklärung Juvenal's. — Dr. Heinlig: Volkswirthschaftspolitik, Urproductionslehre, Finanzwissenschaft. — Dr. Fabri: Technologie verbunden mit Excursionen, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft. — Dr. Winterling: Vicar of Wakefield, englische, französische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Thierreichs, Pharmakognosie des Pflanzenreichs, Examinatorium über Pharmacie. — Dr. von Schaden: Specialle Erklärung von Plato's Gastmahl, Philosophie des Christenthums, Geschichte der neuern Philosophie von Cartesius bis zur Gegenwart herab. — Dr. Heyder: Geschichte der Philosophie, Philosophie des Mythus und seine Geschichte, Aristotelische Philosophie und ihr Verhältniß zur neuern. — Dr. von Raumer: Geschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen, Alterthümer.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fechtkunst Quehl, die Reitkunst Flingner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Theodor Stamm.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das 6te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Gefechte der Hauptarmee an der Seine und Yonne vom 8. bis 13. Februar 1814. — II. Ansichten über Infanterie-Waffenübungen. Zweiter Abschnitt. Mit einer Kupfertafel. — III. Der Zug ins Küstenland und nach Istrien im Sommer 1813. — IV. Kriegsscenen. 10) Überfall auf Issabellin am 4. November 1812. 11) Kampf um einen Transport im Walde bei Rudna am 17. November 1812. 12) Gefecht eines Streifcommando bei Dzienzoi und Jawor am 14. December 1812. 13) Gefecht bei Einsiedl am 18. August 1813. 14) Gefecht bei Reichenberg am 19. August 1813. 15) Scharmützel bei Kratzau am 20. August 1813. — V. Literatur. — VI. Nachbemerkungen zum vierten Hefte der Österreichischen militairischen Zeitschrift. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

Neu ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeine Pädagogik.

In drei Büchern.

Von

Dr. H. Gräfe.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr.

Erstes Buch: Entwickelung und Bildung; **zweites Buch:** Erziehung; **drittes Buch:** Pädagogik.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weerth, Dr. C., Der Haushalt der Natur mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Stellung des Menschen in demselben. Gr. 8. 1 Thlr.

Leizmann, Dr. Fr., Über Art und Kunst der deutschen Literatur. Gr. 8. Geh. 5 Ngr. (4 gGr.)

Leizmann, Dr. Fr., Antipathien zwischen deutschen und slawischen Volksstämmen mit besonderer Beziehung auf Rußland. Gr. 8. Geh. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Lemgo und **Detmold**, im September 1845.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Quaestiones de vitis apostolorum

et locis N. T. difficilioribus;

praeside

***Jodoco Heringa**, Theol. Doct. et Prof.*,

in Academia Rheno-Trajectina, inde ab anno 1815 usque ad annum 1825, propositae.

Tielae, 1844. 8maj. Cart. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1845. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheinen sechs Nummern. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

August.

Inhalt: **Bornemann:** Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms als sichere Grundlage der neutestamentlichen Exegese, bearb. von *G. B. Winer.* — Literatur der Kniebeugungsangelegenheit in Baiern (20 Schriften). Erster Artikel. — **Julius Petzholdt:** Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur. Im Vereine mit Bibliothekaren und Literaturfreunden herausg. von *R. Naumann.* Vierter Jahrgang. — **Troxler:** Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Berücksichtigung auf die Medicin. Von *J. Malfatti v. Monteregio.* — **G. H. Bergmann:** 1) Neue Untersuchungen über den Kretinismus oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen, herausg. von *Maffei* und *Rösch.* 2) Der Kretinismus in der Wissenschaft u. s. w., von *Troxler.* 3) L'Abendberg, établissement pour la guérison et l'éducation des enfants crétins, à Interlachen, canton de Berne. Premier rapport par *Guggenbühl*, traduit de l'allemand, sur le manuscrit inédit de l'auteur, par *Berchtold-Beaupré.* — **E. Ackermann:** Über Industrialismus und Armuth, von *G. Suederus.* — **Ludwig Brehm:** Die Fortpflanzung der Vögel, von *Fr. Berge.* — **W. Teuffel:** 1) *C. F. Hermanni*, Lectiones Persianae. 2) Auli Persii Flacci Satirarum liber. Cum scholiis antiquis edidit *O. Jahn.* 3) Des Aulus Persius Flaccus Satiren, berichtigt und erklärt von *K. F. Heinrich.* 4) A. Persii Flaccii Satirae. In usum scholarum academicarum edidit, translatione germanica, summariis, varietate lectionum et locis similibus instruxit *H. Düntzer.* 5) Persius' Satiren. Einleitung, Übersetzung und Erklärung von *W. S. Teuffel.* — **Kortüm:** Allgemeine Geschichte des grossen Bauernkrieges. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen von *W. Zimmermann.* — **D. G. v. Ekendahl:** Das Königreich Norwegen. Statistisch beschrieben von *G. P. Blom.* Mit einem Vorworte von *K. Ritter.* — **H. Haeser:** Über die Eigenthümlichkeit des Klimas der Walachei und Moldau und die sogenannte walachische Seuche unter der zweiten russischen Armee während des letzten türkischen Krieges. Von *Ch. Witt.* Aus dem Russischen von *W. Thalberg.* — **H. E. Richter:** Zur Reform der Medicinalverfassung Sachsens. Ansichten und Wünsche, ausgesprochen von dem ärztlichen Vereine zu Dresden. — **A. L. J. Michelsen:** 1) Geschichtliche Forschung über die Gültigkeit des Römisch-Justinianischen Rechts im Herzogthume Schleswig von *Sarauw.* 2) Beiträge zur Kritik und zur Basis eines allgemeinen positiven Privatrechts. Herausg. von *M. Tönsen.* 3) Erwiderung und Auffoderung, betreffend den Gebrauch des römischen Rechts im Herzogthume Schleswig, von *Sarauw.* In Falck's Archiv für Geschichte u. s. w. 4) *C. Paulsen*, Über das römische Recht im Herzogthume Schleswig. Ebend. 5) *Falck*, Über die Anwendung des römischen Rechts im Herzogthume Schleswig. Ebend. 6) *Sarauw*, Erwiderung auf die Äusserungen des Herrn Prof. Paulsen in Kiel, die Gültigkeit des römischen Rechts im Herzogthume Schleswig betreffend. Ebend. — **Schriften gelehrter Gesellschaften; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Literarische Nachrichten; Preisaufgaben; Nekrolog.**

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Reisen und Länderbeschreibungen,

31ste Lieferung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen

auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres.

Von

Dr. Ludwig Roß.

Dritter Band.

Enthaltend Melos, Kimolos, Thera, Kasos, Karpathos, Rhodos, Chalke, Syme, Kos, Kalymnos, Jos.

Mit Lithographien, zwei Karten und mehren Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl. 15 Kr.

Dieser neue Band umfaßt hauptsächlich türkisch-griechische Inseln, welche zum Theil, wie Kasos und Karpathos, noch von keinem europäischen Reisenden untersucht, zum Theil, wie die wichtige Rhodos, noch nicht genügend durchforscht werden waren.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Günsburg (Dr. F.), **Studien zur speciellen Pathologie.** Erster Band. — A. u. d. T.: **Die pathologische Gewebelehre.** Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Schomburg. Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen herausgegeben von Dr. **K. Bernhardi.** Mit Schomburg's Bildniß. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Desgleichen Ausgabe auf Velinpapier 2 Thlr. 10 Sgr.

Buchhandlung von **J. J. Bohné** in **Kassel.**

Bei

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler in Berlin,

erscheint soeben:

Hartmann von der Aue.

Iwein mit dem Löwen.

Übersetzt und erläutert von **Wolff Graf von Baudissin.**

8. Eleg. geh. 1¼ Thlr.

Dieses anziehende altdeutsche Gedicht stammt aus dem 13. Jahrhundert; es liegt ihm eine alte celtische Sage zum Grunde. Ist diese schon an und für sich von höchst interessanter Eigenthümlichkeit, so gewinnt sie noch unendlich durch die echt deutsche Art und Weise, in welcher der Dichter sie aufgefaßt hat, durch die herzliche Innigkeit in den Schilderungen von Liebe und Freundschaft, durch das frische Wohlgefallen an Kampf und Sieg. Jeder Leser wird sich erfreuen an dem einfachen und doch so rührenden Gange der Geschichte, an der lieblichen Klarheit und Gemüthlichkeit der Darstellung und an der großen Leichtigkeit der Sprache bei aller logischen und grammatischen Strenge. Die Übersetzung hat mit möglichster Treue den Ton des Originals beibehalten, ohne indeß Gewandtheit und Anmuth der Diction vermissen zu lassen.

Gratis

ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: **Supplement des Katalogs unsers philologischen Antiquar-Lagers.** Derselbe enthält circa 8000 Nummern. Die diversen Werke sind sowol streng systematisch als auch alphabetisch geordnet. Die Preise sind möglichst billig gestellt.

Lippert & Schmidt in **Halle.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von **Oken.** Jahrgang 1845. Siebentes und achtes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anzeiger für Literatur der Bibliothekswissenschaft.

Jahrgang 1844.

Mit Autoren- und Bibliothekenregistern.

Gr. 8. Brosch. 20 Ngr.

Die vier ersten Jahrgänge (1840 bis 1843) kosten zusammen 2 Thlr.

Neu erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig.

Mit einer Einleitung.

Von

Dr. W. G. Soldan.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eidgenössische

Monatschrift.

Herausgegeben

von

mehren schweizerischen Schriftstellern.

Ersten Heft.

Mit dem lithographirten Bilde von R. E. Fröhlich.

Erster Jahrgang. 6 Hefte. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Das erste Heft dieser liberal-conservativen Zeitschrift, welche ihrer äußern Einrichtung nach als eine Fortsetzung der bei uns bisher erschienenen „Neuen Helvetia" betrachtet werden kann und zu welcher mehre der bedeutendsten Politiker und belletristischen Schriftsteller der Schweiz ihre Mitwirkung zugesagt haben, enthält folgende Bestandtheile: Politische Charakterbilder der Schweiz; die Urcantone. Gedicht an den König von Preußen. Zornlied. Aufzeichnungen eines unsichtbaren Reisenden (Anfang eines die wichtigsten jetzt lebenden Persönlichkeiten der Schweiz berührenden Zeitromans). Literatur. Politische Übersicht.

Die Redaction wird sich bestreben, diese Zeitschrift durch gemäßigte Haltung sowie durch Mannichfaltigkeit und interessante Auswahl des Stoffs allgemein anziehend zu machen. Jedem Hefte wird ferner das Portrait eines in unserer Zeit hervorragenden Eidgenossen beigegeben werden, wobei alle Parteien berücksichtigt werden sollen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Im Verlage von **Karl Gerold**, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Skrophelkrankheit

in

allen ihren Gestalten

für

Ärzte und Nichtärzte

dargestellt

von

Dr. Eduard J. Koch.

Wien 1845.

Gr. 12. In Umschlag broschirt. Preis 12½ Ngr. (10 gGr.)

Der Vorrede zufolge ist die Absicht des Herrn Verfassers, durch vorliegende Schrift in einer auch für den gebildeten Laien verständlichen Sprache ein möglichst vollständiges Bild der genannten Krankheit zu liefern und ihnen zugleich die Mittel an die Hand zu geben, wie sie durch eine zweckmäßig eingerichtete Behandlung und Erziehung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren dieselben vor den Skropheln schützen, und so nach und nach zum seltenern Vorkommen dieser verderblichen und gegenwärtig so sehr verbreiteten Krankheit beitragen können.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement der **Deutschen Allgemeinen Zeitung**, auf welches man die Bestellungen **zeitig** zu machen bittet, um die Auflage danach bestimmen und alle Exemplare **vollständig** liefern zu können.

In den **Beilagen** wird dieselbe ausführlich die **wichtigsten Verhandlungen des bevorstehenden sächsischen Landtags** mittheilen, die bei den Zuständen der Gegenwart auch für das Ausland von besonderm Interesse sein dürften.

Alle Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen an. Der vierteljährliche Abonnementspreis ist für Sachsen 2 Thlr., die Gebühren für **Inserate** aller Art betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

Leipzig, 31. August 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Gäa" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und fortwährend durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Concordia.

Die

symbolischen Bücher

der evangelisch-lutherischen Kirche

mit Einleitungen herausgegeben

von

Dr. F. A. Kootho.

Gr. 8. 1830. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei dem hohen Interesse, welches die Zustände der evangelischen Kirche gegenwärtig in allen Kreisen erregen, erlaube ich mir auf diese **vollständige** und **billige Ausgabe** der Symbolischen Bücher besonders aufmerksam zu machen.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Boehmer, Joh. Friedr.

(Stadtbibliothekar zu Frankfurt),

Fontes rerum Germanicarum.

Geschichtsquellen Deutschlands.

Zweiter Band.

Auch unter dem Titel:

Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13. Jahrhundert.

Gr. 8. Brosch. LVI und 572 Seiten. Auf satinirtem Schreibp. Preis 3 Thlr. 5 Ngr. (3 Thlr. 4 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Dieser Band, welcher auch einzeln zu haben ist, bildet die Fortsetzung der vor zwei Jahren begonnenen Handausgabe classischer Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters. Sein Inhalt zerfällt in drei Hauptgruppen: 1) Rheinische Geschichtsquellen stromabwärts gehend aus Colmar, Strasburg, Speier, Worms, Mainz und Köln. 2) Quellen zur Geschichte der deutschen Könige Philipp, Otto, Heinrich, Wilhelm, Richard und Rudolf, namentlich was Gottfried von Köln, Reiner von Lüttich, Melis Stoke, Johannes Beka, Thomas Wikes und Martinus Polonus mit der Aldersbacher Fortsetzung für dieselben gewähren, nebst der Erfurter Chronik, den Annalen von Sindelfingen, den geschichtlichen Noten aus Wimpfen und dem Gedichte Hirzelin's über die Schlacht bei Göllheim. 3) Bairische Geschichtsquellen, nämlich die Annalen Hermann's und Eberhard's von Nieder-Altaich nebst deren Fortsetzung in der Chronik von Osterhoven. Dieser Band enthält somit für die Geschichte Deutschlands im betreffenden Jahrhundert mehr als irgend eine andere bisher erschienene Scriptorensammlung. Manche der hier mitgetheilten Stücke waren, obgleich schon gedruckt, doch so selten wie Handschriften, z. B. die Geschichte der Thaten Rudolf's des Habsburgers durch Gottfried von Ensmingen aus Strasburg, oder fast ganz unbekannt wie des Cäsarius von Heisterbach treffliche Lebensbeschreibung des Erzbischofs Engelbert von Köln, andere sind hier aus Handschriften wesentlich berichtigt wie die Colmarer und die bairischen Geschichtsquellen, noch andere erscheinen hier zum ersten Mal gedruckt wie unter Mehrem die gehaltreichen Wormser Annalen, aus denen man die innern Zustände jener Stadt kennen lernt, die einst werth war, Schauplatz des Nibelungenliedes zu sein, dessen muthiger Geist in den Thaten der Bürger wiedererkannt wird. Die Vorrede enthält umfassende Erörterungen über Verfasser, Gehalt, Handschriften und Drucke der mitgetheilten Stücke.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Bobemann, F. W., Sammlung liturgischer Formulare aus ältern und neuern Agenden. 1ste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr.

Charakterzüge aus dem Leben der römischen Kirche. Ein Beitrag zur Volksbelehrung. 1stes Heft. Geschichte des Cölibats. Gr. 8. 10 Ngr. (8 gGr.)

Hausmann, J. F. L., Handbuch der Mineralogie. 2te Auflage. 2ten Theiles 2te Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Rettberg, F. W., Kirchengeschichte Deutschlands. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Gr. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr. (1 Thlr. 2 gGr.)

Zachariae, H. A., Deutsches Staats- und Bundesrecht. 3ter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Märchen und Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben

von

Johann Wilhelm Wolf.

Mit drei Kupfern.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese „**Deutsche Märchen und Sagen**" schließen sich an des Herausgebers

Niederländische Sagen.

Mit einem Kupfer.

Gr. 8. 1843. Geh. 3 Thlr.

an und können als Fortsetzung derselben betrachtet werden.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lateinisches
Elementarbuch
von
Dr. Julius Löbe.

Gr. 8. Preis 12 Ngr.

In diesem Buche, welches Sprachlehre, Lese- und Wörterbuch für Anfänger in der lateinischen Sprache enthält, hat der Verfasser den Versuch gemacht, die Ergebnisse der neuern philologischen Schule in geeignetem Maasse auch für den Elementarunterricht anzuwenden. Es wird dasselbe nach Inhalt und Form nicht allein für Anfänger in Privatanstalten, sondern auch in Bürger- und Realschulen und bei Repetition der Formenlehre als Lese- und Exercitienbuch selbst in den untersten Gymnasialclassen sich brauchen lassen.

Lehrern der lateinischen Sprache, die sich für die Einführung dieses Buches interessiren und sich mit demselben noch näher vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar **gratis**, wenn sie sich direct oder durch eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **Karl Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
Arzneien
und ihre
Heiltugenden,
nebst
einem Anhange
enthaltend:

1) Die specielle Receptirkunde.
2) Die neuesten Erfahrungen im Gebiete der Pharmacologie.
3) Eine Receptensammlung berühmter Ärzte.

Bevorwortet vom Herrn k. k. Rathe
St. v. Töltényi,
Prof. an der k. k. Hochschule zu Wien.

Von
Wilhelm Ables.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Wien 1845.

Gr. 8. In Umschlag brosch. 3 Thlr. 25 Ngr.
(3 Thlr. 20 gGr.)

Im vorliegenden Werke, für dessen theoretisch-praktische Brauchbarkeit der Umstand, dass dessen erste Ausgabe in einem sehr kurzen Zeitraume vergriffen wurde, hinlänglich spricht, hat sich der Verfasser bemüht, alle die in der neuern Zeit im Gebiete der Pharmacologie gemachten Fortschritte bestmöglichst zu benutzen; vorzugsweise ging sein Streben dahin, die in der neuesten Zeit gewonnenen Resultate über die physiologischen Wirkungen der Arzneikörper auf die Erklärung ihrer Heilwirkungen in den verschiedenen Krankheiten anzuwenden, wodurch die vorliegende Ausgabe nicht nur bedeutend vermehrt, sondern auch wesentlich verbessert und nutzbringender gemacht wurde.

Es lässt sich somit mit vollem Recht erwarten, dass ihr jene allgemeine Anerkennung und Verbreitung zu Theil werden wird, welche die erste Auflage fand.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** sind erschienen:

Schiebe, A., Correspondance commerciale, suivie de la traduction en allemand des principaux termes employés dans les lettres et terminée par un recueil explicatif des mots les plus usités dans le commerce. Seconde edition revue et augmentée. Gr. in-8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Correspondenz über kaufmännische Rechtsfälle nebst den Entscheidungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Correspondenz in überseeischen Geschäften nebst Formularen darauf Bezug habender contoristischer Arbeiten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Correspondance en affaires d'outre-mèr, avec differents formulaires y relatifs. Gr. in-8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Corrispondenza mercantile per uso della studiosa gioventù che desidera rendersi familiare col moderno e corretto stile epistolare de commercianti. Voltata in Italiano e accresciuta di molte altre lettere originali e complete corrispondenze sopra diversi affari e di una fraseologia Tedesca con altre necessarie dichiarazioni da G. B. Ghezzi. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Auswahl französischer Handelsbriefe für Handelslehrlinge mit einer deutschen Übersetzung der üblichsten in der kaufmännischen Correspondenz vorkommenden Wörter und Wendungen. Gr. 12. Geh. 11 Ngr.

Der ausgezeichnete Name des Verfassers bürgt für den Werth dieser Lehrbücher, deren Einführung in Anstalten Partiepreise thunlichst erleichtern.

Odermann, C. G., Praktische Anleitung zur einfachen und doppelten Buchhaltung. Für Handelslehranstalten sowie für angehende Geschäftsleute. Mit einem Vorworte von A. Schiebe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Neuer Roman
von der Verfasserin von „Clementine" und „Jenny".

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Lebensfrage.
Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die frühern Romane der beliebten Verfasserin:

Clementine.
Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.

Jenny.
Zwei Theile.

Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

sind fortwährend von mir zu beziehen.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniß einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer ꝛc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von uns zu beziehen sind. (Nr. 3, Juli 1845.)

Catalogue d'ouvrages de littérature, beaux-arts, grands ouvrages à figures etc. à un rabais considérable. (Juin 1845.)

Bulletin de la librairie française. No. 1 à 3, Janvier à Juin 1845.

Allen Freunden ausländischer Literatur können diese Verzeichnisse, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Leipzig, im September 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Neue werthvolle Musikalien,

welche in der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in **Berlin** erschienen und durch **alle solide** Musikhandlungen zu haben sind:

Adhemar, König der Vagabonden. f. Bass. 5 Sgr.

Anhang zu allen Clavierschulen. Leichte u. fortschreitende 4händige Pianofortestücke von Hünten, Döhler, Heller, Kalkbrenner, Moscheles, Liszt, Kullak, Thalberg. Lief. VII—VIII. à 15 Sgr.

— — dito Lief. IX-X. Fugues de Scarlatti, Bach, Händel à 4 mains p. Klage. à 15 Sgr.

Bach, J. Seb., Ciaccona per Violino solo 7½ Sgr., con Piano 25 Sgr.

Beethoven, Adelaide. Deutscher und italien. Text. 10 Sgr.

Berlioz, C., Die moderne Instrumentation und Orchestration. Mit vielen Partitur-Beispielen. Lief. 5—8, Gr. Fol. 4 Thlr.

Canthal, Klänge der nordischen Nachtigall Jenny Lind. Walzer f. Piano. Op. 100. 12½ Sgr.

Clementi, 6 Sonatinen in fortschreitender Ordnung f. Piano (à 5 Sgr.) cpl.

Daase, Vergissmeinnicht - Polonaise f. Piano mit Gesang. 7½ Sgr.

David, Die Schwalben (Les Hirondelles). 5 Sgr. Träumerei der Nacht 2½ Sgr.; dito m. franz. Text 5 Sgr. Erinnerung (Adieux à Clarence). 5 Sgr. Der gefallene Engel (L'Ange rebelle) f. Bass. 15 Sgr.

Döhler, Transcriptions faciles p. Piano: 1) Adieu. Op. 45. 10 Sgr. 2) La Favorita. Op. 51. 15 Sgr.

— — Gr. Fantaisie sur La Favorita de Donizetti p. Piano à 4 mains. Op. 51. 1 Thlr.

Donizetti, La Favorita. 2 Duette per 2 Soprani. à 15 Sgr.

Dussek, Gr. Sonate p. Piano. Op. 24. 15 Sgr.

Friedrich, La Sainte Madelaine. Romance p. Piano. Op. 15. 12½ Sgr.

Ghys, L'Orage p. Violon seul. 10 Sgr. 6e Air varié pour Violon avec Piano. ¾ Thlr. 10e Air varié p. Violon av. Piano. ¾ Thlr.

— — Triste Pensée et Pensée fixe p. Violon av. Piano. Op. 37. 1 Thlr.

Gumbert, Nach und nach. Für Alt oder Bariton. 5 Sgr. Das theure Vaterhaus f. Alt od. Bariton. Op. 9. 10 Sgr.

Gung'l, Joh., Abschieds-Polka f. Piano. Op. 11. 2½ Sgr. Heiter auch in ernster Zeit. Walzer f. Piano. 2½ Sgr.

Halevy, Blumenmädchen (La Bouquetière) f. Sopran od. Tenor. 7½ Sgr.

Heller, 30 Etudes progressives p. Piano. Op. 46. Livr. I. ¾ Thlr.

Herz, H., Variat. de bravoure sur Joseph et sur Crociato de Meyerbeer p. Piano. Op. 23. à 17½ Sgr.

Japha, Trois Gondolières p. Piano. Op. 11. 15 Sgr.

Kazynski, Amata-Polka f. Piano. 5 Sgr.

v. Knebel-Doeberitz, Der König auf dem Thurme, f. Bass. 12½ Sgr.

Krebs, 3 humoristische Gesänge f. Bariton od. Bass. Op. 134. à 7½ bis 10 Sgr.

— — Den fernen Lieben. Für Sopran od. Tenor. Op. 139. 10 Sgr.

Kreutzer, 40 Etudes ou Caprices p. Violon. 2 Livr. à 20 Sgr.

Kücken, Steckbrief f. 4 Männerstimmen. Op. 36. 25 Sgr. Doett f. Piano zu 4 Händen. Op. 26. No. 1. 10 Sgr.

Kullak, Carnaval de Venise. Arrang. facile p. Piano. 15 Sgr.

Kummer, Réminiscences d'Armide de Gluck p. Violoncelle av. Quatuor I Thlr., av. Piano 25 Sgr.

Litolff, 3 Mazourkas p. Piaoo. Op. 17. à 12½—15 Sgr. Chant du Gondolier p. Piano. Op. 18. 20 Sgr.

Lührss, Und wüssten's die Blumen. Für Sopran od. Tenor. 10 Sgr.

Monpou, Gastibelza f. Bass od. Alt. 5 Sgr.

Mozart, Sonate facile p. Piano. C-dur. 10 Sgr.

Panofka, Air tyrolien p. Violon av. Piaoo. 20 Sgr.

Prudent, Rondo brillant sor on Bolero d'Adam p. Piano 17½ Sgr. Gr. Trio de Robert le diable p. Piano seul 1 Thlr.

Ressel, Oberländler f. 3 Violinen, Viola, Violoncelle u. Bass. 17½ Sgr.

Rubinstein, Air soédois de Jenny Lind p. Piano. 10 Sgr.

Schaeffer, 3 Lieder f. eine Singst. Op. 6. 12½ Sgr. Die weisen Rathsherren f. 4 Männerstimmen. 15 Sgr.

Servais et Ghys, Variat. brill. et concert. p. Violoncelle et Violon sur God save the King. 1⅛ Thlr.

Spontini, Borussia. Leichte Transcript. f. Piano v. Wagner. 10 Sgr.

Tedesco, Fantaisie s. La Juive de Halevy p. Piano. ¾ Thlr.

Thalberg et Panofka, Mélodies styriennes p. Piano et Violon concert. Op. 61. 1½ Thlr.

Truhn, Spittelkoste-Klagelied. Komisches Lied 5 Sgr. Vierstimmige Skolie (Weinlied). Op. 77. 12½ Sgr. Männerquartette. Op. 83. 20 Sgr.

Vieuxtemps et Wolff, Don Juan p. Violon et Piano concert. Op. 20. 1½ Thlr.

Weber, C. M. v., Trio p. Piano, Violon et Velle. Op. 63. 1⅞ Thlr. Ouvertare de Preciosa p. 2 Violons, Alto et Velle. 25 Sgr.

Weiss, Im Fliederbusch. O dürft' ich. 2 Lieder f. Sopran od. Tenor. Op. 13. à 10 a. 7½ Sgr.

Westmorland, Scelta di 9 Arie per Soprano o Tenore. 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Kauf der Ehre.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von

Karl Beidtel.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

Balladen.

Von Demselben.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung der nichtsyphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Ober-Medicinalraths Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 30 colorirte Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1839. In Carton. 12 Thlr.

Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Medicinalraths Prof. Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von Dr. ***F. Jak. Behrend.*** Enthaltend 40 Tafeln ausser dem Texte. Grossfolio. 1845. In Carton. 8 Thlr.

Beide Werke zusammengenommen erlasse ich für 16 Thlr.

Vorstehende Werke bilden die erste und zweite Abtheilung einer **Ikonographischen Encyklopädie der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe**, die von Dr. **F. Jak. Behrend** in meinem Verlage herausgegeben wird.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **J. K. G. Wagner** in **Neustadt a. d. Orla** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständige biblische Geschichte

nach

Dinter's Plane und in seinem Geiste

für Schule und Haus in 200 Erzählungen bearbeitet

von

einem sächs. Schulmanne.

8. 17 Bogen. 20 Sgr. = 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Die pädagogische Literatur bietet zwar eine ziemlich bedeutende Anzahl mehr oder minder gelungener Auszüge in Erzählungsform aus dem Buche der Bücher dar; allein Kritik und Erfahrung lehren, dass allen diesen Werken eine für den praktischen Gebrauch unumgänglich nothwendige Eigenschaft fehlt, das ist **Vollständigkeit vereint mit Billigkeit.** Beides haben Verfasser und Verleger bei Herausgabe obigen Werkes im Auge gehabt, und besonders ist es ersterm durch glückliche Benutzung der unübertrefflichen Dinter'schen Methode gelungen, dem Publicum ein in jeder Hinsicht gediegenes Buch übergeben zu können.

Bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erscheinen folgende theologische Zeitschriften, welche ihres gediegenen Inhalts wegen allen Theologen und Geistlichen angelegentlich empfohlen werden:

Die

Zukunft der Kirche.

Eine Wochenschrift

redigirt von

Prof. Dr. **A. Ebrard,**

unter Mitwirkung von Professor **J. P. Lange** und andern schweizerischen und auswärtigen Theologen.

Erster Jahrgang.

52 Nummern. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Kirchenblatt

für die reformirte Schweiz.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **K. R. Hagenbach,**

unter Mitwirkung mehrer anderer schweizerischer Theologen und Geistlichen.

Erster Jahrgang.

26 Bogen. 1⅔ Thlr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Beide Blätter kosten zusammengenommen blos 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der

Osterbote vom Zürich-See.

Zeitschrift in zwanglosen Heften.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **J. P. Lange.**

Erstes Heft.

Die Loosung der christlichen Gemeinde unserer Zeit: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden.

12. Brosch. 56 Kr.

Diese Zeitschrift des beliebten Hrn. Verfassers hat die besonders angenehme und zweckmässige Einrichtung, dass jedes Heft für sich ein Ganzes bildet, also auch einzeln abgegeben wird, ohne dass man zur Abnahme der Fortsetzung gezwungen wäre.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

Religionsgeschichte und Mythologie

der vorzüglichsten Völker des Alterthums.

Nach der Anordnung **K. Otfried Müller's.**

Von Dr. **Karl Eckermann,**

Assessor der philosophischen Facultät der Universität Göttingen.

Zweiter Band. Gr. 8. Brosch. ⅚ Thlr.

(Beide Bände 1⅚ Thlr.)

Leipzig, im September 1845.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Neu erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Land Tyrol

und

der Tyrolerkrieg von 1809.

Auch unter dem Titel:

Geschichte Andreas Hofer's,

Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.

Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's ꝛc. ꝛc.

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1846.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Urania. Novelle von **A. von Sternberg.** — II. Der Schein trügt. Erzählung von **F. Dingelstedt.** — III. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Verfasserin von Jenny und Clementine. — IV. Die Sängerin. Novelle von **W. Martell.** — V. Sträflinge. Dorfnovelle von **Berthold Auerbach.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Geschichte
der
französischen Revolution
bis auf die Stiftung der Republik.

Von

F. C. Dahlmann.

Gr. 8. Geh. Preis 2⅓ Thlr.

Leipzig, im September 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei den Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
für
wissenschaftliche Botanik
von

M. J. Schleiden* und *Karl Nägeli.

In zwanglosen Heften.

Zweites Heft

oder

Neue Folge, erste Abtheilung.

Brosch. Mit 4 Kupfertafeln. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Diese nun in den unterzeichneten Verlag übergegangene Zeitschrift wird künftighin nicht blos Originalaufsätze enthalten, sondern auch Kritiken der wichtigern botanischen Werke liefern, und überhaupt alle bedeutendern Erscheinungen in der Wissenschaft berücksichtigen. Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften, welche in Zukunft von geringerm Umfange sein und rascher erscheinen sollen.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

Die Fortpflanzungs-Geschichte
der
gesammten Vögel
nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier.

Von

Dr. F. A. L. Thienemann.

Mit 100 colorirten Tafeln.

Erstes Heft.

Bogen 1—6 und Tafel I—X.

(Strausse und Hühnerarten)

Gr. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Dieses wichtige Werk erscheint in zehn Heften, deren jedes circa sechs Bogen Text und zehn Eiertafeln enthalten wird.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

In Unterzeichneter sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche
Volkslieder
mit Abhandlung und Anmerkungen
herausgegeben von
Ludwig Uhland.
Erster Band:
Liedersammlung in fünf Büchern.
Zweite Abtheilung.

Gr. 8. Broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.), oder 2 Fl. 42 Kr.

Mit Dank und Freude hat Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher den ersten Band dieser seit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit vorliegender zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt ist. Nach der Vorrede beabsichtigt der Verfasser noch zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und kritisch-historische Anmerkungen enthalten werden. Wir selbst waren bemüht, für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen Nationalliteratur bleiben wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1845.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dante Alighieri's Schriften

sind jetzt **vollständig** bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer. Vierte,** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte. Zweite,** vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von **K. L. Kannegießer.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Bei **F. H. Köhler** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

C. F. Freiherrn von Schweizer's Gedichte.

8. Velinpapier. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr., oder 3 Fl.

Der Name des Herrn Verfassers ist in den Blättern der Kunst und Literatur Deutschlands schon oft und mit steter Theilnahme begrüßt worden. Seine Gedichte, in einer sorgfältigen Auswahl jetzt erschienen, werden seinen zahlreichen persönlichen Freunden ebenso willkommen sein, als den Gönnern deutscher Dichtkunst im Allgemeinen. Dieselben zeichnen sich durch eine reine, ansprechende Gemüthlichkeit, tiefe und mannichfache Empfindung, reiche Erfahrung und scharfes Urtheil über Welt und Zeit gleich vortheilhaft aus. Ein aus dem Herzen quellender, meisterhaft dargestellter Humor und eine im Ausdruck durchaus eigenthümliche Gefühlsweise bilden ihre charakteristische Originalität.

Bei **G. Holtzmann** in **Karlsruhe** sind soeben erschienen:

Indische Sagen. Von **Adolf Holtzmann.** Erster Theil. 8. Brosch. Preis 26¼ Ngr. (21 gGr.), oder 1 Fl. 36 Kr.

Das Literaturblatt sagt von ihnen: „sie gehören zu den schönsten Dichtungen Indiens, ja der Welt."

Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von **Adolf Holtzmann,** großherzogl. bad. Hofrath. Erstes Heft. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Rama. Ein indisches Gedicht nach Walmiki. Zweite vermehrte Auflage. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Wurde von der Kritik ebenfalls aufs günstigste aufgenommen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cola di Rienzi.
Trauerspiel
von
Rudolf Kirner.

Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

Digitized by Google

Bei

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler in Berlin,

erscheint soeben:

Dr. Albert C. Koch,

Die Riesenthiere der Urwelt

oder das neuentdeckte

MISSOURIUM THERISTOCAULODON

(Sichelzahn aus Missouri)

und die

MASTODONTOIDEN

im Allgemeinen und Besondern, nebst Beweisen, dass viele nur durch ihre Überreste bekannt gewordenen Thiere nicht praeadamitisch, sondern Zeitgenossen des Menschengeschlechts waren. Mit 8 Tafeln Abbildungen.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei **Ch. G. Kollmann** in Leipzig ist nun vollständig erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der ewige Jude. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von M. L. Wesché von **Eugen Sue.** Octavausgabe mit grober Schrift. 10 Bände. 5⅓ Thlr.

Dasselbe Werk, Taschenausgabe, 20 Bändchen, à ⅙ Thlr., 3⅓ Thlr.

Le Juif errant par *Eugène Sue.* Edition originale pour toute l'Allemagne. 10 volumes. 6⅔ Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maria.

Ukrainische Erzählung

von

Anton Malczeski,

übersetzt von

Conrad Roman Vogel.

(Mit einer biographisch-literarischen Einleitung.)

8. Geh. Preis 1 Thlr.

„In der That ist der Gegenstand der Dichtung", so sagt Seweryn Goszczyński von der „Maria" Malczeski's, „die Verknüpfung der Begebenheiten, ihre Ausführung und Entwicklung so einfach, so wahr und reich an Interesse und Tiefe, die ukrainische Landschaft mit einem so meisterhaften Pinsel gezeichnet, die Lyrik der Phantasie und Gefühle durch den Reiz des Erhabenen, die Tiefe des Schmerzes so bezaubernd, das ganze Colorit und jeder einzelne Zug mit der Keckheit und Kraft einer höhern Inspiration so wundervoll ausgeführt; dies Alles ist so schön und herrlich; allein alles Dies ist in der Dichtung untergeordnet und nichts als Form, nichts als Ausschmückung des lebendigen Gedankens; die Hauptsache dagegen ist eben jener lebendige Gedanke: die Idee der Religion. Jene Vorzüge sind nur die Farbe der Nationalität; die Hauptidee aber ist die Nationalität selbst. Sie liegt in der ganzen Dichtung klar vor Augen; wir finden sie allenthalben in den Charakteren, in den Gesprächen der handelnden Personen, in den Herzenstönen, in welchen der Dichter selbst sein eigenes Inneres wiedergibt, wir sehen ihren Abglanz in der ganzen Atmosphäre der Dichtung."

Die saubere Ausstattung empfiehlt das Buch vorzugsweise auch zu Geschenken.

Früher erschien in unserm Verlage:

Marja. Powieść ukraińska przez **Antoniego Malczeskiego.** Mit einer Biographie des Dichters von **Seweryn Goszczyński.** 8. Geh. 22½ Ngr. Geb. 27½ Ngr. In Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. 2½ Ngr.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1840—1843 von **Adam Mickiewicz.** Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh. 6⅔ Thlr.

Ein vierter Theil wird im Laufe dieses Jahres noch erscheinen und das Ganze beschließen.

Leipzig, im September 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig sind erschienen:

Puchta, G. F., Pandekten. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.

Höpfner, Dr. L., Rechtsfälle zum Gebrauche eines Civilprocesspraktikum. Drei Fascikel. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ites Semester-Fascikel No. 1—40 15 Ngr.
IItes „ „ No. 41—80 15 Ngr.
IIItes „ „ No. 81—120 22½ Ngr.

Marezoll, Dr. Th., Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechtes. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Das gemeine deutsche Criminalrecht als Grundlage der neuern deutschen Strafgesetzgebungen. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kaim, J., Das Kirchenpatronatrecht nach seiner Entstehung, Entwickelung und heutigen Stellung im Staate mit steter Rücksicht auf die ordentliche Collatur. Erster Theil. Die Rechtsgeschichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist fortwährend zu beziehen:

Dr. Eduin Bauer's

Allgemeine Predigtsammlung

aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Drei Theile.

I. Evangelienpredigten. — II. Epistelpredigten — III. Predigten über freie Texte.

Gr. 8. 1841—44. Jeder Theil 2 Thlr.

Der Herr Herausgeber (gegenwärtig Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Leipzig) wußte durch eine zweckmäßige Auswahl diese Predigtsammlung zu einem wahren Hausschatz zu machen, der als ein zeitgemäßes, den religiösen Fortschritten entsprechendes Werk empfohlen werden kann und in keiner Familie fehlen sollte.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Vom Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Robert Haas.
Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; Beilagen werden mit ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Neuntes Heft. September.

Inhalt: Astronomischer, genealogischer und historischer Kalender auf den Monat October. — Savoyen und die Savoyarden. Von F. Schrader. — Zwei Scenen aus Johannes Beizel's Leben. Vom Herausgeber. — Die geselligen Zustände unserer Zeit. Von Kammerherr v. Pfaffenrath. — Unsere Landleute die Doctoren Bull und Spurzheim. Von Gustav v. Struve. — Ein oft übersehener Punkt in der Kindererziehung. Von Chr. Feldmann. — Deutscher Aberglaube. Dritte Gabe. Von Ludwig Prätorius. — Mannichfaltiges. Die Condors.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Neuer Verlag von **Ferdinand Rubach** in Berlin, zu haben in allen Buchhandlungen:

Der Conservator

oder
praktische Anleitung, Naturalien aller Reiche zu sammeln, zu conserviren und für wissenschaftliche Zwecke, wie auch zum Vergnügen aufzustellen. Ein Hülfsbuch zum Selbstunterricht für Lehrer an Schulen, Landprediger, Hauslehrer und alle Diejenigen, welche Naturaliensammlungen zweckmäßig, ohne unnöthigen Zeit- und Kostenaufwand, anlegen wollen. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet und mit Tabellen zur leichtern Bestimmung der Mineralien und Pflanzen ꝛc. versehen
von
A. B. Kreubel.
In 5 gesonderten Abtheilungen.
25 compreß gedruckte Bogen in großem Lexikonoctav. Feines Velinpapier.
Preis 1⅓ Thlr.

Neue
Jugend-Erholungen.

Beiträge zu nützlichen und angenehmen Beschäftigungen in den Freistunden.
Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet.
Im Verein mit mehren Schriftstellern, Erziehern und Jugendfreunden herausgegeben.
Erster Band in 2 Heften. Mit 4 Tafeln Abbildungen.
18 Bogen in großem Medianformat auf Velinpapier.
Preis 1 Thlr.

Der Biograph.

Kurze aus Quellen geschöpfte Darstellung der Bildungsgeschichte und des Lebens solcher Personen aller Zeiten und Länder, welche sich um Wissenschaft, Kunst, Literatur, Industrie und Leben überhaupt verdient gemacht haben.
Ein Volks- und Lesebuch
von
W. Fornet.

Originalien
aus dem Leben gegriffen.

Eine Sammlung von Aufsätzen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, der Laune und Satire, des Scherzes und Witzes, zur Unterhaltung für Alt und Jung.
Mit einem Titelkupfer. Preis ⅓ Thlr.

Deutsche Sprachlehre

für Bürger- und Volksschulen sowie für höhere Lehranstalten
von
G. E. A. Wahlert,
Rector der höhern Bürgerschule zu Lippstadt.
Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.
8 Bogen. Preis 5 Sgr. (4 gGr.)

Haupt-Sach-Register zu den Amtsblättern für den königl. Regierungsbezirk **Potsdam** und die Stadt Berlin vom Jahre 1811 bis incl. 1843 von **Wildenhayn**, Hütteninspector in Freienwalde. 1 Thlr.

Neue Schrift von F. von Raumer.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Vereinigten Staaten
von
Nordamerika
von
Friedrich von Raumer.
Zwei Theile.
Mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1830 erschien bei mir:
Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt von **K. H. Julius.** Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im September 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr

In dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung wird **auf Subscription** erscheinen:

MAHABHARATA,

in

kritischer, vollständiger Übersetzung

von

Theodor Goldstücker.

Die Übersetzung des Mahâbhârata wird gleich der Calcuttaer Ausgabe des Originals 4 Theile in 4°, jeder aus 2 Bänden bestehend, umfassen, deren typographische Einrichtung aus der, dem Prospectus angefügten Druckprobe ersichtlich ist.

Das Werk wird in Lieferungen von 20 Bogen in 4° ausgegeben, deren jede 2 Thlr. 7½ Ngr. im *Subscriptionspreise* kosten soll. Der Druck wird beginnen und *ohne Unterbrechung* fortgesetzt werden, sobald die eingegangenen Subscriptions-Anmeldungen uns die für die Ausführung eines so umfassenden Unternehmens nothwendige Theilnahme hoffen lassen.

Mit vollem Vertrauen richten wir an **Bibliotheken** und an alle Freunde **historischer, archäologischer, mythologischer** und **philosophischer**, sowie insbesondere **orientalischer** Studien die Bitte, durch Unterzeichnung auf diese Übersetzung des Mahâbhârata ein Unternehmen zu unterstützen, welches deutscher Wissenschaftlichkeit und deutschem Fleisse zu allen Zeiten gewiss zur Ehre gereichen wird.

Die Namen der Beförderer dieses Unternehmens sollen dem Werke vorgedruckt werden.

Um möglichst baldige Einsendung der Subscriptions-Anmeldungen wird gebeten.

Ausführliche **Prospecte** nebst beigefügter Druckprobe dieser Übersetzung des Mahâbhârata sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben.

Leipzig, 20. August 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 2te Heft der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Gefechte der alliirten Hauptarmee an der Seine vom 14. bis 17. Februar 1814. — II. Ansichten über Infanteriewaffenübungen. Dritter Abschnitt. (Mit einer Kupfertafel.) — III. Erinnerungen an den kaiserlich östreichischen Generalmajor in der Artillerie Joseph Freiherrn von Smola. — IV. Kriegsscenen. 1) Die Bestürmung der Brücke von Dienville am 1. Februar 1814. 2) Überfall auf Wartenberg am 30. August 1813. 3) Gefecht bei Macon am 11. März 1814. — V. Berichtigung. — VI. Literatur. — VII. Kartenankündigung. — VIII. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

1845. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 5 Ngr.; Beilagen werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

September. Nr. 140—143.

Inhalt: *München. — Reiseskizzen. (Fortsetzung.) — Eisenerzeugung in England. — *Der Midas in Venedig. — *Der Seidenweber Jacquard. — Über das Wandern der Thiere. — Die Brautfahrt der schönen Jfabella von England und ihre Bewirthung auf Burg Stolzenfels im Jahre 1235. — Die Kartoffelkrankheit. — Hong-Kong. — *Die Passage von Echelles. — Noch zwei Spielgeschichten. — Zacharias Dase. — Er weiß sich zu helfen. — Zur Sittengeschichte des Dreißigjährigen Kriegs. — Blumenzucht. — *Der Kanal von St.-Quentin. — Ein Criminalfall. — Ein kostbarer Lehnstuhl. — *Bilde in Paris. — Die Schweine-Aristokratie in Cincinnati. — Der heilende Stein. — Der Kaukasus. — Charles Lyell über das Zurückweichen der Niagarafälle. — Der Luftschiffer in tausend Ängsten. — Der Kaffee. — Zwei Züge aus Pestalozzi's Leben. — *Algerien. — Ben-Bahuia der Dieb. — Eine Spielgeschichte. — Die Kriegsverfassung der Marokkaner. — Die Namen der amerikanischen Staaten. — *Emmanuel von Fellenberg und Hofwyl. — Wunderbare Lebensrettung. — *Anekdote. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** wurde **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) **zusammengenommen 10 Thlr.**
I.—V. Band (1833-37) **zusammengenommen 5 Thlr.**
VI.—X. Band (1838-42) **zusammengenommen 5 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 3 Thlr.**

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cancan eines deutschen Edelmanns.

Dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch diesem neuen Theile wußte der geistreiche Verfasser in anziehenden Schilderungen und Reflexionen aus den Zuständen der Politik und des höhern gesellschaftlichen Lebens jenes hohe Interesse zu verleihen, wodurch die ersten beiden Theile des „Cancan" sich auszeichneten und namentlich in Östreich Aufsehen erregten.

Der erste und zweite Theil erschienen 1842—43 und haben denselben Preis.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Sporschil, Joh., Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der östreichischen Monarchie. 1.—7. Band, oder 1.—28. Lieferung. Gr. 8. Velinp. Preis jeder Lieferung von 8 Bogen ⅓ Thlr.

Der 8. Band, womit dies vollständigste und ausgezeichnete Werk geschlossen wird, erscheint bestimmt bis Ende October d. J.

Neueste Geschichte der östreichischen Monarchie vom Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia bis zum Tode des ersten Erbkaisers von Östreich. **2 Bände** in 8 Lieferungen. Gr. 8. Velinp. **1.—4. Lieferung.** Mit 2 Stahlstichen. Preis jeder Lieferung von 8 Bogen ⅓ Thlr.

Bildet auch den 7. und 8. Band des vorigen Werkes.

Kurzgefaßte Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Gr. 8. Velinp. Cart. ⅓ Thlr.

Gedrängte Übersicht der Ereignisse in Serbien von 1839—1844. Von einem Augenzeugen. 8. Velinp. Brosch. ⅓ Thlr.

Leipzig, im September 1845.

Renger'sche Buchhandlung.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „Bibliographischen Anzeiger" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

September. Heft 36—39.

Inhalt: **Theologie.** *Fenger*, Geschichte der Trankebarschen Mission. — *Isenberg*, Abessinien und die evangelische Mission. — *Quinet*, Le christianisme et la révolution française. — *Schmidt*, Der Sieg des Christenthums. — *Wegener*, Geschichte der christlichen Kirche auf den Gesellschafts-Archipel. 1. Th. — *Wiggers*, Geschichte der evangelischen Mission. 1. Bd. — **Jurisprudenz.** Die östreichischen Rechtsbücher des Mittelalters, herausg. von *Kaltenbaeck*. 1. u. 2. Lief. — Hamburgische Rechtsalterthümer, herausg von *Lappenberg*. 1. Bd. — Ofner Stadtrecht von 1244—1421, herausg. von *Michnay* und *Ackner*. — Das altprager Stadtrecht, herausg. von *Rössler*. — Zürcherische Rechtsquellen, herausg. von *Schauberg*. — **Medicin.** *Andral*, Versuch einer pathologischen Hämatologie. — *Blumenthal*, *Anke* und *Levestamm*, Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde. — *Naegele*, Lehrbuch der Geburtshülfe. 2. Th. — v. *Ney*, Systematisches Handbuch der gerichtsarzneilichen Wissenschaft. — *Neisser*, Die acute Entzündung der serösen Häute des Gehirns und Rückenmarks. — **Philosophie.** *Ritter*, Geschichte der Philosophie. 8. Th. — **Classische Alterthumskunde.** *Horatii* epistolae, ed. *Obbarius*. Fasc. IV. — *Virgilii* carmina, breviter enarravit *Wagner*. — **Naturwissenschaften.** *Dozy* et *Molkenboer*, Musci frondosi inediti Archipelagi indici. Fasc I. — *Dozy* et *Molkenboer*, Muscorum frondosorum novae species ex Japonia. — *de Vriese*, Plantae novae Indiae Batavae orientalis. — **Geschichte.** *Blanc*, Révolution française. Histoire de dix ans. Tom. V. — *Capefigue*, L'Europe depuis l'avénement du roi Louis-Philippe. Tom. I—IV. — *Ranshorn*, Kaiser Joseph II. — **Biographie.** *Bernhardi*, Karl Schomburg. — *Liebig*, Ch. Ludw. Liscow — Neuer Nekrolog der Deutschen 21. Jahrg. — *Spicker*, Darstellungen aus Breslau's Leben — **Länder- und Völkerkunde.** *Lefebvre*, Voyage en Abyssinie. — *Léouzon Le Duc*, La Finlande. — v. *Raumer*, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. — *Veuillot*, Les Français en Algerie. — **Schul- und Unterrichtswesen.** *Wilke*, Hermeneutik des Neuen Testaments für Schullehrer.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **Meyer & Zeller** in Zürich ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Radicale

Jesuitenpredigt.

Gehalten am Neujahrstage 1845 im geheimen Conventikel der Wissenden

von

Pater Incognitus,

schweizerischem Mitgliede des Ordens der Neujesuiten.

Zweite vermehrte Auflage. 7½ Ngr., oder 27 Kr.

Auf dem

Emmenfelde bei Luzern

am 1. April 1845.

Gedicht

von dem Verfasser der Neujesuitenpredigt.

12. Brosch. 7½ Ngr., oder 27 Kr.

Wer nicht in dem modernen Vorurtheil befangen ist, daß nur Das, was freisinnig tönt, auch freisinnig, geistreich, schön und wahr sein könne, dürfte wol die genannten Eigenschaften auch in obigen allerdings nicht „freisinnig" tönenden Poesien eines der ersten Schweizerdichter finden.

Digitized by Google

Ankündigung
und
Einladung zur Subscription
auf eine
neue Ausgabe der neunten Auflage
des
Conversations-Lexikon.
Vollständig in 240 Wochen-Lieferungen von 3 Bogen
zu dem Preise von
2½ Ngr. = 2 gGr. = 9 Kr. Rh. = 7½ Kr. C.-M.

Die neunte Auflage des **Conversations-Lexikon**, welche in 15 Bänden oder 120 Heften erscheint, ist bereits bis zur Hälfte in den Händen der Subscribenten, und hat sich durch ihre Bearbeitung sowol als durch die typographische Ausstattung auf eine überraschende Weise beim Publicum Eingang zu verschaffen gewußt. Die Theilnahme für dieselbe ist so bedeutend, daß sie jetzt schon eine Auflage von 30,000 Exemplaren nöthig macht.

Da indessen, trotz der großen Wohlfeilheit des Werks, die Anschaffung der bis jetzt erschienenen Hefte auf einmal einem Theile des Publicums doch schon schwer fallen dürfte, so glaube ich vielfachen Wünschen zu begegnen, wenn ich, um diese Anschaffung zu erleichtern, eine Subscription auf eine neue Ausgabe in Wochen-Lieferungen eröffne.

Diese **neue Ausgabe** — in allen Beziehungen ganz gleich mit der ersten Ausgabe — **wird in 240 Wochen-Lieferungen von 3 Bogen zu dem Preise von 2½ Ngr. = 2 gGr. = 9 Kr. Rh. = 7½ Kr. C.-M. erscheinen**, wovon je 16 Lieferungen einen Band bilden.

Den Besitzern **älterer Auflagen** des **Conversations-Lexikon** mache ich hiermit die Anzeige, daß mein Anerbieten, **diese ältern Auflagen gegen die neue neunte Auflage umzutauschen, nur noch bis Ende dieses Jahres in Kraft bleibt**, und wiederhole hier die dafür festgestellten Bedingungen:

Wer auf den Umtausch eingehen will, verpflichtet sich zur Abnahme der neunten Auflage, und erhält für die einzutauschende alte Auflage

entweder

die ersten vier Bände der neunten Auflage ohne Berechnung,

oder

wählt für den Ladenpreis seiner alten Auflage Werke aus meinem zu diesem Zweck herausgegebenen Kataloge.

Von dem gleichzeitig mit der neunten Auflage des **Conversations-Lexikon** in meinem Verlage erscheinenden

Systematischen
BILDER-ATLAS
zum
Conversations-Lexikon.
Vollständig in 120 Lieferungen, 500 Blatt in Quart,
zu dem Preise von 6 Ngr. = 22 Kr. Rh. = 18 Kr. C.-M.
ist jetzt die **erste bis zweiunddreißigste Lieferung** ausgegeben.

Dieser **Bilder-Atlas**, eine wissenschaftlich geordnete und auf das sorgfältigste ausgestattete **Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, schließt sich als Supplement an alle Ausgaben und Nachbil-

Digitized by Google

dungen des **Conversations-Lexikon** an, und zerfällt in zehn Hauptabtheilungen, deren jede einen gesonderten Zweig der Wissenschaft ausfüllt.

Die erschienenen Lieferungen sind in allen Buchhandlungen vorräthig, und die **Ansicht** der auf Stahl trefflich ausgeführten Blätter wird jeden Unbefangenen überzeugen, daß zu solchem Preise etwas Ähnliches noch nicht geboten wurde.

Rabatt kann auf das Conversations-Lexikon wie auf den Bilder-Atlas nicht in Anspruch genommen werden, es sind aber alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare des Conversations-Lexikon das dreizehnte Exemplar gratis zu liefern.

Leipzig, 1. October 1845.

F. A. Brockhaus.

In der **Franckh**'schen Verlagshandlung in **Stuttgart** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der fromme Jude.

Eine Familiengeschichte unserer Tage,
erzählt durch
Wilhelm von Chezy.

Vier Bände. Geh. Preis 5 Thlr., oder 9 Fl.

In eine Zeit voll vager Aufklärungssucht und schwachmüthiger Toleranz schreitet dieses Buch mit energischer Kraft, eine alte Anschauungsweise als die einzig richtige heraufbeschwörend, um ein entscheidendes Gewicht in die schwankende Wagschale der Judenfrage zu werfen, während es auf der andern Seite, als Roman, ein reiches Leben mit der anziehendsten Bewegung und Verwickelung in historisch bedeutsamem Zeitpunkte darbietet.

Soeben ist bei uns erschienen:

Geschichte der eidgenössischen Bünde.

Mit Urkunden.
Von
J. C. Kopp.
Erster Band.
König Rudolf und seine Zeit.
Erste Abtheilung:
Die allgemeinen Zustände des römischen Reichs.
Gr. 8. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die speculative Idee Gottes

und die damit zusammenhängenden
Probleme der Philosophie.
Eine kritisch-dogmatische Untersuchung
von
Dr. J. H. Wirth.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.), oder 3 Fl.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile, einen theoretischen und einen historischen, von welchen der erstere eine selbständige Lösung des höchsten metaphysischen und religiösen Problems gibt und von ihm aus die wichtigsten Fragen der Philosophie und der Zeit beleuchtet, der zweite die Entwickelung der Idee Gottes und der damit zusammenhängenden Probleme durch die ganze Geschichte der Philosophie bis auf die neueste Zeit verfolgt.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bücher-Auction.

Den 17. November wird in Göttingen die ausgezeichnete, vorzüglich im Fache der Jurisprudenz und Philologie reichhaltige Bibliothek des weiland Geheimen Justizraths **Bergmann** meistbietend verkauft werden. Der Katalog ist in allen Buchhandlungen entweder vorräthig oder durch dieselben von der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen zu beziehen.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Sechster Jahrgang 1845. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile 2 Ngr. Beilagen werden für das Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

September. Nr. 36—39.

Inhalt: Über den Anbau und Nutzen der Weidegräser und Kräuter. — Die Kunze'sche Erfindung, rohen Torf jeder Gattung zu verbessern. — Die jetzige homöopathische Thierheilkunde in ihren Extremen bekämpft von Träger, Oberroßarzt am königl. preuß. Hauptgestüt Graditz bei Torgau. — Übersicht der in diesem Jahre zur Aussaat verwandten Grassämereien. — Bitte um Belehrung über eine tödtliche Krankheit der Schafe. — Über die Nützlichkeit des Badens, Schwemmens und der Bähungen unserer Hausthiere. — Welches Mittel gibt es, die Landwirthschaft in vielen Gegenden zu verbessern? — Der hochwachsende Ackerspergel. — Einiges über die Erziehung und Behandlung des Weinstocks. — Etwas über Separation. — Bereitung von Essig aus Branntwein und Obst. — **Anfragen; Landwirthschaftliche Neuigkeiten** ꝛc.

Hierzu **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**, Nr. 36—39.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

1845. № XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Gäa“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1845.**

№ III. Juli, August, September.

(№. I. die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in №. XIV des Literarischen Anzeigers; №. II. die Versendungen von April, Mai und Juni, in №. XVI befindet.)

57. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Sechsten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

58. **Weibtel (K.), Balladen.** 8. Geh. 1 Thlr.

59. **———, Der Kauf der Ehre.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

60. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundvierzigster bis dreiundfunfzigster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III **Gomez**, Zauberin des Südens, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Scott**, Quentin Durward, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Mützell. Zweite Auflage. 2 Thlr. (2 Ngr. — XIV. **Zschokke**, Der getraubte Eimer, übersetzt von Krig. 1 Thlr. 7½ Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI **Bremer**, Ein Angelbuch. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Gerdes. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Bechstein. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Ljeberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX.—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Gelejina. Eine dramatische Poesie. Aus dem Spanischen. Übersetzt von Hollmann. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Tenadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 10 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Angelbuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Heteodofis. Aus dem Griechischen übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Haefer. 2 Thlr. — XXXVI.—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Gerrit. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII.—LIII. **Gaz**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr.

61. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundfunfzigstes bis hierunterschigstes Heft. (Schluß des achten Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier, der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 13 Exemplare 1 Freiexemplar.

☞ Frühere Auflagen des Conv.-Lex. werden nur noch bis Ende dieses Jahres gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen zu erhalten ist.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

62. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** — **Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Gruber.** Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfundzwanzigste bis zweiundzwanzigste Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

63. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Erich** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 41ster Theil. (Fabrik—Farrel.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. G. Moller. 29ster Theil. (Pontinger—Pfitzer.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

64. **Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker bis 19. Jahrhundert.** Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Von **Fr. Max. Oertel.** Quer 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

65. **Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik.** In drei Büchern. Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

Erstes Buch: Entwickelung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

66. **Günsburg (F.), Studien zur speciellen Pathologie.** Erster Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

67. **Kunz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Digitized by Google

68. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis)**. Siebenter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis sechste Theil jeder 2 Thlr.

69. **Rau (Heribert), Kaiser und Narr.** Historischer Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

70. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Zehnter und elfter Theil (Schluß). Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 3 Thlr. 10 Ngr.

71. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet zusammengenommen im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

72. ***Thienemann (F. A. L.)*, Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft,** mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes Heft. (*Strausse und Hühnerarten.*) Gr. 4. In Carton. 4 Thlr.

73. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1846. Neue Folge. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—36 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Die in der Urania enthaltenen Bildnisse werden in besondern Abdrücken à 10 Ngr. erlassen.

74. **Wolf (J. W.), Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit drei Kupfern. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese „**Deutsche Märchen und Sagen**" können als Fortsetzung von des Herausgebers

Niederländische Sagen. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. betrachtet werden, die 1843 in demselben Verlage erschienen sind.

Preisherabsetzung.

***Wichmann (B. H. von)*, Chronologische Übersicht der russischen Geschichte,** von der Geburt Peter's des Grossen bis auf die neuesten Zeiten. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt und vollendet von *H. Fd. Eissenbach.* Zwei Bände. 4. 1821—25. Cart. **Früher** 6 Thlr., **jetzt** 2 Thlr.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Soeben ist bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig erschienen:

Storch, L., Allerlei Geschichten. Zwei Bände. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Van der Meulen, L., Die Separatisten. Novelle. Zwei Bände. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erstere Werk empfiehlt der Name des Verfassers. Im zweiten findet der Leser ein treues Bild unserer vom religiösen Meinungskampfe bewegten Zeit.

Im Verlage von **Meyer & Zeller** in Zürich sind soeben folgende für Freunde der Mathematik und Mechanik, sowie für den Unterricht in Gewerb- und Industrieschulen ausgezeichnet nützliche Werke erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Zeichnungen

von

ausgeführten in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten

Maschinen, Werkzeugen und Apparaten neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet

von ***J. H. Kronauer,***

Lehrer an der Gewerbschule in Winterthur.

Erster Band.

Dieser erste Band obigen äussert schön und bis ins kleinste Detail aufs genaueste ausgeführten Werkes, welches hiermit allen Mechanikern sowol als allen Lehrern der Mathematik und Mechanik angelegentlichst empfohlen wird, enthält 50 hübsch lithographirte Tafeln in Imperialformat mit 10 Bogen Text. Dasselbe wird in 10 Lieferungen von je 5 Tafeln und 1 Bogen Text ausgegeben. Jede Lieferung hat den beispiellos billigen Preis von 24 Ngr. 8 Pf., oder 1 Fl. 30 Kr. Rh., sodass das Ganze auf blos 8 Thlr. 8 Ngr., oder 15 Fl., kommt.

☞ Obiges Werk unterscheidet sich von dem nun auch in Übersetzung erscheinenden Werke von M. Armengaud durch Folgendes. Der mit ausgezeichneten technischen Kenntnissen ausgerüstete, mit mehren der ersten mechanischen Werkstätten Frankreichs, sowie mit einer vorzüglichen lithographischen Anstalt in Verbindung stehende Herr Herausgeber, der sowol einige Zeit mit Herrn Armengaud gearbeitet als denselben mit Beiträgen zu seiner *Publication industrielle* unterstützt hat, erlaubte sich, dem Werke von Armengaud das Beste und Neueste ebenfalls zu entnehmen. Die daraus entlehnten Zeichnungen sind in unserm Werke durchaus umgearbeitet und — was von wesentlichem Vortheil ist — in grösserm Massstabe wiedergegeben. Zudem enthält unser Werk eine Menge neuer Maschinen, die in jenem nicht enthalten sind und dennoch, obgleich der Umfang des Werkes grösser ist als der des andern, ist der Preis nicht höher.

Grösstentheils neue Aufgaben

aus dem Gebiete

der Géométrie descriptive

nebst deren Anwendung auf die constructive Auflösung

von Aufgaben über räumliche Verwandtschaften der Affinität, Collineation etc.

Systematisch geordnet und gelöst

von ***Leopold Mossbrugger,***

Professor an der Cantonschule zu Aarau.

Mit 58 lithographirten Tafeln.

Zwei Bände. Gr. 4. Brosch. 4 Thlr. 4 Ngr., oder 7 Fl. 30 Kr.

Wir glauben dieses besonders für Lehranstalten wichtige Werk des schon durch mehre Bücher und Zeitschriften als ausgezeichnet bekannten Mathematikers allen Geometern,

Digitized by Google

sowie überhaupt Freunden der Mathematik und Mechanik angelegentlich empfehlen zu dürfen.

Anfangsgründe des geometrischen Zeichnens

für

Volk- und Gewerbschulen

von **J. H. Kronauer,**

Lehrer an der Gewerbschule in Winterthur.

Mit 27 Figurentafeln.

Querquartformat. 1 Thlr. 2 Ngr., oder 1 Fl. 56 Kr.

Dieses für geometrische Vorlagen in Schulen sich eignende zierlich ausgestattete Werklein wird allen Lehrern der Geometrie bestens empfohlen.

Ebenso ist in unsern Verlag übergegangen:

Darstellende Geometrie

von

J. M. Ziegler.

Mit 3 Figurentafeln in Imperialquart und 66 in Royalfolio. Imperialquart 20 Bogen Text.

Herabgesetzter Preis 6 Thlr. 3 Ngr., oder 11 Fl.

Durch diese Preisherabsetzung wird es nun sowol allen Freunden der Mathematik als allen Lehranstalten möglich, dieses vorzügliche, von vielen deutschen und französischen Journalen rühmlichst erwähnte Werk anzuschaffen.

Im Verlage von **Friedrich Ehrlich** in **Prag** sind erschienen:

Vergleichend-anatomische Untersuchungen

über das

innere Gehörorgan

des

Menschen und der Säugethiere.

Von

Joseph Hyrtl,

Doctor der Medicin und Chirurgie, Professor der Anatomie an der Universität zu Prag etc. etc.

Mit neun Kupfertafeln.

Folio. Brosch. Preis 8 Thlr., oder 12 Fl. C.-M.

Die vergleichende Anatomie der Gehörorgane der Säugethiere bestand bisher nur aus Fragmenten. Der Verfasser hat sich deshalb die Aufgabe gestellt, eine umfassende Untersuchung der innern Gehörwerkzeuge aller Säugethiergattungen, von den riesigen Geschlechtern der Balänen bis zu den kleinsten Arten der Nager und Insektivoren, vorzunehmen, deren Ergebnisse den Inhalt vorliegenden Werkes ausmachen. Da es zu einem nutzlosen Wortaufwande geführt hätte, die umständliche Beschreibung der Arten in zoologischer Ordnung aufeinander folgen zu lassen, so wurde der Gegenstand mehr übersichtlich behandelt und mit naturgetreuen Abbildungen begleitet, welche Weitläufigkeiten des Textes entbehrlich machen. Es liegt in der Natur der Arbeit, dass sie reich an anatomischen Thatsachen sein musste, die für die Morphologie dieses complicirten und durch anatomische Hülfsmittel schwer zu behandelnden Organs wichtig und lehrreich sind. Dass die physiologischen Ansichten über die Verrichtungen der einzelnen Apparate im Gehöre in einer vergleichenden Zusammenstellung der anatomischen Thatsachen ihre Bestätigung oder Berichtigung finden können, ist nicht zu bezweifeln, obwol der Weg, auf welchem die Physiologie des Gehörs geschaffen wurde, nicht der der vergleichenden Anatomie, sondern des physikalischen Experiments war. Der Verfasser hat sich deshalb weniger in physiologische Erörterungen als in die Darstellung des anatomischen Sachverhaltes eingelassen.

Lepidosiren paradoxa.

Monographie

von

Joseph Hyrtl,

Doctor der Medicin und Chirurgie, Professor der Anatomie an der Universität zu Prag etc. etc.

Mit fünf Kupfertafeln.

Gr. 4. Brosch. Preis 4 Thlr., oder 6 Fl. C.-M.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint:

L'ÉCHO,

Journal des gens du monde.

Nouvelle série. Première année. 1845.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Sommaire de Juillet et Août:

Le maréchal Bugeaud. — Deux assassinats en Russie. Par **Bénédict G.** — Détails véridiques et historiques sur une épingle depuis 1650 jusqu'à nos jours (1790). Par M. le comte **de Ségur.** — Instructions laissées par l'empereur des Français et roi d'Italie au prince Eugène, vice-roi. (Juin 1804.) — Les premières armes d'un lion. Par **Honoré de Balzac.** — Les deux inconnus. Par **Gérard de Nerval.** — Le dépôt de la préfecture à Paris. Par **J. Berny.** — Le tableau posthume. Par **Charles Rabou.** — Les enfants terribles. Par **Théophile Gautier.** — Mariage de la sultane Adilé. — Un tapis franc. — Jean Réveillère. Par **Edouard Ourliac.** — La liste civile du roi des Français. — Chronique judiciaire. La justice disciplinaire en Algérie. — Mort du duc d'Engbien. Par **A. Thiers.** — Lord Grey. — Esquisses et tableaux de moeurs. Le Jockey-Club. Par **Charles de Boigne.** — Les grottes du Dabra. — Bulletin bibliographique. Bulletin de la librairie française. — Mademoiselle de Merivaux. Par **Arsène Houssaye.** — Esquisses et tableaux de moeurs. — Les lorettes. Par **Théophile Gautier.** — Le beau-père. Par **Charles de Bernard.** — Chronique judiciaire. Le poëte mendiant. Le pistolet et la seringue. — Retour des pèlerins de la Mecque. — Une esclave aux colonies françaises. Par M. **Rouvellat de Cussac.** — Scènes de la vie populaire en Espagne. Par **Gustave Deville.** — Un naufrage. — Le vol au magnétisme. — Les physionomies. Par **Desmoulins-Moreau.** — Masaniello et la révolte de Naples en 1647. Par M. le baron **Paul Drouilhet de Sigalas.** — Chronique judiciaire. — Le vol au duel. — ***Feuilleton:*** Un pari original. — Le lion, le caporal et la gamelle. — Le père Paul et lord Byron. — Excentricité anglaise etc. — Un oubli de Napoléon. — Fatale rencontre. — Une industrie inconnue. — La pêche d'un chiffonier. — Pigeons voyageurs. — Histoire d'une momie. — Fraude ingénieuse et touchante. — Ceux qui montent et ceux qui descendent. — Un nouveau chevalier d'Éon. — Mélanges. — Annonces. — Nouvelles publications.

Digitized by Google

Mozin Dictionnaire portatif.

Neue Stereotyp-Ausgabe 1845.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches
aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend
die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.
Zum Gebrauche
der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage.
Durchgesehen und vermehrt
von
C. G. Hölder,
Dr. phil. und Professor am königlichen Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.), oder 1 Fl. 48 Kr.

Die fast jährlich nöthig werdenden neuen Auflagen dieses deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs bürgen am besten für seinen ausgezeichneten Werth.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchste befriedigen.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **A. Wiendrack** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus der neuen Zeit. Novellen und Erzählungen von **Luise Otto.** Inhalt: Johannes I. II. Skizze aus einem Dichterleben. — Die Verbrüderten. — Zwei Tage. — Heinrich. Skizze einer Dorfgeschichte. — Arm und Reich. — Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Neuester Roman von Alex. Dumas.

Soeben wird ausgegeben:

LA DAME DE MONSOREAU.

Par

ALEXANDRE DUMAS.

Roman en 4 volumes. Vol. I. In-8.
Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Diese hübsche Ausgabe wird allen Lesern französischer Romane willkommen sein; sie ist **beiweitem billiger** als die brüsseler Ausgaben es zu sein pflegen, und durch ihre saubere Ausstattung und Correctheit steht sie diesen wie den pariser Ausgaben in keiner Weise nach.

Leipzig, 25. September 1845.

Brockhaus & Avenarius.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
Eroberung von Mexico

mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez.

Von
William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Bände.
Mit zwei lithographirten Tafeln.
Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir von Prescott durch denselben Übersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Gs“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis achter Theil.

Gr. 12. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.): Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — Anna Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsrath Liquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.): Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Urfinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (Preis 2 Thlr.): Struensee. — Lefurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Filbustier.

Inhalt des vierten Theils (Preis 2 Thlr.): Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Niembauer. — Der Magister Tiniüs. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradford. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardiere. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

Inhalt des fünften Theils (Preis 2 Thlr.): Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Olnhausen. — Mary Pendren und Margaret Pendergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. — Erner. — Der Doctor Castaing.

Inhalt des sechsten Theils (Preis 2 Thlr.): Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächter, geb. Wunsch.

Inhalt des siebenten Theils (Preis 2 Thlr.): Das papistische Complot. — William Lord Russell. — Der blaue Reiter. — Der verrätherische Ring. — Das Gelöbniß der drei Diebe. — Die Tragödie von Salem. — Jochim Hinrich Ramcke.

Inhalt des achten Theils (Preis 2 Thlr.): Cagliostro. — Die Halsbandgeschichte. — Der Sohn des Herrn von Caille. — John Sheppard. — Louis Mandrin. — Antoine Mingrat.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

„Gubitz' Volks-Kalender für 1846“

ist nun für 12½ Sgr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Nächst Allem, was zum Kalender gehört, enthält er 75 größere und kleinere, meist in mannichfaltigster Weise die Zeitrichtungen berührende ernste und humoristische Aufsätze, mit 120 Abbildungen und Darstellungen, zum Theil im Buntdruck. Alles einzeln in der Anzeige zu erwähnen, würde viel Raum erfodern, und so weisen wir nur besonders hin auf die Gedächtnißfeste: **„Luther's Tod“** (1546), **„Pestalozzi's Geburt“** (1746) und die **„Jahrhundert-Sündflut“**; dann auf: „Suchet, so werdet Ihr finden!“ — „Stumpfsteif und Arbitrischer“ — „Die Spielhöllen“ — „Luzern“ — „Die Musik im Flachen, Citlen und Übertriebenen“ — „Was soll ich aus meiner Tochter machen?“ — „Wohre?“ — „Wohin?“ Wir heben dies nur hervor, damit man neben dem vielen Unterhaltenden, das jedoch immer unsere Zustände betrifft, jene Aufsätze prüfe und beherzige; denn zu empfehlen brauchen wir diesen „Volks-Kalender“ nicht, da er ebenso durch die freundlichste Theilnahme und Anerkennung wie anderseits durch Anfechtung und Befeindung seines Erfolgs gewiß ist.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Bei **L. Fernbach jun.** in Berlin (Spandauerstrasse Nr. 33) ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chirurgische Diagnostik

von

Dr. Michael Benedict Lessing,

praktischem Arzte in Berlin, Mitgliede der Kaiserlich Leopoldinischen Akademie der Naturforscher und Ehrenbürger zu Salzburg.

Zwei Bände. Gr. 8. 69 Bogen. Ladenpreis 4 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. J. Ch. G. Jörg,

Welche Reform

der

Medicinalverfassung

des Königreichs Sachsen

fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft?

Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Digitized by Google

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
göttliche und die menschliche
Gerechtigkeit
von
Huldreich Zwingli.
Ins Schriftdeutsche übersetzt
von
R. Christoffel, V. D. M.
Oder:
Zeitgemäße Auswahl
aus
Zwingli's sämmtlichen Schriften.
Neuntes Bändchen.
8. 9 Ngr., oder 33 Kr.

Mögen diese schönen Worte des großen Reformators auch in der Gegenwart, in unserer Zeit so vieler Ungerechtigkeit in Wort und That, Eingang finden und zur Stillung der drohenden Stürme wie zur Bethätigung einer wahrhaft christlichen Entwickelung das Ihrige beitragen!

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten,
oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Sechsten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band erschienen in 20 Heften (1837—45); jedes Heft kostet 20 Ngr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Für Lesecirkel.

1) **Minerva.** October 1845.

Einiges aus dem Inhalte dieses Jahrgangs: Reformen und Fortschritte der wohlthätigen Anstalten in Frankreich. — Die Finanzlage Östreichs. — Handelskammern in Hanover. — Der Krieg der Franzosen in Algier und Marokko. — Über Sparkassen. — Gedanken und Wünsche in Betreff der Gustav-Adolf-Vereine. — Hanovers Branntweinstatistik. — Studien vom Fürsten von Polignac. — Friedr. v. Gentz als Journalist, Publicist und in activem Staatsdienste. — Die kurische Nehrung und ihre Bewohner. — Rußlands Streitkräfte 1845. — Aus Thiers' Geschichte des Consulats und Kaiserreichs. — Die neuesten wichtigsten Ereignisse in der Schweiz. — Wachsthum und Stand der evangelischen Kirche in katholischen Ländern. — Culturbewegungen am Niederrhein. — Streifzüge durch Lithauen nach Memel. — Auswanderung, Colonisation, Consulate, Handelsverträge. — Benutzung der Eisenbahnen zu militairischen Zwecken. — Publicistische Bemerkungen über die Ausweisung v. Jxstein's und Hecker's. — Notizen zur Tagesgeschichte. — Die Proceße und Vertreibungen der Jesuiten. — Charakteristiken der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands (1. Adam v. Müller. 2. Veit Weber). — Die historische Entwickelung des Menschengeschlechts verglichen mit der Metamorphose des Thierreichs. — Militair-statistische Verhältnisse Englands 1845. — Das englische Unterhaus. — Randbemerkungen zu Kortüm's Zeitbetrachtungen.

2) **Miscellen** aus der neuesten ausländischen Literatur.

Auf beide Zeitschriften kann auch für dieses Quartal abonnirt werden. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Jena, im October 1845.

Bran'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

3te verbesserte Auflage von Dr. **K. Sohr's**

Hand-Atlas über alle Theile der Erde
in 80 Blättern in Folio, nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet. Complet dauerhaft gebunden 6⅔ Thlr. Derselbe ist auch in halbmonatlichen Lieferungen von 4 Blättern zu ⅓ Thlr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rhein. zu haben. Jedes Blatt ist 1½ Fuß lang und 1⅓ Fuß hoch, auf schönem festen Kupferdruckpapier. In allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen sind Prospecte mit specieller Angabe der Blätter sowie den kritischen Beurtheilungen öffentlicher Blätter über diesen Atlas zu haben. Alle Kritiken sprechen einstimmig sich dahin aus, daß dieser Atlas ein mit Sachkenntniß und Verstand bearbeitetes Kartenwerk sei, das sich überall weit durch seine zweckmäßige Anordnung, schöne technische Ausführung, als den unerhört billigen Preis (2½ Ngr. = 2 gGr. = 7½ Kr. C.-M. jedes Blatt) auszeichne. Ein Kritiker sagt: „Die nach Stieler erschienenen Atlanten sind größtentheils Machwerke, schlechte Copien schon vorhandener Karten, von speculativen Lithographen ohne Sachkenntniß zusammengestoppelt, und es ist darum die Erscheinung des Sohr'schen Atlasses um so erfreulicher.“ Ein anderer Recensent empfiehlt ihn wegen der schönen Darstellung der Gebirge und Flüsse ganz besonders zum Unterricht für die reifere Jugend.

Die Verlagshandlung.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** ist erschienen:

Leitfaden der Naturgeschichte für Mädchenschulen und zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. K. Vogel und Dr. H. Pompper. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

Erste Abtheilung: Zoologie. Gr. 8. Geh. 18 Ngr.
Zweite Abtheilung: Botanik und Mineralogie. Gr. 8. Geh. 21 Ngr.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genealogische Tafeln
zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert,
nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung,
von
F. M. Oertel.
Quer 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Genealogischen Tafeln dürften sich durch sorgfältige Bearbeitung und zweckmässige typographische Einrichtung für den Handgebrauch ganz besonders empfehlen.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Zweite Auflage von Goethe's Werken in zwei Bänden.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die erste Lieferung einer neuen Ausgabe von

Goethe's poetischen und prosaischen Werken

in zwei Bänden,

welche wir, wie die frühere Auflage, in vier Lieferungen bis Ostermesse 1846 vollständig veröffentlichen werden.

Diese Prachtausgabe schmücken zehn gelungene Stahlstiche nach Compositionen von Kaulbach, Stilke und Andern, sowie **Goethe's Portrait** nach Rauch's Büste.

Die vollständige Ausgabe in zwei Bänden wird im Subscriptionspreise 14 Thlr., oder 24 Fl., jede der vier Lieferungen 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.), oder 6 Fl., kosten. An die Annahme der ersten Lieferung knüpft sich die Verbindlichkeit für das ganze Werk.

Wir laden die Verehrer Goethe's zur baldigen Subscription hierdurch ein, und haben sämmtliche Buchhandlungen in den Stand gesetzt, diese Lieferung wie die folgenden zu den bemerkten Preisen abgeben zu können.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vom Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. **Robert Haas.**
Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; Beilagen werden mit ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zehntes Heft. October.

Astronomischer, genealogischer und historischer Kalender auf den Monat November. — Die deutschen Auswanderer. 3. Der Zug nach der Ansiedelung. Von F. Gerstäcker. — Verbieten und Gebieten. Von Chr. Feldmann. — Deutsche Volksfeste. — Frau und Madam. — Mannichfaltiges.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
angeborenen Verrenkungen.
Von
Ludwig Joseph Melicher,
Doctor der Medicin und Chirurgie u. s. w.
Mit zwei lithographirten Tafeln.
Wien 1845.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Bei den bisher so geringfügigen, zerstreuten und ungenügenden literarischen Hülfsmitteln über den Gegenstand dieser Schrift entstand das Bedürfniss einer genauern Erörterung der darin abgehandelten krankhaften Zustände. Bis jetzt aber war noch kein einigermassen vollständiges Werk erschienen, welches sämmtliche bisher bekannte angeborene Verrenkungen gründlich und allseitig beleuchtet hätte. Unserm Herrn Verfasser gebührt sonach das Verdienst, zuerst diese Hemmungsbildungen oder Krankheiten der Gelenke an den neugeborenen Kindern gründlich und ausführlich bearbeitet zu haben.

In unserm Verlage ist soeben **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.

Von ***N. J. Masse.***
Deutsch bearbeitet von
Dr. Fr. Wilh. Assmann.

8. Mit 112 colorirten Stahlstichen 12 Thlr. 25 Ngr., mit schwarzen 8 Thlr. 7½ Ngr. Englisch cartonnirt kostet jede Ausgabe 15 Ngr. mehr.

Der Hand-Atlas der menschlichen Anatomie von Masse, deutsch bearbeitet von Dr. Aßmann, umfaßt auf 112 Tafeln etwa 450 Abbildungen und gewährt ein vollständiges, abgerundetes Ganze.

Von großem Interesse für jeden Gebildeten, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will — nützlich dem praktischen Arzte, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig ist —, ist dieser Atlas besonders dem angehenden Mediciner ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so ausführlich, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Leipzig, im November 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

England.

Von

J. Venedey.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1844 erschien von demselben Verfasser bei mir:

Irland.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser dieser beiden Werke ist durch einen längern Aufenthalt in den genannten Ländern mit den Zuständen und Verhältnissen derselben, mit ihren Institutionen und Gesetzen, mit dem Streben und Wollen ihres Volkes vertrauter geworden, als dies bei einem flüchtig Reisenden der Fall sein kann. Was er gesehen und erfahren, gefühlt und gedacht, hat er redlich niedergeschrieben und so ein treues Bild dieser Länder und der Eindrücke gegeben, die seine Wanderschaft in ihm erzeugte.

Leipzig, im October 1845.

F. A. Brockhaus.

Der allgemein bekannte

Stieler'sche Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. *Gotha*, bei *J. Perthes*.

hat durch Anwendung des **galvano-plastischen Verfahrens** um ein Viertel im Preise vermindert werden können:

a. Vollständ. Ausg. in 83 Bl. (17⅓ Thlr.) **jetzt 13 Thlr.**
b. Mittl. Ausg. in 63 Bl. (13 Thlr.) **jetzt 10 Thlr.**
c. Auswahl in 31 Karten (6 Thlr.) **jetzt 4½ Thlr.**

Zugleich erscheint die **vollständige Ausgabe** in 83 Bl. nunmehr:

lieferungsweise in neun Lieferungen,

von denen die 1ste bis 8te jede 1½ Thlr., die 9te nebst Bericht 1 Thlr. kostet. Die 1ste und 2te Lieferung sind ausgegeben, die 3te folgt vor Ende d. J.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **Christ. E. Kollmann** in Leipzig ist soeben erschienen:

Lehrbuch
der
christlichen Kirchengeschichte
zur
Vertheidigung, Befestigung und Fortbildung der protestantischen Kirche,
mit besonderer Rücksicht auf Studirende
bearbeitet
von
Lobegott Lange,

Doctor der Theologie und Professor an der Universität zu Jena.

2¼ Thlr.

Die protestantische Kirche beruht, sagt der Verfasser im Vorwort, auf den beiden Grundsätzen, erstens, daß die Heilige Schrift allein das höchste Ansehen behauptet in Feststellung der christlichen Religionslehren und in Entscheidung der über diese Lehren entstehenden Streitigkeiten, zweitens, daß aller blinde Glaube und unbedingte Gehorsam in Sachen der christlichen Religion den Grundsätzen der Heiligen Schrift ebenso widersprechе als den Gesetzen und Anforderungen unserer freien und sittlich-vernünftigen, von Gott empfangenen Natur. Dieses Lehrbuch hatte daher die Aufgabe, zu zeigen, daß die protestantische Kirche erst in neuerer Zeit durch Feststellung des biblisch rationalen Princips zu ihrer Vollendung gelangte.

In meinem Verlage erschienen soeben:

Rechtsalterthümer, Hamburgische. Erster Band. — A. u. d. T.: Die ältesten Stadt-, Schiff- und Landrechte Hamburgs, herausgegeben von **J. M. Lappenberg**, Dr. 1845. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Dieser erste Band enthält die kritische Bearbeitung der Hamburgischen Stadtrechte von 1270, 1292 und 1497, mit Auszügen aus der Langenbeck'schen Glosse, und das Billwärder Landrecht, womit den Germanisten der Zugang zu Statuten erleichtert wird, welche bis jetzt nur wenig gewürdigt werden konnten, nun aber wol ein Gegenstand ihrer besondern Studien und Vorlesungen werden dürften.

Trummer, Dr. C., **Vorträge über Tortur,** Hexenverfolgungen, Vehmgerichte und andere merkwürdige Erscheinungen in der Hamburgischen Rechtsgeschichte. Gehalten in der juristischen Section des geschichtlichen Vereins in Hamburg. Erster Band. Mit vielen bisher ungedruckten Urkunden und Criminalfällen. Zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Das erste Heft erschien 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.) Mit dem zweiten Hefte ist der erste Band geschlossen.

Hamburg, im October 1845.

Joh. Aug. Meißner.

Bei uns sind erschienen:

Chamisso, Adalbert von, Gedichte. 8te Auflage. Gr. 12. Brosch. Preis 2 Thlr.

Grün, Anastasius, Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 4te Auflage. Gr. 12. Brosch. Preis 1½ Thlr.

Spaziergänge eines wiener Poeten. Neue Miniaturausgabe mit Titelkupfer. Eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im November 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Unter der Presse befindet sich und wird noch im Laufe dieß Jahres versandt:

Zur

Todtenfeier Dr. M. Luther's

am 18. Februar 1846.

Von

Dr. J. A. Koethe.

Inhalt: Geschichte der letzten Lebenstage Luther's. — Bericht der Zeitgenossen über dessen Tod. — Melanchthon's Gedächtnißrede. — Nachrichten von der Feier des 18. Februar 1546 und 1746. — Gedächtnißrede für das Jahr 1846.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Ilis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von **J. Voigt.** — II. Graf Karl Friedrich Reinhard. Von **G. E. Guhrauer.** — III. Schloß und Schule von Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich. Von **E. Kolloff.** — IV. Geschichte der Law'schen Finanzoperation während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich. Von **A. Kurzel.** — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von **K. Hagen.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet **im herabgesetzten Preise 10 Thlr.**, der erste bis fünfte Jahrgang zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist neu erschienen:

Anders, Dr. **F. C.**, Die **Todten-Gebräuche** der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bulling, **C.**, Das **Precarium**; eine römisch-rechtliche Abhandlung. 8. 9 Ngr.

Fritzsche, Dr. **R. W.**, **Lateinische Formenlehre** nach neuen Grundsätzen bearbeitet. 8. 15 Ngr.

Petersen, **F. W.**, Lehr- und Lesebuch der **englischen Sprache.** Gr. 8. 22½ Ngr.

Michaud und **Poujoulat**, Geschichte der **Kreuzzüge**, für die reifere Jugend und die Gebildeten im Volke bearbeitet von **G. Hertel.** Mit 1 Karte. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Repertorium der Kirchengeschichte mit dogmenhistorischen, patristischen und literarischen Anmerkungen. Für junge Theologen, insbesondere für solche, die sich zu den Examinibus vorbereiten. Herausgegeben von **P. Köhler** und **Rud. Kloysch.** Gr. 8. Geh. (Bei C. Flemming.) 1¼ Thlr.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **8te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Erinnerungen an den kaiserlich östreichischen Generalmajor in der Artillerie Joseph Freiherrn von Smola. (Schluß.) — II. Das Treffen bei Montereau am 18. Februar 1814. — III. Die Leistungen der Österreichischen militairischen Zeitschrift von 1808—45. — IV. Scenen aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments König von Würtemberg. 1) Avantgardegefecht bei Schmiedeberg am 6. October 1735. 2) Gefechte bei Troppau und Bittau 1758. 3) Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760. 4) Rückzug bei Neustädtel am 2. August 1761. 5) Angriff auf eine feindliche Feuerzagirung bei Neiße. 6) Eroberung von Chateau d'Abbaye am 7. September 1792. 7) Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796. — IV. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes mit 12 Fl. C.-M. **Pränumeration** angenommen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Erik Gustaf Geijer,

Ueber die innern gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit.

Aus dem Schwedischen von

U. W. Dieterich.

Gr. 8. Geheftet. 25 Ngr.

Eine neue Schrift des berühmten Historikers, welche ungeachtet mancher speciellen Beziehungen auf Schweden die allgemeinste Beachtung auch in Deutschland verdient.

Leipzig, im November 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Digitized by Google

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der

Naturphilosophie.

Von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit

von Dr. **Julius Schaller,**

a. o. Professor der Philosophie in Halle.

Zweiter Theil.

Auch unter dem Titel:

Darstellung und Kritik

der Kant'schen

Naturphilosophie.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Halle, im November 1845.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Neue Jenaische

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1845. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheinen sechs Nummern. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

October.

Inhalt: **Alt:** 1) Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres gehalten von *C. W. A. Krause.* 2) Christliche Predigten. Von *J. Rupp.* 3) Zeitpredigten, im akademischen Gottesdienste der Universität Halle gehalten von *A. Tholuck.* 4) Sechszehn Predigten. Zu Rom gehalten von *H. Thiele.* 5) Evangelische Casualreden, in Verbindung mit mehren Predigern herausg. von *Ch. Palmer.* — **H. Bernstein:** Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Alten Testament. 5. Lief. Der Prophet Jesaia von *A. Knobel.* — **Ernst Reinhold:** 1) Histoire de la vie et de la philosophie de Kant, par *A. Saintes.* 2) Hegel et la philosophie allemande, ou exposé et examen critique des principaux systèmes de la philosophie allemande depuis Kant, et spécialement de celui de Hegel, par *A. Ott.* 3) Essai théorique et historique de la génération des connaissances dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion, développement du mémoire couronné par le jury du concours universitaire institué par le gouvernement, par *G. Tiberghien.* — **Götz:** Analytische Optik, von *L. J. Schleiermacher.* — **Voigt:** Über die Theorien der Erde, den Amorphismus fester Körper und den gegenseitigen Einfluss der Chemie und Mineralogie. Von *J. N. Fuchs.* — **Heyfelder:** 1) Traité d'anatomie medico-chirurgicale et topographique considérée spécialement dans ses applications à la pathologie, à la médecine légale, à l'obstetrice et à la médecine opératoire par *J. E. Pétrequin.* 2) Lehrbuch der medicinisch-chirurgischen und topographischen Anatomie u. s. w. Von *J. E. Pétrequin.* A. d. Franz. übers. von *E. v. Gorup-Besanez.* 3) Handbuch der anatomischen Chirurgie von *W. Roser.* 4) Abbildungen zur Lehre von den Unterleibsbrüchen u. s. w. Von *K. Bürkner.* — **A. C. J. Schmid:** Handbuch über die Lehre von den Rechtsmitteln, nach Grundsätzen des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes u. s. w. Von *J. T. B. v. Linde.* — **H. E. Foss:** 1) Vorschlag und Plan einer äussern und innern Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode u. s. w., von *E. Ruthardt.* 2) Beleuchtung des Ruthardt'schen Vorschlags und Plans einer äussern und innern Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode u. s. w., von *K. Peter.* 3) Dr. Ernst Ruthardt's Vorschlag und Plan einer äussern und innern Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, und dessen Beleuchtung durch Dr. Karl Peter, erläutert von *F. J. Reuter.* 4) Votum in Sachen der Ruthardt'schen Methode, die alten Sprachen zu lehren u. s. w. 5) Die Gefahren und Abwehren der Ruthardt'schen Methode für den Unterricht in der lateinischen Sprache. Von *J. R. Köne.* — **K. J. Clement:** Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von *K. E. Meinicke.* — **Conrad Michelsen:** 1) Latinsk Sprogläre til Skolebrug, af *J. N. Madvig.* 2) Bemärkninger i Anledning af Prof. Madvig's Lat. Sprogl. af dens Forfatter. 3) Om pädagogiske Mangler og Misgreb i Prof. Madvig's Lat. Sprogl. Af *P. Hiort.* 4) Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre und einige Einzelheiten derselben. Als Beilage zu seiner lateinischen Sprachlehre von *J. N. Madvig.* 5) Lateinische Sprachlehre für Schulen von *J. N. Madvig.* — **Kohlschütter:** Der hitzige Wasserkopf, seine Ursachen, Natur, Diagnose und Behandlung. Eine von der Londoner medicinischen Gesellschaft im J. 1842 gekrönte Preisschrift, von *J. R. Bennet.* Deutsch bearb. von *D. A. M. Lang.* Mit anatomisch-pathologischen Zusätzen von *K. Rokitansky.* — **G. F. Günther:** Code de la communauté, par *Th. Desamy.* — **G. F. Günther:** Du système parlementaire en France, et d'une réforme capitale; réflexions adressées à M. de Lamartine par *L. Couture.* — **Stickel:** 1) Palästina oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu u. s. w. Von *J. F. Röhr.* 2) Karte von Palästina nach den neuesten Quellen, vorzüglich nach den Robinson'schen Untersuchungen bearbeitet und gezeichnet von *H. Kiepert.* Herausg. von *K. Ritter.* — **Eine griechische Inschrift an den Sculpturen der Giebelfelder des Parthenon; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Literarische Nachrichten; Preisaufgaben; Miscellen; Nekrolog.**

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Die

kirchliche Bewegung der Gegenwart

als

ein Zeichen der Zeit für die evangelische Kirche.

Predigt

am Reformationsfeste 1845

gehalten von

Dr. Chr. G. L. Grossmann, Superintendent zu Leipzig.

Leipzig, Kollmann. 4 Sgr.

Diese Predigt des hochgestellten und hochverehrten Verfassers gibt das schönste offenkundige Zeugniß, daß derselbe mit voller Überzeugung dem Verlangen des ganzen protestantischen Deutschland nach geläuterten Formen der Lehren und des Gottesdienstes sowie nach einem erweiterten Ausbau der Verfassung der evangelischen Kirche sich anschließt.

Von uns ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Theophilus

in Icelandic, low German and other tongues from M. S. S. in the Royal library at Stockholm

by ***George Webbe Dasent,*** M. A.

8vo. London. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Digitized by Google

In meinem Verlage ist soeben neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Künstler-Dramen

von

L. F. Weinhardstein.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Pigault Lebrun. — Boccaccio. Zweite Auflage. — Salvator Rosa. Zweite Auflage. — Hans Sachs. Dritte Auflage. — Garrick in Bristol. Zweite Auflage.

Als besonderer Abdruck wird einzeln erlassen:

Pigault Lebrun. Lustspiel in fünf Acten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anleitung zum Studium der darstellenden Geometrie

mit

vorzüglicher Rücksicht

auf ihre

Anwendung bei dem Zeichnen technischer Gegenstände, insbesondere jener der Baukunst, der praktischen Geometrie und des Maschinenwesens.

Von

Johann Hönig,

öffentlichem ordentlichen Professor der darstellenden Geometrie am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Mit 26 Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag brosch. Die Kupfertafeln in einer besondern Mappe. 5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 gGr.)

In den ersten vier Abtheilungen dieses Werkes behandelt der Verfasser die orthographische Projection, und zwar in der ersten in Beziehung auf Punkte, gerade Linien und Ebenen, in der zweiten die Darstellungsweise der durch ebene Flächen begränzten Körper, wobei die isometrische und jene trimetrische Projection, nach welcher Mohs die Zeichnung seiner Krystallgestalten größtentheils ausführte, am geeigneten Orte erläutert werden.

Die dritte Abtheilung enthält die Curven, welche vorzugsweise im praktischen Leben, insbesondere in der Baukunst und der Mechanik Anwendung finden, wobei die Construction der Kettenlinien für die verschiedenen in der Praxis vorkommenden Bedingungen, sowie eine allgemeine Constructionsweise der Schneckenlinien besonders hervorzuheben ist.

Die vierte Abtheilung behandelt die krummen Flächen und die fünfte die schiefe und perspectivische Projection mit besonderer Rücksicht auf deren Anwendung zur Construction von Schatten und perspectivischer Bilder, Glanzpunkte und Spiegelbilder.

Der reiche und umfassende Inhalt, sowie die ausführliche und faßliche Behandlung desselben machen dieses Werk sowol als Leitfaden für den Unterricht besonders an technischen Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Jene vorzüglich geeignet, denen die rationelle Grundlage alles Zeichnens und Construirens Bedürfniß ist.

Für Leihbibliotheken, Lesecirkel und Privatbibliotheken.

Im Verlage des Unterzeichneten sind unlängst folgende vom Publicum und der Kritik gleich günstig aufgenommene Werke erschienen. Um deren Anschaffung zu erleichtern sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, die ganze Sammlung oder einzelne Werke aus derselben zu **sehr ermäßigten Preisen** zu liefern.

	Ladenpreis.
Cooper, J. Fenimore, Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Englischen von Dr. C. R. Bärmann. 2 Theile. Gr. 12. Geh.	3 Thlr.
Denkschriften und **Briefe** zur Charakteristik der Welt und Literatur (von Hofrath Dr. Dorow). 5 Bände. Mit vollständigem Namenregister. Gr. 8. Geh.	8¾ „
Erwin, F. Th. (Professor Franz Kugler), Der letzte Wendenfürst. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins. 2 Theile. Gr. 12. Geh.	2½ „
Fouqué, Fr. Baron **de la Motte,** Goethe und Einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte. Gr. 8. Geh.	½ „
Holtei, Karl v., Die beschuhte Katze. Ein Märchen in drei Acten mit Zwischenspielen. 12. Eleg. geh.	⅓ „
d'Israeli (Verf. von Vivian Grey), Henriette Temple. Eine Liebesgeschichte; dem Englischen nacherzählt von Dr. G. R. Bärmann. 3 Theile. Gr. 12. Eleg. geh.	3½ „
Italia. Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Andern. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit Titelkupfer. 8. Cart.	2 „
Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz v. Gaudy, Gayn, C. Fr. v. Rumohr, H. W. Schulze. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit Titelkupfer. 8. Cart.	2 „
Rügge, Theodor, Novellen und Skizzen. 3 Bände. Inhalt. 1ster Band: Die Spanier in London; Der Unversöhnliche; Absicht und Zufall; Der Candidat. — 2ter Band: Die Brüder; Rosinchen. — 3ter Band: Streifzüge durch Belgien; Der Retter. Gr. 12. Geh.	4 „
Sternberg, Emma v., Aus der Gegenwart. 8. Eleg. geh.	1 „
Die französische **Revolution** von 1789—1836. (Von H. Laube.) Gr. 12. Geh.	⅔ „
Temme, J. D. H., und **C. A. Körner,** Der Proceß Safarge; beleuchtet nach preußischem Strafrecht. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh.	1⅙ „
	33⅓ Thlr.

Alexander Duncker,
königlicher Hofbuchhändler in **Berlin.**

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die

Katholisch-theologische Facultät

an der

Universität zu Breslau.

Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

Digitized by Google

Goethe Götz von Berlichingen illustrirte Ausgabe.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die erste Lieferung einer illustrirten Prachtausgabe von

Goethe's Götz von Berlichingen.

Die Illustrationen sind nach Zeichnungen von Eugen Neureuther. Wir dürfen sie in Composition und Ausführung als vollkommen gelungen bezeichnen.

Diese schöne Ausgabe veröffentlichen wir in drei Lieferungen, von denen die

1ste Lieferung 2 Thlr., oder 3 Fl. 20 Kr.
2te " 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl. 20 Kr.
3te " 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl. 20 Kr.

das vollständige Werk 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 gGr.), oder 8 Fl.

kosten wird. Die zweite Lieferung erscheint Anfangs October, die dritte Mitte November, sodaß das Ganze noch vor Schluß dieses Jahres vollendet sein wird.

Diese Prachtausgabe reiht sich an die in gleicher oder ähnlicher Ausstattung früher erschienenen Editionen von Herder's Cid, Nibelungen-Noth, Homer's, Schiller's, Herder's, Platen's, Pyrker's, Klopstock's und Lessing's Werke in Einem Bande.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist erschienen:

Vom Herzen. Bilder des Lebens von **Ida.** 1 Thlr.

Alles durcheinander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungsannoncen, Räthseln und Späßen aller Art. 3 Bände. à 15 Sgr.

Odeum. Eine Auswahl von ernsten und launigen Gedichten, welche sich zum mündlichen Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Gesammelt und herausgegeben von **Cosmar.** 10 Bändchen. à 15 Sgr.

Zacharia's, Der Renommist, ein scherzhaftes Heldengedicht. Illustrirt von Hosemann. 12½ Sgr.

Rückert, Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. 2 Bände. à 20 Sgr.

Aschylos' Werke übersetzt von **Droysen.** 1½ Thlr.

Bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schweizerisches Familienbuch.

Herausgegeben
von
J. J. Reithard,
gewesenem evangelischen Schulinspector des Cantons Glarus.

Erster Jahrgang.

Gr. 8. Mit vielen lithographirten Bildern. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

Dieses Unternehmen des bekannten Volksschriftstellers und Dichters hat die Unterhaltung und Belehrung von Jung und Alt zum Zwecke, soll aber zum Unterschiede von so vielen andern Unterhaltungsblättern, Volks- und Jugendschriften nur solchen Stoff darbieten, welcher sich vorzugsweise der Jugend gegenüber, in sittlicher und christlicher Beziehung als gesunde Geistesnahrung rechtfertigen läßt.

Im Speciellen enthält das Familienbuch geist- und herzbildende Erzählungen, Schweizerische Geschichten und Sagen, Biographien, Reisebeschreibungen, Gedichte, Räthsel, Musikbeilagen, interessante und nützliche Miscellen und Notizen verschiedener Art. Die Mitwirkung einiger der anerkannt besten schweizerischen Dichter, Schriftsteller und Componisten erleichtert die Durchführung eines Unternehmens, dessen Bedürfniß gerade durch die Überfülle unzweckmäßiger Jugend- und Unterhaltungsschriften dringend geworden ist.

Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf eine

neue Ausgabe der neunten Auflage
des

Conversations-Lexikon.

Vollständig in **240 Wochen-Lieferungen** von 3 Bogen zu dem Preise von

2½ Ngr. = 2 gGr. = 9 Kr. Rhein. = 7½ Kr. C.-M.

Um dem **Conversations-Lexikon** eine noch größere Verbreitung zu geben und dessen Anschaffung zu erleichtern, veranstalte ich davon eine **neue Ausgabe in 240 Wochen-Lieferungen von 3 Bogen** und glaube dadurch dem Wunsche Vieler zu entsprechen, welche auf eine leichte Weise in den Besitz dieses so anerkannt nützlichen Werkes gelangen wollen. **Zu jeder Beziehung ist übrigens diese neue Ausgabe mit der ersten übereinstimmend.**

Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon können noch bis **Ende dieses Jahres** von meinem Unterbieten, diese gegen die neunte Auflage umzutauschen, unter den bekannten Bedingungen Gebrauch machen und diesen Umtausch durch jede Buchhandlung bewirken.

Von dem **Systematischen Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** sind bereits 36 Lieferungen erschienen und wird derselbe in **120 Lieferungen von 4—5 Blatt zu dem Preise von 6 Ngr. = 22 Kr. Rhein. = 18 Kr. C.-M.** vollständig sein.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für Literarische Unterhaltung“ und „Gäa“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen.

Elf Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Geschmackvolle typographische Einrichtung, Gediegenheit der Übersetzung und ein billiger Preis zeichnen diese Ausgabe gleich vortheilhaft aus.

Soeben ist bei uns erschienen:

Ferdinandi Handii

Tursellinus

seu

de particulis latinis commentarii.

Volumen IV.

Gr. 8. Preis 3¼ Thlr.

Der dritte Band ist im Jahre 1836 erschienen.

Leipzig, im November 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **E. Kummer** in Leipzig erscheint mit Beginn des nächsten Jahres:

Botanisches Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von Dr. **L. Rabenhorst**. Preis des ganzen Jahrgangs 2 Thlr. 20 Ngr.

Alle 14 Tage erscheint eine Nummer. Ein ausführlicher Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu haben.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Perlen europäischer Literatur.

8. Geh. 1 Thlr.

Zum Aufsuchen von Perlen möchte es kaum einer Anregung bedürfen; die Verlagshandlung macht es sich daher nur zur Pflicht, ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß jeder Gebildete in diesem Buche so manche schöne Perle finden wird, und daß sich das schön ausgestattete Werkchen seines gediegenen und sorgsam ausgewählten Inhalts wegen namentlich auch zu einer angenehmen und stets neu anziehenden Lectüre für Damen ganz besonders eignet.

Rulandt'sche Buchhandlung in **Merseburg**.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen:

Neues Schulgesangbuch

für die

allgemeinen Volksschulen des Cantons Zürich.

Vom

Zürcherischen Erziehungsrathe als obligatorisches Lehrmittel anerkannt.

Zweite unveränderte Auflage.

18½ Bogen. 10 Ngr., oder 36 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde. Erstes Heft. — A. u. d. T.: Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

Dieses für die morgenländische Münzkunde wichtige Werk wird in vier Heften, die der Verfasser innerhalb zwei Jahren zu liefern gedenkt, vollständig sein.

Digitized by Google

Vom Jahre 1843 an erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Robert Haas.

Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; Beilagen werden mit ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Elftes Heft. November.

Inhalt: Astronomischer, genealogischer und historischer Kalender auf den Monat December. — Die Entstehung und Ausbildung der Holzuhrmacherei des Schwarzwaldes. Von v. Pfaffenrath. — Charakterzüge, Sitten und Gebräuche der alten Deutschen. 1. Ursprüngliche Zustände. Von Fr. Schrader. — Lob des Bauers. Vom Pastor Ruhmer. — Denkschrift eines Handwerksmanns an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte. Von Heinrich Zschokke. — Über Landesverschönerung. Von Karl Preusker. — Deutscher Aberglaube. Vierte Gabe. Von Dr. Eduin Bauer. — Lehrweisheit König Ludwig's I. von Baiern und des preußischen Staatsministers v. Ancillon. — Grad und offen. Von Dr. J. N. Vogl. — Die schönsten deutschen Sprüchwörter von Robert Haas. — Einige treugemeinte Wünsche zur Steigerung des Gemeinwohls. Vom Pfarrer Franz Fresenius. — Genußsucht führt zum Diebstahl und Verderben. Von Karl Schwabhäuser. — Mannichfaltiges. Wirkung der Musik auf Thiere.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. Flemming** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Medicina pastoralis et ruralis.

Ein Hand- und Hülfsbuch für Seelsorger, Ärzte, Lehrer und Menschenfreunde. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und Erfahrung und nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. **E. W. Posner,** praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. 46 Bogen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Methodischer

Handatlas zum gründlichen Unterrichte

in der

Naturgeschichte

für Schüler höherer Lehranstalten

sowie zur Selbstbelehrung.

Von

August Menzel.

Obiger ganz eigenthümlich eingerichtete, in ganz neuer Art ausgeführte und ungemein billige Atlas, über welchen ausführliche Prospecte sowie Exemplare durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sind, erscheint in ungefähr 20 sechs- bis achtwöchentlichen Lieferungen von je 12 Tafeln à 5 Ngr., oder 18 Kr. Rhein., oder 10 Doppellieferungen von je 24 Tafeln à 10 Ngr., oder 36 Kr. Rhein. Dieses, verbunden mit der Einrichtung, dass die Abtheilungen des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs einzeln abgegeben werden, setzt auch den Unbemittelten in den Stand, denselben ohne Schwierigkeit anzuschaffen; überdies erhalten Lehrer auf je 12 Exemplare eins gratis. Dieser Atlas wird allen Herren Lehrern der Naturgeschichte als ein wichtiges Supplement zu den verschiedenen Lehrbüchern und Leitfaden der Naturgeschichte von grossem Werthe sein.

Naturgetreue

Abbildungen

und ausführliche Beschreibungen aller in- und ausländischen Gewächse,

welche die wichtigsten Producte

für Handel und Industrie liefern,

als naturgeschichtliche Begründung der mercantilischen Waarenkunde

von

Professor **J. F. C. Eichelberg.**

Dieses Werk hat 12 Lieferungen zu 6 colorirten Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr., oder 1 Fl. 18 Kr.

Naturgetreue

Abbildungen

und ausführliche Beschreibungen aller

für Handel und Industrie wichtigen Thiere

von

Professor **J. F. C. Eichelberg.**

Davon erscheinen 6 Hefte colorirt zu 6 Tafeln und 2 Bogen Text à 22½ Ngr., oder 1 Fl. 18 Kr. Dasselbe schwarz 12½ Ngr., oder 54 Kr.

Ferner ist bereits in zweiter sehr vermehrter und verbesserter Auflage theils erschienen, theils unter der Presse:

Methodischer Leitfaden
zum gründlichen

Unterricht in der Naturgeschichte

für höhere Lehranstalten.

Erster Theil: Thierkunde. Zweiter Theil: Botanik. Dritter Theil: Mineralogie.
8. à 10 Ngr., oder 40 Kr.

Meyer & Zeller in **Zürich.**

Neuer Roman.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaiser und Narr.

Historischer Roman
von
Heribert Rau.
Drei Theile.
Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Für Lehrer und insbesondere für Lehrerinnen der französischen Sprache.

Soeben ist erschienen:

Anleitung

zur Erlernung der französischen Sprache

nach der **Hamilton'schen Methode.**

Nebst einer Anweisung zum Unterricht nach dieser Methode von

O. von Steyber.

In vier Abtheilungen. 16. Geh. 1 Thlr.

Diese höchst praktische Anleitung wird namentlich Allen willkommen sein, welche jungen Mädchen Unterricht im Französischen zu geben haben, bei denen sich keine ganz streng wissenschaftliche Methode verfolgen läßt.

Bei Abnahme einer größern Anzahl Exemplare für den Gebrauch in Unterrichtsanstalten werden Freiexemplare bewilligt.

Leipzig, im November 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Weihnachtsgabe für **1845.** Taschenbuch von Oswald Marbach. In englischem Leinwandband auf feinstes Velinpapier. Preis 15 Ngr.

Der Reichthum von Aristophanes. Bearbeitet und erläutert von Oswald Marbach. Eleg. cartonnirt. Preis 10 Ngr.

König Oidipus von Sophokles. Bearbeitet und erläutert von Oswald Marbach. Eleg. cartonnirt. Preis 10 Ngr.

Antigone von Sophokles. Deutsch von Oswald Marbach. Brosch. Preis 5 Ngr.

Hippolytos nach Euripides. Von Oswald Marbach. Brosch. Preis 5 Ngr.

Papst und König, oder Manfred der Hohenstaufe. Tragödie von Oswald Marbach. Preis 5 Ngr.

Unsterblichkeit. Ein Sonettenkranz von Oswald Marbach. Eleg. brosch. Preis 3 Ngr.

Gegenwart und Zukunft der christlichen Religion. Von Oswald Marbach. Preis 1 Ngr.

Literatur- und Kunstbericht. Ostern 1844 bis Ostern 1845. Herabgesetzt von 2 Thlr. auf 10 Ngr.

Proben liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht vor.

Oswald Marbach's Selbstverlag.

CHRONOLOGIA SACRA.

Untersuchungen über das Geburtsjahr des Herrn und die Zeitrechnung des Alten und Neuen Testaments von *G. Seyffarth.*

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

ist an alle Buchhandlungen versendet und werden Theologen, wie alle Freunde und Forscher biblischer Wahrheit, auf diese interessante Erscheinung hierdurch aufmerksam gemacht.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Soeben wurden versendet:

1) **Minerva.** November 1845.

Inhalt: Charakteristiken der bedeutendsten politischen Schriftsteller Deutschlands. II. Veit Weber u. s. w. — Kulturbewegungen am Niederrhein. (2. Artikel.) — Der deutsche Binnenhandel. — Zeitbewegungen in Deutschland. (1. Artikel.) — Notizen zur Tagesgeschichte. — Randbemerkungen zu Kortüm's Zeitbetrachtungen.

(Das Decemberheft enthält unter andern Artikeln: **Über die Zukunft der sogenannten deutsch-katholischen Kirche.**)

2) **Miscellen** aus der neuesten ausländischen Literatur. Elftes Heft. 1845.

Bran'sche Buchhandlung in **Jena.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung

kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vom Jahre 1846 an wird auf Subscription erscheinen:

Historisch-biographisches

Handwörterbuch

nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet von

Dr. **J. H. Möller,**

Archivrath und Bibliothekar zu Gotha.

In vier Bänden. Lexikonformat.

Leipzig, Verlag von **Friedrich Fleischer.**

Da der dargebotene Stoff von hohem Interesse, sein Bearbeiter ein Gelehrter ist, der Vertrauen erweckt, und die Verlagshandlung nichts versäumen wird, um das Werk, so wie es versprochen, auch zu liefern, so darf es wol auf die Unterstützung des deutschen Publicums rechnen. Die Ausgabe geschieht in Halbbänden zu 25 Bogen, deren jeder 1½ Thlr. kosten wird. Die resp. Subscribenten werden vorgedruckt.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an und liefern eine gedruckte ausführliche Anzeige gratis.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist fortwährend von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von Dr. **Jos. Franck.**

Sechs Jahrgänge (1837—42). Mit Kupfern.

8. Eleg. cart. Ladenpreis 17 Thlr.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Dieses elegant ausgestattete Taschenbuch enthält Beiträge von Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gugkow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Laguisius, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zahlhaas.

Digitized by Google

Von uns ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Svenska medeltidens

Kloster-och Helgona-bok;

en samling af de äldste på svenska skrifne legender och äfventyr.

Efter gamla handskrifter af

George Stephens, Esq.

Häft I. *S. Patriks-Sagan.*

8. Stockholm. 1⅓ Thlr.

Bildet zugleich das zweite Heft des ersten Bandes von der Samlingar utgifna af svenska fornskrift-sällskapet, deren erstes Heft Flores och Blanzeflor enthaltend, ebenso viel kostet.

Leipzig, im November 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Phönizische Texte.

1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Punischen Texte im Poenulus des Plautus, kritisch gewürdigt und erklärt von

Dr. ***F. C. Movers,***

ordentlichem Professor an der Universität zu Breslau.

Gr. 8. Geh. 25 Sgr.

Berliner Jahrbücher

für

Erziehung und Unterricht.

Eine Monatsschrift.

Redigirt und herausgegeben von

Bloch, Böhm, Breter, Heime, Mücke, Meyer, Ferd. Schmidt und **Taatz,**

Lehrern in Berlin.

Jährlich 12 Hefte von circa 60 Bogen. 2⅔ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und königlich preußische Postämter zu beziehen.

In **Karl Gerold's** Verlag in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher

der Literatur.

Hundertelfter Band.

1845.

Juli. August. September.

Inhalt des hundertelften Bandes.

Art. I. Sechzehn den Orient betreffende historische und Reisewerke. — Art. II. 1) Beiträge zur darischen Geschichte von Franz Xav. Hene. Hermannstadt 1836. 2) Mémoire sur deux basreliefs mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie. Par M. *Félix Lajard.* Paris 1840. 3) Libellus aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae nuper repertae, edidit *F. Massmann.* Lipsiae 1841. (Schluß.) — Art. III. Didymi Chalcenteri opuscula edidit *Fr. Ritter.* Coloniae MDCCCXXXV. — Art. IV. 1) Strabonis Geographica. Recensuit *Gustavus Kramer.* Volumen I. Berolini 1844. 2) Fragmenta Libri VII. Geographicorum Strabonis Palatino-Vaticana illustrata a *Th. L. F. Tafel.* Tubingae 1844. 3) ΠΑΥΣΑΝΙΟΥ ΕΛΛΑΔΟΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ. Pausaniae Descriptio Graeciae. Recognovit *L. Dindorfius.* Gr. et lat. cum indice. Parisiis 1845. 4) Lettre à M. *Schorn*; Supplément au Catalogue des Artistes de l'Antiquité Grecque et Romaine; par M. *Raoul-Rochette.* Paris 1845. — Art. V. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. *Karl Lanz.* Erster und zweiter Band. Leipzig 1844—45. (Fortsetzung.) — Art. VI. Fromme Lieder von Friedrich Spee. Der heutigen Sprachweise angeeignet von Wilh. Smets. Crefeld, Gladbach und Rheydt 1845. — Art. VII. Tellus, oder die vorzüglichsten Thatsachen und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Von Dr. A. Sonnenburg. Mit zwei lithogr. Tafeln. Bremen 1845. — Art. VIII. Des Aeschylos Eumeniden. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald 1845.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXI.

Epigraphische Excurse von J. G. Seidl. (Fortsetzung.) — Anzeige.

***** M. G. Saphir's neuestes Werk. *****

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fliegendes Album

für

Ernst, Scherz, Humor

und

lebensfrohe Laune.

Von

M. G. Saphir.

2 Bände in 4 Abtheilungen.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

8. Geh. im Umschlag. Velinpapier.

Preis beider Bände 2⅔ Thlr. = 4 Fl. C.-M.

Einzeln 1ster Band: **Declamationssaal.**

1½ Thlr. = 2 Fl. 15 Kr. C.-M.

2ter Band: **Schwänke und Erzählungen.**

1⅓ Thlr. = 1 Fl. 45 Kr. C.-M.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waagen (G. F.),

Kunstwerke und Künstler in Deutschland.

Zweiter Theil. — A. u. d. T.:

Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Theil: „**Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken**", erschien 1843 und kostet ebenfalls 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Gäa“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Salmigondis.

Echo de la littérature française.

4 vols. Avec le portrait de M. de Lamartine.

Gr. in-8. Geh. 6 Thlr. Ein einzelner Band 2 Thlr.

Diese vier sehr starken Bände enthalten eine sehr reiche Auswahl anziehender Artikel der neuesten französischen Literatur. Novellen, Auszüge aus Romanen, interessante Bruchstücke aus historischen Werken, Reisebeschreibungen, Biographien, Sittenschilderungen, Proceße ernster wie komischer Art — kurz Alles was dazu beitragt, das lebendige Treiben im französischen Volke und seiner Literatur zur Anschauung zu bringen, wird in dieser Sammlung, mit Geschick ausgewählt, dem Leser geboten.

Leipzig, im December 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Bei Julius Groos in Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling in München.

Eine literarische und akademische Merkwürdigkeit.

Mit Verwandtem

von

Dr. J. Salat,

ordentlichem Professor an der ehemaligen Universität zu Landshut.

Zweites Heft. Mit Zugaben.

Gr. 8. Geh. Preis 1⅓ Thlr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Preis des früher erschienenen ersten Heftes 15 Ngr. (12 gGr.), oder 52 Kr.

Galerie berühmter Männer

des 19. Jahrhunderts

von

Gustav von Struve.

Erstes Heft. Gr. 8. Geh. Preis 12½ Ngr. (10 gGr.), oder 42 Kr.

Soeben erschien:

Byron's Don Juan,

übersetzt von

Otto Gildemeister.

2 Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Verlagshandlung glaubt auf diese neue Übersetzung des genialsten aller Byron'schen Werke mit um so größerm Rechte aufmerksam machen zu dürfen, als dieselbe — was Kenner unserer Übersetzungsliteratur nicht bestreiten werden — die erste ist, welche mit einem richtigen Verständniß des Originals, mit einer gewandten Anschmiegung an alle Eingelheiten desselben, eine dem deutschen Leser genießbare, fließende Sprache vereinigt, der man den Schweiß der Arbeit wenig anmerkt. Eine fortlaufende Reihe von Anmerkungen dient zur Erläuterung der politischen, literarischen und socialen Beziehungen des Gedichtes, welches durch diese Arbeit wahrhaft ein Eigenthum unserer Literatur geworden ist.

Bremen, im November 1845.

C. Schünemann's Verlag.

Wichtiges linguistisches Werk!

Bei Ed. Heynemann in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zigeuner

in Europa und Asien.

Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. A. F. Pott.

Zwei Bände. Gr. 8. Brosch. (65 Bogen.)

5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 gGr.)

☞ Da diesem Werke das **Institut royale de France** bereits in diesem Jahre **den vom Grafen Bolney ausgesetzten Preis für vergleichende Sprachkunde zuerkannt hat**, so dürfte eine Empfehlung des Buches von Seiten der Verlagshandlung als überflüssig erscheinen.

Bei uns ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

W. Wachsmuth's

Hellenische

Alterthumskunde.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zwei Bände.

Gr. 8. 8 Thlr.

Halle, im November 1845.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das

Evangelium Johannis

und

die neueste Hypothese über seine Entstehung.

Ein Beitrag

zur Kritik der Evangelien

von

J. H. A. Ebrard,

Dr. phil. Licent. und ausserord. Professor der Theologie zu Zürich.

8. 1 Thlr. 3 Ngr., oder 1 Fl. 56 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Digitized by Google

Im Verlage
von

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler in Berlin,

sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. W. Barthold,

Professor in Greifswald.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren.

Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts.

2 Bände. 8. Geh. 3 Thlr.

Selten nur dürfte man einem Buche mit solcher Sicherheit einen weit ausgedehnten Leserkreis versprechen können, als dieser trefflichen historischen Darstellung, die uns eine Fülle der bedeutendsten Personen und Begebenheiten aus einer der wichtigsten Zeitperioden zur Anschauung bringt. Der eigenthümlich fesselnde Reiz dieser höchst gelungenen Schilderung ist schwer zu beschreiben. An die wechselvollen Lebensereignisse eines der merkwürdigsten Abenteurer sich knüpfend, gibt sie uns ein vollständiges Bild des vorigen Jahrhunderts; sie läßt uns mit solcher Klarheit in das Treiben der höchsten und niedrigsten Gesellschaftskreise blicken, bietet so pikante Details in Betreff des damaligen Sittenzustandes und wirft ein so helles Licht auf manche dunkle Stellen jener intriguenreichen Zeit, daß man sich nur ungern von dem lebensvollen Gemälde trennt, und sich immer wieder angeregt fühlt, den Blick auf dasselbe zurückzuwenden.

C. G. Carus,

Leibarzt Sr. Majestät des Königs von Sachsen und Geh. Medicinalrath.

England und Schottland im Jahre 1844.

2 Theile. 8. Geh. 3¾ Thlr.

Die genannten Länder, welche der als geistreicher und scharfsichtiger Beobachter anerkannte Verfasser in verständem Werke schildert, hat derselbe in den günstigsten Verhältnissen, im Gefolge eines Kunst und Wissenschaft liebenden Monarchen durchreist, und es erschlossen sich ihm unter diesen Umständen Schätze der Anschauung, die nicht jedem Reisenden zugänglich sind. Mit dem ihm eigenen in die Tiefe gehenden Blicke betrachtet er was in Natur, Kunst und Industrie Schönes und Großartiges seiner Beobachtung sich darbietet, und zeichnet mit treffender Schärfe die charakteristische Physiognomie des merkwürdigen Inselreichs, dessen eigenstes Wesen er überall sich klar zu machen gestrebt hat.

Die fünfte Auflage von Geibel's Gedichten.

8. Sehr elegant geh. 2 Thlr., in engl. Einband mit Goldschnitt 2⅓ Thlr.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anfangsgründe der Physik.

Von

Andreas von Ettingshausen,

Doctor der Philosophie und der Medicin, Ritter des königlich dänischen Dannebrog-Ordens, k. k. Regierungsrath, Professor der Physik emer. Professor der höhern Mathematik an der k. k. Universität zu Wien ꝛc. ꝛc.

Zweite Auflage.

Mit fünf Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag brosch. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Wenn ein wissenschaftliches Werk in wenig mehr als Jahresfrist zur zweiten Auflage gelangt, so liegt darin gewiß ein unwiderlegbares Zeugniß seiner Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit, und es ergibt sich daraus die vollkommene Richtigkeit der Ansicht, „daß der in dem Buche betretene Weg den Forderungen zusage, welche Sachkenner an eine gründliche Behandlung der Elemente der Physik stellen". Übrigens handelte es sich bei dieser zweiten so schnell auf die erste folgende Auflage natürlich nicht um eine tief eingreifende Umarbeitung, dagegen benutzte der Herr Verfasser die zu Verbesserungen sich darbietende günstige Gelegenheit aufs beste, und war bestissen, „an dem Texte alle Änderungen anzubringen, welche bei der sorgfältigen Revision desselben die Wahrheit oder Schärfe der Darstellung zu fördern schienen".

Das große gebildete Publicum, welches seitdem durch die außerordentlichen Vorträge des Herrn Verfassers über physikalische Gegenstände Gelegenheit hatte, dessen tiefes und gründliches Wissen vereinigt mit ausgezeichneter Klarheit und Deutlichkeit des Lehrvortrags zu bewundern, wird diese vorzüglichen Eigenschaften auch in dem angezeigten Werke nicht vermissen.

Im Verlage von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen:

Die Kritik des gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Weidig.

Ein Beitrag zur Charakteristik der politischen Parteien und der Rechtszustände Deutschlands, nebst actenmäßigen Belegen, von Dr. **Friedrich Roellner.** Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 20 Ngr. (18 gGr.)

Der Proceß Weidig's hat die allgemeinste Aufmerksamkeit in Deutschland erregt; die politischen Parteien, die Ansichten über das deutsche Criminalverfahren treten bei der Beurtheilung jenes Processes schroff einander entgegen. Die vorliegende Schrift enthält nun eine **freimüthige** und **entschiedene** Kritik aller jener Ansichten von Seite eines Mannes, welchem die Acten über Weidig vorlagen, welcher lange Zeit in politischen Untersuchungen thätig und dadurch, sowie durch seine wissenschaftlichen Studien, vorzugsweise zu einer solchen Kritik und zu deren **Anwendung** für die Reform unserer deutschen Rechtszustände berufen war.

Digitized by Google

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage

von

F. A. Brockhaus in Leipzig

Gesammelte Schriften.

A. Lewald's

Gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

(Kann auch in vier Lieferungen à 3 Thlr. bezogen werden.)

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Vollständige Ausgabe in vierzehn Theilen.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Einzeln jeder Theil à 10 Ngr. unter besondern Titeln:

Die Nachbarn. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** — **Nina.** Zwei Theile. — **Das Haus.** Zwei Theile. — **Die Familie H.** — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile.

Dante Alighieri's Schriften.

Aus dem Italienischen

von

K. L. Kannegiesser, K. Witte und K. Förster.

Vollständig in acht Theilen.

Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 17 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die göttliche Komödie. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegiesser, K. Witte und K. Förster.** Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegiesser und K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Übersetzt und erläutert von **K. Förster.** 20 Ngr.

Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von **K. L. Kannegiesser.** Zwei Theile. 2 Thlr.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwölf Bände.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

(Kann auch in vier Lieferungen à 3 Thlr. bezogen werden.)

Inhalt: 1812. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisedecoratorie. — Vermischte Schriften. — Vermischte Gedichte. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Georg Forster's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's

von

G. G. Gervinus.

Neun Bände.

Mit 18 lithographirten Tafeln.

Gr. 12. Geh. 9 Thlr.

(Kann auch in drei Lieferungen à 3 Thlr. bezogen werden.)

Taschenbücher.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1846.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Mit dem Bildniß Jakob Grimm's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Ursula. Novelle von **A. von Sternberg.** — II. Der Schein trügt. Erzählung von **F. Dingelstedt.** — III. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Herlossohn von Jenny und Clementine. — IV. Die Sängerin. Novelle von **W. Martell.** — V. Sträflinge. Dorfgeschichte von **Berthold Auerbach.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind zur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—37 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von **J. Voigt.** — II. Graf Karl Friedrich Reinhard. Von **G. F. Gfrörer.** — III. Schloß und Schule von Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich. Von **C. Kolloff.** — IV. Geschichte der Londoner Finanzoperation während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich. Von **A. Kurgel.** — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von **K. Hagen.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.**, der erste bis fünfte Jahrgang zusammengenommen 5 Thlr., der sechste Jahrgang 3 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Preisherabsetzung.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von Dr. Jos. Franck.

Sechs Jahrgänge (1837—42). Mit Kupfern.

8. Eleg. cart. Ladenpreis 17 Thlr.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Dieses elegant ausgestattete Taschenbuch enthält Beiträge von **Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, H. Hahn, Holbein, Immermann, Lagusius, Maltitz, Nanassis, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zedlitz.**

Digitized by Google

Romantisches.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-litterarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geheftet.

Hiervon sind im Jahre 1845 neu erschienen:

XXXIX. XL. **Dante Alighieri's** prosaische Schriften. Mit Anmerkungen und Vita nuova. Uebersetzt von K. E. Kannegiesser. 2 Thle.

XLI. XLII. **Bremer** (Frederike). In Dalarne. Aus den Schwedischen. 20 Ngr.

XLIII—LII. **Sue** (Eugen). Der ewige Jude. Aus dem Französischen. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die früher erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer.** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomez.** Jane de Guiche. Uebersetzt von Mittler. 20 Ngr. — IV. **Dante.** Das neue Leben. Uebersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer.** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer.** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer.** Drei Novellen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer.** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles.** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante.** Lyrische Gedichte. Uebersetzt und vervollständigt von Kannegiesser und Witte. Zweite Auflage. 2 Thle. 12 Ngr. — XIV. **Tasso.** Der befreite Gottfried. Uebersetzt von Kyp. 1 Thlr. 15 Ngr. — XV. **Bremer.** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer.** Hertha und Fritz. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire.** Die Henriade, übersetzt von Tscheuschner. 1 Thlr. — XVIII. **Gudjon** III., Schauspiele, übersetzt von Oehlenschläger. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Ljoberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegiesser. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio.** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thle. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante.** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegiesser. Vierte Auflage. 2 Thle. 15 Ngr. — XXVI Geschichte der normannischen Eroberer Siciliens, Apuliens und Neapels von Thierry. 2 Thle. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Gonzalva Mendez's** Märchensammlung, übersetzt von Oehlenschläger. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer.** Ein Jugendbund. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso.** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Shakspeare's Leben und Sonette übersetzt von Mellin. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Jüdische Gedichte** in deutschen Nachbildungen von Ith. Herter. 2 Thle. — XXXVI. XXXVII. **Calderon de la Barca,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr.

Eine Lebensfrage.

Roman von der Verfasserin von „Clementine" und „Jenny".

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasserin beliebter Romane „**Clementine**" (18 2. 1 Thlr.) und „**Jenny**" (zwei Theile, 1843, 3 Thlr. 15 Ngr.) sind in demselben Verlage erschienen.

Kaiser und Narr.

Historischer Roman von

Heribert Rau.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit von

Adele Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geheftet. 3 Thlr.

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen.

Elf Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Cancan

eines deutschen Edelmanns.

Erster bis dritter Theil.

Gr. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Siebenter und achter Theil.

Gr. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Inhalt des siebenten Theils: Das poetische Gemüse. — William Lee's Rache. — Der blaue Reiter. — Der verhängnißvolle Ring. — Das Geldmädchen. — Der Todtgeglaubte von Solms. — Jochim Heinrich Komfey.

Inhalt des achten Theils: Cagliostro. — Die Geldschrankgeschichte. — Der Tod des Herrn von Gaste. — John Sheppard. — Louis Mandrin. — Antoine Minaret.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis sechste Theil jeder 2 Thlr.

Deutsche Märchen und Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von

J. W. Wolf.

Mit drei Kupfern.

Gr. 12. Geheftet. 3 Thlr.

Von dem Herausgeber erschienen 1843 ebendaselbst:

Niederländische Sagen.

Mit einem Kupfer.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Lyrisches und Dramatisches.

Balladen.

Von

Karl Beidtel.

8. Geheftet. 1 Thlr.

Gedichte eines Oesterreichers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die Psalmen

in Kirchenmelodien übergetragen von

F. A. Koethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Gedichte

von

Theodor Stamm.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Kauf der Ehre.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten von

Karl Beidtel.

8. Geheftet. 16 Ngr.

Künstler-Dramen

von

L. F. Deinhardstein.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Pigault Lebrun. — Bayard. — Salvator Rosa. — Hans Sachs. — Gutzkow in Berlin.

Als besonderer Abdruck wird einzeln erlassen:

Pigault Lebrun. Lustspiel in fünf Acten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Cola di Rienzi.

Trauerspiel von

Rudolf Kinner.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1845. № XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Ihs“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Diese Zeitung erscheint auch im Jahr 1846 unter der Redaction des Professors **Fr. Külan** in der bisherigen Weise. In den **Beilagen** wird dieselbe fortfahren, ausführlich **die wichtigsten Verhandlungen des gegenwärtigen sächsischen Landtags** mitzutheilen.

Alle Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen an, welche man zeitig zu machen bittet, um die Exemplare vollständig liefern zu können. Der vierteljährliche Abonnementspreis ist für Sachsen 2 Thlr., die Gebühren für **Inserate** aller Art betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

Leipzig, im December 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind erschienen:

The dramatic Works of William Shakspere.

With a Life and Glossary. Complete in 8 Volumes. 16.

Leipzig, Gebr. Schumann.

Geh. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Da noch niemals eine so billige Ausgabe der Shakspeare'schen Dramen in englischem Texte vorhanden gewesen, so bedarf diese neue Ausgabe keiner weitern Empfehlung. Jedes der 37 Schauspiele ist auch einzeln zu haben für 3 Sgr., oder 12 Kr. Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie und des Auslands.

Reformations-Geschichte.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland von Dr. Chr. G. Neudecker.

Zwei Theile. 1845. 94 Bogen. 3 Thlr.

Erster Theil: Vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Theil: Vom Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs bis auf unsere Tage.

Jeder gebildete Deutsche, dem das kirchliche Leben eine Sache von hoher Bedeutung ist, richtet mit dem lebendigsten Interesse seine Blicke auf die religiös-kirchlichen Bewegungen, welche sich jetzt in der evangelisch-protestantischen sowie hierarchisch-römischen Kirche gleich stark erhoben haben. Nur die Kenntniß des Geistes und Wesens sowie die bis auf den heutigen Tag erfolgte historische Entwickelung des evangelischen Protestantismus kann ein festes Urtheil und die Beruhigung gewähren, die jeder Gebildete bei den religiösen Wirren der Zeit sucht.

Das Werk lehrt treu und wahr was die Geschichte berichtet, und bietet so jedem gebildeten Protestanten das übersichtlichste und getreueste Geschichtswerk über die Reformationsgeschichte.

In den geachtetsten kritischen Blättern ward der Werth des Werks bereits anerkannt.

Die Ausstattung ist schön; der Preis ist billig gestellt: der Bogen 1 Ngr.

Soeben haben wir versandt:

Die neue Kirche und die alte Politik.

Von

Dr. Franz Schuselka.

Gr. 8. 23½ Bogen. Geh. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, 3. December 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.

Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes.

Von

C. G. H. Lentz,

Generalsuperintendent in Blankenburg.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 27 Ngr.

Das ganze Werk wird aus zwei Bänden, jeder Band in 3 Heften à 9 Ngr., bestehen.

Digitized by Google

Im Verlage von **BRAUMÜLLER & SEIDEL** in **Wien**
ist soeben erschienen:

Die

Grundlehren der Volkswirthschaft.

Von

Dr. Joseph Kudler,

k. k. wirkl. Regierungsrathe und Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Wien.

In zwei Bänden.

In Umschlag broschirt. 4 Thlr.

Bei dem lebhaften Interesse, mit welchem heutzutage Alles aufgenommen wird, was in das Gebiet der Industrie einschlägt, dürfte das vorliegende Werk, welches die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Völker wissenschaftlich bespricht, als willkommen anzusehen sein, um so mehr, weil es eine Lücke in der östreichischen Literatur ausfüllt, welche nur zu lange schon bedauert wurde. Indem in diesem Werke wichtige Zeitfragen: **über die Einrichtung des Gewerbswesens, den Getreidehandel, den Einfluß der Maschinen auf das ökonomische Wohl des Volkes, die Anwendung von Schutzmaßregeln für die einheimische Manufactur-Industrie, über Eisenbahnen, das Geld- und Bankwesen, den Papierhandel, das Creditwesen** u. s. f. behandelt werden, dürfte darin jeder Gebildete mannichfaltige Anregung zum weitern Nachdenken über diese und andere für den Volkswohlstand wichtige Einrichtungen finden. Der Benutzung dieses Buches dürfte es wesentlich Vorschub thun, daß der Herr Verfasser sich bemüht hat, auch schwierigern Untersuchungen eine solche Einkleidung zu geben, daß sie jedem gebildeten Geschäftsmann verständlich werden. Die Verlagshandlung hat nichts unterlassen, dieses Werk auch äußerlich ansprechend auszustatten.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „**Bibliographischen Anzeiger**" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

November. Heft 45—48.

Inhalt: **Jurisprudenz.** *Gneist*, Die formellen Verträge des neuern römischen Obligationenrechts. — *Phillipps*, Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. — *Stettler*, Staats- und Rechtsgeschichte des Cantons Bern. — *Wyss*, Geschichte des Concursprocesses der Stadt Zürich. — **Medicin.** *Martini*, Von dem Einflusse der Secretionsflüssigkeiten auf den menschlichen Körper. 1. Th. — *Mehliss*, Die Krankheiten des Zwerchfells des Menschen. — *Remak*, Diagnostische und pathogenetische Untersuchungen. — *Rumpelt*, Das Blei und seine Wirkungen auf den thierischen Körper. — **Anatomie und Physiologie.** *Hyrtl*, Vergleichend-anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere. — *Popp*, Untersuchungen über die Beschaffenheit des menschlichen Blutes in verschiedenen Krankheiten. — **Philosophie.** *Beneke*, Die neue Psychologie. — *de Rémusat*, De la philosophie allemande. — **Naturwissenschaften.** *Burmeister*, Genera insectorum. No. 8 und 9. — *Duponchel*, Catalogue méthodologique des Lépidoptères d'Europe. — *Erichson*, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands. — *Gussone*, Florae Siculae Synopsis. Vol. II. — *Hooker*, Species filicum. P. III. — *Koch*, Die Arachniden. 12. Bd. — *Marquart*, Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande. 1. Jahrg. — Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. No. 13—38. — *Redtenbacher*, Die Gattungen der deutschen Käfer-Fauna. — **Mathematische Wissenschaften.** *Dirksen*, Organon der gesammten transcendenten Analysis. 1. Bd. — **Staatswissenschaften.** *Fischer*, Des deutschen Volkes Noth und Klage. — *Schuselka*, Mittelmeer, Ost- und Nordsee. — Die Ökonomie der menschlichen Gesellschaften und das Finanzwesen. — **Geschichte.** *Hitzig*, Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. 1. Bd. — *Thiersch*, Apologie eines Philhellenen wider den Fürsten v. Pückler. — *Venedey*, England. 1. und 2. Bd.

Leipzig, im December 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **J. D. Sauerländer** in **Frankfurt a. M.** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geubel, Dr. **H. K.**, **Die physiologische Chemie der Pflanzen** mit Rücksicht auf Agricultur. Zugleich eine wissenschaftliche Widerlegung der Ansichten **Liebig's** und **Schleiden's**. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Gehäuse und sonstigen Gebilde der Mollusken in ihrem naturhistorischen oder anatomisch-physiologischen Verhalten, sowie ihre Nutzanwendung, ihr Vorkommen in Versteinerungen u. s. w. Geh. 15 Sgr., oder 48 Kr.

Grundriß der zoophysiologischen Chemie. Zugleich eine kritische Beleuchtung aller neuern physiologischen Theorien. Geh. 26⅔ Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr.

In diesen Schriften hat der Verfasser ein tieferes Verständniß besonders des organischen Chemismus gegeben, und durch eine genetische Auffassung der Bildungsprocesse sowol eine Reihe von Annahmen Liebig's widerlegt, als auch den organischen Chemismus in seinem eigenen Wesen, nicht blos in seinen anorganischen Voraussetzungen entwickelt. Wir können deshalb das wissenschaftliche Publicum auf diese Schriften als höchst interessante Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur aufmerksam machen.

Digitized by Google

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Sechster Jahrgang 1845. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile 2 Ngr. Beilagen werden für das Tausend mit ⅔ Thlr. berechnet.

November. Nr. 44—48.

Inhalt: Über die Veränderungen, welche die neue Kartoffelkrankheit in den Bestandtheilen der Kartoffeln hervorbringt, sowie über die Mittel, einen Stillstand der Krankheit in den ersten Stadien derselben zu bewirken. — Vorsichtsmaßregeln, die Ernte und Aufbewahrung der Kartoffeln betreffend. — Zur Kartoffelcultur. — Verhandlungen der Section für Ackerbau bei der neunten Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. — Empfehlung des Kartoffelsamens aus Samenäpfeln zur Gewinnung gesunder Samenkartoffeln. — Die Bereitung des Kartoffelmehls nach Hassenstein's Verfahren. — Die Kartoffelkrankheit, ihre Ursachen, und wie die erkrankten Kartoffeln zu behandeln sind. — Erntebericht aus dem Hannoverschen. — Das Verwerfen des Rindviehs und die Ursachen dieses Übels. — Gegen ein in der Düsseldorfer Zeitung empfohlenes Mittel, die Kartoffelkrankheit aufzuhalten. — Gegen die Empfehlung, die Luzerne mit Gräsern vermischt anzubauen. — Zur Bienenkunde. — Mittheilungen über Anbauversuche mit der Pimpinelle. — Gelegenheitsursachen des Kollers der Pferde und anderer Nervenkrankheiten der Thiere. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land,** Nr. 44—48.

Bei **C. B. Lucht** in **Hamburg** ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen.

Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht.

Von **Le Petit,** Dr. Preis 21 Ngr.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte
der

dramatischen Literatur und Kunst in Spanien.

Von

Adolf Friedrich von Schack.

Erster und zweiter Band. Gr. 8. Brosch. Preis 5⅓ Thlr., oder 9 Fl. 54 Kr.

In diesem Werke wird die reichste und glänzendste unter den dramatischen Literaturen Europas zum ersten Male in ihrem Entwickelungsgange von der ältesten bis auf die neueste Zeit dargestellt. Man findet darin nicht allein eine Charakteristik aller bedeutenden spanischen Dramatiker, sondern auch eine ausführliche ästhetische und kritische Würdigung ihrer Werke und Inhaltsanzeigen von den hervorragendsten derselben. Zugleich ist auf den Einfluß, welchen das spanische Theater während mehr als eines Jahrhunderts auf die Bühnen des übrigen Europa geübt hat, sowie auf die französischen, englischen, italienischen und deutschen Nachahmungen spanischer Originale bestandige Rücksicht genommen.

Bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pestalozzi's

Lienhard und Gertrud.

Ein

Buch für das Volk.

Die zwei ersten (populairen) Theile in einem Bande nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt.

Mit 13 Federzeichnungen von **H. Bendel** und einer Musikbeilage.

4. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Es ist wol unnöthig, diese von mehren Volksfreunden herausgegebene, jeder gewinnsüchtenden Speculation fern stehende, daher auch äußerst billige Prachtausgabe des ausgezeichneten Volksbuches ausführlicher zu empfehlen.

Zugleich machen wir alle Erzieher darauf aufmerksam, daß ein Auszug aus Pestalozzi's sämmtlichen Werken theils in einer schönen, theils in einer wohlfeilern Ausgabe unter der Presse sich befindet und noch vor der Jubelfeier Pestalozzi's erschienen wird.

Bei **Trautwein & Comp.** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Kritik der Broschüre:

Über die Existenz des Luft- und Wasserdrucks. In Beziehung zu den dagegen gemachten Einwürfen des Herrn Baron von Drieberg. Ein Beitrag zur neuern Physik. Von S. Sachs, königlichem Regierungs-Bauinspector in Berlin.

Oder:

Sind die Einwürfe des Herrn von Drieberg gegen die Existenz des Luft- und Wasserdrucks durch Herrn S. Sachs wirklich „beseitigt"?

Von Dr. **Neumann.** Brosch. Preis 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zur

Todtenfeier Dr. M. Luther's

am 18. Februar 1846.

Herausgegeben von

Dr. F. A. Koethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Inhalt: Luther's letzte Lebenstage und sein Testament. — Luther's Tod und Begräbniß, nach Berichten der Augenzeugen. — Dr. Bugenhagen's Leichenpredigt und Melanchthon's Gedächtnißrede. — Nachrichten von der Feier des 18. Februar 1646 und 1746. — Zwei Vorreden zu Luther's Todtenfeier im Jahre 1846.

Leipzig, im December 1845.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE
de la
LITTÉRATURE FRANÇAISE

Collection des meilleurs ouvrages anciens et modernes.

Format in-8. Papier vélin.

Etablir pour les hommes de goût une Bibliothèque vraiment choisie, et qui contienne les productions les plus remarquables de la littérature française ancienne et moderne, tel est le but que nous nous proposons d'atteindre en publiant cette collection.

Les soins apportés dans la correction des textes et dans l'exécution typographique nous sont un sûr garant que notre Bibliothèque pourra, sans craindre la comparaison, figurer convenablement auprès des éditions les plus estimées, publiées en France.

Le format que nous avons choisi, en nous permettant de renfermer dans un seul volume ce qui, dans les éditions de Paris et de Bruxelles, en forme souvent deux ou trois, nous met à même de faire jouir le public d'une réduction considérable dans le prix de vente.

Nous publierons tous les ouvrages que nous croirons dans le goût de notre pays; et quant à la propriété littéraire, que nous respecterons, nous offrons aux auteurs contemporains dont nous reproduisons les oeuvres, une part dans les bénéfices de notre opération.

Ouvrages publiés:

Sand, Indiana. **Edition autorisée par l'auteur.** 20 Ngr.

Molière, Oeuvres choisies. En 2 vols. Tome I. 20 Ngr.

Ferner versandten wir:

***Dumas (Alexandre)*, La Dame de Monsoreau.** Roman en 4 vols. In-8. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Diese elegante Ausgabe des neuesten Romans des berühmten Verfassers wird allen Freunden der neuern französischen Literatur willkommen sein; sie ist beiweitem billiger als die brüsseler Ausgaben es zu sein pflegen, und durch ihre saubere Ausstattung und Correctheit steht sie diesen wie den pariser Ausgaben in keiner Weise nach.

Leipzig, im December 1845.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen von den Unterzeichneten zu beziehen:

***Blanc, L.*, Rivoluzione francese.** Storia dei dieci anni 1830—1840. Tome VI. Prima versione dal Francese. 8. 23 Ngr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Dasselbe Werk complet in 6 Bänden 3 Thlr. 22 Ngr., oder 8 Fl. 24 Kr.

Canti di un Menestrello italiano. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

***Gioberti, V.*, Prolegomeni del Primato morale e civile degli Italiani.** Scritti dall' Autore. 1 Thlr. 24 Ngr., oder 3 Fl. 16 Kr.

***Thiers*, Storia del Consolato e dell' Impero di Napoleone.** Gr. 8. 3 Vol. 4 Thlr., oder 7 Fl.

Dasselbe Werk. Wohlfeile Ausgabe. Kl. 8. 3 Bände. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Saint-Priest, Alex. de (Comte et Pair de France), **Histoire de la chûte des Jésuites au dixhuitième Siècle** (1750—1782). 1 *Thlr.* 1 Ngr., oder 1 Fl. 52 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hymnen für Kinder.

Nach dem Englischen
von
Thekla von Gumpert.
Illustrirt
von
Ludwig Richter.

8. Geh. 2/3 Thlr.

Die Hymnen, die den Kindern hier geboten werden, bewegen sich in dem kindlichen Anschauungskreise und führen den empfänglichen Sinn zur Erkenntniß und Verehrung des Göttlichen im Leben und in der Natur. Eltern und Erzieher werden dem Fräulein v. Gumpert, welche diese Hymnen nach der **13ten Auflage** des englischen Originals in sinniger Sprache bearbeitet, sowie dem Professor Richter, der das Büchlein mit den schönsten Bildern geziert hat, ihren Dank nicht versagen. Der Verleger aber freut sich, der Kinderwelt

ein so wahrhaft treffliches und segenbringendes Büchlein

übergeben zu können.

Berlin, 1. December 1845.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. J. Ch. G. Jörg,
Welche Reform
der
Medicinalverfassung
des Königreichs Sachsen
fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft?

Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 094 024 189

Digitized by Google